Digitized by the Internet Archive
in 2019 with funding from
Getty Research Institute

https://archive.org/details/globusillustrier7818unse

Globus.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Chronik der Reisen und Geographische Zeitung.

Herausgegeben von

Karl Andree.

Deutsche Kolonialgesellschaft BERLIN

Siebenter Band.

Hildburghausen.

Verlag des Bibliographischen Instituts.

1865.

THE GETTY CENTER
LIBRARY

Inhaltsverzeichniß.

Europa.

Seite

Deutschland, Oesterreich und die Schweiz.

Die neue Grenze zwischen Jütland und Schleswig 192
Das Saterland und seine Bewohner. Von Hermann Meier. I. II. 274 301
Die Lüneburger Haide. Von Heinrich Jastram. I. II. . . 181 213
Das nordfränkische Bauernhaus. Von Archivrath Dr. Brückner . 59
Die Industrie Nürnbergs. Von Friedrich Brinkmann 11
Durch die Kassubei. Von Karl Ruß 234
Der Leba-See in Hinterpommern. Von Dr. Ernst Boll 284
Land und Leute am Frischen Haff. Von Friedrich Deutler . . . 82
Die Eishöhle bei Roth in der Eifel. Von Dr. Ernst Boll 146
Eine Sprachenkarte Preußens . . 192
Die Erzeugnisse des preußischen Berg- und Hüttenwesens . . 371
Volksschulunterricht in Leipzig . 128
Reisebilder aus dem Elschlande. Von Friedrich Brinkmann. III. 117
Die Lungauer im Salzburgischen . 128
Rhätische Gräber zu St. Ulrich in Gröden 256
Die am höchsten gelegene Kirche Deutschlands 160
Deutschlands Eisenbahnen zu Anfang 1865 383
Neue Karte von Mähren . . . 64
Petroleumquellen in Galizien . . 191
Die hohe Tatra und ihre Anwohner 33
Pflanzenleben in den ungarischen Wäldern 121
Kroatische Tischsitte 160
Von Baja bis Mehadia. Reiseerinnerung von A. Leist . . . 193

Seite

Baumwollenkultur in Oesterreich . 160
Eisenbahnpassagen über die Centralkette der Alpen. Von Major v. Abendroth. I. II. . . 311 334

Großbritannien und Irland.

Von Oban nach Staffa und Jona. Von Dr. Richard Andree . . . 77
Keltenthum und Germanenthum in Schottland. Von Dr. Richard Andree. I. II. 306 338
Ueberreste aus der Steinperiode in Nordschottland 256
Muschelhügel und vorhistorische Gräber in Nordschottland . . 288
Eröffnung eines altbritischen Grabes 256
Zahl der Fremden in England . 128
Eisenbahnen in Großbritannien und Irland 32
Eiereinfuhr nach England . . . 256
Eine gerichtliche Statistik Irlands 159

Frankreich.

Aus dem Volksleben in der Bretagne 367
Pflanzen und Thiere auf der Höhe des Mont Blanc 251
Aberglauben in Frankreich . . . 384
Land- und Stadtbevölkerung in Frankreich 256
Volksschulen in Paris 320
Frankreichs Eisenbahnen 192
Die direkten Eisenbahnfahrten zwischen Paris und Madrid . . . 64

Spanien und Italien.

Der Golf von Gibraltar. Von Moritz Willkomm 26

Seite

Von Alcoy über Alicante nach der Palmenstadt Elche 97
Von Orihuela nach Granada . . 225
Der Felsenpaß von Despeñaperros in der Sierra Morena. Von Moritz Willkomm 184
Die Zigeuner in Spanien . . . 268

Der Tunnel durch den Mont Cenis 96
Zur Statistik der Mönche und Nonnen in Italien 96
Pompeji und seine Bewohner. I. II. III. 1 43 65

Balkan-Halbinsel.

Serbien und seine Bewohner. Von A. Leist 161
Die tatarischen Colonien in Bulgarien 331
Die Zinzaren. Von A. Leist . . 370
Die Sklaverei im osmanischen Reiche 159
Die deutsch-evangelischen Gemeinden in den Donaufürstenthümern. Von A. Leist 305

Rußland.

Moskau's öffentliche Gebäude. Von V. Lohse 85
Ethnographisches Museum in Moskau 384
Alterthümerfund in südrussischen Kurganen 127
Nationalitätsstatistik Westrußlands 313
Radde's Reise in Swanetien 1864 319
Die Schutzpatrone der Russen. Von Dr. Hermann Schmidt . . . 377

Topographische Karte von Holland 256
Bevölkerung Schwedens . . . . —

Asien.

Vorderasien.

Aus Palästina 320
Ani, die alte Hauptstadt Armeniens 352
Pelly's Fahrten im Persischen Meerbusen 222

Ostindien.

Die Maharattenstadt Puna . . . 286
Die Bevölkerung der Präsidentschaft Bombay und die Missionen . . 124
Eine Mördergesellschaft in Indien 352

Das Opferfest des Dschagganatha zu Puri in Orissa, im Juni 1864 20
Wilde Stämme im südwestlichen Indien 189
Der südwestliche Theil von Ceylon. Von Ludw. K. Schmarda. I. II. 178 209

Seite

Hinterindien.

Die österreichischen Colonisationsversuche auf den Nikobaren . . 375
Plaudereien aus Hinterindien . . 252
Heinrich Mouhot's Wanderung nach Korat und nach Luang Phraban am Mekong im Lande der Laos 129
Ein Besuch bei den Stiengs in Nieder-Cochinchina 222

Ostasien.

Yeddo 295
Die alte Sternwarte der Jesuiten in Peking 287
Der Handelsverkehr auf dem Yangtsekiang 191
Die Religionen in China . . . 321
Aus dem Leben des Volkes in China 23 112
Baumwollenausfuhr aus China . 64
Die Insel Tsu-sima in der Koreastraße 219
Compagnie générale de l'Indo-Chine 319
Steinkohlen auf Sumatra . . . 254
Fortschritt der Civilisation im nördlichen Celebes 188
Der Telegraph zwischen Indien und Australien 157

Sibirien und Innerasien.

Alexander Michie zu Kiachta an der russisch-mongolischen Grenze 345
Michie über China, die Mongolei und Sibirien 243
Der sibirisch-amerikanische Telegraph 191
Ueber den sibirischen Telegraphen 255
Arminius Vambery's Schilderung der centralasiatischen Hauptstadt Buchara 278
Der Reisende Vambery (d. h. Vamberger) und die Stadt Samarkand im Chanate Buchara . . 31
Alexander Lehmanns Reise nach Buchara und Samarkand in den Jahren 1811 und 1812 . . . 48
Die Turkomanenstämme in Centralasien 190
Capitain Melville im buddhistischen Kloster Hissin 320

Afrika.

Der Norden und Nordwesten.

Das Wettrennen und die Messe in Algier. Von Alfred Lommatzsch 108
Bevölkerung der Stadt Algier . . 128
Die Wälder in Algerien . . . 381
Die Ritan; Anbau der Dattelpalme in Erdkesseln 64
Ein Besuch auf der Messe von Tanta in Aegypten. Von R. C. Pleimes 52
Bericht des Missionärs Jaques aus Sedhiou am Senegal 350
Ausfuhrprodukte vom Senegal . 191
Neue Nachrichten vom obern Niger 31
Krokodilthränen in Congo . . . 287

Nilquellengebiet und der Süden.

Eine Schilderung der Zustände im ägyptischen Sudan. Chartum und der Weiße Nil 63
Burton über das Problem der Nilquellen 94
Kulturgeographische Erläuterungen zu der Karte von Südafrika. Von Karl Andree. I. II. . 16 143
Der Handel Zanzibars im Jahre 1863 157
Thomas Baines' Reisen in Südwestafrika 249
Die Austrocknung des Innern von Südafrika 157
Krieg zwischen den Damaras und den Namaqua-Hottentoten . . 32
Des schwedischen Reisenden Anderssion Abenteuer unter den Damaras und Namaquas in Südwestafrika 348
Handel mit Straußfedern in der Capstadt 382

Afrikanische Inseln.

Unruhen auf Madagaskar . . . 221
Neue Nachrichten aus Madagaskar 95
Streifzüge an den Küsten von Madagaskar 257
Kaffeebau auf Nossi beh bei Madagaskar 254
Ein Besuch bei der Königin von Moheli auf den Comoro-Inseln 328
Von den maskarenischen Inseln . 221
Einweihung einer Kirche auf Mauritius 254
Cabo Girão und Cama de Lobos auf Madeira. Von Dr. A. Stübel 332

Amerika.

Nordamerika.

Capitain Halls Reise nach Frobishers Bay, 1860 bis 1862. . 315
Die Geologie Canada's 151
Einwanderung in Canada . . . 352
Weinbau in Canada 126
Handel der Colonien in britisch Nordamerika 1863 254
Eisenlager am Oberen See . . . —
Milton und Cheadle's Expedition durch die Felsengebirge . . . 244
Der neue Staat Nevada 223
Die deutsche Gesellschaft in Pennsylvanien 383
Aus den Berichten über die Petroleumquellen Pennsylvaniens . 191
Aus der Steinöl-Region in Nordamerika 220
Was hat der Unterjochungskrieg in Nordamerika schon gekostet? . . 158

Mittel- und Südamerika.

Kulturverhältnisse in Westindien . 246
Zustände auf der Insel Martinique 283
Einnahmen und Ausgaben der Staaten Mittel- u. Südamerika's 127
Die neue Verfassung in Venezuela 95
Aus Paul Marcoy's Reisen im Innern von Peru. I. II. III. . 202 289 353
Ein englischer Consulatsbericht über Peru 150
Leben in Chile 32
Die deutsch-evangelische Gemeinde in Montevideo 223
Estancialeben am La Plata . . . 383
Fortschritt in den Staaten am La Plata und Paraguay 96
Goldfelder in Catamarca entdeckt . 158
Der Naturforscher Bates zu Ega am Amazonenstrome. I. II. 139 174
Bates über das Delta des Amazonenstroms 244
Eine Karte des Amazonenstroms . 64
In den Einöden des Amazonenstromgebietes 286
Brasilianische Nachrichten . . . 223
Die brasilianische Akademie St. Paulo 223
Die deutsche Colonie Brusque in der brasilianischen Provinz St. Catharina 126
Die Verbrechercolonie in Cayenne 384
Die Schiffbarmachung des Tocantins 286
Schifffahrt auf dem Araguay und dem Tocantins 94
Dampfschifffahrt auf dem Ucayali und Pachitea 222
Erforschung des obern Parana . —.

Australien.

Der Continent.

Die Chinesen in Australien . . 148
Australische Nachrichten 127
Fortschritte in Australien . . . 351
Ein Giftstrauch Australiens . . 382
Panters und Martins Entdeckungen in Westaustralien 190
Australische Expeditionen . . . 255
Volksmenge von Südaustralien . 287
M'Douall Stuart über einige Sitten der Australier 245
Zur Statistik von Neu-Süd-Wales 158 382

Die Inseln.

Die Hongieflotten und die Missionäre in Neuguinea 369

	Seite
Fortschritt Tasmania's	157
Der letzte Tasmanier	320
Merkwürdige relig. Erscheinungen unter d. Eingeborn. Neuseelands	149
Auswanderung der Maoris auf Neuseeland	287
Von den Inseln der Südsee	95
Englisch-französische Rivalität im Großen Ocean. — Missionsangelegenheiten	255
Von den Marschallsinseln im Stillen Ocean	351

Allgemeines und Verschiedenes.

	Seite
Die Gegensätze zwischen Morgenland und Abendland	239
Sherard Osborns Vorschlag zur Erreichung des Nordpols	374
Lyells Eröffnungsrede der britischen Naturforscherversammlung zu Bath	54
Die europäische Auswanderung	242
Die deutsche Besiedlung Preußisch-Polens	383
Ueber die Auswanderung der Tscherkessen nach der Türkei	384
Prof. Phillips über das Alter des Menschengeschlechts	127
Neue Beweise für das hohe Alterthum des Menschengeschlechts	14
Die Beständigkeit der Menschentypen	188
Menschenseele und Thierseele	91
Die Pflanze und der Mensch	343
Die vergifteten Pfeile der Wilden	188
Branntweingenuß bei verschiedenen Völkern	159
Woher nahmen die Alten ihr Zinn?	245
Die Produktion der Edelmetalle	96
Silberabzug nach dem Orient	158
Bereicherung des zoologischen Gartens in Paris	128
Züchtung gezähmter Strauße in der Kapcolonie	287
Fossile Knochen im Delta des Sambesi	94
Entdeckung von Moaeiern in Neuseeland	287
Der Riesenalk	288
Die Cucujokäfer in Mexico	158
Heuschreckenfang in Kleinasien	254
Die Sardellenfischerei im Mittelmeer	382
Ungeziefer auf Cypern	—
Die k. k. österreichische geographische Gesellschaft zu Wien	128
Der österreichische Alpenverein	160
Das militärisch-geographische Institut in Wien	—
Verein für Landeskunde von Nieder-Oesterreich	383
Die geographische Gesellschaft zu London	224
Einfluß der Rotation der Erde auf den Lauf und die Uferbildung der Flüsse	128
Erdbeben	96
Russische geographische Werke	224
Photographisches Album der indischen Völker	384
Götzenbilderfabrik im frommen England	224
Das Wetter im Sprichwort	216

Personal-Nachrichten.

	Seite
Der Afrikareisende Graf Krokow 30	318
Neue Nachrichten von Herrn von Heuglin aus Chartum	31
Der Reisende Lejean	63
Robert Schomburgk	—
Richard Burton	94
Samuel Bakers afrikanische Reise 94	156
Nachrichten von Du Chaillu	156
Miani's Expedition	157
Capitän Speke u. die Mondgebirge	221
Der Reisende Pedro de Cieza de Leon	250
Der Afrikareisende Gerhard Rohlfs	319
Ein englischer Lord als indischer Götze	320
Friedrich Georg Wilhelm Struve	255
Kapitän Hanning Speke's Tod	93
Tod des Löwentödters Gerard	222
Tod des Afrikareisenden Dr. Baikie	319
Der Nachlaß Moritz v. Beurmanns	381
Tod des Dr. Hugh Falconer	—

Bücherbesprechungen.

Aus dem Orient von H. Brugsch	27
Afrikanische Studien von Werner Munzinger	88
Die preußische Expedition nach Ostasien von Gustav Spieß	125
Bavaria. Landes- und Völkerkunde des Königreichs Bayern	125
Atlas zur Industrie und Handelsgeographie von Klun u. Lange	125
Oesterreichische Revue 1864	126
Der große norddeutsche Canal zwischen Ostsee und Nordsee	126
Aus dem Natur- und Völkerleben im tropischen Amerika von Dr. K. v. Scherzer	153
Flußkarten der Donau und Theiß von Dr. Klun	316
Mittheilungen des österr. Alpenvereins von P. Grohmann	316
In den Voralpen. Skizzen aus Oberbayern	316
Vorschule der Völkerkunde u. Bildungsgeschichte von Dr. L. Diefenbach	317

Illustrationenverzeichniß.

Europa.

Deutschland und Ungarn.

	Seite
Grundriß eines nordfränkischen Bauernhauses	60
Ein nordfränkisches Bauernhaus	61
Die Tatra, von Poronin (von Norden) gesehen	33
Die Lomnitzer Spitze, gesehen von Hunsdorf	36
Das Koprovaer Thal mit den Smretschino Seen (im Hintergrunde der Mönch)	37
Slovakische Trachten	39
Slovakische Typen	40
Goralen aus der Tatra	41

Italien.

	Seite
Nachgrabungen in Pompeji unter Fiorelli's Leitung	1
Ausgrabungen in Pompeji	2
Plan von Pompeji	3
Eisenbahn in den Ruinen von Pompeji	4
Forum. Ruinen des Tempels der Venus in Pompeji	5
Das Forum in Pompeji	6
Straße; Haus mit Balkon. Pflaster, Läden in Pompeji	7
Ein Backofen mit Broten. Mahlmühle in Pompeji	8
Das nolaner Thor in Pompeji	9
Das wieder hergestellte herculanische Thor in Pompeji	10
Das Tepidarium in Pompeji	44
Restaurirte Ansicht vom Innern der Wohnung des Aedilen Pansa	45
Broncene Küchengeräthschaften in Pompeji	47
Peristyl des Hauses der Quästoren in Pompeji	65
Das Haus des Lucretius in Pompeji	66
Die neuen Ausgrabungen. Exedra im Hause des Siricus in Pompeji	67
Ariadne und Bacchus. Frescogemälde im Hause des Proculus in Pompeji	68
Achilles, bei den Töchtern des Lycomedes, wird von Ulysses überrascht. Frescogemälde im Hause des Proculus in Pompeji	69
Das kleine Theater in Pompeji	70
Das Amphitheater in Pompeji	71
Das Urtheil des Paris. Frescogemälde im Hause des Proculus in Pompeji	72
Pompejanische Kandelaber, Schmuck- und Toilettengegenstände	73
Pompejanische Lampen aus Terracotta und Bronce	75
Gypsabgüsse pompejanischer Leichen in Aschenformen	76

Spanien.

	Seite
Ruinen der Burg bei Chinchilla	97
Die Navaja	98
Ein Bauer aus der Umgegend von Alcoy	99
Auf dem Jahrmarkte in Alcoy	100
Umzug der Mohren und Christen auf der Jahresmesse zu Alcoy	101
Ein Mann aus Albacete	102
Straße in Albacete	103
Alicante	104
Frauen in Alicante	105
Lastträger im Hafen von Alicante	106
Bauern aus der Umgegend von Alicante	107
Der Felsenpaß von Despeñaperros	185
Bauer aus der Umgegend von Orihuela	225
Eine Figur aus Murcia	227
Schnitter in der Huerta von Murcia	228
Melonenverkäufer in Murcia	229
Ein Mädchen in Carthagena	230
Landleute bei Totana	231
Wasserträger in Lorca	232
Bauer aus der Umgegend von Granada	233
Eine Zigeunerin kocht sich das Frühstück	269
Zigeunerinnen in Diezma	272
Zigeuner in Totana	273

Türkei.

	Seite
Das letzte türkische Medschliß in Uschitza	161
Die Prinz Eugen-Ruine im verlassenen Türkenstadttheile Belgrads	164
Typen serbischer Türken	165
Serbische Karaula in der Drina	168
Die Bergfeste Uschitza in Serbien	169
Der türkische Gerichtshof in Uschitza	172
Weigerung der Türken, Sokol zu verlassen	173
Aquaeduct zwischen Orsowa und Mehadia	193
Walachische Typen aus dem Banat	196
Walachische Trachten aus dem Banat	197
Die Tatarencolonie Rabisch in Bulgarien	331

Asien.

Hinterindien.

	Seite
Hütte in Laos	129
Ueberraschung durch einen Leoparden	130
Frauen aus Laos	131
Ein Mann aus Laos	132
Eine Frau aus Laos	133
Heinrich Mouhot's Audienz zu Luang Phraban bei den beiden Königen zu Laos	135
Jagd auf ein Nashorn in den Wäldern von Laos	136
Der protestantische Friedhof in Bangkok	137

China und Japan.

	Seite
Die Herberge zu den Hühnerfedern in Peking	25
Chinesische Gerichtssitzung	113
Strafe des Halsblocks	114
Chinesischer Dieb, von Polizeisoldaten vor Gericht geschleppt	115
Die Strafe der Körperzerstückelung	116
Eine Gebetmühle	321
Büßer in einem buddhistischen Kloster	322
Weihrauch opfernder Bonze in einem buddhistischen Kloster	323
Der Himmelstempel in Peking	324
Buddhaverehrung im Kloster der tausend Lamas zu Peking	325
Haus in Yeddo	296
Vornehme Japanesen	297
Kaiserlicher Tempel in Yeddo	299
Friedhof der Adligen in Yeddo	300

Afrika.

Seite

Stammeszeichen von Negern 18 19 20

Madagaskar.

Naharta, ein Minister der Howa-Königin 257

Späher der Königin von Madagaskar 259
Ein Malgaschenkrieger 260
Eine madagassische Wittwe . . . 261
Vacoabaum (Pandanus utilis) . . 262
Gruppe von Ravinalbäumen (Urania speciosa) 263

Zwergpalme auf Madagaskar . . 264
Latanbaum auf Madagaskar . . 265

Dschumbe Suli, Königin der Comoro-Insel Moheli 328
Ein Baobab auf Moheli . . . 329

Amerika.

Peru.

Tempel des Viracocha 202
Crucifix in der Kirche von Combapata 203
Dorf Combapata in Peru . . . —
Maiskauen zur Chichabereitung . 204
Ein Nachtlager in Acopia . . . 205
Eine Huarnipampayrunacuna . 206
Torten-Verkäuferinnen in Acopia —
Eine Alströmerie in der Quebrada du Cuzco 207
Das Dorf Andajes 208
Der Circus vor dem Stadthause in Cuzco 289

Zuschauer beim Hahnenkampf . . 291
Hundefänger in Cuzco 292
Arbeitszimmer des Malers Raphael de la Cancha 293
Ein Altar auf den Straßen von Cuzco 294
Urabamba in Peru 353
Das Dorf Occobamba in Peru . 354
Hacienda de los Camotes im Thale von Occobamba 355
Die Schlucht von Occobamba in Peru 356
Uebergang über die Cordillere von Occobamba 357

Abendessen beim Gemeindevorstand im Dorfe Chaco in Peru . . 359
Der Garten der Hacienda de la Lechuza in Peru 360
Antis-Indianer vom Rio de Santa Ana in Peru 361
Der Antis-Indianer Simuco . 362
Fray Bobo und Fray Asnto . . 363
Fray Bobo liest Messe auf dem Strande von Cachuaris in Peru 364
Fray Bobo und seine Begleiter . 365
Der peruanische Lieutenant . . . 366
Der peruanische Kapitän nach dem Schiffbruch . . . . . —

Stahlstiche.

Der Golf von Gibraltar. Zu dem Artikel: Der Golf von Gibraltar 26
Der Kreml in Moskau. Zu dem Artikel: Moskau's öffentliche Gebäude 85
Gillemalle. Zu dem Artikel: Der südwestliche Theil von Ceylon. I. 178
Der Kaluganga. Zu dem Artikel: Der südwestliche Theil von Ceylon. II. 209
Cabo Girão. Zu dem Artikel: Cabo Girão und Cama de Lobos auf Madeira 332

Druck vom Bibliographischen Institut (M. Meyer) in Hildburghausen.

Pompeji und seine Bewohner.*)

I.

Der Vesuv und die campanische Küstenlandschaft. — Die Eisenbahnfahrt von Neapel nach Pompeji. — Die Lage der Stadt; ihr Charakter im Alterthum. — Das Erdbeben vom Jahre 63, und Wiederaufbau in modernem Styl. — Die große Katastrophe vom Jahre 79. — Geschichte der Ausgrabungen. — Die verschiedenen Methoden derselben. — Die Popina des Diomedes. — Das Forum. — Die Tempel des Jupiter und der Venus. — Malerische Zierrathen. — Die Basilica. — Die Thore und Straßen. — Leben und Treiben der Pompejaner.

Franz Löher hat vor einigen Wochen ein vortreffliches Buch herausgegeben: „Sicilien und Neapel" (München, bei Fleischmann). Er schildert, wie er den Vesuv bestieg, den Himmel auf Erden. Der Vesuv ist nur eben so hoch, daß sich in der Tiefe Alles schön übersichtlich zusammenrückt; er steht, wie ein stolzer König, für sich allein.

Nachgrabungen in Pompeji unter Fiorelli's Leitung. (Nach einer Photographie.)

auf dessen Höhe er einen unvergeßlichen Anblick hatte: hinunter in den Höllenkessel des Feuerberges, und hinaus in

Overbeck hat seinem, mit großem Fleiß und feinem Kunstverständniß gearbeiteten Werk eine Ansicht von Pom-

*) J. Overbeck, Professor in Leipzig, „Pompeji in seinen Gebäuden, Alterthümern und Kunstwerken, für Kunst- und Alterthumsfreunde dargestellt." Leipzig 1856, mit einer großen Menge schöner Abbildungen. — Marc Monnier, im Le Tour du Monde, Nr. 233 und 234.

peji aus der Vogelschau und eine Uebersichtskarte von Campanien beigegeben; beide orientiren sehr gut. Man hat den „Himmel auf Erden" vor sich, die prächtige Küstenlandschaft, in welcher das alte Pompeji liegt, zwischen den Flüssen Liris und Sarnus, das „glückliche Campanien". Ohne Frage bildet diese Gegend eine der herrlichsten und reichsten der Erde, ein Paradies an landschaftlicher Schönheit und Fruchtbarkeit. Das gilt namentlich von der Gestaderegion zwischen den beiden Vorgebirgen, welche den Golf

in längst vergangenen Zeiten Feuer gespien habe. Er war bis zum Gipfel mit Laubhölzern bestanden; alle Götter wohnten in diesen duftenden Wäldern, in den Weingärten und Rosengefilden; die glücklichen Menschen Campaniens wurden von keiner Sage über des Berges glühende Eingeweide geängstigt. Aber bald nach Anbeginn der Kaiserzeit in Rom begannen die Ausbrüche; sie waren im Jahre 79, als Herculanum und Pompeji verschüttet wurden, so furchtbar, daß der Dichter Martialis sagt, selbst für die Götter

Ausgrabungen in Pompeji. (Nach einer Photographie.)

von Neapel begrenzen, dem Kap Misenum mit den vorliegenden Inseln Prochyta und Ischia und dem Promontorium der Minerva mit dem Eiland Capri.

Diese Ebene ist von Bergen umgrenzt, aber nach Westen gegen das Meer hin offen und zugänglich für die feuchten und kühlenden Seewinde. In ihrer Mitte steigt der gewaltige Vulkan empor, den das Alterthum längst erloschen wähnte. Aus dem Aschengeröll und den kleinen Kratertiefen auf des Berges nacktem Haupte zog man den Schluß, daß er wohl

seien sie zu gräßlich gewesen, die Himmlischen hätten den Wunsch gehabt, daß für solche Verwüstung ihnen keine Macht zugetheilt gewesen wäre. Die Katastrophe war entsetzlich und hat ihres Gleichen nicht.

In unseren Tagen fährt man auf der Eisenbahn von Neapel nach Pompeji und bedarf dazu einer Stunde Zeit. Man wirft abwechselnd einen Blick auf den Vesuv oder auf

das blaue Meer, und eine klassische Erinnerung verdrängt die andere. Bajae, Bauli, Neapolis und Surrentum trugen schon im Alterthum fast dieselben Namen wie heute; da, wo nun Portici steht, lag Herculanum, wo Castellamare, das alte Stabiae. Aber der Feuerberg bot einen grünern Anblick.

Pompeji war nicht groß; Löher glaubt, es als „halb eine sicilianische Bauernstadt" bezeichnen zu können. Aber diese hatte eine wunderbar herrliche Lage im Hintergrund eines reizenden Thales, nicht weit vom Meer und in der municipale Autonomie, wir können sagen eine Selbstregierung. Der Senat bestand aus Decurionen; eine durch die Augustales repräsentirte Aristokratie entspricht den römischen Rittern; dann kam die Volksmasse, die Plebs. Die Pompejaner ernannten ihre eigenen Priester, beriefen Comitien ein, veröffentlichten ihre städtischen Gesetze, vertheilten die Steuern, hoben die Rekruten zum Kriegsdienste selber aus; sie hatten ihre Consuln, die Duumvires überwachten die Rechtspflege; auch Quästor und Aedilen fehlten nicht. Demnach war Pompeji nicht eigentlich eine Provinzialstadt

1. Straße der Gräber. — 2. Haus des Diomedes. — 3. Gräber der Familie Arria. — 4. Grabmal des Cejus Labeo. — 5. Triclinium funebre. — 6. Grabmal der Nereleja Tyche. — 7. Grabmal des Calventius. — 8. Grabmal des Lucius Libellus. — 9. Grabmal am Marmorthore. — 10. Das runde Grabmal. — 11. Das Grabmal des Umbricius Scaurus. — 12. Ein im Bau befindliches Grabmal. — 13. Ländliche Gastwirthschaft. — 14. Villa des Cicero (?). — 15. Das Haus mit den Mosaikfäulen. — 16. Der Richterstuhl. — 17. Das Grabmal mit Blumengewinden. — 18. Bude des Bildhauers. — 19. Grabmal des Terentius. — 20. Grabmal im Bau befindlich. — 21. Grabmal der Mammia. — 22. Unbestimmtes Grabmal. — 23. Schilderhaus (?). — 24. Das herculanische Thor. — 25. Thurm und Stadtmauer. — 26. Stufen zum Hinaufgehen an denselben. — 27. Thermopole. — 28. Gastwirthschaft des Albinus. — 29. Haus der Vestalinnen. — 30. Haus des Wundarztes. — 31. Zollstätte. — 32. Haus mit drei Stockwerken. — 33. Seifenhändler. — 34. Haus der Tänzerinnen. — 35. Brunnen. — 36. Oeffentliches Backhaus. — 37. Haus des Sallust. — 38. Bäckerei. — 39. Akademie der Musik. — 40. Haus des Polybius. — 41. Haus der Thermen. — 42. Haus des Pansa. — 43. Haus des tragischen Dichters. — 44. Oeffentliche Thermen. — 45. Straße des Mercur. — 46. Fullonica. — 47. Brunnen von Mosaik. — 48. Haus des Adonis. — 49. Haus des Apollo. — 50. Haus des Meleager. — 51. Haus des Centauren. — 52. Haus des Castor und Pollux. — 53. Das Haus mit dem Anker. — 54. Tempel und Straße der Fortuna. — 55. Haus des Faun. — 56. Das Haus mit der schwarzen Mauer. — 57. Das Haus mit Figuren an den Kapitellen. — 58. Das Haus des Großherzogs. — 59. Das Haus der Ariadne. — 60. Das Jägerhaus. — 61. Vico storto, das gewundene Gäßchen. — 62. Die Nachgrabungen der Gelehrten. — 63. Die Stabiästraße. — 64. Haus des Lucretius. — 65. Forum civile. — 66. Pantheon oder Tempel des Augustus (?). — 67. Saal des Senates. — 68. Tempel des Jupiter. — 69. Tempel des Mercur (?). — 70. Das Gebäude der Eumachia. — 71. Tempel der Venus. — 72. Basilica. — 73. Das Haus Championnet's. — 74. Curien. — 75. Straße des Ueberflusses. — 76. Das Haus mit dem Eber. — 77. Gäßchen der zwölf Götter. — 78. Theaterstraße. — 79. Stabische Thermen. — 80. Neue Nachgrabungen. — 81. Haus des Cornelius Rufus. — 82. Isistempel. — 83. Curia isiaca (?). — 84. Forum triangulare. — 85. Tempel des Herkules (?). — 86. Das große Theater. — 87. Das kleine Theater, Odeum. — 88. Quartier der Soldaten oder Gladiatoren. — 89. Amphitheater. — 90. Das Thor nach Stabiä. — 91. Das Thor nach Nuceria. — 92. Das Thor zum Sarnus. — 93. Das nolanische Thor. — 94. Das capuanische Thor. — 95. Das vesuvische Thor.

Nähe eines Flusses, des Sarnus, der freilich jetzt nur ein wenig bedeutender Bach ist. Die Bewohner trieben Handel und Gewerbe; Pompeji war eine Art von Stapelplatz für den Handel mit Nola, Nuceria und Atella; der zu ihm gehörende Hafen konnte auch Kriegsschiffe aufnehmen, und in ihm fand die Flotte des Publius Cornelius Schutz. Vornehme Römer, welche politischer Aufregungen müde waren, suchten Ruhe in dieser friedlichen Landstadt, selbst Cicero erwarb dort ein Haus mit Garten. Rom hatte die Pompejaner für römische Bürger erklärt, gestattete ihnen aber die im römischen Sinne, sondern bildete eine Art von eigenem Staat, ein Rom im Kleinen.

Schon im Jahre 63 war die Stadt von einem heftigen Erdbeben heimgesucht worden; mehrere Tempel und Theater, die Säulengänge am Forum, die Basilika, viele Häuser und Grabmäler stürzten ein. Die meisten Bewohner waren dann geflohen und hatten die besten Habe mit sich genommen; der Senat zögerte lange, bevor er seine Erlaubniß zum Wiederaufbau ertheilte. Nach und nach kamen die Pompejaner zurück, aber die Decurionen verfügten, daß die

Wiederherstellung zugleich eine Verjüngung und Modernisirung der Stadt sein müsse. Nun erhielten die Säulen am Forum neumodische Kapitäller; die römisch-korinthische Ordnung kam in fast allgemeine Aufnahme, und dadurch erhielt das Ganze einen andern Styl. Mit der Herstellung ging es gewiß ziemlich rasch von statten, denn als die Katastrophe vom Jahre 79 hereinbrach, standen schon wieder die Tempel des Jupiter, der Venus, der Isis und der Fortuna; die Theater waren in gutem Stande, die Häuser mit Gemälden geschmückt, und in den Straßen wogte ein munteres Leben und Treiben.

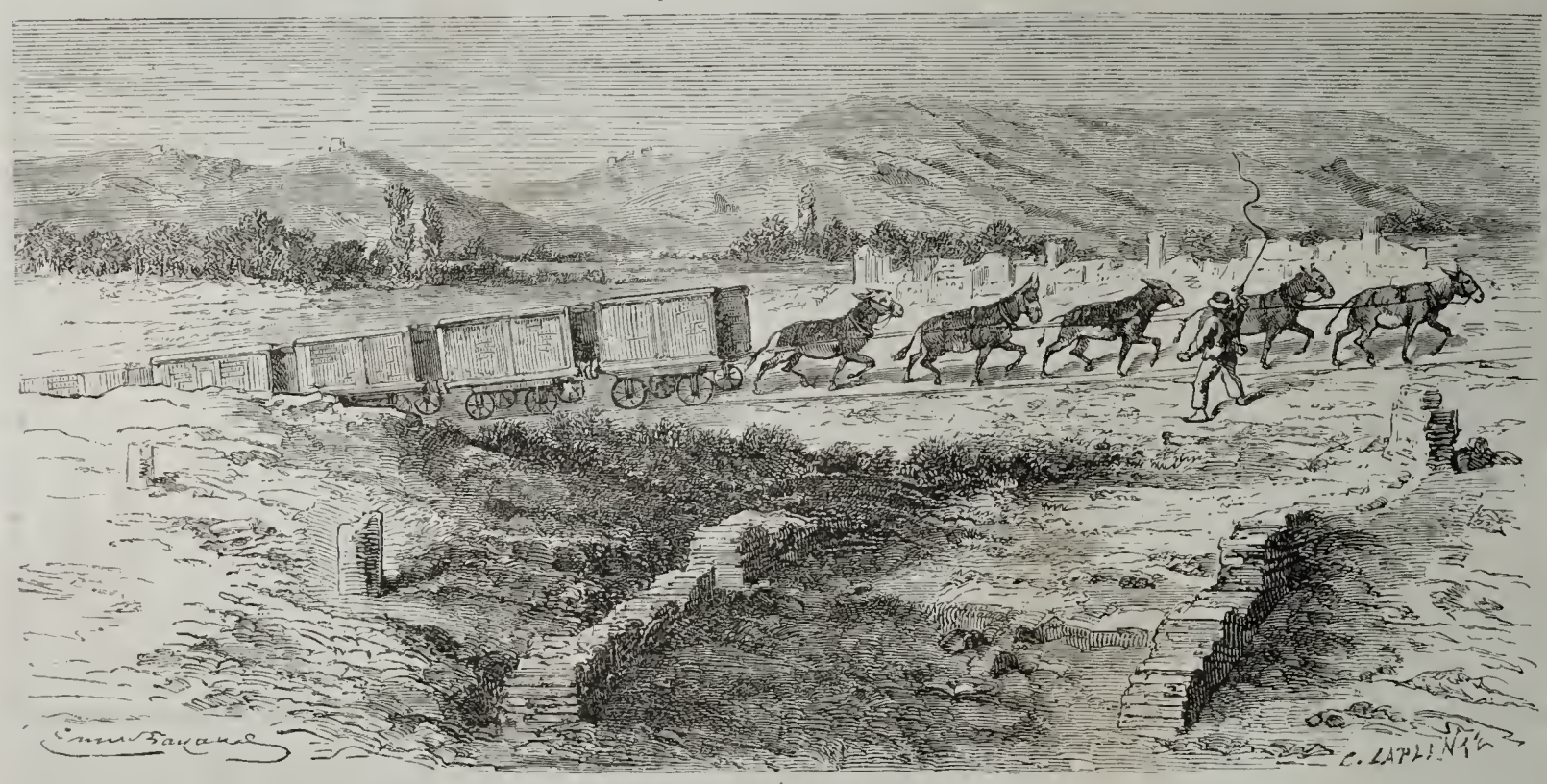
Pompeji wurde im Jahre 79 verschüttet. Aber nach Verlauf einiger Zeit kamen manche Einwohner nach der Stelle, wo einst ihre Heimath gewesen; sie gruben in die Asche hinein, um von ihrer zurückgelassenen Habe so viel als immer möglich zu retten, auch Diebe fanden sich in Menge ein. Wir wissen, daß Kaiser Titus den Plan hegte, allen Schutt entfernen und die Stadt in neuem Glanz erstehen zu lassen; auch schickte er zwei römische Senatoren an Ort und Stelle zum Zweck umfassender Voruntersuchungen. Es scheint aber, daß Arbeit und Kosten zu schwierig und zu hoch befunden wurden, denn der Plan wurde nicht ausgeführt. Die Imperatoren waren ohnehin von wichtigen Dingen vollauf in Anspruch genommen und dachten ferner nicht an die verschüttete Landstadt. Diese verschwand allmälig unter Wein- und Obstgärten und unter dichtem Gestrüpp.

Ein Jahrhundert nach dem andern rollte in den Schooß der Zeiten; Pompeji wurde vergessen und war verloren. Dann und wann forschte ein Gelehrter nach, aber nicht einmal der alte Platz konnte genau angegeben werden.

Da erhielt gegen Ende des 16. Jahrhunderts der Baumeister Fontana den Auftrag zum Anlegen eines unterirdischen Kanals, vermittelst dessen man das Wasser des Sarno nach Torre dell' Annunziata leiten wollte. Bei dieser Arbeit wurde Pompeji von einem Ende bis zum andern durchstochen; die Leitung durchbrach Mauern, zog in alten Straßen hin, traf auf alte Grundmauern, man fand auch Inschriften, aber noch dachte Niemand daran, daß hier die Stelle sei, an welcher ein Aschenregen die Stadt verschüttet hatte. Das mit einer Erdkruste bedeckte Amphitheater bildete einen regelmäßigen Graben; die Landleute, welche einen richtigern Treffer zeigten, als die Gelehrten, und bei denen auch wohl alte Ueberlieferungen nicht völlig in Abgang gekommen waren, sprachen von einer „Civita", sie bezeichneten damit das Terrain, wo die verschüttete Stadt gelegen.

Im Jahre 1748 trafen Weingärtner, welche den Boden tief aufwühlten, Spuren alter Gebäude und brachten einige Statuen ans Licht. Damals, während der Regierung König Karls III., war in Folge der Wiederentdeckung von Herculanum die Aufmerksamkeit der Gelehrten gespannt, und ein Ingenieuroberst, Rocco Alcubierre, bat um Erlaubniß, in Pompeji nachzugraben. Der König stellte ihm 12 Sträflinge zur Verfügung, und mit diesen begann er die Arbeit; aber volle acht Jahre verflossen, bevor man wußte, daß man auf Pompeji's Boden thätig war; man hatte Stabiä vermuthet.

Seit jener Zeit sind dann, allerdings mit Unterbrechungen, die Nachgrabungen fortgesetzt worden, aber lange Zeit ohne Plan, System und Methode. Der große Winckel-



Eisenbahn in den Ruinen von Pompeji. (Nach einer Photographie.)

mann sah einst den Arbeiten der Galeerensträflinge zu und schrieb dann: „Wenn das mit derselben Langsamkeit so weiter getrieben wird, dann haben unsere Nachkommen in der vierten Generation noch bei diesen Ausgrabungen zu thun." So ist es auch gekommen, und auch heute ist das alte Pompeji noch nicht zum dritten Theile aufgedeckt.

Kaiser Joseph II. war am 6. April 1786 in den Ruinen und äußerte gegen König Ferdinand IV. sein Bedauern darüber, daß man auf einen so wichtigen Gegenstand nur wenig Geld verwende und für die ganze Angelegenheit einen geringen Eifer zeige. Der Bourbon versprach, Alles solle besser gehen, hielt aber nicht Wort. Seitdem die Franzosen Neapel in Besitz genommen, wurden die Ausgrabungen rascher und mit mehr Nachdruck in Angriff genommen, und der Staat erwarb allen Grund und Boden, welcher Pompeji überdeckt. Im Jahre 1813 betrug die Zahl der Arbeiter 476. Bald aber zogen die Bourbons in Neapel wieder ein und kauften die unter Murat für den Staat erworbenen Ländereien wieder an sich; mit den Arbeiten ging es dann von Jahr zu Jahr schläfriger und zuletzt wurden sie

Forum. Ruinen des Tempels der Venus. (Nach einer Photographie.)

ganz wieder eingestellt. Nur dann und wann, falls etwa irgend ein gekröntes Haupt nach Neapel kam, ließ man eine Nachgrabung vornehmen, und dabei spielte man in folgender Weise Komödie. Eine Anzahl verschiedener Sachen, welche früheren Funden angehörten, wurde vorher an gewisse Punkte gelegt und mit Asche oder Bimsstein überdeckt; wenn dann der fürstliche Gast Pompeji besuchte, brachten die Aufseher jene Dinge zum Vorschein, und zwar in einer Weise, als ob man durch Zufall auf dieselben stoße.

Man entdeckte also nur wenig Neues, und vieles von dem, was zu Tage gefördert war, wurde verzettelt. König Ferdinand meinte, eine Jahresausgabe von 25,000 Lire sei zu viel für die Ausgrabungen, mit 10,000 jährlich könne man auch ausreichen! Diese armselige Summe ging aber durch viele Hände, an denen allen etwas hängen blieb; für die Arbeiten in Pompeji hatte man so viel wie nichts übrig.

Die Regierung des Königreichs Italien benimmt sich verständiger. Sie ernannte 1860 einen eifrigen und sachverständigen Gelehrten, Fiorelli, zum Direktor der Nachgrabungen. Diese wurden sofort mit Nachdruck betrieben, man brachte die Zahl der Arbeiter auf 700 und förderte binnen drei Jahren mehr, als während der vorhergegangenen dreißig. Nun wird Alles nach Regel und Methode betrieben; man zahlt beim Eintritt zwei Lire (Francs) und wird nicht mehr von einem Schwarme habgieriger Führer, Knaben und Bettler belästigt. Es ist ein kleines Museum gegründet worden, in welchem der Besucher einen Ueberblick der ausgegrabenen Gegenstände gewinnt; auch ist eine kleine Bibliothek vorhanden; man findet in ihr die Werke von Zahn, Overbeck, Mazois, Raoul Rochette, Gall, Breton ꝛc. und kann an Ort und Stelle über Pompeji nachschlagen. Geschickte Handwerker sind mit der Ausbesserung beschädigter Mauern beschäftigt; Künstler restauriren an Marmor und Bronce, und Padiglione verfertigt jetzt ein wunderbar genaues Modell der Ruinen aus Korkholz. Mit gesteigerter Theilnahme sieht der Beschauer stundenlang den Arbeitern zu.

Bei den Nachgrabungen ist man nicht immer gleichmäßig zu Werke gegangen. Unter Karl III. grub man auf gutes Glück ein, nahm heraus, was man fand, und verschüttete die Löcher wieder. So bekam man kostbare Gegenstände für das Museum, zerstörte aber Pompeji. Als man endlich wußte, daß es sich um eine Stadt handle, beliebte man eine andere Methode, die allerdings besser war und nach und nach vervollkommnet wurde. Man nahm den Boden an mehreren Stellen zugleich in Angriff, so daß die Arbeiter einander entgegen kamen, durchschnitt Hügel und legte Straßen blos. Aber das letztere geschah von unten her, auf der Bodenfläche, und während man Asche und Bimsstein fortschaffte, erfolgten nicht selten Einstürze, durch welche manche Monumente in bedauernswerther Weise beschädigt wurden. Der obere Theil der Häuser, vom Dach an, sank zusammen; was zerbrechlich war, zerbrach. Fiorelli verfährt zweckmäßiger. Er beginnt die Ausgrabungen nicht an der Bodenfläche, sondern legt oben auf dem Hügel den Lauf der Gassen aus, zwischen Bäumen und beackertem Lande hin; so gewinnt er große Vierecke, und diese bezeichnen die mit Schutt überdeckten Häuserinseln. Die Erde wird also oben weggeschafft und auf einer zu diesem Zwecke gebauten Eisenbahn fortgebracht; Lokomotiven hat man nicht nöthig, denn die Bahn ist abschüssig, und die entleerten Wägen werden von Maulthieren zurückgebracht. (S. 4.)

Das Forum. (Nach einer Photographie.)

Unsere Abbildungen zeigen, in welcher Weise man dabei zu Werke geht, und auch, wie die Ausgrabungen in Angriff genommen werden. Die Männer lockern vermittelst der Hacke oder eines Spatens den Schutt auf, und eine Menge junger Mädchen füllt ihn in Körbe, um ihn fortzutragen. Diese Arbeiterinnen waren früher in den Fabriken der Umgend beschäftigt, als aber der hohen Baumwollenpreise wegen das Geschäft ins Stocken gerieth, fanden sie bei den Ausgrabungen Verwendung. So wirkt der Unterjochungskrieg, welchen die Yankees gegen die conföderirten Südstaaten unternommen haben, bis in die Ruinen von Pompeji hinein. Diese Arbeiterinnen nahmen sich in ihren heltfarbigen, nicht selten durchlöcherten Kleidern malerisch genug aus. Wären nicht Fremde in modern europäischer Tracht in dieser Trümmerstadt, so könnte man sich in der That ins Alterthum zurückversetzt wähnen; denn die Arbeiter beiderlei Geschlechts, mit ihrer urthümlichen Bekleidung, stören nicht etwa, son-

dern tragen dazu bei, dem Bild einen antiken Anstrich zu geben. Wir befinden uns inmitten einer virgilischen Landschaft, zwischen Blumen und Rebgewinden, unter klarem, blauem Himmel; der Vesuv raucht und unwillkürlich fragen wir uns, ob die arbeitenden Mädchen nicht etwa Sklavinnen des Aedilen Pansa oder des Duumvir Holconius seien?

Bevor wir eine Wanderung durch die Stadt selber antreten, gehen wir in die Popina des Diomedes. Sie ist eine ganz modern eingerichtete Speise- und Schankwirthschaft, hat aber den Reisenden zu lieb, die doch gern von vorne herein antik angeheimelt sein wollen, den alterthümlichen Namen angenommen. Man trinkt angeblichen Falerderselben frei umhergehen, wie ein alter Pompejaner. Zuerst erblickt man eine Arkade und eine „Madonnennische"; in dieser steht aber keine Madonna, sondern eine Minerva. Unter der Arkade sind große Magazinräume, alte Waarenlager. Weiter kommt man in eine ansteigende, gepflasterte Straße, geht zwischen dem Tempel der Venus und der Basilika hindurch und ist nun auf dem Forum. Beim ersten Anblick bemerkt man nur ein längliches Viereck, das im Hintergrunde von einem regelmäßigen, zwischen zwei Arkaden sich erhebenden Hügel geschlossen erscheint; zur Rechten und Linken laufen Säulengänge zwischen Säulenschäften und zertrümmerten Gebäuden; Steinhaufen deuten auf alte Altäre oder Untergestelle für Standbilder. Im Hintergrunde des Bildes raucht der Vesuv.

Straße; Haus mit Balkon. Pflaster, Läden. (Nach einer Photographie.)

nerwein, der in Neapel vom Chemiker Scala fabricirt wird, auf guten Glauben für ächtes Gewächs; wer ein römisches jentaculum verlangt, wird vom Kellner mit einem Beafsteak bedient und erhält dazu Kartoffeln, von welchen die alten Pompejaner sich nichts träumen ließen.

Nun steigt man über die Schutt- und Aschenhügel, welche vor den Ruinen liegen; von diesen hat man noch nichts gesehen. Nachdem man zwei Lire gezahlt, wird man durch einen Drehbaum eingelassen und dann von einem uniformirten Führer begleitet; er beaufsichtigt die Fremden, besonders die „Landsleute Lord Elgins", darf aber keinerlei Gebühr fordern. Das kann man vermittelst der überall angebrachten Maueranschläge in einem halben Dutzend Sprachen lesen.

Also man befindet sich jetzt in der Stadt und kann in

Nachdem wir einen Gesammteindruck gewonnen haben, betrachten wir die Einzelnheiten. Die cannelirten Säulen sind aus Casertastein, Tuff oder Ziegelstein, mit Stucco bekleidet, und stehen zwei Stufen höher als die Fläche des Platzes. Unterhalb der niedrigsten Stufe läuft die Gosse hin. Diese Säulen trugen eine Gallerie, zu welcher man auf einer engen, steilen Treppe hinaufstieg; diese ist noch vorhanden; die obere Gallerie war, wie es scheint, bedeckt, und auf ihr lustwandelten die Frauen. Auf der ersten Säulenreihe ruhte eine zweite, welche wahrscheinlich von den Monumenten unterbrochen war. Das Pflaster ist von Travertin.

Wir stehen vor den Ruinen des Tempels, der sich auf einem Podium (Basament) erhob und nach Norden gerichtet

ist. Man gelangt zu ihm vermittelst eines Auftrittes (Perron), welcher im Centrum eine Platform durchschneidet, auf der vielleicht ein Altar stand. Auf dem Podium gewahren wir Spuren von 12 Säulen, welche den vordern Portieus, das Pronaos, bildeten. Zur Rechten und Linken des Auftritts haben Statuen gestanden, wahrscheinlich Kolossalstandbilder. Hinter dem Pronaos sehen wir den Platz der Cella, von welcher aber nur das Mosaikpflaster und die Mauern vorhanden sind. An den mit Stucco bekleideten Mauern gewahren wir noch hübsche Ziermalereien.

Aber welchem Gotte war dieser Tempel geweiht? Man sagt, dem Jupiter, weil man Bruchstücke einer Kolossalsäule dort gefunden hat, welche möglicherweise den Beherrscher der Götter und Menschen darstellt. Auch förderte man

Auf der östlichen Seite dieses öffentlichen Platzes sehen wir vier öffentliche Gebäude, und zwar von Süden nach Norden den Palast der Eumachia, den Tempel der Minerva, den Versammlungssaal des Senats und das Pantheon. Auf der weitern Wanderung von Norden nach Süden gewahren wir zuerst einen ziemlich langen Portieus, der östlich auf das Forum stößt; man meint, er sei eine Poecile gewesen, oder ein Museum, oder ein Getreidespeicher ꝛc., ist also über seine eigentliche Bestimmung noch im Unklaren. Hinter der Poecile findet man kleine, zum Theil gewölbte Gemächer, in welchen Gerippe ausgegraben worden sind; man meint, sie seien Gefängnisse gewesen. Weiter nach abwärts zieht sich, am Forum hin, die Seitenmauer des Tempels der Venus; sie war Schutzgöttin der Stadt.

Ein Backofen mit Bröten. Mahlmühle. (Nach einer Photographie.)

Fragmente von Stein und Bronce zu Tage, die an den Extremitäten nicht zerbrochen, wohl aber auf allen Seiten geglättet und derart verfertigt sind, daß man sie aufhängen konnte. Es waren Votivopfer.

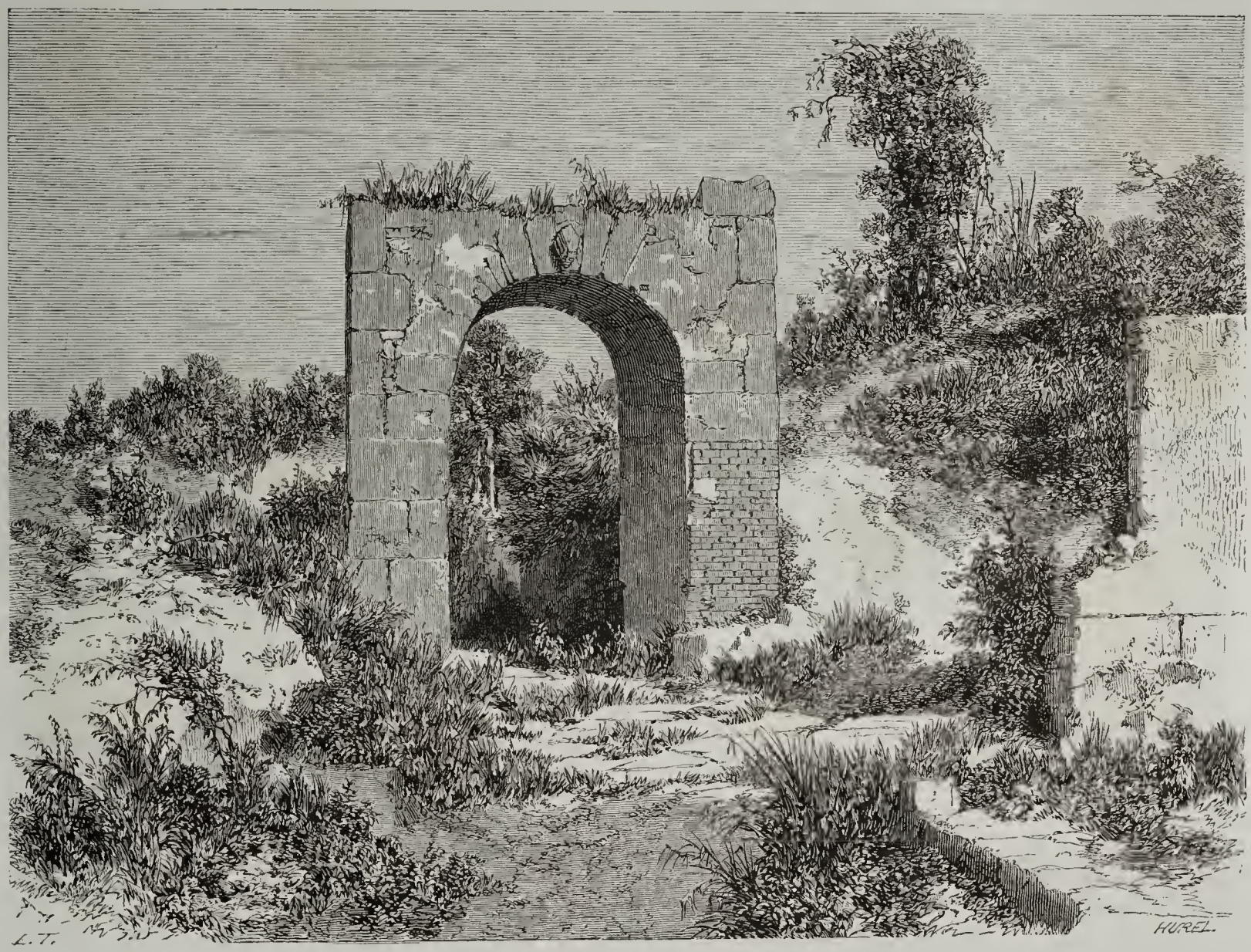
Zu beiden Seiten dieses, wir wollen' sagen Jupitertempels, stehen, wie schon bemerkt, Arkaden. Jene zur Linken ist ein gewölbtes Thor, aber zu niedrig und so weit vorgerückt, daß es dem andern nicht recht entspricht und die Symmetrie in diesem Theile des Forums stört. Die andere Arkade ist offenbar ein Triumphbogen, von dem wir aber nur noch das Backsteingeripp, einige Nischen und Spuren von Halbsäulen erkennen. Man könnte aber den Marmor und die Statuen leicht hinzufügen. Uebrigens zeigt dieses Monument von schlechtem Styl. So also finden wir den Hintergrund des Forum.

Der Eingang zu diesen Ruinen, den schönsten Pompeji's, liegt in der benachbarten Straße, welche wir schon durchwandert haben. Overbeck entwirft (S. 85 ff.) eine sehr anschauliche Darstellung. Durch jenen Eingang tritt man in den geräumigen Umgang, den Peribolos, und steht unter einem im Durchschnitt vier Meter breiten, ringsumlaufenden, bedeckten Umgang von 48 Säulen. Man hat vor sich den Hauptaltar, der seiner Gestalt nach nicht für Blut- und Brandopfer geeignet war, sondern nur für Spenden von Früchten, Kuchen und Weihrauch; denn die Opfer für die Venus waren unblutig. Hinter dem Altare erhebt sich mit vorliegender Freitreppe von 13 Stufen die bedeutende Basis des Tempelbaues. Dieser muß einst einen überaus prächtigen und zierlichen Anblick gewährt haben; 28 Säulen umgeben die Cella; die Decke der Vorhalle wird von sechs Säulen

in der Front und außerdem von je vier zu beiden Seiten getragen. Ein Theil des Fußbodens ist mit farbiger Mosaik bekleidet; die Wände der Cella sind mit einfachen Feldern bemalt. Die vielen kleinen Gemächer, welche hinter dem Peribolos liegen, waren wohl Wohnungen für die Priester.

Sehr reich ist die malerische Ausschmückung dieses Tempels. Gleich die Säulen und das über ihnen liegende Gebälk zeigen lebhafte Bemalung; die ursprünglich dorischen Säulen sind vermittelst einer Tünche in korinthische verwandelt worden, um mit den Säulen des Tempels zu harmoniren. Wir finden die Wände des bedeckten Umgangs, welche nach der Seite des Forum hin Nischen von verschiedener Tiefe bilden, mit geschmackvollen architektonischen Perspektiven bemalt, welche letzteren sonst in Pompeji nur selten vorkommen. Bemerkenswerth ist das in der Mitte in einen eigenen Rahmen eingeschlossene Viereck; dieses enthielt ein Tafelgemälde auf Holz, das bei der Verschüttung verbrannt ist. Hier haben wir ein Zeugniß dafür, daß die beiden Arten der Malerei: auf den Kalk und auf einzulassende Tafeln, in Pompeji in gemischtem Gebrauche waren, wenn auch nur ausnahmsweise. Aber die schönsten Gemälde finden wir in den außerhalb des Tempelhofes befindlichen Gemächern, den Priesterwohnungen. Unter denselben kann eins als herrlich bezeichnet werden. Es stellt den jugendschönen Bacchus dar, wie er sich auf Silen stützt; während jener den Inhalt eines Weinbechers auf einen Panther ausschüttet, spielt Silen die Leier; musikalische Begeisterung ist mit der baechischen verbunden. —

Am südwestlichen Theile des Forums steht die Basilica; sie ist durch die oben erwähnte Straße vom Venustempel getrennt. Ueber die Bestimmung des Gebäudes kann kein Zweifel obwalten; zum Ueberfluß haben müssige Leute das Wort Pasilica oder Bassiliea mit Messern eingekratzt. Rom überkam die Basilica, die königliche Halle, aus Griechenland nicht vor 184 v. Chr. Ihrem Grundprincip nach ist sie nur eine bedeckte Halle, welche Schutz gegen Sonne und Regen bot und für den Verkehr bestimmt war. Später verband man mit diesen antiken Börsen eine Gerichtsstätte (Tribunal), welche am hintern Ende etwas erhöht und abgetrennt angebracht wurde, häufig in einer eigenen herausgebauten Nische, der Absis, in welcher der Prätor mit seinen Leuten sich aufhielt und von wo aus er



Das nolaner Thor in Pompeji. (Nach einer Photographie.)

das ganze Treiben des Verkehrs übersehen konnte. Die Christen haben in Rom mehrere antike Basiliken als Kirchen benutzt und ähnliche neue Gebäude mit einigen, für ihre gottesdienstlichen Zwecke passenden Veränderungen gebaut.

In der Basilica zu Pompeji hat offenbar ein reges Leben geherrscht; der weite Raum war mit den Hauptgebäuden der Stadt umgeben, nämlich drei Tempeln, den Tribunalen, Gefängnissen ꝛc. und von allen Seiten geschlossen; man sieht noch die Falzen und Rillen für die Fallgatter; er war mit Statuen, Triumphbogen und Säulengängen geschmückt; dort fanden sich Geschäftsleute und Müssiggänger zusammen, er bildete Corso und Boulevard, er ist gleichsam das Herz der Stadt gewesen.

Pompeji zählte acht Thore; vielleicht noch ein neuntes auf der dem Meere zugekehrten Seite. Das nolanische Thor scheint aus sehr alter Zeit herzurühren; das herkulanische ist jünger, hat aber trotzdem mehr gelitten, denn der Bogen ist eingestürzt. Unser Bild zeigt, wie es einst ausgesehen. Von den drei Eingängen waren die zu beiden Seiten der großen Pforte für Fußgänger bestimmt; jene mittlere konnte man durch ein Fallgatter schließen; dieses scheint aber lange Zeit nicht mehr benutzt worden zu sein, denn in den Falzen findet man noch die Stuccobekleidung; Pompeji war keine Festung mehr.

Ein Blick auf unsern Plan kann zeigen, wie viel oder wie wenig von dem alten Pompeji bis jetzt wieder zu Tage gebracht worden ist. Der weiße Raum zeigt, was noch zu thun bleibt; rechts, unten an der Ecke, hat man das Amphitheater bloß gelegt; das Uebrige bildet einen mit Weingelände und Gärten bedeckten Raum. Zur Linken sehen wir Linien, welche Straßen vorstellen, oder Monumente und öffentliche Plätze. Den Gassen hat man ganz beliebige Namen beigelegt, z. B. des Ueberflusses, der zwölf Götter, des Mercur, der Fortuna, der Fortunata ꝛc., und die Benennungen der Häuser sind wo möglich noch viel willkürlicher.

Die Straßen von Pompeji haben keinen schönen oder mannigfaltigen Anblick dargeboten, und keine ist über 23 Fuß breit. Die Vorderseite hat fast nur glatte Wände, eine nur wenig verzierte Eingangsthür und kleine Fenster im obern, ausnahmsweise auch wohl im untern Geschosse. Das antike Haus war ein Innenbau und hing mit dem Straßenverkehr wesentlich nur durch die Eingangsthür zusammen. Enge Gassen hielt man, des Schattens wegen, für gesunder als breite. Der Fahrweg, agger, war schmal, denn viel Fuhrwerk gebrauchte man nicht; an der Seite liefen margines, Gehwege, Fußwege, die man jetzt auch in Deutschland albern genug Trottoirs (also Trottwege) nennt. Der Fahrweg ist mit Lavablöcken sorgfältig gepflastert, auch haben sie für die querübergehenden Fußgänger Trittsteine. Die Gehwege mußten von den Hausbesitzern angelegt und unterhalten werden; je nach dem Wohlstande derselben sind sie gewürfelt, oder von gestampfter Erde oder aus einer rohen Steinmosaik, dem sogenannten opus signinum. An den hohen Seitensteinen sind oft Löcher angebracht, damit die Landleute, welche zur Stadt kamen, dort ihre Kühe und Esel anbinden konnten. An den Gehwegen liefen auch Abzugsrinnen, welche das Regenwasser in einen unterirdischen Kanal ableiteten; dieser ging bis vor die Stadt hinaus.

Leben erhielten die Häuserfronten durch die zahlreichen Läden, welche das Erdgeschoß einnahmen. Sie waren weit geöffnet zu Kauf und Verkauf, unterbrachen die Einförmigkeit der kahlen Façaden, bringen Abwechslung von Licht und Schatten hervor. Dazu kamen die Brunnen und sonstige kleinere Monumente, und das Ganze macht durch die helle Tünche und vielerlei Malerei auf den Außenwänden einen heitern Eindruck. Der Gewürzkrämer, der Weinschenk, der Verkäufer von Lebensmitteln saß in seinem offenen Laden, in dessen Mauerwand steinerne Absätze angebracht waren, und auf welchen seine Waaren so lagen oder standen, daß der Vorübergehende sah, was feil geboten wurde. Es wird vor den Auslegebrettern lebhaft genug hergegangen sein, denn der Südländer spricht laut und gestikulirt viel; man

Das wieder hergestellte herculanische Thor. (Nach einer Photographie.)

kann das in Neapel vortrefflich beobachten. Diese Verkaufsläden stehen jetzt verödet, aber an den Schildern sehen wir, wer die Inhaber waren. Eine Ziege von Terra cotta zeigt an, wo Milch verkauft wurde; ein von einem Esel gedrehter Mühlstein, wo ein Müller Mehl feil bot; zwei hintereinander gehende Männer tragen auf einer Stange eine Amphora; dort war Wein zu haben. In anderen Läden, die kein Schild hatten, fand man Handwerksgeräthe, in einem Hause der herculanensischen Straße z. B. Hämmer, Zangen, eiserne Reife, eine Wagenschraube und eine Radfelge; dort hat ein Schmied gewohnt. Bei einem Töpfer findet man einen merkwürdigen Ofen, dessen Wölbung aus hohlen, in einander geschachtelten Kielen von Terra cotta hergestellt ist. In einer Barbierbude sehen wir noch den steinernen Sitz, auf welchem die Kunden bedient wurden. Die Parfumeriebuden sind zahlreich gewesen; zwei Apotheken haben als Aushängeschild eine Schlange (das Attribut Aesculaps), welche einen Tannzapfen frißt; bei ihnen fand man Pillen, Phiolen mit eingetrockneten Flüssigkeiten und eine Büchse aus Bronce mit verschiedenen Abtheilungen; eine derselben

diente für den Spatel. Bei einem Wundarzt fand man eine ganze Sammlung chirurgischer Werkzeuge, welche jetzt im Museum zu Neapel ausgestellt sind, und zwar nicht weniger als 300 Stück. Diese reiche Sammlung beweist, daß die Alten sehr geschickte Chirurgen waren und eine Menge von Instrumenten hatten, die man für Erfindungen der neuern Zeit zu halten geneigt war. Beim Farbenhändler hat man 14 Gerippe gefunden; der Bildhauer war vollauf beschäftigt, als der Unglückstag hereinbrach, denn man fand bei ihm noch eine Anzahl unfertiger Marmorstatuetten, Meissel, Feilen und anderes Geräth.

Pompeji also hatte seine Künstler, aber auch viele Handwerker, unter denen die Walker eine angesehene Körperschaft bildeten; ihr großes Werkhaus, die Fullonica, ist noch vorhanden. Ein Oelhändler hatte einen sehr eleganten Laden in der Straße, welche zum Odeon führt; sein Ladentisch bestand aus grünem und weißem Marmor. Bei der Ausgrabung ergab sich, daß in acht Gefäßen noch flüssiges oder wenigstens klebriges Olivenöl vorhanden war. Die zahlreichen Thermopolen vertraten die Stelle unserer Kaffeehäuser; man verkaufte dort warme Getränke und gewürzte Weine; die Denopolen entsprechen unseren Schenken, die Popinae unseren Garküchen niedriger Art; in diese schickten die Priester zum Verkaufe, was ihnen von den gespendeten Opfergaben übrig blieb. In der herculanensischen Straße ist eine Bäckerei, welche den ganzen innern Raum des Hauses einnimmt; im Hofe standen vier Mühlen, deren Steine vermittelst einer hölzernen Vorrichtung von Menschen oder Eseln in Bewegung gesetzt wurden. Fiorelli hat unlängst einen Bäckerofen ausgegraben, der so gut verschlossen war, daß auch nicht eine Spur von Asche eindrang; in demselben lagen nicht weniger als 81, allerdings nun etwas altbackene Brote, durchaus wohlerhalten, genau so wie sie der Bäcker Anno 79 am 23. November hineingeschoben hatte. Fiorelli war entzückt über diesen Fund, kroch selbst in den Ofen und reichte die einzelnen Brote heraus. Sie sind hart und schwarz, rund, in der Mitte etwas eingedrückt, wogen etwa ein Pfund (1204 Grammes), und haben acht Abtheilungsstriche. In Sicilien wird noch heute eine ganz ähnliche Art von Brot gebacken.

Denken wir uns alles bisher Geschilderte als ein Gesammtbild, so können wir uns vorstellen, daß die Straßen Pompeji's belebt genug waren. Aus den oberen Stockwerken der Häuser, die nun zumeist eingestürzt sind, konnte man dieselben übersehen, denn sie hatten Fenster nach außen, übertretende Balkons, die bedeckt waren, und lange Gänge. Die Hausfrau ließ von dort herab ihren Korb, in welchen die mit Gemüse ꝛc. handelnden Männer und Frauen ihre Waare legten. Genau so geschieht es heute noch in Neapel. (S. Globus, I, 306, das Bild.) Brunnen fehlten nicht; die Mauern waren mit allerlei Ankündigungen bedeckt, durch welche man dem Mangel von Zeitungsannoncen abhalf. Wir lesen Empfehlungen verschiedener Art; eine Anzahl von Bürgern schlägt den oder jenen Candidaten zum Amt eines Aedilen oder Duumvir vor; eine andere Ankündigung enthält das Programm für die Schauspiele im Amphitheater, nacht die Gladiatoren namhaft, sagt, daß für Erfrischungen ausreichende Vorkehrungen getroffen seien. Man bietet Zimmer zum Vermiethen aus.

Auch „Narrenhände beschmierten Wände". So liest man: „Der Lastträger Oppius ist ein Dieb!" Ein Anderer schreibt: „Unter dem Consulate des L. Nonius Asprenas und des A. Plotius ist mir ein Eselfüllen geboren worden." Auch vor Verunreinigung der Straßen wird gewarnt.

Die Industrie Nürnbergs.

Von **Friedrich Brinkmann.***)

Die Industrie Nürnbergs hat sich viel später als der Handel zu regen begonnen und ist erst durch die Antriebe, welche sie von diesem erhielt, zu bedeutenden Leistungen geführt worden. Vor dem Ende des 13. Jahrhunderts ist von ihr wenig bemerklich, von da an aber entwickelte sie sich rasch, erreichte gleichzeitig mit dem Handel ihren Culminationspunkt und blieb hinfort eine der erheblichsten Quellen desselben, auch nachdem die übrigen immer mehr zu versiechen angefangen hatten.

Die Abnahme, welche der Handel im 17. und 18. Jahrhundert erfuhr, und die herben Schicksale, welche in dieser Zeit die Stadt überhaupt trafen, übten natürlich auch auf die Gewerbe einen zerrüttenden Einfluß aus, und wenngleich sie niemals so herabsanken, wie der Handel, so wurde Nürnberg doch immer mehr auch in dieser Beziehung von anderen Städten überflügelt. In unserm Jahrhundert ist denn nun mit dem Handel auch die Industrie von neuem aufgeblüht, und zwar in einem Grade, daß, wenn das alte Nürnberg vorwiegend Handelsstadt war, das neue vorwiegend Industriestadt ist und voraussichtlich auf diesem Gebiete seine schönste Zukunft liegt.

Nach dieser kurzen Uebersicht über den Verlauf der Entwicklung von Nürnbergs Industrie, woraus hervorgeht, wie eng diese sich immer dem Handel angeschlossen hat, wollen wir ein allgemeines Bild der alten Gewerbthätigkeit geben, wie sie sich etwa zur Zeit der höchsten Blüthe entfaltet haben mochte, und ihr ein solches von der Gegenwart folgen lassen.

Zu den vielen Uebereinstimmungspunkten zwischen dem Handel und der Industrie des alten Nürnbergs gehört auch der, daß, wie jener, so auch diese sich durch eine gewisse Allseitigkeit auszeichnete. Während in Augsburg, dessen Entwicklung trotz mancher Aehnlichkeiten doch noch häufiger den Gegensatz zu Nürnberg bildet, das Gewerbe der Weber dermaßen allen anderen über den Kopf wuchs, daß ihre Zunft im Jahre 1466 an 700 Meister zählte, sehen wir in Nürnberg eine bunte Mannigfaltigkeit von Gewerben ein reiches Leben in gegenseitigem Wetteifer entfalten. Dieser Charakter tritt namentlich in der ältern Zeit hervor. Zu den ältesten Gewerben gehören nämlich die Müller, Bierbrauer, Böttcher, Gerber, Färber, Tuchscheerer, Hufschmiede, Gold- und Silberschmiede, Juweliere, Messerschmiede, Rothschmiede (eins der kunstfertigsten), Schlosser, Klempner u. a. m. Im Ganzen gab es noch im Jahre 1621 hier 96 Handwerke mit 3428 Meistern.

So wenig nun aber auch ein einziges Gewerbe über die anderen emporwucherte, so läßt sich doch anderntheils nicht verkennen, daß in dem Maße, wie das ganze Gewerbsleben sich entwickelte und seinem Höhepunkte sich näherte, eine ge-

*) Dieser Aufsatz vervollständigt, wie wir schon früher sagten, die Darstellungen des Herrn Verfassers. Er verliert dadurch, daß wir ihn erst jetzt mittheilen, nichts an Werth und bildet ohnehin ein in sich abgerundetes Ganzes.

wisse Gattung von Gewerben mit einer besondern Vorliebe und besonders großem Erfolge betrieben wurde, diejenigen nämlich, welche ein größeres Maß von Verstand, Geschicklichkeit, Geschmack und Erfindungsgabe erfordern und daher dem Gebiete der Kunst am nächsten liegen, zum Theil auch schon Kunstsinn und Kunsttalent voraussetzen, und diese Vorliebe für die feinere und schwierigere Art von Gewerben ist ein zweiter Charakterzug der alten Industrie Nürnbergs, der namentlich zur Zeit ihrer Blüthe sich mit besonderer Entschiedenheit geltend macht. So erfreuten sich eines besondern Rufes die nürnberger Gold- und Silberschmiede, deren Zunft Lente, wie den Vater Albrecht Dürers, diesen selbst zu Anfang seiner Laufbahn, und den berühmtesten Goldschmied seiner Zeit, Wenzel Jamitzer († 1586), zu den Ihrigen zählte; die Rothgießer, aus welchen ein Peter Vischer hervorging; die Messer- und Klingenschmiede; die Waffenschmiede, welche, seit Nürnberg die „Hammerwerkfreiheit" erhalten hatte (1398), viel „Wehr und Waffen" fertigten zur besondern Freude der deutschen Kaiser; die Harnischpolierer, aus derselben Zeit herrührend; die Schlosser, die zugleich die alten Thurmuhrwerke verfertigten (z. B. das alte, berühmte der Frauenkirche); die Glockengießer; die Goldschläger; die Zirkelschmiede, deren Zunft 1621 über 100 Meister zählte; die Verfertiger musikalischer Instrumente, besonders von Trompeten und Posaunen *); die Verfertiger von Kompassen, mit denen Nürnberg früher fast die ganze Welt versorgte (ihre Zunft bestand 1510 aus 20 Meistern); die Uhrmacher, seitdem in Nürnberg (im Jahre 1500) von Peter Heele die Taschenuhren erfunden worden waren (daher deren alter Name „nürnberger Eier"); die Brillenmacher und Verfertiger astronomischer Instrumente, die nach dem Zeugnisse des Astronomen Regiomontan in Nürnberg besonders vortrefflich zu finden waren; die Drahtzieher und Saitenmacher, deren Gewerbe auch hier seinen Ursprung hat, da der Drahtzug eine nürnberger Erfindung ist; die Seidensticker, unter denen es sogar Einer dahin brachte, Porträts zu sticken; die Gold- und Perlensticker, deren Arbeiten so geschätzt waren, daß „fast sämmtliche Fürstenhöfe Deutschlands ihre kostbaren Staatskleider nirgendwo anders anfertigen ließen, als in Nürnberg". **)

Offenbar spricht sich in diesem zweitgedachten Charakterzuge der alten Industrie wieder dasjenige aus, was die alte Zeit immer an den Nürnbergern besonders rühmte, der „nürnberger Witz", der sich in dieser Beziehung als Geschicklichkeit, Geschmack und Erfindungsgabe charakterisirt, wie beim Handel als kaufmännische Gewandtheit und Spekulationsgeist. Durch diese eigenthümliche Begabung mußte das nürnberger Volk natürlich darauf geführt werden, sich auf die höhere Anforderungen stellende, darum aber auch besser lohnende Klasse von Gewerben zu werfen. Die Nürnberger prägten gleichsam ihren Witz zu baarem Gold und Silber aus, indem sie seinen Stempel den rohen Stoffen aufdrückten.

Andererseits ist aber auch leicht zu erkennen, wie diese so entschiedene und mit ihrem Wachsthume immer entschiedener werdende Richtung der nürnberger Industrie ganz von selbst und fast mit Nothwendigkeit zur Kunst hinführen mußte, wie diese als die zweite, sich aus innerer Fülle erschließende Blüthe derselben Kraft anzusehen ist, welche jene feinere Gattung von Gewerben hervorgetrieben hatte. Wir haben letztere oben als das Grenzgebiet der Gewerbe mit der Kunst bezeichnet. Man kann sie aber mit eben so viel Recht als gemeinsames Gebiet des Handwerks und der Kunst betrachten, und so wurde sie in der alten Zeit betrachtet. Die Kunst stand auf dem goldenen Boden des Handwerks, die Kunst galt sogar als Handwerk. Und diese innige Verbindung äußerte einen wohlthätigen Einfluß auf beide. „Der Künstler muß ein Handwerk haben, das ihn nähre", sagt Goethe selbst von unserer Zeit, und die alten Künstler hielten sich nicht für zu vornehm, gelegentlich auch Handwerker zu sein, und standen sich gut dabei. Darum fühlte sich aber auch der Handwerker vornehm genug, in seinem Handwerke wie ein Künstler zu arbeiten, er verwandte darauf den Eifer, die Sorgfalt, ja die Liebe und Hingebung, wie der Künstler auf sein Kunstwerk, und die Arbeit wurde danach.

Wenngleich nun dieser Charakterzug des nürnberger Gewerbslebens hauptsächlich in der Begabung des Volkes gegründet ist, so darf doch andererseits der große Einfluß nicht unterschätzt werden, welchen auf seine frühzeitige und energische Entwicklung diejenigen beiden Länder ausgeübt haben, mit denen Nürnberg unter allen in dem lebhaftesten und frühesten Verkehr stand, Italien und die Niederlande. Jenes hatte zuerst unter den Ländern Europa's die Rohheit des Mittelalters abgeschüttelt, eine neue Kultur, die der modernen Zeit, bei sich entfaltet, dem Leben behaglichere, genußreichere und glänzendere Formen gegeben und insbesondere eine Gewerb- und Kunstthätigkeit erzeugt, die der ganzen Mitwelt zum Vorbilde diente. In den Niederlanden aber nahmen in Folge des zu immer großartigeren Verhältnissen sich gestaltenden Handels, des dadurch gegründeten ungemeinen Wohlstandes, und unter dem Schutze der prachtliebenden Herzoge von Burgund fast alle Zweige der Industrie, insbesondere die Luxusgegenstände producirenden Gewerbe einen solchen Aufschwung, daß sie um die Mitte des 15. Jahrhunderts mit Italien zu wetteifern vermochten. So erhielt Nürnberg durch die electrischen Fäden seines Handels von Norden und von Süden unaufhörlich die erwärmenden und befruchtenden Strömungen, die in seiner Industrie den Kunsttrieb wachriefen. —

An diese Darstellung der Gewerbthätigkeit des alten Nürnbergs wollen wir jetzt eine Uebersicht über die des neuen anschließen. Wir finden im Allgemeinen, daß die beiden Charakterzüge der alten Industrie sich auch jetzt noch einigermaßen wieder finden. Ohne Einschränkung gilt das von dem zuerst gedachten, der Allseitigkeit. Richtig und hübsch sagt Kohl irgendwo: „In England gibt es ganze Ortschaften und Landstriche, in denen man nichts Anderes fabricirt, als Baumwollen-Garnfäden; und sogar große Etablissements, in denen man sich nur auf eine einzige Gattung von den 300 verschiedenen Arten von Baumwollengarn, die es gibt, gelegt hat. Dergleichen haben die Engländer erfunden. Die Deutschen dagegen haben Nürnberg erfunden, das sich auf die Producirung und Verhandlung von einer Million von Waarengattungen zugleich legt. Seine Industrie gleicht dem Weihnachtsbaume, den auch wieder die Deutschen erfunden haben. Sie ist wie dieser — mit allem möglichen Tand der Welt behangen.

Es findet sich hier eine eben so bunte Menge von Gewerben, wie in dem alten Nürnberg, ja sie ist gemäß der größern Ausdehnung, welche überhaupt die moderne Industrie im Vergleich mit der alten gewonnen, gewissermaßen noch mannigfaltiger zusammengesetzt. Denn was böte die alte Industrie, das sich mit einer Fabrik, wie die Klett'sche Maschinenwerkstätte und Eisengießerei, die an 2000 Arbeiter beschäftigt, oder mit der Erzgießerei von Burgschmiet vergleichen ließe? Und welchen Gegenstand bilden zu diesen wieder die Spielwaaren-, die Nachtlichter- und Dosenfabriken! Fast alles Material, vom härtesten und

*) Papst Leo X. ließ sich von dem berühmten Posaunenmacher Hans Neuschel († 1533) mehrere silberne Posaunen machen und den Künstler selbst nach Rom kommen.

**) Voigt, Blicke in das Leben Nürnbergs im 16. Jahrhundert. S. 19.

schwersten bis zum weichsten und leichtesten, wird hier zu den mannigfaltigsten Formen verarbeitet, die geringfügigsten und gewöhnlichsten Gegenstände und die nützlichsten, complicirtesten und kostbarsten werden hier verfertigt. Was die eigentlichen Fabriken betrifft, so sind die zahlreichsten die Tabaks-, die Draht-, die Spielwaaren- und die Spiegelfabriken, an welche sich die Spiegelglasschleifen anschließen, so wie eine Spiegelfolienfabrik und die Bleistiftfabriken.

Weniger macht sich in dem Bilde, welches das Gewerbsleben Nürnbergs jetzt darbietet, der zweite Zug der alten Industrie, das Vorwiegen der feinern, der Kunst verwandten Gattung bemerklich, ist aber nichts desto weniger vorhanden, wenn wir blos auf die Gewerbe im engern Sinne des Worts, d. h. mit Ausschließung der Fabriken, Rücksicht nehmen. Denn fast alle diejenigen, welche wir oben als Vertreter dieser Art angeführt haben, sind nach und nach in dem neu verjüngten Nürnberg wieder aufgeblüht, und nur sehr wenige sind unbedeutend geblieben (z. B. das der Uhrmacher), oder fehlen jetzt ganz (z. B. das der Kompaßverfertiger).

Freilich das große Publikum weiß von der Existenz dieses Charakterzuges der nürnberger Industrie sehr wenig. Es kennt von derselben nichts so gut, als „nürnberger Bier", „nürnberger Lebkuchen" und die „nürnberger Waare", „den nürnberger Tand". Würdigt man jedoch diese scheinbar so trivialen und alltäglichen Dinge, denen das Loos zugefallen ist, die nürnberger Industrie im Auslande (d. h. außerhalb Bayerns) hauptsächlich zu vertreten und ihren Ruhm aufrecht zu erhalten, einer genauern Aufmerksamkeit, so gewinnen sie einen würdevollern, Achtung gebietenden Charakter. Was das Gewerbe der Brauer betrifft, so gehört es zu den ältesten Nürnbergs. Sie hatten sich an dem denkwürdigen Aufstande der Zünfte gegen die Patricier im Jahre 1348 nicht betheiligt; zum Lohne dafür erhielten sie eben so wie die sieben anderen treu gebliebenen Zünfte 1378 das Recht, aus ihrer Zunft ein Mitglied (einen „Genannten") in den kleinen Rath zu stellen, und dies Recht behielten sie, so lange Nürnberg eine freie Reichsstadt blieb. Bis zum 16. Jahrhundert braute man nur braunes Bier („rothes"). „Weißes ist erst 1541 in Nürnberg von einem Niederländer zu brauen angefangen worden. Dann kam später das Weizenbier auf, und von 1643 an braute man auf bayerische Art."

Auch die Lebkühner sind ein altes Gewerbe, und dazu hängt es seiner Entstehung nach höchst wahrscheinlich mit einer Eigenthümlichkeit der Gegend Nürnbergs in den ältesten Zeiten eng zusammen. Die großen Reichswaldungen, die rings um Nürnberg lagen, wurden nämlich in der Weise nutzbar gemacht, daß sie mit Bienenstöcken besetzt und zur Bienenzucht („Zeidelweide") verwandt wurden. In welcher Ausdehnung dies geschehen sein mag, erkennen wir daraus, daß die für die Wartung der Bienen angestellten Personen, die „Zeidler", gewissermaßen eine eigene Korporation mit eigener Gerichtsbarkeit, dem „kaiserlich befreiten Zeidelgericht" des Zeidelmeisters, und in Kriegszeiten eine eigene Miliz von Armbrustschützen bildeten, und daß die Gegend um Nürnberg „des Reiches Bienengarten" oder „Bienenkreis" von den Kaisern genannt wurde. Der seltsame Name für den Verwalter der kaiserlichen Renten und Gerechtsame unter den Hohenstaufen, buticularius, „Butigler", hängt auch wohl mit jener Bienenpflege zusammen, da dies Wort anfangs denjenigen Beamten bezeichnete, an welchen der Honig in „Butten", „Bottigen" (der Name dieses Wortes ist sehr vielen Sprachen gemein, der italienischen, spanischen, französischen, altgriechischen ꝛc.) abgeliefert werden mußte. Wie man nun den Honig zur Bereitung von Meth und zur Bierbrauerei benutzte, überhaupt aber im ganzen Mittelalter in Ermangelung von Zucker und bei den hohen Preisen aller Gewürze der Honig ein sehr beliebter Zusatz zu Speisen und Getränken war (auch zum Wein), so mußte man hier, wo er in solcher Menge und daher jedenfalls sehr billig zu haben war, auch sehr bald darauf verfallen, ihn mit Mehl zu verarbeiten und eine Art Brot daraus zu machen. So entstanden die Lebkuchen, die gewiß anfangs nichts weiter, als ein süßes Brot gewesen sind. Bis 1643 gehörten die Lebkühner zur Bäckerzunft, bildeten von da an aber ein eigenes Gewerbe.

Wir haben jetzt noch ein Wort über die Spielwaarenmanufaktur zu sagen. Sie ist eine äußerst wichtige im Umkreise der ganzen nürnberger Industrie. Die Hände, welche für die Spielwaarenhändler arbeiten, sind außerordentlich zahlreich; die meisten Handwerke sind betheiligt bei diesem Geschäfte, und dazu liefert es den Unterhalt unzähligen armen Familien im Thüringerwalde und Erzgebirge, wo der größte Theil all der Waaren gearbeitet wird, die von hier unter dem Namen „nürnberger Waare" in den Handel kommen. Die Fähigkeiten und Geschicklichkeiten aber, die zur Anfertigung und zum Vertriebe dieser Sachen erforderlich sind, dürfen durchaus nicht gering angeschlagen werden, und da sie rasch gearbeitet werden müssen, wenn irgend etwas daran verdient werden soll, so wird man begreifen, daß zu ihrer Verfertigung eine sichere und gewandte Hand gehört. Eine solche genügt aber nicht einmal bei den feineren und größeren Arbeiten (und fast eine jede der 10 bis 12,000 Arten dieser Gegenstände wird in verschiedenen Größen, aus verschiedenen, theureren und billigeren Stoffen, in feinerer und gröberer Arbeit ausgeführt); es sind Talente und Fertigkeiten erforderlich, die eine gewisse Kunstbegabung voraussetzen, und darum gehört die Spielwaarenmanufaktur zu derjenigen Klasse von Gewerben, die wir oben als die der Kunst verwandte bezeichnet haben. Wenn es nicht zufällig ist, daß die Ober-Ammerganer (im bayrischen Gebirge) durch die vollendete Darstellung der Passionsspiele sich eben so sehr auszeichnen, wie durch die vortreffliche Verfertigung von Spielwaaren, vielmehr diese beiden charakteristischen Richtungen ihrer Thätigkeit auf eine gemeinsame Kraft, den Kunsttrieb, zurückzuführen sind, dann wird es auch wohl nicht zufällig sein, daß der Ursprung der „nürnberger Waare" die Stadt ist, welche seit den ältesten Zeiten ihren Kunstsinn in der mannigfaltigsten Weise offenbart und gerade in den verwandten Gewerben von jeher so Bedeutendes geleistet hat.

Den nürnberger Tand in den Handel zu bringen, soll nun auch eine Aufgabe sein, die ihre eigenthümlichen Schwierigkeiten hat, da selbst diese Waaren, eben so wie alle anderen Dinge des täglichen Gebrauchs, der Laune der Mode unterworfen sind und, eben so wie alle anderen, eine stetige Veränderung durchlaufen, dazu aber kein anderer Gegenstand des nürnberger Handels ein so weites Gebiet beherrscht, die nürnberger Waare fast über die ganze civilisirte Welt verbreitet ist, selbst in die Hütte des Wilden ihren Eingang findet, und darum der Geschmack der einzelnen Nationen zu berücksichtigen ist. —

An diese Skizze der Gewerbe Nürnbergs müssen wir noch eine zusatzartige Bemerkung knüpfen.

Zu den Gewerben im weitern Sinne des Worts gehören auch der Garten- und Ackerbau, und es ist daher hier der Ort, zu besprechen, was Nürnberg auch in dieser Beziehung geleistet hat. Zu einer solchen, wenn auch kurzen Erörterung sind wir aber um so mehr verpflichtet, als wir ja oben von Nürnberg gerühmt haben, es habe eine so allseitige Thätigkeit entfaltet, daß eine jede Gattung von Städten es gewissermaßen für sich in Anspruch nehmen könne, und wir in der Uebersicht über dieselben gleich neben den Handels- und Industriestädten die Ackerbau treibenden Städte genannt haben. Kann denn nun aber Nürnberg zu denselben gerechnet

werden? Gewiß nicht; nichts klarer als das. Und doch ist es eben so klar, daß man diese nicht im Einzelnen besprechen kann, ohne Nürnbergs zu gedenken. Wenn es irgend einen Strich Deutschlands gibt, der wegen seiner Anstrengungen, den unfruchtbarsten Sandboden in prachtvolles Acker- und Gartenland umzuwandeln, und daraus die köstlichsten Früchte in der größten Mannigfaltigkeit zu ziehen, würdig ist, mit Ruhm genannt zu werden, so ist es Nürnberg mit seiner Umgebung. Wie unendlich mager der Boden hier überall war, davon legen die alten Chroniken und Urkunden (u. a. auch das große, oben erwähnte Privileg Kaiser Friedrichs II.) ein beredtes Zeugniß ab, und wie mager er noch immer überall ist, wo ihn die menschliche Hand nicht unter ihre Pflege genommen hat, zeigen alle Wälder rings umher, in denen nur Nadelholz genügende Nahrung findet, das Laubholz aber nur kümmerlich fortkommt. Und was hat der Nürnberger Fleiß aus dieser Sandwüste gemacht? Die Antwort finden wir auf der Freiung der Burg, wenn unser Auge in dem großen herrlichen Garten- und Ackerlande schwelgt, das uns auf allen Seiten umgibt, und darin an 25 wohlhabende Dörfer unterscheidet, und eine noch verständlichere auf dem sogenannten grünen Markte der Stadt, wo an den Markttagen die Erzeugnisse jenes Landes zu einem höchst fesselnden, bunten Bilde sich vereinigen, zolldicker Spargel, Blumenkohl, dessen Krone einen Fuß im Durchmesser hat, die kolossalsten Selleriewurzeln, riesige, zwei bis vier Pfund schwere Rettige und sogar Artischoken, kurz alle Gemüsearten in einer Größe und Schönheit, daß die von der Natur am reichsten bedachten Gegenden Deutschlands etwas Vollkommeneres nicht aufzuweisen haben. Zum größten Theile kommen diese Gemüse aus dem nördlich von der Pegnitz gelegenen, besonders stark damit bebauten Lande, das daher schon seit alten Zeiten den Namen „Knoblauchsland" trägt. Der Obstbau soll zwar weniger gedeihen, weil die fruchtbar gemachte Ackerkrume dafür zu dünn ist. Es steht jedoch fest, daß schon im 16. Jahrh. Pfropfreiser verschiedener Fruchtbäume von nürnberger Gärtnern weit verschickt wurden, z. B. bis nach Königsberg an den Herzog Albrecht von Preußen*).

Es liegt nun aber auf der Hand, daß der Ruhm dieser Erfolge im Anbau ihrer Umgegend durchaus der Stadt Nürnberg als solcher gebührt, und daß diese Erfolge nicht übergangen werden dürfen, wenn es sich darum handelt, zu erörtern, was Nürnberg auf den verschiedenen Bahnen des Lebens geleistet hat. Denn, wie wir es früher weitläufiger ausgeführt haben, war nicht der Ackerbau die Grundlage des Gemeinwesens, sondern die Gründung der Burg war die Veranlassung zur Ansiedlung von Kaufleuten und Handwerkern, und erst die durch den Handel und die Industrie geschaffene Stadt besaß die Kraft, den unfruchtbaren Boden zu kultiviren. Der Handel und die Industrie haben also hier den Ackerbau geschaffen, und darum sind seine Triumphe die Ehre der Stadt. —

*) Voigt, a. a. O. S. 59.

Neue Beweise für das hohe Alterthum des Menschengeschlechts.

Die Controverse über den bei Abbeville gefundenen menschlichen Unterkiefer. — Neue Nachgrabungen und wichtige Funde.

In den ersten Monaten des Jahres 1863 erhob sich ein sehr heftiger Streit unter den Gelehrten, der nach und nach immer verbissener wurde. Man hatte früher zu verschiedenen Zeiten, zusammen mit fossilen Knochen längst ausgestorbener Thierarten, auch *Menschenknochen* und Erzeugnisse menschlicher Arbeit gefunden. Die Wichtigkeit dieses Fundes wurde aber nicht nach Gebühr beachtet; man meinte, daß diese Knochen nicht vom Menschen herrühren, besonders nachdem kein geringerer Mann als Cuvier, der unter den vergleichenden Anatomen und Zoologen in erster Linie stand, rundweg erklärt hatte, daß Reste von Menschen niemals mit wahrhaft fossilen organischen Resten zusammen vorkämen.

Nun sind aber Menschenreste, deren Aechtheit durchaus keinem Zweifel unterliegt, aufgefunden worden, in Gemeinschaft mit ausgestorbenen Thierarten, mit versteinerten Thierknochen unter denselben Verhältnissen der Lägerung, in Schichten, deren hohes Alter gar nicht in Abrede gestellt werden kann. Cuviers Ansicht wurde in handgreiflicher Weise über den Haufen geworfen; die Funde erregten immer mehr Aufmerksamkeit und man begann methodische Nachgrabungen und Forschungen anzustellen, welche schon jetzt ungemein wichtige Ergebnisse geliefert haben.

Also Cuvier hatte geleugnet, daß Menschen jemals mit *„wahrhaft fossilen organischen Resten"* vorkommen. Er verstand darunter solche Ueberbleibsel von Thieren und Pflanzen, welche *nicht* durch die noch jetzt fortgehenden Veränderungen der Erdoberfläche (z. B. Einstürze, Anschwemmungen, Ausfüllungen von Felsspalten, Torfbildung in Morästen, vulkanische Ausbrüche ꝛc.) verschüttet worden sind, sondern durch frühere Erdrevolutionen, welche er sich als zumeist sehr gewaltsam dachte. Dagegen räumte er ein, daß solche Thiere, deren Reste man *ganz oberflächlich* im lockern Boden oder in Torfmooren finde (z. B. zwei Ochsenarten, den Riesenhirsch in den Torfmooren Mitteleuropa's und ähnliche), obwohl sie längst ausgestorben sind, wohl mit den Menschen zusammengelebt haben und in historischer Zeit untergegangen sein könnten. Die meisten ausgestorbenen Thierarten, meinte er, seien durch „Erdrevolutionen verschüttet", und das Menschengeschlecht wäre erst erschaffen worden, nachdem jene Erdrevolutionen ihr Ende gefunden hätten. Dann sei eine allgemeine Ruhe auf der Erde eingetreten oder doch eine im Allgemeinen nur sehr langsame Veränderung.

Diese Ansicht hat, wie bemerkt, gar keinen Halt, und durch *das Auffinden eines fossilen menschlichen Unterkiefers in dem Schwemmgebilde bei Moulin Quignon* ist sie nun ein für allemal völlig beseitigt worden. Aber ist der Unterkiefer wirklich fossil, liegt hier nicht etwa Irrthum oder Betrug zu Grunde? Um diesen Cardinalpunkt drehte sich die Controverse, welche fast einen Anstrich nationaler Eifersucht bekam. Der berühmte Geograph und Anthropolog *K. E. v. Baer* hat die Hauptpunkte in einem vortrefflichen Aufsatz über *„Die frühesten Zustände der Menschen in Europa"* (St. Petersburger Kalender für das Jahr 1864) übersichtlich dargestellt; wir wollen seiner Schilderung folgen und dann Angaben über die neuesten Funde hinzufügen.

In der Picardie im Thale der Somme, besonders in der Umgegend von Amiens und Abbeville, hatte man einige Klafter unter der Bodenfläche, aber auch mehrere Klafter über dem jetzigen Wasserspiegel des Flusses, *roh behauene Feuersteine*, aber auch Knochen vom Mammuth, vom fossilen Nashorn und anderen großen Thieren in einer Erdschicht bemerkt, welche man zu den Diluvialgebilden (Schwemmgebilden) rechnet, d. h. zu solchen, die sich *jetzt nicht mehr* absetzen, sondern die

man sehr gewaltigen Bewegungen großer Wasser- oder Eismassen zuschreibt. Diese Schicht enthält viele durch lange Bewegung abgerundete Steine, Rollsteine; sodann Kies und Sand; an der Somme liegt sie unmittelbar auf Kreide auf. Ein Gelehrter in Abbeville, Boucher de Perthes, erklärte schon 1838, daß die behauenen Feuersteine ein Werk von Menschenhand seien, und er sammelte eine große Menge derselben. Viele Jahre vergingen, ohne daß man seinem Fund eine erhebliche Beachtung schenkte; er aber setzte seine Nachgrabungen fort und stellte die Ergebnisse in einem Werke zusammen, das sich Aufmerksamkeit erzwang. Viele Geologen indeß, voran die englischen, welche sich in Neues nur schwer finden, erklärten, die Steine seien von jetzt lebenden Arbeitern zurecht gemacht und insgeheim in die alte Schicht eingeschoben; die Sache laufe also auf eine Täuschung hinaus. Andere nahmen an, die alte Schicht sei durch spätere Ereignisse „irgend einer Art" in Bewegung gebracht und mit fremden Massen gemischt worden; Einige stellten die noch wunderlichere Ansicht auf, daß die Absplitterungen der Feuersteine wohl durch die Natur selbst bewirkt wären, und daß Menschen gar keinen Antheil daran hätten. Nun mußte aber schon 1859 Lyell zugeben, daß jene Schicht gar keine Spur von späterer Störung zeige; die Feuersteine seien, so wie wir sie sehen, von Menschen geformt; man träfe dieselben, wie er sich mit eigenen Augen überzeugt habe, in situ, in ihrer ursprünglichen Lage. Man hatte nun an der Somme schon weit über eintausend solcher von Menschenhand gestalteter Feuersteine gefunden, aber Knochenreste von Menschen noch immer nicht. Letztere mußten dagewesen sein, aber wo waren die Knochen geblieben? Etwa durch die lange Zeit zerstört worden? Aber die härteren Knochen, besonders die völlig gesunden Zähne, können sich in trockenem Boden und in entschiedenen Torfbildungen sehr lange erhalten. Sind nun, fragte man in Hinblick darauf wiederum, die bearbeiteten Feuersteine nicht etwa ein modernes Fabrikat? Die Akademiker hatten noch Zweifel über Zweifel.

Boucher de Perthes war inzwischen unermüdlich, und seine Ausdauer verdient unsere volle Hochachtung. Er setzte Preise auf die Entdeckung von Menschenknochen aus, denn es war seine feste Ueberzeugung, daß man dergleichen finden müsse.*)

Am 28. März 1863 wurde bei Moulin Quignon ein halber Unterkiefer gefunden, in welchem noch ein Zahn saß, außerdem noch ein einzelner Zahn, beides tief unten in der Schicht zugleich mit bearbeiteten Feuersteinen. Der Fund wurde bald bekannt, Naturforscher zunächst aus Frankreich und England kamen, um ihn zu betrachten. Der pariser Anthropolog Quatrefages und der londoner Geolog Falconer waren gleichzeitig in Abbeville, untersuchten den Unterkiefer und einigten sich dahin, daß er sowohl wie der einzelne Zahn einem Menschen angehöre. Nach einiger Zeit erklärte Falconer, daß alle Funde an der Somme ein Betrug seien. Und doch war der Zahn ihm anvertraut worden, er hatte denselben aufgesägt und gefunden, daß die dunkle Färbung, welche der Zahn äußerlich aufweist, ihn nicht ganz durchdrungen hatte. Chemische Untersuchungen ergaben, daß außer den erdigen Theilen im Zahn noch viel thierische Substanz enthalten war, die bei längerm Aufenthalt in der Erde gewöhnlich verloren geht. Die Arbeiter hätten wohl, so behauptete Falconer, Zahn und Unterkiefer aus irgend einem Grabe genommen, mit der Erdmasse der Schicht bekleidet und dann eingegraben. Auch die Feuersteingeräthe seien gar nicht so alt.

In Folge dieser Behauptungen wurde er von Quatrefages aufgefordert, mit anderen Männern der Wissenschaft noch einmal nach Abbeville zu gehen, damit abermals eine gründliche Untersuchung vorgenommen werden könne. So kamen die Engländer Falconer, Carpenter, Busk und die Franzosen Quatrefages, Lartet und Milne Edwards zusammen; vorläufig in Paris, wo sie zunächst die Feuersteine prüften; die Engländer sprachen sich für die Unächtheit, die Franzosen für die Aechtheit aus. Dasselbe war bei den Prüfungen des Zahns der Fall. Die Letzteren legten Zähne von unbezweifelt ausgestorbenen Thierarten vor, in welchen thierische Substanz noch in großer Menge vorhanden war. Die Engländer hatten einige Unterkiefer aus gewöhnlichen Gräbern mitgebracht, um zu zeigen, daß diese dasselbe Aussehen hätten, wie der bestrittene Unterkiefer. Der letztere wurde aufgesägt. Beide Theile konnten sich jedoch nicht einigen und beschlossen, nach Moulin Quignon zu gehen, um dort die allersorgfältigsten Untersuchungen anzustellen.

Es kam vor allen Dingen darauf an, „Betrug" zu verhüten; deshalb gab man den bisherigen Arbeitern gar keine Nachricht von dem, was beabsichtigt wurde, miethete aber eine beträchtliche Anzahl Anderer, um rasch eine große Erdmasse in einem Tage bewegen zu können, und stellte zuverlässige Aufseher an. Die Naturforscher kamen und überzeugten sich, daß in dem zu Tage gehenden Rande der Geröllschicht nie zuvor eingegraben oder eingebohrt worden war. Dann begann die Arbeit. In Gegenwart von 20 Naturforschern fand man fünf Feuersteinkeile in ihren bisher durchaus verdeckt gewesenen Lagen und vier derselben hatten alle die Anzeichen, welche man in England als Merkmale der Unächtheit hingestellt hatte. Nun konnten auch die Engländer nicht mehr umhin, die Aechtheit anzuerkennen, und damit fiel auch der Grund hinweg, den Unterkiefer für unächt zu halten. Boucher de Perthes feierte, gerade 25 Jahre nachdem er seine Untersuchung begonnen, die Auferstehung seines fossilen, „vorweltlichen" Menschen. Die „Gelatintheorie" Falconers erhielt gleichfalls den Abschied; man weiß nun mit Sicherheit, daß auch in sehr alten Knochen und Zähnen noch eine beträchtliche thierische Substanz enthalten sein kann, wenn der Zutritt der Luft sehr erschwert ist.

Um aber doch den im Grunde nun abgemachten Streit noch etwas weiter auszuspinnen, erhob der Geolog Elie de Beaumont allerlei Einwendungen, die aber nicht Stich hielten. Die Schicht des Schwemmgebildes in der Somme sei gar kein eigentliches Diluvium, sondern eine „bewegliche Schicht auf Abhängen"; sie bestehe aus Ablagerungen, welche durch Regengüsse, Schnee und dergleichen fortbewegt würden; diese könnten Trümmer aus allen Formationen enthalten, darunter auch Thierknochen. Diese durch Wasser fortbewegten Steinmassen seien an der Somme durch spätere Erdschichten bedeckt worden. Beaumont hält noch die veraltetete Hypothese Cuviers fest, „daß das Mammuth nicht gleichzeitig mit dem Menschen gelebt habe". Baer findet das „etwas auffallend" und fügt hinzu: — „Es scheint fast, daß Herr Elie de Beaumont auch unter dem Eindrucke gestanden habe, als ob durch die neuen Beobachtungen der Satz: der Mensch sei das letzte Glied der Schöpfung, umgestoßen sei. Allein davon ist ja nicht die Rede. Noch hat Niemand einen Beweis, ja nur eine Wahrscheinlichkeit nachgewiesen, daß nach dem Menschen neue Thierformen erschienen. Nur davon ist die Rede, daß der Mensch mehr Thierarten vorgefunden hat, als man lange Zeit glaubte.

Seit dem Spätherbste des Jahres 1863 bis zum Mai 1864 wurde in den Kiesgruben von Moulet Quignon nicht gearbeitet, und Boucher de Perthes konnte deshalb seinerseits ungestört

*) Karl Vogt (Vorlesungen über den Menschen, II. S. 51) bezeichnet den Mann als „den verdienstvollen, aber freilich oft sehr überspannten und phantastischen Alterthumsforscher von Abbeville"; aber dieser B. de Perthes hat seine großen Verdienste, und seine Begeisterung ist am Ende doch belohnt worden. Mit platter Nüchternheit wäre er nicht weit gekommen, und wir wüßten nichts vom Unterkiefer von Moulin Quignon. Er ist, wie Vogt erzählt, mit seinem Feuersteinfunde förmlich betteln gegangen von Thür zu Thür, ohne Gehör zu finden; erst wurden einige Nachbarn, dann ein paar Engländer aufmerksam; man bestätigte den Fund und schlug endlich Lärm.

A.

seine Nachforschungen fortsetzen. Er hat sehr wichtige Resultate erzielt. Arbeiter waren gar nicht zugegen, Boucher de Perthes sah Alles in situ und nahm, was er fand, mit eigener Hand heraus.

In einem Berichte der Zeitung „Abbevillois" vom 19. Juli (Anthropological Review Nr. 6, August 1864, S. 220 ff.) finden wir die folgenden Angaben.

Man hatte sich überzeugt, daß die Knochenreste gewöhnlich in sandiges Agglomerat eingeschlossen sind, und so kam es, daß sie sehr oft der Aufmerksamkeit der Geologen und auch der Arbeiter sich entzogen. Man konnte von diesen „verfaulten Kieselsteinen", cailloux pourris, kaum noch etwas deutlich erkennen. Anatomen erklärten, daß hier allerdings organische Ueberreste vorlägen, dieselben seien aber zu sehr zersetzt und zerbrochen, als daß man etwas Genaueres bestimmen könne.

Nun machte aber Boucher de Perthes im Juni und Juli 1864 in dem Schwemmgebilde bei Moulin Quignon mehr als 40 neue Ausgrabungen. Dabei fand er zahlreiche Bruchstücke von Menschen- und Thierknochen in einer Tiefe von zwei bis vier Metres, in einem zuvor niemals berührten Boden, in dem weder von Erdstürzen, noch von Erdspalten oder auch nur Sandbohrlöchern eine Spur zu bemerken war. Um jeden Vorwand, daß hier „Betrug" vorliege, von vorne herein abzuschneiden, bat er zunächst den Vorsteher des Stadtkrankenhauses zu Abbeville, Doctor Dubois, an einer Ausgrabung Theil zu nehmen. Bei derselben fand man in zwei Metres Tiefe viele Knochen, die jedoch so klein waren, daß man sie nicht näher bestimmen konnte; aber 60 Centimeter tiefer sah Dubois einen acht Centimeter langen Knochen und erkannte in demselben ein menschliches os sacrum. Eine weitere Nachgrabung fand am andern Ende der Kiesgrube statt, in einem Lager von gelblich grauem Sande, wo das braune Geröll so hart lag, daß man sich der Hacke bedienen mußte. In diesem fand man in situ einen Menschenzahn, den Perthes eigenhändig herausnahm und dann von seiner erdigen Umhüllung befreite. Am 1. Mai fand man drei sehr beschädigte Schädel, wahrscheinlich vom Menschen, und ein Stück von einem Menschenzahne. Am 12. Mai betheiligte sich auch Herr Hersent Duval, Besitzer der Kiesgrube, bei den Nachforschungen; man fand in einer Tiefe von 2 M. 30 C. das Bruchstück eines Menschenschädels. Am 17. Mai wurden auch Herr Martin, Pfarrer von St. Gilles, früher Professor der Geologie am Seminar von St. Riquier, und der Abbe Dergny hinzugezogen. Sie überzeugten sich, daß die Stelle, an welcher gegraben werden sollte, durchaus unangetastet war, und als die Arbeit begonnen hatte (Lohnarbeiter waren auch jetzt fern gehalten worden), kam ein menschlicher Schädel zu Tage, an welchem sich eine seltsame Depression des obern Theils wahrnehmen läßt. Die anwesenden Forscher waren nicht im Zweifel, daß er gleichalterig mit dem Schwemmgebilde selbst sei.

Am 9. Juli war eine ganze Commission versammelt; außer den schon genannten Männern betheiligten sich der Vicebürgermeister von Abbeville, der Bürgermeister von Laviers, der Advokat Caïen und der Buchhändler Marcotte, der zugleich Inspektor des städtischen Museums ist. Man fand eine große Menge Menschenknochen in situ. Am 16. Juli zog man noch sieben andere Männer hinzu, insbesondere den pariser Geologen de Mercey, und grub nun, bis man auf das Kreidelager kam. Dabei fand man wieder sehr viele Menschenknochen, alle in situ; einer dieser Knochen lag unmittelbar auf der Kreide. Alles wurde sorgfältig gesammelt.

Boucher de Perthes hat auch Seemuscheln gefunden, die dermaßen abgerollt sind, daß sie fast aussehen wie kleine weiße Kieselsteine. Sie lagen in der braunen und in der grauen Schicht, $1\frac{1}{2}$ bis 3 Metres tief. Unter den Menschenknochen befinden sich zwei Fragmente von einem Oberkiefer und ein fast unversehrter Unterkiefer; der letztere gleicht in Gestalt sehr dem vielbesprochenen, welcher am 28. März 1863 zu Tage gefördert wurde. Jener lag in 4 M. 30 C. Tiefe und 20 M. von der Stelle, an welcher der letztere aufgefunden wurde.

Das sind die Ergebnisse der neuesten Nachgrabungen bei Moulin Quignon; gewiß werden sie abermals eine lebhafte Erörterung veranlassen. A.

Kulturgeographische Erläuterungen zu der Karte von Südafrika.

Von **Karl Andree.**

II.*)

Vor ein paar Jahren veröffentlichte der Gorillajäger du Chaillu umfassende Nachrichten über das merkwürdige Volk der Fan's, welche am Gabon wohnen (Globus I, S. 43 ff.). Sie erregten allgemeine Aufmerksamkeit, aber Viele waren geneigt, sie für übertrieben zu halten und die Erzählungen über den Kannibalismus dieser Menschen in das Bereich der Fabeln zu verweisen. Nun sind uns die Fan's näher bekannt geworden, und die Berichte Burtons und Winwood Reade's bestätigen im Wesentlichen die Angaben des Gorillajägers.

Consul Richard Burton, der vielbewährte Reisende, fuhr im April 1862 den Gabon hinauf.**) Dieses „Wasser von Mpongue" bildet sich bei Nenge Nenge, d. h. Insel, aus zwei Armen. Der Nkomo kommt aus N.N.O., und der weniger bedeutende Mbokue, welchen Burton verfolgte, aus N.O. An seinen Ufern wohnen Bakele (oder Bakalai; wir haben sie in dem oben erwähnten Aufsatze näher geschildert) und Fan's. Der Reisende ging in einem ihrer Dörfer, Mayyang, ans Land. Dasselbe besteht, gleich den Ortschaften der Mpongue, aus einer Reihe von Hütten zu beiden Seiten und zieht sich eine gute Viertelstunde Weges in die Länge. Die Leute waren nicht etwa Neger nach der Art jener im Nigerdelta, sondern schön und schlank gewachsene Menschen, in deren Gesichtsausdruck etwas Mildes und Sanftes lag; manche waren so hellfarbig, daß man sie für Südeuropäer hätte halten können; keiner erschien so dunkel, wie ein Guinea- oder Congo-Neger, und der Typus bei weitem nicht so negerartig, wie bei den Mpongue (Pongos). Aber sie feilen die Zähne spitz, und ihr Kopfputz nimmt sich eben so mannigfaltig als wunderlich aus. Das Haar ist nicht so kurz und wollig, wie bei den eigentlichen Küstenvölkern und fällt bei Manchen bis auf die Schultern hinab. Deshalb können die Fan's dasselbe flechten, in große Knoten legen oder ihm eine hornartige Gestalt geben. Manche machen sich auch Zöpfe, die aber nicht mit Band oder Bast umwickelt, sondern in den Hals einer Bordeauxweinflasche

*) Vergl. Globus Bd. VI, S. 375.
**) Anthropological review, I, S. 435 ff. London 1863.

gesteckt werden. Oben auf dem Kopfe prangt bei den Kriegern ein Federschmuck.

Die Hautfarbe der Fan's ist also hell, „durchschnittlich wie Kaffee mit Milch"; die dunkelfarbigen stammen von Sklaven ab. Im Tättowiren halten diese Leute Maaß; nur die Männer tättowiren sich auf der Schulter, sonst nicht; aber ein ächter Stutzer reibt Fett in die Haut ein und bestreut sie mit gepulvertem Camholz. Die spärliche Körperbekleidung besteht aus Thierfellen, seltener aus Baumwollenzeug, der Schmuck aus Glas- und Porzellanperlen. Lieblingswaffe ist der Speer, der oft eine seltsame Gestalt hat; dazu kommen die Streitaxt und ein Messer, das mehr breit als lang ist und in einer verzierten Scheide steckt. Bogen und Pfeile sind unbekannt, nicht aber eine Art Armbrust und vergifteter Bolzen. Die Krieger tragen kleine zugespitzte Stecken, die gleichfalls vergiftet sind und in die Erde gesteckt werden, damit der verfolgende, natürlich barfüßige Feind sich dieselben beim Auftreten ins Fleisch renne.

Die erste Kunde, welche wir über die Fan's haben, reicht nicht über das Jahr 1842 hinaus. Damals kamen sie von Osten her über die Sierra del Crystal, „diese westafrikanischen Ghat's" und verdrängten die Bakele und Mpongue am obern Gabon; jetzt sind sie schon bis ans Meer vorgerückt. Sie waren auf ihrem Zuge aus dem Innern her von einem verwandten Stamme, den Ofchebas,*) begleitet, und ohne Zweifel haben sie ihre Wanderung nach Westen angetreten, weil sie von anderen, seither nirgends genannten Völkern gedrängt wurden, den Okana, dann den Yefa und zuletzt den Senfoba. Ueber die Stämme, welche weiter landein wohnen, konnte Burton keine Kunde erhalten, wie denn überhaupt alles Land östlich von dem Anbeginn des Gabon noch ganz unbekannt ist; es bildet auf den Karten einen weißen Fleck. Die eben genannten Völker sollen sehr kriegerisch, aber dabei gastfreundlich sein.

Livingstone hat einmal die Behauptung ausgesprochen, daß niemals ein afrikanischer Stamm ausgestorben oder untergegangen sei; aber sie ist durchaus irrig, und gerade das Gegentheil ist der Fall. Namentlich in der Gegend, welche wir hier im Auge haben, sind die Stämme an der Küste selten altseßhafte Völker, sondern in verhältnißmäßig junger Zeit aus dem Innern in die Gestadegegend gekommen. Sie werden durch die Berührung mit europäischer und asiatischer Civilisation demoralisirt, entarten und sterben allmälig aus. So sind am Altcalabar die Mpongue und Efik während der letztverflossenen 50 Jahre sehr beträchtlich zusammengeschmolzen, und wahrscheinlich werden sie vor dem Jahre 1900 entweder erloschen oder doch in anderen Stämmen aufgegangen sein.

Was den Namen der Fan's anbetrifft, so werden sie von den Mpongue am Gabon als Mpangne bezeichnet, von den Europäern als Pahuins. Das Eine wie das Andere ist unrichtig, sie selber nennen sich Paune, Fanne oder Fang; das ng wird sehr stark durch die Nase gesprochen; im Plural Ba Fang. Ihre Sprache gehört der großen Aequinoctialgruppe der südafrikanischen Sprachen an, ist sanft und weich, wird aber mit harter Stimme fast schreiend herausgestoßen.

Aber woher kamen diese Fanne? Winwood Reade erhielt darüber im Dorf Ilschongue am Nkomo folgende Angaben, welche als Ueberlieferung im Volke selbst gelten können. Der älteste Mann im Dorf erzählte ihm, oder vielmehr seinem Dolmetscher, Folgendes:**)

Das Volk in dieser Ortschaft hier kam aus einer Gegend, die Vinja heißt und weit entfernt liegt. Dort war Alles Wald, wie hier am Nkomo. Der Nji (Gorilla) war so häufig, daß man in den Dörfern seinen Schrei hören konnte. Der Alte hatte nie gehört, daß der Nji einen Menschen getödtet habe; der Leopard thue das aber, auch wohl der Elephant, wenn er verwundet sei. Die Thiere seien dieselben in Vinja, wie am Nkomo; nur lebe dort eine Art Hasen mit buschigem Schweife. Das Volk bekleide sich hinten und vorne mit einem Schurz aus Ziegenfellen. Sie waren Kannibalen; Ziegen und Hühner waren in Menge vorhanden; die jungen Männer kauften ihre Frauen für Ziegen und Hühner. Aus Vinja kamen Eisen und Elfenbein. Die Fanne sind zu Fuß durch den Wald gewandert; sie hatten eine große Menge getrockneter Bananen gesammelt und auch noch andere Früchte und Maniokmehl. Während der Wanderung verdunkelte sich der Mond 11 Mal. Sie wanderten immer drei Tage hintereinander und rasteten dann zwei Tage. In Vinja war ein Fluß etwa von der Breite des Nkomo bei Itschongue; er heißt der Wola. —

Diese Angaben sind mager genug, sie zeigen aber, wie sich das Volk der Fanne seine Wanderung vorstellt. Sie haben, nach Burton, fast ununterbrochen Krieg und Fehde; das ist afrikanische Art, „auch da, wo der europäische Sklavenhandel ganz unbekannt ist". Aber die Gefechte sind nicht blutig; ein paar Krieger fallen, werden weggeschleppt, aufgefressen, und damit hat der Kampf bis auf Weiteres ein Ende. Kann man nicht den ganzen Körper fortschaffen, so begnügt man sich mit einem Bein oder mit zweien. Burton sagt, der Kannibalismus der Fan's habe an sich nichts Auffallendes, da er sich auf das Verzehren erschlagener Feinde beschränke; derselbe Brauch herrscht ja überhaupt vom Nun im Nigerdelta bis hinunter nach Congo; wie weit er von dort nach Süden hin reiche, wisse er nicht. Am Niger und am Braß-River machen die Leute auch gar kein Geheimniß daraus; „in Bonny habe ich selber mit angesehen, wie sie Menschenfleisch aßen; aber die Stämme am Alt-Kalabar verabscheuen den Brauch, der dagegen bei ihren nordwestlichen Nachbarn, den Ibo, stark im Schwange geht und bei den Duallas am Camerones zu den landesüblichen Sitten gehört. Die Mpongue verschmähen sogar den Tschimpanse-Affen, aber die Fan's verzehren ihre Feinde". Sie bringen den erschlagenen Feind in eine außerhalb des Dorfes liegende Hütte, und dort wird er von Männern aufgegessen; den Kochtopf zerbricht man.

Burton sagt, man habe nie Menschenknochen in einem Dorfe bemerkt, er weicht also ab von Du Chaillu, der eine Frau gesehen haben will, welche einen Mannsschenkel trug, und hinzufügt, daß vor den Hütten da und dort Menschenknochen gelegen hätten (Globus I, S. 47). Die Kranken werden nicht aufgegessen, die Todten anständig begraben, wenn sie keine Sklaven sind, denn diese wirft man ohne Weiteres in den Wald. Den Häuptling wickelt man in eine Matte und scharrt ihn insgeheim bei, damit nicht aus irgend einer feiner Gliedmaßen ein „starker Fetisch" gemacht werde. „Gefangene erfahren eine fürchterlich grausame Behandlung, und Kinder lecken das Menschenblut vom Erdboden auf. Die eigenthümliche Entwicklung des Zerstörungssinnes im afrikanischen Hirn und Schädel ist eine merkwürdige ethnologische Erscheinung; Grausamkeit scheint diesem Afrikaner ein Lebensbedürfniß zu sein. Seine höchste Freude besteht darin, Schmerz und Pein zu verursachen und zu tödten. Seine religiösen Bräuche sind immer in ganz unnützer

*) Das ist auch Servals Ansicht. (Globus VI, S. 378).

**) Savage Africa: being the narrative of a tour in equatorial, South-western and north-west Africa; with notes on the habits of the Gorilla; on the existence of unicorns and tailed men; on the slave trade; on the origin, character and capabilities of the Negro, and on the future civilization of western Africa. By Winwood Reade. London 1864 (bei Smith, Elder u. Comp.; Leipzig bei Ludwig Denicke. S. 149 ff.). — Ein sehr interessantes Buch; der Verfasser ist viel vorurtheilsfreier, als so manche englische Reisenden zu sein pflegen; er hat Muth genug, gegen überkommene, pseudophilanthropische Redensarten und Irrthümer aufzutreten und den sogenannten Frommen der Exeterhalle, den „Negro worshippers", manche Wahrheiten zu sagen.

Weise blutig. Man sehe nur beispielsweise die Esik oder die Altkalabaresen an. Seit 200 Jahren stehen sie in Berührung mit Europäern, die gar kein Interesse daran gehabt haben, solche Gräuel aufzumuntern, denn diese bringen ja keinen Profit; aber die ärgsten Wilden können nicht so schauderhaft grausam sein, wie jene 6000 armseligen Menschen. Ich kann nicht glauben, daß diese abnorme Grausamkeit lediglich das Ergebniß der Uncivilisation sei; sie erscheint mir vielmehr als das Werk einer äußerst rückständigen Entwicklung, bei welcher der Mann so blutdürstig ist, wie das fleischfressende Thier."

Die Fan's sind reichlich mit Nahrungsmitteln versehen; sie essen alle Tage Fleisch von Hunden oder Ziegen, Fische und Hühner; für den Hunger auf Fleisch haben sie einen besondern Ausdruck in ihrer Sprache. Rindvieh ist noch nicht eingeführt worden, aber in den Wäldern wird der wilde Büffel gejagt. Europäer verkehren lieber mit den Fan's, als mit den Mpongue, denn jene haben noch nicht Zeit gehabt, so durch und durch verderbt zu werden, wie die Stämme, welche schon länger von unserer „Civilisation" angestreift worden sind; sie kennen noch eine Art von Keuschheit; es gilt für Beleidigung, einen Mann als Lügner oder Feigling zu bezeichnen, oder Uebles von seiner Mutter zu reden. Aber tapfer kann man sie eben so wenig nennen, wie andere westafrikanische Völker. Sie betrinken sich gern, sind aber noch nicht durch den Genuß geistiger Getränke zerrüttet. „Ich habe jedoch gesehen, daß ein Mann sich am Boden wälzte und mit der Zunge die gelbe Erde beleckte; er hatte Zuckungen und schmachtete vor Durst, und doch hatte er nur ein einziges Glas Rum getrunken; aber freilich was für „Rum"! Es ist ein nichtswürdiges Treiben, verfälschten Branntwein, Waffen und Schießbedarf an dieser Küste zu verkaufen. Ich begreife nicht, wie Leute, welche ihre Bibel lesen und regelmäßig am Sabbath die Kapelle besuchen, eine solche Niederträchtigkeit mit ihrem Gewissen vereinigen können!"

Die Fan's machen sich wenig aus Zucker, lecken aber gern Salz. Sie sind gute Jäger und fürchten sich weder vor dem Elephanten, noch dem Hippopotamus oder dem Gorilla; ihr Reichthum besteht in Eisen, und sie sind in der Bearbeitung desselben nicht ungeschickt. —

Wir wollen diese Mittheilungen noch durch einige Züge aus Reade ergänzen, welcher an dem andern Quellarme des Gabon, dem Nkomo, die Fan's aufsuchte. Er lernte dort einen Händler kennen, welcher für einen europäischen Kaufmann, der an der Mündung des Gabon eine Faktorei hat, bei den Wilden Elfenbein und Ebenholz einhandelt. Auch Burton hatte diesen Mulatten, Namens Tibbet, kennen gelernt und schildert ihn als einen „höchst intelligenten farbigen Mann aus den Vereinigten Staaten". Durch Reade erfahren wir, daß Tibbet sich in Afrika den Landessitten anbequemt habe, indem er dem Christenthum den Abschied gab und sich nicht weniger als 15 Frauen zulegte! Im Dorf Olenga staunten die Fan's den weißen Mann wie ein Wunder an; vor allen Dingen begriffen sie nicht, daß er längere Zeit, allem Anschein nach zwecklos, auf- und abging; der Afrikaner hat nämlich keinen Begriff vom Spazierengehen. Drei junge Mädchen waren anfangs erschrocken, als der Fremde ihnen entgegen trat, aber nach einiger Zeit überwanden sie ihre Angst, sprachen lebhaft mit einander und kamen näher. Die Eine betastete den Rock, und als ihr das nicht schadete, kamen auch die beiden Anderen mit Katzentritten dicht heran; schüchtern erfaßten sie die weißen Hände und strichen darüber hin und her; dann wagten sie sich auch an das Gesicht und das weiche Haar; doch am meisten Verwunderung erregte der Rock, der ja nicht zur Haut gehörte.

Am Abend war Vollmond, der mit Musik und Tanz begrüßt wurde; die Männer kamen aus dem Wald und stimmten eine Art von feierlichem Gesang an, dem aber alle Melodie fehlte. Die ganze Nacht hindurch war keine Ruhe.

Weiter oben haben wir gesagt, daß die Fan's ihre Zähne spitz zugefeilt haben. Dieser Brauch kommt auch bei vielen anderen Stämmen vor, doch nicht in gleichförmiger Weise; denn während Einige die Vorderzähne in der Art ausfeilen, daß sie einem offenen Dreiecke gleichen, werden sie von Anderen so zugespitzt, daß sie aussehen wie Haifischzähne oder eine Art von Säge bilden. Manche Stämme, vorzugsweise in Ostafrika, namentlich am obern Bahr el Abiad, brechen einige Vorderzähne aus, und Völker, bei welchen dieses geschieht, haben durchgängig die Beschneidung nicht.

Das Feilen und Ausbrechen der Zähne ist aber lange nicht so verbreitet, wie das Einschneiden von Hautnarben, welche die Stelle eines Stammwappens oder auch, doch in vergleichweise wenigen Fällen, eines persönlichen Wappens vertreten. Diese Stammzeichen werden auf Stirn, Gesicht, Armen und Brust angebracht, sind eine ächt afrikanische Erscheinung und haben dieselbe Bestimmung, wie die Tättowirungen der Insulaner in der Südsee. Aber diese Negerzeichen sind viel einfacher, bei weitem nicht so kunstvoll gezeichnet, auch wird bei ihnen kein Färbestoff unter die Oberhaut eingebracht; sie entstehen vielmehr nur durch das Ausschneiden von Hautstreifen, an denen das Zusammenheilen eine erhabene, aufgetriebene Narbe hervorruft. Einzelne Stämme haben aber auch, wie unsere Figuren zeigen, eine Art von Tättowirung.

An zwei Punkten besonders findet man Gelegenheit, eine große Menge verschiedener Stammzeichen neben einander zu beobachten, nämlich in den großen Städten und auf den Pflanzungen Brasiliens und zu Freetown in Sierra Leone. Bis zum Jahre 1852 bezog das transatlantische Kaiserreich eine beträchtliche Menge Sklaven, sowohl von der Ost-, wie von der Westküste, und nach Freetown bringen auch jetzt noch die Engländer alle Neger, welche von ihren Kreuzern auf den Sklavenschiffen „befreit" werden. Dort fand Robert Clarke nicht weniger als 50 verschiedene Sprachen im Gebrauch und ziemlich eben so viele besondere Stammeszeichen.*)

In Brasilien bezeichnet man alle Afrikaner, welche aus Oberguinea und aus dem Binnenlande vom obern und mittlern Niger und noch weiter nach Osten her kamen, als Minas; diese gehören also sehr verschiedenen Stämmen und Völkern an und sind von jenen, welche aus Congo und Mosambik gebracht wurden, leicht zu unterscheiden. Sie heißen Minas, weil das Fort St. Georg del Mina früher ein Hauptverschiffungspunkt für Sklaven aus Nordguinea gewesen ist, und werden in Brasilien allen anderen Negern vorgezogen. Sie alle haben Stammeszeichen, welche überhaupt für die Sklavenhändler von großer Wichtigkeit sind, denn sie verstehen sich auf dieselben sehr wohl und erkennen an ihnen auf den ersten Blick, zu welcher Gruppe ein Neger gehört. Die Schwarzen sind in Bezug auf Anlage und Qualität sehr verschieden, und ihre größere oder geringere Tüchtigkeit bedingt den Marktpreis.

Wir wollen einige Stammeszeichen, zunächst der „Minas-Neger", beschreiben. Jedes Land und jede größere Stadt haben

---

*) Sketches of the Colony of Sierra Leone and its inhabitants. By Robert Clarke; in den Transactions of the Ethnological Society of London, Vol. II, 1863, S. 320 ff. Er hat auf acht Tafeln nicht weniger als 41 Typen verschiedener Völkerschaften, zumeist mit den Stammeszeichen, dargestellt; die Bilder sind aber die schlechtesten Lithographien, welche man sehen kann. Viel besser sind jene von Wilkes, der sie in Rio Janeiro zeichnen ließ, und die wir benutzt haben. Voyage round the world etc. By Charles Wilkes. U. S. N. Newyork 1851, S. 23 bis 31.

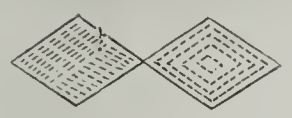
ihr besonderes Märk. Die Stämme, welche die Haussa-Sprache reden, schneiden an jeder Seite des Mundes drei oder vier Streifen ein, welche nach den Mundwinkeln zulaufen. Die Bewohner der großen Handelsstadt Kano machen sich vier schräge, parallel laufende Striche auf jeder Wange etwas oberhalb des Mundes; die von Sokoto mehrere feine, lange und schmale Querschnitte, welche an den Mundwinkeln zusammentreffen. Die Yarribas, westlich vom untern Niger, bringen auf beiden Seiten des Mundes drei oder vier Längsstreifen an; bei den Frauen kommen noch einige Verzierungsschnitte hinzu.

Minas-Neger.

Das Stammeszeichen der Aschantis von der Sklavenküste ergibt sich aus unserer Abbildung; sie brennen sich dasselbe auf Stirn und Wangen ein.

Aschanti.

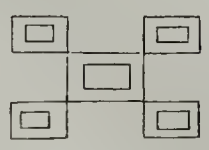
Die Kalabaren am Golf von Benin haben zwei rautenförmige Figuren auf Brust und Wangen.



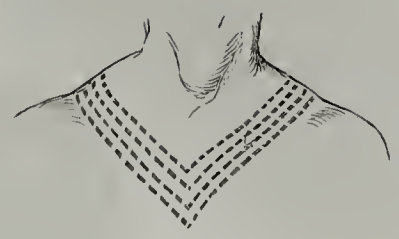
Die Ibu's oder Ebo's im Nigerdelta haben, nach Wilkes, auf jeder Seite der Schläfe über die Augenbrane hin einen Pfeil. Aber Clarke kannte in Freetown einen Ibu, der als Ebretschi bezeichnet wurde, d. h. er war in seiner Jugend, nach Landesbrauch, auf der Stirn theilweise skalpirt worden. Der Vorderkopf zeigt tiefe Narben, über welche kleine Hautlappen liegen; diese hängen an der Nasenwurzel und an den Ecken der Augenbrauen hinab und geben dem Manne das Aussehen eines Puters. Wer einer solchen Operation sich unterwirft, steht in Rang und Ansehen.

Die Schwarzen an der Küste im Süden des Aequators fand Wilkes bei weitem nicht so kräftig wie die Minas; sie waren nicht gut gebaut, plump, hatten einen sehr niedrigen Vorderkopf, weit vorstehende Kiefer und Zähne, waren träg, unintelligent und ausschweifend. Sie verdingen sich als Lastträger und müssen ihren Herren eine bestimmte Summe abliefern; sobald sie diese verdient haben, benutzen sie die freie Zeit nicht etwa, um etwas für sich zu erwerben, sondern legen sich in die Sonne und schlafen.

In Unterguinea sind die Zeichen bei weitem nicht so allgemein verbreitet, wie im Norden des Aequators, und die Kabinda's in der Gegend des Congostroms haben keine Stammeszeichen, sondern nur Schmuckfiguren*), von denen wir einige hersetzen.

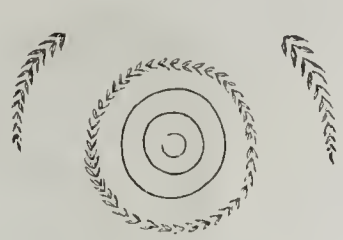


*) Danach wäre die Angabe bei Waitz, Anthropologie II, S. 25, zu berichtigen; es wird dort gesagt, daß der Gebrauch, Hautnarben zu machen, in Kabinda fehle.



Die Majumba's an der Nordgränze von Loango, etwa 4° südl. Br., und die Boali's machen sich eine Doppelreihe

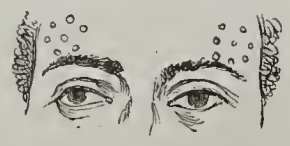
schmaler Einschnitte am untern Hals und oben auf der Brust, von der Schulter her, und fügen noch andere Verzierungen hinzu, auf den Armen und auch auf der Brust, so wie unsere Figur sie zeigt. Die Frauen haben besondere Schmuckzeichen.



Die Mundschola, im Innern von Loango, sind ein wildes Volk, und in Brasilien hält man sie für die dümmsten, unzähmbarsten Schwarzen; in Afrika selbst gelten sie für Anthropophagen. Sie haben bei allem Negertypus doch einen eigenthümlichen Gesichtsausdruck. Ihr Land ist noch von keinem Europäer besucht worden.

Ein Mundschola.

Die Neger aus Benguela gelten unter allen aus dem Süden des äquatorialen Afrika in Brasilien eingeführten Negern für die Schätzbarsten, gleich nach den Minas, und sind recht gut zu verwenden. Das Stammeszeichen der Angolesen fügen wir hier bei.



An der Ostküste Afrika's zerfallen die beiden großen Gruppen: die Mosambik-Neger oder Makuas, und die, welche man unter der Benennung Kaffern zusammenfaßt, in eine große Menge kleiner Völker und Stämme. Die Portugiesen bezeichnen als Makuas alle, welche im Innern wohnen, während diese Portugiesen selber und nördlich von ihnen die Araber eine Anzahl von Küstenpunkten im Besitz haben. Die Makuas reichen nach Süden hin bis Inhambane, also über den südlichen Wendekreis hinaus bis in die Region des Kap Corrientes. Alle Völker an der Ostküste habe Stammeszeichen. Die, welche als Mosambik-Neger im engern

Sinne bezeichnet werden und die Stadt bewohnen, nach der man sie benennt, schneiden sich vorn auf der Stirn ein Hufeisen ein und bringen zu beiden Seiten desselben noch einige Zeichen an. Sie machen dergleichen auch auf das Kinn, und auf die Brust brennen sie eine große Figur ein, welche einem S gleicht; auch feilen sie jeden einzelnen Zahn spitz.

Die Takuani am Sambesi haben an verschiedenen Theilen der Stirne Gruppen von Punkten und Einschnitten, dergleichen sie sich auch auf der Brust einschneiden. Sie wohnen an der Spitze des Sambesi-Deltas; die Mesenna's, welche dieselben Zeichen haben, findet man in und um Senna,

Takuani.

Zwischen der Delagoa Bay und Sofala wohnt ein zu den Kaffern gehörendes Volk, das der Nyambana, deren Stammeszeichen aus einer Reihe künstlich erzeugter Warzen besteht; sie haben etwa die Größe einer Erbse, beginnen oben an der Stirn dicht unter dem Haar und gehen bis zur Nasenspitze hinab. Auf diese Auszeichnung sind sie sehr stolz.

Die Mutschana's sind ein wildes Volk tief im Binnenlande, etwa 70 deutsche Meilen von der Küste entfernt, das mit den Makuastämmen fast immer Krieg führt, um Sklaven zu erbeuten; sie haben den Negertypus, machen sich auf Gesicht, Stirn und Oberkörper Einschnitte in der Gestalt kleiner Striche und Sterne und reiben Holzasche in die

Mosambik-Neger

Mutschana.

Nyambana.

einer portugiesischen Stadt, die etwas weiter aufwärts am Strome liegt.

Wunden. — So viel von den Stammeszeichen. Wir werden demnächst die Schwarzen an der Südwestküste charakterisiren.

Das Opferfest des Dschagganatha zu Puri in Orissa, im Juni 1864.

Wir lesen so oft, daß die Wittwenverbrennungen in Indien der Vergangenheit angehören, und doch vergeht kaum ein Monat, in welchem nicht ein Satti gemeldet wurde. Wir haben einige der jüngsten Wittwenopferungen im Globus mitgetheilt. — In allen geographischen Lehr- und Handbüchern wird gesagt, daß bei dem großen Wagenfest des Dschagganatha kein frommer Pilger mehr sich von den Rädern zermalmen lasse, um dem Gotte Wischnu wohlgefällig zu sein und das ewige Leben zu erwerben. Nun finden wir aber in der Times vom 15. August einen Brief aus Calcutta vom 8. Juli, in welchem ein Augenzeuge das diesjährige Fest des Dschagganatha beschreibt; er sah selber, daß sich Menschen von den Rädern des Götzenwagens zermalmen ließen. Wir lassen hier seine Mittheilungen folgen und fügen einige Bemerkungen hinzu.

„Das große Fest wurde am 19. Juni damit eröffnet, daß der Dschagganatha gebaut wurde; es endete am 6. Juli damit, daß man die großen Festkarren nach ihren alten Plätzen zurückführte. Ein Junitag in den bengalischen Ebenen ist keine angenehme Festzeit, der Thermometer stand auf 135° F., der Boden brannte wie Lava unter den Füßen, und durch die angesammelten Menschenmassen wurde die Atmosphäre geradezu unerträglich. Der Hindu aber kehrte sich wenig an alles das; es waren ihrer Zehntausende meilenweit herbeigeströmt, Männer, Weiber und Kinder, um sich an dem großen Fest zu ergötzen.

Eröffnet wurde die mehrwöchentliche Feier durch eine Procession zu Ehren des Gottes Krischna. Voran schritten Kerle mit silbernen Stäben, die ziemlich wie Banditen aussahen, hinterdrein Festordner, welche mit Stöcken die Menge abhielten, dann kamen Musikanten, Priester, und endlich der Gott

Krischna selber, ein kleiner scheußlicher, mit grellen Farben bemalter hölzerner Götze. Er saß auf einem Thronsessel, und ein Baldachin schützte sein geheiligtes Haupt vor den brennenden Sonnenstrahlen. Ihm nach wälzte sich die ganze Masse der herzugeströmten Neugierigen, lärmend zwar, aber im Ganzen viel zahmer als der gewöhnliche londoner Festpöbel. Mit großem Geschrei geleiteten sie den Gott bis zu einem Gerüst, woselbst eine Anzahl Brahmanen seiner warteten, und wo auch schon mehrere andere Götzen Platz genommen hatten. Einer darunter, am allerscheußlichsten anzusehen, hatte unmittelbar unter dem Kopf einen metallenen weit vorragenden Arm, der in eine offene Hand endigte. Das war der Dschagganatha in höchsteigener Person; seine offene Hand empfing die kleinen Gaben der Anwesenden, und rasch wie sie sich füllte, wurde sie durch die anwesenden Priester geleert.

Diese Opferceremonie dauerte lange und war entsetzlich monoton; nur wenn die Spenden spärlicher flossen, traten die Priester mahnend vor, das Volk schrie, es ertönten die Tam-Tams und Cymbeln rings um den zürnenden Gott, und die Opfer flossen reichlicher. Wieder nach einer längern Pause — die Zuschauer waren offenbar apathisch geworden — holten die Priester das heilige Wasser aus dem Strom und schütteten es über den Gott aus. Das heißt man das Bad des Dschagganatha, worauf das Volk eine Zeitlang in Aufregung gerieth und von neuem Geldopfer darbrachte, denn — so heißt es — der Gott hat sein Bad genommen und sein Geist ist mild geworden. Von da an währte das Fest mehrere Tage, ohne daß sich besondere religiöse Ceremonien bemerkbar gemacht hätten. Es war ein sehr banales Kirchweihfest aus dem Europäischen ins Asiatische übersetzt. Kucheneſſen und Lärmmachen — das sind am Ende alle Ansprüche, die der Hindu an ein großes Fest macht, und was sich außerdem dabei begibt, läßt sich des lieben Anstands wegen nicht beschreiben.

Das Schauspiel am darauffolgenden Mittwoch war tragisch und ekelhaft zugleich. Der Andrang war ungleich stärker als an einem der frühern Tage. Rechts und links stand Bude an Bude, in denen Zuckerwerk, birminghamer Pennywaaren und scheußliche Götzenbilder feilgeboten wurden.*) Auch eine Art Ringelspiel gab es wie bei unseren Kirchweihfesten, und Seiltänzer, und Jungen, welche Purzelbäume schlugen, und Akrobaten ohne Zahl, und häßliche Tänzerinnen, und Musikanten ohne Ende, und was das Komischste war, auch ein Stereoskop mit Ansichten der londoner Industrie-Ausstellung. Das war ein tolles wüstes Treiben.

Hoch über dasselbe hinaus ragten die zwei Wagen des Dschagganatha. Es sind dies schwerfällige, wohl an 60 Fuß hohe Holzgerüste auf Rädern, mit Schnitzwerk und gemalten Götterbildern überladen. Sie bestehen so zu sagen aus vier übereinander gebauten Stockwerken, auf deren jedem eine Schaar Brahmanen mit ihren Freunden Platz nimmt. Das Gewicht dieser Karren muß ein gewaltiges sein, und damit sich recht viele Menschen vorspannen können, sind sie mit langen Seilen versehen. Es war 4 Uhr Nachmittags, als von der Spitze des ersten Wagens die Klänge eines Tam-Tam erschallten, worauf der Dschagganatha, in Roth gekleidet, auf den Wagen gehoben wurde, und zwar von Stockwerk zu Stockwerk, vermittelst eines gewöhnlichen Stricks wie ein ordinärer Holzblock. Noch immer wurden in derselben Weise so viele andere Götzen aufgeladen, als auf den beiden Karren nur immer Platz hatten! Die Masse machte ihre Verbeugungen vor den Göttern und warf den Brahmanen, die ziemlich schmutzig aussahen, Blumen und Kränze zu. Dann wurden hölzerne weiße und blaue Pferde vorgespannt, auf jedem dieser Pferde stand ein Brahmane, die Stricke aber, an welchen die beiden schweren Karren vorwärts geschoben werden sollten, waren bereits von Tausenden in Beschlag genommen.

Das Drängen und Schreien in diesem Augenblick war unbeschreiblich, denn die Wagen, die seit einem Jahr an derselben Stelle gestanden, hatten sich so tief in den Boden eingegraben, daß es großer Anstrengung bedurfte, sie in Gang zu bringen. Endlich gelang dies nach mehrfachen vergeblichen Versuchen. Plötzlich ward es still unter der tobenden Menge, und eben so rasch brach diese in ein wahnsinniges Geheul aus, denn — es stockte der Wagen, es hatten sich ein paar Menschen unter die Räder geworfen. Eine Frau wurde hervorgezogen, ein altes Mütterchen, gräßlich verstümmelt, das eine Bein beinahe gänzlich vom Leib abgerissen, die Gestalt fast unkenntlich durch Erde, Staub und Blut, und dann wieder Einer und noch Einer, zerdrückt, zerfleischt, sterbend oder schon todt. Zwei Andere lagen vor den Rädern, offenbar bereit zu sterben, als der Wagen stecken geblieben war; sie wurden unversehrt hervorgeholt und verloren sich unter der Menge. Dann erst wurde der Karren wieder vorwärts geschleppt; ob sich noch Andere unter die Räder geworfen haben, ist nicht leicht anzugeben, denn die Polizeiberichte sprechen nur von zufällig Getödteten, nicht von Selbstgeopferten.

So ist das berühmte Fest des Dschagganatha, ein widriges, scheußliches Ding. Auch diesem wird ein Ende gemacht werden können, ohne daß deshalb eine Revolution ausbricht."

Bekanntlich haben die Hindu eine Trimurti, Dreifaltigkeit, in welcher Brahma der Schaffende ist, Siwa die Macht, welche das Lebendige zerstört, und Wischnu, welcher dasselbe erhält. Er ist der „Durchdringende", der jedes Bestehende trägt; das Volk sieht in ihm den Herrn und Herrscher des Alls. Er tritt auch in sogenannten Awataren, „Herabsteigungen", in die Welt hinein; er bildet Incarnationen, und eine derselben ist Krischna, der Gott, welcher unter allen beim Volk am beliebtesten ist, weil er ihm menschlich am nächsten steht. Denn von ihm wissen religiöse Sagen und Dichtungen eine Menge abenteuerlicher Schelmstreiche zu erzählen; die Hindu haben diesen Gott ihren Leidenschaften und Sitten gemäß sich vorgestellt und zurecht gemacht, und das Emporkommen des Krischna-Kultus, etwa im fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung, bezeichnet einen Zeitabschnitt in den religiösen und sittlichen Vorstellungen und Anschauungen. Dem Krischna gleich und als eine Art von Incarnation desselben wird der Gott Dschagganatha gedacht. Er ist ein Bild, das der Götterbaumeister Wischna Karma herstellte; im Innern desselben sollten die irdischen Ueberreste Krischna's aufbewahrt, aber durch Brahma mit Leben begabt werden. Der Werkmeister hatte zur Bedingung gemacht, daß er bei seiner Arbeit keine Störung erfahre; aber eine solche trat ein, das Götterbild wurde nicht vollendet, hat keine Beine und vom Arme nur Stumpfe. So steht es nun zu Puri in dem hochheiligen Tempel. „Kein Heiligthum, kein Fest der übrigen Glieder der Götterwelt findet eine umfassendere Anerkennung und Betheiligung, als das des Dschagganatha; sein Heiligthum zu Puri ist das Mekka des Brahmanismus." (Johann Hartwig Brauer, Asien; S. 499).

Das Heiligthum gilt für so unantastbar, daß selbst die Mohammedaner dasselbe unberührt ließen. Als ein Feldherr des Großmoguls Akbar 1580 bis an den Mahanaddystrom in der Landschaft Orissa vordrang, in welcher Puri liegt, und einen Blick auf die hochragenden Tempel warf, rief er aus: „Das Land hier ist nicht zur Eroberung bestimmt und kein Ziel für menschlichen Ehrgeiz. Es ist eine heilige Pilgerstätte und gehört allein den Göttern an." Noch heute stehen auf einer Meilen umfassenden Fläche dort am

*) In Birmingham sind Götzenbilderfabriken, welche für den „indischen Markt" arbeiten.

Mahanaddy prächtige Tempel, und unter allen ragt eben der von Dschagganatha bei der Stadt Puri-Dschagganath hervor; auf ihn blicken die Hindu wie auf den „Herrn der Welt".

Wir wiesen weiter oben auf das fünfte Jahrhundert hin. Im Jahre 473 war Radscha Kesari Pat Herrscher von Orissa; er bevorzugte die Priester des Dschagganatha, brachte manche bis dahin verborgenen Götzenbilder zum Vorschein und umgab die Verehrung derselben mit neuem Glanze. Er selber verfertigte ein heiliges Bild, baute einen neuen Tempel und stellte drei Götzen hinein: den Dschagganatha, dessen Bruder Balbadhra und dessen Schwester Sabdhara; diese vier Bilder stellte er, unter Entfaltung großen Pompes und unter dem Jubel einer ungeheuern Menschenmenge auf ihre Sinhason, Throngerüste; dann setzte er Priester ein, verordnete Feste und schenkte für alle Zeiten die Einkünfte, welche das Land in der Umgegend von Puri abwarf, zum Unterhalt des Heiligthums. Der Dschagganatha-Tempel, wie er heute steht, ist im Jahre 1198 erbaut worden.

Die Stadt mit ihren 42 Straßen und vielen Tempeln verlor an Glanz, als eine neue Dynastie den Thron bestieg und die Residenz nach Kattak verlegte. Als in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts die Mohammedaner auch Kattak und Orissa bedrohten, begab sich der Hohepriester auf die Flucht, nahm aber die drei hochheiligsten Götzenbilder wohlverwahrt mit sich und verbarg sie nebst anderen Tempelschätzen in den Bergen am Tschilka-See (gleich südlich von Puri; er ist auf allen Karten verzeichnet). Die Mohammedaner aber waren klug genug, die Wallfahrten nach Puri nicht zu stören; das wäre ihnen so unmöglich gewesen, wie den Engländern, und deshalb suchten sie Vortheil aus der Frömmigkeit zu ziehen; sie legten eine Pilgertaxe auf, welche in manchen Jahren an 900,000 Rupien (zu 20 Sgr.) eingebracht hat, und die später auch von den Maharatten und den Engländern erhoben worden ist. Die ostindische Compagnie nahm ein bis sechs Rupien von jedem Pilger.

Gegenwärtig zählt Puri-Dschagganath 5741 Häuser und etwa 30,000 ansässige Einwohner. Es liegt 19° 49′ n. Br., 42 Miles südlich von Kattak, 298 Miles von Calcutta, am Mahanaddy, über den eine steinerne Brücke führt, und am Bengalischen Meerbusen. Auf einer Sandhügelreihe vor der Stadt ist jeder Zoll geweihter Boden. Die Brahminen sagen: „An diesem Ruhepunkt empfängt der Geist seinen letzten Sonnenblick, wenn alle Lebenshoffnungen ihrem Ende entgegen gehen." Die Hauptstraße besteht fast ganz aus religiösen Gebäuden, Math's, die von hohen Bäumen beschattet sind; am Südende derselben erhebt sich der Haupttempel, der Bara Dewal, „in Gestalt einer stehenden Gurke", 30 Fuß im Durchmesser, 180 Fuß hoch, auf einer 20 Fuß hohen, viereckigen, durch eine Mauer abgeschlossenen Aufmauerung, deren Seiten je 445 Fuß messen. Der Haupteingang ist von Osten her; zu beiden Seiten stehen kolossale Greise und Gestalten noch anderer Fabelthiere. Auf einer 40 Fuß hohen Basaltsäule steht ein Bild des sogenannten „Affengottes" Hanuman.*) Die drei Bilder der Dschagganatha-Götzen sind „plumpe, abscheuliche, hölzerne Büsten"; jeder ist oben zu einem entsetzlichen menschenartigen Gesicht ausgearbeitet. Balbadhra oder Balarana (Siwa) ist weiß bemalt und sechs Fuß hoch; Dschagganatha fünf, und Sabadhra ist weiß und hat vier Fuß Höhe. Alle drei befinden sich auf einem Gestell; die Augen des blaufchwarz angestrichenen Krischna-Dschagganatha sind rund, die der beiden anderen oval. Der Leib ist, wie bei christlichen Heiligenfiguren, mit buntfarbigen Gewändern bekleidet. Allemal nach 70 oder 80 Jahren werden neue Götzenbilder angeschafft; man verfertigt sie aus dem Holz eines solchen Nimbaumes, Melia azadorata, auf welchem nie ein Rabe oder eine Krähe gesessen hat. Ein Schreiner besorgt die rohe Holzarbeit; das Uebrige vollenden Priester in mystischer Abgeschlossenheit.

Für jeden der drei Götzen ist ein Rath bestimmt, d. h. ein Wagen, in welchem sie beim großen Feste bis Gondischa Nanur, des Gottes Landhaus, gefahren werden, nicht von Thieren gezogen, sondern von Pilgern. Der „Rath" des Dschagganatha ist 43 Fuß hoch, hält 34 Fuß im Geviert und hat 16 volle Räder, jedes von siebenthalb Fuß Durchmesser; die Wagen der beiden anderen Götter sind etwas kleiner.

Nicht weniger als 400 Parharris, Hohepriester, haben die Obhut des Tempels, und ein Theil derselben zieht in Indien umher, um Pilger zu werben, deren 1846 mehr als 180,000 herbeikamen; das wird ungefähr eine Durchschnittszahl sein. Die Pilgertaxe ist 1839 von den Engländern abgeschafft worden; sie verpflichteten sich aber, für den Unterhalt des Tempels 23,000 Pfd. St. jährlich zu zahlen; damit nahmen sie es aber (was wir auch in anderen Fällen aus Indien wissen) nicht genau und brachten in Anregung, daß die Brahminen fortfahren, die alte Taxe für sich zu erheben.

Dieses Dschagganatha-Heiligthum hat bekanntlich in England zu vielen Streitigkeiten Anlaß gegeben, und die „Christen" der Exeterhalle, die gern Alles, was nicht in ihre Formel paßt, sofort mit Stumpf und Stiel ausrotten möchten, haben an dem allerdings abscheulichen Götzenfeste und den dabei üblichen Menschenopfern Anstoß genommen. Ich finde über diese Controverse ein ganzes Kapitel in einem Buche, das überhaupt manche interessante Notizen enthält: Christianity in India; an historical narrative, by John William Kaye, London (Smith, Elder und Comp. 1859, in Leipzig von Ludwig Denicke zu beziehen). Chapter X. p. 366 bis 396.

Gleich im Anfang, als die Engländer anfingen, ausgedehnte Eroberungen in Indien zu machen, mußten sie die Frage entscheiden, wie man sich in religiöser Beziehung zu den Hindu und Mohammedanern stellen wolle. Die eifrigen Christen wollten Bekehrung von Staatswegen und eine weitgreifende Begünstigung der Missionäre. Besonnene Männer widerriethen jedes übereilte Vorgehen; es lag auf der Hand, daß man die 150 Millionen Nichtchristen gewähren lassen mußte; Duldung war eine Nothwendigkeit. Damit waren die Eiferer nicht zufrieden; sie machten der Regierung den Vorwurf, daß sie dem Heidenthum Vorschub leiste. Von den Gräueln des Dschagganatha wußte man damals wenig oder nichts. Die „herrliche Moral" der Inder fand Lobredner; Zephania Holwell pries „die einfache, vernünftige, erhabene Religion Brahma's"; er ging so weit, zu behaupten, daß die Satti, Wittwenverbrennung, „auf heroischen, vernünftigen und frommen Principien" beruhe und erklärte weiter: „Ein wahrer Brahmane ist das reinste Muster ächter Frömmigkeit, wie man es nur auf dem ganzen Erdball finden kann."

Das war stark, aber zu Herders Zeit und noch lange nachher war es allerdings Mode, für die „sanften" Inder zu schwärmen. Dann wurden aber Thatsachen bekannt, welche zu einer solchen Auffassung nicht recht stimmen wollten. Im Jahre 1806 besuchte Claudius Buchanan Orissa und war Zeuge eines Dschagganathafestes. „Das Ungeheuer in Puri hielt gerade Carneval, der Schrein des Moloch forderte seine Opfer. Dorthin strömen alljährlich Hunderttausende, und

*) Er wird hochverehrt als eine Incarnation Siwa's, weil er diesem als Ram, der siebenten Verkörperung (Awatar), große Dienste leistete, indem er der Sita, Wischnu's (Rams) Gemahlin, hülfreich zur Hand ging, als sie auf Ceylon vom Riesen Rawan geraubt war. Dabei verbrannte er sich und wurde an Schwanz, Gesicht und Händen schwarz. Sein Abbild, der Semnopithecus Entellus, gilt nun bei den Hindu für unverletzlich. Uebrigens will Leopold von Orlich, Kulturgeschichte Indiens, Deutsch von K. Böttger, Leipzig 1861, S. 181, wissen, daß das Bild Hanumans nicht mehr auf jener schwarzen Säule stehe; er sagt auch, sie sei von Marmor.

Viele lassen sich zu Ehren des scheußlichen Götzen rädern." Es stellte sich heraus, daß von den Pilgern der zehnte Theil an den Beschwerden der Reise und an Entbehrungen zu Grunde ging; übertriebene Angaben wollten von 120,000 Opfern wissen. Die baptistischen Missionäre entwarfen ergreifende Schilderungen. Aber Buchanan meinte, ein so großer Zusammenfluß habe auch eine gute Seite; man könne jährlich 10,000 Bibeln unter den Pilgern verbreiten; dann würden sie schon für das Christenthum zugänglich werden.

Die Engländer begannen erst 1793 ein System regelmäßiger Verwaltung in Indien anzubahnen. Sie erklärten feierlich, daß die Gesetze und Vorschriften der Schastra für die Hindu, jene des Korans für die Mohammedaner nach wie vor in Geltung bleiben sollten. Eine Parlamentsakte erklärte, daß auch die Kasten unter dem Schutze des Staates ständen; auch den Priestern und Tempeln wurden alle Rechte und Privilegien verbürgt (Their temples, and temple lands, and idolatrous endowments were in no wise to be taken from them, and the lessons taught by their priests were not to be violently gainsaid).

Das Letztere besonders mißfiel den Missionären sehr; denn sie versprachen sich vorzugsweise von Angriffen gegen die Kasten und von Controversen gegen die Lehrsätze der Brahmanen Erfolg. Unter ihren englischen Landsleuten waren Manche, die für das Hinduthum geradezu schwärmten, und diese wurden heftig angegriffen. Ein Herr Job Charnock opferte alljährlich am Todestag seiner Frau auf deren Grab einen Hahn. Ein Steuereinnehmer der ostindischen Compagnie, Lionel Place, gab noch größeres Aergerniß. Als in der Stadt Kondscheweram die Tempel verfielen und die Feste an Glanz verloren, sorgte er dafür, daß Alles wieder in guten Stand kam, und verlangte, daß der Staat überall in gleicher Weise verfahre. Er sprach von den Tempelgütern als Church Funds; von der Pagode als einer Kirche, vom Brahmanismus als der Established Church, von den Hütern und Priestern der Idole als Churchwarders. Er belohnte alle Musikanten, Tanzmädchen, Elephantenführer ꝛc., welche die Götterfeste in Kondscheweram verherrlichen halfen, und war beim Volk geehrt und geliebt, während man anderseits sein Benehmen abscheulich fand.

Der Pilgertaxe ist schon oben erwähnt worden. Die Regierung erhob dieselbe, damit die Tempel in baulichem Zustand erhalten werden konnten, und zahlte auch den Priestern Jahrgelder. Lord Wellesley erkannte die Verpflichtung dazu an, behielt aber der Regierung eine gewisse Aufsicht und Controle vor, so daß die Tempelgüter nicht verschleudert werden konnten; „sie wollte den Moloch gegen die Betrügereien seiner eigenen Diener sicher stellen". Deswegen ließ sie die Tempeleinkünfte von ihren Beamten erheben und die Gelder an Priester ꝛc. auszahlen; ein Inspektor mußte dafür sorgen, daß Alles im Tempel in bestem Stande war; sie bezahlte auch Leute, welche dem Volk aus den Puranas, den heiligen Büchern, vorlasen. So kam es, daß die englischen Collectoren beim Volke sehr beliebt und als dessen Beschützer angesehen wurden.

Seit 1838 aber wurde die Tempelverwaltung, die Erhebung der Abgaben für gottesdienstliche Zwecke und überhaupt alle Verbindung christlicher Beamten mit dem ganzen Tempelwesen beseitigt; die öffentliche Meinung in England verlangte, daß die Eingeborenen das Alles selber zu übernehmen und zu besorgen hätten. „Der Staat hatte fortan mit der Götzendienerei nichts mehr zu schaffen. Am 3. Mai 1840 strömten die Pilger taxfrei und in unerhörter Menge nach Puri zum Dschaggganatha. Die Regimentsmusikanten durften bei keinem heidnischen Feste mehr aufspielen, Soldaten nicht mehr dabei paradiren. Damit sind nun viele Leute zufriedengestellt, und wenn auch das Christenthum unter den Eingeborenen Indiens kaum nennenswerthe Fortschritte macht, denn von 140 Millionen sind noch keine viertel Million Seelen bekehrt, so arbeiten doch die Missionäre unverdrossen weiter und haben gute Hoffnung auf Erfolg in der Zukunft. A.

Aus dem Leben des Volkes in China.

Die Herberge zu den Hühnerfedern.

Der Chinese ist recht eigentlich ein Vereinsmensch; er weiß sehr wohl, daß sich durch das Zusammenlegen und Zusammenwirken vieler einzelnen Kräfte etwas Großes erzielen läßt.

Ueber das ganze weite Reich sind Genossenschaften mancherlei Art verbreitet, namentlich solche für Gewerbs- und Handelszwecke; es gibt Vereine gegen das Glücksspiel und zur Abwehr von Dieben. Aber wohlthätige Vereine in unserm europäischen Sinne fehlen. Krankenhäuser zum Beispiel hat man nicht gegründet; die höhere Wohlthätigkeit, welcher Theilnahme, Erbarmen, rein menschliches Mitgefühl zu Grunde liegen, ist dem ächten Chinesen fremd. Aber, könnte man einwenden, es gibt im Blumenreiche der Mitte doch Brüderschaften, welche es sich zur Aufgabe machen, armen Leuten, welche weder Freunde noch Verwandte haben, ein Begräbniß zu geben und die Särge unentgeltlich zu liefern? Gewiß; die Thatsache ist richtig, aber wie verhält es sich mit den Beweggründen? Diese sind nicht durch Mitgefühl und Erbarmen eingegeben, sondern durch Selbstsucht und Eigennutz. Die Chinesen glauben, daß die Seelen der Abgeschiedenen in böse Geister verwandelt werden, und daß diese sich ein Vergnügen daraus machen, die Lebendigen zu quälen, z. B. dadurch, daß sie ihnen Krankheiten bringen oder unangenehme Störungen in Geschäftsangelegenheiten verursachen. Nun gibt es, meinen sie, nur ein einziges Mittel, durch welches man dem Einflusse der bösen Geister entgegen wirken kann, — man muß sie begraben, denn die Seelen unbegrabener Menschen sind viel ärgere Quälgeister, als die, welche man zur Erde bestattet hat. Deshalb kauft man Särge, und wer zur Brüderschaft gehört, darf hoffen, daß die bösen Geister Rücksicht auf ihn nehmen.

Der Reiche kümmert sich nicht um den armen Mann, aber dieser bildet förmliche Genossenschaften, wahre Commanditgesellschaften, um die Wohlhabenden nach Kräften auszubeuten.

In dem dichtbevölkerten Reiche bildet die Massenarmuth eine entsetzliche Plage und in den großen Städten tritt sie in wahrhaft grauenerregender Weise hervor. Man hielt die Nachrichten, welche früher darüber nach Europa kamen, für übertrieben, wir wissen aber jetzt durch eine große Menge unverdächtiger Augenzeugen, daß die Schilderungen noch hinter der Wahrheit zurückgeblieben sind. In Peking sterben täglich Leute

auf der Gasse vor Hunger, gerade so wie in dem christlichen London, wo man die eingeborenen Christen verhungern läßt und Jahr für Jahr hunderttausende von Pfund Sterlingen verausgabt, um in Indien, Afrika oder auf den Inseln der Südsee einige Dutzend Heiden zu taufen. Der Chinese gibt übrigens nicht gerade unwillig ein Almosen, obwohl ihm das Gefühl der Barmherzigkeit mangelt; der Arme oder Kranke erhält von ihm etwas Geld oder Reis, damit er denselben nur recht schnell los werde.

Unter solchen Verhältnissen darf es nicht befremden, daß Bettler in Myriaden umherströmen. Und was für Bettler!

Poussielgue, der sich mit den Zuständen in Peking gründlich bekannt gemacht hat, bestätigt Alles, was wir darüber vor 10 Jahren in dem ungemein lebhaft und interessant geschriebenen Werke des Abbé Huc gelesen haben (Wanderungen durch das chinesische Reich. Herausgegeben von Karl Andree; Leipzig, bei Lorck, 1855). Dieser Lazarist hebt hervor, daß jeder Bettler bei seiner Commanditgesellschaft als Aktie eine wirkliche oder künstliche Körperschwäche oder Krankheit einschieße und dieses aus menschlichem Elende bestehende Kapital möglichst vortheilhaft zu verwerthen suche. Die Bettlerarmee zerfällt in Rotten und Bataillone und hat einen vom Staat gesetzlich anerkannten „König der Bettler“, der für seine zerlumpte Heerschaar den Behörden verantwortlich ist; sie halten sich zunächst an ihn, wenn etwa Ruhestörungen oder Gewaltthätigkeiten vorfallen. In Peking ist dieser König eine Art von Macht; am bestimmten Tage darf er seine Armee ins Feld führen, und diese bettelnde Heerschaar ist einem verheerenden Insektenschwarme vergleichbar. Sie zieht auf das platte Land hinaus, der König läßt die Vorsteher der Dorfgemeinden zusammenberufen und erklärt, daß er gegen Erlegung einer gewissen Summe mit seinen Leuten abziehen wolle. Das Dorf muß sich loskaufen und Seine Bettelmajestät geht weiter, um in einer andern Gegend dasselbe Spiel von neuem zu treiben. Alles, was eingeht, wird an ihn abgeliefert und er besorgt die Vertheilung.

Auch in Peking selbst erscheinen die Bettler als die allerärgste Plage. Schon am frühen Morgen, sagt Poussielgue, wird die Stadt überschwemmt mit ganzen Schaaren von Blinden, Buckeligen, Einarmigen, Klumpfüßigen, Gelähmten, Aussätzigen und Epileptischen. Sobald es tagt, verlassen sie die Stätten, welche die Polizei ihnen angewiesen hat, treiben sich dann in den wohlhabenden Quartieren umher und belästigen die Leute; sie bitten, betteln und fordern oft auf eine höchst unverschämte, zudringliche Weise.

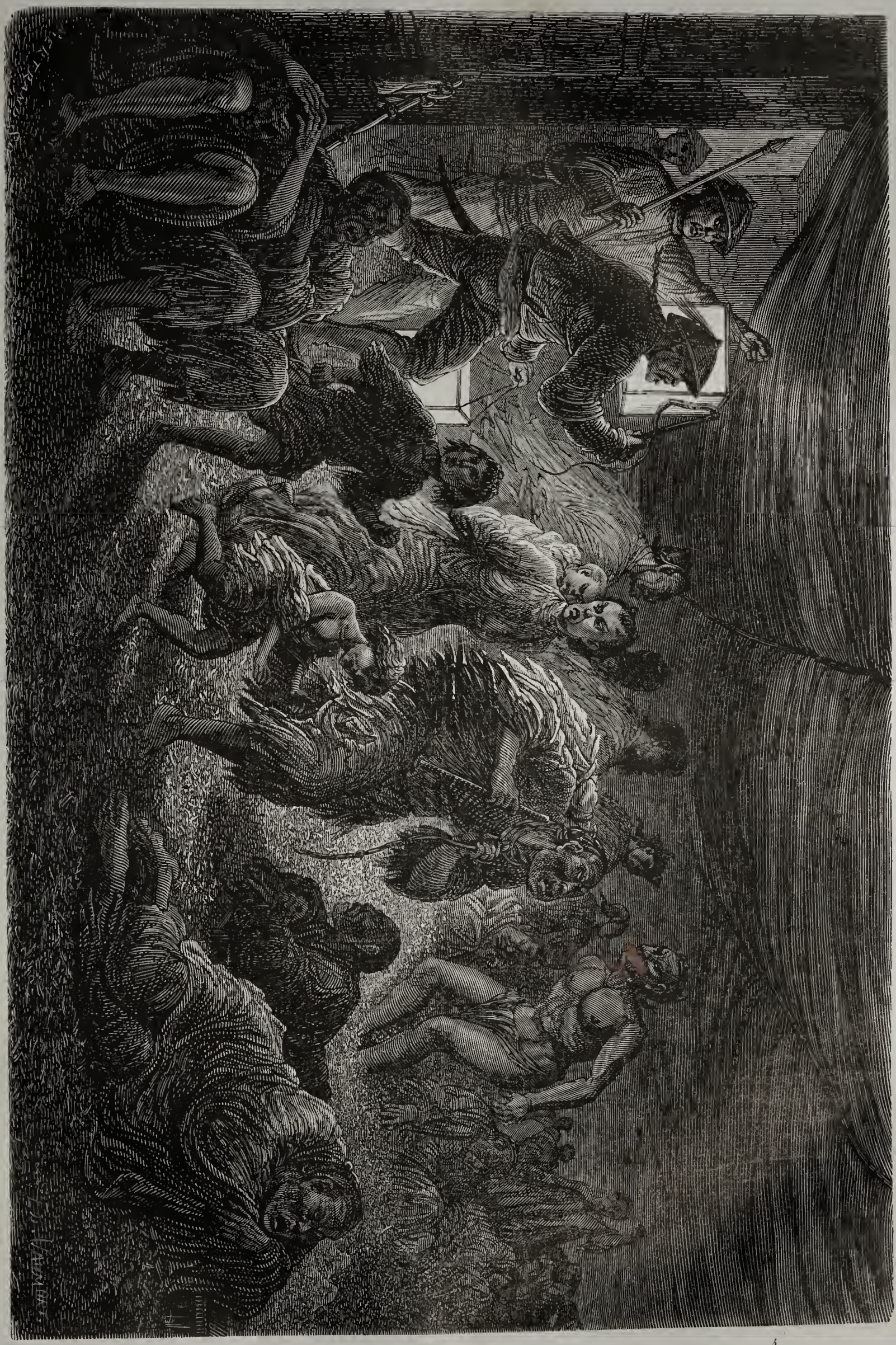
Jeder Europäer ist empört und fühlt sich angeekelt über diese Bettlerwirthschaft und gewöhnt sich erst nach und nach an dieselbe. Er macht es wie die wohlhabenden Chinesen, wirft ein paar Münzen hin und geht weiter. Helfen kann er ohnehin nicht. Das Ganze ist ein Chaos von Lumpen, und die abstoßenden oder grotesken Typen treten in einer wunderbaren Mannigfaltigkeit auf. Da steht ein Zwerg, der höchstens eine Elle hoch ist; er ist fett und seine Haut glänzt; er geht neben einem ganz abgemagerten spindeldürren Riesen. Der Eine wie der Andere trägt einen Rock aus Kameelhaarfilz, der aber unzählige Löcher hat und so schmutzig ist, daß er dem Mongolen, welcher ihn lange als Pferdedecke benutzt hatte, allzu unsauber geworden war. Wer aber weiß, wie schmutzig schon der Mongole ist, kann sich eine Vorstellung von jenem Filzrocke machen. Der Riese sieht mich, bleibt stehen, sperrt seinen großen Mund auf, und um mir anzudeuten, daß er Hunger habe, rafft er etwas Grünzeug aus einem Kehrichthaufen und frißt das! Der Zwerg aber springt und tanzt und macht sich selber Musik, die in einem zischenden Singsang besteht. Ich gehe weiter und stoße auf einen Mann, der sich stellt, als habe er die fallende Sucht; er rollt und wälzt sich am Boden und macht dazu unglaubliche Verrenkungen. Eine lange Reihe von Blinden wird von einem Einäugigen geführt und versperrt die Straße; fast alle sind Musikanten, und sie geben eine unbeschreibliche Katzenmusik zum Besten. Diese Elenden treiben sich, fast ganz nackt, gerade in den belebtesten Straßen umher, klopfen und klatschen, um die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, mit den Händen auf die Lende und betteln dazu in wimmernden Klagetönen. Sie lassen Bart und Haar lang wachsen. Daß sie Mitglieder der großen communistischen Aktiengesellschaft sind, unterliegt keinem Zweifel. Die Frau des französischen Gesandten Bourboulon nämlich hatte an mehrere Blinden, die sich gleichsam als Stammgäste vor ihrer Thür einfanden, Kleider vertheilen lassen; sie trugen aber dieselben nicht, weil sie dieselben an die Genossenschaft hatten abgeben müssen.

Uebrigens können die chinesischen Bettler mit einer solchen Geschicklichkeit Krankheiten simuliren, daß ihre Brüder gleichen Gelichters in unseren europäischen Mammuthstädten sie um diese Fertigkeit beneiden müssen. Ein Polizeimandarin erzählte, daß es eine wahre Lust sei mit anzusehen, wie flink die Lahmen gehen, die Einarmigen zwei Arme bekommen, die Blinden sehen und die Buckeligen den Buckel verlieren, — wenn sie in ihren Quartieren sind, wo sie sich selber angehören.

Peking zerfällt in zwei Theile, die Mandschustadt und die chinesische Stadt; an der Mauer dieser letztern liegt das Quartier der Bettler, dort liegen ihre armseligen Hütten. An den Thoren, welche zu diesem Bettlerviertel führen, stehen Polizeisoldaten. Abends müssen alle Bettler nach Hause gehen; wer sich Nachts in Peking selbst betreffen läßt, erhält die Bastonnade.

Vor dem Tschi hua-Thor, in einer Vorstadt des Mandschuquartiers, befindet sich eine, wenn der Ausdruck für China passend wäre, philantropische Anstalt, die in der ganzen übrigen Welt ihres Gleichen nicht hat. Das ist die Herberge zu den Hühnerfedern, welche auf unserm Bilde keineswegs übertrieben dargestellt ist. Zwei große hölzerne Buden oder Schuppen sind aus unbehauenen Balken aufgeführt, und die Wände bestehen aus Lattenwerk, das man mit Lehm beworfen hat. Der Fußboden ist hart geschlagen wie eine Tenne und mit einer hohen Lage von Hühnerfedern bedeckt. Sobald nun Abends die Feuerglocke läutet, strömen Schaaren von Bettlern nach dieser Herberge, Ki mao fan, um für ein paar Sapeken (der kleinsten Münze) ein weiches Lager in warmen Dunen zu suchen; Männer, Weiber, Kinder, Alt und Jung finden Unterkommen, Jeder macht sich sein Nest zurecht, so gut er eben kann. Sobald der Saal gefüllt ist, lassen die Wärter vermittelst einer mechanischen Vorrichtung eine das ganze Gemach überspannende Filzdecke so weit herunter, daß sie einige Hand hoch über den Schlafgästen hängt. So haben diese doch Luft und Schutz gegen Wind und Regen. Bald aber wird die Hitze drückend, und die Ausdünstung wäre für andere Menschenkinder als die Chinesen geradezu unerträglich. Wer es nicht mit eigenen Augen gesehen hat, wie die Polizeisoldaten gegen Abend das Bettelgesindel zusammentreiben, wie dieses dann ein wildes und wirres Durcheinander bildet, der kann sich keine Vorstellung von dem machen, was in der Herberge zu den Hühnerfedern vorgeht. Der matte Strahl einiger Laternen fällt auf die Filzdecke herab, unter der einige hundert Leute liegen, Kranke und Gesunde, Männer und Weiber. Wer unruhig wird, bekommt Prügel mit der Peitsche. Der Europäer, welcher aus dieser Hölle herauskommt, fragt sich, ob das Ganze nicht etwa ein wüster Traum sei.

Abbé Huc, welcher sich solche Ki mao fan auch angesehen hat, bemerkt, daß in der ersten Zeit nach Eröffnung dieser Anstalt die Unternehmer jedem Schlafgast eine kleine Decke geliefert hätten; die chinesischen Communisten nahmen aber die Decken mit. Die Besitzer ersannen dann ein probates Auskunftsmittel, indem sie die große Filzdecke anfertigen ließen, unter welcher alle Schläfer ruhen. Am Tage wird sie an Rollen in



Die Hinrichtung zu den Hühnerfedern in Peking.

die Höhe gezogen und hängt über den Hühnerfedern wie ein gewaltiger Baldachin. Der Bequemlichkeit und der Lüftung wegen hat man viele Löcher in ihr angebracht, durch welche man wohl auch den Kopf steckt; deshalb wird frühmorgens, wenn die Decke aufgehißt werden soll, der Tamtam geschlagen; er gibt ein Zeichen, daß Jeder seinen Kopf einziehen solle, damit er nicht am Hals in die Höhe gezogen werde.

Das ist die Herberge zu den Hühnerfedern in Peking.

Der Golf von Gibraltar.

(Hierzu ein Stahlstich.)

Von **Moritz Willkomm.**

„Afrika beginnt jenseits der Pyrenäen", hat ein geistreicher französischer Schriftsteller gesagt. Wenn auch dieser Ausspruch zu viel behauptet, so läßt sich doch nicht läugnen, daß Spanien und überhaupt die pyrenäische Halbinsel, besonders deren südliche Hälfte, weit mehr Aehnlichkeit mit dem nördlichen Afrika hat, als mit dem übrigen Europa. Diese ganze ungegliederte Landmasse, diese gewaltigen, nackten Hochebenen mit ihren terrassirten, berggekrönten Abhängen, diese schroffen, wilden Felsgebirge, dieser bunte Wechsel von wüstengleichen Einöden und paradiesischen mit der üppigsten Vegetation bedeckten Gefilden, ja zum Theil selbst die Bewohner und ihre Sitten tragen keinen europäischen Charakter! Wohl aber finden wir ganz dieselbe geographische Gestaltung, dieselben Contraste zwischen der grauenhaftesten Sterilität und der reichsten Fruchtbarkeit, dasselbe Klima und dieselben Sitten in einigen Theilen Nordafrika's, namentlich in Algerien und Marocco wieder, und ein Blick auf die Landkarte genügt, um uns ahnen zu lassen, daß wohl dereinst da, wo gegenwärtig die Straße von Gibraltar Europa von Afrika scheidet, beide Continente im Zusammenhang gestanden haben dürften. Deutet doch schon die schöne Mythe der Hellenen, welche den Herkules auf seiner Reise nach den Gärten der Hesperiden das Meer im fernen Westen verschlossen finden und durch Auseinanderreißung des sich ihm hindernd entgegenstellenden Landes sich gewaltsam einen Weg nach dem Ocean bahnen läßt, darauf hin, daß ursprünglich beide Erdtheile verbunden gewesen und später durch ein gewaltiges Naturereigniß, in Folge dessen die Meerenge von Gibraltar entstand, getrennt worden sind. Es wäre unmöglich, daß die eben erwähnte Mythe, welche die im Alterthum gebräuchlichen Namen, Straße des Herkules und Säulen des Herkules (die Felsen von Gibraltar und Ceuta) veranlaßte, sich hätte bilden können, wären beim Volke nicht Erinnerungen und mündliche Ueberlieferungen von einem dereinst und zwar erst zu einer Zeit, wo das Menschengeschlecht bereits existirte, erfolgten Durchbruch des Mittelländischen Meeres vorhanden gewesen. Ob dieser Durchbruch, der eine gewaltige Anschwellung des Mittelländischen Meeres voraussetzt, im Zusammenhange mit der letzten großen Ueberfluthung der Erde, der sogenannten Sündfluth, von welcher die Mythen vieler Völker erzählen, gestanden habe oder nicht, das zu untersuchen, ist hier nicht der Ort; daß aber eine gewaltsame Zerreißung der beide Continente verbindenden Landenge wirklich vorgekommen sein muß, davon wird sich Jeder überzeugen, welcher nur einmal durch die Straße von Gibraltar gesegelt ist (und Schreiber dieses hat sie zweimal passirt) und die Gestaltung beider Ufer aufmerksam beobachtet hat. In der That ist die Aehnlichkeit der europäischen und afrikanischen Küste bezüglich der Form der Gestade und Berge, welche beiderseits in schroff abgeschnittenen Felswänden zum Meer abstürzen, überraschend; längs beiden Ufern sind Klippen und Untiefen als ewige Zeugen der gewaltsamen Zertrümmerung des Landes umhergestreut, und hüben wie drüben schmückt dasselbe Laubholz die sanfteren Abhänge der Berge. Endlich hat die wissenschaftliche Forschung den Beweis geliefert, daß hier eine gewaltsame Zerreißung des Landes stattgefunden hat, denn sowohl die Gesteinsformationen als die Pflanzendecke beider Ufer sind identisch.

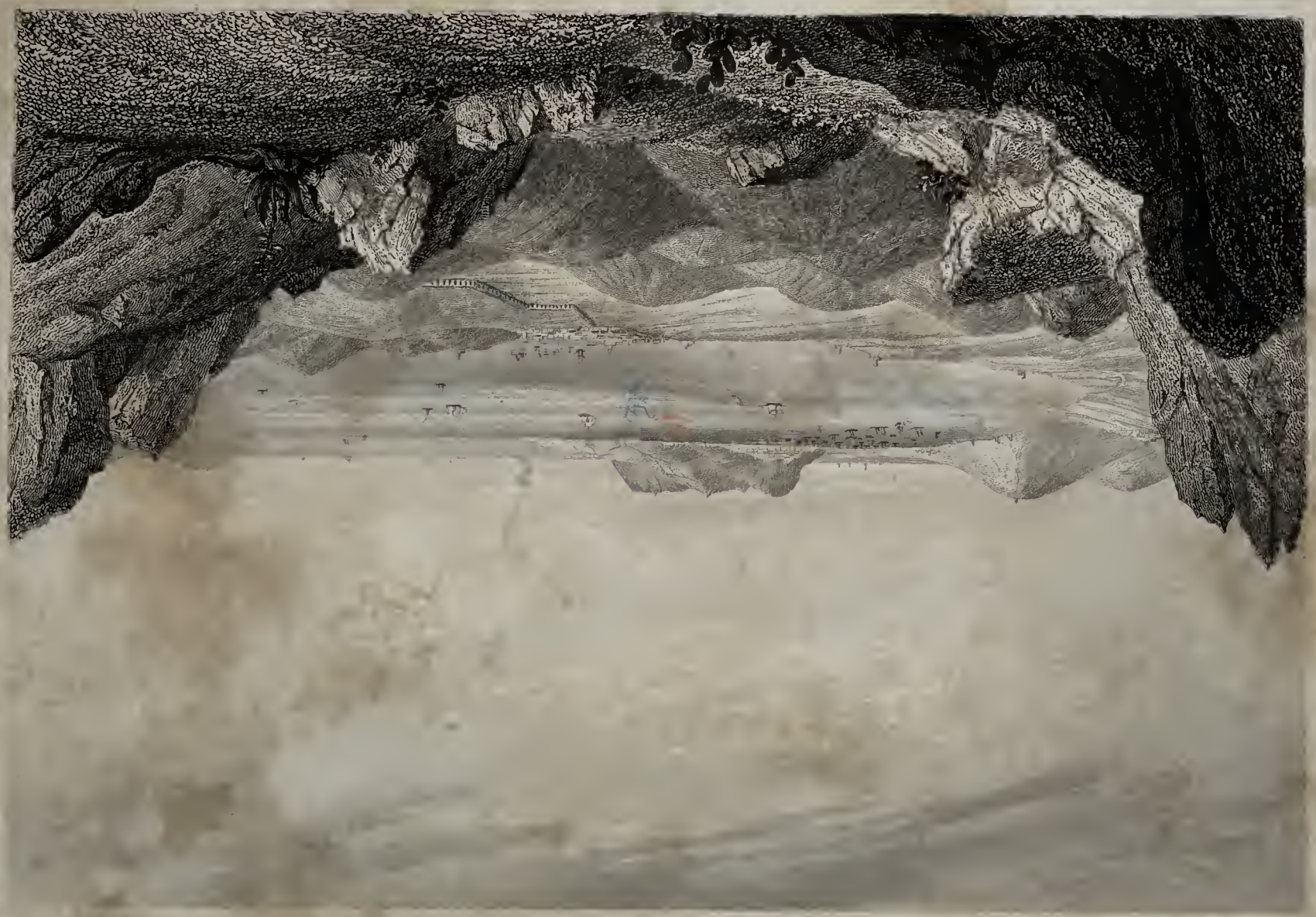
Die Gestade der Meerenge von Gibraltar gehören unstreitig zu den schönsten Gegenden der Erde. Ich kenne nur die spanische Küste, da es mir nicht vergönnt war, den Boden Afrika's zu betreten. Erstere ist größtentheils mit einem hohen, wildromantischen, prächtig bewaldeten Sandsteingebirge bedeckt, welches die vielfach zerrissenen Ufer von Tarifa an bis Algerien mit malerischen Felsen umgürtet. Wo diese Steilküste aufhört, beginnt der reizende Golf von Gibraltar, von welchem unser Stahlstich ein getreues Bild aus der Vogelschau darbietet.

Es war am Nachmittage des Ostersonnabends 1845, als ich auf meiner Reise von Cadiz nach Algeciras auf den Kamm der Sierra de Palme, wie die höchste Kette des erwähnten Sandsteingebirges heißt, gelangte. Das genannte Gebirge, dessen höchste Kuppen von nacktem Gerölle überschüttet sind oder von steilen, kahlen Felsmassen gebildet werden, ist von zahllosen Schluchten und Gründen, über deren steil geneigte Sohle muntere, klare Bäche hinabtoben, zerrissen und an seinen Hängen, besonders dem westlichen, mit einem über alle Beschreibung prachtvollen Laubwalde bedeckt. Zusammensetzung des Landes, Pflanzendecke und Klima erinnern an die gepriesenen Lorbeerwälder der Canarischen Inseln. Uralte, phantastisch geformte Korkeichen von riesenhafter Größe, von den Wurzeln an bis zu den höchsten Aesten mit üppigen Büscheln des zierlichen Canariensterns (Daveilia canariensis) und anderen Farrnkräutern geschmückt und mit rothen, gelben und weißen Bartflechten auf das Malerischste behängt, hohe, wilde Oelbäume und die portugiesische Galläpfeleiche verschlingen ihre reichbeblätterten Zweige zu einem dichten Laubdache, durch welches die Strahlen der Sonne kaum hindurchzudringen vermögen. An den Ufern der rauschenden Bäche erheben sich schlanke Lorbeerbäume, welche damals eben in voller Blüthe standen und den ganzen Wald mit ihrem würzigen Arom erfüllten, hoch über klaftethohe mit fußlangen, glänzend grünen Lederblättern und großen Bouquets carmoisinrother Blumen geschmückte Büsche pontischer Alpenrosen, welche im Verein mit Steinlorbeer, Oleander und Pistazien die Ufer schmücken. Verschiedene, meist immergrüne Strauchartten, so wie zahllose, schönblühende Cisten sprossen aus der schwarzen, lockern Lauberde oder aus den mit Farrn oder Moos überdeckten Leichen umgestürzter, modernder Baumstämme hervor, und eine warme, feuchte Atmosphäre erfüllt den ganzen Wald, in welchem man lebhaft empfindet, daß man sich innerhalb der subtropischen Zone befinde. Der Kamm des Gebirges entbehrt dieser prächtigen Walddecke, ist aber dennoch nicht kahl,

Die MEERENGE von GIBRALTAR

(VON DER SIERRA ALGECIRAS)

Bibliographisches Institut in Hildburghausen



sondern mit niedrigem Gesträuch überzogen, welches damals in den buntesten Farben blühte. Wegen der fast auf allen Seiten emporragenden höheren Kuppen des Gebirges hat man hier keine Aussicht, und ich ahnte deshalb nicht, daß ich mich bereits in unmittelbarer Nähe des Golfs befände. Bald senkte sich der Weg in einen der wilden Felsgründe des Ostabhanges hinab, und von neuem nahm mich der wundervolle, eben geschilderte Laubwald in seinen feuchten Schatten auf. Doch fehlten hier die schönen Lorbeerbäume. Dafür waren die Teiche mit riesigen Sträuchern der baumartigen Haide, deren weiße Blüthen fußlange Sträuße bildeten, eingefaßt. Schon rüstete sich die Sonne zum Untergange, als ich auf ein kleines, vorspringendes Felsplateau gelangte, welches die Plaza alta genannt wird. Nicht wenig war ich überrascht, als ich, hinter den letzten Felszacken hervortretend, auf einmal den ganzen Golf von Gibraltar mit seinen reizenden Ufern vor mir liegen sah. Gerade zu meinen Füßen breitete sich ein welliges, von blühendem Gesträuch bedecktes Hügelland aus, auf dessen üppigem Grün, dicht am Saume des prächtig blauen, fast halbkreisförmigen Golfs die weißen Häuserreihen von Algeciras und die langen Bogenreihen des diese Stadt mit Trinkwasser versorgenden Aquäduktes hervorschimmerten. Zwei Silberbändern vergleichbar schlängeln sich die beiden Flüsse Palmones und Guadarranque durch ein weites, reichbebautes Thal dem Golf entgegen, in dessen hintersten Theil sie sich ergießen; östlich davon liegt die Stadt San Roque mit einem grünen, rebenbedeckten Hügel, am Fuße des schöngeformten Berges Almoraïme, hinter dem die zerrissenen Felsenhäupter der duftig blauen, von der untergehenden Sonne rosig angehauchten Gebirge von Ronda emporsteigen, und gerade gegenüber erglänzten die Fenster der grell beleuchteten Häusermasse von Gibraltar am Fuße des gewaltigen, einer schlummernden Sphinx vergleichbaren Felsens, welcher wie der entferntere, ähnlich gestaltete Felsen, der die spanische Stadt und Festung Ceuta trägt, mit seinem Nacken tief mitten im Meer zu schwimmen scheint. Zwischen den beiden Säulen des Herkules hindurch sieht man weit hinaus in das Mittelländische Meer, welches noch über den Gibraltarfelsen emporragt und im fernen Südosten von dem mit dem Blau des Himmels verschwimmenden Nebelstreif der afrikanischen Küste umsäumt erscheint. Eine große Anzahl von Segeln bedeckte gleich einem zerstreuten Taubenschwarm die azurne Fläche des Golfes, eine lautlose Stille herrschte in der ganzen, von der durchsichtig blauen Kuppel des afrikanischen Himmels überspannten Landschaft, und der Kanonendonner eines die stolze Veste der Engländer salutirenden Kriegsdampfers dröhnte dumpf zu meinem erhabenen Standorte empor. Nachdem ich schnell in flüchtigen Zügen das prächtige Gemälde skizzirt hatte, eilte ich, auf dem steil abfallenden Pfade in das blumige Hügelland hinabzukommen, denn schon warfen die Strahlen der scheidenden Sonne ihre letzten Abschiedsküsse den Säulen des Herkules zu. Bald ging der Mond auf und beleuchtete den weiten Golf und den majestätischen, sich immer höher emporthürmenden Gibraltarfelsen auf das Zauberischste. Düster, fast gespenstisch, ein finsterer Wall, begrenzte im Süden die nahe afrikanische Küste den glitzernden Wasserspiegel, während die übrigen Umgebungen des Golfs in weiches Silberlicht getaucht erschienen. Sanft lispelte die Brandung an dem nicht mehr fernen Ufer, aus dessen zerstreuten Fischerhütten dann und wann heitere Guitarrenklänge ertönten. Eine Frühlingsmondnacht am Golf von Gibraltar gehört zu den schönsten Naturgenüssen auf Erden! —

Neue Bücher.

Aus dem Orient, von Heinrich Brugsch. Berlin 1864. Verlag von Werner Große.

Wir in Deutschland haben wenige Schriftsteller, welche darstellende Abhandlungen schreiben können; im Allgemeinen fehlt uns das, was die Engländer als „Essay" bezeichnen, und die Art, in welcher die französischen Revuen wissenschaftliche Gegenstände in einer den gebildeten Menschen ansprechenden Weise erörtern. Es ist eine leidige Wahrheit, daß auch heute noch viele unserer Gelehrten schlecht schreiben, daß sie der Aesthetik den Rücken kehren und von Anmuth der Form, von klarem, durchsichtigem Styl keinen Begriff haben. Deswegen kehrt ihnen denn auch mit vollem Rechte das gebildete Publikum den Rücken und läßt sie unbeachtet, und ihre Bücher oder Abhandlungen finden einen äußerst beschränkten Leserkreis, während sie, bei einer nur leidlich ansprechenden Darstellung, eine viel allgemeinere Theilnahme finden und weit mehr nützen würden.

Unter diesen Umständen ist es erfreulich, daß wir bei uns eine andere Form haben, wissenschaftliche Gegenstände so zu behandeln, daß auch der Nichtgelehrte von ihnen sich angezogen fühlt, seine Anschauungen erweitert und in anziehender Weise belehrt wird. Wir meinen jene Form, welche für öffentliche Vorträge maßgebend geworden ist. Die Münchener leisten in dieser Beziehung Vortreffliches; die gelehrten Herren wenden sich an ein größeres Publikum, und es ist dabei ein Haupterforderniß, daß sie einen wissenschaftlichen Gegenstand klar und ansprechend behandeln. Auch in Berlin, wo es aber heute noch fossile Professoren gibt, welche von dem beschränkten Dünkelwahn umstrickt sind, daß ein richtiger Gelehrter sich etwas vergebe und von seinem Schulnimbus viel einbüße, wenn er in seiner Darstellung Geschmack zeige, — auch in Berlin, sagen wir, haben Gelehrte ersten Ranges den Muth gehabt, allgemein verständlich und anmuthig zu reden und zu schreiben.

Zu diesen gehört Herr Brugsch, so weit sein „Aus dem Orient" in Frage kommt. Er ist bekanntlich einer der größten Aegyptologen, und mit wahrer Freude lasen wir jüngst die Nachricht, daß die preußische Regierung etwas gethan hat, was bei ihr nicht sehr oft der Fall ist, nämlich einen glücklichen Griff, indem sie Herrn Brugsch zum Consul in Kairo ernannte. Dort ist er recht in seinem wahren Elemente, und wir dürfen mit Zuversicht hoffen, daß er der Wissenschaft großen Nutzen bringen werde.

Die erste Abtheilung des Werks enthält ägyptische Reiseerinnerungen: ein Tag und eine Nacht in Kairo; das Nilboot, und eine Wüstenreise. Sie sind nicht in der gesteigerten Stimmung geschrieben und tragen nicht die glühende Färbung, wie z. B. die „Nile notes" des Howadschi Curtis, aber die Schilderungen sind lebhaft, und wir wandern gern in Aegypten an der Hand

*) Wir werden regelmäßig interessante neue Werke aus dem Gebiete der Geographie und Ethnologie besprechen, in einer der nächsten Nummern z. B. Scherzers „Aus dem Natur- und dem Völkerleben des tropischen Amerika", Werner Munzingers Ostafrikanische Studien und andere mehr.
A.

eines so durchaus kundigen und freundlichen Führers. Als Probe der Behandlung geben wir einige Stellen über das Leben und Treiben in Kairo. Der Gegenstand ist oft behandelt worden, und eine meisterhafte Darstellung hat vor einigen Jahren Richard Burton in den ersten Kapiteln seiner Reise nach Mekka und Medina gegeben, aber auch Herrn Brugsch folgen wir auf seinen Wanderungen mit großem Vergnügen.

Das Leben in den engen Gassen der Stadt, welche zum Schutze gegen die brennenden Strahlen der Sonne meistentheils mit einem Schirme ausgespannter Tücher und Holzdecken überdacht sind, die alle Gegenstände in ein seltsames Halbdunkel hüllen, beginnt allmälig jenen Anstrich zu gewinnen, der auf den reisenden Abendländer unüberwindlichen Reiz ausübt. Die Läden, eigentlich große, viereckige, kastenartige Löcher, die an den Wänden der Häuser in dichten Reihen neben einander fortlaufen, öffnen sich; der Kaufmann, seine glimmende Pfeife rauchend, hockt auf einem Kissen am vordersten Estrich seiner Bude. Seine Waaren, die in buntem Wirrwarr im Hintergrunde derselben aufgestellt sind, müssen den Käufer selber locken. Der Besitzer preist sie weder an, noch fordert er den Vorübergehenden auf. Eifrig arbeiten in den engen Räumen ihrer Werkstätte die Handwerker, sich der einfachsten Instrumente bedienend, wobei die Füße und Zehen eben so flink und geschickt mitarbeiten, als die Hände und Finger, die bei dem Orientalen von einer auffallenden Geschicklichkeit und Beweglichkeit sind.

Hier steigt in die Bude eines Barbiers der Kunde hinauf oder hinein (wie man sagen muß, weiß man nicht recht), den rechten Fuß voransetzend, denn er ist der geehrtere, gerade so wie die rechte Hand. „Friede sei über Dir" sagt er zum Gruße dem Meister, der ihm sein, „und über Dir der Friede" schnell und zuvorkommend als Gegengruß erwiedert. Der schön gewundene Turban wird vom Haupte genommen, Kopf und Gesicht werden eingeseift und beides wird so rein geschoren, daß außer dem langen Zopfe auf der Mitte des Scheitels kein Härlein sichtbar ist. Mit beinahe geckenhaftem Wohlgefallen betrachtet der Geschorene in dem runden Metall- oder Glasspiegel mit Perlmutter-Einfassung seinen weiß leuchtenden Schädel und verläßt mit derselben Befriedigung die schmutzige Stube des noch schmutzigern Barbiers, als der seine pariser Stutzer das Boudoir eines renommirten pariser Haarkünstlers. Nun kommt jener Andere an die Reihe, welcher dem vorigen in die Bude nachgestiegen und durch seinen papageigrünen Turban als ein Nachkomme des Propheten, als ein Scherif, gekennzeichnet ist. Die kalte Morgenluft hat ihn zum Niesen gereizt. „Gott Lob", ruft er aus, „Gott erbarme sich Eurer", rufen ihm die Anwesenden zu. „Gott führe uns und führe Euch!" erwiedert der Angeredete nach herkömmlicher Weise. Der Kairenser ist von einer auffallenden, fast lästigen Höflichkeit und Aufmerksamkeit, die bei der geringsten Veranlassung in hergebrachter Weise ihren wortreichen Ausdruck findet. Man könnte die Seiten eines dicken Buches mit derartigen höflichen Formeln füllen, die sich wie Schlag und Gegenschlag zu einander verhalten und höchstens durch die Seltsamkeit des Gedankens im Anfange anziehen. Später werden sie eine höchst lästige Beigabe einer jeden Unterhaltung, die ohne sie, vom Gruß bis zum Abschied hin, gar nicht denkbar wäre.

Dort, nicht fern von der Bude des Barbiers, kauft ein Armer ein Gericht gekochter Bohnen und hockt sich nieder, um seine Mahlzeit im Namen Gottes des Allerbarmers und des Barmherzigen zu beginnen, mit einem Gott sei Lob und Preis zu schließen; hier erhandeln verschleierte Frauen das Kohel und Henna, um sich die Augenränder schwarz und Hände und Füße braunroth zu färben. Vor jener Schreibebude läßt sich ein reicher Araber Amulette gegen den bösen Blick für sich oder sein Pferd oder seinen Esel schreiben, und die ernste Miene des Schreibers gibt ein Zeugniß, daß es inhaltsschwere Worte sind, die er zu Papiere bringt.

Das Kaufen ist ein eben so umständliches als langweiliges Geschäft. Der Kairenser fordert zehnmal mehr, als die Sache, deren Aechtheit oftmals zweifelhafter Natur ist, Werth besitzt. Er ladet den Kaufenden zum Sitzen ein, reicht ihm seine Pfeife, präsentirt den unvermeidlichen Kaffee, der von seinem Knaben aus dem nächsten Kaffeehause herbeigeholt wird, und mit einer Fülle blumenreicher Redensarten beginnt das eigentliche Geschäft, das im glücklichsten Falle eine halbe Stunde dauert. Nach langem Hin- und Herreden, wobei ganz andere Gespräche als der Kauf in die Unterhaltung mit hineingezogen werden, um die Aufmerksamkeit des Kaufenden abzulenken, einigt man sich endlich, nachdem sehr oft ein Vorübergehender als Vermittler eingetreten ist. Zur schlimmsten Art der Verkäufer gehören diejenigen, welche dem Kauflustigen den verlangten Gegenstand sogleich mit den Worten anbieten: Nimm ihn als ein Geschenk! Man ist sicher, eine übertriebene Forderung hinterher zu hören. Nachdem der Kauf abgeschlossen und der Preis gezahlt ist, so erhält der begleitende Diener des Käufers vom Kaufmann ein kleines Geschenk an Geld.

Den Mittelpunkt des geschäftlichen Lebens in Kairo bildet der sogenannte Khan Khalil, ein besonderes Viertel mit einer Hauptstraße und vielen engen Nebengassen, die von langen Reihen neben einander liegender Buden der Kaufleute und Handwerker gebildet sind. Die Handwerker sitzen gildenweise zusammen. Da gibt es einen Schustermarkt, wo die Schuster emsig an den gelben und rothen Schuhen mit den gekrümmten Spitzen arbeiten, einen Markt der Schneider, der Schreiner, der Drechsler, der Fruchthändler, der Zuckerbäcker, der Pfeifenhändler, der Steinschneider und Schleifer, der Juweliere, der Seidenhändler und Waffenschmiede, der Teppichhändler und wie sie alle heißen mögen.

Das angenehmste Kaufviertel ist der Suk-el-rich oder der Markt des Duftes, woselbst alle Wohlgerüche Arabiens und des Südens ächt und verfälscht zum Kaufe ausgeboten werden. Selbst ein Blinder findet diesen Markt des Duftes leicht, da der starke Geruch straßenweit zu merken ist.

Die Handwerker arbeiten emsig, die Kaufleute dagegen verrauchen den ganzen langen Tag, sprechen mit ihren Nachbarn und den Käufern und erheben sich nur von ihrem Sitze, um die üblichen Gebete an den bestimmten Tageszeiten zu verrichten. Verlassen sie auf einige Zeit ihren Laden, so hängen sie ein Netz, aus dünnen Fäden gestrickt, davor auf, und kein loser Vogel wird es wagen, die verbotenen Trauben dahinter anzutasten. Die Inschriften auf Papier, mit welchen die Läden der meisten kairenser Buden versehen sind, enthalten nicht etwa, wie zu vermuthen stände, die Firma des Kaufmanns, sondern nur fromme Sprüche oder das mohammedanische Glaubensbekenntniß. Hier liest man: „Wahrlich, wir haben dir einen offenbaren Sieg gewährt", dort: „Beistand von Gott und ein schneller Sieg", „bringe du gute Nachrichten den Gläubigen", dort wiederum die Anrufung an Gott; „O du Oeffner, o du Weiser, o du Abhelfer unserer Bedürfnisse, o du Gütiger." Dieselben Worte werden von den Kaufleuten wiederholt, wenn sie des Morgens, nach dem ersten Gebete, ihre Buden öffnen.

Vor einem Korbe süßer Apfelsinen sitzt da eine arme, mit einem einzigen blauen Kattunkleide bedeckte Frau, das Gesicht ist mit Dak grün bemalt, und die Augenränder sind mit Kohel schwarz gefärbt, dabei trägt sie einen großen Ring in der Nase, bunte Ketten um den Hals, und mehrere große silberne Ringe an den rothbraun tättowirten Fingern. Kokett zieht sie bei unserm Anblick den Kopfzipfel ihres Kleides über das halbe Gesicht, aus züchtiger Schamhaftigkeit oder den bösen Blick unsers fränkischen Auges fürchtend, ruft uns aber dennoch mit lautem Schrei die Worte des Orangenverkäufers zu: „Honig, o Apfelsinen, Honig." Dort schleppt sich in gebückter Stellung und mit einem Rocke bekleidet, der aus einigen Ziegenhäuten zusammengenäht ist, und auf den Schultern einen schweren Ziegenschlauch voll Wassers

tragend, der arme Wasserträger einher. Er bietet das Wasser mit den Worten „möge Gott mir Ersatz geben" zum Kauf an. Da werden uns Rosensträußchen mit dem Rufe hingehalten: „die Rose war ein Dorn; vom Schweiße des Propheten ist er aufgeblüht." Dort steht eine ägyptische Dame in ihrem schwarzseidenen Ueberwurfe, den weißen Schleier vor dem Gesicht, aus dem die schwarzen, feurigen Augen euch bald anlachen, bald verächtlich zu durchbohren scheinen. Ihre schwarze Dienerin begleitet sie; sie ist schneeweiß gekleidet, wie ihre Herrin schwarz. Da nähert sich ihnen ein kleines Mädchen, Hennablumen anbietend, mit dem Zurufe „o meine Gebieterin! Düfte des Paradieses, o Blumen der Henna", und Beide kaufen von den wohlriechenden Blumen. Der Mann dort mit seinem Korbe voll Zuckerwerk ruft euch zu: „Für einen Nagel! o Zuckerwerk!" das ist ein schlimmer Gesell, da er die Kinder und Dienstboten veranlaßt, Nägel und andere Kleinigkeiten aus dem Hause zu stehlen und dieselben gegen seine Waare umzusetzen. Eine Art von Gemüse, Tirmus genannt, bieten sie mit den Worten aus „o wie süß das kleine Söhnchen des Flusses", die Citronen dagegen mit dem Rufe: „Gott mache sie leicht, o Citronen!" und die gerösteten Kerne einer Art Wassermelone mit dem Schrei: „O Tröster dessen, der in Noth, o Kerne!"

Leute aller Trachten und aller Zungen, in ruhiger und in der lebhaftesten Stimmung, geben das vollständige Bild eines Karnevals, der tagtäglich die Hauptstraßen Kairo's durchwogt. Dort kommt gravitätisch, seinen langen, weißen Bart behäbig streichend, ein türkischer Bey geritten, während der neben ihm laufende Diener, die Pfeife tragend, den Arm auf den Rücken des Thieres gelegt hat. Der Schritt seines Pferdes, das ein blutrothes mit Gold gesticktes und mit Troddeln behängtes Zaum- und Sattelzeug bedeckt, ist eben so langsam, wie der Gedanke seines Herrn. Schnell zu reiten, hält der vornehme Türke für unziemlich und seinem Range unangemessen. „O du Sohn des Hundes!" donnert er einem armen Araber entgegen, der im Vorbeigehen sein Kleid gestreift hat und scheu und schüchtern in der Menge verschwindet. Da taucht neben ihm wie ein Geist ein langgelockter, hagerer Mensch auf; sein Kleid ist aus tausend bunten Flicken zusammengesetzt, sein Kopf ist von einer Art Schellenkappe bedeckt, sein Auge ist irre; seine mageren Hände erhebend, bettelt er um ein Almosen. Das ist ein Verrückter oder Heiliger der geehrten Stadt Kairo. Die Verrückten werden nämlich von den Anhängern des Propheten für heilige Personen angesehen, da, ihrer Meinung nach, dieselben von Gott dadurch besonders bevorzugt seien, daß ihr Geist bereits im Himmel weile, während ihr gröberer Theil sich hier auf Erden unter sterblichen Menschen befinde. Sie dürfen die ärgsten Handlungen ungestraft begehen und werden mit der bewunderungswürdigsten Geduld geführt und geleitet. Der feine arabische Effendi in seiner kleidsamen Mameluckentracht bildet hier in Kairo den Löwen der arabischen Gesellschaft. Er kleidet sich mit einer gewissen Eleganz, die freilich darin nie etwas Anstößiges findet, daß aus einer goldgestickten rothen Jacke der Ellenbogen hervorsieht oder die Schuhe ziemlich sichtbar zerplatzt sind. Er begrüßt den koptischen Moallim oder Schreiber der Regierung, dessen bleiches, rundes Gesicht, noch mehr aber der lange Kaftan von blauem Tuche, der dichtgewundene schwarze Turban und das messingene Schreibzeug im Gürtel, einen echten Nachkommen der alten Aegypter verräth. Nicht den besten Theil der kairenser Bevölkerung bildet jener türkische Polizeisoldat, den seine Tracht, die griechische Fustanella und die griechische gestickte Jacke, sofort als den Arnauten kennzeichnet. Ein wahres Arsenal silberbeschlagener Pistolen, Dolche und Messer steckt in seinem Gürtel, über der Schulter hängt das lange Gewehr, und in der Hand schwingt er drohend den Kurbatsch. Ein ungeheurer Schnurrbart giebt seinem verschmitzten Gesichte den vollendeten Ausdruck eines Helden aus irgend welcher renommirten Räuberschaar. Diese furchtbaren Konstabler Kairo's haben die saubere Lebensregel, jeden rechtmäßig oder unrechtmäßig erworbenen Piaster sofort an den Mann zu bringen, da man nicht wissen könne, ob man und wie man die folgende Stunde erlebe.

Dem frommen Derwisch dort, mit dem grünen Kaftan, bezeugt die hohe Pelzmütze auf dem Kopfe, welche er kokettirend hin und her bewegt, den persischen Ursprung; sein ägyptischer Kollege dagegen schreitet in dem lumpigsten Kostüm hinter ihm her und schwingt die hölzerne Eßschüssel und den Löffel als die besonderen Zeichen seiner Würde. Ihm zunächst wandelt ein deutscher Handwerksbursch, den rothen türkischen Fez schräg auf das blonde Haar gesetzt, um jene Ecke in die enge Straße einbiegend, wo er um weniges Geld in einer italienischen Locanda sein Zelt aufgeschlagen hat. Heulend und bellend stürzen die Hunde des Viertels auf ihn, den Fremdling, los, als wollten sie nach seiner Paßkarte fragen. Ein Wurf mit Steinen vertreibt aber die ungehobelten Gäste. Da kommen ein Paar sonnengebräunte Beduinen auf ihren hageren Pferden angeritten. In malerischer Weise schlingt sich das kameelhärene Gewand um ihren Leib und um den Kopf, und kaum sichtbar lugen die kleinen Augen in die Menge hinein, durch welche sich die Pferde sicher hindurchzuwinden wissen. Zwei arabische Frauen folgen ihnen auf ihrer Fährte. Die eine trägt einen hohen Krug auf dem Kopfe, die andere das kleine Kind auf der Schulter, das, rittlings sitzend, nach orientalischer Weise sich an den Kopf der Mutter stützend, das Gleichgewicht selber zu halten weiß. Beide Weiber reden mit aufgehobenen Händen, die sie häufig zusammenschlagen, auf das Eifrigste mit einander. Sie gehören dem Harem jener edlen Ritter an, denen sie als getreue Ehefrauen den weiten Weg nach der Stadt zu Fuße folgen müssen. Hier, gegenüber dem kleinen schlechten Hause, in welchem eine Araberin mit lautem Geräusche die Handmühle dreht, verstopft plötzlich ein Haufen von Balken und Steinen den Weg. Man baut ein Haus, die Kinder und Frauen müssen dabei Handlangerdienste leisten, während die Männer das eigentliche Geschäft der Maurer verrichten. Im Takte singend, trägt das schwache Geschlecht die Steine, den Mörtel, das Holz zum Bau herbei; der Aufseher, welcher gemächlich seine Pfeife raucht, treibt sie zeitweise mit Stockschlägen zum schnellern Laufen an. Scherzweise ruft der vornehme Türke, dessen Maulthier von einem großen, centnerschweren Blocke im Laufe gehemmt ist, einem Mädchen zu: „O meine Tochter, trage mir diesen Stein fort!" Als geborene Kairenserin erwiedert sie mit schnellem Witze: „Zu Befehl, o mein Onkel, nur sei sei so gütig, mir den Stein auf den Rücken zu legen." Da kommt uns ein langer Zug verhüllter, berittener Frauen entgegen. Rittlings auf ihren hochgesattelten Eseln sitzend, folgen sie eine der andern. Diener begleiten sie, die Kinder tragend, und ein schwarzer, fettleibiger, wohlbewaffneter Eunuch in reichem, gesticktem Kostüm reitet zu Pferde voran. Der ganze Harem eines vornehmen Kairensers wird ausgeführt, um irgendwo einen mehrtägigen Besuch abzustatten, die einzige Unterhaltung, welche den Frauen gegenseitig gestattet wird. Malteser, Griechen, Armenier, Kurden, Juden, Syrer, Araber aus Mekka, dazwischen Europäer aus aller Herren Ländern drängen sich in buntem Gemisch durcheinander, jeder seinem Geschäfte nachgehend, das er sicher mit dem landesüblichen Stoßseufzer eines „So Gott will" beginnt.

Von nicht geringem Interesse ist in der zweiten Abtheilung das „Altägyptische Märchen", welches uns in die Tage zurück führt, da vor 32 Jahrhunderten zu Theben, der hunderthorigen, Glanz und Pracht in den gewaltigen Tempeln und Königswohnungen herrschte, wo Pharaoh Ramses Miamun Hof hielt, umgeben von den Königskindern und von den Mächtigen seines Reiches. Aber er war auch umgeben von einem Kreise geistig hervorragender Männer, von einem Collegium der Hierogrammaten, Dichter und Literaten. Was manche derselben geschrieben, ist auf splitterigen Papyrusrollen, welche

man bei geplünderten Mumien und in Särgen findet, getreulich aufbewahrt worden. So auch ein Mährchen, mit welchem der große König erfreut wurde. Im Jahre 1852 kaufte eine londoner Dame, Frau d'Orbiney, in Italien einen schöngeschriebenen alten Papyrus, dessen seltsame Schriftzüge neunzehn Seiten erfüllten. Diese hat nun Meister Brugsch entziffert. Die alten Aegypter zählten das Mährchen zu den besten Gattungen ihrer Literatur, dem am Schlusse Folgendes beigefügt ist: „Für so gut befunden, um beigesellt zu werden dem Namen der pharaonischen Schriftgelehrten Kagabu, Hory und Meremapu. Verfaßt ist es vom Schriftgelehrten Annana, dem Besitzer dieser Rolle. Möge der Gott Thoth alle Worte, welche in dieser Rolle enthalten sind, vor Untergang bewahren."

Dieser Wunsch ist erfüllt worden. Sprache und Ausdruck dieses ältesten aller Mährchen erinnern lebhaft an die biblische Einfachheit in Wort und Gedanken; auch sind die vielen Wiederholungen nicht ausgeschlossen. Man sieht, wie sehr Moses von ägyptischen Einwirkungen durchdrungen war. In Bezug auf das Mährchen selbst verweisen wir auf das Buch und wollen nur eine Stelle herausheben, um den Styl zu kennzeichnen: „Und der König sendete Leute aus, viele Krieger zu Fuß und zu Roß, um sie (ein junges schönes Weib) von neuem zu holen. Und es war auch ein Weib unter ihnen. Dieser gab man alle Arten herrlichen Frauenschmuckwerks in die Hand. Da kam das Weib nach Aegypten mit ihr, und es war großer Jubel ihretwegen im ganzen Lande. Und der König liebte sie gar sehr und erhob sie zur Großschönheit. Und man redete ihr zu, auf daß sie offenbaren solle die Geschichte ihres Mannes. Da sprach sie zum Könige: „Laß den Cedernbaum abschneiden, damit er vernichtet werde" ꝛc. Hier haben wir denselben Styl, wie in den ältesten jüdischen Urkunden.

In dem Vortrage: „Moses und die Steindenkmäler" weist Brugsch den Zusammenhang nach zwischen den mosaischen Urkunden und den noch erhaltenen ägyptischen Ueberresten. Ich könnte mich, sagt er, selbst bis zum Wunder des wassergebenden Felsens im Horeb versteigen und den Nachweis führen, wie bereits die Denkmäler des alten Aegyptens einzelnen ihrer Könige, darunter auch dem Pharaoh des Druckes, Ramses dem Zweiten, die Wunderkraft zuschreiben, auf ihren Befehl dem Felsen Wasser zu entlocken; ich könnte auch die monumentalen Beweise liefern, daß sich ein gut Theil von Namen in der Verwandtschaft des Moses und unter den Leviten in ägyptischer Schreibung auf altägyptischen Denkmälern vorfinden ꝛc.

Sehr klar schildert Brugsch, als Ergebniß der neuesten monumentalen Forschung, daß die Zeit zwischen dem Einzug und dem Auszug der Kinder Israel in und aus Aegypten von einer der Glanzepochen der Geschichte des Pharaonenreiches erfüllt wird, der Epoche der 18. Dynastie thebanischer Könige. Nachdem viele Herrschergeschlechter das Scepter geführt, brachen plötzlich viehzüchtende Wanderstämme semitischen Ursprungs von Osten her über die Landenge von Suez her in Aegypten ein und nahmen das östliche Deltaland in Besitz, eroberten das ganze Unterägypten bis Memphis und legten den Königen einen Tribut auf. Länger als 500 Jahre trugen die Aegypter den Druck dieser Amu, d. h. Ochsenhirten, oder Aadu, der Verhaßten, der Frevler, deren Hauptstadt Tanis war, und wo ihre Könige die Form der ägyptischen Hofhaltung annahmen, im Styl der Aegypter bauten und sich selbst der ägyptischen Schriftzeichen zur inschriftlichen Ausschmückung ihrer Denkmäler bedienten.

Später wurden sie vertrieben und es begann wieder eine Glanzperiode in der ägyptischen Geschichte, denn die Könige drangen erobernd bis an den Euphrat und Tigris vor und errichteten Siegessäulen an den Grenzen Armeniens, da „wo der Himmel auf seinen vier Stützen ruht." Die 19. Dynastie blühte um die Mitte des 15. Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung, und Ramses der Zweite, der die Ochsenhirten bekämpfte, war der „Pharaoh des Drucks". Unter dessen Regierung wurde der Jude Moses geboren, und die geschichtlichen biblischen Angaben treffen mit jenen der ägyptischen Denkmäler zusammen. Wir wollen hervorheben, daß dieses Königs Ramses eigenes kolossales Sitzbild in dem Säulenhofe des Museums zu Berlin, linker Hand, aufgestellt ist. Es war von ihm selber dem Baaltempel zu Tanis geweiht und vor dessen Eingang aufgestellt. „Dieser Koloß ist ein Zeitgenosse des Moses, der sicherlich einst seinen Blick auf dieses Denkmal gerichtet hat; denn die Schrift gedenkt ausdrücklich der Stadt Zoan Tanis als des Ortes, an welchem Moses seine Wunder vor Pharaoh auf Geheiß des Allerhöchsten verrichtet habe."

In dem Vortrag: „Was sich die Steine erzählen" wirft Brugsch einen Blick auf die altpersischen Inschriften und auf manche ägyptische Monumente, und in der letzten Abhandlung: „Germanen und Perser" erhalten wir Schlaglichter, welche uns manche Aehnlichkeiten zwischen beiden Völkern in alten und neuen Tagen erkennen lassen. Auch diese Abhandlungen regen an, belehren und lesen sich vortrefflich.

Aus allen Erdtheilen.

Reisen nach Afrika. Am 14. September sind zwei Mitglieder des Vereins für Erdkunde in Dresden, Graf Karl von Krockow-Wickerode und Herr Casanova, nach Afrika abgereist. Sie werden über Suez nach Dschidda in Arabien reisen, von dort nach Suakim hinüberschiffen, durch das Land der Hadendoa-Araber nach Kasselah, der Hauptstadt der Provinz Takka, und am Blauen Nil hinauf bis an die Grenze Abessiniens gehen; sie hoffen bis Gallabat zu kommen. Graf Krockow wird sich vorzugsweise mit der Jagd und ethnologischen Beobachtungen beschäftigen, Herr Casanova, der schon drei oder vier Mal in jenen Gegenden war, will auch diesmal eine große Sammlung von Thieren sich zu verschaffen suchen. Er hat zu diesem Zweck Aufträge von vielen zoologischen Gärten, welche durch ihn früher schon manche werthvolle Bereicherung erhalten haben.

Den Rückweg gedenken die Reisenden über Chartum zu nehmen, von woher im August ungünstige Nachrichten in Aegypten eingelaufen sind. Wir finden in der Times vom 7. November einen Brief aus Alexandria vom 29. August mit der Angabe, daß im Binnenlande das Reisen jetzt sehr gefährlich sei. „Einige Europäer und auch andere Leute sind in der jüngsten Zeit selbst in der Nähe von Chartum überfallen worden, was früher niemals vorgekommen ist, und Gewaltthaten werden in vielen Gegenden verübt. Die ägyptische Regierung hat im Sudan nicht weniger als 17,000 Mann Truppen und will kräftig eingreifen, um dem Unfuge zu steuern."

Wir haben mehrfach darauf hingewiesen, daß allen Verboten zum Trotz chartumer Kaufleute auf dem Weißen Nil in sehr ausgedehnter Weise Sklavenhandel treiben. Jüngst

hat nun die Regierung kräftig eingegriffen. Alle den Strom herabkommenden Boote wurden aufgefangen und genau untersucht. Fast in allen fand man Sklaven, und deshalb wurden alle an Bord befindlichen Waaren, darunter eine große Menge Elfenbein, confiscirt. Das ist ein harter Schlag für die chartumer Kaufleute, da wohl vier Fünftel des gesammten Kapitals jener Stadt in Expeditionen nach dem Weißen Nil angelegt sind; aber die Strafe ist eine wohlverdiente. Uebrigens scheint im ägyptischen Sudan „türkische Wirthschaft" zu herrschen. Der Generalstatthalter Musa Pascha nimmt ganz willkürlich Schiffe und Kameele in Beschlag und benutzt dieselben für sich. Die Folge ist, daß die Kameelbesitzer, zumeist Beduinen, mit ihren Thieren in die Wüste gezogen sind und aus Furcht vor Erpressungen nicht nach Berbêr oder Kirreri kommen wollen.

Der vielgenannte Reisende Miani befand sich Anfang Septembers in Kairo; er hatte Geldmittel genug, um seine Reise zum Aufsuchen der Nilquellen anzutreten. Wir hören, daß Georg Schweinfurth, der den vierten Theil der Reisekosten bestreitet, sich ihm anschließen wolle. Wir können nicht sagen, daß dieser Entschluß unsers Landsmannes unsern Beifall hätte.

Neue Nachrichten von Herrn von Heuglin aus Chartum. Wir finden dieselben in dem neuesten Hefte von Petermanns Mittheilungen, dem wir das Folgende auszugsweise entlehnen. Sie bestätigen durchaus die obigen Angaben, welche wir in der Times fanden.

Der erste Brief Heuglins ist vom 4. Mai und in Chartum geschrieben. Der Generalstatthalter des ägyptischen Sudan, Musa Pascha, wollte eine Expedition auf dem Weißen Nil unternehmen und so weit vordringen, wie es zu Schiffe möglich war; er hatte Herrn von Heuglin eingeladen, ihn zu begleiten.

In Sennar und Fasogl unternahmen die dortigen arabischen Schechs Raubzüge gegen die Dinka und andere Stämme. — Der französische Consularagent Lejean, welchen früher einmal Theodor von Abessinien eingekerkert hatte, war in Kassala gewesen; über das Schicksal des englischen Consuls Cameron, welchen Theodor in Folge der von uns früher erzählten Mißhandlung des Missionärs Stern verhaftet, war Herr von Heuglin ohne nähere Kunde. (L. ist jetzt in Europa.)

In Chartum war eine neue Conscription eröffnet worden, d. h. die Regierung preßte nach Belieben Leute, um sie zu Soldaten zu machen. Mehrere tausend Sklaven wurden als „Freiwillige" eingestellt: die Regierung läßt durch ihre Soldaten die Marktvorräthe in Chartum plündern, und seitdem schlossen die Verkäufer ihre Buden. „Durch diese Soldatenwirthschaft ist unter den Eingeborenen ein solches Mißtrauen entstanden, daß kein Korn, Holz, Butter ꝛc. zu Markt gebracht werden und wir Europäer oft in der größten Verlegenheit sogar um unser tägliches Brot sind. Dabei steigen natürlich die Preise der Lebensmittel ungemein; überdies wollen die Araber nur Thaler und kein Gold als Bezahlung annehmen."

Laut den Verträgen darf der Pascha von Aegypten nur 15,000 Mann Soldaten halten, aber allein im Sudan sollen jetzt deren etwa 20,000 sein, und man raubt Dinka-Neger, um diese Zahl noch zu vermehren.

In einem zweiten Briefe, gleichfalls aus Chartum, vom 26. Mai schreibt Herr von Heuglin, daß Petherick eine neue sehr interessante Karte seiner Reise über den Jeï entworfen habe; dieser Fluß ergieße sich im Lande der südlichen Nuehr in den Kir.

Die Baronesse A. van Kapellen ist am 19. Mai in Chartum gestorben; sie hatte in den Jahren 1861 und 1862 eine längere Reise auf dem obern Bahr el Abiad gemacht. Auch ein Neffe des Elfenbeinhändlers Debono war in Gaba Schambil mit Tod abgegangen. Von Debono selbst kamen am 24. Mai mehre Schiffe in Chartum an, und mit ihnen die Dahabieh, welche Petherick für Baker nach Gondokoro gesandt hatte. „Debono's Leute sollen am Nyanza gewesen sein, jedoch auf einem östlichern Wege als dem von Speke und Grant eingeschlagenen. Sie wollen eine lange Fahrt in westlicher Richtung über den See gemacht haben, nach einer Stelle, wo man ihnen von Speke's Gesellschaft erbaute Hütten zeigte; die Angaben dieser Leute halte ich aber für sehr unzuverlässig."

Dagegen gibt Herr von Heuglin demnächst einen „besondern Bericht über die Aussagen einiger Soldaten und Geschäftsführer von Churschud Agha, welche den braven Baker schon gegen Ende der vorigen Regenzeit zu Kamrasi, dem König von Unyoro, nördlich vom Nyanza, begleitet und, durch die freundliche Aufnahme veranlaßt, daselbst ein Etablissement für Elfenbeinhandel gegründet haben. „Ich zweifle nicht an der Wahrheit dieser Aussagen. Die Gesellschaft ging von Gondokoro zuerst ostwärts, lenkte dann noch in südliche und während der drei bis vier letzten Marschtage in südwestliche Richtung ein. Sie überschritt den Fluß Aschey (den Asua Speke's, Miani's Atschoa) und später bei Karuma, nördlich von Kamrasi's Residenz, einen Fluß, den meine Berichterstatter, auch ohne durch meine Frage auf dieses Kapitel aufmerksam gemacht worden zu sein, für den Bahr el Djebel, d. h. den bei Gondokoro vorbeifließenden Arm des Weißen Nil erklären. Sie erfuhren, daß er jenseit Karuma einen großen Bogen nach West und sogar nach Südwest mache. Eben so erzählte man ihnen viel von dem See, dem Nyanza, den Baker von Kamrasi aus besucht hat; dieser Reisende war jedoch beim Abgang der Soldaten Churschuds nach Norden noch nicht zurück (wir haben früher gemeldet, daß er in Chartum angelangt sei). Bei Kamrasi fanden sie zwei Leute aus Sansibar, die mit Speke und Grant gekommen und diesen entlaufen waren. Das Itinerar der Soldaten Churschud Agha's bestätigt ebenfalls Speke's Ansicht gegenüber derjenigen, die Miani uns producirt."

In Chartum war am 25. Mai ein deutscher Handelsmann aus Massaua, M. Wagner, angelangt. Er war vor sechs Monaten mit Armeeprovisionen von Chartum nach Sennar gegangen und hatte sich dann der Ghaswa (dem Raubzuge) eines Obersten, Adem Bey, angeschlossen, der von Fasogl aus gegen die Beni Schangol, Bertat, Abu Ramlah und die Hamedj operirt und dort unter dem Vorwand, er ziehe die Abgaben in der Nachbarschaft ein, einige tausend Sklaven einfangen ließ, die, so weit tauglich, zum Militärdienst verwendet werden.

Der Reisende Vambery (d. h. Bamberger) und die Stadt Samarkand im Chanate Buchara. Wir haben schon einmal der Wanderungen Vambery's erwähnt, gingen aber nicht näher auf dieselben ein, weil wir sein Buch abwarten wollten, dessen Erscheinen in nahe Aussicht gestellt worden ist. Er gab in einer der letzten Sitzungen der londoner geographischen Gesellschaft eine Uebersicht seiner Reisen unter den Turkomanen, in Chiwa, Buchara, Persien und Chorassan. Bei dieser Gelegenheit wagte Roderich Murchison die Behauptung, daß seit Jahrhunderten kein Europäer die Stadt Samarkand, die Residenz des gewaltigen Timur, betreten, daß aber nun Vambery dieselbe besucht habe, als der Erste seit so langer Zeit. In jener geographischen Gesellschaft fand sich, obwohl hunderte von Mitgliedern anwesend waren, Niemand, der einer solchen Unkunde Murchisons entgegen getreten wäre. Wir hatten uns die Berichtigung bis zum Erscheinen von Vambery's Werk, auf das wir seiner Zeit näher eingehen werden, aufgespart, und es verschlug uns nichts, daß alle englischen Blätter und manche französische und deutsche politische Zeitungen diesen Irrthum Murchisons ganz unbefangen nachschrieben. Da wir aber jetzt auch in einem deutschen geographischen Fachblatte die irrige Angabe des englischen Geologen wiederholt finden, daß Vambery „der erste Europäer seit dem 15. Jahrhundert gewesen sei, welcher diese berühmte, aber jetzt verfallene Stadt betreten hat", so wollen wir doch hier vorläufig die Priorität für einen deutschen Mann in Anspruch nehmen, für Alexander Lehmann, dessen Werk für Jedermann zugänglich ist. Wir meinen seine Reise nach Buchara und Samarkand in den Jahren 1841 und 1842, die zu St. Petersburg 1852 erschienen ist und einen Theil der Beiträge zur Kenntniß des russischen Reichs von Baer und Helmersen bildet. Wir haben das Buch vor Jahren mit Vergnügen studirt; es ist sehr belehrend und enthält auch bildliche Darstellungen von Timurs Familiengruft, und andere Bilder, die Vambery auch gezeichnet hat, und welche Murchison für neu und unbekannt ausgibt. Wir werden im Globus eine Schilderung Samarkands nach Lehmanns Mittheilungen bringen. Mit Lehmann war Chanykow in Samarkand.

Neue Nachrichten vom obern Niger. — Lieutenant Mage kehrt nach dem Senegal zurück. Wir haben im Globus alle Nachrichten über Mage's Reise mitgetheilt, denn das Unternehmen versprach von Wichtigkeit zu werden und wir durften, wenn es gelang, eine Fülle neuer und interessanter Kunde über die höchst eigenthümlichen Verhältnisse am Niger erwarten. Mage hatte vom General Faidherbe, Gouverneur des französischen Senegambiens, den Auftrag, zunächst

bis Timbuktu vorzudringen und dann den großen Strom bis zu dessen Mündung in die Bucht von Benin hinabzufahren. Wir haben früher erzählt, daß er bis Sego gelangt war, wo ein Sohn des unseren Lesern wohlbekannten Hadsch Omar als König herrscht. Bei diesem letztern fand er freundliche Aufnahme und änderte seinen ursprünglichen Reiseplan; denn statt gerade nach Timbuktu zu gehen, entschloß er sich, dem erbitterten Feinde der Franzosen, eben dem Hadsch Omar in Hamdallahi einen Besuch zu machen, also sich in diese Hauptstadt des westlichen Fulbereiches zu begeben, dessen Herrscher Amadu Labbo von Omar entthront und ermordet worden war.

Nun lesen wir neue Nachrichten aus Senegambien (vom 28. Juni datirt); sie enthalten von Mage und Quentin Briefe aus Sego Sikoro vom 23. April, welche aus dieser Stadt am obern Niger binnen 18 Tagen nach Medine, einem der äußersten Posten der Franzosen am obern Senegal, gelangt waren. Diese Berichte sind aber nicht überall klar, wir ersehen jedoch aus denselben, daß in der obern Nigerregion immer noch große Verwirrung herrscht. Der wesentliche Inhalt ist folgender:

Lieutenant Mage und Dr. Quentin waren schon zwei Monate von Amadu, dem Sohne Hadsch Omars, in Sego zurückgehalten worden, unter dem Vorwande, daß die Straße nach Hamdallahi zu unsicher sei. Uebrigens wurden sie mit Aufmerksamkeit behandelt, gut bewirthet, bekamen Ochsen, Hämmel, Hühner, Reis, Salz, Butter und Eier vollauf, sogar weißen Zucker lieferte man ihnen und obendrein Milch und Honig.

Auf der Hinreise fanden sie das Land zwischen dem obern Senegal und Sego arg verwüstet. Der Krieg zwischen den Touculeurs (d. h. Mischlingen von Negern und Fulbe), aus welchen die Streitkräfte und Anhänger Hadsch Omars zumeist bestehen, und den von ihm einst besiegten Fulbe von Massina, mit welchen die Tuareks von Timbuktu gemeinschaftliche Sache gemacht haben, dauert nun schon drei Jahre lang.

Der Schwarze, welcher den Brief Mage's nach Medine brachte, gab über den gegenwärtigen Stand der Dinge folgende Auskunft. Seit dem Ende des Jahres 1863 wurde Hadsch Omar in Hamdallahi belagert; er sei getödtet oder gefangen genommen und nach Timbuktu abgeführt worden. Sein Sohn Amadu habe von Sego aus ein Heer und Kriegsbedarf geschickt, um seinem Vater Hülfe zu leisten; diese Armee sei aber von den Massina-Fulbe geschlagen worden, ehe sie vor Hamdallahi kam. Seitdem waren zwischen dieser Stadt und Sego alle Verbindungen unterbrochen, und deshalb konnte Mage nicht weiter. Kurz vor Abgang des schwarzen Boten hatte man jedoch dem Reisenden gesagt, er könne aufbrechen, sobald eine Heeresabtheilung, deren Eintreffen man demnächst erwarte, angelangt sei. Mage meldet übrigens, daß er nach dem Senegal zurückkehren werde, vielleicht schon gegen Ende des Julimonats, falls man ihn unterwegs nicht länger, als ihm lieb sei, irgendwo zurückhalte. Es sei ohnehin unthunlich mit solchen Flußfahrzeugen, wie er sie in Sego gefunden, den Niger hinabzuschiffen.

Krieg zwischen den Damaras und den Namaqua-Hottentoten. An der Südwestküste von Afrika, einige Meilen nördlich vom Wendekreis des Steinbocks, liegt die Walfisch-Bay, welche auf englischen Karten fälschlich als Walwich-Bay verzeichnet ist. Dort münden zwei Flüsse, der Swakop und der Kuisip. Im innern Lande wohnen nach Süden hin Namaqua-Hottentoten, in deren Gebiete mehrere Missionen angelegt worden sind, z. B. Barmen, Rehoboth und andere; sie haben aber dort, wie überall in Afrika, blutwenig ausgerichtet. Nördlich von den Namaquas wohnt ein anderes Volk, das der Damaras oder Ovahérero, über welches wir durch Galton und Andersson und die Missionäre Hahn und Rath nähere Kunde erhalten haben. Wir werden in unseren kulturgeographischen Betrachtungen auf diese Völker zurückkommen und wollen hier nur bemerken, daß beide einander sehr feindselig sind. Sie haben an „Civilisation" nicht das Mindeste gewonnen, seitdem sie mit Europäern in Berührung kamen. Nun melden Nachrichten von der Walfisch-Bay vom 8. Mai, daß die Namaquas höchst unruhig waren und nicht nur Otschimbingue, den Hauptort der Damaras, zu zerstören droheten, sondern obendrein darauf ausgingen, die Damaras zu vertilgen und deren europäische Beschützer todt zu schlagen. Der berühmte Elephantenjäger Green und zwei Brüder Haybittle fanden den Stand der Dinge so bedenklich, daß sie sich erboten, die Damaras gegen den Feind zu führen und mit ihnen gegen Eikhams zu ziehen, wo die Hottentotenkrieger sich eben versammelt hatten (die angegebenen Punkte sind auf unserer Karte, im Band VI, Nr. 12 verzeichnet, und auf sie verweisen wir den Leser). Die Namaquas erwarteten den Angriff; 250 Mann standen auf dem Kamm eines Hügels und hatten ihre Scharfschützen so aufgestellt, daß dieselben auf die Europäer zielen konnten. Die Engländer haben die frevelhafte Unklugheit begangen, diesen Wilden Feuerwaffen zu verkaufen. Die Damaras aber griffen ingrimmig an, warfen die Namaquas trotz eines heftigen Kreuzfeuers, gingen dann an das Abschlachten ihrer Feinde und verschonten auch Frauen nicht. Die Gegenvorstellungen der Europäer blieben ungehört, die wilde Natur war einmal losgelassen. Die Hauptfrau des Namaqua-Häuptlings Jan Jonker und dessen Schwester mußten ihr Leben lassen. An Beute gewannen die Damaras etwa 4000 Stück Hornvieh, 6000 Schafe, 1000 Pfund Pulver; auch verbrannten sie 24 Wägen.

Die Namaquas sehen nun in den Europäern ihre Feinde und haben Vergeltungsrecht geübt. Der bekannte schwedische Reisende Andersson wollte von Otschimbingue 1500 Stück Hornvieh nach der Kapkolonie schicken und hatte die Führung den Herren Green und Haybittle nebst einer Anzahl Damara-Treibern anvertraut; die Namaquas überfielen den Zug und nahmen ihn fort; die genannten Europäer retteten mit genauer Noth ihr Leben. Andersson will nun die Plünderer züchtigen, und wahrscheinlich machen jetzt alle Europäer jener Gegend mit ihm und den Damaras gemeinschaftliche Sache. Und was wird sich als Ergebniß herausstellen? Einige hundert Namaquas werden erschlagen werden, dazu noch eben so viele Damaras und zuletzt bleibt doch Alles beim Alten. Im Norden der Kapkolonie sind alle Tritte und Schritte der Europäer blutig, denn „die Barbaren müssen ausgerottet werden". Barbaren sind sie allerdings, und es liegt nicht viel daran, ob so unnütze Geschöpfe auf der Welt sind, aber die Art und Weise, wie man überall gegen sie verfährt, hat mit der „Liebe zu unserm Nächsten" durchaus nichts zu schaffen.

Leben in Chile. Im „Glasgow Daily Herald" 15. Aug. 1864 finden wir folgenden Bericht aus Chile: Valparaiso ist ein sehr netter Ort, der sich ganz gut mit europäischen Städten messen kann. Die meisten Häuser sind freilich nur aus Holz aufgeführt, aber es finden sich auch sehr hübsche Gebäude aus Backsteinen. Die Straßen sind mit einer einzigen Ausnahme alle sehr eng und die Bewohner dieser Stadt in ihrem ganzen Benehmen fast europäisch. Von den übrigen Chilenen sind sie ziemlich verschieden, wahrscheinlich eine Folge der immerwährenden Berührung mit Fremden. Man nimmt gute europäische Einrichtungen schnell und gern an; so hat man in der letzten Zeit eine freiwillige Feuerwehr gebildet, deren Mitglieder allen verschiedenen in Valparaiso ansässigen Nationen angehören. Das Klima ist ausgezeichnet zu nennen; doch ermüdet das ewige Einerlei und die große Trockenheit desselben. Ich blieb in Valparaiso über ein Jahr und ging dann nach Chañaral de las Animas, das etwa 100 deutsche Meilen von Valparaiso entfernt liegt und als der traurigste und verlassenste Punkt auf Gottes Erdboden gelten kann. Hunderte von Miles rund um diesen Ort sieht man nichts Grünes; die einzigen Thiere, denen man begegnet, sind Hunde und Llamas. Chañaral ist ein Ort von 3000 Einwohnern, der sein Dasein nur der Entdeckung von Kupferminen verdankt. Unsere frischen Nahrungsmittel erhalten wir alle von Valparaiso; unser Trinkwasser wird durch Destillation aus dem Meereswasser gewonnen. Alles dreht sich hier um den Kupferbergbau. Die Erze werden von den Bergwerken in eigenthümlichen Karren hierher gebracht, vor die sechs Maulesel gespannt sind. Diese Wagen gehen und kommen gewöhnlich einmal in der Woche zu den Minen, die etwa 90 Miles weiter im Innern, bei San Juan, in den Cordilleren liegen. Die Löhne für europäische Arbeiter stehen hier sehr hoch, so daß viele Leute mit Ersparnissen heimkehren. Die Bergleute sind meist aus Cornwallis und verdienen 80 Dollars durchschnittlich im Monat. Es sind kräftige Leute, die aber auch einen kräftigen Trunk nicht verschmähen und mit den Eingeborenen auf gutem Fuße leben.

Eisenbahnen in Großbritannien und Irland. Sie hatten am Ende des Jahres 1862 eine Länge von 11,551 Miles; am 31. December 1863 von 12,322 Miles. In dem letzten Jahre stellten sich die Betriebskosten auf 15,027,234 Pf. St.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Die hohe Tatra und ihre Anwohner.*)

Lage, Benamung, Anblick und Charakter der Tatra. — Thäler, Kessel und Alpenseen. — Die Formation des Gebirges. — Geologisches. — Vegetation. — Schneelinie und Gletscher. — Die Thierwelt. — Besteigung der Lomnitzer Spitze. — Die Menschen der Tatra: Zipser Deutsche, Goralen und Slowaken.

Wo der mächtige, weit über 100 Meilen lange Bogen der Karpathen auf der Grenze von Galizien einerseits und den ungarischen Comitaten Arva, Liptau und Zips anderseits seine nördlichste Höhe erreicht, da fassen sich die cen-

Die Tatra, von Poronin (von Norden) gesehen. (Originalzeichnung von F. Kanitz.)

*) Die Central-Karpathen mit den nächsten Voralpen von Friedrich Fuchs. Pesth 1863. — Die hohe Tatra in den Central-Karpathen von Karl Koristka. Gotha 1864. — Karpathenbilder von F. W. Hildebrand. Glogau 1863. — Ein Ausflug in die Tatra. In den Stimmen der Zeit. 1861 — Unter den älteren Schriften über die Tatra erwähnen wir die Flora Carpathorum des Schweden Wahlenberg, die geologischen Forschungen des Franzosen Beudant und die geographischen des Deutschen von Sydow. Die Literatur über die Tatra ist sehr im Zunehmen begriffen.

tralen Züge desselben zu einem wunderlichen und für das Auge schwer zu entwirrenden Gebirgsknäuel zusammen, welcher, westlich dem übrigen System unmittelbar sich anschließend, östlich und südlich aber durch die Thäler des Poprad und der Waag von demselben getrennt, mit seinen unzähligen Gipfeln und Kämmen über die angrenzenden Hochebenen und Bergzüge weit emporragt. Scheinbar ein Ganzes, wird derselbe doch topographisch in zwei Gruppen getheilt. Die westliche Hälfte bilden die Liptauer Alpen, die östliche die Massen des Tatragebirges. Dieses erscheint wie ein mauerartiger Bergwall von etwa acht Meilen Länge, welcher mit zahlreichen oft mehr als 8000 Fuß über die Meeresfläche emporgehobenen Felsgipfeln, Hörnern und Thürmen besetzt ist, über dessen Kamm theilweise die europäische Hauptwasserscheide zieht und welcher als jene kolossale Wettersäule von Osteuropa betrachtet werden kann, an deren Kapitäl die eisigen Nordstürme der polnisch-russischen Steppen mit den heißen und trockenen Südwinden der ungarischen Pußten in ewigem Kampf und Streit begriffen sind.

Die Benennung dieser Hochalpen mit dem Namen Tatragebirge (magyarisch Tátrai havasok, slavisch Tatri) stammt von einem der ausgezeichnetsten, so ziemlich in der Mitte der Centralgruppe gelegenen Berge, der Viszoka oder Tatra her, die, zwischen dem Krivan und der Gerlsdorfer Spitze im Hintergrunde des Meegsdorfer Thales auf dem hohen Rücken gelegen, sich bis zu 8021 Fuß erhebt. Dieser Berg hat etwas Eigenes, Majestätisches. Er steigt als ein gewaltiger, scharf zugespitzter Kegel in schroffen, steilen Gräten empor, einsam und selbständig, ohne durch die bei den übrigen hohen Spitzen gewöhnlich anschließenden hohen Kämme unterstützt zu sein. Kein Gras, keine grüne Matte zeugt hier von dem Siege der Vegetation über die uranfängliche, alles Lebens bare Bildung der Natur.

Der Anblick der Tatra ist von den meisten Seiten her ein überwältigender. Schönheit mit erhabener Majestät im Bunde tritt uns beim Beschauen von Süden aus entgegen; verlangt man aber imponirende Wildheit mit Großartigkeit der Formen, so sehe man die Tatra von Norden, von Poronin oder Bukowina aus. Und von diesem Punkte faßte unser Künstler, dessen charakteristische, lebenswahre Bilder wir diesmal den Lesern des Globus mittheilen, die Hauptansicht der Tatra auf. Am imponirendsten — vom Fuß bis zum Gipfel sichtbar — erhebt sich hier die nahe gelegene Eisthalerspitze mit ihren mächtigen Eis- und Schneelagern, und selbst die jenseits des hohen Rückens gelegene Lomnitzer, Schlagendorfer und Gerlsdorfer Spitze, die im Popper- und Waagthale stehenden Berge, sind sichtbar.

Wer auch die Tatra besuchte, stimmt mit allen anderen Besuchern darüber überein, daß diesem Schneegebirge der Charakter der Zerrissenheit, Oede und schauerlichen Wildniß in so hohem Grade eigen sei, wie keinem andern in Europa. Es sind furchtbare, gewaltige Risse, welche die einst kompakte Masse durchziehen, tiefe, klaffende Spalten, noch heute von kolossalen, mehr oder weniger senkrechten, hundert und hundert Klafter hohen, vegetationslosen Felswänden begrenzt, und längs diesen altersgrauen Felswänden liegen, als Bild der Zerstörung durch unterirdische Kräfte, ungeheure Trümmerhalden, Riesenblöcke, die mitunter bis zu einem Drittel der Höhe der Felswände ansteigen. Alles ist in diesen Rissen schroff, kantig, und selbst die Thäler sind unbewohnt und menschenleer.

Diese Thäler sind im Allgemeinen am südlichen Abhange kürzer, als am nördlichen, wo sie durch das Vorgebirge des Alpenkalkes verlängert werden. Sie steigen hier, mit wenigen Ausnahmen, vom Fuße des Gebirges aus dem breiten Poprad- und Waagthale steil und einfach bis zu den hohen Rücken auf. Aber nirgends im Granitgebirge bilden sie auch nur eine hundert Klafter breite, ebene Thalsohle zwischen den beiden Thalgehängen, auf denen sich sonst in den übrigen europäischen Alpen gewöhnlich die Sennereien, oft hoch über der Krummholzregion, auf grünen Matten befinden. Beinahe alle diese Thäler endigen unmittelbar unter dem hohen Rücken als Kesselthäler, die meist von hohen, kahlen Felswänden umgeben sind, und in denen die diesem Gebirge eigenthümlichen hohen Alpenseen liegen. Die Felsenkämme und Spitzen überragen den Kessel oft um 1000 bis 2000 Fuß, so daß sich wegen ihrer großen Steilheit bedeutende Schneemassen nirgends an denselben erhalten können; sie rutschen hinab und füllen das obere Ende des Kessels aus. Diese Kessel bilden die oberste Thalstufe; auf der Südseite befinden sie sich in Seehöhen zwischen 5300 und 6400 Fuß, auf der Nordseite zwischen 5000 und 6000 Fuß. Die Sohle hat meist eine elliptische Form; nach vorne, gegen die Thalöffnung, ist ihr Boden geneigt; jedoch ist diese Neigung keine allmälige, sondern eine stufenförmige, da entweder niedrige Felsterrassen oder auch Schuttwälle den Boden quer durchziehen. Nach der Thalöffnung zu sind die Kessel in der Regel durch einen sehr steilen Absturz begrenzt. Dieser Absturz ist ein mauerartiger Felswall, der den obersten Abschnitt des Thales von seinem mittlern scharf trennt. Solche quer das Thal durchziehende, fast senkrechte Felswände findet man in fast allen Thälern; sie sind aus anstehendem Granit und Gneiß gebildet, und das Wasser der oben im Kessel befindlichen Seen stürzt in mehreren Wasserfällen über sie herab.

Im Volksmunde führen die Alpenseen der Tatra — die aber oft bloße Teiche sind — den Namen Meeraugen (slavisch pleso oder morské oko; polnisch staw). Etwa nur ein halbes Dutzend unter den mehr als hundert Wasserbecken verdienen den Namen eines Sees. Auf der Südseite der Tatra ist die Zahl der Meeraugen eine größere, als auf der Nordseite, jedoch die räumliche Ausdehnung der auf der letztern gelegenen viel bedeutender. Hier finden wir den Großen Fischsee (4500 Fuß über dem Meere), den Großen See (5400 Fuß), den Czarei-See (5298 Fuß) ꝛc., während im Süden der an Umfang größte der Tschorber See (4290 Fuß) ist und der Grüne See (6257 Fuß) am höchsten liegt.

Die Tiefe dieser Seen ist nur von einem derselben bekannt, nämlich dem Großen Fischsee, dessen größte Tiefe nahe an seinem südlichen Ufer gegen 200 Fuß gefunden wurde. Ueber die Tiefe der anderen weiß man nichts; das Volk hält sie natürlich für unergründlich; indessen ist die Oberfläche der meisten eine so geringe, daß sie nur wenig tiefer als der eben genannte sein dürften. Messungen lassen sich nicht ausführen, so lange man nicht auf einem Kahne oder Flosse, wie dies auf dem Fischsee der Fall ist, an jede beliebige Stelle gelangen kann, und bisher hat sich noch Niemand gefunden, der das Opfer bringen wollte, in diese Einöden hinauf Kähne zu schaffen oder dort Flösse zusammen zu zimmern.

Die Farbe der Meeraugen spielt zwischen Grün und Schwarz. Die schöne azur- oder tiefblaue Farbe der Alpenseen kommt nicht vor. Schon die vielen Seen, welche den Beinamen „Grüner" (Zeleny) führen, beweisen, daß diese Farbe die vorherrschende ist. Am meisten kommt eine gesättigte smaragdgrüne Farbe vor, so beim Grünen See unterm Krivan, beim Velka-See, Langen See ꝛc. Bei anderen, namentlich bei einigen kleineren auf der polni-

schen Seite, ist das Wasser hellgrün. Der „Weiße See“ unterhalb des Kopa-Passes hat eine röthlich-braune Färbung. Die Ursache derselben ist, wie bei den Alpenseen, noch nicht hinreichend erklärt, so viel scheint aber gewiß, daß mit der größern Tiefe auch eine größere Dunkelheit der Farbe verbunden ist.

Das Volk glaubt, daß diese Alpenseen durch unterirdische Kanäle mit dem Meere in Verbindung ständen, so daß sie bei Meeresstürmen aufgeregt werden und in Bewegung gerathen, zu Zeiten selbst große Ueberschwemmungen veranlassen. Das begreift man unter dem Ausdrucke: das Meeresauge hat sich ergossen. Die Grundlosigkeit dieser Ansicht, die nicht unter den eigentlichen Gebirgsbewohnern, Hirten und Gemsjägern herrscht, wohl aber unter den Anwohnern der Umgegend sehr verbreitet ist, braucht nicht erst bewiesen zu werden.

Etwas Anderes ist es mit den Wasserhosen. Die aus den Wolken auf einen Punkt herabschießenden Wasserströme entladen sich meist oben an den scharfen Kanten der Berge und reißen hier mit einer unwiderstehlichen Heftigkeit die wenige Erde und die mächtigen Felstrümmerhalden, oft Blöcke von der Größe eines kleinen Hauses, mit sich wälzend bis auf den nackten Felsen in die Thäler hinab, — wie man dies ganz deutlich sowohl von Kesmark, als von Schmeks aus an den noch immer unvernarbten Wasserrissen auf der Schlagendorfer Spitze und auf einer Kante der Lomnitzer erkennen kann. Diese Wasserhosen und ihre durch Menschenalter unverwischbaren Spuren kommen blos an der Südseite des Gebirges vor, an der Nordseite findet man sie nicht.

Die hohe Tatra kann als eine für sich bestehende Gebirgskette betrachtet werden, die aus dem Hauptzuge der Karpathen aufsteigt. Sie erstreckt sich vom Thale von Bobrowetz bis zur Zipser Ebene. Der Kern des Gebirges, der scharfe und schartige Hauptrücken, hebt sich nach allen Seiten hin deutlich ab. Von seinem westlichsten Punkte, dem scharf gezackten Rohatsch, zieht er in breiter, domförmiger Wölbung mit einer mittlern Erhebung von 5500 bis 6000 Fuß über den Wolowatz (6534 Fuß), die Prawda und Jezowa in einer Länge von fast zwei Meilen, wendet sich von hier nordwestlich mit immer größerer Sattelhöhe über den Smretschiny (6890 Fuß), die polnische Tomanova (6840 Fuß), bis zum Tscherwony-Berge in einer Länge von ¾ Meilen weiter ziehend, wo abermals eine Wendung eintritt und der Rücken die Richtung von West nach Ost einnimmt, indem er über den kleinen Tscherwony und die Tschuba Goritschkowa (6324 Fuß) etwa eine Meile weit bis zum Beskyd-Berge gelangt.

Von hier ab ändert der Hauptrücken seinen bisherigen ruhigen, gleichförmigen Charakter; denn bisher herrschte eine breite Wölbung, eine ihr Niveau nur wenig und nur allmälig ändernde Rückenlinie vor, die genannten Gipfelpunkte hatten ein kuppenförmiges Ansehen und waren ohne viele Mühe zu ersteigen. Jetzt aber beginnt ein scharfkantiger, oft einige tausend Fuß steil abfallender, vielfach zerrissener Rücken, dessen Längendurchschnitt eine steil gebrochene Linie darstellt, deren tiefste Sattelpunkte zwar nicht unter 6500 bis 7000 Fuß Seehöhe fallen, deren Gipfelpunkte jedoch einigemal 8000 Fuß übersteigen. Die Richtung dieser Rückenlinie bildet im Allgemeinen ein mit seiner konveren Seite nach Süden gekehrtes Kreisbogenstück, dessen Längendurchschnitt sich durch nachstehende Punkte bezeichnen läßt: Beskyd (7200 Fuß), Meeraugenspitz (7260 Fuß), Vysoka (8021 Fuß), Polnischer Kamm (6770 Fuß), Eisthaler Spitz (über 8000 Fuß), Thörichter Gern (6612 Fuß), Skopa-Paß (5400 Fuß) und „Na Schiroko“ (6500 Fuß). Die Länge dieser Strecke beträgt 3⅛ Meilen, somit beträgt die Gesammtlänge des Rückens vom Rohatsch an nahe an sieben Meilen.

Von diesem Rücken laufen nun senkrecht auf die Richtung desselben kurze Querrücken, mit demselben Charakter wie der Hauptzug, nur sind sie im Kamme noch mehr zerstört und zerrissen, so daß sie einzeln genommen hinter einander stehenden Orgelpfeifen ähnlich sehen. Es ist bezeichnend für diese kurzen Querzüge, daß sie niemals nach der andern Seite des Hauptrückens fortsetzen. Nach Norden zu laufen der Waloszin (7010), der Opaleny-Berg (7133 Fuß) und viele andere aus; nach Süden zu: die große Koprowa (oder Tycha 5500 Fuß), das vielzweigige Glied des großen Krivan (7884 Fuß); die imposante Gerlsdorfer Kesselspitz (8374 Fuß); die langgestreckte Schlagendorfer Spitze (7769 Fuß) und das dominirend vortretende, massige Glied der Lomnitzer Spitze (8328 Fuß).

Merkwürdig ist, daß der Stoff, aus welchem jene Bergriesen aufgebaut sind, aus Granit und Gneiß besteht, von denen man weiß, daß sie in der Regel nur flache Rücken und abgerundete Kuppen bilden, und die auch in der halben Kette vom Rohatsch östlich bis zum Beskyd ihrem Charakter treu bleiben, während er dann in die erwähnten grotesken Formen übergeht. Der Granit bildet das Innere und den Kamm des Gebirges, und beinahe alle bisher aufgezählten Gipfel bestehen aus demselben. Echter Gneiß umgibt aber den Granit allenthalben auf der Südseite der hohen Tatra in einem Anfangs kaum 1000 Schritt breiten, gegen Westen jedoch bis zu einer Meile an Breite zunehmenden Streifen, welcher immer höher hinaufreicht und in der Nähe des Rohatsch die Kammhöhe, aber auch sein Ende erreicht. Vereinzelt treten mit dem Gneiß auch Amphibolschiefer, Glimmerschiefer und Urschiefer auf; am nordwestlichen Ende der Gneißformation wird diese, insbesondere in der Nähe von Zakopana, von Felsitporphyr durchbrochen. Nach Süden zu bedecken den Granit und Gneiß jüngere Formationen von großer Mächtigkeit, tertiäre und diluviale Gebilde.

Nicht so einfach sind die Verhältnisse am Nordabhang, die ein eingehendes Studium der Geologen Zeißner, Murchison und Stur veranlaßten. Auf der ganzen nordöstlichen und nördlichen Seite folgt unmittelbar auf den Granit ein schmaler Streifen rother Sandsteine und Schiefer, die nach v. Haner und Stur zur Triasformation gehören. Es folgen hierauf Kalkschichten und Mergelschiefer von hellgrüner Farbe, welche, nach den darin vorkommenden Versteinerungen zu schließen, zu den unteren Gliedern der Liasformation zu rechnen sind. Im nordwestlichen Theile hat man Juraschichten und im nordöstlichen Neocombildungen mit Ammoniten nachgewiesen. Auf diese Schichten lagern sich eocene Kalksteine und Sandsteine mit Nummuliten, so wie die ebenfalls zur Tertiärepoche gehörigen Karpathensandsteine.

Die im Volke herrschenden Sagen von dem großen Metallreichthum der hohen Tatra scheinen unbegründet zu sein. Man findet nur einige unbedeutende Erzadern oberhalb der Baumgrenze. Am südlichen Abhange des großen Krivan kommt Gold bei 6500 Fuß Höhe in Quarz eingesprengt vor. Eisenwerke findet man am Nordabhange bei Zakopana.

Wenden wir uns von dem starren, das Gebirge bildenden Gesteine zu der lebenden, dasselbe bedeckenden Pflanzenwelt, so tritt uns eine förmliche Alpenvegetation entgegen, deren charakteristisches Kennzeichen in dem massenhaften Vorkommen des Krummholzes (Pinus Mughus)

besteht. Dies kieferartige Nadelholz, welches selbst im mildern Klima nie zu einem Baume heranwächst, sondern stets einen niedrigen, kriechenden Strauch bildet, überzieht an der obern Waldvegetationsgrenze alle geeigneten Gebirgsstrecken filzartig so dicht, daß es sehr beschwerlich, ja fast unmöglich wird, sich hindurchzuarbeiten.

Die Natur hat in der Tatra die oberste Vegetationsgrenze des Krummholzes außerordentlich gleichförmig und scharf markirt; so daß Fuchs bei uenn in verschiedenen Gegenden angestellten Messungen auf meilenweite Strecken sowohl an der Süd- als Nordseite nirgends einen größern Unterschied als 200 Fuß von dem Mittel der höchsten Grenze von 6085 Fuß fand. Die tiefste Grenze liegt bei 4210 Fuß.

Die Lomnitzer Spitze, gesehen von Hunsdorf (8328 F.). (Originalzeichnung von F. Kanitz.)

Eben so gleichförmig und scharf wie die Krummholzgrenze erscheint in diesem Gebirge die oberste Waldvege-

tationsgrenze mit den letzten blos ein bis zwei Klafter hohen, strnppigen Fichten bei 4506 Fuß. Bis zu diesem Punkte kommt auch die Saalweide (Salix caprea) vor; ja Birke und Lärche steigen noch über den angegebenen Punkt hinaus. Oberhalb dieser allgemeinen höchsten Waldvegetationsgrenze von 4806 Fuß, wo die Fichte nur schon zwerghaft und verkrüppelt vorkommt und keinen Samen mehr trägt, erhebt sich noch als starker Bamm von 16 bis 20 Zoll Durchmesser die den Hochalpen eigene majestätische Arve oder Zirbelnußkiefer (Pinus cembra) und schließt, in dem kleinen Kohlbacher- und Mangsdorferthale bis zu 5406 F. ansteigend, die höchste Grenze jeder ungarischen Baumvegetation.

Das Koprovacr Thal mit den Sretschino Seen (im Hintergrunde der Mönch). (Originalzeichnung von F. Kanitz.)

Da die Waldungen über den Feldern am Fuße der Tatra überall erst 2500 Fuß über der Seehöhe beginnen, wo unter 49° n. Br. schon überall die Nadelhölzer vorherrschen, so ist es natürlich, daß das ganze Gebirge beinahe ausschließlich mit Nadelhölzern bewaldet ist. Die Eiche fehlt z. B. ganz; Buchen, Erlen, Espen, Birken ꝛc. kommen nur einzeln, nirgends aber in geschlossenen Beständen vor. Fichte, Tanne, Kiefer, Arve, sie alle sind in der Tatra vertreten; am besten gedeiht aber die Lärche, die sich nirgends über sechs bis acht Meilen vom Fuße des Gebirges entfernt, da sie immer von einer trockenen, wenn auch rauhen Luft angeweht sein will.

Der Schwede Wahlenberg, dessen Werk über die Flora der Karpathen noch immer als mustergültig dasteht, vergleicht die Pflanzendecke der Tatra in vieler Hinsicht mit der der tyroler und piemontesischen Alpen; namentlich zeichnen sich die Kalkgebirge durch Reichthum und Ueppigkeit der Vegetation vor den Granitbergen aus.

Der Raum zwischen der obersten Waldvegetationsgrenze und der Grenze des ewigen Schnees beträgt in der Tatra 3608 Fuß, in den Schweizer Alpen dagegen nur 2783 Fuß. Und diese ganz ungewöhnliche Höhe kahler Felsenmassen, deren wild ausgezackte höchste Kuppen nicht einmal durch den ewigen Schnee ausgeglichen werden, ist die Ursache des ganz eigenen, von allen übrigen europäischen Alpen verschiedenen, höchst majestätischen Anblicks, den die Tatra bietet.

Schon Wahlenberg und Beudant machten die Bemerkung, daß die Grenze des ewigen Schnees in der Tatra in einer für den Breitengrad desselben (49° n. Br.) unverhältnißmäßig großen Höhe anzutreffen sei. Wahlenberg gibt diese mit 8000 par. Fuß, Beudant mit 7849 par. Fuß an. Fuchs, welcher, um die Schneelinie festzustellen, sehr viele Aufnahmen machte, kommt zu dem Schlusse: daß keiner der Tatraberge bis in die Grenze des ewigen Schnees reiche, daß diese Hochalpen aber trotzdem in die Reihe der ächten, wahren Schneegebirge gehören.

Alle Gipfel der Tatra sind noch mit einigen phanerogamen Pflanzen, unter denen das Haargras (Poa disticha) nirgends fehlt, besetzt. Wahlenberg fand auf der Spitze des Krivan noch 10 Species; auf der Lomnitzer Spitze noch vier, nämlich: Gentiana frigida, Saxifraga bryoides, Ranunculus glacialis und die erwähnte Poa disticha.

Nach Berechnungen müßte die Schneegrenze schon auf den höchsten Gipfeln vorgefunden werden, aber lokale Ursachen bewirken, daß sie scheinbar höher noch hinaufrückt. Der Grund dieses hohen Hinaufsteigens der Schneegrenze liegt unstreitig in der eigenthümlichen Gestaltung und der Lage der Tatra gegen die große ungarische und polnische Ebene, wodurch auch die Bildung von Gletschern in derselben gehindert wird.

Daß sie aber trotzdem ein wahres, ächtes Schneegebirge sei, daran wird Niemand zweifeln, der sich in ihren oberen Theilen etwas umgesehen hat und weiß, daß es eine große Seltenheit ist, wie selbst in heißen Jahren bei dem kleinsten Landregen das ganze Gebirge oben in Schnee gehüllt erscheint. Außer den zahlreichen ewigen Schnee beherbergenden Feldern und Schluchten gibt es in diesem Gebirge fünf größere Alpenseen, die selbst in warmen Sommerjahren nicht vollständig aufthauen. Der bekannteste ist der gefrorene See (Ledowe pleso) im Thale der Bialka unmittelbar unter dem polnischen Kamm. Er liegt zwischen senkrechten über 100 Klafter hohen Felswänden und wird nur an seinem nördlichen Rande während der längsten Tage des Jahres einige Minuten lang von den Sonnenstrahlen getroffen.

Wir erwähnten bereits, daß die Tatra sich auch durch die Abwesenheit wahrer Gletscher auszeichne. Diese auffallende Erscheinung rührt wahrscheinlich daher, daß die Central-Karpathen ein Rückengebirge sind und nicht ein Gebirgsstock, um welchen hohe Berge über Berge ringsum gelagert sind. Auch sind die Thäler viel zu kurz und laufen gerade auf die ungarische oder polnische Ebene zu, so daß sie stets den warmen, aus diesen Ebenen kommenden Windströmungen ausgesetzt sind. Hierdurch wird die ewige Eisbildung verhindert. So ganz fehlen indeß gletscherartige Eisbildungen in der Tatra nicht. An der Südseite finden sich im kleinen Kohlbacherthale unter der Eisthalerspitze zerklüftete Eismassen, die unteren Ecken von mächtigen Schneestreifen. Auch an der nördlichen Seite desselben Berges und an anderen Orten können sie beobachtet werden.

Wenden wir uns zur Thierwelt dieses Gebirges, so treffen wir zunächst in seinen oberen Theilen zwei ächte Alpenbewohner, die Gemse und das Murmelthier. Daß der Steinbock einst hier vorgekommen sein soll, beruht entschieden auf einem Irrthum, denn kein gültiges Zeugniß spricht dafür. Die Gemse bewohnt zur Sommerzeit die hohen Gebirgsrücken über der Krummholzregion und zieht sich nur im strengen Winter etwas tiefer, mitunter selbst bis in die Waldregion hinab. Sie nimmt aber in Folge der vielen Nachstellungen bereits sehr ab und es ist Gefahr vorhanden, daß sie ganz ausgerottet werde. Noch näher sind die Murmelthiere dem Aussterben, weil man sie überall, wo man sie findet, aus ihren Bauen ausgräbt oder ihnen Fallen stellt. Sie halten sich nur in der Krummholzregion auf, ziehen aber die vor Wind geschützten, nach Süden gelegenen Thäler in der Nähe der Alpenseen der nördlichen Lage vor. Noch vor 20 Jahren waren sie in jedem größern Thale häufig, und ihr scharfes, durchdringendes Pfeifen belebte die Todtenstille der obern Tatra in eigenthümlicher Art.

Der Bär ist in den Centralkarpathen auch schon selten. Zuweilen kommen noch Exemplare vor, die sechs Centner wiegen. Auerhähne und Birkhühner, Steinadler und Lämmergeier haben gleichfalls ihren Stand in der Tatra aufgeschlagen, doch sind auch diese geflügelten Bewohner an keinem Orte häufig.

Wenn auch die Gerlsdorfer Spitze (8374 Fuß) der höchste Berg der Tatra ist, so ist doch die weit nach Osten vortretende Lomnitzer Spitze (8328 Fuß) durch ihre Lage, Gestalt und leichtere Zugänglichkeit viel berühmter. Sie wird jetzt alljährlich erstiegen, und die Gefahren dabei vermindern sich stets mehr und mehr durch Auffindung besserer Wege und größerer Vertrautheit der Führer mit dem Boden. Wenn sich auch eine Besteigung der Lomnitzer Spitze nicht mit dem gefahrvollen Erklimmen der Bergriesen in den Alpen vergleichen läßt, so bleibt doch immer noch tüchtige Arbeit für die Besteiger übrig. Einen der neuesten Berichte entnehmen wir dem oben angeführten Werkchen Hildebrands, der im September 1862 mit zwei anderen Magdeburgern bis zum Gipfel gelangte.

Parallel mit dem Velkaer Thale und von demselben getrennt durch den mächtigen Schlagendorfer Grat, dessen äußerste Bastion die Königsnase bildet, streicht von dem Hauptkamme des Gebirges aus südöstlich das kaum drei Stunden lange Kahlbachthal, eins der schönsten in der Tatra. Nach Osten hin wird es von dem gewundenen und in mehrere Seitenäste verlaufenden Lomnitzer Grate begrenzt, auf welchem die eigentliche Spitze sich aufthürmt. Nach der Käs-

marker Ebene zu bildet es ein muldenförmiges geräumiges Becken, durch dessen Tiefen der Kahlbach seine schäumenden und krystallklaren Fluthen wälzt. Etwa in der Mitte aufwärts aber gabelt sich das Thal, indem bis hierher zwischen dem Schlagendorfer und Lomnitzer Grate der gleichfalls vom Hauptrücken auslaufende Mittelgrat reicht. Hier vereinigen sich der große und kleine Kahlbach, und durch das Thal des letztern ersteigt man den Lomnitzer Grat. „Wir waren über die untere Region der Nebel hinaus", so beginnt Hildebrand die Schilderung seiner Ersteigung, „und hatten die grausigen

Ueber dürftige Matten und breites Geröll führt ein vielfach gewundener Pfad weiter aufwärts. Mühe und Anstrengung kostete es vollauf, bis wir halb 11 Uhr den Kamm betraten, über welchen nun nördlich, uns zur Linken, die Lomnitzer Spitze in wahrhaft schauerlichen Formen sich aufthürmt. Ich weiß diese nicht besser zu beschreiben, als wenn ich sie ein Convolut gebündelter Granitsäulen nenne, von denen die mittleren oder centralen, welche zugleich die höchsten sind, schnurgerade aufstehen, die äußeren oder peripherischen und zugleich niedrigeren sich mit geringer Neigung

Slovakische Trachten. (Originalzeichnung von F. Kanitz.)

Wände des Lomnitzer- und Mittelgrates, so wie die letzten und höchsten Staffeln des Thals, auf denen fünf Seen versteckt liegen, auch von Zeit zu Zeit die Lomnitzer Spitze selbst vor Augen. Um neun Uhr früh war der sogenannte Feuerstein erreicht, eine Halbgrotte, in welcher oft Besteiger übernachten. Nun beginnt ein ernstes und strenges Steigen, denn es folgt die sogenannte Probe. Mit diesem nicht übel erfundenen Namen haben die Führer eine schmale und jähe Felsschlucht zur Rechten belegt, in welcher man sich bereits mit Hülfe der Hände emporarbeiten muß, um an die oberen Hänge und von da aus auf die Höhe des Grates zu gelangen.

ringsum an jene anlehnen. So laufen denn von der obersten rauhen und zerklüfteten Plattform nach allen Seiten nackte und jähe Spalten hinab, 3000 Fuß lang und länger, je nachdem sie entweder auf dem Kamme des Lomnitzer Grates endigen, oder über denselben hinweg zu Thal sich fortsetzen, und diese sind in längeren oder kürzeren Zwischenräumen mit kleinen, oft nur wenige Fuß, ja, wenige Zoll breiten Absätzen ausgekleidet. In einer dieser natürlichen Rinnen mußten wir emporklimmen. Um jedoch diese zu gewinnen, hatten wir zuerst einige Trümmerlager zu übersteigen und sodann um eine glatte Felswand uns zu winden. Nun

gings aufwärts in der am südöstlichen Abhange erreichten Spalte und immer weiter aufwärts, so daß diese je länger je tiefer vor dem Rückblickenden sich ausdehnte. Die Führer waren wie schützende Genien überall zur Seite und machten jeder peinlichen Verlegenheit sofort durch praktische Handgriffe ein Ende. Fünfviertel Stunden dauerte dieses Klettern, bis wir den Gipfel erreicht hatten. — Der keineswegs unfreundliche Tag zeigte sich uns ziemlich abhold.

Slovakische Typen. (Originalzeichnung von F. Kanitz.)

Es war fast windstill und kein Regentropfen belästigte uns auf dem wilden und zackigen kleinen Gipfelplateau. Aber das Panorama, an dessen Genuß wir so ernste Mühen gesetzt hatten, blieb zur Hälfte verhüllt. Südlich und östlich, also nach der das Tatragebirge umziehenden ungarischen Ebene hin, feierte die Sonne so eben ihren vollständigen Sieg über die Nebel des Morgens. Der größte Theil der Zips mit dem hochaufragenden Königsberge lag frei und offen da. Die zahlreichen Ortschaften dieses Gebietes ließen sich wohl unterscheiden, und jenseits der freundlichen Landschaft begegnete eine Menge blauer Höhenzüge und einzelner Gipfel dem weit schweifenden Blicke. Staunend schauten wir in das zu unseren Füßen liegende Kahlbachthal mit seinen wilden Granitwänden. Wir sahen die fünf Seen, welche das oberste Becken füllen, sahen den Bach, wie er aus dieser erhabenen und geheimnißvollen Quellregion an glatten Felswänden zu tieferen Staffeln hinabschießt, dann unter der Erde verschwindet und, aus öden Trümmern wiederum ans Tageslicht hervorbrechend, in mannigfachen Windungen zur Ebene hinauseilt. — Das Absteigen von der Spitze ist fast noch schlimmer, als das Hinaufklimmen, es ist eine wahre Schornsteinfegerarbeit! Nach Anweisung der Führer mußten wir, den Rücken gegen den Berg und das Angesicht gegen die Tiefe gewendet, in den Felsspalten uns hinabwinden, wobei denn meistens die Hände den Körper zu tragen, die Füße oft lange vergeblich nach einem festen Stützpunkte zu tasten hatten."

Goralen aus der Tatra. (Originalzeichnung von F. Kanitz.)

Die hohe Tatra, an und für sich ein interessantes Gebirge, nimmt unsere Aufmerksamkeit besonders noch dadurch in Anspruch, daß hier Menschen verschiedenartiger Nationalitäten zusammenstoßen, sich durchkreuzen, vermischen, in einander aufgehen oder kalt und abstoßend neben einander leben. Hier ist gleichsam ein Mikrokosmos, ein Abbild des österreichischen Völkergewimmels zu finden, denn Slowaken, Polen, Deutsche, Ruthenen und Magyaren wohnen theils dicht an der Tatra, theils in nicht zu weiter Entfernung davon. Jedenfalls berühren sich die zuerst genannten drei Völker im Gebiete des Hochgebirges selbst, während die beiden anderen nur versprengte Zweige dorthin senden. Ein Blick auf Czörnigs ethnographische Karte Oesterreichs zeigt, wie die Deutschen namentlich im Osten der Tatra in der Zips sitzen, während die Nordseite von Polen, die Süd- und Westseite von Slowaken eingenommen wird.

Die uralten deutschen Kolonien der Zips,*) welche mitten im slowakischen Sprachgebiete eine große Sprachinsel bilden, stammen aus der Zeit Geysa II. (1143). Reynaldus soll der erste Führer und Graf dieser zipser Sachsen (Dux et comes Saxonum) gewesen sein. Sie gründeten viele Orte, wovon die 24 zipser Städte einen Bund, mit Leutschau an der Spitze, schlossen. Als tüchtige deutsche Männer, welche den Segen deutscher Kultur, deutsche Gewerbthätigkeit und deutschen Fleiß nach dem fernen Osten Ungarns trugen, wurden sie mit vielen Privilegien versehen, von denen im Jahre 1370 schon die „Willkür der Sachsen in dem Zips" aufgezeichnet wurde. Die Begrenzung der deutschen Sprachinsel können wir durch folgende Orte am besten andeuten: Deutschendorf (Poprad), Velka, Schlagendorf, Neu- und Alt-Walddorf mit Schmeks, Roks, Bierbrnen, Pudlein, Maierhöfen, Riesdorf, Matzdorf und Georgenberg. Am nordwestlichen Rande dieser Sprachinsel liegt in herrlicher Lage der bedeutendste Ort am Fuße der Tatra, die Stadt Kesmark, ein willkommener Ruhepunkt für alle Tatra-Touristen. Die deutschen Bauern in den Dörfern dieser Sprachinsel sind meist sehr wohlhabend, wozu neben ihrem Fleiße und ihrer Sparsamkeit die Fruchtbarkeit der Grundstücke viel beiträgt. Ihre Tracht nähert sich der städtischen, die dunkle Farbe in der Kleidung herrscht vor. Noch schätzt man die Zahl der Deutschen in der Zips auf 54,000, aber das Deutschthum stirbt dort aus. Schon seit dem 15. Jahrhundert begann dieser Prozeß des Absterbens; besonders in den zerstreuten Orten nahm das Slaventhum, welches mehr Nachschub hatte, zu. Die Städte, welche einst der Heerd deutschen Bürgerwesens, deutschen Gewerb- und Handelsfleißes, deutscher Bildung waren, nehmen allmälig ein ganz magyarisches Ansehen an. Der Deutsche magyarisirt, aber er nationalisirt sich nicht, wie die Panmagyaren vorgeben; er verliert vielmehr seine Nationalität; er hört auf, Deutsch-Ungar zu sein, ohne je Vollblut-Magyar zu werden. Denn hierzu gehört mehr, als Wechsel der Sprache oder gar Kleidung. Das Deutschthum ist nicht etwas Lebloses; gerade seine zähesten Wurzeln bleiben lebendig, und die „Assimilirung" mit dem Magyarenthum wird auf keine chemische, sondern eine mechanische Mischung hinauslaufen. In dem gesinnungslosesten, wie in dem durch etwaige Ueberzeugung magyarisch gewordenen Deutsch-Ungar wird man den Deutschen, die bleibenden physischen und geistigen Eigenthümlichkeiten seines Volksthums in der Fülle des Angeeigneten herausfinden. Dieser sittliche Tod der zipser Deutschen ist eben so wenig der Anfang ächt magyarischen Bewußtseins, wie er das Verschwinden aller Eigenschaften deutschen Volksthums, namentlich jener nicht mit sich führt, die so gewichtig in die Wagschale gesellschaftlicher Interessen fallen.

Fragen wir uns aber, wie diese Magyarisirung der Deutschen herbeigeführt wurde, so ist die Antwort, daß wesentlich die Ungunst äußerer Verhältnisse wirkte. Ein beinahe 200jähriger Bürgerkrieg zerrüttete Ungarns Staatsverhältnisse vom 16. Jahrhundert an. Die Geschäfte des Friedens erstarben unter dem Lärm der Waffen, die Städte verarmten, und die deutschen Altbürger mußten magyarischen Neubürgern Platz machen. Der sich einbürgernde Landadel begann den Ton anzugeben, und in die Vorstädte drang slavisches Element vom Lande aus. Aber die Deutschen waren es doch gewesen, die diese Städte zur Blüthe brachten und die Grundformen städtischen Wesens deutscher Art, Rath, erwählte Gemeinde und periodische Neubesetzung der Stadtämter, wirken darin fort.

Den Hauptstamm der Tatraanwohner bilden die Slowaken. Zieht man von Preßburg aus auf einer Karte von Ungarn eine gerade Linie von West nach Ost bis Balassa Gyarmat, nordöstlich von Pesth, von hier eine Linie nach Nordost, etwas über Kaschau hinaus und von dort eine gerade nach Nord an die galizische Grenze, so hat man dadurch den nordwestlichen Theil Ungarns eingeschlossen, welcher das Sprachgebiet der Slowaken bildet. Dieser Volksstamm reicht übrigens noch weit in das östliche Mähren hinein und bildet durch das ganze mittlere Ungarn hindurch eine Reihe von Sprachinseln, welche sich bis in das Banat und nach Serbien fortziehen. Oestlich von der Tatra treten in dem so begrenzten Gebiete der Slowaken die deutsche Sprachinsel der Zips und einige ruthenische Kolonien auf. Aber auch abgesehen von diesen Enclaven nehmen die Slowaken einen Landstrich von 600 Geviertmeilen mit mehr als zwei Millionen Einwohnern ein.

Die Sprache der Slowaken ist eine Mundart der tschechischen; wenigstens kann Jeder, der Tschechisch spricht, sich ohne Weiteres, einige unbedeutende Provinzialismen ausgenommen, mit den Slowaken verständigen. Bis vor wenigen Jahren galt auch die tschechische Sprache unter allen Slowaken allgemein als Kirchen- und Schriftsprache, und einige der bedeutendsten tschechischen Schriftsteller, Schafarik und Kollar, waren Slowaken. Vor etwa drei Jahrzehnten jedoch, namentlich als das ungarische Nationalbewußtsein sich zu heben begann, suchten slowakische Schriftsteller durch Schriften, die in slowakischer Mundart geschrieben waren, auf ihr Volk mehr einzuwirken. Von Seiten der Ungarn unterstützte man diese Trennung der tschechischen Schriftsprache, die man fürchten zu müssen glaubte. Die Tschechen geriethen dadurch mit ihren slowakischen Sprachverwandten in Streit.

Auch in religiöser Beziehung sind die Slowaken getrennt. Die meisten bekennen sich zur römisch-katholischen Kirche, 436,000 aber zur protestantischen; diesen gegenüber erlauben sich die Magyaren fortwährend Uebergriffe, welche auf Einführung der magyarischen Sprache und Bekehrung der protestantischen Slowaken zur „magyarisch-reformirten Kirche" abzielen.*)

Die slowakischen Männer sind ein schöner, starker Menschenschlag, wie die getreuen Zeichnungen von Kanitz beweisen. Namentlich die Liptauer sind fast alle groß, mit breiter Brust und kräftigen Muskeln; dagegen sind sie

*) Ethnographie der österreichischen Monarchie von K. von Czörnig. II. Bd., S. 212 ff. und „Das deutsche Element in Oberungarn", in den „Stimmen der Zeit". 1861, S. 429.

*) Die Märtyrerkirche der evangelisch-lutherischen Slowaken von Lic. theol. Johannes Borbis. Erlangen 1863.

etwas schwerfällig und nicht so leicht beweglich wie der Magyar. Ihre Tracht ist sehr einfach: weite weiße Beinkleider (an vielen Orten auch eng anliegend), ein kurzes kaum bis zur Hüfte reichendes Hemd, ein zwei Hände breiter mit Metallknöpfen besetzter brauner Ledergürtel, in welchem das Geld und ein Messer stecken, ein brauner Mantel von grobem Filz (Halina), endlich ein breitkrämpiger schwarzer Hut und große schwere Stiefel bilden die gewöhnliche Tracht der Männer, wozu man sich noch die unentbehrliche „Walaschka", einen mit scharfer Hacke versehenen Stock, denken muß. Das weibliche Geschlecht jedoch tritt weniger vortheilhaft hervor; hübsche Gesichter sind selten, höchstens unter den Mädchen. Auch trägt die Tracht der Frauen nicht viel zu ihrer Empfehlung bei, denn die schweren Stiefel und die engen schwarzen Röcke mit den langen weißen Schürzen geben ihnen ein plumpes, schwerfälliges Aussehen.

Der Slowake ist vorzugsweise Bauer und bestellt mit vielem Fleiße den verhältnißmäßig wenig fruchtbaren Gebirgsboden, welchen ihm die Natur in Ungarn angewiesen. Nur in einigen Thälern, wie im Gran- und Waagthal, besitzen die Slowaken fruchtbare Landstriche. Und da zudem auch die landwirthschaftlichen Kenntnisse des Volkes sehr gering sind, so ist der Slowake selten wohlhabend oder gar reich, wie dies an seinem schlechten Pferde- und Viehstand zu sehen ist, dem er weder hinreichend Futter gibt, noch Pflege angedeihen läßt.

Im Allgemeinen ist der Slowake ziemlich gutmüthig und, so weit es seine Armuth erlaubt, gastfrei. Räubereien und Gelddiebstähle kommen selten vor; nur Viehdiebstähle sind im Hochgebirge häufig; sie werden mit großer Kühnheit ausgeführt und, wenn sie gelingen, niemals geahndet. Die Slowaken haben ein tiefes religiöses Gefühl, besonders die Evangelischen, deren Einigkeit jedoch durch heftige Streitigkeiten wegen des Protestantenpatentes gestört wurde. Volksbewußtsein und Volksunterricht haben sich jetzt unter den Slowaken sichtlich gehoben. Sie gründeten einen Verein zur Herausgabe guter Volksschriften und besitzen bereits über ein halbes Dutzend in ihrer Mundart erscheinender Zeitschriften. Von großem Nachtheile für die geistige und materielle Entwicklung des Slowaken ist seine Vorliebe für den Branntweingenuß, die er mit seinem polnischen Nachbar gemein hat.

Zum Schlusse erwähnen wir noch die Bewohner der Nordseite der Tatra, die Goralen oder Podhalanen. Sie haben viel Aehnlichkeit sowohl in der Körperbildung wie in ihren geistigen Eigenschaften mit den auf der Südseite wohnenden Slowaken, so weit Letztere als Bewohner der Tatra betrachtet werden können. Eine große Elasticität des Körpers und Geistes ist beiden gemeinschaftlich, und die Unmöglichkeit, von dem unfruchtbaren Boden allein sich zu nähren, nöthigt Viele auszuwandern und in der Fremde ihr Brot zu suchen. Dies ist bei den Goralen der Fall und sie bringen, von ihren Wanderungen heimgekehrt, eine Fülle von Kenntnissen und Erfahrungen mit, welche den stillsitzenden Bewohnern fruchtbarer Ebenen fehlt. Die Goralen sind von mittlerer Größe; ihr Anzug besteht aus einem kurzen bis unter die Brust reichenden Hemde, eng anliegenden Beinkleidern aus grobem weißen Tuche; als Fußbekleidung lederne Sandalen, welche mit Riemen bis an die Waden zugeschnürt sind, um die Hüften ein breiter Ledergurt, eine weiße, öfter aber braune „Gunja" (Mantel), meist mit Aermeln versehen, ja oft bei den Bewohnern der größeren Orte die Form eines langen weiten Rockes annehmend, endlich ein niedriger Hut mit schmalem Rande, welcher das lange bis auf die Schultern herabhängende Haar bedeckt. Die Frauen dagegen sind reicher gekleidet und unterscheiden sich nicht nur dadurch, sondern auch durch ihre ausdrucksvollere Gesichtsbildung vortheilhaft von den Frauen ihrer Nachbarn, der Slowaken. Sie tragen reich gefaltete Röcke aus geblümten Stoffen, über welche vorn eine durchsichtige Musselinschürze gebunden wird, weiße Hemden mit weiten gestickten Aermeln, ein grünes, vorn zugeknöpftes Leibchen, gelbe Stiefel und gewöhnlich statt des Shawls ein langes Stück Musselin über die Schultern geworfen. Das reich gefettete Haar ist in eine einzige Flechte vereinigt.

Die Goralen übertreffen an Intelligenz die meisten Bauern Galiziens; sie zeigen sich wißbegierig, viele können lesen, einige sogar schreiben. Sie sind ausdauernd, sparsam, dem verderblichen Schnapstrinken weniger ergeben als die meisten polnischen Bauern, doch andererseits leidenschaftlich und rachsüchtig. Sie wohnen in großen, gut bevölkerten Dörfern und gehören zu dem wohlhabendern Theile der Landbevölkerung. Schon ihre Häuser zeichnen sich vor denen im übrigen Lande vortheilhaft aus, denn häufig sind sie von Stein und im Innern ziemlich reinlich. Den Sommer über ernähren sich die Leute vom Ertrage des Viehes, welches sie oft auf Monate vom Hause weg ins Gebirge senden. Mit Butter, Käse, Leinwand und anderen in ihrer Gegend erzeugten Dingen treiben sie Handel und ziehen damit oft bis in die Türkei hinab. Wie alle Gebirgsbewohner liebt auch der Grale seine Heimath leidenschaftlich. Er behauptet, daß weder Speise, noch Trank, noch Klima irgendwo so vorzüglich sei, wie in seinen Bergen, obwohl er zu Hause die ganze Zeit nichts als Hafersuppe und Hafermehlkuchen ißt, und obwohl daselbst noch im Juli und August manchmal Schnee fällt und der Winter beinahe sechs Monate dauert.

Pompeji und seine Bewohner.

II.

Neueste Funde. — Brunnen, Bäder und Häuser.

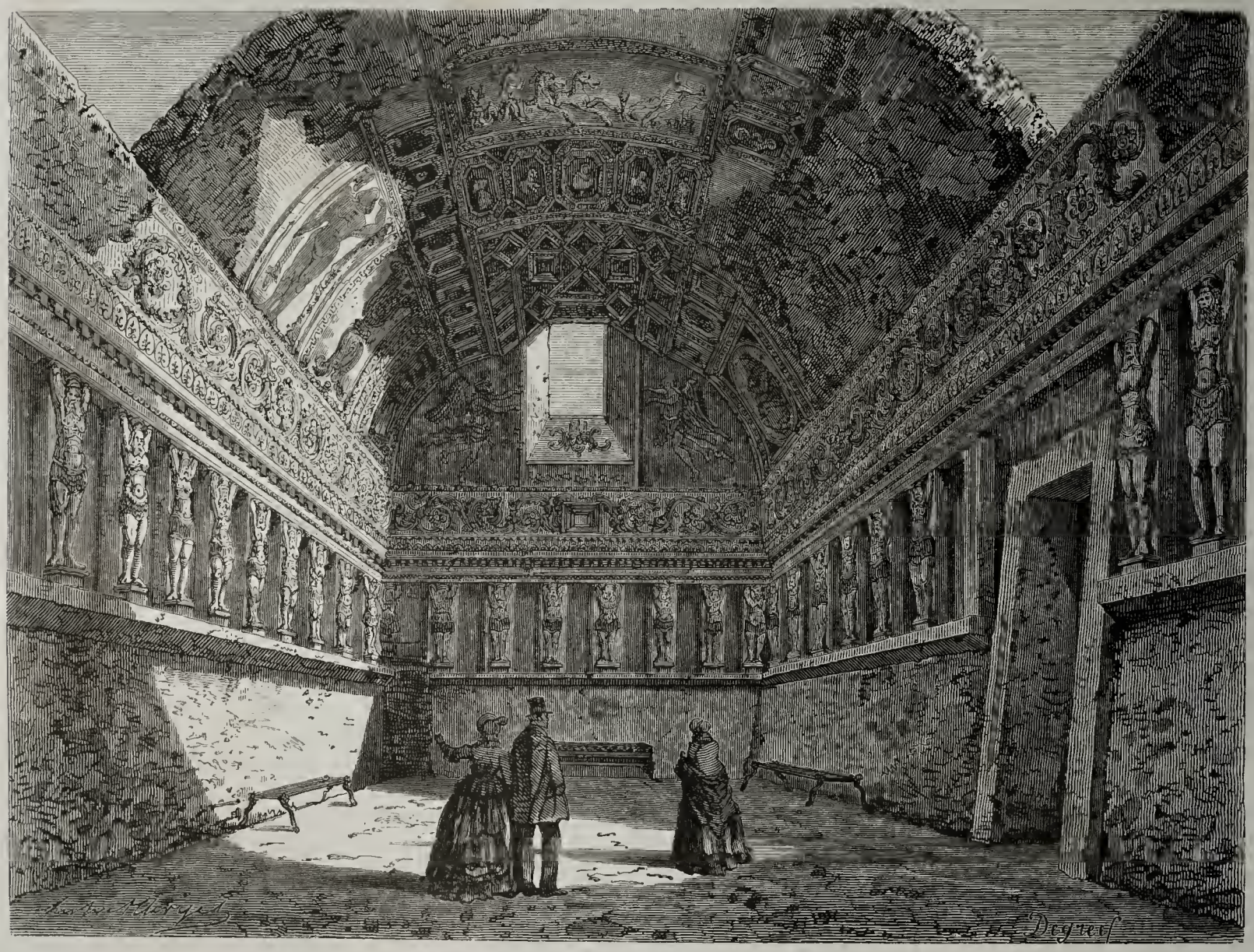
Als unser erster Aufsatz über Pompeji bereits im Druck war, fanden wir in einem Schreiben aus Neapel vom 30. Juli (Athenäum Nr. 1922) Nachrichten über die allerneuesten Ausgrabungen. Man hat einen Brunnen bloßgelegt, dessen Wasser so frisch und klar ist, wie es nur vor 1800 Jahren gewesen sein kann. Derselbe befindet sich in dem Keller eines Hauses, in welchem auch allerlei bemerkenswerthe Gegenstände gefunden worden sind, z. B. eine sehr schöne kleine Statue. Der Brunnen ist 65 Fuß tief und hat jetzt 15 Fuß hoch Wasser. Um ihn herum läuft eine

niedrige Brüstung; im Uebrigen hat er weiter keinen Schutz und ist unbedeckt. Die Frage, wie es gekommen sei, daß er nicht verschüttet wurde, erklärt sich daraus, daß der Aschenregen den Eingang zum Keller völlig versperrt hat; so blieb er völlig unversehrt. Vor ihm war ein Altar der Laren angebracht.

Dieser Brunnen kann als eine Merkwürdigkeit betrachtet werden. Overbeck (S. 173) hebt hervor, daß Pompeji vermöge seiner Lage auf einem Lavahügel im Alterthum nicht eine einzige lebendige Quelle innerhalb seiner Mauern gehabt habe, während jetzt einzelne Brunnen durchgebohrt worden sind. Das Wasser des Sarno konnte ohne große Pumpwerke nicht in die Stadt gebracht werden. Das Trinkwasser muß also vermöge einer künstlichen Leitung von einem höher gelgenen Punkte an den umliegenden Bergen nach Pompeji geführt worden sein. In der That ist fast keine Straße ohne einen öffentlichen Brunnen gewesen, der immer frisch fließendes Quellwasser gab. Diese Brunnen stehen zumeist an der Scheide zweier oder mehrerer Straßen, und die meisten größeren Häuser hatten dergleichen, oft als Fontänen, innerhalb ihrer Mauern. Wir kennen sehr wohl die Wasserleitung innerhalb der Stadt; sie besteht aus theils gemauerten, theils thönernen oder bleiernen Röhren, welche das Wasser durch alle Stadtviertel vertheilten und durch kleinere Bleiröhren in die öffentlichen und Privatbrunnen ergossen.

Der nun aufgefundene Brunnen von 65 Fuß Tiefe beweist aber, daß man in Pompeji selbst auch Brunnen gegraben hat, doch wird wohl die Hauptmenge des erforderlichen Wassers durch die Leitungen beschafft worden sein.

Unter den Entdeckungen der beiden letztverflossenen Jahre sind manche von erheblichem Werth. Fiorelli hat die Anordnung getroffen, daß manche Gegenstände nicht mehr, wie früher, nach Neapel ins Museum geschafft werden, sondern in den Häusern bleiben, in denen sie gefunden wurden. So ist das im vorigen Artikel erwähnte Bäckerhaus nun so hergestellt, wie unsere Abbildung (S. 8) zeigt, mit Mühlen, Knetetrögen, Mehlkisten ꝛc. Vor Kurzem hat man aber unmittelbar neben dieser Bäckerei eine zweite entdeckt, die noch viel größer ist. Das Wohnhaus des Besitzers derselben nimmt sich recht stattlich aus, hat einen doppelten Eingang mit Atrium und Peristyl, und der Bäcker ist offenbar ein wohlhabender Mann von Geschmack gewesen. In seinem Hause fand man ein Gericht, das eben für den Tisch zubereitet wurde, als die große Katastrophe hereinbrach. Auf dem Kochofen in der Küche stand eine, zur Hälfte mit Asche gefüllte Bratpfanne; in derselben lag auf dem Boden eine verhärtete Masse, die ursprünglich das in die Pfanne gelegte Fleisch gewesen ist, von welchem man noch den Abdruck in der Asche sieht; er zeigt das genaue Facsimile eines Ferkels, das zur Mittagsspeise bestimmt war. Auch hat man das Geripp eines Pferdes gefunden, das nun geschickt zusammengesetzt und in einem der Zimmer aufgestellt worden ist. Man hatte schon früher zwei andere Pferde aus der Asche gegraben. Alle diese pompejanischen Rosse waren klein,



Das Tepidarium in Pompeji. (Nach einer Photographie.)

Restaurirte Ansicht vom Innern der Wohnung des Aedilen Pansa. (Nach einer Photographie.)

aber von hübscher Gestalt und von der Art, welche noch heute im südlichen Italien vorkommt. Die weiter oben erwähnte Statue stellt einen Silen dar, ist 15 Zoll hoch und steht auf einem kreisrunden Broncepiedestal; die Arbeit ist ganz vortrefflich.

Der bis jetzt aufgedeckte Theil von Pompeji hatte zwei große öffentliche Bäder, unter denen die stabischen Thermen die bedeutendsten waren. Diese Bäder bilden einen von vier Straßen umgebenen Gebäudecomplex, eine sogenannte Insula, für sich, liegen nördlich vom Forum, einerseits an der Hauptstraße der Fortuna, andererseits an der Verlängerung der Straße des Merkur; in diesen beiden sind die Haupteingänge, während die dritte Straße, mit einem besondern Eingange, und die vierte, westlich und südlich, nur unbedeutend erscheinen. Die Thermen bedecken in ihrer Gesammtheit ein unregelmäßig viereckiges Areal von 49½ Meter Breite an der Straße der Fortuna und 28 M. 30 C. an der kleinen südlichen Straße; die mittlere Tiefe beträgt 53 Meter.

Der Eingang von der Straße des Merkur ist ganz erhalten und überwölbt die umliegenden Läden, um dem obern Stockwerk und den großen Wölbungen der eigentlichen Baderäume einen festen Halt entgegen zu setzen. Man kam durch einen Gang in einen mit Säulen umgebenen Hofraum, der etwa 60 Fuß im Geviert hielt. In dieser Ambulatio versammelten sich die Leute und warteten ab, bis ein Bad für den Einzelnen frei wurde, dort unterhielten sie sich; vielleicht nahmen sie auch körperliche Uebungen vor oder belustigten sich mit allerlei Spielen. Nach Overbecks Ansicht vertrat dieser Hof im Kleinen die großen Anlagen der Kaiserbäder in Rom, welche ähnlichen Zwecken dienten, also den Ambulationen, Sphäristerien, Gymnasien, Xysten ꝛc.; wahrscheinlich war er mit schattenspendenden Bäumen bepflanzt und ein sehr anmuthiger Aufenthalt. Auf den Wänden des Porticus findet man viele öffentliche Anzeigen, z. B. von Spielen im Amphitheater, welche Jagd, Athleten, Zeltdach und Besprengungen (venatio, vela und sparsiones) verheißen. Sparsiones hießen Besprengungen der Zuschauer mit feinem Staubregen aus Spritzwerken, die zu solchem Zwecke besonders construirt waren; sie und das Zeltdach beförderten die Kühlung in den Zuschauerräumen, und manchmal wurde, in Rom wenigstens, wohlriechendes Wasser zu denselben verwandt.

In dem Umgange des Hofraumes hat man das Schwert und die Büchse des thürhütenden Badewärters gefunden; das Bad war billig und kostete nur einen Quadrans, d. h. einen halben Silbergroschen. An den Hof stößt ein offenes, überwölbtes Gemach, die Exedra mit Sitzen; sie war ein Warte- und Unterhaltungszimmer, in welchem man sich abkühlte, bevor man in das kalte Bad stieg, und am Abend so erleuchtet, daß das Licht der Lampen durch Fensteröffnungen zugleich in das Tepidarium hinter der Exedra und in das Frigidarium (die Natatio, das Becken mit kaltem Wasser) fiel. Wer sich in den Gängen und in der Exedra ausgeruht hatte, ging in das Apodyterium, Auskleidezimmer, dessen Wände gelb bemalt sind; die Decke ist gewölbt, der Fußboden besteht aus einer groben weißen Mosaik mit schwarzem Rande. An den Wänden laufen steinerne Bänke hin; in jenen sieht man Löcher, in denen verkohlte Pflöcke, zum Aufhängen der Kleider, gefunden wurden. Diese waren unter der Obhut des Capsarius, eines Badesklaven, welcher die Werthsachen in einem Schranke, Capsa, verwahrte; er hatte neben dem Apodyterium ein kleines Zimmer, wo Salben und Oele standen; daher heißt solch ein Zimmer Elaothesium. Das Auskleidezimmer erhält sein Licht durch ein großes Fenster, dessen Glasscheiben auf der einen Seite matt geschliffen waren, damit man von dem Dache des anstoßenden Schwimmbeckens, des Frigidariums, nicht hinein sehen konnte. Bereitung und Verwendung des Glases waren ganz allgemein.

Das Frigidarium, kalte Bad oder, uneigentlich so bezeichnete, Schwimmbecken ist vollständig erhalten; es erhielt sein Wasser aus einer vier Fuß über dem Boden angebrachten kupfernen Röhre und hat im Innern vier halbrunde Nischen, scholae, Ruheplätze; in der Mitte befindet sich die piscina, das Wasserbecken. Das Tepidarium von 10 Meter Länge und 5 M. 60 C. Breite, war ein Gemach, in welchem sich Jene entkleideten, welche die heißen Bäder und die Dampfbäder im Caldarium gebrauchen wollten. Dasselbe wurde durch einen beweglichen Herd von Bronce und dann auch durch heiße Luft erwärmt, welche aus dem neben anliegenden Caldarium unter den hohl gelegten Fußboden geleitet wurde. Die Wärme war trocken und mäßig; dort wurden auch die mit dem Gebrauche der Schwitzbäder verbundenen Reibungen und Salbungen von den Salbern, Unctores, vorgenommen. Das pompejanische Tepidarium ist reicher geschmückt als alle anderen Abtheilungen der Thermen. Der Fußboden ist mit weißer schwarzumrandeter Mosaik belegt, die Wölbung der Decke reich mit Stuccaturarbeit und Malerei auf farbigem Grunde verziert, die Kornische wird von Statuen getragen, die Wände sind roth gefärbt. So erscheint das Gemach elegant und prächtig. Die Statuen, welche die Kornische der Deckenwölbung tragen und die man, mit einem technischen Ausdruck, als Atlanten oder Telamonen bezeichnet, stehen auf einer rings um das Gemach vorstehenden Platte auf kleinen Basen oder vor flachen Pfeilerchen, welche Nischen zwischen sich lassen. Wahrscheinlich standen dort am Abend Lampen zur Beleuchtung des Tepidariums. Die Telamonen sind 2 Fuß 2 Zoll hoch aus gebranntem Thon und von kräftiger Naturwahrheit.

Stuccaturarbeit und Malerei sind in diesem Gemach ungemein reich. Der Grund ist theils roth, theils blau; die Figuren der äußern Reihe sind weiße Reliefe, die kleineren Figuren der Mitte leicht weiß gemalt. Der Rand bildet eine geschmackvolle Stuccoarabeske, weiß auf rothem Grunde. Das große Fenster, durch welches Licht in das Tepidarium fiel, ist erhalten. Man fand in dem Gemache drei Bänke von Bronce und einen ehernen Heerd, und auf den Sitzen die Inschrift, daß Marens Nigidius Vaccula dieselben geschenkt habe. So war das Tepidarium.

Aus diesem gelangt man in das Caldarium, dessen Thürflügel sich durch ihr eigenes Gewicht schlossen, damit keine Zugluft entstehen konnte. Denn hier war das warme Bad Hauptzweck. Die drei Theile desselben sind: das Laconicum, eine runde Nische mit der großen Wanne (labrum) für kalte Abwaschungen nach dem Schwitzbade; in der Mitte das eigentliche Caldarium, der Raum für das Schwitzbad mit unterhöhltem Fußboden (suspensura) und hohlen Wänden, durch welche die heiße Luft zog; sodann eine viereckige Wanne für das warme Wasserbad (lavatio calda). Unmittelbar neben dem Caldarium lag die Vorrichtung zum Heizen, festes Mauerwerk mit Heerd und eingemauerten Kesseln; in dem Vorraume des Heerdes hat man noch eine beträchtliche Menge Pech gefunden, mit welchem der Heizer, furnacarius, die Hitze steigerte.

Das Frauenbad war von jenem für die Männer getrennt.

Wir sind etwas näher auf die Schilderung der pompejanischen Thermen eingegangen, weil gerade jetzt in fast

allen unseren größeren Städten nach ähnlichem Princip sogenannte römische Bäder angelegt werden.

Wir werfen einen Blick auf die Häuser und deren Einrichtung. Vor der Entdeckung Herculanums und Pompejis konnten wir uns von den bürgerlichen Wohnhäusern der Alten keine genaue Vorstellung machen, nicht alle Einzelnheiten übersetzen; jetzt kennen wir sie in ihrem ganzen Zusammenhange. Im Erdgeschosse des antiken Hauses finden wir eine viel größere Zahl von Räumlichkeiten als in unseren Wohnungen, die zumeist eine größere Anzahl von Stockwerken haben. Nehmen wir z. B. eines der bedeutendsten Häuser in Pompeji, jenes des Pansa, welches näher geschildert werden soll, so enthält dasselbe im Erdgeschoß etwa 50 verschiedene Räumlichkeiten. Um diese beträchtliche Menge von Zimmern, Kammern, Gängen ꝛc. anzulegen, bedurfte der alte Baumeister nicht mehr als 100 Fuß Front und 200 Fuß Tiefe des Areals. Die Alten konnten, bei ihrer Lebenspraxis, ihre einzelnen Wohnräume viel kleiner machen, als wir es thun könnten; wir Neueren würden, wie Overbeck hervorhebt, in einer beträchtlichen Zahl kleiner und mittlerer Häuser Pompejis uns faktisch nicht bewegen können und nicht einmal unsern nothdürftigsten Hausrath unterzubringen wissen. In Pompeji lassen sich mehrstöckige Gebäude allerdings nachweisen, sie haben aber nur ungefähr die Höhe unserer mittleren gewöhnlichen Häuser. Selbst in Rom verbot Kaiser Augustus über 70 Fuß rhein. hoch zu bauen, und Hadrian setzte diese Höhe auf 60 Fuß herab.

Das normale griechische und römische Haus besteht aus zwei hinter einander liegenden Hälften, die sich im Wesentlichen ihrer Anlage wiederholen; aber beim erstern gehört die vordere Hälfte dem Manne und dem Verkehr mit der Außenwelt, die hintere der Frau, welche dort die Wirthschaft führt; im römischen Hause ist der vordere Theil gleichfalls der Oeffentlichkeit, der hintere dem Familienleben bestimmt. Im vordern hatte Jedermann Zutritt; dort versammelten sich die Klienten, um dem Patron aufzuwarten; dort befanden sich auch die Gemächer und Gegenstände, durch welche man Reichthum und Rang zeigen wollte; bei ärmeren Leuten fiel die Unterscheidung der beiden Hausthеile natürlich weg.

Nur vor großen Häusern und Palästen befand sich eine Area, die mit einem Portieus umgeben oder auch mit Bäumen bepflanzt war, und erst hinter derselben liegt die Hausthür an der Straße; sie führt in das vestibulum, die Hausflur, welche abgeschlossen werden konnte; es war eine Art von Vorzimmer für ungeladene Besucher. Dann folgt die innere Hausflur, ostium, mit einem Zimmer für den Hausmann, Thürwärter, ostiarius, und wieder das Atrium, wovon man fünf verschiedene Arten hatte; eine derselben war bedeckt. Um diesen Hauptraum des vordern Hausтheiles gruppirt sich eine Reihe von Gemächern, welche ihren Ausgang in das Atrium haben und von ihm Licht empfangen. Sie haben sehr verschiedene Bestimmungen. Die offenen, zwischen Mauern, Pfeilern oder Säulen eingefaßten Zimmer nannte man Alae, Flügel; sie dienten auch als Audienzgemächer. An der hintern Seite des Atriums befand sich das Tablinum, wo die Ahnenbilder und die Ge-

Broncene Küchengeräthschaften in Pompeji. (Nach einer Photographie.)

schlechtstafeln der Familie sich befanden; zu beiden Seiten desselben waren Durchgänge, fauces, und durch diese gelangt man in den innern, privaten Theil des Hauses, der eine Wiederholung des Atriums in erweitertem Maaßstab ist. So bildet den Mittelpunkt der ganzen hinteren Anlagen wieder ein offener, säulenumgebener Hof, das Peristylium (oder der Portieus), das aber viel weiter offen ist als das Atrium, immer von Säulen umgeben, welche oft einen obern Umgang tragen. Um diesen manchmal gartenartigen Hof gruppiren sich die Privatgemächer der Familie, ähnlich wie die Zimmer des Vorderhauses um das Atrium, z. B. jene zum Ankleiden, zum Schlafen (cubicula); die Speisezimmer (triclinia) mit Bänken oder Ottomanen, welche dasselbe an drei Seiten umgaben, während die vordere, vierte, frei blieb für den Diener, welcher aufwartete. In den Oeci oder größeren Gesellschaftszimmern konnte man ein paar Triclinien stellen. In diesem hintern Theile befanden sich auch Küche und Vorrathskammer. Im obern Geschosse waren Coenacula und Ergastula, Zimmer für die Sklaven und zum Arbeiten; Kellerräume sind in Pompeji selten.

Als Urbild eines vornehmen Hauses können wir jenes des Aedilen Pansa betrachten und an diesem die Einzelnheiten klar machen; es ist sehr regelmäßig und einfach. Im Atrium sieht man freilich nur noch das Wasserbecken (impluvium) und die Theilungswände der Gemächer des Erdgeschosses. Dann gelangt man in ein großes Zimmer, nachher in ein kleineres, dann in einen Corridor und in acht Alkoven an den Seiten. Von diesen waren drei zu jeder Seite Schlafgemächer (cubicula), die auch hier, wie überall in Pompeji, sehr klein sind, denn sie hatten eben nur Platz für das Bett, dessen Stelle durch eine gemauerte Erhöhung bezeichnet wird; auf diese legte man Matratzen und Thierfelle; doch hatte man auch Bettstellen unsrer Art aus Holz und aus Bronce. Diese Cubicula erhielten ihr Licht durch die Thür, welche in den Sommernächten wohl offen blieb.

Dann folgen die schon oben erwähnten Alae, wo der Hausherr die Morgenbesuche empfing; weiter sieht man das Tablinum, welches beide Haustheile mit einander verband; dort führen zwei Stufen zum Peristyl hinauf. Links vom Tablinum lag die Bibliothek, in welcher man noch Bücher gefunden hat, die leider fast ganz zerstört waren; rechts waren die Fauces. Das Peristyl im Hause des Pansa war ein Hofgarten mit Säulenhalle; der Oecus war der größte Saal im Hause, und an denselben stieß ein kleinerer. Hinten am rechten Flügel war das Triclinium, rechts ein Gang, das Porticum, aus welchem der Hausherr unbemerkt sich entfernen und auf die Straße gelangen konnte.

An der linken Seite des Peristyls lagen wieder drei Schlafzimmer, und zur Linken des Oecus, im Hintergrunde, befand sich die Küche. Noch heute stehen die Oefen; als sie aufgedeckt wurde, fand man noch Asche und Kohlen; in einem anstoßenden Kabinet, wie wir sagen würden, der Speisekammer, stand ein großer Tisch, und auf einer Bank fand man eine Anzahl von Oelgefäßen.

Es ist merkwürdig, wie sehr die Küchengeräthschaften der Alten den heutigen gleichen, nur waren jene künstlerischer und geschmackvoller. Sehen wir uns nur einmal den Kochtopf an, welcher auf einem Dreifuße steht, und rechts von demselben einen ganz gewöhnlichen Haushaltungseimer; er hat im Henkel einen Ring zum Anhängen, und neben den Ringen, in denen sich dieser Henkel bewegt, sehen wir Zapfen angebracht, durch welche das Niederschlagen auf den Bauch des Gefäßes verhindert wird. Zur Linken steht neben einem gewöhnlichen Kessel noch ein feiner, dessen Doppelhenkel auf den Rand niedergelegt sind. Oben hängen verschiedene Schöpfkellen; jene mit dem Schwanenkopfe diente zum Herausheben von Wein aus der Amphora; wir sehen ferner Pfannen, Kasserole, Löffel und Gabeln, Töpfe und Krüge oder Kannen und ein durchlöchertes Geräth zum Eierbacken. Selbst die muschelförmig gestaltete, in der Mitte mit einem Gesicht verzierte Pasteten- oder Kuchenform fehlte nicht. Auch Siebe und Durchschläge machte man von Bronce.

Wir werden über die pompejanischen Kunstwerke in einem folgenden Artikel reden.

Alexander Lehmanns Reise nach Buchara und Samarkand in den Jahren 1841 und 1842.

Vambery-Bamberger. — Lehmanns frühere Reisen. — Butenew und Chanykow; Veranlassung zum Zuge nach Buchara. — Erinnerung an den Spanier Clavijo und dessen Aufenthalt in Samarkand bei Timur. — Jefremow. — Lehmanns Beobachtungen. — Geschichtliches. — Physiognomie der Stadt. Bauart. Oeffentliche Gebäude. — Timurs Palast. — Die große Moschee mit dem Grabdenkmal des Gewaltigen. — Einwohner. — Sklavenmarkt.

Wir haben in unserer vorigen Nummer darauf hingewiesen, daß Alexander Lehmann vor mehr als 20 Jahren die Hauptstadt des gewaltigen Timur besucht hat, und daß ihm die Priorität gebühre, nicht aber, wie Murchison behauptete, dem „Magyaren Vambery"! Ueber die Person des Letztern wurde am 16. September zu Dresden im Verein für Erdkunde, von einem Manne, welcher Herrn „Vambery" in Konstantinopel gekannt hat, Näheres mitgetheilt. Herr Bamberger, denn so lautet der richtige Name, ist ein israelitischer Mann aus Pesth in Ungarn, hat einen offenen Kopf, ist unternehmungslustig und redet mehrere neuere Sprachen sehr geläufig. In der türkischen Hauptstadt, wo er als Sprachlehrer sich aufhielt, fand er Gelegenheit, mit Orientalen aus verschiedenen Ländern zu verkehren und sich mit ihren Sitten und Eigenthümlichkeiten genau bekannt zu machen. Er konnte sich dort in aller Muße genügend zu seiner Reise nach Innerasien vorbereiten und hat dieselbe glücklich vollführt. Wahrscheinlich ist er seinerseits in dem guten Glauben gewesen, daß er seit Jahrhunderten der erste Europäer gewesen sei, welcher Samarkand gesehen, und ihm wenigstens ist ein solcher Irrthum zu verzeihen, weniger den Geographen in London, welche schon in Erinnerung an ihre Landsleute Stoddart und Conolly, die in Buchara ermordet wurden, den richtigen Sachverhalt hätten wissen sollen.

Was den Namen Vambery anbetrifft so ist er eine Magyarisirung von Bamberger, eben so wie Szarvady von Hirschel. Es sind aber nicht blos Leute israelitischen Glaubensbekenntnisses, welche ihren Vaternamen wie ein altes Kleid wegwarfen und sich magyarisch travestirten; auch christliche, sowohl slowakische, als leider auch deutsche Menschen, waren so albern, gleichfalls Magyaren spielen zu wollen. So nennt sich der Mann, welcher Ladislaus Magyars Reisen in Südwest-Afrika herausgegeben hat, Hunfalvy. Sollte man nicht meinen, er sei wirklich ein Nachkomme jener wilden Söhne der Steppe, die unter König Arpad so hoch zu Rosse saßen, einer jener „Hunnen", welche einmal bis an die Saale und bis nördlich vom Harze stürmten, wo dann Heinrich der Finkler sie zurückwarf? Aber Herr Hunfalvy ist von Haus aus ein friedlicher Germane, den sein Vater, ein deutscher Bürgersmann, Johann Hunsdorfer hat taufen lassen. Der Sohn ist, trotz der Magyarisirung, ein ganz tüchtiger Gelehrter geworden. Doch was thut es, wenn ein Herr Schönwiesner sich in einen melodischen Szeprety, ein Teichengräber in Tavassy, ein Herr Lauf in Szalagy umwandelt? Wir Deutsche verlieren an solchen Zwitterlingen nichts, und die Magyaren gewinnen nichts. Doch genug davon.

A. Lehmann stammt aus Dorpat in Livland, wo er am 18. Mai 1814 geboren wurde. Schon früh entwickelte sich in ihm eine Liebe zu naturwissenschaftlichen Studien, denen er sich auf der Universität seiner Vaterstadt widmete. Der Reisetrieb wurde schon früh in ihm rege, und als Jüngling durchwanderte

er Livland und Finnland. Er hatte das Glück, mit Karl Ernst von Baer bekannt zu werden und diesen 1837 auf dessen Expedition nach Nowaja Semlja zu begleiten. Herr von Helmersen schreibt in der Biographie Lehmanns: „Er wußte es sehr zu schätzen, daß ihn sein Geschick auf dieser denkwürdigen Expedition unter die Leitung eines Mannes gestellt hatte, den er, mit so vielen Anderen, verehrte. Er sagte selbst, daß er bei seinem ersten Ausflug in die Welt in die beste Schule gekommen und dadurch zu späteren, selbständigen Untersuchungen gut vorbereitet worden sei."

Bald nachher, 1838, lud der Gouverneur Perowsky ihn ein, die wichtige Provinz Orenburg gründlich zu erforschen, und Lehmann besuchte schon 1839 den orenburger Ural. Dann machte er den berühmten, aber mißlungenen Feldzug Perowsky's gegen Chiwa mit und im Frühling 1840 finden wir ihn an der Ostküste des Kaspischen Meeres, einige Monate später wieder im südlichen Ural. Durch Erfahrung und Uebung war er vollkommen zu einer größern Reise nach dem Innern Asiens vorbereitet. Die Veranlassung war folgende.

Der Chan von Buchara hatte die russische Regierung gebeten, ihm einige Bergleute zu senden, welche die goldreichen Gegenden seines Landes näher untersuchen sollten. Sie schickte ihm den Bergingenieur Butenew, den Lieutenant Bogoslowski, den Geographen Chanykow, und Lehmann schloß sich als Naturforscher an. Im Mai 1841 brach er von Orenburg auf, folgte der großen Karawanenstraße nach Buchara, langte dort am 5. August alten Styls an und brach nach dreiwöchentlichem Aufenthalte mit Chanykow und Bogoslowski nach Samarkand auf, um die östlich von dort liegenden Gebirgsgegenden zu untersuchen.

Dort, im Osten von Buchara, in dem fruchtbaren Stromthale des Säraffchan, betrat er ein Gebiet, das noch nie wissenschaftlich erforscht und von gebildeten Europäern vor Jahrhunderten kaum berührt worden war. Er sah das einst so herrliche, weltberühmte Samarkand mit seinen prachtvollen Baudenkmälern aus Timurs großer Zeit; er betrat das schöne, noch nie von Europäern beschriebene Gebirgsland, durch welches der obere Säraffchan fließt und untersuchte dasselbe, mit Chanykow und Bogoslowski, bis zum Flusse Fon. Dann kehrten sie nach Samarkand zurück, wo sie vom 18. September bis zum 15. Oktober blieben; am 21. Oktober waren sie wieder in Buchara, wo sie bis zum Frühling 1842 verweilten und vielfach mit zwei englischen Offizieren, dem Obersten Stoddart und Kapitän Conolly, verkehrten. Gegen diese Agenten Englands faßte der Chan Argwohn; er sperrte sie ein, und als Butenew abgereist war, ließ er sie hinrichten.

Lehmann kam nach Orenburg zurück, ging von dort nach Simbirsk und unterlag hier, als er das 28. Jahr zurückgelegt hatte, im Anfange des August einem Nervenfieber! Seine Papiere wurden von den Herren von Baer, Brandt und Graf von Helmersen geordnet, und die „Reise nach Buchara und Samarkand in den Jahren 1841 und 1842 nach den hinterlassenen Schriften A. Lehmanns bearbeitet und mit Anmerkungen versehen von G. von Helmersen", erschien zu St. Petersburg 1852 auf Kosten der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Der Band enthält eine Karte und auf fünf lithographirten Tafeln eine Ansicht von Timurs Palast in Samarkand; Tilla Kari, die Medresseh Schirdar, die Ruinen der Medresse Bii Chanim und jene des Mälik.

Vor Lehmanns Reise wußten wir wenig über Samarkand; Marco Polo berichtet nur wenig darüber und ist schwerlich selber dort gewesen. Genauere Kunde erhielt man erst durch den spanischen Ritter Don Ruy Gonzales de Clavijo. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts erfüllte der gewaltige Mongolenherrscher Timur Asien und Europa mit seinem Ruhme. Schon im Jahre 1394 hatte König Heinrich III. von Castilien eine Gesandtschaft an den Gewaltigen geschickt. Eine zweite, zu welcher Clavijo gehörte, folgte 1403. Sie verließ im Maimonat Cadiz, ging über Konstantinopel nach Trapezunt, durch Armenien, Persien und das nördliche Chorassan nach Samarkand, in dessen Umgegend Timur damals nomadisirte. Clavijo erreichte die Hauptstadt am 8. September 1404; während er dort (bis zum 21. November) verweilte, starb Timur. Die Rückreise ging über Buchara, Sultaniyeh, Tauris und Trapezunt nach Spanien zurück; dort traf sie im Laufe des Jahres 1406 wieder ein.

Von Tauris (Täbris) im persischen Aserbeidschan ab unterhielt Timur eine große Menge regelmäßiger Stationen, an deren jeder von 50 bis 200 Pferde bereit standen; auf ihnen wurden die Diener und Beamten des Herrschers, aber auch Reisende befördert.

Clavijo's Schilderungen gewähren einen interessanten Einblick in das Leben und Treiben des mongolischen Herrschers, welcher in seinem ganzen Wesen und Sein den Nomaden niemals verleugnete. Er zog das Zelt des Wanderhirten dem glänzenden Palast in der Stadt vor. Diese war an und für sich nicht größer als Sevilla, hatte aber sehr ausgedehnte Vorstädte, war von Gärten und Weingeländen unterbrochen und zählte eine beträchtliche Einwohnermenge. Timur hatte mehr als 150,000 Menschen aus verschiedenen Ländern dorthin verpflanzt, namentlich auch Seidenweber aus Damaskus und Waffenschmiede; der Handel war ungemein ausgedehnt; die Moskowiter brachten Leder, Pelzwerk und Honig, aus China kamen Seidenzeuge, Moschus, Perlen, Edelsteine und Rhabarber; aber eine Reise von Samarkand bis Kambalu-Peking dauerte ein halbes Jahr.

Timur hielt in seinem Zeltlager Hof und entfaltete eine große Pracht, die aber ein durchaus barbarisches Gepräge hatte. Clavijo berichtet mit großer Ausführlichkeit, daß an den Zelten viele Goldstoffe, Seidenzeuge, Perlen und Edelsteine verschwendet waren; er sah goldene Tische, Trinkgefäße und Schüsseln; außerdem Gefäße verschiedener Art von Silber, Porzellan und Steingut; gekochtes und gebratenes Roßfleisch, die Lieblingsspeise der Mongolen, wurde auf Kameelen herbeigebracht und dann in den Zelten vertheilt, nachdem es vorher in ledernen, goldverzierten Schläuchen den Vorschneidern zugeschleppt worden war. An starken Getränken, namentlich Wein und gesüßtem Kumyß, war kein Mangel, und das Betttrinken ging stark im Schwange. Manchmal ließ der Gewaltige unter seine Gäste Gold- und Silbermünzen und Edelsteine austheilen.

Damals stand Samarkand in seiner höchsten Blüthe; aber ihm ist dasselbe Schicksal zu Theil geworden, welches so viele andere Städte des Morgenlandes heimgesucht hat; zeitweiligem Glanze folgte der Verfall. Aber noch heute zeugen großartige Baudenkmäler, welche der Zerstörung entgangen sind, von der großen Zeit. Vier Jahrhunderte lang ist, seit Clavijo, kein gebildeter Europäer nach Samarkand gekommen. Im 17. Jahrhundert traten die Herrscher der Moskowiterei mit denen Buchara's in Verbindung, und 1625 ging der russische Edelmann Chochlow mit einem Schreiben und Geschenken des Czaren Michail Fedorowitsch zum Bucharenchan, der sich damals gerade in Samarkand aufhielt. Dann vergingen aber wieder anderthalb hundert Jahre, bevor ein Europäer dorthin kam, und daß es geschah, war nur Zufall. Im Juni 1774 wurde auf einem Vorposten an der Grenze der orenburgischen Provinz der Unteroffizier Jefremow von Kirgisen überfallen und später nach Buchara verkauft. Von dort entfloh er nach Chokand. Herr von Helmersen schreibt (S. 18): „Vielleicht berührte er auf seiner Flucht auch Samarkand, vor dessen Thoren er einmal mit einem bucharischen Heere gestanden hatte. In Margilän schloß er sich einer Handelskarawane

an, die nach Kaschgar ging; auf der Reise gab er sich für einen Nogayer, d. h. Tataren, aus, kam nach Yarkend, Tibet, Delhi und Calcutta und war im August 1782 wieder in St. Petersburg, wo er seine Reiseabenteuer drucken ließ. Ueber Samarkand schreibt er nur 18 Zeilen; gewiß war er, wenn er überhaupt diese Stadt betreten hat, nicht lange dort; er weiß weiter nichts zu melden, als daß sie vor ihrer Zerstörung wohl dreimal so groß gewesen sei als jetzt.

Wir haben also durch Jefremow so viel wie gar nichts über Samarkand erfahren, und auch die Nachrichten, welche ein Begleiter Moorcrofts, Izzet Ullah aus Bengalen, gegeben, sind nicht eingehend. Ganz richtig hebt Herr von Helmersen hervor, daß Chanykows und Lehmanns Mittheilungen über Samarkand fast die einzigen sind, welche, seit Jahrhunderten, durch Augenzeugen zu uns gelangten. Ganz neu aber sind, wie schon angedeutet wurde, Lehmanns Berichte über das Gebirgsland im Osten von Samarkand. Diese Stadt und Buchara liegen am Säraffchan; dieser durchströmt von seiner Quelle bis über Samarkand hinaus ein Längenthal, das von den westlichen Ausläufern des Thianschan, Himmelsgebirges, eingeschlossen ist.

Lehmann war in den ersten Tagen des August 1841 in Buchara angelangt und verweilte dort bis zum 25. jenes Monats. Der Emir gab ihm und Chanykow einen Führer und die nöthige Dienerschaft sammt Reisepferden und zweiräderigen Lastkarren zur Reise nach Samarkand, welche auf eine Dauer von fünf Tagen berechnet war. Die Entfernung beträgt 240¾ Werst, also zwischen 34 und 35 deutschen Meilen, und das Land war theilweise vortrefflich angebaut. Andererseits zeigt sich aber auch ein schroffer Gegensatz von Unfruchtbakeit, z. B. in der Mälikwüste. Dagegen ist weiter östlich wieder üppiger Boden. Ein weiter Landstrich am Säraffchan, von der Stadt Siäüddin bis in die Gegend von Samarkand, welcher den Namen Miankal trägt, ist mit Feldern von Reis bedeckt, dieser „unersättlichen Cerealie". Die Entfernungen rechnet man nach Steinen, Tasch, welche mit der persischen Farsang gleichbedeutend sind. Die Wege scheinen von Alters her ausgemessen zu sein und zur Bezeichnung der Farsangen, von denen man 1 auf 9½ Werst rechnet, sieht man an den Landstraßen einzelne Steine liegen, welche Einem erst auffallen, wenn man ihre Bestimmung kennt.

Am 1. September kamen den Reisenden Abgeordnete des Kurgan Begi, d. h. Festungskommandanten, entgegen. Sie trugen weiße, goldgestickte Turbane und Kleider von Goldbrokat. Sie fragten nach dem Kaiser von Rußland und dessen Wesiren. „Sind sie gesund, ist ihr Mark flüssig, ist ihr Hirn fett, haben sie euch zu einer guten Stunde hergesandt?" Die Europäer ordneten dann auf freier Landstraße ihren Anzug, um würdig in Samarkand einzuziehen, dessen Mauern, hohe Giebel und Minarets vor ihnen lagen. An dem westlichen Thore war eine unzählige Menschenmenge versammelt; die zum Empfang aufgestellten Soldaten trugen verschiedenfarbige Kleider und kegelförmige Tuchmützen, die mit Schaffell schmal verbrämt waren; ihre Wasse bestand in einem langen mit Quast verzierten Spieß.

Der Einzug fand um die Mittagszeit statt, und Lehmann besuchte einige Stunden später den Basar, der aus theilweise überwölbten Budenreihen besteht und keine besonderen Merkwürdigkeiten darbietet, und ging auch in mehrere Karawanenserais. Am andern Tage wurde der Kommandant in der Citadelle besucht, welche die Mitte der Westseite Samarkands einnimmt und eine Art von Stadt für sich bildet. Am 4. Sept. unternahm dann Lehmann seinen Zug nach Osten, am Säraffchan aufwärts, um in den Gebirgen auf Gold zu schürfen, und kam am 18. September wieder nach Samarkand zurück, das er nun in allen Einzelnheiten näher schildert.

Samarkand, das alte Marakanda der Griechen, hat seine politische Bedeutung völlig verloren, und auch der Handel ist, jenem von Buchara gegenüber, nicht sehr bedeutend. Aber in früheren Tagen war er beträchtlich, denn die Weltlage war günstig; der Boden des alten Sogdiana ist zu nicht geringem Theile vortrefflich. Die Hindernisse, welche in den Samarkand umgebenden Wüsten einem feindlichen Heereszug entgegentreten, wirken keineswegs störend auf den Handelsverkehr des Landes.

Heute sieht man in der Stadt und deren unmittelbarer Nähe kein Denkmal aus den Zeiten des Alterthums. Sie selber hat im Fortgang der Jahrhunderte ihre Stelle verändert, auf der sie den alten Namen trug, denn der Säraffchan hat einen andern Lauf genommen. In einiger Entfernung von der Stadtmauer liegen zerfallene Wälle und zumeist verschüttete Festungsgräben; sie sind die einzigen Ueberbleibsel aus verschiedenen Epochen der Vorzeit, nebst einer Menge von Ziegelschutt, glasirten Scherben, Ornamenten verschiedener Art, baktrischen und arabischen Münzen und geschliffenen Steinchen.

In ältester Zeit und nach Alexander dem Großen hieß die Stadt bei den Eingeborenen Tschin. Als 643 der Araber Samar kam und den Islam brachte, wurde sie als Samarkand „ein Asyl des Friedens und der Gelehrsamkeit" und Residenz des Herrschergeschlechts der Samaniden, 833 bis 1000 n. Chr. Der Geschichtschreiber Ibn Haukal (950) hat sie als Augenzeuge geschildert. Im Jahre 1219 wurde sie von Dschingischan erobert; er war in Samarkand mit mehr als 100,000 Mann und hatte 100 Elephanten; und wieder nach Ablauf von beinahe zwei Jahrhunderten kam Timur. Er erhob die Stadt zur Kapitale seines großen Reiches und schmückte sie mit prachtvollen Bauwerken. Aber die heutigen Herrscher, das Volk der Usbeken, schreiten gefühllos an den Denkmälern ehemaliger Größe vorüber und sehen stumpfsinnig zu, wie dieselben mehr und mehr in Schutt verfallen.

Samarkand wird von mehreren Bächen bewässert und ist rings von üppig grünenden Bächen umgeben; nach Norden hin liegt ein Felsplateau, Tschupan Ata. Die Stadt bildet innerhalb der Mauern ein etwas verschobenes Viereck, das einen Umfang von beinahe zwei deutschen Meilen hat (13 Werst). Das alte Samarkand ist größer gewesen. Chanykow schätzte die Einwohnerzahl auf 25 bis 30,000 Seelen. Die Stadtmauer ist im Allgemeinen leidlich gut im Stande; die sechs Stadtthore aus Ziegelstein haben starke hölzerne Thürflügel und werden Abends geschlossen. Die Citadelle, Arik, ist schon oben erwähnt worden; sie liegt auf einem niedrigen Lehmhügel. In einer ihrer Moscheen befindet sich „die größte Merkwürdigkeit", ein großer blauer Stein, an welchem die Emire von Buchara nur einmal im Leben beten, wenn sie eben ihre Regierung angetreten haben. Chanykow sagt, jeder Chan (Emir) müsse sich nothwendiger Weise einmal auf diesen Stein setzen, um keinen Zweifel darüber aufkommen zu lassen, daß er nun Emir sei. Lehmann konnte trotz aller Bemühungen diesen Stein nicht zu Gesicht bekommen; das wird selbst Muselmännern nicht gestattet.

Mit Ausnahme der öffentlichen Gebäude sind alle Häuser aus einem Fachwerk von dünnen krummen Balken und Luftziegeln, oft aber auch nur aus Lehm gebaut, aber im Innern manchmal recht hübsch und wohnlich. Die Fenster gehen nach dem Hofe zu, und die Gitter werden im Winter mit Papier überklebt; die Dächer sind flach. Es ist ein großer Vortheil, daß die Wasserkanäle in der Stadt ungemein zahlreich sind; außer den allgemeinen Wasserleitungen haben die meisten Häuser noch eigene kleine Wasserbecken, welche durch Röhren nach Belieben gefüllt werden können; die Gassen sind so eng, daß nur eben ein beladenes Kameel hindurch kann; auf den beiden Hauptstraßen können aber zwei Kameele neben einander gehen.

Das Innere also gewährt keinen hübschen Anblick; wer aber auf dem Tschupan Ata, dem Felsplatean, steht, findet, daß Samarkand einem großen Haine gleicht, aus welchem die Medressen und bunten Minarets wie Lustschlösser hervorragen. In der Stadt zieht man Maulbeerbäume und Pyramidenpappeln des Schattens wegen; die Teiche, Chaus, sind mit Weiden und Blumenpflanzen umgeben. Dort versammeln sich gegen Abend die Leute, um Waschungen vorzunehmen, Tagesneuigkeiten zu besprechen oder einem Deklamator zuzuhören; wenn aber der Küster vom Minaret zum Abendgebet gerufen hat, gehen Alle nach Hause, und die Straßen werden öde.

Von nächtlichen Diebstählen oder Mordthaten hört man nur selten etwas; die Buden werden Abends nur nachlässig geschlossen oder mit einigen Brettern versperrt; werthvolle Waaren bleiben manchmal unbewacht liegen. Samarkand hat mehr und bessere Webereien für Seide und Baumwolle als Buchara; nach Rußland wird viel Baumwollengarn ausgeführt. Waaren, die aus Petropawlowsk, Taschkent, Chokan und Indien direkt nach Samarkand kommen, müssen nach Buchara geschafft, dort geöffnet und verzollt werden!

Aus dem nördlichen Thore führt eine gerade Straße, an deren beiden Seiten buntglasirte Mauern hinlaufen, nach dem Palaste Emir Temyrs, d. h. Timurs. Das schöne Residenzschloß des großen Eroberers ist zwar in manchen Theilen schon verfallen, aber die Gläubigen ziehen dorthin, um zu beten. Der ganze Bau ist „ehrwürdig und prächtig"; man gelangt auf Marmorstufen in einen langen Gang und zu dem Hintergrunde, über welchem eine hohe Kuppel sich erhebt. Zu beiden Seiten des Ganges liegen Gemächer und Säle; unter einem der ersteren soll sich das Grab von Timurs Gemahlin befinden. In einer Halle, hinter einem Gitter, werden Kleider und Waffen Timurs unter einem Tuche aufbewahrt, aber Lehmann durfte, als „Ungläubiger", nicht eintreten. An Stangen hängen ein paar alte Lumpen mit Quasten von schwarzer Wolle, angeblich Ueberreste von Timurs Fahnen. Zu ihnen kommt der Emir von Buchara, wenn er Krieg beginnen will, und betet; allemal, wenn er Samarkand besucht, veranstaltet er bei Timurs Palast eine große Speisung für das Volk.

Lehmann war entzückt über die bunten, glasirten, in Relief gearbeiteten Arabesken und Inschriften aller Art, mit denen Wände und Bogen geschmückt sind; er sagt, sie könnten als Muster guten, verfeinerten Geschmacks dienen; jeder, noch so kleine, Strich habe seine Bedeutung und sei mit Berechnung angebracht. Alle diese Ornamente sind in erhabener Arbeit ausgeführt.

Die große Moschee, Bibi Chanym, am chokander Thor, soll von Timurs Gemahlin erbaut worden sein; sie besteht eigentlich aus drei Moscheen mit hohen Kuppeln, deren westliche noch gut erhalten ist; doch waren auch hier schon einige Ziegelsteine herabgefallen. Unter ihr befindet sich ein großer Marmortisch, der auf neun Steinen ruht. Wer unter demselben hindurch kriecht, bleibt, wie das Volk wähnt, zeitlebens von Rückenschmerzen befreit. In den verschiedenen Medressen (Moscheen), namentlich in der Tilla Kari, sind die prachtvollen Wandverzierungen noch recht gut erhalten; sie geben Zeugniß von vieler Kunstfertigkeit und von feinem Geschmack. Der Styl ist überall derselbe, aber sehr mannigfaltig in den Einzelnheiten, so daß ermüdende Wiederholungen nicht vorhanden sind. Man sieht weißglasirte, arabische Inschriften auf lasurblauem Grunde, herrliche Arabesken, Freskomalereien und Vergoldungen, Alles mosaikartig. Merkwürdig ist, daß die Vergoldungen zumeist aus aufgeklebtem Goldpapier bestehen und auch heute den alten Glanz noch nicht verloren haben.

Die alte Moschee, welche Timurs Grabstätte geworden ist, gehört zu den am besten erhaltenen Denkmälern, und man erblickt ihre hohe, blaue Kuppel schon aus weiter Ferne. Das hohe Hauptthor ist aber schon sehr verfallen und von den Minarets steht nur noch ein einziger bis an sein oberes Gesims unversehrt. Die eigentliche Moschee, in welcher sich Timurs Grabstein befindet, ist bis zur Hälfte ihrer Höhe ein achteckiger Thurm; der obere runde Theil trägt die hohe Kuppel. Das Ganze ist auf der Außenseite mit schönen glasirten Ziegeln belegt, der obere Theil hat eine große Inschrift, und prachtvoll nimmt sich die mit blauen Kacheln gedeckte, vollkommen wohlerhaltene Kuppel aus. Das Innere des untern Raumes bildet ein Viereck; in der Mitte desselben liegt, von einigen anderen Grabsteinen umgeben, der Grabstein Emir Timurs, eine abgestumpfte Pyramide, neun Spannen lang, zwei Spannen breit und drei Spannen hoch; sie besteht aus zwei genau an einander passenden Stücken von schwärzlich grünem Quarz.

So viel von den Denkmälern. Der Reisende beobachtete die verschiedenen Bewohner der Stadt: Usbeken, Perser, Tadschicks (Bucharen, Sarten), Nogayer, Inder und Juden. Die Zahl der Letzteren betrug etwa 500; sie beschäftigen sich vorzugsweise mit dem Spinnen von Seide und Baumwolle und mit Färberei; man kann sie, abgesehen von ihren scharf ausgeprägten Gesichtszügen, gleich an den blau oder gelb gefärbten Händen erkennen. Auf dem Sklavenmarkte fand Lehmann einige Frauen mit mongolischen Gesichtszügen zum Verkauf ausgestellt; sie waren angeblich aus der Gegend von Taschkend. Manchmal sind 40 bis 60 Leute auf dem Sklavenmarkte feil; gewöhnlich Frauen und Kinder, die zumeist von der chinesischen Grenze herstammen.

Wir schließen hier mit unserm Auszuge aus Lehmanns Reisewerke. Schon sie genügen zum Beweise, daß der Reisende sich in Samarkand gut umgesehen und aufmerksam beobachtet hat. Sein Buch enthält aber noch manche andere wichtige Angaben, namentlich in naturwissenschaftlicher Beziehung, und dasselbe gilt von N. Chanykows „Beschreibung des Chanats Buchara". Die Arbeiten beider Männer ergänzen sich auch in Bezug auf Samarkand, die berühmte Stadt, in welcher sie gemeinschaftlich und gleichzeitig verweilten. Wir vindiciren ihnen, wie gesagt, die Priorität vor Herrn Vambery-Bamberger, dessen Buch aber, nach dem, was wir hören und was wir von einem so gewandten Mann erwarten dürfen, gewiß viel Neues und Interessantes enthalten wird.

A.

Ein Besuch auf der Messe von Tanta in Aegypten.

Von **R. C. Pleimes** in Alexandrien.

Fast in der Mitte des fruchtbaren Nildeltas liegt der Ort Tanta, weit und breit unter den Jüngern Mohammeds berühmt als der Geburtsort eines ihrer Heiligen, des Schech Saïd el Bedawi († 1199), dessen wunderthätige Gebeine hier beigesetzt sind. Zur Zeit der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche und des Sommer-Solstitiums treffen in Tanta insgemein gegen 150,000 Wallfahrer aus der Berberei, Abessinien, Palästina und Aegypten ein, so daß die Stadt dann einem kleinen Mekka gleicht. Da sich aber an die Wallfahrten und kirchlichen Feierlichkeiten auch große Märkte knüpfen, so kann man Tanta auch als den Hauptmeßplatz, als das Leipzig Aegyptens bezeichnen.

Obgleich bereits seit sieben Jahren in Alexandrien ansässig, hatte ich doch diese berühmte Messe noch nicht besucht. Meine Reiseausrüstung war sehr einfach, ich schlang ein weißes Tuch wie eine Art Turban um den Hut, das als gutes Schutzmittel gegen die Sonne — es war im August und das Thermometer zeigte 26 bis 32° R. im Schatten — gelten konnte.

Die Eisenbahnstation Alexandriens liegt etwa eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, am Mahmudieh-Kanal. Wir mußten dort auf den Zug von Kairo warten, da der unsrige nicht eher abgehen konnte. Ich hatte also vollkommen Muße, mir das Gewirr der Pilger zu betrachten, die alle dem Grabe des Heiligen zustrebten und mit großer Freude unser europäisches Beförderungsmittel benutzten, das sie jetzt in eben so viel Stunden nach Tanta brachte, als sie früher Tage zu Fuß, Esel oder Kameel gebraucht hatten. Eine Decke, eine Tabakspfeife und ein ungefähr fünf Fuß langer Stab waren das ganze Reisegepäck dieser meist aus Fellachen (arabischen Landleuten) bestehenden Reisegesellschaft. Besonders viele Frauenzimmer fielen mir unter ihnen auf, welche die Wallfahrt entweder in Begleitung ihrer Männer oder auch allein machten. In dem Eisenbahnwagen war Alles bunt unter einander und eng zusammengedrückt. Mit uns drei Deutschen saßen noch zwei Franzosen, vier Griechen und zwei Italiener zusammen, und im Nebencoupé schwatzten zwölf syrische Kaufleute ohne Aufhören. Ich glaubte mich nach Babylon versetzt — alle Sprachen der Welt schienen hier durcheinander zu schwirren.

Die Strecke, durch welche die Bahn geht, hat sehr wenig, was das Auge fesseln kann. Während der ersten Stunde lag zu unsrer Rechten fortwährend der große Mareotis See, auf welchem sich ungeheure Schaaren von wilden Enten, Gänsen, Flamingos und Pelikanen umhertummelten. Dann und wann erblickten wir am Horizont eine schöne Fata morgana in Gestalt von Landhäusern und Palmenhainen. Bei der Station Kafr-leïs fuhren wir auf einer sehr elegant gebauten Brücke über den hier sehr breiten Nil und gelangten dann nach Kafr-geyat, wo eine halbe Stunde zur Einnahme von Erfrischungen gehalten wird. Für uns Europäer war in einem theuern Gasthofe gesorgt; die Eingeborenen behalfen sich einfacher mit den von Fellachenkindern feilgehaltenen gebratenen Tauben und Orangen. Dazu nahmen sie einen herzhaften Schluck Nilwasser, das ihnen in sogenannten Gullen dargereicht wurde. Es sind dies Krüge aus porösem graugelben Thone, die mit Mastix ausgeräuchert werden, wodurch das Wasser einen angenehmen Geschmack erhält.

Gegen Abends halb zehn Uhr langten wir in Tanta an. Da noch Niemand von uns in diesem Orte gewesen war, so geriethen wir gegenüber dem unermeßlichen Zeltlager, das sich vor unseren Blicken ausbreitete, in einige Verlegenheit. Wohin sollten wir uns wenden? Wir lenkten unsere Schritte nach der offenen Thür eines erleuchteten Hauses, aus dem uns der Klang arabischer Trommeln (Darabukka) und näselnder Gesang entgegen tönten. Hier wollte ich mich nach der europäischen Post erkundigen. Wir waren in eine griechische Kneipe oder Hamara der schmutzigsten Art gerathen. Rauch erfüllte das ganze Gemach, da ein Schornstein nicht vorhanden war und als solcher die Thüre dienen mußte. In der Mitte der Hamara unterhielten einige Almehs (Tänzerinnen) die auf Holzbänken hingelagerten Araber mit ihrer Kunst und unterstützten sie weidlich im Trinken von Araki (Mastixbranntwein). Für ein „Bakschihsch kebir“ (großes Trinkgeld) erhielt ich einen Führer nach dem Posthause, das wir nach langem Suchen fanden, nachdem wir oft genug über Zeltpflöcke und ausgespannte Stricke gefallen waren. Aber so oft wir auch über diese Gegenstände stolperten, so oft tönte uns aus dem Innern des Zeltes ein „In ahal abuk, in al Giuffak“, „Verflucht sei dein Vater, verflucht sei dein Geschlecht“, entgegen.

Von der Post ward ich nach dem fränkischen Kaffeehause gewiesen und ich war nicht wenig erstaunt, hier eine höchst bequem eingerichtete Restauration mit zwei Billards zu finden, in der uns wiener Bier köstlich mundete. Aber von Speisen war auch nicht das Geringste mehr aufzutreiben, und wenn wir nicht mit hungrigem Magen zu Bette gehen wollten, mußten wir unsern Fuß noch weiter setzen. Durch viele Zeltstraßen hindurch gelangten wir an eine griechische Delikatessenhandlung (Bakkal), in der wir alles Gewünschte fanden.

Mitternacht war schon vorüber und doch herrschte überall auf den Straßen Tanta's ein reges Leben. Mit Mühe mußten wir uns durch die dichten Haufen der Fellachen drängen, und fast aus jedem Hause schallten uns die Klänge der Darabukka entgegen. Wir konnten dem Drange nicht widerstehen, noch heute einer „Fantasia“ beizuwohnen, und kehrten in einem hellerleuchteten Hause ein.

In einem weiß getünchten Gemache von etwa 20 Fuß Länge und 10 bis 15 Fuß Breite, an dessen Wänden sich gemauerte, mit Matten überzogene Divans hinzogen, saßen in einer Ecke drei arabische Musikanten. Einer spielte die lange arabische Geige (Kemengeh), der Andere eine Flöte, und der Dritte schlug das mit großen Blechstücken besetzte Tamburin. Zu diesen drei Musikanten gesellten sich vier Almehs. Eine begleitete auf der Darabukka, während zwei Andere den Gästen fortwährend Wermuth und Araki eingossen und umherreichten.

Die Vierte unterhielt uns mit ihren Tanzkünsten. Ihr ganzer Körper bewegte sich zu dem Takte der Musik. Die wunderlichsten Bewegungen des Oberkörpers versetzten die vielen Goldmünzen, mit welchen dieser behangen war, in ein klapperndes und klingendes Geraffel, welches nur von dem Klappern der weit nach vornehin gehaltenen Castagnetten übertönt wurde. Die Tracht bestand aus einer niedlich gestickten Jelek oder Anteri und Unterhosen (Schintijan) vom schönsten Stoffe. Ein dünnes Musselintuch bedeckte die runde Brust, die Taille war an den Hüften frei. Vor Allem bewunderte ich die Biegsamkeit des Oberkörpers, der aus dem Zittern, Ringen und Drehen nicht herauskam, während die Beine verhältnißmäßig ruhig blieben. Jeder Tanz begann mit einer Art Mienenspiel und dauerte etwa 10 Minuten, worauf die Schöne einen Teller nahm und einsammelte. Sie hielt eine reichliche Ernte, und die

langgedehnten Ausdrücke des Erstaunens aus dem Munde der Araber bewiesen, daß sie gefallen hatte. Viele dieser Almehs bringen es zu einigem Vermögen. Die verschiedenen Goldmünzen, alte türkische Beschliks und Medjidies, welche sie um den Hals tragen, repräsentiren ein kleines Kapital. Einzelne hatten bis zu 6000 Francs an Werth um den Hals hängen. An den Armen haben sie schwere goldene Drahtarmbänder, deren Enden breit geschlagen sind.

So wie es in diesem Hause aussah, so in den meisten anderen von Tanta. Ueberall Fantasia, überall Darabukkaklang, Tschibuk rauchende Araber und Almehs. Wir hatten viel zu sehen und kamen erst um 2 Uhr in unsere Wohnung. Aber wegen der entsetzlichen Menge Ungeziefers war es mir unmöglich, ein Auge zu schließen; dazu gesellte sich der Lärm und das Geräusch, welches die ganze Nacht von der Straße heraufklang. Streit und Zank nahmen kein Ende, und so war ich denn froh, als der Tag anbrach und ich vor einem großen mit Nilwasser gefüllten Troge meine Toilette vollenden konnte. Auf europäische Bequemlichkeit muß man freilich auf der Messe von Tanta verzichten.

Ich trat meinen Gang durch die Bazars an. Der Weg zur Stadt vom Kaffeehause war etwa 1000 Schritt lang und zu beiden Seiten mit kleinen Zelten besetzt, die aus schmutziger, zerfetzter Leinwand aufgebaut waren, und in denen ärmere Handelsleute allerlei Kleinigkeiten feil boten; deutsche Erzeugnisse fehlten darunter auch nicht, und der Nürnberger Tand, kleine Taschenspiegel, Messerchen und Glasperlen erinnerten mich an die Jahrmarktsbuden der Heimath. Dann folgten mehr orientalische Produkte. Da saß ein Mann, der mit getrockneten Pistazienkernen (Lübbe) handelte; dort umschwärmten tausende von Fliegen die in Körbe zusammengepreßten Datteln (Temr), die ein schmutziger Eingeborener uns anpries. Große Wolken Staub, die durch das hastige Auf- und Abwandern der ungeheuern Menschenmenge aufgejagt wurden, lagerten sich auf diesen Eßwaaren ab. Dazu die brennende Sonnenhitze, die schweißige Ausdünstung der schmutzigen Araber und der entsetzliche Geruch der getrockneten Nilfische, die in großen Körben aufgestapelt waren. Die Atmosphäre war dermaßen verpestet, daß wir nur flüchtige Beobachtungen anstellten und im schnellen Laufe durch die Zeltreihen und Butiken hindurchrannten.

Wir gelangten nun in den Bazar der reicheren Handelsleute, in welchem die verschiedenen Waaren je in einer Straße verkauft werden. Zuerst erblickten wir die lange Reihe der Schusterläden, in denen tausende und tausende der rothen und gelben arabischen Schuhe verkauft wurden; dann folgte die Straße der Pfeifenrohrhändler, in der man die Auswahl hatte, vom einfachen Rohr, welches 50 bis 60 Para gilt, bis zum prächtigen, seidenüberzogenen und mit Golddraht umwickelten Jasminrohr im Preise von 500 bis 600 Piaster und mehr. Die Kistenhändler hatten in einer großen Okella, einer Art Hof, der mit Verkaufsbuden umgeben ist, ihren Sitz aufgeschlagen. Es war eine Freude, alle die netten roth und grün lackirten mit gelben Verzierungen überladenen Kistchen anzusehen. Weiter zur Okella der Riemer und Sattelhändler, wo neben dem einfachen Eselsattel die schönsten sammetnen Pferdesättel mit goldenen Quasten und silbernen Ketten lagen. Oft wurde das Auge von all' der orientalischen Pracht förmlich geblendet, manchmal aber auch von den überreichen geschmacklosen Goldüberladungen abgestoßen.

Im Okellet Skandranyeh hielten die Kaufleute aus Alexandrien ihre Waare feil. Hier traf ich Bekannte und mit jedem mußte ich einen Tschibuk rauchen und einen „Fingan Gahwa", ein Porzellantäßchen Kaffee, trinken. Die Alexandriner handeln meist mit Manufakturen, und in ihren Läden trifft man Tuche und die schönsten lyoner Seidenwaaren. Namentlich finden die golddurchwirkten Seidenstoffe reichen Absatz unter den Fellachen, die, theilweise durch den plötzlichen Aufschlag der Baumwollenpreise reich geworden, nun ihr Geld in Seidenwaaren, Kupfergeräthschaften und Sklavinnen anlegen. Ein befreundeter Araber erzählte mir, daß einzelne Fellachen sich auf diese Weise bis zu 30 und 40 Sklavinnen (garia) gekauft hätten, und daß besonders die weißen türkischen (georgischen und tscherkessischen) Mädchen zu hohen Preisen Abgang gefunden hätten. Leider kam ich nicht dazu, dem Sklavenverkaufe beizuwohnen. Trotz aller Verbote wird dieser Handel noch immer ziemlich stark und offen betrieben, da gerade die höheren Beamten Sklaven halten und gern ein Auge bei der Sache zudrücken.

Wir erkauften uns das Anschauen all' dieser Dinge buchstäblich im Schweiße unsers Angesichts. Trotz unserer Sonnenschirme erschien uns die Hitze unerträglich, denn das Thermometer zeigte 36 bis 38° R. im Schatten! Durch glühendheißen Sand, mächtige Staubwolken und Schwärme zudringlicher Fliegen mußten wir uns den Weg bahnen. Wir waren froh, als wir wieder den Bahnhof erreicht hatten.

Einige tausend Fellachen lagen längs des Schienenweges in der glühenden Sonne, ohne Sonnenschirme, viele ohne jede Kopfbedeckung und warteten auf den Zug. Es waren schmierige Menschen, bei deren bloßem Anblick mich Ekel überkam. Auf dem Leibe trugen sie einen bis an die Knöchel reichenden vorne an der Brust bis zum Gürtel offenen Kittel aus braungefärbtem Kameelhaarstoff. Diese Kittel scheinen von Geschlecht zu Geschlecht vererbt worden zu sein — denn durch aufgesetzte Flicken, wozu der erste beste Lappen dient, erhalten sie ein mosaikartiges, höchst alterthümliches Ansehen. Von der ursprünglichen Farbe ist nur noch wenig zu erkennen. Auf dem Kopfe sitzt — wenn sie überhaupt Kopfbedeckung tragen — eine hohe braune oder einmal weiß gewesene Mütze (Libbe) aus Kameelhaarfilz. Andere tragen nur einfache weiße Baumwollenmützchen (Takijeh).

Mir war die Hitze im Freien zu groß. Ich trat in das Eisenbahnbureau, wo ein Effendi an einem rohen Holzpulte schrieb; ein anderer saß auf einem Divan und rauchte. Mit einem höflichen „Salem aleikum" setzte ich mich mit untergeschlagenen Beinen neben ihn, drehte meine Papiercigarre und hielt eine Art von „Kef", orientalischer Siesta.

Da trat ein Araber herein und meldete dem Effendi, daß draußen „wieder" Einer gestorben sei. Der Effendi nickte einfach mit dem Kopfe und befahl den Körper fortzuschaffen. Ich war erstaunt darüber, und auf meine zudringliche Frage, woran der Mann gestorben sei, gab mir der Beamte, dem so etwas sehr alltäglich zu sein schien, die kurze Antwort: „Min allah" — von Gott! Erst allmälig konnte ich mir erklären, daß die armen Menschen am Sonnenstich gestorben waren.

Unter diesen Eindrücken fuhr ich nach Alexandria zurück.

Lyells Eröffnungsrede der britischen Naturforscherversammlung zu Bath.

Am 14. September ward zu Bath die „british association for the advancement of Science“ von dem Präsidenten Sir Charles Lyell mit einer Rede eröffnet, die in staunenswerther Weise die neuen Resultate der Wissenschaft uns vorlegt und von der Roderich Murchison sagte, daß sie die beste aller Eröffnungsreden sei, die je in der britisch Association gehalten wurden. Im Folgenden geben wir den wesentlichen Inhalt nach dem stenographischen Berichte.

Die durch ihre heilkräftigen Wirkungen weitberühmten Thermen und Mineralwässer von Bath sind es, denen diese Stadt ihren Ursprung verdankt und die das Auge des Naturforschers hierherziehen. Die Menge und die Temperatur, mit welcher diese Wässer dem Erdboden entquillen, stehen in England ohne Beispiel da und auch auf dem Continente erscheinen sie ohne Parallele, wenn man bedenkt, wie weit sie von dem Sitze heftiger Erdbeben oder activer Vulkane entfernt liegen. Der Ort, an dem sie aus dem Boden hervorbrechen, war, als die Römer landeten, ein einsamer und wüster Fleck, doch in einigen Jahren stand hier schon eine der Hauptstädte der neu eroberten Provinz. An der Stelle der heißen Quellen dehnte sich ein großer Morast aus, von dem weiße Dampfwolken in die Luft stiegen, und gerade da baute man einen geräumigen Badesaal in sehr geschmackvoller Weise auf. Säulen, Pfeiler, Verzierungen aller Art und Mosaikpflaster schmückten das neue Haus. Neben dem Badehause erhob sich ein Minervatempel, von dem noch heute einige Statuen und Altäre mit Inschriften im Museum von Bath gezeigt werden. Die Kasernen der Legionen und Wohnhäuser neuer Ansiedler schlossen sich an, und eine feste Mauer, deren Fundamente noch vorhanden sind, friedigte das Ganze ein. Eine dicke Schicht von Erde und Schutt trennt nun in einer Mächtigkeit von 10 bis 20 Fuß den Boden der alten Aquae solis von dem der heutigen Stadt. Bei Nachgrabungen findet man in dieser aus verschiedenartigen Substanzen zusammengesetzten Schicht zunächst Münzen und Särge aus der angelsächsischen Periode und noch weiter unten, bei 12 und 15 Fuß Tiefe, entdeckte man römische Münzen aus der Zeit des Kaisers Claudius bis zu der des Maximus im fünften Jahrhundert. Und unter dem Ganzen zieht sich ein hübsches Mosaikpflaster hin, das uns in seinen ursprünglichen Farben noch entgegen leuchtet und beim Vergleich mit unserm heutigen Pflaster entschieden als das bessere erscheint. An den Abhängen und auf den Höhen der Hügel standen römische Villen, deren Vorhandensein die Alterthumsforscher nachgewiesen haben. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn man in der Umgebung von Bath auf so viele Zeichen früherer Größe stößt, da wo beinahe durch fünf Jahrhunderte die kaiserlich römischen Truppen und die Kolonisten jenes hoch civilisirten Volkes wohnten.

Ein früherer Präsident der britisch Association hat nachgewiesen, daß fast alle heißen Quellen Europa's, wie die von Aachen, Baden-Baden, Neapel, in der Auvergne und in den Pyrenäen seit den Zeiten der Römer ihre Temperatur nicht vermindert haben. Diese gleichmäßige Wärme haben manche über 2000 Jahre bewahrt; auch ihre Wassermenge hat nicht abgenommen, da sie nicht, wie bei gewöhnlichen Quellen, durch die Einflüsse der Jahreszeiten verändert wird. Eben so wenig haben sich aber auch ihre aufgelösten mineralischen Bestandtheile in qualitativer und quantitativer Hinsicht verändert, und diese staunenswerthe Gleichheit der Zusammensetzung führt uns ganz naturgemäß dazu, über den Ursprung der Wärme und Mineralbestandtheile dieser Quellen weiter nachzuforschen. Wie lange besteht diese unveränderte Gleichmäßigkeit schon? Sind diese Quellen wirklich alt gegenüber der Erdgeschichte oder sind sie, wie der Lauf unserer Flüsse und die gegenwärtige Gestalt der Hügel und Thäler, nur vergleichsweise alt, wenn wir sie neben den kurzen uns bekannten Zeitraum menschlicher Geschichte halten? Gleichen sie nicht dem Vesuv und Aetna, die im Laufe von zwei Jahrtausenden sich durch neue Lavaströme und Aschenregen vergrößerten? Und wenn wir auch annehmen können, daß diese zehntausende von Jahren alt sind, so entstanden sie doch in einer Zeit, in welcher das Mittelmeer bereits von denselben Schalthieren bewohnt war, die wir noch heute darin lebend vorfinden. Gegenüber den ungeheuren Zeiträumen der Geologie sind diese Vulkane von gestern.

Ungeachtet der großen Gleichmäßigkeit im Charakter der heißen Quellen kennen wir doch einige Beispiele, daß in historischer Zeit Aenderungen in ihnen vorkamen. Während heftiger Erdbeben wurden die unterirdischen Zuflüsse der Quellen gestört und die Gestalt der Ritzen und Spalten, durch welche sie hervorquellen, verändert. So änderte sich während des großen Erdbebens in Lissabon im Jahre 1755 die Temperatur der Königinquelle zu Bagnères de Luchon in den Pyrenäen plötzlich von 24° C. in 50° C. und blieb auch bei dieser Temperatur. Eben so ist es bekannt, daß die heißen Quellen von Bagnères de Bigorre, in demselben Gebirge, während des Erdbebens von 1660 plötzlich kalt wurden.

Man hat nachgewiesen, daß die Thermen der Pyrenäen, Alpen und anderer Gegenden längs der Aufrisse und Falten dieser Gebirge liegen. Aehnliche Veränderungspunkte in der festen Erdkruste betrachtet man als die Orte, wo thätige und erloschene Vulkane Ausbrüche hatten, die oft durch die großen Risse in ihrer Lage bestimmt werden. Eine andere Verbindung der Vulkane mit den heißen Quellen kann in dem häufigen Vorkommen der letzteren in den Ländern gefunden werden, wo Erdbeben an der Tagesordnung sind. Je mehr wir uns aber von den großen Centren der Feuerthätigkeit entfernen, um so mehr nehmen die heißen Quellen ab; sie sind von Bedeutung in den Ländern, wie in Mittelfrankreich und an der Eifel, wo vulkanische Kegel und Krater mit Lavaströmen stehen, die aber seit Kurzem erloschen sind. Ausnahmen von dieser Regel finden wir in einigen Theilen der Alpen und Pyrenäen, die durch verhältnißmäßig neue Erdbeben erschüttert wurden.

Wir können auch das Wasser der heißen Quellen mit den massigen Dampfwolken vergleichen, die oft tage- und wochenlang den Kratern während der Eruptionen entsteigen. Aber ein Unterschied zwischen den Vulkanen und Thermen scheint doch zu bestehen, denn wo finden wir bei den letzteren die Gewalt, welche Schlacken und Lavaströme aus dem Erdinnern entreißen? Aber die Menge der durch heiße Quellen aus dem Innern auf die Erdoberfläche entführten festen Bestandtheile und Gase ist bedeutender, als man sich gewöhnlich vorstellt. Die Quellen von Bath sind gerade nicht durch einen bedeutenden Gehalt von festen Stoffen berühmt, und doch hat Professor Ramsay berechnet, daß, wenn man alle den schwefelsauren Kalk, das schwefelsaure Natron, das Chlornatrium, Chlormagnesium und die anderen Mineralsubstanzen, welche sie aufgelöst enthalten, und die von ihnen nur während eines Jahres aus dem Erdinnern entführt werden, daß, wenn man aus diesen sich eine feste Säule

denkt, dieselbe bei neun Fuß Durchmesser 140 Fuß Höhe haben würde! Jetzt aber führt das Wasser sie im klaren, aufgelösten Zustande dem Avon zu, der sie weiter zum Meere hinleitet — würden sie aber, wie die kieseligen Lager am Geyser in Island, um die Quellenöffnung herum abgelagert bleiben, so würde sich ein konischer Hügel mit einem Krater in der Mitte bilden.

Dr. Daubeny, welcher die Thermen von Bath im Jahr 1833 untersuchte, fand, daß die tägliche Ausstoßung von Stickstoff 250 Kubikfuß betrug. Dieses Gas wird nicht allein von heißen Quellen, sondern auch von den in Thätigkeit befindlichen Vulkanen ausgeathmet. Dr. Daubeny vermuthet, daß dieser Stickstoff aus der atmosphärischen Luft stamme, welche vom Regenwasser aufgelöst und mit diesem durch die Erdkruste tief ins Innere mitgeführt wurde. Dort wurde die Luft durch die große Hitze einem desoxydirenden Prozesse unterworfen, der Stickstoff ward frei und durch die Gewalt der Hitze und des Dampfes oder durch hydrostatischen Druck nach oben getrieben. Diese Theorie ist ziemlich allgemein angenommen worden, da sie am besten das constante Auftreten großer Stickstoffmengen erklärte, selbst da, wo die Gebirge, durch welche die Quellen kommen, krystallinischer Natur und versteinerungsleer sind. Es darf aber nicht unerwähnt bleiben, was Professor Gustav Bischoff nachgewiesen hat, daß nämlich auch von organischen Substanzen große Massen Stickstoff ausgehaucht werden können.

Auch die Kohlensäure gehört zu den von den Bathquellen ausgestoßenen Gasen. Bischoff hat in seiner werthvollen „chemischen und physikalischen Geologie" nachgewiesen, wie die Kohlensäure-Exhalationen überall vorkommen, daß sie aus sehr großer Tiefe stammen und immer häufiger werden, je tiefer wir eindringen. Er hat ferner beobachtet, daß die Silicate, welche einen so bedeutenden Antheil an der Zusammensetzung der ältesten Gesteine haben, allmälig zersetzt werden, wenn sie in fortwährender Berührung mit der Kohlensäure bleiben, und daß die neuen hierdurch entstehenden Verbindungen einen größern Raum als die alten einnehmen müssen. Diese Massenvermehrung, sagt Bischoff, kann die Ursache von Kraftäußerungen werden, welche die Kruste der Erde mit ihrem Drucke heben, und kann eben so die Zusammendrückung und Verschiebung von Schichten bewirken, welche zu beiden Seiten der von der Kohlensäure umgeänderten Masse liegen. Diese Erwägungen des berühmten deutschen Chemikers verdienen im hohen Grade die Aufmerksamkeit der Geologen, da durch sie der Schlüssel zu den Bodenschwankungen, Hebungen und Senkungen gefunden wird, die in so großem Maßstabe in verschiedenen Perioden vorkamen.

Gewiß gibt es mehrere Ursachen der verschiedenen senkrechten und wagrechten Bewegungen; aber ich glaube, die Ausdehnung und Zusammenziehung fester Gesteine, wenn sie abwechselnd heiß und kalt werden, und die Lösung und darauf folgende Wiedergestarrung der Mineralmassen wird nach wie vor als Hauptursache der Bewegungen angesehen werden müssen.

Die Temperatur der Quellen von Bath wechselt zwischen 47° C. und 49° C. Dies ist in Anfehung ihrer Entferung von Vulkanen und Sitzen fortwährender Erdbeben ein hoher Wärmegrad. Die Quellen von Aachen sind noch heißer, nämlich 57° C., aber sie liegen nur 10 Meilen von der vulkanischen Eifel entfernt; Bath dagegen 100 Meilen von dieser und 110 Meilen von der Auvergne, die gleich der Eifel in verhältnißmäßig neuer Zeit erst (doch noch in vorhistorischer) ihre vulkanische Thätigkeit einstellte. Als diese beiden Gegenden Frankreichs und Deutschlands heftigen vulkanischen Zuckungen unterlagen, war England auch von Erdstößen mehr heimgesucht als jetzt, und die Stöße, welche im Oktober 1863 Herefordshire erschütterten, können nur als ein geringes Abbild der alten Erdbeben gelten.

Wenn man die geologische Karte der Umgebung von Bath ansieht, so müssen darauf die vielen eingezeichneten Falten und Gesteinsverwerfungen auffallen, deren eine allein in senkrechter Richtung 200 Fuß beträgt. Ich glaube deshalb behaupten zu dürfen, daß auch die Quellen von Bath, wie viele andere Thermen, eine große Umwälzung und Verschiebung der Erdkruste in nicht sehr weit entfernter Zeit anzeigen. Der obere Theil des Risses, durch den das heiße Wasser strömt, besteht aus 300 Fuß dicken Lias- und Triaslagern, während der untere durch die viel ältere Steinkohlenformation geht. Diese Verhältnisse entdeckte W. Smith, als im Jahre 1817 ein Schacht abgeteuft wurde.

Was nun die Mineralbestandtheile der Bathquellen angeht, so mögen die Wasser, durch welche die Thermen gebildet werden, bei ihrem Niedersickern durch die Risse und porösen Felsen den schwefelsauren Kalk, das Chlorcalcium 2c. aus dem Gyps, Salz, den Kalken und anderen Bestandtheilen der Gebirge aufgenommen haben. Der größere Theil dieser Mineralbestandtheile kommt auch im Seewasser vor und ließe auf einen maritimen Ursprung der Quellen schließen. Aber die Analysen von Merck und Galloway zeigen, daß das Verhältniß der festen Bestandtheile zu einander ein ganz anderes als das derjenigen des Seewassers ist, denn eine Gallone Bathwasser enthält 14 Gran Chlormagnesium und 14 Gran gewöhnliches Salz, während eine Gallone Seewasser nur 4 Gran Chlormagnesium auf 27 Gran Salz enthält. Daß aber wirklich einige Quellen ihr Wasser aus dem unerschöpflichen Becken des Oceans erhalten, ist auch wahr.

Die neuesten Analysen der Quellen von Bath durch Professor Roscoe haben noch das Vorhandensein von Kupfer, Strontium und Lithium nachgewiesen. Aber die neuen Metalle Caesium und Rubidium wurden vergeblich gesucht. Die großartige Entdeckung der Spectralanalyse durch die heidelberger Professoren Bunsen und Kirchhoff führte zur Auffindung der beiden genannten Elemente; auf demselben Weg fand 1861 der Engländer Crookes das Thallium und später Dr. Richter in Freiburg das Indium.

Es ist nicht unmöglich, daß die große Heilkraft verschiedener Mineralquellen, welche durch künstlich bereitete Wässer nicht ersetzt werden konnten, von der Gegenwart dieser bisher unbekannten Stoffe abhängt; in größerer Menge dargestellt, könnten diese Stoffe dann als wirksame Heilmittel gegen Krankheiten dienen, die bisher von den Aerzten nicht kurirt werden konnten.

Viel Aufsehen macht die Entdeckung einer Quelle von demselben Wärmegrade wie die zu Bath in der Tiefe einer Kupfergrube zu Red-Ruth in Cornwall. Diese Therme enthält beinahe viermal so viel feste Stoffe, als die von Bath, darunter wenig Gyps und fast keine Magnesiasalze. Aber das Caesium, welches man man bisher in den Mineralquellen Englands vergeblich suchte, kommt darin vor; besonders charakteristisch ist aber die große Menge von Lithium, welche die Analyse des Professor Müller darin nachwies, und die allein den 26. Theil der gesammten festen Bestandtheile einnimmt. Das Lithium ward 1817 zuerst von Arvedson im Petalit aufgefunden. Man hielt es für sehr selten, bis 1860 Kirchhoff und Bunsen mit ihrer Spectralanalyse zeigten, daß es zu den gemeinsten Körpern gehöre, daß es in fast allen Mineralwassern, in dem Meere, der Milch, dem menschlichen Blute und in einigen Pflanzenaschen vorkomme. Es ist nun schon in der Medicin angewandt worden.

Die fast gänzliche Abwesenheit der Magnesiasalze in der Quelle von Red-Ruth leitet zu der Vermuthung, daß diese dem Meereswasser ihre Entstehung verdankt, oder wir müssen annehmen, daß das Magnesium zurückblieb und mit den durch die heißen Wässer zersetzten Gesteinen eine Verbindung einging. Die heißen Quellen führen meistens alkalische und andere leicht lösliche Salze und sind gewöhnlich frei von Schwermetallen wie

Gold, Silber, Blei, Kupfer, Zinn, Platina ꝛc. Und trotzdem liegt es nahe, auf Beziehungen zwischen den Thermen und dem Ausfüllen von Felsenspalten mit Erzen zu schließen. Die Metalle, welche diese Erze zusammensetzen, mögen Anfangs im Zustande der Verflüchtigung oder der Lösung in intensiv heißem Wasser aus dem Innern aufsteigen und dann an den Wänden der Ritzen niedergeschlagen oder abgesetzt werden. So läßt die Quelle Alles außer den Alkalien, der Kieselsäure, den Gasen ꝛc. zurück, ehe sie die Erdoberfläche erreicht. Gibt man diese Theorie zu, so folgt daraus, daß die Haupterzgänge, die tausende von Klaftern tief liegen, nie von den Bergleuten erreicht werden können, wenn sie nicht durch eine Reihe von Erdrevolutionen gehoben werden. Jahrhunderte, bevor diese Aenderungen vollendet waren, hatten die Thermen aufgehört zu fließen, und so ist der Mangel der eigentlichen Metalle in den Quellen ein Beweis ihrer Verwandtschaft mit den metallführenden Erzgängen.

Aber es gibt noch andere Mysterien in Bezug auf die Struktur der Erdrinde, auf welche die Abwesenheit der schweren Metalle in den heißen Quellen Licht wirft — nämlich die Metamorphose der sedimentären Gesteine. Schichten von verschiedenem Alter, die einst voll organischer Ueberreste waren, sind theilweise oder ganz krystallinisch geworden. Meist hat man angenommen, daß diese Umwandlung durch Einwirkung der Hitze geschah, und daß, wenn sie vollendet war, jede Spur der in die Schichten eingebetteten Versteinerungen verloren ging. Aber da Bergmassen von vielen Meilen Länge und Breite und tausenden von Fuß hoch dieser Veränderung unterworfen waren, so hat man immer nur schwer eine Erklärung dafür gefunden, wie die Hitze fähig sein könne, so große Veränderungen hervorzubringen und jede Spur von Schichtung oder Vorhandensein von Versteinerungen zu vernichten. Die verschiedenartigsten Versuche haben zu dem Schlusse geführt, daß die Mineralien, welche besonders in den metamorphosirten Gesteinen vorkommen, nicht auf trocknem Wege oder im Zustande der Verdampfung auskrystallisirten, sondern daß sie aus flüssigen Lösungen im nassen Zustande entstanden und somit weniger Hitze brauchten. Heiße Quellen, die Kohlensäure oder Fluorwasserstoffsäure enthalten, wirken namentlich sehr heftig auf die Felsarten, welche sie durchstreifen. Wenn deßhalb große Wassermengen Berge von großer Tiefe im heißen Zustande durchziehen, so können sie im Verlauf der Zeit in ihnen eine krystallinische Struktur hervorbringen, und in besonderen Fällen können tiefer liegende, ältere Schichten unverändert bleiben und ihre Versteinerungen beibehalten, während jüngere, höher liegende metamorphosirt werden.

Die große Wirkung solcher hydro-thermischen Kräfte ist erst jüngst durch die Versuche und Beobachtungen von Sénarmont, Daubrée, Delesse, Scheerer, Sorby u. A. dargethan worden. Die Veränderungen, welche die alcalischen Wässer von Plombières in den Vogesen hervorbrachten, sind namentlich sehr belehrend. Diese Thermen haben eine Temperatur von 71° C.; schon die Römer benutzten sie und führten sie durch lange Wasserleitungen in Bäder. Die Gründmauerungen ihrer Werke bestanden aus Kalkstein, Sandstein und Ziegelbruchstücken. Jahrhunderte lang wurden diese von den heißen Wassern durchflossen, und dadurch entstanden auf künstlichem Wege viele Mineralien, namentlich Zeolite, besonders Apophyllit und Chabasit; dann Kalkspath, Arragonit und Flußspath, ferner kieselige Mineralien wie Opal, die sämmtlich in den Ritzen zwischen den Ziegeln und dem Mörtel aufgefunden wurden.

Das nähere Studium der Bestandtheile des Granites hat gleichfalls zu dem Schlusse geführt, daß ihre Erstarrung durchaus nicht bei einem so hohen Hitzegrade erfolgte, als früher angenommen wurde. Gustav Rose hat das specifische Gewicht des Quarzes im Granit auf 2,6 bestimmt, welches die aus Flüssigkeiten abgesetzte Kieselsäure charakterisirt. Aber einige Geologen, welche in der jüngsten Zeit auf die große Rolle, welche das Wasser bei der Bildung der Bestandtheile des Granites spielt, aufmerksam wurden, waren zu sehr geneigt, in Bezug auf die Entstehung der krystallinischen und ungeschichteten Gesteine einen zu hohen Hitzegrad anzunehmen. Da das Wasser in den thonerdehaltigen und einigen anderen Mineralien in großer Menge vorhanden ist und deshalb einen bedeutenden Antheil an der Bildung unserer Erdkruste hat, so folgt daraus, daß, wenn die Gesteine geschmolzen sind, Wasser vorhanden sein muß, ganz unabhängig von dem Regenwasser und Seewasser, welches seinen Weg nach dem Sitz der innern Erdhitze findet. Aber das Vorhandensein von Wasser unter großem Drucke ist kein Beweis gegen unsere Annahme, daß die Masse, mit der es sich vermischt, in dem Zustande einer sehr hohen Temperatur sich befinde. Noch weniger gewährt der Abkühlungspunkt, bis zu welchem die schmelzende Masse gelangen mußte, ehe sie zu Lava oder Granit verdichtet wurde, irgend einen Beweis gegen den Hitzegrad, den dieselbe Masse brauchte, ehe sie zum Schmelzen kam.

Bunsens Versuche am großen Geyser in Island haben dargethan, daß bei 74 Fuß Tiefe am Grunde der großen Röhre eine Wassersäule von 120° C. sich im Zustande der Ruhe befindet. Wie groß muß dann die Wärme dieses Wassers bei einigen tausend Fuß Tiefe sein? Es muß bald unter dem Drucke eine Weißglühhitze erreichen! Und diejenigen, welche, wie ich, im Jahre 1858 die Lava am südwestlichen Theile des Vesuvs herabströmen sahen, weiß und glühend wie die Sonne, und die die versengende Hitze derselben fühlten, werden sich gewiß eine Vorstellung von der ungeheuren Wärme machen können, welche diese Lava am Boden einer meilenhohen Säule hat, die mit einem Becken von geschmolzener Materie im Zusammenhang steht, das, wenn es auf einmal abgekühlt werden sollte und keinen weitern Hitzezufluß hätte, gewiß zu dieser Abkühlung allein die Zeit einer geologischen Periode brauchte.

Heiße Quellen sind sicherlich mit die besten Mittel einer langsamen Abkühlung, sie entführen der geschmolzenen unterirdischen Masse die Hitze, welche große Dampfwolken in latenter Form auch aus den Kratern der Vulcane entfernen. Aber die wahre Natur der chemischen Veränderungen, welche durch das Wasser und die Hitze im Erdinnern hervorgebracht werden, wird noch lange unserm Auge verschleiert bleiben, da wir nicht zum Sitze dieser Veränderungen vordringen können. Jedoch die Art, wie die Vulkane ihren Wirkungsplatz während langer geologischer Perioden verändert haben. indem sie bald an neuen Orten ausbrachen, an alten erloschen, kann vielleicht dazu dienen, die Zunahme der Hitze nach dem Erdinnern zu erklären, ohne daß wir einen Centralsitz für die Wärme im Kern unsers Planeten annehmen.

Ich wies im Anfang dieser Rede darauf hin, daß die Thermen von Bath wahrscheinlich, vom geologischen Standpunkte genommen, nicht sehr alt seien; positive Beweise liegen hiefür freilich nicht vor, aber ich schließe es aus den großartigen Veränderungen, denen die Umgebung von Bath unterworfen war, seit der Zeit, als die britischen Seen und Flüsse von Testaceen bewohnt waren. Schon vor einem Viertel Jahrhundert sprach Roderich Murchison von der Malvern Straße, welche Wales von England trennte. Daß sich wirklich eine solche Meerenge zwischen den Mündungen des Dee und Severn ausdehnte, ist kürzlich durch die Auffindung von Muschelschalen lebender Species auf der Wasserscheide beider Flüsse bestätigt worden. Zur Zeit, als jene Muscheln lebten, bildeten die Cotswold Hügel, an deren Fuß Bath liegt, eine der vielen Inseln, aus denen damals Großbritannien bestand. So viel wir wissen, findet sich nirgends ein so schlagendes Beispiel der Hebung, wie in Wales. Am Moel Tryfaen Hügel, nicht fern vom Snowdon, fand man im Drift 54 fossile Schalthiere, die alle noch

in den britischen Meeren oder weiter nördlich leben; elf davon sind ausschließlich arktisch. Die ganze Fauna weist auf ein viel kälteres Klima jener Gegend hin, als heute dort herrscht, doch nicht so kalt, als es die Fauna der Eisdrift von Schottland anzeigt. Die erwähnten Schalthiere wurden in einer Höhe von 1360 Fuß gefunden und beweisen somit eine Hebung des Bodens bis zu diesem Grade.

Ein großer Theil der sogenannten Eiszeit war bereits vorübergegangen, ehe jene Muscheln am Moel Tryfaen abgelagert wurden, wie sich aus der geglätteten und gestreiften Oberfläche der Felsen beweisen läßt, auf welchen die Drift mit den Schalthierresten ruht. Auch kommen geritzte und gleichsam polirte erratische Granitblöcke unter derselben vor. Das Vorhandensein einer Zeit großer Kälte in England und Nordamerika in der erwähnten Epoche wird nun von den Geologen allgemein anerkannt. Eine der Ursachen der Eiszeit, die vor elf Jahren von einem berühmten schweizer Geologen zuerst erkannt wurde, hat nicht die verdiente Aufmerksamkeit erregt. Als ich selbst im Jahre 1833 die Theorie aufstellte, daß Umänderungen in der physikalischen Geographie die Ursachen von klimatischen Revolutionen auf der Erdoberfläche gewesen sein könnten, wurde mir eingeworfen, daß Hebungen und Senkungen von zu localer Natur wären, als daß sie auf einen allgemeinen Temperaturwechsel Einfluß haben könnten. Aber je mehr wir die Denkmäler untersuchen, welche der historischen Zeit vorangingen, um so mehr werden wir von der allgemeinen Veränderung überzeugt, die in Bezug auf die Lage, Tiefe und Höhe der Seen, Continente und Bergketten seit dem Beginn der Eiszeit vor sich ging. Auch die Meteorologen haben sich in den letzten Jahren davon überzeugt, daß die Menge von Eis und Schnee in gewissen Breiten nicht allein von der Höhe der Bergketten abhängt, sondern auch von der Vertheilung von Land und Meer rund um dieselben.

Schon 1852 meinte Escher von der Linth, daß, wenn Ritters Ansicht richtig sei, daß die Sahara in der modernen oder nachtertiären Zeit unter Wasser stand, diese Ueberfluthung die kolossalen Verhältnisse der Alpengletscher erkläre, und Venetz sowohl wie Charpentier stimmten ihm bei. Seitdem hat man neue Beweise für die einstige Ueberfluthung der Sahara aufgefunden. Escher selbst kehrte vor Kurzem aus dem östlichen Theil der algierischen Wüste zurück, wohin ihn Desor aus Neuenburg und Professor Martins von Montpellier begleitet hatten. Diese drei erfahrenen Geologen überzeugten sich an Ort und Stelle davon, daß die Sahara noch in der Zeit der lebenden Testaceen vom Wasser überfluthet war. Schon 1856 hatte der Franzose Karl Laurent gezeigt, daß der Sand, welcher an den Ufern des Mittelmeers vorkomme, identisch mit dem sei, welcher sich über einen weiten Raum von Ost nach West durch die Sahara hinziehe, und daß man darin, wie artesische Bohrungen nachgewiesen haben, selbst bei einer Tiefe von 20 Fuß die gemeine Herzmuschel (Cardium edule) vorfinde. Diese heute noch lebende Muschel hat man auf Höhen von 900 Fuß und in Tiefen von 300 Fuß aufgefunden; denn sowohl in Afrika als im westlichen Asien finden wir Senkungen des Landes, die tief unter den Meeresspiegel hinabgehen. Dieselbe Muschel ward in verschiedenen Salzseen der Sahara noch lebend angetroffen.

Durch Verdampfung ausgetrocknete Seen im Gebiete der Sahara gehören keineswegs zu den Seltenheiten. So fand Tristram während seiner Reisen an den Südgrenzen der französischen Besitzungen in Afrika im Jahre 1859 lange Linien von Inlandseeklippen, mit Höhlen an ihrem Grunde und alte Seebuchten, die Terrassen bildeten, auf denen die Schalreste lebender Weichthiere zusammen mit Sand und Kieseln in Gestalt eines Conglomerates vorkamen. Dieser alte See scheint sich einst vom Golf von Cabes in Tunis bis zur Westküste von Afrika im Norden von Senegambien erstreckt zu haben, und war hunderte von Meilen lang. Die Hochlande der Berberei, Marocco, Algier und Tunis, müssen zu jener Zeit vom übrigen Afrika getrennt gewesen sein. Alles, was bisher Geologen und Botaniker über die Fauna und Flora der ebengenannten Länder sagten, läßt sich damit in guten Zusammenhang bringen, denn diese scheinen mit Spanien, Sicilien und dem südlichen Italien einst im Zusammenhang gewesen zu sein.

Unerwähnt darf nicht bleiben, daß auch an den Küsten des Rothen Meeres, mehrere hundert Fuß über dem Seespiegel, Lager noch jetzt lebender Muscheln vorkommen. Auch von Aegypten wissen wir, daß es an den großen Bodenveränderungen seinen Antheil hatte. Dies erhellt schon aus den alten Flußterrassen, die die modernen Allnvialebenen des Nils umgürten, und die uns von Adams und Muril beschrieben worden sind. Sie steigen in verschiedenen Höhen von 30 bis 100 Fuß auf.

Wo wir daher auch hinblicken, wir finden die Ansicht bestätigt, daß eine Karte Afrika's in der Eiszeit ebensowenig der Karte von heute gleicht, wie unsere jetzigen Karten Europa's denen dieses Continents zur Eiszeit. Wenn daher, folgert Escher, die Sahara in der nachtertiären Zeit ein See war, so können wir uns erklären, warum die Alpengletscher so mächtige Verhältnisse annahmen und weshalb sie so große Moränen in Norditalien und den flachen Gegenden der Schweiz zurückließen. Bei den Schweizern geht die Sage, daß die Sonne ohne den Föhn den Schnee nicht schmelzen könne. Dieser Wind weht, nachdem er über den brennenden Sand Afrika's weggegangen ist, tagelang hintereinander über das Mittelmeer, bringt die Hitze der Sahara mit sich und schmilzt den Schnee der Apenninen und Alpen. Denzler, welcher Untersuchungen darüber anstellte, fand, daß ein Föhn in Algier am 17. Juli 1841 sturmartig auftrat und in sechs Stunden über das Mittelmeer nach Marseille gelangte. Von dort war er in fünf Stunden in Genf und Wallis, wo er einen Waldbruch veranlaßte und dann in den Cantonen Zürich und Graubündten die Blätter vieler Bäume von Grün in Gelb versengte. Frisch gemähtes Gras war in wenigen Stunden trockenes Heu; denn wenn auch dieser Scirocco-Föhn aus dem Schnee der Alpen viel Feuchtigkeit aufnimmt, so ist er doch noch lange nicht damit gesättigt, wenn er am Nordfuß der Gebirgskette anlangt. Sowohl Escher, wie auch Denzler haben die Beobachtung gemacht, daß während des Föhns eine fußdicke Schicht Schnee in vier Stunden verschwand. Es ist also kein Wunder, daß man den Föhn wegen der Ueberschwemmungen, die er im Gefolge hat, fürchtet. Der Astronom Irscher beobachtete von seinem Observatorium in Neuenburg aus, wie die Schneegrenze an den Bergen sichtbar in die Höhe ging, während dieser Wind wehte. Sein Einfluß ist durchaus nicht nur auf den Sommer beschränkt, denn im Winter 1852 schmolz er zur Weihnachtszeit in der Umgebung von Zürich selbst auf den Bergrücken und an schattigen Orten allen Schnee fort. Ich selbst sah, wie im November 1828 aller Schnee vom Aetna verschwand, so daß ich den Gipfel besteigen konnte, zu dem ich sonst erst im Frühjahre gelangt wäre. Und diese Umänderung ward in 36 Stunden bewirkt.

Es ist allgemein bekannt, daß die Zahl der Tage, an welchen bestimmte Winde herrschen, in den verschiedenen Jahren verschieden ist. Zwischen den Jahren 1812 und 1820 wehte der Föhn in der Schweiz seltener als gewöhnlich. Und was war die Folge? Alle Gletscher nahmen an Größe zu und stiegen während dieser acht Jahre tiefer in die Thäler hinab. Andere Beispiele, wie sehr die Eisbildungen mit dem Temperaturwechsel im Zusammenhange stehen, lassen sich noch in Menge anführen. Von Kapitän Godwin Austen erschien kürzlich eine Beschreibung über die riesenhaften Gletscher des westlichen Himalaya, die zwischen 35° und 36° nördl. Br. im Quellengebiete des Indus liegen. Die höchsten Gipfel des Karakorumgebirges steigen dort bis 28,000 Fuß Höhe an. Dort

sind die Gletscher so weit herabgestiegen, daß sie bereits die kultivirten Ländereien der Eingeborenen erreicht haben; in Folge dessen ist die mittlere Temperatur so gesunken, daß da, wo man sonst alljährlich zwei Ernten machte, jetzt nur noch eine erzielt wird. Wenn man solche Veränderungen in weniger als einem Jahrhundert beobachtet, ohne daß die physikalische Geographie sichtbaren Veränderungen unterworfen war, wie viel mehr mag dann eine Ueberfluthung der Sahara auf die Größe der Alpengletscher eingewirkt haben. Wenn zwischen den Jahren 1812 und 1820 blos dadurch, daß der Föhn weniger blies, schon die Gletscher sich vergrößerten, wie ganz anders müssen diese ausgesehen haben, als er gar nicht vorhanden war. Aber dies würde uns noch keinen Begriff von den Ereignissen der Eiszeit geben; denn wir dürfen nicht annehmen, daß jener Wind überhaupt fehlte; nur war sein Charakter wegen der verschiedenen oben beleuchteten geographischen Bedingungen ein anderer. Denn anstatt daß er jetzt über die zwischen dem 20. und 35.° nördl. Breite liegende brennende Sandwüste streicht, ging er damals über einen See, aus dem er Feuchtigkeit aufnahm; über dem Mittelmeer sättigte er sich noch mehr und wenn er dann die Alpen traf, so ging er in die höheren Schichten der Luft und schüttelte seine Feuchtigkeit auf die Berge als Schnee herab, so daß derselbe Wind, der jetzt als Eisvertilger gilt, damals ein Eisnährer war.

Wenn wir so Eschers Theorie von der einstigen Größe der schweizer Gletscher annehmen, verwerfen wir keineswegs die Annahme Charpentiers, daß die Alpen in der Eisperiode 2000 bis 3000 Fuß höher als heute waren. Ein so bedeutender Unterschied in der Höhe kam auch der größeren Kälte zu statten, und erscheint eine so mächtige Oscillation um so wahrscheinlicher, seit wir die von Wales kennen.

Es kommt zu der Ueberfluthung der Sahara noch ein anderer Umstand hinzu, welcher die größere Kälte in früherer Zeit erklärt, daß nämlich der Golfstrom früher einen andern Lauf hatte. Zur Zeit der Eisperiode hatten die Küsten von Nordamerika und Europa eine so entschieden andere Gestalt als heute, daß wir kaum glauben können, der Golfstrom habe damals dieselbe nordöstliche Richtung quer durch den Atlantischen Ocean gehabt wie jetzt. Wenn er eine andere Richtung gehabt hätte, so würde damals Schottland, nach Hopkins Berechnungen, eine bedeutend niedrigere Temperatur gehabt haben. Doch das sind noch nicht alle Ursachen, die einen Unterschied in dem ganzen physischen Zustande des Erdballs hervorbrachten. Wir erinnern nur daran, daß die Höhe und Menge des Landes in der Nähe des Nordpols damals wahrscheinlich größer war als jetzt.

Je mehr wir die geographischen Veränderungen der Eiszeit studiren und die Wanderungen der Thiere und Pflanzen, zu denen sie Veranlassung gaben, desto größer wird unsere Vorstellung von der Dauer jener Zeitepoche, die aber den gewöhnlichen Regeln der geologischen Klassifikation gegenüber nur kurz erscheint. Die Eiszeit war in der That nur eine kleine Episode in einer der großen Epochen der Erdgeschichte; denn die Bewohner von Land und Meer waren vor und nach der Eiszeit dieselben. Bis jetzt haben wir noch keinen sichern Beweis, daß der Mensch bereits zur Eiszeit auf der Erde existirte, aber unsere Nachforschungen über diesen Punkt stehen noch in den Kinderschuhen. Jedoch schon in einer sehr frühen Periode der postglacialen Zeit können wir die Existenz des Menschen mit Sicherheit nachweisen. Die Archäologen wissen, daß in Mitteleuropa das Alter der Broncewaffen dem Einfall der Römer in die Schweiz vorausging, und den Pfahlbauten des Broncezeitalters gingen wieder solche voraus, in denen nur Steinwaffen benutzt wurden. Die dänischen Küchenabfälle scheinen aus derselben Zeit zu stammen; was aber Lartet die „Rennthierperiode“ in Südfrankreich genannt hat, war gewiß älter und gehört einer kältern Zeit an. Noch älter sind die rohen Steingeräthschaften, die in der Fluß-Drift von Amiens und Abbeville gefunden wurden und in demselben Kiesbette mit den Knochen ausgestorbener Rhinoceerosse, Bären, Tiger und Hyänen vorkamen.

Zwischen dem gegenwärtigen Zeitalter und dem ersten Vorkommen von Menschenspuren sind Thäler ausgerissen und erweitert worden; unterirdische Flüsse, die durch Höhlen dahin strömten, haben ihren Lauf geändert, und viele wilde Thiere sind ausgestorben. Der Boden des Meeres ist aber in derselben Zeit an vielen Orten gehoben worden, oft viele hundert Fuß, und die Küstenlinien sind ganz andere geworden. Lartet und de Verneuil haben vor Kurzem fossile Zähne des afrikanischen Elephanten mit Feuersteingeräthschaften wie die von Amiens und Abbeville bei Madrid gefunden. Baron Anca hat nachgewiesen, daß derselbe Elephant Sicilien in der postpliocenen und wahrscheinlich auch in der menschlichen Zeit bewohnt hat. Es wäre somit dargethan, daß zugleich mit den Menschen drei Elephantenarten Europa bewohnten, nämlich das Mammuth und der Elephas antiquus, die beide ausgestorben sind, und der nun noch in Afrika lebende Elephant. In Bezug auf das Mammuth werden wohl Viele anderer Ansicht sein und glauben, daß es nicht schon tausende von Jahren vor unserer Zeit von der Erde verschwand, weil man sein Fleisch im Eis Sibiriens noch so wohl erhalten fand, daß es Bären, Hunden und Wölfen zur Nahrung diente. Als Middendorf im Jahre 1843 in dem gefrorenen Boden Sibiriens Nachgrabungen anstellte, kam er auf den in Eis eingebetteten Körper eines Mammuths, dessen Pupille noch im Museum zu Moskau aufbewahrt wird. Niemand wird leugnen, daß dieser Elephant tausende von Jahren in seiner Eisumhüllung gelegen hat und wenn er nicht berührt worden wäre, dort gelegen hätte, bis eine zweite Eisperiode über ihn weggegangen wäre.

Es liegt theilweise mit in unserer Erziehung, daß wir in Bezug auf die Chronologie der Erde und ihrer Bewohner in früheren Zeitepochen an eine sehr strenge Oekonomie gewöhnt und so in alten Traditionen befangen sind, daß wir selbst, wenn wir größere Zugeständnisse den Zeiträumen der Geologen machen wollen, fühlen, wie sauer uns dies wird. Ich will nur kurz zwei Dinge andeuten, über welche allmälig die Geologen anderer Ansicht geworden sind. Zunächst, ob eine fortgesetzte Reihenfolge von Ereignissen in der organischen und unorganischen Welt ohne Unterbrechung durch heftige und allgemeine Katastrophen stattfand und dann, ob wir eine klare Vorstellung von der Zeit erhalten können, die der Schöpfung organischer Wesen auf der Erde vorauging. Ich bin alt genug, um mich der Zeit erinnern zu können, in der die Geologen über beide Streitfragen in einer Weise verhandelten, die von der unsrigen sehr verschieden ist. Die Meinungen sind heute von den damaligen sehr abweichend. Was den ersten Punkt betrifft, so muß bemerkt werden, daß, obgleich der Glauben an plötzliche und allgemeine Erschütterungen an Boden verloren hat und es der Lehre von plötzlichen Uebergängen einer Art Thiere und Pflanzen in eine andere von verschiedenem Typus eben so geht, doch die ganze Reihe von Urkunden hierüber, die uns überkommen sind, mehr denn je fragmentarisch erscheinen. Man glaubt, daß sie vollkommen sind, weil viele Lücken ausgefüllt wurden und manches fehlende Glied zwischen den verschiedenen Stufen des Pflanzen- und Thierreichs aufgefunden wurde. Aber die Gesammtheit der Denkmäler, die wir entziffern wollen, erscheint viel lückenhafter als je. Ich meinestheils stimme mit Darwin überein, indem ich sie nur als ein Bruchstück dessen betrachte, was einst vorhanden war, und da nie eine Annäherung zu vollständigen Reihenfolgen gebildet wurde, so lag es nie im Plane der Natur, eine vollständige Uebersicht aller ihrer Werke zurückzulassen, damit vernunftbegabte Wesen dieselben nach Jahrhunderten ihrer Kritik unterziehen könnten.

Bezüglich der zweiten großen Frage, welche sich mit dem

frühesten Auftreten lebender Wesen auf unserm Planeten beschäftigt, so haben die neuesten Entdeckungen in Canada bewiesen, daß gewisse in Europa aufgestellte Theorien sehr trügerisch waren. Die von W. E. Logan nördlich vom St. Lorenzstrom geleitete geologische Aufnahme hat uns mit mächtigen, geschichteten Lagen von Gneiß, Glimmerschiefer, Quarziten und Kalksteinen von etwa 40,000 Fuß Dicke bekannt gemacht, die Laurentian genannt werden. Sie sind älter als die ältesten versteinerungsführenden Schichten Europa's oder die, welchen man den Namen der „primordialen" so voreilig gegeben hat. Zunächst ist der jüngste Theil dieser großen krystallinischen Ablagerungen nicht zu vereinigen mit den alten, versteinerungsführenden oder sogenannten primordialen Gesteinen, welche sie überlagern, so daß sie störenden Bewegungen unterworfen waren, ehe die primordialen gebildet waren. Dann ist aber auch der ältere Theil des Laurentian mit dem jüngern unvereinbar; denn in dem tiefsten und ältesten System der krystallinischen Ablagerungen ward ein Kalkstein von 1000 Fuß Mächtigkeit aufgefunden, der organische Ueberreste enthält. Diese Versteinerungen wurden von Dr. Dawson in Montreal untersucht und mit Hülfe des Mikroskops wurde in ihnen die bestimmte Form einer großen Rhizopodenart entdeckt, die den Namen Eozoon canadense erhielt. Wir dürfen annehmen, daß die Schichten, welche dieses Fossil enthalten, gleichalterig mit den azoischen Gesteinen Europa's sind, oder sie sind sogar noch älter und gehen über die Formationen hinaus, von denen man bisher annahm, daß sie vor dem Dasein lebender Wesen abgelagert wurden. Aber ich will nicht weiter eingehen auf Betrachtungen über „die Zeichen des Anfangs" und „die Aussichten auf das Ende" unserer Erde, — den weiten Ocean wissenschaftlicher Conjecturen, auf dem so viele Theoretiker Schiffbruch gelitten haben.

Das nordfränkische Bauernhaus.

Eine geographische Studie.

Von Archivrath Dr. **Brückner** in Meiningen.

Bodengestalt, zur Hand gegebenes Baumaterial, des Himmels Witterung und menschliches Eigenwesen sind allüberall die hauptsächlichsten Faktoren für Form, Anlage und innere Einrichtung des Wohnhauses, insbesondere des Bauernhauses; städtische Baureglements können dabei wenig eingreifen. Ob der Grundbau des Bauernhauses aus natürlichem Gestein, aus Backstein oder aus Holz besteht, das wird bestimmt von Reichthum oder Armuth der Gegend an diesem Material; ob er hoch aufgeführt oder ebenerdig angelegt wird, steht unter dem Einflusse des steilern oder mehr ebenen Bodens; ob die gangbare Breitseite des Hauses diese oder jene Himmelsgegend sucht, darüber gebietet Wind und Wetter, und ob die Außenwände arm oder reich geziert, ob seine inneren Gelasse groß und prunkvoll, ob Kisten, Kästen, Bettgestelle und Tücher bunt oder farblos sind, hängt vom Sinn und Vermögen des Bauern ab. Wie der nordfränkische Bauer (zwischen dem Thüringerwalde, der Rhön und dem Main) sein Haus gründet und welche Ansichten er über Haus und Hof hegt, zeigt die folgende geographische Skizze.

Haus und Hof sind, wie in allen deutschen Gauen und Provinzen, so auch in Franken zwei Elemente, die zusammengehören. Haus und Hof besitzen, ist nach der bäuerlichen Weltanschauung Tüchtigkeit und Ehre, weil ein solcher Besitz den vollgültigen, gewichtigen Bauer macht und eigen Heerd Goldes werth ist; zu Haus und Hof sein, gilt dem Bauer als Sicherstes, als ein königliches, seliges Gefühl, weil er auf seinem Sonnenlehn der alleinige Gebietende ist und sich sicher im geheiligten Hausfrieden weiß; von Haus und Hof zu Haus und Hof nomadisch umherziehen müssen, hält er für einen Fluch der Welt, weil er nur im festen, stetigen Sitz und Besitz, im wonnigen „Dahemm, dahemm" die Triebkraft und Bürgschaft für Muth, Treue und Vaterlandsliebe findet. Um Haus und Hof kommen oder von Haus und Hof gejagt werden, ist Schmach und Elend, weil für den Bauer das Leben ohne Grundbesitz keinen Werth hat. Denn Haus und Hof bedeuten ihm mehr als den bloßen Boden (Hofreite), worauf sie angelegt sind, und mehr als das, was man allda errichtet und gegründet hat. Wer Haus und Hof besitzt, hat zugleich auch Wonne und Weide oder Feld und Wiese und gerechten Antheil an den vollen Gemeindegütern und Gemeinderechten. Eben darum steht und fällt mit dem Besitz und Verlust von Haus und Hof auch die Würde des Bauern oder der Werth des Mannes und des Menschen. Auf dieser festen, realen Grundlage ruhte in alten Zeiten die Freiheit und Würde des Germanen und ruht heute noch das Vollgefühl des deutschen Bauern.

Kein Bauernhaus kann ohne Hof, kein Bauernhof ohne Haus sein. Das Eine erheischt das Andere als seine Ergänzung. Ihre Lage oder Stellung zu einander ist aber, wie überall in Deutschland, so auch in Franken, bei aller sonstigen Verschiedenheit eine beständige und feste. Der Hof liegt hier nicht vor dem Hause oder in dessen Rücken, sondern stets zur Seite der Hauptfronte des Wohnhauses. Gegen die Dorfstraße ist er in wohlhäbigen Dörfern mit einer Mauer oder mit Holzwerk geschlossen, in ärmeren Orten dagegen offen. Beim ummauerten Hofe führen zwei Thore von der Straße zur Hofreite; ein enges, niederes neben dem Hause dient dem Menschen, ein höheres und weiteres, gewöhnlich bogenförmiges, dient dem Vieh und den Wägen zum Ein- und Ausgange, zur Ein- und Ausfahrt. Auf dem Hofe selbst befinden sich ein durch die Mitte laufender freier Raum, zur linken Seite die Miststätte (die „Seele der bäuerlichen Wirthschaft") und der Schweinestall mit überbautem Hühnerstall, zur rechten die Wägen sammt allen größeren Wirthschaftsgeräthen und die nöthigen Holzvorräthe; im Hintergrund die Scheune mit ihrem großen Thore, an dem oft Geier, Eulen und Fledermäuse, nicht etwa als Feinde und Aergernisse des bäuerlichen Hoflebens, sondern als vermeintliche Blitzableiter und Sicherungsmittel des Hauses und Hofes vor Wetterschlägen, mit ausgebreiteten Flügeln angenagelt sind. In der Scheune selbst befindet sich neben der Tenne der Barn (die Banse) für Heu und Grummet und über der Tenne ein Bretterboden zur Aufnahme des Getreides und zum Lagern des Strohes. Zu diesem Brettergerüste führt eine am „Häbarn" senkrecht aufsteigende Leiter. Für die Zeit, wo die Flachsknoten abzustreifen sind, wird zwischen den zwei Langwänden der Tenne der Reffbalken mit seinen zwei Ressen eingelegt. Ist nun nach der einen Seite die Scheune ein Lagerplatz oder Vorrathsraum, so dient sie, und zwar ihre Tenne,

anderseits zum Dreschen, Brechen, Heckerlingsschneiden, Futterstampfen, Flachsrisseln und außerdem ihr Barn zum Heurupfen, — lauter Geschäfte, welche bald mehr, bald minder das Dorf lautvoll durchschallen. Höfe behäbiger Bauern haben häufig auch Brunnen (nach der Niederung Zieh-, nach dem Gebirge hin Fließbrunnen) und Taubenschläge, die auf Böcken ruhen und dadurch gegen den Zugang des schädlichen Gethiers geschützt sind.

Das Hofleben des Bauern ist zwar Mühe und Arbeit, aber auch für ihn Reiz und Freude, weil er hier die sichere Ausgabe für seine im Stall und auf Feldern und Wiesen erzielten Einnahmen anlegt. Darum zeigt sich auch der ächte Bauer versessen auf seinen Hof und ist denen abhold, welche „hofiren" gehen, d. h. sich vergnüglich von Hof zu Hof treiben und leichtsinnig Zeit und Kraft vertragen. An Festtagen und sonst, wenn liebe Gäste seinen Hof betreten, „hofirt" er gern mit freundlicher Miene und Rede und mit bester Speise.

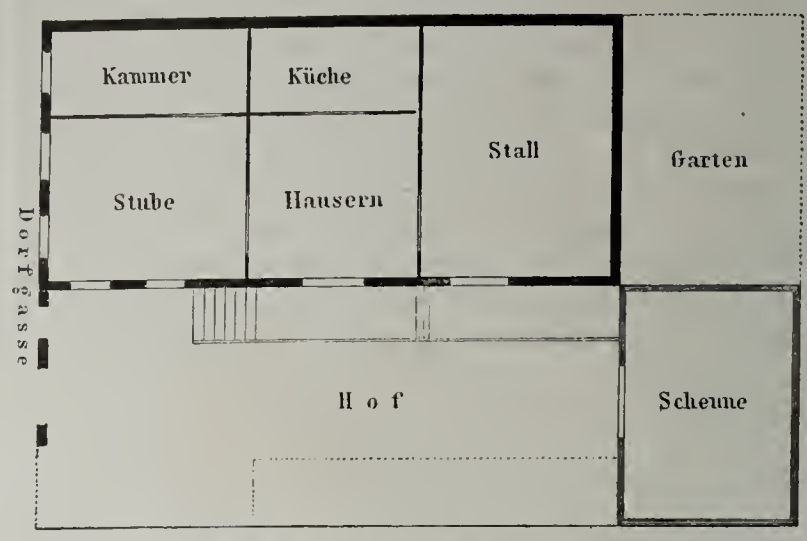
Ist der Hof das eine Stück der Hofreite oder der gesammten Hofstätte, so das Haus das andere, und zwar nimmt dieses in der Regel die linke Seite des Hofes ein. Da der Bauer unmittelbar bei seinem Stall und Dünger, den Goldgruben seines Schaffens und Daseins, wohnen muß und wohnen will, so kann er nicht wie der Städter in die luftige, schwindelnde Höhe bauen, sondern er bleibt mit seinem Hausbau auf dem grundfesten Boden in der Niederung haften und baut niedrig lang, nicht hoch. Es war darum das Bauernhaus früher stets und ist jetzt meist noch einstöckig; nur wo Fabrik und Gewerbe sich auf dem Lande ausbreiten, wird der zweistöckige Bau angetroffen.

Was die Stellung des Bauernhauses betrifft, so ist dasselbe überall mit der Giebelseite nach der Dorfstraße, mit der Hauptfronte nach dem Hofe gerichtet. Nur auf diesen beiden Seiten sind seine Schaufenster angebracht, daher geht der Blick des Bauern auf der Giebelseite ins Dorfleben, auf der Fronte in sein Eigenthum, seinen Hof; dort weiß er sich als Glied des öffentlichen Dorfkörpers, hier fühlt, mißt und schätzt er den Werth und Umfang seines privaten, aber selbständigen, freien Schaltens und Waltens; dort grüßt er herausschauend seine Nachbarn und wird gegrüßt mit dem landläufigen Ruf: Sätt euch öm! hier ruft er sein Kommando über den Hof hin!

Von unten nach oben betrachtet, besteht das Bauernhaus aus drei Gliedern: einem festen Unterbau, dem Hauptstock und dem hohen, zugespitzten Dache.

Der Unterbau, in den flachen, ebenen Gegenden niedriger, in den bergigen höher angelegt, dient zwar zum feuerfesten Kellerraum, wo ein wichtiger Theil der eingeheimsten Vorräthe geborgen wird, vorzüglich alles dasjenige von Vorräthen, was weder Frost noch Hitze vertragen kann, indeß daneben erfüllt er zwei andere Zwecke, die für den Bauer nicht unerheblich sind, wenn er wohlig und sicher wohnen will. Dadurch, daß sich sein Bau mehrere Fuß über das Niveau der Straße und des Hofes erhebt, entzieht der Bauer sich nicht allein der Feuchtigkeit des Bodens, sondern er gewinnt noch den Vortheil, daß nicht jeder neugierige Blick der auf der Dorfgasse Vorüberwandelnden in die Wohnräume dringen kann. Wird demnach nach jener Seite hin seine Wohnung trocken und gesund, so wird sie nach dieser heimlich und traulich.

Es ist ein alter Grundsatz des fränkischen Bauern, daß sein Handgeräthe, sein Feuer und sein Vieh sich in unmittelbarer Nähe seiner Augen und Hände befinden müssen, dies Alles zum leichten Ueberblicken, raschen Ergreifen und sichern Behüten. Darum rückt er die Räume für Küche, Geräthe und Vieh dicht an seine Wohnstube oder stellt wenigstens Alles mit sich und seinem Gesinde unter ein gemeinsames Dach. Eben deshalb besteht auch sein Hauptbau, das eigentliche Stockwerk seines Hauses, nach uraltem Herkommen aus drei Grundtheilen, aus der Stube sammt der Kammer, aus dem Ern oder Hausern sammt der Küche und aus dem Stalle. Stube und Kammer liegen im vordern, nach der Dorfstraße gerichteten Theil, der Ern und die Küche in der Mitte, der Stall im hintern Theil des Hauses. Der folgende Grundriß zeigt eine solche Gliederung.



Diese Grundform des fränkischen Bauernhauses wird fast überall festgehalten, nur hie und da legt man noch eine besondere Erukammer an, wozu man den rechts gelegenen Raum des Ern verwendet, und in den höheren bergigen Landstrichen tritt der Kuhstall aus dem Hauptstockwerk in den hohen steinernen Unterbau; dies zum leichten, gefahrlosen Ausgang des Viehs.

In früheren Zeiten war dieser einstöckige Hauptbau aus wagrecht übereinander gelegten Balken erbaut und hieß Schrotbau (Blockhaus). Das Steinhaus (Kemnate, Castrum, Burg) gehörte damals dem Adel hohen und niedern Ranges, der Holzbau dem Bürger und Bauer. Wie übrigens der Adel hinter seinem Gestein, so saß der Bauer hinter seinen quer gelagerten Bäumen, die in der Stube mit Brettern übertäfelt waren, wenn auch nicht gegen Feinde und Raubhorden, doch gegen Wind und Wetter geborgen und warm. Freilich hatte eine solche Bauart, abgesehen davon, daß sie ein wilder Fraß in die Wälder war, viel Feuergefährliches und dazu noch das Lästige, daß Russen, Schwaben, Wanzen, Flöhe und Heimchen in den Sprüngen und Fugen der Balken und Bretter ihr sicheres Lager fanden. Ein Glück, daß der gesunde Bauer, durch Arbeit ermüdet, gewöhnlich zu fest schlief, um das Heer der kleinen Nachtgeister wahrzunehmen.

Nach dem dreißigjährigen Kriege, der in Deutschland bei drei Viertel der Bauernhäuser verwüstet hat, ging der Schrotbau in den Fachbau oder Riegelbau mit Fachwerk über, so daß in unseren Tagen nur noch sehr wenige Schrotbauten in Franken getroffen werden. Der Verfasser dieser Zeilen erinnert sich noch deutlich und mit Vergnügen der zwei alten Schrothäuser in seinem Geburtsorte, einem Dorfe am Südfuße des Thüringerwaldes; es waren dieselben unter 94 Häusern die zwei einzigen, welche den wilden dreißigjährigen Krieg überdauert hatten und als schwarze Gestalten, von Sagen und Gespenstergeschichten reich umsponnen, eben so sehr der Dorfknaben Neugier, als ihre Scheu und Furcht erregten. Auch diese zwei alten Gebäude, deren Insassen von ganz verschiedenem eigenthümlichen Charakter waren, der eine Theil tiefsromm, psalmodisch und patriarchalisch, der andere faustisch, über alles Reale höhnend und verbissen und durch Hang und Sucht nach dem Ungeheuerlichen verdüstert, sind jetzt verschwunden und durch neue Fachbauten ersetzt.

Bezüglich der äußern Bekleidung des fränkischen Bauernhauses, so hat der gegenwärtig herrschende kalkfarbige Fachbau eine lebendigere, hellere Ornamentik gewonnen, als der alte, eintönige, dunkle Schrotbau sie bieten konnte. Es sind nicht allein die zwischen den Kalkfeldern hindurchlaufenden Balken (Riegel)

mit Ockerfarben mannigfach angestrichen und mit schwarzen Linien geründert, sondern auch die Fensterläden, welche selten fehlen, sind von grüner oder ziegelrother oder, im südlichen Franken, von blauer Farbe und öfters in ihrer Mitte mit einem gemalten Blumenstrauß geziert. Ueberdies wird die Wetterseite gern mit Brettern verschalt oder mit Schiefer bekleidet und geschützt, und in diesem Falle trägt man hier silberweiße Zeichnungen und biblische Sprüche auf. So grell auch oft diese Wandfärbungen erscheinen, so haben doch die Dörfer Frankens durch den Wechsel ihrer bunten Häuser einen lichten, im Ganzen freundlichen Ausdruck. Zu dieser Ornamentik der Fachbauten kommen noch da und dort herüber genommene Züge aus der Ornamentik der Schrotbauten, indem man nämlich durch die Kalkfelder gewundene, bogenförmige, sich durchkreuzende Holzriegel führt und daneben die Eckstöcke und die Riegel der Vorderseite mit mancherlei Figuren besetzt. Oft sieht man auf diesen Eckstöcken und Querriegeln Männer mit gekreuzten Armen und langen Bärten und sonstige Figuren Hautrelief geschnitten.

Ein nordfränkisches Bauernhaus. (Nach einer Originalzeichnung.)

In dieser Verbindung des Alten mit dem Neuen erhält der Fachbau einen romantischen Anstrich, der ihm nicht übel steht.

Auf der Hauptfronte des Hauses (der Breitseite) liegen seine zwei einzigen Thüren, die eigentliche Hausthüre in der Mitte, die Stallthüre etwas rückwärts. Vor und zwischen beiden ist wegen des bald mehr bald minder hohen Unterbaus eine ebene steinerne Vorstufe angebracht, zu der zwei Aufgänge führen, ein gestufter zur Hausthüre und ein ungestufter zur Stallthüre, jener von vorne, dieser von hinten her angelegt. Die Vorstufe ist oft frei und offen, ohne Wetterschirm und Geländer, öfters aber bildet sie einen durch ein brusthohes Brettergeländer und durch das hier vorgebaute oder vorspringende Hausdach gegen Regen und Schnee geschützten Gang, den man die „Porlém“ oder „Porlâm“ (Emporlaube)*) nennt. Dieser Vorbau war ursprünglich eine charakteristische Grundform des fränkischen Bauernhauses und wurde bei allen Schrotbauten getroffen. In den gebirgigen Gegenden wird derselbe gegenwärtig oft an der hintern Langseite des Hauses angebracht, hat aber dadurch seinen eigentlichen Hauptzweck (Wetterschirm der Thüren) verloren, indem er nun vorzüglich zur „Trücke“ (Trocknung der Wäsche) dient.

Beim ächten Bauernhause gehört die Hausthüre zu seinen Zierstücken, indem nicht allein ihre Umpfostung, sondern auch sie selbst mit mannigfacher Verzierung gearbeitet und oft mit breiten Nägelköpfen besetzt ist. Uebrigens besteht sie stets aus zwei Theilen, aus einem obern, meist bogenförmigen und aus einem untern Stück mit dem Schlosse. Diese Doppeltheilung bietet mehrfachen Vortheil, besonders auch den, daß durch das Offenhalten des obern Flügels Licht und Luft in die Häuser einströmen, dem Hofvieh der Eintritt ins Haus abgeschnitten ist und der Hausbewohner ins Freie sehen kann, ohne ins Freie treten zu müssen. Zudem dient am Tage der obere Flügel zum Telegraphen oder zum Zeichen, daß sich, wenn er geschlossen, Niemand, wenn er offen ist, irgend Jemand im Hause befindet.

Treten wir nun in die inneren Räume des Hauptbaus, zuerst durch die Hausthüre in den Ern oder Hausern (Hausflur). Dieser Vorplatz, je nach der Behäbigkeit des Bauern mit Steinen, Dielen oder Lehm gedrückt, vermittelt die Zugänge zu allen Räumen des Hauses, denn er ist durch seine ihm stets eigenthümlichen sechs Thüren, von denen je zwei einander gegenüber liegen, die das fränkische Bauernhaus charakterisirende Halle oder Gallerie der Thüren. Der Hausthüre gegenüber befinden sich erstens jene zur Küche, zur rechten und linken Seite des Vorderern die zur Wohnstube und zum Stalle und im Hinterern nebeneinander oder genauer übereinander die Keller- und die steile Bodenthüre. Wenn jene vier ersten in ihrer horizontalen Richtung den vier Himmelsgegenden entsprechen, so haben die beiden letzten eine vertikale Aufgabe, in die Tiefe und Höhe führend. Dadurch, daß im Ern auf engstem Raume, wie in einem Brennpunkte, alle hauptsächlichen

*) Auch die in den Kirchen auf Säulen ruhenden Seitenhallen, wo die Männer ihre Sitze haben, heißen „Porläm“.

Aus- und Eingänge des Hauses zusammengestellt sind, spricht sich der Grundsatz des fränkischen Bauern, möglichst Alles zur Hand zu haben, auch in seinem Hausern auf das Bestimmteste aus. Muß wegen des steten Durchgangs der Boden des Ern frei und rein erhalten werden, so doch nicht seine Wände, an denen vielmehr alle kleinen Handgeräthschaften wie die Bilder in einer Gemäldegallerie wohl und fest geordnet aufgehängt sind. Selbst wenn im Hausern eine sogenannte Ernkammer, die in manchen neuen Bauernhäusern rechts von der Hausthüre angebracht wird und welche in diesem Falle die Stallthüre etwas weiter zurückdrückt, einen Theil der Geräthe aufnimmt, bleiben die Ernwände immer noch mit den übrigen Utensilien reichlich besetzt und geschmückt.

Der traulichste Raum des Hauses ist auch beim fränkischen Bauer die Wohnstube, die ihren Eingang vom Ern aus hat. Sie ist stets eine Eckstube, weil sie den Hof und die Dorfgasse im Auge haben muß, wohin auch je zwei Schiebfenster die Aussicht geben. Da der Bauer zu Hof und Feld viel von der Ungunst des Wetters zu ertragen hat und darum das Warmsitzen liebt, so ist seine Stube weder hoch noch breit und lang angelegt; dagegen ist sie lichthell und reinlich und zudem bei aller Einfachheit und Schmucklosigkeit doch für die Kulturbedürfnisse des Bauern behaglich eingerichtet. An den weißen, mit einfachen Kanten umrandeten, oft am Fuße mit farbigen Brettern beschlagenen Wänden laufen unten ringsum rothe Bänke, und über den Fenstern ruhen schmale Brettchen als Lagerplätze für die Bürsten und die geringe Hausbibliothek. An der Straßenwand finden wir den kleinen Spiegel, daneben des Hausherrn Mütze, sein Barbierbecken und darunter den Kalender, die Scheere und ein Nadelkissen; an der Kammerwand eine Schwarzwälder Uhr, ein Kammbrett mit bemalten oder beschriebenen Gläsern, zinnernen Kannen, blanken, thönernen Tellern und Schüsseln und darunter die hölzerne Salzmetze; an der Thürpfoste hängt ein blau und roth durchwirktes Handtuch („Handquêln").

So die Ausrüstung und der Besatz der Stubenwände. Wohl vermißt hier der feine Residenzler und Großstädter Tapeten, Wandmalereien und kunstvolle Gemälde; indeß dies Alles fehlt nicht darum, weil dem Bauer etwa dafür Sinn und Gemüth abgingen, sondern weil ihn die Natur, diese oberste Macht des menschlichen Lebens, zur schweren Arbeit und zum einfachsten Bedürfniß und Genuß hindrängt. Wäre sein Himmel, sein Erdboden und sein staatlicher Organismus günstiger, reicher und für freie Entfaltung des Lebens glücklicher, so würde er bei arbeits- und sorgenfreierm Dasein auch Raum, Drang und Freude für schönere Formen im Hause haben. Was er in seiner Wohnstube neben und um sich hat und gebraucht, entspricht vollkommen den Bedingungen und der Kultur seines Standes und Lebens.

Im ebenen Raume der Wohnstube haben außer den wenigen hölzernen Stühlen zwei wichtige Elemente ihren Platz und ihre Aufgabe: der Tisch und der Ofen; jener links in der obern, dieser rechts in der untern Ecke der Stube. Der hölzerne vierbeinige Tisch, den seine weiß und blank gescheuerte Ahornplatte und sein großer Tischkasten mit Messern, Gabeln, Salz- und Gewürznäpfchen auszeichnen, hat eine materielle und ideale Bedeutung, indem er der Familie nicht blos als Speise- und Gesellschaftstafel dient, wobei der Hausherr stets seinen Sitz vor dem Tischkasten hat, sondern er ist auch der Altar, an dem am Morgen, zu Mittag und am Abend gebetet wird. Den zweiten wichtigen Lebenspunkt der Wohnstube bildet der große Ofen mit seiner tiefen Bratröhre, seiner weitbauchigen Ofenblase, seinen Bänken und Ricken (Ofenstangen), seiner heißen Hölle und seinem warmen Unterraum. Am Ofen hockt und ruht gern der Bauer, am liebsten hinter dem Ofen oder in der sogenannten Hölle*), dem schmalen Raume zwischen dem Ofen und der Wand; am Ofen wärmt und dörrt er sich, trocknet seine Wäsche, Kleider und Früchte und unter demselben hat er im herben Winter sein Jungvieh und seine Hühner und Tauben, um sie gegen die Kälte zu schirmen.

Der Eingang zur Schlafkammer, die unmittelbar an die Stube stößt, ist bald ein offener Bogen, bald eine verschließbare Thüre. Der Schatz und die Hauptsache der Kammer sind die Betten, unter denen gewöhnlich ein Himmelbett (mit Dach und Vorhängen) getroffen wird. Es ist Freude und Ehre der Bäuerin, farbige, hochaufgestapelte Betten in buntgemalten Bettstellen vorweisen und benutzen zu können; denn wie der Bauer bei scharfer Luft gern warm sitzt, so will er auch nach seiner harten Arbeit warm und weich liegen, um einen Ersatz für des Tages Mühen zu haben.

Im Rücken des Hausern hat die Küche ihre Stelle. Ihr Lehmboden und ihre Lehmwände, überdies von Rauch geschwärzt, geben ihr kein freundliches Aussehen. Auch ist sie nicht mit reichen, nur mit den nöthigen Geräthen, mit einem Klotz für die Wasserbutte, mit dem „Töpfen- oder Hafenbrett" und mit einem Brotschrank ausgestattet. Wie das Schürloch zum großen Stubenofen, so hat die Küche auch das Schürloch zum Backofen, der auf der Rückwand des Hauses weitbauchig und mit hohem Rauchrohr ins Freie gebaut ist, gleichsam zum Zeichen, daß seine Feuersgefahr außer dem Hause liegt. Das Amt der Küche gehört, wie das der Schlafkammer, ausschließlich der Hausfrau oder Hausehre, und wenn der Bauer die Tüchtigkeit seines Weibes hier an den Betten erkennt, so dort an dem Kochen, Sieden und Backen, besonders an der Bereitung seines lieben Brotes, des Hauptelements der bäuerlichen Nahrung.

Den bestimmtesten und sichersten Ausdruck des reichen oder armen Bauern gibt der Stall, der hintere Theil des Hauses, der zur Seite des Ern und der Küche liegt und mit zwei Thüren versehen ist, von denen die eine in den Hausern, die andere in den Hof leitet. In der Viehstellung wird hier stets die Ordnung festgehalten, daß man das große Vieh näher dem Ausgange zum Hof, das geringere nach dem Hintergrund zu anbindet. Ob der Stall mit Vieh stark oder schwach und wiederum, ob er blos mit Ziegen oder mit Kühen oder mit Ochsen und Kühen besetzt ist, entscheidet über den Güterbesitz und den Reichthum des Bauern. In Franken läuft auf und an den Gebirgen des Thüringer Waldes und der Rhön ein Kartoffel- und Haferstrich, tiefer herab ein Korngürtel und noch tiefer zum Main hin ein fettes Weizengebiet. In dem ersten Striche sind die Ziegen, im zweiten die Kühe, im dritten die Ochsen das vorherrschende Stallvieh. In jenen beiden Strichen, wo die Ziegen- und die Kuhwirthschaft zu Hause sind und der Kartoffelkloß seine große Rolle spielt, hat die Hausfrau, dagegen im Ochsenstrich, dem gelobten Lande der Weizenklöße und fetten Tiegelkuchen, hat der Mann die Besorgung und Verwaltung des Stalles; dort treibt der Bauer noch ein Gewerbe neben seiner Landwirthschaft, hier ist er ein ganzer Bauer, der in seinem Stalle und auf seinen Feldern seine Rente hat und der seine schönen Frankenochsen auf den Viehmärkten oder durch Juden nach West- und Norddeutschland absetzt.

Dies die Räume im Hauptbau des Bauernhauses. Und nun zum Dache, dem Abschlusse des Hauses. Die hochspitzige Bedachung, im Innern mit zwei Etagen, einem obern und untern Boden, war und ist die Hauptdachform des Bauernhauses in Franken, obschon man jetzt auch mehrfach das Dach niedriger

*) Das Warme und Heimliche der Hölle liebten besonders die alten Weiber, daher ein fliegendes Blatt vom J. c. 1510:

Ayr- und fleisch essen (in der Basten) ist groß sündt,
Als man das in des Babst gesetz findt,
Und hinter dem ofen bey den alten weyben,
Die gar viel geschwetz davon treiben.

anlegt und nur eine Etage darin anbringt. Im untern Theil, dem Haupttheil des Daches, gewöhnlich Boden genannt, werden ein geschlossener und ein offener Raum getroffen; jener bildet die nach der Giebelfronte, gegen die Dorfgasse gerichtete, über der Wohnstube angelegte Dachstube, welche die feine Stube oder die Gaststube des Bauern ist. In ihr steht das elegante Gastbett, der spanische Rohrstock des Hausherrn, der Schrank für den Sontagsstaat und außerdem der Mehlkasten, ein Gerüst für dürres Obst und Bretter zum Käsetrocknen. Die Gaststube hat in der Regel keinen Ofen, dagegen ein im Fußboden befindliches Wärmeloch, durch das die warme Luft aus der Wohnstube emporgeführt wird. Für gewöhnlich ist das Wärmeloch mit einem Deckel geschlossen. Vor dem Fenster dieser Feststube bringt der Bauer gern ein Blumenbrett an, um seine Lieblingsblumen, braune Nelken, Rosmarin und „Marumvirum" zu ziehen. Der freie untere Bodenraum so wie der obere werden zur Aufbewahrung von Truhen, Balken, Brettern und Ziegeln benutzt. Uebrigens wird die Giebelwand öfters durch eine Wetterschräge vom Unterbau geschieden.

In der Bedeckung des Daches zeigen sich auch beim fränkischen Bauernhause die nothwendigen Wandlungen, die Alles im Leben der Völker durchschreiten muß. Der Fortschritt vom Zelt mit Fellen zum Laub-, Moos- und Rohrdach, von dem zur Strohbedeckung und dann weiter zu den Schindeln, zu den Ziegeln und zum Schiefer zeigt die verschiedenen aufeinanderfolgenden Kulturstufen, nicht allein des Bauernhauses, sondern auch des gesammten bäuerlichen Lebens. Nur noch wenige Schindeldächer werden in Franken getroffen, und zwar ist es der Kartoffelstrich auf den armen Gebirgshöhen, wo sie ihr Dasein fristen; die in den übrigen Gebieten vorherrschende Dachbedeckung ist die Ziegel, doch tritt dazwischen der Schiefer auf, oft blos auf den Wetterseiten der Häuser, aber oft auch als Dachbedeckung. Ob übrigens Schiefer oder Ziegeln die Häuser bedachen, die Dörfer in Franken haben durch beide Dachformen einen freundlichen Ausdruck, weil die einzelnen Häuser von Gärten und Bäumen umgeben werden, so daß sie wie rothe oder blaue Punkte aus dem Grün herausblitzen und den Wanderer anheimeln und zur Einkehr einladen.

Aus allen Erdtheilen.

Der Reisende Lejean ist seit Anfang des Septembermonats wieder in Europa. Er landete zu Marseille, und wir erfahren jetzt, daß Kaiser Theodor von Aethiopien ihn nur unter der Bedingung frei ließ, daß er niemals wieder in jenem Staate sich blicken lasse. In diesem Lande sieht es sehr unruhig aus; mehrere Häuptlinge haben sich gegen Theodor aufgelehnt, und dieser hielt den englischen Consul Cameron noch immer gefangen. Wir dürfen von Lejean interessanten Berichten entgegen sehen.

Robert Schomburgk, unser berühmter Landsmann, und britischer Generalconsul in Siam, ist vor Kurzem in England eingetroffen. Er hat bedeutende Sammlungen mitgebracht, mit deren Ordnung und Beschreibung er sich jetzt beschäftigt. Vor Allem aber sucht er Heilung für seine vom tropischen Klima untergrabene Gesundheit. (Athenäum 3. Sept. 1864.)

Eine Schilderung der Zustände im ägyptischen Sudan. Chartum und der Weiße Nil. — Wir gaben in unsrer vorigen Nummer allerlei Mittheilungen des Herrn von Heuglin über die abscheulichen Zustände im ägyptischen Sudan. Seitdem haben wir in dem Briefe eines Herrn J. Tinne (Times vom 12. September) die volle Bestätigung der Angaben des Herrn von Heuglin gefunden. Diese waren freilich etwas kurz; dafür geht Herr Tinne, ein Verwandter der oft erwähnten Damen, welche auf dem Nil bis über Gondokoro hinausgekommen waren und im vorigen Jahre die mißlungene Fahrt auf dem Bahr el Gasal unternahmen, mehr in Einzelnheiten, und diese sind kennzeichnend für die ägyptisch-türkische Wirthschaft. Der Weiße Nil und die Entdeckungsreisen zur Aufsuchung der Quellen werden noch lange auf der geographischen Tagesordnung bleiben, und wir wollen schon deshalb Alles mittheilen, was zur Orientirung unserer Leser dienen kann.

Herr Tinne schreibt aus der Umgegend von Liverpool, unterm 9. September, daß er jüngst einen Brief von seinen weiblichen Verwandten aus Chartum erhalten habe. Wir theilen die Hauptsachen mit. Zunächst beklagen sich die Damen, daß sie von den Kaufleuten auf geradezu schändliche Weise behandelt worden seien; dadurch sei ihre Bahr el Gasal-Expedition vereitelt worden, sie hätten nicht, was doch ihr Vorsatz gewesen, bis in das Land der Niam Niam vordringen können, sondern mußten nach Chartum zurückkehren. Besonders schlecht benahmen sich zwei eingeborene Kaufleute, Biselli und Ali Anmuri, welche Stationen (Seribas) am Weißen Nil besitzen und dort eine ganz willkürliche Gewalt über ausgedehnte Distrikte ausüben. Der ägyptische Gouverneur Musa Pascha taugt ganz und gar nichts.

Die Damen Tinne reichten beim französischen Viceconsul Thibaut eine Klagschrift ein, welche charakteristische Dinge enthält. Als sie im Juni 1863 bei der Seriba Biselli's anlangten, lag ihnen daran, rasch weiter zu kommen; er stellte es aber so an, daß sie keine Träger bekommen konnten, wollte sich mit ihnen auf keinen schriftlichen Vertrag einlassen und bot Alles auf, um sie recht lange bei sich aufzuhalten und damit sie, die in Bezug auf eine Menge von Bedürfnissen von ihm abhängig waren, diese recht theuer bezahlen mußten, denn er setzte ganz willkürliche Preise und verbot obendrein den Negern, den Fremden als Führer oder Träger zu dienen; wer diesem Befehle nicht gehorche, solle mit dem Tode bestraft werden. Mit einem Worte, die Reisenden waren völlig in seiner Gewalt und mußten ihm Alles, was sie kauften, mit Wucherpreisen bezahlen.

Als sich einige Neger ihrer annahmen, wurden sie geprügelt und dann erschossen. Ali Abu Anuri, an den sie sich um Beihülfe wandten, forderte eine unerschwingliche Summe und verbot auch seinen Negern, ihnen an die Hand zu gehen oder etwas an sie zu verkaufen. Von Ali's Verwalter, Selim, wurden sie auf jede mögliche Weise bestohlen, und Biselli, welcher Boote nach Chartum abschickte, verbot denselben, Briefe der Europäer mitzunehmen; sie bestachen aber einen seiner Diener, welcher sich dann bereit fand, die Briefe zu besorgen. Ein Soldat des Herrn von Heuglin hatte von einem Scheich vier Elephantenzähne gekauft, er wurde aber von den Leuten Ali's überfallen, welche den Scheich gefangen nahmen, dessen Frau ermordeten und die Elfenbeinträger als Sklaven verkauften ꝛc.

Als die Damen wieder in Chartum angelangt waren und sich dort beim Gouverneur Musa Pascha beschwerten, richteten sie doch nichts aus. Er sandte die französische Beschwerdeschrift zurück, unter dem Vorwande, daß sein Dolmetscher dieselbe nicht lesen könne, und lehnte dann, oft unter ganz kindischen Vorwänden, alle Einmischung ab; z. B. daß man während der Regenzeit der Schuldigen nicht habhaft werden könne. —

Wir gehen in weitere Einzelnheiten nicht ein; aber aus dem Bericht ergiebt sich, daß jener Musa ein Pascha ist, so arg und schlimm er nur gedacht werden kann. Die ägyptische Regierung treibt den Sklavenhandel in großem Styl, oder vielmehr den Menschenraub; und viele Dörfer am Weißen Nil sind völlig verlassen. Es muß nun abgewartet werden, ob die Regierung in Kairo dem himmelschreienden Unfug ein Ende macht.

Die Ritan; Anbau der Dattelpalme in Erdkesseln. Der schweizerische Professor Desor, derselbe, welcher den Pfahlbauten so große Aufmerksamkeit zuwendet, hat jüngst eine Reise in Nordafrika gemacht. In einem Brief an Liebig schildert er, in der Allgemeinen Zeitung, die Ritan, welche in einigen östlichen Oasen Algeriens und auch in Tunesien vorkommen, in Gegenden, welche weder Bäche noch artesische Brunnen haben. Die Dattel bedarf aber viel Wasser, wenn sie gedeihen soll, und dieses verschafft man ihr vermittelst der Ritan.

Die Oasen des Suf bilden eine kleine Gruppe auf der tunesischen Grenze. Ihre Einwohner, etwa 20,000, vertheilen sich über mehrere Dörfer und Flecken, von denen die meisten befestigt sind. Diese Oasen liegen im Bezirk der Dünen, gerade desjenigen Theils der Wüste, der jedem spontanen Wachsthum am ungünstigsten ist. Auch kann man Stunden, Tage in diesen Regionen reisen, ohne nur einem Strauch zu begegnen. Um so mächtiger ist der Eindruck, wenn man, um eine Düne biegend, plötzlich durch den Anblick grünen Laubes überrascht wird. Daß es nur Palmen sein können, die ihm hier ihren fröhlichen Gruß zuwinken, weiß der Reisende wohl, denn kein anderer Baum gedeiht ja in diesem unfruchtbaren Boden. Und woher kommen dieselben?

Keinem von uns war die Gegend bekannt, und wir folgten einfach unter Leitung einiger Spahis den von Distanz zu Distanz auf dem Gipfel der höchsten Dünen aufgepflanzten, unter dem Schutze der Regierung stehenden Reisigbündeln, die hier die Stelle der Wegweiser vertreten, ähnlich den Stangen auf unseren schneebedeckten Alpenpässen. Je schneller unsere Ungeduld uns den Dünen zuführte, um so bestimmter gestaltete das winkende Laub sich zu Palmblättern, aber seltsamer Weise waren nur die Wipfel der Bäume zu erkennen. Wie groß war nicht unser Erstaunen, als wir bemerkten, daß sie aus weiten, tiefen und kreisförmigen Löchern hervorragten! Dies sind die Ritan. Die erste dieser eigenthümlichen Dattelpflanzungen, die uns vor Augen kam, war in der Nähe des Brunnens Burmes, einer den Karawanen wohlbekannten Station. Unweit derselben befinden sich mehrere dieser Ritan oder Kessel. Wir besuchten sie der Reihe nach und sahen, daß jeder derselben eine Anzahl von Palmbäumen zählte, die sich symmetrisch nach allen Seiten in gleichem Abstand an einander reihten, jedoch der Zahl nach (von 12 bis 20 oder 30) in den Ritan verschieden waren.

Die nächste Frage, welche sich uns aufdrängte, war natürlich die nach dem Ursprung dieser Kessel. Wir waren, wie selbstverständlich, auf unsere eigene Anschauung angewiesen. Als Naturforscher suchten wir zuerst nach einer natürlichen Ursache, wir mußten jedoch bald erkennen, daß selbst die größten der Ritan, daß sie alle sammt und sonders Menschenwerk waren. Wie aber?

Wenn auch weithin in der ganzen Gegend kein Wasser zu entdecken war, und es jahrelang in diesen Gebieten nicht regnet, so ist es hier darum nicht ganz abwesend. Nur findet es sich in einer Tiefe von 20 bis 30 Fuß, je nach der Gestalt des Bodens, und bildet dort eine unterirdische Schicht, die sich weit unter dem Lande hin zu verlaufen scheint. Diese Wasserschicht muß man erreichen, und da sie keine emporstrebende Kraft besitzt, so genügen natürlich einfache Brunnen oder Sode nicht. Die Leute sind vielmehr genöthigt, auf der ganzen Strecke, die sie zu bebauen gedenken, die oberen Bodenschichten wegzuräumen. So entstehen die meist kreisförmigen Kessel mit ziemlich steilen Böschungen und einem Durchmesser von 100 Fuß und mehr. Der ausgegrabene Schutt wird rings um die Höhlung aufgehäuft und bildet so einen Wall, der die Aehnlichkeit mit einem Krater nur noch auffallender macht. Daß eine solche Arbeit unter dem Himmel der Sahara keine Kleinigkeit ist, bedarf wohl keiner weitern Versicherung. Nachdem man sich unter unsäglicher Anstrengung der Wasserschicht bis auf einen Fuß genähert, wird der Boden geebnet und mit dem Pflanzen der jungen Palmen in regelmäßigen Abständen begonnen. Doch mit dem Ausgraben des Kessels und dem Pflanzen ist nicht Alles gethan. Der bekanntlich hier sehr häufig heftig wehende Wind treibt bei jedem Sturm eine Menge Flugsand wolkenähnlich vor sich hin. Trotz des schützenden Walles geräth dennoch ein Theil des Sandes in die Ritan und muß nach jedem Unwetter fortgeschafft werden. So werden die Ansiedler fortwährend in Athem erhalten und leben gleichsam unaufhörlich auf der Lauer, da der Eintritt eines Sturms sich nicht voraus berechnen läßt. Dieser Umstand hat trotz der ungünstigsten klimatischen Verhältnisse sie an rege Thätigkeit gewöhnt und aus ihnen ein Völkchen von fleißigen, arbeitsamen Leuten geschaffen.

Eine Karte des Amazonenstroms. Die zu Porto Alegre erscheinende „Deutsche Zeitung" meldet aus Manaos, d. h. der Stadt Barra do Rio Negro, Provinz Alto Amazonas, daß Kapitän Jose da Costa Azevedo, Vorstand der dortigen Demarcationscommission eine geographische, topographische und hydrographische Karte des Amazonenstroms und seines Flußgebiets beendigt habe, nachdem er, von zwei anderen Offizieren unterstützt, beinahe sieben Jahre auf diese Arbeit verwandt. Diese Karte hat eine Länge von 50 Spannen und gibt ein äußerst genaues Bild des ganzen Stromes von Tabatinga an, wo er in Brasilien eintritt, bis zur Mündung. Besondere Aufmerksamkeit ist der Richtung der verschiedenen Nebenflüsse zugewandt, den zahlreichen Inseln, den Wasserfällen, Stromschnellen und der Ufergestaltung. Diese Karte wird in Hinblick auf die bevorstehende Eröffnung des Amazonenstroms für die Flagge aller Völker, welche zu diesem Zwecke Verträge mit der brasilianischen Regierung abschließen, von großem Nutzen für die Schifffahrt sein.

Baumwollenausfuhr aus China. Trotz der Taipingrebellen sind die Baumwollenzufuhren in Schanghai ungemein beträchtlich geworden. Sie stellten sich für das Handelsjahr vom 1. Juli 1863 bis 31. Mai 1864 auf 661,466 Pikols von 133½ Pfund. Davon ging ein Posten von 1728 Pikols nach — Nordamerika, die größere Hälfte direkt nach England, und auch Indien bezog eine nicht unbeträchtliche Quantität. Der Geldwerth der Gesammtausfuhr betrug 12,805,494 Schanghaï-Taels (zu 6 Schill. 6 Pence), gleich 4,161,460 Pf. St. — Man veranschlagt (in der Times), daß Aegypten eine Baumwollenernte im Werthe von 20 bis 25 Mill. Pf. St. erzielen werde!

Die direkten Eisenbahnfahrten zwischen Paris und Madrid haben am 20. August begonnen, die Pyrenäen sind überschritten, und die, allerdings jetzt auf Umwegen hin und her ziehende Bahnlänge beträgt 290 französische Lieues. Man legt die Strecke zwischen beiden Hauptstädten in 35 Stunden zurück.

Neue Karte von Mähren. Herr Prof. Schembera in Wien unternimmt die Herausgabe einer neuen Karte von Mähren und hat sich dabei zur besondern Aufgabe gemacht, die große Unsicherheit und Inconsequenz in der Bezeichnung von Ortsnamen, worüber von Sprachforschern, Statistikern und Geistlichen seit lange gegründete Klage geführt wird, zu beseitigen. Der Herausgeber hat 20 Jahre lang die Nomenclatur der Ortschaften, Berge und Flüsse Mährens einer kritischen Sichtung unterzogen und die richtige, sowohl volksthümliche als diplomatische Form sichergestellt. Auch die deutschtschechische Sprachgrenze wird auf der Karte genau verzeichnet sein.

Allerdings sind die meisten Ortsnamen Mährens slavischen Ursprunges, doch hoffen wir, daß der Herausgeber, ein Tscheche von Geburt, auch den deutschen gang und gäbe gewordenen Namen, die nicht immer bloße Verdrehungen slavischer Namen sind, ihr Recht gewährt. Wie sehr schwankend die Schreibung mährischer Ortsnamen ist, kann aus folgenden Beispielen ersehen werden.

So erscheint in einer Schrift ein Dorf im prerauer Bezirke in acht Varianten nachstehend geschrieben: Dobriez, Dobřic, Dobriez, Dobřzicz, Dobreziž, Dobržitz, Dobrschitz und Dobrtschitz; wie soll man bei dieser Schreibart erkennen, daß der Ort Dobrčice heißt? Eben so kann bei den Namen: Czaczowicze (bei Brünn), Czepy (bei Pernstein), Drzowicz (bei Proßnitz), Jarzowa (bei Wal. Mezerič), Borzitz (bei Ung.-Brod), Jerzice (bei Neu-Reusch), wie man diese Orte gewöhnlich geschrieben findet, nur durch örtliche Erforschung festgestellt werden, daß sie nachstehend lauten und geschrieben werden sollen: Cacovice (nicht etwa Čačovice), Štěpí (nicht Cepy), Držovice (nicht Dřovice), Jarcová (nicht Jařova), Borřice (nicht Bořice), Jersice (nicht Jeřice) u. s. w.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

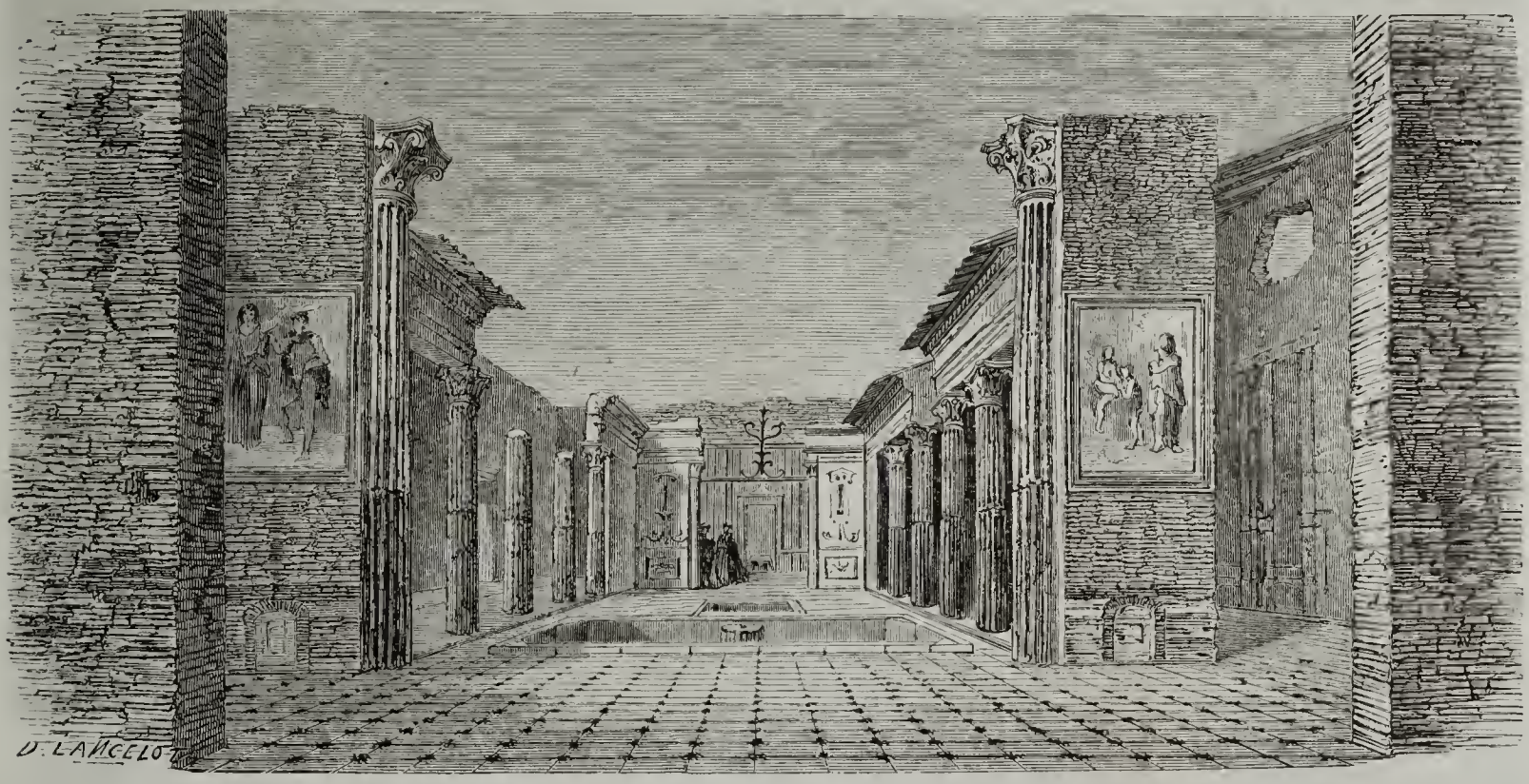
Pompeji und seine Bewohner.

III.

Die Kunst. — Gemälde. — Theater und Gladiatorenkämpfe. — Die letzten Tage.

Wir bemerkten in unserm vorigen Aufsatze (S. 48), daß das Haus des Aedilen Pansa als Urbild eines vornehmen pompejanischen Hauses betrachtet werden könne. Es war groß, ist aber keineswegs reich an Schmuck oder Zierrath und steht in dieser Beziehung hinter manchen anderen zurück. So fand man im Hause des Faun, das nach einer meisterhaften Broncefigur, einem tanzenden Faun, so benannt worden ist, schöne Mosaiken; es hatte außer dem Atrium und Peristyl noch einen dritten Hof, einen Xystus, gruppe: Herkules, der eine Hirschkuh verfolgt, im Museum zu Palermo. Doch wir können den Catalog der einzelnen Häuser nicht weiter verfolgen.

Pompeji hatte außer den beiden schon früher erwähnten öffentlichen Plätzen noch ein drittes Forum. Der erste war ein öffentlicher Platz im eigentlichen Sinne des Wortes; der zweite eine Art von Akropolis, und gleich jener in Athen geschlossen; auch lag er auf dem höchsten Punkte der Stadt. Noch steht eine Bank am Ende dieses Forums auf ihrer alten Stelle;



Peristyl des Hauses der Quästoren in Pompeji. (Nach einer Photographie.)

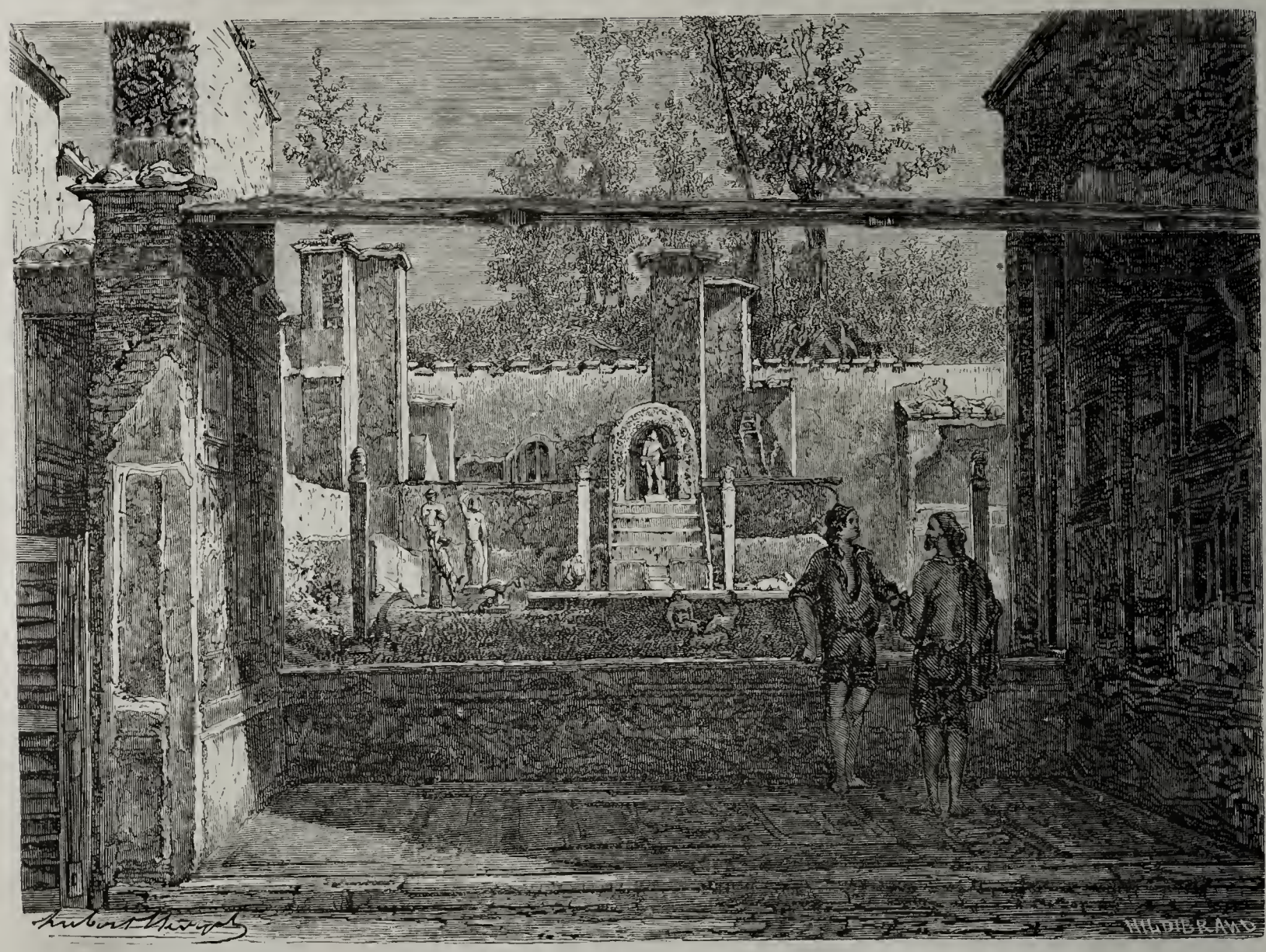
der von 44 Säulen umschlossen ist. Der Besitzer war ein Weinhändler. In dem Hause des Quästors oder des Castor und Pollux hat man große Geldkisten ausgegraben, die mit Kupfer beschlagen und mit Arabesken verziert sind; wahrscheinlich waren sie städtische Truhen. Auch hier sind die beiden Höfe stattlich und die Malereien sehr hübsch, z. B. eine Niobe, eine Bacchantin, die Niobiden und andere. In dem Hause des Poeten sind die Vorwürfe zu den Malereien meist aus Homer genommen, und unter den Mosaiken zeichnet sich ein „Hund auf der Schwelle" aus, neben welchem die Inschrift Cave canem die Warnung enthält, daß man sich vor ihm hüten solle. Aus dem Hause des Sallust befindet sich eine schöne Broncevon dort überblickt man das Thal des Sarno, die dunklen Höhen, welche dasselbe schließen, die in Ackerfelder getheilte Landschaft und die sanft geschwungene Küste, an welcher Stabiae sich hinschlängelte. Weiter schweift das Auge auf die malerischen Höhen von Sorrent, das dunkelblaue Meer und den herrlichen Horizont. Wer diese Gegend nicht gesehen hat, wird sich nie einen vollständigen Begriff von all der Pracht machen können. Unter jedem andern Himmelsstriche sind alle pompejanischen Denkmäler wie Fremdlinge und gleichsam in der Verbannung.

Von einem solchen Himmel hob sich das dreieckige Forum, die Akropolis von Pompeji, ab. Den Eingang zierten acht jonische Säulen, und diese trugen einen

eleganten Porticus; von diesem aus liefen, einen spitzen Winkel bildend, zwei schlanke Colonnaden aus. Die Terrasse, von welcher aus man einen Blick über Gefilde und Meer hatte, bildete die dritte Seite des Dreiecks, innerhalb dessen mehrere Altäre standen, und wo auch die Ustrina war, die Stätte, an welcher man die Leichen verbrannte; sodann ein kleiner, runder Tempel, der einen heiligen Brunnen überdeckte, und dann noch ein griechischer Tempel. Dieses ganze Plateau, das auf sehr festem Grunde ruht und Monumente in gutem Styl enthält, hat mehr Correktes, als alles Andere in Pompeji. Leider ist auch hier Alles mit Stuck bekleidet; die Säulen waren bemalt; es war keine Façade von Marmor vorhanden.

Die übrigen Tempel sind in architektonischer Beziehung von keiner besondern Erheblichkeit. Der jetzt sehr verfallene der Fortuna scheint jenem des Jupiter geähnelt zu haben und wurde von einem Marcus Tullius erbaut, den man für einen Verwandten Cicero's hält. Seine Standbilder sind von mittelmäßiger Arbeit und die Inschriften fehlerhaft; man sieht, daß die Priester sich auf ciceronianisches Latein nicht verstanden. Am Aeskulaptempel fand man ein wunderliches Kapitell, das wohl korinthisch sein sollte; aber statt der Akanthusblätter hat man Kohlblätter angebracht, und diese umgeben einen Neptunskopf. Der noch aufrecht stehende Isistempel ist auch nicht schön, aber deshalb bemerkenswerth, weil er beweist, daß diese ägyptische Göttin, deren Kultus durch Sylla nach Italien kam, auch in Pompeji verehrt wurde. Sie war gleichsam die Schutzpatronin der Stadt und fiel in der Vorstellung der Bewohner mit der physischen Venus zusammen. Hinter der Cella stand in einer Nische ein Standbild des Bacchus-Osiris. In einem Winkel des Hofes liegt ein unterirdisches Becken, das Purgatorium, der Reinigungsort, wo man Abwaschungen vornahm, und vor demselben ein Altar, auf welchem noch Opferspenden lagen. Isis-Venus wurde also beim Ausbruche der vernichtenden Katastrophe angefleht und mit Gaben bedacht. Ihr Standbild war bemalt; in der einen Hand hielt sie ein Kreuz, in der andern die ägyptische Klapper (das Sistrum), und das Haar fiel in langen, feinen Ringellocken auf die Schultern herab.

Die Pompejaner hatten als Baustoffe vorzugsweise Lava, Tuff, ausgezeichnete Ziegelsteine, Piperin, den Stein von Sarno, welcher im Fortgange der Zeit eine große Härte



Das Haus des Lucretius in Pompeji. (Nach einer Photographie.)

gewinnt, manchmal auch Travertin, und bei den Ornamenten kam dann und wann auch Marmor zur Verwendung. Der Mörtel war gut, wiewohl nicht so vorzüglich wie in Rom; fast die ganze Stadt ist mit Stuck überzogen. Einen pompejanischen Baustyl hat es nicht gegeben, eben so wenig einen eigenthümlichen Geschmack und eine besondere Mode oder renommirte Künstler. Man huldigte einem bequemen Eklekticismus und nahm willig beliebige Formen an, wie sie gerade sich darboten. Wir haben schon früher darauf gewiesen, daß Pompeji eben wieder aufgebaut worden war, als die Verwüstung hereinbrach; an sehr vielen Ausbesserungen und Wiederherstellungen zeigt sich ein gewisser Hang nach wohlfeilem Luxus, dem ja auch bei uns Europäern so oft gehuldigt wird; die wahre Kunst kommt dabei immer zu kurz. Der allgegenwärtige Stuck, der Alles schön machen

Die neuen Ausgrabungen. Exedra im Hause des Siricus in Pompeji. (Nach einer Photographie.)

sollte, verdirbt und entstellt das Meiste, das Wesen wird dem Schein geopfert, und die wahre Zierlichkeit jener prunkenden Kargheit, die gern für Fülle oder Verschwendung gelten möchte. Die Malerei trat zumeist an die Stelle der Skulptur, die Kapitelle zeigen wunderliche Formen, die

Wer wollte in einer solchen ein Parthenon oder ein Pantheon suchen? Die pompejanischen Baumeister arbeiteten für schlichte Bürger, die nette, weder zu große noch zu theure Häuser haben wollten, welche aber einen heitern Anblick gewähren und nicht ohne Schmuck und künstlerische Verzierung

Ariadne und Bacchus. Frescogemälde im Hause des Proculus in Pompeji. (Nach einer Photographie.)

allerdings manchmal recht gelungen sind, aber einem großartig gedachten oder reinen Style nicht entsprechen. Dazu kommen nicht selten offenbare Verstöße gegen die ersten Regeln der Architektur und der Kunst überhaupt, aber wir dürfen nicht vergessen, daß Pompeji eine kleine Landstadt war und das schönste Haus einem Weinhändler gehörte.

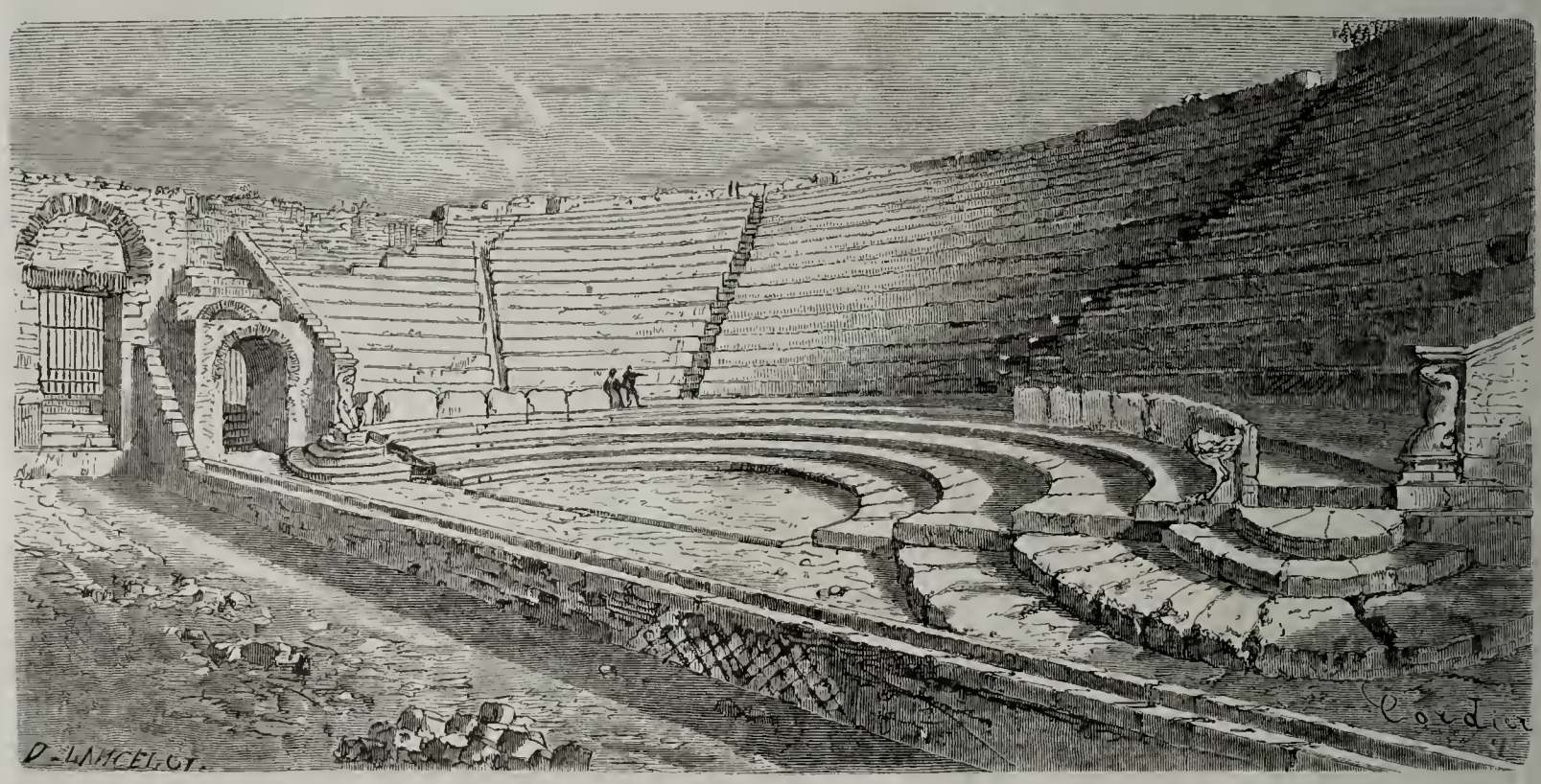
sein durften. Jedenfalls hatten die Pompejaner mehr Sinn für die Ausschmückungen durch die Kunst, als unsere heutigen europäischen Bürger zeigen. Wo wäre denn heute eine Stadt von 20,000 Einwohnern, die auch nur annähernd so viel Ausbeute für die Kunst gäbe, wie das erst zum dritten Theil aufgedeckte Pompeji? Wer unsers Landsmannes Zahn

Achilles, bei den Töchtern des Lycomedes, wird von Ulysses überrascht. Frescogemälde im Hause des Proculus in Pompeji. (Nach einer Photographie.)

herrliche, ganz naturgetreue pompejanische Bilder (diesen Triumph des Farbendrucks) gesehen hat oder auch nur jene in Overbecks Buche ansieht, fühlt sich ergriffen von dieser bunten Fülle und Mannigfaltigkeit und dem Geschmack in der Farbengebung.

Wie sehen denn im Durchschnitt die tapezirten oder angemalten Wände unsers modernen europäischen Mittelstandes, der reichen Leute und auch der aristokratischen Klassen aus? In Pompeji wurde auf den Abputz der Mauern und Wände die größte Sorgfalt verwandt; der Stuck war sorgfältig zubereitet, der Mörtel außerordentlich fein; beide wurden in vielen Fällen mit einem glänzenden Pulver überstreut und in einer Weise geglättet, daß sie dann dem Marmor ähnlich sahen. Diese Wandverzierungen waren und sind noch ein wahres Ergötzen für das Auge, und die Farbengebung ist, wie schon bemerkt, nicht selten entzückend schön. Man theilte die Wände in drei oder fünf Felder, zwischen einem Sockel und einem Fries; jener war dunkelfarbig, etwa schwarz, dieser hellfarbig, z. B. weiß; zwischen beiden folgen Roth und Gelb. In den gewöhnlichen Häusern waren diese Felder durch einfache Linien getrennt; wenn der Besitzer wohlhabend wurde, traten an die Stelle der Linien geschmückte Rahmen, Guirlanden, Pfeiler oder sonstige Verzierungen, wie sie eben dem Maler oder dem Bürger gefielen oder einfielen. Der Sockel erhielt Blattwerk, der Fries Arabesken, jedes Feld eine Malerei, z. B. eine Blume, eine Frucht, eine Landschaft, dann auch eine Figur, eine Gruppe, und in vielen Fällen nahmen geschichtliche oder mythologische Gegenstände eine ganze Wand ein, an welcher Sockel und Fries eine prächtige Einrahmung bildeten.

Die pompejanischen Gemälde werden stets Bewunderung erregen und verdienen dieselbe. Wir haben in ihnen nicht nur werthvolle Beiträge zur Kunstgeschichte, sondern sie sind unschätzbare Dokumente für die Sitten, Gebräuche, Ceremonien, Trachten und Häuser der Alten. Pompeji ist gewissermaßen ein illustrirtes Journal aus dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Da sind eigenthümliche Landschaften; da ist eine kleine Insel; da sehen wir eine Uferlandschaft am Nil, wo ein Esel, der zur Tränke geht, den Hals vorstreckt, fast in den Rachen eines Krokodils, das er nicht sieht, während sein Treiber ihn am Schweife zurückziehen will. Häufig sind Felsen am Wasser, bald mit Bäumen bestanden, bald mit terrassenförmig übereinander liegenden Tempeln; oder Felseneinöden, in denen ein Hirt mit seiner Heerde sich verirrt; auch geschichtliche oder mythologische Begebenheiten sind dargestellt, z. B. Perseus und Andromeda. Selbst das, was wir als Stillleben bezeichnen, fehlt nicht; wir sehen Fruchtkörbe, Blumenvasen, Haus- und Küchengeräthe und Gemüse; und im Hause des Lucretius auch Alles abgebildet, was in eine Schreibstube gehört, also Tintenfaß, Messer zum Schneiden des Schreiberohrs, Papiermesser, Schreibtäfelchen und einen Brief, der sorgfältig wie eine Serviette zusammengefaltet ist. Er trägt die Aufschrift: „An Marcus Lucretius, den Flamen des Mars, Decurio von Pompeji.“ Manchmal ist auch Humor in solchen Gemälden. Im Hause des Sallust sind die Gartenmauern mit Lilien, Iris, Rosen, Blumensträußen und Gewinden verziert. Jagdstücke und Kämpfe wilder Thiere kommen gar nicht selten vor, und manche sind mit überraschender Kühnheit gedacht. Dahin gehört ein erst vor Kurzem ausgegrabenes Bild, auf welchem



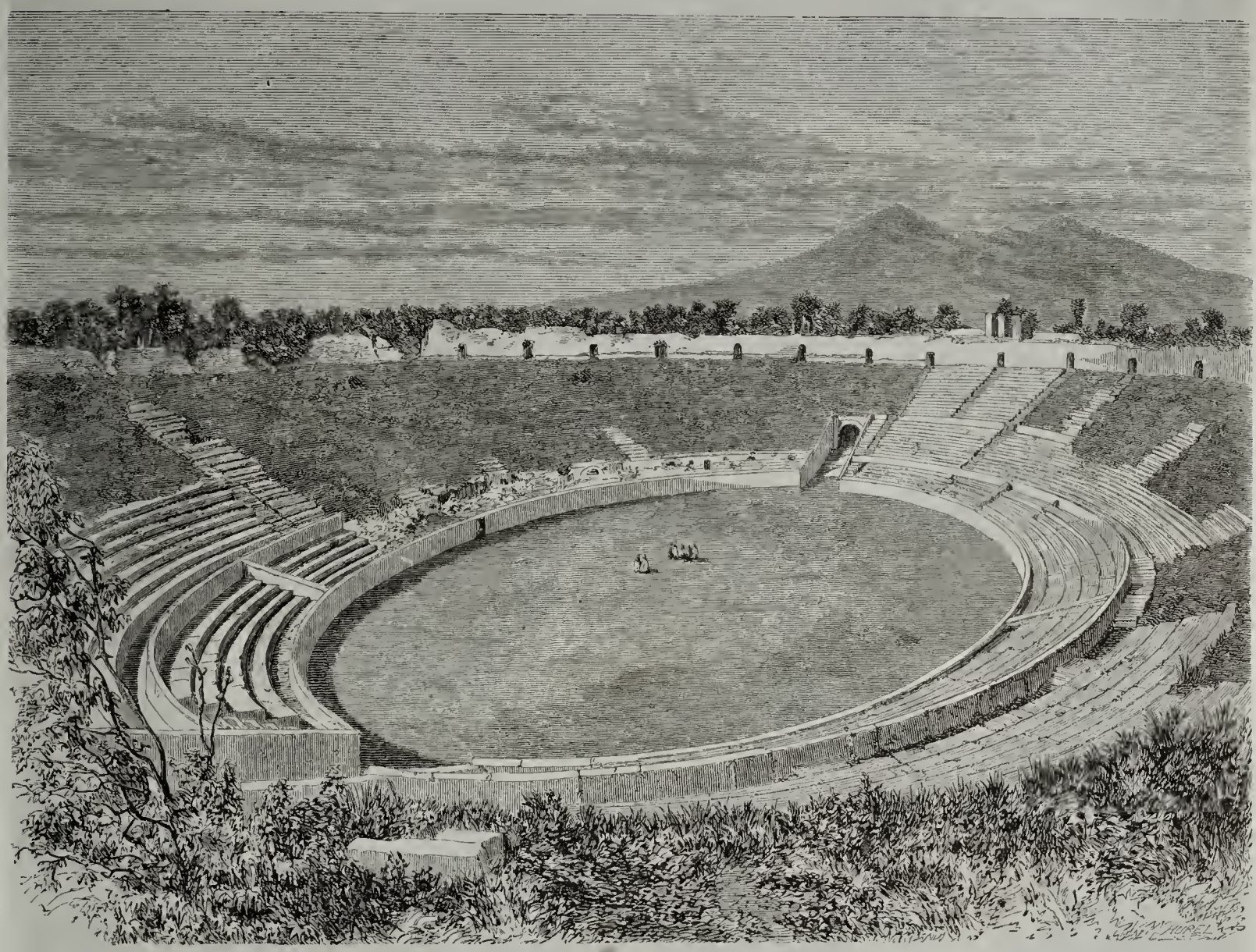
Das kleine Theater in Pompeji. (Nach einer Photographie.)

ein Eber gegen einen Bären anrennt, während ein prächtiger Löwe in majestätischer Ruhe auf beide blickt.

In der Menschendarstellung finden wir eine unendliche Mannigfaltigkeit; die Künstler haben sich in allen Gattungen versucht, vom Zerrbilde bis zur Epopöe. Da ist ein Wagen mit einem gewaltigen Schlauche beladen, aus welchem Sklaven den Wein in Krüge füllen; ein Knabe läßt einen Affen tanzen; ein Amorettenhändler öffnet einen Käfich, aus welchem die geflügelten Liebesgötter hinausfliegen und eine betrübte, nachdenkliche Frau quälen. Wir sehen an den Wänden ganze Schaaren kleiner Genien, die Kränze und Gewinde flechten, mit der Angel fischen, nach Vögeln haschen, Bretter sägen, Tische behobeln, Wägen ziehen oder, einen Thyrsusstab als Balancirstange in der Hand, auf dem Seile tanzen. Der eine sitzt niedergekauert, der zweite kniet, ein dritter gießt Wein aus einem Horn in ein Trinkgefäß, ein vierter spielt auf der Lyra, ein fünfter bläst auf einer Doppelflöte. Aber noch viel schöner, als diese göttlichen Seiltänzer, und in ihrer zwanglosen Haltung und Leichtigkeit wunderherrlich sind die Tänzerinnen in der Luft.

Man gehe nur ins Museum zu Neapel; die eine schlägt Cymbeln, die andere ein Tamburin, wieder eine hat einen Cedernzweig und ein goldenes Scepter; noch eine andere reicht eine Schüssel mit Feigen dar; herrlich ist auch die Gestalt, welche einen Korb auf dem Kopfe hat und einen Thyrsusstab in der Hand schwingt; sodann jene, die den Kopf nach rückwärts neigt, das Auge gen Himmel richtet und ihren Schleier segelartig bläht, als wolle sie zum Himmel empor fliegen. Eine andere steckt Blumenbüschel in die Falten ihres Gewandes; manche sind fast unbekleidet oder in jene dünnen Gewänder gehüllt, welche man als gewebte Luft bezeichnet hat. Und so viele Tänzerinnen, so viele verschiedene Tänzerhaltungen, Bewegungen, Schwingungen und Attribute.

Pompeji sehr beliebt. Manchmal nahmen sie dergleichen aus Virgil, aber vorzugsweise aus Homer. So ist der innere Hof im Hause des Poeten gleichsam eine illustrirte Iliade. Dort sehen wir die Trennung Agamemnons und der schönwangigen Chryseis und jene des Achilles von der Briseis. Achill sitzt auf einer Art von Thron; der Ausdruck seines Gesichts läßt den Aerger darüber erkennen, daß er sich fügen und das junge Mädchen dem Agamemnon zurückgeben muß. Dort fand man auch eine Venus, welche kein geringerer Kenner als Gell an Schönheit der Gestalt mit der mediceischen und an jener der Farbengebung mit der tizianischen verglichen hat. In dem Peristyle dieses Hauses wurde auch eine Copie von dem berühmten Gemälde des Timanthes, die Opferung der Iphigenia, aufgefunden.



Das Amphitheater in Pompeji. (Nach einer Photographie.)

Und wie reich ist die Mythologie bedacht worden! Keine Gottheit des Alterthums fehlt. Bald finden wir sie einzeln, z. B. die schöne, wahrhaft imponirende Ceres im Hause des Castor und Pollux, bald in Gruppen. Wir sehen die Erziehung des Bacchus, den rührenden Roman von der Ariadne, Paris und die drei Göttinnen, Achilles auf Skyros, Apollo und Daphne, den sterbenden Adonis und manche andere. Auch die Heroen fehlen nicht: Theseus und Andromeda, Meleager, Jason und dann Herkules, seine zwölf Arbeiten, seinen Kampf mit dem nemeischen Löwen, und in dem neuaufgegrabenen Hause des Sirius (siehe unsere Abbildung) sein Abenteuer mit der Omphale; trunken von Liebe und Wein sinkt er nieder vor Omphale und Bacchus. Solche Vorwürfe waren bei den Ziermalern der kleinen Stadt

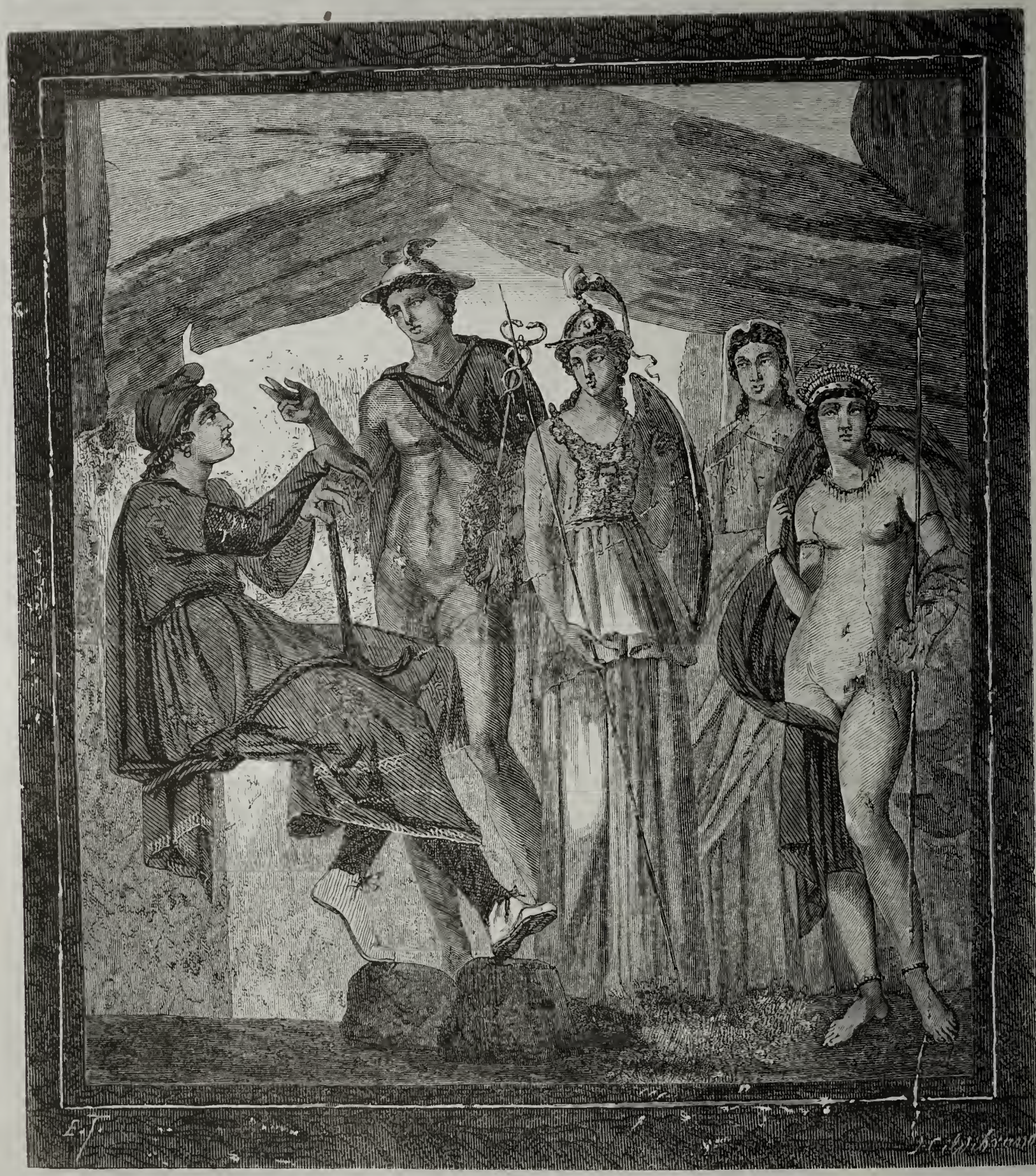
Sie steht neben dem Altar, auf welchem sie geopfert werden soll; der Maler hat die tiefe Betrübniß der Umstehenden, namentlich jene des Menelaus, vortrefflich ausgedrückt; er hat gleichsam alle Abstufungen des Schmerzgefühles erschöpft. Was bliebe ihm nun noch für den Vater übrig? Agamemnon verhüllt sein Haupt.

Diese Iphigenie, und dann die Medea im Hause des Castor und Pollux, sind die beiden einzigen pompejanischen Gemälde, von deren Originalen wir Kunde haben; man darf aber nicht etwa annehmen, daß die übrigen Originale seien. Die Maler der kleinen Stadt waren weder schöpferische Genies, noch bloße Copisten, sondern ahmten in freiester Weise nach und componirten nach Gutdünken, sobald sie sich einmal für ein bekanntes Thema entschieden

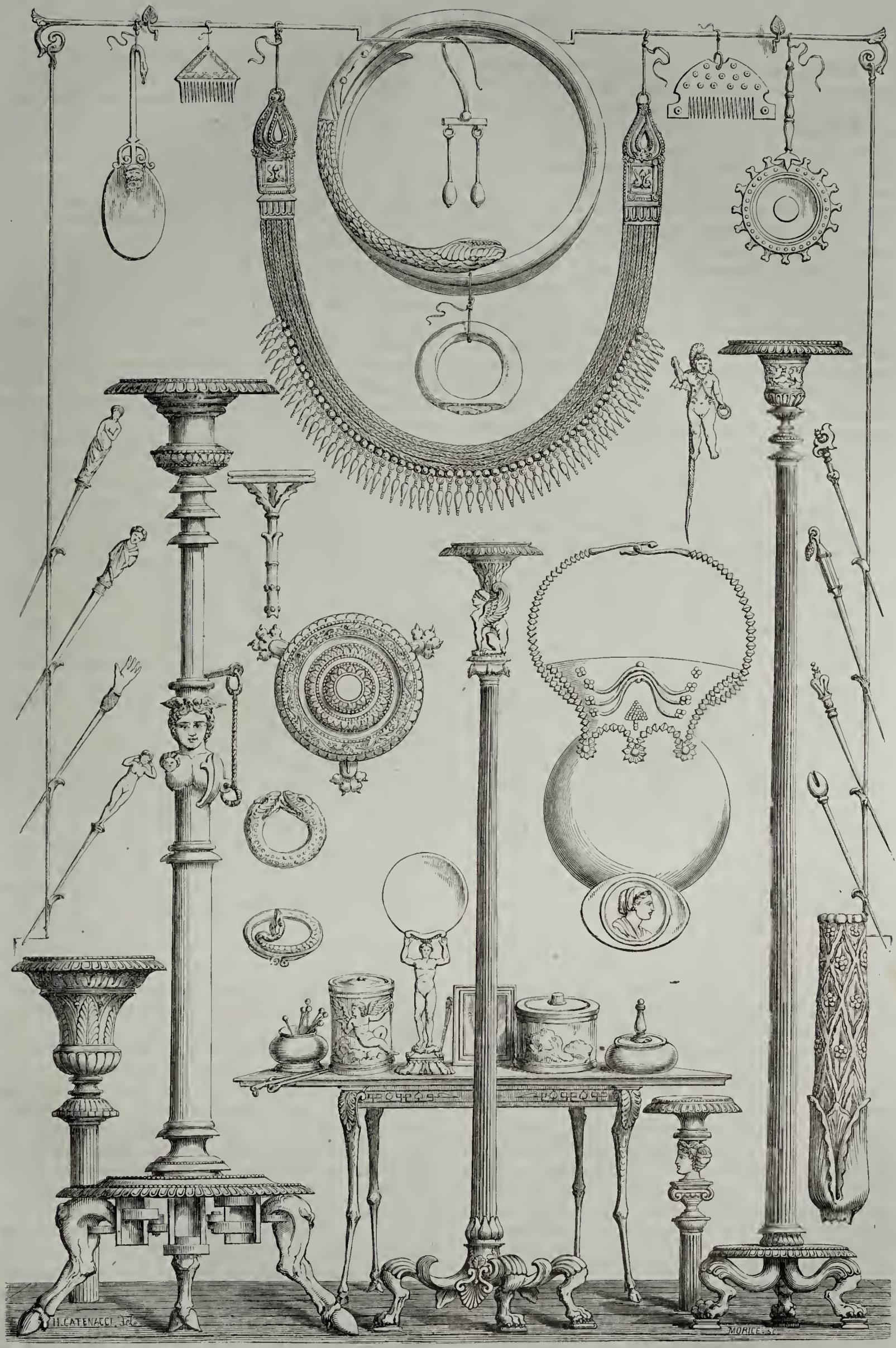
hatten. Daher die überraschende Mannigfaltigkeit in der Behandlung eines und desselben Gegenstandes. Monnier sagt, er habe in Pompeji wohl zehn Bilder gesehen, welche den Bacchus darstellen, wie er Ariadne überrascht, und kein einziges gleiche den übrigen. Die pompejanischen Künstler bewegten sich frei; allerdings haben ihre Werke sehr ungleichen Werth, und manche sind durchaus keine Muster von Correctheit. Aber, wir wiederholen es, Pompeji war eine kleine Landstadt. Es war reich und überreich an schönen Gemälden und auch an herrlichen Mosaiken.

Pompeji hatte zwei Theater, ein großes und ein kleines; das eine war für die Darstellung von Tragödien bestimmt und das andere für Lustspiele.

Der Zuschauerraum des großen Theaters bildete einen Halbkreis, der sich so vollkommen an eine Bodenerhöhung anlehnte oder anschloß, daß die Stufen, welche aus dem Parterre zum Paradies hinaufführten, keines massiven Unterbaues bedurften. Die vier oberen Sitzreihen stützten sich auf einen gewölbten Korridor, und von ihm herab hatte man über die Scene hinweg einen Blick auf Land und Meer.



Das Urtheil des Paris. Frescogemälde im Hause des Proculus in Pompeji. (Nach einer Photographie.)



Pompejanische Kandelaber, Schmuck- und Toilettengegenstände. (Nach einer Photographie.)

Die Plätze für das Publikum zerfallen in drei Abtheilungen, Ränge, wie wir heute sagen würden. Alle Sitzstufen hatten eine Anzahl breiterer Umgänge (diazomata, praecinctiones) im Sinne unserer Ränge; sodann war eine Anzahl kleiner Treppen vorhanden, welche von der Orchestra bis zu der Höhe der Sitzreihen emporgehen und diese in Keile (kerkides, cunei) zertheilen. Das pompejanische Theater hatte sechs solcher Treppen und demnach sieben „Keile". So konnten die Zuschauer bequem zu ihren Plätzen gelangen, und das Theater konnte sich rasch und ohne lästiges Menschengedränge entleeren, wenn z. B. Regen einfiel. Jede Treppe hatte auch ihre eigene Ausgangsthür (vomitorium).

Die untersten vier Sitzreihen, welche der Bühne zunächst liegen, bilden den „nobeln Rang"; sie sind breiter und nicht so hoch als die übrigen Ränge. Dort saßen die Behörden und notabeln Männer, welche ihre Stühle und zweisitzigen Ehrensessel (Bisellien) dorthin tragen ließen und es sich bequem machten. Kaiser Augustus hatte für Rom eine auch für die Provinzen gültige Theaterordnung erlassen, der gemäß die untersten Reihen für die Senatoren, die folgenden 14 für die Ritter bestimmt waren; den mittelsten Rang nahm die Bürgerschaft ein, und das Paradies, die Gallerie, blieb dem gemeinen Volk und — den Frauen.

In Pompeji nun waren diese vier Sitzreihen der cavea intima, des ersten Ranges, durch eine niedrige Mauer von den übrigen Rängen getrennt. Dort saßen die Duumvirn, Decurionen, Augustalen und Aedilen, dort hatten auch Männer wie Holconius, Cornelius Rufus und Pansa ihre Plätze und waren von anderen, nicht so vornehmen Sterblichen getrennt. Die media cavea, der mittelste Rang, war, wie schon bemerkt, den Bürgern vorbehalten; er enthält 20 Sitzreihen, und die einzelnen Plätze waren durch leichte Linien bezeichnet; man sieht diese noch jetzt. Jeder Zuschauer erhielt ein Theaterbillet, eine Einlaßkarte (tessera) aus Knochen oder Terra cotta oder Bronce, von verschiedener Form, auf welcher cavea, cuneus und Platz angegeben waren, und nach dieser Anweisung nahm Jeder seinen Platz ein oder ließ sich denselben vom Billeteur, dem locarius, anweisen. Overbeck hat (S. 134) zwei solcher Tesserae abgebildet. Auf der einen liest man in griechischen Lettern Aischylon; daneben steht eine XII, darunter ein IR; auf der zweiten, gleichfalls mit griechischen Buchstaben, oben eine XI, in der Mitte das Wort Hämiküklia und darunter IA. Unser gelehrter Landsmann meint, daß die Theater, welche im Erdbeben vom Jahre 63 stark gelitten hatten, noch nicht wieder fertig hergestellt gewesen seien; man habe sie noch keineswegs zu Vorstellungen benutzen können. Tesserae habe man im großen Theater nicht gefunden; Winkelmann kannte dergleichen schon vor der Ausgrabung. Aber die, welche wir kennen, stammen jedenfalls aus Pompeji, und sie liefern den Beweis, daß die griechische Sprache zu Pompeji im Gebrauche war. Allein sie beweisen nichts für die Annahme, daß griechische Tragödien dort aufgeführt worden seien. Man hat den Namen des Aeschylus, welcher auf der ersten der eben erwähnten Tesserae vorkommt (besonders verleitet durch eine unächte Tessera, auf der die Casina, ein Lustspiel des Plautus, genannt wird), auf eine Aufführung einer äschyleischen Tragödie oder Trilogie bezogen, ohne sich an das Wunderliche und Absurde der Ausdrucksweise zu stoßen. Wieselers gewiß richtigere Erklärung erkennt in dem Namen des Aeschylus nur einen Hinweis auf den Platz oder die Sitzreihe und nimmt an, daß die Sitzreihen mit den Standbildern großer Dichter geschmückt waren. So wenigstens wird die Ausdrucksweise verständlich, und die zweite Tessera stimmt in der Bezeichnung „elfter Halbkreis" mit dieser Annahme überein. Uebrigens haben beide Einlaßmarken auf der Rückseite eingekratzte Zeichnungen, von denen eine die, allerdings sehr mißlungene, Darstellung einer Cavea gibt.

In der Hinterwand der summa cavea sind noch die mächtigen Steinringe erhalten, durch welche die in der obersten Sitzstufe befestigten Masten gesteckt waren, welche das Zeltdach (velarium) trugen. Es gewährte Schutz gegen die Sonnenstrahlen.

Die Orchestra war bei den Griechen Tanzplatz des Chors, der nie dauernd die eigentliche Bühne betrat, sondern seinen Platz vor derselben behielt, zwischen Bühne und Auditorium, eben in der halbrunden Orchestra, in der ihm, zur Erleichterung der Tanzbewegungen, eine eigene niedrige Bühne erbaut worden war, die Thymele. In Rom hatte die Orchestra eine andere Bestimmung; sie war für die Sitze des Kaisers, der Vestalinnen und der Senatoren vorbehalten.

Die Skene (Scene, Bühne) lag in Pompeji etwa vier Fuß höher als das Orchester und war breiter, aber weniger tief, als heute bei uns der Fall ist. Aber sie reichte für ihren Zweck vollkommen aus, weil die Personen der eigentlichen Darsteller nie zahlreich waren. Dieser Platz für die Schauspieler lag zwischen einem Proscenium (einer Vorbühne) und dem Postscenium, d. h. den Bühnenwänden, wie wir heute sagen würden: Coulissen. Auch war ein Hyposcenium vorhanden, in welchem sich die Maschinerie befand. Der Vorhang (siparium) war eine römische Erfindung. Die Bühne war unbedeckt; er konnte also nicht, wie bei uns der Fall ist, von oben herabgelassen oder nach oben hinauf gezogen werden, sondern mußte, wenn das Spiel begann, sich senken. Man hatte zu diesem Zwecke sinnreich erdachte Maschinerien.

Das Drama der Alten war einfach und bedurfte verhältnißmäßig weniger Dekorationen. In den meisten Tragödien sind heroische Fürsten die Hauptpersonen; den Ort der Handlung bildet zumeist der Platz vor dem Palast oder der Königsburg; diese war eine Hauptdekoration, und deshalb benutzte man zu ihr die als Palastfaçade hergerichtete Hinterwand der Bühne selbst und hatte auf solche Weise eine scena stabilis. In Pompeji hatten diese Palastmauern drei Eingangsthüren: die regia porta, durch welche Fürsten und deren Angehörige heraustraten; jene im rechten Flügel, welcher die Frauenwohnungen und die Wirthschaft darstellte, und die im linken Flügel, der Gastwohnung, von welcher aus fremde Personen auf die Bühne hinausschritten. Zwischen den Thüren standen in runden oder viereckigen Nischen Statuen.

Aber in vielen Fällen waren doch besonders für die Hinterwand andere Dekorationen erforderlich; diese waren gemalt und bildeten die sogenannte scena ductilis, eine von beiden Seiten zu verschiebende Dekoration. Wir wissen bestimmt, daß Dekorationswechsel vorkam. So bildet im Ajax des Sophokles zu Anfang das Griechenlager den Schauplatz, am Ende dagegen der einsame Strand des Hellespont. Dafür war eine doppelt gemalte Hauptdekoration vorhanden. Die Seitendekoration hatte, der geringen Tiefe der alten Bühne wegen, bei weitem nicht die Wichtigkeit wie bei uns; man bezeichnete sie als scena versilis; die Malereien befanden sich auf den drei Seiten prismatischer Maschinen, welche rasch und leicht auf Kurbeln gedreht wurden.

Das kleinere Theater in Pompeji, das man als Odeum bezeichnet, liegt zur Rechten des größern und ist vom Baumeister La Vega sehr verständig restaurirt worden.

Es war ein theatrum tectum; die Ueberdachung von Holz; für eine Steinüberwölbung wären die Umfassungsmauern zu schwach gewesen. Die Sitzstufen sind von Marmor und beinahe noch vollständig erhalten, die einzelnen Sitze waren 16 Zoll breit, und die Orchestra sorgfältig mit mehrfarbigen Marmorplatten belegt. Man findet an ihr, mit großen Broncebuchstaben, die Inschrift:

M. OLCONIVS. M. F. VERVS IIVIR. PRO. LVDIS.

Also Marcus Olconius war Zweimann und hatte als solcher die Aufsicht über die Spiele. Der Name dieses Olconius kommt sehr häufig vor; der Mann war ein pompejanischer Kieselack. Das Licht fiel durch zwei sehr große Seitenfenster ein.

An das Odeon stieß die Kaserne der Gladiatoren. Weil man in derselben Waffen gefunden hat, glaubte man, daß sie eine Soldatenkaserne gewesen sei, aber dieser Schluß war falsch. Die Behausung enthielt 60 Zellen, und also konnten in Pompeji eben so viele Gladiatoren untergebracht werden. Wir wissen aus einem noch vorhandenen Programme, daß den Zuschauern im Amphitheater ein Kampf von 30 Paar Gladiatoren versprochen wurde. Dieses Amphitheater liegt (wie ein Blick auf unsern S. 3 mitgetheilten Plan zeigt) im südöstlichen Theile der Stadt, gleichsam im Hintergrunde Pompejis. Es war ein Circus, der sich hart an die Stadtmauer anlehnt. Von seinen höheren Sitzbänken überfliegt das Auge den weiten, ebenen Platz der Arena, in welcher Menschenkämpfe, Thierhatzen und Thiergefechte abgehalten wurden. Jene Sitzreihen haben fast zwei Jahrtausende leer gestanden; aber vor etwa 15 Jahren gab dort der aus Rom entflohene Papst dem zahlreich versammelten Volke seinen apostolischen Segen! Aus dem vom Amphitheater aus sichtbaren Vesuv wirbelte 1848 wie Anno 79 eine schwarze Rauchwolke empor. Das Volk von Pompeji saß am letzten Tage, welcher der Stadt vergönnt war, dicht geschaart auf denselben Sitzen und eilte erschreckt von dannen, als der erste Aschenregen fiel.

Haupttheile dieses Amphitheaters sind die Arena, der Kampfplatz und die Cavea, der Zuschauerraum. Die Arena war mit Sand belegt, und dieser sog die Blutströme auf; durch zwei große Gewölbe und gepflasterte Eingänge kam man in die Arena. Durch diese breiten Thore zogen bei Anbeginn der Spiele die Gladiatoren, zum Theil beritten, zum Theil zu Fuß, in ihrem vollen, mannigfaltigen Waffenschmuck in geschaarten Gliedern unter kriegerischer Musik ein und nach vollendetem Umzug wieder zurück, um dann, gemäß der Kampfordnung, den Platz wieder zu betreten, der inzwischen vermittelst mächtiger Gitterthüren abgeschlossen war. Eine Treppe führte in ein rundes Zimmer des Unterbaues; durch die Pforte des Todes, die porta libationis, schleifte man die Leichen der gefallenen Gladiatoren an eingeschlagenen Haken aus der Arena in jenes runde spoliatorium, um ihnen dort Waffen und Wehr abzunehmen.

Diese schauderhaften Gladiatorenkämpfe sind eine der dunkelsten Nachtseiten der römischen Imperatorenzeit. Sie stammen aus Etrurien, das blutigen Kultus und düstern Aberglauben hatte. Dort opferte man Menschen auf dem Grabe der Edeln, um den Todten zu verherrlichen und zur Sühne der Manen. Aus diesen Menschenopfern gingen die Gladiatorenkämpfe hervor, indem man die Schlachtopfer, zunächst gefangene Feinde, nicht von Priestern erwürgen, sondern sie paarweise mit einander kämpfen ließ. Später wurden daraus Spiele zur Ehre der Verstorbenen, aber nach und nach trat das religiöse Element zurück, und das gräßliche Schauspiel diente dem Volke zur Belustigung! Zu diesem Zwecke baute man die Amphitheater; jenes in Pompeji war ein Oval von 68 und 36 Meter; das Podium war mit Gemälden und Inschriften bedeckt; aus den letzteren erfahren wir allerlei Lokalnachrichten. Für eine kleine Stadt wie Pompeji erscheint dieses Amphitheater ungemein groß, aber doch nicht zu geräumig, wenn wir bedenken, daß bei den Spielen jedesmal tausende von Zuschauern aus den vielen kleinen Ortschaften der Umgegend herbeiströmten.

Pompejanische Lampen aus Terra cotta und Bronce. (Nach einer Photographie.)

Die Pompejaner feierten am 23. November des Jahres 79 nach Christi Geburt ein großes Fest, als der Aschenregen über ihre Stadt hereinbrach.

Wir können uns einigermaßen eine Vorstellung von der entsetzlichen Katastrophe machen, denn wir haben darüber

Schilderungen alter Schriftsteller; wir sehen die Ruinen der Stadt, die übereinander geschichteten Lagen von Asche und Bimsstein und die Gerippe der Unglücklichen, welchen Rettung unmöglich war. Alle diese Zeugen reden deutlich genug; wir brauchen die Einbildungskraft nicht zu Hülfe zu nehmen, und wer die Straßen Pompejis durchwandert, begreift sofort Alles.

Tausende saßen im Amphitheater; da erbebte die Erde und vom Himmel fuhren Blitze herab. Es schien den Leuten, als ob die Sonne sich hin und her bewege; am Himmel wirbelte eine Trombe von Staub, die immer dicker wurde. Seit einigen Tagen erzählte man sich von Riesen, die bald vom Gebirge, bald von der Ebene aus in die Luft emporstiegen. Jetzt erhoben sie sich in der Gestalt von Qualmwirbeln; zugleich vernahm man ein seltsames Getöse, ein fürchterliches Gebrüll, und dann jagte ein gewaltiger Donnerschlag den andern. So kam die Schreckensnacht, aber in die rabenschwarze Finsterniß glühten entsetzliche Flammenmassen hinein. Die von Angst gepeinigten Menschen rannten in den Gassen umher und riefen: Der Vesuv hat Feuer gefangen! Nun stürmten die vom Schreck Ueberwältigten aus dem Amphitheater heraus, das genug Thüren darbot; Keiner wurde erdrückt. Manche eilten sofort auf das Land und retteten sich.

Nach der ersten gewaltigen Erschütterung kam eine Sündfluth von Asche, und dann eine feurige Sündfluth. Der Wind trieb leichte, glühende Steine in ungeheurer Menge umher, es war, als ob flammender Schnee die Luft anfülle. Er fiel langsam herab; er hörte nicht auf; er fiel eine Stunde, zwei Stunden, immer fort, ließ nicht nach, war unbarmherzig und wurde verhängnißvoll. Dieses feste Feuer füllt die Gassen aus, häuft sich auf den Dächern an, drückt sie ein, die Balken krachen und fangen Feuer. Dieses dringt bis in die Untergeschosse und die Höfe, welche mehr und mehr aus- und aufgefüllt werden, da der unbarmherzige, feurige Schnee unablässig hinabfällt. Wer irgend kann, sucht sich zu retten, und Viele, die lediglich für ihr Leben Sorge tragen, sind glücklich genug, einem grausenvollen Tode zu entrinnen. Das Amphitheater ist öde; dort liegen nur die getödteten Gladiatoren. Aber wehe Allen, die etwa Schutz unter den Buden, den Bogengängen der Theater oder in Untergeschossen gesucht haben! Sie werden von der Asche eingehüllt und erstickt. Und wehe auch denen, welche nicht von Hab und Gut lassen wollen, wie die Frau des Proculus, die Geliebte des Sallustius und die Töchter im Hause des Poeten; sie wollten noch Schmuck und Edelsteine retten, verspäteten sich und sanken erstickt neben diesen Schätzen nieder. In dem Atrium neben dem Hause des Faun lief eine Frau aufs Gerathewohl umher; als sie nicht mehr athmen konnte, flüchtete sie sich unter das Tablinum und hielt ihre Hände empor, um die einstürzende Decke abzuwehren. Vergeblich; die Decke sank und riß ihr den Kopf hinweg.

In der Gräberstraße begegneten dichte Menschenknäuel einander, denn viele Leute kamen vom Land in die Stadt, um hier Rettung zu suchen, während Andere aus den brennenden Häusern hinaus unter den freien Himmel flüchteten. Ein Mann stürzte vorne über, seine Füße sind dem herkulanischen Thore zugekehrt; ein Anderer sank auf den Rücken

Gypsabgüsse pompejanischer Leichen aus Aschenformen. (Nach einer Photographie.)

und seine Arme hält er weit ausgestreckt; er hatte 127 Silbermünzen und 69 Goldmünzen. Eine Frau hatte ihr Kind auf dem Arme; sie suchte Schutz in einem offen stehenden Grabmal und wurde dort von der Asche und den glühenden Steinen gleichsam eingemauert. Ein Soldat, der am herkulanischen Thore Schildwacht stand, blieb auf seinem Posten stehen; in der einen Hand hatte er die Lanze, die andere hielt er vor den Mund, damit die Asche nicht hineindringe. So starb er. Die Familie des Diomedes hatte im Keller eine Zuflucht gesucht; sie alle wurden lebendig begraben, Frauen, Kinder und die Jungfrau, deren Busen einen Abdruck in der Asche hinterlassen hat; sie alle lagen dicht neben einander gedrängt und sind aus Mangel an Luft oder vor Hunger gestorben. Arrius Diomedes selber hatte sein Haus verlassen und nur einen Sklaven mit sich genommen, der die Börse trug; aber gleich hinter seinem Garten fiel er todt nieder.

Noch vieler anderen Menschen tragisches Ende ist uns wohlbekannt. Ein Priester der Isis sah sich von allen Seiten von Flammen her eingeschlossen und auch in den Straßen

wallte ein feuriger Strom; da durchschlug er mit einer Hacke zwei Mauerwände; vor der dritten sank er aus Mattigkeit nieder, oder weil ihm der glühheiße Brodem den Athem benahm; aber die Hacke hat er auch im Tode nicht aus der Hand gelegt. Und nun die Thiere, welche angebunden waren und deshalb nicht entfliehen konnten! So der Maulesel in der Bäckerei, die Pferde im Gasthofe des Albinus, die Ziege des Sirius, welche sich unter den Küchenheerd flüchtete und die man dort mit einem Glöckchen um den Hals gefunden hat. Die Gefangenen in der Kaserne der Gladiatoren waren an die eisernen Klammerhaken in der Mauer befestigt, und ihnen war also selbst ein Versuch zum Entfliehen unmöglich.

Die Nacht war entsetzlich, und der auf sie folgende Tag nicht minder grauenvoll. Eigentlich kann von einem Tage keine Rede sein, denn die Finsterniß dauerte fort. Es war nicht jene einer mondlosen Nacht, sondern wie das Dunkel eines Gemaches, in welchem Thür und Fenster mit Vorhängen verhüllt worden sind. Plinius der Jüngere befand sich während der Katastrophe, die er vortrefflich beschrieben hat, in Mîsenum; dort schrien Kinder, Männer und Frauen durcheinander, riefen ihre Namen, konnten einander nicht sehen, erkannten sich aber an der Stimme, wünschten sich den Tod, weinten und wehklagten; sie glaubten, jene ewige Nacht sei hereingebrochen, in welcher Götter und Menschen zumal der Vernichtung anheimfallen sollten. Dann wurde der Aschenregen so dicht, daß, neun Wegstunden vom Vesuv entfernt, jeder im Freien befindliche Mensch unablässig die Asche von sich abschütteln mußte, um nicht erstickt zu werden. Sie soll bis nach Afrika hinüber getrieben worden sein; gewiß ist, daß sie in Rom die Luft verfinsterte. Nach und nach wich das Dunkel dem Lichte, aber die Sonne schien ganz matt und bleich, wie bei einer Finsterniß, und ganz Unteritalien war wie mit einem schwarzen Bahrtuche überdeckt.

Seitdem in Pompeji Ausgrabungen veranstaltet werden, hat man etwa 600 Menschengerippe zu Tage gefördert. Im vorigen Jahre bemerkten die Arbeiter in einer kleinen Gasse einen leeren Raum, in welchem Gebeine lagen. Fiorelli ließ dort und an anderen Stellen diesen Raum mit Gyps ausgießen und nach einiger Zeit vorsichtig die Kruste von Bimsstein und verhärteter Asche wegnehmen, welche gewissermaßen einen Ueberzug gebildet hatte. Dann kamen vier Leichen zum Vorschein, die sich jetzt im Museum zu Pompeji befinden, wo man sie mit voller Muße betrachten kann. Die eine ist jene einer Frau, neben welcher man 91 Goldstücke, zwei Silbergefäße, Schlüssel und Juwelen gefunden hat. Sie war auf der Flucht in der kleinen Straße, als sie niedersank; sie liegt auf der rechten Seite; man erkennt noch sehr gut ihren Kopfschmuck und das Gewebe ihres Kleides; sie trug zwei silberne Ringe an den Fingern; die eine Hand ist zerbrochen, und man sieht die Porenstruktur der Knochen; der linke Arm ist erhoben und gewunden, die zarte Hand so krampfhaft zusammengeballt, daß man meint, die Nägel müßten ins Fleisch gedrungen sein. Der ganze Körper erscheint wie aufgedunsen und zusammengezogen; nur die Beine sind ausgestreckt. Die Arme muß lange und unsäglich gelitten haben. Hinter ihr waren eine andere Frau und ein Mädchen zu Boden gesunken; die Beine von Mutter und Tochter liegen kreuzweis über einander. Auch bei der letztern erkennt man sehr deutlich Gewebe und Maschen der Kleider, die Aermel reichten bis zu den Handknöcheln; da, wo ein Riß in denselben war, lag das Fleisch bloß; man erkennt auch die Stickerei an den kleinen Schuhen. Das Mädchen hatte, um das Einathmen des Aschenregens zu vermeiden, das Kleid über den Kopf genommen, war mit dem Gesicht auf die Erde gefallen, konnte nicht wieder aufstehen und stützte dann den Kopf auf einen ihrer Arme. Die eine Hand ist geöffnet.

Auf alles das scheint nun die warme italienische Sonne. Die Leiden und Qualen der alten Pompejaner sind vergessen. Aber von den vielen Tausenden, welche alljährlich aus allen Theilen der Welt diese wieder ans Tageslicht geförderte Stadt besuchen, ist Keiner, der nicht von menschlicher Rührung über das ungeheure Mißgeschick einer solchen Katastrophe tief ergriffen würde. Ja, die Sonne scheint, aber der Vesuv donnert und dröhnt und sendet auch heute drohende Qualmwolken zum blauen Himmel hinauf, und glühende Lavaströme dringen noch jetzt bis ins Meer hinein.

Von Oban nach Staffa und Iona.

Von Dr. **Richard Andree.**

Oban. Der Küstencharakter. Durch den Sund von Mull. Tobermory. — Die Treshinish Eilande. — Oede Küsten der Inseln. — Staffa und die Fingalshöhle. — Zur Flora und Fauna der Insel. — Iona. — Das Dorf und die Bevölkerung. — Das Nonnenkloster, die keltischen Kreuze, der Friedhof und die Kathedrale. — Mulls Südküste.

Schottlands Westküste zeigt den Charakter wilder Erhabenheit. Tiefe Buchten und Föhrden ziehen sich so weit in das Land hinein, daß sie abgeschlossenen Landseen gleichen und, wie diese, auch mit dem gaelischen Ausdruck Loch — See — bezeichnet werden. Unmittelbar vom Ufer derselben steigen hohe, kahle Berge auf, die oft die Höhe von 3000 Fuß erreichen und die in zerrissenen Formen sich hintereinander aufgipfelnd wesentlich den großartigen Eindruck der ganzen Scenerie bedingen. Zwischen diesen, meist vulkanischen Bildungen ziehen sich wüste Thäler — Glens — hin, durch welche Wildbäche über Steingeröll dahinbrausen und in denen man stundenlang wandern kann, ohne auf eine Hochlandshütte oder einen Menschen zu stoßen.

Im Mittelpunkt dieser wilden, hochromantischen Küstengegenden liegt das kleine Städtchen Oban, welches zu Anfang dieses Jahrhunderts nur aus wenigen armseligen Fischerhütten bestand, jetzt aber schon zum Hauptort der westlichen Hochlande angewachsen ist. Hier herrscht keine Industrie, kein Handel, und der unfruchtbare, felsige Boden hinter der Stadt erlaubt kaum den Anbau des Hafers und der Kartoffeln. Und doch gedeiht Oban; aber nur in derselben Weise, wie bei uns die Badeörter, welche wegen ihrer schönen Lage und Umgebung berühmt sind. Es lebt fast einzig und allein vom Fremdenverkehr. Denn mag der Reisende vom Norden, vom Caledonischen Kanale her, kommen, oder nimmt er Glasgow und Mittelschottlands berühmte

Seen zum Ausgangspunkte, stets muß er Oban berühren und er bereut es nicht; er erkennt willig dem kleinen Orte die Palme der Schönheit und Wildheit unter den schottischen Hochlandsstädten zu.

Oban liegt am Ostgestade einer kleinen Bucht. Parallel mit dem Strande ziehen sich einige Reihen schmuckloser, einfacher Häuser hin, unter denen zahlreiche Hotels vorherrschen. Freundlich bewaldete Hügel erheben sich hinter der Stadt und umgeben diese mit einem schmalen, grünen Saume. Nur wenige Schritte von dem Strande nach dem Innern zu finden wir wieder jene halbkahlen, halb mit Haidekraut und dürftigem Gras bestandenen Berge, die, fast menschenleer, nur Schafen zum Aufenthalt dienen. Sieht man die Bucht, den Hafen Obans, an, so glaubt man einen kleinen Teich vor sich zu haben, so abgeschlossen erscheint er. Dicht vor ihm zieht sich das Eiland Kerera mit seinen grasüberwachsenen Hügeln hin und läßt nur nach Süden und Norden zu schmale Wasserstraßen als Eingänge. Die nördliche Einfahrt wird durch die Ruinen von Dunolly Castle beherrscht, das auf jähem, felsigen Vorsprunge hier in das Meer hinaustretend, ehrwürdig und altersgrau, von Epheu umrankt, uns anblickt.

Im Westen hinter Kerera ragen die blauen Gipfel der Hebriden-Insel Mull empor, im Ben Mor (großen Berg) bis zu 3100 Fuß ansteigend. Der Hafen selbst zeigt wenig Leben, aber täglich kommen und gehen ein paar jener großen und gut eingerichteten Dampfer, welche die Reisenden von Nord und Süd herbeiführen. Einige graziöse Segelyachten und wenige plumpe Fischerboote liegen vor Anker. Tang und Muscheln bedecken das felsige Ufer, in der Luft kreischen weiße Möven — aber kein Handelsfahrzeug läßt sich sehen.

Die weithin berühmten Hebriden-Inseln Staffa und Jona werden am besten von Oban aus besucht, und die trefflichen Dampfer, die einen um den andern Tag durch die wilden, gefahrvollen Klippen, um die große Insel Mull herum, dorthin segeln, bringen jetzt alljährlich Tausende zu dem großen Wunder der Natur und der heiligen Insel, von wo aus das Christenthum nach England eingeführt wurde. Wer aber jene Inseln mehr als blos flüchtig betrachten will, der muß mindestens auf Jona bleiben und einen Dampfer überschlagen, da die Zeit, welche dem gewöhnlichen Touristen zum Beschauen gegönnt wird, viel zu kurz ist, um alle Einzelnheiten genau kennen zu lernen.

Beim herrlichsten Wetter verließ ich am 13. Aug. 1864 mit dem „Pioneer" den Hafen von Oban. Unser Kurs ging nördlich, und nachdem der altehrwürdige Wächter der Bucht, Dunolly Castle, hinter mir lag, bot sich bald, da, wo Loch Linnhe tief nach Westen ins Land hineinzieht, ein prächtiger Anblick dem Auge. Zur Linken erhoben sich Mulls blaue Berge, zur Rechten die vielgipfelige Kette der dunklen Morvenhügel des Festlandes, zwischen denen kleinere und größere Buchten einschnitten. Lang hingestreckt, an der Südspitze gekrönt von einem weißen Leuchtthurme, lag die Insel Lismore da; gefährliche Klippen und Felsen schauten aus den grünen, gegen sie anbrandenden Wogen heraus. Und zu den majestätischen Schönheiten, welche die Natur hier bietet, tritt die Sage und Geschichte heran. Ruinen alter Schlösser zu beiden Seiten des Sund von Mull, in den der Dampfer nun einfährt, blicken auf das schäumende Meer herab. Zur Linken, am Ufer Mulls, Duart Castle, zur Rechten auf jähem, felsigem Vorsprunge Ardtornish. Hier befehdeten sich die alten schottischen Clans, jene engverbundenen Sippschaften, welche die alte Geschichte Schottlands so blutig machten, oder saßen kühne Wikingerhäuptlinge, die vom Norden kommend, seeerfahren, bald der skandinavischen Rasse festen Boden auf gaelischer Erde bereiteten. Die ehrwürdigen alten Ruinen, von denen oft nur noch niedrige Mauern stehen, schauen auf Ruinen mehr modernen Ursprungs herab: auf die Wracks gestrandeter Schiffe, die an diesen gefahrvollen Küsten auf die Klippen geworfen wurden und hier Schiffbruch litten.

Aber die zerklüfteten wilden Ufer mit ihren hohen Bergen haben bei alledem etwas Todtes. Hier und da steht eine einsame Hochlandshütte — aber kein freundliches Dorf, kein Städtchen blickt uns entgegen, und selten segelt hier ein Schiff. Kein Baum steht an den Ufern, und nur Schafe erblickt man als kleine weiße Punkte zerstreut auf den Hügeln. So geht es durch den ganzen Sund von Mull, bis endlich am linken Ufer dieser Wasserstraße Tobermory, die Hauptstadt Mulls, in Sicht kommt. Es ist der lieblichste Punkt, den man auf der ganzen Fahrt berührt, ein idyllischer Ort, so ganz verschieden von der wilden Scenerie, die uns bisher entgegentrat. Durch einen engen Kanal, welcher durch Mull und die kleine Insel Calf gebildet wird, segelte der Pioneer in die runde Bucht, an der sich die weißen, sauberen Häuser des Ortes hinziehen. Terrassenförmig steigt die Küste hinter dem Städtchen in die Höhe. Alle Absätze rund um den Platz sind mit grünem Gestrüpp und Fichtenpflanzungen überzogen, durch welche ein Wasserfall in graziösem Bogen zum Meere herabrauscht. Wenige Boote lagen im Hafen; eins ruderte heran und holte die Post. Die Einwohner (1600 an der Zahl) nähren sich meist vom Küstenhandel. Tobermory ist ein keltischer Name und bedeutet Marienquelle. Ich glaube, es gibt keinen zweiten Punkt an der Westküste Schottlands, wo man in lieblicher Umgebung stiller und abgeschiedener von allem Geräusche der Welt leben könnte, als in Tobermory. Und doch war einst hier die See von Blut geröthet, denn im Jahre 1480 sah eine Bucht bei Tobermory, die noch jetzt die „bloody Bay" heißt, ein großes Seegefecht zwischen zwei feindlichen Parteien der Hebridenbewohner.

Da, wo der Sund von Mull nach Norden zu endigt, dehnen sich die Gewässer des Loch Sunart aus, und weit in die See hinaus ragend liegt Arduamurchan, die westlichste Spitze Schottlands, vor uns; hinter dieser erheben sich die zackigen Berge der großen Insel Skye. Wir umfuhren die Nordküste von Mull, und der Dampfer rollte nun auf den freien Wogen des Atlantischen Oceans. Die See ist in Folge von Strömungen und der vom Lande und zum Lande wehenden Winde meistens sehr unruhig, und die Brandung schlägt mächtig gegen Mulls Küsten an, die kahl, baum- und häuserlos uns in kühnen Formen entgegenstarren.

Als der Pioneer Caliach Head, eins der nördlichen Vorgebirge Mulls, umfahren hatte, bot sich der überraschende Anblick auf die in südwestlicher Richtung ziehenden Treshinish Eilande dar. In eigenthümlichen Formen, bald flach geformt, bald mit kuppelförmigen Domen versehen, steigen sie aus den Fluthen auf. Ihre charakteristischen, meist von der äußern Form hergenommenen Namen sind Fladda, Linga, Cairnburg, Dutchmans Cap und Bachmore. Sie sind alle vulkanischen Ursprungs, werden aber wegen der sehr stürmischen See, und da die Annäherung nicht ohne Gefahr ist, nur selten besucht.

Weiter nach Osten zu schmiegten sich einige andere Inseln an die Küste von Mull: Gometray, Ulva und Colonsay. Sie tragen denselben Charakter wie Mull, Alles auf ihnen erscheint öde und baumlos, und wie hoch der Werth eines Stück Holzes hier angeschlagen wird, erkennt man am besten aus folgender Anekdote. Als Dr. Johnson und Boswell (die eine der ersten Beschreibungen der Hebriden lieferten) im Jahre 1773 durch Mull ritten, verlor der

erstere seinen eichenen Spazierstock. Scherzhaft sagte er zu Boswell: „Der ist mir sicher gestohlen worden, denn bedenke doch den Werth eines solchen Balkens auf dieser baumleeren Insel!“

Nachdem wir zwischen den Treshinish Inseln und Gometray durchgefahren waren, lag Staffa deutlich vor uns. Der erste Anblick ist durchaus nicht dazu geeignet, besondere Empfindungen in uns wach zu rufen, denn die Insel unterscheidet sich von ferne gesehen, wenigstens von Norden her, wenig von den anderen, an denen wir bereits vorüberfuhren. Sie ist nicht besonders hoch, doch fallen ihre Ufer steil und fast kerzengerade ins Meer ab. Ihre Gestalt ist unregelmäßig eiförmig, die Oberfläche besteht aus einem gewellten Plateau, und das Ganze kann man in etwa ¾ Stunden bequem umschreiten. Bis zum Jahre 1772 wußte man wenig von dieser Perle der Hebriden; damals besuchte sie Sir Joseph Banks zuerst und machte sowohl die wissenschaftliche Welt als auch den Verehrer reiner Naturschönheit auf sie aufmerksam. Der alte Name ist skandinavischen Ursprungs und bedeutet Säuleninsel oder Stabinsel.

Der Dampfer fährt an der Ostseite der Küste entlang und hält an der Südspitze der Insel. Die Reisenden werden dann durch die wildfluthende Brandung mit Booten zum Ufer hinübergebracht. Der erste Anblick der senkrecht sich erhebenden Basaltsäulen, welche den mit Weideland überzogenen Gipfel tragen, ist ein überraschender. Abgetrennt von der Insel steht nicht weit vom Landungsplatz ein kegelförmiger aus Basaltsäulen gebildeter, etwa 30 Fuß hoher Fels in der Brandung, die von allen Seiten an ihm hinauf leckt und dort in irisirende Tropfen zerstäubt. Dieser Felsen, welcher von den Matrosen „der Hirt“ genannt wird, hütet gleichsam den Weg zur Fingalshöhle. Die Gleichmäßigkeit der Basaltsäulen, die ihn bilden, ist hier eine so große, daß man glaubt, sie seien künstlich alle nach demselben Maße ausgehauen.

Am Ufer selbst tritt uns zunächst die unzählbare Masse der abgebrochenen Basaltsäulen entgegen, die, treppenförmig neben einander stehend, einen bequemen Weg zur Fingalshöhle bilden. Da, wo sie von den grünen Wogen des Oceans bespült werden, sind sie kurz, dann nehmen sie allmälig an Größe zu, bis plötzlich aus den abgebrochenen Stümpfen heraus die hohe Südwand der Insel, ein majestätischer Säulenwald, eng geschlossen heraustritt. Die meisten dieser schwarzen Pfeiler sind von sechseckiger Form. Ich sah aber auch fünfeckige und einige wenige viereckige. Geht man über die treppenförmigen Säulenschäfte hinweg und biegt um einen kurzen Vorsprung, so befindet man sich am Eingange der Fingalshöhle, „vor dem Tempel, der nicht von Menschenhand erbaut wurde“. Großartig steht der Thorbogen des weithin berühmten Naturwunders vor uns, hinter ihm blicken wir in die aus schwarzen Säulen gebildete, luftig gewölbte Höhle, in der unten der Ocean Jahr aus Jahr ein ebbt und fluthet und prallend, mit eigenthümlichem Wiederhall, gegen die Pfeiler schlägt — ein sonderbarer Ton, welcher der Höhle bei den gaelischen Hebridenbewohnern den Namen der musikalischen — Uaimh Bhinn — verschafft hat. An der rechten Seite ist ein Seil bis zum tiefsten Punkte hingezogen, und mit Hülfe desselben kann man unter Springen und Klettern bis in den Grund der Höhle gelangen.

Wenn auch die Basaltsäulen nicht alle gleich geformt sind und oft die eine vor der andern hervortritt, so ist doch der Totalanblick der beiden Wände vom Hintergrunde aus ein gleichmäßiger; stolz steigen sie beinahe 70 Fuß senkrecht in die Höhe. Das Licht, das von vorn eindringt, wird an den Kanten der Säulen vielfach gebrochen, und die Schatten, welche durch einzelne Vorsprünge entstehen, bringen eine magische Wirkung hervor. Die Decke scheint, wie bei dem schönsten gothischen Dome, im Spitzbogenstyl gewölbt zu sein, und doch besteht sie nur aus abgebrochenen Enden hexagonaler Basaltsäulen, die schwarz und düster über unseren Häuptern schweben, aber fest mit der aus amorphem Gestein gebildeten Decke der Insel verwachsen sind. Die Maßverhältnisse der Höhle, die in einem glücklichen, harmonischen Zusammenhang stehen, bewirken es hauptsächlich, daß die täuschende Aehnlichkeit mit einem Dome uns fast zur Wirklichkeit zu werden scheint.*) Was Wunder, daß die Sage diesen Ort zum Aufenthalt Fingals machte! Mag auch der Naturforscher noch so oft an die hexagonale Absonderung des Basaltes denken, immer und immer wieder überwältigen ihn die staunenswerthe Regelmäßigkeit des Ganzen, die herrlichen Formen der Wölbung, die Eleganz der gesammten Verhältnisse und die Aehnlichkeit mit den schönsten Bauwerken. Und unten braust das nasse, flüssige Weltmeer, ein seltsamer Kontrast zu den unerschütterlichen, starren Säulen. Blickt man durch die Höhle hinaus, über die Fläche des Oceans hinweg, so erscheint nach Süden zu, gleichsam als Thor vor dem Eingange, blau und duftig aus den Wogen aufsteigend, die andere berühmte Hebriden-Insel, Jona.

Staffa ist gänzlich unbewohnt. Auf seinem Gipfel ziehen sich Wiesen hin, die früher einer Heerde Hochlandsrindvieh zur Weide dienten. In der Einsamkeit wurden diese Thiere aber allmälig so wild, daß Niemand ihnen mehr nahen durfte, ja ein Irländer fand durch einen der wilden Ochsen seinen Tod. An den Klippen brüten zahlreiche Schaaren von Seevögeln, die oft in großen Schwärmen kreischend auffliegen, um bald hoch in die Lüfte sich zu erheben, bald hinab in die Wogen zu tauchen und einen Fisch aus diesen hervorzuholen. Unter ihnen nimmt die Scharbe oder der Kormoran (Phalacrocorax carbo) einen hervorragenden Platz ein.

Eine eigenthümliche Erscheinung bringen mehrere Weichthiere an den Basaltsäulen hervor. So weit an diesen die Fluthhöhe reicht, sind sie über und über mit diesen meist weißen Thieren bedeckt und erhalten hierdurch ein förmlich gesprenkeltes Ansehen. Besonders häufig ist die gemeine Napfschnecke (Patella vulgata) und ein kleiner Turbo, sowie ein weißer Rankenfüßler (Balanus spec.) vertreten.

Die Flora bietet durchaus nichts von besonderem Interesse dar; sie gleicht der an den Küsten des Festlandes. Ich beobachtete die gemeine Haide (Calluna vulgaris), die Sumpfweide (Salix Lapponum), die Rosenwurz (Rhodiola rosea) ꝛc., die bald an den schwarzen Klippen, bald zwischen dem dürftigen Grase hervorsproßten.

Bei der Abfahrt von Staffa nach Jona bekommt man den schönsten Ueberblick der merkwürdigen Insel — denn nun tritt uns die herrliche Südseite entgegen, welche mit einem Blicke zu überschauen ist. Man sieht deutlich die drei verschiedenen Lagen oder Abtheilungen, aus denen Staffa besteht. Als Basis erscheint ein tuffiges Gestein; aus diesem wächst gleichsam die regelmäßige aus Säulen gebildete Wand empor, in welcher noch einmal die schwarze Oeffnung der Fingalshöhle uns entgegentritt, und über den Säulen folgt als Decke eine etwa 30 Fuß hohe Lage amorphen Basaltes.

Außer der Fingalshöhle hat Staffa noch einige andere Höhlen, die sich aber mit dieser an Großartigkeit nicht messen können und selten besucht werden.

---

*) Dr. M'Culloch hat im Jahre 1819 die Höhle sorgfältig gemessen und folgende Dimensionen gefunden: Höhe vom Wasserspiegel (bei mittlerer Fluth) bis zur Wölbung 66 Fuß; Breite der Höhle am Eingang 42 Fuß; im Hintergrunde 22 Fuß; Länge der Höhle 227 Fuß.

Jona, das etwa zwei Stunden südlich von Staffa liegt, war bald so deutlich sichtbar, daß wir den viereckigen Kirchthurm der alten Kathedrale unterscheiden konnten. Es zeichnet sich nicht durch hohe Formen, oder seltsam gestaltete Berge aus, im Gegentheil, es ist ziemlich flach, und der Hügel der Insel, Dunii, steigt zu keiner bedeutenden Höhe auf. Aber als der Punkt, von wo aus das Christenthum über die britischen Inseln verbreitet ward, hat es für die gläubigen Gemüther der Söhne Albions eine unwiderstehliche Anziehungskraft.

Nachdem der Reisende lange Zeit zwischen den Eilanden der Westküste Schottlands umher gefahren ist und fast nur wüste, klippige Ufer gesehen hat, trifft er plötzlich auf dieser einsamen Hebriden-Insel auf die schönen Reste einer alten Kathedrale, auf die Ruinen einer Abtei und auf einen alten Kirchhof, wie er interessanter und ehrwürdiger nicht gedacht werden kann. Und gegenüber diesen Ueberbleibseln des Alterthums, die von einer vergleichsweise hohen Stufe der Kultur Zeugniß ablegen, tritt ihm das jetzige Elend der gaelischen Bevölkerung, ein niedriger Standpunkt der Gesittung entgegen, und er kann es nicht unterlassen, über diesen Rückschritt nachzudenken.

Ueber Granit und Gneißgestein schreitet man dem am Ufer lang hingestreckten Dorfe zu. Es besteht aus etwa 40 elenden Hütten, die eine Bevölkerung von 350 Seelen bergen. Und dieses armselige Dorf führt den gaelischen Namen Baile Mor — große Stadt! Vor ihm zieht sich nach dem Strande zu eine aus rohen Feldsteinen aufgeworfene Mauer hin. Die niedrigen Häuser, die eins wie das andere gebaut sind, bestehen aus zwei Gemächern. Die Schornsteine sind nach Art aller gaelischen Hütten an die Giebelseiten gestellt; das Dach ist, genau wie überall in der nördlichen Hälfte Schottlands, mit Stroh gedeckt, und über dasselbe sind Strohseile hinüber gezogen. Im Innern dieser Hütten ist Alles roh, und Sauberkeit darf in ihnen auch nicht gesucht werden. Die gaelische Sprache ist noch die alleinherrschende, und schon in Folge dessen stehen die Bewohner Jona's auf einer ziemlich tiefen Stufe; noch heute benutzen sie Handmühlen, um ihren Hafer zu mahlen. Dem Reisenden, der Jona betritt, stürzt jetzt sogleich ein ganzer Schwarm Kinder entgegen, die ihm unter flehenden Geberden kleine Schnecken, Muscheln und getrocknete Meeresalgen anbieten. Das einzige englische Wort, was diese Kinder, um sich verständlich zu machen, dabei gebrauchen, ist Penny! Auffallend erscheint es, daß in Jona zwei Kirchen stehen — aber die formelle Spaltung, welche durch die ganze protestantische Kirche Schottlands geht, hat sich bis nach diesem entfernten Orte hin verpflanzt, und so hat Jona eine „free church“ und eine „established church“.

Die Bevölkerung hat doch in den letzten 40 Jahren einige Fortschritte gemacht und wird, wenn erst die englische Sprache die allein herrschende geworden ist, noch mehr sich entwickeln. Man sollte es kaum glauben, wenn man die Berichte des Geistlichen Legh Richmond liest, wie es im Jahre 1820 unter diesen damals halbwilden Leuten aussah. Von Schule und Kirche wußten sie nichts; Richmond stellte sich in die Ruinen der alten Abtei und predigte hier, auf den Grabsteinen alter Könige und Inselfürsten stehend, das Christenthum. Ein Dolmetscher mußte Wort für Wort ins Gaelische übertragen.*)

*) Richmond dichtete auch ein Kirchenlied für die Bewohner Jona's, dessen ersten Vers ich hier englisch nebst der Uebersetzung, als Probe der gaelischen Sprache, herstelle.

Thou god of all grace, o omnipotent Lord,
Fill our hearts with the power of thy soul-saving word.

Have mercy, Jehovah, and be it thy will
To save the poor children of I-columb-Kill.

Gaelisch:

A Dhé uile ghràsmhoir a Thi uile neartmhoir
Le d'phocal 's le d'spiorad gabh seilbh air ar cridh
Dean trocair Jehovah, is deònaich le d'fheartaibh
Lau shaorsadh o'm peacaibh do eileanich I.

Der einzige Besitzer der Insel ist der Herzog von Argyl, und die armen Leute der „großen Stadt“ sind seine Pächter. Sie gehen hier und da auf den Fischfang aus, denn Jona's Boden selbst bietet ihnen wenig. Von den 2000 englischen Ackern Landes, aus denen die Insel besteht, sind etwa 600 kulturfähig und mit Hafer und Kartoffeln bestellt. Der Rest besteht aus Hutweiden, kahlen Felsen und Sümpfen. Bäume wachsen auf der Insel nicht, nur vor dem einen Pfarrhause stehen einige verkrüppelte Eichen. Alles, was noch an Holz in den Ruinen der alten Kathedrale vorhanden war, ist von den Bewohnern längst aus diesen gestohlen worden. Der Name Jona (gaelisch I-shona) bedeutet „glückliche Insel“; häufiger gebrauchen die Einwohner jedoch den Ausdruck I-columb-kill = Insel mit Columba's Zelle.

Der heilige Columba war es nämlich, der im Jahre 563 mit 12 Genossen von Irland aus in einem Boote von Flechtwerk nach Jona übersetzte und der wilden Bevölkerung das Kreuz predigte. Bald waren es die Eingeborenen, bald skandinavische Seeräuber, welche die Mönche wieder verjagten, aber stets kehrten diese zurück und behaupteten sich aufs neue. In die alten Zeiten Columba's reichen freilich die Ueberreste der Gebäude, welche uns auf Jona überraschen, nicht zurück; sie sind darum nicht minder ehrwürdig und eines Besuches werth. Ihre Zerstörung datirt aus der Zeit der Reformation, als die fanatischen Anhänger von Johann Knox Alles zerstörten, was an den Papismus erinnerte. Manches kostbare Denkmal des Alterthums ging dabei verloren.

Nördlich vom Dorfe liegen die Ruinen. Zunächst fällt uns das Nonnenkloster auf; es ist im normannischen Rundbogenstyl erbaut, reicht schwerlich weiter als in das 13. Jahrhundert zurück und bietet außer einigen Leichensteinen aus dem 16. Jahrhundert nichts von besonderem Interesse.

Dicht bei demselben trifft man das erste jener keltischen Kreuze, die durch ihre eigenthümliche Form, durch die Art der Skulpturen, welche sie bedecken, und durch das Material, aus dem sie gearbeitet sind, unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Einst standen auf Jona so viele dieser Kreuze, wie das Jahr Tage zählt. Aber in der bilderstürmenden Zeit der Reformation verordnete die Synode von Argyl, daß die meisten in das Meer gestürzt würden, und so sind uns denn von allen 365 nur zwei vollständig erhalten geblieben. Ueberreste einiger anderen liegen als Grabsteinplatten auf dem alten Kirchhof. Ueber das Alter dieser Kreuze sind die Archäologen verschiedener Ansicht; jedenfalls ist es ein sehr hohes. Sie bestehen aus einer einzigen Glimmerschieferplatte, und es ist jedenfalls staunenswerth, wie dieses ungefüge Material bearbeitet wurde. Sogenannte Runenknoten — ganz verschieden von den skandinavischen Runen — überziehen die Fläche der Kreuze, um die sich oben ein runder Kranz herumzieht. Mac Cleans Kreuz beim Nonnenkloster enthält ein Bild der Kreuzigung, auf St. Martins Kreuz, dem zweiten wohlerhaltenen, das nahe bei der alten Kathedrale steht, sieht man Schlangen angebracht, die sich um Kugeln winden, heraldische Wappenlöwen und Maria mit dem Christusknaben. Graue Flechten überziehen diese Denkmäler, und wenn diese ihnen auch ein ehrwürdiges Ansehen geben, so schaden sie doch den Kreuzen selbst, indem sie

an dem Gesteine nagen und die Skulpturen auf demselben bis zur Unkenntlichkeit entstellen.

Mit Betrübniß muß auch der Freund des Alterthums erfüllt werden, wenn er auf den berühmten Friedhof tritt, denn alle die kostbaren Grabsteine, die in so großer Anzahl hier einer neben dem andern platt auf dem Boden liegen, sind dem Untergange geweiht; neugierige Touristen treten auf ihnen herum, so daß die feineren Skulpturen bereits alle verwischt sind. Und nichts geschieht, um dieser Barbarei Einhalt zu thun. Regen und Schnee tragen auch das Ihrige dazu bei, diese Denkmäler zu zerstören, welche so ihrem Verfall entgegen gehen.

Reilig Orain, der Friedhof St. Orans, spielt in der alten schottischen Geschichte eine große Rolle. Denn eine alte gaelische Prophezeiung sagt von ihm, daß er noch über den Fluthen stehen werde, wenn Irland und die umliegenden Inseln längst vom Wasser verschlungen wären. So ließen sich denn die Großen Schottlands hier begraben, und allein vierzig schottische Könige von Fergus II. bis zu Duncan I. und seinem Mörder Macbeth liegen hier bestattet. Die alten „Herrn der Inseln", die Aebte von Jona, zwei irische und ein französischer König fanden ihre letzte Ruhestätte hier. Welcher der vielen Grabsteine sie deckt, man weiß es nicht; denn die älteren Platten sind alle ohne Inschrift und zeigen höchstens heraldische Zeichen, aus denen sich unsichere Schlüsse ziehen ließen. Es ist uns noch eine alte Beschreibung dieses Kirchhofs aus dem Jahre 1594 erhalten geblieben. Der Dechant Donald Monro beschreibt in seiner altschottischen Mundart Reilig Orain: „Quhilk is a very fair kirkzaird, and weill biggit about with staine and lyme. Within this sanctuary are eirdit (beerdigt) the maist pairt of the Lords of the Iles, with their lynage — — because this sanctuary wes wont to be the sepulture of the best men of all the iles, and als of our kings — — because it wes the maist honourable and ancient place that was in Scotland*)."

Die älteren Grabsteine sind wie die erwähnten Kreuze aus Glimmerschieferplatten gearbeitet. Die verschlungenen Verzierungen auf vielen sind höchst geschmackvoll; allerlei Wappenfiguren finden sich angebracht, so z. B. ein Schiff mit gerefften Segeln, genau so wie es heute noch im Wappen der berühmten altschottischen Familie Campbell vorkommt, oder kurze breite Schwerter, geharnischte Ritter, die manchmal in Lebensgröße, haut-relief ausgemeißelt, in starrer Ruhe daliegen. Jüngere Grabsteine zeigen Inschriften in sächsischen Charakteren, doch schon so verwischt und zerstört, daß ihre Entzifferung schwerlich noch gelingen dürfte.

St. Orans Kapelle, welche auf diesem Friedhof steht, ist wohl das älteste Gebäude der Insel. Sie ist in verschiedenen Stylen aufgeführt — ein Theil zeigt den alten normännischen Bogen. Das Dach ist verschwunden und der Regen tropft nun auf die alten Gräber herab, die auch innerhalb dieser Kapelle liegen. „Hic jacet corpus Angusii, filii Domini Angusii Mac Domnill de Ila" sagt uns eine Inschrift in alten Lettern; es ist das Grab des jungen Angus, der in Walter Scott's „Lord of the Isles" unter dem Namen Ronald verherrlicht ist.

*) Die besten geschichtlichen Nachrichten über Jona hat das Werkchen: Staffa and Jona described and illustrated. Glasgow.

Die Ruinen der Kathedrale Jona's, zu denen wir nun gelangten, traten uns in massigen, durchaus unschönen Formen entgegen. Plump erhebt sich der dicke viereckige Thurm, und wenig Verzierungen schmücken die meist glatten Mauern. Aber im Innern werden wir dagegen durch luftig geschwungene Bogen und die schönen Fenster entschädigt. Aber auch hier begegnen wir wieder den verschiedensten Stylen. Die Länge beträgt von Ost nach West 160 Fuß, das Transept ist 70 Fuß lang, und da, wo Hauptschiff und Transept sich schneiden, erhebt sich der 70 Fuß hohe Thurm, ganz in der Weise, wie dies bei vielen schottischen Bauten z. B. bei der Kathedrale von Glasgow, bei Pluscardine Abbey, bei Yorkminster der Fall ist. Seine einzigen Verzierungen sind zwei viereckige Fenster mit zierlichen Maßwerken. Hübsche Verhältnisse zeigt der Chor. Die Knäufe der runden Säulen, welche die spitzbogigen Wölbungen tragen, sind mit einer Fülle grotesker Figuren versehen, welche, wenn auch nicht von der Kunstfertigkeit, so doch von der lebhaften Phantasie der alten Steinmetzen beredtes Zeugniß ablegen. Leider sind auch diese Figuren zum Theil schon arg verstümmelt. Nicht wenig trägt hierzu die Reliquienjägerei der Engländer bei, die nichts unangetastet lassen und überall ihre Namen anschreiben oder einkratzen. Drei verschiedene Farrn aus dem Geschlecht Asplenium (A. ruta muraria, A. Trichomanes und A. adiantum nigrum) überziehen die alten grauen Mauern, in denen einst die Vigilien der Mönche abgehalten wurden, in denen aber jetzt der neugierige Tourist pietätlos umherzieht.

Jona wird von der Insel Mull nur durch einen schmalen Kanal getrennt, der durch die abgerundeten Granitklippen, die überall aus ihm hervortreten, sehr gefährlich wird. Der am weitesten nach Westen vorgeschobene Theil der Insel Mull, die Halbinsel Roß, besteht vorzugsweise aus rothen Granitkuppen, die vollständig vegetationslos sich eine lange Strecke an der Südküste hinziehen. Es ist ein trauriger Anblick, der nur durch die unzähligen weißen Möven, welche dem Schiff folgen, etwas belebt wird. Nach Süden zu kommen nun die hohen Berge der Inseln Jura, Islay und Colonsay in Sicht. Der Dampfer nimmt einen östlichen Kurs. Auf die kahlen Granitfelsen, die der Küste ein ungemein einförmiges Ansehen geben, folgen vulkanische Gesteine jüngern Ursprungs, und bei Carsaig unterscheidet man wieder die schönsten Basaltsäulen; sie bilden hier einen Bogen, durch den der Ocean hindurchrauscht. Aber auch diese Südküste Mulls erscheint uns beim Durchfahren fast überall todt und unbewohnt.

Es war bereits dunkel geworden, als der Dampfer sich wieder der vor dem Hafen von Oban liegenden Insel Kerera näherte. Herren und Damen hüllten sich in ihre Plaids ein, und nur die unglücklichen Reisenden, welche, um Komödie zu spielen, den schottischen Kilt angezogen hatten, schlotterten bedenklich mit den Knieen. Zwei alte Musikanten an Bord des Pioneer spielten altschottische Weisen; sie handhabten aber die Harfe und Pfeife entsetzlich, und ich war froh, als die Lichter im Hafen von Oban uns zu Gesichte kamen, ihnen zu entrinnen, wenn auch noch lange die Weise ihres Hauptliedes mir im Kopfe nachsummte:

Should auld acquaintance be forgot
And never brought to mind?

Land und Leute am Frischen Haff.

Von **Friedrich Deutler** in Tolkemit.

Lage und Schiffbarkeit des Haffs. — Die Ufer im Sommer und Winter. Die Kämpen. Die Ortschaften am Haff. — Die samländische Küste. — Die Mennoniten, Katholiken und Protestanten. — Erzeugnisse des Meeres und Bodens. — Gewerbthätigkeit.

Zwischen Elbing, Königsberg und Pillau erstreckt sich das beinahe 15 Geviertmeilen einnehmende Frische Haff parallel mit der Ostsee hin. Es erscheint uns als ein Binnengewässer, denn vom Meere trennt es die lange Zunge der Frischen Nehrung (Globus VI, 333), und nur das 12 bis 14 Fuß tiefe Pillauer Tief verbindet es mit der offenen See. Die Nogat, Alte Weichsel, Elbing, Passarge und die Frisching sind die hauptsächlichen in dasselbe einfallenden Flüsse.

Da, wo sich meilenlange, nackte Sandbänke, sogenannte Haken, unter dem Wasser hinziehen, ist das Haff nicht fahrbar. An anderen Stellen jedoch, wo die Peilung 8 bis 12 Fuß Tiefe ergibt, können kleinere Fahrzeuge — Jachten, Lommen, Sicken, Steinzangerfahrzeuge, Keitel und Angelkähne — dies Wasser beschiffen. Seeschiffe finden jedoch hier keine genügende Tiefe, und selbst die auf den elbinger Schiffswerften gezimmerten müssen mit vielen Kosten und Schwierigkeiten über das Haff nach Pillau gebracht werden.

Meine Beschreibung gilt aber nicht dem eintönigen Wasser, das sich an hellen, windstillen Tagen wie ein Spiegel glättet, sondern den romantischen Haffufern, in denen Berg und Thal, Wiese und Wald wechseln. Laubholz und Kiefernwald ziehen abwechselnd an den Lehmhügeln sich hin, und an den Ufern rauschen die Binsen und Rohreinfassungen uns geheimnißvolle Sagen der alten Heidenzeit zu; aus ihnen steigt dicker, grauer Nebel auf und formt sich zu Gestalten, vor denen der abergläubige Fischer sich bekreuzigt. An die Ueberreste von Heidenburgen, von Hühnengräbern, an Kloster- und Schloßruinen knüpft sich hier manche Erinnerung an die Vorzeit.

Der Sommer am Frischen Haff ist kurz, er dauert nur drei Monate: Juni, Juli und August; aber desto schöner ist er auch, desto entzückender sein Blüthenschmuck. Im April und Mai, September und Oktober gibt es auch noch einzelne schöne Tage, aber ihnen folgen rauhe, kalte Nächte, die nur der Nordländer kennt und erträgt.

Der Winter verändert die Haffufer dergestalt, daß man kaum glaubt, es seien dieselben, die man im Sommer vor sich hatte. Ueber Berg und Thal breitet sich das mehrere Fuß hohe Schneegewand, und das Wasser ist oft von einer ellendicken Eiskruste überzogen. Dann klingt bei starkem Froste häufig ein donnerähnlicher Ton vom Eise zum Strand herüber, um im Bergecho oder im entlaubten Walde zu verhallen. Die Ausdünstung des Wassers hat sich einen Weg durch die Decke gebildet, und meilenlange, weitklaffende Risse zeigen sich im Eise. Sinkt die Eisdecke um einige Fuß, so schieben sich an diesen Rissen hohe Eisberge zusammen, welche über Nacht entstehen und verschwinden, je nachdem sich das Wasser hebt oder senkt. Der Winter am Haffstrande ähnelt dem Winter im Hochgebirge. Oft ist der Schneefall so heftig, daß er Berg und Thal verschüttet, der heranbrausende Nordwind 10 bis 12 Fuß hohe Schanzen aufweht und die schneebeschwerten Aeste des Kiefernwaldes unter der Wucht des Druckes zerbrechen.

Wer die Haffufer übersehen will, besteigt eins der von Elbing nach Königsberg fahrenden Dampfboote. Wir verlassen den elbinger Hafen — den Elbingfluß —. Zu unserer Linken liegt eine fruchtbare Niederung, die sich kaum aus den Fluthen zu erheben scheint, und deren Einfassung aus Binsen, Kalmus und Röhricht besteht.

Die Nogat und die Alte Weichsel, welche in den westlichen Theil des Frischen Haffs münden, bilden an ihren Ausflüssen deltaartige Arme, Rinnen genannt, zwischen denen sich kleine Inseln oder Kämpen hinziehen. Diese wogenumrauschten, grünen Eilande sind ungemein fruchtbar. Oft werden sie überschwemmt und haben im Frühjahre gewaltige Eisgänge zu überstehen, oft ragen nur noch die höher gebauten Wohn- und Wirthschaftsgebäude aus den Fluthen heraus. Aber desto üppiger entfaltet sich auch im Sommer das manneshohe Getreide, und überall sprießt ein grüner Rasenteppich hervor. Die Kämpen ziehen sich von der Nogat bis zu dem Dorfe Bodenwinkel auf der Frischen Nehrung hin.

Von der Nogat aus nach Osten und Nordosten erstreckt sich längs dem Haff eine Hügelreihe bis Brandenburg, zwei Meilen vor Königsberg. Bald tritt sie vorgebirgartig an die Wasserfläche hinan, bald zieht sie sich mehr zurück, um fruchtbare, oft meilenlange, jedoch nur schmale Niederungen aufzunehmen, die durch Alluvialanschwemmungen entstanden sind. Auf diesen letzteren liegen die Städte und Dorfschaften des Haffs, umgeben von hübschen Buchenwaldungen, ein freundlicher Anblick. Zuerst Steinort, dann Succase, berühmt durch seinen Obstbau, es folgt Panklau, und dicht dabei liegen die Ueberreste einer alten „Heidenburg", wahrscheinlich Lansanien; ein Erdwall, der einen vereinzelten Hügel umzieht, ist Alles, was von ihr übrig ist. Eine halbe Stunde weiter erhebt sich aus dunklem Buchenwalde das rothe Kirchdach und schlanke Thürmchen von Cadinen. Am Bergesabhange steht die Ruine eines Klosters, das einst von Bernhardinern bewohnt war und zu der am Feste der heiligen Portiuncula von weit und breit die frommen Wallfahrer herbeiströmten. Unser nächster Zielpunkt ist die Fischer- und Töpferstadt Tolkemit, welche im 13. Jahrhundert erbaut wurde. An die seltsamen altpreußischen Namen dieser Ortschaften knüpfen sich verschiedene Sagen; so soll einst der Heidenkönig Hoggo drei Töchter gehabt haben, denen er nach seinem Tode sein Land vererbte. Mita gab der Wehrburg Tolko den Namen Tolkomita, Cadina erbaute die Burg gleichen Namens und Pogesania, die dritte, wurde Priesterin. Nach ihr hieß später das ganze Land Pogesanien.

Unmittelbar hinter Tolkemit rückt die Hügelkette, deren höchster Punkt Patershöhe heißt, dicht an das Haff und bildet bis eine halbe Meile vor Frauenburg vorgebirgartige Höhenzüge. Hier beginnt nun Alluvialland; bei Wyck stehen Kiefernwälder, und nicht weit davon am Ufer liegt ein großer, moosbewachsener Stein, der Heiligenstein. Auch an ihn knüpfen sich Sagen von Riesen; nach der Meinung Vieler ist es ein altheidnischer Opferaltar, der zu Ehren Kurchos, des Gottes des Essens und Trinkens, aufgestellt war und dem Fische und die Erstlinge des Frühjahrs geopfert wurden.

Frauenburg, der Sitz des Bischofs von Ermeland, liegt an dem 80 Fuß hohen Domberg, einer Düne, von welcher die sechsthürmige Kathedrale mit dem Grabe des großen Astronomen Copernicus uns entgegenblickt. Bei Passarge treten die Berge wieder hervor. Der Ort besteht aus zwei verschiedenen

Dörfern: dem katholischen Neu- und dem protestantischen Alt-Passarge, und hinter diesen zeigt sich das weiter landeinwärts liegende Städtchen Braunsberg.

An Büsterwalde vorüber gelangen wir nach Leysuhnen, hinter dem die Drechslerstadt Heiligenbeil hervorblickt. Es folgen die Güter und Fischerdörfer Banau, Reinschhoff, Tollendorf und zuletzt Balga, wo die Trümmer einer alten Kreuzherren-Ordensburg an ehemalige Pracht und Herrlichkeit vergangener Tage erinnern. Auf einem von Buchengestrüpp umkränzten Hügel, an den sich wieder Schilf und Rohr anschließen, erhebt sich das alte, verfallene Gemäuer. Früher stand hier die „Heidenburg" Honeda. Hermann Balk eroberte sie und erbaute auf ihren Trümmern Balga. Bei Kahlholz bildet die Küste einen halbinselartigen Vorsprung. An Patersort vorüber kommen wir zu der Stadt Brandenburg, die dicht am Haff liegt. Sie ward 1267 von Kreuzfahrern erbaut und den Markgrafen Otto und Johann von Brandenburg zu Ehren benannt. Hier hören die Hügel gänzlich auf, denn eine einförmige Niederung beginnt, welche sich wie ein blühender Garten mit grasreichen Wiesen und üppigen Saatfeldern vor uns ausdehnt. So geht es bei Schakuhnen, Wangitt, Heide vorbei nach Königsberg, der Stadt am Pregelstrande.

Zwischen dem Kurischen und dem Frischen Haff und der Ostsee liegt ein Stück Land von beinahe viereckiger Gestalt, das alte Samland, dessen Ufereinfassung nach der Haffseite zu noch in unsere Skizze gehört. Der Strand gewährt wenig Abwechslung; doch besitzt er auch seine Eigenthümlichkeiten und Schönheiten. Hinter den Strandorten Nautzwinkel, Heidekrug, Zimmerbude und Peise dehnt sich die Kopernische Haide aus, wo einst Martin Golins Burg, Konoweidit, stand. Den Ort, wo vier seiner wackeren Gefährten von Heiden überfallen und erschlagen wurden, bezeichnet eine Holzsäule, die der Landmeister Meinhart von Querfurt setzen ließ. Interessant wird die wilde Haide noch durch die vielen „Hühnengräber" oder „Kapurnen", die in ihr gefunden werden.

Bei der Stadt Fischhausen, die in der samländischen Geschichte eine bedeutende Rolle spielt, erhöht sich die Uferlandschaft wieder. Bei hellem Wetter sieht man vom Haff das bei Tenkitten befindliche Kreuz, welches an den heiligen Adalbert von Böhmen erinnert, der als Glaubensverkündiger im Jahre 997 von den heidnischen Preußen erschlagen wurde. Wir kommen zu dem Schlußstücke des Haffufers; hinter dem Fischerdorfe Alt-Pillau stand vor nicht viel länger als 200 Jahren nur ein Blockhaus, um die Seetonnen aufzubewahren. Jetzt erhebt sich dort die Festung Pillau, zu der Gustav Adolf den Grund legte, und bei der ein heller Leuchtthurm den sichern Hafen verkündet. Unsere Strandreise um die Haffufer ist hier beendet.

Die Anwohner des Haffs sind ein gut preußisch-deutscher Menschenschlag, mit nur geringer slavischer Beimischung. Weithin an den Ostmarken des Vaterlandes lebend, haben sie aber ein lebendiges Gefühl der Zusammengehörigkeit mit demselben.

Leider theilt das religiöse Bekenntniß die Haffleute in drei sich sehr von einander scheidende Gruppen. Doch sind die religiösen Unterschiede nur bei der Landbevölkerung, nicht bei der mehr duldsamen und civilisirten Stadtbevölkerung zu erkennen. Die drei großen Religionsgemeinschaften sind die der Mennoniten, Katholiken und Protestanten.

Der Mennonit hat seinen Wohnsitz auf den Kämpen des Haffs und weiter landeinwärts aufgeschlagen. Er ist ernst, verschlossen und gibt sich offen und rückhaltlos nur gegenüber seinen Glaubensgenossen. Seit seiner Einwanderung in Preußen hat er sich sehr verändert; anfangs arm, gelangte er durch Fleiß zur Wohlhabenheit. In seinem Hause herrscht Ordnung und Sauberkeit. Still und geräuschlos, ohne zu fluchen, ohne heftige Worte auszustoßen, vollbringt er sein Tagewerk. Freude und Schmerz ändern wenig in dem Alltagsgange und Einerlei seines Familienlebens.

Die strengen Mennoniten, deren es jetzt nicht mehr so viele gibt wie früher, feiern ihre Familienfeste ohne Tanz, ohne Musik und bringen sich bei den Nachbaren in den Ruf des Geizes.

Der Mennonit, als Inhaber eines Privilegiums, für welches er eine kleine Steuer entrichtet, nimmt in Preußen eine bevorzugte Stellung ein, die keinem Stand, selbst nicht dem hoch bevorzugten Adel, zukommt. Seine Söhne, wohlgebildete, kräftige Menschen, sind nämlich militärfrei. Während der katholische und protestantische Nachbar seine Söhne zum Kriegsheer stellen muß, bewirthschaftet der Mennonit mit den daheim bleibenden Söhnen seine nicht unbedeutenden Güter und gewinnt augenscheinlich dadurch an Wohlhabenheit. Eine Entschuldigung für dieses nirgends sonst existirende Vorrecht findet er in seinen religiösen Gesetzen. Warum gebraucht er aber das Feuergewehr auf der Jagd, — er — der Mann des Friedens, der keine Waffen tragen soll? — Gewiß wird auch die Zeit nicht mehr fern sein, in der auch die Mennoniten, gleich den anderen Staatsbürgern Preußens, an der Landesvertheidigung mit Theil nehmen müssen.

Der Katholik bewohnt den Landstrich von Tolkemit bis zum Fluß Passarge, also das Ermeland. Man erkennt sofort die katholische Gegend an den Kreuzen und Heiligenbildern, welche an den Landstraßen stehen.

Dem Ermeländer ist die Kirche die Hauptsache und der Priester eine Person, der er unbedingtes Vertrauen schenkt; deshalb sieht es der wohlhabende Bauer auch gern, wenn wenigstens einer seiner Söhne Theologie studirt, damit er ein „Herr" werde. Für Klöster, Kirchen und kirchliche Zwecke hat der katholische Bauer auch mehr übrig, als für Vergnügungen, denen er im Ganzen nicht viel nachgeht. Der Volkscharakter ist ein durchweg guter.

Der Ermeländer verheirathet seine Kinder nicht mit Andersgläubigen, deshalb bleibt dieser Strich in sich abgeschlossen, und man kann gerade nicht sagen, daß Ermeland sich dadurch im Nachtheil befände. Denn die Güter bleiben beisammen, und die Landwirthschaft hebt sich.

Aber nicht allein die Kreuze und Heiligenbilder kennzeichnen das Ermeland. Es ist noch etwas Anderes, was in die Augen fällt, nämlich die kleidsame Tracht der Frauen. Das Haupt ist bedeckt mit einer kostbaren, goldgestickten Kappe, welche ein nach hinten gelegter, gekrauster, weißer „Nettstrich" wie ein Heiligenschein umgibt. Seidene, möglichst helle Bänder krausen sich als Bindeband über die Backen, flattern dann aber lang über die Brust. Eben so hängen vom Mützenboden ausgehende, lange Bänder von derselben Farbe über die Schultern. Eine Jacke von hellem Zeug oder Tuch umkleidet die Brust, während ein helles Kleid oder ein rother, reich über die vollen Hüften gefalteter Friesrock den übrigen Körper verhüllt.

Die ermeländischen Frauen sind schlank und wohlgebildet, besitzen aber eine Neigung zur Korpulenz. Ihr Betragen ist äußerst zurückhaltend und sittig, so daß ein Fremder sich wundern muß, wie die einfache Bäuerin zu diesem Anstand und den feinen Manieren gelangt ist.

Die Protestanten, bei weitem der überwiegende Theil der Bevölkerung, huldigen durchschnittlich dem fortschreitenden Zeitgeiste; und schon theilweise aus diesem Grunde hat sich nur noch in einzelnen Gegenden am Haff, namentlich auf der elbinger Höhe — zwischen Elbing und Cadinen — die bäuerliche Kleidung erhalten. Diese Bauern tragen eine blaue, mit gelbblanken, glatten Knöpfen besetzte Jacke und eine Weste derselben Art. Die blauen Beinkleider stecken in riesigen, bis an die Kniee gehenden

„Schmierstiefeln“. Der Hemdkragen enthält ein blau eingewirktes Blumenmuster.

Die Bauernfrau, gewöhnlich klein und nicht hübsch, liebt die dunklen Farben. Ein schwarzseidenes Kopftuch, dessen lange, zusammengebundene Zipfel wie Hörner an den Scheitel kleinen emporstehen, ist über eine darunter gesetzte weiße Kappe gewunden und steht nicht gut zum Gesicht. Die schwarze Tuchjacke mit gelbblanken Knöpfen ist mit nach oben stark gepufften, unten engen Aermeln versehen und der grüne, blaue oder rothe Friesrock, der kaum bis an die Knöchel reicht, mit buntem Band besetzt. Eine fast den ganzen Rock bedeckende blaue Schürze mit Randverzierung und beschnallte Schuhe vollenden die Tracht.

Der niederunger Bauer ist äußerlich ein Kavalier, er lebt im Wohlstande und Luxus, fast verschwenderisch. Seine Festlichkeiten, Hochzeiten, Schmausereien ꝛc. dauern Tage lang. Seine Gebäude sind prächtig aufgeführt, er selbst aber bleibt der Plattdeutsch sprechende Einsasse.

Der Weidenbaum kann von dem landwirthschaftlichen Bild der Niederung nicht getrennt gedacht werden. Er liefert das Material zu den Acker- und Gartenzäunen, zu Hausgeräthen und Körben, Sensen- und Sichelstielen. Das in den Rinnen ausschießende Rohr braucht der Niederunger zur Bedachung seiner Häuser, die Stoppeln zum Brennmaterial. Hauptsächlich betreibt der Bauer dieser fruchtreichen Distrikte Viehzucht, Käse- und Butterbereitung. Seine Produkte gehen weit und breit über die ganze Provinz.

Der Bauer der Höhe sticht gegen den Niederunger wesentlich ab. Er ist geizig, nicht so reinlich, weniger geputzt und hält fester an den alten Sitten und Gebräuchen, von denen er sich ungern trennt. Holz besitzt er im Ueberfluß, deshalb sind seine Ackerumfriedigungen von massivem Holz erbaut; selbst auf die Gebäude legt er zur Befestigung des Strohdaches spitzwinkelige Aststücke. Auf der elbinger Höhe verschachert er seine Töchter förmlich an den Meistbietenden — ein Unfug, der im Ermeland auch noch vorkommt. Der Bräutigam sieht gar nicht auf Schönheit und Tugenden der Braut, sondern auf Reichthum, auf Vieh- und Pferdestand und nimmt die Braut als Zugabe mit in den Kauf. Wittwen besorgen sich sogar selbst ihren zweiten Mann und freien diesen oder jenen durch einen Werber an. Doch sind diese Ehen auf ihre Weise glücklich — der Mann bekümmert sich auch wenig um seine Frau, und doch kommt Ehebruch fast nie vor.

Die Hauptbeschäftigung der Bauern auf der elbinger Höhe und im Ermelande besteht neben dem Ackerbau im Spinnen und der Leinwandbereitung. Die ganze Bauernfamilie benutzt den langen Winter zum Spinnen und den Frühsommer zum Weben. Der Mann besorgt den Acker, während die Frau und die Töchter am Webstuhl sitzen. Die Leinwand ist leicht in den Städten abzusetzen, namentlich auf dem danziger Dominiksmarkte, wohin von weit und breit mit der Leinwand gewandert wird.

Der Schiffer, welcher auf Jachten und Lommen Frachtstücke am Haffstrande von einer Stadt zur andern befördert, sich auch wohl in das Kurische Haff und in die Ströme begibt, macht ganz den Eindruck eines Seemannes. Sein Betragen ist naturwüchsig; er liebt Uebertreibung in seinen Erzählungen und die Ruhe auf seinem Fahrzeuge. Windstille, glattes Wasser kann er nicht leiden, dann muß er ans Ruder; deshalb fürchtet er keine Bö, keinen Sturm, „wenns ihm auch tüchtig ausspielt“, wie er selber sagt. Obgleich er viel in größere Städte kommt, schleift er sich doch nicht ab, die Manieren bleiben die alten; er trinkt seinen Brantwein fort und kaut Tabak.

Der Fischer ist ein ernster, ruhiger, bescheidener Mann. Unter diesen Leuten gibt es eisenfeste Naturen, die sich aus Sturm und Arbeit nichts machen und zur Herbst- und Frühjahrszeit hinaus ins Haff segeln, um die Netze auszuwerfen. Und alljährlich kann man die Klage hören, daß wieder einer der Braven in den nassen Fluthen sein Grab gefunden.

Viele Ortschaften besitzen noch alte Fischereigerechtigkeit, andere dagegen haben dieselbe verloren. Das Privilegium der Keitelfischerei ist das merkwürdigste, welches man am Hasse findet. Vom Monat Juni bis Ausgang Oktobers hat der Alt-Passarger das verbriefte Recht, sich mit einem Keitel (deren 30 vorhanden sind) auf das Haff zu begeben. Am Sonntag Abend fährt er aus und kehrt erst am folgenden Sonnabend heim, so daß er volle acht Tage auf dem Wasser bleibt. Der Keitel ist ein einmastiges Schiff, welches ein Treibnetz nach sich zieht, mit dem man Tag und Nacht fischt. Der Keitler wird deshalb von seinen kleineren Concurrenten gehaßt. Er segelt an ihren winzigen Fahrzeugen stolz vorüber, reißt auch wohl deren Netze und Leinen mit sich fort, kurzum, er verursacht den mit kleinem Gezeug Fischenden und dem Staker, der die Fische mit einer Stange „aufstakt“, vielen Schaden.

Zur Fischerei hat jeder am Haff Wohnende ein Recht, wenn er die Steuer dafür beim Oberfischmeister in Frauenburg entrichtet. Man unterscheidet die kleine und große Garnfischerei, die selbstverständlich in kleineren (Sicken) oder größeren Fahrzeugen (Angelkähnen) und Netzen betrieben werden. Der Oberfischmeister führt die Aufsicht über die Haffischer. Ihm sind die Fischmeister und Fischerschulzen untergeordnet. Alle haben darauf zu sehen, daß nicht zu kleinmaschige Netze in Anwendung gebracht und die jungen Fischbruten vertilgt werden.

Nicht allein im Sommer, sondern auch im Winter macht sich der Fischer hinaus aufs Haff. Er schlägt in das Eis Löcher, welche etwa 15 Fuß von einander stehen und in gerader Linie hinter einander verlaufen. Von Loch zu Loch schiebt er sein Netz unter dem Eise fort und zieht es, nachdem er einige hundert Schritt unter dem Eise damit fortgegangen, empor. Oft ist der Fang bedeutend. Von weit und breit, selbst aus Polen, kommen zur Winterszeit Kaufleute herbei, um die Fische aufzukaufen und zu versenden.

Als Vermitttler des Handels auf dem Haff ziehen von Stadt zu Stadt auf ihren „Sicken“ genannten Fahrzeugen Handelsleute, welche als ein Mittelding zwischen Fischer und Schiffer angesehen werden. Ihr Hauptartikel sind lebende Fische, die sie in einem durchlöcherten Kasten mit sich führen. Aber sie kaufen auch die verschiedenen Erzeugnisse der Gegend auf und sorgen für deren Absatz.

Im Juli reifen in den Wäldern die Heidelbeeren (Blaubeeren genannt). Alt und Jung, ja ganze Familien wandern hinaus, um die Beeren in Kübeln und Töpfen zu sammeln. Abends kehren sie zum Strande zurück und verkaufen sie jenen Handelsleuten, welche damit in großen Städten bedeutende Geschäfte treiben.

Die Haffufer nach der elbinger Höhe zu bilden, außer der graudenzer Niederung, die Obstkammer Westpreußens. Dieses Obst macht der Handelsmann ebenfalls zum Gegenstande seines Kaufes. Kirschen, Birnen, Aepfel, Pflaumen erhandelt er und segelt damit in große Städte.

Ein Hauptgeschäft bildet der Brennholz-, Faschinen- und Besenhandel nach der Niederung und der Butter-, Käse- und Gemüsehandel nach der Höhe. Der Handel mit Schweinsborsten für die Bürstenbinder, mit Eichenrinde für die Gerber, selbst der mit Kartoffeln ist gleichfalls zu erwähnen. Der Aufkäufer bildet den Vermittler zwischen Stadt und Land, Höhe und Niederung und macht dabei seine guten Geschäfte.

Im Herbst, September, Oktober, beginnt in der Strecke zwischen Elbing und Frauenburg der Drosselfang, durch den sich viele Familien dieser Ortschaften eine Art Existenz verschaffen. Jeder Bürger Tolkemits, jeder Strandbewohner dieses Landstrichs legt im Walde seine Dohnen und fängt mit den Ebereschen- (Quitschen-) Beeren, welche er darin befestigt, täglich 6 bis 20 Paar Drosseln. Wenn die „Quitschen“, welche hier aller Orts

an den Landstraßen stehen und den Drosselfängern verkauft werden, gut gerathen, dann gibt es, nach der Ansicht der „Dohnenleger", viele Drosseln. Nach der Drosselzeit finden sich Krammetsvögel und zuletzt die Seidenschwänze ein. Ganze Schiffsladungen und Fuhrwerke, welche von den Handelsleuten ausgerüstet werden, gehen, gefüllt mit Vögeln, aus dieser Gegend nach großen Städten, selbst nach Berlin.

Der Steinhandel gibt ebenfalls tausenden von Menschen das Brot. Theils werden die Steine aus den Bergen, namentlich zur Winterszeit, gegraben, theils aus dem Hasse (dem Frischen und Kurischen) und an der samländer Ostseeküste „herausgezangt". Ein eigenes Gewerbe hat sich gebildet, das nur der Küstenbewohner dieses Landstrichs kennt, das Gewerbe der Steinzanger.

Es sind riesige Leute, welche sich dazu hergeben, denn schwächliche würden zu Grunde gehen. Die Steinschiffer fahren in großen eigens dazu erbauten Lommen an den Ort ihrer Bestimmung, um dort vermittelst großer eiserner Zangen, welche sie vom Maste tief ins Wasser senken, den Stein zu fassen. Wenn derselbe fest im Zangenmaul liegt, dann wird er emporgehißt und in den Schiffsraum gesenkt; ist er zu groß, so spannen wohl mehrere Lommen zusammen, um ihn gemeinschaftlich zu bewältigen. Will aber auch dies nicht gelingen, dann muß der Stein unter dem Wasser durch eigens dazu angefertigte Zündröhren gesprengt werden. Oft liegt der Stein während des Aufhissens fest in der Zange, aber — da reißt die Kette, oder die Zange selbst zerbricht — der Stein fällt in den Schiffsraum und zerschlägt die Wandungen der Lomme. Natürlich ist dann das Fahrzeug, manchmal auch die Bemannung desselben verloren.

Die verschiedenen Gewerbe wirken natürlich auf die körperliche Beschaffenheit der damit Beschäftigten wesentlich ein.

Der Ziegelbrenner, der Dachpfannenmacher, der Kalkbrenner und Töpfer (Hafsner) können nicht so kräftig sein, wie der Wasserfahrer.

Die schlechteste Stellung nimmt der Töpfer ein. Er erreicht auch selten ein hohes Alter. Die Stadt Tolkemit ist der Hauptsitz der Töpferei, die hier von mehr als 60 Familien betrieben wird. Im Winter holt sich der Töpfer das Material aus den Bergen. In Ziegelform haut er den Thon aus und schafft ihn in seine Werkstatt oder in seine Vorrathsgrube. Vor der Benutzung wird derselbe von Steinen befreit und mit den Füßen geknetet. Nun erst ist er — als Schluf — für die Drehscheibe verwendbar. Schüsseln oder Töpfe kommen als Rohgeschirr zum Trocknen in die Sonne. Der Töpfer bereitet sich selbst das Bleioxyd in eigens dazu konstruirten Kaminen. Er erhitzt das Blei so lange, bis es sich zu Staub verwandelt (Bleiäschern) und mischt es mit Eisenschlag und Sand zu Glasurpulver, womit er das Rohgeschirr bestreut (gläst). Zuletzt geht Alles in den Brennofen, und endlich ist die Waare fertig. Das Geschirr wird weit und breit in die Provinz und darüber hinaus gebracht, die großen Milchschüsseln gehen in die Niederung, die Töpfe in große Städte. Natürlich leidet des Töpfers Gesundheit am meisten, er setzt sich fast täglich der Bleivergiftung aus. Bleikoliken und Bleilähmungen sind bei ihm häufig anzutreffen. —

Der Böttcher (Anfertiger großer Fässer und Wannen ꝛc.) und der Bechler (Anfertiger kleinern Zeuges, Eimer ꝛc.) ist kerniger und gesünder, aber arm und mittellos, wie die Töpfer. Auch sein Fabrikat findet weit und breit Absatz.

Der alte Kernstamm der Leute am Hass ist blauäugig, blondhaarig; die derbe, große Schwielenhand, das treue Auge verkünden, daß hier an der äußersten Gemarkung unsers Vaterlandes das deutsche Herz so schlägt, wie im Süden, Westen und Osten, und daß der einzige große Gedanke der Zusammengehörigkeit Deutschlands tief in unserer Ueberzeugung wurzelt.

Moskau's öffentliche Gebäude.

(Mit einer Ansicht des Kreml in Moskau.)

Von **V. Lohse.**

Unglücksgeschichte der Stadt. — Die Straßen. — Gouvernementsgebäude. — Promenaden und Vorstädte. — Der Kreml. — Kitai Gorod. — Die Paläste und die Rüstkammer. — Die Kirchen.

„Nach Moskau müssen Sie gehen, um Rußland kennen zu lernen", sagte Kaiser Nikolaus zum Marquis von Custine, als derselbe sich in Petersburg vom Czaren verabschiedete. „Hier sehen Sie nur London, Paris, Berlin, Wien im modernisirten Zuschnitte; in Moskau sehen Sie die ganze russische Geschichte, Sie sehen den Mittelpunkt des Reiches; Sie sehen, was es gewesen ist und was aus ihm noch werden kann."

Und gewiß, wer Rußland nach seinem Wesen und die Volksthümlichkeit der Moskowiten studiren will, kann nur in Moskau eine klare Anschauung davon bekommen.

Die entsetzlichen Schicksalsschläge, welche die alte Czarenstadt seit ihrer Gründung getroffen, stehen unerreicht in der Geschichte anderer europäischer Städte von gleicher Bedeutung. Im 14. Jahrhundert wurde Moskau unter der Regierung Basil II. von Tamerlan, dem gewaltigen Mongolenführer, von Grund aus zerstört; kaum wieder erstanden, erlag es aufs Neue den über Rußland hereinfallenden Tatarenhorden, welche es erst nach einem achttägigen Brennen und Morden, vollständig verwüstet, verließen. Ungefähr 70 Jahre später wurde Moskau durch einen Brand heimgesucht, welcher beinahe die ganze Stadt in Asche legte, und bei dem über 2000 Menschen in den Flammen umkamen. Von den russischen Erbfeinden, den beutelustigen Tataren, wurden dann 1571 wiederum die Vorstädte Moskau's erobert, geplündert und verbrannt, wobei ein wüthender Orkan auch in der Stadt große Brände veranlaßte. Bei diesem furchtbaren Unglücke, das die „heilige Stadt" getroffen, sollen 100,000 Menschen durch die Tataren und die Flammen hingeopfert worden sein. Im Jahr 1611 wurde ein großer Theil der Stadt durch die erobernden Polen zerstört, und als im Jahre 1812 die Bevölkerung von Moskau sah, daß die russischen Truppen sich vergebens anstrengten, die gegen sie heranziehenden Schaaren Napoleons zu bekämpfen, übergab sie ihre alte heilige Stadt dem Alles verzehrenden Elemente. Eines der größten Opfer, welches jemals der Vaterlandsliebe geweiht wurde. Moskau, das Ideal einer Stadt für jeden Russen, die Schatzkammer der heiligsten Reliquien und Reichthümer der russischen Kirche, welche selbst die Barbaren aus Ehrfurcht nicht anzutasten wagten, wurde opferwillig in Brand gesteckt als das einzige Mittel, um Napoleons Sturz herbeizuführen.

Seit jenem verhängnißvollen Jahre ist die Entwicklung der

Stadt in keiner Weise wieder gestört worden; neue Häuser sind an der Stelle der verbrannten wieder erstanden, und nur die Führer zeigen dem staunenden Fremdling noch wie weit einst die Grenzen des ungeheuern Brandes gingen. Alle Spuren von dem Aufenthalt des französischen Heeres sind vollständig getilgt worden, und nur das Fehlen einiger im Brande untergegangenen Merkwürdigkeiten zeugt von dem Vorhandensein der großartigen Katastrophe.

Die Großartigkeit der Paläste auf dem Kreml, die Pracht und der Reichthum, welchen die 375 Kirchen und 21 Klöster zur Schau tragen, die Vollständigkeit der Museen und Bibliotheken, die allerdings 1812 theilweise fortgeschafft waren, die eleganten Privathäuser auf den neu angelegten Boulevards lassen das entsetzliche Unglück, welches die Stadt vor erst 52 Jahren getroffen und ihr mehr als die Hälfte ihrer Kirchen, Paläste und Häuser gekostet hat, nicht mehr ahnen.

Moskau ist eine sehr unregelmäßig gebaute Stadt. Keine Straße ist gerade, die wenigsten sind gepflastert, keine ist mit Beleuchtungsapparaten versehen, doch soll diesem Uebelstande jetzt abgeholfen werden. Die Häuser, große und kleine, öffentliche Gebäude, Kirchen und Klöster, Hospitäler, Schulen und Kasernen stehen in bunter Reihe neben einander. In den bergauf und bergab ziehenden krummen und winkligen Straßen eröffnen sich oft hübsche Aussichten auf das große Häusermeer mit seinen bunt gemalten Dächern, seinen eingestreuten Gärten und den goldenen und silbernen Kuppeln seiner Dome und Kirchen.

Im Jahre 1813 kam es hauptsächlich darauf an, Moskau so rasch als möglich wieder aufzubauen; es wurden deshalb die Häuser, ohne Rücksicht auf Regelmäßigkeit der Straßen, beinahe alle an derselben Stelle, auf welcher sie niedergebrannt waren, wieder aufgebaut. Das Ganze hat wenig durch die Zerstörung des Alten gewonnen, doch sind die neueren Häuser den modernen Anforderungen mehr entsprechend. Es wurden auch mehrere öffentliche Gärten und Promenaden angelegt; daher verbindet Moskau mit dem Reize einer neuen Stadt die angenehme und malerische Unregelmäßigkeit einer ganz alten. In einer Straße sieht man neben einem großen Palaste, welcher in ächt russischer Weise mit korinthischen Säulen überladen, mit großen Auffahrten und reich verzierten Balkonen versehen ist, ein einfaches, geweißtes, einstöckiges hölzernes Haus von orientalischer Bauart mit plattem Dache, das als bescheidene Wohnung einem Kaufmann oder Handwerker dient. Nahe dabei eine kleine Kirche mit einer grünen, silberbesternten Kuppel, dann kommt eine Reihe kleiner Häuser, welche den Tatarenwohnungen im Süden ähnlich sind, und diesen folgen wiederum kolossale Etablissements, sogenannte Gouvernementsgebäude, wie sie wohl in ähnlicher Größe und Anzahl nirgends, außer in Rußland, angetroffen werden.

In Moskau befinden sich ein Arsenal für 100,000 Mann, 22 große Kasernen, 47 vorzüglich eingerichtete Hospitäler und 82 Armenhäuser; ein Findelhaus, das größte in Europa, in dessen hellen, großen und gesunden Räumen ungefähr 6000 von ihren Eltern ausgesetzte Kinder geistige und leibliche Nahrung erhalten. Während des Krimkrieges wurden die Kinder zu Landleuten in Verpflegung gegeben, und das Haus wurde verwundeten Kriegern zur Verfügung gestellt. Man sagt, daß zu einer Zeit 4557 Verwundete und im Ganzen über 40,000 Mann in demselben aufgenommen und verpflegt worden sind.

Auf einem Spaziergange glaubt man sich oft bei dem Gewinde kleiner Straßen in eine sehr unbedeutende Stadt versetzt, bis plötzlich eine Biegung auf einen großen freien Platz führt, welcher mit prächtigen Kirchen und großen Wohnhäusern eingerahmt ist; — oder es eröffnet sich die Einsicht in einen mit Geschmack angelegten Park. Die innere Stadt ist durch eine 30 Fuß hohe, aus weißen Kalksteinen aufgeführte Mauer, die einen Umfang von 30 Werften (etwa 4 deutsche Meilen) hat, durch freie Plätze und neue sehr zierlich bepflanzte Promenaden von den 30 Vorstädten oder Sloboden getrennt. Während im Norden an der Moskwa die Straßen in regelmäßiger dichter Folge beinahe bis an die Grenzen des weiten Stadtgebietes gehen, ziehen sie sich im Süden und Westen nicht viel über die Boulevards hinaus; doch bieten sie hier oft herrliche Aussichten auf die an dieser Seite in großer Menge gebauten Klöster, Kirchen und Villen. Es gehören alle diese, selbst in größerer Entfernung vereinzelt liegenden Gebäude zum Stadtgebiete, welches dadurch eine ungeheure Ausdehnung erhalten hat; daher kommt es denn auch, daß die Bevölkerung Moskau's von beinahe einer halben Million*) eine anscheinend ziemlich spärliche Einwohnerzahl für eine so sehr ausgedehnte Stadt zu sein scheint.

Großartig erhebt sich als Mittelpunkt Moskau's der Kreml, welcher mit seinen Plätzen ein Dreieck von einer halben Meile Umfang bildet. Die ersten Ansiedler hatten sich auf den Kremlhügeln niedergelassen, und von diesem Mittelpunkte aus hat sich die große Stadt entwickelt. Der östlichen Seite des Kremls schließt sich Kitai Gorod an, die Chinesenstadt; sie ist nächst dem Kreml wohl der älteste Theil Moskau's.

Dieser Stadttheil ist der Hauptsitz des Handels mit der Börse, der Münze und dem Gostinoi Dwor, einem Bazar mit 6000 verschiedenen Läden, in welchen Asien und Europa ihre Produkte feil bieten. Die meisten asiatischen Völkerschaften haben hier ihre Waaren mit ihren Vertretern in oft sehr originellen Nationaltrachten ausgestellt.

Beide Stadttheile, der Kreml und Kitai Gorod, werden eingefaßt durch Beloi Gorod (die weiße Stadt) mit ihren herrlichen Palästen und öffentlichen Anstalten. Eine der angenehmsten Spazierfahrten, auf welcher man einen großen und zugleich den schönsten Theil der Czarenstadt sieht, sind die Umkreisungen der verschiedenen Stadttheile vom Kanal aus durch Kitai Gorod, Semlanoi Gorod durch die Gartenstraße, über die Boulevards nach dem Kreml zurück.

Ehe wir denselben selbst betreten, wollen wir uns der herrlichen Ansicht auf seine großartigen Paläste und Kirchen, welche uns von der Moskwa Rekoi-Brücke geboten wird, erfreuen. Vom Flusse aus erhebt sich der Hügel, auf welchem der Kreml steht, in pittoresken Formen, mit dichtem Moos und Buschwerk durchwachsen. Ueber Alles ragt der große, 291 Fuß hohe, dünne, achteckige Glockenthurm Iwan Weliki; wie man sagt, nach seinem Baumeister, einem Lübecker, Johann Wilkens, genannt. Auf seiner zwiebelförmigen Kuppel ragt ein hohes, vergoldetes Kreuz, das einst die Franzosen weggeschleppt hatten. Von dem Thurme hat man eine der schönsten Aussichten auf Moskau, welches man rings um den Kreml weit und breit vor sich hingelagert sieht. Ueberall, wohin man blickt, die lebhaftesten Farben, die kolossalen Gebäude in der mit weitläufigen Gehöften und Gärten durchwebten Stadt. Der Kreml ist mit einer 40 Fuß hohen, unten 26 Fuß dicken Mauer umgeben, welche überall steil abfällt und durch reizende Anlagen begrenzt wird, welches man in sehr gefälligem Geschmack auf den ausgefüllten Festungsgräben angelegt hat.

Der Kreml repräsentirt in seinen Palästen, Klöstern, Kirchen und Museen die ganze russische Geschichte. In seinem Innern ist kein Punkt, der nicht glorreiche Erinnerungen in der Brust eines ächten Russen wach riefe. Er ist auch heute noch, trotz der Uebersiedlung der Czaren und der Regierung nach Petersburg, der Centralpunkt, in dem sich alle nationalen Erinnerungen, Wünsche und Hoffnungen von Rußland vereinen. Darum steht auch diese feste mit Zinnen und Schießscharten versehene Mauer vor ihm, als Schutz der größten Heiligthümer und historischen Reliquien der Nation.

Wenn auch mit der Verlegung der kaiserlichen Hofhaltung

*) Nach dem russischen Kalender für 1864 hat Moskau nur 377,838 Einwohner. A.

MOSKAU
DIE KREML - SEITE

Bibliograph. Institut in Hildburghausen

der Glanz und die Herrlichkeit der alten Czarenstadt bedeutend verblich, so wird doch jetzt noch immer Moskau von allen Russen (die Petersburger ausgenommen) als die Hauptstadt des großen Czarenreiches betrachtet. Der Kaiser selbst läßt seinen Palast stets zur augenblicklichen Benutzung bereit halten; in seinen Zimmern läßt nichts auf seine Abwesenheit schließen, sie sind mit allen Bequemlichkeiten, die zum Leben gehören, vollständig versehen. Das geht so weit, daß in den Toiletten sich immer frisches Wasser befinden muß und die Wohnzimmer im Winter stets geheizt sind.

Der Kreml enthält die Reste des alten Czarenpalastes, der von den Franzosen bei ihrem Abzuge theilweise zerstört wurde; der erhaltene Theil ist stylgerecht restaurirt. „Das große Schloß" ward erst vor wenigen Jahren vollendet, und durch seine Ausdehnung und vor Allem durch seine herrliche Lage ist es wohl eine der großartigsten Residenzen in Europa. Mit diesem hängt der neue Alexanderpalast innig zusammen. Zu der Granowitaja Palata, nach seiner Bauart der façettirte (an der Außenseite mit Rauten versehene) Palast genannt, ist die einzige Sehenswürdigkeit der kleine, niedrige Thronsaal, in welchem die neugekrönten Czaren die Huldigungen und Glückwünsche der Großen ihres Reiches und der fremden Gesandten empfingen. Verbunden mit den beiden letztgenannten Palästen ist die Terema, ein viereckiges und achtstöckiges Gebäude mit Gallerien außen herum, so gebaut, daß das obere Stockwerk stets eingezogen werden kann, so daß das Ganze einem ausgezogenen Perspektiv gleicht. Es war das Gynecäum der alten Czaren und für deren Frauen und Kinder bestimmt. Alle Zimmer in demselben sind jetzt wieder altrussisch hergestellt. Besonders hervor zu heben ist unter den interessanten Sehenswürdigkeiten auf dem Kreml der Wassenpalast (Oruscheinaja Palata) oder die Rüstkammer, mit ihren Alterthümern und Kostbarkeiten. Die Säle dieses großartigen Museums enthalten Waffen, Fahnen, Rüstungen, viele Kostbarkeiten, Thronsessel, die alterthümlichen mit Pelz verbrämten spitzen Kronen Rußlands und der verschiedenen einverleibten Reiche. Die älteste ist die des Großfürsten Wladimir, ein Geschenk Alexis des Komnenen. Sie hat die Gestalt einer runden Mütze, ist aus dem feinsten Golde und geschmackvoll mit Steinen besetzt. Alle späteren Kronen bis auf die Peter I. haben ungefähr dieselbe Form und sind mit Zobel verbrämt; von da ab nahmen sie die Gestalt der deutschen Kaiserkrone an. Seit 1832 ist hier auch die polnische Krone ausgestellt.

Dicht neben dem sogenannten Kronsaale befindet sich in dem Saale der Waffentrophäen ein Tragsessel, welcher die Aufmerksamkeit aller Reisenden im hohen Grade fesselt; es ist der Stuhl, auf welchem sich Karl XII. von Schweden auf das Schlachtfeld bei Poltawa tragen ließ, und der dort von einer russischen Kanonenkugel zerschmettert wurde. Von der Macht, welche das heilige Rußland auch über die halbbarbarischen Völker des fernen Asiens ausübt, zeugen die prachtvollen Pferdegeschirre, welche reich mit Goldstickereien, Perlen und Juwelen verziert sind, und die häufig mit edlen Pferden als Huldigungen von asiatischen und orientalischen Fürsten dargebracht wurden.

In der Gegend der Rüstkammer steht auch der Patriarchalpalast, der in seinem Innern die heiligen Gold- und Silbergefäße und 700 slavische Codices enthält. In der Kirche desselben wird das heilige Oel in silbernen Gefäßen feierlich unter vierwöchentlichen Gebeten für fast ganz Rußland geweiht.

Prachtvoll, weit über Moskau hinleuchtend, sind auch die mit goldenen Kuppeln versehenen Kathedralen des Kreml. In der Kirche zur Himmelfahrt Maria (Upenski Sabor) werden die Kaiser gekrönt und wird das vom heiligen Lucas gemalte (!) Bild der heiligen Jungfrau von Wladimir aufbewahrt. Nicht minder heben sich die Kathedrale des Erzengels Michael, in der Iwan I. mit vielen anderen Czaren schläft, und zahlreiche andere Kirchen und Klöster ab, unter denen die 11 Kuppeln der Kirche des Erlösers hinter dem goldenen Gitter alle anderen überstrahlen.

Beim Verlassen des Kremls sehen wir noch nahe der Nicolaikirche die größte Glocke der Welt; bei dem Brande des Glockenthurmes im Jahre 1737 stürzte sie herunter und schlug 25 Fuß tief in die Erde; jetzt ruht sie auf einem Postamente mit dem abgebrochenen Stück von 6 Fuß Höhe und 3 Fuß Breite an ihrer Seite. Die Höhe der Glocke ist 21 Fuß 3 Zoll und der Durchmesser 22 Fuß 5 Zoll. Die dünnsten Stellen der Wände haben die respektable Stärke von 4 Zoll; das Gewicht soll ungefähr 480,000 Pfd. betragen.

Wir verlassen den Kreml durch das Erlöserthor (Spass worata), welches für ein wahres National-Heiligthum gilt. Ueber dem Eingange der Pforte befindet sich an der Mauer ein kaum erkennbares Bild Christi, dessen wunderthätiger Kraft die theilweise Erhaltung des Kremls bei der Zerstörung im Jahre 1812 zugeschrieben wird. Dieses Thor darf nur mit entblößtem Haupte durchschritten werden, und eine davor stehende Wache mahnt immer gleich an die schuldige Ehrfurcht, wenn Fremde oder Andersgläubige sich ein Versehen dagegen zu Schulden kommen lassen. Auf der andern Seite des Kremls, wo der Hügel vom rothen Platze aufsteigt, befindet sich die Kapelle der iwerskischen Mutter Gottes, wohl die verehrteste und heiligste Reliquie der russischen Kirche. Die Wände des Heiligthums sind ganz bedeckt mit Gold- und Silberplatten, welche reich mit Juwelen verziert sind; eine Menge brennender Silberlampen erhellen die düstere Nische, in welcher das wunderthätige Bild durch seine Brillanten in tausend Farben glitzert und blitzt. Die Einrahmung und Bekleidung des Bildes selbst (nach dem Ritus der griechischen Kirche werden auf Heiligenbildern nur die von Kleidung nicht bedeckten Körpertheile frei gelassen, alles Uebrige wird mit gepreßten Metallplatten überdeckt) sind so kostbar, daß ihr Werth sich nur annähernd schätzen lasse, wie man behauptet. Die Kapelle wird fortwährend von den Frommen, welche der heiligen Mutter für gewährte Bitten danken oder von ihr Gnaden erflehen wollen, besucht. Ihr Schrein ist von früh bis Abends spät von Leuten aller Klassen der Bevölkerung belagert, und man sieht die vornehmsten Damen, welche in sechsspännigen Kutschen vorfahren, vor dem Bilde in Demuth neben dem Muschik knien und dieselbe Hand küssen, welche vor ihr schon von Millionen oft sehr unsauberen Lippen berührt wurde. Der Glaube an die Wunderkraft des Bildes ist so groß, daß man zu Kranken oft eine Copie desselben in großem Gepränge führt, damit ihnen Gelegenheit werde, der heiligsten Mutter ihre Verehrung, vereint mit den Gebeten um Genesung, persönlich darzubringen. Der Czar und die Mitglieder der kaiserlichen Familie versäumen nie, nach ihrer Ankunft in Moskau, gewöhnlich gleich auf dem Wege vom Bahnhofe nach ihrer Residenz, ihre Ehrfurcht der iwerskischen Mutter Gottes zu bezeigen.

Am äußersten Ende des rothen Platzes nahe dem heiligen Thore, zwischen dem Kreml und Kitai Gorod, steht das bizarrste Gebäude, welches Moskau aufzuweisen hat. Es ist die berühmte Basiliuskirche, welche unter zwanzig Thürmen und Kuppeln, alle verschieden gestaltet, groß und klein, hoch und niedrig, kugel- und blasenförmig, mit allen möglichen Farben bemalt, einen Kapellenkranz vereinigt, der mit einer fabelhaften Menge von Heiligenbildern und Reliquien in überschwänglichster Weise geschmückt oder besser gesagt, verunziert ist. Iwan der Grausame, welcher diese Kirche erbauen ließ und, seinem Wunsche gemäß, etwas ganz Besonderes erhalten hatte, war durch dies vollendete Werk seines Architekten so entzückt, daß er aus Dankbarkeit dem Künstler die reichsten Belohnungen zuwandte, ihm aber auch

zugleich die Augen ausstechen ließ, damit er für immer unfähig sei, ein ähnliches Kunstwerk herzustellen.

Ein höchst interessantes Gotteshaus wird jedem Fremden noch die im Tatarenviertel stehende Moschee sein. Es ist ein einstöckiges ziemlich baufälliges Gebäude, das nur eine große Halle mit einer Nische im Hintergrunde bildet; an beiden Seiten der Nische stehen 2½ Fuß hohe silberne Leuchter und neben dem einen ein hoher hölzerner Stuhl, von welchem der Mollah, sitzend, der muhammedanischen Gemeinde vorsingt. Die Wände der Moschee sind einfach geweißt, nur den Fußboden bedecken unzählige kleine Teppiche in allen möglichen Geweben und Farben.

Sehenswerth ist auch die Armenische Kirche auf der Armajanski Serulog, sie hat schöne Verhältnisse und eine geschmackvolle reiche Ausstattung.

Ein neuer Tempel zur Erinnerung an die glückliche Errettung von den Franzosen wird auf dem höchsten Hügel Moskau's in ungeheueren Verhältnissen aufgebaut. Obgleich der Bau schon seit zehn Jahren mit regem Eifer betrieben wird, ist doch das Aeußere des kolossalen Domes noch nicht ganz vollendet.

Vorzügliche Sandsteinsculpturen und die herrlichste Bildhauerarbeit, welche die vier Façaden zieren, lassen schon jetzt erkennen, daß diese Kirche alle Gotteshäuser Rußlands, selbst die Isaaks- und die Kasan'sche Kirche in Petersburg und die Kathedralen in Kasan und Kiew an Größe und Pracht übertreffen wird. Die Vollendung des Innern wird, wie man sagt, noch mindestens 15 Jahre in Anspruch nehmen.

Neue Bücher.

Afrikanische Studien von Werner Munzinger. Mit einer Karte von Nord-Abyssinien und den Ländern am Mareb, Barka und Anseba. Schaffhausen, Fr. Hurtersche Buchhandlung 1864. 584 Seiten.

Die Wissenschaft ist Herrn Munzinger zu großem Danke verpflichtet. Dieser vortreffliche Reisende hat eine nicht sehr ausgedehnte aber im höchsten Grad interessante Region Ostafrika's zum Gegenstande seiner Forschung gemacht, und auf diesem Gebiete ist er zu Hause, wie kein Anderer. Schon vor fünf Jahren (1859) erschien sein Werk über „Sitten und Recht der Bogos", durch welches wir zum ersten Male nähere Kunde über dieses kleine, in einem abgeschlossenen Hochthal hausende Volk erhielten. Jene inhaltreiche Studie war Vorläuferin der uns jetzt vorliegenden größeren Arbeiten. Diese letzteren umfassen ein weiteres Gebiet, nämlich den Strich im Norden Abyssiniens nach Westen hin bis zum untern Atbara; sie schildern in Briefen vom Rothen Meere die Hafenstadt Massua, das Küstenland und die Straße von diesem Samhar aus nach dem Oberlande bis Keren, den Hauptort im Lande der Bogos. Der zweite Abschnitt schildert die Reise ins Land der Marea, welches vom 16° n. Br. durchschnitten, jenem der Bogos nahe liegt, aber noch von keinem Europäer besucht worden war, und die ethnographische Studie, welche Munzinger von dem Volk entwirft, bildet, gleich jener über die Beni Amer, ein wahres Musterstück. Beide Abschnitte werfen helles Licht auf die in ganz eigenthümlicher Weise zerklüfteten und bunt durch einander gesprenkelt wohnenden Volksstämme, welche im Norden Abyssiniens eine Art von ethnographischem Raritätenkabinet bilden.

Der Ueberlieferung zu Folge wären die Marea aus Arabien eingewandert und ursprünglich Koreischiten; eine arabische Abstammung ist nicht unwahrscheinlich, und die Leute verschmähen auch heute noch festgebaute Häuser; wir finden sie auf einer eigenthümlichen Stufe der Halbcivilisation; sie sind Ackerbauer und leben, als Halbnomaden, nur in Mattenzelten. Bis in die neuere Zeit waren sie Christen, in der Art, wie die Völker der abyssinischen Region das eben zu sein pflegen, nämlich in einer ganz rohen Weise, so daß ein paar unverstandene Dogmen, fausdicker Aberglaube und allerlei Formelkram für die Hauptsache galten; jetzt sind sie Mohammedaner. Alle Landschaften zwischen Abyssinien und dem ägyptischen Sudan sind politisch impotent, unfähig ein tüchtiges Volks- und Staatsleben zu bilden, unfähig auch sich zu etwas Tüchtigem und Gemeinsamem zu verbinden; sie alle kommen über das Stammesbewußtsein nicht hinaus und sind, ich möchte sagen, atomistisch zersplittert; es kann niemals etwas Ordentliches aus ihnen werden. Das gilt, so viel sich aus Munzingers Schilderungen abnehmen läßt, auch von den Marea, welche in zwei Massen zerfallen, die rothen und die schwarzen. Die Letzteren müssen Tribut an die Aegypter zahlen, die Ersteren an den Beherrscher Abyssiniens. Die Wohnung ist, wie schon angedeutet, ein Mattenzelt, aber halb und halb Haus, und die Lage desselben veränderlich, da sie sich nach den jeweiligen Bedürfnissen des Feldbaues richtet. „Es existirt nichts, was man Dorf nennen könnte; jeder Vornehme errichtet sein Mattenzelt neben seinem diesjährigen Felde, umgeben von seinen nächsten Verwandten und Sklaven. Oft besteht ein solcher temporärer Weiler nur aus drei, in einzelnen Fällen aber auch bis zu 50 Hütten. Die Leute haben trotz des Ackerbaues, und vielleicht gerade deswegen, nomadischen Instinkt, da Jeder seinem Felde nahe zu leben wünscht.

Von dem, was wir Staat oder Regierung nennen, kann bei den Marea keine Rede sein, aber ihre gesellschaftlichen Verhältnisse bieten mehr als eine interessante Seite, und Munzinger hebt die Eigenthümlichkeiten so gut hervor, daß wir einen klaren Einblick in das ganze Leben und Treiben jener nordostafrikanischen Halbbarbaren gewinnen, welche er als „aristokratische Völker" bezeichnet. Ein Beobachter, sagt er, der nicht gerade mit dem Mikroskop arbeitet, würde im Leben der Leute des Samhar, der Habab, Mensa, Bogos, Takue und Marea keinen bemerkbaren Unterschied finden. Bei den Marea z. B. sehen wir einen Stamm, der andere Stämme beherrscht; seine Macht beruht auf seinem Ursprung von Einem Vater, den je der erstgeborne Sohn des Erstgebornen unter dem Namen Schum repräsentirt. Nun ist aber diesem Schum in der Wirklichkeit nur der Name geblieben, die wirkliche Gewalt dagegen dem Zufall und der Faust anheimgestellt, und so zeigt sich uns eine Familie ohne Vater und ohne Haupt. Ferner sehen wir denselben Stamm über andere Stämme herrschen, aber die Unterthänigkeit beschränkt sich fast auf den Namen; die gegenseitigen Ansprüche sind nicht scharf begrenzt; wir fühlen, daß die Unterjochung auf halbem Wege stehen geblieben ist. Vom Adel in europäischem Sinne kann keine Rede sein; er ist bei jenen Völkern, und auch bei den Marea, der patriarchalische Adel der Semiten, dessen König der Erstgeborene ist,

als nothwendige Spitze des Hauses. Die Marea haben dieses Königthum des Stammvaters aufrecht erhalten und im Gefühl dieser Einheit bilden sie ihre Stellung den Unterthanen gegenüber viel schroffer aus. Der Schum hat ein bestimmtes Einkommen von dem Stamme, und zwar so, daß er bei seinem Amtsantritte von jeder Heerde eine Kuh erhält; außerdem liefert ihm jede von Wald und Flur begrenzte Ackerfläche eine Jahresabgabe von Getreide im Belauf einer großen Ochsenlast. Die Nicht-Marea werden als Tigre bezeichnet und sind Hömeg, d. s. Gemeine, Geringe; sie sind sehr gedrückt und fast rechtlos. Jeder Tigre steht in doppelter Abhängigkeit, einmal von seinem eigentlichen Herrn, sodann von jedem Adeligen des ganzen Stammes.

Einen völligen Gegensatz zu allen diesen Verhältnissen bilden die Zustände bei den Beni Amer, welche das ausgedehnte Unterland inne haben. Ihr Gebiet zerfällt in zwei scharf abgegrenzte Striche, in das Barka und das Söhel (Sahel). Dieses Letztere ist die Fortsetzung des Samhar (heißen abyssinischen Gestadesaums), welches sich an das 6000 Fuß hohe Abyssinien lehnt, während das Söhel in das kaum 2000 Fuß hohe Barka übergeht. Es bildet eine große, von einem zerrissenen Berglande begrenzte Ebene, die Wasserscheide zwischen Meer und Barka. Dieses letztere lehnt sich an das nördliche Hochland Abyssiniens und ist eine noch oft von Gebirgsausläufern unterbrochene Ebene. Der Doppelcharakter des Bodens prägt sich auch den Bewohnern auf, denn die Beni Amer sind halb aus Abyssiniern und halb aus Bedu oder Bedja (Beduinen) zusammengesetzt, diesen „Kindern der unermeßlichen Fläche", die vom Flusse Barka durchzogen wird. Die gleichnamige Landschaft, bis zum 16.° n. Br. 2000 Fuß hoch, besteht aus großen Allvialebenen mit schwarzer, fetter Erde, neben einzelnen Bergen und gewelltem, steinigem Hügelland; es ist grasreich und bietet vortreffliche Weide dar. Der Name Barka bedeutet eigentlich Wildniß. Der Strom fließt nur ausnahmsweise in der Regenzeit, und auch in dieser hat er, seines beschränkten Quellgebietes wegen, selten viel Wasser.

In diesen ausgedehnten Niederungen, welche Abyssinien im Norden begrenzen, etwa so wie das Meer eine Insel bespült, zieht das nomadische Hirtenvolk der Söhne Amers umher. Zu ihnen gehören im Norden die Habendoa und Bescharin, welche den großen Raum zwischen Nil und Meer, von den Grenzen Aegyptens an, ausfüllen. Diese Völker, obwohl politisch getrennt, haben ungefähr den gleichen Typus und gleiche Lebensart und sprechen alle das Tobedauie. Sie sind uralt afrikanische Leute. Im Süden der Beni Amer finden wir Semiten; sie haben das Hochland in seiner weitesten Ausdehnung im Besitz und reden Dialekte der äthiopischen Sprache. Die eine dieser Mundarten, das Tigriña, ist noch immer den Bergbewohnern des eigentlichen Abyssiniens eigenthümlich; die andere, das Tigre, herrscht in den nördlichen und östlichen Abfällen des Hochlandes vor. Sprachlich genommen ist das Land der Beni Amer Kampfplatz zwischen dem Tobedauie, das man gewöhnlich als das Ledja bezeichnet, und dem Tigre, das man auch Hassa nennt. „Das Volk der Beni Amer ist das Erzeugniß von dem Zusammenstoß der beiden Hauptnationen, indem sich die Aethioper gegen Norden, die Bedu aber gegen Süden ausdehnten." Das Volk besteht aus Adeligen, Unterworfenen, Scheichfamilien und Sklaven. Die Ersteren theilen sich in zwei Stämme, die sich ihrer Verschiedenheit stets bewußt sind, in die Belu und die Nebtab. Die Ersteren waren in früheren Zeiten durch die Nebtab ersetzt worden, haben aber noch immer ihre eigenen Unterthanen und bewohnen mehrere Lager zwischen Barka und dem Gasch. Aber die Nebtab sind als der eigentliche Adel des Landes von den Türken anerkannt und leben in vielen Zweigen über das Land zerstreut.

Neben und mit dem Adel bilden die Unterthanen eigene Zeltlager für sich, zerfallen aber in viele Stämme, die sich nach der Sprache gruppiren lassen. Sie selber scheiden sich in zwei Gruppen: Hassa und Bedaui; Hassa ist ein Stamm, der Tigre redet, Bedaui ein Unterworfener, dessen Sprache das Tobedauie ist. Bemerkenswerth ist nun, daß die Herren, die Nebtab, politisch eng zusammenhängen, daß aber die Söhne einer und derselben Familie verschiedene Sprachen reden. Die im Söhel reden nur Hassa (Tigre), welches sie offenbar ihren Unterthanen entlehnt haben; von jenen in Barka sprechen einige Hassa, andere Bedauie. Diese Bedaui, Nomaden, welche sich von Norden her immer mehr gegen Süden ausbreiteten, sind nie Christen gewesen und haben die, nomadischen Völkern so sehr zusagende, mohammedanische Religion angenommen. Die Herrscherstämme der Belu sind Nebtab und bilden übrigens nur einen kleinen Theil der Bevölkerung. Sie haben die alten Völker politisch bezwungen, sind aber sprachlich von ihnen überwunden worden.

Ueber die Beduinensprache, welche in Nordostafrika eine so hervorragende Stellung einnimmt, hat Munzinger specielle Untersuchungen angestellt, welche den Linguisten sehr willkommen sein werden. Wir können nicht näher darauf eingehen und heben nur hervor, daß sie die Originalsprache der alten, sogenannten Bedja ist, sowie aller Bischarin und Habendoa und eines Theils der Beni Amer; sie reicht also zwischen Meer und Nil von Oberägypten bis an den Fuß des abyssinischen Hochlandes. „Sie hat jedenfalls nichts Afrikanisches an sich; die Conjugation klingt an das Semitische an, dagegen fehlen ihr die eigenthümlichen semitischen Buchstaben; das arabische Cain, ghain, cha, gein, qaf, the, çad und das äthiopische ts und ds. Der Artikel hat geschlechtliche Ausbildung, die Vokalisirung ist mannigfaltig, das Verbum schließt den Satz; von der semitischen Wurzelregelmäßigkeit und Satzbildung ist keine Spur."

Wir schließen hier folgende Bemerkung an, die vollkommen zutreffend ist. Man darf sich, sagt Munzinger, über die leichte Eroberung großer Landstriche im Oriente nicht wundern. Sie ist aber nur leicht, so lange sie sich mit dem orientalischen Begriffe der Herrschaft und mit dem Tribute begnügt; sobald sie sich Recht und Gericht, Sitten und Verfassung unterwerfen will, wird sie auf ernste Schwierigkeiten stoßen, und das ganz besonders bei Nomaden. Diese wollen sich mit dem Tribut nur sichere Weide erkaufen; bedroht man aber ihre innere Freiheit und Eigenthümlichkeit, so haben sie Mittel genug, sich dem drohenden Joche zu entziehen. Sie gehen in die wasserlose Steppe, wohin kein Heer folgen kann; die Kameelmilch ersetzt ihnen das Wasser; ohnedies sind sie an große Wanderungen gewöhnt und zum Transport eingerichtet; alle ihre Habseligkeiten können sie leicht fortschaffen, und ihr Verlust ist kein großer Schaden. Das Haus ist ein mit Matten bedecktes Zelt, und diese Matten können bald ersetzt werden. Grundbesitz hat man nicht, denn wo Weide, da ist des Nomaden Heimath. Die Auswanderung hat für ihn keinen Schreck. Nomadische Völker sind also leicht zu unterwerfen, aber nur bis zu einem gewissen Punkte. Denn in Allem, was nicht den Tribut angeht, werden sie immer unabhängig sein.

Die „Reise durch das Land der Kunama" (S. 374 bis 531) enthält eine Fülle ganz neuer Nachrichten. Vor Munzinger und Kinzelbach, deren Wanderung in die Tage vom 16. November bis 22. December 1861 fällt, war bei den Bazen und Barea, welche einen Theil der Region des Mareb und des Barka bewohnen, noch kein Europäer gewesen. Beide Völker sind Nachbaren, und man könnte sie für ein und dasselbe Volk nehmen, wenn nicht die verschiedene Sprache dagegen wäre; aber in Sitte und Recht sind sie einander gleich. Zu

den Völkern, welche weiter oben als aristokratisch bezeichnet wurden, bilden sie einen eigenthümlichen Kontrast. Während dort die Familie, wir wollen sagen den Staat bedingt, leben die Barca und Bazen in Gemeinden; die Familie selbst hat keinen politischen Werth und hat einen andern Sinn, da sie im Verhältniß zwischen Oheim und Schwestersohn besteht. Richter ist nicht der Familienvater, sondern die Aeltesten der Gemeinde; Keiner ist besser als der Andere; keine Idee von Adel, fast keine von Sklaverei; von Religion und Kultur keine Rede, wenn auch der leere Begriff von Gott nicht fehlt. Diese Völker sind seßhafte Ackerbauer; die Person steht ihnen hoch, die Sache niedrig, und diesen Principien gemäß entwickelt sich eine ganz eigenthümliche Anschauung von Sitte und Recht, die Munzinger als chamitisch bezeichnen möchte, insofern die aristokratischen Völker wohl alle semitisch seien, und Verhältnisse wie bei den Bazen und Barca nur bei ächt afrikanischen Völkern gefunden werden können. —

Die bisher vielfach unbekannten hydrographischen Verhältnisse dieser großen Region im Norden und Nordwesten Abyssiniens werden durch Munzinger vielfach aufgeklärt. Er gibt nähere Kunde über den Anseba und den Barka; das Gebiet des erstern ist das Gebirge, und er sinkt nur allmälig in die Ebene hinunter. Die dem Werke beigegebene, sehr übersichtlich gearbeitete Karte veranschaulicht den Lauf; der obere geht bis Kuariko, der mittlere bis Saraua, der dritte bis zur Vereinigung mit dem Barka, zwei Tagereisen unterhalb Sela bei Ijob; der bislang unbekannte Punkt, wo diese Vereinigung stattfindet, ist nun fest ermittelt worden. Der Barka ist „das Kind der Ebene"; seine fernsten Quellen kommen nur vom Gebirgsabhange, während das eigentliche Hochgebirge der Landschaft Hamasen sein Wasser zwischen dem Anseba und Mareb vertheilt. Munzinger möchte den Anseba dem Nil oberhalb Assuan, den Barka dagegen, der wenig Fall hat, dem Nildelta vergleichen.

Ueber den Lauf des wichtigsten Flusses, des Mareb oder Gasch, sind wir bis in die neueste Zeit ohne zuverlässige Kunde gewesen. Munzinger nun stellt Lauf und Stromcharakter des Mareb endgültig fest, und er thut es in musterhafter Weise, indem er die Eigenthümlichkeit der Stromläufe jener Gegend schildert. Das Wasser der Flüsse strömt, wenn seine Fülle und die Dichtigkeit des Bodens es erlauben, auf der Oberfläche des Bettes und bildet einen Fluß nach unseren europäischen Begriffen. Diese Form kommt in Afrika viel seltener vor als bei uns. Wo der Boden das Wasser nicht an der Oberfläche halten kann, wo das durchsickernde Wasser erst spät auf einer festen Schicht Widerstand findet, da zeigt sich der Strom als Torrent, d. h. es erscheint ein Sandbett, welches nur zur Regenzeit überfluthet wird und das ganze übrige Jahr scheinbar trocken daliegt, weil der Wasserstrom unterirdisch sich fortzieht. Beweis dafür ist, daß für je einen Strom überall in gleicher Tiefe Wasser gefunden wird; könnte man den Sand entfernen, so würde sich dem Auge ein fortlaufender Fluß darstellen, welcher sich sehr tief gehöhlt hat. Die Strömung hat aber nur im abschüssigen Gebirge Triebkraft genug, um den Sand fortzuschleppen, und dieser letztere kann deshalb als Bett erst da auftreten, wo der Fluß in die Ebene hinläuft, und den Wasserstrom bedecken. Hier kann er nun immerhin den Thon im Wasser aufgelöst forttragen, während der Quarz und die anderen krystallinischen Bestandtheile liegen bleiben. Doch ist auch der Sand in Bewegung, die aber mit der Wasserströmung nicht Schritt hält, weshalb er zurückbleiben und sich ansetzen muß. Wie tief der Wasserspiegel unter dem Sandspiegel sich befindet, das hängt von der Bodenstruktur ab. Bei sehr abschüssigem Gelände wird wenig Wasser von der Erde absorbirt werden, der unterirdische Strom fast ohne Nahrung bleiben und ganz versiechen. Wo aber der Boden mehr eben wird und seinen Theil von Regen- und Flußwasser absorbirt, dort wird es von der Tiefe der undurchdringlichen Thonschicht abhängen, wo die Strömung sich findet. Beim Anseba fließt das Wasser fast das ganze Jahr etwa sechs Fuß tief unter dem Sande, während der Barka durchschnittlich erst 20 Fuß unter der Oberfläche Wasser zeigt. Diese unterirdische Strömung sinkt immer tiefer, je weniger Wasser im Strom vorhanden, d. h. je trockner die Jahreszeit ist; den tiefsten Stand erreicht sie unmittelbar vor der Regenzeit. Nach Eintritt derselben wird nach und nach die Wassermenge derart vermehrt, daß sie bis auf das Niveau des Wasserspiegels hinaufdringt und endlich einen Fluß auf der Oberfläche bilden kann; denn zuerst muß das Sandbett mit Wasser ausgefüllt werden, bevor ein zu Tage tretender Strom entstehen kann.

Wenden wir uns nun zum Mareb. So weit er in Abyssinien strömt, kannte man ihn recht gut. Seine Quelle liegt oberhalb des Dorfes Az Gebrei, unweit von Adi Baro im Hamasen; bald nachher bildet er sich ein tiefes Thal und heißt nun Mareb, d. h. Sonnenuntergang, bis dahin, wo er zwischen den Landschaften Dembelas und Adiabo sich aus Abyssinien hinauszwängt. Dann bildet er um sich selbst eine Spirale, die sich erst bei Gundet aufwickelt. Er gräbt sich ein sehr tiefes Thal und trennt so von seiner Quelle an das nördliche Hamasen vom Gau Loggon, wendet sich mehr südlich, schneidet das südliche Hamasen und das diesem sich anschließende Sarae von dem Gau Saher und ihrer Fortsetzung, dem Okulekusei, ab; wo er dann, wieder in der Richtung nach Westen und Nordwesten, auf sich selbst zurückkehrt, trennt er das Sarae und dessen Ausläufer, die Quolla Sarae, von dem Tigre und dessen nordwestlicher Fortsetzung, den Landschaften Schire und Adiabo. Das ist der Oberlauf und so weit gehört er zu Hochabyssinien. Von Arakebu nordwärts tritt er ins Land der Kunama und verändert seinen Gebirgscharakter; er begleitet nur sein Thal, das er verliert, und macht nicht mehr die Geographie des Landes. Er wendet sich gegen Westen und Südwesten und sucht das Niederland; auf seinem Mittellaufe von Arakebu bis etwas unterhalb Elit heißt er Sona. Er ist hier kein Waldstrom und auch noch nicht Torrent; er zeigt die Wasserströmung in einer dritten Form, erscheint als ein Mittelding zwischen Fluß und Torrent, und diesen Charakter verliert er erst in seinem Unterlauf, in der Landschaft Taka. In der Regenzeit, Juli bis September, wird er regelmäßiger Fluß; in den übrigen Monaten zeigt er sich als Torrent, aber so, daß sein Sandbett hier und da von Teichen unterbrochen wird, wo das Wasser für kurze Zeit an die Oberfläche herausquillt; er ist gewissermaßen ein Halbtorrent, wie die meisten seiner Nebenflüsse. Seine großen Biegungen und Windungen erklären sich; er kann den Schiefer nicht durchbrechen, sondern muß ihm nachgeben; erst wo er mit seinem Unterlauf als Gasch in die freie Ebene von Taka hinaustritt, wird er regelmäßiger und verändert damit abermals seinen Charakter. Gasch heißt er von Elit abwärts; er wird nach und nach förmlich Torrent; in der Ebene strömt er nur in der Regenzeit über der Erde. Schon bei Kassala tritt er nahe an den Atbara hinan. An dieser Stadt geht er an Ebret vorbei in das Gebiet der Habendoa nordwärts, wird in sehr ausgedehnter Weise zur Bewässerung des Landes benutzt und hat eine Menge künstlicher Stromwehren, vermittelst deren man ihn aufstaut und die Felder überschwemmt. Sobald er ausgetrocknet ist, bestellt man sein Bett mit Durra. Bis eine Strecke weit unterhalb Kassala reicht in gewöhnlichen Jahren sein Winterstrom; dann hört der Fluß auf. Aber in Jahren, wo sehr viel Regen fällt, wird es ihm möglich, sich bis zum Atbara Bahn zu brechen; jedoch seit 20 Jahren ist das nicht mehr der Fall gewesen und wird immer seltener vorkommen.

Wir müssen zum Schlusse der 13 einleitenden Kapitel (1 bis 85) erwähnen, die von ganz hervorragender Bedeutung erscheinen. Nie sind die gegenseitige Stellung und der scharfe Antagonismus zwischen Europäern und Orientalen schärfer, gründlicher, wahrer und geistvoller dargestellt worden, als hier durch Munzinger. Wir kommen wohl gelegentlich auf diese Abschnitte zurück und wollen hier unser Urtheil über den Reisenden aussprechen. Er ist ein Mann von klarem, scharfem Blick; er hat eine feine und sichere Beobachtungsgabe, er dringt sicher und tief auch in sehr verwickelte Verhältnisse ein und bringt dieselben zu deutlicher Anschauung. Dabei ist er ungemein rührig, durch und durch praktisch-tüchtig und hat eine fließende, ansprechende Darstellung. Daneben hat er einen sichern politischen Blick, weiten Horizont und bethätigt ein gründliches Verständniß für geschichtliche Verhältnisse. Seine Ansichten über die gegenwärtige Lage und über die Zukunft einer merkwürdigen Zwischen- und Uebergangsregion sind durchschlagend und treffend, und Munzingers „Studien" gehören unbedingt zu den besten Werken, welche wir über Afrika besitzen.

A.

Menschenseele und Thierseele.

Wie unterscheiden sie sich von einander?

Die Anatomen und Zoologen behandeln den Menschen wie jedes andere Naturobjekt; er gehört für sie in die Klasse der „Säugethiere". Die Anhänger der so viel erörterten Darwinschen Hypothese von der allmäligen Entwicklung der Typen aus ursprünglichen gemeinschaftlichen Formen heraus und der natürlichen Zuchtwahl, leiten den Menschentypus geradezu aus dem Affentypus her und sind eifrig bemüht, die Statthaftigkeit einer solchen Annahme nachzuweisen. Von anderen Naturforschern wird dieselbe bekämpft, und die Theologen haben geglaubt, auch ein Wort hineinreden zu müssen, obwohl zoologische Gegenstände völlig außerhalb ihrer Kompetenz liegen. Wir lassen diesen Streit ganz beiseite und geben lieber eine Reihenfolge von Betrachtungen, welche „Philaletes" in der Augustnummer der Anthropological Review über den „Unterschied zwischen Menschen und Thieren" anstellt. Er erklärt, beiläufig bemerkt, daß er nicht zu den Anhängern der Darwinschen Theorie gehöre, für welche noch Beweise fehlen.

Der Mensch gehört ins Thierreich. Owen sagt, es falle dem Anatomen schwer, einen Unterschied zwischen dem Menschen und dem Pithecus (Affe) aufzufinden, so groß sei die Aehnlichkeit beider in Bezug auf ihren Bau. Flourens schreibt: „Ein tiefer Abstand, ein Zwischenraum ohne Verbindung und Uebergang trennt die Menschengattung von allen anderen Gattungen. Keine von diesen nähert sich jener an, keine Art, keine Familie. Allerdings wird Niemand in Abrede stellen, daß die gradweise Verschiedenheit zwischen Menschen und Thieren eine ungemein große ist, und ganz richtig hebt Busson hervor, daß der dümmste Mensch das geistreichste Thier lenken und sich dienstbar machen kann, nicht etwa durch Gewalt oder Geschicklichkeit, sondern durch die Ueberlegenheit der Natur, weil er vernünftig räsonnirt und einen bestimmten Zweck verfolgt. Aber wenn wir von der gradweisen Verschiedenheit zur Artverschiedenheit uns wenden, dann ist eine genügende, bestimmte, scharf abgegrenzte Scheidelinie schwer oder ganz unmöglich zu ziehen. Der Unterschied ist quantitativ, nicht qualitativ.

„Wie sehr auch Affe und Hottentote einander ähneln mögen, so ist doch die trennende Kluft zwischen beiden eine ungeheure; sie ist vorhanden innerlich durch das Bewußtsein, äußerlich durch die Sprache." Diesem Ausspruche Bussons fügen wir einen andern, von Isidor Geoffroy St. Hilaire hinzu: „Die Pflanze lebt; das Thier lebt und fühlt; der Mensch lebt, fühlt und denkt."

Aber Busson gibt doch zu, daß die Thiere etwas in sich haben, das unserm Denken analog sei, daß sie, wie ein anderer Naturforscher, sich ausdrückt, eine „rudimentäre Intelligenz" haben. Dafür gibt es in den Werken, welche über die Thierseele handeln, eine Fülle von Belegen. Dr. Yvan erzählt als Augenzeuge, daß ein zahmer borneanischer Orang utan ein kleines Mädchen aufnahm, dasselbe mit der größten Aufmerksamkeit physiologisch betrachtete, sich dabei sehr sanft und vorsichtig benahm und sich dann, mit dem Ausdrucke des Erstaunens im Gesichte in einen Winkel setzte, wo er lange Zeit in Nachdenken versunken war. Ein Hund, der seinen Herrn sucht, wird an Scheidewegen, wo etwa drei Straßen zusammenlaufen oder sich kreuzen, zwei derselben beriechen, den dritten aber nicht; diesen schlägt er ohne Weiteres ein, weil er die ganz richtige Folgerung zieht, daß das überflüssig wäre. Ein Hummer wollte eine Auster fressen, die aber allemal ihre Schalen fest schloß, sobald jener mit seiner Klaue hinein wollte. Da nahm er endlich einen kleinen Kieselstein, paßte seine Zeit ab und schob ihn in die Auster hinein, als diese sich wieder einmal öffnete. Der Necrophorus, welcher ein auf der Spitze eines Stockes befestigtes todtes Thier haben will, untergräbt den Stock und erreicht auf solche Weise seinen Zweck. Eine Katze unter der Luftpumpe hielt ihre Pfote unter die Klappe; ein Elephant gelangte zu einem außerhalb seines Bereiches liegenden Geldstücke dadurch, daß er es durch Blasen heftig gegen die Wand warf; und durch Rückschlag kam es dann an eine Stelle, welche er mit seinem Rüssel erreichen konnte. Solche und ähnliche Fälle sind in unendlicher Menge beobachtet worden.

Wir sehen, mit welcher Berechnung selbst ein Schalthier wie der Hummer zu Werke geht, und es ist durchaus unrichtig, das Thier als „einen Automaten, als eine Maschine" zu bezeichnen, wie Descartes gethan. Vielmehr ist klar, daß die Instinkte der Thiere sich verschiedenen Umständen anpassen, und ihre instinktive Intelligenz ist in ihrer Art nicht verschieden vom Verstande oder Urtheilsvermögen im Menschen.

Die Annahme, daß der Mensch „ein mit Vernunft begabtes Thier" sei, und der Versuch, einen generischen Unterschied aufzustellen zwischen dem was beim Thier als Instinkt, und beim Menschen als Vernunft bezeichnet wird, hält keinen Stich. Nach Comte wäre Instinkt ein selbstthätiger und freiwilliger Antrieb nach einer bestimmten Richtung hin und unabhängig von äußerem Einfluß, und im Menschen sei eben so viel oder noch mehr Instinkt als in den Thieren. Wenn andrerseits die Intelligenz oder vielmehr der Intellect erklärt wird, als die Fähigkeit, das Verfahren den Umständen der Sache gemäß zu modifiziren, dann ist klar, daß der Unterschied zwischen Menschen und Thier nur in der gradweisen Entwicklung gefunden werden

kaum. „Die wesentlichen Prozesse des vernünftigen Denkens gehen bei den höheren Thierordnungen eben so vollständig und wirksam von statten, als bei uns Menschen."

Wir müssen einräumen, daß die Thiere eine Art von Sprache haben. Freilich ist dieselbe sehr rudimentär und besteht zumeist in Interjektionen; sie ist vielleicht weit mehr der Ausdruck des bloßen Gefühls als der freithätigen Intelligenz; aber von der menschlichen Sprache ist sie weder in ihrer mechanischen Erzeugung noch in Bezug auf den Gegenstand oder in ihren Resultaten verschieden. Für alle Absichten und Zwecke besitzen die Thiere allerdings eine Sprache und manche können dieselbe auch artikuliren. Die Biene, welche den verlorenen Weisel wieder aufgefunden hat, gibt allen, welchen sie begegnet, dadurch Kunde, daß sie ihre Taster kreuzweis auf jene der anderen legt und leicht auf dieselben schlägt. Franklins Geschichte von der Ameise, welche allein in einem Topfe mit Syrup geblieben war, der an einem Bindfaden in der Luft hing, ist bekannt genug. Diese eine Ameise kletterte an dem Faden hinauf, lief an der Decke hin und an der Wand hinunter und gab den Ameisen am Boden Nachricht. Sofort nahmen alle denselben Weg zurück und leerten den Topf. Ein Chirurgus in Leeds hatte einem Hunde das Bein kurirt; nach einigen Monaten erschien derselbe wieder und brachte einen andern Hund mit, der auch eine Wunde am Bein hatte. Der Hund macht sich in einer sehr mannichfaltigen Weise vernehmbar. Er winselt, bellt, wimmert, schlägt an, kläfft, belfert, knurrt, heult und drückt durch jede dieser Aeußerungen verschiedene Gefühle aus. Er lernt bald verstehen, was sein Herr will, und Gall sagte, sein Hund verstehe Englisch, Französisch und Deutsch. Man weiß sogleich an der Art, wie der Hund anschlägt und bellt, ob er einen Bekannten begrüßt, einen Unbekannten anmeldet, einen Bettler forttreiben will. Bischof Whately sagte: „Der Mensch ist nicht das einzige Thier, welches Gebrauch von der Sprache macht, um auszudrücken, was in seinem Innern vorgeht, und mehr oder weniger das versteht, was auf solche Weise von einem andern ausgedrückt wird."

Das Abstractionsvermögen bildet keinen Gattungsunterschied zwischen Thier und Mensch. Manchen wilden Stämmen fehlt dasselbe völlig oder ist doch äußerst schwach entwickelt. Die Irokesen haben kein allgemeines Wort für gut; die Mohikaner hatten keinen Ausdruck für ich liebe; den Chinesen fehlt der Ausdruck für Bruder, den Malayen jener für Baum oder Farbe, den Australiern jener für Vogel, den Eskimo für Fisch; wohl aber haben alle diese Völker in ihren Sprachen eine Menge specifischer Bezeichnungen für jede besondere Art von Baum, Vogel, Fisch ꝛc. Und wer hat jemals den Beweis dafür geliefert, daß den Thieren das Abstractionsvermögen mangele? Plato behauptet, der Mensch sei das einzige Thier, welches zählen könne; aber manche wilde Völker haben nur äußerst schwache Begriffe von Zahlen und können nicht über drei bis vier hinauszählen, während andererseits die intelligenteren Thiergattungen sich oft in einer Weise benehmen, daß man annehmen muß, sie seien nicht ohne einiges Verständniß für Zahlenverhältnisse.

Was den anatomischen Bau anbelangt, so ist derselbe bei Mensch und Thier derselbe, und durch die Chemiker und durch die Physiologen, welche mit Hülfe des Mikroskops ihre Untersuchungen anstellen, wird die Identität beider noch eingehender bewiesen, als selbst durch die Anatomen. Die letzteren sagen, es sei die schwierigste Aufgabe für sie, einen Unterschied zwischen dem Bau des Menschen und des Affen zu finden. Karl Vogt hat in seinen „Vorlesungen" über den Menschen, seine Stellung in der Schöpfung und in der Geschichte der Erde, Gießen 1863, darüber sehr eingehend gehandelt, und S. 143 ff. die photographische Abbildung eines Tschimpanse-Gehirnes neben jene eines Menschen gestellt. „Man vergleiche und stamme!" So groß ist die Uebereinstimmung.

Der aufrechte Gang, die vertikale Stellung des Menschen begründet keinen Unterschied; wir finden denselben auch bei den Pinguinen und einigen Enten, und die höheren Affen gehen sehr oft aufrecht.

Auch die Affekte, Leidenschaften und Herzenseigenschaften begründen einen solchen nicht, im Gegentheil, die Thiere gleichen in ihrem moralischen Charakter dem Menschen sehr nahe. Sie lieben, hassen, sorgen für ihre Jungen, haben andauernde Feindschaften und beständige Freundschaften, sind gescheidt oder dumm, lernen durch Erziehung etwas oder auch nicht und zeigen eine ganz entschiedene Individualität. Wir alle kennen zuthunliche, dankbare und liebkosende Hunde, und eben sowohl auch solche, die mürrisch, eifersüchtig, misanthropisch und leidenschaftlich sind, pfiffige und kriechende, solche von plumpem und gemeinem und andere von feinem Benehmen. Man kann ganz verschiedene Charaktere in einer und derselben Brut von Küchlein beobachten; einige sind freßgierig, andere selbstsüchtig, wieder andere tapfer oder feig, lebhaft oder mürrisch und träg.

Die Thiere haben auch Wallungen und Gemüthsbewegungen. Der Orang utan zeigt, wenn er sich angenehm angeregt fühlt, eine Art von Lachen, und manche andere Thiere lachen und schreien.

Und was das Selbstbewußtsein und die Selbstbetrachtung anbelangt, so sagt zwar Flourens: „Die Thiere denken, kennen, fühlen, aber der Mensch ist unter allen Wesen das einzige, welchem die Fähigkeit verliehen ist, zu fühlen, was er fühlt, zu kennen, was er kennt, zu denken, was er denkt." Aber wo wäre der Beweis für diesen Ausspruch? Ohne allen Zweifel haben die Thiere ein individualisirtes Wahrnehmungsvermögen, ein sensorium commune; sie sind sich ihres eigenen, materiellen Daseins ohne Zweifel eben so wohl bewußt, wie der Mensch des seinigen. Freilich werden wir nie nachweisen können, was im Gehirn einer Katze vorgeht, wohl aber dürfen wir mit Sicherheit annehmen, daß die einzelne Katze, wenn sie auch nicht Ich sagen kann, sich doch bestimmt nicht mit einer andern Katze verwechselt. Die Individualität tritt nicht selten bei den Thieren eben so stark und energisch hervor, wie bei den Menschen, und wenn verschlagene Verschmitztheit, Stolz und Schüchternheit Zeichen von Selbstbewußtsein sind, so finden wir diese bei einigen Thieren in sehr hohem Grade.

Auch die Perfectibilität, die Vervollkommnungsfähigkeit, macht keinen Unterschied. Buffon behauptet, dem Thiere mangele der Fortschritt, der Mensch sei perfectibel; aber das Eine ist so fraglich wie das Andere. Einige Thiere kann man durch Erziehung vervollkommnen; man kann ihren Scharfsinn wecken und steigern und ihnen viele gute Angewöhnungen beibringen; sie sind des Fortschritts fähig und nehmen an Intelligenz zu. Man sieht das deutlich am Hunde. Andere dagegen haben die Anlage zur, wenn man so sagen darf, Civilisation in sehr geringem Grade, oder sie fehlt ihnen.

Moralische Wahrnehmungen finden wir bei den Thieren allerdings, und Aristoteles war im Irrthum, wenn er behauptete, daß allein der Mensch das Bewußtsein von Gut und Böse, Gerecht und Ungerecht habe. Wir finden bei Thieren alle Tugenden und alle Laster; sie sind getreu, gehorsam, anhänglich, gut geartet und dankbar; sie sind auch falsch, rachsüchtig, hartnäckig, hinterlistig. Daraus folgt mit Nothwendigkeit, daß sie auch ein Gewissen haben. Wer hätte nicht schon einen Hund gesehen, der sich einer Schuld bewußt ist und ein böses Gewissen hat? Er weiß sehr wohl, wenn er Unrecht gethan hat und zeigt das durch sein ganzes Benehmen; er fühlt Reue und Beschämung. Und angenommen, daß die Thiere keinen Moralitätssinn zeigten, gibt es denn nicht etwa Menschen, Stämme und ganze Völker, von welchen man dasselbe sagen müßte?

Das Thier hat Gedächtniß und Willen und zieht Nutzen aus der Erfahrung. Aus ihrem scherzhaften Muthwillen erkennen wir, daß die Einbildung auf sie wirkt; sie handeln häufig in einer Weise, daß wir sehen, wie gut sie das Verhältniß zwischen Ursache und Wirkung erkennen und unterscheiden. Einige Handlungen zeugen von Heuchelei, Falschheit und Hinterlist, andere von bemerkenswerther Empfindungsgabe; manche können die Zeit berechnen oder abschätzen oder zeigen Zahlensinn; sie drücken Erstaunen und Theilnahme oft so deutlich und unverkennbar aus, als hätten sie die Fähigkeit, sich artikulirt zu äußern. Das sind Thatsachen, über welche kein Zweifel aufkommen kann; Thompson hat in seinem Werk: Passions of animals die Belege beigebracht.

Aber das religiöse Gefühl und Bewußtsein? Wir haben gesehen, daß das Thier ein moralisches Gefühl hat, und man kann ihm eben so wenig eine allerdings nur schwache, rudimentäre Empfindung für Religion absprechen, welche etwa in einer Vereinigung der intellektuellen Eigenschaften mit einem Gefühl für Recht und Unrecht besteht. Wer kann den Beweis liefern, daß dergleichen in einigen Thieren nicht vorhanden sei? Und gibt es einen Beweis oder den Schatten eines Beweises, daß dieses religiöse Bewußtsein in höherm Grade bei allen Menschen vorhanden sei? Bei vielen Volksstämmen äußert es sich lediglich als Furcht vor dem Unbekannten, und diese finden wir auch bei den intelligenteren Thieren, z. B. im Hund und Pferde. Die Beweise dafür sind in solcher Menge vorhanden und so bekannt, daß es überflüssig erscheint, dergleichen anzuführen.

Die Thiere haben auch eine Seele, ein „Princip des Gedankens"; und Niemand kann beweisen, daß dieselbe ein specifisches Merkmal des Menschen sei. Aber vielleicht bildet der Glaube an Unsterblichkeit ein solches? Es würde eine sehr vorschnelle Behauptung sein, wenn man sagen wollte, daß alle Thiere unsterblich seien; es wäre aber auch nicht minder voreilig, zu behaupten, daß kein Thier unsterblich sein könne. Moralische und physische Analogien bestimmten den Bischof Butler zu der Annahme, daß ein künftiges Leben für Thiere aus denselben allgemeinen Argumenten gefolgert werden müsse, aus welchen man zu der Annahme gelangte, daß der Mensch unsterblich sei. Was aber im „Jenseits" mit den Thieren werde, wisse man nicht; es gibt aber „gute Christen", die da meinen, daß eine Wiedervergeltung den Thieren eben so wohl beschieden sei wie den Menschen.

Nach alle dem hier Gesagten braucht kaum noch erwähnt zu werden, daß der Mensch in Bezug auf den Grad seiner Entwicklung ganz unermeßlich weit vom Thiere verschieden ist. Aber aus einer gradweisen Verschiedenheit kann man noch keine Artverschiedenheit herleiten, und wenn man fragt: wo ist der generische Punkt der Verschiedenheit zwischen Thier und Mensch, so muß die Antwort lauten: natura non agit saltatim; und: einen solchen Punkt der Verschiedenheit gibt es nicht; der Mensch bildet keine von der übrigen Thierwelt abgetrennte Ordnung; er ist mit der Thierwelt durch unauflösliche Bande der Aehnlichkeit und Connexion verbunden, und der Stoff, welcher sowohl seinen Körper wie jenen der Thiere bildet, ist derselbe, welcher die Bestandtheile der unorganischen Welt bildet. —

Das sind die Ansichten, welche „Philalethes" aufstellt; sie treffen in Vielem mit jenen des Professors Karl Vogt zusammen, auf dessen oben angeführtes Buch wir Alle verweisen, welche die Polemik über diesen Gegenstand kennen lernen wollen.

Aus allen Erdtheilen.

Kapitän Hanning Speke's Tod. Es ist geradezu tragisch, daß ein Mann, welcher so viele Gefahren in verschiedenen Erdtheilen glücklich überstanden hatte, eines so ordinären Todes sterben mußte, wie Speke. Man sollte meinen, daß er sich auf seinen langen und weiten Reisen unter wilden Völkern einen gewissen Instinkt der Vorsicht und Behutsamkeit hätte aneignen müssen, aber in „frivoler Fahrlässigkeit" überstieg er mit gespanntem Hahn eine niedrige Mauer auf dem Felde, und der Schuß ging dem Jäger durch das Herz. In den Gestrüppwäldern am Himalaya, im Teraï, hat er hunderte von Tigern und Elephanten erlegt; in Wiltshire fand er sein Ende, als er Hasen und Hühnern nachstellte! Er war zu Jordans in Somersetshire 1827 geboren, trat schon 1844 ins Heer, ging nach Indien und war Richard Burtons Begleiter zuerst auf dessen Reise nach Härrär und durch das Somali-Land in Ostafrika, und dann auf der großen Wanderung nach dem Tanganyika- und nach dem Nyanza-See. Er ist der Entdecker dieses letztern, welchen er für die „Quelle des Nils" hielt. Um eine Bestätigung für diese Behauptung zu finden, unternahm er seine zweite Reise zu diesem See, begleitet vom Kapitän Grant, und kam im Frühjahr 1863 glücklich heim. Wir gehen hier auf die vielfach von uns im Globus erörterte Controverse über die Nilquellen nicht ein; es ist Schade, daß Speke an demselben Tage starb, an welchem er seinem frühern Reisegefährten Burton, der ihm planmäßige Verfälschungen nachgewiesen hatte, Rede stehen sollte. Speke hatte einen sehr mäßigen Fond von Kenntnissen, aber er besaß in hohem Grade jene dreiste Ruhmredigkeit und eigensinnige Zuversicht, welche man bei begabten Autodidakten nicht selten antrifft. „Ich habe dem Nil auf das Haupt getreten"; „ich habe den Nil in das Mittelländische Meer getrieben"; solche und ähnliche Aussagen ließ er mehrmals verlauten. Kritische Einwendungen ließ er unbeachtet, denn: „ich habe die Quelle des Nils entdeckt", oder: „ich kenne den ganzen Nyanza-See genau!" Sein Buch enthält manches Neue und Interessante, aber es ist confus, lückenhaft, planlos und löst nicht im Mindesten das große Problem. Speke kokettirte mit den Missionären und Missionsfreunden, welchen er „am Kopfe des Nils" große Erfolge vorspiegelte; er seinerseits stellte, gleich Livingstone, ein Baumwollenparadies in Aussicht; zugleich forderte er die Franzosen auf, Ostafrika in Besitz zu nehmen, damit dasselbe ja nicht in die Hände Oesterreichs falle, welches gierige Blicke dorthin richte! Auf seiner ersten Reise nach dem Nyanza überwarf er sich mit Burton, namentlich weil dieser Speke's planmäßigem Schwindel in Betreff der angeblichen, hufeisenförmigen, hohen Mondgebirge im Norden des Tanganyika-Sees im Interesse der geographischen Wahrheit gegenüber trat; denn diese angeblichen Mondgebirge sind ein Phantasiegebilde Speke's. Auf der zweiten Reise vereinigte er sich mit seinem Gefährten Grant. „Er war eine eckige, unliebenswürdige Persönlichkeit, an deren scharfen Kanten sich Alle wund rieben, die mit ihr in Berührung traten. Daher der unerquickliche Zank mit allen seinen Reisegefährten, und welchen er in rohester Weise ausbeutete." So sagt ein Nachruf. Seine Leiche ist in der Dorfkirche von Dowlish Wake bei Ilminster beigesetzt; unter den Leidtragenden befanden sich Grant, Livingstone und Murchison, der sein besonderer Protektor war. Man hat beschlossen, Speke ein Denkmal zu setzen, „zur Erinnerung an die Heldenthaten des Mannes, der, unter allen Europäern der erste, das tropische Centralafrika von Süden nach Norden mit seinem Gefährten Grant durchwanderte und der, wenn wir auch alle Meinungsverschiedenheiten in Betreff der Nilquellen bei Seite lassen, ohne Frage die Existenz und die geographische Lage des großen Wasserbeckens, aus welchem der Nil hervorströmt, bestimmt hat". Murchison vertraut auf die „Opferwilligkeit der Nation", die sich aber jüngst in Sachen des Shakespeare-Monumentes ein

arges Armuthszeugniß ausgestellt hat und, kleinere Kreise abgerechnet, um den Nilentdecker sich wenig bekümmerte.

Richard Burton hat seine Stelle als Konsul auf der spanischen Insel Fernando Po in der Biafra-Bay aufgegeben und ist vorerst nach Europa zurückgekehrt. Vor einigen Wochen erschien von ihm ein zweibändiges Werk über seinen dreimonatlichen Aufenthalt am Hofe des Königs von Dahomé. Burton war im amtlichen Auftrage der englischen Regierung bei dem schwarzen Potentaten, über welchen wir in den letzten Jahren so viele wundersame Berichte gelesen haben. Im Allgemeinen erfahren wir über die Zustände in Dahomé wenig mehr, als was uns schon durch Forbes bekannt war. Indessen enthält Burtons Werk manche kritische Berichtigung früherer Angaben; es ist, wie alle Bücher des ausgezeichneten Reisenden, ansprechend und lebhaft geschrieben. Man sollte meinen, daß Burton, nachdem er so manches Jahr in den ungesundesten Gegenden von Ost- und Westafrika verweilt hat, sich einige Zeit Ruhe und Erholung gönnen werde; er will aber seine Muße benutzen, um nach kurzem Aufenthalt in seiner Heimath eine jedenfalls gefährliche und gewagte Expedition zur Entdeckung der Nigerquellen zu unternehmen. Dasselbe Problem wollte bekanntlich der Löwentödter Gerard ausführen, aber seine Bemühungen waren vergeblich. Von der Westküste Afrika's wird Burton als Konsul nach der Hafenstadt Santos in Südbrasilien gehen, wo er dann nach langer Zeit wieder einmal in einem gesunden Klima leben wird.

Samuel Baker am Nyanza-See. Vor einigen Monaten wurde aus Alexandria gemeldet, daß dieser Reisende vom obern Weißen Nil nach Chartum zurückgekehrt und auf dem Wege nach Europa sei. Diese Notiz war unrichtig, denn in der geographischen Abtheilung der British Association wurde ein Brief Petherick's aus Chartum vom 23. Mai 1864 mitgetheilt, der folgende Angaben enthält:

Eine Anzahl der Leute Churschid Agas, der hoch am obern Bahr el Abiad Handel treibt, waren von Gondokoro nach Chartum gekommen und meldeten, daß Baker bis zum König Kamrasi gekommen sei, dessen „Palast" unweit von der Nordküste des Nyanza-Sees liegt, und wo Speke und Grant längere Zeit verweilten. (So weit waren uns die Nachrichten bekannt, und wir haben sie früher mitgetheilt.) Baker entließ dort jene Leute, weil er während der Regenzeit bei Kamrasi bleiben und dort Vorkehrungen zu Reisen in der trockenen Jahreszeit treffen wollte. Von Baker selbst war kein Schreiben eingegangen.

Burton über das Problem der Nilquellen. In derselben Sitzung der British Association sprach Burton, der Entdecker des Tanganyika-Sees, über dasselbe und erläuterte seine Ansichten an einer Karte von Ostafrika. Der Nyanza-See, sagte er, ist nicht das südliche Ende oder Haupt des Nils, wohl aber ist es der Tanganyika-See, welchen ich für den westlichen See des Ptolemäus halte. Es bleibt übrigens eine Aufgabe für einen künftigen Forscher, zu ermitteln, ob aus dem Nordende des Tanganyika ein Fluß abströmt, der sich in den Luta Nzige (Nsidschi) ergießt und aus demselben in den Nil geht. Ein Reisegefährte Livingstone's, Dr. Kirk, war mit diesen Ansichten Burtons theilweise einverstanden. Der Tanganyika, sagt er, hat sicherlich keinen Abfluß zum Nyassa, diesem nach Süden hin von Livingstone besuchten See. Er, Kirk, habe diesen beschifft und zwar bis fast zum nördlichen Ende, und könne versichern, daß nach Norden hin kein großer Strom aus ihm abfließe. Es sei auch ermittelt worden, daß die Süßwassermuscheln des Nyassa und des Tanganyika von ganz verschiedener Art seien; zu bedauern bleibe, daß Burton keine Fische aus dem Tanganyika-See mitgebracht habe, damit man sie mit jenen aus dem Nyassa vergleichen könne; dadurch würde die Frage, ob beide Seen durch einen Fluß mit einander in Verbindung ständen, sofort ihre Lösung erhalten.

Schifffahrt auf dem Araguay und dem Tocantins. Es scheint, als ob die großen Flüsse, welche aus dem Herzen des großen Reiches Brasilien in den gewaltigen Amazonenstrom, auf dessen rechter, südlicher Seite, einmünden, dem Verkehr dienstbar gemacht werden sollen. Wir meldeten vor mehreren Monaten, daß Coutinho den Purús hinaufgefahren sei; jetzt lesen wir in Nr. 51 der zu Porto Alegre erscheinenden „Deutschen Zeitung" Nachstehendes über eine Beschiffung des Araguay. „Von Belem, in der Provinz Para, schreibt man, daß der Expräsident von Goyaz, Dr. José Vierra Couto de Magalhães, nachdem er die Regierung seinem Nachfolger übergeben hatte, von Goyaz zu Lande bis zum Flusse Araguaya ging, auf welchem er sich in einem Boote einschiffte. Er befuhr denselben in einer Länge von ca. 400 Leguas, wobei er mit unendlichen Mühsalen und Schwierigkeiten, sowie natürlichen Hindernissen zu kämpfen hatte; er gewann jedoch die Ueberzeugung, daß dieser höchst wichtige Fluß in seiner ganzen Ausdehnung schiffbar ist, so wie der untere Theil des Tocantins. Dank dem kühnen Unternehmen des Dr. Magalhães, existirt jetzt die Gewißheit, daß man zu Wasser von Goyaz (und mithin Matto Grosso) nach Para gelangen kann.

Dr. Magalhães hat eine Beschreibung seiner Reise auf dem Araguaya herausgegeben."

Der Blick auf eine Karte von Südamerika zeigt sofort, von welcher Wichtigkeit jene Wasserstraße ist. Der Araguay oder Araguaya entspringt etwa unter 18° südl. Br. auf der Serra Cayapá, fließt als Grenzstrom zwischen den Provinzen Matto Grosso und Goyaz von Süden nach Norden durch ein ungemein fruchtbares aber noch sehr menschenleeres Land und vereinigt sich nach einem Laufe, der doppelt so lang ist als jener des Rheins, unter 6° südl. Br. mit dem Tocantins, der oberhalb der Stadt Pará (oder Belem, wie man jetzt sagt) mit dem Mündungsgewässer des Amazonas sich vereinigt und dort gewissermaßen ein Zwillingswasser desselben bildet.

Fossile Knochen im Delta des Sambesi. In der londoner geographischen Gesellschaft wurde am 11. April 1864 von Dr. Kirk ein Bericht über fossile Knochen aus dem Alluvium des Sambesi-Deltas in Südostafrika erstattet. Die Knochen, welche im Delta gefunden wurden, scheinen aus dem Innern durch das Wasser dorthin geführt worden zu sein. Es waren Zähne und Knochen großer Antilopen, Theile vom Büffel, vom Nilpferde und Löwen. Von Reptilienresten fand man Panzer der Wasserschildkröte und Krokodilknochen. Vermischt mit diesen Knochen kamen Bruchstücke von irdenen Gefäßen vor, die an ihren Ecken abgerundet waren, auf der frischen Bruchfläche aber genau so aussehen, wie das halbgebrannte Geschirr, welches die Eingebornen jener Gegend noch heute benutzen. Aber die Zeichen auf der Oberfläche waren ganz verschieden von diesem. Die Dörfer der Neger stehen in der Gegend des Sambesi gewöhnlich an Seen oder Bächen, und in diese wirft man, einem abergläubigen Gebrauche zufolge, alle Knochen der geschlachteten Thiere. Die in Frage stehenden Knochen waren augenscheinlich nicht lange der Sonne und der Luft ausgesetzt gewesen, weil sie sonst schwerlich ihre Form so gut bewahrt hätten, wie es der Fall ist. Sie gehören sämmtlich Thierspecies an, welche heutzutage noch am Sambesi leben.

Der Präsident der Gesellschaft, Roderich Murchison, knüpfte hieran einige Bemerkungen über das Alterthum der physikalischen Geographie in Innerafrika. Die Knochen, sagte er, erhielten namentlich dadurch ein erhöhtes Interesse, weil sie ihre Leimsubstanz verloren hätten und in den Zustand vollkommener Versteinerung übergegangen wären. Dies unterstütze die Theorie, welche er bereits 1852 ausgesprochen habe, daß nämlich Südafrika seit den Zeiten der Secundärperiode in seinen Centraltheilen ungetrübt seinen Oberflächencharakter bis auf unsere Tage beibehalten habe. Die Forschungen Burtons, Speke's, Grants und Livingstone's haben diese Ansicht bestätigt, denn nirgends trafen diese Reisenden auf alte versteinerungsführende Formationen. Sie fanden keine Kalke mit Meeresmuscheln, obgleich sie auf diese besonders aufmerksam gemacht worden waren. Die einzigen Meeresschalthiere, die man fand, kamen nahe den Küsten in den verhältnißmäßig jungen Schichten der Nummulitenformation vor. Nach Thorntons Beobachtungen kann man als sicher annehmen, daß das Rückgrat Afrika's aus alten, paläozoischen Felsen besteht; von dem Vorhandensein secundärer und tertiärer Bildungen im Innern dieses Continents verlautet jedoch nichts. Murchison setzt dann weiter auseinander, daß im Innern Südafrika's keine großen Vulkane thätig waren, welche das Land mit Lavaströmen übergossen, aufrissen oder in Schwingungen versetzten, welche andere Continente unter die Wogen des Oceans brachten oder mit erratischen Blöcken überstreuten. Uebergehend zu den Beobachtungen

Dr. Kirks, schließt Murchison auf ein hohes Alter der Neger in Afrika, wenn es sich bewahrheitet, daß die zugleich mit den erwähnten Knochen aufgefundenen Scherben mit jenen von gleichem Alter sind. Mit Rücksicht auf dieses Alter der Negerrasse erscheint es sehr bemerkenswerth, daß diese im Vergleich zu den Amerikanern und Polynesiern so geringe Fortschritte in der Civilisation gemacht hat, daß sie sich nicht einmal zur Züchtung von Hausthieren aufschwingen konnte.

In der Debatte, welche sich an diesen Gegenstand knüpfte, bemerkte Herr Galton, ob dann der Verlust der Leimsubstanz in jenen Knochen wirklich als ein Zeichen hohen Alterthums gelten könne, da es ja bekannt sei, wie leicht Knochen in heißen Klimaten ihre organische Substanz verlören. Dr. Kirk erwiederte hierauf, daß diese Knochen durchaus fossil seien, daß sie schwerer als gewöhnliche Knochen wären, daß ihre Bruchfläche an der Zunge hafte, und daß beim Verbrennen keine Spur von Geruch zu entdecken sei. Alles weise darauf hin, daß sie einen chemischen Prozeß durchgemacht hätten, und somit ihr hohes Alterthum außer Frage stehe.

Neue Nachrichten aus Madagaskar. Wir müssen die Dinge, welche auf dieser „Perle des Ostens" sich begeben, auch ferner im Auge behalten, denn es will uns bedünken, daß über kurz oder lang eine Einmischung Frankreichs gar nicht ausbleiben könne. Bekanntlich betrachtet man in Paris diese Insel als eine „Besitzung seit 1644", und in diesem Sinne spricht sich die Presse aus. Die „Revue du Monde colonial" hat auf St. Denis auf Réunion einen Correspondenten, welcher unterm 4. Juli einige Nachrichten über die neuesten Vorgänge auf Madagaskar gibt; er verlangt einen definitiven Bruch mit den Howas und eine Besitznahme der Häfen Vohemar, Diego Suarez, Bavatube und der umliegenden Landschaften, welche der „Französischen Madagaskar-Compagnie" abgetreten worden seien. Die Sache verhält sich aber so, daß Lambert, „Herzog von Emirne", die geistige Abspurigkeit des Königs Radama benutzt hatte, um von demselben so exorbitante Vorrechte und Konzessionen zu erwirken, daß nach des Königs Ermordung dieselben für ungültig erklärt werden mußten. Dadurch sind allerdings die Pläne der Spekulanten und Abenteurer, welche Madagaskar als ihre Domäne betrachteten, durchkreuzt worden, und sie bieten Alles auf, um die französische Regierung zu einem bewaffneten Einschreiten zu drängen. Diese würde wohl auch schon die „Interessen der Civilisation" auf Madagaskar in ihrer Weise gefördert, d. h. sich eingemischt haben, wenn sie nicht in Merico und Algerien vollauf zu thun hätte.

Seit Radama's Ermordung ist die Insel nicht zur Ruhe gekommen. Am 14. Mai 1864, dem Jahrestage, an welchem Rabude oder Raboda als Königin von Emirne (d. h. der Centralprovinz, welche den Hauptsitz des herrschenden Volkes der Howa bildet) den Thron bestieg, war großes Fest am Hofe im Palaste Mahusarivu, der etwa eine Wegstunde von der Hauptstadt Tananarive entfernt liegt. Alle hohen Würdenträger und vornehmsten Edelleute waren versammelt und eine große Menge Volkes anwesend. Als die Gäste aber an der Tafel Platz nehmen wollten, kam ein Adjutant des Premierministers (der jetzt Gemahl der Königin ist) und meldete, daß eine weitverzweigte Verschwörung entdeckt worden sei. Etwa dritthalbhundert Howas lägen, vollständig bewaffnet, in den Kellergewölben des Palastes versteckt und wollten die Königin und ihren Gemahl ermorden. Dieser letztere, eben der Premierminister Rainivoninahaitriniony, sprang auf, ließ den Palast umzingeln und befahl, alle Verschworene, ohne weiteres Verhör, mit Lanzen zu tödten. Der Oberbefehlshaber der Truppen, Rainosar, welcher Anstifter des Complots war und die Minister, welche auch um dasselbe gewußt zu haben scheinen, erhoben Einsprache gegen ein solches Abschlachten, und der Streit wurde so heftig, daß der Premierminister dem Oberfeldherrn Ohrfeigen gab. Nun wurde die Verwirrung allgemein, und die Edelleute nahmen Partei für den Geschlagenen, der aber für den Augenblick sein Rachegefühl beherrschte. Während der Verwirrung wurden die Tische umgeworfen, Alles drängte wild durch einander, und so gelang es den Verschworenen, in die Felder zu entfliehen. Die erschreckte Königin begab sich sofort nach Ambuhimanga, von wo sie erst am 4. Juni, um die Vollmondszeit, nach Tananarive zurückkommen wollte; diese Hauptstadt wurde aber in Belagerungszustand erklärt. Unter solchen Umständen dürfen wir uns auf Nachrichten von Mord und Revolution gefaßt halten.

Von den Inseln der Südsee. Wir haben eine Anzahl von Berichten aus verschiedenen Theilen Polynesiens, denen wir das Nachstehende auszugsweise entnehmen.

Auf Tahiti empfindet man den Mangel an Arbeitskräften so sehr, daß sich eine Gesellschaft gebildet hat, um vorerst eintausend chinesische Arbeiter einzuführen. Diese Kulis sind verpflichtet, sieben Jahre lang zu dienen und werden, falls sie es wünschen, nach Ablauf dieser Zeit auf Kosten der Gesellschaft nach China zurückgebracht. Die französischen Behörden haben sehr zweckmäßige Verfügungen über die Behandlung dieser Leute getroffen und einen eigenen Einwanderungskommissär angestellt.

Auf den Markesas-Inseln haben die Blattern in der ersten Hälfte des Jahres 1861 große Verwüstungen angerichtet. Auf Taio hae, wo die französischen Behörden und die katholischen Missionäre wohnen, erhielten die Kranken einige Pflege und die Todten wurden begraben, aber auf anderen Inseln war der Zustand entsetzlich. Die Krankheit griff immer weiter um sich, die Menschen wurden massenweis von ihr hinweggerafft, und der Ueberlebenden bemächtigte sich eine dumpfe Verzweiflung. Sie ließen die Leichen unbegraben liegen, als Fraß für hungrige Hunde und Schweine. Das sahen manche Kranke mit an; um nicht in solcher Weise aufgefressen zu werden, wühlten sie sich Gruben und erwürgten sich selbst! Manche erbaten als Gnade, mit den Leichen ihrer Verwandten lebendig begraben zu werden.

Die Tuamotu-Inseln. Die Regierung der unter Frankreichs Schutzherrschaft stehenden Gesellschaftsinseln hat zu Papeete, der Hauptstadt Tahiti's, einen Bericht über die französischen Besitzungen in Oceanien herausgegeben. Es ist darin unter anderm die vollständige Liste der zum Pomotu (oder niedrigen Archipel) gehörigen Inseln, welche unter Frankreichs Protektorate stehen, angeführt; ihre Zahl beläuft sich auf 80. Die Deputirten dieses Archipels haben aber bei einer Zusammenkunft in Papeete unter dem Vorsitze des Viceadmirals Bonard gegen den bisher üblichen Namen Pomotu (unterworfene Inseln) Verwahrung eingelegt und verlangt, daß dieser in Tuamotu geändert werde. Tuamotu bedeutet: entfernte Inseln. Ihrem Wunsche ward entsprochen, und somit gilt Tuamotu nun als der officielle Name für den niedrigen Archipel. Zwischen diesem und Papeete findet nun allmonatlich eine Postbeförderung statt.

Auf Neu-Caledonien ist im Frühling ein Transport französischer Verbrecher für die dortige Strafkolonie angekommen. — Die Eingebornen zeigen in mehreren Theilen der Inseln große Widersetzlichkeit, empfinden aber die Ueberlegenheit der europäischen Waffen. Auf der Ostküste bei Wagap ist ein Schieferbruch entdeckt worden, aus welchem ganze Ladungen Schiefers nach Australien gehen, wo derselbe sehr gut bezahlt wird. — Die Strafansiedlung befindet sich auf der Insel Nu, diese ist „Sitz der transportirten Arbeiter"; so nämlich heißen im Amtsstyl die Verbrecher.

Am 1. Mai 1864 hat Frankreich nun auch die Loyalty-Inseln in Besitz genommen. Man hat an der Sandelbay auf der Insel Lifu oder Chabrol einen Militärposten angelegt.

Die neue Verfassung in Venezuela ist vor Kurzem in den meisten Staaten eingeführt worden. Ihre Hauptbestimmungen sind: Die „21 unabhängigen Staaten Venezuela's" bilden einen Bund, welcher den Titel: Vereinigte Staaten von Venezuela führt. Die Todesstrafe ist abgeschafft. Die persönliche Freiheit ist gewährleistet. Die Sklaverei darf nie wieder eingeführt werden, und alle Sklaven sind frei. Alle Bürger über 18 Jahr alt (!) sind stimmfähig. Die Freiheit aller Religionen ist garantirt. Die Einkerkerung wegen Schulden ist abgeschafft. Kein Bürger darf verbannt werden, und die höchste Gefängnißstrafe beträgt 10 Jahre. Die Regierung besteht aus einem Präsidenten, dem Senat und der Kammer der Abgeordneten. Der Präsident darf keinen Staat ohne dessen Erlaubniß militärisch besetzen und sich nirgends in die inneren Angelegenheiten eines solchen mischen, ausgenommen in officiöser Weise. — Gegenwärtig ist General Falcon Präsident. — Diese Verfassung ist wieder eines jener abstrakten Machwerke, deren die südamerikanischen Republiken sich zu Dutzenden gegeben haben, und welche nach ein paar Jahren von ihnen selber wieder über den Haufen geworfen werden. Man muß bedenken, daß sechs Siebentel der Bevölkerung von

Venezuela aus Indianern, Mestizen, Negern, Mulatten und Zambos bestehen, von denen die wenigsten wissen, was Lesen, Schreiben und Unterricht heißt. Und dabei das allgemeine Stimmrecht für jeden Burschen, der sein 18. Jahr zurückgelegt hat! Anzuerkennen ist, daß man allen Religionen Freiheit gewährt; so weit ist man in Spanien, Portugal und im Kirchenstaate noch lange nicht.

Fortschritt in den Staaten am La Plata und Paraguay. Diese Regionen, wo gegenwärtig, mit alleiniger Ausnahme von Montevideo, vollkommene Ruhe herrscht, erfreuen sich jetzt einer gedeihlichen Lage und haben sich mit Eifer auf die Künste des Friedens geworfen. So günstig sind die Verhältnisse, daß von englischen Kapitalisten Geldanlagen von Millionen Pfund Sterling in den La Platastaaten gemacht werden; auch ist erfreulich zu sehen, daß die europäische Einwanderung nach Südamerika immer beträchtlicher wird. Sie hat dort eine sehr ersprießliche Gegenwart und eine vortreffliche Zukunft.

Die „Tribuna", welche zu Buenos Ayres erscheint, gibt in ihrer Nummer vom 27. Juli folgende Uebersicht:

„Wir können mit Genugthuung melden, daß überall Ruhe herrscht; auf die Tage bürgerlicher Fehden ist eine Zeit des Friedens und der Betriebsamkeit gefolgt. Wir bauen Eisenbahnen, Brücken und Straßen, ermuntern die Einwanderung, sorgen für Unterricht und Erziehung, verbessern und vermehren unsere Heerden, geben zweckmäßige Gesetze, arbeiten eifrig am moralischen und materiellen Fortschritte des Landes und zeigen uns jeder Unternehmung, welche den allgemeinen Nutzen im Auge hat, nach Kräften förderlich."

Der argentinische Kongreß hat die Anlage eines Telegraphen zwischen Buenos Ayres und Montevideo bewilligt und einer Gesellschaft, welche den obern Uruguay mit kleinen Dampfern befahren will, eine Jahresunterstützung von 9600 Dollars zugebilligt. — In Buenos Ayres werden schwimmende Docks gebaut; in Cordova wird eine englische Bank mit 200,000 Pf. St. Kapital gegründet; sie wird für eine halbe Million Banknoten ausgeben. — Die Regierung in Buenos Ayres traf Maßregeln, um eine Menge ihres einlaufenden Papiergeldes einzulösen und den Papierdollar so zu fixiren, daß 25 derselben einen Silberdollar gelten; sie will dadurch den bisherigen Kursschwankungen ein Ende machen. — Die Silbergruben in San Juan liefern eine unmein reiche Ausbeute. — Der Viehstand in den Provinzen Buenos Ayres und Entre Rios hat sich während der beiden letztverflossenen Jahre ungemein vergrößert; in der letztgenannten Provinz und in Santa Fé siedeln sich jetzt viele Engländer an, weil die argentinische Centralbahn durch Santa Fé ziehen wird. Jetzt ist Land noch so billig, daß man eine Quadratlegua für 600 Pfd. St. kauft.

Einem andern argentinischen Blatte, dem Ferro carril, entnehmen wir folgende Notizen:

Zwei Kongreßabgeordnete, Orouo und Zuviria, betreiben den Plan, je 1000 Einwandererfamilien im Süden am Rio Negro, im Norden am Rio Vermejo anzusiedeln und beide Linien durch eine Reihe von Forts gegen die Indianer zu schützen. Bei der allgemeinen Ruhe glaubt man die argentinischen Soldaten nicht nützlicher verwenden zu können.

Die Einwanderung in Santa Fé nimmt merkwürdig zu. Die Leute kommen aus England, aus den vom Bürgerkrieg zerrütteten, mit unerschwinglich hohen Steuern und Abgaben überbürdeten Vereinigten Staaten von Nordamerika, aus Buenos Ayres und Uruguay. Alle sind wohlhabend und bringen bedeutende Kapitalien mit. Die der Eisenbahngesellschaft (zwischen Rosario und Cordova, eine Strecke von 240 Miles) gehörenden Ländereien werden jetzt vom Herrn Phibbs aus Liverpool genauer untersucht und vermessen; die Kompagnie gewährt Ansiedlern die günstigsten Bedingungen. Gleichzeitig hat die Bundesregierung eine Einwanderungsbehörde in Rosario niedergesetzt und derselben beträchtliche Summen zur Verfügung gestellt; Sekretär derselben ist ein Engländer, Perkins. Die Provinzialbehörde von Santa Fé ihrerseits berieth über ein Heimstättegesetz nach dem Muster des nordamerikanischen. In der nächsten Umgegend der Stadt Santa Fé sind schon jetzt etwa 700 Einwandererfamilien ansässig, denen es, nach dem Berichte des englischen Konsuls Hutchinson (desselben, der drei vortreffliche Werke über Westafrika geschrieben hat und Burtons Vorgänger auf Fernando Po war), ausgezeichnet wohl ergeht. Abgaben und Steuern sind in den argentinischen Ländern nicht der Rede werth.

In Paraguay sind drei Abtheilungen der Bahn von Asuncion nach Villarica eröffnet, bis nach Pirayu; die vierte, nach Cerro Leon, soll noch im Laufe dieses Jahres eröffnet werden. An den Telegraphenlinien wird eifrig gearbeitet; im Land war ungestörte Ruhe.

Erdbeben. Briefe von Silistria berichten von einem heftigen Erdbeben, welches am 14. August, von starken Stürmen begleitet, in Kallnrach an der Donau stattfand. Die Kirche, die Schule und viele andere Gebäude wurden in Ruinen verwandelt. Im Hafen haben mehrere Schiffe Schaden erlitten. Auch aus Aleppo erfahren wir, daß am 15. August ein überaus heftiger Erdstoß verspürt wurde.

Der Tunnel durch den Mont Cenis. Man schreibt der „Allgemeinen Zeitung" aus Genua vom 14. September: Die französischen und die italienischen Kommissäre, welche mit der Inspektion der Riesenarbeiten am Mont Cenis beauftragt sind, haben bei ihrem letzten Besuch über den Fortgang dieses Werks, welches ein Ruhm unsers Jahrhunderts sein wird, die befriedigendsten Eindrücke erfahren. Vom Juli 1863 bis Juli 1864 ist auf der Seite von Bardonnêche allein die Arbeit um 560 M. fortgeschritten. Nun werden mit dem tiefern Eindringen die zu überwältigenden Schwierigkeiten immer größer; aber des Ingenieurs Sommeiller bewährtes Genie findet dadurch nur Gelegenheit, die erkannten physischen Kräfte in immer neuen wunderbar verbesserten Combinationen kühn den größten Hindernissen entgegen zu stellen, so daß das Werk, anstatt verlangsamt zu werden, immer rascher fortschreitet. Der bei dem Bau beschäftigten Arbeiter sind jetzt 4000, und das bisherige Gesammtresultat beträgt in Metern ausgedrückt 2017 auf der italienischen und 1448 auf der savoyischen Seite. Dieß ist ungefähr ein Drittel des ganzen Tunnels, welcher 12,220 Meter lang werden soll. Daraus läßt sich berechnen, daß dieser Wunderbau bis zum Jahr 1872 vollendet sein wird.

Zur Statistik der Mönche und Nonnen in Italien. Ein florentiner Blatt, welches den Titel „Razione e fede" führt, bringt folgende Angaben über den Ordensklerus in Italien. Die Zahl der religiösen Orden beträgt nicht weniger als vier und achtzig. Sie besitzen 2382 Klöster, von denen 658 den Bettelorden gehören. Man zählt 15,491 männliche und 18,198 weibliche Professen; dazu kommen noch 4668 Laienmitglieder beiderlei Geschlechts. Also hat man im Ganzen 38,357 Klosterbewohner. Dazu kommt dann noch die ungemein zahlreiche Abtheilung der Geistlichkeit, welche nicht in Klöstern wohnt, die „Weltgeistlichkeit". Italien hat in diesen Beziehungen noch den Vorrang vor Belgien; in diesem kleinen Lande ist die Zahl der Geistlichen, Mönche und Nonnen seit 1830 von etwa 4000 auf nahezu 16,000 angewachsen.

Die Produktion der Edelmetalle. Die Produktion der Edelmetalle berechnet man nach der neuesten statistischen Aufstellung auf jährlich 379,054,000 Thlr., und davon kommen auf das Gold 285,489,000 Thr. (75,32 Procent), und auf das Silber 93,565,000 Thlr. (24,68 Procent). Dazu tragen bei: Californien 99,750,000 Thlr., die übrigen Staaten der Union 42,750,000 Thlr., Britisch-Columbia 8,550,000 Thlr., Mexiko 35,625,000 Thlr., Südamerika 18,525,000 Thlr., Rußland 31,350,000 Thlr., das übrige Europa 9,975,000 Thl., Asien und Afrika 8,550,000 Thlr., Australien 106,879,000 Thlr., Neuseeland 17,000,000 Thlr. Amerika liefert für 137,298,750 Thlr. Gold und für 67,901,250 Thlr. Silber, also 48,09 Procent der Gold-, und 72,57 Procent der Silberproduktion. Seit dem Anfang unsers Jahrhunderts ist die Goldproduktion um mehr als das 15,6fache gestiegen, und seit 1848, bevor die reichen Goldlager in Californien entdeckt waren, um mehr als das 6fache. Können wir unsere Zeit auch nicht eine goldene nennen, so hat doch unsere Erde solche Reichthümer seit ihrem Erstehen nicht gesehen. Der Goldreichthum der früheren spanischen Colonien in Amerika und Brasilien, der im Mittelalter so angestaunt wurde, ist im Vergleich zu dem der Gegenwart ärmlich zu nennen. Von hier kamen seit der Entdeckung der neuen Welt bis zum Jahr 1809, also in 318 Jahren, nach A. v. Humboldt, 2,071,530,000 Thlr. nach Europa, während Australien allein in den 12 Jahren von 1851 bis 1862 für 702,953,925 Thlr. Gold ausgeführt hat, so viel wie Amerika in 108 Jahren.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Von Alcoy über Alicante nach der Palmenstadt Elche.

Festlichkeiten auf dem Jahrmarkte zu Alcoy. — Kämpfe der Christen und Mohren. — Jativa und Almansa. — Ueber Chinchilla nach Albacete. — Die Messerfabrikation. — Duelle mit der Navaja. — Villena und der Trovador Macias. — Alicante. — Die heilige Agathe. — Das Mandelgebäck. — Eine Bürgerhochzeit. — Nach Elche.

Wir haben die beiden Reisenden Doré und Davillier neulich (Band VI, Nr. 7 und 8) auf ihren Streifzügen in der spanischen Provinz Valencia begleitet und sind ihnen bis Alcoy gefolgt, wo sie eben zur Zeit der großen Jahresmesse, der Feria, eintrafen. Dort fanden sie Gelegenheit, an den verschiedenen Festlichkeiten und Belustigungen, Funciones, Theil zu nehmen.

Schon am Tage vor dem Feste kommen aus jedem Dorfe der Comarca, d. h. des Landbezirkes, Musikanten zur Stadt, versammeln sich am andern Morgen vor dem Rathhause und durchziehen die Straßen. Dieses ländliche Orchester besteht zumeist aus Dulzaynas, kleinen Oboen mit schrillendem Tone, welche mit den Instrumenten der italienischen Pifferari Aehnlichkeit haben; aber auch Trommeln,

Ruinen der Burg bei Chinchilla. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Schutzpatron der Stadt ist der heilige Georg, und zur Ehre desselben wird alljährlich zur Meßzeit ein großes Nationalfest gefeiert, bei welchem die Mohren, die ungläubigen Saracenen, gar übel wegkommen und Püffe in ungezählter Menge erhalten. Im Jahre 1257 unternahmen die Mauren einen Angriff gegen die Stadt, und Alcoy wäre, so wähnt das Volk, eine Beute der Ungläubigen geworden, wenn nicht der Heilige Sanct Jürgen sich der Christen erbarmt und allerhöchstselber Antheil am Kampfe genommen hätte. Er schlug die Mohren zurück.

Trompeten, Bandurrias, Citaras und die unvermeidliche Guitarre fehlen nicht. Hinter den Spielleuten ziehen dann die Mohren und die Christen einher, welche am folgenden Tage beim Fest eine Rolle zu spielen haben.

Bei diesem schreitet die Geistlichkeit voran und begibt sich in stattlichem Zug auf den großen Marktplatz, die Plaza mayor. Dort ist eine Burg errichtet worden, ein Castillo, aber nicht aus Steinen, sondern aus Brettern und Leinwand. Nachdem die Geistlichen in die Burg eingezogen sind, defiliren die Christen und die Mohren zu Fuß und zu Roß an ihnen

vorüber, ziehen gemeinschaftlich durch mehrere Straßen, theilen sich dann in verschiedene Gruppen und führen Tänze auf, besonders vor dem Hause des Bürgermeisters und anderer angesehenen Bürger.

Am nächsten Morgen werden die im Stadthause versammelten Behörden von den Spiellenten abgeholt und schließen sich dem Zug an, welcher in Prozession nach dem Oratorium des heiligen Jakob geht. Man holt dort das Bild und die Reliquien dieses Heiligen ab, bringt dieselben nach der Pfarrkirche, in welcher eine musikalische Messe abgehalten wird, und schafft sie dann wieder ins Oratorium.

Nun erscheint der dritte Tag, und an diesem findet El Alarde statt, d. h. die Parade, der Kampf zwischen Christen und Ungläubigen. Schon früh am Morgen versammeln sich beide Parteien auf der Plaza mayor, und dann ziehen die Mohren in guter Ordnung zur Stadt hinaus, welche sie belagern müssen. Nachdem sie dann vor den Thoren sich gelagert, schicken sie einen Abgesandten an den Befehlshaber der christlichen Streiter; dieser Parlamentär reitet auf einem prächtig angeschirrten Rosse bis an das Castillo hinan, grüßt nach morgenländischer Art und überreicht sein Schreiben. Der Anführer der Christen nimmt das Papier entgegen, wirft einen Blick hinein und — zerreißt es, weil er nun und nimmermehr mit den Feinden des christlichen Glaubens kapituliren werde. Der Abgesandte kehrt zu seinen Mohren zurück, welche trotz jener Beschimpfung nicht sofort die Stadt angreifen, sondern eine zweite Gesandtschaft mit großem Gefolge an den Christengeneral absenden; es versteht sich von selbst, daß auch sie eine abschlägige Antwort erhält. Da schwören dann die Mohren, daß Alcoy durch Feuer und Schwert verwüstet werden solle.

Die Navaja. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

In der That beginnen sie nun den Angriff, dringen in die Stadt ein, werden aber mit einem lebhaften Musketenfeuer empfangen. Allerdings hatten die Krieger im Jahre 1257 noch keine Feuerwaffen, aber was schadet ein solcher Anachronismus? Die Mohren fürchten sich nicht, rücken in geschlossenen Reihen vorwärts, werden dann aber von den Christen, unter dem Schlachtrufe: Santiago, y a ellos! — St. Jakob, und drauf! — zurückgedrängt, besonders nachdem Reiterei gegen sie eingestürmt ist. Wie lustig sprengen die Ritter und Paladine einher! Man glaubt ein Fastnachtspiel vor sich zu sehen, denn diese Paladine sind in die spanische Tracht des Mittelalters gekleidet und sehen etwa aus wie Jahrmarktspuppen; die Pferde sind aus Pappe verfertigt, aber reich mit Decken behangen. Der Anputz der Mohren ist nicht minder gelungen; sie sehen aus wie die Türken auf unseren Maskeraden.

Das Handgemenge wird bald allgemein; die Ungläubigen müssen zurückweichen, denn sie haben ja keinen Heiligen, der für sie kämpft, und die Christen bleiben Sieger. Diese stimmen Triumphgesänge an, führen unter Musik die gefangenen Saracenenhunde in der Stadt umher, und das Springen, Pfeifen, Tanzen und Trommeln dauert bis zum Abend.

Mit einem dreitägigen Fest ist dem Spanier keineswegs gedient, er will mehr haben, und am vierten Tage nimmt die Sache ihren weitern Verlauf. Man führt die Gefangenen und angeblich Verwundeten in der Stadt umher; sie jammern und flehen das Mitleid der Leute an; die Christen sind auch großmüthig und geben Almosen, welche dann an die Kasse des Stadtkrankenhauses abgeliefert werden. Am Ende marschiren Mohren und Gläubige je zu zweien Arm in Arm hinter den Reliquien des Heiligen her, welche in der St. Georgs-Einsiedelei beigesetzt werden, die Feindseligkeit hat ein Ende und der Tanz beginnt. Erst nach Mitternacht wird es in Alcoy allgemach ruhig.

In Spanien ist der altererbte Haß gegen die „Mohren" noch heute lebendig; das hat sich in dem letzten Kriege gegen Marokko wieder einmal gezeigt. Das Volk liebt die Mohrenkämpfe eben so leidenschaftlich wie die Stiergefechte, und ein Fremder thut wohl, sich dieselben anzusehen; denn sie gewähren ihm einen interessanten Einblick in das Leben und in die Sitten und Bräuche des Volkes. Auch strömen von weit und breit die Landleute herzu, über deren eigenthümliche Trachten man bei solchen Gelegenheiten allerlei Studien machen kann.

Während der vier Festtage wird in Alcoy eine ungeheure Menge von Turrones genossen. Dieses Mandelgebäck von Honig ist weit und breit berühmt; auch die Verkäufer der Orchata de chufas machen gute Geschäfte. Wein und

Branntwein spielen eine höchst untergeordnete Rolle, und ein betrunkener Mann gehört zu den größten Seltenheiten; auf einen Borracho würde Jeder mit den Fingern zeigen, und ein solcher gilt in dem klassischen Lande der Nüchternheit für einen entehrten Menschen.

Wir verlassen Alcoy und fahren durch die kleine Stadt Concentayna, wo so Vieles an die glänzenden Tage der Mauren-Herrschaft erinnert, namentlich ein großer, viereckiger Thurm, der jenem in der Alhambra gleicht, und gelangen bald nach Játiva (15,700 Einwohner), einer der anmuthigsten Städte Spaniens. In den mohammedanischen Zeiten hat sie sich einer hohen Blüthe erfreut, aber in christlichen Zeiten viel gelitten, namentlich während des spanischen Erbfolgekriegs im Anfange des vorigen Jahrhunderts. Damals wurde sie in San Felipe umgetauft; aber der alte Name ist doch geblieben, eben so viel von dem maurischen Charakter in der Bauart. Das Gartenfeld, über dessen Fläche Palmen gleich hohen Masten emporragen, ist ungemein fruchtbar.

Játiva ist Geburtsort des berühmten Malers Ribero, den man gewöhnlich Spagnoletto nennt. Von Játiva ab fuhren wir gen Westen landein in die Gebirgsgegend und kamen aus der Provinz von Valencia in jene von Albacete, nach Puerto de Almansa. Dort ist der Knotenpunkt der Bahnen von Madrid, Valencia und Alicante; die Stadt mag etwa 7500 Einwohner zählen und liegt schon 2200 Fuß über dem Meeresspiegel. Sobald man über diesen Punkt hinauskommt, verspürt man sofort einen Wechsel im Klima; Aloe, Cactus und andere südliche Pflanzen verschwinden und machen einer mehr nordischen Vegetation Platz. Unweit von Almansa erhebt sich ein Obelisk zum Andenken an die Schlacht, in welcher 1707 der Erbfolgekrieg zu Gunsten der Bourbonen entschieden wurde; in Folge derselben gewann Philipp V. das Königreich Valencia. In dieser Schlacht wurden die Franzosen von einem Schotten, dem Herzoge von Berwick, befehligt, die englischen Truppen dagegen von einem protestantischen Franzosen, de Ruvigny. Die Burg von Almansa war früher von großer Bedeutung; sie galt für einen der Schlüssel zum Königreiche Valencia.

Ein Bauer aus der Umgegend von Alcoy. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Die Provinzialhauptstadt Albacete, 12,000 Einwohner, wird auf der Eisenbahn binnen zwei Stunden erreicht. Die Gegend bildet zu der schönen und üppigen Region Valencia's einen scharfen Contrast und gibt schon einen dürren Vorgeschmack von der Mancha und Castilien. Das Klima ist im Sommer brennend heiß, im Winter eisig kalt. Bäume sieht man nur selten, desto mehr aber riesenhohe Disteln und ausgedehnte Getreidefelder; auf den öden Hügeln stehen Windmühlen, und beim Anblick derselben denkt man unwillkürlich an den Kampf, welchen der sinnreiche Junker Don Quixote mit einer derselben bestanden hat. Das Land bleibt einförmig bis zur Station Chinchilla (3500 Einwohner, 2555 Fuß über dem Meere), von welcher man nur das Schloß erblickt. Von dort gelangt man nach einer nur halbstündigen Fahrt nach Albacete.

Auf dem Bahnhofe werden dem Reisenden sofort Messer verschiedener Art angeboten, denn Albacete ist ein spanisches Iserlohn oder Sheffield, und verfertigt Navajas, Cuchillos und Puñales in großer Menge. Das Fabrikat ist plump und erinnert an arabische Mache. Aber die Navaja gehört zu den „Cosas de España", und der Mann aus dem Volke trägt dieses lange Messer (dessen Gestalt aus unserer Abbildung klar wird), je nach der Größe desselben, in der Tasche, im Gürtel oder an der Jacke. Der Griff ist von Holz und gewöhnlich mit einer Kupferplatte beschlagen, auf der allerlei urwüchsige Figu-

ren eingegraben werden, die ausgeschweifte, nadelspitze Klinge sieht aus wie ein Fisch, und die längsstreifigen Vertiefungen in derselben sind roth bemalt. Diese Klingen von Albacete werden aus grobem Eisen verfertigt und haben mit denen von Toledo nichts gemein. Aber wir finden auf ihnen eingeätzte Inschriften und halborientalische Verzierungen. Manche Devisen sind alten castilianischen Waffen entlehnt, z. B. folgende:

No me saques sin razon,
No me embaines sin honor,

oder Alfiler, also: Federmesser, Zahnstocher, Stecknadeln. Schöne Stecknadeln!

Man geht mit der Navaja nach Principien und Regeln um, in denen Unterricht ertheilt wird, wie im Fechten. Spanien hat Navaja-Professoren von großem Ruf, namentlich in Cordova. Solch ein Diestro bedient sich beim Unterricht zu Anfang eines Rohrstockes und legt besondern Werth auf den klassischen Schnitt; dieser besteht darin, daß man dem Gegner gleich ein Paar Schmarren im Gesicht beibringt und hinterher, ehe man ihm den vollen Hiebschnitt von oben nach unten versetzt. Man hat dann den Trost,

Auf dem Jahrmarkte in Alcoy. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

„Zieh mich nicht ohne Ursache und stecke mich nicht ohne Ehre in die Scheide.“ Oder:

Si esta vivora te pica,
No hai remedio en la botica.

„Wenn diese Viper dich sticht, dann gibt es in der Apotheke kein Mittel dagegen.“ Wahrscheinlich bezeichnet man deshalb eine gewisse Art von Navajas als Navajas del santolio, Messer der letzten Oelung. Die Navajas haben gewöhnlich eine sehr starke Feder; manche Messer haben bis zu drei Fuß Länge, gewöhnlich beträgt die letztere aber nur eine halbe Vara, etwa 45 Centimeters, und das ist für ein Messer immerhin respektabel genug. Die Spanier geben denselben allerlei Scherznamen: Cortaplumas, Mondadientes daß man ihm eine Schebecke malte; denn pintar un javeque ist ein Ausdruck, welchen man der langen, schlanken Gestalt jener Schiffe im Mittelmeer entlehnt hat, die als Schebecken bezeichnet werden. Manche Leute aus den niedrigsten Klassen, Charranes oder Barateros (Bummler und Raufbolde), haben solche Schrammen und Schnitte im Gesicht. Der gemeine Mann in Spanien zieht seine Navaja, wie wir das Schwert ziehen, und diese Zweikämpfe sind oft fürchterlich. Ein paar Barateros treten in einen engen Hof und ziehen das Messer; sie haben zum Schutze weiter nichts als ihre Jacke oder einen Mantel, welchen sie über den linken Arm werfen; damit pariren sie, und der Kampf dauert, bis einer der Beiden am Boden liegt.

Der spanische Puñal hat Aehnlichkeit mit dem corsischen Dolche; manchmal ist die Klinge durchlöchert und hat sägen-

Umzug der Mohren und Christen auf der Jahresmesse zu Alcoy. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

artige Kerben oder Zacken, damit die Wunde recht stark und gefährlich werde!*)

Unsere Reisenden fuhren mit dem von Madrid kommenden Bahnzuge in südöstlicher Richtung wieder dem Meere zu, nach Alicante. Unterwegs bei der Venta de la Encina, dem Gasthof zur grünen Eiche, theilen sich die Linien; die eine geht nördlich, nach Valencia, die andere in südöstlicher Richtung nach Alicante, und zwar über Canete und Villena. Das letztere (8500 Einwohner) ist Stammort einer berühmten Adelsfamilie. Der erste Marquis von Villena galt bei seinen Lebzeiten für einen Zauberer und Hexenmeister; nach seinem Tode ließ der König von Castilien die ganze Bibliothek dieses Zauberers durch einen Dominikanermönch verbrennen!

An die Geschichte des Don Enrique de Villena knüpft sich jene des berühmten Trovador Juan Macias. Er war ein Ritter im Gefolge des Marquis und liebte ein junges Mädchen, das dem Großmeister des Calatravaordens nahe verwandt war. Die Dame versprach ihm ihre Hand, mußte

Ein Mann aus Albacete. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

*) Davillier sagt von Albacete, es sei eine der abscheulichsten Kloaken, über und über voll von Unrath und Schmutz; von Straßen könne eigentlich gar keine Rede sein, sondern nur von Bächen flüssigen Schlammes, wenn es regnet, und von unendlichem Staube, wenn das Wetter trocken ist. Aber allezeit versinken die Wagenräder bis an die Achse, und wenn man im Sommer am Staub ersticken kann, so läuft man im Winter Gefahr, im Schlamme zu ersaufen. Dagegen sagt Moritz Willkomm in seinem Werk über das pyrenäische Halbinselland (S. 186), Albacete sei „eine wohlhabende, regelmäßige und gut gebaute Stadt".

Straße in Albacete. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

aber, während Macias in der Ferne weilte, einen andern Edelmann heirathen. So wollte und so erzwang es der Marquis. Macias kam zurück und war in Verzweiflung; auf Antrieb des eifersüchtigen Ehemannes wurde er in die Burg Arjoneilla bei Jaën eingesperrt. Als er dort eines Tages ein Lied zu Lob und Preis seiner Dame sang und am Fenstergitter seines Kerkers stand, wurde er von dem eifersüchtigen Gemahl von außen her mit einer Lanze durchbohrt und starb. Die große spanische Romanzensammlung enthält mehr solcher Geschichten; jene des Macias ist Gegenstand eines Dramas (Porfiar hasta morir, d. h. Ausharren bis zum Tode) von Lope de Vega.

In den krummen und engen Straßen Villena's sind manche alte Häuser, die mit solchen Legenden wohl harmoniren; die alte Burg, welche in verschiedenen Kriegen viel gelitten hat, ragt stolz über die Stadt empor. Die nächste Station, Sax, ist die letzte Ortschaft in der Provinz von Albacete, und in dieser Gegend zieht die Bahn über mehrere tiefe Schluchten und durch einen langen Tunnel. Sobald man denselben hinter sich hat, liegt zur Linken das hübsche Thal von Elda; dann kommt man nach Monovar, 6500 Einwohner, und Novelda. Die Gegend ist sehr uneben. In ihr liegt das berühmte Pantano de Tibi, ein großes Becken, in welchem man das vom Gebirg herabkommende Wasser sammelt; die Einfassungsmauer ist 60 Fuß dick und 150 Fuß hoch. Das großartige Werk gibt in den trockenen Monaten Wasser an die Felder ab; es ist zu Ende des 16. Jahrhunderts erbaut worden.

Der Pflanzenwuchs im Königreiche Murcia hat einen fast tropischen Charakter; Feigen- und Mandelbäume treten in mächtiger Größe auf, und in den Rebgeländen prangen ungeheuere ambragelbe Trauben. Alles strotzt in dieser, man kann sagen halbafrikanischen, Oase von üppiger Fruchtbarkeit. Hier ist eine Region nicht nur der Südfrüchte, sondern auch der Palmen.

Wir sind in Alicante, einer Handels- und Hafenstadt von etwa 18,000 Einwohnern, und obwohl in die Römerzeit hinaufreichend (als Alona oder auch als Lucentum?), von ganz modernem Aussehen; selbst mittelalterliche und arabische Denkmäler fehlen durchaus, obwohl französische Dichter von stattlichen Minarets gesungen haben. Auch das Stadthaus hat nichts Orientalisches an sich. Das Wappen der Stadt ist ein „Castell über dem Wasser". In der aus dem 17. Jahrhundert stammenden Kathedrale fällt unter der Masse von Bildern ein Martyrium der heiligen Agathe auf, die in Spanien eben so hoch verehrt wird, wie in Süditalien. Die palermitanische Jungfrau weigerte sich standhaft, die heidnischen Götter anzuerkennen. Da ließ der heidnische Landpfleger Siciliens ihr die Brüste abschneiden, und dabei war sie sehr standhaft; sie muckste nicht einmal. Die spanischen Maler, die sehr viel und sehr Starkes im Verfertigen sogenannter „Schinderei- oder Fleischbank-

Alicante. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Heiligenbilder" geleistet, haben auch das Martyrium der heiligen Agathe mit einem haarsträubenden, Ekel erregenden Realismus dargestellt; bei dem Bild im Dom zu Alicante erscheinen die Stellen, an welchen die Brüste abgeschnitten wurden, als zwei ochsenblutrothe Kugeln, aus welchen das Blut am Leib herabströmt!

Von den Molen im Hafen hat man einen Gesammtüberblick über Alicante, ein völliges Panorama. Zur Rechten, auf hohem Felsen, liegt das Kastell, seit dem Erbfolgekriege theilweise in Ruinen, deren Umrisse sich gegen den heitern Himmel sehr scharf abheben. In der Stadt ragen die Thürme des Rathhauses über die weißen Hänsermassen empor. Auf einem dem Kastell gegenüber liegenden Hügel steht die Eremitage von San Blas; die schlanken Palmen bezeugen das warme Klima; einen Winter kennt man nicht, und der Thermometer ist seit Menschengedenken nicht unter Null gefallen (38° 20′ n. Br.).

Alicante ist berühmt durch seinen Wein und seine

Turrones de almenderas (Mandelgebäcke), welche mit den Peladillas (Dragée's) von Alcoy den Vergleich aushalten. Diese gastronomischen Notizen sind nicht überflüssig, denn im Uebrigen ist Spanien arm an Delikatessen.

Die unvermeidlichen reisenden Engländer mit ihrem „my Luggage!" und ihren grau beschleierten Damen machen auch Spanien unsicher; und auf dem Zuge, mit welchem Davillier und Doré nach Alicante kamen, befanden sich solche Insulaner. Diese begaben sich nach der Fonda del Vapor; unsere beiden Reisenden suchten, um nicht weiter mit ihnen in Berührung zu kommen, ein anderes Gasthaus auf und trafen es in der Posada de la Balseta recht gut. Sie liegt am Meeresstrand, ist eine Art von Karawanserai und hat unten Läden und Magazine; die Wohnzimmer sind im ersten Stockwerke und gehen auf eine um den Hof (den Patio) herumlaufende Gallerie.

Als wir, sagt Davillier, gegen Abend in unsere Herberge zurückkehrten, ließen wir unsere Stühle auf die Gallerie tragen und schlürften mit Behagen die frische Seeluft ein.

Frauen in Alicante. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Da hörten wir das Klimpern einer Guitarre und das Klappern von Castagnetten. Unten wurde es sehr lebhaft und wir erfuhren, daß eine Hochzeit gefeiert werde. Als wir bescheiden näher traten, wurden wir frank und zuvorkommend eingeladen und in einen großen Saal geführt. Dort drehten sich etwa 15 sehr aufgeputzte Paare beim Tanz, und das Ganze bot einen sehr malerischen Anblick. Allerdings

war das Orchester von recht bescheidener Art und bestand nur aus einer Geige und einer Guitarre; die Spiellente waren, was sich eigentlich von selbst versteht, blinde Männer, Ciegos. Wir unsererseits standen bald mit allen Hochzeitgästen auf freundlichem Fuß, denn als ich einem Blinden die Geige abnahm und sie an Doré gab, und dieser nun den Vito sevillano, eine sehr beliebte Tanzmelodie, aufspielte, war die Freude groß, und ich that dann auf der Guitarre, was in meinen Kräften stand.

Die Braut hieß Conchita; sie war eine Schöne von bräunlicher Hautfarbe, großen schwarzen Augen und etwas melancholischem Blick, ein wahres Urbild des ächt spanischen Typus, mit wunderbar kleinen Händen und Füßen. Conchita dankte uns in freundlicher, verbindlicher Weise und bat uns, länger zu bleiben. Das thaten wir gern, denn die wackeren Leute benahmen sich gegen uns mit einer wahrhaft gewinnenden, weil ungeschminkten, einfachen und wahren Herzlichkeit. Am andern Tage zeichnete Doré die schöne Conchita und erregte im höchsten Grade die Bewunderung und Verwunderung aller Muchachas (jungen Mädchen) in der Posada, die alle porträtirt sein wollten. —

Das ging nun freilich nicht an, denn die Zeit zur Abreise nach Elche (sprich Eltsche) war gekommen. Diese durch ihre Palmenhaine berühmte Stadt liegt nur etwa sechs Legnas in südwestlicher Richtung von Alicante, an der Straße nach Murcia. Der Posadero de la Balseta war zugleich Posthalter und der Fahrpreis sehr hoch, weil der Mann sich dafür schadlos halten mußte, daß auf der über alle Beschreibung abscheulichen Fahrstraße ihm nicht selten der Wagen, die Coche, in Stücken zerbrach. Die Reisenden stiegen todesmuthig in ein Coupé, fuhren eine Strecke weit am Meeresstrande hin und kamen bald auf eine dürre, sandige Ebene. Nach etwa einer Stunde brach im Innern des Wagens in Folge der heftigen Stöße eine Bank entzwei; bald darauf gab eine Thür nach, und zwei Reisende wurden hinaus in den Sand geworfen; hinterher ereigneten sich noch ähnliche „Kleinigkeiten", aber am Ende kam der Wagen doch an seinen Bestimmungsort.

Lastträger im Hafen von Alicante. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

No hay mas que un Elche en Espana! Es gibt in Spanien nur ein Elche, — so sagt das Sprüchwort, und man kann hinzufügen: in Europa. Das alte Illice war eine der wichtigsten römischen Pflanzstädte auf der Halbinsel; das heutige Elche hat ungefähr 11,000 Einwohner, und sein größter Ruhm ist der Hain von Dattelpal-

men. Zwar sieht man auch sonst in Andalusien, wie auf Sicilien und in Süditalien Palmbäume, aber nur vereinzelt und in kleinen Gruppen, während Elche von einem Palmenwald umgeben ist. Man glaubt sich wie mit einem Schlag in eine afrikanische Oase versetzt.

Die Mauern und Gebäude der Stadt waren von den letzten Strahlen der Sonne mit Roth förmlich übergossen; die Reisenden wähnten sich im Orient auch dann noch, als sie sich im Innern befanden. Die Straßen sind schmal, die Häuser haben flache Dächer und erhalten Licht durch enge Fenster, vor denen Esteras, Binsenmatten von verschiedenen Farben, hängen. Dann kamen sie an eine prächtige Brücke, welche über eine tiefe Schlucht gespannt worden ist, die jetzt trocken lag, und hielten vor einer vortrefflichen Posada.

Am andern Morgen besuchten sie die Santa Maria-Kathedrale, bestiegen den Glockenthurm und erfreuten sich an der weiten Rundschau. Links, jenseits der Palmen, dehnte sich die Ebene nach Alicante hin aus, und den fernen Horizont bildete das Meer; zur Rechten lag die Huerta von Orihuela, hinter welcher die Gebirge Murcia's emporsteigen.

Den Palmenhain und die Wanderung der beiden Reisenden über Orihuela nach Granada schildern wir ein anderes Mal.

Bauern aus der Umgegend von Alicante. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Die Wettrennen und die Messe in Algier.

Von **Alfred Lommatzsch.**

Wenn man in den ersten Tagen des October 1863 durch das Thor d'Isly der Straße folgte, welche in gerader Linie bis zur Vorstadt Agha führt, bis dahin, wo sie sich links nach dem gewerbreichen Dorfe Mustapha inférieur und rechts nach dem Sommersitze der algierer vornehmen Welt, nach Mustapha supérieur, abzweigt, so erblickte man rechts vom Wege und nicht weit von einander drei große Zeltlager, für den Fremden von eigenthümlich hohem Interesse. Noch schöner gewann man einen Gesammtüberblick aller drei Lager, wenn man die Mühe des Steigens und das überall sichtbar gemachte Verbot nicht beachtete und von der Kasbah, dem alten Residenzschlosse des Dey, die neuen, von den Franzosen erbauten Wälle hinabstieg bis zum Fort Bab-azun. Viele tausende von Arabern sah man dort gelagert, um den alljährlich im Herbste stattfindenden Wettrennen als Zuschauer oder selbstthätig beizuwohnen.

Die Zelte waren einfach aus Leinwand oder Kameelhaaren gefertigt und geräumig genug, einer genügsamen arabischen Familie als Sommer- oder Winterwohnung zu dienen.

Nicht wenige konnten durch einen dichten Vorhang geschlossen werden; dies, so wie der aus dem Innern hervorquellende Rauch bezeugten, daß der gestrenge Besitzer sein Weib mitgebracht hatte, um ihn oder seine Pferde zu bewundern, oder besser gesagt wohl, um den Cuscussu zu formen und den wohlschmeckenden arabischen Kaffee — kaua — zu bereiten. Zuweilen wohl, wenn fremde Besucher sich zeigten, lauschte ein schmutzig gelbes Gesicht, alt oder jung, aber selten hübsch, an der Oeffnung des Zeltes, erschrocken zurückfahrend, wenn es vom Auge eines Mannes getroffen wurde.

Beiläufig gesagt, sind nur in der Stadt oder in der Nähe die Araberinnen so spröde, das Gesicht und die Gestalt vollständig zu verhüllen; man erlangt oft schon den Anblick einer maurischen Schönheit auf den Kirchhöfen, dem gewöhnlichen Spaziergang, und überzeugt sich, daß die dunklen, mandelförmigen Augen wirklich keine Unzierde sind. Jenseits des Atlas trifft man die Frauen der ärmeren Klasse fast durchgängig unverschleiert.

Vor den Zelten saßen gravitätisch die Männer in zerlumpten, schmutzigen Haïks. Die Unterhaltung war ziemlich laut und von so lebhaften Gestikulationen begleitet, daß man hätte meinen können, eine Prügelei sei unvermeidlich. Wer Platz nehmen wollte, wurde immer freundlich begrüßt und ein Kaffee, sowie als Zugabe viele kleine unnennbare Geschöpfchen, waren ihm sicher. Abgesondert, ernster und stiller verhielten sich die einzelnen Gruppen der Fürsten des Landes, der Scheikhs, Kaids, Aghas und Baschaghas, in leicht erkennbarer Kleidung, im rothen oder schwarzen, öfters mit Gold und Seide gestickten Burnus, nicht Wenige geschmückt mit dem Kreuz der Ehrenlegion.

Die Kleidung des gewöhnlichen Arabers ist einfach genug. Der Haïk, ein langes weißes Gewand, wird auf dem bloßen Leib getragen und durch einen braunen kameelhaarenen Strick um das kahle Haupt befestigt. Ueber den Haïk zieht der Araber einen weiten, wallenden Mantel (Burnus) mit einer Kapuze versehen, die Beine sind vom Burnus umhüllt, die Füße nackt oder mit Fellen umwickelt; nur die Vornehmen tragen rothe oder braune Reiterstiefel.*)

Wir können das Lager nicht verlassen, ohne die Hauptheldeu des Schauspiels der nächsten Tage, die Pferde, zu besuchen. Sie waren außerhalb der Zelte, den einen Vorderfuß gefesselt, sämmtlich an einander gebunden. Kümmerliches Stroh und wenig Gerste war ihnen vorgeworfen. Ohne Stall, ja ohne Decke hatten sie mehrere Tage im Freien campirt, ausgesetzt dem heftig strömenden Regen, dem scharfen Wind und dem kalten Nachtthau. Die Ausdauer dieser armen Geschöpfe ist nicht genug anzuerkennen. Das arabische Pferd, ohne Reiter und ungezäumt, sieht fast kümmerlich aus.

Der Araber liebt sein Pferd, er schätzt es höher als sein Weib, weil es sein Vermögen, seinen Hauptschatz bildet. Das hindert ihn jedoch durchaus nicht, es schlecht zu behandeln. Selten sieht man ein Pferd, dem nicht die harte Faust des Reiters das Maul blutig gerissen, der lange spitze arabische Sporn die Weichen grausam verwundet hat. Trotzdem liebt und kennt das Thier seinen Reiter. In Bewegung gesetzt, wird sein ganzes Aussehen ein anderes; es richtet den Kopf empor, die Nüstern schnauben, das Auge sprüht Feuer, der Fuß scharrt ungeduldig den Boden, und der leiseste Wink genügt, es im schnellsten Carrière wie einen Pfeil fliegen zu machen.

Wie schon gesagt, drohte das Wetter dem Volksfeste, das einen so zahlreichen Kranz von Besuchern aller Stände und Nationen zu vereinigen pflegt, ungünstig zu werden. Der Sommer war sehr heiß gewesen. Von Mitte Mai bis Mitte September war nicht ein einziges Mal ein nur erwähnenswerther Regen gefallen. Von Mitte September an trat eine merkbare Veränderung der Temperatur ein. Oefters und starke Regengüsse und die kalten Nächte kühlten bedeutend die Luft ab.

Für die Festtage aber schien ein besonderer Glücksstern sorgen zu wollen; die Sonne strahlte hell und nicht zu heiß, der Himmel war rein und blau wie an unseren schönsten deutschen Herbsttagen, nur daß hier in Algier ein zweiter Frühling anzubrechen schien, so knospeten und dufteten wieder die frischen Blüthen der Orange, der Rosen und der Myrthe.

Die Stunde des Beginnens war für beide Tage auf 1 Uhr Mittag festgesetzt worden. Der Fremde wird indeß gern früher hinauswandern, da die wunderbar schöne Lage des Platzes und die seltsame Mischung der Bevölkerung wohl geeignet sind, Aug' und Sinne gefangen zu nehmen.

Die Straße von Mustapha inférieur theilt sich hinter diesem Dorfe in zwei Arme, deren nördlicher nach Maison carrée, dem Zuchthaus der Eingebornen, führt, südlich aber nach dem Dorfe Kuba emporsteigt. Beide Arme schließen das große Champ de Mars oder Champ de Manoeuvres ein, auf dem die jährlichen Wettrennen abgehalten werden.

Nördlich begrenzt das dunkelblaue Mittelländische Meer den Horizont, auf dem die Schiffe gleich weißen Schwänen

*) Ueber die Organisation der Araber und ihre Chefs siehe den Aufsatz: „Die Eingeborenen Algeriens unter der Herrschaft Frankreichs" (Globus VI, S. 313 ff.).

ihre glänzenden Gleise ziehen. Der Golf von Algier wird in seiner ganzen östlichen Hälfte sichtbar. Wir bemerken das freundliche Dörfchen Hussein-Dey, den ersten Anhaltepunkt der Algier-Blidaher Eisenbahn. Weiterhin mündet der Fluß Harrasch in das Meer, der, nachdem er bei den heißen Salzquellen von Hammam Meluane das Gebirge des Kleinen Atlas durchbrochen, in fast gerader Linie die fruchtbare Ebene Metidscha durchläuft, deren helles Grün, mit unzähligen weißen Punkten, den Häusern der Ansiedler übersäet, dem Auge sichtbar ist. Das Städtchen Maison carrée am Fuße des gleichnamigen Forts, das weiße mahonesische Dorf Fort de l'eau, berühmt durch den Fleiß und die Nüchternheit seiner Bewohner, sowie durch die Schönheit seiner Frauen und Mädchen, treten besonders hervor. Die östliche Spitze des Golfs krönt das Fort Matifou, ein altes türkisches Gebäude, jetzt den Douaniers zur Wohnung dienend, vielfach von Fremden besucht wegen der nahe gelegenen Ruinen der alten Römerstadt Rusgonium.

Jenseits der Ebene Metidscha erheben sich in drei Terrassen amphitheatralisch aufsteigend die grünen Berge des sogenannten Kleinen Atlas, darüber in scharf ausgezackter Form der Djerdjera, das Gebirge der großen Kabylie, dessen Gipfel nur wenige Monate des Jahres von Schnee und Eis befreit sind. Es ist die Heimath eines wilden, tapfern Bergvolkes, das erst im Jahre 1857 nach tapferer Gegenwehr vollständig den französischen Bajonetten unterlag. Den südöstlichen Rahmen dieses Naturgemäldes in der Nähe der Küste fassen die Höhen und Schluchten des Massif*) von Algier ein, ein ungeheurer Garten, prangend im üppigsten Schmucke der südlichen Vegetation, der selbst im glühendsten Sommer sein frisches Ansehen nie verliert. Reizende Villen, meist in maurischem Geschmack, ziehen sich hinauf bis zur Höhe. Der Dom von Kuba im Osten, mit einer großen Kuppel in maurischem Styl, das Kaiser-Fort im Westen, der Sage nach an der Stelle erbaut, wo Kaiser Karl V. bei seiner unglückseligen Expedition im Jahre 1541 seine Zeltlager aufgeschlagen hatte, bilden die Grenzpforten dieser paradiesischen Gegend.

Vom Fort de l'Empereur ziehen sich bis zum Hafen die neuen Befestigungen der Stadt Algier herab, von welchen namentlich nur der obere maurische Theil mit seinen weißen, fast viereckigen Häusern sichtbar wird.

Die Mittagssonne spiegelt sich in den kleinen Gitterfenstern, welche die einzige Aussicht auf die engen, schmutzigen Straßen gewähren. Die aufgezogene Fahne auf dem Minaret der Moschee Safir bedeutet die Gläubigen, welche die Mahnrufe des Muessin nicht zu hören vermögen, daß die Stunde des Gebets gekommen sei.

Das Mannöverfeld war zum Zweck des Festes besonders eingerichtet worden. Zwei Barrièren in einer Entfernung von 20 Metres von einander schlossen einen Raum ein, dessen Peripherie ungefähr 2000 Metres betrug. Für die Zuschauer waren an der rechten Seite Tribünen errichtet, jede etwa 200 Schritte lang. In der Mitte beider, mit einem Intervalle rechts und links für den Eintritt und das Abreiten der Reiter, befand sich die Tribüne des Marschalls, mit vielen Fahnen geschmückt, wie jene, sonst aber durch nichts als seine Größe ausgezeichnet. Dem Sitze des Marschalls gegenüber stand ein mit Guirlanden verzierter Wagen für die Preisrichter, daneben zwei Musikchöre der blauen Husaren von Blidah und der Chasseurs d'Afrique.

Trommelwirbel verkündete die Ankunft des Vicegouverneurs, Generals Martimprey; der Gouverneur selbst, Marschall Pelissier, Herzog von Malakoff, war durch Unwohlsein abgehalten.

General Martimprey ist, im Gegensatze zu Marschall Pelissier, von großer und imponirender Statur, sein Wesen höchst leutselig und gewinnend, und seiner Freundlichkeit verdanke ich namentlich die vielen „Agrements", welche meine Reise in das Innere des Atlas so sehr erleichterten.

In seiner Begleitung war der General Yussuf erschienen, bekannt durch seine wunderbaren Schicksale und seine abenteuerliche Liebschaft mit Kaburah, der Tochter des Bey von Tunis, die Fürst Pückler-Muskau in seinem Semilasso so anziehend beschrieben hat. Yussuf ist klein und untersetzt, der Ausdruck des Gesichts lebhaft, das Auge feurig; die Bahn durchwandernd, hatte er für den und jenen aus der Menge ein freundliches Wort.*)

Die Rennen des ersten Tages waren, mit Ausnahme eines Haireitens der Unteroffiziere, lediglich für die Pferde der Eingebornen, und darauf folgend der niederen und höheren Chefs bestimmt. Die Pferde mußten von dem Eigenthümer selbst oder einem Verwandten desselben geritten werden, und fünf bis acht Reiter traten zu gleicher Zeit an.**)

Das Maximum der Zeit für eine Tour im Hippodrom war festgesetzt auf 2 Minuten 13 Sekunden, für zwei Touren auf 4 Minuten 40 Sekunden. Die größte Geschwindigkeit wurde erzielt mit 1 Minute 55 Sekunden für eine und mit 4 Minuten 4 Sekunden für zwei Touren. Beide Pferde gehörten den Tribus jenseits des Atlas und der Gegend der Steppen an.

Getäuscht fühlte sich der Fremde, welcher erwartet hatte, die Chefs der Eingebornen in ihrer reichen Tracht zu Pferde zu sehen. Diese waren heute unter den Zuschauern und versparten das Zeugniß ihrer Reitfertigkeit bis zur großen Fantasia des zweiten Tages auf. Indessen war das wilde Reiten der Anderen interessant genug. Nach vorn gebeugt, die Knie herangezogen, treiben sie mit den langen Spitzen ihrer Sporen die Pferde zur schnellsten Gangart. Der Sattel hat, wie bekannt, rückwärts eine Art Lehne wie ein Stuhl, vorn eine Erhöhung mit Knopf. Die Schabraken waren meist schmutzig, ja zerrissen, das Pferd selbst unordentlich gezäumt, mit Scheuledern versehen und nur selten mit nur einiger Sorgfalt geputzt und gereinigt.

---

*) Man nennt die Höhen, welche sich vom Meere aufwärts ziehen und auf denen die Stadt Algier, die Dörfer Mustapha Kuba östlich, St. Eugène und Bowzareah nordwestlich der Stadt liegen, den Massif von Algier. Er bietet eine Fülle schön bewaldeter Höhen und üppig grüner Thäler, von klaren Bächen durchströmt und mit reizenden Villen und Dörfchen geschmückt. Die mittlere Höhe des Massif beträgt etwa 480 Fuß. Der Hauptberg Bowzareah (d. i. „Vater des Samens") liegt 1221 par. Fuß über dem Meere.

Die Fortsetzung des Massif bildet der Sahel, ein unregelmäßiges, meist mit niedrigem Gestrüpp bedecktes, nicht sehr wasserreiches Plateau, welches der Mashafran unweit Koleah durchbricht; sein Abfall gegen die Ebene Metidja ist sanft im Osten, ziemlich steil dagegen südlich.

*) Martimprey wie Yussuf haben in dem gegenwärtigen Kriege, Letzterer noch fortdauernd, eine wichtige Rolle gespielt.

**) Das Programm des ersten Tages lautete vollständig:

1 Cours der Eingebornen, getheilt nach den Subdivisionen der Provinz Algier: Dellys, Medeah, Aumale, Orléansville, Milianah. 14 Rennen von je 5 bis 8 Reitern.

1 Tour, Eintrittspreis und Gewinn je 50 Frs.

1 Cours der Pferde von Kaids, von diesen selbst oder einem Verwandten geritten. 8 Rennen. 1 Tour. Eintrittspreis und Gewinn je 100 Frs.

1 Cours der Pferde von Aghas, Baschaghas und Khalifas. 2 Rennen. 1 Tour. Eintrittspreis und Gewinn je 200 Frs.

1 Cours der Sieger im ersten Rennen (Eingeborne). 5 Rennen. 2 Touren. 3 Preise zu je 200 Frs.

1 Cours der Sieger im zweiten Cours (Kaids). 5 Rennen. 2 Touren mit je 200 Frs. Gewinn.

Ein Haïereiten der Unteroffiziere — exact und gewandt ausgeführt — bildete den Schluß.*)

Der Sieger präsentirte sich regelmäßig vor der Tribüne des Gouverneurs, begrüßt von einem Kranze schöner, eleganter Damen, und empfing darauf unmittelbar den Preis von den Preisrichtern.

War am ersten Tag des Wettrennens das Publikum von Algier nur sehr spärlich vertreten, so bereitete man sich am zweiten Tage, einem Sonntage, das Versäumte nachzuholen. Die ganze Bevölkerung der Stadt schien eine große Wallfahrt nach der Vorstadt Agha zu sein. Ein überaus buntes Bild. Offiziere und Soldaten aller Regimenter zu Fuß und zu Pferd in glänzenden Uniformen, Beduinen in gewöhnlicher, schmutziger Tracht, Mauren in reichstem, seidenem Kostüm, Jüdinnen mit langen, buntseidenen, reich mit Gold gestickten Gewändern, den Kopf mit einem goldenen Mützchen bedeckt, Maurinnen, dicht verschleiert, gleich weißen Gespenstern, die kokette, elegante Französin, lachend und plaudernd mit der gluthängigen, ernsten Spanierin.

Das Alles drängte sich wild durcheinander, um einen Platz in den Omnibussen zu erhalten, die eine fast ununterbrochene Reihe von Algier bis zu dem Champ de Manoeuvres bildeten. Wie bei allen französischen Volksfesten waren Gensdarmen und Polizei sehr zahlreich vertreten.

Unser Platz in der Tribüne, nachdem wir uns glücklich hineingeschoben, war doch nur mit vieler Mühe zu erlangen. Die Schüler des Collège arabe-français hatten ungenirt einen großen Theil der Plätze weggenommen, hübsche arabische Jungen, in violetter Jacke, blauer Weste und Beinkleid, deren Viele ihren Vater selbstthätig im Circus sahen. Mit lebhaften Zurufen und Gestikulationen folgten sie den Bewegungen der Reiter.

Die ganze rechte Seite des Platzes war, wie auch am ersten Tage, von den arabischen Tribus zu Pferde eingenommen, geschaart um bunte Fahnen und heute versehen für die Fantasia mit dem langen, mit Einlagen von Silber und Perlmutter verzierten Gewehre. Sie waren nicht minder theilnehmende Zuschauer.

Dem Rennen selbst ging ein Defiliren der Zuchthengste — etwa 60 Stück für den Kreis Algier — voraus. Seit Marschall Randon ist diesem Zweige der Volkswirthschaft ein besonderes Augenmerk zugewendet worden, um dem drohenden Verfall der arabischen Pferderace vorzubeugen. Die Kolonisten haben mit Vortheil davon Gebrauch gemacht; schwieriger hält es, die Vorurtheile der Eingebornen in dieser Hinsicht zu bekämpfen.

Die Rennen des zweiten Tages wurden theils nur von Europäern, theils von diesen und Eingebornen gemischt ausgeführt. Die Prämien waren zum Theil sehr hoch und wurde z. B. der vom Kaiser bestimmte Preis von 1500 frs. von einem Eingebornen gewonnen.

Das Reglement bestimmte ein Gewicht von 63 Kilogramms für Pferde von fünf Jahren und darüber, 60 für Pferde von vier Jahren, Reiter und Zäumung inbegriffen.

Zu Schluß folgte die beliebte Fantasia, für deren Zweck das ganze innere Feld geräumt werden mußte. Die Fantasia bestand diesmal in einem Gefechtsmanöver zwischen französischen Truppen und Eingebornen, ein Spiel, bei dem natürlich die Letzteren auch scheinbar geworfen werden mußten. Dem Nationalstolz der Araber wird durch ein derartiges Schauspiel eben nicht geschmeichelt, und erzählt man, daß die Chefs oft zu allen möglichen Mitteln greifen müssen, Theilnehmer der Festlichkeiten aus ihren Stämmen zu gewinnen.

Die Araber hatten die ganze rechte Seite des Platzes in zwei Linien besetzt, heute Reiter und Roß in vollem Schmuck. Die Chefs der Bureaux arabes, einzelne Offiziere der Spahis und die Chefs der Eingebornen kommandirten die einzelnen Abtheilungen — Gums — welche sich um etwa 30 Fahnen gesammelt hatten. Die Farben der Fahnen waren ziemlich bunt, am öftersten grün-roth-gelb, Farben, die auch in der türkischen Moschee Djedid am Gouvernementsplatze in Algier sich vielfach wiederholen.

In der Mitte der Linie machte die berittene Musik mit Querpfeife, Trommel und Tamtam einen ohrzerreißenden Lärm. Die eingebornen Chefs in ihren rothen und schwarzen Burnussen, bei den Grandchefs reich mit Gold gestickt und mit goldenen Schnüren und Quasten verziert, nahmen sich unter ihren weißen Schaaren recht stattlich aus. Sie waren sämmtlich noch junge und meist schöne Männer, mit blassen Gesichtern, feurigen, schwarzen Augen, schwarzem Kinn- und Knebelbart und von stolzer, imponirender Haltung. Ihre Sättel, mit rothem Sammet ausgeschlagen und mit Gold fast überladen, ruhten auf prächtigen, seidenen Schabraken. Das Gebiß der Pferde, die breiten Steigbügel, der spitze Sporn waren ebenfalls von reinem Golde. Nicht weniger vortheilhaft zeichneten sich die Spahis aus in ihrem rothen, schwarz bordirten Speneer, blauen Pantalons und rothem Ueberwurf.

Die Spahis, zum größten Theil aus Eingebornen bestehend, doch meist von Franzosen kommandirt, bilden gewissermaßen die Gensdarmerie im Innern des Landes, wo sie in großen fortähnlichen Gebäuden, Smalahs genannt, zusammen wohnen.

Diesen Abtheilungen der Eingebornen gegenüber marschirten jetzt zwei Bataillone Infanterie, Zuaven und Turkos, auf. In ihrem Intervalle stand ein Geschütz, und beide Bataillone wurden flankirt von rechts zwei Escadrons blauer Husaren, links zwei Escadrons Chasseurs d'Afrique.

Die Zuaven, ursprünglich nur für den Dienst in Algerien bestimmt, haben in den letzten Kriegen, und namentlich in Italien, durch ihre wilde Tapferkeit einen europäischen Ruf erlangt, der sie zu einer Elitetruppe gestempelt hat. Sie rekrutiren sich neuerdings nur aus Franzosen, und nicht wenige Unteroffiziere der Linie streben nach der Ehre, bei den Zuaven als Gemeine eintreten zu dürfen. Gekleidet sind die Zuaven ganz nach arabischem Schnitt: grüner Turban, dunkelblaue Jacke, blaue Weste und Schärpe, rothe Pantalons; sie sind mit guten Gewehren und Haubajonetten bewaffnet, die sie für gewöhnlich in einer Metallscheide als Seitengewehr tragen.

Ihre Nachbaren, die Turkos, sind dagegen wenig von Franzosen wie Eingebornen geachtet, ihre Tapferkeit ist nicht durchweg anerkannt, ihre Grausamkeit und Beutelust selbst von ihren Offizieren zugestanden. Sie bestehen fast nur aus Eingebornen; doch sind die Chargen der Subalternen zum Theil, die höheren nur von Franzosen besetzt. Sie tragen weiße Turbans, dunkelblaue Jacken, Beinkleider und Weste, karmoisinrothe Schärpen.

Die Ausrüstung endlich der Chasseurs d'Afrique besteht aus rothem Keppi, blauem Speneer, rothen Beinkleidern mit blauen Streifen; der Husaren von Blidah aus Kalpak, himmelblauem Dolman und rothen Pantalons.

Die Eingebornen begannen das Gefecht. Einzelne Reiter aus der Linie sprengten in der Carrière vor, stehend im Sattel, das Gewehr hoch im Anschlag. Dicht vor der feindlichen Linie gaben sie Feuer, um darauf in vollster Carrière zurück zu jagen. Man schickte gegen sie zwei Kom-

*) 6 Haïen, je ungefähr 2 Metres hoch. 1 Tour. Größte Schnelligkeit 1 Minute 59 Sekunden. 2 Preise zu 500 Frs.

pagnien Zuaven und Turkos aus, die vor der Fronte ihrer Bataillone eine dichte Plänklerkette bildeten. Die Angriffe der Reiter wiederholten sich, ihnen folgten Angriffe von Trupps aus zwei, drei oder vier Mann bestehend. Mit Blitzesschnelle werfen sie sich auf die schwächsten Punkte, wo das feindliche Feuer stockte, und durchbrechen nicht selten die Tirailleurlinie, die es nicht für nöthig hielt, dichte Plänklertrupps, wie die deutsche Infanterie, gegen die Reiter zu formiren. Eben so rasch kehrten sie hierauf in ihre ursprüngliche Stellung zurück.

Die weißen Gestalten, unordentlich durcheinander sprengend, die lange Flinte hoch erhoben, die Mäntel im Winde flatternd, machten einen originellen, fast unheimlichen Eindruck.

Man begreift recht wohl, daß im Anfang des Krieges diese ungewohnten, mit furchtbarem Geschrei ausgeführten Attaquen den französischen Truppen Schrecken einzuflößen vermochten. Um so schrecklicher, verderblicher wurden sie, da sie meist nur dann erst begannen, wenn die Armee, durch Hitze, Hunger, Durst und Müdigkeit überwältigt, den Rückzug antrat. Auf allen Seiten umschwärmten dann die Beduinen den Feind, und ihrem Yatagan erlag, wer sich unvorsichtig aus der dichten Marschkolonne entfernt hatte. Der Araber kämpft nur zu Pferde, den Fußdienst überließ er den Bergbewohnern, den Kabylen. Nur der Emir Abdel-Kader hatte eine kleine europäisch organisirte Infanterie aus Arabern und Kabylen sich gebildet.

Ein Kanonenschuß gab jetzt das Zeichen des eigentlichen Gefechts. Die Plänkler wurden zurückberufen, und die Chasseurs d'Afrique gingen zum Angriff vor. Die Araber flohen, sammelten sich aber bald wieder in dichteren Trupps und griffen nun ihrerseits von allen Seiten die Franzosen an, die sich eilig zurückzogen. Gegen die gedrängte Masse der vorrückenden arabischen Reiterei eröffnete die französische Infanterie ein Heckenfeuer, an welchem alle Attaquen der Eingebornen scheiterten. Ein Gesammtangriff der Husaren und Chasseurs d'Afrique auf den Seiten, das Fußvolk in der Mitte, verursachte endlich eine allgemeine Flucht der Gums. Sie bildete den Schluß des Manövers, dem ein Defiliren der Truppen folgte. Zuaven und Turkos im Geschwindschritt in offenen Kompagniekolonnen, die Musik voran, der Tambourmajor mit seinem Stab geschickt alle möglichen Schaustückchen producirend.

Die Linie der französischen Reiterei avancirte hierauf im Trabe, schwenkte rechts in Zugskolonnen und ritt, etwas ungeordnet, im Galopp ab.

Die arabische Reiterei formirte einen dichten Knäuel, die Fahnen und die Musik, die entsetzlich lärmte, in der Mitte, die Chefs voran; vor dem Zelte des Gouverneurs gaben sie eine volle Charge.

Es war zum ersten Mal seit vielen Jahren, daß kein erheblicher Unfall die Reiter betroffen hatte; im Jahre 1862 hatte man mehrere tödtliche Stürze zu beklagen.

Das Schauspiel war zu Ende. Die Menge wogte in bunten Massen auseinander, die Eingebornen ritten in ihre Zeltlager zurück, wo jetzt ganze Heerden von Kameelen zum Transport der Weiber und Zelte eingetroffen waren.

Die Sonne neigte sich unterdeß zum Untergange. Es war Eile nöthig, wollte man noch mit dem algierer Publikum die Messe besuchen, die sich vom 1. bis 15. Oktober auf dem Quai des neuen Hafens entfaltet hatte.

Vom Gouvernementsplatze aus an der Seite der Moschee Djedid stiegen wir die Hafentreppe hinunter. Diese Moschee ist in Form eines griechischen Kreuzes erbaut worden, wie man sagt, von einem genuesischen Christensklaven, der für diese Insulte an dem Glauben Mohammeds den Feuertod erlitten haben soll. Ihr Inneres mit vier gewölbten Schiffen, die kreuzförmig in eine große Kuppel zusammenlaufen, ist wunderschön, besonders zur Zeit des Rhamadan, wenn sie von Kronleuchtern, Lampen und Kerzen erleuchtet ist. Einer feenhaften Illumination des Aeußern der Moschee haben wir am 13. August beigewohnt. Die große Kuppel, die vier kleineren in den Armen des Kreuzes, sowie die Zinken, welche rings um das Dach des Gebäudes laufen, waren mit vielen tausend bunten Lämpchen erleuchtet. Diese Beleuchtung, entsprechend der des Gouvernementsplatzes selbst, welcher von Besuchern aller Stände und Nationen wimmelte, erinnerte an die Märchen von Tausend und einer Nacht.

Die frühere bequeme Hafentreppe ist durch die großartigen Bauten des Boulevard de l'Impératrice verdrängt und durch eine hölzerne Nothtreppe ersetzt worden. Die Kaiserin Eugenie legte bei dem Besuche der Majestäten im Jahre 1860 den Grundstein zu dem Boulevard, der ihren Namen trägt. Riesige Docks erheben sich längs des Quai, von dem aus mehrere breite Auffahrten und Treppen nach der Stadt führen. Der Bau, von einer englischen Actiengesellschaft unternommen, ist ziemlich weit vorgeschritten. Er würde eine Hauptzierde jeder europäischen Stadt bilden; in Algier wird durch ihn der orientalische Anstrich noch mehr verwischt, als es schon durch die großen europäischen Gebäude und breiten Straßen der unteren Viertel geschehen ist.

Auf dem Quai angelangt, glaubt man plötzlich auf den Roßplatz von Leipzig während der Messe versetzt zu sein. Es begrüßen uns die herzzerreißenden Dissonanzen der Leierkasten vor den Schaubuden, welche in fortlaufender Reihe am Sanitätsgebäude aufgepflanzt sind. Auch diese erinnern durch ihre Ausstattung und die heiseren Anlockungen ihrer Besitzer an die theure Heimath. Ein Affentheater beginnt den Reigen, Panoramas, Stereoskopen, mechanische Theater, ein Wachsfigurenkabinet folgen, die dicke, riesige Frau fehlt ebenfalls nicht.

Auf den hölzernen Pferden der Carousels, deren eines die französische Nationalhymne spielt, tummeln sich christliche und maurische Knaben; kleine jüdische und französische Mädchen, diese in buntseidener Tracht mit dem goldenen Mützchen, letztere in eleganter Kleidung, schon die Dame spielend, nehmen hinter den Knaben in schwebenden Wagen Platz. Der Jubel der jungen Seelen spricht sich, wiewohl in fremder Zunge, doch überall gleich herzig aus.

Für die Erwachsenen ist durch einen Circus gesorgt; ein wenig erfreulicher Anblick, die künstlichen Reiterstückchen zu sehen in einem Lande, wo jeder Eingeborne von Haus aus geborner Reiter ist.

In den vielen Cantinen rechts und links vermißt man nichts, als die unermüdlichen Harfenspielerinnen aus Prießnitz. Die eigentlichen Verkaufsbuden sind nur spärlich vertreten: einige Schmuckladen, einige Bazars, die man in Leipzig Zweigroschenbuden nennen würde. Nur der Maure Mustapha hat eine hübsche Auswahl tunesischer, algerischer und marokkanischer Gegenstände aufgestellt. Man kauft hier seltene Waffen, bunte Shawls und Tücher, Goldschmuck in allen Nüancen ꝛc. Nicht Weniges ist jedoch in Frankreich selbst fabricirt worden. Das ist die algierer Messe.

Wir haben in einer Cantine Platz genommen. Vor uns eine Flasche Dünnbier aus der Brauerei von Kolb, dessen Ahnen, deutschen, ächt bayrischen Blutes, schwerlich die Erfindung eines derartigen Getränks geahnt haben. Die Schiffe des Hafens schaukeln im leichten Abendwind. Ueber dem Quai thürmt sich terrassenförmig die Stadt auf, unten europäisch, oben maurisch. Das goldene Kreuz der Kathedrale auf der Place Napoleon erglänzt im letzten Strahl

der untergehenden Sonne, ihm gegenüber auf dem Minaret der Moschee Djedid ruft der Muessin zum Preise desselben Gottes, der ein Vater Aller und ein Vater der Liebe ist. Die Terrassen der maurischen Stadt füllen sich jetzt mit geschmückten, schönen Frauengestalten.

Unsere Phantasie, geweckt durch den wonnigen Abend, überfliegt Zeit und Raum und malt uns das Bild eines künftigen Algier nach Verlauf von einem Jahrhundert. Wie wird es sein, träumen wir, wenn Algier ein Welthafen geworden ist, wie Marseille im Norden, so im Süden der Mittelpunkt des Verkehrs zweier großen Welttheile? Der große Hafen faßt dann kaum die Zahl der Schiffe, welche gekommen sind, die europäischen Fabrikate gegen die Erzeugnisse Afrika's auszutauschen. Die riesigen Docks des Boulevard de l'imperatrice bergen die Fülle des europäischen Marktes. Längs des südlichen Quais lagern große Negerkarawanen aus Sudan und Senegambien mit Goldstaub, Elfenbein und Straußenfedern. Unter den Arkaden des Gouvernementsplatzes schimmern reiche Bazars in einer Ausstellung persischer Perlen, türkischer Waffen und tunesischer Gold- und Seidenstoffe. Welches Drängen von Käufern aller Nationen, welche Farbenpracht, welches Sprachengewirr! Die alte Römerstadt Icosium fiel in Trümmer, eine einfache Inschrift in der Rue bab-a-zun gibt allein noch von ihr Kunde. El Djesävo, „die Kriegerische", brachte Blut und Schrecken den Nationen, an deren Küsten die Piratenschiffe kreuzten. Algier, die Perle der französischen Eroberungen, war allein bestimmt, den Orient dem Occident, Humanität und Bildung einer rohen, aber bildungsfähigen Völkerschaft nahe zu bringen. — — —

Vom Bord der Corvette der Mousses indigines donnert ein Kanonenschuß, das Signal zum Schluß des Hafens. Auf den wenigen Schiffen, die dort ankern, werden Laternen angezündet, die französische Retraite durcheilt im Sturmschritt jetzt die Straßen. Auf dem Quai spielt eine französiche Regimentsmusik arabische, lieblich wehmüthige Weisen. Die Nacht ist urplötzlich und ohne Dämmerung hereingebrochen. Die großen, halbvollendeten Gebäude der Docks sehen in der Dunkelheit recht finster und unheimlich aus; die Arkaden des Platzes erklingen dumpf unter den Schritten einsamer Wanderer.

Nur von oben her leuchtet das Sternenheer in ewiger Schöne, der Mittelpunkt des Verkehrs der Religionen und der Herzen aller Völker. Die Orangenbäume des Gouvernementsplatzes erfüllen mit süßem Duft die weiche Luft. Wie flatternde Bänder verklingen die langgezogenen Töne der Musik in der stillen Nacht.

Aus dem Leben des Volkes in China.*)

Gesetze, Recht und Gerechtigkeitspflege.

Die nachstehenden Mittheilungen sind dem Tagebuch eines Herrn Treves entlehnt, der sich in den Jahren 1861 und 1862 in Peking und Tientsin aufhielt. Sie geben ein sehr anschauliches Bild des Verfahrens in einem chinesischen Kriminalgerichte; wir werden einzelne Erläuterungen hinzufügen.

Die Umgegend von Tientsin war seit Monaten durch mehrere Räuberbanden sehr unsicher gemacht worden. Sie bildeten eine wahre Landplage und standen obendrein mit dem weitverzweigten Geheimbunde der Weißen Teichrose in Verbindung. Nun kam aus Peking ein kaiserlicher Befehl an Herrn Tschung heu, den Gouverneur der Stadt, um jeden Preis die Sicherheit wieder herzustellen. Sofort schickte er nach allen Richtungen hin Truppen aus, welche in den verdächtigen Dörfern eine Menge von Menschen aufgriffen, unter denen sich wahrscheinlich viele ganz unschuldige oder doch solche Leute befanden, welche den Räubern durch Nichtanzeige Vorschub geleistet hatten. In Tientsin selber verhaftete man eine Anzahl von Bettlern.

Der Gouverneur hielt in eigener Person Hochgericht und beobachtete dabei ein höchst summarisches Verfahren. Vielen Angeklagten wurde der Kopf abgeschlagen, andere kamen in den Halsblock; kein Einziger kam ohne Bastonnade davon. Dieses Durchgreifen des Gouverneurs wirkte wohlthätig; man hörte längere Zeit nichts von Diebstählen und Raubanfällen. Tschung heu konnte nach Peking berichten, daß er seine Schuldigkeit gethan habe.

Einigen Verhandlungen habe ich beigewohnt und kann deshalb als Augen- und Ohrenzeuge sprechen. Der Gouverneur ließ mir ein Seitenzimmer anweisen, von wo aus ich das Ganze beobachten konnte, ohne selber gesehen zu werden.

In architektonischer Beziehung bot der Gerichtssaal nichts Merkwürdiges dar; seine Umfassungsmauern waren fast so hoch wie das Gebäude selbst. Im Eingangshofe liegen Gefängnisse mit niedrigen Räumen, die mit mächtig dicken Bambuslatten vergittert sind. Dort werden die abzuurtheilenden Verbrecher Nachts eingesperrt. In jenem Hofe bemerkte ich eine nicht unbeträchtliche Menge unglücklicher Menschen, halb verhungerte, abgemagerte, bleiche Gestalten, welche sich von der Sonne bescheinen ließen. Einige waren mit den Beinen an eiserne Kegel befestigt, konnten sich nicht von der Stelle bewegen und hatten nur einen Raum von ein paar Ellen frei, etwa so wie ein wildes Thier in einem Menageriekäfig. Anderen waren Beine und Arme zusammengebunden, sie konnten nicht gehen, sondern höchstens satzweise hüpfen, und das war offenbar sehr schmerzhaft. Einem Unglücklichen hatte man eine Hand und einen Fuß durch ein Brett gezwängt; ein Polizeisoldat zog ihn an einer Kette nach sich, während ein Henker ihn mit Ruthenhieben vorwärts peitschte. So schleppte der Dieb auf einem Bein und mit gekrümmtem Leibe sich jämmerlich fort. In einer Ecke des Hofes trugen mehrere Verbrecher den Halsblock oder waren in einen Holzkäfich gesperrt. Dort beobachtete ich einen Auftritt, der mich rührte und ergriff. Eine große Kufe oder ein Bottich war über einen Mann gestülpt worden; oben sah der Kopf heraus und die beiden Hände hatte man ihm durch so enge Löcher gesteckt, daß von Bewegung keine Rede sein konnte. Dieser Holzkäfich belastete seine Schultern, und er mußte ihn mit sich schleppen, falls er sich überhaupt fortbewegen wollte; und wenn es ihm einfiel, auszuruhen, mußte er in einer höchst qualvollen Weise sich auf beide Kniee niederlassen. Und eine so barbarische Strafe mußte der Mann einen ganzen Monat lang ausstehen! Speise oder Trank konnte

*) Vergl. S. 23 u. ff.

er natürlich nicht zum Munde bringen, aber seine Frau hatte ihn nicht im Stiche gelassen; sie nahm aus einem Korbe Reis und Stückchen Schweinefleisch, fütterte ihn und wischte ihm den von seiner Stirn herabrieselnden Schweiß weg. Ihr kleines, sorglos lächelndes Kind trug sie auf dem Rücken.

Der Eingang zum eigentlichen Gerichtsgebäude führt durch ein Portal, das in grellen Farben allerlei Gemälde aus der chinesischen Mythologie zeigt. Im Vorderhofe wartet eine dichtgedrängte Menschenmenge; jetzt werden die beiden Flügel der großen Thür geöffnet und das Publikum erhält Einlaß. Der Gouverneur Tschung heu sitzt auf einer Emporbühne, trägt seine Staatskleidung und hat mehrere Justizräthe und untergeordnete Gerichtsbeamte zur Seite. Auf dem großen, mit einem rothen Teppich überdeckten Tische liegen die Untersuchungsakten, Pinsel und Tusch zum Schreiben und die Gesetzbücher, welche in einem mit Seidenzeug überzogenen Kasten verwahrt werden. Dort steht noch ein kleines Fachgestell mit bezeichneten Holztäfelchen. Hinter dem Mandarin stehen seine Fächerträger und zwei in Seide gekleidete Knaben, welche hinter seinem Haupte die Insignien seines Ranges emporhalten. Auf den zwölf Stufen zur Emporbühne steht der Henker, den man an seinem aus Eisendraht geflochtenen Hut und seinem rothen Rock erkennt; er hat einen mächtigen Bambusknüttel und auch einen Säbel. Seine Gehülfen und die Gerichtsbeamten machen sich an verschiedenen Marterwerkzeugen allerlei zu schaffen, zeigen dieselben den Angeklagten, rasseln laut und erheben dann ein wildes Geschrei, um den Bösewichtern Angst einzujagen. Auch Polizeisoldaten fehlen nicht; sie sind Mandschu, mit einer kurzen Pike und zwei Säbeln bewaffnet, die aber in einer und derselben Scheide stecken. An den Wänden sind allerlei Gedenkzettel angebracht, auch fehlen mächtig große Laternen nicht.

Mein Kabinet lag hinter der Emporbühne, und ich konnte mir ganz gemächlich Alles betrachten. Man hatte etwa ein Dutzend Angeklagter zur Aburtheilung vorgeladen. Wer leugnete, unterlag der Tortur, die ich aber nicht im Einzelnen beschreiben will. Der Verlauf war folgender. Sobald der Angeklagte nichts eingestehen wollte, warf der Richter dem Henker eines der obenerwähnten, mit Ziffern bezeichneten Täfelchen zu; die Zahl bezeichnete, wie viele Bambushiebe ausgetheilt werden sollten. Das peinliche Verfahren erfolgte dann unmittelbar vor den Augen des Richters, und die Gerichtsschreiber notirten emsig das ganze oder halbe Eingeständniß, welches der schreiende und heulende Angeklagte etwa von sich gab. Die Unglücklichen

Chinesische Gerichtssitzung. (Nach einer Zeichnung von Baumort.)

wurden in ganz unbarmherziger Weise entsetzlich gepeinigt, ertrugen aber auch die ärgsten Qualen, weil sie ihre Mitschuldigen nicht verrathen mochten. Das Publikum spielte eine eigenthümliche Rolle. Ein Angeklagter, der Etwas eingestand, wurde als Feigling einem lauten Hohngelächter preisgegeben; dagegen hoch gepriesen, wenn er nichts verlauten ließ. Manche Zuhörer verlassen den ganzen Tag über das Gericht nicht; sie bringen Speise und Trank mit, verzehren ihre Mahlzeit und betrachten den Justizsaal als einen geeigneten Platz zur Unterhaltung, wie wir etwa ein Kaffeehaus.

Der Chinese ist gleichgültig gegen Körperschmerz und gegen den Tod. In Peking sind mir mehr als einmal Banden von Verurtheilten auf ihrem Wege zur Richtstätte begegnet; sie zeigten nach mir mit dem Finger und unterhielten sich über

meine Person. Und doch sollten sie wenige Minuten nachher ihren Kopf einbüßen!

Ich will hier einige Bemerkungen über die Polizei in Peking einschalten. Sie ist sehr wohl eingerichtet und hält im Allgemeinen gute Ordnung. Der Polizeiminister ist allemal ein Mandschu und führt den Titel: General der neun Thore. Zu seiner besondern Verfügung hat er mehrere Brigaden Polizeisoldaten und dann auch Ti pao, Nachtwächter, deren jeder eine bestimmte Anzahl von Häusern zu überwachen hat. Die Soldaten patrouilliren bei Nacht in den Straßen und halten bei Tage gute Ordnung, und haben außer dem Doppelsäbel und der kurzen Pike auch noch eine Peitsche; die Ti pao haben eine Natterschnarre am Gürtel. Diese Nachtwächter sind für Diebstähle oder Feuersbrünste und sonstige Unglücksfälle in ihrem Bezirke verantwortlich. Der französische Consul in Tientsin hatte eine Festlichkeit veranstaltet und vor der Ehrenthür zwei Beleuchtungsgestelle anbringen lassen. Diese wurden gestohlen und dem betreffenden Tipao wurde von seinem Vorgesetzten aufgegeben, die Diebe binnen drei Tagen zu ermitteln, widrigenfalls er selber die Bastonnade bekommen werde. Es gelang ihm nicht, die Schuldigen auszukundschaften, und so schleppte er am dritten Tage zwei Beleuchtungsgestelle herbei, die er auf seine eigenen Kosten hatte verfertigen lassen.

Das chinesische Strafrecht nimmt weder auf das Ehrgefühl, noch die Eigenliebe oder auch nur auf das Eigeninteresse des Menschen Rücksicht; sie sieht in ihm nur ein für leibliche Schmerzen empfängliches Wesen. Das Bambusrohr spielt die Hauptrolle, und der Angeklagte oder Schuldige erhält, je nach Befund der Sache, 10 bis 200 Hiebe. Andere Strafen sind das Halseisen, der Pranger und die Einsperrung. Mandarinen, welche sich einen politischen Fehler haben zu Schulden kommen lassen, werden auch wohl nach der chinesischen Tatarei verbannt. Eigentlich soll jedes Todesurtheil von dem höchsten Gericht in Peking bestätigt werden; darin liegt aber nur ein geringer Trost für den Angeklagten, denn vor den Untergerichten erleidet er entsetzliche Qualen, und die Henker sind äußerst sinnreich, ihn arg zu martern, ohne daß die Tortur unmittelbar den Tod zur Folge hat, und das Gefängnißwesen liegt ganz und gar im Argen.

In früheren Zeiten gab es eine große Anzahl verschiedener Todesstrafen, z. B. auch die Zerhackung des Körpers in einzelne Theile, jetzt sind aber nur noch drei im allgemeinen Gebrauche. Die Erwürgung geschieht vermittelst einer seidenen Schnur, welche von zwei Henkern angezogen wird, oder mit einem Halseisen, welches man vermöge einer Schraube immer enger anzieht, etwa so wie die heute noch in Spanien übliche Garote. Die seidene Schnur ist ein Privilegium für die Angehörigen des kaiserlichen Hauses; mit der Garote thut man Gefangene ab, nach denen weder Huhn noch Hahn krähen soll.

Die Enthauptung wird, allemal öffentlich, an gemeinen Verbrechern vorgenommen. Das Verfahren ist einfach und schnell, und gewöhnlich findet diese Hinrichtungsart gleich an einem ganzen Rudel von Verbrechern statt.

Die Messerstrafe trifft Hochverräther, Vatermörder und Blutschänder. Man bindet den Schuldigen mit Händen und Beinen an einen Pfahl und steckt ihm den Kopf durch ein Halseisen. Dann zieht der Richter, welcher die Execution überwacht, aus einem verdeckten Korb ein Messer, auf dessen Stiele derjenige Körpertheil namhaft gemacht ist, welchen der Henker abschneiden soll. Das geht dann so fort, bis eine Stelle an die Reihe kommt, wo der Schnitt tödtlich ist. Doch sorgen gewöhnlich die Verwandten dafür, daß gleich zu Anfang dem Herzen eine Wunde beigebracht wird.

Strafe des Halsblocks. (Nach einer Zeichnung von Gilbert.)

Niemand hat ein so anschauliches Bild von der chinesischen Strafrechtspflege gegeben, als der Lazzarist Abbé Huc, dessen Wanderungen durch das chinesische Reich überhaupt ein anziehendes, inhaltreiches Buch sind. Er kam nach Kuang tsi huen, einer Stadt dritter Klasse; sie liegt unweit vom Blauen Strome. Der Präfekt hatte gerade einen peinlichen Prozeß zu entscheiden; der Europäer begab sich in den Gerichtssaal und sah, daß der Angeklagte mitten im Saal aufgehängt war, gleich einer jener kolossalen Laternen, die man in den Pagoden findet. Er war an Händen und Füßen dergestalt an einen freihängenden Balken gebunden, daß sein Körper sich wie ein Bogen krümmte. Ein halbes Dutzend Henker standen unter ihm und hatten mit Rohrstäben und Peitschen ihn so arg geschlagen, daß das Fleisch in Fetzen vom Leib herab hing. Das Publikum zeigte sich nicht im Geringsten mitleidig. Der Richter unterbrach die Verhand-

lung, begrüßte den Fremden und führte ihn in sein Kabinet. Während des Gesprächs äußerte er, daß er nicht etwa grausam verfahre; auch solle der Beamte allezeit Vater des Volkes sein. Jener Verbrecher sei ein berüchtigter Strompirat, der unzählige Handelsschiffe ausgeplündert und mehr als ein halbes hundert Mordthaten begangen habe. Nun wolle er aber seine Spießgesellen nicht nennen, und das solle er. „Wer einen Baum zerstören will, darf nicht blos den Stamm niederhauen, sondern muß auch die Wurzeln ausreißen, damit sie nicht neue Zweige tragen." Die Bande, deren Hauptmann der Gefolterte war, fand ein Vergnügen daran, Männern, Weibern und Kindern die Zunge abzuschneiden und die Augen auszureißen; sie waren ganz und gar Kuan Kuen, d. h. Erzbanditen. Man bezeichnet als solche eine Menschenklasse, welche es sich als Ehre und zum Ruhm anrechnet, den Behörden Trotz zu bieten und Gewaltthätigkeiten aller Art zu verüben; solch ein „wahrer Held" theilt Schläge aus und empfängt dergleichen mit der äußersten Unempfindlichkeit. Die verschiedenen Genossenschaften der Kuan Kuen leisten einander getreulich Unterstützung; manche aber, und dies sind die allerwildesten, treiben ihr Handwerk auf eigene

Chinesischer Dieb, von Polizeisoldaten vor Gericht geschleppt. (Nach einer Zeichnung von Janet Lange.)

Faust, verlassen sich auf ihre eigene Kraft, und nichts geht über die Kühnheit dieser Bösewichter, für welche eine Schandthat, je gräßlicher sie ist, einen um so unwiderstehlichern Reiz hat. Es kommt vor, daß sie trotzig und in hochmüthigem Dünkel sich der Behörde stellen, alle ihre Verbrechen eingestehen, die Beweise dafür beibringen und ein Urtheil verlangen. Die chinesische Gesetzgebung verlangt vor der Verurtheilung das Eingeständniß des Angeklagten. Das weiß der Kuan Kuen; wenn er nun vorgeführt wird, um dasselbe öffentlich abzugeben, leugnet er Alles ab, was er gesagt hat. Dann martert man ihn, er aber erträgt mit unerschütterlicher Ruhe alle Folterqualen; es scheint fast, als ob er eine Art von Gefallen daran fände, wenn ihm die Glieder zerquetscht werden. Die Hauptsache für ihn bleibt, der Justiz Trotz zu bieten und die Mandarinen zu ärgern.

Bei dem summarischen Rechtswesen bedarf China nur einer verhältnißmäßig kleinen Anzahl von Richtern; Advokaten sind nicht vorhanden. Leben und Vermögen des Angeklagten liegen fast immer in der Hand des Mandarinen. Während der Verhandlung muß gewöhnlich der Angeklagte knien; ein und derselbe Richter verhört, ermißt den Werth der Aussagen und fällt das Urtheil. Die Zeugen sind manchmal in einer nicht beneidenswerthen Lage, denn wenn sie Aussagen machen, welche dem Richter nicht gefallen, so kommt es vor, daß er sie auspeitschen oder ohrfeigen läßt; und das Letztere geschieht vermittelst dicker, lederner Sohlen.

Das Reichsgesetzbuch, Ta tsing lu li, d. h. Gesetze und Verordnungen der großen Dynastie der Tsing, zerfällt in sieben Abtheilungen: Allgemeine Gesetze, bürgerliche Gesetze, fiskalische Gesetze, Ritualgesetze, Militärgesetze, Criminalgesetze und endlich solche über öffentliche Arbeiten. Die ganze Gesetzgebung trägt einen Strafcharakter; jede Vorschrift oder Verordnung enthält eine Strafbestimmung, auch dann, wenn es sich um bürgerliche oder administrative Angelegenheiten handelt. Unregelmäßigkeiten oder dergleichen Verstöße, welche bei uns in Europa etwa Nichtigkeit oder Schadenersatz nach sich ziehen, werden in China mit einer Anzahl von Prügeln bestraft. Aber andrerseits steht wieder das ganze chinesische Leben auf einem einzigen Princip, welches gewissermaßen den Angelpunkt des Ganzen bildet, nämlich dem Satz von der kindlichen Pietät, einer Ehrfurcht, die auch auf den Kaiser und dessen Beamten übertragen wird, oder doch werden soll.

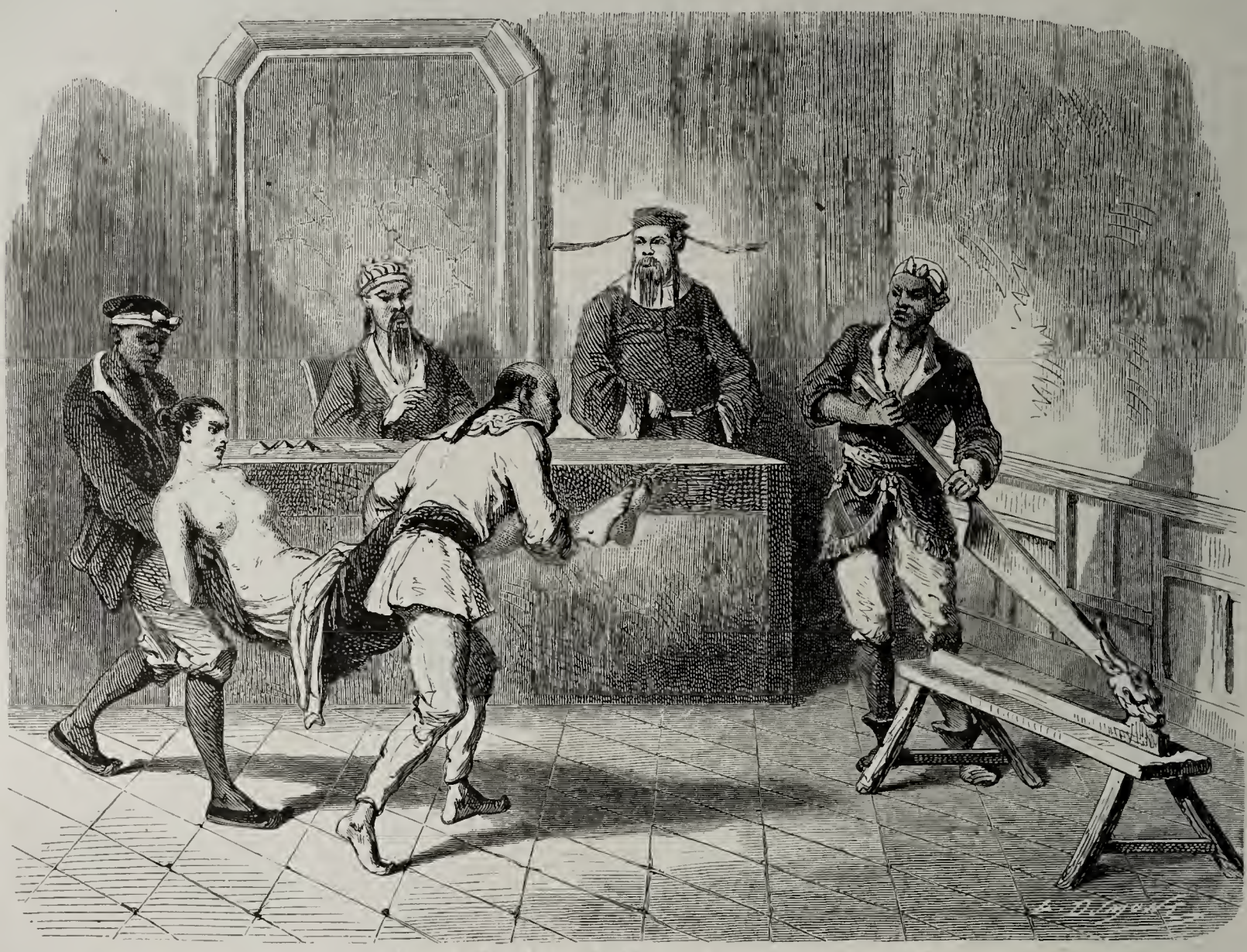
Den mit Vollziehung der Gesetze beauftragten Mandarinen ist ein sehr weiter Spielraum gelassen, denn das Strafgesetzbuch hat viele nicht bündig gefaßte, unbestimmte Stellen, gibt oft weder Definition noch Qualifikation eines Verbrechens, oder diese ist mangelhaft und ungenau. Manche Bestimmungen sind geradezu absurd. Dahin gehört folgende: „Wenn ein Kaufmann, nachdem er sich mit dem Geschäftsbetriebe seiner Nachbaren bekannt gemacht hat, Waaren einlegt und für diese solche Preise ansetzt, daß seine Nachbaren ihre Waaren dafür nicht verkaufen können, und daß er daran einen höhern als einen gewöhnlichen Nutzen machte, dann soll er mit 40 Bambushieben bestraft werden." Sodann Folgendes: „Wer sich unschicklich und gesetzwidrig aufführt, soll, obwohl sein Betragen nicht gerade gegen eine besondere Bestimmung des Gesetzes verstößt, mit 40 Bambushieben bestraft werden; er soll deren 80 erhalten, wenn seine Unschicklichkeit von schwererer Beschaffenheit war."

Die Gesetzgebung stellt ein System der Solidarität auf, durch welches sie Jeden verantwortlich macht für das Betragen

seines Nachbars, Verwandten, seines Vorgesetzten und Dieners. Je 100 Familien ernennen einen Bezirksaufseher, welcher, von sechs Beisitzern unterstützt, die Abgaben eintreiben soll; er hat aber noch manche andere Verantwortlichkeit; wenn z. B. die Aecker in seinem Bezirke nicht sorgfältig bestellt sind, muß er 80 Bambushiebe bekommen.

Es ist klar, daß die meisten derartigen Vorschriften nicht ausgeführt werden können und ein todter Buchstabe bleiben müssen. Andrerseits enthält das Strafgesetzbuch vortreffliche Sachen. Es erkennt mildernde Umstände an, verwirft eine rückwirkende Kraft der Strafgesetze, hat das Begnadigungsrecht, der Angeklagte kann Berufung einlegen, der Beamte soll verantwortlich sein für die Strafen, welche er auferlegt, und offenbar wollte der Gesetzgeber das Volk vor Beamtendruck und gegen Willkür sichern. Aber gerade das Gegentheil ist der Fall. Schon oben wurde gesagt, daß China keine Advokaten habe; nicht minder auffallend und bemerkenswerth erscheint, daß ein geistig so begabtes Volk nie eine Rechtswissenschaft gehabt hat. Jeder Richter legt das Gesetz aus nach der Weise, wie er es eben ansieht, und im Geiste der allgemeinen Gesetzgebung. Eigentliche Juristen hat China nie gekannt.

In China bekommt ein Richter dafür, daß er sich geirrt hat, eine tüchtige Portion Prügel. Ein Gericht erscheint strafbar nicht blos wegen eines ungenauen Urtheils über eine Thatsache, sondern auch die Berufungsinstanz ist verantwortlich.



Die Strafe der Körperzerstückelung. (Nach einer Zeichnung von Janet Lange.)

Ein niederer Beamter kann unter Umständen mit dem Tode bestraft werden, lediglich deshalb, weil ein Brief nicht ganz vorschriftmäßig zugesiegelt worden ist; wird ein Amtssiegel ungehörig aufgedrückt oder verkehrt gestellt, dann bekommen alle Beamten, welche für die Aufdrückung des Siegels verantwortlich sind, 80 Hiebe mit dem Bambusrohr!

Reisebilder aus dem Etschlande.*)

Von **Friedrich Brinkmann.**

III.

Bozen.

Der Thalkessel, welchen die drei aus Norden kommenden Alpenflüsse, die Etsch, der Eisack und die Talfer sich bei ihrer Vereinigung in den Südsaum der Tyroler Alpen gegraben haben, und wo im Laufe der Geschichte die Stadt Bozen sich angesiedelt hat, ist ein reich und mannigfaltig ausmodellirter Kreis von Bergen, der im Thale und an den Abhängen bis zu mehreren tausend Fuß Höhe mit einer Vegetation ausgekleidet ist, die den Himmel Italiens wiederspiegelt, während von den darüber sich erhebenden, mannigfach gefärbten, zum Theil mit Schnee bedeckten Felsenwänden und Zacken der kalte Norden in das heiße, hart an seinen Fuß gerückte Hesperien herabschaut. Diese Grenzmark deutscher Erde nimmt unter den schönsten Städtelagen Deutschlands eine hervorragende Stelle ein; Bozen darf nicht fehlen, wenn man aus diesem Juwelenschmucke unsers Vaterlandes auch nur die köstlichsten Perlen herausheben will.

Leider findet der Naturfreund auf seinen Wanderungen durch und um die Stadt gar zu wenig Punkte, wo ihm ein freier Blick auf das einzig schöne Bild, von dem er sich umgeben weiß, gewährt würde. Nur zu selten trifft er solche an, wie die Brücke über die Talfer, der nahe Kalvarienberg, der Friedhof des eine halbe Stunde entfernten Dorfes Gries und der Spazierweg auf dem langen, vier Fuß dicken Steindamm sind, womit sich die Stadt gegen die Ueberschwemmungen der Talfer geschützt hat. Dieser Mangel an schönen Fernsichten, der Einen auf allen Spaziergängen zur Verzweiflung bringen kann, rührt davon her, daß alle die Gärten, welche weit und breit die Stadt umgeben und an allen Wegen, die man einschlagen kann, sich hinziehen, von hohen Mauern eingeschlossen sind, über die Niemand hinwegsehen kann. Es ist dies ein sehr empfindlicher Uebelstand, wodurch man sich leicht bestimmen lassen kann, für einen längern Aufenthalt Meran den Vorzug zu geben, wo die Mauern nur halb so hoch sind und der Aussicht nicht im Wege stehen.

Mit um so größerm Interesse wendet man sich aber der Betrachtung des Einzelnen und Besondern zu, was die Natur Bozens bietet, insbesondere der Kenntnißnahme seiner reichen Vegetation. Sie ist noch üppiger, als die der meraner Gegend, da das Klima merklich wärmer ist, als das dortige, so daß es in den Sommermonaten dem Deutschen fast unerträglich wird, und daher die Sitte, diese Zeit auf den nahe gelegenen Bergen, besonders auf „dem Ritten", in sogenannten Sommerfrischen zuzubringen, seit alten Zeiten eingebürgert ist und viel länger besteht, als Aehnliches in anderen Theilen Deutschlands.

Nirgendwo kann man eine schönere und unterhaltendere Mustersammlung der bozener Vegetation finden, als in dem Garten des Gerbers Moser (an der Pfarrkirche). Er ist nicht groß, aber geschmackvoll angelegt und aufs reichste mit den der italienischen Zone angehörigen, in der hiesigen Gegend sich schon findenden Bäumen geschmückt. Insbesondere macht sich die große Anzahl der prächtigsten Orangen- und Citronenbäume bemerklich. Sie sind dort in jeder Größe zu finden, von dem kleinen, noch nicht zur Höhe eines Rosenstocks gediehenen Gewächse an bis zu den Riesen, welche wie ziemlich stattliche Aepfelbäume aussehen und theils frei im Erdboden stehen, theils an hohen Spalieren hinaufgezogen sind. Und welch köstliche Früchte hangen in der größten Fülle an ihnen! Selbst die allerkleinsten Schößlinge von kaum zwei bis drei Fuß Höhe tragen manchmal Früchte von der Größe eines kleinen Kinderkopfes. Und dicht daneben, an demselben Stöckchen, stehen wieder Blüthen, die sich erst zu solch einer schönen Frucht hinanbilden wollen, so daß dann oft eine und dieselbe Pflanze die Frucht in allen Stadien ihrer Entwicklung darstellt. Alle diese Orangen- und Citronenbäume bleiben auch den Winter durch im Freien stehen. Außer ihnen enthielt der Garten noch viele andere südliche Pflanzen, als Feigenbäume, Cedern und Pinien. Das Ganze wurde durch trefflich angelegte Fontänen belebt, und große Lauben von Weinranken schlossen als Rahmen es ein. Mit Neid mußte man des Besitzers gedenken, der so glücklich war, auf den rings im Dunkel des Gebüsches, neben den plätschernden Springbrunnen aufgestellten Bänken die kühlen Abende zubringen zu können, und doch auch wieder mit Dank, da er ja einem jeden Fremden ohne alle Förmlichkeiten den Genuß seiner Schöpfung gestattet, als wäre es eine öffentliche Anlage.

Im Allgemeinen tritt in der bozener Vegetation der Weinstock am stärksten hervor, und unter all den köstlichen Baumgattungen, die hier sich schon heimisch gemacht haben, die überaus großen und kräftigen Feigenbäume.

Auch die Stadt nimmt sich von Weitem gar nicht übel aus. In dem grünen Schmucke ihrer Berge erscheint sie als die Herrscherin der so zahlreich in allen Höhen um sie herum zerstreuten Dörfer, Bauernhöfe und Burgen, als der Brennpunkt des kraftvollen Lebens, das sich in der ganzen Gegend regt. Treten wir ihr aber näher, stehen wir draußen auf dem Bahnhofe oder auf dem Kalvarienberge, so erscheint sie in einem weniger vortheilhaften Lichte, sofern wir von der Umgebung absehen und nur die Stadt als solche ins Auge fassen. Namentlich fällt uns der Mangel an Farbe sehr unangenehm auf. Alle Häuser, insbesondere ihre Ziegeldächer, sehen äußerst verblichen aus, daß wir fast vermuthen, eine schon halb verfallene Stadt vor uns zu haben. Eine Ausnahme macht nur die Pfarrkirche, die ein Dach von ungefähr demselben grünlichen, karrirten Anstriche hat, wie die Auerkirche in München und einen aufs zierlichste durchbrochenen gothischen Thurm, wie die Dome von Freiburg im Breisgau und von Meißen.

Der ganze Eindruck, welchen die Stadt von außen gesehen auf uns macht, bewirkt, daß wir nicht viel von ihr erwarten. Wie freudig fühlen wir uns daher überrascht, wenn wir eingetreten sind und sie uns von innen anschauen! Zwar im Anfange spricht sie uns keineswegs angenehm an. Trotz Allem, was wir schon in Tyrol und außerhalb Tyrols von engen und dunklen Straßen gesehen haben, stutzen wir doch beim ersten Anblicke der Hauptstraße, deren hohe Häuser ihr so wenig Raum lassen, daß ein Wagen einem andern nur in der Weise ausweichen kann, daß er ganz dicht an eine Seite fährt und da so lange ruhig stehen bleibt, bis der Andere im langsamsten Schritte vorbeigefahren ist. Haben wir aber einmal einige Straßen behaglich durchwandert, so werden wir unser Interesse an der Stadt mit jedem Schritte wachsen fühlen. Der Grund ist der, daß wir in ihr immer mehr Züge entdecken, die uns an unsere alten,

*) Vergl. Globus VI, S. 277 und 301.

mittelalterlichen Handelsstädte und an diejenige, welche sich dies Gepräge am reinsten erhalten hat, an Nürnberg, erinnern, so daß denn endlich selbst die unglaublich engen Straßen in unseren Augen aus einem Mangel ein Vorzug werden, eine Eigenschaft, die einmal zur mittelalterlichen Physiognomie einer Stadt gehört.

Sehen wir uns diese hohen, immer in ein schräges, scharfwinkliges Dach auslaufenden Häuser etwas näher an, so werden wir zwar nicht jenen Reichthum in der Ausschmückung und charakteristischen Individualisirung bemerken, welcher die Gebäude Nürnbergs auszeichnet, aber doch sofort einige Aehnlichkeit in der ganzen Anlage und Bauart erkennen. Vor Allem wird wohl die Aufmerksamkeit jedes Fremden auf die Erker und erkerähnlichen Ausbauten gelenkt werden. Sie sind so allgemein zur Anwendung gekommen, daß nur höchst selten ein Haus ohne einen solchen angetroffen werden möchte. Am häufigsten sind sie in der Mitte der Vorderseite angebracht. Aber auch Eckerker sind oft zu finden. Sie erheben sich manchmal mit einer stattlichen Ausdehnung in die Breite bis oben zur Dachfirst und sind dann mit einem besondern Dache, einer kegelförmigen Spitze, gekrönt, so daß sie dann zu einer Art von Eckthürmen werden, wie sie in Nürnberg und Linz so häufig sind.

Die Eigenthümlichkeit der Straßen Bozens aber, welche uns mehr als irgend eine andere gerade Nürnberg wieder ins Gedächtniß zurückruft, ist die Art und Weise, wie die Häuser ihre Fronten dem Straßendamme zukehren. Bei der Beschreibung Nürnbergs (in meinen „Studien und Bildern aus süddeutschem Land und Volk") habe ich darauf aufmerksam gemacht, daß die so malerischen Perspektiven, welche dort fast jede Straße gewährt, unter anderm von der eigenthümlich schiefen Stellung des Hauses zur Straße herrühren. Seltsam ist es nun, zu sehen, daß hier die Häuser oft in gerade solch einer eigensinnigen Weise gegen die Straße gerückt sind, daß ein jedes nur mit der einen Ecke diese berührt, und alle zusammen die eigenthümliche Zickzacklinie bilden, wovon ich a. a. O. gesprochen habe.

Eine Besonderheit, die Bozen mit anderen alten deutschen Städten gemein hat, die aber Nürnberg fehlt, sind die Bogengänge, die sogenannten Lauben, die neben allen Straßen sich hinziehen. Was dem eigentlichem Damme an Breite mangelt, das besitzen sie. Auf ihnen bewegen sich die Fußgänger, und an ihnen liegen die Verkaufsgewölbe.

Einen recht liebenswürdigen Zug, der wohl im Gegensatze zu dem so nahen Wälschlande auch als ein deutscher bezeichnet werden darf, finde ich noch in der Liebe zur Reinlichkeit und zum Wasser, die sich in der Einrichtung ausspricht, daß durch alle Straßen frisches Wasser rinnt, ähnlich wie in Freiburg im Breisgau, und in der Anlage manches schönen Brunnens, der auch Nürnberg keine Schande machen würde.

So entschieden nun auch für uns, die wir vom Norden kommen, die Stadt im Allgemeinen das Gepräge einer alten deutschen Stadt hat, so müssen wir doch etwas anstehen, dies Prädikat ihr zu geben, wenn wir bedenken, daß sie Italien so nahe liegt, und manche von den charakteristischen Eigenthümlichkeiten unserer alten Städte auf Italien als ihren Ursprung hinweisen, z. B. von denen, welche wir so eben bei Bozen hervorgehoben haben, die Laubengänge an den Straßen. Sie haben sich, wenngleich sie auch in so manchen ächt deutschen Städten sich finden, und der italienische Name dafür (loggia) aus dem deutschen Worte (lauba, laubja) entsprungen ist, doch wohl aus Italien nach Deutschland verbreitet, eben so wie das meist so malerische, besonders durch seine Lauben (Gallerien) sich auszeichnende Bauernhaus der ganzen Alpenkette (das sogenannte Schweizerhaus). Für Italien müssen diese kühlen, kellerartigen Räume besonders berechnet worden sein; in deutschen Städten, z. B. in Bern, findet man sie manchmal zu kühl. Darum nun möchte es wohl richtiger sein, Bozen von diesem Gesichtspunkte aus mehr als eine mittelalterliche Stadt, denn als altdeutsche, zu charakterisiren.

Aber nicht das geringste Bedenken können wir haben, es eine deutsche Stadt zu nennen, wenn wir unsere Aufmerksamkeit auf die Bevölkerung richten, welche auf diesen Grenzmarken deutscher Erde sitzt. Sie ist dem Kerne nach eine durchaus deutsche.

Keinen Augenblick ist es mir zweifelhaft gewesen, daß das hiesige Volk von reinerem deutschen Blute ist, als das meraner. Besonders deutlich kam mir das aber zum Bewußtsein, als ich einige meraner Bauern in den Straßen Bozens umherstreichen sah. Wie stechen diese spindelbeinigen, kraftlosen Gestalten mit den bunten Fetzen, die sie auf dem Leibe tragen, mit ihren schlaffen Gesichtern und dem ungeheuern Phlegma, das in Gang und Haltung sich ausspricht, gegen den bozener Volksschlag ab! Was für ein ganz anderer Geist lebt in diesem, welch ein anderes Blut muß in seinen Adern pulsiren! Welch ein ganz anderer Körper- und Muskelbau ist hier zu sehen! Da ist Kraft, Fülle und Elasticität, daß es das Auge erquickt nach den dürren, eckigen Formen, deren man so viele in Meran sieht.

Da ist wieder das frische, volle Antlitz, die eigenthümliche weiß-rothe Hautfarbe und das flachsgelbe Haar des Germanen (letzteres namentlich bei den Bäuerinnen aus der Umgegend) massenhaft vertreten, während in Meran blasse, fahle oder gelbe Gesichter und schwarzes Haar die Regel bilden. Da sind endlich wieder die blendend weißen Hemdärmel, wie wir sie vom Unter-Inuthale her kennen, bei den Frauen und Mädchen aus dem Volke, und da ist überhaupt die Reinlichkeit in der Bekleidung des weiblichen Geschlechts wieder zu finden, die ich nicht nur in Meran, sondern auch in anderen Theilen Tyrols, besonders im Vintschgau, so sehr vermißt habe. Die ganze Erscheinung des Volkes endlich, der Bau der Gestalt und der Gesichter und das Temperament, das Wesen der Leute weist offenbar darauf hin, daß wir hier den äußersten, nach Süden vorgeschobenen Ausläufer des unterinnthaler, d. h. des bajuvarischen Schlages (bayrischer Schlag im ethnographischen Sinne des Worts) vor uns haben.

So sehen wir denn in der Physiognomie des bozener Volkes, wie sie uns besonders im Gegensatze zum meraner entgegentritt, so bestimmt wie nur möglich die geographische Lage der Stadt sich spiegeln.

Bozen ist der Punkt, wo das aus dem Unterinnthale über den Brenner nach Süden kraftvoll vordringende germanische (bajuvarische) Volksthum auf den aus größtentheils fremden, besonders römisch-rhätischen Elementen bestehenden Kulturstrom aus dem Westen (Vintschgau) und auf den romanischen aus dem Süden (Etschland) gestoßen ist. Aus dem Kampfe dieser Elemente ging das deutsche als Sieger hervor, eine ethnographische Thatsache, welche der politischen entspricht, daß Bozen der Sitz eines bajuvarischen Grenzgrafen wurde. Das Deutsche setzte sich an diesem Knotenpunkte dreier Straßenzüge und auf dem Wege, auf welchem es hieher gelangt war (im Wippthale und Eisackthale), in völliger Reinheit fest und staute sogar die beiden anderen Strömungen auf eine große Strecke zurück, die römisch-rhätische die Etsch hinauf bis über Meran hinaus und die romanische die Etsch hinunter gegen Trident, besonders energisch und dauernd die erstere, woher es denn kommt, daß das meraner Volk ein bei weitem deutscheres Gepräge hat, als das des Vintschgaus, jedoch hinter dem bozener in diesem Betrachte zurücksteht.

Gegen Süden sind die Eroberungen des germanischen Volksthums von minderer Dauerhaftigkeit gewesen. Das zurückgedrängte Romanische hat langsam aber stätig von dem verlorenen Terrain ein Theilchen nach dem andern zurückerobert und macht sich auch in Bozen, freilich als fremdes, aber ziem-

lich kräftig gedeihendes Pfropfreis neben dem deutschen bemerklich.

Als Vertreter des südlichen, italienischen Etschlandes fallen uns nämlich zunächst die vielen bräunlichen, schwarzäugigen Leute in dem niedern Volke auf, welche sich auf den Straßen umhertreiben und als Tagelöhner bei schweren Handarbeiten ihr Brot verdienen. Dann sind aber auch, wenn wir uns genauer umsehen, unter den besser gekleideten Personen, die uns auf der Staße begegnen, viele Italiener, theils Fremde, theils in Bozen ansässige Kaufleute, die sich im Laufe der Zeit hier niedergelassen haben. Wir können nicht eine Minute lang unter einer der Lauben an der großen Hauptstraße hingehen, ohne italienische Unterredungen zu hören, und diese vertreten das italienische Element um so kräftiger, als sie immer mit viel lauterer Stimme und lebhafteren Geberden gehalten werden, als die deutschen. Und mustern wir endlich etwas die Schilder an dieser Straße, so stoßen wir auf viele italienische Namen.

Demgemäß zeigen sich denn auch auf dem Gebiete der Volkssitte manche italienische Einflüsse, von den Formen an, in denen das Brot gebacken wird, bis zu den Formen des Gottesdienstes. Unter den Brotformen gibt es eine, die in Meran noch nicht auftritt, aber im italienischen Tyrol und wohl noch weiter in Italien zu Hause ist und im Allgemeinen sich dadurch charakterisirt, daß die vier Theile, aus denen der Laib besteht, zusammen ein Kreuz bilden. Im Gottesdienste aber ist es offenbar schon als ein Einfluß des musikliebenden Italiens zu betrachten, daß nicht nur an Sonntagen, sondern auch an allen Wochentagen die Messe des Morgens mit schöner Orchester- und Gesangbegleitung abgehalten wird. Freilich solche Dinge, wie dies, daß man an Freitagen im Gasthofe kein Fleisch bekommen kann, sondern sich mit einer magern Wassersuppe und Mehlspeise begnügen muß, darf man nicht hieher rechnen. Das kann Einem so ziemlich überall innerhalb der Grenzen des kirchlich frommen Tyrols begegnen, im Norden vom Brenner- und Finstermünz-Passe eben so gut wie im Süden, in Innsbruck wie in Bozen, auf deutscher wie auf wälscher Erde. —

Trient.

Der Weg von Bozen nach Trient, den man auf der Eisenbahn in stark zwei Stunden zurücklegt, ist sehr reich an Naturschönheiten und fesselt das Interesse des Fremden in hohem Grade, besonders wenn er aus dem Norden kommt und Italien noch nicht gesehen hat. Die Thalwände und die Ebene theilen sich in gleicher Weise in unsere Aufmerksamkeit. Beide sind so reizend, daß wir nicht wissen, wohin wir unsere Blicke vorzugsweise richten sollen, und stets in Verlegenheit uns fühlen, in so kurzer Zeit bei solch einer Schnelligkeit so viel Herrlichkeit in uns aufzunehmen.

Zu beiden Seiten des Thales ziehen sich gleich von Bozen an ziemlich hohe, kahle und jäh abfallende Felsenwände hin. Weniger tritt dieser wilde Charakter bei dem zu unserer Linken liegenden, östlichen Abhange hervor. Um so schroffer und kahler ist der gegenüberliegende, aber auch um so malerischer. Namentlich nehmen seine Felsen von Neumarkt an, wo das Thal sich bedeutend erweitert, einen großartigen Charakter an, und sie entwickeln sich zu den schönsten Gruppen bei dem Durchbruche des Nonsbaches, bei der sogenenannten Rochetta, und endlich bei Trient selbst. Sie sind theils von röthlich gelber (Porphyr), theils von dunkler, graulicher Farbe und treten theils als geschlossene Wände, theils als vorgeschobene, oder losgerissene, in Kuppeln sich abschließende Massen auf, wodurch sie manchmal riesigen Festungs-Bastionen gleichen. Letzteres ist namentlich bei Trient der Fall, wo sich ein wunderbar schönes und originelles Panorama entfaltet.

Auf dem ersten Theile der Fahrt, etwa bis Neumarkt, treten indessen diese Felspartien noch nicht in solch imponirender Weise auf, daß sie es sein könnten, was unsere Aufmerksamkeit besonders in Anspruch nimmt. Da ist es die Vegetation, die selbst denjenigen, welcher von Meran und von Bozen kommt und an beiden Orten sich gehörig umgesehen hat, in hohem Grade überrascht und fesselt. Die Thalsohle ist theils mit Weingärten, theils mit Maisfeldern bedeckt, theils auch wachsen Wein und Mais bunt durcheinander. Diese Pflanzungen sind jedoch selbst sehr wenig bemerklich. Ueber sie ragen Maulbeerbäume in unermeßlicher Menge empor, und ihre Reihen sind regelmäßig so dicht an einander gerückt, daß ihre dicken, grünen Kronen alle darunter liegende Vegetation beinahe völlig verstecken, ja daß sie oft in ganzen, geschlossenen Wäldern zusammen stehen. Wenn wir nun sehen, wie das Erdreich alle diese gleichsam mehrfach über einander geschichteten Pflanzen, Mais und Wein und Maulbeerbäume, die auch zuweilen mit Quitten- und Nußbäumen, Aepfel- und Birnbäumen abwechseln, aufs üppigste gedeihen läßt, werden wir so recht lebhaft inne, daß wir uns auf heißem italienischen Boden befinden, und wir können nicht umhin, dann und wann uns zu fragen, was wohl so ein norddeutscher Bauer sagen würde, wenn wir ihm von jener bunten Vermischung von Bäumen, Kornfrüchten und Reben erzählten. Zu einem Bilde solcher Fruchtbarkeit würde sich seine Phantasie wohl nicht versteigen, selbst wenn sie sich den Garten Eden ausmalen wollte. Findet doch selbst ein Goethe, als er auf seiner Reise nach Italien in diese Gegend kommt, nicht Worte genug, um sein Staunen auszudrücken „Alles", sagt er, „ist so enge an und in einander gepflanzt, daß man denkt, es müsse Eins das Andere ersticken", und es enschlüpfen ihm jene bekannten Worte: „Die Sonne scheint heiß und man glaubt wieder einmal an einen Gott."

Ein noch reizenderes Bild gewährt aber, wenigstens nach meinem Gefühle, die eigenthümliche Bepflanzung des Bodens, die bei Trient selbst beginnt. Dort ist die ganze Fläche mit Mais bestellt, und die Maulbeerbäume stehen dazwischen in der so eben geschilderten Weise. Außerdem ziehen sich jedoch noch hohe Hecken von Weinreben durch das Feld. Statt Lauben zu bilden, wie es im übrigen Süd-Tyrol gebräuchlich ist, ranken sich hier die Reben an hohen Stöcken hinauf und haben ihre Hauptstütze in den Maulbeerbäumen, zwischen denen sie sich wie Festons von dem einen zum andern winden, aufs reizendste ihre üppigen, langen, blätterreichen Ranken unter einander und in die Kronen jener Bäume verschlingend. Fast noch schöner sehen diese Weinhecken aus, wenn sie die Grenze eines Feldes an der Straße bilden. Da stehen als Stützen zwischen ihnen nicht Maulbeerbäume, sondern schöne Weiden, deren zartes, graulliches Laub auf das anmuthigste gegen das in ihnen sich verschlingende Weinlaub absticht. —

Von den Orten, welche die Bahn berührt, nehmen sich Tramin, etwas hoch am Fuße des Gebirges gelegen, und St. Michele lombardo besonders vortheilhaft aus. Dicht vor dem letztern liegen die beiden Dörfer Mezzo tedeseo und Mezzo lombardo (jetzt „Deutsch Metz" und „Wälsch Metz" genannt, eigentlich aber „halb deutsch" und „halb wälsch" zu übersetzen, d. h. eine halb aus Deutschen, halb aus Wälschen bestehende Gemeinde), welche dadurch interessant sind, daß sie, wie der Name besagt, die Sprach- und ethnographische Grenze zwischen Deutschen und Wälschen früher bezeichneten. Jetzt sind beide gemäß dem oben angedeuteten Entwicklungsgange längst wälsch geworden.

Was die Stadt Trient selbst betrifft, so kann man von ihr etwas Aehnliches sagen, wie von Bozen: ihre Lage im Umkreise der Berge ist prachtvoll, als Stadt aber bietet sie einen weniger ansprechenden Anblick dar. Steht man auf der einige Minuten von ihr entfernten Etschbrücke, so muß man sich gestehen, daß

dies malerische Ganze von alten Thürmen, Mauerresten und hohen, oft palastähnlichen Häusern in dem von der Etsch durchströmten Felsenkessel seines Gleichen sucht. Richtet man aber seine Aufmerksamkeit ausschließlich auf die Stadt selbst, so machen ihre verwitterten Dächer und Mauern noch einen melancholischern Eindruck, als die Außenansicht von Bozen. Alles erscheint wie grau in Grau gemalt, und diesen wenig zum Bleiben einladenden Charakter behält die Stadt auch, wenn wir in sie eintreten.

Der Dom ist ein Gebäude, welches seiner Schönheit wegen besucht zu werden verdient. Er läßt sofort in seinem Style erkennen, daß er seiner Entstehung nach einer sehr alten Zeit angehört, nämlich derjenigen Periode der Baukunst, in welcher sich der sogenannte romanische Styl und der gothische noch nicht bestimmt gesondert hatten, der sogenannten Uebergangsperiode. Er hat rundbogige Fenster, aber ein Kreuzgewölbe, und dieses wird durch Säulenbündel getragen, die jeder gothischen Kirche zur Zierde gereichen würden. Endlich hat die Renaissance des 15. Jahrhunderts, in welchem der Dom erst vollendet wurde, noch zwei Kuppeln hinzugefügt. Leider sind die Fenster ungemein klein, und so herrscht denn im Innern eine Dunkelheit, wie ich sie bis jetzt in keiner Kirche gefunden habe. Als ein besonderer Vorzug muß aber hervorgehoben werden, daß das Innere nicht, wie man es leider so häufig in den alten Kirchen findet, durch unwesentliches, geschmackloses Bauwerk verunstaltet ist, sondern Wände, Gewölbe und Pfeiler in edler Einfachheit gelassen sind und der Eindruck der reinen, architektonischen Schönheit durch nichts verkümmert wird.

Ein nicht geringeres Interesse hat für den gebildeten Fremden eine zweite Kirche, freilich kein ästhetisches, sondern ein historisches. Es ist die chiesa di Santa Maria maggiore, merkwürdig wegen des tridentiner Concils, das in ihr gehalten wurde.

So wenig die Stadt uns anspricht, so wird bei einem Gange durch ihre Straßen doch immer Manches unsere Aufmerksamkeit fesseln. Sie trägt noch sehr deutlich ein mittelalterliches Gepräge und erinnert dadurch an den Glanz ihrer frühern Geschichte, in der sie sogar als ehrfurchtgebietende Feindin einer Stadt wie Venedig erscheint. Darauf weisen die an vielen Stellen erhaltenen Mauerreste hin, die kleinen und großen, runden und viereckigen Thürme, die sich theils im Umkreise dieser alten Mauern, theils unten am Flusse, theils mitten in der Stadt erheben, und ganz besonders die von einer wohlerhaltenen Mauer umzogene, mit einem stattlichen Thurme gezierte, etwas höher als die Stadt gelegene Burg, der ehemalige Sitz der Fürstbischöfe von Trient.

Noch interessanter werden uns die Straßen, wenn wir uns das auf ihnen sich umhertreibende Volk ansehen. Für den von Norden kommenden Fremden ist dies die erste Stadt, die ihm ein ganz italienisches Volksleben darbietet. Schon auf der Fahrt mit der Eisenbahn hieher sehen wir uns von meistentheils italienischen Physiognomien, gelben Gesichtern mit kohlschwarzem Haar und blitzenden schwarzen Augen, von kleinen, höchstens mittelgroßen Gestalten in Manchesterjacken und oft auch in Hosen von demselben Stoffe umgeben, und noch viel eindringlicher werden wir an Italien gemahnt durch die lauten, heftigen, leidenschaftlichen Conversationen, welche rings um uns erschallen und in demselben Maße anschwellen, als wir uns Trient nähern. Uns ruhigen Deutschen kommt es vor, als seien diese Menschen immer auf dem Punkte, sich in die Haare zu fahren. So heftig geberden sie sich, so wild leuchten ihre Augen, so rapide und schreiend werden die Worte herausgestoßen. Nur das eben so energische Lachen, von dem so oft unser Trommelfell erschüttert wird, kann uns davon überzeugen, daß diese heißblütigen Menschen in einem ganz freundschaftlichen Gespräche mit einander begriffen sind. In Trient empfängt uns ein Eisenbahnbeamter, dem wir beim Ausgange des Bahnhofs unsere Billete abgeben müssen, der sich aber durch diese amtliche Beschäftigung nicht abhalten läßt, eine Bellinische Arie vor sich hin zu trillern. Auf dem Hauptplatze Trients wurde gerade Markt gehalten. Einen solchen hatte ich am Tage zuvor auch in Bozen beobachtet. Aber welch ein Unterschied zwischen beiden Orten, welch eine Stille dort, welch ein Lärm hier! Und dieser kommt nicht nur vom Platze selbst her, sondern auch von den anliegenden Verkaufsbuden. Besonders zeichnete sich darunter ein Fleischerladen aus, wo der Metzger das den Kunden zugewogene Gewicht des Fleisches mit einer Stentorstimme ausrief, als sollte die ganze Stadt von diesem wichtigen Ereignisse in Kenntniß gesetzt werden. So erscholl es denn immer in kurzen Unterbrechungen aus jener Thüre: una libbra! — una! — due! — una e mezza! 2c.

Das italienische Volk hat hier wieder, wie an anderen Orten, wo ich ihm früher begegnete, in Italien und außerhalb Italiens, den Eindruck einer kräftigen Natur auf mich gemacht. Es ist zwar nicht selten, deutsche Schriftsteller in dem Tone über die Italiener sprechen zu hören, wie jenen unter ihnen, der da meint: „In Italien ist Alles im Zustande der Fäulniß, von oben und von unten.“ Ich glaube aber, daß es noch immer seine Richtigkeit hat, was Alfieri sagt: „La pianta uomo nasce piu robusta in Italia che in qualunque attra terra — e gli stessi atroci delitti che vi si commettono, ne sono una prora.“ (Die Pflanze „Mensch“ gedeiht kräftiger in Italien als in irgend einem andern Lande, und selbst die schauderhaften Verbrechen, die dort begangen werden, sind ein Beweis dafür.) Man beobachte nur diese Menschen in ihrem Thun und Treiben und man wird wohl nichts grundloser finden, als ihnen den Vorwurf der Schwäche zu machen, wenngleich sie den der Faulheit oft verdienen mögen. Schon das Temperament, das ihnen eigenthümlich ist, in der Regel das cholerische oder sanguinische, weist eher auf Kraft als auf Schwäche hin. Bei allen schweren Handarbeiten, die in Oesterreich ausgeführt werden, in Steinbrüchen, bei Mauer- und Erdarbeiten, bei den Eisenbahnbauten (z. B. bei den kolossalen Arbeiten am Semmering) sind keine Arbeiter so gesucht als Italiener. Sie arbeiten länger und schneller als alle anderen und begnügen sich trotz der ungeheueren Anstrengungen mit der erbärmlichsten Kost, mit ihrer Pollenta, um den Lohn fast unversehrt in ihre Heimath bringen zu können. Und wie könnten die Maler und Bildhauer aller Nationen seit Jahrhunderten unaufhörlich nach Italien ziehen, um von dort die Vorbilder für ihre Götter und Göttinnen, ihre Helden und Heldinnen zu holen, wenn nicht „die Pflanze Mensch“ dort so vortrefflich gedieh und zu eben so kraftvollen als schönen Gebilden sich entwickelte?

Noch in manchen anderen Beziehungen fand ich bei meinem kurzen Aufenthalt in Trient und seiner Umgebung Gelegenheit, das italienische Volk kennen zu lernen. Eine Veranlassung dazu war scheinbar so geringfügiger Art, daß man sie wohl schwerlich errathen würde. Ich ging von Trient nach Laris zu Fuße, um dort den nächsten nach Bozen zurückkehrenden Zug abzuwarten. Unterwegs sprach mich ein Bettler um ein Almosen an. Er war blind und streckte den Hut gegen mich aus, richtete aber keine direkte Bitte an mich, sondern sprach ein Gebet zur Maria. Hier nun, im Munde dieses Bettlers, frappirte mich einestheils die wunderbare Schönheit der italienischen Sprache, dieser „Sirenensprache“, wie Byron sie nennt,

the Tuscan's siren tongue,
That music in itself, whose sounds are song,

anderntheils der Umstand, daß selbst dieser Bettler, der niedrigste der niedrigen Stände, sie so tadellos rein sprach, daß auch das feinste Ohr nichts daran auszusetzen gefunden hätte. Wie festgebannt stand ich da vor diesem blinden, in die schlechtesten Lumpen gekleideten Armen und sog mit wahrem Entzücken die Musik seiner Sprache ein, wie er sein Gebet: Santa Maria, madre di

Dio, ꝛc. in langsamem, feierlichem, etwas flehendem Tone vortrug. Auch die Bettler sind die Vertreter ihrer Nationen, in ihrer Art gerade so gut wie die Könige und Kaiser. Wie erröthete ich vor diesem Italiener, wenn ich bedachte, wie selten unsere deutsche Sprache durch eine untadelhafte Aussprache in derjenigen Schönheit erscheint, deren sie fähig ist, wie schlecht sie so oft selbst von solchen Leuten gesprochen wird, die sich zu den sogen. gebildeten Ständen rechnen. Insbesondere lag es mir nahe, an das seltsame Wort mich zu erinnern, womit ich in Oesterreich regelmäßig angebettelt wurde. Es ist das Wort „Bigósche", ein schauderhaft schönes Exemplar im Sprachschatze der deutschen Mundarten, welches beweist, bis zu welchem Grade die Verstümmelung der Worte getrieben wird. Denn es ist die Abkürzung eines ganzen Satzes: „Ich bitte (=bi) gar (=go) schön (=sche)."

Ich will nun freilich hiermit nicht sagen, als ob alle, auch die niedrigen Stände in Italien ein reines Italienisch, die italienische Schriftsprache, sprächen, wenngleich Alfieri zu sagen pflegte, er gehe in Florenz auf den Markt, um gutes Italienisch zu lernen, und man von Rom dasselbe rühmt*); ich weiß vielmehr sehr wohl, daß auch das Italienische in eine Menge von Mundarten zerfällt, und selbst der Gebildete es nicht verschmäht, seine Mundart zu sprechen, falls nicht die Sitte den Gebrauch der lingua litteraria verlangt, so daß sich Foscolo sogar zu dem Ausspruche versteigen konnte: „l'italiana è lingua litteraria, scritta sempre e non mai parlata" (das Italienische ist eine Sprache der Literatur, es wurde immer geschrieben und niemals gesprochen). Aber das so tief dem italienischen Volke eingewurzelte Gefühl für das Schöne wird sich in allen den Aesten und Zweigen, in welche seine Sprache sich gliedert, mächtig offenbaren; dieses Gefühl treibt die niederen Stände an, da, wo sie mit den höheren in Berührung kommen, namentlich in den Städten, sich die reinere Sprache derselben anzueignen, und wirkt der Nachlässigkeit in der Aussprache, der Maulfaulheit, dieser Lieblingssünde des Deutschen und des Engländers, und der daraus hervorgehenden Verstümmelung der Worte siegreich entgegen. Auch die Sprache des Bauern wird als ihren Ursprung das Land der Schönheit nicht verleugnen, auch in der Sprache des Bettlers werden wir die edle Sprache desjenigen Volkes erkennen, das sich als die Enkel und Erben der alten Herrscher der Welt betrachtet.

*) Alfieri disait, qu'il allait à Florence sur le marché public, pour apprendre le bon italien. Rome a la même avantage; et ces deux villes sont peut-être les seules du monde ou le peuple parle si bien, que l'amusement de l'esprit peut se rencontrer à tous le cans des rues.
Mad. *de Staël*, Corinna IX, 1.

Pflanzenleben der ungarischen Wälder.

Waldlose Steppen und bewaldetes Randgebiet. — Die knieholzartige Wachholderformation. — Mangel immergrüner Gewächse. — Der Eichenwald und dessen untergeordnete Vegetation. — Die Pappelwälder auf den sandigen Landrücken. — Die Uferwälder von Eschen und Erlen.

Wenn man aus einer der Berglandschaften, welche das ungarische Tiefland in weitem Bogen umranden, heraustritt und gegen die Mitte der Theißebene zu reist, so begegnet der Blick anfangs unzähligen niederen meist langgestreckten dünenartigen Sandrücken, welche dem Randgebiete des Tieflandes eine wellenartige Oberfläche geben, und über welche man halbe Tage lang, Hügel auf Hügel ab, dahinfährt. So weit diese Hügelwellen reichen, fehlt es der Landschaft nicht an Abwechslung. Grasige Pußten, öde, fast pflanzenleere Flugsandhügel, dann wieder üppig grünende Wiesen und Röhrichte oder kleine Teiche, welche aus den Mulden des Bodens zwischen Schilf und Binsen hervorblicken, weiterhin wallende Kornfelder und Weingärten, aus denen sich blüthen- oder fruchtbeladene Obstbaumgärten erheben, endlich noch schattige, die Hügelzüge krönende Wälder — das sind die landschaftlichen Elemente, welche an dem Reisenden dort vorüber ziehen und die sich zu Bildern gestalten, denen es nicht an einem eigenthümlichen Reiz fehlt, und welchen gewöhnlich die im Hintergrunde auftauchenden Gebirge einen prächtigen Abschluß geben.

Je mehr man aber den Ufern der Theiß sich nähert, desto mehr verflachen sich die Hügelwellen, die Landschaft wird immer eintöniger und öder, und nur ferne am Horizont dämmern noch wie aufsteigende Gewitterwolken die Berge der Matra, der Hegyalya oder des Biharia-Gebirges. Endlich sind auch diese unter den Horizont hinabgesunken, und die meeresebene, waldlose Fläche dehnt sich in ihrer ganzen Trostlosigkeit aus. Kein Strauch schmückt sich da mit dunkelgrünem Laube, kein Baum erhebt mehr seinen schattigen Wipfel, kein Wald unterbricht mehr die eintönige Fläche der Steppe, und nur weite, weite Moräste, Sandebenen, Wiesen und Ackerfelder überkleiden die Erde. Nur hier und da erhebt sich ein schlanker, weißer Kirchthurm, eine einsam stehende Tanya oder ein hochragender Ziehbrunnen über die Linie des Horizontes, die in entsetzlicher Geradheit und Einförmigkeit Himmel und Erde abgrenzt. Kein Hügel, kein Fels ragt mehr über das Land empor, kein Stein erklingt unter den Hufen des Rosses, und der Boden wird aus einer tiefgründigen, bald mehr bald weniger mit Humus gemengten Erde gebildet, die in manchen Gegenden durch Zersetzung ihrer Bestandtheile Salz auswittert und dann nicht selten weißschimmernd, wie mit Schneeflocken bedeckt erscheint. Das wesentliche Merkmal dieser Steppen ist die ursprüngliche Baumlosigkeit.

Aber neben diesem waldlosen Steppengebiete des ungarischen Tieflandes läßt sich ein bewaldetes Randgebiet wohl unterscheiden. Ueberall dort, wo das Tiefland eine wellige Oberfläche zeigt, oder wo der Boden zu einer, wenn auch noch so unbedeutenden Landhöhe anschwillt, treten Wälder auf, die den Umfang des Steppengebietes einschränken. So ist auf der im Nordosten des Tieflandes sich ausdehnenden welligen Landhöhe von Debreczin das Waldgebiet weit gegen die Steppe vorgeschoben, und auch das hügelige Sandland zwischen Donau und Theiß fällt noch größtentheils in das Bereich des Waldgebietes.

Der waldfeindliche Einfluß der Sommerdürre, welcher in der Steppe die Bäume nicht aufkommen läßt, wird in diesen Gebieten dadurch unterdrückt, daß an den geneigten Höhen atmosphärische Niederschläge viel leichter erfolgen, als in den ganz flachen Gegenden, und wenn die oben bezeichneten Landrücken des Tieflandes auch nur einige Klafter erreichen und dem Auge des Reisenden wegen ihrer nur allmäligen, langsamen Höhenzunahme manchmal kaum wahrnehmbar sind, so spielen sie doch dort im Tieflande in Beziehung auf die atmosphärischen Niederschläge dieselbe Rolle, wie anderwärts hohe, steilabfallende Gebirge. Nur wenn man diese Erscheinungen

entsprechend würdigt, vermag man sich erklären, warum in jenem Theile des ungarischen Tieflandes, der als ein welliges Hügelland in einer Breite von 12 Meilen zwischen Donau und Theiß hinabzieht, auf dem dürrsten Boden schöne Wälder gedeihen, während ostwärts auf der viel fruchtbarern, aber tiefer gelegenen und fast ebenen Erde am linken Theißufer die Wälder fehlen.

So wie aber nach dem Mitgetheilten der Verlauf jener Linie, die Wald und Steppe scheidet, von der Plastik des Bodens abhängt, so ist andrerseits auch ein Zusammenhang desselben mit den Strom- und Flußläufen nicht zu verkennen.

Wenn man es versucht, die Grenzen des Wald- und Steppengebietes kartographisch darzustellen, so fällt sogleich die Erscheinung auf, daß sich aus dem Waldgebiete des östlichen Randes schmale Waldstreifen längs den linken Theißzuflüssen Körös und Marosch zungenförmig in das waldlose Steppengebiet vorschieben, und offenbar erklärt sich diese Erscheinung aus dem Einflusse des in den Ufergebieten herrschenden größern Feuchtigkeitszustandes, indem die Dürre des Hochsommers, welche den in der Steppe zum Wachsthum der Bäume nothwendigen Feuchtigkeitszustand der Atmosphäre zu frühe unterbricht und darum eine Baumvegetation in derselben nicht aufkommen läßt, hier an den feuchten Ufern der Flüsse sich nicht geltend machen kann. Der Wasserreichthum des ungarischen Tieflandes trägt daher gleichfalls wesentlich bei, die Grenzen des waldlosen Steppengebietes zu verengen.

Die Wälder des Tieflandes zwischen Donau und Theiß haben kürzlich in dem Professor der Botanik und Direktor des botanischen Gartens zu Innsbruck, A. Kerner, einen ausgezeichneten Beschreiber gefunden.*) In belebter Darstellungsweise, die überall auf eigene scharfe Beobachtung gegründet ist, führt uns der Verfasser durch die Ebenen und Gebirge Ungarns, Mährens und Oesterreichs, und es gelingt ihm vortrefflich, den Eindruck, welchen Gegend und Pflanzenwelt auf ihn gemacht, auf den Leser zu übertragen. So sehen wir auch die ungarischen Wälder greifbar vor uns stehen, als deren Vorläufer die Wachholderformation zu beirachten ist.

Wenn man im Bereiche des Unterlaufes der Theiß vom Uferlande aus in westlicher Richtung gegen die Donau reist, so schwillt der Boden allmälig zu einer Landhöhe an, die, in Jazygien beginnend, südlich bis an den Bacser Kanal hinabreicht. Die höchsten Punkte dieses von dünenartigen Sanddämmen durchzogenen Landrückens steigen im Mittel 200 Fuß über das Niveau der Theiß und Donau, und sie sind es, auf denen sich eine Gesträuchformation entwickelt hat, die das Mittelglied zwischen Wald und Steppen bildet. Als vorherrschender Bestandtheil dieser Formation erscheint der Wachholder. Mit unglaublicher Ueppigkeit wuchern die Gebüsche dieses Nadelholzes dort auf dem weißen, lockern Sande; die einzelnen Stämme erreichen in der Regel die Höhe einer Klafter, und zahlreiche fast baumartige Sträucher wachsen selbst bis über anderthalb Klafter empor. Die Büsche stehen bald vereinzelt, bald erscheinen sie heckenförmig aneinander gereiht, bald bilden sie in dicht geschlossener Massenvegetation undurchdringliche Dickichte, in welchen sich als untergeordnete Bestandtheile Sauerdorn und Liguster, Hasel- und Geiskleesträucher, Weißdorn- und Rosenhecken, seltener auch einzelne weißstämmige Birken und Espen mengen. Während sonst weit und breit ein weicher, schwellender Moosrasen im ungarischen Tieflande vergeblich gesucht wird, überkleidet in diesen Wachholderwäldern eine üppige Moosvegetation den weißen Sandboden, und zahlreiche Flechten weben sich in den weichen Teppich hinein, aus welchem schattenliebende Maiblumen und Goldruthen emporsprießen. Harzgeruch weht aus den dichten Gebüschen, und der Ruf von Drosseln, Wildtauben und Goldamseln ertönt aus dem Dickicht.

Von einem erhöhten Punkte überblickt, mahnt ein solcher zwergiger Nadelwald lebhaft an die Knieholzwälder der Alpen, um so mehr, als die unteren Aeste der einzelnen Wachholdersträucher dem Krummholz gleich auf dem Boden aufliegen und auch zahlreiche verkrümmte, entrindete und wettergebleichte Stämme mit einseitswendigen, flechtenbewachsenen Aesten zwischen dem jüngern, immergrünen, dunklen Gehölz ganz ähnlich wie in den Krummholzwäldern des Hochgebirges emporstarren.

Das Vorhandensein dieser Formation im Tieflande ist um so merkwürdiger, als der Wachholder das einzige immergrüne Gewächs ist, welches dort ursprünglich wild erscheint, und auch den einzigen urwüchsigen Repräsentanten der Nadelhölzer im Tieflande abgibt. Die dunklen Fichten und Tannen, die Stechpalmen und den Epheu, die Preißelbeeren und die Wintergrüne sucht man vergebens in Niederungarns Gelände. Auch die immergrünen Föhrenwälder des norddeutschen Tieflandes und die buschige Haide sind der ungarischen Niederung fremd, und gerade in dem Fehlen dieser immergrünen Gewächse liegt der wesentliche Unterschied zwischen der Physiognomie des norddeutschen und des pannonischen Tieflandes.

Im nordöstlichen Winkel des Tieflandes muß sich der Waldwuchs in historischer Zeit wesentlich verändert haben. Jedem, der die Gegend dort besucht, fallen die zahlreichen Ortsnamen dort auf, welche nach dem magyarischen Namen der Birke „Nyir“ gebildet wurden; ja der ganze im Norden von Debreczin zwischen der Krazsna und Theiß ausgebreitete sandige Landstrich wird von den Magyaren geradezu die Nyir geheißen — was wohl darauf schließen läßt, daß dort die Birke in früherer Zeit ein häufiger Baum gewesen sein muß. Jetzt sind in den dortigen Wäldern die Birken fast vollständig verschwunden, und nur im Süden von Nyir-Bator sieht man noch ihre weißen Stämme in den Gehölzen auftauchen.

Aber trotz aller Waldverwüstungen und Waldumänderungen haben sich im Randgebiete des ungarischen Tieflandes noch ansehnliche Forste erhalten, unter denen namentlich Stieleichenwälder häufig sind. Selten aber werden ganz reine Bestände aus dieser Holzart getroffen, und gewöhnlich sind zahlreiche Ulmen, Espen und Holzbirnen beigemengt. Nicht weniger wechselnd erscheint auch das Unterholz; Hasel, Weißdorn, Liguster, Hollunder, Hartriegel und Spindelbaum sind am häufigsten. In der Regel mengt sich das aus diesen Sträuchern gebildete dichte Gestrüppe mit krautartigen Stauden, hochaufgeschossenen Doldengewächsen, Disteln und Nesseln und bildet dann ein fast undurchdringliches Dickicht. Ueppiges Geschlinge aus Waldreben und Hopfen rankt sich über dieses Gestrüpp und spinnt sich von ihm manchmal bis an die höheren Bäume, bald Guirlanden bildend, bald sich zu förmlichen Lauben verkettend. Auch der wilde Weinstock, der höchstwahrscheinlich als eine ursprünglich in diesen Wäldern heimische Pflanze anzusehen ist, schlingt seine schlanken Reben bis zu den Wipfeln der Eichen hinan. Moose sind in dem Waldgrunde eine Seltenheit, und Farrnkräuter so wie immergrüne Pflanzen fehlen gänzlich. Darum behalten auch die Wälder des ungarischen Tieflandes noch lange, nachdem der Schnee geschmolzen ist, ein winterliches Aussehen. Erst wenn die Eichen ihre jungen Blätter entwickeln, was gewöhnlich in der Mitte Aprils geschieht, drängt sich auch das Laub des Unterholzes aus den Knospen, und zugleich entfaltet sich eine Fülle von Pflanzen in dem Waldgrunde. Aber zur Zeit der Eichenblüthe ist auch der Culminationspunkt der Waldflora schon erreicht.

Die Eichenwälder Niederungarns werden der großen Mehrzahl nach als Niederwälder behandelt, und Hochwälder sind verhältnißmäßig selten. Am schönsten sind sie noch in den Ufergebieten der östlichen Theißzuflüsse und an der untern

*) Das Pflanzenleben der Donauländer. Innsbruck. Wagner. 1863.

Donau. Niemals aber findet man die Flora, welche den Grund des Hochwaldes zusammensetzt, in ihrem ursprünglichen Zustande, denn immer werden diese Gehölze als Viehweide benutzt und im Herbste von unzähligen Schweinen durchwühlt, die man zur Eichelmast eintreibt.

Ueber größere Strecken ausgedehnt trifft man neben den Eichenforsten nur die Wälder aus Pappeln, Eschen, Erlen und Weiden an. Die Verbreitung und Erneuerung dieser Wälder ist jedoch von jener der Eichenwälder wesentlich verschieden. Die schweren und plumpen Nüsse der Eichen sind für die Verbreitung durch Windströmungen natürlich ganz ungeeignet, und da auch ein Transport derselben durch Wasserströmungen nur in der Nähe von Flüssen vorkommen kann, so ist es erklärlich, daß in den von den Ufern entfernten Theilen des Tieflandes sich die Eichenwälder nur da selbständig zu erneuern vermögen, wo sie bereits seit uralter Zeit vorhanden sind.

Die winzigen Samen der Pappeln und Weiden hingegen, die in eine leichte, flockige Hülle von Wollhaaren eingewickelt sind und die durch den Wind oft meilenweit fortgeführt werden, machen die Verbreitung dieser Baumarten außerordentlich leicht. Auf den öden Flugsandflächen, weit weg von hochstämmigen Wäldern, kann man die vom Winde herbeigetragenen Pappelsamen antreffen. Gerade diese Orte, welche fast alle anderen Gewächse fliehen, wählt sich die Pappel zu ihrer neuen Heimath. Die angeflogenen winzigen Samen keimen und treiben dort trotz Dürre und Hitze und schießen mit reich belaubten Schossen und Ruthen aus dem öden Lande empor. Haben sie nur einmal in die tieferen, immer feuchten Landschichten die Wurzelfasern hinabgesenkt, so ist auch die Zukunft der Pappelsprossen schon gesichert. Die Wurzeläste kriechen dann mit klafterlangen, wagrecht sich ausbreitenden Armen nach allen Seiten im Boden herum und suchen den losen Sand mit ihren feinen Fasern zu umstricken und zu befestigen. Rasch wachsen dann die jungen schlanken Ruthen zu kräftigen Stämmen empor und bilden oft schon nach wenigen Jahren ein kleines Gehölz, dessen jährlichen bedeutenden Zuwachs man mit Staunen betrachtet. Doch der Sturm ist ein böser Feind dieser jungen Wälder, und nicht selten sieht man nach einem sturmbewegten Tage die Wurzeln der Pappeln auf weithin bloß gelegt. Wie schlanke, braune Taue liegen sie auf dem weißen Sand, hierhin und dorthin sich ausspannend und in mannigfachen Kreuzungen zu maschigem Gitterwerk sich verschlingend. Aber allen Elementen zum Trotz kämpft der junge Pappelwald sich durch, und die Wipfel seiner Stämme ragen höher und höher über den Flugsand empor. Wenn wir bei bewegter Luft in seinen dünnen Schatten eintreten, so rauscht es über uns, als ob ein heftiger Regen oder Hagel niederfiele. Dieses Spiel der schwankenden Blätter gibt dem Pappelwalde überhaupt sein eigenartiges Gepräge; es verleiht ihm ein bewegtes, immer frisches Ansehen, und namentlich dann, wenn sich zwischen die schimmernden Kronen der Schwarzpappeln einzelne hochstämmige, weißblätterige Silberpappeln einschieben, bietet der Farbenwechsel der bewegten Blätter einen unvergleichlichen Anblick dar.

Fast regelmäßig kommt die Weide im Pappelwalde mit vor; aber sie bildet nur einen untergeordneten Bestandtheil. Sie kämpft sich aus dem dürren Sandboden in ähnlicher Weise wie die Pappel durch. Als hochstämmige Formen erscheinen die Silber- und die Bruchweide und zahlreiche Bastarde zwischen beiden. Von niederen Buschweiden trifft man nur die rosmarinblättrige Weide als untere Schicht des Gehölzes an. Sie ist neben einigen Halmgewächsen oft die einzige höhere Pflanze, welche den sandigen Waldgrund bevölkert, und es scheint, daß sich die meisten anderen Pflanzen in dem aus den gerbsäurereichen Pappelblättern gebildeten Humus des Waldbodens nicht gut befinden. Nur ein Gewächs muß als bezeichnend für die untergeordnete Flora des über dem Flugsande entwickelten Pappelwaldes angesehen werden. Es ist dies ein unscheinbarer kleiner Pilz (Peziza arenaria), der bisher nur auf den Dünen der Nord- und Ostsee gefunden worden war, der im ungarischen Tieflande aber regelmäßig im Halbschatten der Pappeln auftaucht. Sein fadiger Thallus, der die umgebenden Sandkörnchen in sein zartes Netz einwebt, entwickelt einen rundlichen, napfförmigen Fruchtkörper, der fast gänzlich im Flugsande eingebettet erscheint, und wenn man diesen aus einiger Entfernung besieht, glaubt man einen jener grubenförmigen, wunderbaren Baue vor sich zu haben, welche die Ameisenlöwen errichten, um damit die kleinen durch den Sand flüchtenden Insekten zu fangen.

Wenn man die eben geschilderten Wälder, welche sich auf dem Landrücken zwischen Theiß und Szamosch im Nordosten und zwischen der Theiß und Donau im Westen des Tieflandes ausbreiten, durchstreift hat und dann zum ersten Male die dunklen Waldsäume ausdämmern sieht, die sich streckenweise längs den Ufern der Flüsse hinziehen und zungenförmig gegen das Steppengebiet vorschieben, so erwartet man in den letzteren jedenfalls einen bestimmten Gegensatz zu der bisher besprochenen Waldformation zu finden. Diese Erwartung wird aber gründlich getäuscht, denn man sieht in den Uferwäldern alle die Bäume wieder, deren Schatten man auf den sandigen Landhöhen verlassen hat. Dieselben Stieleichen, dieselben Pappeln, Ulmen, Eschen, Erlen und Weiden.

Der Unterschied zwischen den Wäldern der welligen Landhöhen und den Wäldern des ebenen Uferlandes liegt auch nicht in dem Gegensatze der Baumarten, sondern höchstens darin, daß in dem einen Gebiete diese, in dem andern jene Bäume mehr vorherrschen, daß namentlich im niedrigen Ueberschwemmungsgebiete auch die Eschen und Erlen, die auf den sandigen Landrücken nur eingesprengt in den Wäldern vorkommen, hier selbständige, ausgedehnte Gehölze bilden, und daß endlich in den Uferwäldern, auf welche die feuchte Atmosphäre des angrenzenden Flusses oder Sumpfes Einfluß übt, fast die meisten jener orientalischen Pflanzenformen, welche der untergeordneten Flora der Wälder auf den Sandhöhen einen östlichen Anstrich geben, verschwunden sind. Darum nähern sich auch diese Uferwälder am meisten den analogen Formationen der Auen im österreichischen Donaugelände. Nur fehlen die Kiefern und Fichten, die Tamarisken und der Sanddorn. An ihre Stelle treten der schwarzfrüchtige Mehlbeerstrauch (Crataegus nigra), ein paar Gräser und zwei federblätterige Süßholzarten (Glycyrrhiza echinata und glandulifera). Diese letzteren scheinen noch am meisten charakteristisch für die ungarischen Uferwälder zu sein, und namentlich die Glyzyrrhiza echinata, die stellenweise sehr häufig vorkommt und nicht selten als untere Gebüschschichte den Grund der Weiden- und Pappelgehölze erfüllt, erzeugt dann ein Vegetationsbild, das an die nordamerikanische Uferflora erinnert, wo Weiden und Pappeln ihre Kronen über das zarte Laub zierlicher Akazien erheben.

Vielversprechend blickt uns dort der dichte Eschenwald entgegen, der sich als ein schwarzer Saum am Rande des Rohrsumpfes hinzieht. Wir treten neugierig in seine schattigen Hallen ein und spähen nach allen Seiten auf die Pflanzenwelt, die etwa den Waldgrund bevölkert. Doch wie sehr werden wir in unseren Erwartungen getäuscht! Einige hochaufgeschossene Stauden, namentlich Sumpfkreuzkraut, Wolfsmilch und Doldengewächse bilden mit dem Gesträuche aus Schneeball und Kreuzbeeren streckenweise ein schwer zu durchdringendes Buschwerk; Binsen und Röhricht umsäumen die von faulendem schwarzem Schlamm und Wasser erfüllten Lachen des Waldgrundes; hie und da ringt sich wohl auch der Schaft einer Wasserlilie empor, an dem sich ein paar große, hellgelbe, im Waldesdunkel fast unheimlich leuchtende Blumen entwickeln — damit haben wir auch schon die ganze Waldflora erschöpft, und wir sind herzlich

froh, den düstern, dumpfigen Eschenwald und seine verpestete Sumpfluft verlassen und den zahlreichen Mückenschwärmen entrinnen zu können.

Anziehender ist jedenfalls der Erlenwald. Wo die Erlen auf weitere Strecken in geschlossenen Massen erscheinen und den sumpfigen Boden mit dichtem Schattendach überlauben, ist zwar die Vegetation des Waldgrundes noch so ziemlich jener des Eschenwaldes ähnlich, wo aber die Erlen mehr vereinzelt stehen, entwickelt sich eine üppige und reiche Pflanzendecke als untere Schicht des Gehölzes. Gräser und Riedgräser bilden dann einen dichten Rasen, über dem sich unzählige Sumpffarrn (Aspidium Thelypteris), Münzen und Dotterblumen erheben.

Die hochstämmigen Erlen (Alnus glutinosa) sind gewöhnlich verkettet und umstrickt von den Gewinden des Hopfens und an mehr trockenen Stellen auch von Geschlingen des Weinstocks und der Waldrebe, wodurch dann die ganze Pflanzenformation einen höchst eigenthümlichen Ausdruck erhält.

Die Bevölkerung der Präsidentschaft Bombay und die Missionen.

Die Präsidentschaft Bombay hat eine Bevölkerung von 12,038,113 Seelen, die verschiedenen Sprachen und Glaubensverhältnissen angehört. Aber zu diesen 12 Millionen Einwohnern des britischen Gebietes müssen noch jene gerechnet werden, die in den Schutzstaaten Khairpore, Kalsch und Baroda wohnen, in den kleinen Staaten von Gudscherat, in Kattiwar, Kolapore, Sawant Wari; sodann die maharattischen Lehnsbezirke; ihre Bewohnerzahl beträgt noch 1½ Million.

Sie sind mit wenigen Ausnahmen Hindus, Mohammedaner oder Parsis. Mit der Bekehrung dieser 16,500,000 „Heiden" sind 40 christliche Missionäre beschäftigt, welche sieben verschiedenen protestantischen Kirchen angehören und in 26 Stationen über das Land vertheilt sind. Unterstützt werden sie von 11 eingebornen christlichen Priestern. Die ganze Zahl der eingebornen Christen beträgt gegenüber jenen 16 Mill. nur 2231. Die Missionäre haben 62 Knaben- und 32 Mädchenschulen errichtet und sind die Fortschritte, welche sie in der Bekehrung machen, nach ihren eigenen Berichten (im Church Missionary Intelligencer, dem wir hier folgen, 1864, Nr. 7.) sehr gering.

In Sindh leben nur 50 eingeborne Christen. Hier liegt die rasch und kräftig aufblühende Stadt Karratschi, in welcher die Vertreter der verschiedensten Nationen zusammentreffen, und die als großes Handelsemporium von Wichtigkeit ist. Die Stadt zählt jetzt 70,000 Einwohner, eine verhältnißmäßig geringe Zahl gegenüber den großen indischen Städten; wächst sie aber so fort, wie es bisher geschah, so wird sie in 10 Jahren 200,000 Einwohner haben. Die Eingebornen sind dort in ihren eigenen religiösen Verhältnissen sehr thätig. Die Mohammedaner, an deren Spitze ein dänischer Renegat steht, haben ihre alte Moschee wieder aufgebaut und eine sehr prachtvolle neue errichtet. Auch die Hindus sind thätiger denn je, feiern ihre religiösen Feste mit immer größerm Pompe und vermehren die Zahl ihrer Fakirs. Die Sikhs, welche große Proselytenmacher sind, vermehren sich täglich. Die Parsis haben eine sehr wichtige Stellung inne. Ihr zunehmender Reichthum erfüllt sie mit „weltlichen Bestrebungen"; „ihr Hauptgedanke ist, Geld zusammen zu scharren. Dann denken sie an Essen, Trinken, Spielen und allerhand weltliche Fröhlichkeit, ganz nach europäischer Art. Aber es gibt unter ihnen, das muß anerkannt werden, hochherzige Männer, welche die Armen bei jeder Gelegenheit unterstützen." Am rechten Ufer des Tayari liegt die größte Vorstadt Karratschis, welche hauptsächlich von Afrikanern und Brahmis, etwa 10,000 an der Zahl, bewohnt wird. Alle bekennen sich zum Islam, gehören den arbeitenden Klassen an und sind sehr roh und unwissend. Interessant erscheinen auch die tausende von Pilgern, welche alljährlich durch Karratschi ziehen, um das Heiligthum von Hinglaj zu besuchen. Ihr Rastplatz ist dicht bei dem Missionsplatze unter einem breiten Bananenbaume. Bengalen, Hindustaner, Maharatten, Leute aus Madras und Gudscherat treffen dort zusammen und lassen sich ruhig von den Missionären etwas vorpredigen, nehmen die Traktätchen an — und ziehen zu ihrem Hindu-Heiligthume weiter.

Das Territorium Gudscherat oder Gudscharashtra, das Land der Gudschars, nimmt einen Flächenraum von 41,000 englischen Geviertmeilen ein. Es zerfällt in zwei Theile: das Festland und die Halbinsel. Die Zahl der Einwohner schätzt man auf drei Millionen und darüber. Die Sprache dieses Landes ist weit über dessen Grenzen hinaus in den umliegenden Landschaften verbreitet; in Bombay selbst und an der Küste von Malabar wird sie viel gesprochen. Eine besondere Wichtigkeit erhält sie dadurch, daß sie als Handelssprache zwischen den westlichen und mittleren Theilen Indiens gilt. Im Ganzen kann man annehmen, daß etwa sechs Millionen Menschen sich des Gudscherati bedienen; aber die Leute, welche diese Sprache reden, gehören verschiedenen Rassen an.

Im Allgemeinen hält das Volk, was äußere Erscheinung, Charakter, Intelligenz und Wohlhabenheit betrifft, den Vergleich mit den meisten Bewohnern Indiens aus. Außer Hindus und Mohammedanern finden wir auch, wie schon bemerkt, tausende von Parsis in Gudscherat. Die Mohammedaner sind durchgängig ein unwissender und entarteter Theil der Bevölkerung. Wenn sie sich auch Monotheisten nennen, so sind sie doch in der That Polytheisten, da sie die höchste Verehrung ihren verstorbenen Heiligen zuwenden.

Fast alle Abarten des Hinduglaubens haben ihre Vertreter; oft entstehen neue Sekten und finden einen fruchtbaren Boden. Unter letzteren nehmen die Swami Narayen eine bedeutende Stellung ein. Als diese Sekte vor einiger Zeit auftauchte, glaubte Bischof Heber, daß sie für das Christenthum gewonnen werden könne; allein er fand sich bitter enttäuscht; die neue Sekte gehört gerade zu den bittersten Feinden des Christenthums und hält streng an den alten Kasteneinrichtungen.

Das Kastensystem selbst ist bei den Gudscheratis bis zum Aeußersten ausgebildet. Unter den Brahminen allein rechnet man 84 verschiedene Kasten, und diesen kommen die Banias, Kaufleute, in Bezug auf die Zahl der Kasten gleich oder übertreffen sie noch. Das übrige Volk ist in so viel Kasten und Unterabtheilungen getrennt, daß es einem Europäer völlig unmöglich wird, sich in diese verschiedenen Trennungen und Systeme zu finden. In einzelnen Fällen ist es erlaubt, daß diese verschiedenen Kasten zusammen essen und trinken; Mischheirathen dagegen sind streng untersagt.

Nirgends wird die Lehre von der absoluten Unverletzbarkeit

und Heiligkeit des Lebens höher gehalten, als in Gudscherat. Das Tödten der Thiere gilt für die größte Sünde, und schon deshalb blickt man mit Schrecken und Abscheu auf die Christen, welche Fleisch als Nahrungsmittel gestatten. Aber nicht unter allen Klassen der Bevölkerung herrscht diese Achtung vor dem Leben. Bei den Nadschputen z. B. ging der Kindermord in großer Ausdehnung im Schwange; bei einem Stamme derselben blieb kein weibliches Kind am Leben*), doch ist dieser scheußliche Gebrauch nun so ziemlich abgestellt, wenn auch, wie statistische Nachweise ergeben, die Zahl der Knaben jene der Mädchen noch weit überwiegt und somit gerechte Ursache zu der Annahme vorhanden ist, daß diese abscheuliche Sitte im Geheimen theilweise noch fortbesteht.

Gudscherat war früher auch mit allerlei Raubgesindel überschwemmt. Die Kathis auf der Halbinsel und die Kolis und Bhilis auf dem Festlande erhielten das Land in fortwährender Aufregung. Aber Dank der britischen Regierung, welche hier mit kräftiger Hand einschritt, ist diese Plage ausgerottet worden; die wilden Stämme wurden zur Ruhe gebracht, und man kann jetzt das Land vollkommen sicher bereisen.

Dieser Theil Ostindiens ist so fruchtbar, daß er in dieser Beziehung kaum von einem andern Lande übertroffen werden dürfte, und mit Recht hat man ihn daher den Garten von Indien genannt. Doch steht der Landbau noch auf einer sehr niedrigen Stufe, und die Geräthe, welche man benutzt, sind von der rohesten Art. Viele Gegenden sind mit herrlichen Waldungen bestanden und die einzelnen Bäume so schön und prächtig gewachsen, daß man zuweilen sich in einen alten englischen Park versetzt glaubt. Baumwolle wird jetzt viel gebaut, und der Anbau derselben nimmt in Folge des amerikanischen Krieges von Jahr zu Jahr zu. Die Ausfuhr ist nicht unbedeutend, und die Grundbesitzer gewinnen reichlich.

Bei allen diesen Vorzügen leidet Gudscherat aber viel von dem höchst ungesunden Klima, welches den Europäer leicht fortrafft. Das Gudscheratfieber ist als ein böser Gast an der ganzen Westküste verschrien. Auf die heißen Sommer folgt aber eine angenehme, kühle Winterzeit.

Eisenbahnen und Pferdebahnen durchziehen schon große Strecken des Landes und erleichtern den Absatz von Bodenerzeugnissen. Die Bahn von Surat nach Ahmedabad ward im laufenden Jahre eröffnet, und die von Surat nach Bombay ist im Bau begriffen. Dabei tritt uns ein höchst merkwürdiger für die Verhältnisse des Landes nicht zu unterschätzender Umstand entgegen: die Eisenbahn kennt keine Kastenunterschiede; und so sieht man denn hier Leute der verschiedensten Klassen zusammen sitzen, die bei anderen Gelegenheiten sich, wie etwas Unreines, fliehen. Die Bequemlichkeit und Schnelligkeit des Reisens vermittelst Eisenbahnen überwiegt alle religiösen Vorurtheile. Eigenthümlich ist die Art und Weise, wie viele Hindus den wunderbaren Dampfmaschinen ihre Verehrung bezeugen. Sie stellen sich in anbetender Stellung vor denselben auf und bringen der mächtigen Gottheit Kokosnüsse als Opfergabe dar.

*) Vergl. Globus IV, 178, über den Kindermord in Suradah in Ostindien.

Neue Bücher.

Die preußische Expedition nach Ostasien von Gustav Spieß. Zweite Abtheilung. Berlin und Leipzig. O. Spamer. 1864.

Wir haben die erste Abtheilung dieser Schrift bereits früher im Globus besprochen und können das damals gefällte Urtheil auch auf diese zweite Hälfte beziehen. Der Schmuck der meist gut gearbeiteten Holzschnitte, ein Vorzug des Spieß'schen Werkes vor den anderen über die gleiche Expedition erschienenen, ist in diesem Theile fast noch reicher als in dem ersten, und möchte dadurch auch das etwas späte Erscheinen zu Genüge erklärt sein. Herr Spieß behandelt in der zweiten Abtheilung zunächst China, gibt die neuesten Nachrichten über die Taipings, Peking und die wichtigen Hafenorte Hongkong, Kanton und Makao; dann wendet er sich mit der Expedition nach Bangkok, beschreibt den siamesischen Hof und schließt den eigentlichen Theil der Reise mit Java und Bombay. Das Werk mag zur Vervollständigung auch denen noch empfohlen sein, welche bereits die anderen Werke über die preußische Expedition besitzen.

Bavaria. Landes- und Volkskunde des Königreichs Bayern. Dritter Band. Erste Abtheilung. München. Literarisch-artistische Anstalt der Cotta'schen Buchhandlung. 1864.

Mit dem Tode des Königs Maximilian II. von Bayern ist dieses ausgezeichnete Werk keineswegs ins Stocken gerathen, wenn auch der edle Fürst, auf dessen Veranlassung es erscheint, bereits seine Augen geschlossen hat. Der vorliegende Band behandelt in gleich ausführlicher Weise wie die vorigen Ober- und Mittelfranken; namentlich sind die trefflichen Abhandlungen über die Mundart der drei Franken, das Kapitel über Volkssitte und Volkssage hervorzuheben. Wir werden auf diesen reichhaltigen Band der Bavaria näher eingehen.

Atlas zur Industrie und Handelsgeographie. Mit erläuterndem Texte von Dr. V. F. Klun und Dr. H. Lange. Zweite Lieferung. Leipzig. Hoffmann. 1864.

Die zweite Lieferung, welche sich der ersten, von uns bereits früher besprochenen, ebenbürtig anreiht, behandelt die skandinavischen Länder und britischen Inseln. In Bezug auf Dänemark ist noch die alte Eintheilung und der alte Umfang beibehalten worden, der durch die neuesten politischen Vorgänge bedeutend verändert worden ist. Großbritannien mit Irland nimmt den größten Theil des beigegebenen Textes ein, und wir können dabei hervorheben, daß alle mitgetheilten statistischen Daten ꝛc. auf den neuesten Ermittelungen beruhen. Auf der Karte Großbritanniens ist das bedeutende Industriegebiet um Manchester, Leeds und Sheffield durch eine Nebenkarte im vergrößerten Maßstabe angegeben. Die ziemlich bedeutende Baumwollenindustrie am obern Clyde, in der Gegend von Lanarck, ist auf der Karte nicht eingetragen.

Oesterreichische Revue. Zweiter Jahrgang. Bd. 2 bis 5. Wien. Gerolds Sohn. 1864.

Diese gediegene, von uns bereits mehrfach erwähnte Zeitschrift fährt fort, in ihren Spalten schätzbare Beiträge zur Länder- und Völkerkunde Oesterreichs mitzutheilen. In den angezeigten Bänden finden wir von hier einschlagenden Arbeiten: Eine Fortsetzung der sehr eingehenden Studien über das Adriatische Meer von Dr. J. R. Lorenz, welche eine Charakteristik des istro-dalmatinischen Archipels bringt. Studien über die oberen Grenzen der Holzpflanzen in den österreichischen Alpen von Prof. Dr. A. Kerner mit einer großen Anzahl hypsometrischer Angaben zur Feststellung der Pflanzengrenzen. Prof. Dr. Karl Zittel schildert die Morlackei in Dalmatien und ihre Bewohner. Einen tiefen Einblick in die Verhältnisse Ungarns und die Beziehungen der verschiedenen Nationalitäten, die dort auf einander treffen, geben uns die deutschen Städtebilder aus Oberungarn von Dr. F. A. Lehner, der in höchst anschaulicher Weise die Zips schildert. Ueber die Eintheilung der Ostalpen handelt der k. k. Oberstlieutenant C. von Sonklar und zeigt hierbei wieder, wie sehr er in den Alpen zu Hause ist. Die Gotschever in Krain, welche in der letzten Zeit vielfach besprochen wurden (so von Elze), haben wieder an P. v. Radics einen eingehenden Schilderer gefunden, der im Auftrage des Fürsten Carlos von Auersperg das diesem gehörige Ländchen bereiste. Ueber die Seen der Alpen finden wir eine Fortsetzung der Aufsätze von Prof. Simony, und Dr. A. v. Domin Petrushevecz gibt uns lebhaft gehaltene Reisebriefe aus Kroatien.

Der große norddeutsche Kanal zwischen Ostsee und Nordsee. Eine Zusammenstellung der verschiedenen Kanalprojekte. Kiel. Schwers' Buchhandlung 1864.

Die Literatur über das wichtige Kanalunternehmen, das, so hoffen wir, endlich seiner Verwirklichung entgegen geht, ist im Steigen begriffen, und fast allmonatlich erscheinen neue dahineinschlagende Schriften. Die angezeigte Broschüre geht rein vom nationalen Standpunkte aus, mit Berücksichtigung der Handels- und militärischen Interessen, und läßt alle lokalen Ansprüche, die in letzter Zeit sich wohl hier und da geltend gemacht haben, bei Seite. Die Zusammenstellung der verschiedenen Kanalprojekte ist in so klarer und anschaulicher Weise gegeben, das Für und Wider bei denselben so eingehend und gewissenhaft abgewogen, daß sich jeder Leser sein Urtheil selber bilden kann. Die in Vorschlag gekommenen Linien sind: 1) von Husum nach Eckernförde, welche den Vorzug großer Kürze hat, an der Westküste jedoch nördlich der Elbmündung in Watten mündet. 2) Kiel-Tönning, wobei gleichfalls die Unbrauchbarkeit der westlichen Mündung hervortritt. 3) Kiel-Rendsburg-Brunsbüttel, eine Linie, die gegenüber den zwei folgenden als unvortheilhaft aufgelassen wurde. 4) Eckernförde-Büttel, von den Gebrüdern Christensen projektirt und im Jahre 1848 auf 11½ Millionen Thaler berechnet. Die früheren Dimensionen sind aber jetzt nicht mehr maßgebend, die Kosten würden sich bedeutend höher stellen und die Westmündung, welche wieder in das Gebiet der Watten fällt, wird für fortifikatorische Anlagen unbrauchbar sein. 5) Brunsbüttel-Kiel, welches von den nördlichen Kanalprojekten als das vorzüglichste empfohlen wird. 6) Störmündung-Kiel unterscheidet sich von der vorigen nur durch die andere innere Richtung. 7) Alster-Trave. Dieser ältere Vorschlag ist nicht mehr in Betracht zu ziehen, weil das Fahrwasser der Elbe oberhalb Glückstadt für die große Schifffahrt unbrauchbar ist. 8) Brunsbüttel-Haffkrug mit vielen technischen Schwierigkeiten. 9) Störort-Hemmelsdorfer See. Dieser See an der Ostküste würde in einen Hafen umgeschaffen werden können, welcher dem kieler an Vortrefflichkeit nichts nachgibt, und hat den Vorzug vor letzterm, daß er am lübischen Fahrwasser liegt. — Dem Projekt Kiel-Brunsbüttel wird schließlich von dem Verfasser der Vorzug eingeräumt. Eine sehr übersichtliche Karte mit Profilen, Plan des kieler Hafens ꝛc. erläutert die verschiedenen Kanallinien.

Aus allen Erdtheilen.

Die deutsche Colonie Brusque in der brasilianischen Provinz St. Catharina. Ueber dieselbe meldet die „Porto Alegre deutsche Zeitung" vom 10. August 1864 Folgendes: Die Colonie ward am 18. Juni 1860 durch ein kaiserliches Aviso gegründet. Das Gesammtgebiet beträgt 43 Millionen Quadratbrassen, von denen bis Ende 1863 beinahe eine Million kultivirt und weitere 216,000 entholzt waren. Die Bevölkerung zählt gegenwärtig 938 Personen, sämmtlich Deutsche, und zwar 659 Katholiken und 279 Protestanten. In der Colonie sind 146 Palmitenhäuser und 72 gezimmerte. Geboren wurden 1863: 59 Personen; es starben nur 13. Der Ort der Ansiedlung ist gesund, und die meisten Handwerke werden bereits betrieben. Die Ernte des verflossenen Jahres bestand aus Tabak, Zucker, Branntwein, Mandiokmehl, Mais, Bohnen, Reis. Der Boden ist eben und fast steinlos; seine Fruchtbarkeit läßt nichts zu wünschen übrig. Mühlen, Bierbrauereien (in denen etwa 5000 Flaschen Bier jährlich erzeugt werden), Gasthäuser und Kaufläden sind zu Genüge vorhanden. Die Ausfuhr beschränkte sich auf 312 Arroben Tabak und 48,000 Stück Cigarren. Eingeführt wurden Nahrungsmittel, Schnittwaaren und Eisenzeug. Eine Kirche gibt es noch nicht; doch haben sich die Colonisten vier katholische und eine protestantische Kapelle aus Palmiten erbaut. Das beste Haus der Colonie ist das Schulhaus. Außerdem gibt es noch fünf Sonntagsschulen, deren jede von etwa 30 bis 50 Kindern besucht wird. Die Colonisten haben viel von den Wilden zu leiden, so daß die Präsidentur Soldaten zu ihrem Schutze aufstellen mußte. Die Landwege der Colonie sind gut angelegt, doch fehlt eine Hauptverbindungsstraße noch gänzlich, da nur ein schlechter Waldweg nach Itajahy führt, der außerdem von Ueberschwemmungen zu leiden hat, die auch der Colonie selbst großen Schaden verursachten.

Weinbau in Canada. Die Anpflanzung der Weinrebe nimmt in Amerika immer mehr zu, allein mit Ausnahme der californischen Weine, die den portugiesischen ähneln, hat man noch nicht viel Gutes erzielt. In Canada nimmt man sich, wie der Toronto Leader schreibt, jetzt der Weinkultur sehr an und hat auch bereits leidliche Erfolge aufzuweisen. Schon im Jahre 1859 wandte man sich um Unterstützung für die Sache an die Colonialregierung unter Hinweisung auf das Klima Canada's, wo ein kurzer heißer Sommer herrscht und die Früchte schnell reifen. Man pflanzte sowohl wilden einheimischen Wein als auch feine europäische Reben in Ober- und Untercanada, und der daraus gekelterte Wein hatte den Geschmack des gewöhnlichen französischen.

Einnahmen und Ausgaben der Staaten Mittel- und Südamerika's. Wir finden darüber in einer pariser Zeitschrift folgende Zusammenstellung von L. F. Clavairoz:

		Einnahmen Francs	Ausgaben Francs
Brasilien . . .	1861	134,081,055	139,524,400
Bolivia	1857	9,880,000	8,695,000
Chile	1859	31,412,740	40,812,775
Costa Rica . . .	—	5,000,000	5,000,000
Guatemala . . .	—	6,417,070	6,361,400
Honduras . . .	—	1,250,000	1,250,000
Nicaragua . . .	1857	610,000	610,000
San Salvador .	1859	3,529,795	3,245,770
Ecuador	1858	4,958,750	5,000,000
Neu Granada . .	1859	9,698,311	9,698,311
Venezuela . . .	1856	20,525,275	20,525,275
Argentina . . .	1859	37,500,000	37,500,000
Paraguay . . .	1860	12,441,323	12,000,000
Uruguay	1859	17,899,010	17,899,010
Haïti	—	8,612,500	4,862,860
Mexico	1856	42,500,000	42,500,000
Peru	1859	105,464,550	101,938,780

Haïti hat doppelt so viel Einnahmen als Ausgaben. Warum? Clavairoz fragte dort einen Neger, weshalb man das Geld nicht nützlich verwende, und erhielt zur Antwort: „Wozu? Der liebe Gott hat für uns Bananen wachsen lassen, und Schatten finden wir unter den Palmen!"

Australische Nachrichten. In Adelaide, Südaustralien, sind am 8. Juli 1864 Nachrichten aus dem Norddistrikte eingegangen. Ein großer Süßwasserfluß ist entdeckt worden, welcher sich in den Eyre-See ergießt und an seiner Mündung 200 Ellen breit ist. Die dortigen Eingebornen sagten, die Quelle dieses Flusses befinde sich auf einem hohen Gebirge und von der Mündung weit entfernt. In Adelaide wird eine Expedition ausgerüstet, um den Fluß bis zu seiner Quelle zu verfolgen.

Die „Tanunda deutsche Zeitung" gibt die jetzt in Südaustralien mit Wein bepflanzte Ackerzahl auf 5779 an; die Summe der tragenden Weinstöcke war 3,848,016 und 3,316,484 noch nicht tragende Stöcke. Es wurden 606,365 Gallonen Wein und außerdem 31,359 Centner Trauben erzeugt. Der Fortschritt der Weinkultur in Südaustralien ist großartig und namentlich dem Fleiße der Deutschen zu verdanken.

In der Kolonie Queensland wurde, wie die melbourner „Germania" vom 21. Juli 1864 meldet, der erste Zucker zu Cleveland bei Brisbane geerntet. Der Zucker ist zwar ziemlich dunkelbraun, jedoch von großer Süßigkeit und ein ermuthigendes Resultat als erster Versuch, das Zuckerrohr in Queensland anzubauen.

Prof. Phillips über das Alter des Menschengeschlechts. Die Frage über das Alter des Menschengeschlechts und unsres Erdballs kam auch wieder in der letzten britisch Association in Bath zur Sprache. Der bekannte Geologe Prof. Phillips erörterte dieselbe. Sind wir denn sicher, fragte er, daß die Periode des Auftretens von Menschen auf der Erde später als in die Zeit fällt, in der die Höhlenbären und Rhinocerosse lebten, oder blieben die Hyänen und Nilpferde in Europa bis in die neueste Zeit Bewohner unserer Gegenden, oder war endlich der Mensch schon früher auf der Erde als unsere historischen und überkommenen Meinungen uns zu denken erlauben? Im Allgemeinen ist man jetzt der Ansicht, daß, wenn bemerkenswerthe Veränderungen an alten Pflanzen- und Thiertypen vorkommen, diese eine sehr lange Zeit zu den Umwandlungen bedurften. Wenn während der paar tausend Jahre, in welche unsre Erfahrung zurückreicht, keine wesentlichen Veränderungen bei unseren wilden Thieren und Pflanzen, Getreidearten und Hausthieren vorkommen, so liegt es auf der Hand, daß diese überhaupt nicht durch Ursachen, wie sie heutzutage wirken, bewerkstelligt werden können. Die Zeit der Existenz des Menschen bildet in der ungeheuern Reihe von Jahren, seit unser Erdball vorhanden ist, nur eine kurze Episode; doch in all' den Jahrtausenden wirkten stets dieselben Kräfte auf dieselben Materien; dieselben Gesetze wie heute herrschten bei organischen und unorganischen Körpern und zeigten den Planeten ihre Bahn um die Sonne. Die geologischen Erscheinungen, wie das Emporsteigen der Gebirge, das Absetzen der Flötzformationen und der ewige Wechsel in den Lebensformen bedürfen ungeheure Zeiträume, die nach gewissen Bedingungen berechnet werden können. Aber die Endergebnisse dieser Berechnungen weichen sehr von einander ab. Prof. Thomson, ein tüchtiger Physiker und Mathematiker, nimmt nach seinen Calculationen an, daß 98 Millionen Jahre nothwendig waren, um die Erde vom schmelzenden Zustande durch allmälige Abkühlung in den der Erstarrung überzuführen. Dagegen berechnet Prof. Haughton 1,018 Millionen Jahre als die Zeit, welche nöthig war, um die Erde von 100° C. bis zu 50° abzukühlen., bei welcher Temperatur das Wasser bereits lebenden Wesen zum Aufenthalte dienen konnte, und fernere 1,280 Millionen Jahre waren nach demselben nöthig, um die Abkühlung von 50° C. bis zu 25° C. zu bewirken, welche Temperatur man als die der Eocen-Epoche annimmt. Die größte Schwierigkeit aber zur Bestimmung des Alters entschwundener Perioden zeigte sich in Bezug auf die känozoische Periode der Fluß- und Seeanschwemmungen, in welche die Entstehung des Menschengeschlechtes fällt, weil gerade hier so viele verschiedenartige Faktoren zusammenwirkten, daß die Ergebnisse höchst zweifelhaft werden.

Alterthümerfund in südrussischen Kurganen. Zu dem von uns nach der „Rigaischen Zeitung" Globus VI, 320 erwähnten Alterthümerfund gibt das genannte Blatt in Nr. 192 noch einige Nachträge. Zwei Archäologen, die Herren von Thiesenhausen und Wolski, untersuchten den fraglichen Hügel bei Nowotscherkask. Sie fanden einige Fuß tiefer ein Grab, das aber leider nur einige wenige Knochen enthielt und schon in ältester Zeit beraubt zu sein scheint. Von diesem Hügel führt in südwestlicher Richtung eine niedrige, flache Hügelkette weiter. Der größte derselben, etwa ¼ Werst vom erstern entfernt, wurde nun der Nachgrabung unterzogen, und gleich bei der Durchgrabung dieses Hügels fand man obenan, mit Erde bedeckt, drei Steinfiguren. Die erste, mit Harnisch und spitz zulaufendem Helme, stellt eine männliche Gestalt vor; die zweite, eine weibliche, ist ohne besondere Verzierung; beide Figuren sind aus weicher Steinart und in Gestalt und Form ganz abweichend von allen übrigen bereits vorhandenen, die dritte ist aber gänzlich zerbrochen und weiter nicht kenntlich. Unzweifelhaft sind dieselben im Verlaufe der Zeit umgefallen und allmälig versunken. Diesen Anzeichen gemäß ließ sich demnach voraussetzen, daß hier ein sogenanntes Königsgrab vorhanden sein müsse, und diese Voraussetzung bewährte sich theilweise dadurch, daß gestern Nachmittag (23. Juli) zwei andere Gräber, etwa 20 Fuß von einander, entdeckt wurden. Auf den entgegengesetzten Seiten sind ebenfalls zwei Gräber bemerklich, so daß sich annehmen läßt, daß diese letzteren die Gräber mitbegrabener Sklaven sind, das Ruheplätzchen des Häuptlings selbst aber sich im Centrum befindet. Das erste der entdeckten Gräber enthielt in einem sehr kleinen Raume die Ueberreste menschlicher Gebeine; doch scheint der Begrabene vorher einer besondern Procedur unterzogen zu sein: die Hände waren über der Brust gekreuzt und die Beine so zurückgebogen, daß die Füße zu beiden Seiten des Kopfes standen. Der obere Theil des Schädels, und zwar von den Augenhöhlen an, sowie die übrigen Gebeine sind so ziemlich erhalten. Außer daß unmittelbar an der rechten Seite des Kopfes sich ein kleines zerbrochenes irdenes Geschirr (Töpfchen) befand, war sonst nichts zu ermitteln. Das zweite Grab dagegen enthielt gänzlich verweste menschliche Knochen in der gewöhnlichen Lage; der Schädel brach bei der geringsten Berührung; doch wurde derselbe, so viel als möglich, behutsam der Erde entnommen, so daß der größte (ebenfalls der obere) Theil desselben der wissenschaftlichen Beurtheilung übergeben werden kann. Auch hier war in naher Gegend des Kopfes ein größeres, gleichfalls zerbrochenes thönernes Töpfchen befindlich. Ein paar Perlen aus Thon und eine kleine Muschel, die wahrscheinlich zum Schmucke gedient haben, sowie die zartere Gestalt und Form des Schädels ließen folgern, daß hier ein weibliches Wesen begraben sein könne. Am 24. Juli fand man in einem der bezeichneten Gräber einen Schädel, der ein wenig besser als die früheren erhalten war; in der diesem entgegengesetzten Gruft waren einige Ueberreste eines Pferdekopfes befindlich. Anstatt in der Mitte wurde seitwärts ein größeres Grab bemerklich, welches nach vorgenommener Untersuchung tiefer als alle übrigen befunden wurde und außer einigen Thonscherben und Knochenspuren nichts weiter enthielt.

Einfluß der Rotation der Erde auf den Lauf und die Uferbildung der Flüsse. Diesen interessanten vor den Akademien zu Brüssel und Paris bereits mehrfach behandelten Gegenstand machte der auf dem Gebiete der Erdkunde unermüdlich thätige Prof. Dr. V. Klun zu Wien zum Vorwurfe einer gelehrten Arbeit, die im VI. Jahrgange (1863) der Mittheilungen der k. k. geographischen Gesellschaft abgedruckt ist. Durch viele Beispiele gelangt Prof. Klun zu dem Schlusse: je gerader der Lauf eines Flusses, je größer seine Wassermasse, je stärker seine Strömung ist, je mehr sie sich der Richtung des Meridians nähert, je zerstörbarer endlich der Boden ist, desto entschiedener tritt als allgemeines Gesetz der Uferbildung hervor, daß auf der nördlichen Hemisphäre das rechte, auf der südlichen das linke Ufer das steilere, unterworfene, angegriffene, das entgegengesetzte aber das überschwemmte ist. Als besondere Ergebnisse können noch hingestellt werden:

1) Daß bei Krümmungen eines Flusses das Wasser an der convexen Seite der Krümmung stärker fließt und das einschließende Ufer angreift, wodurch dies abschüssiger wird, d. h. an den Windungen der Flüsse ist das ausgeschweifte Ufer das angegriffene und steilere; das vorspringende aber das abgeflachte und niedere.

2) Krümmungen der Flüsse sind Hemmnisse, welche das allgemeine Gesetz für die Uferbildung modificiren.

3) In Erosionsthälern mit den größeren Windungen, welche sich gegen die Mündung zu allmälig verlieren, tritt jedoch der Druck nach rechts viel auffälliger hervor, und das für Krümmungen aufgestellte Gesetz wird dahin abgeändert, daß das allgemeine Gesetz für die Uferbildung wieder stärker hervortritt.

4) Bei Wasserfällen und Stromschnellen scheint ebenfalls das rechte Ufer mehr angegriffen zu sein, als das linke.

5) Selbst bei Meerengen (wie bei Kertsch und bei Konstantinopel) ist häufig ein rechtes abgerissenes und ein linkes verflachtes Ufer bemerkbar.

6) Bei Theilungen eines mehr oder weniger nach dem Meridian verlaufenden Flusses behalten innerhalb des Mündungsdelta die nach rechts abgehenden Arme andauernd eine stärkere Strömung, als die linken.

Die k.k. österreichische geographische Gesellschaft zu Wien, welche 1856 gegründet wurde, zählt jetzt etwa 440 Mitglieder, darunter Männer von bedeutendem Rufe. Von den „Mittheilungen" sind bereits sechs Jahrgänge veröffentlicht, deren Durchsicht den besten Ueberblick über die Thätigkeit der Gesellschaft gewährt. Mehr als zwei Dritttheile der Abhandlungen behandeln Vaterländisches und ein Dritttheil außerösterreichische Gebiete. An der Expedition der k. k. Fregatte Novara nahm die Gesellschaft durch Entwürfe von Instruktionen Theil, förderte auch wichtige andere Reiseunternehmungen: Dr. Kotschy ging nach Cilicien, dem Taurus u. s. w., Dr. Friesach nach Amerika und Tahiti. Die Bibliothek besteht gegenwärtig aus nahezu 2000 verschiedenen Werken mit fast 6000 Bänden und 500 Kartenwerken.

Die Lungauer im Salzburgischen. Ueber dieses in vieler Beziehung eigenthümliche Völkchen finden wir in den „Mittheilungen des österreichischen Alpenvereines" Bd. II. (Wien 1864) eine eingehende Beschreibung von Dr. Wallmann. Lungau bildet den südöstlichsten Theil Salzburgs, der durch hohe Gebirgskämme von der übrigen Welt fast abgeschlossen und nur durch zwei schmale Schluchten gegen Steiermark zugänglich ist. Die ersten Einwohner des Gaues waren Taurisker, welche durch die Römer unterjocht wurden; Römersteine, Meilenzeiger, Grabsteine u. dgl. haben sich als Ueberreste aus jener Zeit erhalten. Zur Zeit der Völkerwanderung drangen Slaven verheerend ins Lungau ein und vermischten sich mit den Deutschen, die allmälig wieder die Oberhand gewannen. Noch heute findet man bei vielen Einwohnern slavischen Rassentypus. Slavisch sind die Ortsnamen: Gurpitschek, Lasaberg, Leisnitzbach, Lignitzwinkel, Mischlitz, Husa, Krabob, Grappitz u. s. w. — Die Lungauer beiderlei Geschlechts erfreuen sich eines kräftigen, dauerhaften Körperbaues; doch gibt es in manchen Gegenden auch Cretinen, Fexen. Der Name Drutsch oder Dost gilt für männliche und Dumper für weibliche Cretinen. Eine eigene Klasse bilden im Lungau die Schweineschneider, deren es 300 gibt, welche im Frühjahre ihren Gau verlassen und bis Preußen und an die türkische Grenze reisen, um ihre einträgliche Kunst zu betreiben. Im Durchschnitt ist der Bauer wohlhabend, die Kleinhäusler dagegen — Geuschler — zeigen in ihren Häusern große Armuth; denn sie bewohnen noch, wie die alten Slaven in der Regel, aus wenig behauenen Bäumen gezimmerte, altersschwarze, rußige Hütten oder Geuschen, mit kleinen Oeffnungen statt der Fenster und mit niedrigen, finsteren, rauchigen Stuben. Die Unreinlichkeit ist sehr arg. Erwähnenswerth erscheint die Thatsache, daß es im Lungau noch gebräuchlich ist, Wäsche und Kleider mit Urin zu waschen, welcher in einem Gefäße — Waikfrente — gesammelt wird; man will so die Seife ersparen!! Die Kost des Lungauers ist gleichfalls nicht sehr einladend. Das Brot besteht häufig nur aus Gerstenmehl, mit Bohnenmehl und Kleie untermengt, und ist zu einem unförmigen Klumpen gebacken. Sehr beliebt sind auch Fettsäuren. Man läßt verschiedene Fleischsorten so lange stehen, bis sie in die Fettsäurebildung übergehen, und formt dann Kugeln daraus. Die Zubereitungsweise ist außerdem sehr unreinlich. Was die Kleidung betrifft, so liegt die allgemein in den österreichischen Alpen getragene mit einigen Abänderungen und Besonderheiten zu Grunde.

Volksschulunterricht in Leipzig. Wie sehr der Schulunterricht in Deutschland zugenommen hat, läßt sich an dem Beispiele der Stadt Leipzig deutlich erkennen. Im Jahre 1831 zählte Leipzig bei 43,000 Einwohnern 8 öffentliche Schulen mit 108 Lehrern und 3576 Schülern, sowie 16 Privatschulen mit 83 Lehrern und 1477 Schülern. Im Jahre 1864 gibt es in dieser Stadt bei 80,000 Einwohnern 14 öffentliche Schulen mit 307 Lehrern und 10,414 Schülern, sowie 11 Privatschulen mit 160 Lehrern und 913 Schülern. Im Jahre 1831 besuchten sonach 11,7 Procent der Einwohnerschaft die Schule, im gegenwärtigen Jahre 14,2 Procent.

Zahl der Fremden in England. Nach dem letzten Census lebten in England und Wales 84,090 Fremde oder auf je 100 Engländer 0,041 Fremder. Gegenüber den vielen Fremden, die in Frankreich, Deutschland und den Vereinigten Staaten leben, ist diese Zahl klein zu nennen, denn die statistischen Berichte geben auf 37 Millionen Franzosen über eine halbe Million Fremde an, und in den Vereinigten Staaten leben auf 27,489,461 gar 4,136,175 Fremde. Unter den 84,090 Fremden Englands waren 73,500 Europäer, 9500 Armenier, 500 Afrikaner und 500 Asiaten und verschiedenen Ländern Angehörige. Unter den Europäern nehmen die Deutschen mit 30,000 den ersten Platz ein, 13,000 sind Franzosen, 5500 Niederländer, 4500 Italiener, 7500 Skandinavier, 5000 Russen und Polen, 2000 Spanier u. s. w. Die Hälfte aller dieser Fremden lebt in London.

Bereicherung des zoologischen Gartens in Paris. König Mongkut von Siam hat dem Kaiser der Franzosen eine ganze Ladung von Sämereien, Pflanzen und seltenen Thieren zum Geschenk gemacht. Unter den letzteren befindet sich ein tibetanischer Bär, ein Affe aus Cambodscha, der bisher nie in Europa gesehen worden ist, ein mongolischer Fasan mit ganz prachtvollem Gefieder; ein winzig kleines Reh aus Pegu; ein prächtiger Tiger aus Malakka; ein ungemein großer und äußerst wilder, ganz schwarzer Panther aus Siam; ein Fasan aus Barma; ein paar Haubentauben, die mehr brüten als irgend eine andere Taubenart, und die man in Europa einzugewöhnen hofft, und eine schwarze Wasserschlange, deren Biß epileptische Anfälle nach sich zieht. Dazu kommen noch zwei Rennbüffel aus Siam; in diesem Lande richtet man die Büffel zum Wettrennen ab, wie bei uns die Pferde.

Bevölkerung der Stadt Algier. Diese „Hauptstadt des französischen Afrika's" hatte am 1. Juli 1863 eine Einwohnerzahl von 58,059 Seelen. Davon kamen auf die eigentliche Stadt 47,710; auf Agha und Mustapha 5186, El Biar 1678, Budsareah 1581; Pointe Pescade 585; St. Eugene 817; Cité Bugeaud oder Vorstadt Bab el Ued 502 Köpfe. Von der Gesammtzahl sind 39,356 Europäer und 18,703 Eingeborne, und diese wieder zur Hälfte Juden. Die alten mohammedanischen Besitzer der Stadt bilden nur noch ein Sechstel der Bevölkerung.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Heinrich Mouhot's Wanderung nach Korat und nach Luang Phraban am Mekong im Lande der Laos.*)

Die Reise nach Korat. — Petschabune. — Die siamesische Zufluchtscitadelle Khao Khok. — Besoldung der Mandarinen. — Die Gefahren im Walde des Feuerkönigs und die Pforten der Hölle. — Abenteuer mit einem Leoparden. — Aufenthalt in Tschaiapun. — Stämme der Kariens. — Korat als Mittelpunkt für den Handel; die Chinesen. — Das östliche Laos. — Ruinen von Pan Brang. — In Pukiean. — Der Elephant als Transportthier in dem Ocean von Waldgebirgen. — Die Laos mit schwarzem und mit weißem Bauche. — In Lenye. — Geographische Notizen über die Ströme. — Handelsverbindungen. — In Thodua und Luang Phraban. — Die wilden Laos. — Empfang bei den Königen. — Bemerkungen über das Volk. — Reise nach Norden bis Nale. — Rhinocerosjagd. — Tod des Reisenden.

Wir folgen heute dem kühnen Reisenden bis weit ins Innere der hinterindischen Halbinsel hinein, in Gegenden, welche vor ihm keines Europäers Fuß betreten, und über welche wir erst durch ihn manche werthvolle Kunde erhalten haben.

Wir haben früher erzählt, daß Mouhot nach seiner Erforschung der Prachtruinen von Ongkor in Cambodscha nach Bangkok in Siam zurückging. Im Oktober 1860 trat er von der alten siamesischen Hauptstadt aus eine neue Reise nach Nordosten an, zunächst um Korat zu besuchen, einen kleinen Staat, dessen Herrscher von Siam abhängig ist. Am 22. Oktober befand er sich zu Soahaïe, welches den Ausgangspunkt für die nach Korat ziehenden Karawanen bildet, und wurde von dem dortigen Obermandarin sehr gut aufgenommen. Die Provinzen Saraburi, Boatinm und Petschabune, also das Land von Süden her bis etwa zum 17° n. Br., haben überwiegend siamesische Bevölkerung und werden auch von siamesischen Mandarinen verwaltet; das eigentliche Laos beginnt erst bei Lom, welches etwa nördlich vom 17° n. Br. liegt. Petschabune ist durch seinen vortrefflichen Tabak berühmt.

Hütte in Laos. (Nach einer Zeichnung von Sabatier.)

In Soahaïe erhielt Mouhot vom Gouverneur eine Barke, die ihn nach Khao Khok bringen sollte. Dies war ein erst vor wenigen Jahren gegründeter Ort, bei welchem die Könige von Siam eine Festung anzulegen gedachten; diese sollte ihnen zum Schutze dienen, wenn es einmal den zudringlichen Europäern einfallen würde, gegen sie in ähnlicher Weise zu verfahren, wie gegen die Herrscher von Barma, Annam, China und Japan. Zum Dank dafür bekam der Mandarin eine Brille, eine Flasche mit kölnischem Wasser, eine andere mit Cognac und noch ein paar andere Kleinigkeiten. Wir wollen hier bemerken, daß die siamesischen Beamten schlecht bezahlt sind und ihr Gehalt alljährlich nur einmal erhalten. Prinzen u. Minister bekommen jeder 20 Gewichtspfund Silber, also etwa 7000 Francs; Mandarinen von der ersten bis zur dritten Klasse 3600 bis zu 500, und jene der vierten und fünften Klasse von 360 bis 180 Francs herab. Unterbeamte müssen sich mit 120, ja mit 50 Francs begnügen; Soldaten, Trabanten, Aerzte ꝛc. mit 30 bis 36 Francs. Unter solchen Verhältnissen müssen Nebenverdienste das Beste thun.

Während der Fahrt stromaus nach Khao Khok fiel an jedem Nachmittag ein starker Platzregen, und Mouhot besorgte, das Fieber zu bekommen, welches in der Regenzeit lebensgefährlich ist, namentlich in der ganzen Region des Dony Phya Phaie, d. h. in des Feuerkönigs Walde. Eine zwölftägige Fahrt in einer engen mit Gepäck überladenen Barke war höchst angreifend, die Luft feucht, ungesund und äußerst schwer; während es Einem inwendig fröstelt, brennt der Kopf und der Schweiß rieselt am Leib herab. Endlich kam Khao Khok in Sicht, ein armseliger Ort, in einer schlecht ausgewählten Lage, der nicht einmal eine Anlände

*) Siehe Mouhot's Besuch in Bangkok, Bd. V, S. 193, 225 ff., seine Wanderungen in Siam, Cambodscha und Laos, Bd. VI, S. 65, 225 u. 257 ff.

hat. Der Kern der Bevölkerung für diese zukünftige Citadelle, oder das Bollwerk des siamesischen Reiches, bestand aus acht Laosfamilien, friedlichen Landleuten, die in Hütten wohnten. Mouhot fand nicht einmal ein Unterkommen und mußte sich selber ein Obdach aus Bambuszweigen herrichten. Fast alle Dorfbewohner waren leidend und verlangten von dem Europäer Mittel gegen Dysenterie, Fieber und Rheumatismus. Aussatz kam nicht vor, aber die Kinder waren über alle Beschreibung unsauber und buchstäblich mit einer so dicken Schmutzborke überzogen, daß sie schwarz aussahen, wie kleine Neger; das Fieber durchschüttelte sie gewaltig.

Das Thal, in welchem Mouhot's Bambushütte stand, wird gebildet von einem Gebirgsgürtel, der sich von Nophabury und Phrabat bis hierher zieht; diese Höhen sind Widerlagen der Kette, welche sich um das Becken des Menam schwingt und mit den Gebirgen Barma's und der malayischen Halbinsel zusammenhängt. Der Berg Khok liegt nur etwa eine halbe Wegstunde vom Fluß entfernt, bildet einen Halbkreis und stößt dann an Berge, welche nach Osten hin bis Ghorat und nach Norden bis M'Lom und Tibet ziehen. Gegenüber dem Khok, auf dem rechten Ufer, erheben sich gleichfalls Berge und zwar ungemein steil; sie schließen sich in ihrem Zuge an andere Ketten an. Der Fluß, an welchem Khao Khok liegt, strömt von Nordosten her dem Menam zu; er war jetzt sehr niedrig und wird weiter aufwärts sehr schmal. Die ihn einschließenden Kalkgebirge sind mit prachtvollem Wald bestanden, aber aller Orten sieht man Beweise für die Annahme, daß sie in einer verhältnißmäßig neuen geologischen Epoche unter Wasser gestanden haben. Von ihrem Gipfel kann man deutlich erkennen, welche Grenzen das Meer damals gehabt hat, und sieht auf den ersten Blick, daß es die nach Süden hin sich ausdehnende Ebene einst überdeckte; die Ausläufer der Gebirge bildeten Meerbusen, Vorgebirge oder Inseln. Mouhot fand unweit von ihrer Basis unter einer Lage von Dammerde fossile Korallenbänke und sehr wohl erhaltene Meermuscheln.

In dieser Gegend hielt Mouhot eine reiche entomologische Ausbeute. Gegen Ende Novembers wurde dann die Luft etwas frischer, und im December sank der Thermometer manchmal bis auf 15° C. Der Reisende warf Abends einen Mantel über und fühlte sich glücklich bei einer Temperatur, welche ihm erlaubte, unter einer wollenen Decke zu schlafen.

Die Laosleute in Khao Khok sind eben so abergläubig, wie die Cambodschaner und vielleicht noch mehr, als die Siamesen. Alle Krankheiten werden durch einen bösen Geist hervorgebracht; dieser ist auch Schuld, wenn Fischfang und Jagd nicht gut von statten gehen. Jeder hat einen Talisman; als solcher dient etwa ein Stück Holz, oder eine beliebige Schmarozerpflanze, welche irgend eine Aehnlichkeit mit dem einen oder andern Gliede des menschlichen Körpers darbietet; sie wird deshalb gleichsam zum Hausgötzen erhoben.

Ueberraschung durch einen Leoparden. (Nach einer Zeichnung von Bocourt.)

Mouhot schweifte oft in den Wäldern umher und war mit seiner Ausbeute an Vögeln und Insekten zufrieden, aber dann und wann bestand er auch ein gefährliches Abenteuer. Einst ruhte er mit seinen beiden Dienern Mittags in einer Waldlichtung unter einem schattenspendenden Baume. Plötzlich hört er ein verdächtiges Geräusch; es war, als ob irgend ein wildes Thier durch das Dickicht schleiche. Sofort steht er auf, nimmt sein Gewehr und stellt sich hinter den Baum, unter welchem seine Leute schlafen. Es war die höchste Zeit, denn in demselben Augenblicke tritt ein großer Leopard aus dem Gestrüpp und bereitet sich zum Sprung vor, um einen der schlummernden Diener zu packen. Mouhot drückt ab, und die Kugel zerschmettert die linke Schulter des wilden Thieres, das einen hohen Satz in die Luft macht und

Frauen aus Laos. (Nach einer Zeichnung von Bocourt.)

dann im Gestrüpp niederfällt; ein zweiter Schuß ging ins Herz und machte seinem Leben ein Ende.

Dieses Abenteuer bestand der Naturforscher am Neujahrstag 1861. Er stellte Betrachtungen über seine Lage an, und wir heben aus seinem Tagebuche folgende Stellen hervor. „Ich bin jetzt erst im Anfange meiner neuen Campagne. Umkehren will ich nicht; denn ein guter Soldat nimmt seinen Abschied nicht am Tage vor der Schlacht. Ich stehe vor den Pforten der Hölle, denn so bezeichnen die Siamesen und Laos diesen Wald. Alle geheimnißvollen Wesen schlafen unter dem Dickicht in diesem Gebiete des Todes, wo so viele Knochen verunglückter Reisenden bleichen. Ich habe kein Mittel, die Dämonen einzuschüchtern, keinen Tigerzahn, keine krummgewachsenen Hirschgeweihe, überhaupt keinen Talisman; aber ich habe meine Liebe zur Wissenschaft und meinen Glauben an Gott. Soll ich aber einmal hier mein Leben lassen, nun, ich bin bereit."

Ein Mann aus Laos. (Nach einer Zeichnung von J. Lange.)

„In der Stille dieses Waldes, in der Ruhe dieser gewaltigen tropischen Natur liegt jetzt, um Mitternacht, etwas unbeschreiblich Majestätisches, das auf mich einen tiefen Eindruck macht. Der Himmel ist heiter, die Luft frisch, das Mondlicht dringt durch das Gezweig der Bäume, und die hellen Plätze am Boden gleichen Papierblättern, welche der Wind umhergestreut hat. Kein Luftzug geht, und es wäre völlige Stille vorhanden, wenn nicht dann und wann ein dürres Blatt herabfiele, und wenn ich nicht das Gemurmel des Baches vernähme, der unweit von mir in einem felsigen Bette plätschert. Dann und wann läßt auch ein Frosch sich vernehmen; sein Quaken ist rauh, wie die Stimme eines heisern Hundes. Auch macht sich ein Nachtvogel bemerklich, und Fledermäuse flattern um die Fackel, welche ich an einem Baumaste befestigt habe. Jetzt eben vernehme ich den Ruf eines Pantherweibchens, das seinem Männchen ein Zeichen gibt und die im hohen Gezweig sitzenden Affen aufschreckt."

Etwa drei Stunden Weges von Khao Khok liegt der Berg Sake; jenseit desselben findet man bis Boatium keine menschliche Wohnung mehr, aber die Ufer sind ungemein malerisch, Tiger und Krokodile in großer Menge vorhanden.

Am 28. Februar 1861 erreichte Mouhot die Stadt Tschaiapun (nach der Kartenskizze zwischen 100 und 101° ö. L. v. P. und nahe dem 16° n. Br.), wo er trotz aller Empfehlungsschreiben vom Gouverneur sehr unfreundlich aufgenommen wurde. Wenn er, hieß es, Ochsen und Elephanten zu seiner Weiterreise haben wolle, so möge er sich dieselben aus den Wäldern holen. So blieb ihm nichts übrig, als wieder nach Bangkok zurück zu reisen und beim französischen Konsul zu reklamiren; der zwischen Frankreich und Siam abgeschlossene Vertrag bestimmt ausdrücklich, daß die Landesregierung allen Franzosen und insbesondere den Naturforschern und Missionären Schutz zu gewähren habe. So verlor der Reisende eine kostbare Zeit, doch ging die Wanderung leidlich von statten, weil er sie im Gefolge eines neu eingefangenen weißen Elephanten machte.

In Bangkok verkehrte er viel mit dem amerikanischen Missionär Dr. House, dem einzigen weißen Manne, der seit einer Reihe von Jahren Korat besucht hatte. Auch er war durch den Wald des Feuerkönigs gezogen, durch jene fast undurchdringlichen Dickichte, aber Mouhot kannte dieselben doch besser, denn er hatte noch jüngst 10 Nächte hintereinander in ihnen campiren müssen. Er erzählt, daß namentlich die Chinesen, welche zur Karawane gehörten, bei jeder Rast einander beglückwünschten, weil sie noch am Leben seien. Dann fingen sie an, herzhaft zu essen und zu trinken, und nachdem sie sich gesättigt, verbrannten sie viele Räucherstäbchen und goldenes Papier, fielen auf die Knie und murmelten lange Gebete. Beim Eintritt in den großen Wald und beim Ausgange legten sie Blätter und Räucherstäbchen in kleine Kapellen, welche sie auf vier Bambuspfähle stellten; durch diese Opfer wollten sie die bösen Geister unschädlich machen und den Tod abwenden.

Manche Laos machen die Reise durch den Wald des Feuerkönigs acht bis zehn Mal im Jahre und sind so dreist geworden, daß sie in demselben auf Diebe und Wild Feuer geben. Aber in dem entsetzlich ungesunden Klima fordert der Tod an jedem Tage seine Opfer, selbst in der guten Jahreszeit; von je 10 Leuten, welche zum ersten Male durch den Wald

wandern, sterben mindestens zwei, und in der nassen Jahreszeit viel mehr. Dann stinkt die Atmosphäre förmlich, sie ist so heiß wie ein Backofen und ganz und gar mit fauligen Miasmen durchschwängert. In Mouhot's Karawane bekamen auch zwei Chinesen das Fieber; einen rettete er durch Quinin, der andere starb.

Das erste Nachtlager in Dony Phyä Phaye wurde am westlichen Abhange der Gebirges gehalten, von wo der Fluß herabkommt, welcher die Stadt Korat bespült. Auf dem Hügel am andern Ufer rastete eine andere aus 200 Ochsen bestehende Karawane. Auf beinahe unzugänglichen Höhen, in Schluchten, wo das Fieber einheimisch ist, fand Mouhot einen kleinen Stamm der Kariens, welcher früher in der Umgegend von Patawi wohnte. Er hat sich hierher gezogen, um unabhängig zu bleiben, und die Siamesen lassen ihn nun in Ruhe, weil sie das Fieber fürchten. Sie haben weder Tempel noch Priester, bauen vortrefflichen Reis und einige Arten von Bananen, die überhaupt nur bei den Kariens vorkommen. Dann und wann bezahlen sie an Siam einen kleinen Tribut in Rak, d. h. Gummilack.

Der Weg führte über mehrere Gebirgsketten, die Luft wurde etwas frischer; Gibbonaffen ließen sich häufig blicken; die Jagd auf Pfauen und Fasane war ergiebig; auch ein Adler wurde geschossen, und das Fleisch mundete den Laos. Dann kam man an die letzte Höhenkette vor Korat. Die Laos in der Karawane benahmen sich sehr gut; sie führen ein hartes Leben voller Beschwerden und Gefahren, begnügen sich mit wenig Reis und schlafen nicht viel, weil ihre Nachtruhe durch die weißen Ameisen gestört wird. Täglich begegnete der Reisende Karawanenzügen von etwa 80 bis 100 Ochsen; sie beförderten Hirsch- und Pantherhäute, Rohseide aus dem östlichen Laos, seidene und baumwollene Langutis, Pfauenschweife, Elfenbein und etwas Zucker.

In Korat wurde Mouhot vortrefflich vom Gouverneur aufgenommen; dieser hat Gewalt über Leben und Tod und übt dieselbe umfänglich genug aus. Gensdarmerie oder Polizei ist nicht vorhanden. Der Bestohlene hat den Dieb, falls er ihn ertappen kann, vor den Richter zu führen; weiter bekümmert sich Niemand um die Sache.

Frau aus Laos. (Nach einer Zeichnung von J. Lange.)

Der Reisende nahm Wohnung im chinesischen Quartier, das zugleich Bazar ist; jenseit desselben beginnt die eigentliche Stadt, in welcher er auch ein Karawanserai fand. Korat zählt nicht über 6000 Einwohner, und von diesen sind etwa 600 Chinesen, welche zum Theil direkt aus dem himmlischen Reiche gekommen sind; alle beschäftigen sich mit Handel. Mouhot, der sich oft über die Unverschämtheit der Siamesen geärgert hatte, lobt die Chinesen; er fand zwischen beiden den Gegensatz von Barbarei und Civilisation, den Abstand zwischen trägen und arbeitsamen Menschen. Aber auch in Korat fröhnen die Chinesen dem Spiel und dem Opium. Korat bildet den Absatzmarkt für das ganze östliche Laos, Ubon, Bassac, Dschasutun und für die Laosdörfer in der Provinz Korat; Seide kommt in Menge zum Verkauf, ist aber von keiner besonders guten Beschaffenheit. Die Siamesen sind ohne Betriebsamkeit; das Volk sagt: „Sie verstehen weiter nichts, als Reis zu bauen."

Wir sagten schon oben, daß Korat ein dem Könige von Siam zinspflichtiger Staat sei. Es muß in Kriegszeiten eine Anzahl Truppen stellen und den Tribut in Gold oder Silber abliefern; einige Bezirke zahlen denselben auch in Seide; die Mandarinen wiegen denselben mit der Waage ab und sehen zu, daß sie persönlich Profit dabei machen. Elephanten sind in großer Menge vorhanden; sie kommen aus den östlichen Gegenden, aus Cambodscha und ganz Laos nach Norden hin bis Muang Lang. In Korat wird ein großer Elephantenmarkt abgehalten.

Etwa zwei deutsche Meilen von Korat, nach Osten hin, liegt ein Tempel, Renom Wat, der bemerkenswerth, obwohl nicht so schön und großartig ist, wie jener von Ongkor. Er hat 36 Meter Länge und bildet ein Kreuz. Wir können auf eine Schilderung der Einzelnheiten nicht eingehen und bemerken nur, daß sich an ihm die Architektur, die Kunst und der Geschmack von Ongkor wiederholen.

Alle bisher über das östliche Laos entworfenen Karten sind ungenau, weil vor Mouhot kein europäischer Reisender jene Gegenden besucht oder Kunde über dieselben gegeben

hat. Die Eingebornen wissen über entferntere Gegenden wenig Zuverlässiges. Unser Naturforscher wollte auf dem Landwege bis Luang Phraban vordringen, die nördlich von diesem Staate wohnenden Stämme besuchen und dann auf dem Mekong bis nach Cambodscha hinabfahren. Von Korat mußte er, so weit die Wege es erlaubten, eine möglichst nördliche Richtung inne halten. Er erhielt vom Vicekönig vier Elephanten, Empfehlungsschreiben an die Mandarinen in den Provinzen und machte sich dann gen Tschaiapun auf den Weg. Der Chinese, bei welchem er in Korat gewohnt hatte, gab ihm die nachfolgenden guten Regeln mit auf den Weg: — „Kauf dir ein Tamtam, und wo du anhältst, panke tüchtig darauf los. Dann wird man sagen: Es ist ein Beamter des Königs! Die Diebe werden fortlaufen und die Behörden dich mit Aufmerksamkeit behandeln. Wenn dir aber trotzdem die Beamten in Laos nicht zu Willen sind, so nimm ein tüchtiges Rohr, je länger, desto besser, und wenn ein Mandarin dir nicht unbedingt gehorcht, so bearbeite damit seinen Rücken. Sei aber ja nicht etwa nachsichtig, denn Laos ist nicht Europa, sondern folge meinem Rathe; du wirst gut dabei fahren."

Diesmal wurde Mouhot in Tschaiapun, wo er, wie schon oben bemerkt, hatte umkehren müssen, gut aufgenommen; der Mandarin war geschmeidig wie ein Handschuh und gab ihm drei Elephanten, so daß er die nur etwa vier Wegstunden nördlich von der Stadt liegenden Ruinen von Pan Brang besuchen konnte. Die Laos behaupten, man finde in denselben Gold, wer aber danach suche, verliere den Verstand.

Auf dem Wege von Tschaiapun nach Pukiean zog Mouhot bei Regenwetter, ohne irgend eine menschliche Wohnung anzutreffen, fünf Tage lang durch einen dichten Wald. Die Bäche waren ausgetreten, der Boden bildete eine Schlammmasse, die Elephanten konnten nur vier bis sechs Wegstunden im Tage zurücklegen, und der Reisende, welcher während dieser ganzen Zeit seine Kleider nicht wechseln konnte, hebt hervor, daß jene Nächte die fürchterlichsten gewesen seien, die er jemals erlebt habe; er sehnte sich nach den Branen, den Schneestürmen in den pontischen Steppen Rußlands zurück. Im Uebrigen bot der Gebirgsübergang, der ganz sanft war, keine Schwierigkeiten.

Pukiean ist eine noch unbedeutendere Ortschaft, als Tschaiapun und sehr armselig; der Reisende fand nicht einmal einen Fisch oder etwas Fett zu kaufen; nur etwas Reis war zu haben. Der Mandarin benahm sich gut, die Leute riefen abwechselnd: „Da ist ein weißer Mann!" und: „Da ist ein kleiner Hund." Dieser treue Begleiter Mouhot's erregte ihre ganze Aufmerksamkeit; sie hatten ein solches Thier zuvor nie gesehen.

Als der Reisende zum zweiten Mal in den Wald des Feuerkönigs (Dony Phya Phaye) kam, hatte der Regen begonnen und hörte dann nicht auf. Es kam nun darauf an, durch eine Gegend zu ziehen, welche von den Siamesen noch mehr gefürchtet wird, als selbst der Wald des Feuerkönigs, nämlich die Gebirgskette, welche von den Ufern des Menam in der Provinz Saraburi sich dem Golf von Siam entlang nach Süden erstreckt, Cambodscha gürtelartig umspannt, allen Küstenbiegungen des Meerbusens folgt und dort hunderte von Inseln und kleinen Eilanden bildet, während sie andrerseits gerade nach Norden hin geht, dort an Breite immer zunimmt und nach Osten hin Verzweigungen ausschickt; diese bilden dann eine unzählige Menge von Thälern, deren Gewässer in den Mekong fließen.

In allen diesen Gegenden bewährt sich der Elephant als Transportthier in wahrhaft bewundernswürdiger Weise; jedes Dorf besitzt eine Anzahl dieser nützlichen Geschöpfe, und kleine Städte oder Flecken haben deren bis zu 100 Stück. Mouhot bezeichnet den Elephanten als die Fregatte dieser tropischen Gebirge und Wälder; ohne ihn wäre sieben Monate im Jahre gar keine Verbindung möglich; aber mit ihm kann man auch durch die fürchterlichsten Gegenden reisen. Man muß ihn, so schreibt der Reisende, auf diesen „Teufelswegen" gesehen haben, in diesen drei bis vier Fuß tiefen Schlammfeldern, um ihn nach Gebühr zu bewundern. Er zieht die Füße zusammen und läßt sich hinabgleiten von schlammigen Abhängen oder von geknetetem Thon; manchmal steckt er bis zum Bauch im Morast, klettert gleich nachher steile Höhen hinan, bricht in den Wäldern durch das Bambusgestrüpp und legt sich platt auf den Bauch, damit seine Treiber eine etwa aus dem Gleichgewicht rutschende Ladung wieder zurecht legen können. Sobald er an eine schlammige, mit Wasser überdeckte Stelle kommt, prüft er mit dem Rüssel, wie tief sie sei, und niemals macht er einen Fehltritt. Er fühlt sich gewissermaßen frei und ist doch, wohl abgerichtet, dem Menschen dienstbar; er zeigt sich intelligent, gelehrig, gewandt und benimmt sich vortrefflich. Uebrigens trägt er nur drei kleine Ochsenladungen, d. h. etwa drei Centner, und macht in einer Tagereise allerhöchstens vier deutsche Meilen.

Mouhot überschritt diesen „Ocean von Waldgebirgen" mit vier bis sieben Elephanten und legte in Laos 100 deutsche Meilen zurück, bevor er Luang Phraban erreichte.

Dieser ganze Ostabhang wird durchgängig von Laos (Laotiern), mit weißem Bauche, bewohnt. Sie selber nennen sich Lao und sind unter diesem Namen den Nachbarvölkern bekannt. Doch findet man in jenem Bezirk auch einige wilde mit schwarzen Bäuchen. Diese stammen aus dem westlichen Laos, und diese westlichen Schwarzbauch-Laotier werden von ihren östlichen Stammbrüdern als Süene oder Lao-Süene bezeichnet und heißen so auch bei den Siamesen und Cambodschanern. Beide Abtheilungen des Laosvolkes unterscheiden sich von einander lediglich blos dadurch, daß die einen den untern Theil des Leibes und namentlich die Schenkel tättowiren und das Haar in einen Knoten über dem Hinterkopfe zusammenbinden. Die Sprache der Schwarzbäuche ist im Wesentlichen ganz dieselbe und unterscheidet sich vom Siamesischen und jener des östlichen Laos nur durch die Aussprache und einige besondere Ausdrücke.

Mouhot folgte den weiter oben erwähnten Rathschlägen seines chinesischen Hauswirthes, denn sie waren in der That zweckmäßig. Die Mandarinen zeigten sich, aus Furcht vor dem Bambus, sogar gegen seine Diener gefügig; diese hatten einen Fächer auf einer Lanzenspitze befestigt und schlugen gewaltig auf den Tamtam. Die Dörfer liegen gewöhnlich eine Tagereise weit auseinander; doch trifft es sich auch, daß der Reisende drei oder vier Tage lang wandert, ohne auch nur eine einzige Menschenwohnung zu sehen, und er muß dann im Wald übernachten. In der guten Jahreszeit geht das leidlich an, aber während der Regenmonate ist die Qual groß, namentlich auch wegen der unglaublichen Menge von Stechmücken, welche durch das Licht der Fackeln angezogen werden, wegen der Zecken, welche sich an den Menschen anfangen, und der kleinen Flöhe, deren Stich ungemein schmerzhaft ist; dazu kommen dann noch die Blutigel, die bei jedem Regen in Myriaden aus der Erde hervorkommen, den Menschen auf 20 Schritte weit wittern und mit unglaublicher Geschwindigkeit herbei kriechen. Gegen diese Plagegeister gibt es nur ein Mittel: man muß sich den ganzen Körper dick mit Kalk bestreichen.

Mouhot hatte am 12. April 1861 Bangkok verlassen; am 16. Mai kam er in Lenye an, dem Hauptort eines Bezirks, der gleichzeitig von den beiden Provinzen Petscha-

Heinrich Mouhot's Audienz zu Luang Phraban bei den beiden Königen von Laos. (Nach einer Zeichnung von J. Lange.)

bune und Lom abhängig ist; er liegt, gleich allen Dörfern und Flecken, welche der Reisende von Tschaiapun her gesehen, in einem engen Thal, und die ganze Umgegend ist ungemein reich an magnetischem Eisenerz, Spießglanz, silberführendem Kupfer und Zinn; aber nur das Eisen wird ausgebeutet, und die ziemlich betriebsamen Einwohner verfertigen daraus Ackergeräthschaften und Messer, welche weit und breit, bis über Korat hinaus, Absatz finden. Der Reisende fand an mehreren Stellen goldführenden Sand, die Ausbeute ist aber so gering, daß die Leute, wie sie sagen, nicht einmal ihren täglichen Reis dabei verdienen. Mouhot bemerkt, daß er von Korat bis Leuye durch mehr als 60 Dörfer gekommen sei, die von 20 bis zu 50 Feuerstellen zählten, und durch sechs Flecken oder sogenannte Städte, die beide Ströme sind durch die zwischen ihnen liegenden Gebirgszüge durchaus von einander getrennt.

Die Laos haben große Aehnlichkeit mit den Siamesen. (Sie gehören mit ihnen zu der großen hinterindischen Gruppe der Schans oder Thaï, welche von den Grenzen der indischen Landschaft Mannipur bis in das Innere der chinesischen Provinz Yünnan und vom Assamthale bis tief in Cambodscha hinein wohnen.) Die Sprache ist bei beiden dieselbe, nur die Aussprache verschieden. Die Frauen tragen langes Haar und einen langen Rock; beides steht ihnen recht gut, wenn sie sich gewaschen und gekämmt haben; jung sehen sie ganz hübsch aus, aber mit zunehmendem Alter werden sie sehr häßlich.

Der Handelsverkehr ist in diesem Theile von Laos

Jagd auf ein Nashorn in den Wäldern von Laos. (Nach einer Zeichnung von D. Lange.)

aber höchstens 400 bis 600 Einwohner hatten. Er hat eine Kartenskizze von dieser ganzen Region entworfen. Von Korat her kam er über fünf beträchtliche Flüsse, die sich alle in den Mekong ergießen und, je nach der Jahreszeit, mehr oder weniger Wasser haben. Der erste, Menam Tschie, 15° 45′ n. Br., ist 35 Meter breit; der zweite, Menam Leuye, 90 Meter, 18° 3′ n. Br.; der dritte, Menam Uan bei Kenne Tao, 100 Meter, 18° 35′ n. Br.; der vierte, Nam Puye, 60 Meter, 19° n. Br., und dann der Nam Hun, 80 bis 100 Meter, 20° n. Br. Der Tschie ist, etwa von der Breite von Korat ab, vom Mai bis December schiffbar; der Leuye, Uan und Hun haben viele Stromschnellen. Eine Wasserverbindung zwischen dem Menam und dem Mekong ist nicht vorhanden, denn nur unbedeutend, weil der Transport nach Siam zu große Kosten erfordert. Doch kommt so ziemlich in jedem Jahr eine Karawane aus Yünnan und Kuang-si, die aus ein paar hundert Mauleseln besteht; sie geht aber nicht über Kenne Thae und über Tschieng Maïe hinaus. Der Maulbeerbaum gedeiht in dem oben bezeichneten Distrikte nicht, also fehlt auch die Seidenzucht, dagegen züchtet man das Insekt, aus welchem das Gummilack gewonnen wird. Das Gummi-Benjoin, welches zu Bangkok in den großen Handel gelangt, kommt aus dem nördlichen Theile des Fürstenthums Luang Phraban und einem Bezirke, der zugleich von Cochinchina und Siam abhängig ist und von Tonkinesen bewohnt wird.

Am 24. Juni kam Mouhot in Paklaï an (19° 16′ 58″ n. Br.). Das ist für den Reisenden, welcher von

Süden her kommt, der erste Flecken im Fürstenthum Luang Phraban, der am Mekong liegt, ein hübscher sehr wohlhabender Ort, mit geräumigen, gut gebauten Häusern und wohlhabenden Einwohnern. Der Mekong ist hier viel breiter als der Menam bei Bangkok und bricht sich mit gewaltigem Getöse seine Bahn durch das Gebirge. Aufwärts von Paklaï und bis nach Luang Phraban folgt eine Stromschnelle der andern. Die Entfernung zwischen beiden Punkten beträgt 14 Tagereisen, die Mouhot, welcher nun der lästigen und beschwerlichen Reise zu Land überdrüssig war, gern zu Wasser gemacht hätte, aber die landeskundigen Leute riethen ihm dringend ab. Er bestieg also wieder einen Elephanten und ritt acht Tage lang bis Thodüa, 90 Miles weit, durch Thäler und über Berge, deren Höhe immer beträchtlicher wurde, und wo überall die Blutigel eine wahre Landplage bildeten. Aber er brauchte doch nicht im Walde zu übernachten, sondern fand an jedem Abend ein Haus, ein Karawanserai oder eine Pagode; in der letztern war freilich Ruhe nicht zu finden, weil die Mönche die ganze Nacht aus allen Tonarten geistliche Lieder sangen. Auch hier, in diesen oberen Landesgegenden, hat der Mekong, selbst da, wo er am engsten ist, immer noch mindestens 3000 Fuß Breite; er strömt zwischen hohen Gebirgen, aus deren Thälern ihm unzählige, über Kaskaden herabfallende Nebengewässer zufließen; die Landschaft ist großartig und ungemein malerisch.

Luang Phraban wurde am 25. Juli erreicht. Es ist eine hübsche kleine Stadt, die aber nicht (wie Bischof Pallegoix in seinem Werk über Siam schreibt) 80,000, sondern höchstens 8000 Einwohner zählt. Sie liegt äußerst anmuthig, denn die Berge, welche den Mekong einschließen, bilden ein fast kreisrundes Thal, das einer Arena gleicht und wohl früher ein See gewesen ist. Das Ganze erinnert an den Genfer oder Comer See und wäre ein kleines Paradies — ohne die tropische Hitze. Die Stadt liegt auf beiden Ufern; ein etwa 100 Meter breiter Fluß mündet am nordöstlichen Ende der Stadt, und etwas aufwärts an ihm stehen einige Dörfer der wilden Laos, welche man hier als Tieh bezeichnet. Es sind dieselben Stämme, welche von den Cambodschanern Penoms genannt werden, von den Siamesen Khâs und von den Annamiten Moïs. Alle diese Ausdrücke bezeichnen Wilde.

Der protestantische Friedhof in Bangkok. (Nach einer Zeichnung von Catenacci.)

Die ganze Gebirgskette, welche sich aus dem nördlichen Tonkin bis ins südliche Cochinchina, etwa 100 Miles oberhalb Saigong, erstreckt, wird von diesem primitiven Volke bewohnt. Es zerfällt in mehrere Stämme, die verschiedene Dialekte reden, aber die Sitten sind bei allen dieselben. Jene nicht gar zu weit von Mekong abliegenden Dörfer sind tributpflichtig, indem sie Frohnarbeit zu leisten oder Reis zu liefern haben. Die Wohnungen liegen im dichtesten Walde, die Aecker oben auf den Bergen oder am Abhange derselben. Diese Tieh haben gleichsam den Instinkt der wilden Thiere und suchen sich von ihren Feinden so weit als möglich zu entfernen.

Nachdem Mouhot schon 10 Tage in Luang Phraban verweilt hatte, bekam er am 5. August beim König oder

Fürsten eine Audienz. Der Thronsaal bestand in einem Schuppen oder einer Bude, dergleichen man auf unseren Jahrmärkten sieht, war aber sehr groß. Der Herrscher lag im Hintergrund auf einer Art von Diwan, und neben ihm kauerten vier säbeltragende Leibwächter, hinter ihm lag eine ganze Schaar von Prinzen am Boden; weiter hin sah man die Senatoren; sie drehten dem Publikum den Rücken zu und berührten fast die Erde mit ihrer Nase. Mouhot setzte sich auf einen Teppich, der Majestät gegenüber, und hatte alle Mühe, sich das Lachen zu verbeißen. Ohne Geschenke ging es natürlich nicht ab; der erste König erhielt eine Flinte, die Prinzen bekamen allerlei andere Sachen. Am folgenden Tage war Audienz beim zweiten Könige, der auch etwas haben wollte, und mit einer Loupe, einem Stück marmorirter Seife, die ihm sehr noth that, einer Flasche kölnischen Wassers und einer Bouteille Cognac zufrieden gestellt wurde. Außerdem bekam er eine altmodische Brille mit runden Gläsern, und als er diese aufsetzte, sah er aus wie ein unbehaarter Affe.

Uebrigens benahm sich der König recht gut und besorgte Mouhot's Briefe selber nach Bangkok; er ging dorthin, um seinen Huldigungseid zu leisten und sich als Vasallen des Königs von Siam zu bekennen. Die Prinzen waren hocherfreut, als der Europäer ihnen eine Anzahl von Bildern schenkte, Kunstwerke von der Art, wie sie auf Jahrmärkten für einen Groschen feilgeboten werden.

Einer von Mouhot's Dienern ging mit dem Könige nach Bangkok; er hatte Heimweh. Der Reisende schildert auch die Laos von Luang Phraban als friedliche, unterwürfige Menschen; sie sind geduldig, nüchtern, abergläubig und leichtgläubig, anhänglich und sehr einfach. Der Diebstahl wird von ihnen auf das äußerste verabscheut; man erzählte, der König habe einmal einige Diebe in einen Kessel siedenden Oels geworfen. In der neuern Zeit sind jedoch, in Folge der Kriegsunruhen, dann und wann Diebe aufgetaucht.

Die Laos bauen Reis und Mais, Kürbisse, süße Kartoffeln, rothen Pfeffer, Melonen und noch andere Gemüse auf Aeckern, die im nahen Walde liegen; dort stecken sie Gesträuch und Bäume an und bestellen den ungemein fruchtbaren Boden. An die Chinesen verhandeln sie Elfenbein, Felle von Tigern und anderen wilden Thieren, etwas Goldstaub, Silber und Kupfererz, Gummi Guttä, Färbehölzer, Baumwolle, Kardamomen, Lak, Wachs, Seide und sonstige Landeserzeugnisse gegen grobes Porzellangeschirr, Glaswaaren u. dgl. m.

Die Laos sind durchaus unkriegerisch und deshalb in Abhängigkeit von den großen benachbarten Monarchien; Aufstandsversuche sind allemal mißlungen. In ihrer Medicin spielt der Aberglaube eine große Rolle. Für ein Universalmittel gilt geweihtes Wasser, das dem Kranken eingegeben wird; es nützt aber nichts, wenn man ihm nicht zuvor um Arme und Beine Baumwollenfäden bindet, über welche ein Bonze den Segen gesprochen hat. Uebrigens heilen sie sehr schnell manche Krankheiten durch Mittel, welche den europäischen Aerzten unbekannt sind. Nebenher spielen Knochen von Geiern, Tigern, Schlangen und Eulen, sodann Galle von der Boa, dem Tiger, dem Bären und dem Affen, Krokodilfett, Rhinoceroshorn, Bezoarstein u. dergl. m. eine große Rolle. Ihre Musik ist weich, harmoniös und sentimental; gewöhnlich machen drei Männer ein ganzes Concert.

Am 9. August verließ Mouhot Luang Phraban, um die Gegend nach Norden und Nordosten hin näher kennen zu lernen. Sie besteht aus einer unablässigen Reihenfolge von Bergen und Thälern, die, je weiter nach Norden hin, um so steiler und tiefer werden. Alles ist dichter Wald; man vernimmt dort sehr oft den klagenden Schrei des Gibbon und das Brüllen des Tigers. An den Abhängen der Berge wird viel Harz und Pech gewonnen, und überall in den heißen Thälern wächst die Lan-Palme, deren Blätter, seit tausenden von Jahren, den indochinesischen Völkern statt des Schreibpapiers dienen. An den Ufern des Nam Kan, am 15. August, verbrachte Mouhot eine herrliche Nacht. Der Mond spiegelte sich im Wasser wieder, das zwischen hohen Gebirgswällen dahin floß, und ein Blick auf die matt beleuchtete, wie mit Silber übergossene Landschaft war entzückend. „Aber ich kann mich doch an solcher Pracht nicht mehr so wie einst erfreuen; ich fühle mich betrübt, werde nachdenklich, bin auch nicht glücklich und sehne mich nach der Heimath. Ich möchte etwas mehr Leben um mich haben. Es drückt mich nieder, daß ich immer allein bin." —

„Ich bin hier nun mindestens 1600 Kilometer von der Mündung des Mekong entfernt. Aus der ungeheuern Fülle von Wasser, welche er durch die Widerlagen der großen Gebirgskette herabwälzt, welche der indochinesischen Halbinsel gleichsam als Rückgrat dienen, kann ich abnehmen, daß er nicht, gleich dem Irawaddy, Saluen und Menam, am Südabhange dieser Gebirge entspringt, sondern weit höher, ohne Zweifel von den tibetanischen Hochebenen herabkommt."

Mouhot gibt keine eingehenden Bemerkungen über die Laosstämme im Gebirge; sie kleiden sich so ziemlich wie die Siamesen, tragen ein Lanuti und eine rothe Jacke; die meisten gehen barfuß, und die Frauen, welche bis zum 18. Jahre recht hübsch sind, werden dann stark beleibt und sehen nach dem 35. Jahre wie Hexen aus; ohnehin sind sie durch gewaltige Kröpfe verunstaltet. Unter den Männern gibt es viele wahrhaft herkulische Gestalten. Diese Laos erinnerten den Reisenden an die nordpolynesischen Typen, insbesondere an die Insulaner der Carolinen, an die Tagalen auf Luzon und die Haraforas auf Celebes.

Die Wohnungen sind ungemein einfach; man findet in ihnen weder Stuhl noch Tisch, und nicht einmal irdenes Geschirr. Als Jagdwaffen haben sie Armbrust und Blasrohr, auch wohl eine Lanze aus Bambusrohr und nur selten ein Schießgewehr, mit dem sie aber sehr gut und gewandt umzugehen wissen.

Im Weiler Na le traf der Reisende am 3. September ein; dort schoß er eine Tigerin, welche weit und breit große Verwüstungen angerichtet hatte. Am andern Tage veranstaltete der Dorfhäuptling zu Ehren des fremden Mannes eine Jagd auf ein Rhinoceros. Dieses Thier war dem Reisenden in jenen Wäldern noch nicht begegnet. Die Laos benehmen sich auf dieser Jagd sehr geschickt. Die Gesellschaft bestand aus acht Männern; Mouhot und seine Diener trugen Flinten und er selber hatte auf sein Gewehr ein geschärftes Bayonnet gesteckt; die Laos trugen eine Bambusstange mit einer eisernen Spitze, die etwa zwischen Dolch und Bayonnet mitten inne steht; an der Bambuslanze des Häuptlings befand sich übrigens ein langer, ausgezackter, starker und doch sehr biegsamer Degen, der nicht abbrach und gerade deshalb eine äußerst gefährliche Waffe bildete.

So bewaffnet zogen die Jäger in den dichsten Wald, welcher dem Häuptlinge genau bekannt war. Nachdem sie etwa eine halbe Stunde Weges zurückgelegt hatten, vernahmen sie das Krachen von Zweigen und das Rascheln dürren Laubes. Der Häuptling trat vor und gab den Uebrigen ein Zeichen mit der Hand; sie sollten langsam nachfolgen, aber die Waffen bereit halten. Gleich nachher deutete ein gellender Schrei des Führers an, daß sich das Thier in der Nähe befinde; er schlug auf zwei Bambusrohre, und nun schrien auch die anderen Laos aus Leibeskräften, um das Rhinoceros

aus seinem Schlupfwinkel aufzuscheuchen. Das gelang; es war wüthend, weil man es in seiner Ruhe gestört hatte, und ging gerade auf die Jäger los. Der Laoshäuptling trat dem Ungeheuer, einem großen, völlig ausgewachsenen Männchen, unerschrocken entgegen; es kam näher, hob und senkte abwechselnd seinen gewaltigen Kopf und sperrte einige Male den Rachen auf. In diesen hinein rannte der Laos wohl sechs Fuß tief seine Lanze, und er that es so ruhig, als ob er eine Kanone abgefeuert hätte. Die Waffe ließ er im Rhinoceros stecken und ging dann zu den übrigen Jägern zurück. Das Thier röchelte entsetzlich und wälzte sich auf dem Rücken herum, während die Laos laut aufjubelten. Mouhot versetzte dann dem Thier einen Bayonnetstich in die Kehle und schenkte dem muthigen Jäger einen sehr schönen europäischen Dolch.

Am 5. September schließt das Reisetagebuch Mouhots. Bis zum 25. Oktober hat er alle meteorologischen Beobachtungen getreulich aufgezeichnet. Aus einer Notiz geht hervor, daß aus Luang Phraban Befehl gekommen war, ihn nicht weiter reisen zu lassen. Am 19. Oktober schreibt er: „Das Fieber hat mich gepackt." Am 29: „O Herr Gott, erbarme dich meiner!" Diese seine letzten Worte schrieb er mit zitternder Hand, welcher die Feder entfiel; er litt entsetzlich an Kopfschmerz. Aber sein Vertrauen auf die Körperkraft war so groß, daß er an ein nahes Ende nicht dachte. Wenn sein getreuer Diener Phraï ihn fragte, ob er etwas an seine Familie zu melden habe, entgegnete er: „Stop, stop! Warte; fürchtest du dich?" Am 7. November übermannte ihn Schlafsucht, und manchmal redete er irre. Am 10. November Abends 7 Uhr hauchte er seinen Geist aus. Bei den Laos herrscht der Brauch, die Leichen an Bäume zu hängen, aber den Europäer begruben sie unter Anweisung seiner beiden Diener Phraï und Dong nach abendländischer Weise.

Nach Verlauf von drei Monaten gelangte durch diese Diener die Trauerkunde nach Bangkok. Die ehrlichen Burschen lieferten auch alle Habseligkeiten und Papiere des Verstorbenen ab.

Der Naturforscher Bates zu Ega am Amazonenstrome.*)

I.

Abreise von Barra. Melancholischer Anblick des Flusses. — Die Cucama-Indianer und ihre geistigen Befähigungen. — Manatifang. — Die Uferscenerie. — Bimsstein auf den Fluthen. — Erdstürze an den Ufern. — Ankunft in Ega. — Die Bewohner der Stadt und Leben daselbst.

Am 26. März 1850, drei Jahre bevor die ersten Dampfer auf dem obern Amazonenstrom zu fahren begannen, schiffte ich mich zu Barra an der Mündung des Rio Negro in den Amazonenstrom ein, um das 370 englische Meilen westlich liegende Ega zu erreichen. Unser Schiff war eine „Cuberta", und die Mannschaft desselben bestand aus Indianern. Am nächsten Morgen waren wir bereits auf den weiten Fluthen des hier Solimoens genannten Amazonenstroms, an dessen linkem Ufer wir hinsegelten. Die Regenzeit war schon eingetreten, und die Sandbänke und niedrigen Landstriche standen alle unter Wasser; auf dem reißenden, zwei bis drei englische Meilen breiten Strome flutheten große entwurzelte Bäume und allerlei Pflanzentheile. Der Anblick war höchst melancholisch, denn außer dem murmelnden Wasser war kein Ton zu vernehmen, und überall stießen wir auf Baumstämme. Die Motuca (Hadrus lepidotus), eine große zur Tabanidenfamilie gehörige Fliege, peinigte uns bis aufs Blut; sie schob uns ihr Bündel horniger Lanzetten dermaßen ins Fleisch hinein, daß kleine Ströme Blutes hervorquollen. Da sie aber nicht sehr flink ist, so kann man sie leicht fangen und tödten.

Den obern Fluß, Alto-Amazonas oder Solimoens, betrachten die Brasilianer als einen für sich bestehenden Strom. Die Eingebornen, welche keinen Ueberblick über das ganze Flußsystem haben, können sich nicht vorstellen, daß jenseits der Gabel des Rio Negro der Fluß noch fortsetzt. In der That zeigen auch beide Flußhälften einige durchgreifende Verschiedenheiten. So weht der Passatwind nur bis zu der etwa 100 englische Meilen von der Küste liegenden Mündung des Rio Negro am untern Strome; nie aber auf dem obern. Deshalb ist auf dem letztern meist eine dicke, stagnirende Luft anzutreffen, denn die dort wehenden Winde sind nur von kurzer Dauer und sehr unregelmäßig. Die Ufer des untern Amazonenflusses sind meist hügelig, große Campos oder offene Ebenen ziehen sich an ihnen, wechselnd mit dünn bewaldeten, sandigen Flächen, hin, und das Klima ist trocken. Ganz anders am Solimoens. Dort gehört eine Dauer von 14 trockenen Tagen zu den Seltenheiten, und zu beiden Seiten ziehen sich auf hunderte von Meilen Breite großartige Wälder hin. Nirgends trifft man auf Sandboden, überall findet man Alluvium, fetten Thon und Humusboden, der, wie verschiedene Wasserrisse zeigen, oft eine Mächtigkeit von 30 Fuß erreicht. Je mehr wir westwärts vordringen, desto üppiger gedeihen Pflanzen und Früchte, und einige Bäume, die in Para und Santarem nur alljährlich einmal blühen, tragen in der Gegend von Ega das ganze Jahr hindurch Früchte. Das Klima ist gesund, obgleich man sich in einem fortwährenden Dampfbade befindet. Aber in dieser großartigen Wildniß spielt der Mensch die kleinste Rolle; von dem Fuße der Anden bis nach Barra hin sind nur wenige Acker Landes bebaut, und tagelang kann man reisen, ohne auf eine Seele zu stoßen.

Unsere Fahrt ging am Ariaun und dem Guariba vorüber, zwei Abflüssen des Solimoens, die sich dem Rio Negro zuwenden. Dann kamen wir am 31. März nach Manacapuru, einer auf dem hohen, felsigen Ufer gelegenen Ansiedlung. Hier haben viele Einwohner von Barra ihre Sitios oder Landhäuser, obgleich der Ort 80 englische

*) The Naturalist on the River Amazons. By H. W. Bates. London 1864.

Meilen von der Stadt entfernt liegt. Hier hört nun jede Spur von Bergen auf. Die Ufer sind auf hunderte Meilen zu beiden Seiten flach, ausgenommen da, wo die Tabatingaformation 20 bis 40 Fuß hohe Thonhügel bildet. Wochenlang sieht man nicht einmal einen armseligen Kieselstein. Unsere Reise ward nun sehr einförmig. Von Manacapurn fuhren wir 19 Tage in westlicher Richtung, ohne eine menschliche Wohnung zu sehen, und nur ein einziges Schiff kam uns in Sicht.

Dabei gestaltete sich unser Leben an Bord sehr regelmäßig. Das Schiffsvolk bestand aus Cucama-Indianern, die am obern Theil des Stromes in der Nachbarschaft von Nauta in Peru zu Hause sind. Sie sprechen die Tupisprache, jedoch mit einem etwas härtern Accent, als die halbcivilisirten Indianer von Ega abwärts. Sie sind tüchtige Arbeiter und der einzige Indianerstamm überhaupt, der sich gern und als eine Art Gesellschaft von den Handelsleuten zu Schiffsdiensten miethen läßt. Der Lootse Vicente erzählte mir, daß er bereits mit seinen Leuten 15 Monate von Weib und Kindern fern sei. Eigenthümlich erschien mir die große Verschiedenheit dieser Leute; einige waren groß und schlank gebaut, andere wieder kurz, breit und dick. Vicente hatte ein ovales Gesicht mit hübschen Zügen, während ein Anderer ganz die breiten Backen und geschlitzten Augen der Mongolen zeigte. Keiner war tättowirt und Keiner hatte die leiseste Bartspur. Bekannt sind die Cucamas auch wegen ihrer haushälterischen Natur, die um so auffallender erscheint, da sonst die Indianer an die Erlangung von Eigenthum nicht zu denken pflegen. Jeder der Schiffer besaß eine Kiste mit Schloß und Schlüssel daran, in welcher er sorgfältig seine kleinen Habseligkeiten, Kleider, Beile, Messer, Harpunen, Nadeln und dergleichen aufbewahrte. Ihr Lohn betrug täglich etwa fünf Groschen, und da sie oft dafür Waaren im doppelten Werthpreise angerechnet erhielten, so brauchten sie lange Zeit, ehe ihre Truhe sich füllte.

Als Schiffsvolk sind sie unvergleichlich. Während der 35 Tage, die meine Reise dauerte, kam nie ein Zank unter ihnen vor. In ihren Mußestunden nähten sie mit Nadel und Zwirn, und Jeder besaß einen stählernen Fingerhut.

Ihre Gutherzigkeit jedoch kann mehr als ein Mangel an wirklich schlechten Eigenschaften aufgefaßt werden, da sie auch keine wirklich guten zeigten; es war Alles bei ihnen mehr negativer als positiver Art. Ihr phlegmatisches und apathisches Temperament, ihr Mangel an jeder Neugierde und ihre schlechte Auffassungsgabe machen sie zu sehr langweiligen Reisegefährten. Gemüthsäußerungen, wie Liebe, Mitleid, Bewunderung, Furcht, Freude scheinen ihnen ganz unbekannte Dinge zu sein. Besonders fiel mir der außerordentliche Mangel an Wißbegierde auf. So lachten sie bei einem starken Gewitter nach jedem Donnerschlage laut auf und riefen: „Da ist mein alter Onkel wieder auf der Jagd.“ Auf die Frage aber, was der Donner wohl sei, antworteten sie: „Timaa ichoquaa?“ — Wer weiß es? Sie hatten nie darüber nachgedacht; eben so waren sie erstaunt über meine Fragen, wer Sonne, Mond und Sterne geschaffen habe. Dergleichen war nie bei ihnen erwähnt worden. Die Tupisprache hat wohl — wenigstens so lehrten die alten Jesuiten — das Wort Tupana für Gott, doch keinenfalls ist damit der Begriff des Schöpfers verbunden. Es war meinen Indianern nur die Bezeichnung für eine sichtbare Gottheit oder ein Bild, das die Weißen verehrten. Kein einziger Indianerstamm am obern Amazonenstrom hat eine Idee vom höchsten Wesen, und also auch kein Wort dafür, um es in seiner Sprache auszudrücken.

Die Passagiere müssen sich bei Fahrten auf dem Amazonenstrom selbst mit Lebensmitteln versehen. Verschiedene gute Freunde hatten mir meine Vorräthe aber aufzehren helfen, lange bevor Ega erreicht war. Ich mußte daher mit der Schiffskost vorlieb nehmen, in der Pirarucu (halbverfaulter, gesalzener Fisch), Kaffee und Manioemehl den Hauptstamm ausmachten. Die Fischerei der Indianer war nicht immer von Erfolg gekrönt, da durch die Ueberschwemmung der Uferlandschaften der Strom so vergrößert war, daß die Fische nun über ein zehnmal größeres Reich als früher zu gebieten hatten und daher sparsamer an einzelnen Stellen vorkamen. Ein Festtag wurde durch den Fang eines Manati oder der Meerkuh bezeichnet. Das Schiff wurde sechs oder sieben Stunden lang festgelegt, und Alles lief in den Wald, um das Thier abzuhäuten und zu kochen. Das Fleisch wurde in viereckige Stücke zerhackt, und Jedermann erhielt 12 davon an einem langen Stocke. Bald prasselte ein lustiges Feuer und drehten sich die Bratspieße, trotzdem fortwährend Regen fiel und Schaaren von Ameisen heranrückten und über die zerstreuten Eingeweide des Thieres herfielen. Der Geschmack des Fleisches gleicht dem groben Schweinefleisches, aber das grünliche Fett hat einen unangenehmen Fischgeschmack. Unser Thier war ziemlich groß, es war 10 Fuß lang und hatte an der breitesten Stelle neun Fuß im Umfange. Obgleich der Manati im Amazonenstrom häufig vorkommt, so ist er doch eins von den wenigen Thieren, das die Aufmerksamkeit der Indianer im hohen Grade erregt hat, denn sie können sich nicht erklären, wie es seine Jungen säugt, da sie es für einen Fisch halten.

Ich benutzte alle Haltepunkte zu Ausflügen in die Wälder und zur Bereicherung meiner Sammlungen. Wie oft aber mußte ich dabei umkehren, denn gewöhnlich war das Dickicht so geschlossen, daß an ein Weiterkommen nicht zu denken war. Entwurzelte Bäume, dichtverschlungene Gewebe riesiger Kletterpflanzen, stachliche Bambusgebüsche, Sümpfe, Hindernisse aller Art traten mir entgegen. Trockenere Landstrecken waren oft herrlich durch die Wälder der Urucuri-Palme (Attalea excelsa) geschmückt, die zu tausenden unter den Kronen der anderen hohen Waldbäume wuchs. Ihre glatten, schlanken Stämme waren beinahe alle gleich hoch (40 oder 50 Fuß), und oben nickte ein Büschel der graziösesten gefiederten Wedel. Die Frucht dieser Palme reift im April; sie liegt in ungeheueren Massen am Boden umher, wird aber von den Indianern nicht gegessen, trotzdem der Geschmack des Fleisches sehr einladend ist. Als ich eine Menge der dattelgroßen Pflaumen verzehrte, schüttelten die Indianer mit dem Kopfe, und ich bin ungewiß, ob Verdauungsbeschwerden, an denen ich nachher litt, nicht die Folgen davon waren. —

Indem ich wochenlang an den bewaldeten Flußufern hinfuhr, lernte ich drei ganz verschiedene Arten der Küste und der damit im Zusammenhang stehenden Wälder unterscheiden. Zunächst die niedrigen Alluvialablagerungen, die aus einer Mischung von Sand und Schlamm bestanden und mit breitblätterigen, hohen Gräsern bewachsen waren, unter denen sich das Pfeilgras mit seinem 14 bis 15 Fuß hohen, federartigen Blüthenstengel auszeichnete. Als einziger größerer Baum zeigt sich auf diesem Boden der Trompetenbaum (Cecropia peltata), dessen Blätter denen der Roßkastanie ähneln, nur daß sie größer sind. Zweitens unterschied ich die mäßig hohen Ufer, die nur theilweise in der Regenzeit überfluthet werden; sie sind mit verschiedenartigen Bäumen bedeckt, unter denen Palmenarten und

breitblätterige Marantaceen vorherrschen. Der Blattschmuck ist meistens von lichtgrüner Farbe. Drei Viertheile des Landes, das den obern Amazonenstrom begrenzt, gehören zu dieser Klasse. Die dritte Abtheilung wird durch den noch höher liegenden, wellenförmigen Lehmboden gebildet, der aber nur in großen Zwischenräumen auftritt und sich dann einige englische Meilen lang hinzieht. Der Wald, der auf diesem rothen und verschiedenartig gefärbten Thone wächst, hat einen ganz andern Anblick, als der in den Niederungen, seine äußere Form ist mehr abgerundet, Palmen sind in ihm seltener oder von eigenthümlicher Art, wie die mit einer bauchartigen Erweiterung am Stamme versehene Iriartea ventricosa und die schlanke Bacaba-i (Oenocarpus minor); auch das Thierleben tritt in diesen Wäldern sehr in den Hintergrund. Diese „Terra firma", und eben so ein Theil der Niederungen scheinen mir für Ansiedlungen sehr geeignet. Früher hatten hier Eingeborne ihren Sitz aufgeschlagen, aber sie sind ausgerottet worden, oder haben sich mit den Weißen vermischt. Später erfuhr ich, daß auf der 280 englische Meilen langen Strecke von Manacapuru bis Quary nicht mehr als 18 oder 20 Familien seßhaft sind, doch wohnen diese nicht am Hauptstrome selbst, sondern an dessen Nebenarmen und Seen.

Einige Mal brachten mir meine Fischer sehr poröse Bimssteinstücke, die sie aus den Fluthen herausgezogen hatten. —

Da sie nur von den entfernten Vulkanen der Anden, dem Cotopaxi, Llanganete oder Sangay, die im Quellgebiete des Amazonenstroms stehen, kommen konnten, so betrachtete ich sie mit besonderer Aufmerksamkeit. Die Steine hatten mindestens einen Weg von 300 geographischen Meilen zurückgelegt. Später fand ich sie noch sehr häufig und sah, wie die Brasilianer sie zum Putzen ihrer verrosteten Flinten gebrauchten; sie glaubten fest, daß es verhärteter Flußschaum sei. In Santarem erhielt ich durch einen Freund ein Stück solchen Bimssteins, das bei Monte Alegre, also noch etwa 225 Meilen weiter flußabwärts aufgefischt worden war. Wenn aber diese Steine so weit den Amazonenstrom herabschwimmen, so kann auch mit Sicherheit angenommen werden, daß viele das offene Meer erreichen und dort mit den nordwestlichen Strömungen des Atlantischen Oceans noch weiter befördert werden. Höchst wahrscheinlich dienen diese Bimssteine als Transportmittel von Samen, Insekteneiern oder Fischrogen, wodurch manches bis jetzt unerklärte Problem über das Vorkommen von Pflanzen und niedrigen Thieren fern von ihrer eigentlichen Heimath erklärt werden kann. Die abgerundete, wassergeschliffene Oberfläche der Steine beweist, daß dieselben lange Zeit am Fuße der Vulkane und an den Quellen der kleinen Zuflüsse umhergerollt wurden, ehe sie in den Hauptstrom gelangten. Bei ihrer porösen Beschaffenheit konnten sie leicht im Umherrollen Sämereien und Insekteneier mit Erde gemischt in ihre Höhlungen aufnehmen, und da die Geschwindigkeit des Flusses während der Regenzeit etwa vier bis fünf Miles in der Stunde ist, so konnten Samen und Eier vom Wasser sehr weit geführt werden, ehe sie zerstört wurden. Leider machte ich hierüber an Ort und Stelle keine eingehenden Beobachtungen. —

Die Schiffer am obern Amazonenstrom befinden sich in fortwährender Angst vor den Erdstürzen oder „Terras cahidas", die zuweilen an den steilen, erdigen Ufern stattfinden, besonders dann, wenn das Wasser im Steigen begriffen ist. Selbst große Schiffe sind schon von diesen Erdlawinen verschüttet worden. Ich glaubte, daß meine Leute in ihren Erzählungen übertrieben, doch ward ich durch den Augenschein vom Gegentheil überzeugt. Eines Morgens erwachte ich früher als gewöhnlich durch ein Geräusch, das dem Feuern von Artillerie glich. Die Töne, die, immer schwächer werdend, auf einander folgten, kamen aus ziemlicher Entfernung. Ich dachte zunächst an ein Erdbeben, denn die Luft war ruhig, und trotzdem tobte der Fluß und das Schiff rollte stark. Bald wurden neue Explosionen hörbar, nur viel näher als die früheren. Bald hier, bald da, bald nah, bald fern hörten wir das furchtbare Krachen, doch konnten wir wegen der finstern Nacht nichts sehen. Es war eine Terra cahida. Als der Morgen dämmerte, sahen wir mit Erstaunen das Zerstörungswerk, das sich in der Länge von drei englischen Meilen längs des andern Ufers hinzog. Große Waldmassen, darunter Bäume von 200 Fuß Höhe, wankten hierhin und dahin und stürzten dann prasselnd eine über die andere in den Fluß. Nach jedem Fall bäumten sich die Wogen hoch auf und schlugen zum gelockerten Ufer zurück, wodurch neue Erdstürze veranlaßt wurden. Es war ein großartiger Anblick, denn bei jedem Sturz spritzte der Schaum in großen Wolken empor und als uns der Schauplatz der Zerstörung durch eine Insel entzogen wurde, hörten wir noch lange nachher das schreckliche Krachen.

Am 22. April fuhr ich durch den Parana-mirim oder Aranana-i, eins der schmalen Nebenwasser des Hauptstroms. Etwa eine halbe englische Meile lang ruderten wir fortwährend durch eine förmliche Wiese von schönen Victoria-Wasserlilien, die gerade ihre Knospen entfalteten. An der Mündung des Catua, der einen der zahlreichen Landseen, die sich in den Ebenen des Amazonenstroms befinden, mit dem Hauptflusse verbindet, wird der Strom sehr breit. Dort fuhren wir drei Tage lang durch eine Weitung, in der wir nichts als den Himmel und Wasser sahen, denn der Fluß, obgleich 1200 englische Meilen von seiner Mündung, hat kaum an Breite verloren. Weiter westlich beginnen Inseln, die den Strom in mehrere Kanäle theilen, deren jeder über eine englische Meile breit ist.

Am Abend des 30. April fuhren wir in einen engen Kanal ein, der leicht für einen unbedeutenden Nebenfluß angesehen werden konnte. Es war aber die Mündung des Teffé, an dessen Ufern Ega, unser Reiseziel, lag. 35 Tage hatte ich auf den schlammigen Fluthen des Solimoens, und gequält von unzähligen Insekten, zugebracht; um so erfrischender erschien mir die dunkle, glatte Wasserfläche des Teffé, über der keine plagenden Insekten schwebten. Erst am nächsten Morgen wollten wir in Ega landen; die Leute legten sich schlafen, ohne Anker zu werfen, denn der Fluß ist hier ohne Strömung; ich saß aber noch lange auf Deck, um mich der erhabenen Ruhe der Nacht zu erfreuen. Kein Laut ließ sich hören, tief blau stand der Himmel über mir, aus dem die goldenen Sterne gleichsam heraustreten wollten, so deutlich erschienen sie. Schweigend lagen die Wälder da, und nur selten ließ sich der Ruf eines nächtlichen Vogels vernehmen.

Mit Sonnenaufgang griffen die Indianer zu den Rudern; es war der erste Mai. Eine Stunde lang fuhren wir durch den engen nur 100 bis 500 Ellen breiten Kanal, passirten einen bewaldeten Vorsprung und schwammen bald auf dem herrlichen fünf englische Meilen breiten See von Ega, der durch eine Erweiterung des Tefféflusses gebildet wird. Zur Linken auf grasigem Abhange lag die kleine Ansiedlung, die aus etwa 100 mit Palmblättern gedeckten Hütten und weißen mit rothen Ziegeldächern versehenen Häusern besteht, deren jedes in einem hübschen Garten liegt, in dem Orangen, Citronen, Bananen und Guavebäume

prächtig gedeihen. Palmengruppen mit schlanken Stämmen und zartgefiederten Wedeln überschatteten die Hütten und niedrigeren Bäume. Eine breite mit grünem Gras überwachsene Straße führt von der weißen Sandbucht zu der rohen Kirche inmitten der „Stadt". Vieh graste vor den Häusern, und zahlreiche dunkelhäutige Eingeborne nahmen ihr Morgenbad zwischen den verschiedenen Kanoes im Hafen. Zum Willkommen ließen wir Raketen steigen und feuerten Begrüßungsschüsse ab, als wir das Ufer betraten.

Meine erste Pflicht in dem neuen Wohnorte war, mit den hervorragenden Persönlichkeiten Bekanntschaft zu schließen. Da war der Polizeidelegirte Senhor Cardozo, ein sehr gewinnender und herzlicher Mensch, der für einen Weißen galt, obgleich er ein gut Theil Negerblut in seinen Adern hatte. Den Militärkommandanten, der ein Mulatte war, und den Vikar traf ich in der einfachsten Morgenkleidung zusammen beim Frühstück. Letzterer war ein reiner Indianer und stammte aus einem Dorfe in der Nachbarschaft. Es war ein sehr umgänglicher Mann, ein eifriger Leser und frei von den Vorurtheilen seines Standes; dabei durchaus gewissenhaft und ehrlich. Obgleich er kein großes Einkommen hatte, so unterstützte er doch seine alte Mutter und seine unverheirathete Schwester. Im Ganzen bildete dieser ehrwürdige Geistliche einen erfreulichen Gegensatz zu den meisten übrigen brasilianischen Priestern. Ferner bestand die „gute Gesellschaft" aus dem „Direktor der Indianer am Japura", einem dürren Mamelnco-Indianer, der aber als die unternehmendste Persönlichkeit der ganzen Ansiedlung gelten konnte. Jeder der zahlreichen Indianerstämme in der Nachbarschaft steht unter der Controle eines Direktors, der von der kaiserlichen Regierung ernannt wird. Da es keine Missionen am obern Amazonenstrom gibt, so stehen die „Gentios" oder heidnischen Indianer unter dem Regimente dieser Despoten, die sie zu ihren Zwecken ausbeuten. Der Indianerdirektor von Ega war ein Halbindianer und trotzdem schlimmer gegen die armen Menschen, als je ein Weißer sein konnte. Den Schluß der Leute, die ich besuchte, bildete ein alter Kaufmann, Senhor Romao de Oliveira, der außer von den Wildnissen am Solimoens und den Eingebornen nichts von der Welt wußte, von mir sich aber über alle europäischen Verhältnisse Raths erholte.

Ega wurde für vier und ein halbes Jahr mein Hauptquartier, und ich machte von da aus Excursionen auf 300 bis 400 englische Meilen in die Runde. Meine Hütte, die zum Präpariren der naturwissenschaftlichen Sammlungen eingerichtet wurde, hatte geweißte Wände. Der Boden bestand aus Erde, und die Luft konnte durch Löcher im Dache und der Thür eindringen. Mit der Sonne stand ich auf, nahm ein Bad im Flusse und zog fünf bis sechs Stunden in den Wald, um meine Sammlungen zu bereichern. Am Nachmittage ordnete ich die erbeuteten Schätze, schrieb und zeichnete. Mit den Einwohnern stand ich im besten Einvernehmen. Die bessere Gesellschaft bildete eine seltsame Mischung von förmlicher Etikette und bäurischer Naivetät, und da alle Mitglieder derselben trotz ihrer Unwissenheit für gebildet gelten wollten, so bemühten sie sich dem Europäer gegenüber, bei dem sich Civilisation von selbst verstand, höflich und anständig zu erscheinen. Was ich mit meinen Sammlungen bezweckte, darüber war man nicht recht im Klaren. So glaubten die Indianer, daß ich die Schmetterlinge wegen ihrer glänzenden Farben als Muster für Kattundrucke benutze. Auch die bessere Klasse begriff nicht, daß ich zum Zwecke meiner Studien hier sammle; als ich aber sagte, das londoner Museum bezahle mich für die gesammelten Thiere und Pflanzen, waren sie befriedigt. Während der letzten Zeit meines Aufenthalts kamen drei Franzosen und zwei Italiener nach Ega, die über die Anden herabgestiegen waren. Für mich gewiß eine angenehme Abwechslung, zumal drei von ihnen an dem herrlich gelegenen Orte blieben und eingeborne Frauen heiratheten.

Lebensgefährlich war der Aufenthalt in Ega auch nicht. Die Indianer waren stets höflich, nie angreifend, und nur ein einziges Mal stattete uns ein Jaguar einen nächtlichen Besuch ab, und dies wurde als ein außergewöhnliches Ereigniß betrachtet. Dagegen sind die Alligatoren viel lästiger. Während der trocknen Jahreszeit lauern sie auf die Badenden, und zuweilen wurden ihnen Hunde, Schafe, Schweine, Kinder oder ein betrunkener Indianer zur Beute. Das Thier lag im Wasser verborgen, und nur ein Theil des Rückens, sowie die unheimlichen Augen waren sichtbar. Machte er eine Bewegung mit dem Schwanze, so flüchtete Alles lachend nach dem Ufer zu. Obgleich diese Feinde leicht mit der Harpune zu fangen sind, so fiel dies doch selten den sorglosen Indianern ein. Giftige Schlangen sind in den Wäldern häufig, doch ereignete sich während meines ganzen Aufenthalts kein einziger lebensgefährlicher Fall durch dieselben.

Am meisten litt ich durch die mangelhafte Verbindung mit der Heimath. Die Unregelmäßigkeit, mit der ich Briefe, Zeitungen und Packete empfing, waren neben der schlechten Nahrung für mich am empfindlichsten. Der Mangel an geistigem Austausch wurde mir oft unerträglich, und ich kam zu dem Schluß, daß die Betrachtung einer herrlichen Natur allein nicht genügend für das menschliche Herz und Gemüth ist. Die neuen Zeitungen las ich langsam hintereinander und oft dreimal durch, selbst die Ankündigungen darin. Einmal blieb ich ein ganzes Jahr ohne alle Nachricht, und mein Gemüthszustand litt dadurch außerordentlich.

Kulturgeographische Erläuterungen zu der Karte von Südafrika.

Von **Karl Andree.**

III.*)

Die westafrikanische Küste im Süden des Aequators. — Das alte Königreich Loango und die Bemühungen der Missionäre. — Die Kabindastämme und die räuberischen Musselongs. — Der heutige König von Loango und seine Hofbeamten. — Die Polygamie und die Gesellschaft. — Zur Kennzeichnung der äquatorialen Negervölker. — Fetischwesen.

Ein Blick auf die Karte zeigt, daß sich im Süden der Gabon-Region eine Küstenlandschaft ausdehnt, die sich etwa 12 bis 15 deutsche Meilen ins Innere erstreckt und als Loango bekannt ist. Vallon nimmt als Grenze im Norden den Fluß Kilongo, im Süden den Kakongo an; wir unsrerseits sind aber geneigt, dem Land eine größere Ausdehnung zu geben und die ganze Gestaderegion zwischen Majumba im Norden und dem Congofluß im Süden als Loango zu bezeichnen.**)

Die westafrikanische Küste im Süden des Aequators bietet dem Schiffer, welcher aus dem Busen von Guinea kommt, einen ganz neuen Anblick. Zuerst sieht er noch an den Strommündungen lange sandige Streifen und Mangrovegebüsch, bald aber treten, oft bis ans Meer, grüne Hügel auf, und die Landschaft wird anmuthig. Am Strande liegen Dörfer zerstreut, und der Schiffer kann sich ohne Gefahr der Küste so weit nähern, daß er deutlich die Menschen erkennt, welche ihm ein Zeichen geben. Sie möchten gegen europäische Waaren Landeserzeugnisse und Sklaven verkaufen. Der Sklavenhandel ist in Loango einst sehr schwungreich betrieben worden und hat den Bewohnern so viel Nutzen abgeworfen, daß sie, ohnehin der Trägheit ergeben, sich wenig um Ackerbau bekümmern.

Auch an dieser Küste sind die Menschen zersplittert und zerklüftet. Wenn es wirklich einmal ein „großes Königreich Loango" gegeben haben sollte, so ist doch jetzt keine Spur von demselben übrig. Die Missionen haben aber viel Aufhebens davon gemacht. Merolla erzählt, der König habe einen Hofhalt von mehr als 300 Personen gehabt, und Alle seien in der Mitte des 17. Jahrhunderts von Bernardus Ungard zur römischen Kirche bekehrt worden; in einem einzigen Jahre seien mehr als 12,000 Loangesen getauft worden. Die Geschichte lehrt aber, namentlich auch an Congo, worüber wir später einmal reden, was für eine Beschaffenheit es mit solchen Negerbekehrungen hat; sie sind und bleiben oberflächlich und machen dem urwüchsigen Fetischismus wieder Platz, oder vielmehr, sie haben diesem gar nichts anhaben können. So war es auch in Loango. Der Nachfolger des getauften Königs vertrieb die Missionäre und machte dem neuen Wesen sofort ein Ende. Späterhin soll ein schwarzer Priester, „Pater Leonard" einmal 5000 Stück Neger an einem Tage getauft haben, und zum Lohn dafür wurde er zum Bischofe von Loango ernannt; als aber 1770 französische Missionäre ins Land kamen, fanden sie keine Spur von Christenthum. Sie blieben mehrere Jahre im Land, überzeugten sich aber, daß alle ihre Bemühungen vergeblich seien, und verließen Afrika.

So lange die Missionäre in ihrer Wahnhoffnung auf Erfolg verharrten, lobten sie Land und Leute und brachten manche merkwürdigen Angaben in Umlauf. Wir wollen anführen, was Proyart ihnen über den großen König von Loango nacherzählt, weil wir nachher zeigen, wie es sich mit diesem Potentaten verhält. Also: die Person des Monarchen ist geheiligt; er selber ist aber in Bezug auf Essen und Trinken ganz eigenthümlichen Beschränkungen unterworfen, indem er Beides in einem ganz verschiedenen Hause besorgen muß. Ein Ausrufer verkündet, daß des Königs Speise herbeigetragen werde; dies ist für Jedermann ein Zeichen, daß er sich zu entfernen habe. Die Gerichte werden in das Speisehaus gebracht, in welchem sich der König befindet, und die Thüren verriegelt. Kein lebendes Wesen darf, bei Todesstrafe, sehen, daß und wie der Herrscher Speisen zu sich nimmt. Einst war ein Hund so unglücklich und er mußte sterben; ein anderes Mal befand sich ein schlafendes Kind, das unbeachtet geblieben war, im Eßgemache; es wachte auf und sah den König speisen. Nach sechs Tagen wurde es geschlachtet, und mit seinem Blute besprengte man des Königs Fetische. Mit dem Trinken wird es nicht so streng genommen; nur müssen die Anwesenden ihr Gesicht verhüllen, wenn der König den Becher erhebt.

Ein König von Loango hatte, den Berichten der Missionäre zufolge, nahe an 6000 Frauen. Das kann recht wohl der Fall gewesen sein, es hat aber damit eine eigene Bewandtniß. In Loango erbt ein Mann, gleichviel ob er Häuptling ist oder nicht, alle Frauen seines Vaters, seiner älteren Brüder oder Oheime und bekommt auf solche Weise manchmal eine beträchtliche Anzahl zusammen, alte und junge. Auch werden die unverheiratheten weiblichen Verwandten und alle seine Sklavinnen, auch die verheiratheten, als eines Mannes Frauen bezeichnet.

An der Jumbaküste, wo der Hafen Majumba liegt, wird noch immer dann und wann eine Ladung Sklaven über See verschifft. Südlich vom 5.° s. Br. wohnen die unabhängigen Kabindas, welche sich von den umwohnenden Schwarzen wesentlich unterscheiden und an der Südwestküste eine ähnliche Stellung einnehmen, wie die Krulente in Oberguinea. Gleich diesen sind sie dem Seedienste zugethan, und man findet sie als Matrosen auf allen Küstenschiffen; sodann erhalten sie Beschäftigung in den europäischen Faktoreien; sie sind gewandte Fischer und verstehen sich trefflich darauf, Sklaventransporte geräuschlos und unbemerkt von den englischen Kreuzern an die Einschiffungsplätze zu bringen. Alle Buchten und Strömungen sind ihnen bekannt, und für manche Dienstleistungen sind sie unschätzbar.

Aber sie haben unversöhnliche Feinde an den Mussel ongs, am untern Congostrome, vor denen sie sich dermaßen fürchten, daß sie an Widerstand nicht denken und Rettung lediglich von ihren Fetischen erwarten. Diese Mussel ongs bemannen große scharfgebauete Piroguen, die durch das Wasser gleichsam fliegen, legen sich in Hinterhalte, fallen in großer Menge über vorbeiziehende Kabindas her, werfen sie in die Fahrzeuge und verschwinden, wie sie gekommen sind, bei Nacht und Nebel. Es

*) Vergl. Bd. VI, S. 375 ff. wo wir den Mangel an Gliederung, die Zersplitterung der Völker in der Gabon-Region und am Ogowaïstrom schilderten. Sodann: Bd. VII, S. 16 ff., die Bemerkungen über die Fanue (Fans) und über die Stammeszeichen der verschiedenen Negervölker.

**) Vallon, La côte occidentale d'Afrique, S. 590. Dagegen Wilson, Westafrika, S. 306.

ist keineswegs selten, daß man in den Flußmündungen Leichen von Kabindas treiben sieht, welche von gefräßigen Seebarben umschwärmt werden. Die in Sicherheit gebrachte Beute wird von den Räubern getheilt; im Dorfe wird ein großes Fest veranstaltet, und Alles betrinkt sich in Rum.

Die den Kabindas abgenommenen Sklaven werden nicht etwa freigegeben, sondern an andere Negerhändler verkauft. Zuweilen trifft es sich, daß in einer Kabinda-Schaluppe auch ein weißer Mann mit gefangen wird, der natürlich nicht als Sklav verkauft werden kann, aber gewöhnlich eine verzweifelte Gegenwehr leistet und ein paar Musselongs niederschießt, bevor er sich ergibt. Am Ende wird er aber überwältigt, geknebelt und sofort an einen Baum gebunden, wo er dann als Zielscheibe aller möglichen Mißhandlungen dasteht und ein Opfer des Todes ist, wenn er sich nicht mit 3 bis 4000 Dollars loskaufen kann. Vallon kennt Sklavenhändler, die sich auf solche Weise dreimal aus den Krallen der Musselongs frei gekauft haben. Die Letzteren wissen sich der Feuerwaffen vortrefflich zu bedienen; sie sind auch schlau und erfahren Alles, was in den Faktoreien vorgeht, weil sie mit den „Linguisters" d. h. Dolmetschern derselben, Einverständnisse unterhalten. Am liebsten greifen sie mit Waaren beladene Schiffe an, seltener Fahrzeuge mit Sklaven, weil sie den Handel mit diesen nur ungern stören, denn er bringt ihnen allerlei Vortheile. Doch trifft es sich manchmal, daß die Skavenhändler eine teuflisch-raffinirte Rache nehmen. Es ist vorgekommen, daß sie, selbst ohne Vorwissen der Kabinda-Matrosen, eine Schaluppe mit vergiftetem Rum beluden und diese den Musselongs in die Hände spielten. Natürlich fielen die Piraten über das Feuerwasser her, und die Folge kann man sich denken.

Die Zustände an der Küste von Loango sind überhaupt ganz roh und barbarisch. Viele Stämme kennen nicht einmal den Werth geprägter Gold- und Silbermünzen. Ein Neger war in den Besitz einer goldenen Dublone gekommen (etwa 23 Thaler werth) und wollte dafür von einem europäischen Handelsmann Waaren kaufen. Dieser besah sich das Goldstück und äußerte verächtlich, was ein weißer Mann mit einem solchen Ding anfangen solle? — „Aber die Weißen verfertigen doch diese Stücke und müssen wissen, wozu sie gut sind", sagte der Schwarze; worauf der Handelsmann entgegnete: „Gewiß machen sie diese Stücke; aber glaubst du denn, daß sie hierher kommen, um das, was sie hergebracht haben, wieder mit fort zu nehmen?" — „Nein." — „Nun, was soll ich mit dem Dinge hier anfangen?" — Der Schwarze stand verblüfft da, war aber sehr zufriedengestellt, als der Weiße sich scheinbar seiner erbarmte und ihm sagte: „Da ich doch einmal mit dir Geschäfte mache, so will ich dir diesmal etwas geben; andere Leute würden nicht so gefällig gegen dich sein; aber höre, wenn du wiederkommst, bring mir viel Elfenbein mit." Er gab ihm dann für die Dublone etwas Zeug im Werthe von etwa dritthalb Thalern und zwei Bouteillen verfälschten Rums! Demselben Handelsmanne (1859) gab ein Neger für zwei leere Weinflaschen zwei Fünffrankenstücke!

Betrachten wir uns nun den „König von Loango"; sein kleines Gebiet liegt eine kleine Strecke nördlich vom 5.° s. Br. Der Monarch gilt bei den Seinen für einen gewaltigen Krieger, aber Kapitän Vallon erklärt ihn für einen unverschämten Bettler, mit dem ein Europäer Alles anfangen kann, wenn er ihm ein Faß Branntwein gibt. Seine Residenz hat er in einem armseligen Dorfe, das etwa drei Wegstunden nordnordöstlich von den Faktoreien an der Loangobay entfernt liegt*). Dort hält er, inmitten seiner lächerlichen, unzüchtigen Fetische seinen „Hof" und empfängt die Fremden, welche mit ihm handeln wollen. Seine Gewalt theilt er mit einem vom Volk erwählten Häuptling, welcher den portugiesischen Titel Capitan Mor, Oberhauptmann, führt; dieser leitet die politischen Angelegenheiten, wenn von solchen die Rede sein kann, und vermittelt den Verkehr mit den Fremden, welche sich ihm vorstellen und Geschenke geben müssen, damit sie ungehindert Handel treiben können. Weder König noch Capitan Mor dürfen jemals das Meer sehen; so will es der Landesbrauch.

Die drei anderen höchsten Beamten sind der Mayordomo, den wir etwa als Haus- und Hofmarschall bezeichnen können; der Mafuk, welcher die Obhut über des Königs Sklaven hat, und der Mambuk; dieser Letztere besorgt die Landesangelegenheiten außerhalb des königlichen Dorfes. Der Linguister, Dolmetscher, ist gleichfalls eine wichtige Person.

Mafuk und Linguister sind gewöhnlich durch Sklavenhandel wohlhabend geworden. Dann kaufen sie, für etwa 100 Thaler, vom Könige den Titel Prinz und erhalten obendrein noch ein kleines Gebiet mit dem Rechte, dort ein Dorf zu gründen, in welchem sie sogleich als unbeschränkter Gebieter auftreten. Solch ein Gewalthaber bekommt dann als Zeichen seiner Würde vom König eine Mütze und einen aus Ananasfasern verfertigten Mantel. Solche Dörfer füllen sich bald mit Einwohnern, weil die armen Leute dort einen gewissen Schutz genießen und nicht so leicht von den Sklavenmäklern hinweggeführt und verkauft werden können; der Gewalthaber hat nämlich ein Interesse daran, sie bei sich zu behalten, denn er zieht von ihnen Vortheil. Diese „Prinzen" legen ihre Dörfer zumeist nahe der Küste an, sind von einander unabhängig und kümmern sich auch nicht viel um den „König", dessen Gewalt sich kaum 10 Meilen weit über sein Dorf hinaus erstreckt.

Wir haben schon in einem frühern Aufsatze darauf hingewiesen, daß in diesen Gegenden Afrika's noch weniger als in anderen von Familie und Familienleben die Rede sein kann. Nicht einmal Polygamie waltet vor, sondern ein geschlechtliches Durcheinander, Promiscuität. Jede Sklavin ist des Gebieters Frau, und er verkauft sie, wenn die Laune dazu ihn anwandelt, mit ihren Kindern. „Weib und Kind sind die gangbarste Verkaufswaare; der Mann selber ist heute Herr, morgen Sklav; heute Verkäufer, morgen Verkaufter, und der eine Zustand ist ihm so gleichgültig, wie der andere. Er hat nicht das mindeste Bewußtsein von einer eigenen Menschenwürde oder von der anderer Leute. Er ist wie ein Vieh, und wer ihn zum Menschen und zum gesellschaftlichen Verkehr erheben will, muß ihn aus seinem Lande fortschaffen und anderwärts zur Arbeit anhalten." (Vallon. S. 592.)

Von Religion ist bei diesen Schwarzen keine Rede; sie stecken im gröbsten Fetischismus; aber für eine Flasche Branntwein geben sie willig ein Fetischbild hin, das sie vielleicht jahrelang verehrt haben. Ein Häuptling wurde gefragt: „Du betrachtest das Meer und die Flüsse als heilig; weißt du, wer sie gemacht hat?" Antwort: „Ja wohl, die Fische!"

In ganz Afrika herrscht die Polygamie vor, und wir finden dieselbe sogar, wenn auch nicht allgemein, bei den christlichen Abyssiniern. Sie übt auf das ganze Leben und auf alle gesellschaftlichen Verhältnisse einen so tiefen und bestimmenden Einfluß, daß man ohne nähere Würdigung derselben das Wesen und Treiben der urafrikanischen Völker nicht verstehen wird. Wir können hier aus leichtbegreiflichen Rücksichten der Delikatesse nicht allseitig auf den wichtigen Gegenstand eingehen; es wird aber angemessen sein, einzelne Thatsachen hervorzuheben.

Von Anbeginn der Geschichte bis auf den heutigen Tag finden wir, daß die unendlich überwiegende Mehrzahl des

*) Vallon spricht als Augenzeuge. Wilson schreibt, S. 307: The king resides at a large town, called Boaro, six or eight miles from the seacoast.

Menschengeschlechts die Vielweiberei hat, nicht die Einweiberei; diese letztere ist auch in unseren Tagen noch ganz entschieden in der Minderheit, gleichsam eine kulturgeographische und ethnologische Ausnahme. Wir können sie als specifisch europäisch und nebenher auch als christlich bezeichnen; wir finden sie nur bei den europäischen Kulturvölkern und bei den Nationen anderer Erdtheile, welche von diesen abstammen, z. B. in Amerika und Australien. Bei uns wird sie durch Sitte und Herkommen geboten; sie ist auch schon wegen der Erwerbsverhältnisse nothwendig und bildet die Hauptunterlage für das Leben der Familie, der Gesellschaft und des Staates, welcher die Polygamie verbietet. Auch halten sich bei uns, in den gemäßigten Klimaten und bei den Völkern der sogenannten kaukasischen Rasse, männliche und weibliche Geburten so ziemlich das Gleichgewicht. Aber die Polygamie ist nicht etwa, wie manchmal behauptet worden ist, auf die heißen Klimate beschränkt, denn wir finden sie auch im hohen Norden bei Samojeden und Ostjaken, bei Kamtschadalen, Tungusen, und in Amerika auch bei den nördlichsten Indianerstämmen. Alle Völker auf unentwickelter Gesittungsstufe finden wir polygam; im Alterthume machten unter den „Barbaren" nur die Germanen und die Gallier eine Ausnahme. In Athen war die Bigamie erlaubt; Sokrates z. B. hatte zwei Frauen.

Aber in den polygamischen Ländern ist, namentlich bei den Nomaden, die Vielweiberei bei weitem nicht so allgemein, als gewöhnlich angenommen wird. Man kann sagen, daß in Asien von je 1000 Männern nur etwa 50 mehr als eine Frau haben, und nur 10 mehr als zwei oder drei. Frauen sind kostspielig, wo sie nicht, wie in Afrika und bei wilden amerikanischen Völkern, als Arbeitsthiere verwandt werden. Die Polygamie wird auch in Ländern, wo sie gesetzlich erlaubt ist, nie allgemein. Bei den Kulturvölkern widerstreitet sie den Bedürfnissen wie den Sitten; bei ihnen erscheint es unstatthaft, das Weib in jene niedrige und abhängige Stellung zu drängen, welche überall mit der Polygamie verbunden ist; durch sie wird der Despotismus in die Familie gebracht und geht dann auch mehr oder weniger in das Staatswesen über; er duldet keine Gleichberechtigung von Weib und Mann.

Aber „unnatürlich" ist die Polygamie nicht, und die Völker des Alterthums hatten die Monogamie nur ausnahmsweise. Bei den Juden, dem Volke Gottes, hatten Samuel und die Patriarchen mehrere Frauen, David und Salomo hielten einen großen Harem. Das Gesetz verlangte jedoch, daß der Oberpriester nur eine Frau haben solle, und diese Bestimmung ist ins Neue Testament übergegangen, das verlangte, ein Bischof solle nur eines Weibes Mann sein. Allen anderen war das nicht geboten. Im Oriente begreifen die Völker die Monogamie nur schwer; das kann uns befremdlich erscheinen, jenen aber erscheint es sonderbar und ungeheuerlich, wenn sie von dem System der Prostitution hören, das in allen christlichen, monogamischen Ländern eine so beklagenswerthe Ausdehnung gewonnen hat. Der gewöhnliche Hebräer durfte vier Frauen nehmen, und diese Bestimmung hat Mohammed auch den Bekennern seiner Lehre eingeschärft; ein König durfte 18 Frauen haben. Der Geschichtschreiber Josephus sagt ausdrücklich, daß Polygamie Landesbrauch bei den Juden sei; in Europa aber kamen diese allmälig zur Monogamie, welche z. B. im 11. Jahrhundert von den Rabbinen in Frankreich und Deutschland, unter Androhung der Excommunication, streng eingeschärft wurde.

Der heilige Augustin stellt den Satz auf, und der berühmte Hugo Grotius pflichtet ihm bei, daß Polygamie natürlicher sei als Monogamie; beide meinen aber, daß jene den Anwachs der Volksmenge hindere. Unbedingt ist das nicht der Fall. Napoleon erklärt im Code civil sogar: Le mariage ne dérive pas de la nature! In den ersten Jahrhunderten des Christenthums wurde von keiner Kirchenversammlung die Polygamie für Sünde erklärt, aber der Satz, daß der Bischof nur eine Frau haben solle, ging bald auf die Geistlichkeit im Allgemeinen über. Der heilige Hieronymus sagt ausdrücklich, daß er die Polygamie nicht verdamme; es heißt in seinem Brief an Pammachius: non damno polygamos; und eine Stelle des heiligen Augustinus wollen wir lateinisch hersetzen: „Quando mos erat, plures habere uxores, crimen non erat; nunc propterea crimen est, quia mos non est."

Im römischen Reiche wurde die Polygamie im Jahre 393 durch kaiserliche Decrete verboten, aber bald nachher führte Kaiser Valentinian die alte Freiheit in Bezug auf die Ehe wieder ein; jeder könne sich nach der Religion und den Sitten seines Landes richten. Im fränkischen Reiche nahmen die merovingischen Könige gleichzeitig so viele Frauen, als ihnen beliebte, und Karl der Große hielt einen Harem trotz einem türkischen Sultan. Die Ehe wurde allgemein lediglich als ein bürgerliches Uebereinkommen betrachtet; die Geistlichkeit aber strebte danach, ihr die Weihe der Kirche zu geben, und im siebenten Jahrhundert wurde allen Christen die Trauung geboten. Das tridentinische Concilium verbot in seiner 34. Sitzung die Polygamie, denn excommunicirt soll Jeder werden, der da sagt, daß es dem Christen erlaubt sei, mehr als eine Frau zu haben. Uebrigens hat die Polygamie während der letzten Jahrhunderte in Europa eine beträchtliche Anzahl von Fürsprechern gefunden und durch die Mormonen ist sie in Nordamerika aus religiösen Gründen wieder ins praktische Leben eingeführt worden. Auf die Gründe für und wider können wir uns hier nicht einlassen, uns kommt es nur darauf an, hervorzuheben, wie eng sie mit dem ganzen Leben der Afrikaner zusammenhängt.

Dasselbe bietet überhaupt eine Menge von Erscheinungen dar, die uns Europäern seltsam erscheinen. Einige derselben hat Winwood Reade in seinem schon früher von uns erwähnten Werke (Savage Africa, S. 243 ff.) nach eigenen Wahrnehmungen zusammengestellt. Auch er hält die Polygamie im äquatorialen Afrika für nothwendig, weil das Klima bösartig, die Nahrung der Menschen dürftig, das Volk verderbt sei; die Fortpflanzung sei gering, und selbst bei der Polygamie habe man weniger Kinder als Frauen. Kleine Kinder werden täglich mit Palmöl eingerieben, und die Mutter bleibt, so lange sie das Kind nährt, d. h. gewöhnlich bis ins dritte Jahr, von aller Arbeit frei, auch lebt sie nicht mit ihrem Manne zusammen.

Kinder beiderlei Geschlechts werden schon in früher Jugend an das Trinken von Palmwein gewöhnt, und die Mädchen werden schon nach dem dritten Jahre zum Tanzen angehalten. „Diese Kinder sind lächerlich frühreif; Afrika ist wie ein ungeheures Treibhaus, wo Alles rasch emporschießt, aber auch früh welkt. Sie können schon sprechen, wenn sie kaum ein Jahr alt sind; im fünften oder sechsten Jahre horchen sie schon mit Aufmerksamkeit den schlüpfrigen Liedern der Alten und nach dem neunten Jahre gehen sie in die Praxis über." Unsre europäischen Begriffe von Aeltern- und Kindesliebe finden auf diese Afrikaner keine Anwendung. Der Vater ist damit zufrieden, daß er einen Sohn hat, denn dieser ist ihm beim Jagen und Fischen und Rudern behülflich; im Alter bekommt er auch von ihm etwas zu essen. Eine Tochter verkauft er an einen Bewerber; ein kränkliches oder verkrüppeltes Kind tödtet er, denn es bringt ihm keinen Nutzen.

Junge Leute werden in gewisse Mysterien eingeweiht, ehe sie sich bekleiden, heirathen und zu den Erwachsenen gerechnet werden dürfen. Ein Führer Reade's, Namens Mongilomba, erzählte dem weißen Mann unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit, daß man ihn in ein Fetischhaus gebracht, dort entkleidet, stark gegeißelt und nachher mit Ziegendünger eingerieben habe. Dazu wurde Musik gemacht, und dann ließen sich hinter einem Vorhange schreckliche Töne vernehmen, welche vom Geist Ukuk kamen. Das Instrument, welches Reade sah, be-

steht in einer Art Pfeife aus Mangroveholz und ist an einem Ende mit einem Fledermausflügel überzogen. Der Eingeweihte muß fünf Tage lang eine Art Schürze aus Palmblättern tragen.

Mädchen werden durch alte Frauen, Ngembi, eingeweiht. Sie gehen in den Wald und reinigen sehr sorgfältig eine Stelle, auf der sie eine heilige Hütte bauen; diese darf kein Mann betreten. Dann kommen sie ins Dorf zurück und holen die Igondschi, Novize, welche nie zuvor an jener Stelle gewesen sein darf und während der Einweihungszeit, d. h. drei Tage lang, fasten muß. So lange wird auch ein Feuer im Wald unterhalten, neben welchem stets eine Einweihungsfrau sitzt, dasselbe unterhält und dabei singt: „Das Feuer wird nie sterben." In der dritten Nacht wird die Novize in der Hütte mit schwarzer, rother und weißer Farbe bemalt; sie ruft Okanda! yo, yo, yo! und draußen stehen Männer, welche auf eine Trommel schlagen. Alles, was in der Hütte vorgeht, wird vor den Männern geheim gehalten; man weiß nur, daß die Gebräuche phallischer Art sind. Die Ngembi bilden eine einflußreiche Genossenschaft, vor welcher die Männer sich fürchten; die ihr Angehörenden behaupten, daß sie die Geheimnisse ihrer Feinde entdecken und Diebe ausfindig machen könnten. Wahrscheinlich bildete sich dieser Weiberbund, um die Frauen gegen allzuharte Behandlung von Seiten der Männer zu schützen.

Nach der Einweihung folgt ein Noviziat. Während desselben lehrt man den Mädchen religiöse Tänze, und die jungen Männer werden in dem unterwiesen, was zum Fetischwesen gehört. Sie erfahren z. B., welche Speisen ihrem Stamme verboten sind, z. B. Fleisch vom Krokodil, oder Büffel, oder vom Hippopotamus. Die Sache selbst deutet wohl auf eine frühere Thierverehrung. Der Geist Ukuk lebt in den Eingeweiden der Erde, kommt aber auf die Oberwelt, wenn er hier Geschäfte hat. Dann wohnt er in einem eigenthümlich gestalteten Fetischhause, das ganz dunkel und mit dürren Bananenblättern gedeckt ist. Aus dieser Hütte kommen seltsame Töne, welche an Tigergebrüll erinnern.

Im äquatorialen Afrika werden auch die Geister der Vorfahren verehrt, und das hängt mit der Achtung vor dem Alter zusammen. Junge Leute lassen sich auf ein Knie nieder, wenn sie einem Alten die Pfeife reichen; sie reden ihn als Nera an, d. h. Vater, und eine alte Frau als Ngue, Mutter. Den Leichen wird Ehrfurcht erwiesen; in Congo werden sie manchmal mumificirt; am Gabon sammelt man die Knochen, welchen man zu gewissen Zeiten Ehrfurchtsbesuche abstattet. Eigenthümlich ist Folgendes. Das in Verwesung übergehende Haupt eines Mannes, der für besonders klug und weise galt, wird abgeschnitten und derart aufgehängt, daß Alles, was davon herabträufelt, auf unten ausgebreitete Kreide fällt. Mit dieser Masse reibt man sich dann die Stirn, in dem festen Glauben, daß etwas von der Klugheit des Verstorbenen in die Köpfe Anderer übergehe. Der Schatten der Vorfahren übt wohlthätigen Einfluß; durch die, welche sterben, sendet man Botschaften an sie; ein Sohn hat einmal seine alte Mutter todt geschlagen, weil er wähnte, daß sie ihm als Geist mehr Nutzen bringen werde, als wenn sie noch lebe! Träume, die eine große Rolle spielen, kommen von den Geistern.

Die Völker am Gabon haben Geister, welche Berge, Wälder und Wasser bewohnen, also Dryaden und Najaden; sie haben den böfen Geist Mbuiri, der ihnen für den Herrn dieser Welt gilt, und den sie verehren, um seinen Zorn abzuwenden; um den guten Geist kümmern sie sich nicht viel, weil dieser Ndschambi ihnen ja nichts zu leide thut. Epileptische sind vom Mbuiri heimgesucht, den nur der Fetischpriester austreiben kann. Er ist ein rechter Exorcist und Teufelsbanner, aber in einer sehr ansprechenden Weise. Ihm ist bekannt, daß Mbuiri sich über nichts so sehr ärgert, als wenn die Leute lustig sind und recht flott leben. Also wird ihm zum Trotze ein paar Wochen lang Musik gemacht, getanzt und geschmaust, und der Besessene spielt dabei eine hervorragende Rolle. Die Fetischpriester kennen die Eigenschaften mancher Kräuter und heilen Krankheiten, und das Volk glaubt an die übernatürlichen Kräfte dieser Männer, welche auch Hexen ausfindig machen. Dadurch haben sie eine große Gewalt in ihren Händen.

Der Hexenglaube ist bekanntlich bei allen Negern in schreckenerregender Weise vorwaltend, nicht minder der Gifttrank als Schuld- oder Unschuldprobe. Bei den Völkern am Aequator ist er nicht das „rothe Wasser" Nord-Guinea's, sondern wird aus der Wurzel des kleinen Strauches Nkazya oder Ou'aï bereitet. Der Angeklagte muß einen Abguß davon trinken; in einer kleinen Entfernung von ihm werden kleine Stäbe zwei Fuß weit aus einander hingelegt, und über diese muß er fünfmal hin und her schreiten. Wirkt der Trank auf den Urin, dann gilt der Mann für unschuldig; aber manchmal stellt sich Schwindel ein, dem Menschen erscheinen die Stäbe wie große Balken, welche sich in die Luft erheben; er versucht über dieselben hinweg zu kommen, stolpert und gilt dann für schuldig.

Wenn bei den Völkern in der Gabon-Region von einer Regierung die Rede sein könnte, so müßte man sie als patriarchalisch bezeichnen. Aber das ist eigentlich schon zu viel gesagt, denn die Stämme zerfallen in Sippen, deren jede ein eigenes Dorf oder eine Gruppe von Dörfern bewohnt. Der Häuptling oder „König" unterscheidet sich z. B. bei den Bapuku durch eine aus Gras geflochtene Mütze und einen Stab; gewöhnlich ist er ein bejahrter Mann und steht deshalb in Ansehen, aber zu befehlen hat er so gut wie gar nichts.

Die Eishöhle bei Roth in der Eifel.

Von Dr. **Ernst Boll** in Neu-Brandenburg.

Bei Lesung des kurzen Berichtes, welchen der Globus Bd. VI, S. 350 über das Eislager bei der Dornburg am südlichen Fuße des Westerwaldes bringt, und auch der ausführlichern Schilderung desselben, die Thomä schon im J. 1849 im 4. Hefte der Jahrbücher des Vereins für Naturkunde im Herzogthum Nassau gegeben hat, ist es mir sehr aufgefallen, daß in beiden Berichten gar kein Bezug auf eine jener Gegend sehr nahe liegende verwandte Erscheinung genommen wird, nämlich auf die merkwürdige Eishöhle bei Roth, unweit des petrefactenreichen Städtchens Gerolstein in der Eifel. Sollte diese nur 10 bis 12 Meilen von der Dornburg entfernte Höhle etwa den nassauer Forschern ganz unbekannt geblieben sein? Unmöglich wäre dies keineswegs, da ich sie in deutschen Schriften nur sehr selten und gelegentlich erwähnt gefunden und ihre erste Bekanntschaft selbst nur aus Garnier's traité de Météorologie (Brüssel 1837) gemacht habe, welches Werk mir während meiner Studienzeit in Bonn zufällig in die Hände fiel. Was ich darin über jene Höhle las, interessirte mich so sehr, daß ich beschloß,

einen Ausflug, den ich von Bonn aus im J. 1841 durch die Eifel unternahm, bis nach Roth hin auszudehnen. Ich benutzte dazu die Pfingstferien, durchstreifte vom 29. Mai bis zum 6. Juni die Eifel nach verschiedenen Richtungen hin und fand dort des Sehenswerthen so viel, — namentlich einen solchen Reichthum an vulcanischen Bildungen, daß ich noch immer mit Vergnügen an diesen Ausflug zurück denke und jedem Naturfreunde, der Gelegenheit haben könnte, dies Gebirge zu besuchen, rathen möchte, dieselbe nicht zu verabsäumen.

Durch das mit zusammen geschwemmter vulcanischer Asche (dem sogenannten Traß) bedeckte Brohlthal ging ich über Tönnistein, woselbst sich ein an Kohlensäure sehr reicher Mineralquell befindet, zu den romantischen Ufern des Laacher Sees, bestieg dann die aus regelmäßigen Basaltsäulen gebildete pyramidale Spitze der hohen Acht (des höchsten Berges der Eifel, 2400′), durchwanderte die an vulcanischen Gesteinen reiche Gegend von Hillesheim und kam dann endlich nach Roth zur Eishöhle. Dieselbe befindet sich in einer Einsenkung auf einem lang gestreckten Bergrücken, welcher sich etwa 600′ über den Dosbach erhebt. Der enge, von überhängenden Gebüschen beschattete Eingang zur Höhle liegt in einer aus großen Blöcken von poröser, basaltischer Lava aufgethürmten Felswand, nur 28′ unter dem Gipfel des Berges und 1700′ über dem Meeresspiegel. Da die Höhle selbst etwas tiefer als der Eingang liegt, so geht der zu ihr führende schmale und niedrige Gang auch etwas abschüssig hinab, erweitert sich aber schon nach einigen Schritten zu einem Höhlenraume von der Größe eines kleinen Zimmers, von dessen hinterer Wand dann noch einige sehr enge und unerforschliche Gänge in den Berg hineinführen; Sohle und Decke der Höhle bestehen aus eben solchen Lavablöcken, wie sie in der äußern Felswand zu Tage treten. — Als ich am 31. Mai bei einer äußern Lufttemperatur von mindestens 22° C. die Höhle besuchte, waren alle Wände derselben bis vorn zum Eingange mehr als zolldick mit ganz klarem, durchsichtigem Eis überkleidet. Nach Aussage der Anwohner ist dasselbe in dieser Jahreszeit beständig noch im Wachsen begriffen und erreicht erst im August seine größte Dicke, die dann nicht selten mehr als einen Fuß betragen soll. Späterhin im Jahre aber, — so wurde mir von glaubwürdigen Leuten in dem nahen Städtchen Daun berichtet, — vermindert es sich wieder, verschwindet im Winter sogar vollständig, und statt der eisigen Atmosphäre, wie ich sie dort im Mai antraf, herrscht dann warme Luft in der Höhle.

Die Phänomene, welche diese Eishöhle bei Roth und jenes Eislager an der Dornburg zeigen, haben offenbar die größten Analogien mit einander. Beide Localitäten liegen in zu geringer Meereshöhe, als daß man das dort im Sommer so reichlich vorhandene und der Bodenfläche so naheliegende Eis noch als einen Ueberrest der winterlichen Eisbildung ansehen könnte. In beiden Oertlichkeiten herrscht im Sommer und Winter eine Temperatur, welche der äußern Lufttemperatur völlig entgegengesetzt ist. Denn wie in der Rother Höhle (nach der Versicherung von Augenzeugen), im Winter das Eis verschwindet und die Luft sich erwärmt, schmilzt auf dem im Sommer eishaltigen Boden der Dornburg im Winter stellenweise der Schnee überraschend schnell hinweg, und hie und da dringen warme Luftströmungen aus dem Boden hervor. Endlich besteht auch an beiden Localitäten der Boden selbst aus vulcanischen Gesteinsfragmenten, bei Roth aus einer porösen Lava, und an der Dornburg aus kleinen Basaltgeröllen, welche mit ihren Zwischenräumen gleichfalls eine Art von sehr grobzelliger poröser Felsbildung darstellen.

Auch noch aus anderen Gegenden sind einige ähnliche Erscheinungen bekannt geworden. Eichwald, welcher die Rother Höhle einige Jahre nach mir (nämlich 1846) besuchte, erwähnt in seinem Reiseberichte, daß er eine ähnliche Höhle bei Gori im Kaukasus gesehen habe, und zwar auch in einem porösen Gesteine! Ferner berichtet H. B. Saussure, dessen „Alpenreisen“ noch immer eine Fundgrube mannigfaltiger und sorgfältiger Beobachtungen bilden, von mehreren Grotten und Kellern, worin es zwar nicht zur Eisbildung kommt, in denen aber trotz ihrer geringen Bodentiefe eine auffallende, mit Zunahme der äußern Lufttemperatur zunehmende Kälte sich zeigt. Dies ist z. B. in dem gänzlich aus Scherben von Urnen und anderen irdenen Gefäßen bestehenden Monte Testaccio, einem kleinen isolirt liegenden Hügel bei Rom, der Fall. In demselben sind fast an seinem ganzen Umkreise Keller angelegt, in welche aus dem Innern des Hügels durch die Zwischenräume der Scherben ein so kalter Luftstrom eindringt, daß Saussure in dem einen dieser Keller eine Temperatur von nur $5\frac{1}{4}$° R. fand, während sie draußen im Schatten 20° betrug. Aehnliche Verhältnisse fand Saussure in gleich sinnreicher Weise bei Caprino am Luganer See und bei Hergisweil unweit Luzern benutzt. An ersterem Orte hatte man an dem mit eckigem Kalksteingerölle bedeckten Fuße eines steilen Berges in der Weise Keller angelegt, daß nur die hintere Wand und ein Theil der Seitenwände derselben in dies Gerölle hineingriffen, die vordere Wand aber und das Dach der Luft ganz bloßgestellt waren; dennoch ward auch hier durch die zwischen den Geröllen hindurchströmende Luft die Temperatur so erniedrigt, daß sie bei einer im Freien herrschenden Wärme von 21° im Keller nur $2\frac{1}{3}$° betrug. Die zu Hergisweil gleichfalls in loser Geröllmasse stehenden Keller zeigten bei 18,3° äußerer Lufttemperatur im Innern auch nur 3°; im Winter, so berichtete man ihm, friere es in diesen Kellern zwar später, dann aber auch stärker, als in der freien Luft, was bei dem leichten Zugang, den die Kälte dann von außen in die so wenig bedeckten Keller findet, auch sehr erklärlich ist. In der Ventarola della Funera, einer Grotte auf der ganz und gar aus vulcanischen Gesteinen bestehenden und an Thermalquellen überreichen Insel Ischia sah Saussure das Thermometer, welches im März draußen im Schatten 14° gezeigt hatte, freilich nur auf 6° hinabgehen, man sagte ihm aber, daß es, wenn draußen die Wärme größer sei, in der Grotte auch noch tiefer sinke.

Kälte und Eisbildung treten in allen diesen Fällen da auf, wo der Boden, in welchem sich die Höhlen, Grotten oder Keller befinden, entweder aus porösen Felsarten, oder aus solchen Gesteinen besteht, die keine compacte, solide Masse bilden, sondern von einer Menge kleiner Canäle durchzogen sind. Enthält nun ein solcher Boden Feuchtigkeit, so muß die eben bezeichnete Beschaffenheit desselben die Verdunstung ganz ungemein befördern, welche bekanntlich ein Mittel ist, durch welches sehr hohe Kältegrade hervorgebracht werden können. Erklärt dies nun zwar auch noch nicht alle Einzelheiten der oben geschilderten Erscheinungen, so liegt doch aller Wahrscheinlichkeit nach in der durch Porosität des Bodens beförderten Wasserverdunstung der Schlüssel zu diesem merkwürdigen Naturräthsel, dessen endlicher Lösung recht sorgfältig nachzuspüren, gewiß im Interesse der Wissenschaft läge. Dazu fordert auch schon im J. 1796 Saussure die Naturforscher auf und räth Beobachtungen an, welche wenigstens ein Jahr lang allmonatlich drei Mal zugleich über die Temperatur jener kalten Räume und auch der freien Luft in der Nähe derselben anzustellen wären. — Meines Wissens hat sich aber bis jetzt noch Niemand einer solchen Arbeit unterzogen.

Die Chinesen in Australien.

Der Census der Kolonie Victoria in Australien weist 26,223 „Heiden“ auf, unter denen die Chinesen verstanden werden, welche in jener Kolonie eine eigenthümliche Stellung einnehmen. W. Westgarth schildert diese in seinem vor Kurzem erschienenen Buche: The Colony of Victoria: its History, Commerce and Gold Mining; its Social and Political Institutions; down to the End of 1863.

Sowohl die wilden Eingebornen als die Söhne des himmlischen Reiches werden von den australischen Ansiedlern als eine Art Zwischenglied zwischen Mensch und Thier betrachtet. Die allgemeine Aufmerksamkeit der Kolonisten wurde erst durch einen Bericht der Kommissäre, die mit der Beaufsichtigung der Goldfelder in Victoria betraut waren, auf die Chinesen gelenkt. Als bereits 10,000 dieser „John Chinamen“ angesiedelt waren, erklärten die Kommissäre: „daß die Gegenwart derselben in so großer Menge entsittlichend auf die Bevölkerung der Kolonie einwirke durch den niedrigen Stand ihres häuslichen Lebens sowohl, als durch ihre unheilbare Spielsucht und andere lasterhafte Angewohnheiten.“ Um alle „mongolischen Einwirkungen“ von den Kolonisten fern zu halten, dekretirte die Regierung von Victoria, daß jeder über See einwandernde Chinese einen Zoll von 10 Pfund Sterling bezahlen müsse. Diese Maßregel erwies sich aber als gänzlich unwirksam, die massenhafte Einwanderung der Chinesen dauerte fort, nur nahmen die schlauen Zopfträger nicht mehr wie bisher den Weg durch die Häfen von Victoria, sondern landeten in der Guichen Bay in Süd-Australien und gingen von da über Land nach den Goldfeldern. Aber bald darauf führte auch die Kolonie Süd-Australien den Chineseneingangszoll ein, und nun gingen diese nach Sydney und gelangten von dort auf gefährlichen und langen Wegen nach Victoria. Nichts schien sie abhalten zu können, und dadurch, daß sie über fremde Häfen kamen, ging für Victoria auch der Vortheil des Handels mit China verloren. Die Legislatur von Victoria verordnete nun im Jahre 1859, daß jeder „Barbar“, der über Land nach den Goldfeldern komme, dort vier Pfund Eintrittsgeld bezahlen und extra vierteljährlich ein Pfund Steuer entrichten solle. Dies letzte war zu viel für die Chinesen. Ueber 1400 kamen in einer öffentlichen Versammlung zu Castlemaine unter dem Vorsitz von Pon-sa zusammen, um Verwahrung gegen jene Maßregeln einzulegen. Man suchte die gegen sie gerichteten Vorwürfe zu entkräften und gab als Grund dafür an, weil sie ohne Weiber kämen, daß diese wegen ihrer kleinen Füße nicht gehen und Beschwerden ertragen könnten, und daß sie lieber daheim blieben, um nicht in die Gefahr zu gerathen, von den Engländern genißbraucht zu werden.

In Neu-Süd-Wales, wo sich auch tausende von Chinesen angesiedelt hatten, wurden ähnliche Gesetze erlassen, während Süd-Australien die Chinesentaxe wieder aufhob. Auch die Handelskammer von Melbourne trat im Jahre 1862 gegen die Chinesenkopfsteuer auf, indem sie die Sache vom rein geschäftlichen Standpunkte betrachtete. Sie wieß nach, daß alle Chinesen aus der Provinz Knang-Tong kämen und daß ihre Zahl in Folge der Steuern und der damit verbundenen Auswanderung sich von 40,000 auf 24,000 vermindert habe, daß aber statt dieser, wenn die Einwanderung ihren ruhigen Verlauf gehabt hätte, 75,000 in Victoria angesiedelt gewesen wären, die einen jährlichen Umsatz von drei Millionen Pfund Sterling verursacht und eine Zollabgabe von 300,000 Pfund eingebracht hätten.

Der größte Theil der Chinesen lebt und arbeitet in den Goldfeldern; aber beinahe ein Drittel derselben ist in den Städten seßhaft, namentlich in Melbourne, wo es in Little Bourke Street East ein eigenes Chinesenviertel gibt, dessen Bewohner in Bezug auf Glücksgüter sich in sehr verschiedenen Umständen befinden. Es gibt unter ihnen Großhändler, Droguisten, Opiumverkäufer, Fleischer, Schenkwirthe und Zimmervermiether. Die meisten sind sehr betriebsam, sparsam und im Allgemeinen achtungswerth. Eigenthümlich ist ihre Sitte, unter angenommenen Namen, welche den Charakter ihres Geschäftes bezeichnen sollen, zu handeln. So gibt es eine Firma Kong Meng et Comp, die „strahlendes Licht“ bedeutet; Sun Kum Lee et Comp oder „die neue goldene und unantastbare Firma“; Gee On et Comp, „die rechtmäßige und friedfertige Gesellschaft“; Kwong Tu Tye, „die breite, blühende und friedfertige Compagnie“ ꝛc.

Durch ihre Nüchternheit geben die Chinesen den übrigen Kolonisten ein gutes Beispiel, doch sind sie dem Laster des Spieles in Australien nicht minder ergeben als innerhalb der Grenzen ihrer alten Heimath. Auch als Schmuggler sind sie mit Recht verschrieen, und die Verschlagenheit und Pfiffigkeit, mit welcher sie die Zollbeamten zu täuschen verstehen, geht weit über alle Stückchen, die wir in Europa von unseren Paschern kennen. Im Laufe des Jahres 1863 ward mit großer Mühe ein lang fortgesetzter Schmuggelhandel entdeckt, der dem Gouvernement viel Kopfzerbrechen verursachte. Die Opiumpreise der chinesischen Händler standen plötzlich sehr niedrig. Dies erweckte Verdacht, und da zu gleicher Zeit der Zoll für eingeführtes Opium immer geringer wurde, der Verbrauch aber eher stieg, als abnahm, so war es klar, daß hier ein Schmuggel vorlag. Die Chinesen verfuhren dabei folgendermaßen. Das Opium wurde in Kisten verpackt, und zwischen diese wurden ganz gleiche Kisten gestellt, die aber einen nicht zollpflichtigen Artikel enthielten und durch eine geheime Marke bezeichnet waren. Kam nun das Schiff in den Hafen, so wurden einige der besonders bezeichneten Kisten den Beamten geöffnet, die dann das Ganze unverzollt durchpassiren ließen. Als dieser Betrug entdeckt wurde, stiegen die Opiumpreise in Melbourne augenblicklich.

Noch schlauer verfuhren die Chinesen in Kalifornien beim Opiumschmuggeln. Sie zerschnitten Eier auf eine sehr künstliche Weise, verpackten in diese das Opium und überzogen sie dann mit einer dicken Schicht Firniß, angeblich um das Ei vor dem Verderben zu schützen. Aber die ungeheure Menge eingeführter Eier erregte den Verdacht der Zollbeamten, und so ward auch diese Schmuggelei entdeckt.

Merkwürdige religiöse Erscheinungen unter den Eingebornen Neuseelands.

Wir haben im Globus schon oftmals darauf hingewiesen, daß unsere europäische Civilisation mit dem, was an ihr hängt, bei Völkern, denen man sie aufzwingt, das größte Unheil anrichtet. Sie vernichtet mit ehernem Tritte das Alte und zwingt den Menschen eine Menge Sachen und Begriffe auf, während sie doch für die ersteren kein Bedürfniß und für die zweiten gar kein Verständniß haben. Unsere Civilisation, welche wir über die ganze Welt verbreiten wollen und als die alleinberechtigte hinstellen, ist durch und durch radikal und despotisch. Wenn wir in diesen Blättern schon einmal gesagt haben, daß sie alljährlich mehr Menschen hinopfere und auffresse als alle Anthropophagen der Welt zusammengenommen, verzehren, so sprechen wir nur eine Wahrheit aus, für welche wir Thatsachen in großer Menge aus allen fremden Erdtheilen anführen können.

Wie viele Völker und Stämme sind schon allein in Nordamerika während der letztverflossenen dritthalb Jahrhunderte verschwunden? Und der Vernichtungsprozeß nimmt dort ununterbrochen seinen Fortgang. Ein Gleiches ist auf den Südseeinseln der Fall, wo die eingebornen Menschen völlig aus dem Gleichgewicht geworfen worden sind und sich durchaus in die neuen Verhältnisse nicht hineinfinden können, weil ihre ganze psychische Anlage nicht so beschaffen ist, daß sie im Stande wären, das ihnen zugebrachte und aufgezwungene Fremdartige in seinem Wesen zu begreifen, zu verstehen, dasselbe zu packen und in sich einzuarbeiten. Sie gehen, je nach Umständen, rascher oder langsamer daran zu Grunde.

Wieder andere Völker, welche unserer europäischen Civilisation eine besondere, aus langer geschichtlicher Kulturentwicklung hervorgegangene Civilisation entgegenstellen können und dabei zäh und mehr oder weniger mächtig sind, leisten Widerstand und lassen sich nicht bezwingen, sondern nur anstreifen; so die Hindu, die Chinesen und Japaner; aber wir bringen auch sie mindestens in Verwirrung, aus welcher sie eher alles Andere als Vortheil ziehen.

Wir sagten, daß unsere Civilisation anders geartete Menschen, welche nicht im Stande sind, dieselbe zu begreifen, und doch nicht mächtig und stark genug, manche ihrer Einflüsse völlig von sich abzuwehren, aus dem Gleichgewichte werfe. Die Howas auf Madagaskar liefern dafür den Beweis; bei ihnen geht Alles aus den Fugen, und auch die Ramenanzas, deren psychische Abspurigkeit wir in den früheren Bänden unserer Zeitschrift sehr eingehend geschildert haben, sind neuerdings wieder aufgetaucht. Damit ist der Beweis gegeben, daß die innere Erregung der Gemüther noch immer fortdauert. Jüngst haben wir wieder Berichte aus Madagaskar erhalten, die von erheblichem Interesse sind; wir versparen aber eine Erörterung derselben auf eine spätere Nummer, weil wir jetzt von einer höchst merkwürdigen Erscheinung reden wollen, die bei den Ureingebornen Neuseelands, den Maoris, zu Tage tritt.

Unter den Insulanern der Südsee sind diese Maoris entschieden die bildungsfähigsten; sie haben sich im Verlaufe der letztverflossenen 25 Jahre eine Menge europäischer Dinge angeeignet, und die Missionäre waren hoch erfreut, daß ihre Dogmen, wie sie meinten, so rasch und tief in das Gemüth der Maoris eingedrungen seien. Unbefangene, nicht geistliche Beobachter machten freilich eine Menge, wie sich nun ergibt, wohlbegründeter, Zweifel gegen diese Auffassung geltend. Es zeigt sich, daß die christlichen Lehren nur sehr schwache Wurzeln bei den Maoris getrieben und in den Köpfen derselben eine seltsame Verwirrung angerichtet haben.

Eine zu Auckland auf Neuseeland erscheinende Zeitung, „The southern Cross" vom 3. Juni 1864, erzählt Folgendes.

In einem Gefechte, das zwischen den Engländern und Maoris bei Ahuaha statt fand, erschlugen die Eingebornen den Kapitän Lloyd. Nachdem sie sein Blut getrunken hatten, schnitten sie ihm den Kopf ab, welchen sie dann begruben. Denen, welche Blut getrunken hatten, erschien, wie sie behaupteten, in der folgenden Nacht der Erzengel Gabriel; er gebot ihnen, den Kopf wieder auszugraben und nach alter Maori-Weise zu trocknen. Alsdann werde der Geist des Kapitäns aus diesem Kopfe sprechen und als Mittel des Verkehrs zwischen den Menschen und dem allmächtigen Gotte dienen. Dieser Kopf solle das Banner sein, welches den Schaaren der Maoris im Kriege gegen die Pakehas (d. h. Europäer) vorausgetragen werden müsse.

Man grub also Lloyds Kopf wieder aus. Dieser Kopf fing, so behaupten die Maoris, zu sprechen an; er verkündete einen neuen Glauben und ernannte zu Oberpriestern desselben den Te Ua aus Ngatirnanui, den Hepanaia aus Taranaki, und den Matene Rangitauira aus Wanganui.

Die Grundlehren dieses neuen Glaubens sind folgende: — Alle Bekenner desselben werden als Pai marire bezeichnet, d. h. als gut und friedfertig.

Das Wort Hau (kurz, und so ausgesprochen, wie wenn ein Hund bellend anschlägt), ist das heilige Erkennungswort. Wer dasselbe recht schnell herausstößt, wendet dadurch alle Gefahren von sich ab, und im Kampfe wird dann selbst die schärfste Waffe seinem Körper nichts anhaben können; die gegen ihn gezielten Kugeln treffen nicht, sondern gehen hoch in die Luft.

Die Proselyten werden dadurch eingeweiht, daß sie Wasser trinken, in welches Lloyds Kopf getaucht ist; auch wird ihnen dergleichen Wasser über den Kopf geschüttet (Taufe). Sie leisten dann einen Eid, jeden Weißen, ohne Unterschied des Alters oder Geschlechts, zu tödten und nicht eher zu ruhen, als bis alle Weißen auf den neuseeländischen Inseln vertilgt seien.

Die Bekenner des neuen Glaubens verkünden, daß sie unter dem besondern Schutz der Jungfrau Maria stehen; diese Gottesmutter werde persönlich unter ihnen erscheinen. Bei dem Werke der Austilgung aller Pakehas werden der Erzengel Gabriel und eine Schaar von Engeln den Maoris Beistand leisten; wenn das Werk geschehen ist, treten die Engel als Lehrer auf und unterweisen die Maoris in allen Künsten und Fertigkeiten, durch welche die Europäer sich auszeichnen.

Jeder Gläubige wird im Stande sein, in einem einzigen Tage die englische oder jede andere Sprache zu erlernen, wenn er gewisse Vorschriften befolgt, z. B. eine bestimmte Zeit lang eine besondere Stellung seines Körpers nicht verändert, und wenn dabei eine eigenthümliche Art von Flagge mit besonderen Farben über ihm weht.

Die Priester behaupten, daß sie diese Fertigkeit sich bereits angeeignet haben. Matene war neulich in Waitotara. Dort nahm er ein Zeitungsblatt, in welches irgend eine Kaufwaare gewickelt worden war, las laut englische Sätze vor und über-

trug sie dann in die Maorisprache. Dabei ging er so geschickt zu Werke, daß er sofort mehrere Proselyten machte.

Alle europäischen Glaubenssätze gelten für falsch und sollen abgeschafft, Bibeln und Gebetbücher müssen vernichtet werden, die Sabbathfeier gilt nichts mehr, weil alle Tage gleich heilig sind. Die Einweiberei ist abgeschafft, weil sich bei derselben die Zahl der Gläubigen nicht rasch genug vermehrt. —

Man sieht, welche Verwirrung in Folge unverdauter europäischer Vorstellungen und Glaubenssätze in den Köpfen dieser Maoris herrscht. Daß sie die Europäer zu vertilgen trachten, ist sehr begreiflich, denn die Geschichte der Besitznahme oder sogenannten Colonisation Neuseelands ist eine Geschichte unüberbotener Niederträchtigkeit und der scheußlichsten Infamien, der sich die christlichen Engländer schuldig gemacht haben. Nie ist das gemeinste Räubersystem, unter dem Deckmantel der Civilisation, so schmachvoll und so banditenmäßig offen und frech zur Schau getragen worden, wie von den Briten auf Neuseeland. Niemals hat sich ein Volk schamloser benommen. Man muß das sagen, weil es wahr ist. Der Krieg scheint jetzt zu Ende zu sein, denn die neueste Depesche des Generals Cameron aus Tauranga vom 6. August an das Ministerium des Auswärtigen lautet: „Am 5. und 6. August hat der Gouverneur von Neuseeland eine Zusammenkunft mit den Eingebornen von Tauranga gehabt, wobei Letztere sich unbedingt der Herrschaft der Königin unterwarfen und ihren Landbesitz dem Gouverneur zur Verfügung stellten. Es ist ihnen erlaubt worden, auf ihre Ländereien, von welchen nur ein kleiner Theil eingezogen werden soll, zurückzukehren."

Ein englischer Consulatsbericht über Peru.

Die nachfolgenden interessanten Mittheilungen sind dem Bericht des englischen Consuls Cox an das englische Ministerium des Auswärtigen entnommen. Sie sind in der „Brazil and River Plate Mail" vom 21. Okt. 1864 abgedruckt.

Das Territorium Montana. Das Territorium Montana ist mit den reichsten Gaben der Natur ausgestattet. Die Vegetation ist dort eine ungemein üppige; die schönen, schiffbaren Ströme stehen mit dem Atlantischen Ocean in Verbindung; die Thierwelt ist eigenthümlich und ungemein mannichfach entwickelt, namentlich kann man sagen, daß die Ornithologie nirgends eine bessere Ausbeute halten kann, als gerade in diesem Theile Peru's. Auch das Mineralreich bietet uns werthvolle Produkte in Hülle und Fülle. Eine große Quelle des Reichthums liegt auch in den immensen Wäldern, den heilkräftigen Droguen und genießbaren Früchten dieses Landstrichs, der sich vom östlichen Abhange der Cordilleren nach den Grenzen von Bolivia, Brasilien und Ecuador hin erstreckt und die Pampas von Sacramento zwischen den Flüssen Pachitea und Huallaga umfaßt.

Die Pampas von Sacramento werden in Bezug auf Fruchtbarkeit von keinem Lande der Erde übertroffen. Sie liegen zwischen den Flüssen Huallaga, Ucayali, dem Amazonenstrom und Pachitea. Ihre Ausdehnung beträgt von Süd nach Nord 300 engl. Meilen; ihre Breite wechselt zwischen 40 und 100 engl. Meilen. Viele kleinere Flüsse entspringen inmitten dieses Gebietes und wenden ihren Lauf dem Huallaga und Ucayali zu; die meisten derselben können mit kleinen Booten befahren werden, wie z. B. der Aiguaitia, Curiabatai und Santa Catharina. Im nördlichen Theile der Pampas finden sich viele Verbindungskanäle zwischen dem Huallaga und Marañon. Der Boden ist mit Bäumen von ungeheurer Höhe bestanden, und Kräuter und Gras gedeihen zu solch üppiger Höhe, daß ein Mensch sich darin verlieren kann. Aber diesem fruchtbaren Lande fehlt noch fast gänzlich die Bevölkerung. Man kann sagen, daß hier noch völlig jungfräuliches Land vor uns liegt, welches Millionen von Rindvieh ernähren könnte.

Das Departement des Amazonas wird im Norden von Ecuador, im Süden vom Departement Junin, im Osten von der Provinz Loreto und im Westen von den Departements Cajamarca und Libertad begrenzt. Die Scheide nach den beiden letzteren hin bildet der Amazonenstrom. Die Hauptstadt des Departements ist Chachapoyas. Außer einer Menge kleinerer Flüsse wird dieser Theil Peru's vom Amazonenstrom, Ucayali und Huallaga durchflossen. Oestlich und westlich von Chachapoyas durchziehen zwei Cordilleren das große und fruchtbare Land. Unter den wichtigsten Handelspflanzen und vegetabilischen Produkten sind zu erwähnen: die Nunu-huactana oder das Sauerrohr, welches dem Mais gleicht und auf eine eigene Art präparirt gegen Wechselfieber angewandt wird. Ferner China, Sassaparille, Tamarinden, Leinsamen, Jugwer, Cascarille und Ipecacuanha. Der dort geerntete Kaffee steht in Güte dem von Caravaya gleich, der vielleicht der beste in der Welt ist. Cacao, Yucca, Camotes oder süße Kartoffeln, Rüben, Reis, Bohnen, Erbsen, Zwiebeln, Portulack, Münze, Mais gedeihen prächtig. Ferner folgende weniger bekannte Gewächse: die Cocona, welche den Orangen von Quito gleicht; Maschatuesi, Früchte, die so groß wie eine Apfelsine werden; Ruchuesi oder gelbe Kartoffeln und Sachapapa, weiße Kartoffeln. Aus den Blättern der Bombanaje-Palme flicht man Hüte; die lange Bejuco liefert Oel. Agaven wachsen in Menge, und Vanille, Baumwolle und Tabak werden kultivirt. Die Wurzel einer Barbasco genannten Pflanze ist sehr giftig; die Indianer werfen sie ins Wasser und betäuben damit die Fische. Die Blätter der Sami- und der Llanguapflanze geben einen blauen Farbstoff. Der Bejuco, welcher ungemein elastisch ist, wird bis dreißig Fuß lang und kann anstatt eines Seiles benutzt werden. Die Blätter und Früchte eines Avac-mullaca genannten Dornbusches dienen als Seife. Aus dem Holz des Huito oder Jagnastrauches macht man Löffel, und mit den Früchten färbt man die Haare schwarz. Den Bast des Llanchamabaumes verwendet man wie Leinwand; die Frucht des Quimbabaumes liefert eine Art Baumwolle, und aus den grünen runden Sebo oder Mocoa-Früchten gewinnt man durch Kochen und Pressen ein Fett. Aus den harten Blättern der palmenähnlichen Sapaja macht man Kämme, eine Art Schildpatt (Tamsi), das sehr dauerhaft ist, und gelbe Farbe. Unter den Mineralien finden wir viel Waschgold, Quecksilber, Kupfer, Eisen und Blei. Das Klima des Departements ist ziemlich verschieden, was schon durch die beiden es durchziehenden Gebirgsketten bedingt wird. Aber selten steht das Thermometer niedriger als 27° C. und höher als 30° C. Ungesund ist es nur in der Nähe der großen Ströme.

Die Provinz Loreto liegt im Norden Peru's; sie ist so groß, wie fast alle übrigen Theile Peru's zusammen genommen. Ihre Grenzen sind noch nicht genau festgestellt; doch kann man im Allgemeinen Ecuador als Nordgrenze, Brasilien als Ostgrenze, die Departements Cuzco, Ayacucho und Junin als

Südgrenze, und die Departements Junin, Libertad und Amazonas als Westgrenze annehmen. Die Produkte dieser Prooinz gleichen in vieler Beziehung denen des Departements Amazonas. Mehl und Brot sind in Loreto unbekannt, und an ihre Stelle tritt die Banane und Mandioca (Manihot-aipi). Zuckerrohr wächst sehr viel wild, aber es wird nirgends kultivirt. Coca (Erytroxylon Coca) wird bei allen Dörfern, die längs des Huallaga liegen, kultivirt; von dieser ganz außerordentlichen Pflanze werden jährlich sechs Ernten gemacht; ihre Wirkungen auf den Organismus sind bekannt. In Loreto trinkt man häufig einen Theeaufguß von diesen Blättern. Tabak, Baumwolle, Kaffee und Cacao werden kultivirt und gedeihen mit seltener Ueppigkeit. Die Früchte der Pischuayopalme (Guilelmia speciosa) werden wegen ihres guten Fleisches gekocht genossen.

Der Handel Loreto's steht noch in den Anfängen und nimmt erst, seit die Dampfschiffe der brasilianischen Kompagnie den Amazonenstrom bis nach Peru hinaufgehen, einigen Aufschwung; aber es müssen erst noch gute Wege nach den Häfen am Amazonenstrom und den Nebenflüssen angelegt werden. Die Ausfuhr ist bedeutend größer als die Einfuhr, die meist von den Häfen des Stillen Oceans her über die Cordilleren auf sehr schlechten Wegen erfolgt, weil Brasilien an der Grenze von Peru eine sehr hohe Ausgangssteuer erhebt und deshalb die prächtige Wasserstraße des Amazonenflusses weniger zur Ausfuhr nach Peru als zur Einfuhr benutzt wird. Was die Schifffahrt auf den größeren Strömen betrifft, so sind die Pongos oder Stromschnellen bei weitem nicht so gefährlich, als man bisher allgemein annahm.

Die Geologie Canada's.

Seit de la Beche den Anstoß zu geologischen Aufnahmen in England gegeben hat, schreitet man unermüdlich auf dem von ihm angebahnten Wege fort, veröffentlicht geologische Karten, Durchschnitte und werthvolle Abhandlungen über die Geologie und den Mineralreichthum Großbritanniens und Irlands. In gleichem Eifer folgen die Colonien dem Mutterlande, und geologische Aufnahmen Westindiens, Neuseelands (hier wirkten namentlich Deutsche, wie Hochstetter und Haast), Australiens, Ostindiens und Canada's sind theils vollendet, theils noch im Gange. Trotz aller Opposition, welche diese wissenschaftlichen Arbeiten in England von Seiten der großen „frommen" und kurzsichtigen Partei zu erleiden haben, nehmen sie einen immer größern Aufschwung und führen zu praktischen, segensreichen Ergebnissen. Auf Neuseeland z. B. ist schon Kohle entdeckt worden. Ueber die Insel Trinidad liegt ein ausgezeichneter geologischer Bericht vor; die geologischen Karten Indiens erregen die Bewunderung aller Sachverständigen, und Australien verschwindet schnell aus der Liste der geologisch unerforschten Gegenden, während die neue geologische Aufnahme Canadas*) beweist, mit welchem Eifer die wissenschaftliche Erforschung dieses Landes vorgenommen worden ist.

Diese Aufnahme ward im Jahre 1843 von der Provinzialregierung Canada's angeordnet und von dem Direktor Sir W. Logan, einem geologischen Assistenten, einem Chemiker und einem Paläontologen ausgeführt. Das Buch ist beinahe 1000 Seiten stark und berührt in eingehender Weise eine Menge der wichtigsten geologischen Fragen, die jetzt alle Männer der Wissenschaft bewegen.

Nicht weniger als 330,000 englische Geviertmeilen vom hydrographischen Becken des St. Lorenzstroms gehören zu Canada. Zwei Hauptgebirgsketten durchziehen das Land zu beiden Seiten der Mündung des großen Stromes, die Systeme der „Laurentides" und von „Notre Dame". In dem letztern sind paläozoische Gesteine aller Alter entdeckt worden, ausgenommen die Schichten der Dyas (Zechstein und Rothliegendes). Die meisten der organischen Ueberreste, welche man in diesen älteren Formationen entdeckte, stimmen vollkommen mit Arten überein, die man unter den Versteinerungen Europa's findet, während andere ganz neu sind. Die Schichten dieser Kette sind stark gefaltet; Hügel und Thäler stimmen meistens mit dem allgemeinen Verlauf des Gebirges überein. Gewöhnlich sind die Berge etwa 1200 Fuß hoch; doch einzelne steigen auch bis zu 3000 und selbst 4000 Fuß auf. In einem Lande wie Canada, wo so viele Seen vorkommen, kann diese Kette gerade nicht seenreich genannt werden, obgleich 16 verschiedene Wasserbecken in ihr vorkommen, deren Entstehung mit der Eisperiode im Zusammenhang steht.

Die Lorenzogebirge in Canada sind aus zwei verschiedenen Gesteinsformationen zusammengesetzt, die die Namen „Laurentianische und Huronische Schichten" erhalten haben. Sie gehören zu den azoischen Gebirgsarten, die im nordwestlichen Schottland, in den Vereinigten Staaten, in Norwegen und Schweden ꝛc. in so großer Ausdehnung auftreten, und denen man den Namen der azoischen gab, weil bisher darin keine Spur organischer Ueberreste aufgefunden worden war. Jetzt hat man aber unzweifelhafte Versteinerungen im Laurentianischen Gneiß aufgefunden, der den ältesten Theil des Lorenzogebirges in Canada ausmacht. Auf die Theorie von den metamorphischen Gesteinen wird hierdurch ein ganz neues Licht geworfen. Wir wissen, daß im nordwestlichen Schottland sich mächtige Ablagerungen krystallinischer und metamorphischer Gesteine ausdehnen, die mit den unteren silurischen Schichten von Wales und Westengland von gleichem Alter sind. Diese bezeichnete man bis zum Jahre 1859 nebst vielen anderen Schichten von ganz verschiedenem Alter unter dem Namen „metamorphische Gesteine". Als man aber in den Kalksteinschichten, welche diese Gesteine durchziehen, Versteinerungen von ächt untersilurischem Charakter entdeckte, erlitt die ganze Geologie Schottlands eine vollkommene Umwälzung. Ohne die Entdeckung dieser Fossilien wäre es uns nie möglich gewesen, das Alter jener verdrückten krystallinischen Schichten zu bestimmen, in denen jede organische Spur vertilgt schien. In Canada ging es genau so.

Den langjährigen, mühevollen Nachforschungen von Logan ist es nun im Verein mit seinen Gefährten gelungen, nachzuweisen, daß der Laurentianische Gneiß Canada's aus zwei ganz verschiedenen Formationen besteht, die durchaus nicht conform abgelagert sind, und deren tiefere und ältere Versteinerungen enthält. Die Höhe der Lorenzo-Bergkette wechselt zwischen 1000 und 4000 Fuß, die durchschnittliche Erhebung scheint aber 1600 Fuß nicht zu überschreiten; die Oberfläche derselben besteht aus einer Menge halbkugelförmiger Hügel.

Nach Westen von den beiden beschriebenen Bergketten dehnt

*) The geological Survey of Canada. Report of progress from its commencement to 1863. Montreal. Dawson brothers; London, Baillière 1863.

sich eine ungeheure Ebene aus, die erst an den Rocky Mountains endigt; diese große Fläche ist nur wenig unterbrochen. Im östlichen Canada treten sechs oder sieben isolirte Trappberge auf, welche nicht höher als 500 bis 1800 Fuß werden; die Adirondack-Berge erheben sich in Neuyork zwischen dem Champlain- und Ontario-See bis zu 5000 Fuß. Hier und da verursachen auch einige Flüsse Durchbrüche durch die einförmige Ebene, wie z. B. der weltberühmte Niagara. Zwischen dem St. Lorenz und dem Ottawa, angrenzend an den Gneiß der „tausend Inseln", nimmt ein Theil dieser Ebene nicht weniger als 10,000 englische Geviertmeilen ein; sie besteht ganz aus muldenförmig abgelagerten untersilurischen Schichten, die auch jenseits der „tausend Inseln" 23,000 englische Quadratmeilen einnehmen. Schon hieraus geht hervor, welche kolossale Ausdehnung die paläozoischen Gesteine in der alten Welt haben. Mit Ausnahme von einigen miocenen Schichten und den allerjüngsten Ablagerungen, sind in Canada keine Gesteine aufgefunden worden, die jünger als die Steinkohlenzeit wären.

Die folgende Tabelle zeigt das Vorkommen der Flötzformationen in Canada an. Logan hat bei ihrer Benennung so viel als möglich lokale Namen beibehalten.

1. Paläozoische Gebilde.

1. Laurentianisches System.		
2. Labrador-Schichten.		
3. Huronische Schichten.		
4. Potsdam-Gruppe		
5. Calciferen oder Levis	Quebec-Gruppe	Unter-Silurisch.
6. Chazy oder Sillery		
7. Bird's eye und Black River Formation		
8. Trenton-Formation		
9. Utica-Formation.		
10. Hudsonsfluß-Formation		
11. Medina-Formation	Anticosti-Gruppe	Mittel-Silurisch.
12 Clinton-Formation		
13. Niagara-Formation		
14. Welfen-Formation		
15. Onondaga-Gruppe		Ober-Silurisch.
16. Untere Helderberg-Gruppe		
17. Oriskany	Obere Helderberg-Gruppe	Devonisch.
18. Corniferen		
19. Hamilton-Gruppe		
20. Portage- und Chemung-Gruppe		
21. Bonaventura-Formation		Steinkohlen.

2. Känozoische Gebilde.

22. Vermont-Schichten	Miocen.
23. Blockformation und Goldsand von Ostcanada . . .	Nachpliocen.
24. Erichone, Algonia-Sand, St. Moritz-Sand und Thon	?
25. Muschellager, Kalktuffe, Torf und moderne Bildungen.	Alluvium.

Einige kurze Nachrichten über diese zum Theil ganz neu in die Wissenschaft eingeführten Formationen mögen hier am Platze sein.

Die Laurentianischen Gesteine Canada's sind die ältesten bisher bekannten Schichten der Erde und liegen an der Basis aller anderen Flötzformationen. Ihren Namen haben sie vom St. Lorenzostrome, an dem sie in mächtiger Entwicklung vorkommen. Sie bestehen größtentheils aus Gneiß, granitartigem Gneiß, Quarzit, Hornblende, Glimmerschiefer und ächten Kalksteinen. Vielfach werden sie von Grünsteinadern und Syeniten durchsetzt. Ihre größte Mächtigkeit ist, zusammen mit den aufliegenden Labradorschichten, 4000 Fuß; der Raum, den sie in Canada einnehmen, wird auf 200,000 englische Quadratmeilen geschätzt. Es war im Jahre 1860, als John M'Mullen, welcher bei den geologischen Aufnahmen Canada's mit beschäftigt war, in den zwischenlagernden Kalkschichten des Laurentianischen Gneißes eine Versteinerung fand, die genau der Stromatopora rugosa der silurischen Formation glich. Niemand glaubte aber, daß hier eine wirkliche Versteinerung vorläge, denn man wußte ja, daß die Laurentianischen Schichten azoisch seien! Aber dieses Mißtrauen gegen die Entdeckung M'Mullens sollte bald verschwinden, denn im Frühjahre 1863 entdeckte Dr. Dawson in den Laurentianischen Kalken von Grenville eine neue Rhizopode, deren organische Natur Niemand mehr bezweifeln konnte. So steht denn fest, daß die ältesten geschichteten Gesteine der Erde organische Ueberreste enthalten, und wir brauchen kaum hinzuzufügen, welch mächtiger Anstoß diese Entdeckung wieder für die Geologen wurde.

Die Labrador-Schichten, welche in ziemlicher Mächtigkeit im östlichen Canada vorkommen, wurden bis vor Kurzem mit zu dem Laurentianischen Systeme gerechnet; sie weichen aber von dem letztern besonders durch andere Schichtung ab und sind durch eine Lage von grobkörnigen Grünsteinen oder Dioriten von den nächstfolgenden Huronischen Schichten getrennt, die namentlich am Huronsee stark entwickelt sind und aus Quarziten, Schieferconglomeraten und Kalksteinen bestehen, welche aber vielfach durch Ausbrüche von Granit und Grünstein gestört wurden. Die Dicke der Huronischen Schichten gibt man auf 2000 Fuß an.

Am Obern See überlagert die Huronischen Schichten eine starke Lage von kupferführenden Gesteinen, die wieder in zwei Gruppen getheilt werden. Die untere wird als ein Aequivalent für die Potsdam-Sandsteine in Neuyork angesehen, die dort bei dem Orte Potsdam mächtig auftreten. Es sind Schiefer und Sandsteine, zwischen denen von 2 bis 300 Fuß sich säulenförmig abgesonderter Trapp einschiebt, und auf die endlich bei der Thunder Bay 8000 Fuß starke Sandsteine, Kalke und Conglomerate folgen. Besonders wichtig werden diese Gesteine durch den großen Mineralreichthum, den sie führen. Logan bemerkt, daß jedenfalls dem Bergbau hier eine großartige Zukunft bevorstehe, denn Kupfer, Blei, Zink und Silber werden sehr häufig angetroffen. Auch Versteinerungen findet man in den Potsdamschichten; vor allem sind die fossilen Thierfährten, welche Owen Protichnites nennt und Crustaceen zuschreibt, höchst merkwürdig.

Von den Potsdamschichten bis zur Hudsonsfluß-Formation scheinen alle Flötzlagen gleichförmig abgelagert zu sein. Es sind Kalksteine, Sandsteine, Thone, schwarze Graptolithenschiefer und Conglomerate, die nach ihrem verschiedenen paläontologischen Charakter in verschiedene Schichten eingetheilt sind, wie aus der oben angeführten Tabelle zu sehen ist. Im Ganzen können sie als Vertreter der untern Silurformation Europa's angesehen werden, mit der sie auch viele Versteinerungen gemein haben, wie den Orthoceras occidentalis und Trinucleus concentricus. Die Gesammtmächtigkeit der untersilurischen Gesteine Canada's beträgt 9900 Fuß. Das, was man in England Wenlockkalke nennt und Llandoveryschichten nennt, ist in Canada durch eine Reihenfolge von Kalken, Schiefern und Dolomiten vertreten, die eine Mächtigkeit von 1500 Fuß erreichen und in denen man den in Europa so gemeinen Trilobiten Calymene Blumenbachii, einen geringelten Kopffüßler, Orthoceras annulatum und Favosites gothlandica findet. Diese Schichten stellt Logan zum mittlern silurischen System. Auf sie folgten die Onondaga-Gruppe und die untere Helderberg-Gruppe, welche in einer Mächtigkeit von 150 Fuß die obere Silurformation Canada's bilden; es sind Dolomite und Kalksteine.

Eins der höchsten Glieder der mittlern Silurformation ist die Niagaraformation, durch welche sich der Niagara sein Bett gewaschen hat. Es ist eine der interessantesten Aufgaben, zu berechnen, wie lange wohl das Wasser zu diesen Aushöhlungen gebraucht hat. Bakewell gab bereits 1830 im „Magazine of natural history" hierüber einige Aufklärungen. Man hatte beobachtet, daß die weltberühmten Wasserfälle immer mehr zurücktreten, nämlich, daß das Gestein, über welches sie dahinbrausen, allmälig fortgewaschen wird. Nach der Aussage eines

alten Mannes, der lange Jahre am Niagarafall gelebt hatte, waren vom Jahre 1790 bis 1830 die Fälle um 50 Ellen zurückgegangen. Nun beträgt die Entfernung von Queenstown bis zu den Fällen sieben englische Meilen oder 12,520 Ellen und dies ist die ausgewaschene Strecke, zu welcher der Fluß nach Bakewells Berechnung 9856 Jahre gebraucht haben mußte. Als aber Sir Ch. Lyell in Amerika die Niagarafälle untersuchte, kam er zu ganz anderen Ergebnissen als Bakewell. Er sammelte gewissenhaft alle Angaben über das Rückschreiten der Fälle und fand, daß ein Zurückgehen von einem Fuß pr. Jahr das Richtige sei, und daß hiernach 35,000 Jahre für das Rückgehen der Fälle von Queenstown bis zu ihrem jetzigen Standpunkte als die annähernde Zeitdauer anzusehen seien, vorausgesetzt, daß diese rückgängige Bewegung stets vollkommen gleichförmig erfolgt sei, wofür aber kein Beweis vorliege.

Die höchsten Schichten der obern Silurformation in Canada gehen allmälig in die obere Helderberg-Gruppe über, die aber schon zur Devonformation gehört. Die meisten der charakteristischen Versteinerungen kommen gerade, wie in Europa, in beiden Systemen vor, so daß eine genaue Abgrenzung sehr schwierig wird.

Man unterscheidet in Canada vier Abtheilungen der devonischen Formation: die Portage-Gruppe, die Hamilton-Gruppe, die Corniferen-Gruppe und Oriskany-Gruppe. Sie bestehen hauptsächlich aus Sandsteinen, Schiefern und Kalksteinen, die zusammen eine Dicke von 2400 Fuß erreichen, und auf die dann die Bonaventuraformation, der canadische Repräsentant der Steinkohlenzeit, folgt. Von praktischer Wichtigkeit ist diese Steinkohlenbildung nicht, denn obgleich sie an einigen Stellen eine Mächtigkeit von 3000 Fuß hat, so besteht sie doch fast nur aus rothen Sandsteinen und Conglomeraten.

Mit Ausnahme einiger Sand- und Kiesbetten des miocenen Zeitalters kennt man in Canada keine festen Gesteine, außer denen, welche der paläozoischen Zeit angehören. Diese letzteren aber sind vielfach mit lockeren Mineralbestandtheilen bedeckt, welche das Drift oder Diluvium bilden. Es sind Thone und Sande, in denen größere Blöcke und Kiesel mehr oder weniger häufig vorkommen. Sie wechseln in ihrer Mächtigkeit sehr und enthalten selten organische Ueberreste. Die alten Gesteine, auf welchen dies Drift aufliegt, zeigen sehr häufig Ritzen, polirte Flächen und Streifen, wie sie die Alpengletscher bei ihren Wanderungen an den benachbarten Felsen hervorbringen. Der Prozeß, welcher diese Schrammen, Ritzen und polirten Flächen auf den Gesteinen hervorbrachte, muß gleichzeitig mit der Auflagerung des Drift auf dieselben erfolgt sein. Es läßt sich in Canada nur annehmen, daß hier Gletscher die wirkende Ursache waren. Längs der ganzen Südgrenze der Huronischen und Laurentianischen Berge vom Obern See bis nach Labrador sind abgerundete Felsen oder „roches moutonées" sehr in die Augen fallend, und die runde Oberfläche dieser Hügel wird am besten der Wirkung von Gletschern zugeschrieben.

Auch der Zusammenhang zwischen den Gletschern der Lorenzo-Bergketten und den unzähligen großen und kleinen Landseen ist sehr bemerkenswerth und wirft ein helles Licht auf die Frage über den glacialen Ursprung jener Seen. Professor Ramsay suchte schon am 5. März 1862 vor der londoner geologischen Gesellschaft zu beweisen, daß viele der bedeutendsten Seen Europa's der Thätigkeit großer Gletscher ihre Entstehung verdanken, die allmälig jene Becken ausschliffen, in denen jetzt große Seen stehen. Er bemerkte, daß die großen alpinen und italienischen Seen nirgends in einfachen synclinischen Mulden liegen, noch daß die Felsenbecken der Alpen durch einfache Ueberschwemmung gebildet werden konnten. Auch Logan nimmt für die canadischen Seen eine vorhergehende Aushöhlung ihres Beckens durch Eis an. Er stützt sich dabei auf die Schleifrisse an den Ufern der Seen. Damals waren die Lorenzogebirge, die Adirondacks und die Grünen Gebirge hohe Alpen mit ewigem Schnee, von denen sich Gletscher bis weit in die Ebenen erstreckten und durch ihre Bewegungen das Eisdrift hervorbrachten und die Flußthäler und Seebecken aushöhlten.

Neue Bücher.

Aus dem Natur- und Völkerleben im tropischen Amerika. Skizzenbuch von Dr. Karl von Scherzer. Leipzig, Georg Wigand. 1864.

Das ist ein Buch, welchem wir einen recht ausgedehnten Kreis von Lesern wünschen. Es ist belehrend und unterhaltend, die Darstellung anregend und lebhaft, der Styl im Allgemeinen gut, und wir sagen nicht zu viel, wenn wir die Ansicht aussprechen, daß manche Schilderungen an jene Alexander von Humboldts erinnern. Wir wissen kein anderes Werk, das in so ansprechender Weise die Natur- und Volksverhältnisse Central-Amerika's schildert. Dort hat Herr von Scherzer vortrefflich beobachtet, er ist mit den Sachen vertraut, während seine Betrachtungen über Westindien uns ohne erheblichen Werth erscheinen, wenn man etwa den Abschnitt über die alten Kaziken Haiti's ausnimmt.

Wir wollen auf den reichen Inhalt des Werkes näher eingehen, um unser Urtheil zu rechtfertigen und dem Leser zu zeigen, wie Herr von Scherzer seinen Gegenstand behandelt. Er ist ein vielgewanderter Mann und hat seine Reisen in Amerika, wohl vorbereitet, zumeist in Gesellschaft des trefflichen Naturforschers Moritz Wagner gemacht. Zuerst durchstreifte er ein Jahr lang Nordamerika, über welches er ein Buch geschrieben hat, das an Werth hinter dem vorliegenden weit zurücksteht; dann besuchte er Nicaragua, Costa rica, Honduras und San Salvador (1854), verweilte nachher längere Zeit in Guatemala und besuchte auf der Heimreise mehrere westindische Inseln. Daß er späterhin an der Expedition der österreichischen Fregatte Novara Theil nahm, ist bekannt.

Der tropische Urwald wurde schon von hundert Reisenden geschildert; Herr von Scherzer aber versteht den Gegenstand in so fesselnder Weise darzustellen, daß man ihm mit Spannung und Vergnügen folgt. Er schiffte den San Juanfluß in Nicaragua hinauf. Sehr richtig bemerkt er, daß auf einer tropischen Bergskala mit den verschiedensten Temperaturgraden und klimatischen Verhältnissen, auf den stufenartig vertheilten Terrassen, Hochthälern und Hochebenen die Natur den größten Wechsel in der größten Nähe zeige, und daß dort die sonderbarsten Gegensätze neben einander zu finden seien. In Centralamerika ist der Küstenstrich am Stillen Ocean oft so schmal und der Lauf der Flüsse so kurz, daß man von der Quelle bis zur Mündung in Einem Tage gelangen kann. Dort haben die gesenkten Kronen vieler Palmenarten, von Tillandsien umwunden, ihre gefiederten oder gefächerten Blätter im brakigen

Wasser; der Jaguar klettert den kleinen Affen auf der schwanken Leiter der Bauhinien nach, und die großen Kaimane schwimmen mit den gefräßigen Hayen um die Wette durch die tosende Brandung in das Strombett hinein oder von da zurück in das Meer. Aber an der Quelle desselben Flusses, im Hochthal, wachsen Tannen und Eichen, Pflanzengeschlechter von ähnlichen Formen, wie in der Schweiz, aber nie dieselben Arten. Der nordische Wanderer glaubt die wohlbekannten Sträucher und Blumen: Erlen- und Himbeerbüsche, Sternkraut und Enzian wie auf den Bergen seines Vaterlandes zu sehen und Sylviaden- und Drosselarten singen zu hören, die ihn an die Stimmen seiner Heimath erinnern.

Der Reisende verweilte nicht selten längere Zeit in indianischen Ranchos, z. B. in der Waldgegend von Jesus Maria, oder in Punian und Ispanguasate in Guatemala, wo deutsche Ansiedler mitten im üppigsten Dickicht der Cedrelen- und Mahagonibäume sich angesiedelt haben.

Die folgende Schilderung ist vortrefflich. „Das wohlige Gefühl, welches man in diesen offenen Hütten bei dem Erwachen an einem sonnenheitern Morgen empfindet, durch Worte wieder zu geben, geht über unsere darstellende Kraft. Man muß dieses unnennbare Behagen selbst genossen haben, um seinen Zauber würdigen zu können. Es ist besonders in der Regenzeit, dem sogenannten Winter der Aequatorialzone, wo die mit Wasserdünsten reich gesättigte Atmosphäre den athmenden Körper in einer ganz eigenthümlichen Weise erquickt, völlig verschieden von jenem, das man an lieblichen Sommertagen in der gemäßigten und nordischen Zone empfindet. Das Geheimniß dieses Behagens liegt wohl zumeist in der größern Gleichmäßigkeit der Temperatur; die Wärme ist unter dem Schatten der Bäume, selbst in der Tiefregion der Küsten selten drückend. Der Organismus gewöhnt sich leicht und gern an alles Gleichmäßige. Eine feuchtwarme Luft reizt und erhöht die Thätigkeit der Hautnerven, und man spürt hier, trotz der höhern Wärme, nach Bädern weniger Verlangen, als in der trockenen Atmosphäre des Nordens. Die Vegetation trägt viel zu diesem Lustgenusse bei, nicht nur durch die aromatischen Stoffe, welche sie den Gasen der Atmosphäre beimischen, sondern auch durch die beständige Erneuerung des Sauerstoffes, welchen sie aushaucht. — —

Die reiche Tropenluft sagt dem Gefühlssinne mehr zu, als dem Denkvermögen. Ungleich stärker, als der zu viel gepriesene Himmel Italiens, lehrt diese Zone das Geheimniß jenes Genusses kennen, welchen der Bewohner des Südens in der Ruhe empfindet. Kêf nennt es der Orientale; dolce far niente der Italiener; dem spanischen Bewohner des tropischen Nordamerika fehlt seltsamer Weise das bezeichnende Wort für jenes süße, selige Nichtsthun, das er doch in einer weit mildern Atmosphäre mit weit mehr Behagen genießt, als der Sicilianer und Türke. — — Diesen Genuß des Gefühls steigert hier eine Augenweide, welche die nördliche Zone nicht kennt. Es ist das täglich sich erneuernde, unendlich malerische Schauspiel der meteorischen Prozesse und der wechselnden Dekoration des Himmels. Der Bewohner der Tropenländer sieht, ohne die schaukelnde Hängmatte im offenen Rancho zu verlassen, im Lustkreise Scenen, welche empfängliche Augen wunderbar ergötzen. Die Sonne geht, mit seltenen Ausnahmen, das ganze Jahr hindurch an einem klaren Horizont auf. Im Norden dagegen fehlt der Atmosphäre jene Durchsichtigkeit des südlichen Luftkreises, welche in der Regenzeit tägliche Niederschläge von Dünsten reinigen. Trockene Nebel, die trübe Erscheinung des Höhenrauchs, der selbst oft an den schönsten Sommertagen den nordischen Aether verdüstert, sind hier unbekannt. Leichte Wolkengruppen, die auch unter den Tropen jeden Morgen in wechselnder Höhe am Himmel schweben, scheinen vor der Sonne zu fliehen. Sie dienen ihr als verschönerndes Gehänge, nicht als neidischer Schleier. Das dauert jedoch nur in den ersten Frühstunden. Dann ändert sich allmälig die Scene; die leicht schwebenden Wölkchen gestalten sich zu mächtigen Wolkengebirgen, welche scheinbar unbeweglich am fernen Horizont über dem Gebirge hängen. Jene leichteren Dunstgestalten gehen in die dichtere und massivere Form über, welche der Meteorolog als die gethürmten Haufenwolken bezeichnet. Die Sonne verschwindet jetzt oft länger dem Blicke, während das Ansehen des Himmels noch an Schönheit gewinnt. Der Süden kennt nicht jenes Purpurkolorit, welches unter dem nordischen Himmel das Erscheinen und Verschwinden des Tagesgestirns begleitet. Dagegen ist das pittoreske Wolkenspiel und das tiefe, edle Blau des Firmamentes zwischen den Wendekreisen dem Norden fremd. Was ist alle Lieblichkeit der nordischen Aurora gegen das Schauspiel, welches hier in der feuchtwarmen Jahreszeit dem täglichen Gewitter vorausgeht? Die Sonne beleuchtet den zackigen Rand jener dichten Gruppe von Dunstbläschen, welche die Wirkung ihrer Strahlen auf die Erdoberfläche durch aufsteigende warme Luftströmungen in die höheren Schichten der Atmosphäre getrieben hat. Hier formen sie sich manchmal zu den großartigsten Gebilden, welche die Umrisse der Alpen mit ihren zackigen Hörnern und Firnen, prächtig kontrastirend gegen das Blau des Tropenhimmels, oft so täuschend darstellen!

Die Wirkung dieses bezaubernden Gemäldes auf den Beschauer ist nach dessen Standpunkt verschieden. In den halboffenen Grasebenen (Llanos), wo die Baumgruppen inselartig vertheilt sind, ist sie anders, als im dichten Wald oder auf baumlosen Hochebenen. Je mannigfaltiger die Dekoration des landschaftlichen Prosceniums, um so überraschender ist gewöhnlich die Augenweide. Vom baumreichen Vordergrund sieht sich das Spiel der Wolken, die schichtenweis übereinander, wie ein Amphitheater schweben, am günstigsten an. In Gegenden, wo Pisanggewächse mit zart gewebten, seidenartig schimmernden Riesenblättern den Rancho umgeben, wo durch das gefiederte Laubdach der Mimosen die tiefe Himmelsbläue blickt, oder wo baumartige Farrn und Palmen mit ihren edlen Kronen den Prospekt des Lustkreises als verschönernde Coulissen zieren, da ist der Anblick jenes hohen Himmelsgewölbes oft von unbeschreiblicher Herrlichkeit." Man muß gestehen, das heißt Natur malen!

Wir können uns nicht versagen, noch folgende Stelle mitzutheilen.

„Unvergeßlich sind uns die ersten Eindrücke der Tropenphysiognomie während unsers Nomadenlebens am Sarapiquisluß im Staate Costa rica geblieben. Der Naturcharakter in der Flora wie in der Fauna tritt hier stellenweis in einer Großartigkeit hervor, welche fast die Phantasie zu überwältigen droht. Die meiste Mannigfaltigkeit aber zeigt die Thierwelt in Gegenden, wo Wald, Gebirge und offene Llanos in der Nähe eines Flusses sich berühren, wie am Vulkan Miravalles in Costa rica oder zu Punian in Guatemala. Die größte Fülle von tropischen Erscheinungen fanden wir an den einsamen Waldufern des Rio grande de Costa rica zwischen Los Trojas und seiner Mündung. Hier, in einer einsamen, höchst selten von Menschen betretenen Wildniß sieht man in der Luft und auf dem Wasser ein eigenthümliches wunderbares Zusammentreffen der schönsten, wie der scheußlichsten Geschöpfe der heißen Zone. Prächtige Arasse, scharlachroth mit blau und gelben Schwungfedern, und Tukane mit Riesenschnäbeln, eben so buntschäckig in der Farbe wie grotesk in der Form, wiegen sich, schreiend und zankend, auf Palmenkronen, an deren schwanke, gefiederte Blätter der gelbschwänzige Montezumavogel (Cassicus Montezuma) sein beutelförmiges, kunstvolles Hängenest geknüpft hat. Wunderschöne, bunt geringelte Korallenschlangen, so giftig, daß ihr Biß in wenigen Minuten tödtet, sonnen sich unter den Büschen, auf welchen behelmte Riesenguane nach glänzenden Insekten haschen. Ganz

in der Nähe dieser verschiedenen Uferbewohner treiben auf dem Flusse ruhig schwimmend die grünen Krokodile. Man besucht selten die Mündung, ohne daß man mehrere dieser häßlichen Saurierkolosse, deren schuppiger Rücken einige Zoll aus dem Wasser hervorragt, erblickte, eben so häufig wie die Rückenflossen der Hayfische, welche mit der Fluth zu hunderten in das Strombett hineinschwimmen, und über die Wellen der Brandung hervorragen. Man fürchtet die Haye ungleich mehr als die feigen Krokodile, welche höchst selten Menschen angreifen und sich hier nicht oft an die Ufer wagen."

Der Abschnitt über die Feuerberge schildert lebendig und eingehend die Vulkane Centralamerika's, ihre Thätigkeit und den verschiedenen Charakter ihrer Bildung wie ihrer Ausbrüche. Ergreifend ist die Darstellung des fürchterlichen Erdbebens, durch welches in der Osternacht 1854 die Stadt San Salvador in einen Trümmerhaufen verwandelt wurde. Herr von Scherzer kam eben von einer Reise aus Honduras zurück, um in San Salvador mit Moritz Wagner, welcher die gräßliche Katastrophe erlebte, wieder zusammen zu treffen. Erst als er der genannten Hauptstadt bis auf eine Tagereise nahe gekommen war, hörte er, daß sie nicht mehr existire. Wir verweisen auf die meisterhafte Darstellung des großartigen Naturereignisses, welche Herr von Scherzer S. 125 ff. gibt; sie verdient einen Platz in geographischen Chrestomathien oder in Lesebüchern für Schulen.

Mit wahrem Vergnügen lasen wir das Kapitel über die Indianerstämme. Hier zeigt sich Herr von Scherzer als tüchtigen unbefangenen Beobachter, und wir finden ihn auf der Höhe der ethnologischen Forschung. Das heben wir um so lieber hervor, weil dieser Abschnitt, mit seinen gesunden Anschauungen und seinem positiven Inhalt einen erfreulichen Gegensatz zu den windigen Deklamationen und den lustigen Phantasmen bildet, mit welchen Scherzer in den Abschnitten über Westindien und die Neger hervortritt. Wir werden später darauf eingehen, hier aber die Indianer näher ins Auge fassen.

Sehr richtig betont Scherzer den Gegensatz zwischen den indianischen Jägernomaden Nordamerika's, welche eben deshalb allmälig zu Grunde gehen, weil sie von Natur unfähig sind, sich einem seßhaften Leben anzubequemen, und den ackerbautreibenden Indianern, die sich dauernd erhalten, so viel sie auch unter dem Drucke der spanischen Kolonialherrschaft gelitten haben. In Centralamerika, wie in Mexico, Neu-Granada, Venezuela, Ecuador, Peru und Bolivia übersteigt ihre Zahl nicht nur ganz ungeheuer jene der Weißen, sondern auch jene aller anderen Farben. Auf die höchstens zwei Millionen Menschen in den fünf centralamerikanischen Staaten kommen mehr als eine Million Indianer; in Guatemala, das Scherzer genau aus eigener Anschauung kennt, sind von den 900,000 Bewohnern des Staates kaum 10,000 reine Weiße. Uebrigens zeigen die braunen Menschen äußerlich zumeist einen Anflug von europäischer Civilisation, z. B. in Tracht und manchen Gebräuchen, die sie angenommen haben. Aber im Innern und Wesentlichen sind sie, in überwiegender Mehrzahl, noch gerade so, wie der spanische Eroberer Alvarado zur Zeit der Eroberung sie fand; vierthalb hundert Jahre haben wenig an und in ihnen umgewandelt.

Guatemala ist klassischer Boden für Jeden, welcher den Indianer gründlich studiren will; das hat, außer Herrn von Scherzer, auch der Abbé Brasseur wohl gewußt, aus dessen Werken wir früher im Globus Manches mitgetheilt haben. „In Quesaltenango, Santa Catalina Istlávacan, Utatlán, Totonicapán, Santa Cruz del Quiche und in manchen anderen Gegenden haben die Ansiedlungen der Eingebornen, so wie diese selber, ihre Urthümlichkeit bewahrt, wenn schon weder ihre Tracht, noch ihre Wohnsitze jenen barbarischen Anstrich haben, wie der Anzug und die Wigwams der nomadisirenden Jägervölker des Nordens. Die Männer, kräftige Gestalten von lohbrauner Körperfarbe, mit eckig hervorstehenden Backenknochen, schmaler Stirn, stechend schwarzen Augen und struppigem, dunklem Kopfhaar, tragen in der Regel kurze, braune Jacken und weite, weiße Hosen, die nur bis zum Knie reichen und um die Hüften mit einer buntfarbigen Binde besetzt sind. In diesem Anzuge besuchen sie die Märkte der größeren Städte.

Wir haben im Globus sehr häufig betont, daß das europäische Wesen und das Christenthum den Indianern noch nicht einmal durch die Haut gedrungen sei; darin stimmen alle unbefangenen Beobachter überein, und auch Herr von Scherzer bestätigt es aus eigener Wahrnehmung. Sie halten, sagt er, obwohl sie sich dem Anschein nach zur katholischen Lehre bekennen, noch immer fest an den rohen Sitten und Gebräuchen ihrer götzenanbetenden Vorfahren. Und Herr von Scherzer, selber Katholik, fügt hinzu: „Ja, es ist überraschend, zu sehen, welch geringen Einfluß die katholische Kirche seit drei Jahrhunderten, trotz dem Zauber ihres kirchlichen Apparates und der gewaltigen, oft grausamen Mittel, welche ihr zu Gebote standen, auf die Herzen und die Ueberzeugung der Indianer zu üben im Stande war. Noch fortwährend erscheinen diese lohbraunen Menschen der Mehrzahl nach ungläubig und unbekehrt; sie würden, wenn sich selber überlassen, wohl bald wieder ins Heidenthum zurückfallen. (Wir fügen bei: wie der Neger wieder in die Barbarei zurückfällt, sobald er sich selbst überlassen wird.) Das fühlen auch die weltlichen wie die geistlichen Autoritäten des Landes, allein es liegt nicht in ihrer Macht, diesem Uebel entgegen zu wirken. Indem sich die Indianer alle Lasten und Bürden der katholischen Kirche geduldig gefallen lassen, und sich stillschweigend ihren Geboten fügen, üben sie ihren Götzendienst und ihre heidnischen Gebräuche gleichwohl im Geheimen fort. Es hält bei ihrem unbeugsamen Starrsinn und der Verschlossenheit ihres Charakters unendlich schwer, ihnen in dieser Beziehung auch nur die geringste Mittheilung zu entlocken."

Die Kirche gestattete anfangs die Beibehaltung einzelner heidnischer Ceremonien, um desto mehr und rascher Täuflinge zu gewinnen, und auch heute noch ist jedes Kirchenfest „mit einem gewissen abgöttischen Nimbus umgeben". Fast in jedem Monate finden mehrmals kirchliche Processionen statt; dabei trägt man eine Holzfigur, die einen Schutzheiligen vorstellt und geschmacklos aufgeputzt ist, unter Vortritt des Ortspfarrers mit dem Allerheiligsten, um den Hauptplatz des Dorfes herum. Ein solcher Umzug ist gewöhnlich von häßlich maskirten Tänzern und Thierlarven-begleitet, welche unter Schellengeklingel, Pfeifenspiel und wilden einförmigen Trommelschlägen auf burleske Weise vor dem Heiligen einherhüpfen. Das Ganze gleicht einem ausgelassenen Fastnachtszuge.

„Bei Gelegenheit der Frohnleichnamsprocession im Dorf Istlávacan sah ich die Holzfigur des Erlösers in orientalischer Kleidung, mit breitem, rothem Turban und gelben Pantoffeln, auf einem plump geschnitzten Maulthier reitend, mitten unter Masken, Geigern und Tänzern einhertragen." Wir wollen hinzufügen, daß Processionen ähnlicher Art in fast allen indocreolischen Republiken stattfinden, namentlich auch in Peru, wo das wilde, ganz heidnische Schaugepränge aber wo möglich noch ärger ist, als in Centralamerika. Noch jüngst hat Marcoy darüber erbauliche Schilderungen in Wort und Bild gegeben.

Die Tänze, welche nach Beendigung der Procession im Pfarrhof aufgeführt werden, sind gleichfalls altheidnisch; nachher beginnt das Trinken, und das Kirchenfest artet in eine wilde Orgie aus. Herr von Scherzer erfuhr in der guatemaltekischen Ortschaft Palin, welche etwa 5000 Seelen zählt, daß dort im Durchschnitt beim Theresienfeste 3000 Flaschen Branntwein ausgetrunken werden. „Leider", so fügt er hinzu, „haben die Geist-

lichen nur selten so viel Macht und Einfluß über ihre indianischen Pfarrkinder, um solchem Uebel abhelfen zu können. Sie stehen in Folge der vielfachen Grausamkeiten, welche die ersten Mönche in ihrem religiösen Fanatismus sich zu Schulden kommen ließen, bei den braunen Eingebornen noch heute in üblem Rufe. Die Habsucht und der Egoismus späterer Missionäre haben nicht dazu beigetragen, diese Abneigung zu vermindern." Noch heutzutage nennt man den Pfarrer in der Quiche-Sprache Ki sol re le ak uch, d. h. Aufesser der Hühner, denn die Indianer hatten von diesem Geflügel einen unerschwinglichen Tribut zu leisten. So müssen die Bewohner des Sprengels von Istlávacan, etwa 25,000 Seelen, jährlich 7000 Hühner und 15,000 Eier dem Pfarrer als Zehnten abliefern! Es gibt keinen einzigen wichtigen Moment im Leben eines Indianers, von dem nicht der Dorfpfarrer irgend einen erheblichen Nutzen zöge. Am empfindlichsten ist das bei ehelichen Verbindungen der Fall, wo das künftige Paar oft monatelang auf dem Besitzthum des Pfarrers zubringen und umsonst arbeiten muß, bevor der Padre dasselbe für hinlänglich bewandert in der heiligen Lehre erklärt, um heirathen zu können. In der That benutzt der Pfarrer diese sogenannte Lehrzeit nur, um die Arbeitskraft des jungen Ehepaars nach allen Richtungen hin auszubeuten und sich von den Brauteltern Geschenke machen zu lassen. —

Karl V. erließ die ganz widersinnige Verordnung, daß die katholische Glaubenslehre den Eingebornen ausschließlich in der spanischen Sprache beigebracht werden solle!

Aus dem grundverkehrten Systeme, welches Regierung und Kirche befolgten und bei dem schmachvollen Drucke, welchen beide um die Wette Jahrhunderte hindurch übten, erklärt sich, daß die braunen Menschen starrsinnig an ihrem alten Glauben festhalten und ihren alten Götzen treu bleiben, denen sie nur andere Namen beigelegt haben. „Sie verehren scheinbar Gott und meinen im Innern die Sonne; sie rufen die heilige Jungfrau Maria an und denken dabei an den Mond; sie beten laut zu den Heiligen und stellen sich unter jedem Schutzpatron einen andern Stern vor. Es ist gar nicht etwa selten, daß Götzenbilder unter dem Hochaltar angebracht werden.

Die wichtigste Person ist noch immer der Ach itz, Sonnenpriester. Allein in der Gemeinde Istlávacan, welche doch ausnahmsweise einen gebildeten, wohlwollenden und klugen Geistlichen hat, gibt es deren jetzt mehr als sechszig; und jener Geistliche nannte die Namen dieser „Adivinos" (Zauberer), dem deutschen Reisenden. Sie sind Wahrsager, prophezeien Glück und Unglück, gute Erndten und Mißwachs, Finsternisse und Kometen; sie citiren und beschwören den Teufel und heilen Kranke. Als Nagualisten haben sie großen Einfluß im Dorfe, denn sie erhalten von der Geburt eines Kindes eher Kunde als der Priester. Erst wenn dem braunen Kinde durch den Ach itz das Horoskop gestellt worden ist, der Name irgend eines Thieres beigelegt, citronengelbes Harz verbrannt, ein Lieblingsgötze angerufen worden ist, und nachdem mancherlei heidnische Bräuche vollzogen worden sind, — erst dann wird das Kind zur christlichen Taufe getragen. Das Thier, dessen Name vom Sonnenpriester beigelegt wird, gilt als dessen Schutzgeist, als Nagual, für das ganze Leben.

Unter den Gottheiten, denen die „christlichen" Indianer von Istlávacan insgeheim, im Dunkel des Waldes Mais, Blumen und Früchte opfern und Feste begehen, befinden sich Noch, Genius der Vernunft; Achmak, Genius der Gesundheit; Ik, der Mond; Kanil, Genius der Aussaat und Chuiup, der Gott der Erde, welcher das böse Princip vorstellt, im Gegensatze zu Kich, dem Gotte des Lichtes, welcher das gute Princip bildet.

Wir können hier nicht weiter auf einen Gegenstand eingehen, den Herr von Scherzer sehr verständig und anziehend behandelt hat.

Vom praktischen Standpunkt aus verdient der Abschnitt über „Handel und Emigration" entschieden Beachtung. Herr von Scherzer erörtert in demselben die Bedeutung Centralamerika's für Handel, Industrie und Auswanderung Deutschlands, und wir pflichten dem, was er darüber beibringt, um so lieber und um so entschiedener bei, da wir uns schon vor einem Jahrzehnt und früher oftmals genau in demselben Sinn ausgesprochen haben. Die Länder der heißen Zone sind für ihren Manufakturbedarf auch an die fabricirenden Länder der gemäßigten Zone hingewiesen. Sie sind es weit mehr als die Staaten der nördlichen Yankee-Union. (Die Unabhängigkeit der Conföderirten, welche vorzugsweise der Agrikultur obliegen, ist entschieden im Interesse Deutschlands). Im Yankeelande erstarkt die Manufaktur-Industrie mit jedem Tage mehr, und man wird dort den eigenen Bedarf bald durch eigene Produktion befriedigen. „Während der deutschen Nation von ihren nach Nordamerika auswandernden Söhnen gar keine (wenigstens verhältnißmäßig geringe) Vortheile erwachsen; während nicht nur ihre materielle Produktion von höchst untergeordnetem Nutzen für das Mutterland bleibt, sondern sogar ihre Persönlichkeit der deutschen Nationalität für immer verloren geht, vereinigten die Staaten Mittelamerika's durch ihre glückliche geographische Lage, durch die Vortheile ihrer physischen Verhältnisse und durch die Race, welche in ihnen wohnt, alle Bedingungen, um deutschen Auswanderern in vollkommen gesunden, fruchtbaren Gegenden eine vortheilhafte Existenz und die Erhaltung ihrer Nationalität zu sichern."

Im Yankeelande sind von den Deutschen, welche in dem Eroberungskriege gegen die Conföderirten die Waffen ergriffen, seit drei Jahren etwa 60,000 getödtet oder zu Krüppeln geworden, halb so viele Menschen, als z. B. der Staat Costa rica zählt. Man denke sich jene 60,000 Deutsche auf die Hochebene jenes Landes und beantworte sich, was aus diesem und was aus ihnen geworden wäre! A.

Aus allen Erdtheilen.

Nachrichten von Du Chaillu. Der bekannte Reisende veröffentlicht in der „Times" vom 15. Okt. einen Brief vom Fernand-vaz River, äquatoriales West-Afrika, an seinen Freund Silver in London. Er war im Begriff, am 20. August nach dem Innern abzureisen, hatte 13 Tons Kautschuk gesammelt und eine Menge Gorillas, darunter einen lebenden, nach London abgeschickt. Du Chaillu war vollkommen gesund, doch nahm er viel Chinin als Präservativmittel ein und bittet zum Schlusse, daß man ihn nur nicht gleich für todt halten solle, wenn ein oder zwei Jahre keine Nachrichten von ihm einliefen, denn die Postverbindungen seien herzlich schlecht.

Samuel Bakers afrikanische Reise. Seit unsrer letzten Nachricht über diesen kühnen Reisenden (Globus VII, 94) ist

wieder ein Schreiben Consul Pethericks aus Chartum bei Murchison eingetroffen, welches in der „Times“ vom 24. Okt. mitgetheilt wird. Bakers glückliche Ankunft in Kamrasi's Residenz am Kari bestätigt sich; nur hatte er all sein Vieh verloren; übrigens befand er sich wohl. Mit 10 Gefährten brach er zur Erforschung „eines Sees“ auf, ob dies aber der nach Westen hin liegende Lutu Nzigi oder der große Nyanza im Süden ist, darüber weichen die Angaben der Leute Churschid Aga's, auf die sich Pethericks Brief stützt, ab.

Miani's Expedition ist auf große Hindernisse gestoßen; namentlich sind verschiedene der Geldquellen, auf welche der Venetianer sich stützen zu können glaubte, nicht flüssig geworden. Insbesondere sind die ägyptische Regierung und Dr. G. Schweinfurth zurückgetreten. Seine Waffen und Vorräthe hat Miani in Alexandria zurückgelassen; er selbst traf am 18. Oktober in Triest wieder ein, wo er aufs Neue für seine Expedition wirken will.

Die Austrocknung des Innern von Süd-Afrika. J. F. Wilson hielt in der British Association über diesen Gegenstand einen höchst interessanten Vortrag, der einen sehr lebhaften Austausch der Meinungen unter verschiedenen Mitgliedern der geographischen Sektion hervorrief. Es ist nämlich in den letzten Jahren die Bemerkung gemacht worden, daß große Strecken Landes in der Trans Gariep Region allmälig austrockneten. Die Calahari-Wüste nimmt fortwährend an Ausdehnung zu und verschlingt förmlich große Strecken bewohnbaren Landes. Die Wasserquellen in jener Gegend werden immer ärmer, und Seen, wie z. B. der von Livingstone beschriebene Serotli, sind nun ausgetrocknet. Diese große Umwandlung ist aber, wenn man den Berichten der Eingebornen Glauben schenken darf, schon vor der Ankunft der Europäer eingetreten, und massenhafte Stämme und Wurzeln von Akazien, die in solchen Gegenden sich finden, wo nun kein Baum zu sehen ist, scheinen dies zu bestätigen. Sucht man nach der Ursache dieses Faktums, so darf man zunächst nicht an kosmische Veränderungen oder Erdbeben denken, von denen wir in Süd-Afrika keine Spur entdecken können. Der Grund liegt vielmehr in den physikalischen Verhältnissen des Landes und in den Gebräuchen der Eingebornen. Das Land, welches vom Orange-Fluß bewässert wird, ist von Natur dürr, weil die Hauptregenwolken, die vom Indischen Ocean kommen, durch die dazwischenliegenden Quathlamba-Berge abgeleitet werden. Die vorherrschenden Winde kommen von Nordosten. Die Wolken, die über dem Indischen Ocean sich mit Wasserdämpfen gesättigt haben, werden über Caffraria hingetrieben und bewässern dieses Land reichlich; wenn aber die feuchtigkeitschwangeren Wolken an den Gipfeln der Bergkette anlangen, die Caffraria von dem innern Lande trennt, so sind sie nicht allein schon eines Theils ihrer Feuchtigkeit beraubt, sondern sie treffen auch mit der verdünnten Luft der Centralebenen zusammen, steigen in Folge dessen höher und gehen in noch dünnern Dampf über. Freilich gibt es nur wenige Gegenden, die ganz ohne Vegetation sind, und große Bäume findet man häufig. Nirgends fehlen Heerden wilder Thiere, und doch fühlt man die Verminderung des Regens um ein oder zwei Zoll im Jahre sehr empfindlich. Wilson kam zu dem Schlusse, daß, wie aus einer sorgfältigen Untersuchung der geologischen Verhältnisse und der Quellen hervorgeht, tief unter der Erdoberfläche auf weite Strecken hin sehr viel Wasser vorkommen muß, und daß durch Bohren von artesischen Brunnen der weitern Austrocknung abgeholfen werden kann. Auch empfiehlt er, das fortgesetzte Niederschlagen der Wälder und Abbrennen der Weiden, wie es sowohl von den Eingebornen, als auch Europäern betrieben wird, mehr zu beschränken.

Der Handel Zanzibars im Jahre 1863. Ueber denselben enthält die „Times“ vom 13. Oktbr. 1864 einen Bericht, welcher einen bedeutenden Aufschwung constatirt. Der britische Handel mit dieser afrikanischen Insel wird meistens über Indien geführt und beläuft sich auf die Summe von 200,000 Pfund Sterling für Einfuhren, etwa zwei Drittel des gesammten Importes. Die Ausfuhr hatte einen Werth von 300,000 Pfd. Sterling und ging zur Hälfte nach Indien. Unter den eingeführten Waaren befanden sich im Jahre 1862 auf 1863 für 839,716 Dollars Schnittwaaren, die früher meist aus Amerika kamen; doch seit dem Ausbruche des Bürgerkrieges haben die Engländer in diesem Artikel die Ueberhand bekommen, und namentlich macht Manchester gute Geschäfte. Glasperlen werden von Venedig eingeführt und gehen dann weiter nach dem Innern, wo Sklaven und Elfenbein für sie eingetauscht werden. Kaurimuscheln werden am Festland gesammelt, von den Eingebornen in ihren Booten nach der Insel hinübergebracht und dann von hamburger Schiffen nach der afrikanischen Westküste und von indischen Händlern nach Indien geführt; doch ist dieser Handelsartikel sehr im Abnehmen begriffen und macht immer mehr dem Gebrauch der edlen Metalle Platz. Oel und Oelsamen wurden im Jahre 1862 auf 1863 für 158,116 Dollars ausgeführt. Besondern Aufschwung nimmt der Handel mit Sesam, der an der afrikanischen Ostküste wächst und nach Hamburg und Frankreich ausgeführt wird. Eine Haupthandelswaare sind auch die Gewürznelken; es werden jährlich 7,000,000 Pfund im Werthe von 85,000,000 Pfd. Sterling erzeugt. Im Jahre 1863 mißrieth die Ernte; doch hofft man den Ausfall durch Zucker zu decken, für dessen Kultur der Boden Zanzibars ungemein geeignet ist.

Die Einkünfte des Sultans, die hauptsächlich in 5 Prozent Abgaben von den eingeführten Gütern bestehen, sind für 190,000 Dollars jährlich an ein indisches Handelshaus verpachtet worden; doch muß derselbe davon einen Tribut an den Imam von Maskat entrichten, und um den Ausfall zu decken, hat er eine Grundsteuer angeordnet, die ihm 40,000 Dollars jährlich abwirft. Der Sklavenhandel scheint im Abnehmen begriffen zu sein, denn im Jahre 1860 bis 1861 wurden noch 19,000, im Jahre 1862—63 dagegen nur 12,000 Sklaven eingeführt. Kinder werden auf dem Markte mit 5 bis 10 Dollars, kräftige Burschen mit 10 bis 30 Dollars und erwachsene Mädchen mit 10 bis 150 Dollars bezahlt.

Der Telegraph zwischen Indien und Australien bietet mehr Schwierigkeiten dar, als irgend eine andere Linie auf der Welt. Ein englischer Ingenieur, welcher den fernen Osten kennt, stellt folgende Betrachtungen an.

Ein Herr Bright hatte behauptet, daß eine Linie über Singapore, Java und Timor nach Australien auf keine bedeutenden Hindernisse stoßen werde. Nun verhalten sich aber die Dinge in folgender Weise. Bis jetzt reicht der indische Telegraph gegen Südosten bis Ranguhn in Pegu; aber er geht, die Flußübergänge ausgenommen, nirgends unter dem Wasser hin. Die Entfernung zwischen Ranguhn und Singapore beträgt etwa 1000 Miles. Ein Telegraph, der auf dieser Strecke auf dem festen Land angelegt wird, geht fast überall durch unbewohnte Wälder und die Besitzungen von fünf unabhängigen halbbarbarischen Fürsten. Wollte man den Draht unterseeisch legen, so fände er fast überall im Meere Korallenboden. Von Singapore nach Hongkong beträgt die Entfernung 1500 Miles, oder etwa drei Viertel der Breite des Atlantischen Oceans; man müßte den Draht submarin legen und nicht in seichte Meerestheile, sondern in einen, nicht selten von Wirbelstürmen heimgesuchten Ocean, in beträchtlicher Tiefe und fast ohne Zwischenstationen. Aber es gibt noch größere Schwierigkeiten. Von Singapore bis Batavia, 650 Miles, ist das Meer allerdings nicht sehr tief, hat aber fast durchgängig Korallenboden. Die Holländer legten vor etwa drei Jahren ein Telegraphenkabel, das auch ein paar Tage lang benutzt werden konnte; dann aber wurde es in Folge der Reibung auf den scharfen Korallen durchschnitten; nachdem man es reparirt hatte, geschah gleich wieder dasselbe, und man gab die Sache als hoffnungslos auf. Von Batavia über Timor nach Kap York in Australien sind 2500 Miles, ein Viertel mehr als die Breite des Atlantischen Oceans zwischen Irland und Neufundland beträgt. Die zwischenliegende Meeresstrecke ist sehr tief. Es handelt sich also darum, auf einer Strecke von etwa 1000 deutschen Meilen, theilweise auf Korallenboden, theilweise in ungemein tiefen Meeren ein Kabel zu legen. Damit wird es noch gute Weile haben.

Fortschritt Tasmania's. Diese ehemalige Verbrecherkolonie, welche amtlich nicht mehr als Van Diemensland bezeichnet wird, macht zwar keine sehr raschen, aber doch sichere Fortschritte. In klimatischer Beziehung ist diese Insel günstiger gestellt als das australische Festland. Im Jahre 1863 betrugen die Einfuhren den Werth von 902,940 Pfd. St., 45,527 mehr, als im Vorjahr; die Ausfuhren 999,511 Pfd. St., beinahe 80,000 Pfd. St. mehr. Im Jahre 1862 stellte sich die Trächtigkeit

der eingelaufenen Schiffe auf 107,664 Tonnen, 1863 auf 117,681; jene der ausgelaufenen auf respective 108,915 und 116,143 Tonnen. Die Zahl der Schafe betrug 1,800,811, und 267,173 Acres Land waren unter Anbau. Die Volksmenge betrug zu Ende des Jahres 1863 erst 91,519 Seelen; der Wunsch nach einer starken Einwanderung rechtschaffener Leute war sehr lebhaft. Wir wollen bemerken, daß die Versuche, den Lachs auf Tasmanien im Flusse Derwent einzubürgern, durchaus gelungen sind.

Zur Statistik von Neusüdwales. Einem Blaubuche dieser ältesten Colonie Australiens zufolge betrug zu Ende des Jahres 1862 die Volksmenge derselben 367,495 Seelen. In der ersten Hälfte des Jahrzehntes von 1852 bis 1862 betrug der Anwachs 47, in der zweiten Hälfte 20 Procent; aber das Letztere erklärt sich, wenn man bedenkt, daß in diesen Zeitraum die Ausscheidung von Queensland fällt, welches nun eine selbständige Colonie bildet, und dazu kam noch die Auswanderung nach den Goldgruben von Otago in Neuseeland. Noch immer ist das Gleichgewicht zwischen der männlichen und weiblichen Bevölkerung nicht hergestellt, denn 1862 kamen auf je 1000 männliche nur 788 weibliche Seelen. Auf je 1000 Köpfe entfielen 42 Geburten und 17,83 Sterbefälle. Der natürliche Zuwachs betrug 8910, die Einwanderung 15,386, die Auswanderung 15,079 Köpfe. Einnahmen 1,628,885 Pfd. St., Ausgaben 1,608,810 Pfd. St. (bei beiden Posten die Anleihe ausgeschlossen). Einfuhren 9,334,645 Pfd. St., Ausfuhren 7,102,562 Pfd. St.; Golderzeugung 2,212,534 Pfd. St., durch 25,038 Personen, welche Erlaubnißscheine (Licenzen) genommen hatten; auf den Kopf kamen also in diesem Jahre, 1862, durchschnittlich 88 Pfd. St. Von dem Haupterzeugniß der Colonie, Wolle, wurden 21,000,000 Pfund ausgeführt; Anzahl der Schafe 6,145,651; sie hat sich wegen mehrjähriger Dürre etwas vermindert und früher schon einmal die Ziffer von acht Millionen erreicht. Der Hornviehstand, der stetig anwächst, betrug 2,620,383 Häupter; unter Anbau waren 302,138 Acres Land; davon mit Weizen bestellt 117, 854, mit Mais 78,232; die übrigen mit Gerste, Hafer und Gras. Neu ist, daß 54 Acres mit Baumwolle bestellt waren, die durchschnittlich 143 Pfund lieferten, obwohl das Jahr kein günstiges Wetter hatte; Weinertrag 144,888 Gallonen; Kohlenförderung 476,522 Tonnen, wovon auch beträchliche Theile nach anderen Colonien ausgeführt wurden. — Etwa 42,000 Kinder besuchten die Schulen.

Goldfelder in Catamarca entdeckt. Der „Buenos Ayres Standard" vom 10. September 1864 meldet: In der Provinz Catamarca sind ungemein reiche Goldfelder entdeckt worden, und schöne Gold- und Silbererzstufen sind nach Buenos Ayres von dort gebracht worden. Die Minen von San Juan werden dadurch vollständig in Schatten gestellt. Bis jetzt war Catamarca nur sehr wenig von Bergleuten besucht worden; nun aber entsteht eine förmliche Völkerwanderung von Chile aus und den anderen Provinzen der Argentina dorthin.

Was hat der Unterjochungskrieg in Nord-Amerika schon gekostet? Darauf gibt die Zeinung „The New-York World" folgende Antwort: — Wir haben verausgabt vom Ausbruche des Krieges bis September 1864: für Heer und Flotte reichlich 3000,000,000; für Anwerbeprämien (namentlich auch für ausländisches Abenteurergesindel, aus welchem ein großer Theil der „Freiheitsarmee" besteht) 450,000,000. Der Verlust an Menschenleben und jener an produktiver Arbeit, welcher durch die Getödteten und Verstümmelten verursacht worden, stellt sich auf mindestens 2000,000,000, und jener der Feldsoldaten auf 8000,000,000; an Eigenthum auf See und zu Lande sind für mindestens 300,000,000 zerstört und verwüstet worden. Der Handel hat mindestens 700,000,000 eingebüßt, und die Pensionen an Verwundete, Wittwen und Waisen, von denen es im Lande wimmelt, betragen an 400,000,000 Dollars. Summa Summarum in kaum vierthalb Jahren fünfzehn Milliarden Dollars. Dazu kommen noch die Schulden, und was ist von dem „glorreichen republikanischen System" übrig geblieben? Allgemeine Zerrüttung und eine Dynastie von Stellenjägern, namentlich Advokaten und Soldaten.

Die Cucujokäfer in Mexico. Es ist in letzterer Zeit vielfach davon die Rede gewesen, diese Leuchtkäfer auch in Europa, wie es in Mexico geschieht, als Damenschmuck einzuführen. W. v. Müller meldet über dieselben in seinem vor Kurzem erschienenen Werke: Reisen in den Vereinigten Staaten, Canada und Mexico: Unter den eleganten Spaziergängerinnen in Vera Cruz befanden sich einige, welche sich schon von Weitem durch einen eigenthümlichen Schmuck auszeichneten. Sowohl in dem mit Blumen und Bändern durchflochtenen schwarzen Haar, als auf den weißen Kleidern trugen sie kleine, so stark leuchtende Gegenstände, daß man in deren Licht auf mehrere Fuß im Umkreise Alles unterscheiden konnte. In der Gegend von Vera Cruz findet sich nicht selten ein leuchtender Käfer, von den Spaniern Cucujo genannt, den die Damen bereits fast wie ein Hausthier behandeln, um ihn jederzeit zum Putz verwenden zu können. Der Käfer wird von den Indianern eingefangen, indem sie Abends eine helleuchtende Kohle an einem Stock in der Luft hin und herschwenken, auf die der Käfer zustürzt. Das Dutzend dieser Thiere wird auf dem Markte für zwei Realen verkauft. Man hält sie in eigens dazu gefertigten Käfichen von feinem Draht, füttert sie sorgfältig mit Scheibchen von Zuckerrohr und badet sie täglich zwei Mal. Abends werden sie in kleine Säckchen von feinem Tüll gesteckt und diese in Form von Rosen längs des Kleides befestigt; oder man steckt dem Käfer zwischen Kopf- und Bauchschild eine Nadel durch, was geschehen kann, ohne ihn zu verletzen, und trägt ihn so als Kopfnadel, um die Mantille zu halten. Am schönsten aber nimmt sich dieser Schmuck aus, wenn er, mit kleinen, künstlich aus Kolibrifedern gebildeten Blumen und einzelnen Brillanten verbunden, als Kranz in den Haaren getragen wird.

Der Cucujo (Pyrophorus clarius) gehört zur Familie der Elatariden, welche sich, wenn man sie auf den Rücken legt, in die Höhe schnellen. Er ist einen Zoll lang, braun, mit zwei hellfarbigen transparenten Buckeln in der Nähe der Augen und einem ähnlichen Membran am Bauche. Der Käfer kann den von diesen Organen ausgehenden Lichtglanz erhöhen, vermindern oder ganz erdrücken, indem er andere Membrane darüber zieht, was stets der Fall ist, wenn er schläft. Während des Fliegens dagegen entwickelt er den höchsten Glanz. Das ausgestrahlte Licht ist so hell, daß man dabei lesen kann. Wenn man den leuchtenden Stoff aus den Bläschen, welche ihn enthalten, herausnimmt, stellt er eine weiße, mehlige, leichtklebrige Substanz dar, die ihre leuchtende Eigenschaft noch kurze Zeit beibehält. In den östlichen Küstengegenden Mexico's ist diese Art nicht selten. Die Indianer legen diesen Thieren, wenn sie sie eingesperrt halten, faules, leuchtendes Holz in den Käfig, weil sie behaupten, der Käfer sauge die phosphorescirende Materie desselben ein.

Silberabzug nach dem Orient. Während in Deutschland tausende kleiner Kapitalisten, unkundige, verblendete Leute, die Thorheit begehen, in Bonds der nordamerikanischen Yankeestaaten Millionen auf Millionen anzulegen, weil sie wähnen, daß die Yankees ihnen 17 bis 20 Procent Zinsen zahlen würden — ist auch der Abzug von Edelmetallen nach dem Orient ungeheuer. Nach Nordamerika ist, den Berechnungen der Handelsblätter zufolge, allein aus Deutschland für 80 bis 90 Mill. Dollars Gold und Silber gegangen. Dadurch entstand schon eine empfindliche Lücke. Nun aber muß Europa einen großen Theil der Baumwolle, welche es früher aus den conföderirten Staaten bezog und mit Fabrikaten bezahlte, baar kaufen, in China, Japan, Indien, Syrien, Aegypten ꝛc., in lauter Ländern also, die bekanntlich Silber nicht wieder herausgeben, sondern was sie einmal haben, fest an sich behalten. Dieser Abzug nach dem Orient, der immer beträchtlich war, ist kolossaler als je und wird am Ende des Jahres eine ungeheure Summe ergeben. Am 7. September ging ein Extrazug von London nach Folkestone; er zählte 17 Wägen, auf denen in 1316 Kisten 2632 Silberbarren verladen waren. Das Gesammtgewicht derselben betrug 61 Tons 10 Centner, also 1230 Centner Silber, im Werth von 333,191 Pfd. St. Auch in Marseille dauern die Silberverschiffungen fort; man meint, daß allein Aegypten für seine diesjährige Baumwollenernte an 100 Millionen Thaler einnehmen werde. Der Unterjochungskrieg der Yankees gegen die Conföderirten, welche die beste und billigste Baumwolle der Welt producirten und dafür unsere Fabrikate nahmen, wird mehr und mehr nachtheilig auf die wirthschaftlichen Verhältnisse Europa's und auch Deutschlands wirken.

Die Sklaverei im osmanischen Reiche. Der Sklavenhandel wird dort nach und nach aus Mangel an Waare aufhören; Neger werden kaum noch importirt, und durch die Entvölkerung Tscherkessiens ist der große kaukasische Markt für immer geschlossen. Eine Mittheilung aus Konstantinopel, welche wir in der Allgemeinen Zeitung finden, enthält folgende Bemerkungen:

In der Türkei, wie überhaupt im Orient, sind die Sklaven nach dem Civilcodex Multeka in sechs Klassen eingetheilt. Die erste Kategorie (Kulelik) gehört unbedingt demjenigen, der sie um baares Geld oder im Tauschhandel von den eigenen Eltern oder Sklavenhändlern erworben hat. Dieselben verrichten je nach ihrer Fähigkeit verschiedene Dienste in den Häusern und werden, da sie zur Familie gehören, theilweise besser behandelt als Diener, die gegen einen gewissen Lohn aufgenommen sind. Nach Verlauf von neun Jahren müssen sie in Freiheit gesetzt werden, bleiben aber unter allen Umständen bis zu ihrem Tod in einer gewissen Abhängigkeit von ihren früheren Herren. Die zweite Klasse, Mezum genannt, gehört bereits zu den Vertrauten, genießt das Privilegium, für eigene Rechnung arbeiten zu dürfen, kann aber das Erworbene nicht ohne Erlaubniß ihrer Herren veräußern. Die dritte Kategorie, bekannt unter dem Namen Mukiatib, ist contractmäßig an ihre Herren gebunden und darf während dieser Periode weder verkauft noch vermiethet werden. Die vierte Kategorie sind die Muttebir; diese haben bereits ihre Freilassung erhalten, genießen vielfache Privilegien, können selbst wieder eigene Sklaven besitzen und sind durch ein sehr lockeres Band an ihre früheren Herren gekettet, können übrigens verkauft oder abgetreten werden, jedoch stets mit Vorbehalt ihrer Rechte, bilden also, so zu sagen, eine Art Vasallenschaft. Die beiden letzten Gattungen, welche den Tebbir (Freilassung) und Kiatibet (Privilegium) erhalten, bilden die fünfte Kategorie. Endlich die sechste Klasse, Ummul Walide, Sklavinnenmütter und Kinder, welche adoptirt wurden. In der Regel sind dies solche Sklavinnen, welche ihrem Herrn Kinder erzeugt und dadurch Ansprüche auf Emancipation erhalten haben. Der größte Theil der weiblichen Sklaven gehört in diese Kategorie. Die gesammte Kaste der Sklaven wird übrigens vom Gesetz beschützt. Jeder hat das Recht, wenn er seine Lage unerträglich findet, sich anderweitig verkaufen zu lassen. Weiße Sklaven erhalten häufig die Töchter ihrer Herren zu Frauen. Noch vor 30 Jahren bestand der größere Theil der höchsten Großwürdenträger aus ehemaligen Sklaven, auch noch gegenwärtig befinden sich in der Marine und in der Landarmee viele hohe Offiziere, die dieser Kaste einst angehörten. Die Zahl der Sklaven beider Geschlechter ist auf 100,000 (zu klein angegeben, blos in der Residenzstadt befinden sich so viel) geschätzt. Charakteristisch ist es, daß jeder niedere Orientale dem höhern gegenüber das Wort Köleniſz, „dein Sklave", gebraucht; selbst der Großwesir bedient sich dem Großherrn gegenüber dieses Ausdrucks.

Eine gerichtliche Statistik Irlands ist für das Jahr 1863 zusammengestellt worden, deren Resultate im Vergleich mit den kriminalistischen Berichten für England und Wales ein bemerkenswerthes Licht auf die Verschiedenheit des nationalen Charakters sowohl als der socialen Zustände der beiden Schwesterinseln werfen. Man kann nicht verkennen, daß für England diese Vergleichung ungünstiger ausfällt, als für Irland; wobei man freilich die überwiegende Anzahl großer Städte in England nicht außer Acht lassen darf. Die Verbrecherklassen im Ganzen und Großen — bekannte Diebe, Hehler, öffentliche Dirnen, verdächtige Personen, Landstreicher — zählen in Irland 22,290 Vertreter, in England und Wales 126,136, während das Bevölkerungsverhältniß 1 : 3,7 beträgt, also in Irland auf je 260, in England schon auf je 159 Einwohner ein Verbrecher kommt. Die Zahl der notorischen Diebe in Irland, 3254, erreicht verhältnißmäßig nur die Hälfte der für England ermittelten; für verdächtige Personen und öffentliche Dirnen ist das Verhältniß ein ähnliches, wie für die Diebe; liederliche Häuser sind verhältnißmäßig zwei Drittel weniger als in England. Dagegen ist die Zahl der Hehler eine etwas größere, die der Landstreicher gleichfalls (wie 100 : 90); unter letzteren figuriren besonders jugendliche Vagabunden (3399 auf 1975 in England) aus Mangel an industriellen Schulen. Trotz der kleinern Zahl verbrecherischer Individuen ist dennoch die Zahl der Gesetzesübertretungen in Irland größer als in England. Das Jahr 1863 kontrastirt für Irland überhaupt ungünstig mit dem Jahr 1862. Zwar nahm die Zahl der Mordthaten ab, von 41 auf 22; doch mehrten sich andere grobe Verbrechen, vorzugsweise solche, welche mit den agrarischen Verhältnissen der Insel zusammenhängen: schriftliche Mordandrohungen (meist gegen große Gutsbesitzer und deren Inspektoren) vermehrten sich von 10 auf 22, gewaltsame Inbesitzhaltung von Land (seitens ausgewiesener Pächter) von 83 auf 105, gewaltthätige Verwundungen von 65 auf 107. Das Uebermaß von Gesetzesübertretungen in Irland gegen diejenigen in England beruht übrigens auf Vergehen leichtern Charakters. Mehr als 60,000 Fälle bestanden in Anklagen wegen Trunkenheit und daraus entspringender Ruhestörungen; auf diese 60,000 kommen im Verhältniß 25,000 in England. Die zuerkannten Strafen sprechen ebenfalls für den harmlosern Charakter der Gesetzesübertretungen in Irland. Die Anzahl der zu mehr als drei Monaten Gefängnißstrafe Verurtheilten beträgt für Irland nur den siebenten Theil, die der mit Peitschenstrafe bedachten Verbrecher den vierzehnten Theil von der Gesammtzahl für England, die Zahl der Mordthaten und Mordversuche, 175, ist verhältnißmäßig viel kleiner als in England; böswilliger Vergehen gegen Eigenthum dagegen werden viermal so viele und Angriffe gegen die Person (der specielle Flecken der grünen Insel und ihrer leidenschaftlichen Bewohner) vier- bis fünfmal so viele in Irland aufgezählt, als in einer entsprechenden Bevölkerung in England. Es ist bemerkenswerth, daß das Verhältniß der Irländer, welche in England auf die Anklagebank kommen, zu den in der Heimath selbst zur Untersuchung gezogenen gleich 2 : 1 ist. In Irland gibt es durchschnittlich doppelt so viele Polizisten, als deren auf eine entsprechende Einwohnerzahl von England und Wales kommen.

Branntweingenuß bei verschiedenen Völkern. Dr. Decaisne, ein Franzose, hat in Paris vor Kurzem mehrere Schriften herausgegeben, die gegen den Mißbrauch, der mit alkoholischen Getränken getrieben wird, gerichtet sind. Er weist deren bedeutende Zunahme im Verbrauch nach und damit ein Steigen der Verbrechen und eine allgemeine Verschlechterung des Gesundheitszustandes. Dr. Decaisne geht in dieser Beziehung verschiedene Länder durch und beginnt mit Frankreich. Dort vermehrte sich binnen 18 Jahren, von 1828 bis 1846, die Branntweinerzeugung um zwei Drittel. Wie groß seitdem die Zunahme war, wird nicht angegeben, aber der noch viel gefährlichere Absynth wird nun in bedeutend größeren Mengen genossen. Der bekannte Chemiker Dumas gab 1861 einen Bericht über das Absynthtrinken heraus und verlangte, daß man seinen Genuß geradezu verbieten solle. Ein Kirchspiel an der untern Seine von 9000 Einwohnern verkaufte nicht weniger als 2000 Hectoliter. Im Hospital von Charenton wurden 1857 allein 176 Personen, die in Folge des Genusses geistiger Getränke irre geworden waren, aufgenommen, und 60 als geheilt entlassen. Im folgenden Jahre nahm man 171 auf und entließ 42. In Genf hat der Verbrauch in den letzten 20 Jahren um zwei Drittel zugenommen; in Bern dagegen stieg derselbe 25 mal so hoch im Jahre 1860, als er 1811 gewesen war. In Norddeutschland ist der Verbrauch von Branntwein noch ziemlich stark, namentlich in den Küstengegenden; doch macht hier bereits das Bier seinen heilsamen Einfluß geltend und verdrängt den Schnaps immer mehr, ganz anders als in England, wo durch die starke Besteuerung des Bieres diese Einwirkung nicht erzielt wird. Je weiter wir nördlich kommen, desto stärker wird auch der Verbrauch, und namentlich leistet man in Jütland im starken Grogtrinken Erstaunliches. In Schweden beträgt die Erzeugung von Branntwein jährlich zwei Millionen Liter, und diese ungeheure Masse wird von der geringen Bevölkerung ganz allein verbraucht. M. Magnus Ruß, ein Schwede, sagt hierüber: „Der Branntweingenuß ist zu einem solchen Grade gediehen, daß, wenn der schrecklichen Gewohnheit nicht bald Einhalt gethan wird, die schwedische Nation großen Uebelständen entgegen geht." Decaisne behauptet, daß in Folge des Spiritusgenusses die skandinavische Rasse sich in geistiger und körperlicher Beziehung verschlechtere, und daß es höchst dringend geboten sei, dem Uebel Einhalt zu thun, selbst wenn wichtige Handelsinteressen darunter leiden sollten.

Die Statistik der Trunkenheit in Großbritannien füllt auch einige Seiten mit unerbaulichen Daten. Nach den offiziellen Angaben beträgt der Verbrauch an Spirituosen jährlich die furchtbare Summe von 180 Millionen Liter. Die Londoner allein geben jährlich drei Millionen Pfund Sterling für starke Getränke aus; die Einwohner von Manchester eine Million, die Glasgower 1,200,000 Pfund. Branntweingenuß erzeugt zwei Drittel der englischen Armen und drei Viertel

aller britischen Verbrecher, und englische Aerzte haben nachgewiesen, daß von 1200 Irren mehr als die Hälfte ihren Zustand durch Branntweintrinken verschuldet haben.

Die aus Nordamerika mitgetheilten Zahlen sind etwas alten Ursprungs. 1827 verbrauchte man 72 Millionen Gallonen Branntwein im Werth von 48 Millionen Dollar; man zählte 375,000 Trunkenbolde, deren jeder wenigstens 100 Arbeitstage durch Trunkenheit verlor. 37,000 derselben starben jährlich, und man kann annehmen, daß sie ihr Leben um mindestens 10 Jahre verkürzten, wodurch dem Staate ein Schaden von 13,000,000 Dollars nach den niedrigsten Berechnungen zugefügt wurde. Die Ausgaben für die Kriminaljustiz betragen jährlich sieben bis acht Millionen Dollars, davon entfallen sechs Millionen auf Verbrechen, die in der Trunkenheit begangen wurden. Rechnet man die durch Branntweingenuß Verarmten hinzu und den durch ihre Unterhaltung dem Staate erwachsenden Schaden, so stellt sich die durch Trunkenheit verursachte Schadensumme auf 20 Millionen Dollars, und damals betrug die Einwohnerzahl der Vereinigten Staaten noch nicht halb so viel wie heute. — Vermehrung der Verbrechen und des Selbstmordes, Entstehung erblicher Trunkenheit und erblicher Epilepsie, Skropheln, Blödsinn und anderer Krankheiten, Abnahme und Elend der Bevölkerung sind die gewissen Folgen des starken Branntweintrinkens.

Die am höchsten gelegene Kirche Deutschlands. Da, wo im schönen Kärnthnerlande der Gail in die Drau fällt, liegt das Städtchen Villach und bei ihm die Villacher Alpe, oder wie die Slawen sie nennen, der Dobratsch, ein Berg, der unser Interesse in mehrfacher Beziehung beanspruchen darf.

Sein nördlicher Abhang birgt in seinem Innern reiche Bleierzlagerstätten, welche in der Gebirgsschlucht, wo Bleiberg liegt, schon seit Jahrhunderten ein eigenthümliches, reges Leben hervorgerufen haben. Auf seiner höchsten Zinne, 6814 Fuß über dem Meere, steht eine weithin sichtbare Kirche, die höchste in Deutschland. Ja, als die Grenzscheide zweier Nationalitäten hat die Villacher Alpe sogar wie kein anderer Berg zwei Kirchen, eine etwas tiefer liegende windische und die erwähnte an der höchsten Spitze liegende deutsche; von dieser letzteren stürzt der Berg fast senkrecht in Schauder erregende Tiefe; es ist dies die Stelle, wo zur Zeit des Erdbebens im Jahre 1348 ein Theil des Gebirges sich loslöste und in furchtbarem Sturze zur Tiefe zahlreiche Ortschaften mit seinen Trümmern begrub. Höher als diese Kirchen liegen in Europa nur noch zwei andere: St. Maria am Stilfserjoch, 7854 Fuß und die Kirche am St. Bernhardsberge 7668 Fuß über dem Meere.

Wie fast von allen Wallfahrtskirchen erzählt die Sage auch hier von der Himmelskönigin, welche Hirtenknaben auf dem Felsen sitzend erblickten. Der taubstumme Sohn einer Frau aus Wasserleonburg ward an dieser Stelle wieder „redend", und die Mutter ließ aus Dank dafür im Jahre 1690 die windische Kirche am jähen Felsenabhange erbauen. Drei Jahre später erbauten auch die deutschen Gemeinden die deutsche Kirche am Orte der Erscheinung, der höchsten Spitze. Die späteren Reparaturen in den Jahren 1852 und 1853 zeigten, wie beschwerlich ein solcher Bau war; alle Materialien, jedes Stück Holz, die Lebensmittel der beim Bau Beschäftigten mußten sehr weit den vier bis fünf Stunden langen Weg heraufgeschleppt werden; dort waren die Arbeiter den in dieser Höhe oft plötzlich hereinbrechenden Stürmen Preis gegeben und fanden kaum schützendes Obdach. Am 18. Juli 1853 konnte aber diese neue deutsche Kirche, die höchste Deutschlands, feierlich eingeweiht werden. (J. Prettner in den Mittheilungen des österreichischen Alpenvereins. Bd. II.)

Der österreichische Alpenverein hat am 15. April 1864 sein zweites Vereinsjahr abgeschlossen, in dem er rüstig fortgeschritten ist. Zweck desselben ist: „Die Kenntniß der Alpen, mit besonderer Berücksichtigung der österreichischen, zu verbreiten und zu erweitern, die Liebe zu ihnen zu fördern und ihre Bereisung zu erleichtern." Als Mittel zur Erreichung dieses Zweckes bezeichnen die Satzungen: „Gesellige Zusammenkünfte, Vorträge, Herausgabe von literarischen und künstlerischen Arbeiten nach Maßgabe der vorhandenen Mittel, Einflußnahme auf die Organisirung des Führerwesens, der Transport- und Unterkunftsmittel und Förderung aller übrigen dem Vereinszwecke dienenden Unternehmungen." In Folge der vom Verein ausgehenden Anregungen sind auch bereits die Statthaltereien in den Alpenprovinzen des Kaiserstaates auf die Verbesserung und Erhaltung der Wege in den höheren Alpen eingegangen und wird hierfür jedenfalls in Zukunft noch mehr geschehen. In Salzburg hat man eine Bergführer-Ordnung erlassen und in Tyrol die Führer-Taxen festgestellt. Ferner wurden photographische Gletscher-Expeditionen und ein gemeinschaftlicher Ausflug nach dem Oetscher unternommen. — Das beste Bild der Gesammtthätigkeit des Vereins liefern die vor Kurzem ausgegebenen „Verhandlungen des österreichischen Alpenvereins" und die „Mittheilungen", auf die wir im Globus näher zurückkommen werden. Viel hat der Verein auch seinem thätigen Vorstand Dr. A. v. Ruthner zu verdanken.

Baumwollenkultur in Oesterreich. In der Wiener Zeitung finden wir die Versuche angeführt, die das Ministerium für Handel und Volkswirthschaft bisher zur Einführung der Baumwollenpflanze in Oesterreich machte. 1862 wurde in Dalmatien damit begonnen; man fuhr damit im folgenden Jahre namentlich in der Gegend von Zara fort und pflanzte die Baumwolle bis 1500 Fuß über der Seeküste. Bei der großen Dürre des Sommers 1863 war der Erfolg kein glänzender, aber am Meer und den Flußufern, wo die Feuchtigkeit größer war, gedieh doch ein Theil der Kulturen. Auch auf einer Donauinsel bei Ofen erzielte man gute Resultate. Im laufenden Jahre wurden an verschiedenen Orten 1500 Pfund Samen ausgesäet, und die Gemeindebehörden und Kreisvorstände überwachen den Anbau; für die besten Erzeugnisse sind Preise ausgesetzt worden. Außerdem macht man Versuche in der peterwardeiner Militärgrenze bei Mitrowitz und im Venetianischen von der Pomündung an bis nach Treviso hinauf.

Kroatische Tischsitte. Dr. A. v. Domin-Petrushevecz erzählt in seinen Reisebriefen aus Kroatien (Oesterr. Revue 1864, V.) folgendes Beispiel kroatischer Tischsitten, das er bei einem Mittagsmahl in Agram beobachtete. Speist nämlich ein Gast zum ersten Male bei einer kroatischen Familie, so erhebt sich, nach dem Gemüse, der Hausherr, füllt das Glas bis zum Rande und trinkt mit dem Spruche: — „Bog zivij prihodnike" — Gott erhalte den Angekommenen — dem Gaste zu, welcher das Zutrinken dankend erwiedern muß. Man nennt dies Prihodnike-Trinken. Verschieden ist das gewöhnliche, im Lande allgemein übliche Bog zivij-Trinken. Bei jedem größern Gelage ist ein Tischherr angestellt, der gegen Ende des Mahles die Gesundheit aller Anwesenden und zwar jedesmal mit einem vollen Glase auszubringen hat. Man kann sich leicht vorstellen, daß es keine kleine Aufgabe ist, allen Gästen ein- oder mehrmal zuzutrinken, und daß ein gewiegter Trinker dazu gehört, um die Rolle mit Anstand zu Ende zu führen. Aber je besser er trinken kann, je witziger seine Sprüche dabei lauten, desto größer ist auch die Ehre.

Das militärisch-geographische Institut zu Wien. In Oesterreich läßt sich ein Aufschwung der geographischen Wissenschaft nach allen Seiten hin nicht verkennen. Nach den Berichten des k. k. Instituts machten namentlich die für Zwecke der mitteleuropäischen Gradmessung bestimmten geodätischen Arbeiten erfreuliche Fortschritte. Im Erzgebirge ward durch einen gemischten Ausschuß sächsischer und österreichischer Sachverständigen die Verbindung der sächsischen und der österreichischen Triangulirung sichergestellt; eben so strebte man (im Sommer 1864) dahin, die Verbindung mit dem bayrischen Dreiecksnetze zu vermitteln. Die Militär-Landesaufnahme in Ungarn bis an die Marosch und die Aufnahme der Bukowina auf Grundlage des Katasters wurde vollendet. Die Herausgabe der Karten (aus Wiens Umgebung, Maßstab 1" = 200 Klafter) schritt rüstig vorwärts, und zur Förderung der Kriegsoperationen der österreichischen Truppen in Schleswig wurden Pläne der bedeutendsten Orte in jenem Herzogthum in großem Maßstabe angefertigt.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Serbien und seine Bewohner.

Von A. Leist.*)

Zur Charakteristik des serbischen Volksstammes. — Mangelhafter Anbau des Landes. — Die Leidensgeschichte des Landes unter den Türken. — Die Erhebung des Volkes; Tscherni Georg. — Befreiung durch Milosch Obrenowitsch. — Religiöse Verhältnisse. — Türkische Serben; Mohammedanismus und der Stillstand. — Das deutsche Element und der Fortschritt. — Der Serbe als Kaufmann und als Landmann. — Landstraßen und Karaulen. — Die Guslars. — Moralität. — Das Thal der obern Morawa. — Die Stadt Uschitza. — Die Bergveste Sokol. — Serbische Namengebung. — Volks- und Familienleben. — Belgrad. — Das Budget und die Handelsverhältnisse. — Ein Blick auf Türkisch-Serbien. — Gebirge, Ströme, Wälder und Bergbau. — Landesgrenze.

Dem neuen Fürstenthum Serbien ist ohne Zweifel jene glückliche Zukunft vorbehalten, für welche die Vorsehung dasselbe durch die Verleihung eines fruchtbaren, von mildem Klima begünstigten Bodens und durch die fast paradiesische Schönheit seiner Gegend auserkoren hat. Als ein von der Natur in vieler Hinsicht so sehr begünstigtes Land verdient

Das letzte türkische Medschliß in Uschitza. (Originalzeichnung von F. Kanitz.)

*) Wir bemerken, daß der Herr Verfasser aus dem südlichen Ungarn gebürtig ist und die Verhältnisse der Völker in den Süddonauländern, überhaupt des ganzen „Illyrischen Dreiecks" aus langjähriger, eigener Erfahrung kennt. Red.

Serbien um so mehr unsere Aufmerksamkeit, als es das vorzüglichste jener Süddonauländer ist, wo zur Verbreitung der Civilisation und Kultur, nach dem wenigstens vorläufig zurückgedrängten Einflusse Rußlands, das deutsche, sich immer mehr ausbreitende, Nationalelement vorzugsweise die Mission zu haben scheint.

Der kräftige, viel Ursprünglichkeit besitzende serbische Volksstamm ist zwar seinen rumänischen und bulgarischen Nachbaren in geistiger Beziehung weit überlegen, aber seine Anlagen und Fähigkeiten sind trotz der Lernbegierde im Allgemeinen noch so unentwickelt, daß die Kulturstufe der Serben nur als eine geringe bezeichnet werden muß. Jene äußeren, die Bildung vermittelnden Impulse, welche der häufige Verkehr mit civilisirten Nationen gibt, sind in dem meist zwischen uncivilisirten Völkern eingekeilten und keine genügenden Verkehrsmittel besitzenden Fürstenthume noch nicht in erwünschter Weise vorhanden. Die Volkserziehung durch die Schulen ist ungenügend, da Geistliche und Lehrer die zu ihrem Berufe erforderliche Ausbildung keineswegs besitzen, die Familie aber, welche noch an den Nachwehen der vierhundertjährigen Türkenherrschaft leidet, nur herkömmliches Formwesen, aber kaum eine nothdürftige häusliche Erziehung zu geben im Stande ist.

Dieser geringen Stufe geistiger Bildung ganz entsprechend ist natürlich auch die Kultur des Landes, dessen noch immer traurige Verwahrlosung gleich beim Eintritt in Serbien selbst gegen die ungarischen Länder einen grellen Kontrast bildet. Jene lachenden Bilder des Fleißes und der Fruchtbarkeit, welche in Südungarn in der viel von deutschen Colonisten bewohnten Tolna und Baranya, in der von den Ungarn scherzweise benannten „schwäbischen Türkei" und auch in Syrmien in reizenden Mischungen und Abwechslungen von Feld und Weinbergen, von Wiesen, Gärten, Obstpflanzungen und anderen Zweigen der physischen Kultur unser Auge so wohlthätig erfreuen, sind in Serbien nur selten zu bemerken. Die schöngeformten Berge, die reichbewässerten Thäler bilden in Serbien anmuthige Gegenden, aber es fehlt der Oberfläche fast überall jener Schmuck, den nur die erhöhte Kultur zu verleihen im Stande ist. Die Einförmigkeit ist vorherrschend. Ungeheuere Wälder bedecken die Berge und Abhänge, unübersehbare Kukuruz- (Mais) Felder ziehen sich über die Anhöhen und Ebenen hin, Weiden und Haideland nehmen große Strecken ein, während Weinberge und Obstplantagen viel zu wenig, jene Kennzeichen einer erhöhten Landeskultur, die Gärtnerei und der Gemüseban, aber nur ausnahmsweise zu sehen sind. Der Wald ist hier vorherrschend; der Wald, von der Beschaffenheit des Landes unterstützt, ist das Kapital und der Reichthum Serbiens, wie dies der gegenwärtige Fürst Michael in der Eröffnungsrede der unlängst abgehaltenen Skupschtina sehr richtig betont hat. Leider ist derselbe in Ermanglung fast aller Forstkultur jetzt auch schon vielfach der Verwüstung preisgegeben.

Nach einer unlängst in Belgrad erschienenen Statistik — Derzacopis Serbije — zählt Serbien auf seinen 800 Quadratmeilen nach der letzten Volkszählung von 1859 1,078,281 Bewohner, mit Einschluß der Fremden und Zigeuner. Im Jahre 1854 hatte es nur 985,000 Seelen. Es kommen also 1347 Bewohner auf eine Geviertmeile, während Belgien auf demselben Flächenraume 8000 ernährt.

Die Grenzen des heutigen Serbiens sind gegen das eigentliche Serbien des ehemaligen Czarenreichs sehr beschränkt, denn es ist bei der Unabhängigkeits-Erklärung ein großer Theil desselben, mit dem gleichfalls von Serben bewohnten Raszien, den Türken verblieben. Ein Theil des Fürstenthums erstreckt sich im Süden über den 43.° hinaus, während der nördliche Theil den 45.° n. Br. nicht erreicht. Länder, welche weniger gebirgig und kultivirter als Serbien sind, haben unter gleichen Breitengraden ein milderes Klima, z. B. das ehemalige Großherzogthum Toskana und Gegenden im südlichen Frankreich, Nizza 2c.

Das ehemalige serbische Reich hatte eine zwar glorreiche, aber sehr kurze Geschichte. Seit der Niederlage auf der Hochebene des Amselfeldes — Kossowo — 1389, wo die Serben ihren Kaiser Lazar, die Türken aber auch den Sultan Amurat verloren, war Serbien bis zum Passarowitzer Frieden 1718 ein Bestandtheil des türkischen Reichs, in dem unter dem Titel Despoten nur dem Namen nach noch eigene Fürsten regierten. Die Herrschaft Oesterreichs war schnell vorübergehend, denn schon 1739 kam Serbien wieder unter das harte türkische Joch. Da aber Serbien nicht aus Versunkenheit, sondern nur wegen erfolgter Theilung seiner Kräfte untergegangen war, so hatte sich der Sinn für Freiheit und Unabhängigkeit im Verlauf der Jahrhunderte hindurch im Volke bewahrt und wurde durch Traditionen und Volkslieder, welche mit epischer Färbung die wunderbaren Thaten der alten Helden besangen, genährt und in lebendiger Frische erhalten.

Als im Jahre 1804 der Frevel und Uebermuth der Janitscharen den höchsten Grad erreicht hatten, erwachte der alte Heldengeist der Serben wieder, und Tscherni Georg, welcher sich mit tapferen Männern verbunden hatte, rief in dem Waldlande Schumadia die dortigen kräftigen Waldbewohner zum Kampfe gegen die verhaßten Unterdrücker auf. Mit Ingrimm fiel Tscherni Georg die im Dorfe Sibniza hausenden Türken an und vernichtete dieselben sammt ihrem Subaschi. Nach diesem Erfolge erhob sich das ganze Land und griff zu den schon in Bereitschaft gehaltenen Waffen. Da Tscherni, oder wie ihn die Türken nannten, Kara Georg (der schwarze Georg), sich den Anschein gab, nur gegen den Uebermuth der disciplinlosen Janitscharen, welche sich unlängst gegen die Pforte selbst empört hatten, zu kämpfen, so schlossen sich ihm selbst viele Türken an, ja, es erhielt sogar der Wesir von Bosnien aus Konstantinopel den Befehl, die Serben zu unterstützen und die Zügellosigkeit der Janitscharen zu bestrafen. Der Pascha kam mit seinem Heere, und die Häupter der Janitscharen entflohen bei seiner Annäherung aus Belgrad. Als aber die sprach- und religionsverwandten Russen 1806 in die Walachei einrückten und den Serben ihre Hülfe verhießen, da erhob sich Tscherni Georg, der sich bisher mit den Serben zufrieden stellte, aber nur den Schein der Unterwürfigkeit bewahrt hatte, mit seinen Landsleuten wieder, erstürmte am 12. December desselben Jahres Belgrad und vernichtete den letzten Rest der türkischen Herrschaft. Doch dauerte der Kampf abwechselnd mit geringer Beihülfe der Russen fort, bis im Jahre 1812 Rußland sein Corps von 3000 Mann aus Serbien zurückzog. Schon im folgenden Jahre brachen die Türken mit Uebermacht in Serbien ein und unterjochten das Land abermals. Furchtbar war das Blutgericht der barbarischen Türken. Der Vorsteher des Klosters Trnaw, der Neugrieche Rhigas, wurde im Schloßhofe zu Belgrad zersägt, und 36 Serben wurden daselbst gespießt. Vor den Thoren der Stadt Belgrad wurden über 100 Serben enthauptet und ihre Köpfe auf Pfähle gesteckt. Ich habe selbst Leute gesprochen, welche dieses gräßliche Schauspiel auf den Feldern von Belgrad gesehen haben.

Nun waren die Früchte aller serbischen Siege verloren. Tscherni Georg selbst entfloh mit vielen Anderen nach Oesterreich. Aber ein Mann von gleich niedriger Abkunft, doch mit allen Eigenschaften eines Führers begabt, stellte sich 1815 an die Spitze der Verzweifelten. Milosch

Obrenowitsch siegte und befreite neuerdings sein Vaterland. Im Jahre 1817 wurde Milosch zum Oberhaupte erwählt, und Rußland nahm die Rechte der Serben in die Traktate von Akjerman und später in den Friedensschluß von Adrianopel auf.

Laut dieses Friedensschlusses mußten die Türken den Serben alle Städte einräumen, und dem Sultan blieb nur das Recht übrig, die Festungen Belgrad, Uschitza, Tjupria, Semendria, Schabaz und Palanka mit Garnisonen zu besetzen. Nirgends auf dem Lande oder in den Städten durfte ein Türke verbleiben, oder sich niederlassen. Die Folge war, daß die Türken sich in die Festungen zurückzogen, oder Serbien gänzlich verließen. So waren die von denselben bewohnten Stadttheile der Verödung und dem Verfalle überlassen. Solche verlassene Stadttheile stellen unsere Bilder von Belgrad und Uschitza dar.

Obgleich Milosch Obrenowitsch mit Klugheit und Besonnenheit die Regentschaft führte, gelang es ihm doch nicht, die Umtriebe einer gegen ihn, meist aus Senatsmitgliedern bestehenden Partei zu verhindern. Ein Ustaw, welcher die Gewalt des Fürsten durch den Senat beschränkt, wurde als Staatsgrundgesetz ausgearbeitet. Die hierauf folgenden unruhigen Vorgänge, welche das begonnene Reformwerk mehrfach unterbrachen, der Wechsel der Regenten, so wie die neueste Geschichte Serbiens sind nicht unbekannt.

Der gegenwärtige Fürst Michael III. (geb. 1825, regiert seit 7. Oktober 1860) sucht die bereits von Milosch gemachten Anfänge zur Hebung der Volksbildung nach Kräften zu vermehren. Derselbe ist gegenwärtig mit der Gründung einer Universität zu Belgrad beschäftigt, wozu der Schulfond von 60,000 Dukaten verwendet werden soll. Das bisherige Lyceum soll aufgehoben, und die Professoren sollen bei der Universität angestellt werden. Vorläufig wird aber die medizinische Fakultät fehlen.

Die Serben bekennen sich zur griechisch-orientalischen Kirche und haben eben so wie die Russen den alten julianischen Kalender im Gebrauche. Daß sich bei den Religionsgebräuchen der Serben noch manche Erinnerungen und Anklänge aus dem Heidenthume vorfinden, ist gar nicht zu leugnen, und dasselbe kommt ja auch bei anderen Völkern und Religionsgenossen vor. Der sehr häufige Brunnen- und Quellen-Kultus erinnert wohl an das Heidenthum, oder auch an den türkischen Gebrauch, das in jenen Gegenden sehr wohlthätige Quellwasser zu Religionszwecken zur Verwendung zu bringen. Wie die Türken ihre oft schönen mit Bassins versehenen Tschesmen, so haben auch die Serben ihre gemauerten Quellen, „Vodiza" genannt, die gewöhnlich in anmuthigen Gegenden liegen und auch dem Naturfreunde eine erfreuliche Erscheinung sind. Die Behauptung aber, daß die Religion der Serben aus einem Gemisch leerer Förmlichkeiten und heidnischer Erinnerungen bestehe, wie dies in einigen Büchern zu lesen ist, zeugt von einer sehr oberflächlichen Beurtheilung der griechisch-katholischen Religion. Die wesentlichsten Religionsgebräuche der Serben sind auch bei den Katholiken wieder zu finden, nur mit dem Unterschiede, daß die Litnrgie der Serben viel länger dauert, als die Messe der Katholiken, daß die Bekreuzung weit häufiger geschieht, und daß die Fasten außerordentlich strenge beobachtet werden. Mit Ausnahme des Frohnleichnamfestes haben die Serben ganz dieselben Feste, welche von den Katholiken gefeiert werden; doch wird das Fest der Wasserweihe (das heilige drei Königsfest der Katholiken) wie bei allen orientalischen Christen öffentlich beim nächsten Flusse oder Bache sehr feierlich und mit großem Pompe begangen. Die schönen Gebräuche am Weihnachts- und Auferstehungsfeste übergehen wir hier nur ungern.

Die serbischen Kirchen und Klöster erreichen allerdings nicht die wunderbare Pracht der Glaubensgenossen in Moskau und Kiew, aber man bemerkt doch recht ansehnliche Gebäude, und eine Kommission von österreichischen Architekten hat dort jüngst sehr beachtenswerthe Denkmäler der byzantinischen Baukunst aus dem 14. Jahrhundert entdeckt. Bei den orientalischen Christen wird außerordentlich viel geläutet; den Serben wurde aber der Gebrauch der Glocken erst in Folge der Traktate von Adrianopel zugestanden. —

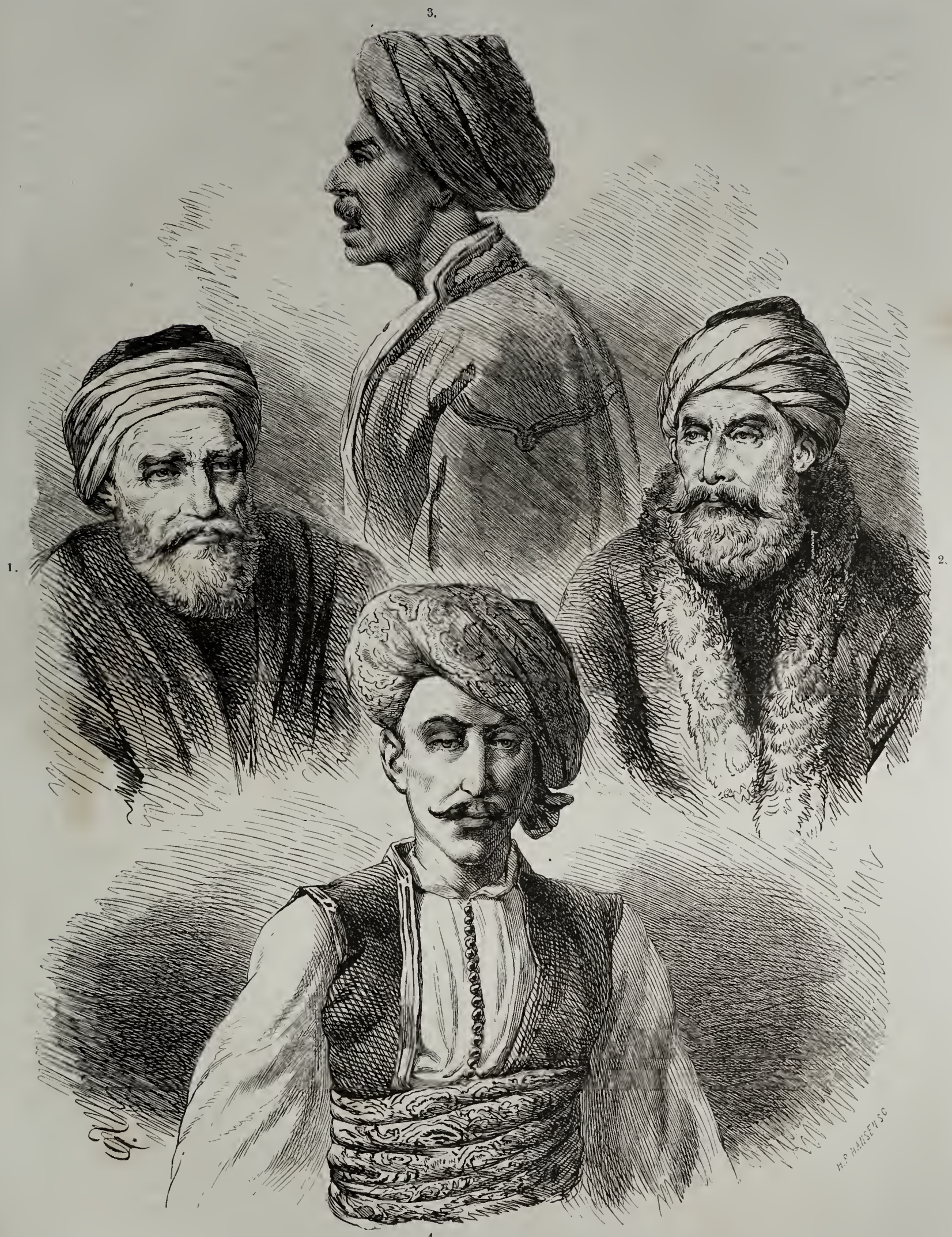
Es ist bekannt, daß die Serben von großem Hasse gegen die Türken erfüllt sind; daher gehörte schon früher der Fall, daß sich Serben freiwillig zum Islam bekannten, zu den Seltenheiten. Gegenwärtig aber, wo die Türken vertrieben und nur auf die Festungen beschränkt sind, kann ein solcher Uebertritt gar nicht mehr stattfinden.*) In Bosnien aber, wo die Christen unterdrückt und ihre ehemaligen Glaubensgenossen, jetzt serbischen Mohammedaner Edelleute, Sipahi (Gutsbesitzer) und Soldaten sind, dort gehört auch heut zu Tage der Abfall vom Christenthume nicht zu den Seltenheiten. Unser Bild stellt die Typen serbischer Türken vor und zwar 1. 2. Osmanli, und 3. 4. zwei Türken serbischer Abkunft.

Dem Türken ist der Koran nicht allein die Richtschnur seiner religiösen Handlungen, sondern auch des geselligen Lebens und der bürgerlichen Verwaltung. Alles, was zum Koran in keiner Beziehung steht, wird vom Türken nicht gefördert, daher der Stillstand oder doch nur kaum bemerkbare Fortschritt in allen Zweigen der Civilisation, in welchen das übrige Europa rastlos vorwärts schreitet. Die türkischen Meere werden nur von fremden Dampfschiffen befahren, von Eisenbahnen sind erst geringe Spuren vorhanden; die den Verkehr durch Saumthiere vermittelnden Wege sind in schrecklichem Zustande, und Fahrstraßen gibt es gar keine. Man hat in der Türkei zwar die Briefmarken ebenfalls eingeführt, aber wie vor Jahrhunderten, so werden die Briefe noch heute durch Tataren und Packpferde befördert. Alle unparteiischen Beurtheiler der türkischen Zustände stimmen darin überein, daß dort eine wesentliche Besserung nur mit dem Verlassen des Mohammedanismus eintreten könne, so wie denn auch in der Türkei die Neuerer und Fortschrittsmänner den Mohammedanismus nur äußerlich und zum Scheine zeigen. Mit dem Koran ist die unbedingt nothwendige Regeneration der Türkei nicht möglich. Mit dem geistigen Stillstande der Türkei hängt auch die politische Unfähigkeit zusammen, welche gegenwärtig so groß ist, daß das morsche Gebäude nur durch die Eifersucht der europäischen Mächte erhalten werden kann. So wie Serbien, Griechenland, die Moldau und die Walachei sich von der Türkei losgerissen haben, so werden sich auch die übrigen der Mehrzahl nach von Christen bewohnten Länder befreien, sobald dieselben den apathischen Zustand, in welchen sie der nachtheilige Einfluß des Islamismus eingelullt hat, werden überwunden haben. Die Oberherrschaft wird dort sonder Zweifel in dem unausbleiblichen Kampfe, vielleicht schon in nicht ferner Zeit, dem Christenthume zufallen.

Unter solchen Umständen hat Serbien die wichtige Aufgabe, seinen Nachbarländern Vorbild und Anhalt zu sein, und diesem Beruf ist es auch schon bisher, trotz der sehr bedauerlichen inneren Wirren, nach Kräften nachgekommen;

*) Serbien steht jetzt mit der Pforte in Unterhandlung, welche die Beseitigung der Türken auch aus den Festungen des Landes, mit Ausnahme von Belgrad, bezweckt, weil diese Festungen fortwährend nur den Haß zwischen Türken und Serben erhalten und nähren. Dagegen dürfte man den Türken den verlassenen türkischen Stadttheil von Belgrad wieder einräumen.

Die Prinz Eugen-Ruine im verlassenen Türkenstadttheile Belgrads. (Originalzeichnung von F. Kanitz.)



Typen serbischer Türken. (Originalzeichnung von F. Kanitz.)

1. und 2. Osmanli in Serbien. 3. und 4. Türken serbischer Abstammung.

die Serben sind, vermöge ihrer geistigen Anlagen, vorzugsweise dazu befähigt. —

Gegen das deutsche Element hat der Serbe durchaus nicht jene Abneigung, wie solche bei einigen anderen slavischen Völkern zu finden ist. Viele Gebildete sind der deutschen Sprache mächtig, und die deutsche Literatur ist denselben nicht fremd. Der deutsche Handwerker findet in Serbien günstigen Boden zur Verwerthung seines Fleißes und seiner Geschicklichkeit, denn leider ist die technische Kultur dort noch sehr zurück, obgleich die Bewohner auch hierin gute Anlagen, aber, wie es scheint, weniger Neigung besitzen. Wenn die Bildung dort allgemeiner wird, werden auch Bedürfnisse, Bequemlichkeit und Luxus zunehmen und den Handwerker und Künstler nothwendiger machen. Jetzt verfertigt der Landmann in Serbien noch immer sein Lehmhaus selbst; sein Wagen und seine Ackergeräthe sind sein oder seines Nachbarn Werk. Er braucht keinen Schlosser und keinen Glaser, denn seine Habe ist bei hölzernem Riegel sicher, und die Papierfenster genügen ihm. In den aufblühenden Städten aber findet der Handwerker Beschäftigung, daher lassen sich manche eingewanderte Deutsche dort nieder, gelangen zur Wohlhabenheit und dürften den Kern des künftigen Bürgerthums bilden, wie dies ja auch in den südungarischen Städten der Fall ist. Tischler, Sattler, Uhrmacher, Schlosser und die Verfertiger von Gegenständen der Bequemlichkeit und des Luxus sind Deutsche. Die unentbehrlichsten, einfachsten Dinge verfertigt der Serbe. Die Sandalen macht der Opantschar; der Chepecria macht die gebräuchlichen Kotzen; das grobe Tuch aus Zackelwolle, die Thongefäße ꝛc. verfertigen die serbischen Handwerker. Manche aus Macedonien und Albanien herstammenden Zinzaren sind Bäcker, Fleischer, Steinsetzer und Architekten. Daß auch das nördliche Deutschland schon ein Contingent Gewerbsleute in die serbischen Städte geschickt hat, beweist die Thatsache, daß sich in Belgrad eine deutsch-protestantische Gemeinde gebildet hat, welcher der Prediger Daniel von Köln vorsteht.

Der Handelsstand wird von den Serben gern ergriffen, und sie sind für denselben vermöge ihrer Intelligenz, Strebsamkeit und der sprichwörtlich gewordenen Knauserei vorzugsweise befähigt. In ganz Serbien gibt es nur 300 Juden, welche sich meist in Belgrad aufhalten. Die für das Handeln und Feilschen sehr befähigten Serben lassen die Juden nicht aufkommen. Zur Charakteristik der Serben in dieser Beziehung erzählt die Sage Folgendes: Als Jesus Christus am Kreuze hing, kamen die Nationalitäten Ungarns dort zusammen und beriethen sich, auf welche Weise sie in Besitz des Leichnams kommen könnten. Der Magyar sagte: „Wir nehmen den Leichnam mit Gewalt.“ Der Walache rieth, die Wächter zu berauschen, und wenn die Betrunkenen schliefen, Jesum zu stehlen. Der Slave wollte den Leib Christi durch Bestechung gewinnen, und der Deutsche wollte denselben durch eine unterthänige Bittschrift von der Behörde erlangen. Der Serbe aber sagte: „Wir wollen den Leichnam Christi kaufen, denn vielleicht können wir ihn später mit Profit wieder verkaufen.“

Die serbischen Kaufleute sind weithin verbreitet; sie haben in Bukarest, Triest, Pesth und Wien ihre Firmen und in den Städten Südungarns und Slavoniens zeichnen sich dieselben durch Wohlstand vor ihren katholischen Kollegen aus. Auf allen größeren Jahrmärkten Südungarns erscheinen Handelsleute aus Serbien mit ihren Waaren, welche freilich nicht aus Fabrikaten, sondern nur aus Rohprodukten, z. B. aus Häuten und Schaffellen bestehen.

Den serbischen Landmann beschäftigten der Wald und die Viehzucht viel mehr, als der Ackerbau, welcher mehr Mühe und Fleiß erfordert, aber auch mehr bildet und die Sitten mildert. Die Bewohner der Schumadia (von Schuma, der Wald) sind viel ungebildeter und roher, als jene im Nordwesten, welche mehr als andere Bewohner dieses Landes dem Ackerbau ergeben sind. Leider aber ist es hier wieder der Kukuruz (Mais), welcher mit besonderer Vorliebe gebaut wird, und der auch auf dem fetten Boden Serbiens außerordentlich gut gedeiht, aber erfahrungsmäßig den Wohlstand nur schwer aufkommen läßt. Und doch ist der Weizen, welchen Serbien erzeugt, von ausgezeichneter Schönheit.

Serbien ist von einigen Touristen als Weinland bezeichnet worden, was es im weitern Sinne auch ist, und der rothe serbische Wein wird ja auch schon in den alten Heldenliedern gepriesen. Nach unserer eigenen Anschauung aber müssen wir bekennen, daß Serbien in der Weinproduktion quantitativ und qualitativ gegen Ungarn und Slavonien noch sehr zurück ist. Wir glauben nicht, daß ganz Serbien so viel Wein erzeugt, als das einzige ofner Weingebirge; der Fruschka-Gora oder der paradiesischen Hegyalja in Oberungarn gar nicht zu gedenken. Im Waldlande gedeiht der Wein nicht; erst dann, wenn die Wälder gelichtet sind und eine allgemeinere Kultur das Klima der Hochebenen gemildert haben wird, dürfte sich der serbische Wein einen Namen erwerben. Indeß die Weine von Ritopek, Jagodina und besonders von Semendria sind gute Erzeugnisse, schwer und feurig. —

Es ist ein günstiger, sehr zu beachtender Umstand für Serbien, daß die von Wien nach Konstantinopel führende Hauptstraße, welche den Handel beider Kaiserreiche vermittelt, durch das Land geht. Hätte die Türkei fahrbare Straßen, der Eisenbahnen noch gar nicht zu gedenken, so müßten sich die Handelsverhältnisse Serbiens längst günstiger gestaltet haben, da die Bedürfnisse zum gegenseitigen Waarenaustausch vorhanden sind und Serbien außer der großen Hauptstraße auch einige andere Straßen mit Aufwand von Kosten und vieler Arbeitskraft hergestellt hat oder neu aufführen ließ. Solche Straßen sind: von Belgrad nach Widdin, von Belgrad nach Kragujewaz, und von Kragujewaz über Poscheg nach Uschitza, welche letztere den Hauptverkehr mit Bosnien vermittelt.

Die Handelswege in Serbien werden durch sogenannte Karauleu (sprich Kara-ulen), d. h. Wachthäuser, geschützt, welche zur Aufrechthaltung der Sicherheit, besonders in menschenleeren Gegenden, an den Straßen angebracht sind. Die Serben haben diese türkische Einrichtung ihrer Nützlichkeit wegen beibehalten, und es sind die Karaulen auf allen Verkehrsstraßen anzutreffen. Wie unser Bild zeigt, besteht die Besatzung einer Karaule nur aus wenigen, höchstens 10 Mann, mit einem Offizier oder in den meisten Fällen einem Unteroffizier, türkisch Subaschi genannt. Die Wachtmannschaft ist, mit Ausnahme des Offiziers, aus Gründen der Oekonomie in der landesüblichen Bauerntracht, wie dies in Serbien auch bei anderen militärischen Dienstleistungen vorkomut und auch in der österreichischen Militärgrenze bei den diensthuenden und wachthabenden Posten üblich ist. Solche Landwehren haben Serbien befreit; alle waffenfähigen Männer werden einexercirt und haben die Pflicht, das Vaterland zu vertheidigen. Stehende und uniformirte Truppen hat Serbien nicht viel. Der in der Karaula sitzende Wehrmann hat das beliebte serbische Nationalinstrument, die „Gusle“, zur Seite, welche den sehr oft und gern singenden Serben zur Begleitung ihrer Lieder dient. Die Gusle ist ein sehr einfaches Instrument und reicht in jenes tiefe Alterthum zurück, wo die edle Tonkunst mit ihren Instrumenten noch in der Wiege lag. Der hohle

hölzerne Leib der Gusle ist mit einem feinen Lammfelle bespannt und mit einer einzigen aus 8 oder 10 Pferdehaaren bestehenden Saite bezogen, welche mit einem krummen Pferdehaarbogen gestrichen wird. Die Gusle hat einen sanften, etwas näselnden Ton, der sich in wenigen Molltönen fortbewegt. Fast jeder Serbe spielt dieses Instrument. Oeffentlich wird es vor den Kirchen und Klöstern, auch an den Straßen von alten oder blinden Bettlern gespielt, die ihren Gesang mit der Gusle begleiten. Diese Guslars werden, wenn sie das einfache Instrument mit Zartheit und Geschmack zu spielen verstehen und in ihrem Gedächtnisse eine Auswahl von Liedern besitzen, vom Volke gern gehört und in Ehren gehalten. Ihnen verdanken die Liedersammler manchen werthvollen Schatz alter Heldenlieder. Ein Lied des Guslars beginnt so:

„Weiße Wila,*) du mein hehres Wesen,
Deine Stimme laß zur Gusle hören,
Deine Stimm' zum süßen Laut der Gusle."

Serbien ist in Deutschland vorzugsweise durch die Schilderungen Ranke's und Otto v. Pirchs bekannt geworden, und namentlich hat Letzterer über Land und Leute so günstig geurtheilt, daß demselben kaum ein Wort des Tadels entschlüpft ist, zugegeben natürlich, daß die Kulturzustände des von der Türkenherrschaft befreiten Serbiens erst die Anfänge zu ihrer Entwicklung gemacht haben. Das außerordentlich günstige Urtheil von Pirchs über die Serben läßt sich aber auch in Beziehung auf die Verhältnisse, unter welchen derselbe Serbien bereiste, sehr wohl rechtfertigen. Als preußischer Premier-Lieutenant eines Garderegiments reiste er als Cavalier unter sehr günstigen Umständen. Er wurde dem Fürsten Miloſch vorgestellt, weilte und lebte bei demselben als Gast, reiste später als solcher mit der vom Fürsten ihm beigegebenen Begleitung und wurde überall von den Knesen und den Gebildeten des Landes mit Auszeichnung behandelt und bewirthet. Auf diese Weise sah Hr. v. Pirch Alles im Rosenlichte der serbischen Gastfreundschaft, während die Schattenseiten verborgen blieben, oder, wenn sie sich offenbarten, durch den Reiz des Fremdartigen oder der Neuheit wohl gar gefielen. Gewiß, dieser Tourist hat die Gunst, die man ihm bewiesen, nicht mit Undank belohnt, und seine Nachschreiber haben, gestützt auf die günstigen Aussagen, sogar die große Sittenreinheit des serbischen Volkes gepriesen. Wir unsererseits haben das Volksleben weniger im Konak (Herrensitz) des Hochgestellten, als im Han und wohl auch in der Hütte des Landmannes kennen gelernt, und obgleich wir dem serbischen Volke mit Vorliebe zugethan sind, müssen wir doch gestehen, daß jene, in den Büchern gepriesene Sittenreinheit beim gemeinen Volke gar nicht existirt, denn man steht in Serbien in Bezug auf die Sittlichkeit gar nicht auf dem Standpunkte unserer Begriffe. Die Sitten des fröhlichen serbischen Volkes sind namentlich in einer Beziehung sehr lax und es ist sehr wahr, was ein Reisender gesagt hat, daß mit dem Laufe der Donau die Schlüpfrigkeit immer mehr zunimmt, bis dieselbe in der Walachei und besonders in Bukarest bis zur größten Extravaganz ausartet. Es ist wohl auch natürlich, daß bei einem auf so niedriger Kulturstufe stehenden Volke die Ergebnisse einer guten Erziehung fehlen, und daß daher Rohheit, Unwissenheit und krasser Aberglaube beim gemeinen Volke noch vorherrschend sind! — Wahr ist es, daß man Messer und Gabeln fast in jedem Hause vorfindet (früher rupfte man das Fleisch auf türkische Weise mit den Fingern), aber dies thut es noch nicht, — es muß alles Türkische, was noch so reichlich vorhanden ist, verschwinden; das kann aber nur dann geschehen, wenn sich dort die deutschen Kultureinflüsse größere Geltung verschafft haben werden, und das ist nur wieder erst möglich, wenn in Serbien durch andauernde innere Ruhe größere Sicherheit und ungestörte Berücksichtigung der bürgerlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse eintreten werden.

*) Wila ist die serbische Berg- und Waldnymphe.

Der Italiener kann mit seinem Sprüchworte: Vedi Napoli, e poi muori kaum stolzer auf Neapel sein, als der Serbe auf das wunderbare, wildromantische Uschitza ist, welches auch in jedem Beschauer einen unvergeßlichen Eindruck zurückläßt. So wie der Walache von seiner Metropole „Bukuresch" behauptet, daß, wer auch nur einmal das süße Wasser der Dumbowitza getrunken hat, den ziehe es nimmer von dannen, eben so soll auch das köstliche Wasser von Uschitza die geheimnißvolle Kraft besitzen, daß es den Fremden, der es getrunken, an die zwischen hohen Felsbergen gelegene, merkwürdige Stadt fesselt.

Zu den schönsten und interessantesten Gegenden des heutigen Serbiens gehört unstreitig das Thal der obern serbischen Morawa, welches sich von der Stadt Tschatschak aufwärts gegen Uschitza hinzieht und sich durch Fruchtbarkeit und Kultur auszeichnet. Jedenfalls haben die dort zahlreichen Klöster von jeher zum Anbau der Gegend beigetragen. Hier erhebt sich der alle anderen Bergkuppen überragende und weithin sichtbare Berg Kablar, welcher in der ganzen Gegend den Landleuten als Wetterprophet gilt und mit dem viel niedrigern, aber durch seine isolirte Lage gleichfalls imponirenden Berg Owtschar ein Gegenstand sinnreicher Sagen ist. Der Böttcher heißt nämlich serbisch Kablar (vom deutschen Kübel) und Owtschar heißt der Schäfer. In der alten glücklichen Zeit Serbiens nämlich war hier, der Sage nach, an Wein und Milch ein solcher Ueberfluß, daß der Böttcher, welcher als Weinküfer die Kellerwirthschaft leitete, eine große Rinne verfertigte, mit welcher der an den Geländen des Kablar wachsende Wein und die Milch der zahlreichen Schafe nach dem Owtschar geleitet werden konnten. Die Morawa windet sich nämlich in mäandrischen Krümmungen durch die Felsen beider Berge hindurch. In Wirklichkeit ist aber auch die fruchtbare Gegend reich an Schafheerden und Weinbergen, obgleich das Klima wegen der ziemlich hohen Lage weniger mild, als in den meisten anderen serbischen Flußthälern ist. Nur wenige Stunden weiter hinauf hört auch aller Weinbau auf. Von den Klöstern am Owtschar zeichnet sich jenes zu Troitza (Dreieinigkeit) aus, dessen Kalojeren (d. h. Geistliche) sich auch mit Ackerbau beschäftigen und daher auch die malerische Wirkung der Gegend erhöhen.

Je romantischer aber die Gegend wird, desto seltener werden die angebauten Punkte, aber nicht etwa wegen einer Ungunst des Bodens und des Klimas, sondern wegen der zu geringen Bevölkerung. In Deutschland werden höhere Gebirgsgegenden unter weit ungünstigeren klimatischen Verhältnissen angebaut, und deutsche Ansiedler würden diese Strecken sehr bald in eine blühende Landschaft verwandeln. Wiederum macht hier das in einem schönen Thale liegende Kloster Godowik eine Ausnahme mit seinen Feldern und Kulturanlagen; bemerkbar sind hier überall die Wälder vorherrschend. Je mehr man sich Uschitza nähert, desto höher werden die Berge und desto mehr treten die Felsen hervor.

Uschitza (auch Uschize) mit seiner großartigen Umgebung gewährt einen überraschend fremdartigen Anblick und soll in Bezug auf seine seltsame Lage zwischen kolossalen wilden Felsmassen von den Türken mit der Mutter der

Städte, dem heiligen Mekka, verglichen werden, welches gleichfalls in einem engen, von düsteren Höhen umgebenen Thale liegt.

Wir sehen auf unserm Bild Uschitza von dem äußersten Vorsprunge der hohen Poscheganer Straße. Die Festung und Stadt liegen in einem tiefen Einschnitte zwischen wilden Felskolossen mit dunklen Bergen im Hintergrunde. Links in der Kluft steigt ein Felskegel auf, der Festungswerke mit Thürmen trägt. Auf dem steilen Felsgrat rechts sehen wir oben einen Thurm, und die vom Felsgrat abwärts gehenden Mauern schließen sich an einen tiefer liegenden Thurm an. Im Vordergrunde fließt die Djettinja und windet sich bei hohem Wasserstande, den sie beim Schmelzen des Schnees der Gebirge erreicht, rauschend durch die Felsmassen. Uschitza ist der Hauptverbindungsort zwischen Serbien und Bosnien und steht namentlich mit Serajewo im Verkehr, weshalb der Ort von vielen Kaufleuten und auch einigen deutschen Handwerkern bewohnt wird. Nach Völters Geographie soll Uschitza 6000 Einwohner haben, und Otto von Pirch nennt sie die größte und volkreichste Stadt in Serbien nächst Belgrad. Beides ist aber unrichtig, denn nach den neuesten statistischen Nachrichten Serbiens zählt Uschitza nur 3383 Einwohner, während Passarowitz 5309, Schabatz und Jagodina jedes über 4000 Einwohner haben. Allerdings zählte vor 35 Jahren Uschitza noch 2000 türkische Einwohner mit Einschluß der Besatzung; nachdem aber der türkische Stadttheil verlassen dasteht, hat sich auch die Einwohnerzahl vermindert.

Während des Unabhängigkeitskrieges spielte die Festung Uschitza eine Rolle, und es konnte das Kastell von den Serben gar lange nicht eingenommen werden. Als aber nach langer Umzingelung der Hunger die Besatzung fast ganz aufgerieben hatte, nöthigten die Flammen des in Brand geschossenen Kastells die geringe Besatzung zur Uebergabe.

Als die Bedingungen des Adrianopoler Friedens es den Türken noch nicht verwehrten, serbische Städte zu bewohnen, hatten dieselben zur Leitung ihrer Gerichtspflege in den Städten einen Musselim, welcher aber mit den serbischen Rechtsangelegenheiten nichts zu thun hatte. Mit dem Abzuge der Türken aus den Städten hatte auch die Verrichtung des Musselims ihr Ende erreicht. Wir sehen auf unserm Bilde den Musselim, wie er mit dem Schreibrohr in der Hand zum letzten Male sein Amt ausübt, bevor er von dem geliebten Uschitza scheidet. Der Ofen, den wir auf dem Bilde bemerken, zeigt die Rauhheit des hochgelegenen Ortes an.

Vor 1830 hatte das befreite Serbien nur einen Flächenraum von 460 Quadratmeilen. In diesem Jahre aber wurden unter großem Widerwillen der Türken noch sechs fruchtbare Bezirke vorzugsweise durch die Vermittlung Rußlands dem Fürstenthume einverleibt. Als zu diesem Zwecke der türkische Commissarius aus Konstantinopel in Serbien

Serbische Karaula in der Drina. (Originalzeichnung von F. Kanitz.)

eintraf und sich mit den serbischen Bevollmächtigten in Verbindung setzte, um die Uebergabe der sechs Distrikte und die Grenzregulirung zu leiten, fand derselbe mit den Bevollmächtigten in dem Drinaischen Bezirk, welcher damals zu Bosnien gehörte, den größten Widerstand. Die türkischen Beamten und die zum Islam übergetretenen Sipahi (Lehnsherren) widersetzten sich der Abtretung. Der Pascha von Swornik warf die serbischen Bevollmächtigten ins Gefängniß und war nahe daran, dieselben tödten zu lassen. Endlich entließ er sie, nachdem er ihnen das Versprechen abgenommen hatte, daß sie niemals wiederkehren würden.

Auch die hohe Bergfeste Sokol, welche an dem zwischen Waljewo und Swornik sich hinziehenden rauhen Gebirgsrücken liegt, und die damals schon zu Serbien gehörte, aber von einer türkischen Besatzung besetzt war, weigerte sich schon früher, die Feste den serbischen Commissarien vertragsmäßig zu übergeben. Der Fürst von Serbien mußte damals in

Konstantinopel mit Ernst auf die Erfüllung der Traktate dringen, wonach den Türken nur sechs Festungen verblieben.

Sokol heißt Falke und es ist in Serbien eine poetische Erscheinung, daß die Ortsnamen dort sehr oft eine mit Thieren und Pflanzen in Beziehung stehende Bedeutung haben. So heißt Kragujewaz der Sperberort, von Kraguj, der Sperber, Jagodina — Erdbeerthal, von Jagod, die Erdbeere, Kossowo-polje — Amselfeld und Orlowaz — Adlerberg ꝛc.

Auch bei Ertheilung der Namen an ihre Kinder richten sich die Serben nicht immer nach dem Kalender, sondern wählen diese nach Gefallen, weshalb man auch sehr poetisch klingende Namen hört. So ist der Name Milosch (Liebling) kein Kalendername, eben so Miliza, Ljubiza — Geliebte, beides auch historisch berühmte Frauennamen, Kwieta, die Blume, Jagoda, die Erdbeere und andere. Diese Sitte findet man auch bei den Türken, deren Frauen gewöhnlich bedeutungsvolle und wohlklingende Na-

Die Bergfeste Uschitza in Serbien. (Originalzeichnung von F. Kanitz.)

men haben, z. B. Lulu, die Perle, Zahra — Blume, Derifa — anmuthig, Saida — glücklich, Dschemila, — schön, Labna — milchweiß ꝛc.

Das Reisen in Serbien bietet dem Fremden nicht allein deshalb Anziehendes, weil ihn die malerischen, durch Farbenherrlichkeit ausgezeichneten Gebirgslandschaften entzücken, sondern auch, weil hier das Volks- und Familienleben viel Eigenthümliches und Interessantes darbietet, was anderweitig nicht zu sehen ist. Viele Gebräuche und Verhältnisse im gesellschaftlichen Leben sind in Serbien heute noch eben so, wie vor vier- oder fünfhundert Jahren. Wie damals Marko Kraljewitsch, wenn es ihm beliebte, mehrere Tage hintereinander Wein zu trinken, von seiner Mutter bedient wurde, so müssen auch heute noch die Frauen bei den Gastereien Männer und Gäste bedienen, ohne an den Mahlzeiten selbst Antheil zu nehmen. Das alte patriarchalische Leben mit seinen Sitten und Gebräuchen hat sich bis heute erhalten und bietet dem Ethnographen viel Anziehendes, besonders wenn es ihm gelingt, in der Familie selbst zu weilen, was allerdings nicht schwer ist, denn die Gastfreundschaft ist die schönste Blume der serbischen Tugenden. Es ist aber zum Studium dieses Volkslebens die Kenntniß der serbischen Sprache unbedingt erforderlich. Wer irgend einer slavischen Sprache ohnedies schon kundig ist, dem wird das Verständniß des Serbischen sehr leicht, besonders wenn er sich vornherein mit den sehr zahlreichen türkischen Wörtern, welche die serbische Sprache angenommen hat, vertraut machte. Man kann annehmen, daß ein Fünftel der serbischen Hauptwörter von den Türken entlehnt sind. Diese ausgenommen, ist der Russe am meisten befähigt, sich mit dem Serben zu verständigen.

Die wenigen Reisenden, welche das Land zum Vergnügen, oder, was wohl öfter geschieht, zum Zwecke wissenschaftlicher Erforschung besuchen, machen gewöhnlich mit dem Besuch der weltberühmten Stadt Belgrad den Anfang, weil sie von derselben meist große Erwartungen hegen, die sich hier im Anschauen der Wirklichkeit aber fast gänzlich in Enttäuschungen auflösen. Die welthistorischen Begebenheiten von Belgrad sind uns von Jugend auf aus den Erzählungen und alten Volksliedern bekannt, und unsere Einbildungskraft hat sich mit denselben von Kindesbeinen an sehr rege beschäftigt. Belgrad! — Hier war es, wo der bravste Mann einem „Bassen“ die Türkenpfeife einst abgewann! — Dies ist die Stadt und Festung, die der edle Ritter Prinz Eugenius dem Kaiser wiederbrachte! — (1717.)

„Und das feste Belegrad
War die allerletzte Stadt,
So sich Laudon hat ergeben,
Eh er hörte auf zu leben!“ (1788.)

Die welthistorische Bedeutung hat Belgrad seiner wichtigen strategischen Lage am Zusammenflusse der Save und der Donau zu verdanken. Die Eroberung dieser Bergfestung zog auch gewöhnlich die Entscheidung des Feldzuges nach sich. Die Festungswerke sind aber nie so stark gewesen, daß sie einem ernsten Angriffe auf die Dauer Widerstand geleistet hätten, deshalb ist dieselbe auch sehr oft gefallen. Schon in den Kriegen zwischen den Ungarn und den griechischen Kaisern spielte Belgrad — die weiße Burg — eine Rolle, weil sie damals, vor der Einführung der Geschütze, auf dem Felsberge nicht leicht einnehmbar war. Im Jahre 1427 trat der Despot von Serbien und Raszien, Georg Brankowitsch, Belgrad an Ungarn ab und erhielt dafür andere Besitzungen in Ungarn, nach welchen auch viele Serben auswanderten und die ersten serbischen Niederlassungen in Ungarn gründeten. Im Jahre 1456 belagerte es Sultan Mahmud gegen das ungarische Heer und die Kreuzfahrer unter Hunyady János und Johann von Kapistrano vergeblich, erlitt auch hier am 22. Juli eine große Niederlage. Ein Theil der Türken war schon in die untere Festung eingedrungen und ein gigantischer Türke eben im Begriff, vom Fenster eines Thurmes den Halbmond als Siegeszeichen aufzustecken, als der edle Titus Dugonitsch die Fahne erfaßte, dieselbe aber nicht entwinden konnte und mit dem ringenden Türken sich durch das Fenster in den Abgrund stürzte; dadurch belebte er den sinkenden Muth des Christenheeres aufs Neue. Dieser Sieg und die vielen späteren Belagerungen und Eroberungen haben Belgrad einen weltberühmten Namen gegeben.

Das Interessanteste ist der überraschende Gesammtanblick, welchen die 100 Fuß hohe Festung und die fast eben so hohe Oberstadt mit ihren Wällen und Mauerwerken, mit dem steilen Felsabhange und dem berüchtigten Gefängnißthurm „Nebojse“ (serbischer Ausdruck „Fürchte dich nicht“) gewähren. Als erste Stadt des Orients mit den schlanken Minarets, gebaut auf einem weit in den Winkel zwischen Donau und Save vorspringenden Felsenkamme, imponirt die Stadt durch den fremdartigen Eindruck und die interessante Lage. Ein Besuch der Festung ist aber der Kosten und Umständlichkeiten nicht werth, welche die Erlaubniß des Besuches erfordert, weshalb denn auch den Fremden hier gewöhnlich angerathen wird, auf die schmutzige Festung zu verzichten.

Die oberste und eigentliche Festung Belgrad wird nur von türkischen Beamten und Kaufleuten und der türkischen Besatzung bewohnt. Ein schlecht gepflasterter Weg führt über den steilen Felsabhang zu derselben hinauf. Die alte Hauptmauer, welche die Festung umgibt, ist hoch und stark, aber kein Widerstand leistendes Objekt für unsere heutigen Belagerungsgeschütze, was auch der Türke sehr wohl weiß. Doch sind die Wälle und Gräben in ziemlich gutem Zustande und mit Kanonen versehen. Im Innern fanden wir alle Gebäude, selbst die Kommandantur, in schlechtem Zustande und die einst von den Oesterreichern aufgeführten Magazine und Zeughäuser gänzlich im Verfall. Schmutz- und Düngerhaufen überall. Die Senkung oder der Zwischenraum, welcher sich zwischen der obern Festung und der Oberstadt befindet, ist etwa 600 Schritte breit. Mit Ausnahme der Seite gegen die Festung hin, ist die Oberstadt ebenfalls mit festen Werken, mit Wällen und Mauern umgeben und liegt nicht viel niedriger, als die obere Festung. Dies ist der Haupttheil von ganz Belgrad, obgleich derselbe nur aus einer großen Hauptstraße besteht, mit welcher einige schmale Gassen in Verbindung stehen. Das fürstliche Palais, die Regierungsgebäude, öffentlichen Anstalten ꝛc. liegen hier und bilden den schönsten Theil. Von der Oberstadt führt ein steiler mit Häusern besetzter Abhang in die untere Stadt, welche am Ufer der Save liegt und daher Save- oder Wasserstadt genannt wird. Diese wird natürlich von der befestigten obern Stadt durch Mauerwerke und ein Thor getrennt. Die Wasserstadt, welche sich zwischen dem Feldberge und dem Savenfer der Länge nach hinzieht, hat einen europäischen Anstrich und zeichnet sich vortheilhaft aus. Hier sind viele neue Häuser und gut eingerichtete Gasthöfe. Hier findet man auch deutsche Handwerker, deren es in Belgrad allerdings noch lange nicht so viel, als in Bukarest gibt. Auf der Südseite liegt eine schlecht gebaute, aber sehr ausgedehnte Vorstadt, welche unter dem Namen Raazenstadt, also als die eigentliche alte Serbenstadt bekannt ist. Die Serben werden in diesen Gegenden nämlich von den

Ungarn und Deutschen überall nur Raazen genannt, welcher Name von dem ehemaligen Raszien entlehnt ist.

Obgleich Belgrad der Stapelort des Handels zwischen Wien, Pesth, Neusatz, Semlin einerseits und Konstantinopel, Saloniki, Nissa ꝛc. andrerseits ist und sich gegenwärtig daselbst der Sitz des Fürsten, des Metropoliten und der höheren wissenschaftlichen Anstalten befindet, so zählt die Stadt jetzt doch noch nicht mehr als 18,900 Einwohner, die geringe türkische Besatzung in der Festung nicht mitgerechnet. Die Einwohnerzahl wird also selbst in den neueren geographischen Büchern mit 30 bis 35,000 gegen die officiellen statistischen Ziffern viel zu hoch angegeben.

Die amtliche serbische Zeitung hat das Budget für 1863 mitgetheilt und die Einnahmen mit 11,931,933, die Ausgaben aber nur mit 2,400,000 Frcs. veranschlagt. Die Steuern beliefen sich auf 4,863,933 Frcs., wozu aber noch eine außerordentliche Kontribution von 4,580,000 Frcs. kam. Einem Beschluß der in diesem Jahre abgehaltenen Skupschtina zufolge sind die Steuern erhöht worden, und es ist die sogenannte Junggesellensteuer je nach der Steuerkraft des Zahlenden auf 3 bis 12 Zwanziger festgesetzt worden. So wenig auch in Serbien der Militär-Etat absorbirt, so werden doch die in verschiedenen Zweigen der Verwaltung vorzunehmenden Reorganisationen, die Hebung des Volksunterrichtswesens, die Straßenbauten ꝛc. künftig zum Wohle des Landes an die Steuerkraft des Volkes größere Ansprüche machen.

Die Summen, welche Serbien für seine Ausfuhr erhält und die größtentheils in die Hände des Landmannes fließen, stellen sich sehr günstig gegen die geringe Einfuhr, welche mit Ausnahme von Salz und einiger Colonialwaaren meist in Dingen besteht, deren Gebrauch noch gar nicht im Bedürfnisse des serbischen Landmannes liegt. Die Hauptartitel der serbischen Ausfuhr sind: Horn- und Schwarzvieh (besonders stark nach den österreichischen Ländern), Bau-, Nutz- und Brennholz, Häute, Schaffelle, Schweinsborsten, Pelzwaaren, Unschlitt, Wachs und Honig, welch letzterer trotz der geringen Industrie, die in der Bienenzucht angewendet wird, auf den sonnigen und sehr blüthenreichen Gefilden Serbiens sehr gut gedeiht und ein Lieblingsartikel der Serben und, wie es scheint, aller Slaven ist. Der Meth, welcher besonders gern getrunken wird, heißt Scherbet, bekanntlich eine türkische Bezeichnung. Hätte Serbien Forstkultur und mehr Straßen, so müßte es sehr große Summen für das im Ueberfluß vorhandene Bau- und Schiffbauholz lösen, während jetzt die Wälder oft nur als ein die Vieh- und besonders die Schweinezucht begünstigendes Mittel betrachtet werden. In der Schumadia z. B. werden die Eicheln als die Haupternte betrachtet, weil dort eben mit denselben die meisten Schweine gemästet werden. Die Knoppern werden in den Wäldern auch gesammelt und bilden einen Ausfuhrartikel. Die größten Donauschiffe sind es, welche gewöhnlich von Schabatz aus mit Knoppern beladen werden, weil diese Waare leicht ist. —

Wie wir bereits erwähnt, ist das heutige Serbien nur ein kleiner Theil des alten serbischen Reichs, das auch nichtserbische Provinzen besaß, und enthält auch kaum zwei Drittel von dem eigentlichen Lande Serbien, indem das sogenannte „Türkisch-Serbien“ noch zur Türkei gehört. Und gerade die klassisch-serbischen Städte, Burgen und Gegenden, die so oft in den alten Volksliedern gepriesen werden, gehören noch den Türken. So Prisren (Persien), die alte Residenz der Kneseu und Kaiser; Prilip, die Burg des Marko Kraljewitsch; das Amselfeld ꝛc.

Das heutige Serbien war schon unter den Römern ein Kulturland mit zahlreichen Städten, Burgen und Colonien, welche beim Einbruche der Barbaren verwüstet worden sind. Die noch in den schlecht gebauten Städten und Dörfern sichtbare Verwilderung ist aber erst später unter den Türken eingetreten, denn die zahlreichen Ruinen aus der altserbischen Zeit sind großartig und imponirend. Namentlich an der Donau und in dem Winkel, welchen dieser Strom mit dem Timok bildet, waren die römischen Niederlassungen zahlreich, wie dies aus den vielen Alterthümern, welche hier gefunden worden sind, ersichtlich ist. Hier, unweit Gladowa, stand ja auch die berühmte Trajansbrücke, welche eine Länge von 3300 Fuß hatte, und von welcher einige Pfeiler bei niederm Wasserstande noch sichtbar sind. Die schöne und wichtige Lage von Belgrad hat auch die Römer schon angelockt, denn an dieser Stelle stand Singidunum, ein Hauptort in Moesia superior.

Die serbischen Gebirgsketten durchziehen das Land nach verschiedenen Richtungen, haben oft zackige Häupter, die ihnen in der Entfernung das Ansehen der Alpen geben, welche sie aber an Höhe bei weitem nicht erreichen, denn die höchsten serbischen Berge messen kaum über 4000 Fuß. Das Jastrebazer-Gebirge zieht von Südosten nach Westen und ragt mit schön gerundeten Kuppen empor. An die bulgarischen Gebirgsrücken sich anschließend, gehört dieser Gebirgszug zu den Ausläufern des Balkan. Dagegen gehört der von Gladowa nach Tjuprija sich hinziehende Gebirgskamm zu den Gebirgszweigen der Karpathen, welche die Donau beim eisernen Thore durchbricht. Das Omolje-Gebirge und das schroffe Belaniza Planina (das weiße Gebirge) sind mit demselben verzweigt. Dies ist die wildeste und unwegsamste Gegend von Serbien. Bären und Wölfe sind hier nicht selten, und die wilden Haiduken waren hier heimisch, weshalb auch dieses ganze Gebirge auf den Karten Haidnzki-Gebirge genannt wird, eine Benennung, die in Serbien nicht bekannt ist und wahrscheinlich nur mit Hinsicht auf die Haiduken (Räuber) gebraucht worden ist. Das Rudniker-Gebirge liegt ziemlich in der Mitte der Schumadia und bildet scheinbar einen isolirten Gebirgsstock. Doch erreicht die höchste Kuppe dieser Gebirgsmasse, der Sturaz, kaum 3000 Fuß. Die Aussicht, welche diese alle anderen Berge der Umgegend überragende Kuppe gewährt, ist nach allen Richtungen hin unvergleichlich schön und unvergeßlich dem Beschauer. Das Rudniker-Gebirge war im Unabhängigkeitskriege mit den steilen Abfällen, engen Zugängen, Felsspalten und Schluchten die natürliche Festung des Landes. Mit Ausnahme des kahlen Sturaz ist die ganze Oberfläche desselben mit dichten Wäldern bedeckt.

Alle diese Gebirge nähren zahlreiche Flüsse und Bäche, welche sich durch romantische Thäler winden, und die Ruinen von Burgen und Klöstern erhöhen den malerischen Reiz der Gegend.

Der Hauptfluß von Serbien ist die Morawa, welche aus der Serbischen Morawa mit dem Ibar links und der Bulgarischen Morawa mit der Nischawa rechts entsteht. Bei der Festung Tjuprija (eigentlich Köpri, im Türkischen die Brücke) führt eine Brücke über die Morawa und verbindet die westlichen Handelswege Serbiens mit der großen konstantinopler Straße. Nächst den genannten Flüssen ist nur der Timok noch von einiger Bedeutung; die Mlawa, Nessawa, Kolubara, der Pek, die Topliza und viele andere sind kleine, aber meist sehr fischreiche Flüsse. —

Die Eichen sind in den serbischen Wäldern vorherrschend, man trifft aber auch viele Buchen- und Birkenwälder an; in den gemischten Wäldern findet man viel Linden, Eschen (Jelowa), Ahornbäume (Jablan), alle drei in den Volksliedern vorkommend, und zahlreiche wilde Birn- und

Apfelbäume. Ueberall Bäume von außerordentlicher Größe und ausgezeichneter Schönheit, deren viele schon vor der Schlacht bei Kossowo (1389) gegrünt haben. Sehr mannigfaltige Gattungen von Sträuchern bilden das Unterholz der Wälder. Wodurch aber die serbischen Wälder sich vor allen anderen europäischen auszeichnen, ist die außerordentliche Belebung derselben durch Vögel im Frühjahre, die, in unzähligen Stimmen der mannigfaltigsten Art sich offenbarend, den Naturfreund mit unaussprechlichem Entzücken erfüllt. Als Land der Amseln und Drosseln bekannt, findet

Der türkische Gerichtshof in Ushitza. (Originalzeichnung von F. Kanitz.)

man in Serbien eine diesem Lande angehörende Art, welche unter dem Namen Modrokos (Blauamsel) bekannt ist. Der Bienenfresser ist hier schon häufig.

Der Bergbau Serbiens liegt noch darnieder. Die

Silber- und Kupfergruben der altserbischen Zeit wurden während der Türkenherrschaft verlassen, weil die Türken den Bergbau nicht gestatteten. Man hat in neuerer Zeit versucht, deutsche Bergleute heranzuziehen, es ist aber von erheblichen Fortschritten in dieser Beziehung nichts Erfreuliches laut geworden. Die inneren Unruhen und der öftere Regierungswechsel haben auch hier ihren nachtheiligen Einfluß geübt. Mit Ausnahme von Alexince hat Serbien kein namhaftes Bad. Das nahe, weltberühmte Mehadia läßt die serbischen Bäder nur sehr langsam aufkommen.

Die Grenzen des heutigen Serbiens sind folgende: Im Norden Slavonien und Ungarn, geschieden durch die Save vom Einfluß der Drina bis Belgrad, und dann durch die hier 3000 Fuß breite Donau bis Alt-Orschowa, wo sich der Strom auf 200 Fuß verengt. Im Osten wird Serbien von der südwärts sich wendenden Donau von der Walachei und durch den untern Timok von Bulgarien getrennt. Die fernere ansehnliche Grenzstrecke zwischen Serbien und Bulgarien ist trocken und gebirgig. Diesen östlichen, besonders aber den nordöstlichen Theil von Serbien bewohnen meist

Weigerung der Türken, Sokol zu verlassen. (Originalzeichnung von F. Kanitz.)

Walachen, deren Anzahl sich auf 123,000 beläuft. Sie stechen gegen die Serben sehr zu ihrem Nachtheile ab und beschäftigen sich meist mit der Schaf- und Ziegenzucht. Im Süden grenzt Serbien an den türkischen Antheil von Serbien und das ehemalige Königreich Raszien. Im Westen bildet Bosnien die Grenze mit einer großen Strecke des Drinalaufes. Sie wird in 18 Bezirke eingetheilt, deren jeder von einem Oberknes verwaltet wird, unter welchem wieder mehrere Unterknese stehen. Die Würde eines Knesen ist keineswegs türkischen Ursprungs, wie behauptet wurde, sondern ächt serbisch, wie dies auch aus den alten Liedern ersichtlich ist, in welchen z. B. auch Skander-Beg der Knes von Epirus genannt wird. Allerdings haben die Türken nach der Unterjochung Serbiens die von ihnen eingesetzten serbischen Dorfrichter mit spottender Verachtung Knesen genannt, welchen Namen die Dorfrichter in Slavonien auch heute noch führen, aber in Serbien Kmet genannt werden.

Die Serben bedienten sich früher in Ermanglung serbischer Landkarten gewöhnlich der deutschen oder italienischen Karten. Seit etwa 12 Jahren aber haben sie ihre eigenen mit cyrillischen Buchstaben geschriebenen Landkarten, die freilich ein Ausländer, ein französischer Ingenieur, welcher sich Jahre lang im Land aufgehalten, herausgegeben hat.

Wir nehmen hiermit von dem schönen Serbien mit dem aufrichtigen Wunsche Abschied, daß es zur Hebung seiner inneren Zustände gründliche Reformen einführen und den Kulturreinflüssen, für welche seine Bewohner so viel Sinn und Befähigung besitzen, immer zugänglicher werden möge, damit es bald den europäischen Kulturländern zugezählt werden könne.

Der Naturforscher Bates zu Ega am Amazonenstrome.

II.

Zustände in Ega. — Die Indianerbevölkerung und ihre Sterblichkeit. — Handel mit Kindern. — Tupisprache. — Festtage und Maskeraden der Eingebornen. — Schildkröten und andere Nahrungsmittel. — Die Jahreszeiten in Ega.

Im Jahre 1850 war Ega nur ein armseliges von dem 1400 englische Meilen entfernten Para abhängiges Dorf. Als 1852 die neue Provinz Alto Amazonas geschaffen wurde, erhob man es zur Stadt; es wurde Sitz der Schwurgerichte und Hauptort der Comarca oder des Distriktes, der einen Abgeordneten in das Provinzialparlament von Barra sandte. Ein Jahr darauf gingen die ersten Dampfer auf dem Solimoens, und 1855 lief regelmäßig alle zwei Monate ein Dampfschiff zwischen dem Rio Negro und Nauta in Peru. Handel und Bevölkerung hoben sich aber durch diese Aenderungen nicht. Die Leute wurden allerdings mehr „civilisirt", das heißt, sie kleideten sich nach der neuesten pariser Mode, fingen an Strümpfe zu tragen und legten die Holzschuhe ab. Zugleich bekamen sie Geschmack am Gelde, trennten sich in Parteien und verloren ihre früheren einfachen Sitten — doch blieb Ega ein halb indianisches Dorf. Der Platz ist gesund und fast ganz frei von Insektenplagen. Immergrüne Wälder umgeben ihn; der Boden ist außerordentlich fruchtbar; der Strom und die unzähligen Kanäle wimmeln von Fischen und Schildkröten; der See kann als Hafen für eine große Flotte dienen, und die Wasserverbindung mit dem Ocean ist ununterbrochen. Welche Zukunft steht diesem Orte bevor! Die Einwohnerzahl beträgt jetzt aber nur 1200; 107 Häuser, von denen die Hälfte aus Erdwällen gebaut und mit Palmenblättern gedeckt ist, bilden die Stadt. Der vierte Theil der Bewohner ist fortwährend abwesend, um dem Handel auf dem Flusse obzuliegen. In einem Umkreis von 30 englischen Meilen wohnen höchstens noch 2000 Menschen. Ega ward im Jahre 1688 von einem böhmischen Jesuiten, Samuel Fritz, gegründet, der verschiedene der gelehrigeren Indianerstämme um sich versammelte. Einige hundert Acker Landes wurden entholzt und ein Gesetz wurde gegeben, daß jeder Eigenthümer derselben bei Strafe seinen Grund frei von Bäumen halten solle, denn die üppige Vegetation würde sonst die freien Flächen bald wieder in Wald verwandelt haben. Und noch jetzt überzeugt sich allmonatlich ein Inspektor davon, ob dieses Gesetz eingehalten wird, und bestraft die Säumigen. Ueber die Hälfte der Einwohner sind Mamelucos; es gibt höchstens 40 bis 50 Weiße; die Zahl der Neger ist noch geringer, und der Rest besteht aus reinen Indianern. Jeder Hauseigenthümer, Indianer und Neger eingeschlossen, ist bei den Wahlen stimmfähig, dient in der Nationalgarde und kann Geschworner werden. In den Schwurgerichtsverhandlungen sah ich Neger, Weiße, Mischlinge und Indianer würdevoll nebeneinander sitzen und Recht sprechen.

Es ist höchst interessant, zu beobachten, wie die Farbigen sich als freie Bürger benehmen. Die brasilianischen Staatsmänner haben schon lange den Gedanken aufgegeben, in diesem tropischen Lande ein Reich von Weißen mit einer arbeitenden Sklavenbevölkerung herzustellen. Aber die größte Schwierigkeit bieten die Indianer am Amazonenstrom. Die Unbeugsamkeit ihres Charakters und der Abscheu vor jeder Civilisation machen sie gänzlich unwandelbar. Einzelne, die Lesen und Schreiben lernten, sind recht gute Bürger geworden. Am liebsten laufen sie wieder in ihre Wälder zurück und sie werden eher aussterben, ehe sie in großen Massen sich seßhaft machen. Weniger Schwierigkeit bieten die Mamelucos, die ja auch weißes Blut in ihren Adern haben.

Viele Ega-Indianer, besonders die Dienstboten, stammen von wilden Stämmen ab, die vom Japura, Issa und Solimoens einwanderten. Ich sah Leute von 16 verschiedenen Stämmen; die meisten waren als Kinder von den einheimischen Häuptlingen gekauft worden. Die Gesetze verbieten dies freilich, doch drücken die Behörden ein Auge zu, weil man sonst keine Dienstboten erhalten würde. Wenn sie groß werden, sind sie ihre eigenen Herren, und Keinem fällt es ein, in die Wälder zurück zu laufen. Die Burschen ziehen aber gewöhnlich mit den Handelsleuten davon, und die Mädchen werden von ihren Herrinnen, den eifersüchtigen, leidenschaftlichen und schlecht erzogenen Brasilianerinnen, übel behandelt. Die meisten Streitigkeiten unter den Einwohnern Ega's werden durch Dienstboten veranlaßt. Unter den armen

gefangenen Kindern herrscht eine große Sterblichkeit. Eigenthümlich ist der Umstand, daß die Indianer, welche am Japura und anderen Nebenflüssen wohnen, stets krank werden, wenn sie an den Hauptstrom kommen, und umgekehrt werden die Anwohner des Hauptstromes stets von intermittirenden Fiebern geplagt, wenn sie in das Gebiet der Nebenflüsse reisen; sie werden aber gleich wieder gesund, sobald sie zurückkehren.

Die schönsten Indianerstämme, welche die Gegend von Ega bewohnen, sind die Juris und Passés; aber sie sind schon beinahe ausgestorben, und nur wenige Familien leben noch an den Ufern einiger kleinen Nebenarme des Tessé und an den Flüssen zwischen Tessé und Jutahi. Sie sind ein friedfertiges und arbeitsames Volk, das von Ackerbau und Fischerei lebt und nie gegen die Weißen feindselig auftrat. Die Passés sind ein schlankgebauter, unter den Indianern sehr hervorragender Stamm. Sie unterscheiden sich durch einen großen tättowirten viereckigen Flecken mitten im Gesichte. Der hauptsächlichste Grund ihres Aussterbens scheint eine Krankheit zu sein, die stets dann unter ihnen ausbricht, wenn ein Mensch aus einem civilisirten Orte eins ihrer Dörfer besucht; ein schleichendes Fieber entsteht dann und endigt mit Auszehrung. Die einfachste Berührung mit civilisirten Leuten reicht aus, um diese Erscheinung hervorzubringen. Die Brasilianer nennen die Krankheit „Defluxo", und die armen geduldigen Indianer fragen stets die Schiffer in jedem Kanoe, das ihren Dörfern naht: „Bringt ihr Defluxo?"

Mein Assistent, José, „resgaton" d. h. kaufte zwei Indianerkinder, einen Knaben und ein Mädchen, von einem Japura-Händler. Der Knabe war 12 Jahre alt und ungewöhnlich dunkel von Farbe; er hatte ganz den Teint eines Cafuzo, d. h. eines Mischlings von Indianer und Neger. Man glaubte, daß er zu einem wilden nomadischen Stamme, den Pararauates am Tapajos, gehöre. Sein Gesicht war regelmäßig, oval; die Augen hatten einen unheimlichen Ausdruck, wie bei einem wilden Thiere; seine Hände und Füße waren klein und hübsch geformt. Da kein Indianerkind in der Nachbarschaft ihn verstand, so wurde er bald sehr mürrisch und zurückgezogen. Wochenlang sprach er kein Wort, bis er plötzlich ganze portugiesische Sätze redete. Seine Leber und Milz waren in Folge von Wechselfiebern geschwollen. Es war unmöglich, ihn zu heilen, weil er fortwährend Erde, gebrannten Thon, Pech, Wachs und derlei Substanzen aß. Sehr viele Kinder am obern Amazonenstrom haben diese üble Angewohnheit; nicht nur Indianer, sondern auch Neger und Weiße. Dieser Gebrauch findet sich also nicht allein bei den von Humboldt beschriebenen Otomaken; er scheint durch den Hunger hervorgerufen zu werden.

Unser kleiner Wilder erhielt den Namen Sebastian. Er mußte die Wasserkrüge am Fluß füllen, Brennholz im Walde sammeln, kochen und beim Rudern helfen. Oft begleitete er mich bei meinen Ausflügen, holte die kleinen Vögel, die ich schoß, aus dem Dickicht, fing Eidechsen und kletterte mit wunderbarer Geschicklichkeit an den schlanken Stämmen der Palmen in die Höhe. Die Gesellschaft der anderen Indianerkinder mied er und war stolz darauf, der Diener eines wirklich weißen Mannes zu sein. Später nahm ich ihn mit nach Para, aber er zeigte keinerlei Erregung beim Anblicke all der neuen Dinge in der Hauptstadt. Die Dampfschiffe, Pferde und Wagen, der Pomp der Kirchenfeierlichkeiten, Alles war ihm gleich. Dabei lernte er aber tüchtig und machte Fortschritte in den mechanischen Fertigkeiten. So wurde er später Goldschmied und zeigte mir, nachdem er drei Monate gelernt hatte, mit Stolz einen selbst gemachten Ring.

Ganz anders war das Schicksal des kleinen Mädchens. Sie kam eines Nachts zu uns; es war gerade die nasse Jahreszeit, und der Regen goß in Strömen. Dabei litt das Kind furchtbar am Wechselfieber. Eine alte Indianerin, die sie bis zur Thür begleitete, sagte nur „ecui encommenda", da habt ihr euer Packet! Dies Mädchen war viel heller als Sebastian und gehörte zum Miranha-Stamme, der sich durch Einschnitte in die Nasenflügel auszeichnet, in welchen an Feiertagen große Knöpfe aus Flußperlmutter getragen werden. Wir pflegten die kleine Patientin gut, gaben ihr Chinin und die beste Nahrung; allein sie wurde immer schwächer. Ihre Leber war ungeheuer angeschwollen und so hart wie ein Stein. Ihr heimischer Name war Oria. Die letzten zwei Wochen konnte sie nicht von ihrem Bettchen aufstehen, das wir ihr in einem trockenen Winkel bereitet hatten. Beim Erheben durfte nur ich ihr helfen, und dann rief sie mich „Cariwa" — weißer Mann — das einzige Wort der Tupisprache, das sie verstand. Ehe das Kind starb, hatten wir es getauft, und ich bestand darauf, daß es mit denselben Ehren, wie das Kind eines Weißen begraben würde, nämlich als „Anjinho" oder Engelchen nach dem hübschen Gebrauche der katholischen Kirche. Massenhaft starben die armen Kinder, wie unsere Oria in Ega oder auf dem Wege dorthin; gewöhnlich nimmt man sich ihrer während der Krankheit gar nicht an.

Die Kaufleute in Ega erhalten die Kinder von den Häuptlingen eines der Miranha-Stämme, welche auf ihren Raubzügen in das Gebiet anderer Indianer diese armen Geschöpfe fangen. Die Dörfer der angefallenen Indianer werden überrumpelt, Männer und Frauen getödtet oder in die Wälder gejagt, ehe sie ihre Kinder retten können. Es ist unzweifelhaft, daß die Miranhas Kannibalen sind, und daß daher der Verkauf der Gefangenen diese vor einem schlimmern Schicksale schützt.

Bemerkenswerth ist, wie schnell die wilden Indianer, die alle ihre sehr verschiedenen Sprachen haben, wenn sie nach Ega kommen, dort das allgemein gesprochene Tupi lernen. Dies kommt wohl daher, daß die grammatischen Formen dieser Sprache dieselben sind, wenn auch die Worte anders lauten. Alle setzen die Präposition hinter das Stammwort, so daß sie in der That eine Postposition wird, also z. B. „Er kommt dem Dorfe aus" oder „Geh ihm mit."

Der Kreis ihrer Lebensanschauungen und Gedanken ist ein sehr beschränkter und ihr Wortvorrath daher sehr klein. Aber alle Indianer haben dieselbe Weise zu denken und sprechen stets über dieselben Gegenstände, und das trägt mit dazu bei, daß Einer des Andern Sprache leicht lernt. Horden, die an demselben Nebenflusse wohnen, sprechen unter einander unverständliche Sprachen, während das Tupi längs des Amazonenstroms auf 2500 englische Meilen Länge gesprochen wird. Im Allgemeinen wird es sehr rein geredet, und diese Reinheit wird durch den fortwährenden Verkehr, der längs des ganzen Flusses herrscht, aufrecht erhalten. Wie vollständig und lang anhaltend muß die Isolirung gewesen sein, in welcher die kleinen Indianergruppen gelebt haben, um eine so durchgreifende Trennung der Mundarten hervorzubringen! Es ist wahrscheinlich, daß die starre Unbeugsamkeit der indianischen Organisation, sowohl in körperlicher als geistiger Beziehung, an der Vereinzelung, in welcher die kleinen Stämme lebten, schuld ist, und daß der enge Kreis ihres Lebens und ihrer Gedanken und die durch unzählige Generationen fortgeführte Inzucht hiervon abhängen. Ihre Fruchtbarkeit ist gering; selten findet man

Familien, die mehr als vier Kinder haben; ihre Neigung zu Krankheit und Tod, wenn sie an einen andern Ort wandern, haben wir bereits erwähnt. —

Das Klima der äquatorialen Gegenden wirkt auf Neger und Indianer ganz verschieden, und die Europäer selbst widerstehen der hohen Temperatur besser, als die Landeseingebornen; denn ich selbst ertrug Sonne und Hitze besser, als die Indianer. Ihre Haut war stets brennend heiß und die Ausdünstung gering. Kein Indianer von Ega blieb lange hintereinander im Orte, wo die Hitze größer ist, als an den Uferwäldern. Sie badeten mehrmals des Tages, doch stürzten sie sich nicht ins Wasser, sondern nahmen nur eine Art Sitzbad, um die untere Körperhälfte abzukühlen. Weiber und Kinder, welche zu Hause bleiben, wenn die Männer zum Fischen gegangen sind, finden stets einen Vorwand, um die heißen Nachmittagsstunden im kühlen Schatten des Waldes verbringen zu können. Bei trockner Witterung sind sie unzufrieden und unruhig, während sie an kühlen Tagen, wenn der Regen auf ihren nackten Körper fällt, lustig werden. Wenn sie am Fieber leiden, dann muß man sie streng überwachen, daß sie nicht in den Fluß zum Baden gehen oder große Mengen saftiger Früchte verschlucken, worauf gewöhnlich bald der Tod erfolgt. Leberleiden, Dysenterie und andere Krankheiten des heißen Klimas sind bei ihnen häufig, und wenn eine Epidemie eintritt, so werden sie rascher von derselben hinweggerafft, als die Neger oder selbst die Weißen. Wie verschieden verhält sich dem gegenüber der Neger, der ächte Sohn der Tropen! Mir drang sich stets unwillkürlich die Ueberzeugung auf, daß die rothen Indianer hier als Fremdlinge lebten oder Einwanderer in dieser heißen Gegend seien, für welche ihre Constitution nicht geschaffen ist.

Bei den Belustigungen des Volkes in Ega nehmen die Indianer eine hervorragende Stellung ein. Alle römisch-katholischen Festtage wurden mit großem Eifer inne gehalten, und die rohen indianischen Feierlichkeiten mischten sich mit den portugiesischen Ceremonien. Außerdem feiern die Eingebornen ihre eigenen Feste und zwar alle die verschiedenartigen Stämme zusammen, denn die Belustigungen scheinen bei allen ursprünglich gleichartig zu sein. Ein Feiertag ist dem Indianer gleichbedeutend mit Freudenfeuern, Prozessionen, Maskeraden, mimischen Darstellungen verschiedener Thiere, Musik, eintönigem Tanzen und besonders mit Trunkenheit. Er legt allen diesen Sachen jedoch eine abergläubische Bedeutung bei und glaubt, daß die Belustigungen der Portugiesen an den Festtagen der katholischen Kirche ein wesentlicher Theil der religiösen Ceremonien sind. Doch sind sich in diesem Punkte die ungebildeten Weißen, die Mischlinge und die uncivilisirten Indianer völlig gleich. Alle betrachten einen religiösen Feiertag wie eine Belustigung, bei welcher der Priester die Dirigentenstelle vertritt.

Aber auch jede andere schickliche Gelegenheit wird ergriffen, um einen Festtag zu machen. Begräbnisse, Taufen, Hochzeiten, die Ankunft von Fremden, Alles wird gefeiert. Der Gebrauch der Todtenwachen wird streng eingehalten. Kurz nachdem ich angekommen war, ward ich in einer dunklen Nacht in das Nachbarhaus gerufen, wo gerade die Frau gestorben war. Der Leichnam lag auf dem Tisch, am Kopfende standen ein Kruzifix und brennende Wachslichter; auf den Stühlen im Zimmer kauerten Weiber und Mädchen. Die Männer saßen vor der offenen Thür, rauchten, tranken Kaffee und erzählten sich Geschichten. Der Wittwer gab sich alle mögliche Mühe, um die Gesellschaft bei guter Laune zu erhalten. Man liebt es in Ega, den Tag in Nacht zu verwandeln; dann ist es kühler und angenehmer, man kann die freie Luft genießen, trägt blos Unterbeinkleider und Hemden und leidet nicht so sehr vom Schweiße.

Stadtpatronin ist die heilige Theresia; ihr Jahresfest wird mit großem Prunke 10 Tage lang gefeiert. Es beginnt mit den Abendlitaneien, die in der Kirche abgesungen werden und wobei die ganze Bevölkerung, rein und sauber in Kattun und Musselin gekleidet, zugegen ist. Die Mädchen tragen Jasmin und andere Blumen im Haare; ein anderer Haarputz wird nicht angelegt. Alle Abende ist man vergnügt. Die Kirche strahlt von Wachskerzenlicht und ist außen mit kleinen Oellämpchen beleuchtet, die entweder aus Thon oder aus einer halben Orangenschale gebildet sind. Die Possenreißerei beginnt erst gegen Ende des Festes. Tag und Nacht dauern das Tanzen, Singen, Guitarreklimpern und namentlich das Trinken beider Geschlechter, alt und jung. Alle diese Lustbarkeiten sind nicht sehr verschieden von denen der ungebildeten Klassen in Europa. Die schweigsamen Indianer werden gesprächig und erzählen sich alte Geschichten, die man längst vergessen glaubte.

Am St. Johannistage, gegen Ende Juni und zu einer andern Festzeit, finden die hauptsächlichsten Mummenschanze statt, und viele Männer und Burschen verkleiden sich als groteske Thier- und Menschengestalten. Zwei oder drei erschienen als Riesen; ein andrer als Caypor, die Waldgottheit der Indianer, die bei allen Tupistämmen vorkommt. Dieser Caypor wird als ein mißgestaltetes Ungeheuer mit rother Haut und langem rothen Haar dargestellt; man glaubt von ihm, daß er unterirdische, wohl mit Wild versehene Jagdgründe habe. Jedoch ist er kein Gegenstand der Furcht oder der Verehrung, und nur Kinder sucht man mit ihm zu schrecken. Die meisten Masken erscheinen aber in Thiergestalt, bald als Ochsen, Hirsche, Störche, Jaguare und dergleichen. Zur Maskirung dient leichtes Lattenwerk, das mit alten Kleidern überzogen wird, die man mit der Farbe des dargestellten Thieres bemalt. Die Nachahmungen gelingen oft sehr gut; so stellte ein Bursch einen Tapir höchst natürlich dar, sogar die bewegliche Rüsselschnauze fehlte nicht. Ein Andrer copirte zum allgemeinen Ergötzen meine Persönlichkeit und hatte sich dazu Kleidungsstücke von mir selbst geborgt. Es fehlte ihm weder die Brille, noch das Insektennetz. Meist gingen die Maskirten zusammen und zogen von Haus zu Haus; als Führer galt ein alter Musikant, welcher die verschiedenen Masken erklärte. Bemerkenswerth dabei ist, daß die meisten der europäischen Einwanderer statt der Civilisation den Indianern diese Dinge mitbrachten und allmälig selbst auf das Niveau derselben hinabgesunken sind.

Während des größten Theils des Jahres lebten wir in Ega von Schildkröten. Die Süßwasserschildkröten erreichen hier eine ungeheure Größe; ganz ausgewachsen sind sie drei Fuß lang und zwei breit und so schwer, daß ein Indianer gehörig an einer einzigen zu tragen hat. Hinter jedem Hause liegt ein kleiner Teich, den man Curral oder Einzäunung nennt, in welchem man während der trockenen Monate eine Anzahl dieser Thiere hält. Wer Indianer zu seiner Verfügung hat, schickt sie während des niedrigen Wasserstandes aus, um diese Thiere zu sammeln. Der Werth der Schildkröten als Nahrungsmittel ist, seit Dampfer auf dem Amazonenstrome fahren, sehr gestiegen. Als ich im Jahre 1850 in Ega anlangte, kostete das Stück neun Pence; 1859 dagegen schon neun Schilling; es hatte sich der Preis also verzwölffacht. Am leichtesten fängt man sie bei niedrigem Wasserstande in den Buchten der Flüsse und den Waldlagunen. Das Fleisch ist ungemein zart, wohlschmeckend und gesund, doch wird man so schnell davon gesättigt, daß es leicht zum Ekel wird. Mir wurde es nach

zweijährigem Genusse so zuwider, daß ich es nicht einmal riechen konnte und daß ich lieber Hunger litt, ehe ich einen Bissen davon anrührte. Die Eingebornen bereiten die Schildkröten auf verschiedene Weise zu. Die Eingeweide werden als Suppe (Sarapatel) in der obern Schale des Thieres, die wie ein Kessel benutzt wird, gekocht. Das zarte Brustfleisch wird klein gehackt und mit Mehl in der Brustschale über offenem Feuer geröstet. Ein sehr gutes Gericht bildet auch der mit gehacktem Fleisch gefüllte Magen; am besten munden jedoch die am Spieße gebratenen mageren Theile, wenn sie mit Essig gewürzt werden.

Eine kleinere Schildkrötenart, die Tracaja, welche im Hauptstrome vorkommt und die ihre Eier einen Monat früher als die große Süßwasserart legt, ist von geringerem Nutzen, da sie sich in der Gefangenschaft nur wenige Tage am Leben erhält. Ihr Fleisch jedoch ist wohlschmeckender, als das der großen Schildkröte.

Diejenigen, welche Schildkrötenfleisch nicht mehr vertragen können und die selbst sich auf die Jagd und den Fischfang nicht verstehen, sind schlimm daran. In der guten Jahreszeit sind Fische, und namentlich gute Lachsarten, sehr häufig; doch fischt jede Indianerfamilie nur immer so viel, wie sie zu ihrem eigenen Bedarf nöthig hat, und verkauft nichts davon. Für die Eingebornen hat auch der Manati oder die Meerkuh großen Werth, aber nur sehr wenige Europäer können sein Fleisch genießen. Man fängt ihn während der trockenen Jahreszeit sehr künstlich mit Harpunen oder in Netzen, die aus dicken Strängen gearbeitet sind und zwischen den kleinen Flußinseln aufgestellt werden. Rindvieh gibt es auf den herrlichen Weiden bei Ega genug; aber man kann das Fleisch desselben nur dann genießen, wenn ein Stück durch Zufall getödtet wurde. Gewöhnlich stammt das Fleisch aber von vergiftetem Vieh her, das in die Pflanzungen des armen Volkes verwüstend eindringt und hier die aufgestellten Schalen mit Tucupisaft aus der Manioewurzel aussäuft. Trotzdem das Fleisch dann der Gesundheit schädlich ist, wird es mit Begierde gegessen. Wild aller Art ist mit Ausnahme des Juni und Juli in den Wäldern bei Ega häufig. In diesen Monaten erscheinen aber ungeheuere Schaaren schöner Tukane (Ramphastos Cuvieri). Sie werden dann in großer Menge geschossen, sind sehr feist und dienen wochenlang in jeder Familie als Nahrungsmittel. Das Fleisch des Tapirs ist eins der feinsten und nahrhaftesten, das überhaupt vorkommt. Doch wird er nur selten erlegt. Frisches Brod bekommt man in Ega nur, wenn einmal amerikanisches Mehl von Para aus dorthin kommt, und dann kostet das Pfund neun Pence. Ich habe gefunden, daß für Europäer dieser Mangel an Brod auf die Gesundheit derselben sehr nachtheilig einwirkt. Das Manioemehl ist dafür nur ein schlechter Ersatz; wegen seines hohen Klebergehaltes läßt es sich nicht zu ordentlichem Brot verbacken, und die daraus bereiteten Kuchen werden in wenigen Stunden sauer. Besser ist das Mehl der süßen Mandioca (Manhiot Aypi), das mit dem Stärkegehalt dieser Wurzel versehen ist. Butter kam von Para aus oft nach Ega; doch war dieselbe erst von Liverpool aus dorthin gesandt worden! Auf demselben Wege gelangte Thee nach Ega, der hier ein Lieblingsgetränk der Eingebornen wurde, die ihn zuerst in einer Pfanne mit Zucker gekocht und mit einem Löffel gegessen hatten.

An tropischen, herrlich schmeckenden, saftreichen Früchten war kein Mangel und namentlich an solchen, die nur im Innern und nicht an den Küsten des Atlantischen Oceans vorkommen. Als die feinste Frucht gilt die ananasartige Japuti-puhe oder der Schildkrötenfuß. Sie ist von Apfelgröße, hat eine dünne Schale und ein sehr wohlschmeckendes Fleisch. Ihr nahe im Geschmack kommt die Cuma (eine Collophora), die von der Größe eines Pfirsichs ist und eine milchige Schale hat. Kultivirt werden die Umari und die Wischifrucht, deren fettes, bitteres, um einen großen Stein sitzendes Fleisch mit Farinha zusammen ein sehr nahrhaftes und beliebtes Gericht bildet. Durch Farbe und Form ist die Uiki ausgezeichnet. Diese Früchte sitzen wie ein Hammer kreuzweise am Stiel und öffnen zur Zeit der Reife ihre dicke grüne Schale in der Mitte derart, daß der schön rothe, etwa pflaumengroße Samen sichtbar wird. Man benutzt ihn zur Färbung der aus Bananen bereiteten Speisen, welche hierdurch ein rosenrothes Ansehen bekommen.

Sehr gemein ist die Pfirsichpalme oder Pupunha der Tupis (Guilelmia speciosa) in der Gegend von Ega. Der Name stammt wohl vom Aussehen und nicht vom Geschmack der trockenen und mehligen Früchte her, der sich mit dem von Käse, vermischt mit Walnüssen, vergleichen läßt. Dieser Palmbaum hat eine ungemein noble und luftige Erscheinung; er wird gegen 60 Fuß hoch. Geier und Hunde fressen die Früchte leidenschaftlich gern, die so groß werden, daß eine Traube derselben eine Mannsladung ausmacht. Die Pupunha wächst am Amazonenstrom nirgends wild. Sie ist eine von den wenigen Pflanzen, die nebst den drei Arten Manioc und der amerikanischen Banane seit undenklichen Zeiten von den Indianern kultivirt und bei ihrer ersten Einwanderung nach Brasilien mitgebracht wurden. Aber nur die mehr vorgeschrittenen Indianerstämme haben ihren Anbau beibehalten. Die am Solimoens gezogenen Früchte sind weit besser, als die vom untern Amazonenstrome oder die von Para. In Ega erreichen sie die Größe eines Pfirsichs und sind im gekochten Zustande so mehlig wie Kartoffeln. Bei Para dagegen haben sie eine faserige Schale und sind nur nußgroß. Samenlose Früchte kommen in beiden Gegenden vor. In Ega sind sie ein Hauptnahrungsmittel, ein Dutzend reicht zur Mahlzeit für eine Person hin; als Zuthat genießt man Syrup oder Salz.

Die Jahreszeiten in den Gegenden am obern Amazonenstrom sind in vieler Beziehung von denen am untern Strome und im Distrikte Para verschieden. In Ega theilt man das Jahr nach dem Steigen und Fallen des Stromes ein, womit die nasse und trockene Jahreszeit in Verbindung stehen. Alle Hauptbeschäftigungen der Einwohner richten sich nach der Wiederkehr dieser Erscheinungen. Die Eigenthümlichkeit der obern Region besteht darin, daß der Fluß zweimal steigt und zweimal fällt. Das große Steigen beginnt gegen Ende Februar und dauert bis Mitte Juni, während welcher Zeit der Fluß und die mit ihm in Verbindung stehenden Seen allmälig anschwellen und alle Niederungen überfluthen. Die Ueberschwemmung steigt langsam Zoll auf Zoll; aber man bemerkt sie selbst im Innern des Landes meilenweit vom Hauptstrom, denn die vielen Gräben, welche sich durch die Wälder hinziehen, werden dann alle in breite, schiffbare Kanäle verwandelt, durch welche die ungeheueren Schaaren von Schildkröten nach den Inlandlachen ziehen. Die Sandbänke stehen dann unter Wasser, und die Stelzvögelschwärme ziehen weiter nördlich nach den Nebenflüssen, die von dort kommen, oder nach dem Orinoco hin, die alle während der nassen Jahreszeit des Amazonenstromes gerade ihre trockene Zeit haben. Die Fischerfamilien, welche vier oder fünf Monate lang mit dem Harpuniren und Einsalzen von Pirarnen (Fischen), sowie mit dem Schildkrötenschießen beschäftigt waren, kehren in die Städte und Dörfer zurück, und die provisorischen Fischer-

hütten, welche sie auf den Sandbänken aufgebaut hatten, werden allmälig überschwemmt. Dies ist die Zeit, in welcher in Brasilien Nüsse und der wilde Caeao reifen, und viele Leute ziehen aus, um sie einzusammeln. Die Regen sind während dieser Periode nicht anhaltend; zuweilen fallen sie sehr stark, doch selten länger als 24 Stunden, und viele Tage sind klar und sonnig.

In der ersten Juniwoche steht die Fluth am höchsten, und das Wasser hat sich etwa 45 Fuß über den niedrigsten Punkt erhoben, doch wechselt es in verschiedenen Jahren oft um 15 Fuß. Die „Enchente“ oder Fluth, welche die Eingebornen für identisch mit der Meeresfluth halten, ist dann vollendet, und die „Vasante“ oder Ebbe beginnt. Die Vorräthe, die man für die nasse Zeit eingesammelt hatte, sind aufgezehrt; Fisch ist schwer zu erlangen, und viele Eingeborne müssen sich von Früchten und Farinha nähren.

Die schöne Jahreszeit beginnt mit einigen ungemein heißen Tagen. „As agoas estao paradas“, das Wasser hat aufgehört, heißt es dann. Die schlammigen Straßen sind in wenigen Tagen trocken. Die jungen Burschen sitzen gruppenweise im Schatten der Hütten, machen Pfeile und stricken Netze; andere kalfatern die Canoes, und überall sieht man Vorbereitungen für den lang ersehnten „Verao“ oder Sommer, denn die Wanderung der Schildkröten und Fische aus den Waldbächen geht zum Hauptstrome zurück. Mitte Juli erscheinen die Sandbänke wieder über dem Wasserspiegel, und große Schaaren von Sandpfeifern und Möven stellen sich ein. Das Geschrei der Möven gilt hier, wie bei uns das des Kuckucks, für den Boten der schönen Jahreszeit.

Das Fallen des Wassers dauert bis Mitte Oktobers und nur einmal in der Mitte des trockensten Wetters, im September, tritt ein theilweises Steigen von wenigen Zoll Höhe (Repiquet) wieder ein. Nie aber wird die Schifffahrt, selbst großer Fahrzeuge, gehemmt. Für Jedermann ist die trockene Zeit günstig; denn dann wimmeln die seichten Buchten von Schildkröten und Fischen. Alt und Jung verläßt die Dörfer und geht einige Wochen auf die weiten Sandbänke im Fluß, um zu fischen, zu jagen und Schildkröteneier zu sammeln. Die Eingebornen baten stets um eine „vasante grande“ oder große Ebbe.

Von Mitte Oktober bis Anfang Januar herrscht die zweite nasse Jahreszeit. Das Steigen ist zuweilen nicht höher, als 15 Fuß, zuweilen aber auch bedeutender, so daß selbst die hohen Sandbänke überschwemmt werden, bevor die Schildkröteneier ausgekrochen sind.

Die zweite trockene Zeit beginnt im Januar und dauert den Februar hindurch. Gewöhnlich sinkt der Fluß nur einige Fuß, und das ist der Sommer der Umari, weil dann diese Frucht reift. Fällt der Fluß bedeutend, so ist der Schildkrötenfang am ergiebigsten. Im Jahre 1856 wurden bei Ega in wenigen Tagen über 2000 dieser Thiere gefangen.

So zerfällt das Jahr in Ega in vier Jahreszeiten; zwei mit trockenem Wetter und fallendem Wasser und zwei, bei denen das Gegentheil der Fall ist. Abgesehen hiervon tritt im Mai eine kurze, sehr kalte Jahreszeit ein, die ihre Ursache in den kühlen Winden hat, die von Süden über die feuchten Wälder blasen, welche sich ohne Unterbrechung vom Norden des Aequators bis zum 18. Breitengrade in Bolivia ausdehnen. Unglücklicherweise hatte ich in Ega kein Thermometer, da das meinige in Para zerbrochen war. Die Temperatur war so niedrig, daß Fische im Teffé starben und in großer Menge an das Ufer geworfen wurden. Der Wind ist nicht sehr stark; doch bringt er viele Wolken und hält fünf bis sechs Tage alle Jahre an. Die Einwohner leiden sehr von der Kälte; sie legen ihre wärmsten Kleider an und machen sich ein Feuer von Holzkohlen in ihre Hütten. Mir war diese Kälte sehr angenehm, und ich litt von der „tempo da friagem“, kalten Zeit, durchaus nicht. Der Mai ist der Wintermonat in der südlichen gemäßigten Zone, und die kalten Winde, die von dort nordwärts zum Aequator ziehen, werden nur mäßig warm, indem sie durch die großen theilweise überflutheten Ebenen ziehen, die mit feuchten Wäldern bedeckt sind.

Der südwestliche Theil von Ceylon.

(Hierzu der Stahlstich: Gillemalle, nach einer Originalzeichnung von Königsbrun.)

Von **Ludwig K. Schmarda.**

I.

Erster Anblick. — Geologisches. — Vegetation. — Die Cocospalme und ihre Nutzanwendung. — Das Thal von Gillemalle.

Mit Freuden begrüßt der aus dem Abendland kommende Seefahrer nach langer monotoner Reise die waldige Küste der sagenreichen Insel, die als unbegrenzte grüne Laubmasse vor ihm liegt, hinter welcher die Berge aufsteigen, die in blauer Ferne der Gipfel des heiligen Samanala überragt. Für denjenigen, der zum erstenmal ein Tropenland betritt, sind die Eindrücke überwältigend; aber auch der aus dem Sunda-Archipel kommende Reisende*), der an lebhafte Empfindungen, die Betrachtung und Studium der Vegetation der Sonnenländer erzeugen, gewöhnt ist, erklärt die Landschaft um Galle für eine der schönsten auf unserer Erde. Wer auf langen Wanderungen aus der Natur mannigfaltige Genüsse und geistige Anregungen geschöpft hat, bewahrt unwillkürlich dem zuerst betretenen Boden sein historisches Recht; die ersten Bilder tauchen mit ungeschwächter Lebendigkeit, verbunden mit einem Gefühl wie Heimweh immer wieder auf, das nur derjenige begreiflich finden wird, der die Schönheit und Majestät des tropischen Pflanzenwuchses genossen hat.

Unter allen Theilen Ceylons ist der Südwesten der schönste und vegetationsreichste, denn der centrale Bergstock scheidet die Klimate der Insel in der Richtung von

*) Junghuhn.

Südost nach Nordwest. Wenn die Sonne dem nördlichen Wendekreise sich nähert und das asiatische Festland stärker erwärmt, beginnt der Südwest-Monsun, d. h. die Luftschichten rücken vom Indischen Ocean nach, die eine große Menge Wasserdünste mit sich führen, welche sich überall, wo bedeutende Bodenerhebungen in ihrer Richtung liegen, condensiren. Es treten dann mit der Heftigkeit unserer Platzregen jene regelmäßigen Schauer ein, die im Anfang nur kurze Zeit währen, jeden folgenden Tag aber früher eintreten und länger dauern, bis sie ihr Maximum erreicht haben, worauf sie im umgekehrten Rhythmus wieder abnehmen. In ähnlicher Weise tritt nach dem Herbst-Aequinoctium der Nordwest-Monsun auf.

Der in der Richtung des Monsuns gelegene Strich erhält nicht auf allen Punkten die gleiche Menge der atmosphärischen Niederschläge. Diese ist an den beiden Endpunkten der Demarcationslinie am geringsten, am Fuß der Berge bedeutender und in den hoch gelegenen Bergthälern am größten. Die jährliche Regenmenge für Paradenia in der Nähe von Kandy beträgt etwas über 90″, in Colombo nur 72″. Interessant ist es, daß diese Demarcationslinie oft auf einem Berge die Klimate so scheidet, daß die verschiedenen Abhänge auch verschiedene Regenzeiten haben.

Die Grundlage des südwestlichen Ceylons ist, wie auf der ganzen Insel, Gneiß. Die Reliefbildung des Bodens ist eine sehr wechselvolle; nördlich von Galle wird das Ufer flach und sandig, und die Klippen, die um Galle und an der Südküste nicht selten sind, fehlen fast gänzlich. Auf das sandige Ufer folgt ein Tiefland, welches, mit Ausnahme der relativ kleinen Kulturstrecken, mit Wald bedeckt ist, aus dem nur einzelne flache Höhenzüge hervorragen. Dann werden die Hügel häufiger und treten in Reihen zusammen, die rankenartig vom Centralstock ausgehen und nur in dessen Nähe das sanft gerundete Ansehen gegen etwas schroffere Formen vertauschen. Zwischen den Hügelketten liegen breite Thäler von großen Flüssen durchströmt, die bei einem kurzen Lauf eine ansehnliche Breite und im untern Theil ein schwaches Gefäll haben. Das Erdreich ist vorwaltend ein rother und rothbrauner, eisenhaltiger Thon, der Kabuck, der aus der Zerbröcklung und Verwitterung des Gneißes entstanden ist. Die Humusschicht ist nirgend von bedeutender Mächtigkeit, da bei der raschen Verwesung der organischen Theile die Erzeugung flüchtiger Produkte vorwaltet und die häufigen Regen die festen Rückstände sehr leicht abschwemmen. In Niederungen finden sich Stellen von moorigem Aussehen bedeckt mit niedrigen Cyperaceen, deren dicke in einander verfilzte Wurzeln eine torfartige Masse bilden, die gestochen und getrocknet sogar als Feuerungsmaterial gebraucht werden kann.

Der Ufersand hat eine eigenthümliche Vegetation von kurzen Gräsern, kriechenden Ipomeen mit violetten Blumen, Crinum Pancratium und Pandanus. An vielen Stellen sind die Gräser durch kleine dunkelgrüne Rasen krautartiger, kriechender Mimosen ersetzt. Ueber dieser kärglichen Vegetation erhebt sich die Cocos-Palme, durch deren massenhaftes Auftreten die Uferzone ihre bestimmte Physiognomie erhält. Ihre eleganten, zierlich geschwungenen Stämme, die Krone aus langen, gefiederten Blättern, die Menge Licht, welche sie zurückwerfen, und ihre Stellung, die theils horizontal, theils unter sehr spitzigen Winkeln aufstrebend ist, bedingen einen gegen die Einförmigkeit unserer Waldbäume angenehmen Gegensatz, und das Zusammenstoßen der Kronen bildet ein vielfach gewölbtes Laubdach — ein Vorbild unsrer Spitzbogen-Architektur. Der ganze Ufer-

strich vom Donderah head, der äußersten Südspitze der Insel, bis Negombo im Norden ist ein zusammenhängender Cocoswald, in dessen Schatten Städte und Dörfer liegen, und der den natürlichen Monocotyledonen-Wald, der auf Ceylon fehlt, ersetzt. Die Gesammtzahl der Palmen wird auf 18 bis 22 Millionen geschätzt*) und vermehrt sich noch täglich, da die Cocospalme nicht nur sehr viele Bedürfnisse der Eingebornen unmittelbar befriedigt, sondern durch den Ueberschuß der Produktion, der exportirt wird, auch baares Geld liefert. Der Stamm dient zum Bau der Hütten und Kähne, die Blätter zur Anfertigung des Daches, der Körbe und Matten, zusammengedreht als Fackel, als junges Blatt zum Schmuck von Ehrenpforten und des Brautgemaches. Die junge noch nicht entfaltete Blattknospe liefert ein gesundes und angenehm schmeckendes Gemüse, und die angezapfte Blüthe spendet einen reichlich fließenden süßen Saft, den Toddy, der sowohl frisch als gegohren, in welchem Zustand er die Stelle des Weins vertritt, angenehm schmeckt. Aus ihm wird aber auch Zucker, durch Destillation der feinste Arak und endlich Essig und Hefe gewonnen. Eine bedeutende Zahl von Palmen, ungefähr $^1/_7$ bis $^1/_6$, wird ausschließlich zum Betrieb dieser landwirthschaftlichen Gewerbe verwendet. Die Nüsse liefern im Zustande der Halbreife ein süßliches Wasser, das durch seinen schwach zusammenziehenden Beigeschmack den Durst viel besser löscht, als gewöhnliches Wasser. Zu dieser Zeit hat sich schon an der innern Wand der Nuß eine Schicht halbfesten Fruchtfleisches gebildet, welches weiß und in dünnen Scheiben geschnitten schwach durchscheinend ist; es hat einen mandelartigen Geschmack und wird entweder für sich allein oder mit Zucker in Backwerken und Kuchen, am häufigsten jedoch wegen seines bedeutenden Oelgehalts zur Bereitung des Curry, der gewürzhaften Nationalbrühe, die bei keinem hindu'schen Mahle fehlt, verwendet. Im Zustande der vollkommenen Reife liefert die äußere dreikantig-ovale Fruchthülle eine starke Faser, welche abgelöst und wie unser Flachs und Hanf geröstet wird. Diese Faser heißt Coir und ist sehr wichtig für den Haushalt des Singhalesen, denn an seiner Hütte und an seinem Kahn findet sich kein eiserner Nagel, und Balken und Sparren werden mit Coir zusammengebunden. Sie bildet einen wichtigen Export-Artikel, der auch außer Ceylon zu Tauen, Matten, Säcken u. dergl. verarbeitet wird. Zur Zeit der Reife der Cocosnuß hat sich die Quantität des Wassers verringert, die des Fruchtfleisches und somit des Oels vermehrt. Da sie nun erst am werthvollsten sind, so wird nur der kleinere Theil zum Trinken und für die Küche benutzt. Die ausgelösten Kerne werden an der Sonne getrocknet und heißen dann Copperah, von denen vor der Aufstellung der hydraulischen Oelpressen eine ansehnliche Menge ausgeführt wurde. Das Cocosöl dient dem Singhalesen nicht allein zur Beleuchtung und im reinen Zustande als Speiseöl, sondern auch zum Einsalben der Haare und der Haut, um die Transpiration zu vermindern, und in Verbindung mit anderen Stoffen als Arznei- und Schönheitsmittel. Die ausgepreßten Oelkuchen (Tunac) haben noch einen Werth als Viehfutter und Dünger.

Da in günstiger Lage eine erwachsene Cocospalme jährlich 80 bis 100 Nüsse trägt und 40 Nüsse eine Gallone Oel und 5 bis 6 Pfund Coir liefern, ist es erklärlich, daß die Kultur dieser Palme bedeutend zugenommen hat und auch von europäischen Pflanzern betrieben wird, obwohl ihr Ertrag erst

*) Das mit Palmen besetzte Areal dürfte 200,000 Acres betragen, da man auf 1 Acre in den Pflanzungen der Eingebornen 100 Palmen rechnet.

nach dem fünften Jahre beginnt und nur allmälig steigt.*) Während meiner Anwesenheit in Ceylon 1853 waren ungefähr 1,700,000 Palmen auf 21,000 englische Acres europäischer Plantagen gepflanzt. Während 1851 der Export des Cocosöls 445,699 Gallonen im Werthe von 31,444 Pfd. St. betragen hatte, erreichte er 1857 schon die Höhe von 1,767,413 Gallonen im Werthe von 212,184 Pfd. St. 1851 waren 37,512 Centner Coir im Werth von 18,284 Pfd. St., 1857 wurden 42,000 Centner Coir im Werthe von 39,000 Pfd. St. ausgeführt. Die Erträgnisse von 1857 scheinen das Maximum zu bilden, denn seitdem haben weder die Gewichtsmengen, noch die Werthe diese Höhe wieder erreicht.

Selbst die Schale dieser Nuß ist dem Singhalesen unentbehrlich, denn sie dient als Schale, Büchse, Becher und Löffel, und nachdem sie in diesen verschiedenen Verwendungsweisen unbrauchbar geworden, in letzter Instanz als Feuerungsmaterial. Die Cocos als wahre Seeufer-Palme kommt landeinwärts weniger gut fort, als unter dem Einfluß des Seewindes, und im dichten Walde fehlt sie gänzlich.

Die Pflege dieser schönen Palme ist nicht blos eine landwirthschaftliche; sie steigert sich zum ästhetischen Baumkultus, sie versorgt nicht blos Küche, Keller und Speicher des Singhalesen, sondern bietet auch seiner Poesie zahlreiche Bilder und Gleichnisse. Mit ihr vergleicht er die weibliche Schönheit im Ganzen und in einzelnen Theilen, und von ihr glaubt er, daß sie fern vom Rauch seiner Hütte und seinen Gesprächen, denen sie gerne lauscht, nicht mehr gedeihe. Sie ist für ihn ein lebendes und sympathisches Wesen, und die zur Anthropomorphose gesteigerte Auffassung des Pflanzenlebens offenbart uns einen Zug von Volkspoesie, die auf ein tieferes Gemüthsleben und eine wärmere Naturanschauung zu schließen erlaubt, als wir sie orientalischen Völkern zuzugestehen geneigt sind.

Ist die Cocospalme für die Strandbevölkerung auch die wichtigste Pflanze, so ist sie doch nicht die einzig kultivirte; ja die Hütten liegen fast überall in kleinen Fruchthainen begraben. Die Arekapalme wird kultivirt, denn sie liefert sein unentbehrliches Kaumittel, die Arekanuß. Sie ist nicht so hoch, ihr Stamm dunkelgrün, gerade und minder graziös, als jener der Cocospalme. Neben verschiedenen Spielarten der Banane pflanzt der Singhalese Mango-, Melonen-, (Papaya) und Orangenbäume, den Kaffeestrauch, den Brotfruchtbaum und den verwandten Jock, der ein süßes, aber durch seinen Geruch dem Europäer unangenehmes Fruchtfleisch enthält, das die nahrhaften Samenkerne einschließt. Fast um jede Hütte wirft er seinen breiten Schatten und ist nach der Cocospalme der beliebteste Baum wegen seiner reichen Ernten und wegen des schönen, gelblichen, harten Holzes. Neben den Nußbäumen stehen auch ausschließliche Zierpflanzen, und an mancher armen Hütte wird man durch blühende Hibiscus, Rosa sinensis, Ixora coccinea und Gloriosa superba angenehm überrascht und sieht die nützliche Lebensfülle tropischen Lebens mit der Schönheit vereint, die dem Pflanzer fast unbewußt das menschliche Dasein veredelt.

Die Grundfrüchte, welche Callachium, Dioscoreen und Convolvulaceen liefern, werden nicht in großer Ausdehnung angepflanzt, trotzdem daß ihre Bearbeitung leicht und ihr Ertrag verhältnißmäßig groß ist. Darin zeigt sich der Unterschied zwischen wirklichen Kulturvölkern und den der Civilisation noch ferne stehenden Menschenstämmen, daß diese von Baum- und Grundfrüchten, jene hauptsächlich von Cerealien leben. Das Hauptnahrungsmittel des Singhalesen ist der Reis, dem er wegen seiner größern Nahrhaftigkeit und seiner leichten Verdaulichkeit den Vorzug vor allen anderen Nährstoffen gibt.

Einen schönen Ueberblick der tropischen Vegetation Ceylons bietet uns das Thal von Gillemalle, welches in einem getreuen Stahlstich nach dem Oelgemälde von Königsbrun's den Lesern hier vorgeführt wird. Dieses Thal ist einer der schönsten Punkte in Ceylon. Gillemalle liegt in geringer Entfernung von Rasnapura, der ehemaligen Metropole des Saffragum, einst ein berühmter Ort durch seine Volkszahl, seinen Reichthum und seine Edelsteine, denn Rasnapura bedeutet der Etymologie nach die Stadt der Edelsteine. Bis hierher ist der Kaluganga, über den wir im nächsten Artikel sprechen werden, schiffbar, aber weiter aufwärts wird sein Bett enger und felsig. Bei Gillemalle liegt sein Bett erst 104 Fuß über dem Meeresspiegel; aber von hier aufwärts wird sein Gefäll so bedeutend, daß er den Charakter eines Bergstromes annimmt. Seine nur wenige Stunden entfernte Quelle liegt an den Abhängen des Adamspik in einer Höhe von 4077 Fuß. Die wenigen Häuser, welche den kleinen Ort bilden, liegen zerstreut zwischen sammtgrünen Feldern und Wiesen im Schatten von Fruchthainen, die aus Bananen-, Orangen- und Melonenbäumen, Cocos- und Arekapalmen bestehen. Zwei solche reizende Baumpflanzungen sind auf dem Bilde von Königsbrun's dargestellt. Ueber der rechten Baumgruppe erhebt sich auch hier der hohe, gipfelständige Blüthenstand der Talipot-Palme (Corypha umbraculifera), unter dem nur noch einige Reste der großen Blattfächer hängen. Der eigenthümliche Baumschlag an der Vorderseite der Gruppe, welcher wie riesige Straußfedern überhängt, gehört den 30 bis 40 Fuß hohen Bambusgebüschen, die hier nicht spontan wachsen, sondern angepflanzt sind. Diese baumartigen Gräser sind für den Haushalt aller Tropenbewohner von Wichtigkeit, denn die Stämme empfehlen sich zu mannigfachem Gebrauch beim Bau der Hütten und Brücken, zu Einfriedigungen, als Tragstangen, der Länge nach gespalten und brettartig breit gedrückt als Latten und Substitut für Bretter zur Herstellung von Dielen, Plafonds und leichten Wänden. Die über und unter dem Knoten durchsägten Stücke werden als Flüssigkeitsbehälter, die der Länge nach gespaltenen ganzen Stämme als Leitungsröhren benutzt. Zu allen diesen und anderen Verwendungen eignet sich der Bambus, denn er verbindet Leichtigkeit mit Festigkeit, und ist er gleich nach dem Fällen getrocknet worden, so bewahrt er eine fast unverwüstliche Dauer.

Vor der zweiten Gruppe stehen Bananen und neben diesen ein in diesen Gegenden seltener Gast, eine baumförmige Wolfsmilch (Euphorbia antiquorum), wie ein Kronleuchter die nackten Aeste horizontal von sich streckend. Diese Pflanzenform ist im trockneren nördlichen und östlichen Theil der Insel eine häufige Erscheinung.

Hinter der Kulturlandschaft erhebt sich der Wald, der zuerst sanft gerundete und dann höhere Berge mit steileren Böschungen bedeckt. Die zwei höheren Gipfel, zum Theil mit steil abstürzenden Gneißwänden, sind Vorberge des Adamspiks. Dieser ist von dem Standpunkte, von welchem das Bild aufgenommen und überhaupt von Gillemalle nicht sichtbar. Von Katnapura, das auf einer kleinen Erhöhung hinter der Stadt liegt, sieht man den Pik in ganzer Majestät hinter den nördlichen Bergen aufsteigen, und auf seiner Spitze erscheint dann bei klarem Himmel selbst der kleine, offene Tempel wie ein niedriges Prisma mit einer aufge-

*) Diese Kultur begann seit 1841, der Zeit des Rückganges der Zimmtkultur und der vorübergehenden Panique, welche der Kaffeekrisis gefolgt war.

setzten stumpfen Pyramide. Dieser Tempel ist eigentlich nur ein von Säulen getragenes Dach, das über dem Sripada oder der Fußspur Buddha's errichtet ist. Zu ihm pilgern jährlich tausende, und zwar nicht allein singhalesische, sondern auch siamesische Buddhisten, und selbst Mohammedaner, welche glauben, daß Adam nach seiner Verstoßung aus dem Paradiese auf dieser Höhe zur Buße verurtheilt worden sei.

Wichtiger als die Betrachtung solcher allen Völkern der Erde auf einer gewissen Kulturstufe gemeinsamen Wanderungen nach den Gräbern und anderen durch den frommen Wahn einer phantasiereichen Seele verklärten Erinnerungsstätten ihrer Religionsstifter, ist für den Reisenden der Anblick der Vegetation des Piks und die Art ihrer Vertheilung. Selbst in der Entfernung von mehreren Meilen ist eine Doppelzone von Gewächsen erkennbar, die in Tracht und Farbe wesentlich von einander abweichen. Der untere Gürtel ist glänzend grün, hie und da von kleinen, blutrothen Flecken, dem jungen Laub der Eisenholzbäume (Mesna ferrea) unterbrochen. Der obere Gürtel ist matt grün, fast grau und verdankt seine Farbe den baumartigen Alpenrosen und den vorherrschenden Eugenien. Die Demarcationslinie der beiden Pflanzenregionen befindet sich in der Höhe von 5000 Fuß und bildet fast eine gerade Linie, ein Beweis, daß nicht lokale Ursachen, sondern die verticale Bodenerhebung mit den in ihrem Gefolge sich befindenden klimatischen Einflüssen die Scheidung der Vegetationsgürtel bedingen.

Die Lüneburger Haide.

Geographisches Charakterbild von **Heinrich Jastram.**

I.

Eine abstoßende Schilderung und eine Ehrenrettung der Haide. — Lage und Ausdehnung derselben; ihr Charakter. Einförmigkeit und Schönheit. — Die Wälder. — Einsamkeit. — Erratische Blöcke, Torfmoore, Haidekraut und Haidschnucken. — Der Immeker und die Bienenzucht.

Das Nächste ist nicht immer das Bekannteste! So gehts auch mit der Lüneburger Haide. Sie spiegelt noch Manchem ein schauerliches Bild von Oede und Unwirthlichkeit vor, und er möchte weder todt noch lebendig in ihr sein! Man kann sich hierüber nicht wundern, wenn man bedenkt, daß schon den Kindern durch sonst anerkannt gute Schulbücher falsche Vorstellungen über die Haide beigebracht werden. So z. B. findet man in den bekannten Werken: „Lebensbilder III.", „Haesters Weltkunde" folgende schreckliche Schilderung derselben:

„Nördlich vom Harz, zwischen Lüneburg und Celle, im Königreich Hannover, zieht sich 10 Meilen weit die Lüneburger Haide hin, ein ödes, trauriges Land, ohne Anhöhen, ohne Thäler, ohne Seen, ohne alles Laubholz. Rechts und links, wohin man sich auch wendet, sieht man in dieser Einöde nichts als Haide mit krüppelhaftem Nadelholzgebüsch, oder höchstens mit dünnen Tannen- und Fichtenholzungen. In manchen Gegenden ist es eine bloße unabsehbare, schwarzbraune, nackte Fläche ohne Spuren von Kultur. Alles ist leer, trocken, kalt. Man sieht hier nicht einmal, wie in Arabien, Beduinen umherschweifen, oder Pilger und Karawanen durch die Wüste ziehen. Man könnte, wenn man blind wäre, halbe Tage umherirren, ohne sich an etwas zu stoßen. — Der ödeste und traurigste Theil ist zwischen Celle und Schafsthal. Da ist nichts als Sand, Haide, Moor, umgeben von Tannen- und Fichtenwäldern. Man erblickt da kein Haus, kein Wasser, keinen Menschen, kein Thier, selbst keinen Vogel, ausgenommen etwa einige hungrige Raben. Rings umher scheint die ganze Natur ewig zu schlafen. — Also ist die Lüneburger Haide ganz ohne Leben? O nein! Eine große Menge genügsamer Schafe nährt sich von den mageren und gewürzhaften Haidekräutern, und Millionen von Bienen schwärmen auf ihren Blüthen umher. Auch trifft man auf dem Wege von Celle nach Lüneburg einige Dörfer an, als Schafsthal, wo das Auge der Reisenden sich sogar an dem Anblicke einiger Buchen erquicken kann." — So weit diese trostlose Schreiberei! Solchen Vorurtheilen, ja Unwahrheiten gegenüber ist es nöthig, die Haide ins rechte Licht zu stellen.

Fassen wir sie zunächst in topographisch-physikalischer Beziehung ins Auge, d. i. erwägen wir, wie sie als Theil der Erdoberfläche aufzufassen ist und wie es mit der Natur in ihr aussieht. Die topographisch-physikalische Seite ist eine zweifache, eine quantitative und eine qualitative, oder mit anderen Worten, es sind die beiden Fragen zu beantworten: „Was ist die Haide?" und „Wie ist sie beschaffen?"

Um sagen zu können, was die Haide eigentlich ist, müssen wir Beziehung auf die allgemeinen geographischen Verhältnisse Deutschlands nehmen. Die deutsche Bodenoberfläche gliedert sich als Tiefland (im Norden), Mittelgebirge (in der Mitte) und Hochland (im Süden).

Der Süden zeichnet sich durch Massenhaftigkeit aus. Man denke an das Hochgebirge mit seinen vorgeschobenen Hochflächen und Becken, die das Streben nach einförmig-massenhaft angelegten Formen bekunden. So ist auch nur eine Hauptwasserstraße vorhanden: die Donau. In Parallelzügen fallen ihr die wilden verheerenden, weder zur Schifffahrt noch zu industriellen Zwecken brauchbaren Alpengewässer zu, in Gemeinschaft mit ihr das Land in großen Massen abscheidend. Hiermit harmoniren die großen Oedungen, Moore, Haiden, Schneefelder und nackten Felsplatten, sowie die ausgedehnten einförmigen Waldungen, namentlich von Nadelholz, das reine, industrielose Bauernleben ganzer Gegenden und die volksleeren Geröllwüsten.

Ganz verschieden hiervon und sich durch Mannigfaltigkeit auszeichnend ist die Mitte, eine Musterkarte der mannigfaltigsten Boden- und Gesteinarten. Das große Netz von zahllosen kleineren und größeren Flüssen mit meist starker Wasserkraft, bedingt durch das rasche Gefäll, hat eine Masse industrieller Unternehmungen hervorgerufen, für welche die großen Steinkohlenschätze des Mittelgebirges gerade recht kommen. Die vielerlei verschiedenartigen Wälder, die auf dem kleinsten Raume wechselnde Bodenkultur ꝛc. korrespondiren mit der Mannigfaltigkeit der Formation des Mittellandes.

Dagegen harmonirt der Norden, das Tiefland, mit dem Süden durch seine Massenhaftigkeit und Einförmigkeit.

Erinnern wir uns nur an die wirklichen Oedungen der Dünen, Moore, Sümpfe und Sandstrecken, so wie an die massenhaften, einförmigen Nadelholz=, Birken=, Buchen= und Eichenwälder, an die ungeheueren gleichförmigen Getreidefluren und Wiesenflächen, womit wieder die großen, wohl für Schifffahrt, aber nicht zu industriellen Zwecken brauchbaren, sich durch langsames Fließen auszeichnenden Wasserstraßen im Einklange stehen. Mitten in dieses norddeutsche Tiefland hinein ist nun auch die Lüneburger Haide gelegt und als Theil desselben muß sie daher auch den Charakter der Massenhaftigkeit und Einförmigkeit an sich tragen und dem aus Mitteldeutschland Kommenden eine auffällige Erscheinung sein.

Sie ist aber nicht bloß ein Theil der norddeutschen Tiefebene, sondern auch das nordwestlichste Stück der uralisch=karpathischen Landhöhe. Nimmt man einen guten neuern Atlas zur Hand, z. B. von Meyer oder Sydow, so wird man finden, daß sich durch Rußland und Norddeutschland zwei hellere Striche hinziehen, welche man allerdings auf den gewöhnlichen Karten nicht findet. Es sind dies zwei Anschwellungen des Bodens in der Tiefebene. Beide beginnen am Ural und ziehen sich westlich, die nördlichere in Jütland endigend, die südlichere die Karpathen streifend, durch Brandenburg gehend und im nördlichen Hannover endigend. Der erstere führt den Namen: uralisch=baltischer Landrücken und zeichnet sich durch plateauförmige Erhebungen, Sandboden, Nadelholzwaldungen und viele größere und kleinere Seen aus; der letztere wird uralisch=karpathischer Landrücken genannt, hat ein mehr wellenförmiges Gebilde, gleichfalls Sandboden und Nadelholz und die sogenannten erratischen Blöcke. Sein nordwestlicher Theil ist, wie schon gesagt, die Lüneburger Haide. Sie zieht sich von Südost nach Nordwest zwischen Elbe und Weser hin. Da ihr Abfall gegen Norden steiler ist als gegen Süden, so erscheint sie dem Wanderer, der von Norden kommt, als ein ausgedehnter blauer Gebirgsstreif, aus welchem die Flüsse ziemlich schnell in tiefen Thälern ihm entgegenkommen; nähert er sich ihr aber von Süden, so sieht er nichts als eine endlose Ebene vor sich, deren Flüsse sich langsam durch einen breiten Rand von Sümpfen und Mooren zur Aller herabwinden. Auf der Höhe sind Quellen und Moore; an den Abhängen aber quillt das Wasser der meist klaren Haidebäche.

Die Lüneburger Haide ist endlich die Wasserscheide der Provinz Lüneburg. An ihrem nordöstlichen Abhange entspringen und fließen der Elbe zu: die Ilmenau mit der Luhe und Jeetze, und die Seve mit der Aue, während sie an der südwestlichen Seite die Ise, Oertze und Böhme nach der Aller entsendet. Außerdem sind noch eine Menge von Flüßchen und Bächen und einige kleine Seen vorhanden. Wie verhält sich zu dieser Darstellung, deren Wahrheit ein Blick auf eine Spezialkarte Hannovers verbürgt, die Behauptung der im Anfange citirten Beschreibung Curtmans?

Aus dem Bisherigen läßt sich nun auch leicht die qualitative Beschaffenheit der Haidefläche darthun. Es ist nicht zu leugnen, daß sie durch ihre Massenhaftigkeit sich sehr einförmig darstellt. Wir finden hier keine malerische Schweizergegend mit bezauberndem Wechsel von glänzenden, oft scheinbar glühenden Schneegipfeln, fernschimmernden Gletschern, schauerlich schönen Lawinen, rauschenden Strömen und Wasserfällen, grünen Weiden und Wäldern, lieblichen Thälern und klaren Seen, was die unvergängliche Schönheit der Schweiz bildet. Wir finden auch nicht den pittoresken Reiz, die Weichheit der Formen südlicher Gegenden, wo sich alle fünf Minuten die Aussicht ändert und uns ein Bild lieblicher als das andere vorzaubert. Wir müssen zugeben, daß diese endlose Ebene mit ihren weiten Getreide=, Wald=, Haide= und Moorstrecken, ohne Berg und Thal, recht ermüdend für das Auge eines Touristen sein kann! Ja noch mehr, wir wollen auch zugestehen, daß in den Niederungen östlich von der Aller der Pflanzenwuchs sehr dürftig ist oder durch Sümpfe und öde Kiesgeröllstrecken wenig zur Betrachtung einladet, vielmehr abschreckt!

Und doch müssen wir sagen, es ist nicht so schlimm mit dieser Einförmigkeit, sagen vielmehr: es hat auch die Haide ihre Schönheit und zwar eine pikante Schönheit! Es ist ein eigenthümlicher Reiz, daß hier, wie der Haidebewohner sagt, die Welt nicht mit Brettern zugeschlagen ist, d. h. daß keine Schranken den Horizont verengen und die freie endlose Aussicht beeinträchtigen. So wie die Aussicht über das unbegrenzte Meer mit Recht eine schöne genannt wird, so auch kann das weite Landmeer, wie Lessing die Haide nennt, doch wenigstens wohl darauf Anspruch erheben, eine eigenthümlich scharf=reizende Aussicht zu bieten. Doch hat auch die Haide wirkliche landschaftliche Schönheiten. Wie schön ist hier nicht ein klarer, frischer Wintertag, wenn sich die dunkelgrünen Aeste und Wipfel aus dem unabsehbaren Schneeteppich hervorheben! Oder, „wenn man die weite Ebene im Morgenlichte erglänzen sieht, oder wenn die Abendsonne das braune Haidekraut und hier und da eine Birkengruppe auf einem Hügel mit goldigem Glanze färbt und in weiter Ferne ein dunkler Föhrenwald auftaucht; dann erfährt man es, daß auch die Haide ihren Schmuck von Gott erhalten hat."

Auch viele Dörfer haben ein einladendes freundliches Ansehen und kündigen sich schon von weitem durch ihre waldige Umgebung an. „Eine schöne Masse geradstämmiger, kerngesunder, üppig emporstrebender Buchen und Eichen, die viele Jahrhunderte entstehen und verschwinden sahen, umschließen das Dorf. Bald ist es ein hoher freier Wald, der sich um dasselbe lagert, überall den Durchblick auf nett gebaute, gut unterhaltene Bauernhöfe und ländliche Hütten gewährend, die weidenden Heerden mit seinem Schatten erquickend; bald umschließt der Forst das Dörfchen enger und schützt es mit seinen mächtigen Stämmen gegen den Sturm, der schonungslos über die weite Fläche fährt, sein Spiel mit den Dächern und den Spitzen der mäßigen Thürme treibend." Selbst in den einsamsten Sandgegenden wird der Wanderer sehr oft erfreut durch Gruppen von Kiefern, deren rauschende Wipfel in der einsamen Landschaft ihn an die Hochebenen des Harzes erinnern. Und welch eigenthümliche Reize bietet ein ganzer Kiefernwald mit seinem sanften Säuseln oder ein Birken=, Eichen= und Buchenwald dar! Solche Waldungen finden wir in großer Zahl und in bedeutender Ausdehnung, wie z. B. die Göhrde an der Elbe oder der Süsing und die Raubkammer bei Ebstorf.

Die Touristen werfen der Haide auch wohl deshalb Einförmigkeit vor, weil sie eine gar armselige Flora habe. Man sehe, sagen sie, nichts als magere Fruchtfelder, Waldungen und Haidestrecken, aber nicht solch reichen Wechsel, wie in Mitteldeutschland ꝛc. Hiergegen muß erwidert werden, daß es gar sehr auf den Blick ankommt, mit welchem man etwas betrachtet. Raine, Bergabhänge, Schutthaufen ꝛc. sind in den Augen des Landmanns unnütze, wüste Plätze, Sammelstellen des Unkrauts, während gerade sie dem Botaniker reiche Ausbeute gewähren und oft seltene botanische Schönheiten liefern. Hören wir desalb, was ein Fachmann, Steinworth, der alle Theile der Haide manches Jahr lang durchsucht hat, über das Resultat seiner Forschungen in der Vorrede zu seiner „Phanerogamen=Flora des Fürstenthums Lüneburg" sagt:

„Das Ergebniß wird, wie ich glaube, für manchen Botaniker überraschend sein, da über die Lüneburger Haide noch immer die abenteuerlichsten Meinungen gängig sind, und Mancher vielleicht kaum geneigt sein möchte, ihr überhaupt eine Flora zuzuschreiben. In der That aber ist diese eine durchaus günstige, da sich hier die mannigfachsten Bodenarten zusammen finden. Unsere braunen Haideebenen und dürren Sandflächen bieten nicht nur manches Eigenthümliche dar, sondern es wieder=

holen auch unsere kaltgründigen Torfmoore Pflanzenformen, die übrigens nur den höheren Gebirgen angehören; mehrere größere Teiche zeigen seltene Erscheinungen der Seen, und die Elbufer liefern neben den Gewächsen des fetten Marschbodens und einer fröhlichen Vegetation warmen Kalkgrundes allerlei Seltenheiten mitteldeutscher Gebirge und des Meeresstrandes."

Mit dem Charakter des Massenhaften hängt die Einsamkeit zusammen. Wer die Haide zum ersten Male betritt, den befällt unwillkürlich das Gefühl des Alleinseins und er sieht, daß es hier einsamer ist, als in den meisten Gegenden Deutschlands. Wer sich die Haide vom Eisenbahncoupé aus ansieht, erblickt freilich nur eine weite Fläche, denn die Eisenbahn hat die geradeste ebenste Strecke aufgesucht, ohne sich um die anliegenden Dörfer und Ortschaften zu bekümmern, und er denkt nicht daran, daß die Nebenwege abwechselnder, besser angebaut und mit freundlichen größeren und kleineren Dörfern, welche meist ganz wohlhabend sind, besetzt sind. Nicht minder einsam mag aber die Haide dem Fußgänger erscheinen, wenn er stundenlang wandert, ohne ein Dorf zu treffen, oder wenn er sich gar verirrt. Brennt die Sonne heiß hernieder und muß er meilenweit im glühenden Sande waten, ohne einen andern Laut zu hören als das Summen der Bienen und das Hämmern des Spechtes, dann glaubt er einen Vorgeschmack der Sahara zu bekommen. Auch in den zahlreichen Nadelwaldungen ist es recht einsam, und ihre Glut wird durch die trockenen Kiefernnadeln noch vermehrt. Recht verlassen fühlt sich aber der Wandrer, wenn er im Schneegestöber Weg und Steg verloren hat und er, gejagt von dem daher tobenden Sturmwinde, vergeblich nach einem Obdache sucht, auch wohl gar die Nacht ihn ereilt. Und — damit nun auch die Schilderung dieser Schattenseiten mit einem vollen Accorde schließt, sollte sich der Wandrer in den finstern Mooren, wo man nicht das fröhliche Gewühl arbeitender Landleute sieht, nicht das Brüllen weidender Heerden, sondern nur den klagenden Ruf des Moorhuhnes hört, nicht recht einsam fühlen?

Nun ja, wir wollen gern zugestehen, daß die Haide in ihren unbewohnten Gegenden recht einsam sei; aber wir müssen doch auch bedenken, wie viele Städte und Dörfer es in ihr gibt, in denen doch gewiß Menschen wohnen, und wo die sind, ists nimmer einsam! Daß aber Städte und Dörfer genug vorhanden sind, zeigt schon ein Blick auf eine Spezialkarte Hannovers. Wie erhebend ist es, wenn man die Sonntagsglocken erschallen hört und die weite, weite Ebene in heiliger Sabbathsruhe daliegt. Da lernt man das Dichterwort verstehen:

Das ist der Tag des Herrn!
Ich bin allein auf weiter Flur,
Noch eine Morgenglocke nur;
Sonst Stille nah und fern.

Auch läßt sich nicht verkennen, wie idyllisch z. B. ein Dörfchen oder gar ein einsames Försterhaus im Walde liegen kann.

Dieses Landschaftsbild der Haide findet jedoch seine Vervollständigung erst durch die Betrachtung ihrer produktiven Seite oder ihrer Erzeugnisse.

In mineralischer Beziehung bietet sich zunächst eine gute Menge geologischer Merkwürdigkeiten dar. Es sei hier jedoch nur bemerkt, wie alle Spuren darauf hinweisen, daß die Haide der Boden eines großen ausgetrockneten Meeres ist, und daß die Geologen hier noch ein gut Theil Arbeit und Forschung zu vollenden haben.

Als mineralische Merkwürdigkeit sind die sog. erratischen Blöcke anzuführen. Man bezeichnet mit diesem Namen bekanntlich die in der Haide zerstreut und massenweis umherliegenden Felstrümmer, welche aus Granit, Glimmerschiefer 2c. bestehen und nach der Meinung der Geologen in grauer Vorzeit, als noch die Meereswellen Deutschlands Norden überflutheten, durch gewaltige Eismassen von Skandinaviens Küsten hierher befördert wurden. Sie werden von den Haidebewohnern zum Bauen, zu Mauern 2c. benutzt, weshalb sie an manchen Stellen schon seltener werden und die aus ihnen gesprengten oder gehauenen Steine ziemlich theuer sind.

Ein Haupthinderniß der Einträglichkeit mancher Gegenden ist der sog. Raseneisenstein, eine Art Eisenoxyd, welches sich unter der Oberfläche befindet. Man hat auch schon Versuche zur Eisengewinnung damit gemacht, doch bis jetzt ohne genügende Resultate.

Eigenthümlich sind ferner die Erdölquellen bei den Dörfern Edemissen und Hönigsen an der braunschweigischen Grenze. Dicht an den Ufern des in die Aller mündenden kleinen Flusses Schwarzwasser finden sich lange in Felsen gehauene tiefe trichterförmige Gruben gegraben. Hier quillt mit dem Wasser zugleich das Erdöl, sammelt sich auf der Oberfläche und wird dann abgeschöpft. Wenn nun auch die Masse des hier gewonnenen Oels in keinem Verhältnisse zu dem aus Amerika kommenden Erdöle (woraus das Petroleum gewonnen wird) steht, so ist die Erscheinung doch an und für sich merkwürdig genug.

Die Torfmoore sind keineswegs bloß wüste, abschreckende Landschaften, sondern eine reiche Vorrathskammer mit Brennmaterial. „In früheren Zeiten, als die Ebene noch mit Waldungen bedeckt war, brauchten ihre Bewohner nicht sparsam umzugehen mit dem Brennholze. Wenn es in den Herbsttagen draußen zu stürmen begann und der Wind kalt durch die Haiden fuhr, oder wenn im Winter ein scharfer Frost den Boden hart und die Flüsse fest machte, ließ man sich das nicht groß anfechten. Die Wälder lieferten Holz genug, und wer es brauchte, holte es sich und feuerte die Oefen, daß sie fast barsten. Heutzutage ist das Holz theuer geworden, und ein armer Mann kann es kaum noch kaufen. Da ist es denn ein sonderlicher Segen Gottes, daß man das Brennmaterial auch aus der Erde gewinnen kann; und mancher, der das theure Holz nicht bezahlen kann, heizt den Ofen mit Torf."

Metalle besitzt Lüneburg gar nicht. Von anderen Mineralien finden sich Gips und Kalk bei Lüneburg, wo auch eine reiche Salzquelle ist. Man vermuthet, daß unter der ganzen Haide hin ein Kalklager und ein Salzflötz streichen und mit den im Hildesheim'schen, Calenberg'schen und Grubenhagen'schen zu Tage tretenden Kalklagern und Salzquellen in Verbindung stehen.

Auf die Beschaffenheit der Pflanzenwelt ist schon hingewiesen; hier mögen noch einige Besonderheiten ihren Platz finden.

Was ists zunächst mit dem Haidekraute, mit der Erica? Sie findet sich durch ganz Deutschland auf Haiden und in Wäldern, zeichnet sich durch rosenrothe Blüthen und dicht an einander gedrängte ungestielte, in vier Reihen am Stengel stehende Blätter aus. Sie dient dem Vieh zur Streu, theilweise auch zum Schaffutter, und ihre Blüthen sind eine Haupthonigquelle der Bienen. Von dem Samen lebt im Winter mancher kleine Vogel, und die Haidebewohner wollen behaupten, daß die Haide besonders in solchen Sommern, denen ein harter Winter folge, recht voll blühe.

Weizen wird nicht viel gebaut, wohl aber Gerste, Hafer, Roggen und namentlich Buchweizen. Dieser hat schöne rothe Blüthen, Pfeilblätter und dreikantigen mehligen Samen, aus welchem Grütze und Mehl bereitet werden. Außerdem werden in der ganzen Haide, namentlich aber bei Uelzen, viel Flachs und Hanf gebaut und Kartoffeln überall reichlich gepflanzt.

Aus den Heidel-, Erd- und Kronsbeeren wird ein beträchtlicher Gewinn gezogen. Auch Wachholderbeeren werden, etwa 50,000 Ctr., gewonnen.

Das Wild hält sich lieber auf den Gebirgen auf, als in der Haide. Das Edelwild ist hier kleiner als anderswo; nur der Hase liebt die magere Haidekost nicht und ist daher nicht

häufig. Dagegen findet der Jagdfreund am Schnepfenstrich und Dohnenstieg (zum Drosselnfang) zahlreiche Ausbeute. Die klaren Haidebäche sind ein Lieblingsaufenthalt der Forellen, und man findet auch viele Perlmuscheln, oft mit großen und schönen Perlen.

In den Haideflächen weiden zahllose Heerden von Haidschnucken*). Die Landdrostei Lüneburg besitzt etwa ein Drittel der gesammten Schafzucht des Königreichs Hannover, nämlich 600,000 Stück. Die Haidschnucken sind der Haide eigenthümlich. Es gibt von ihnen zwei Arten: die weiße und die braunschwarze. Die weißen Schnucken können ohne Gras nicht leben und werden daher meistens in den grasreichen Alluvionen gehalten. Die braunschwarzen dagegen gedeihen am besten in der Haide. Ihre Nahrung ist Haidekraut, was sie sich selbst während des Winters aus dem Schnee scharren. Liegt dieser zu tief, so werden sie in den Stall getrieben, und man gibt ihnen Haidekraut zur Streu und zum Futter. Selten bekommen sie etwas Roggen- oder Buchweizenstroh. Der Stall wird ihnen aber eine wahre Plage, und sie sind lieber im Freien. Sie werden zweimal geschoren, und man gewinnt von ihnen etwa $1\frac{1}{4}$ bis $1\frac{1}{2}$ Pfund Wolle, die zu Strümpfen, Handschuhen, Haidemanchester und Beiderwand benutzt wird.

Auch die Bienenzucht findet in der Haide eine gedeihliche Stätte. Im Frühling werden die Bienenstöcke in die Rübsamenfelder gestellt. Sind diese abgeblüht, was ungefähr Mitte Juni der Fall ist, dann gehts in die süße honigreiche, wenn auch unscheinbare Buchweizenblüthe. Im Juli bringt der Immeker oder Bienenvater seine Stöcke in die blühende Haide, wo sie bleiben, bis sie mit Honig gefüllt sind. Dann werden die Leibimmen oder Stammstöcke, Mutterstöcke, für das nächste Jahr ausgesucht, wozu man in der Regel in den guten Jahren die mittelmäßigen Stöcke, in schlechten aber die allerbesten verwendet. Wer drei bis vier Lagden je zu 40 Stöcken besitzt, hat davon im Sommer volle Arbeit, gewinnt aber auch in guten Honigjahren (d. h. in blumen- und sonnenscheinreichen Sommern ohne Nässe und Mehlthau) leicht durch Wachs und Honigwerk einige 100 Thlr. Es werden im Jahre ungefähr 3000 Ctr. Wachs gewonnen, wovon die eine Hälfte in der celler Wachsbleiche verarbeitet wird, die andere aber nach Hamburg geht. Der Honig wird von den Haidebewohnern theils statt Butter und Zucker benutzt, theils geht er, und zwar dem größern Theile nach, nach Braunschweig, Hamburg und Bremen. —

Bekanntlich hat sich der Pfarrer Dzierzon in Karlsmark in Schlesien um die Naturgeschichte und Zucht der Bienen große Verdienste erworben. Er ist namentlich derjenige, welcher zuerst im größern Maßstabe statt der bisherigen Bienenkörbe Kästen mit beweglichen Wabenrahmen angewandt hat, wodurch der Bienenzüchter den Stock vollkommen willkürlich benutzen kann, je nachdem er es auf Honig-, Wachs- oder Brutgewinnung abgesehen hat. Wie stehts nun mit dieser Betriebsmethode in der Haide? Nun, Versuche zur allgemeinen Einführung sind schon mehrfach gemacht; allein die alten Haideimmeker bleiben bei ihren alten Strohkörben, die sie sich aus Weiden, Lehm, Stroh ꝛc. selbst machen können, und die sich auch besser zum Massenbetriebe der Bienenzucht, zum Transport ꝛc. eignen, als die künstlichen Bretterkästen, nicht zu vergessen, daß für letztere bei mehreren Lagden ein großes Anlagekapital nöthig wäre, was sich nicht hinreichend verzinsen würde.

*) Vergl. Globus VI, S. 32.

Der Felsenpaß von Despeñaperros in der Sierra Morena.

Von **Moritz Willkomm.**

Zwischen den gepriesenen Fluren Andalusiens und den verrufenen Einöden der Mancha breitet sich ein mächtiges Bergland aus, welches von den Spaniern wegen der düstern Färbung, die ihm sein dichter Ueberzug von immergrünem Gesträuch, aus der Ferne gesehen, verleiht, das schwarze Gebirge, Sierra Morena, genannt wird. Wenn man sich diesem zwar nicht durch Höhe, wohl aber durch Länge und Breite ausgezeichneten Gebirge auf der von Madrid nach Andalusien führenden Heerstraße nähert, wird man desselben zuerst hinter dem in einer reizlosen, haidebedeckten Ebene gelegenen Städtchen Sta. Cruz de Mudete ansichtig. Hier erscheint die Sierra Morena als ein langgestreckter, in sanftgeschwungenen Wellenlinien emporsteigender Höhenzug von unbedeutender Erhebung, welcher nicht im geringsten imponirt. Freilich befindet man sich bei dem genannten Orte bereits mehr als 2000 par. Fuß über dem Meere, denn die Hochebene der Mancha schwillt in der Richtung von Norden nach Süden unmerklich immer höher an. Ein anderes Bild gewährt die Sierra Morena von Süden aus betrachtet, z. B. von den bei Jaen befindlichen Höhen. Dort stellt sie sich als ein zwar auch nicht riesenhafter, aber immerhin stattlicher Bergwall dar, welcher aus mehreren hinter einander emporsteigenden Gebirgsketten zu bestehen scheint. Es verhält sich nämlich mit der Sierra Morena ganz ähnlich, wie mit dem Erzgebirge, nur daß bei ihr alle Verhältnisse viel großartiger sind, als bei diesem. Wenn das Erzgebirge nichts anderes ist, als ein in nordsüdlicher Richtung allmälig immer höher ansteigendes Plateau, welches dann plötzlich und steil nach der Tiefebene Böhmens abstürzt und deshalb nur von hier, z. B. von dem teplitzer Becken als eine wirkliche Gebirgskette erscheint; eben so ist die Sierra Morena weiter nichts, als der breite, mit zahllosen Bergkuppen besetzte Südabhang des hohen kastilianischen Tafellandes, der sich terrassenförmig nach der tief eingesenkten Thalmulde des Guadalquivir herabsenkt. Auf den aus dem Innern Spaniens kommenden Reisenden macht die Sierra Morena zu jeder Jahreszeit einen ungemein angenehmen und wohlthuenden Eindruck. Anstatt der staubigen, von Bäumen entblößten, nur spärlich angebauten, großentheils mit kurzbegrasten Schaftriften oder mit graugrünem Gestrüpp aus Disteln dünn bestreuten Flächen und Hügelgelände, welche einen großen Theil der Mancha einnehmen und, zumal im Sommer, schon in geringer Ferne eine graue oder bräunliche Färbung zeigen, sieht man sich beim Eintritt in das Gebirge plötzlich von schön geformten, dicht bebuschten Wellenbergen umringt, mit deren üppigem, dunklem Grün der reine, durchsichtige Azur des andalusischen Himmels einen überaus reizenden Kontrast bildet. Ein aus sehr verschiedenen Holzarten zusammengesetztes und schön in den mannigfachsten Nuancen des Grün prangendes Laubholz erfüllt die zahllosen kleinen Thäler und Schluchten, welche sich zwischen den Bergkuppen hinziehen, an deren Hängen hier und da schwarze, pittoreske

Der Felsenpaß von Despeñaperros. (Originalzeichnung von M. Willkomm.)

Schieferfelsen aus dem grünen Gesträuchteppich ernst hervorschauen. Die Sierra Morena besteht nämlich großentheils aus Thon- und Grauwackenschiefer, dessen Schichten meist hoch aufgerichtet sind und deshalb, wenn sie zu Tage treten, gewöhnlich sehr schroffe, vielfach zerklüftete und bizarr getrennte Felsmassen bilden. So weit diese Schieferformation anhält, erscheint das Gebirge aus lauter Wellenbergen von fast gleicher Höhe gebildet, welche dicht aus einem höchstens mannshohen, immergrünen Strauchwerk, das der Hauptsache nach aus dem balsamisch duftenden Ladenstrauche (Cistus ladaniferus) und anderen Cistrosen besteht, überzogen sind. Wegen des geringen Höhenunterschieds der an und für sich nur unbedeutend hohen Wellenberge bietet deren Gipfel nur selten eine Fernsicht dar. Ersteigt man eine der hervorragenderen Kuppen, so sieht man sich, so weit das Auge reicht, nach allen Seiten hin von grünen Wellenbergen umgeben, welche in der Ferne eine düstere Färbung annehmen und im Scheine der Sonne einer vom Sturm aufgeregten und plötzlich erstarrten Meeresfläche gleichen. Diesen monotonen Charakter behält die Sierra Morena in einer Längenausdehnung von mehr als 40 geographischen Meilen bei einer durchschnittlichen Breite von 3 bis 4 Meilen. Trotz seines schönen Grüns macht daher dies Gebirge bei längerm Aufenthalt in seinem Innern einen düstern Eindruck und stimmt unwillkürlich ernst und melancholisch, ein Eindruck, der aus den ernsten Gesichtszügen seiner schweigsamen, sonnenverbrannten Bewohner hervorleuchtet. Doch nicht zu allen Zeiten des Jahres ist die Sierra Morena in ihr monotones Grün gekleidet; es gibt auch eine Zeit, wo sie einem Blumengarten gleicht und in den buntesten Farben prangt. Diese Zeit ist der Frühling. Schon gegen Ende des Februar oder spätestens im März beginnt der Ladenstrauch sich mit hunderten von großen, weißen, päonienartigen Blumen zu bedecken, und da auch die anderen Cistrosensträucher, welche mit dem Ladenstrauch das Buschwerk vorzugsweise bilden, weiße Blumen besitzen, so erscheint im April das ganze Gebirge, so weit das Auge reicht, wie von frisch gefallenem Schnee bedeckt. Zwischen diesen Ciststräuchern, deren blendend weiße Blumen gegen die glänzend grünen, lorbeerartigen Blätter anmuthig abstechen, leuchten lange rosenrothe Rispen blühender Haidesträucher und gelbe Blüthensträuße von Ginsterbüschen, während eine Unzahl blühender, in allen Farben prangender Kräuter über den nackten, kiesigen Boden zerstreut sind. Dann herrscht auch ein reges Thierleben durch das ganze sonst so stumm und unheimlich daliegende Gebirge. Millionen von wilden Bienen und anderen honigsaugenden Insekten schwirren und surren über und zwischen dem blühenden Cistrosengesträuch, um den Nektar aus den duftenden Blüthenkelchen zu holen; vom frühen Morgen bis nach Sonnenuntergang flötet der kleine liebliche Cistrosensänger (Sylvia cisticola) aus den Ladensträuchern, unter deren dichtbeblätterten Zweigen er sein Nest baut; in den waldigen Schluchten läßt der Kuckuck seinen Frühlingsruf erschallen und pfeifen und hämmern die Spechte an den morschen Stämmen alter Bäume, in deren Kronen muntere Eichhörnchen herumspringen und Blaudrosseln und Nachtigallen ihre schmelzenden Liebeslieder singen. Bald aber verschwindet diese Blüthenpracht unter den Gluthstrahlen der andalusischen Sonne und mit ihr das Concert der befiederten Sänger. Der bunte Farbenschmelz der zahllosen Blüthen weicht dem einförmigen dunklen Grün, auf das Summen der Bienen und die fröhlichen Stimmen der Vögel folgt eine lautlose Stille, welche nur dann und wann durch das Säuseln der vom Wind bewegten warmen, so oft erstickend heißen Luft zwischen den steifen Blättern des immergrünen Gesträuchs, oder von dem Gekrächze einer Schaar Raben und Geier, welche sich um den alleinigen Besitz des Kadavers eines verendeten Rehes oder Schafes streiten, oder von dem Fluggeräusch eines vom Tritt des Wanderers aufgescheuchten Volks rothbeiniger Rebhühner unterbrochen wird. Nicht einmal das Rauschen des Wassers vernimmt das lauschende Ohr in den Thälern und Gründen, denn die krystallenen Fluthen der Flüsse und Bäche, welche hier im April in tosenden Caskaden sich zwischen und über wilden Felstrümmern Bahn brachen und tausende von Blumen mit ihrem perlenden Schaum benetzten, sind längst verschwunden, und trübe stagnirende Wassertümpel, die von Blutegeln wimmeln, an ihre Stelle getreten, indem fast alle Gewässer der Sierra Morena während des regenlosen, glühendheißen Sommers zu einzelnen Pfützen zusammenschrumpfen.

Die Sierra Morena würde bei der oben geschilderten Einförmigkeit ihrer Oberflächengestaltung und ihrer Vegetation noch mehr ermüden, wenn die Monotonie ihrer Wellenberge nicht von Zeit zu Zeit durch tief eingeschnittene Thalschluchten unterbrochen wäre, in denen die das Gebirge durchsetzenden Flüsse dahinströmen. Die Sierra Morena ist nämlich von einer großen Anzahl meist sehr enger, schluchtenartiger Querthäler ihrer ganzen Breite nach durchzogen, indem merkwürdigerweise die Quellen der zahlreichen Gewässer, welche der Guadalquivir von Norden her empfängt, nicht innerhalb der Sierra Morena, sondern auf den an ihrem nördlichen Rand beginnenden Hochebenen und Hügelketten des kastilianischen Tafellandes liegen. Das großartigste dieser Durchbruchsthäler ist jedenfalls dasjenige des Guadiana, welches die eigentliche Sierra Morena von ihrer Fortsetzung, dem algarbischen Gebirge Südportugals, scheidet. Alle diese Durchbruchsthäler tragen den Charakter der wildesten Romantik, und hier allein ist es, wo die Berge der Sierra Morena zu imponirender Größe anschwellen und der Wanderer es fühlt, daß er im Innern eines gewaltigen, großartigen Gebirges sich befindet. Wer Südspanien noch nicht kennt und aus dem Innern Spaniens kommend eine solche Thalschlucht der Sierra Morena betritt, der wird nicht wenig überrascht von der unbeschreiblich üppigen Fülle des hier vorhandenen Pflanzenwuchses und der Pracht der Vegetation. Aus dem oft klafterhohen Oleander- und Pistaziengebüsch, welches die Ufer der Flüsse einfaßt und zur Blüthezeit des Oleanders da, wo man ein solches Thal mit längeren Strecken überschauen kann, den Lauf der Gewässer durch rosenrothe Streifen kennzeichnet, erheben hundertjährige Korkeichen ihre knorrigen Stämme und phantastischen Kronen, zu deren düsterm Grün das frischere, verschieden nuancirte von Filzeichen, Ahornen, Eschen, Erlen, Linden, Ulmen und die zweifarbigen Blätter mächtiger Silberpappeln die malerischen Gegensätze bildet. Erdbeerbäume, Steinlinden, Myrthe und lorbeerblättriger Schneeball wachsen im Schatten dieser Bäume, überrankt und verschlungen von den verschiedenartigsten Schlingpflanzen, namentlich der Weinrebe, welche hier in völlig wildem Zustande vorkommt, in Verein mit Epheu an den Baumstämmen bis in die höchsten Kronen emporklimmt, von wo sie in langen Gewinden wieder herabhängt oder sich in eleganten Festons von Krone zu Krone schlingt. In diesen tiefen, feuchten, oft morastigen Waldschluchten, die nicht selten durch kolossale Schieferfelsen, aus deren Spalten üppige Büsche von allerhand Kräutern und Stauden hervorsprossen, so eingeengt sind, daß kein Raum für einen Fußpfad längs der Ufer des Flusses oder Baches übrig bleibt, haust der wilde Eber und angeblich auch noch der Luchs, während hoch über dem waldigen Grund in den Höhlen, Klüften und Spalten unersteiglicher Felsen Geier und Uhus horsten.

Eine solche wildromantische Wald- und Felsschlucht ist das Thal des Rio Magana, durch welches sich die andalusische Heerstraße hindurchzwängt. Dieses Thal verengt sich, bald nachdem die genannte Straße die bereits innerhalb des Gebirgs gelegene Venta de Cardenes, ein einsames Wirthshaus und Poststation, passirt hat, zu einer schmalen, vielfach gewundenen Felsenschlucht, dem durch zahllose blutige Kämpfe und Raubanfälle berühmt und berüchtigt gewordenen Paß von Despeña-

perros, von welchem unsere Illustration eine getreue Abbildung liefert. Wir stehen am nördlichen Eingange der Felsschlucht, durch die wir hindurchsehen auf die grünen Wellenberge am rechten Ufer des Magaua, an denen die Straße in gewaltigen Schneckenwindungen zu dem jenseits gelegenen Orte Santa Elena emporsteigt, einer der unter Karls III. Regierung gegründeten schwäbischen Kolonien, wo sich dem überraschten Auge des Reisenden der erste entzückende Blick auf das wonnige Gefilde des weiten vom Guadalquivir durchströmten Beckens und die malerischen, dahinter sich emporthürmenden Felsgebirge von Jaen eröffnet. Ungeheuere, bizarr zerrissene, scharfkantige Schieferfelsen umgürten beide Seiten der beinahe eine halbe Stunde langen Schlucht, aus deren dunkler Tiefe der weiße Schaum des gefesselten, über wild durch einander gewürfelte Steinblöcke dahinbrausenden Bergstromes heraufleuchtet; und nur mit großem Kostenaufwand und unsäglicher Mühe war es möglich, durch diese wilde Schlucht eine Kunststraße zu legen. Dieselbe ist gänzlich in die Felsen der rechten Thalwand gesprengt, rechts von senkrechten, oft überhängenden Felsmassen, links von grausigen Abgründen bedroht, gegen welche sie kolossale Futtermauern schützen. Dieser großartige Bau stammt ebenfalls aus der Regierung des oben genannten Königs, dem Spanien so viel in Bezug auf Straßen- und Brückenbau zu danken hat. Vor der Erbauung dieser Straße, seit welcher der Paß von Despeñaperros das Thor Andalusiens und deshalb ein in strategischer Hinsicht höchst wichtiger Punkt geworden ist, vermittelten nur schlechte Fuß- und Saumpfade, welche sich quer durch das breite Gebirge zwischen dessen Wellenbergen hindurchwinden, die Verbindung zwischen Andalusien und den inneren Provinzen Spaniens. Eine der besuchtesten und besten war damals die sogenannte Silberstraße (Camino de la plata), welche vom Ufer des Guadalquivir oberhalb Cordova's und über Villanueva de Cordova quer durch die hier sehr breite Sierra Morena nach der Mancha führt. Auf diesem Saumpfade wurde ehedem das von den Silberflotten nach Cadiz gebrachte Silber und Gold Amerika's, von Cordova aus, bis wohin es auf Böten den Guadalquivir hinauf geschafft wurde, nach Madrid transportirt. Seit der Erbauung der Despeñaperros-Straße hat dieser berühmte Paß, in welchem zahlreiche Kreuze an verübte Raubmorde erinnern, seine Bedeutung verloren und wird nur noch von Kohlen transportirenden Maulthiertreibern, und im Sommer von den Kranken Andalusiens, welche Heilung in den kräftigen Schwefelthermen von Fuencaliente in den Gebirgen der Mancha suchen, benutzt. Auch die zweite, in neuerer Zeit erbaute Hauptverbindung, die von Sevilla quer durch die westliche Sierra Morena nach Badajoz führende Kunststraße, geht durch kein Durchbruchsthal, sondern über die hier stark terrassirten Kämme des Gebirges, zwischen deren Wellenbergen hindurch. In der That eignen sich die meisten Durchbruchsthäler wegen ihrer außerordentlichen Enge und ihrer starken Krümmungen wenig dazu, um Straßen durch sie zu legen. Indessen gibt es einige, welche dazu weit genug sind, wie z. B. das Thal des Guadalimar, welches den östlichsten Theil der Sierra Morena durchschneidet. Durch dieses Flußthal soll die bis jetzt erst projektirte Eisenbahn geführt werden, welche die bereits längst fertige Mittelmeerbahn (von Madrid nach Alicante) mit der ebenfalls bereits dem Betriebe übergebenen Bahn von Cordova (über Sevilla) nach Cadiz verbinden soll. Nach Vollendung dieser Bahn dürfte die jetzt so sehr besuchte Straße durch den Paß von Despeñaperros veröden und nur selten noch ein Reisender diese großartige Partie der Sierra Morena zu sehen bekommen.

Werfen wir zum Schluß noch einen Blick auf die Bewohner des wilden Berglabyrinths, in welches uns der Despeñaperros-Paß geführt hat. Der monotone Charakter der Sierra Morena wird noch durch die geringe Anzahl bewohnter Orte gesteigert, welche durch dieses ungeheure Waldgebirge umhergestreut, oft Tagereisen von einander entfernt und meist nur durch schlechte Saumpfade verbunden sind. Die Bevölkerung dieser schlecht gebauten, grau und verräuchert aussehenden und im Innern entsetzlich schmutzigen Dörfer und Flecken, die nur von wenigen Getreideäckern umgeben zu sein pflegen, lebt vorzugsweise von Vieh-, namentlich Schaf- und Schweinezucht, Jagd und Köhlerei und hier und da von Bergbau, denn die Sierra Morena birgt reiche Erzlagerstätten und Steinkohlenflöze. Zwischen den Ortschaften, innerhalb der immergrünen Einöden, begegnet man außer geschwärzten Köhlern, welche die dünnen, harzreichen Stämmchen des Ladenstrauches in langgestreckten Meilern verkohlen, und in braune Schaffelle gehüllten Hirten nur selten einem Menschen; nur auf den Hauptverbindungs-Wegen zwischen Andalusien und Castilien oder Estremadura verkündet dann und wann das Geklingel von Schellen einen Zug bepackter Maulthiere und Esel, welche von einem oder mehreren wohlbewaffneten Arrieros (Maulthiertreibern), meist Bewohnern der Mancha, begleitet sind. Bewaffnet geht hier Jedermann, weil die Einöde des Gebirges häufig von Diebsgesindel, sogenannten Rateros (Strauchdieben), unsicher gemacht wird. Könnten die Berge sprechen, so würde manche Scheußlichkeit an den Tag kommen, die in den Wildnissen der Sierra Morena begangen worden und ungestraft geblieben ist. An allen besuchteren Saumpfaden erinnern zahlreiche hölzerne Kreuze und Steinhaufen, von den Andalusiern seltsamerweise Milagros (Wunder!) genannt, an verübte Raubmorde. Bei der eigenthümlichen Formation des Gebirges, seinen zahllosen Schluchten und Schlupfwinkeln, seiner dichten Bebuschung und bei dem Vorschub, welcher Seitens der armen und rohen Bevölkerung nur zu häufig Räubern geleistet wird, dürfte es selbst der bestorganisirten und muthigsten Gensd'armerie unmöglich werden, alle Gegenden und Wege dieses ungeheuren Gebirges zu überwachen. Doch ist es in dieser Beziehung gegen früher um vieles besser geworden, und man hört jetzt verhältnißmäßig selten von einem Raubanfall. Die „Serranos", wie sich die Bewohner des Gebirges selbst nennen, haben weder in der Tracht, noch im Gesichtsausdruck und Charakter mit den eigentlichen Andalusiern etwas gemein, sondern erinnern mehr an die Bevölkerung des benachbarten Estremadura und der Mancha. Ihr Aussehen und Charakter ist eben so düster und melancholisch, wie der Charakter des Gebirges, das sie umgibt. Die Serranos sind kräftig gebaute Leute von sehr gebräunter Hautfarbe mit schwarzen blitzenden Augen, schweigsam, verschlossen, mißtrauisch gegen Fremde, jähzornig und rachsüchtig. Bei ihrer Rohheit und Unkultur — nur Wenige können lesen und schreiben — achten sie das Leben eines Menschen gering, und Armuth und Hang zum Müssiggehen verleiten sie nicht selten, sich an Hab und Gut ihrer begüterten Nebenmenschen zu vergreifen oder Reisende auszuplündern. In der Nähe der portugiesischen Grenze ernähren sich Viele vom Schmugglerhandwerk. Neben diesen übeln Eigenschaften und Neigungen zeichnen sich die Bewohner der Sierra Morena durch Tapferkeit, Vaterlandsliebe, Ausdauer, Genügsamkeit, Uneigennützigkeit und Einfachheit der Sitten und Lebensweise nicht unvortheilhaft vor dem leichtsinnigen und vergnügungssüchtigeren Volke des angrenzenden Andalusiens aus. Die projektirten Eisenbahnen (eine zweite soll von Merida und Estremadura quer durch das Gebirge nach Sevilla geführt werden) werden auch die Serranos aus ihrer Indolenz aufrütteln; doch dürfte es in der Sierra Morena noch länger als in anderen Gegenden Spaniens dauern, bevor sich das mißtrauische, am Alten und Hergebrachten mit eisernem Starrsinn festhaltende Volk dazu bequemen wird, die Wohlthaten der Civilisation zu würdigen und zu benutzen.

Aus den geographischen Verhandlungen der „British Association" zu Bath 1864.

I.

Farrar: Die Beständigkeit der Menschentypen. — Harley: Die vergifteten Pfeile der Wilden. — Wallace: Fortschritt der Civilisation im nördlichen Celebes. — Shortt: Wilde Stämme im südlichen Indien. — Vambery: Die Turkomanenstämme in Centralasien.

Wir haben aus den Verhandlungen der British Association bereits einige Mittheilungen gemacht, z. B. die Bemerkungen Phillips' über das Alter des Menschengeschlechts und die Mittheilungen über die Austrocknung des Landes im Innern Süd-Afrikas; jetzt lassen wir mehrere andere folgen. Es ist ein nicht geringer Vortheil für die wissenschaftlichen Vereine Englands, daß sich in ihnen stets eine beträchtliche Anzahl von Männern zusammenfindet, die längere Zeit in fremden Ländern verweilt haben. Großbritannien hat mehr als 50 Colonien, und zwischen ihnen und dem Mutterlande findet ein unablässiges Hin- und Herwogen statt, und das kommt auch der Wissenschaft zu Gute.

Die Beständigkeit der Menschentypen von T. Farrar.

So weit wir auch zurückgehen können, die Menschenrassen scheinen unter allen Zonen stets gleich geblieben zu sein. Auf den ältesten ägyptischen Denkmälern finden wir Juden, Araber, Neger, Aegypter, Assyrer und Europäer abgebildet mit einer Farbentreue und Lebenswahrheit, wie sie von den modernen Künstlern kaum übertroffen werden kann. Dicht neben den schönen Circassiern leben heute noch braune Kalmücken, und kurze dicke Lappen wohnen mit den hübschen, schlankgeformten Finnen in demselben Lande. Die Farbe der amerikanischen Indianer hängt sehr wenig mit der geographischen Lage derselben zusammen. Wir wissen, daß die Farbe über den Erdball zumeist nur fleckenweise, nicht aber in Zonen verbreitet ist. Die Europäer, welche von der gemäßigten in die heiße Zone wandern, verändern ihren Typus selbst im Laufe vieler Generationen nicht. Das kann man an den Holländern sehen, die seit ein paar hundert Jahren im südlichen Afrika wohnen, und an den Nachkommen der Spanier und Portugiesen in Indien und Amerika, eben so wie an den nach Amerika verpflanzten Negern. Ganz unabhängig davon finden wir Völkergruppen neben einander wohnen, die seit undenklichen Zeiten demselben Klima ausgesetzt waren und doch himmelweit von einander verschieden sind. So die Buschmänner und Kaffern, die Feuerländer und die Patagonier, die Parsis und die Hindus. Und mit dieser Beständigkeit des Typus stehen Sitten und körperliche Anlagen genau im Zusammenhange. Das Leben eines Ismaeliten von heute kann mit denselben Worten, wie das seiner ersten Vorfahren, beschrieben werden; die Mongolen haben jetzt noch dieselben Gewohnheiten, wie in den Tagen des Aeschylus und Herodot oder vielleicht tausende von Jahren vor diesen. Ein Zeitraum von einigen hundert Jahren ist in ethnologischen Fragen wie Nichts.

Ueber die vergifteten Pfeile der Wilden von Prof. Harley.

Vergiftete Pfeile unter wilden Völkerschaften sind bis jetzt vom malayischen Archipel, aus dem nördlichen Indien, aus Afrika und Süd-Amerika bekannt geworden. Sehr häufig hat man auch Völkern anderer Gegenden vergiftete Pfeile zugeschrieben, aber sehr viele, die als „vergiftete" an Prof. Harley gesandt wurden, waren ganz ungefährlich oder nur mit Farbe, zur Verzierung oder Konservirung der Spitzen, überstrichen. Da an glatten Holz- oder Metallflächen das Gift nicht genügend haftet, so sind die verschiedenen wilden Stämme auf sehr sinnreiche Methoden verfallen, um dasselbe in genügender Menge an den Pfeilen anzubringen. Die Schwarzen an den Ufern des Sambesi in Südost-Afrika winden einen Baumwollenfaden um die Pfeilspitze, der mit dem tödtlichen Safte getränkt ist. Die Indianer im nördlichen Süd-Amerika übertreffen aber diese Erfindung noch bei weitem, indem sie die sinnreichste Waffe erfunden haben, die bis jetzt unter uncivilisirten Nationen bekannt geworden ist. Der Naturforscher Bates beschreibt die Pfeile, welche die Indianer am Amazonenstrom benutzen, um damit Schildkröten zu schießen. Sie bestehen aus einem hohlen Rohrschaft, in dessen unterm Ende die scharfe Spitze vermittelst eines Fadens angebracht ist, der sich abwickeln kann. Ist die Spitze in die Schildkröte hineingeschossen, so taucht das Thier unter, der Faden wickelt sich ab und folgt ihr, der Rohrschaft bleibt aber auf dem Wasser schwimmen, so daß der Indianer hierdurch den Platz findet, wo die Schildkröte untertauchte, und er sie solchergestalt an dem Faden auch heraufziehen kann. Die Macuschi-Indianer in Guyana wenden dasselbe Prinzip auf vergiftete Pfeile an. Die vergiftete Spitze machen sie aus der hornigen Mittelrippe eines Palmblattes und befestigen diese in den Schaft. Wenn sie auf die Jagd gehen, füllen sie einen ganzen Köcher mit diesen vergifteten Instrumenten; die lose angesetzte Spitze bleibt allein in der Wunde zurück, und der Tod ist unvermeidlich; der Pfeilschaft, der dem Indianer die meiste Arbeit verursacht, bleibt übrig, und die Spitze ist leicht zu ersetzen.

Harley hat alle die giftigen Substanzen, mit denen die Pfeilspitzen bestrichen werden, sorgfältig untersucht und nur zwei verschiedene Arten Gift daran gefunden. Das Wurali wird im nördlichen Süd-Amerika und das Antiagift in Afrika und Indien benutzt. Die Wirkungen dieser beiden Gifte sind ganz entgegengesetzter Natur. Das Wurali wirkt auf die Muskeln und zerstört deren Thätigkeit, bevor es noch das Herz erreicht, während das afrikanische und indische Gift zunächst das Herz paralysirt und die Muskeln einige Zeit nachher noch in Thätigkeit bleiben. Auch eine merkwürdige Uebereinstimmung unter den von den Wilden zum Schießen der vergifteten Pfeile benutzten Waffen besteht unter den verschiedenen Stämmen. Blasrohre (die sogenannten Sampitaus) zum Forttreiben derselben werden auf Borneo, im Himalaya und im nördlichen Süd-Amerika gebraucht, also unter Bevölkerungen, die geographisch sehr weit von einander getrennt sind.

Ueber den Fortschritt der Civilisation im nördlichen Celebes von A. R. Wallace.

Die nördliche Halbinsel von Celebes ist der einzige Theil dieses Eilandes, welcher vulkanischen Kräften seinen Ursprung verdankt. Ein bedeutender Theil des Landes erhebt sich bis

zu 2500 Fuß über dem Meere, besonders die schöne Hochebene von Tondano, in deren Mittelpunkt ein See von 20 englischen Meilen Umfang liegt. Ueber dieses Plateau sind vulkanische Berge und Bergrücken zerstreut, die bis zu 6000 und 7000 Fuß ansteigen. Fruchtbares Erdreich bekleidet die Bergabhänge der ganzen Gegend, die von den äquatorialen Regen bewässert wird, und in der bei dem milden, gleichförmigen Klima eine üppige und schöne Pflanzenwelt gedeiht. Seit beinahe 200 Jahren sind die Holländer im Besitze dieses Landstriches, den sie den Portugiesen 1677 abnahmen. Die Einwohner, besonders die auf dem Centralplateau ansässigen, sind von denen der übrigen Theile der Insel verschieden. Sie nähern sich oft der hellen Farbe der Europäer, behalten dabei aber das schwarze Haar und die Physiognomie der malayischen Rasse. Ihr Charakter ist höflich und unterwürfig; dabei sind sie arbeitsam und leicht zu erziehen. Bis vor ganz kurzer Zeit waren sie noch vollständig wild und fortwährend unter einander in Kriege verwickelt. Ihre Hütten erbauten sie auf hohen Pfählen und schmückten sie mit den Köpfen ihrer erschlagenen Feinde. Ihre Religion war eine Art Götzendienst, ihre Kleidung aus Baststreifen verfertigt. Aus diesem barbarischen Zustande sind sie durch die holländische Regierung zu einem gewissen Grade von Civilisation gebracht worden. Das Land ist nun in einen Garten verwandelt und führt den Namen „Minahassa". Ihre Dörfer sind hübsch und sauber angelegt, die Straßen mit übereinandergelegten Rasenstücken eingefaßt und mit Rosenbüschen geschmückt. Bei fast allen Dorfschaften erheben sich prächtige Kaffeepflanzungen; die Reisfelder und Fruchtgärten liefern den Eingebornen Nahrung in Hülle und Fülle; in den Schulen und Kirchen wird Unterricht ertheilt. Die Kleidung ist so hübsch und anständig, daß die Häuptlinge und Schulmeister sich unter Europäern recht gut zeigen können. Als Wallace in einem der größeren Dörfer ein Häuptlingshaus besuchte, ward er von einem Herrn in schwarzer Kleidung empfangen, und sauber gekämmte, wohlgekleidete Knaben brachten ihm Waschwasser und Handtuch. Beim Mittagsmahl fehlten weder Gläser, noch reine Servietten. Bier und Claret standen neben den verschiedenartigsten gutgekochten einheimischen Gerichten. Das Haus war hübsch und geräumig, Tische und Stühle aus schönen Holzarten so ausgezeichnet von einheimischen Handwerkern gearbeitet, daß sie sich den europäischen an die Seite stellen ließen; um die Veranda, in der Wallace den Kaffee trank, schlängelten sich die schönsten Blumen, die in dem herrlichen Klima zu blühen nie aufhören.

Diese große Umwandlung verdankt man hauptsächlich der Einführung des Kaffeebaues und den Arbeiten der holländischen Missionäre. Die Häuptlinge erhalten einen Antheil an dem Ertrage der Kaffeeernte, die unter Aufsicht der Regierung steht. Jede Familie arbeitet in den Pflanzungen; über ihre Arbeitsstunden wird Rechnung geführt, und nach Maßgabe derselben wird der erzielte Gewinn unter sie vertheilt. Der Häuptling und die anderen Dorfvorstände bestimmen die Zeit, wenn gearbeitet werden soll, und rufen die Einwohner durch das Schlagen der Gongs zum Werke zusammen. Diese Art gemeinschaftlicher Arbeit ist bei Völkern, die noch im ersten Stadium der Civilisation stehen, ziemlich häufig. Unter der Aufsicht der holländischen Inspektoren und Missionäre werden die netten Häuser gebaut und europäische Kleidung und Sitten eingeführt, die Kinder gehen zur Schule, und die malayische Sprache nimmt schnell zu, indem sie die heimischen Dialekte verdrängt. Niemand, der diese Leute jetzt sieht und sie früher kannte, darf läugnen, daß sie in moralischer und physischer Beziehung bedeutende Fortschritte gemacht haben. Aber man hat eingewandt, daß diese Umänderung auf despotischem Wege und durch Monopole erzielt worden und darum an und für sich unrecht sei. Aber das Verhältniß des civilisirten zum uncivilisirten Menschen, über den er herrscht, ist gleich dem der Eltern zu den Kindern, und ein gewisser Grad von wohlwollendem Despotismus ist in beiden Fällen höchst nothwendig. Es kann nur darüber ein Streit entstehen, wie dieser „väterliche Despotismus" ausgeführt werden soll, und Wallace meint, daß das System der Aufrechterhaltung und Regulirung des Ansehens der Häuptlinge, denen das Volk zu gehorchen gewohnt ist, und die Einführung systematischer Arbeiten unter Aufsicht der Regierung besser zum Ziele führen, als die Eröffnung eines solchen Landes für die niedrigen Klassen europäischer Ansiedler und Händler, die zu einem Konflikt mit den Eingebornen und zur endlichen Vertilgung derselben führen. Das Verfahren der Holländer auf Celebes und Java verdient alles Lob; es steht in einem erfreulichen Gegensatz zu dem Verfahren der Engländer gegenüber den Maoris auf Neuseeland, das jetzt zur Ausrottung derselben führt, unter Anwendung vernünftiger Grundsätze aber einen gewissen Kulturgrad derselben bedingen konnte.

Wilde Stämme im südlichen Indien von Dr. Shortt.

Die Jenadis leben auf der Insel Scrihuricottah an der Koromandel-Küste, zwischen 13° 26′ und 13° 39′ nördlicher Breite. Sie sprechen einen verderbten Dialekt des Telegu und haben keine Traditionen über ihre Rasse. Ihre Gesichtszüge erinnern an die der Mongolen; Bart haben sie nur sehr wenig. Die Männer sind meist dunkelfarbig, bei den Frauen wechselt die Farbe von dunkel bis lohbraun. Polygamie herrscht vor, und junge Wittwen heirathen nach zwölfmonatlicher Trauer wieder. Mit Ausnahme von Kuhfleisch essen sie Alles. Das Kastenwesen scheint bei ihnen nicht eingeführt zu sein, obgleich sie sich mit den benachbarten Stämmen nicht vermischen. Ihr Häuptling heißt „Jajamm"; seine Würde scheint erblich zu sein. Er wohnt in einem gut gebauten mit Stroh gedeckten Hause, hat vier Weiber und handelt in Fällen des Ungehorsams als Richter, indem er auf einem für diese Zwecke hergerichteten Platze sitzt. Er untersucht die vorgebrachten Klagen und schlichtet sie mit Hilfe einiger anderen Vorsteher. Nur wenige Jenadis treiben Ackerbau; Dörfer gibt es nicht, und höchstens vier oder sechs Hütten, die einen einzigen Besitzer haben, stehen auf einem Platze zusammen. Diese Hütten gleichen umgestülpten Theetassen, sind aus Bambus und Holz gebaut und werden durch Lianen und Palmenfasern zusammengehalten; ihre Höhe beträgt sechs Fuß; sie stehen frei und beweglich, so daß man sie von Ort zu Ort fortschaffen kann. Die Thüre ist die einzige Oeffnung und sehr niedrig. Als Jagdwaffe dient ein Bogen mit Pfeilen, deren Spitzen von Eisen sind. Ihre Hausgottheit ist ein rohes hölzernes Götzenbild, das den Namen „Tschuncha Davadu" führt; vom künftigen Leben haben sie keine Idee. Die britische Regierung zu Madras hat vor Kurzem für Jenadi-Kinder eine Schule eröffnet, und obgleich sie lesen lernten, so war ihr Begriffsvermögen doch immer ein niedriges; so konnten sie Dr. Shortt nicht einmal sagen, ob Bombay eine Stadt oder ein Thier sei. Ihr ganzes Lernen war wie das eines Papagei's; sie plapperten die Dinge her, ohne etwas davon zu verstehen. —

Die Villis trifft man in den größeren Dörfern des südlichen Indiens. Auch sie können über ihre Herkunft nichts angeben, und gerade wie bei den Jenadis herrscht unter ihnen Bartlosigkeit und mongolischer Typus vor; ebensowenig kennen sie Kasten. Ihre Dörfer bestehen höchstens aus einem Dutzend Hütten, die noch kleiner als jene der Jenadis sind und mit Palmenblättern gedeckt werden. Hier und da kultiviren sie kleine Flecke Mandioca (Jatropha Manihot). Früher vermischten sie sich auch nicht mit anderen Stämmen und lebten ganz nach ihrer wilden Weise. Sie beschäftigen sich mit Einsammeln heilkräftiger Kräuter und Droguen, die sie an die

mehr civilisirten Einwohner der Dörfer verkaufen, bei welchen sie ihre Hütten aufgeschlagen haben.

Die Irulars wohnen vor dem Orte Nagalasturam und am Fuße der Ramagherry Hügel. Sie gleichen den Villis und leben in ähnlichen Hütten wie jene. Doch sind sie kräftiger und bei weitem thätiger als die Jenadis und Villis.

Dr. Shortt war im Besitze von neun Schädeln der Jenadis, die im Ganzen sehr klein und leicht erscheinen. Die Backenknochen derselben waren sehr vorstehend und die Sutura squamosa ist bogenförmig und sehr einfach. Das Gehirn eines Irulars wog zwei Pfund und zehn Unzen.

Vambery über die Turkomanenstämme in Central-Asien.

Die Turkomanen sind eine räuberische und nomadische Nation, die große Landstrecken östlich vom Kaspischen Meere bewohnt. Soweit historische Nachrichten reichen, scheinen sie nie in eine einzige Körperschaft vereinigt gewesen zu sein. Sie zerfallen in Khalks oder Stämme, deren jeder wieder in verschiedene Horden, Taife, zerfällt, die nochmals in Unterabtheilungen, Tire, eingetheilt sind. Die bedeutendsten sind: Die Tschandor mit 12,000 Zelten; die Erszari mit 50,000 Zelten; die Alieli mit 3000 Zelten; die Kara mit 1500 Zelten; die Salor mit 8000 Zelten; die Sarik mit 10,000 Zelten; die Tekke mit 60,000 Zelten; die Göklen mit 12,000 Zelten; die Yomut mit 40,000 Zelten; zusammen 196,500 Zelte. Rechnet man auf jedes derselben fünf Personen, so erhält man die Summe von 982,000 Seelen. Eigenthümlich erscheint, daß unter diesen Turkomanen sich kein Führer findet, und daß Niemand an Gehorsam gewöhnt ist. Es gibt nichts dergleichen wie den Aksakal der Türken oder den Scheich der Araber. Trotzdem herrscht keineswegs Anarchie, und Vergehen gegen Justiz oder Moralität sind unter ihnen seltener als unter anderen mohammedanischen Nationen Asiens. Alles wird bei ihnen von dem mächtigen „Deb", Gewohnheit oder Brauch, regiert, und die Religion hat nur einen geringen Einfluß. Die verschiedenen Stämme leben in großer gegenseitiger Feindschaft, was besonders für Persien als ein Glück angesehen werden muß; eine Vereinigung der kriegerischen Stämme würde für dieses Land sehr verhängnißvoll sein; aber selbst so fürchten sie Persien nicht, während ihnen die russische Macht Respekt einflößt. An ihrem Stamme halten sie ungemein treu, und selbst vierjährige Kinder kennen genau Taife oder Tire, zu denen sie gehören, und sind stolz auf die Macht und Größe ihrer Horde.

Der Turkomane zeichnet sich durch seinen kühnen und durchbohrenden Blick aus, der ihn von allen anderen Nomaden und Städtebewohnern Central-Asiens unterscheidet. Die Raubzüge oder Alamane sind ihm Hauptsache, und die Einladung dazu findet Jeden zur sofortigen Theilnahme bereit. Der Entschluß wird geheim gehalten, und wenn der erwählte Anführer vom Mollah gesegnet worden ist, springt Jedermann in den Sattel und eilt zum Stelldichein. Der Angriff erfolgt um Mitternacht oder um Sonnenaufgang und ist gewöhnlich erfolgreich. Die persischen Karawanen werden meist überrumpelt; wer Widerstand versucht, wird niedergemacht, der Rest in die Sklaverei geführt. In seinem häuslichen Leben ist der Turkomane sehr indolent. In den Abendstunden horcht er auf die Mährchen und Gesänge der Bakhschi oder Minnesänger, die ihre Weisen mit der Dutara oder zweisträngigen Gnitarre begleiten. Die Gesänge sind meistens Lieder des vor 80 Jahren gestorbenen Nationalpoeten Makhdumkuli. Einige ihrer Gebräuche sind um deßwillen bemerkenswerth, weil sie bei den übrigen Nomaden Central-Asiens kaum gefunden werden. So muß die von Kopf bis zu Fuß verschleierte Braut mit dem Bräutigam vor der Hochzeit ein Wettrennen abhalten.

Die Zeit, wann die Turkomanen ihr ursprüngliches Land verließen, kann nicht mit Sicherheit bestimmt werden. Einige waren bereits in den östlichen Theilen der Wüste diesseits des Oxus zur Zeit der arabischen Occupation angesiedelt. Andere nahmen ihr jetziges Land zur Zeit des Tschingiskhan und Timur in Besitz. Die letzte Erhebung der Turkomanen geschah unter Nadir Schah und Aga Mehemed Khan, die mit Hilfe der Afghanen im Beginn des letzten Jahrhunderts Asien aus seinem Schlummer aufrüttelten. Sie sind nächst den Kiptschak das kriegerischste Volk Asiens und vermöge ihrer Lage die Wächter der Südgrenzen der Hochlande von Turkistan.

Aus allen Erdtheilen.

Panters und Martins Entdeckungen in Westaustralien. Es ist bereits seit der mißlungenen Expedition Grey's bekannt gewesen, daß nördlich von der Haifischbay (Sharks Bay) in dem nordwestlichen Winkel der Colonie Westaustralien sich ein sehr fruchtbarer Landstrich ausbreitet. Einige Entdeckungsreisen sind in jener Gegend, nur etwas mehr südlich, gemacht worden, und stets traf man auf gute Ländereien. Die letzten australischen Posten haben nun Nachrichten von der Expedition Dr. Martins und Panters gebracht, welche bestätigen, daß durch dieselben ein neuer äußerst fruchtbarer Landstrich in einer Ausdehnung von etwa fünf Millionen Acres aufgefunden wurde. Die folgenden Nachrichten sind den Berichten des Gouverneurs von Westaustralien entnommen.

Die Expedition besuchte zunächst Brecknock Harbour und dessen Umgebungen, die für Weide- und Agrikulturland unübertrefflich sein sollen, da eine Menge Ströme und Bäche hier fließen. Brecknock Hafen ist rings von Land umschlossen und hat eine Ausdehnung von 20 englischen Quadratmeilen. Flüsse ergießen sich von allen Seiten in denselben, und die im westlichen Theile gelegenen Inseln Augustus, Byam-Martins und Heywoods Island sind mit einer üppigen Grasdecke überwachsen. Früchte und nutzbare Pflanzen wurden massenhaft aufgefunden, vor Allem eine wilde, schwarze Traube von der Größe einer kleinen Flintenkugel und herrlichem Geschmacke, kleine Melonen, Bohnen und eine große Erbse, Selleri ꝛc. Der Cajeputbaum, welcher das werthvolle Cajeputöl liefert, wächst dort in großer Menge; die Kaurifichte, aus deren Holz man herrliche Masten und Sparren gewinnt, erlangt einen Umfang von sieben bis acht Fuß und eine Höhe von 100 Fuß. Perlenaustern und eine Mollusken art, die Tridarma, welche gleichfalls Perlen liefert, kommen eben so häufig vor, wie Schildkröten, Wild aller Sorten, namentlich Fasanen und große, wohlschmeckende Fische, von denen die Flüsse wimmeln.

Dann besuchten die Reisenden Camden Sund und Dampiers Land; besonders das letztere ist sehr fruchtbar. Panter und Dr. Martin wandten sich dann nach Roebuck Bay, deren Umgebungen mit hohem Graswuchs bestanden sind; die Halme erreichen im Mai die Höhe von einem Fuß. Der Boden besteht aus einer fruchtbaren Alluvialablagerung; Wasser kommt dicht unter der Oberfläche vor. Die Reisenden erforschten das Land bis 60 englische Meilen weiter landeinwärts und fanden es überall mit Gras bewachsen.

Auf älteren Karten findet man diesen Landstrich als Dampiers und de Witts Land eingetragen, aber nur der nördliche

Theil des letztern ward besucht und überall mit herrlichem Graswuchs überzogen gefunden; Wasser fehlte nicht, und das Klima war ausgezeichnet, so daß der Schafzucht in jenen Gegenden eine große Zukunft bevorsteht. Der Auswanderung ist wieder ein großes, neues Feld eröffnet worden, denn außer der Viehzucht ist das Land zur Reis- und Körnerfruchtkultur, so wie in einigen Gegenden zur Anpflanzung von Gewürzen, Zucker, Thee und Kaffee geeignet.

Schon regt es sich in Australien, um dem neuen Lande Ansiedler zuzuführen. In Melbourne ist eine „Camden Harbour Association" gegründet worden, und zwei Schiffe mit 300 Auswanderern sind bereits abgegangen.

(Times vom 27. Oktober 1864.)

Der Handelsverkehr auf dem Yangtsekiang. Die Truppen des Kaisers von China haben am 19. Juli die Stadt Nanking eingenommen, die seit 10 Jahren Hauptstadt des Himmelskönigs, d. h. des Oberhauptes der Taïping wang, gewesen ist. Sie konnten aber nur bezwungen werden, weil die Kaiserlichen von Europäern höchst wirksam unterstützt wurden. Die Zeit wird lehren, ob der Verlust von Nanking gleichbedeutend ist mit dem Aufhören der Rebellion; aber so viel scheint ausgemacht, daß der Handel auf dem großen Strome sich noch weit schwunghafter gestalten muß als seither. Den wichtigsten Hafen im Inlande bildet bekanntlich das schon oft von uns erwähnte Hankëu (die Engländer, die nicht im Stande sind, Namen phonetisch auszudrücken, schreiben Hankow), über dessen Handelsbewegung im Jahre 1863 amtliche Nachrichten vorliegen. Dieselbe stellte sich auf sieben bis acht Millionen Pfd. St.; nämlich: Einfuhr 9,926,317, Ausfuhr 12,741,908 Taels. (Zu 6 Schilling 8 Pence.) Von den Einfuhren kommen für 1,120,000 Taels auf Schirtings und 750,000 T. auf Opium; etwa 2½ Million T. auf Kupfermünzen; das Uebrige kommt zumeist auf Manufakturwaaren, Brokate und schwarzen Pfeffer; 3500 T. kommen auf eßbare Vogelnester und 4000 auf Haifischflossen; beide gelten bekanntlich bei den Chinesen für Leckerbissen. Von den Ausfuhren sind am wichtigsten: Thee, etwa 7 Mill. T.; Holzöl, Saflor und für 900,000 T. Tabak; dazu kommen Walnüsse, Tigerknochen, Entenfedern und Menschenhaare. Die Dampfschifffahrt auf dem Yangtsekiang, zwischen Schanghaï und Hankëu, wird vorzugsweise von Nordamerikanern betrieben. Von fremden Schiffen liefen ein 191,127 Tons, liefen aus 204,185. Der Küstenhandel China's wird vorzugsweise durch deutsche Schiffe betrieben.

Ausfuhrprodukte vom Senegal. Dieselben betrugen im verflossenen Jahre 1,600,000 Kilogramm Gummi, 1,550,000 Erdnüsse, 9 bis 10,000 Faß Hirse, 2000 Quentchen Gold, 15,000 Kilogramm frische Häute, 1000 Kilogramm Elfenbein. Es geht hieraus hervor, daß der Senegal noch immer der produktenreichste Fluß der afrikanischen Westküste ist. Das Gummi allein hatte in Frankreich einen Werth von vier Mill. Francs. (Tour du monde. Nr. 252.)

Der sibirisch-amerikanische Telegraph. In den Vereinigten Staaten sind die nothwendigen Vorkehrungen getroffen worden, um 1865 die Arbeiten in Angriff nehmen und dieselben 1866 vollenden zu können. Gleichzeitig soll abermals der Versuch gemacht werden, ein Tau zwischen Irland und Neufundland zu legen; man hofft, daß derselbe günstiger ausfalle, als das erste Mal. Gelingt das eine wie das andre Unternehmen, dann ist der Erdball mit einem Telegraphendrahte völlig umspannt. Jenen durch Nordamerika zum Anschluß an den asiatischen will die Western Union Telegraph Compagnie bauen, deren Linien schon jetzt von Bnffalo und Pittsburg nach Westen hin bis Salt Lake City, der Mormonenhauptstadt, reichen, wo bereits die Linie nach Californien und Oregon Anschluß hat. Für die Fortsetzung der Linie tritt sie als neue Compagnie auf, mit einem Kapital von 10 Mill. Dollars. Die Verhandlungen mit der russischen Regierung sind von dem bekannten Reisenden Perry Mc. D. Collins, der Sibirien aus eigener Anschauung kennt und ein Werk über den Amurstrom geschrieben hat, glücklich zu Ende geführt worden; Kaiser Alexander hat rege Theilnahme für das Unternehmen gezeigt und bewilligte der amerikanischen Compagnie ein Privilegium für die Linie in den russischen Besitzungen bis zum Amur, dessen Mündung etwa halbwegs zwischen Washington und St. Petersburg liegt. Von Westen her nach Osten haben bekanntlich die Russen den Telegraphen bis Irkutsk vollendet, und von der Amurmündung reicht er landein etwa 300 Miles weit; die Lücke zwischen beiden Punkten sollte im Laufe des Jahres 1864 vollendet werden. Die Amerikaner wollen das nächste Jahr benutzen, um die Linie festzustellen, Materialien an Ort und Stelle zu schaffen, und nachher die Arbeiten mit dem größten Nachdruck betreiben. Ueber die Linie selbst sind sie noch zu keinem Entschlusse gekommen. Im Vorschlage ist eine von Salt Lake City durch die Goldgrubengegend des Territoriums Idaho nach Portland in Oregon; und eine andre über St. Paul in Minnesota über Fort Garry, durch die Red River-Gegend nach Victoria und Vancouvers-Insel. Von hier ab will man an der Küste hinauf durch die russischen Besitzungen gehen, in denen die einzelnen Handelsposten als Telegraphenstationen dienen sollen, die Behringsstraße benutzen und dann an der asiatischen Küste hinab bis zum Amur den Draht spannen. Schon ein Blick auf die Karte zeigt, welche gewaltige Schwierigkeit in diesen eisigen Einöden das Unternehmen zu besiegen hat. Eventuell soll der Telegraph (falls die Behringsstraße nicht benutzt wird) von Kap Romanzoff bis zur St. Lorenzinsel und von da auf der asiatischen Seite bis Kap Tschuktschkoi gelegt werden. Diese Strecke wäre kürzer, als jene durch die Behringsstraße, würde aber ein weit längeres unterseeisches Tau erfordern. Vor ein paar Jahren, als der Plan zuerst auftauchte, glaubte man die lange Kette der Aleutischen Inseln benutzen zu können (und diese Linie ist auch auf der Weltkarte von Hermann Berghaus und Stülpnagel verzeichnet worden); diesen Gedanken hat man aber jetzt fallen lassen, weil die Ausführung eine große Anzahl unterseeischer Abtheilungen erfordern würde. Das hätte nothwendig eine Menge von Uebelständen im Gefolge, und mit Sicherheit könnte man gar nicht darauf rechnen, die Linie in Ordnung zu erhalten. Schon in Betreff der schmalen Behringsstraße ist man so besorgt vor Störungen, daß die Compagnie dort immer einen kleinen Dampfer auf Station haben will, der sofort jede nöthige Ausbesserung vornehmen soll. Uebrigens hat die nordamerikanische Compagnie mit der großen russischen Handels-Compagnie, welche bekanntlich für die nordamerikanisch-russischen Besitzungen ausgedehnte Privilegien hat, ein Uebereinkommen getroffen, welches etwaigen Collisionen vorbeugt und den beiderseitigen Interessen entspricht. Im Oktober ist das erste Schiff von Neuyork nach der Nordwestküste abgegangen, um Baumaterial dorthin zu bringen. Beschädigungen des Telegraphen von Seiten der wilden Völker besorgt man nicht; auf den großen westlichen Prairien haben sie stets, auch während des jetzigen Krieges gegen die Weißen, die Drähte respektirt, weil sie glauben, daß an den Drähten der Hauch des großen Geistes hinlaufe.

Aus den Berichten über die Petroleumquellen Pennsylvaniens geht hervor, daß die Ergiebigkeit der Oelgegenden eine fast unermeßliche und dazu anhaltende ist. Einem neuyorker Blatt zufolge sind viele Morgen Landes mit Fässern voll Oel bedeckt, welche nur der Wagen warten, die sie fortbringen sollen. Züge um Züge werden mit den Fässern beladen, ohne daß man eine Abnahme der großen Zahl wahrnimmt. Die Atlantic and Great Western-Bahn hat ein besonderes Geleise, welches zu dem Gebiet der Oelquellen führt, und auf dem täglich im Durchschnitt 2500 Fässer forttransportirt werden — eine Anzahl, welche verdoppelt werden könnte, wenn die Bahn nur Lastwagen genug zur Disposition hätte. Der Transport des Petroleum nach den atlantischen Exporthäfen wird an sich selbst schon in wenigen Jahren die Kosten der Construction der Zweigbahn decken, und die Gesellschaft hat bereits Dividenden vertheilen können, wie sie keine der europäischen Eisenbahnen aufzuweisen vermag. Die letzte halbjährliche Dividende betrug 25 Procent, und zwar beinahe ausschließlich in Folge des Petroleumtransports und des in den Oeldistrikten dadurch veranlaßten Verkehrs.

Petroleumquellen in Galizien. Wir haben auf dieselben bereits früher (Globus II, 256) hingewiesen, als die Gewinnung des Erdöls in Galizien noch in den Anfängen begriffen war. Aber die Petroleumgewinnung hebt sich auch dort, wie wir aus folgendem Berichte ersehen, der in der Allgemeinen Zeitung vom 31. Oktober 1864 mitgetheilt ist.

Abgesehen von der Walachei, wo in der Gegend von Ploest, theilweise mit Hülfe englischen Kapitals, die Ausbeutung der

Erdölschätze in nicht unbedeutendem Maß stattfindet, kommt das Naphtha in Ungarn, Siebenbürgen und Croatien vor; insbesondere verdient aber das galizische Erdöl wegen seiner Qualität große Beachtung.

So viel man bis jetzt weiß, findet sich das Erdöl in Galizien in der langen Strecke südöstlich von Krakau bis in die Gegend von Lemberg und weiterhin. Am stärksten ist die Ausbeutung im samborer Kreis nordöstlich von Lemberg; im Westen scheint die Gegend um Neu-Sandez bei dem Flüßchen Dunajety für die Gewinnung und Verwerthung des Erdöls günstige Chancen zu bieten. Ueber die Ziffer der galizischen Produktion existiren bis jetzt nur Schätzungen, doch sollen nach einer Angabe im Jahr 1863 aus Galizien etwa 37,000 Ctr., im Jahr 1864 bis zum Monat Oktober bereits 41,000 Ctr. ausgeführt worden sein. Da der Verbrauch in Galizien selbst ein sehr beträchtlicher ist, so muß die Ziffer der ganzen Förderung jedenfalls viel höher, wahrscheinlich auf etwa 150,000 Ctr., angeschlagen werden. Die Handelstabellen geben bis jetzt keinen Aufschluß über etwaige Ausfuhr, eben so wenig aber auch über eine Einfuhr von Amerika, obgleich bekanntlich beide stattfinden. Die Ziffern dürften also für beide Rubriken noch gering sein. Für jetzt muß es als ein günstiger Erfolg angesehen werden, daß das einheimische Produkt den innern Markt versorgt. Daß aber die Erdölindustrie noch eines höchst beträchtlichen Aufschwungs fähig ist, wird Niemand bezweifeln, der die bisherige unvollkommene Erforschung der Quellen und ihre Ausbeutung kennt. Bis jetzt läßt sich nicht behaupten, daß nur ein einziger der galizischen Oelgrundbesitzer sich die in Amerika gemachten Erfahrungen technisch und wissenschaftlich zu nutze gemacht hätte; eine eigentliche Bohrung auf Erdöl hat in Galizien noch nicht stattgefunden, obgleich die bei der jetzigen primitiven Schachtabteufung und Oelgewinnung erzielten Ergebnisse hoffnungverkündend auf eine größere Tiefe weisen. Brunnen von dem Reichthum der pennsylvanischen, wo z. B. die Herman Well in 24 Stunden 11,700 Zoll-Centner Naphtha abgab, wird man nach bisherigen Ermittlungen kaum in Galizien erwarten dürfen; aber daß Millionen Centner dort thatsächlich vorhanden sind, ist durch wissenschaftliche Autoritäten festgestellt, und es wird zunächst nur darauf ankommen, daß durch rationelle Bohrungen die bereits an der Erdoberfläche sich zeigenden, jedenfalls aber in der Tiefe in größeren Mengen zu vermuthenden Erdöladern getroffen und erschlossen werden.

Der Preis der Naphtha an der Quelle dürfte bis jetzt 6 bis 8 fl. öster. W. per wiener Centner betragen. Rectificirte erste Qualität kostet 18 bis 19 fl., müßte aber bei rationellerem Geschäftsbetrieb gewiß auf 15 bis 16 fl. herabgehen. Bei diesem Preis könnte galizisches Erdöl schon in Hamburg concurriren, denn die Fracht von Bochnia nach Hamburg — ab Bodenbach durch Elbekahn — beträgt $1\frac{1}{4}$ Thlr., wozu noch der Zoll im Zollverein von 20 Sgr. per Zoll-Centner kommt.

Die neue Grenze zwischen Jütland und Schleswig. Am 30. Oktober wurde zu Wien zwischen den deutschen Großmächten und dem Könige von Dänemark Frieden geschlossen, in Folge dessen auch die Nordgrenze des Herzogthums Schleswig geändert wurde. Die betreffenden Grenzregulirungen sind im Artikel 4 und 5 des Friedensinstrumentes enthalten und lauten folgendermaßen:

Art. 4. Die Abtretung des Herzogthums Schleswig begreift in sich alle zu diesem Herzogthum gehörigen Inseln, sowie das auf dem Festland gelegene Territorium. — Um die Abgrenzung zu vereinfachen und den Unzukömmlichkeiten ein Ende zu machen, welche aus der Lage der in schleswigischem Gebiet enclavirten jütländischen Gebietstheile entspringen, tritt Se. Majestät der König von Dänemark an Ihre Majestäten den Kaiser von Oesterreich und den König von Preußen jene jütländischen Besitzungen ab, welche im Süden der südlichen Grenzlinie des Distrikts Ribe gelegen sind, als: die jütländische Landesstrecke Mögeltondern, die Insel Amrom, die jütländischen Theile der Inseln Föhr, Sylt und Romoe 2c. Dagegen willigen Ihre Majestäten der Kaiser von Oesterreich und der König von Preußen ein, daß ein äquivalenter Theil von Schleswig, der außer der Insel Arroe solche Gebietstheile begreift, welche dazu dienen, den Zusammenhang des oben erwähnten Distrikts Ribe mit dem übrigen Jütland herzustellen, und die Grenzlinie zwischen Jütland und Schleswig auf der Seite von Kolding zu verbessern, vom Herzogthum Schleswig losgetrennt und dem Königreich Dänemark einverleibt werde. Art. 5. Die neue Grenze zwischen dem Königreich Dänemark und dem Herzogthum Schleswig soll von der Mitte der Mündung der Hejlsminder Bay über den Kleinen Belt ausgehen, diese Bay durchschneiden und der dermaligen südlichen Grenze der Kirchspiele Hejls, Bejstrup und Taps, und zwar letzterer bis zu dem im Süden von Gejlbjerg und Bränore befindlichen Wasserlaufe folgen, sodann diesem Wasserlaufe entlang, von dessen Einmündung in die Fovs-Aa ausgehend, längs der Südgrenze der Kirchspiele Oedis und Vandrup und längs der Westgrenze dieses letztern bis zur Königsau (Konge-Aa) im Norden von Holte gezogen werden. Von diesem Punkt an wird der Thalweg der Königsau (Konge-Aa) die Grenze bis zur östlichen Endlinie des Kirchspiels Hjortlund bilden. Von hier angefangen soll die Grenze dieser selben Endlinie und deren Verlängerung bis zu dem im Norden des Dorfes Obekjär vorspringenden Winkel und ferner der östlichen Grenze des Dorfes bis zur Gjels-Aa folgen. Von hier an sollen die östlichen Grenzen des Kirchspiels Seem und die südlichen Grenzen des Kirchspiels Seem, Ribe und Vester-Vedsted die neue Grenze bilden, welche in der Nordsee in gleicher Entfernung zwischen den Inseln Manoe und Roemoe fortzulaufen hat.

Eine Sprachenkarte Preußens. Für Oesterreich liegt bereits die große Sprachenkarte v. Czörnigs vor, und seit ihrem Erscheinen sind wieder eine Menge einzelner Karten erschienen, welche Detailangaben über die verwirrten ethnographischen Grenzen des polyglotten Kaiserstaates bringen. Für Preußen ist jetzt im Auftrage des königlichen statistischen Bureaus von Richard Böckh eine „Sprachenkarte vom preußischen Staat nach den Zählungsaufnahmen im Jahre 1861" herausgegeben worden. Sie enthält die Theile Preußens, in denen neben der deutschen noch eine andere Sprache geredet wird; also die Provinzen Preußen, Posen, Schlesien, die beiden Lausitzen, einen Theil Pommerns und den Regierungsbezirk Malmedy. Der Maßstab der Karte 1 : 600,000 gestattete selbst die einzelnen Ortschaften zu berücksichtigen, und bei der Abgrenzung der Farben konnten alle Wohnplätze von mindestens 25 Einwohnern berücksichtigt werden. Die Schraffirung der Farben zeigt uns das Verhältniß der deutschen Sprache zu den nichtdeutschen in den einzelnen Ortschaften an. Auch die Nebenländer Preußens sind noch berücksichtigt worden; so wurden die Wenden der sächsischen Oberlausitz, die slavischen Völkerschaften in den angrenzenden österreichischen Kronländern und in Polen, sowie die romanische Bevölkerung im Westen der Rheinprovinz mit angegeben. Ganz Preußen zählt nach der Aufnahme von 1861 18,222,848 Einwohner, und darunter Deutsche: 15,718,656; Litauer: 137,404; Polen: 2,214,888; Tschechen: 58,880; Wenden: 82,232; Wallonen: 10,788. Bei der litauischen Sprache sind 414 kurisch Redende eingeschlossen; die Kaschuben und Mazuren erscheinen mit unter den Polen; die wenigen Tschechen und Mähren wohnen im Kreise Leobschütz und in dem rechts von der Zinna gelegenen Theile des Kreises Ratibor.

Frankreichs Eisenbahnen. Ueber dieselben publicirt das französische Ministerium für Handel, Landwirthschaft und öffentliche Arbeiten einige interessante statistische Nachrichten. Im Ganzen waren im Jahre 1862 dem Publikum in Frankreich 57,209 Kilometer zur Benutzung übergeben, die 2,000,735,007 Frcs. oder pr. Kilometer 34,962 Frcs. einbrachten. Die Einnahmen pr. Kilometer in den übrigen Ländern Europa's waren, wie folgt:

Großbritannien und Irland . . .	40,417 Frcs.
Sachsen	37,152 „
Oesterreich	33,709 „
Preußen	30,945 „
Belgien	29,712 „
Würtemberg	27,068 „
Kleine deutsche Staaten	26,423 „
Rußland	26,045 „
Holland	26,008 „
Hannover	24,007 „
Italien	22,070 „
Baiern	21,737 „
Spanien	20,966 „
Dänemark	15,207 „
Portugal	9,801 „
Türkei	5,028 „
Schweden und Norwegen	4,383 „

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Von Baja bis Mehadia.

Reiseerinnerung von **A. Leist.**

Auf der Donau. — Schlachtfeld von Mohatsch. — Reisegesellschaft. — Der Franzenskanal. — Vukovar. — Sirmien. — Ilok. — Neusatz und Peterwardein. — Karlowitz. — Die Fruschka Gora. — Grenzergebiet. — Die Ufer der untern Donau. — Am eisernen Thor. — Golumbatsch. — Orsowa. — Die Skela. — Walachen. — Tschernathal. — Aquaeduct. — Die Herkulesbäder.

Es ist hier nicht jenes Baja gemeint, welches unweit Mehadia jenseits des Tschernaflusses in etwas nordöstlicher Richtung in der Walachei liegt. Auch nicht die in der Moldau liegende Stadt gleiches Namens, sondern die ungarische Stadt Baja an der Donau, oder vielmehr an dem Donauarme Schugawiza, welche in neuerer Zeit von den Diplomaten in die neuerrichtete serbische Wojwodschaft versetzt worden ist. Baja! lieblich tönt dein Name, und anmuthig

Aquaeduct zwischen Orsowa und Mehadia. (Originalzeichnung von F. Kanitz.)

und freundlich bist du, mir aber als Vaterstadt doppelt werth und mit all den schönen Erinnerungen meiner Jugend unvergeßlich! —

Doch nur flüchtig sollte ich diesmal meine Vaterstadt berühren, denn mein Reiseziel war das alte Mehadia mit seinen weltberühmten Herkulesbädern. Da der Wasserstand der Schugawiza sehr niedrig war, mußten sich die Passagiere zu der ziemlich entfernten „großen Donau" begeben, wo das Dampfschiff zur Aufnahme der Reisenden bereit lag. Dies war unfern der Stätte, wo noch vor 100 Jahren das Dorf Paudur lag, welches nach Crusins den berüchtigten Pandiren den Namen gegeben haben sollte, was aber nicht der Fall ist. Der ungarische Ethnograph Csaplovitsch, welcher das von der Donauüberschwemmung zerstörte Dorf nicht mehr vorfand, hat ebenfalls mit Unrecht sogar die einstige Existenz dieses Dorfes weggeläugnet und es ironisch in den Mond versetzt. Die Stätte, wo das Dorf lag, heißt noch heute „u Pandurnál".

Rasch trieben die Räder das Dampfschiff auf den Wogen der breiten Donau abwärts; links lag die unübersehbare Ebene der getreidereichen Batschka, während am hohen rechten Ufer Weinberge aufstiegen, die in sanften, fast gleichmäßigen Conturen dahin flossen. Im Hintergrunde dieser Anhöhen ragte der Kegelberg von Harsány empor, der, weithin sichtbar, in dieser Gegend wohl den äußersten hohen Punkt der Alpen-Ausläufer bildet. Bei der großen Donauinsel unfern Mohatsch fuhr das Dampfschiff in den rechten Donauarm, weil die mit Fünfkirchen durch eine Eisenbahn verbundene Stadt Mohatsch ein wichtiger Landungspunkt ist. Dies ist der Ort, wo 1526 am 29. August Soliman der Große die Ungarn unter Tomory schlug, deren König Ludwig II. auf der Flucht im Sumpfe Eselje das Leben verlor. Das ebene, aber von drei Seiten von Anhöhen rings umgebene Schlachtfeld war mir schon von früher her bekannt, und ich konnte wenigstens denjenigen Passagieren, die in später Stunde ihrem Wunsche, das verhängnißvolle Schlachtfeld zu besuchen, nicht mehr nachkommen konnten, einige Aufschlüsse und Schilderungen geben.

In der Gegend, wo die Ungarn die Niederlage erlitten haben, und wo der größte Theil der Gefallenen auch begraben liegt, steht gegenwärtig eine Kapelle, in welcher alljährlich am Jahrestage der Schlacht eine Gedächtnißfeier für die Gefallenen stattfindet und Predigten in magyarischer, raazischer und deutscher Sprache abgehalten werden. Die deutsche Predigt wird von den in Mohatsch ansässigen deutschen Handwerkern und von den in der Umgebung zahlreich wohnenden schwäbischen Colonisten besucht. Die an den Anhöhen gegen Süden und Westen weiterhin liegende schöne Ebene wird noch heute von den Bebauern Schatorische, d. h. die „Zeltstätte", genannt, weil die Türken dort ihre Zelte aufgeschlagen hatten. Der Sumpf Eselje ist ausgetrocknet und existirt bei den Bewohnern der Gegend auch dem Namen nach nicht mehr; nur eine grabenartige Vertiefung ist noch vorhanden, welche im Frühjahre das von den Bergen kommende Schneewasser in die Donau leitet. Den Ort, wo der junge König im Sumpfe gefunden worden ist, bezeichnet kein Denkmal. —

Von der großen, feuchten mohatscher Donauinsel stiegen am andern Morgen dichte Nebel auf und lagerten sich dergestalt über den Strom, daß man nur wenige Schritte weit sehen und der Kormányos am Ruder die Richtung des Schiffes nicht leiten konnte. Die Reisegesellschaft auf dem Verdeck harrte ungeduldig des Augenblicks, wo die Nebel verschwinden würden und die Fahrt wieder fortgesetzt werden könnte. Fast alle Völker der polyglotten Reiche Oesterreichs und der europäischen Türkei hatten hier ihre Vertreter und repräsentirten in den verschiedenen Fahrklassen alle Stände. Wie sehr oft, waren auch diesmal einige Engländer anwesend, welche, wie es schien, mit Lieblingsstudien beschäftigt, einen Ausflug nach dem Orient machten. Vorher wollten sie ebenfalls Mehadia besuchen, weil dort einige seltene Schlangen- und Vipernarten zu finden seien, wie dieselben uns mit Bestimmtheit versicherten. Jedenfalls schienen sie in dieser Beziehung in unserem Vaterlande besser unterrichtet zu sein, als wir, die anwesenden Ungarn. Noch mehr Interesse, als diese Naturforscher, erregten zwei Hadschi oder türkische Pilger, die sich sehr bescheiden verhielten und nur auf Befragen nothdürftige Antworten in serbischer Sprache ertheilten. Sie hatten die Moschee in Ofen besucht, welche, aus der Türkenzeit herstammend, außerhalb der Stadt isolirt auf einer Anhöhe steht und den Türken noch immer ein heiliger Walfahrtsort ist. Die beiden Hadschi bekannten, daß die weite Pilgerreise von einem wunderbaren Erfolge gekrönt worden sei, indem der jüngere Muselmann, um dessen willen die Pilgerschaft unternommen worden war, von seinem mehrjährigen Kopfleiden gänzlich genesen sei. Der Aufenthalt in gesunder Luft, die Reise und der Wechsel des Klimas waren in der That schon in mehreren solchen Fällen von erfolgreicher Wirkung, und die frommgläubige Zuversicht der Muselmänner in die ofner wunderthätige Moschee ist noch keineswegs erschüttert worden. —

Die Sonne siegte endlich über die Nebel, das Dampfschiff rauschte schnell weiter, und wir kamen bald zur Mündung des Franzenskanals, welcher bekanntlich zwischen Theiß-Földvar und Monostorszeg die Theiß mit der Donau verbindet und auf abgekürzter Wasserstraße aus dem Banate den Getreidetransport vermittelt. Es ist dies der größte Kanal in der österreichischen Monarchie, denn seine Tragfähigkeit beträgt 8000 Centner, die kein anderer Kanal Oesterreichs erreicht. Die Länge dieses Kanals beträgt 14½ Meilen, die Breite 60 Fuß, und es können zwei Getreideschiffe ganz gut an einander vorbeifahren. Die Verschiffung beläuft sich auf drei Millionen Centner, größtentheils Getreide. Der ungarische Ingenieur Kis, welcher den Kanal gebaut, liegt an demselben begraben. Dieses Riesenwerk durchschneidet eine der gesegnetsten Gegenden Ungarns, die berühmte Batschka, und zu seinen beiden Seiten liegen große, schöne Dörfer, deren reiche Bewohner großentheils aus Baden, Würtemberg und dem Elsaß eingewanderte Deutsche sind.

Die Donau hatte bisher mit ihren verschiedenen Krümmungen einen südlichen Lauf; dort aber, wo sie das bedeutende Wasser der Dran aufnimmt, wendet sie sich allmälig südöstlich, indem die rechts sich erhebende slavonische Hügellandschaft ihr diese Richtung gibt. Die Gebirgszüge von Fünfkirchen, die große slavonische Gebirgskette mit der hohen Kuppe Kermdie, deren kolossaler türkischer Thurm in der Ferne wie ein Schornstein aussieht, werden nun durch das hohe Land unseren Blicken entzogen, und nur links schweift der Blick in die endlose ungarische Ebene, die dem vaterländischen Dichter Petöfi ein Sinnbild der Unsterblichkeit ist. Nicht sehr kultivirt sind diese ungarischen Niederungen, denn die häufigen Ueberschwemmungen wirken hier verwüstend, und manche Dörfer mußten weiter hinauf verlegt werden. Große Strecken sind mit Rohr bewachsen, nur von zahllosen Sumpf- und Schwimmvögeln bewohnt, zu welchen sich nicht selten der schöne Purpurreiher (Ardea purpurea) gesellt. Rechts thront auf einer steilen Kuppe die alte Burg Erdud, welche das Stammschloß der berühmten Familie Erdödi ist, und auf deren Geländen ein herrlicher Wein wächst. Ohne daß sich der Charakter der beiden Ufer verändert, erreichen wir Vukowar, wo die Vuka in die Donau mündet. Der schöngebaute Stadttheil Neu-Vukowar wird von zahlreichen

Deutschen bewohnt, die meist vom Handwerke leben. An der Stelle, wo das Dampfschiff Halt machte, war das Ufer steil und hoch, ein schiefer Weg führte an den Uferabhängen hinauf auf den freien Ramm vor dem katholischen Kloster, wo man eine weite Aussicht in die ungarische Niederung genießt. Das orientalische Kloster Boggán erblickt man in der dorfarmen Gegend. Auch Vukowár ist von Weinbergen umgeben, während das erste Weinland der Welt, das gegenüberliegende Ungarland, in dieser wenig Abwechslung bietenden Gegend gar keine Weingärten besitzt; natürlich, denn es sind hier nicht einmal niedere, wellenförmige Anhöhen vorhanden. Wer nur von diesem Punkte aus Ungarn sieht, darf kein voreiliges Urtheil über dieses sonst so schöne Land fällen, denn es gleicht hier so ziemlich der einförmigen von Röhricht und Weidengestrüpp bewachsenen bosnischen Niederung an der Save bei Brod, nur mit dem Unterschiede, daß die bosnische Gegend wenigstens im Hintergrunde mit dem hohen, dunklen Gebirge einen erhebenden Anblick gewährt.

Auch von Vukowar abwärts ist es nur das hohe slavonische Ufer, welches unser Auge mit einigen anmuthig zwischen Weinbergen gelegenen Dörfern vorzugsweise fesselt. Die Bevölkerung ist rechts und links vorherrschend serbisch; einige Dörfer sind auch von Deutschen bewohnt, und nur die hie und da auftauchenden ungarischen Namen der Ortschaften erinnern an die Thatsache, daß diese Gegend vor dem Einbruche der Türken von Magyaren bewohnt wurde. In diesem zwischen der Donau und der Save liegenden üppigen Landstrich, welcher unter dem Namen Sirmien bekannt ist, sind überall die Spuren der Römerherrschaft zu erblicken, und es gelang mir bei einem frühern Aufenthalte in dieser Gegend, zahlreiche römische Münzen zu sammeln. Nichts beweist mehr den Sinn der Römer für Naturschönheiten, als die Wahl ihrer Niederlassungen, welche gewöhnlich die reizendsten, meist an Gewässern liegenden Punkte einnahmen. Wo man hier im ehemaligen Pannonia inter amnes nur immer von der Schönheit einer Gegend ergriffen wird, kann man versichert sein, daß daselbst die Römer ihre mit Geschmack gewählten Wohnsitze gehabt haben. So kam es, daß dieser Landstrich mit der Hauptstadt Sirmium unter den Römern ein blühendes, städtereiches Kulturland war, welches, später von den Barbaren und Türken verwüstet, auch heute noch kein Schatten seiner frühern Herrlichkeit ist. Die rauhen, westlichen Gebirgsgegenden Slavoniens dagegen haben die Römer meist vermieden, und nur da, wo Quellen vorgefunden wurden, zeigten sie ihren Sinn auch für wildromantische Naturscenen.

Wir erreichten Scharengrad, wo die alte, halbverfallene Burg von dem steilen Bergkegel elegisch in die Donau niederschaut; einst der Sitz stolzer Ritter, horsten in ihrem Gemäuer nur Falken und Eulen. Das unten in der Thalmündung liegende Dorf ist seines köstlichen Wassers wegen bekannt. Auch Neschtin liegt anmuthig zwischen Weinhügeln am rechten Ufer; aber einen überraschendern Anblick gewährt die alte Bergfestung Ilok, ungarisch Ujlak, welche auf dem Berggrat des hochaufsteigenden rechten Ufers liegt. Auf dem äußersten Vorsprunge des Berges liegt malerisch ein Kloster mit einem Rondel, welches durch seine Kühnheit imponirt. Die alte gothische Kirche, mit Ausnahme des Thurmes, welcher neuerer Schöpfung ist, ist noch gut erhalten und besitzt einige Merkwürdigkeiten. Der berühmte Mönch Johann von Kapistran, welcher bald nach der siegreichen belgrader Schlacht 1456 am 23. Oktober starb, wurde hier begraben, und man zeigt die kleine Zelle, wo der Heilige verschied und vorher von Johann Hunyady in der Krankheit besucht wurde. Ein schlechtes Wandgemälde in der erwähnten Zelle stellt diesen Besuch dar. Unter Laurentius Ujlaki, Herzog von Sirmien, war Ilok oder Ujlak in seiner schönsten Blüthe, wurde aber von den Truppen des ungarischen Königs Wladislaus II., gegen welchen Ujlaki rebellirte, belagert und eingenommen. Der letzte König von Bosnien, Stephanus, welcher ebenfalls aus dem Geschlechte der Ujlaki war, liegt in der iloker Kirche begraben, und es sind in Marmor ausgehauene Hautreliefs mit lateinischen Inschriften über der Ruhestätte angebracht. Die Mauern der Festung sind zum Theil noch gut erhalten und gewähren einen interessanten Anblick. Die Türken vom Heere Solimans des Großen haben in dieser paradiesischen Gegend furchtbar gehaust und viele Bewohner auf die grausamste Weise getödtet, wie dies im Necrologium des iloker Klosters ausführlicher gesagt wird. Ilok, welches ein fürstlich Odescalchi'sches Gut ist, erzeugt einen vortrefflichen rothen Wein, voll Geist und Feuer, der aber im Auslande noch weniger als der benachbarte Karlowitzer bekannt ist. Bekanntlich hat ja Kaiser Probus, welcher ein geborner Sirmier war, in dieser Gegend die ersten Reben gepflanzt. Man hat in Ilok die Ueberreste eines Dianentempels gefunden, was für die Bedeutung des Ortes unter den Römern spricht.

Endlich gewinnt auch das linke ungarische Ufer an Bedeutung, denn schöne und bevölkerte Dörfer und Flecken dehnen sich nach der Länge am Ufer aus, welches fast mit der Oberfläche des Wassers verschwindet, so breit ist hier der Strom. Die Marktflecken Palanka und Futak präsentiren sich hinter einander mit ihren weithin sichtbaren schönen Kirchen und Thürmen; vor allen anderen Ortschaften aber imponirt endlich auf dieser Seite die bedeutende Stadt Neusatz, Novisad, eine der schönsten Städte des südlichen Ungarns und einer der Hauptsitze serbischer Intelligenz und Betriebsamkeit. Ein großes Gemisch von Sprachen hört man in den Straßen dieser jungen Handelsstadt, und sieben verschiedene Religionsgemeinden haben hier ihre Gotteshäuser.

Wenn man das rechte Ufer mit den weißschimmernden Kalkbergen bei Tscherewitj passirt hat, so erblickt man bald die hohe Bergfestung Peterwardein, das österreichische Gibraltar, welches sich Neusatz gegenüber auf einem schroffen Vorsprung der Fruschka Gora präsentirt. Peterwardein und Neusatz, welche mit einer Schiffbrücke verbunden sind, haben bezüglich ihrer Lage und Stellung viel Aehnlichkeit mit Ofen und Pesth. Diese berühmte Festung soll aus drei Hauptwerken bestehen und viele unterirdische Gänge und Minen haben. Bekanntlich siegte hier Prinz Eugen im Jahre 1716 über die Türken. Auch diese schöne, dominirende Lage benutzten die Römer und bauten hieher die Stadt Bononia.

Nicht weit von Peterwardein liegt gleichfalls an der Donau die berühmte Stadt Karlowitz, wo im Jahre 1699 zwischen Türken und Oesterreichern der für die Türken nachtheilige karlowitzer Frieden geschlossen worden ist. Da unser Dampfschiff bei dieser Station übernachtete, hatten wir Abends noch Muße, einige Merkwürdigkeiten dieser schöngelegenen, durch Kirchen und Gebäude sich auszeichnenden Stadt in Augenschein zu nehmen. Karlowitz ist das Rom der österreichischen Serben; es zeichnet sich durch mehrere schöne Kirchen der orientalischen Christen aus und ist der Sitz ihres Erzbischofs und Metropoliten, unter dem alle anderen Bischöfe der österreichischen Serben stehen. Berühmt ist auch Karlowitz durch seinen vortrefflichen Ausbruch, welcher unter den ungarischen Weinen die dritte Stelle einnimmt, denn er folgt nach dem tokayer und méneseher Ausbruch. Mit Serbien und der europäischen Türkei treibt Karlowitz einen wichtigen Handel, welcher sich jedenfalls noch bedeutend heben wird, wenn die projektirte Eisenbahn von Semlin

nach Agram mit den Zweigbahnen nach Essek und Brod ins Leben treten wird.

Bei Titel mündet das gelbliche Wasser der bedeutenden, sehr fischreichen Theiß in die Donau. Der Fischreichthum der Theiß ist sprüchwörtlich, denn man sagt, daß sie mehr Fische als Wasser habe, und es ist Thatsache, daß man in den Theißgegenden die Schweine oft mit Fischen füttert.

fiel. Das berühmte Gebirge der Fruschka Gora fällt hier gegen die Donau ab. An den Abhängen dieses gut kultivirten, eine Million Eimer Wein und eine ungeheure Menge Pflaumen erzeugenden Gebirges liegen 13 serbische Klöster, deren Bewohner viel zur Kultivirung der Gegend beigetragen haben. Auch die minder kultivirten serbischen Berge zeigen sich unserm Auge mit einigen hervorragenden, schön-

Walachische Typen aus dem Banat. (Originalzeichnung von F. Kanitz.)

Rechts erreicht man das alte Slankamen, so genannt von dem slavischen Fürsten Slan, welcher von den Ungarn in die Flucht geschlagen worden ist, und heißt also Slanstein, und nicht Salzstein, wie einige Geographen ganz irrig behaupten; es heißt auch das Salz im Südslavischen „Sol“ und nicht Slan. Hier siegten die Oesterreicher im Jahre 1691 über die Türken unter dem muthigen Köprili, welcher auch hier

geformten Kuppen, denn der Stromlauf hat eine südliche Wendung genommen. Interessant und historisch merkwürdig ist hier das Land nach allen Richtungen hin. Hier war Acimincum, Taurunum und Sirmium, der Hauptwaffenplatz der Römer gegen die Dacier und Geten. Römische Steinbrüche, in welchen mehr als 600 Steinarbeiter und Künstler unter den Augen des Kaisers Diocletianus plastische

Kunstwerke aller Art verfertigten und am „mons pinguis“ einen dem Sonnengott geweihten Tempel errichteten, sind hier in der Nähe. —

Wir erreichen Semlin, welches den Mittelpunkt des Handels zwischen Oesterreich und der Türkei bildet, und wo wir auf den Straßen schon viele orientalische Gestalten erblicken. Mitten unter der serbischen Hauptbevölkerung finden wir hier zahlreiche Deutsche, welche meist dem Handwerkerstande ergeben sind. Am nordöstlichen Ende von Semlin in der Nähe der Donau erblickt man die Ruinen des Schlosses von Johann Hunyadi, welcher einst hier seine Heldenlaufbahn beschlossen hat. Ueberraschend ist der Anblick der rechts auf dem dunklen Felsberge liegenden Festung Belgrad mit ihren Minarets und großen Gemäuern. Die Save, welche hier mündet, ist der dritte bedeutende Fluß, welchen die Donau während unserer Fahrt aufgenommen hat.

Walachische Typen aus dem Banat. (Originalzeichnung von F. Kanitz.)

Fünf Stunden unterhalb Belgrad ist Grozka, bekannt in der Geschichte durch die blutige Niederlage, welche die Kaiserlichen hier erlitten haben. Die Schönheit des Donaustromes fesselt fortwärend das Auge; das Gebiet des deutschbanater Grenzregiments mit den Tschardaken der Grenzer erblicken wir links. Die Tschardaken sind hölzerne Wachthäuser, welche in gewissen, bald größeren, bald geringeren Entfernungen von einander in der Art aufgestellt sind, daß der Posten eines jeden Wachthauses seine beiden nächsten Nachbaren hören und beobachten und daher im Nothfalle auch unterstützen kann. Da die Tschardake auf hohen Eichenpfählen ruht, gelangt man mittelst einer Leiter in dieselbe, welche der wachthabende Grenzer zu seiner Sicherheit hinaufzieht. Die Grenzwache läßt keinen Menschen aus den türkischen Provinzen an den Punkten herüber, wo keine Kontumazanstalt besteht. Die Dauer des Aufenthaltes in der Kontumazanstalt wird je nach der Gefährlichkeit auf längere oder kürzere Zeit bemessen. Bekanntlich sind diese Vorsichtsmaßregeln wegen der Pest getroffen worden. In Pantschowa, welches der Hauptort des deutsch-banater Regiments ist, befindet sich eine solche Kontumazanstalt.

Sehr deutlich ist auf der schnellen Fahrt wahrzunehmen, wie die Kultur allmälig zurücktritt, und wie die Donauufer immer vernachlässigter und wilder werden. Noch immer ragt rechts der serbische Awala empor, während links die große, sandige Ebene von Weißkirchen sich zeigt, mit dem steilen banater Gebirge im Hintergrunde.

Nach einer Strombiegung überraschen uns die Mauern und Thürme der Festung Semendria (Smederewo). Die Feste besteht aus 21 hohen, eckigen Thürmen, welche durch niedrige Mauern mit einander in Gestalt eines Dreiecks verbunden sind. Der eigenthümliche, imposante Bau der Festung, sowie die reizende Lage derselben in einem von Bergen gebildeten Amphitheater machen diesen Ort zu einem der anziehendsten Donauansichten.

Während sich bisher das Dampfschiff meist in der Nähe des an interessanten Abwechselungen reichen rechten Donauufers hielt, nahm nun das Schiff, welches von Baja bis Semlin zwei Drittel seiner Passagiere verloren hatte, die Richtung seiner Fahrt der ungarischen Militärgrenze entlang, wo wir die Tschardaken und die Wachtposten in ihrer bäuerlichen Tracht sehen und auch ihr Rufen hören konnten. In der weiten banatischen Niederung, die einst ein großer Binnensee gewesen ist, erblicken wir sonst keine beachtenswerthen Gegenstände, und es sind in der Nähe des Stromes nur hie und da ärmliche Dörfer. Höchst interessant aber ist in östlicher Entfernung der schon wahrnehmbare Einschnitt, welchen der Durchbruch der Donau durch das banater und serbische Gebirge bildet. Früher mündete die Donau in den erwähnten Binnensee, und es gehörten Jahrtausende dazu, bis der überfluthende See endlich in allmäligem Ringen den ungeheuren Durchbruch in seiner gegenwärtigen Gestaltung gebildet hat.

Bei Uj-Palanka wird die Gegend auch auf der ungarischen Seite gebirgig, doch ist der Charakter der Ufer noch sanft; nur in der Ferne zeigen sich die siebenbürger Karpathen. Dem Fort Palanka gegenüber liegt das verfallene Fort Rama mit dem serbischen Städtchen gleiches Namens. Beide auf schroffen Vorbergen liegende Forts werden als die Thorwächter des berühmten und höchst interessanten Engpasses bezeichnet, durch welchen sich die Donau mit ihren Katarakten, Felsenriffen, Wirbeln und Brandungen, und den wunderbaren Steingebilden, welchen die Phantasie der Menschen auch phantastische Namen gegeben hat, fast bis zu den Trümmern der trajanischen Brücke durcharbeiten muß. Allein nicht nur natürliche, sondern auch politische Hindernisse hat dieser gewaltige Strom, der dem deutschen Handelseinfluß unterworfen, Vermittler des Handels und Träger der Civilisation sein soll, zu überwinden, so daß die Donau noch lange nicht zu jener Bedeutung gelangt ist, zu welcher dieselbe als Pulsader für diese südöstlichen von Felswänden durchzogenen Länder Europa's berufen ist. Was die natürlichen Hindernisse des noch unlängst besonders stromaufwärts gefährlichen eisernen Thores anlangt, so kann seit den großen Felsensprengungen, welche von österreichischen Ingenieuren bei niedrigem Wasserstande der Jahre 1847, 1848 und später vollführt worden sind, dasselbe bei günstigem Wasserstande von den Dampfschiffen ohne Gefahr passirt werden. Vor diesen Sprengungen wurde die Donau nur bis Drenkowa mit Dampfschiffen befahren, wo dann umgeladen und die Fahrt auf ungarischen Ruderschiffen mit meist kräftigen dalmatischen Fährleuten bis Gladowa fortgesetzt werden mußte. Bei ganz niedrigem Wasserstande kann aber diese Donauenge, die auch unter dem Namen Klissura bekannt ist, wegen der emporstehenden Felsenriffe auch jetzt noch nicht von Dampfschiffen passirt werden. Auch die politischen Hindernisse hat die Donau zum Theil überwunden, denn nachdem die Reinigungsarbeiten der Sulina-Mündung unter Leitung des englischen Ingenieurs Hartley vollendet worden sind, ist der St. Georgskanal (Kedrilef Bogasi) von demselben Ingenieur in Angriff genommen worden, und es werden zur erwünschten Abkürzung des Kanallauses Durchstiche gemacht. Die Kosten der Instandsetzung des St. Georgskanals werden auf 10 Millionen Piaster berechnet. Aus dem Schwarzen Meere laufen auch zahlreiche Seeschiffe durch die Sulina-Mündung ein, kommen aber selten über Rustschuk hinauf. Da diese Schiffe mit Segeln fahren, müssen sie natürlich bei widrigem Winde pausiren, während die ungarischen Donauschiffe stromaufwärts von Menschen oder Pferden gezogen werden.

Von Uj-Palanka bis Orsowa geht eine vortreffliche Straße, deren kühner Bau mit den höchst schwierigen Felsensprengungen am schroffen Ufer und mit den zahlreichen über Felsenriffe und Klüfte führenden Brücken große Kosten und Arbeitskräfte erforderte. Dem hochsinnigen Patrioten Stephan Széchényi, der auch die ersten Sprengungen am eisernen Thore begonnen hat, ist auch dieses Kunstwerk zu verdanken, welches jenen Schöpfungen angereiht werden kann, die wir in Oesterreich am Semmering, am Franzenskanal, an der pesther Kettenbrücke ꝛc. bewundern. Bei außerordentlichen Ereignissen, nämlich bei sehr niedrigem Wasserstande, bei Eisstopfungen und wenn im Winter die Donau wochenlang zugefroren ist, wird nun der Verkehr und der Waarentransport auf der Axe durch diese Kunststraße vermittelt. —

Getrost und guten Muthes fuhren wir mit unserm Dampfer in das großartige Felsenthor, welches eigentlich erst bei Golumbatsch beginnt, ein. Die Thatsache, daß in der Klissura schon seit längerer Zeit keine derartigen Unglücksfälle vorgekommen sind, welche der Gefährlichkeit dieser, vor den erfolgten Sprengungen so gefährdeten Wasserstraße hätten zugeschrieben werden müssen, hatte selbst unseren wenigen Damen Muth eingeflößt, obgleich die Schilderungen einiger ältlichen, walachischen Bojaren, welche die Fahrt wohl schon zwanzigmal und auch in den verhängnißvollen dreißiger Jahren gemacht hatten, eher niederschlagend, als erhebend waren. Doch auch diese Reden verstummten bald, denn die Großartigkeit der Gegend, welche Staunen und Bewunderung erregte, bildete den einzigen Gegenstand des begeisterten Gesprächs. Die golumbatscher Ruinen, aus neun durch Mauern mit einander verbundenen Thürmen bestehend, gehören zu den schönsten Donauansichten

und gewähren selbst in dieser erhabenen Landschaft einen imposanten Anblick. Noch ist die Donau ziemlich breit und schwimmt ruhig und majestätisch zwischen den steil sich erhebenden Felswänden dahin. Mitten im Wasserspiegel erhebt sich jetzt ein zackiger Felskegel, den ominösen Namen „das böse Weib", „Babagaj", aber auch den minder erschreckenden „Zuckerhut" führend.

Etwa eine halbe Stunde unterhalb Golumbatsch sind die berüchtigten Mückenhöhlen, vom Wasser der Donau ausgespülte Felslöcher, in welchen die golumbatscher Mücken oder Fliegen entstehen und sich im Hochsommer oft in großen Schwärmen in der Umgegend und bis Mehadia hin verbreiten, einzelne Rinder befallen und tödten. Menschenleer ist diese ungeheure, von Schluchten und wilden Thälern durchbrochene Kluft, nur von österreichischen Wachtposten bewohnt. Tschardaken gibt es hier nicht und die Mannschaften kampiren in Höhlen und Hütten, welche entweder am Ufer, oder wo dies nicht zulässig, am Rande des Felsens angebracht sind, und führen in dieser kalten und sterilen Gegend ein armseliges Leben. Wohl entzückt mich noch heute die Erinnerung an jene Wunder der Allmacht; aber das Verlangen, in jenen Schluchten für immer zu leben, trage ich nicht! — Dann und wann erblickt man wohl auch Fischerhütten an den Stellen, wo die Felsen zugänglich sind. Der Hausenfang, der auf der untern Donau bis Földwar hinauf betrieben wird, soll auch hier ergiebig sein. Bekanntlich kommen diese Fische aus dem Schwarzen Meere. Zwischen Passau und Orsowa hat ein Ichthyolog 77 Fischarten gezählt.

Kaum hat man den einst sehr gefährlichen Katarakt „Izlas" passirt, so hört man auch bald das Rauschen der mit dem Felsenriff kämpfenden Fluthen der Donau. Unser Dampfschiff passirte die linke Seite des Stromes, wo die Felsenspitzen durch Sprengungen beseitigt oder doch vermindert worden sind. Diese Felsengruppe ist unter dem türkischen Namen Tachtalia bekannt. Weißaufschäumende Wellen bezeichnen die Stelle, wo die Stromschnelle in Wirbeln und Brandungen mit Ungestüm sich durch die querliegenden Klippen rauschend durchwindet. Tiefergreifend ist das Schauspiel, welches hier der Kampf und die Wuth des Elements gewährt. Und diese Klippen, über die jetzt der Strom schäumend dahin rauscht, oder jene hervorragenden Felsenspitzen, an welchen sich die wildtosenden Wogen brechen, waren sie nicht vor Jahrtausenden riesige Bergkolosse, die nur allmälig der niemals ruhende Binnensee durchspülte, und in abermal Jahrtausenden wird auch von diesen Klippen kein Steinchen übrig und der Lauf des siegreichen Stromes frei sein!

Hier ist die Stromstrecke wohl am engsten, und obwohl in dieser Enge die Donau das Wasser der 100 Flüsse und unzähligen Bäche ihres mächtigen Gebietes vereint hat, so ist doch der Wasserstand derselben manchmal in den heißen Sommermonaten so niedrig, daß auch an den Stellen, wo die Sprengungen erfolgt sind, die Klippen so sehr emporragen, daß die Dampfschiffe ohne Gefahr nicht fahren können, die Beförderung der Waaren auf trocknem Wege und die Fahrt auf dem Wasser nur mit Kähnen erfolgen kann. Allerdings ist dann auch das Strömen und Stürzen des Wassers ein viel geringeres.

Auf einer zwischen der Donau und der serbischen Felswand liegenden Ebene ist ein alter Friedhof, wo noch die Steine und Kreuze zu sehen sind, welche die Ruhestätte der einst hier Verunglückten bezeichnen. Das letzte große Unglück ereignete sich am 14. Mai des Jahres 1839, wo der größte Theil der aus Konstantinopel kommenden Dampfschiffreisenden hier in den tobenden Wellen ihren Tod fanden. Sie hatten bei Gladowa ihr Dampfschiff verlassen und machten die Fahrt auf einem großen Kahne, welcher, an einer Klippe anstoßend, mit seiner Last umschlug. Unter den 20 Verunglückten befand sich der österreichische Consul aus Saloniki, dessen Tod in seinem Heimathlande Oesterreich so große Sensation erregte. Dieser Unglücksfall hatte zur Folge, daß die österreichische Regierung das Projekt der Sprengungen wieder aufnahm und später bei begünstigendem Wasserstande auch zur Ausführung brachte.

Unterhalb dieses obern eisernen Thores gelangt man in eine weniger wilde Gegend, wo der Strom ruhiger, aber ziemlich schnell dahin fließt. Natürlich hat hier die Donau das größte Gefälle zwischen Preßburg und ihrer Mündung, was aber im Vergleich zum Gefälle anderer Ströme doch nicht bedeutend ist, da auf der untern Donau durchschnittlich nur zwei Fuß auf die Meile kommen. Die größte Tiefe aber erreicht die Donau etwa eine halbe Meile unterhalb Tachtalia, wo sie abermals in eine Felsenge eintritt und eine Tiefe von 150 Fuß haben soll. Die Breite, welche bei Semlin 3000 Fuß beträgt, soll sich hier nur auf 400 Fuß belaufen, und der zwischen hohen Felsen eingeengte Strom scheint auch wirklich nicht breiter zu sein. Auch durch dieses eiserne Thor schießt der Strom besonders bei hohem Wasserstande mit reißender Gewalt. Die Benennung eisernes Thor ist von dem türkischen Demir-Kapi übertragen, und man bezeichnet in diesen Gegenden nicht allein die Stromengen, sondern auch schmale Gebirgspässe mit diesem Namen. Daher gibt es in der Türkei viele Demir-Kapi und auch die Ungarn kennen einige Vas-Kapu. — Sobald das Schiff das eiserne Thor zurück ließ, wurde die Donau allmälig breiter, und in dieser Stromweitung erblickt man die Insel Poretsch mit dem Städtchen gleiches Namens in reizender Lage, denn nur in geringer Entfernung umschließen diese Insel amphitheatralisch die hohen serbischen Berge. Seeartig wird nun die im Hintergrunde von Bergen geschlossene Stromweitung. Unterhalb dieser Insel mündet die Poretsch in die Donau, und an der rechten Seite des Ausflusses liegen die Trümmer der alten Burg Poretsch.

Doch nicht sehr lange dauerte die Stromweitung, denn schon nach kurzer Fahrt erblicken wir abermals ein von senkrecht aufsteigenden Felsen gebildetes Thor in einer eben so malerischen, als großartigen Gegend. Wir fahren in den engen „Kessel" ein, der von den Türken „Kasan" genannt wird und sich ungemein in die Länge zieht. Auch in dieser Enge hat die Donau eine sehr bedeutende Tiefe, die aber sehr abweichend angegeben wird. Auch bei niedrigem Wasserstande ragen hier nur wenige Felsspitzen aus dem Wasser hervor, und die bei hohem Wasserstande verborgenen Klippen sind den Schiffern, Fährleuten und Lootsen sehr wohl bekannt. —

Wir traten aus dem „Kasan" in ein breites, von allen Seiten ziemlich offenes Thal ein, welches uns im Abendsonnenglanze so entzückte, daß ein Ungar zu dem Ausrufe: „O möchte doch Orsowa noch hundert Meilen entfernt liegen," hingerissen wurde. Allein wir landeten sehr bald in Alt-Orsowa (Orschowa) und sagten den Weiterreisenden für immer Lebewohl. —

Wir haben schon oben auf die Bedeutung der durch die Felsen gehauenen neuen Kunststraße, welche Orsowa der Klissura entlang mit dem offenen Banate verbindet, hingewiesen; es darf daher auch nicht unerwähnt bleiben, daß auf dem rechten Donauufer auch schon die Römer unter den schwierigsten Verhältnissen und ohne Benutzung der heute von uns gekannten Kräfte durch und über die Felsen eine Straße gebaut haben, deren Spuren an vielen Stellen auch heute noch sichtbar sind. Eine Inschrift, welche unweit Orsowa,

Ogradina gegenüber, in einen Felsen eingemeißelt die Felsenarbeit der römischen Legionen verewigte, ist mit Ausnahme des untern unleserlich gewordenen Theiles noch ziemlich erhalten. Es ist aber in neuester Zeit auf höhere Veranlassung von österreichischen Ingenieuren mit großer Sorgfalt und Genauigkeit diese Inschrift abermals aufgenommen worden, und es hat sich hierbei der für die Wissenschaft glückliche Umstand herausgestellt, daß einzelne bisher nicht gekannte Buchstaben der untern Seite zum Vorschein kamen, andere Buchstaben aber mit den bisher aus Büchern gekannten nicht genau übereinstimmten. Gestützt auf diese Anhaltspunkte hat Herr von Arneth in Wien auch das Fehlende der Inschrift ergänzt. Die bisher bekannte Inschrift lautete:

IMP. CAESAR. DIVI. NERVAE. F.
NERVA TRAIANUS. AUG. GERM.
PONTIF. MAXIMUS. I. P.
PATER. PATRIAE. COS. P. P.
MONTI. D . . . . . BU
S . . . . ATI

Die beiden letzten Wörter hat v. Arneth ergänzt und eine neue Reihe hinzugefügt, wie folgt:

MONTI. ANFRACTIBUS
SUPERATIS VIAM
PATEFECIT.

Da wir leider diese Wörter nur aus dem Gedächtnisse wiedergeben, sind uns etwaige andere Verbesserungen v. Arneths nicht mehr erinnerlich.

Wie in allen slavonischen und ungarischen Städten an der türkischen Grenze ist auch in Orsowa eine Skela, das heißt ein Marktplatz, wo von den Oesterreichern Kauf- und Handelsgeschäfte mit den benachbarten Türken (so werden hier auch die Serben und Walachen genannt) abgeschlossen werden können, ohne daß Erstere nöthig haben, sich der zeit- und geldraubenden Contumaz zu unterwerfen. Es ist nämlich dieser Markt der Länge nach durch zwei Geländer dergestalt in zwei Theile getheilt, daß sich die Geschäftsleute, welche an den beiderseitigen Geländern einander gegenüber stehen, zwar gegenseitig besprechen, aber keineswegs sich berühren oder mit dem Kunstausdrucke: „sich vermischen" können. Zur größern Vorsicht ist der Standort der Türken ganz vergittert, und es haben Schildwachen und Reinigungsdiener ausschließlich darauf zu achten, daß keine Berührung stattfindet. Ein solcher umzäunter Marktplatz, in welchem gewöhnlich ein großer Holzschuppen steht, in welchem die Beamten fungiren, wird auch Rastell genannt. Das Wort Skela ist aus dem türkischen Eskeles entlehnt und bedeutet einen großen Kahn, wie solcher zu Stromüberfuhren gebraucht wird und im weitern Sinne die Ueberfuhre selbst. Da nun bei jedem Rastelle auch Ueberfuhren sind, so wird das Ganze auch mit dem Namen Skela bezeichnet. Die Deutschen in Ungarn nennen ein solches Fahrzeug eine Zille, was nichts anderes als eine Skela ist.

Da am folgenden Morgen Skela- oder Markttag war, verfügte ich mich zum Rastell, nicht etwa, um die schon oft gesehenen Manipulationen der Rastellbeamten mit Geld und Waaren zu sehen, als vielmehr das interessante Treiben der Völker zu beobachten und einige ethnographische Studien zu machen. Der Markt bot mir hierzu reichliche Gelegenheit, denn während auf der türkischen Seite Serben, Rumänen aus dem Fürstenthume, Türken, Zinzaren, Griechen, Juden und Zigeuner in ihren mannigfaltigen, meist malerischen Trachten sich zeigten und eine sehr lärmende Conversation unterhielten, waren auf unserer Seite walachische Landleute beiderlei Geschlechts nicht nur aus der banater Militärgrenze, wo wir uns befanden, sondern auch aus dem sogenannten Provinzial- oder temeser Banat in zahlreichen Individuen vertreten. Was die Typen dieser walachischen Landleute anbelangt, so bestätigt sich auch hier der Ausspruch, welchen der geistreiche Maler Daniel Leßmann über die Russen gefällt hat und der fast überall bei den halbkultivirten orientalischen Völkern seine Anwendung findet: „Sie haben alle gleiche Gesichtszüge, und es gleicht Einer dem Andern." Der geistige Ausdruck des Gesichts fehlt hier, denn die Verschiedenartigkeit der geistigen Thätigkeit, welche bei civilisirten Völkern die Mannigfaltigkeit der Typen bedingt, ist hier nicht vorhanden. Einförmig, wie die Thätigkeit der Seele dieser Menschen ist, spiegelt sich dieselbe auch in den Gesichtszügen ab. Der edle Gesichtstypus der Römer ist bei den Walachen, die sich stolz Rumäni und Nachkommen der großen Römer nennen, nicht mehr vorhanden, denn sie haben sich mit Daken, Geten und Sarmaten vermischt. Einst ein Kulturvolk in diesen Gegenden, aber meist nur sporadisch unter barbarischen Völkern vertheilt, haben die Rumänen im Verkehr und gemeinsamen Zusammenleben auch die Sprache dieser Völker erlernt und im Verlaufe der Zeit fremde Elemente in ihre römische Sprache aufgenommen. Hat doch Ovidius selbst im Exil die Sprachen der damaligen Donauvölker sich angeeignet, denn er sagt:

„Iam didici getice sarmaticeque loqui."

Und doch war er sonst auf diese Völker nicht gut zu sprechen, wie dies sein Ausspruch: „Nulla est truculentior gens Getis" hinlänglich beweist. Als im sechsten Jahrhundert die Gepiden die römischen Legionen zurückschlugen und die festen Plätze zerstörten, verbreiteten sich die römischen Colonisten, welche bisher meist nur die Städte bewohnten, nach allen Gegenden hin und schlugen ihre Wohnsitze auf. Ihre Sprache, obgleich zur lateinischen Pöbelsprache herabgesunken, war immerhin noch die Sprache der Bildung und behauptete sich als solche siegreich gegen die barbarischen Anwandlungen. Die Avaren, Magyaren und Slaven kamen, und von der römischen Herrlichkeit ist ein entartetes Volk zurückgeblieben, welches bis zur Gegenwart nur wenige historische Lichtblicke gezählt hat.

Das Gebiet, welches die heutigen Walachen oder, wie sie sich selbst nennen, die Rumänen, wenn auch nicht ausschließlich, bewohnen, erstreckt sich weit über die Walachei und Moldau hinaus und ist demnach ein sehr bedeutendes. Ein großer Theil von Siebenbürgen, des Banats, sowie der nordöstliche Theil von Ungarn sind von Walachen bewohnt. Die Bukowina und Bessarabien sind walachische Provinzen, und so groß ist die Achtung vor der Abstammung ihrer weichen und melodischen Sprache, daß dieselbe weithin auch von benachbarten Völkern gern gesprochen wird. In Macedonien, Bulgarien, Thracien und Albanien findet man walachische Ansiedlungen. Es zerfällt aber die walachische Sprache in zwei Theile, nämlich in die daco-walachische oder rumänische, und in die macedo-walachische oder zinzarische, von welcher letztern Bojadschi in neugriechischer und deutscher Sprache die erste Sprachlehre (1814) herausgegeben hat. An rumänischen Grammatiken ist kein Mangel.

Orschowa ist eine blühende Stadt, in herrlicher, großartiger Umgebung. An einem mächtigen Strome gelegen und Stapelort des Handels zwischen zwei Kaiserreichen, hat es aber keineswegs jene Bedeutung, welche es haben müßte, wenn die benachbarten Völker in ihren Ansprüchen an das Leben nicht so sehr genügsam wären, daß sie außer den Bedürfnissen, welche sie selbst erzeugen oder verfertigen, fast gar keine anderen haben. Man braucht nur ein walachisches Fuhrwerk mit Gespann zusehen, und man hat einen Begriff von dem Kulturzustande dieses Volkes. Und doch ist der Walache der banatischen Militärgrenze gegen seine römischen Stamm-

genossen in den Fürstenthümern und in Bessarabien weit voraus, so wie denn auch Orsowa mit deutschen Civil- und Militärbeamten und den hier zahlreich angesiedelten deutschen Handwerkern in diesem großen Gebirgswinkel als der äußerste Vorsprung germanischer Civilisation zu betrachten ist.

Unweit Alt-Orsowa liegt auf einer Donauinsel die halbzerstörte türkische Festung Neu-Orsowa, deren Besuch aber nur in Begleitung von Contumaz- und Reinigungsdienern gestattet ist. Etwa zwei Meilen unterhalb Orsowa ist die letzte Stromenge ebenfalls eisernes Thor, Demir-Kapi, Tachtalia ꝛc. genannt. Die Gefährlichkeit dieses Felsenriffs haben die Sprengungen der Oesterreicher ebenfalls vermindert, und die Schiffe passiren diese Bergschlucht ohne Gefahr. Weiter unterhalb, Csernes gegenüber (wo sich eine römische Colonie befand), sind die Trümmer der berühmten Trajansbrücke, deren Besichtigung leider außer dem Zwecke unserer Reise lag. Diese Brücke passirten die aus Moesia kommenden römischen Legionen, um durch das Tschernathal in das Herz von Dacien einzudringen und den kühnen Decebalus zu besiegen, welcher nach seiner Niederlage den freiwilligen Tod der Gefangenschaft vorzog.

Bei Orsowa verließ ich die hier so wundervolle Donau, um durch das merkwürdige Tschernathal Mehadia zu erreichen und später meine Rückreise über Temesvar anzutreten. Entzückt von der Erhabenheit der Gegend, die vor allen anderen Bergen der unweit der Tscherna-Mündung hochaufsteigende Alion beherrscht, legte ich meinen Weg meist auf Nebenpfaden der vortrefflichen Chaussee bis Schupanek (sprich Joupanek, französisch) zu Fuße zurück. Es war ein herrlicher Oktobermorgen, auf den aber ein sehr heißer Tag folgte. Das wildzerklüftete Kalkgebirge „die Klissura“ links lassend, setzte ich meinen Weg durch das Thal der Tscherna aufwärts fort. Die Tscherna entspringt am Berge Morarul und mit den Flüßchen Krajowa und Bellareka sich vereinend erreicht sie oft sehr bedeutende Anschwellungen. Links lag das Dorf Kriwiza, mit malerischer Aussicht in das Thal. Die Ordnung, welche überall in der österreichischen Militärgrenze herrscht, machte auf mich auch in Schupanek einen sehr wohlthuenden Eindruck, war auch im Gasthause nicht zu verkennen, und es muß die Einrichtung der Grenze von sehr wohlthätigem Einflusse auf diese Völker sein, wie wir ja auch schon oben angedeutet haben.

Etwa in der Mitte des Weges zwischen Orsowa und Mehadia und unweit des am linken Tschernaufer liegenden Dorfes Korabneck sind die schönen Trümmer einer großartig angelegten Wasserleitung, welche von Einigen fälschlich den Römern zugeschrieben wird, während dieser Bau erst im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts von den Türken begonnen wurde, um dem Laufe der Tscherna, welche hier die Grenze zwischen Ungarn und der Türkei bilden sollte, eine andere Richtung zu geben. Auf diese Weise wollten dieselben in den Besitz der Herkulesbäder gelangen, was aber der erfolgte Friedensschluß vereitelte, wie dies Griselini in seiner Beschreibung des Banats behauptet. Es sind noch 11 Bogen dieses nie zur Vollendung gekommenen Aquaeducts vorhanden, welche in abwechselnden großen Schichten von Feldsteinen und rothen Mauerziegeln bestehen. Wie unser Bild zeigt, sind diese Bogen an eine schroffe Felswand angelehnt und sollen eine Höhe von 30 Fuß haben.

Immer höher und steiler werden die Felswände dieser ungeheuren Schlucht, und so öde und traurig auch die nackten, nur hie und da von Bäumen besetzten Felskolosse sind, so erquicken doch das Auge die Felder, Wiesen und Obstpflanzungen der walachischen Dörfer. Leider war die Obstzeit längst vorüber, und ich konnte von dem pomologischen Zustande dieses warmen Thales keinen Begriff bekommen; doch war das Spätobst, welches ich in Orsowa und Mehadia sah, sehr schön. Je mehr man sich Mehadia nähert, desto mehr nehmen die Kulturzustände zu, welche auch von zwei schönen Kettenbrücken angedeutet werden.

Zwischen steilen, senkrecht gespaltenen Bergen und südöstlich von dem Orte Mehadia liegt die Colonie der Herkulesbäder. Es sind hier einige hübsche Gebäude und Anlagen, welche das Grausig-pittoreske dieser in ihrer Art einzigen Gegend in anmuthiger Weise mildern. Diese berühmten Quellen sind wahrscheinlich schon den Daken bekannt gewesen, aber die Römer, welche diese Gegend zu Anfang des zweiten Jahrhunderts colonisirten, weihten dieselben dem Hercules und errichteten ihm hier Tempel und Altäre. Sieben Statuen des Herkules hat man hier gefunden, mehrere Votivtafeln, viele Münzen, Ueberreste von Bauten und Alterthümer aller Art, was Alles von dem Ruhm, Werthe und dem Ansehen zeugt, in welchem diese Bäder bei den Römern standen. Aber auch ihre Nachfolger wissen sie sehr zu schätzen, wenn auch die heutigen Rumänen weit davon entfernt sind, die heilspendenden Quellen mit plastischen Kunstgebilden schmücken zu können. Obgleich die Badesaison vorüber war, traf ich hier doch noch mehrere walachische Badegäste an, welche von der Herrlichkeit Mehadia's entzückt waren und mir die Belebung desselben während der Saison mit solch lebendigen Farben schilderten, daß ich dem Geschicke grollte, weil es mich zur Abwickelung meiner Angelegenheit nicht früher in jene Gegend rief. Allein, ich hatte des Schönen und Erhabenen auf dieser mir unvergeßlichen Reise so Vieles gesehen, daß ich auf das hiesige sehr bunte Badeleben wohl Verzicht leisten konnte, zumal ich die hier Heil oder Vergnügen suchenden Völker zum guten Theile anderweitig kennen gelernt habe. Daß die Thier- und Pflanzenwelt in der Umgegend von Mehadia höchst interessant und für Naturforscher anlockend ist, habe ich schon angedeutet, und ich habe in dieser Beziehung hier Vieles gesehen, was meinem Ausfluge auch wissenschaftlichen Reiz verliehen hat. Ob die ägyptische Lotusblume, welche in den warmen Quellen vorkommt, von den Römern hieher verpflanzt worden sei, wäre nicht uninteressant zu wissen; jedenfalls paßte dieselbe zu den Tempeln, Statuen und zu dem Blätterschmuck der Säulenkapitäler dieses großen Volkes sehr gut.

Das Bade- und Gasthauswesen ist in Mehadia nach deutschem Fuße eingerichtet, die Bevölkerung aber ist überall rein walachisch, und ich komme auf dieses Volk hier nochmals zurück, indem ich dem Leser dessen Tracht schildere. Die Hauptkleidungsstücke der walachischen Frauen und Mädchen sind wenigstens in der wärmern Jahreszeit die Pregatschen, eine Art Vorder- und Hinterschürzen aus Wollenzeug, mit breiter Einfassung und farbigen Mustern künstlich durchwebt. Auch ihre Hemden sind verschieden façonirt und künstlich durchlöchert, wie dies auch bei den serbischen und schokazischen Frauen zu sehen ist. Den Spinnrocken (Furca) haben die walachischen Frauen gewöhnlich an der Seite und sie spinnen auch, wenn sie von einem Dorfe in das andere gehen, wie dies auch die slavonischen Frauen thun. Die walachischen Männer unterscheiden sich von den Ungarn und banater Serben in ihrer Tracht, besonders durch den breiten ledernen Gürtel, den erstere nicht tragen. Zur Charakterisirung der Walachen diene schließlich die Thatsache, daß alle Völker Ungarns mit Stolz auf diese Nachkommen der Römer herabblicken, und daß sie mit Ausnahme etwa der Ruthenen an Intelligenz und Kultur von allen anderen Völkern übertroffen werden und die ärmlichste Lebensweise führen.

Aus Paul Marcoy's Reisen im Innern von Peru.

I.

Die Region des Collao. — Bergbau. — Die Puna von Llalli. — Die Apachecteas. — Pucara und seine Jahresmesse. — Sicuani und der See Quellhuacocha. — San Pablo und San Pedro de Cacha. — Yahuar Pampa, die blutige Ebene. — Die sogenannten Ruinen von Tinta; ein Tempel des Viracocha. — Combapata und Tungasuca; zwei wunderthätige Crucifixe. — Wie man die Chicha bereitet. — Die alten Canas- und Canchis-Indianer, die Grausamkeit der Spanier. — Acopia; schlechte Torten, eine Hexe und ein entsetzliches Nachtlager. — Das Dorf Andajes und die Quebrada de Cuzco.

Kein anderer Europäer hat das in hohem Grade merkwürdige Land Peru nach allen Richtungen hin in so gründlicher Weise kennen gelernt, wie gerade Marcoy. Seine Streifzüge umfassen einen Zeitraum von nicht weniger als 12 Jahren, 1848 bis 1860, und während derselben kam er mit allen Klassen und Schichten der buntscheckigen Bevölkerung in die genaueste Berührung. Er verkehrte mit den Creolen in den großen Städten, mit den zahmen Indianern in den Dörfern, mit den Mischlingen, welche unendlich zahlreicher sind als die Weißen, und mit den wilden Indianern an den Zuflüssen des Amazonenstroms. Kein anderer Reisender gewährt uns einen so genauen und tiefen Einblick in das Volksleben, schildert so gut die Sitten, Ansichten, Meinungen und Vorurtheile der vielfarbigen Menschenmenge, welche man unter der Gesammtbenennung Peruaner zusammenfaßt. In ethnologischer Beziehung sind Marcoy's Arbeiten von entschiedenem Werth; aber auch den peruanischen Alterthümern hat er besondere Aufmerksamkeit gewidmet, und die Naturwissenschaft erhält durch ihn manche Bereicherung. Ueberall tritt jedoch der Mensch bei ihm in den Vordergrund.

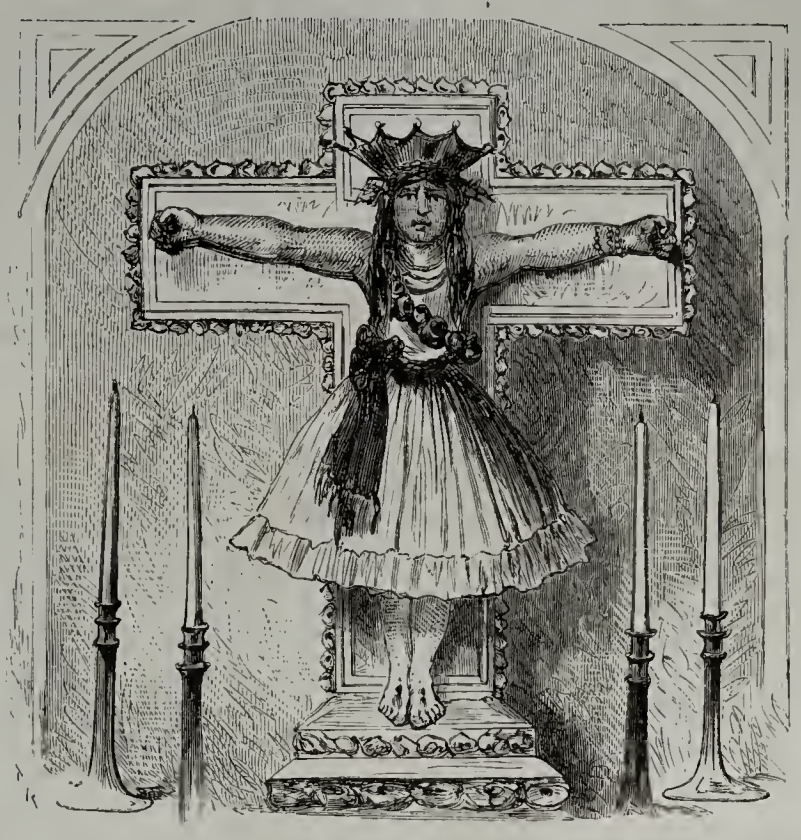
Wir haben ihn schon früher auf seiner Wanderung an der Küste des Stillen Weltmeers, wo er in Islay landete, durch die Hochwüste nach Arequipa begleitet, dann diese wichtige Handelsstadt und die alte Inkastadt Cuzco geschildert (Globus III, 129; IV, 225; VI, 193), wollen ihm jetzt auf einigen seiner Streifzüge folgen und gleich ins Volle hineingreifen. Wir finden ihn unterwegs zwischen Arequipa und Cuzco, wo er in der kleinen Stadt Lampa, nördlich von Arequipa, zwischen dem 16. und 15. Grade südlicher Breite eine Weile gerastet hat und dann weiter nach Acopia aufbricht.

Tempel des Viracocha. (Nach einer Zeichnung von Riou.)

Die Provinz Lampa nimmt einen Theil der kalten Plateaugegend ein, welche man als die Region des Collao bezeichnet, und hat einen Flächeninhalt von mehr als 600 deutschen Geviertmeilen. Aber nirgends wächst ein Baum oder auch nur ein Strauch auf den Hügeln oder in den Thälern und Schluchten, in welchen Gießbäche strömen, die in den Titicaca-See münden. Auf diesem weiten Raume sind 43 Dörfer, oder richtiger gesagt, armselige Weiler, und 108 Pascanas, d. h. Schäfereien zerstreut. Die Provinz hat 57,000 Einwohner und 400,000 Schafe, welche auf den gleichfalls baumlosen Ebenen hinlängliche Weide finden. Auf diesen Einöden wächst Moos und Jaravagras, und kleine Seen von stunden- oder meilenweitem Umfange sind hier, wie überhaupt in den Provinzen des Collao, sehr häufig. Schafe, Rindvieh und Alpacas gedeihen vortrefflich, ohne daß die Menschen sich viel um sie bekümmern. Diese bereiten Butter, die in Blasen aufbewahrt wird, Käse in Gestalt von Schleifsteinen, Sessina, d. h. geräuchertes Schöpsenfleisch; Fleisch von Ochsen und Llamas, das sie in lange Streifen schneiden und trocknen (Charqui),

und gefrorne Kartoffeln (Chuño, wovon es dreierlei Arten gibt). Das sind ihre Handelsartikel; dazu kommt dann noch Schaf- und Alpacawolle, welche alljährlich von einigen Kaufleuten aus Arequipa abgeholt wird.

In früheren Zeiten war der Bergbau von Erheblichkeit, aber nun sind viele Gruben längst ersoffen, andere geben kaum noch den vierten Theil des frühern Ertrages. Es fehlt sowohl an Kapital wie an Arbeitskräften. Uebrigens finden die Indianer auch heute noch in den Gebirgsgegenden des Collao Fundstätten edler Metalle, kennen auch manche, die früher in Betrieb waren; sie hüten sich aber wohl, davon etwas verlauten zu lassen. Die Erinnerung an die früheren Qualen und Frohnden sind in ihnen noch lebendig.



Crucifix in der Kirche von Combapata. (Nach einer Zeichnung von Riou.)

welcher eine wahre Todtenstille herrscht. Das Dorf Llalli besteht aus acht armseligen Hütten. Unterwegs begegnete dem Reisenden ein Postbote, ein Chasqui; er rannte spornstreichs vor einem magern Gaule her, den er am Halfter nach sich zog. Auf dem Rücken des Thieres lagen zwei lederne Koffer, welche die Postgüter enthielten. Marcoy's Maulthiertreiber ließ sich in eine Unterredung mit ihm ein. Sie sprachen, nach Landesbrauch, von Schnee und Kälte, von den halsbrechenden Wegen in der Sierra und dem Mangel an Lebensmitteln; dann tauschten sie ein Princhen Coca mit einander aus, empfahlen sich Gott, und der Chasqui trabte zu Fuße weiter.

Unweit von dem armseligen Weiler Umachiri kam der Reisende an einer Apachectea vorüber, als

Dorf Combapata in Peru. (Nach einer Zeichnung von Riou.)

Von Lampa nach Pucara führt der Weg über die Puna von Llalli, eine moos- und grasbewachsene Einöde, auf

eben einige indianische Llamahirten ihr Cocaprinchen aus dem Munde nahmen und als Dankopfer für Pachacamac gegen die

Steine warfen. Das Wort Apachecteа bedeutet in der Quechuasprache Ort der Ruhe, da wo man anhält, und die Indianer bezeichnen auch den Friedhof so. Irgend ein Chasqui, Maulthiertreiber oder Llamahirt, der an irgend einer Stelle Rast hält, wirft aus Dankbarkeit für Pachacamac, den Schöpfer des Welltalls, einige Steine an den Weg hin. Nach Tagen, Wochen oder Monaten kommen andere Indianer an dieselbe Stelle und werfen ihrerseits einige Steine auf den Haufen, der solchergestalt im Fortgange der Zeit zu einer acht bis zehn Fuß hohen Pyramide anwächst; man füllt die Lücken mit nasser Erde aus, und sie erhält dadurch Festigkeit. Nachdem das Werk vollendet ist, pflanzt irgend Jemand das Zeichen des Kreuzes oben auf, welches dann und wann von Vorüberziehenden mit

bietes eine Festung aus Bodenschlamm, eine Pucara, und von diesem Pisébau sind noch einige schwache Spuren übrig. Das heutige Pucara besteht aus etwa 100 armseligen Hütten, die aus bloßem Lehm oder aus Tapias, gekneteten Backsteinen, aufgeführt sind; das Dach besteht aus dem Stroh, welches in der Cordillere wächst, und das die Indianer Ichu, die Spanier Jarava nennen.

Alljährlich im December wird in Pucara eine große Messe gehalten; sie ist, nebst jener von Vilque, eine der wichtigsten in Peru, und wird von vielen Leuten aus allen Landestheilen besucht. Die Handelsleute bringen zum Verkauf Maulthiere, ächte und falsche Bijouterie, Porzellan, Steingut, Glaswaaren, Tuche, Seiden-, Wollen- und Baumwollenwaaren, Messerschmiedewaaren und alle möglichen kurzen

Maiskauen zur Chichabereitung. (Nach einer Zeichnung von Rion.)

Blumen aus der Steppe oder den Thälern geschmückt wird, zumeist weißen Lilien, Heliconien, Erithryuen und Amaryllis. Die Apachecteas trifft man sehr häufig, sie gewähren aber einen widerwärtigen Anblick, weil sie über und über mit Cocaprimchen, welche der Indianer aus dem Munde nimmt und als Dankopfer an die Steine wirft, bekleidet sind.

Ohne Unfall oder Abenteuer gelangte Marcoy nach Pucara, das im Gebiete der alten Ayaviris-Indianer liegt. Gegen das Ende des 14. Jahrhunderts führte der dritte Kaiser von Peru, Inca Lloque Yupanqui, einen Unterjochungskrieg gegen diese Ayaviris, welche an ihrem, von den Vätern ererbten Kultus der Berge und Höhlen festhielten und der Sonnenverehrung widerstrebten. Aber der Inka bezwang sie und baute an der Südgrenze ihres Ge-

Waaren. Von Buden kann in einer so holzarmen Gegend keine Rede sein; man behilft sich mit Baumwollenzelten, die bunt genug aufgeputzt werden. Es fehlt nicht an Spielbuden, Taschenspielern und Luftspringern, welche die Bewunderung der Indianer aus der Sierra erregen, und Abends verwandelt sich jede Hütte in einen Tanzsaal. Dieser Markt dauert zwei Wochen, und während derselben hört man in der sonst so öden, todtenstillen Puna nichts als Trommelwirbel, Trompetengeschmetter, und die dumpfen Töne der Pututus, Ammonshörner, dann auch die melodischen Akkorde der Queyna und des Pinculio (zwei Arten von Flöten), und Geklimper auf der dreisaitigen Guitarre, Charango; diese besteht aus einem großen Kürbis und wird mit Saiten aus Katzendarm überspannt.

Von Pucara führte der Weg über Aguas Calientes, das

in der Nähe der Quelle des Huilcomayo liegt; Marcoy zog dem rechten Ufer dieses Flusses entlang und kam nach Sicuani, einer Stadt, die jetzt etwa 3000 Einwohner hat. In der Kirche hing einst eine silberne Lampe, die viele tausende von Piastern werth war. Ein Spanier, Joaquin Vilafro, hatte dieselbe der heiligen Jungfrau gestiftet, weil er dadurch Verfolgungen von Seiten der Inquisition und des Vicekönigs abzuwenden gedachte. Er war nämlich sehr reich geworden; die ihm gehörende Silbergrube von Quimsachata, unweit von den Quellen des Apurimac, hatte ihm ungeheure Ausbeute gegeben, und das war ein Verbrechen! Während des Unabhängigkeitskrieges wurde die silberne Lampe in die Münze getragen und durch eine kupferne ersetzt.

Unweit von Sicuani, nach Osten hin, liegt auf Berghöhen die Laguna de Quellhua, oder besser Quellhuacocha, ein wunderbar herrlicher See von drei deutschen Meilen Umfang, flüssiger Sapphir von schneebedeckten Cordillerengipfeln überragt und mit Tatoras, dem großblätterigen Schilfrohr, grün eingesäumt. Dieser Andes-See liegt ganz ruhig und durchsichtig da, und nie ist sein Wasser von einem Nachen befahren worden.

Ein paar Meilen nördlich von Sicuani liegen die beiden armseligen Weiler San Pablo und San Pedro de Cacha. Unweit des letztern stehen alte Ruinen, und in der Nähe erhebt sich der jetzt erloschene Vulkan la Riacha, oder besser Rachi. Unweit von demselben, auf der Yahuar pampa, d. h. Blutebene, weil der Inca Huiracocha dort seinen lasterhaften Vater Yahuar Huacac besiegte, liegen die weithin sichtbaren Trümmer eines alten Gebäudes, die man gewöhnlich, aber ohne Grund, als die Ruinen von Tinta bezeichnet, wahrscheinlich weil die Provinz Canchis früher mit der benachbarten Provinz Canas das spanische Corregimiento di Tinta bildete. Die Geschichtschreiber der Conquista behaupten, daß Viracocha, oder richtiger Huiracocha, in der Mitte des 14. Jahrhunderts hier einen Tempel gebaut habe, und knüpfen daran eine Sage. Jenem achten in der Reihe der Incas erschien im Traume ein Greis mit langem Bart und fliegendem Gewand; er hatte einen bezauberten Drachen. Der Prinz hütete gerade damals die Heerde seines Vaters. Die Geschichtschreiber geben die Größe dieses Tempels verschieden an; nach Garcilaso de la Vega war er etwa 120 Fuß lang und 60 Fuß breit, das Innere war ohne Schmuck; dort lag ein großer würfelförmiger Stein von schwarzem Porphyr, und auf diesem stand die Statue des Greises, welchen der Inca Viracocha im Traume gesehen hatte. Die Spanier, brutal wie immer, zertrümmerten Stein und Standbild, weil sie Schätze darunter vermutheten. Von dem Tempel stehen heute nur noch die etwa 20 Fuß hohen Seitenmauern mit neun Thüröffnungen.

Ein Nachtlager in Acopia. (Nach einer Zeichnung von Rion.)

Von St. Peter und St. Paul gelangt man in höchstens zwei Stunden nach Combapata, einem Dorfe von etwa 60 Feuerstellen, das in keiner Geographie und auf keiner Karte verzeichnet ist. Es hat aber eine recht nette, saubere Kirche und in dieser ein Christusbild, das ein Bildhauer aus Huamanga angefertigt hat. Dieser Jesus von Combapata steht auf dem Hauptaltar und ist in hohem Ansehen, denn er wirkt viele Wunder, macht Blinde sehend,

gibt Tauben das Gehör wieder und macht Stumme redend. Als im vorigen Jahrhundert die Jesuiten aus Peru vertrieben wurden, strömten blutige Thränen aus seinen gläsernen Augen, und dasselbe Wunder fand 1821 statt, als der spanische Vicekönig la Serna Peru zu verlassen gezwungen war. Aber auch das benachbarte Dorf Tungasuca hat ein wunderthätiges Christusbild, Unsern lieben Herrn d'Añaipampa. Dieser macht, daß die Frauen fruchtbar werden, heilt unheilbare Krankheiten und behütet das liebe Vieh vor der Klauenseuche; auch er vergießt zuweilen blutige Thränen. Nun ist unter den Pfarrkindern der beiden Sprengel schon seit alten Zeiten ein grimmiger Haß über die beiderseitigen Vorzüge ihrer Christusbilder entstanden, der ungeschwächt fortdauert. Die von Combapata äußern sich mit Nichtachtung über das Bild zu Tungasuca und umgekehrt, und bei Kirchenfesten, wobei es ohne Rausch nie abgeht, prügelt man sich zu Ehren des Herrn weidlich ab.

Eine Huarmipampayrunacuna. (Nach einer Zeichnung von Rion.)

Combapata ist noch berühmt wegen der Chicha, welche dort bereitet wird. Man weiß jetzt sehr genau, wie dieses Lieblingsbier bereitet wird, das hier an Klarheit und Blume dem spanischen Manzanilla-Claretweine ähnelt. Die Sache ist zwar nicht gerade delikat, wir können aber nicht umhin, sie zu erzählen. Ich bin, sagt Marcoy, oftmals vor einer Chicheria stehen geblieben. Dort saßen alte Männer und Frauen und kauten Guñapo, das heißt Mais, den man vorher hat keimen lassen. Dieses Verfahren schreibt sich von den alten Aymaras her und ist auch noch heute zu Cochabamba in Hochperu gebräuchlich. In Combapata konnte ich es in aller Muße beobachten. Alte Leute beiderlei Geschlechts sitzen um einen Haufen Mais herum, jeder nimmt eine Hand voll, steckt sie in den Mund, kaut so lange darauf herum, bis er hinlänglich zermalmt ist, speit ihn dann in seine Hand und legt ihn auf ein Stück Leder. Von dort wird er dann fortgenommen und in den Braukessel geworfen.

Torten-Verkäuferinnen in Acopia. (Nach einer Zeichnung von Rion.)

Lange bevor die Incas in Peru erschienen waren, wohnten zu beiden Seiten des Huilcomaye zwei Indianervölker, die Canas im Norden, die Canchis im Süden und Osten. Sie haben zusammen nicht über 25,000 Köpfe gezählt und standen unter ihren eigenen Curacas oder Häuptlingen. Beide lebten in bitterer Feindschaft. Die Canas stammten aus der Sierra Nevada, aus der Gegend des Vulkans Racchi, aus dessen Eingeweiden sie hervorgegangen sein wollen, denn Cana bedeutet im Quechua Stätte des Brandes, Feuerheerd. Die Canchis hatten ihre alte Heimath in der Gegend von Arequipa, also in einer mildern Gegend; Cancha bedeutet eine eingehägte Stelle, Garten. Die Canas, ein finsteres, schweigsames und jähzorniges Volk, widerstanden vier Jahrhunderte lang den Incas und unterwarfen sich erst, als die Tochter ihres Häuptlings, Atun Cana, sich mit Huayna Capac vermählt hatte; die Canchis waren schon viel früher bezwungen worden.

Dann kamen die Spanier und bildeten, wie schon oben erwähnt, aus dem Gebiete der beiden Völker den Verwaltungsbezirk Tinta. Diese kräftigen Indianer wurden von den christlichen Barbaren ganz unbarmherzig ausgebeutet. In jedem Jahr erschienen spanische Beamte, um von Staats wegen je den zehnten Mann abzuholen. Die Ausgehobenen mußten sich vor der Kirche versammeln, um einer Messe beizuwohnen, für welche sie den Geistlichen zu bezahlen hatten. Dieser nahm ihnen, nach beendigtem Gottesdienste, den Eid der Treue und des Gehorsams gegen den König von Spanien ab, besprengte sie mit Weihwasser, hieß sie mit Gott gehen und wandte ihnen den Rücken. Dann trieb man sie fort nach Cailloma, Carabaya oder Potosi, wo sie in den Silbergruben frohnden mußten. Sie arbeiteten dort in den Bocaminas und Socaboas, Schächten und Stollen. Bei ihnen, die an freie, frische Luft gewöhnt waren, stellte sich in Folge der Gasausströmungen bald eine Art Asthma ein, das Chacco, welchem die meisten schon vor Ablauf des ersten Jahres erlagen. Aber was that das? Der Menschenzehnte wurde ja regelmäßig erhoben und lieferte immer neuen Nachschub.

Das währte so volle zweihundert Jahre lang. Dann legte die spanische Regierung den Bewohnern von Aconcahua in der Provinz Canas eine höhere Abgabe auf, die in Goldstaub bezahlt werden sollte. Darüber ergrimmten sie und gossen dem Steuereinnehmer flüssiges Gold in den Hals und zogen dann aus ihrem Dorfe fort. Tupac Amaru, Kazike von Tungasuca, hängte mit eigener Hand den Corregidor von Tinta auf, weit und breit erhoben sich die Indianer, und es kostete die Spanier große Mühe, diesen Aufstand zu dämpfen. —

Von Combapata aus ritt Marcoy nach Acopia, das auf der linken Seite des Huilcomayo liegt, in der Provinz Quisquipanchi. Sie zählt kaum 40,000 Einwohner, und unter diesen viele wilde Indianer, die am Rande der Wälder und an den Flüssen wohnen.

Um die Mitte des 14. Jahrhunderts gründete Manco Capac die Hauptstadt Cuzco und unternahm Kriegszüge gegen die Völker des Collasuyu. Suyu bedeutet im Quechua Richtung, Himmelsgegend. Er theilte sein Reich in vier Regionen: Chinchasuyu, Nord, Collasuyu, Süd, Antisuyu, Ost, und Cuntisuyu, West. Der Gesammtname für das Reich, welches wir heute Peru

Eine Alströmerie in der Quebrada de Cuzco. (Nach einer Zeichnung von Rion.)

nennen, war zur Incazeit Tahiantasuyu. Auf einem Flächenraume von etwa 300 deutschen Geviertmeilen lebten damals verschiedene Völker: die Quespicanchis, Muynas, Urcos, Quehuares, Cavinas und Ayamarcas. Der Inca unterwarf sie, lehrte sie Hütten bauen, bewog sie, sich in etwa 40 Dörfern anzusiedeln und den Sonnen-Kultus anzunehmen. Die Häuptlinge machte er zu Edelleuten seines Reiches. Dadurch erhielten einige das Vorrecht, das Haar so zu stutzen, daß es auf der Stirn eine gerade Linie bildete; andere durften es so lang als möglich herabhängen lassen; wieder andere durften den Ohrzipfel so lang herabziehen, daß er fast die Schulter berührte, und noch andere bekamen das Vorrecht, diese Ohrzipfel zu durchbohren und durch die Löcher Binsen, oder ein Stückchen Holz, oder ein Büschel buntfarbiger Wolle zu stecken. Die Spanier, selber

vom Satan des scheußlichsten Fanatismus besessen, schnitten den Curacas, Vorstehern der Dörfer, das Haar ab, weil sie darin Heidenthum witterten, und die unter den Söhnen der Sonne glücklichen Indianer wurden unter den sogenannten Christen grenzenlos elend.

Doch wir wenden uns nach Acopia, das eine geschützte Lage und deshalb ein verhältnißmäßig so mildes Klima hat, daß man dort kein Eis kennt. In diesem Neste hatte Marcoy einige Abenteuer. Als er in die Stadt einritt, sah er vor einem der ersten Häuser zwei Indianerinnen sitzen, vor denen Holzbänke mit Schüsseln standen; auf diesen lagen pastetenartige Torten. Freilich waren diese mit Staub bedeckt, aber der Reisende hatte einen leeren Magen, stieg ab, und biß gierig in den vermeintlichen Leckerbissen. Aber schon den dritten Bissen konnte er nicht hinabschlingen, denn aus der Pastete fielen schwarze Oliven, Zwiebelschnitten, Käsestücken, Blätter von Krausemünze heraus, und dazu eine Brühe von zerlassenem Zuckerkand und Schweinsfett! Das mag für den Magen eines Indianers ganz gut sein, aber einem Europäer wollen die Torten von Acopia nicht munden. Die Indianerinnen gebärdeten sich sehr zornig, als Marcoy die Delikatesse seinem Maulthier in den Mund schob.

Inzwischen war die Abenddämmerung heran gekommen. Der Reisende ritt im Ort umher und suchte ein Unterkommen. In mehreren Häusern war er kurzweg abgewiesen worden. Da wurde neben einem Schafstall die wurmstichige Thür einer Hütte geöffnet, und heraus trat eine Frau, die zwischen Daumen und Zeigefinger ein Licht hielt. Sie beantwortete den Gruß freundlich und lächelte, so anmuthig sie konnte. Auch war ihr Haar sorgfältig gekämmt, was in Peru bemerkt zu werden verdient. Sie trug ein weißes, mit Rosaband eingefaßtes Tuch über Brust und Schulter.

„Guter Herr, was sucht Ihr um diese Stunde hier?"

„Ein Unterkommen und ein Nachtessen."

Sie wollte eben bemerken, daß beides bei ihr zu finden sei, als Marcoy's Führer und Maulthiertreiber sich in die Sache mischte und einige warnende Worte fallen ließ. Gleichzeitig waren die Nachbarn vor ihre Thüren getreten und lachten, als der Fremde von seinem Maulthiere stieg. Man sprach, sie sei eine Hexe, und sie entgegnete, daß die Leute Schurken seien. Dem Reisenden sagte sie: „Meine Nachbarn sind böse Menschen und mißgönnen mir das liebe Brot, weil ich nicht von hier gebürtig bin. Aber tretet doch näher, lieber Herr." —

„Thut das um Gottes Willen nicht," rief der Maulthiertreiber, warf dabei einen zugleich ängstlichen und zornigen Blick und rief der Frau die Worte zu: „Schert Euch zu allen Teufeln!" Sie blies das Licht aus und schlug die Thür zu.

Nun erzählte man, sie sei eine gefährliche Hexe, die in des Teufels Solde stehe und den guten Christen Fallen stelle; sie sei, hieß es, eine Huarmipampayrunacuna.

Das mochte sein oder nicht sein, die Hauptsache war, ein Nachtquartier zu finden. Das gelang endlich in dem Hause, oder besser gesagt, in der Hütte zweier wohlbeleibten Frauen, die eben einen Kessel auf dem Feuer hatten und Chicha brauten. Als Marcoy eintrat, stob ein Rudel Meerschweinchen auseinander. Dann zahlte er vier Realen und erhielt dafür Erlaubniß, sammt seinem Diener sich ein Nachtlager zu bereiten. Darauf kochten ihm diese beiden Damen, Bibiana und Maria Salome, ein Abendessen, und während dieser Zeit bereitete sich Marcoy seine Schlafstelle, indem er einen Bindfaden quer durch die Hütte zog, allerlei Frauenröcke und Tücher darüber hing, um eine Art von Vorhang herzustellen, und dann seine Mäntel und Decken zur Herstellung einer Art von Bett benutzte.

Nachdem er das dürftige Mahl genossen, legte er sich

Das Dorf Andajes. (Nach einer Zeichnung von Riou.)

nieder, schlief bald ein, erwachte aber, als ihm etwas Verdächtiges über das Gesicht lief. Er sprang auf und rief: „Hier sind Ratten!" Die eine Frau ließ sich vernehmen: „Der Herr hält unsre Meerschweinchen für Ratten." — „Haben eure Meerschweinchen auch Schwänze?" — „Der Herr hat gewiß einen sehr leisen Schlaf!" Dabei lachten die beiden Chicherias, besonders als der weiße Mann auch über Flohstiche zu klagen anfing. „Bah, wie kann der Herr sich daraus etwas machen? Flöhe hat in der Sierra Jedermann, gleichviel ob reich oder arm. Es ist mit den Flöhen wie mit dem Tode, Keiner kann ihnen entrinnen."

Erst gegen Morgen kam Schlaf in die Augen des Vielgeplagten; als er dann spät erwachte und seinen Taschenspiegel zur Hand nahm, fand er, daß sein Gesicht bleich und doch geschwollen war, und am ganzen Leibe war er roth gefleckt wie eine Forelle.

Von Acopia aus ritt Marcoy über Tungasuca nach der sogenannten Quebrada de Cuzco. Es war zu Ende des Decembermonats, in der Cordillere begann der Sommer, und überall sproßten Liliaceen aus der Erde. Die Quebrada de Cuzco, welche von den Indianern gewöhnlich als Atunquebrada, die Hauptschlucht, bezeichnet wird, windet sich durch eine doppelte Bergkette, die zwischen Acopia und

KALU-GANGA
CEYLON

Andajes beginnt, zwischen 50 bis 500 Meter breit und etwa 20 Wegstunden lang ist; dann und wann trifft der Reisende in ihr einen See oder ein Dorf. Sie hat wegen ihrer eigenthümlichen Gestaltung ein verhältnißmäßig mildes Klima, und im Sommer steigt die Wärme bis auf 20 und 22 Grad. Dann zergeht der Schnee im Gebirge, und die Gießbäche, welche alle dem Huileomayo zuströmen, befruchten das Land.

In dieser Quebrada liegt das Dorf Andajes, das weit und breit wegen seiner Moreillas bekannt ist. Diese Würste sind allerdings annehmbarer als die Torten in Aeopia; sie bestehen aus Speck, Schöpsenblut, Pfeffer, Zimmt und Erdnüssen, welche letztere von den Eingebornen Mani genannt werden.

Andajes besteht aus etwa 40 Hütten und hat — es ist wirklich wahr, — eine Schule. In der Schankwirthschaft der Pulperia wurden Talglichter, Liköre und Gewürze feil geboten; hier war also schon ein hoher Grad von Civilisation. In der Nähe liegen Steinbrüche aus den Zeiten der Inkas, und die Umgegend ist reich an hübschen Pflanzen. Ein Dorfbewohner sagte dem Reisenden: „Hier ist der Huaranhuay, dessen Wurzeln uns Brennstoff geben; da der Puquincha, mit dessen Blumen die Frauen ihre Kleider und Tücher gelb färben. Sieh hier die Parschuayta, sie gibt eine violette Farbe, und die Ayrampu dort eine rosenrothe. Der Marfil da vertreibt das Fieber, und der Pilli hilft gegen den Husten. Hier hast du die Amaneaës, welche von den Spaniern Lilie der Inkas genannt wird (Narcissus amancaës); die Queratiea heißt bei ihnen: „Speichel unserer Lieben Frau." Er nannte noch eine Menge anderer Pflanzen und pries besonders die Alströmerien, deren verschiedene Arten in jener Gegend wachsen.

Hier verlassen wir unsern Reisenden, welchen wir schon früher auf seiner Wanderung durch die Quebrada über Urcos nach der Hauptstadt Cuzco begleitet haben. In einem folgenden Artikel werden wir nach seinen Aufzeichnungen einige charakteristische Züge aus dem Leben und Treiben des Volkes schildern, welches jetzt die alte Capitale der Inkas bewohnt.

Der südwestliche Theil von Ceylon.

(Hierzu ein Stahlstich: Der Kaluganga, nach einer Originalzeichnung von H. v. Königsbrun.)

Von **Ludwig K. Schmarda.**

II.

Reisbau. — Zimmtkultur. — Mischlinge. — Straßen. — Der Kaluganga. — Wälder. — Thierleben. — Die Landblutegel.

Im Norden der Insel hat der Reisbau schon vor vielen Jahrhunderten in Folge der verwüstenden Einfälle der Malabaren aufgehört und ist später unmöglich geworden, da die dünne Bevölkerung nicht mehr im Stande war, das alte Irrigationssystem wieder herzustellen. Dieses bestand in großen oft seenartigen, künstlichen Wasserbehältern, die mit hohen Steindämmen eingefaßt waren, und in denen sich zur Regenzeit das Wasser ansammelte oder aus den angeschwollenen Flüssen zugeleitet wurde. Aus diesen Tanks entsprang ein System von Bewässerungskanälen, die theils stark gekrümmt, theils mit Schleusen versehen waren. Unter dem König Prakrama, der im 12. Jahrhundert regierte, hatte das künstliche Bewässerungssystem schon den Höhepunkt erreicht; aber durch Zerstörung der Dämme sind die alten Tanks theils trocken gelegt, theils in Sümpfe verwandelt worden. Die Anlage dieser Bauten ist so großartig, daß das heutige verkommene Geschlecht die Conception nicht der höhern Einsicht ihrer Vorfahren, sondern Dämonen zuschreibt.

Aber auch im Süden, wo der Ueberfluß an Wasser während des ganzen Jahres die Errichtung großer Tanks nicht nothwendig gemacht hatte, ist die Reisproduktion eine ungenügende. Hier leidet sie unter dem Druck hoher Abgaben, deren Erhebung von der Colonialregierung verpachtet ist und die von den Pächtern als Naturalzehnt eingehoben werden. Dies führt einerseits zu veratorischen Maßregeln, andrerseits zu Verheimlichung. Während die Engländer in Europa das Freihandelssystem predigen, besteuern sie die Einfuhr fremden Reises mit 50 Procent, angeblich um den Reisbau trotz der üblen Conjuncturen im Innern möglich zu machen. Bis jetzt hat dieser hohe Schutzzoll der Landwirthschaft nicht aufgeholfen, da er eine nach zwei Richtungen verfehlte Maßregel ist. Soll die Insel ihren Bedarf decken, so muß die Regierung mit einer Steuerreform und der Wiederherstellung der alten Tanks beginnen. Seit drei Jahrhunderten ist Ceylon im Besitz europäischer Völker gewesen, welche drückende Monopole auszubeuten suchten, ohne die Interessen der Eingebornen im Auge zu haben. Seit einem Vierteljahrhundert hat England auf allen Punkten seine Colonialpolitik geändert, aber in Ceylon ist noch außerordentlich viel zu thun übrig, und das Absenden von beinahe gänzlich unfruchtbaren Missionen wird von den Singhalesen nicht als Ersatz für die Vernachlässigung der Nationalwohlfahrt angesehen.

Die Reissaaten sind nach Geschmack, Ertrag und Vegetationsperiode sehr verschieden. Die letzte variirt von zwei bis sieben Monaten. Die Arten mit kurzer Vegetation werden in den wasserarmen Gegenden des Nordens und Ostens kultivirt. Wo hinreichend viel Wasser sich findet, werden Sorten mit längerer Vegetationsperiode gebaut, welche in der Regel auch die ergiebigeren und wohlschmeckenderen sind. Der Anbau findet nicht allein im Tiefland, sondern auch im ansteigenden Hügelland statt, welches terrassirt wird, so daß das von den Höhen fließende Wasser mit Leichtigkeit von einer Terrasse zur andern geleitet wird. In der Anlage dieser Wasserleitungen, die ohne Nivellir-Instrument, selbst ohne Wasserwage ausgeführt werden, sind die Singhalesen Meister. Hie und da

werden die Felder gedüngt, wozu man außer Dünger auch Knochen verwendet, obwohl der letztere jetzt von den Kaffeepflanzern aufgekauft wird.

Der Viehstand besteht aus Büffeln und Zebu-Ochsen. Die ersteren dienen vorzugsweise zur Bearbeitung der Reisfelder, indem man sie auf die unter Wasser gesetzten Felder treibt, um die erweichte Erde durchzutreten, oder sie an einen höchst einfachen Pflug oder ein Rührholz spannt. Die kleinen Zebu's werden gewöhnlich zum Ziehen der einheimischen leichten Fuhrwerke (Bandies) gebraucht. Zum schweren Zug für die Waarentransporte gibt man den mit Ochsen bespannten zweiräderigen Karren den Vorzug. Die Kühe werden hie und da gemolken, geben jedoch keinen reichen Milchertrag, weshalb Butter selten und Käse fast niemals bereitet wird.

Ein Zweig der tropischen Agrikultur der Ebene bleibt noch zu erwähnen, die Zimmtpflanzungen, die indeß sehr viel von ihrer ursprünglichen Wichtigkeit verloren haben. Das geträumte Monopol ist zerronnen, theils durch die Anlagen von Zimmtgärten in Java, theils durch das Auftreten der billigern Cassiarinde auf dem Weltmarkt. Der Zimmtbaum wächst in Ceylon, aber auch auf der Malabarküste wild in den Wäldern bis zu einer Höhe von 1500 Fuß, vorzüglich in den Bergen der angrenzenden Kandy-Provinz, wo er bis 1770 von einer eigenen Kaste der Chalias abgerindet wurde. Diese, in mehrere Unterkasten getheilt, lebten unter einem solchen Druck, daß sie diesem mehr als einmal durch die Flucht in die Wälder oder durch die Auswanderung zu entgehen suchten. Schon vom 12. Jahre an mußte jeder Chalia ein Pingo (=56 Pfund) Zimmtrinde jährlich abliefern, das allmälig bis auf 11 Pingos, also 616 Pfund, erhöht wurde. Dafür erhielten sie kleine Rationen von Reis und Steuerfreiheit, und nur für außerordentliche Bestellungen kleine Gratificationen. Schon die alten Könige betrachteten den Zimmt als ihr Monopol, worin ihnen die Portugiesen, Holländer und Engländer folgten. Besonders die Holländer wachten darüber mit drakonischer Strenge, Gefängniß und Geldstrafen bedrohten die unberechtigten Zimmtschäler und den Grundeigenthümer, der einen auf seinem Boden wachsenden Zimmtstrauch nicht anzeige. Um den Handel einträglicher und von den Launen der Kandy-Könige, die den Zimmtschälern oft den Eintritt in ihre Wälder verwehrten, sie mißhandelten und verstümmelten, unabhängig zu machen, begann die holländische Regierung 1765 die künstliche Pflanzung im kleinen Maßstab und legte nach dem Gelingen derselben 1770 mehrere große Zimmtgärten an. Da viele der reicheren Eingebornen, zu denen die Chalias in einer Art Unterthänigkeitsverhältniß standen, die gewohnten Procente des Gewinnes verloren, machten sie eine heimliche Opposition, die selbst bis zur Zerstörung der Zimmtgärten schritt. Nachdem die holländische Regierung in Erfahrung gebracht hatte, daß mehrere Pflanzungen durch das Begießen der Wurzeln mit heißem Wasser vernichtet worden waren, verschärfte sie die Strafen und bedrohte Jeden mit dem Abhauen der Hand, der einen Zimmtstock zerstörte. Sie rettete dadurch das Unternehmen, das sich mit 200 Procent rentirte. Ende des Jahrhunderts betrug die jährliche Ernte der Gärten über 400,000 Pfund. Der Handel war in den Händen der holländisch-ostindischen Compagnie, welche den Ueberschuß der Waare vertilgte, um die Preise aufrecht zu erhalten.

Die Engländer überließen ihrer ostindischen Compagnie die Zimmtgärten und das Monopol des Zimmtschälens gegen eine jährliche Summe von 60,000 Pfd. St. bis zum Jahre 1823, wo die Colonial-Regierung selbst die Regierung übernahm. Die Zimmtgärten rentirten sich seit der Besetzung des Kandy-Reiches schlecht; da durch den freien Waldschlag beliebige Quantitäten aus den Wäldern bezogen werden konnten. 1832 gab die Regierung das Zimmtsammeln und den Zimmtbau frei, belastete jedoch die Ausfuhr mit einem Zoll von zwei Schilling per Pfund, während dieses nur einen Werth von sechs Pence bis einen Schilling hatte. Der Zimmt aus Ceylon konnte unter diesen Umständen die Concurrenz nicht aushalten, aber die Colonial-Regierung gelangte erst spät zur Einsicht ihrer Fehlgriffe. Der Zoll wurde 1842 auf einen Schilling und 1848 auf vier Pence, und für den nach England gehenden auf drei Pence per Pfund herabgesetzt und endlich 1853 gänzlich aufgehoben, nachdem ein Drittel der Gärten schon eingegangen war. Der Zimmt von Ceylon hatte mittlerweile auf dem Markt Terrain verloren, und nur allmälig verdrängten jetzt die billigeren Zimmtsorten die Cassiarinde wieder.

Als bester Boden für den Zimmtstrauch wird der weiße Sand der Küste betrachtet, obwohl der Boden seines natürlichen Standortes gewöhnlich der Kabuck ist. Die Hauptbedingungen seines Wachsthums sind Wärme und reichlicher Regen.

So pittoresk der Cocoswald ist, so einförmig sehen die Zimmtgärten aus mit ihren langen, vier bis fünf Fuß von einander entfernten Reihen von Büschen. Denn man läßt die Pflanze nicht zum Baume aufschießen, sondern schneidet sie, sobald sie die Höhe von 9 bis 12 Fuß erreicht hat. Aus dem Wurzelstock sprossen neue Schößlinge, von denen man gewöhnlich vier bis fünf stehen läßt. Das Laub besteht aus großen, ovalen Lederblättern, die zerrieben einen nelkenartigen Geruch von sich geben. Die kleinen, weißen Blüthen stehen in Trauben und haben einen schwachen, aber keineswegs angenehmen Geruch, und der Duft der Zimmtgärten gehört zu den vielen Märchen, die über Ceylon in Umlauf sind. Die Vermehrung geschieht in Baumschulen durch Samen und Schößlinge, die nach vier Monaten verpflanzt werden und nach 1½ bis 2 Jahren für den Schnitt reif sind. Geschält wird zweimal im Jahre, vom Mai bis Juni und dann im November, denn in diesen Monaten findet nach den stärkeren Regen ein vermehrter Safttrieb statt, in Folge dessen sich Bast und Oberhaut leichter vom Holzkörper lösen. Die abgeschnittenen Stöcke werden entlaubt und ringförmig bis an den Holzkörper eingeschnitten. Diese ungefähr einen Fuß langen Segmente werden der Länge nach aufgeschlitzt und mit gekrümmten, gegen die Spitze verdickten Messern abgelöst. Ein zweiter Arbeiter entfernt nun mit einem kleinen, sichelförmigen Schabeisen die Oberhaut. Die Rinde ist anfänglich weiß, hat nur wenig Geruch und Geschmack und ändert erst beim Trocknen ihre Farbe in Braun. Die Rindenstücke werden nach ihrer abnehmenden Dicke in einander geschoben, mit Scheeren beschnitten und dann im Schatten vollends ausgetrocknet, wobei sie sich stark einrollen. Später werden sie sortirt und in Bündel à 100 Stück zusammengebunden. Die beste Sorte hat nur die Dicke eines starken Schreibpapiers, eine hellbraune Farbe und einen süßen, stark aromatischen Geschmack. Früher wurde der Zimmt immer mit schwarzem Pfeffer verpackt, von dem bedeutende Quantitäten von der Malabarküste eingeführt worden sind, da der in Ceylon gezogene für den Bedarf nicht ausreichte. Wahrscheinlich wirkt dabei der Pfeffer, als der stärkere hygroskopische Körper, auf die Absorbirung der Feuchtigkeit und konservirt dadurch den Zimmt besser, ein Umstand, der in jener Zeit, als die Reisen nach Europa die doppelte Zeit von heute in Anspruch nahmen, nicht ohne Wichtigkeit war.

Die Arbeiter sind Chalias, die nach dem Gewichte und der Quantität der abgelieferten Waare bezahlt werden. Sie sind wie alle Singhalesen seit 1832 frei und werden gut behandelt und bezahlt, da man sie an die Zimmtgärten fesseln will, um sie vom Schälen des wilden Zimmts abzuhalten. Eigene Zimmtkasten unter ihnen sortiren den Zimmt nach dem Geschmack. Zur Zeit des Monopols unterhielt die Regierung solche Zimmtkasten, die acht verschiedene Sorten zu unterscheiden im Stande waren und die nur durch häufigen Genuß von Butterbrod ihre Geschmacksorgane vor Ueberreizung bewahrten.

Aus den Rinden-Abfällen beim Beschneiden, aus den Rinden dicker Stöcke und Stämme wird durch Destillation das goldgelbe Zimmtöl gewonnen, das Geruch und Geschmack des Zimmts aber im concentrirten Maße besitzt. Aus denselben Abfällen wird das Zimmtwasser bereitet. Ein zweites sehr verschiedenes Oel von dunkelbrauner Farbe wird aus den Blättern destillirt. Es ist dickflüssig und im Geruch dem Nelkenöl ähnlich.

Der Rückgang der Zimmtpreise hat zur Einschränkung des Anbaues und zu theilweiser Umgestaltung der Zimmtgärten in Cocosplantagen geführt. Ihre Zahl beträgt gegenwärtig 44, und ihr Flächenraum in der westlichen Provinz bei 12,000, in der südlichen nicht ganz 3000 Acres. Die Exporte, die 1842 auf 121,000 Pfund gesunken waren, haben sich wieder gehoben und variirten von 1850—1861 von 500,000 bis 800,000 Pfund. Die letzte Quantität hatte aber nur den Werth von 42,000 Lire, also von 1 Schilling per Pfund, während er loco London 1841 noch mit 5 Schilling bezahlt worden war.

Hie und da hat man den Anbau des Muskatnuß- und des Gewürznelkenbaumes versucht. Der Kaffeebaum gedeiht überall um die Hütten der Eingebornen im Schatten hoher Bäume, schlägt jedoch fehl, sobald er im heißen Tiefland in großen offenen Plantagen gebaut wird. Der Bau des Zuckerrohres ist an mehreren Punkten versucht worden, gedeiht jedoch nicht besonders gut, da der Boden in der Regel zu arm ist. Zwei tropische Kulturzweige, Indigo und Pfeffer, die einst nicht unbedeutend waren, sind eingegangen.

Der Verkehr an der Südwestküste ist ziemlich lebhaft. Die vermehrte Produktion von Cocosöl, und im Innern von Kaffee, hat auch auf einige Gewerbszweige seine Rückwirkung nicht verfehlt. Ein Theil der Chalias und der Fischerkaste sind Böttcher geworden, und der Absatz von Möbeln an die europäischen Residenten hat auf die bessere Verwerthung der einheimischen Hölzer durch die singhalesischen Drechsler und Schreiner geführt. Die Häuser sind unter dem Einfluß der Europäer wohnlicher geworden, und die Mischrassen oder Halfcastes haben den von den Holländern eingeführten Baustil, wenn's die Mittel erlauben, angenommen. Dieser besteht in ebenerdigen Häusern aus Backstein, weiß getüncht mit hohen luftigen Zimmern und breiter Verandah. Monumentale Bauten sind selten und beschränken sich auf einige, aus Lehm aufgeführte und weißgetünchte Tempel (Wihan), oder auf glockenförmige aber massive Dagobas. Süßduftende Pflanzen, Michelia Champaca, Jasmin und Plumierien und der heilige Bo (Ficus religiosa), sind um die heiligen Stätten gepflanzt. Der Bo ist der Gegenstand einer besondern Verehrung, denn unter seinem Schatten lehrte Buddha am liebsten. Er ist das Symbol des Lebens. Andere Bäume übertreffen ihn zwar an Größe und Schönheit, aber seine Lebenszähigkeit und seine langgestielten, daher stets zitternden Blätter, die ihm den Namen Sassaloda (der ewig Zitternde) geben, sind Erscheinungen, auf welche die Buddhisten großen Nachdruck legen. Die Mischlinge, welche den Titel Don, wenn sie von portugiesischer, oder Burger, wenn sie von holländischer Abstammung sind, sich beilegen, haben auch europäische Kleidung, oder wenigstens Hemd, Jacke und Beinkleider angenommen, während die reine Rasse den Comboi, ein um die Lenden geschlagenes, bis an die Knöchel reichendes Tuch beibehalten hat, der in Verbindung mit dem in einen Zopf geflochtenen und durch große Schildpattkämme befestigten Haar den an und für sich zierlichen Gestalten ein weibisches Aussehen gibt.

Längs der ganzen Südostküste haben die Engländer eine vortreffliche macadamisirte Straße gebaut, welche die alte binnenländische Wasserstraße der Holländer unnöthig macht. Es gabeln sich nämlich die Flüsse nahe an ihren Mündungen und bilden mit den landeingehenden Meerarmen und Lagunen von Caltura an jenes natürliche Kanalsystem, die Gobs, welches die Holländer, denen ein solches Verkehrsmittel von ihrer Heimath her sympathisch war, weiter entwickelten.

Die Mündungen der Flüsse, die breit auseinander gehen, gehören zu den reizendsten Bildern des Niederlandes. Sie sind große ruhige Wasserspiegel, eingerahmt von hohem dunklem Wald, an dessen Saume die scheinbar stammlose Lagunenpalme (Nipa fruticosa) und am brackigen Wasser die Manglebäume (Rhizophora und Beongiera) als besondere Züge hervortreten. Wo der Einfluß der salzigen Fluth aufhört, wird auch die Vegetation der Flußufer eine andere.

Eine solche Landschaft eines untern Stromlaufes ist das beiliegende Bild vom Kaluganga, das Baron Heinr. v. Königsbrun, der meinen Freund Hrn. Ritter v. Fridau und mich auf einem Theil unserer Reisen begleitet hat und sich durch eben so schöne als treue Bilder ein großes Verdienst um die Förderung der geographischen Landschaftskunde, wie Herr v. Kittlitz, Bellermann und Berg, erworben hat. Denn heute verlangen wir mehr als bloße Veduten, Jagdscenen, bizarre Bauten und Costüme; wir verlangen Bilder, welche ein so getreues botanisches Detail geben, daß wir aus ihnen den Charakter der Landschaft zu erkennen vermögen. Es ist erfreulich, daß „der Globus" solche Darstellungen mit unter seine Ziele rechnet und dadurch den Geschmack des wißbegierigen Publikums zu bilden, zu heben und zu läutern sucht. Aus der großen Zahl Königsbrun'scher Darstellungen wählte ich mit Absicht nur Vegetationsbilder, weil das Beiwerk nur zu häufig die Aufmerksamkeit vom Hauptwerk abwendet.

Die Ufer des Kaluganga, des schwarzen Flusses, sind mit baumartigem Gras, dem hohen Bambus, eingefaßt, dessen zierliches Laub wie ein leichter Federschmuck weit über den Fluß hängt. Terminalien, wasserliebende Bassien, Dillenien, Borringtonien und Cäsalpinien bilden die Hauptmasse des Waldbestandes und sind in zahlreichen Geschlechtern und Arten vertreten. Piperoma, Vilis und Iponeen klettern in den Zweigen und hängen in schwankenden Festons herab, während die Stämme mit schmarotzenden Orchideen und Farren bedeckt sind. Der Wald hat ein dunkles gesättigtes Grün, dem ein warmes Braun beigemischt ist, eine Mannigfaltigkeit des Laubwerks und einen Wechsel von reflektirten Lichtern, die nur eine große Zahl von Bäumen, welche ganz verschiedene Physiognomien haben, hervorzubringen im Stande ist. Ein Riesenkandelaber, der Bannwollbaum mit horizontalen wirtelständigen Aesten, der pyramidale Blüthenstand der Talipat und die Wipfel der Cocospalme, die Verkünder menschlicher Wohnungen in der Waldeinsamkeit, erheben sich luftig über den Laubmassen. Vor der Blüthe wirft die Talipatpalme, die nur einmal

blüht, ihre Blätter ab. Die riesigen Fächer dieser Palme, welche einen Durchmesser von 10 Fuß haben, durchbrechen im Vordergrund unsers Bildes das Dickicht des Bambusgebüsches.

Das Wasser der Flüsse ist wenig durchsichtig, da sie eine große Menge erdiger Bestandtheile, besonders während der Regenzeit, führen, und durch die Schatten der dunkeln Wälder erhalten sie ein schwärzliches Aussehen, daher die wiederkehrenden Benennungen schwarze Flüsse für den Kaluganga und Kalaniganga. Die Flüsse sind sehr einsam, denn die Dörfer liegen abseits vom Ufer, und die Schifffahrt ist höchst unbedeutend. Diese wird entweder mit leichten Doppelkähnen, über welche einige Bretter gelegt werden, oder mit großen unbehilflichen Booten betrieben. Bei diesen ist Vorder- und Hintertheil breit und die Seitenwände sind noch durch äußere Längsbalken verstärkt. Diese Boote haben ein gewölbtes Dach, das aus einem Gerüpp von Bambusstäben und Baumzweigen besteht, an welches Matten aus Palmblättern befestigt sind. Sie dienen auf dem Kaluganga zum Transport von Reis, Arekanüssen und Kaffee, der an einigen Vorbergen des Adamspik gebaut wird. Die massive Bauart dieser Boote ist eine Nothwendigkeit, denn da, wo das Hügelland beginnt, durchsetzen oft einzelne Gneißmassen den Fluß und erzeugen Stromschnellen, deren Beschiffung für leicht gebaute, aber schwer geladene Schiffe gefährlich wäre. Die Thalfahrten gehen rasch von Statten, besonders im obern und mittlern Lauf, wo die Stromgeschwindigkeit eine bedeutende ist. Die Bergfahrten sind dagegen langwierig, denn die schweren Boote werden durch lange Stangen fortgeschoben, oder die Bootsleute helfen sich dadurch, daß sie überhängende Baumzweige mit den Händen, oder nahestehende Bäume mit hakenförmig gekrümmten Stangen umfassen und so das Boot hinausschieben. Ist der Wind im untern Stromlauf günstig, so wird wohl auch ein viereckiges Segel an einem Mast aus Bambusrohr aufgezogen.

Nur ein kleiner Theil der Bevölkerung lebt an den Flüssen und in den Querthälern. Durch die zahlreichen Nebenflüsse ist das Land so durchschnitten, daß das Fortkommen äußerst beschwerlich wird, um so mehr, da nur schmale Fußpfade existiren, mittelst deren die Eingebornen einen spärlichen Verkehr unterhalten. Ueber die kleinen Flüsse und Bäche sind Baumstämme gelegt und mehrere Bambusstäbe. Sobald aber die Breite die Länge eines Baumstammes übersteigt, oder der Wanderer in die menschenleeren Gegenden kommt, hört alle Ueberbrückung auf, und man muß sich entschließen, durchzuwaten. Die Beschwerden werden noch dadurch vergrößert, daß ein Theil des Thalbodens während des Regens unter Wasser steht, oder das ganze Jahr hindurch versumpft ist. Die Wälder bestehen theils aus Hochwald, theils aus einem Niederwald, der meist aus graugrünem und hellgrünem Buschwerk und niedrigen Bäumen mit spärlicher Verästlung besteht. Dieser Niederwald, der in seinem Colorit an das Maigrün unserer Laubwälder mahnt, heißt Chena, und hat Gynöen, Euryen, Eläocarpeen und Crotoneen zu seinem Hauptbestand. Die mit dem gesättigten Grün des Hochwaldes contrastirende Chena ist die Folge einer ärmlichen Kultur. Diese ist eine Art ambulanter Ackerbau, der gewöhnlich von Familien niederer Kasten, seit die Landwirthschaft zu verfallen begonnen, betrieben wird, welche das mühevolle aber unabhängige Leben der feudalen Unterwürfigkeit unter ihren Grundherren vorzogen. Diese agricolen Nomaden hauen und brennen den Wald nieder und säen auf der gelichteten Mitte Bergreis, Hirse, Corracan und manchmal auch etwas Baumwolle. Eine solche Plantage wird mit dornigen Aesten umgeben und in ihrer Mitte oder an ihrem Rande auf einem stehen gebliebenen Baume ein mit einem kleinen Dach versehener Sitz für den Wächter errichtet, um die Pflanzung gegen den Einbruch der Elephanten zu sichern. In der Regel sind diese schwachen Schutzmaßregeln hinreichend, da diese gewaltigen Thiere scheu und furchtsam sind und mit Ausnahme der aus dem Verband der Herden ausgetriebenen eine überwachte Pflanzung nicht leicht angreifen. Eine Hütte aus Baumzweigen nimmt die kleine Familie eines Chenabauers auf, die in kurzer Zeit, in der Regel nach Jahren, eine neue Ansiedlung beginnt, da nach zwei Ernten der Ertrag ein so spärlicher wird, daß er die Arbeit nicht mehr lohnt. Solche Kulturen heißen Nelhis, und wären in jedem Lande, wo der Boden oder das Holz von einigem Werthe ist, eine fürchterliche Verwüstung. Aber auch hier hat diese Waldbrache mit langjährigem Turnus ihre großen Schattenseiten, da die Rodung eine verhältnißmäßig sehr große Arbeit fordert und doch nur kärgliche Subsistenzmittel liefert. Im dünnbevölkerten Osten der Insel sind die Nelhis ungleich häufiger und gegen eine kleine Abgabe gesetzlich erlaubt.

Die Wälder, besonders in der Nähe der Flußufer, wimmeln von Thieren. Hirsche, Affen, große frugivore Fledermäuse, wilde Büffel, Stachel- und Wildschweine, Schakale und ganze Herden von Elephanten, Papageien, braune und grüne Tauben, Nashornvögel, Pfauen, Wildhühner u. s. w. bevölkern die Wildniß und geben den Sport liebenden englischen Residenten die reichste Gelegenheit zur Jagd. Gefährliche Thiere sind die Leoparden, Krokodile und die Giftschlangen.

Beschwerlicher als die wilden und giftigen Thiere ist die den südindischen Ländern eigenthümliche Landplage, der Landblutegel, in Gärten, Feldern und Wäldern. Sie kommen von der Tiefebene bis in die höchsten Berge Ceylons vor, sind aber im südwestlichen Theile weit häufiger als im übrigen Lande, da die Feuchtigkeit dort größer ist. Im Südwesten treiben sie das ganze Jahr hindurch ihr Wesen, während sie sich in Gegenden, wo eine mehrmonatliche Trockenheit eintritt, in der Erde verbergen, um nach den ersten Regengüssen in Schwärmen hervorzubrechen. Sie bewegen sich mit großer Schnelligkeit, oft spannmessend, ja selbst springend. Sie haben eine scharfe Witterung und stürzen aus dem Grase auf ihre Opfer, oder lassen sich von den Bäumen auf sie herabfallen. Ihre Länge beträgt nur drei bis vier Linien, und ihre Dicke, im Zustande der Ruhe, nur eine halbe Linie. Wenn sie sich ausdehnen, werden sie dünn wie ein Faden und kriechen dann durch die Maschen der Strümpfe und des Leinenzeuges. Europäische Jäger und Reisende sind daher zu besonderen Vorsichtsmaßregeln genöthigt, wenn sie in die Wälder gehen; sie bedienen sich lederner oder dicker wollener Strümpfe, welche über die Beinkleider gezogen und unter den Knien festgebunden werden. In den Kriegen der Portugiesen, Holländer und Engländer mit den Königen von Kandy haben die bivouaquirenden Truppen außerordentlich durch diese Thiere gelitten, denn ihr Biß ist keineswegs, wie man früher glaubte, giftig, ja nicht einmal schmerzhaft; aber bei einer Zahl solcher Bißwunden entsteht leicht Entzündung und langwierige Eiterung. Die Thiere leiden nicht minder als die Menschen von den Landblutegeln, die selbst den Vögeln in die Nase kriechen. Zugochsen werden, wenn sie auch nur einige Stunden im Walde weiden, oft so übel zugerichtet, daß sie längere Zeit zur Arbeit untauglich werden.

Die Lüneburger Haide.

Geographisches Charakterbild von **Heinrich Jastram.**

II.

Das Wendland. — Eigenthümlichkeit des Volkes, dessen Charakter und Lebensweise. — Nahrungsmittel. — Das Haus der Haidegegenden. — Schützenhöfe; Zusammenarbeiten. — Hochzeitsfeierlichkeiten und was daran hängt. — Hünengräber und Erdhügel. — Ortschaften.

Werfen wir nun einen ethnographisch-historischen Blick auf die Haide.

Es ist bekannt, daß zwischen der Elbe und Weser der Stamm der Sachsen wohnte, während am rechten Elbufer, im jetzigen Mecklenburg und Lauenburg, die Obotriten, ein wendischer Volksstamm, lebten. Theilweise wohnten die Letzteren auch am linken Elbufer, wurden aber von den Sachsen, namentlich zur Zeit der sächsischen Kaiser, über die Elbe zurückgedrängt. Ein kleiner abgeschnittener Theil blieb im sogenannten Drawän oder Wendlande,*) in den Aemtern Dannenberg, Lüchow und Wustrow, an der Elbe und Jeetzel, hängen, wo sich auch die wendische Sprache noch bis vor 100 Jahren erhielt. Wenn auch sowohl hier, wie in Mecklenburg, das wendische Element am Ende in dem germanischen aufging und verschwand, so sind doch noch heute Merkmale vorhanden, die auf wendisches Leben hinweisen. Dahin gehören: Die eigenthümliche Klangfarbe mancher Vocale, z. B. o wie oan, ö wie oie, das Fehlen des H im Anfange der Wörter, z. B. „und" statt Hund, sowie charakteristische Sachnamen, die sich noch erhalten haben, z. B. Pinkelneiz (Schaukel), Poloizky (kleiner Krug), Papelluiz (Hufeisen, Weißbrot in Hufeisenform).

Die sächsischen Gebäude sind am Giebelende mit zwei sich kreuzenden hölzernen Pferdeköpfen versehen, welche an den wendischen Gebäuden fehlen. Das Pferd ist das uralte Sachsenwappen und findet sich auch im welfischen Wappen; die Kreuzform an den Häusern, welche damit verbunden ist, soll an die Einführung des Christenthums erinnern, wie die Sage meint.

Manche Ortsnamen erinnern an den wendischen Ursprung der Oerter, die sie führen, z. B. „Wendischthun, Wendischblockede."

Die wendischen Ortschaften haben eine ganz andere Bauart als die sächsischen. Während die letzteren bunt gruppirt liegen, sind die ersteren gewöhnlich in Form eines Kreises oder einer Ellipse erbaut. Alle Häuser kehren dem dazwischen liegenden freien Raume die Giebelseite zu, und das Centrum dieses Raumes bildet entweder die Hirtenkothe oder Kirche, Pfarre und Schule, oder alle vier.

Die Kleidung, namentlich der Frauen, im sogenannten Drawän, unterscheidet sich von der der sächsischen Ortschaften, harmonirt aber mit der in Mecklenburg. Charakteristische Merkmale sind namentlich bei der Frauentracht: das Zusammenbinden der Haare mitten auf dem Kopfe zu einem Nestchen, welches mit gold- und silbergestickten Bandmützen geziert wird, und das Besetzen der Kleider in der Kniehöhe mit händebreitem hellfarbigen Bande.

Es braucht wohl kaum bemerkt zu werden, daß bei der Schilderung solches urwüchsigen Volkslebens überall das platte Land ins Auge gefaßt wird; denn in den Städten ist die Kultur durch die einschlagenden Verhältnisse eine ganz andere geworden.

Es ist die Aufgabe jeder rechten geographischen Charakterschilderung, wo möglich nachzuweisen, in wie weit Charakter, Lebensweise ꝛc. der Bewohner durch die natürlichen Verhältnisse des Landes bedingt sind oder damit in Correlation stehen und correspondiren. Wer wollte z. B. leugnen, daß der ernste, tiefe Charakter der Bewohner Skandinaviens eben so gut durch die Eigenthümlichkeit ihrer Heimat bedingt ist, als die fröhliche Sorglosigkeit der Italiener durch ihr sonniges grünes Land? Läßt sich dies nun auch bei den Bewohnern der Haide nachweisen? — Wagen wir den Versuch!

Wir haben gesehen, daß sich in der Haide als hervorragende Eigenschaft Einförmigkeit, Einfachheit neben Massenhaftigkeit zeigte. In Uebereinstimmung hiermit finden wir im Charakter und in der Lebensweise der Bewohner eine gewisse Einfachheit und Massivität. Es ist wohl selbstredend, daß das Wort hier eben in dem edelsten Sinne genommen wird, wo es so viel bedeutet als: durch und durch voll Fülle, gediegen bei Einfachheit. Und wie thun sich diese Eigenschaften im Charakter und in der Lebensweise der Haidebewohner kund? Es treten uns bei ihnen eine edle, derbe Biederkeit und Offenheit, ein gewisses patriarchalisches Wesen, (wovon schon die allgemein gebräuchliche Anrede der Landleute unter einander mit Du ein Zeugniß ist), Genügsamkeit, Sparsamkeit und Thätigkeit entgegen. Sie kleiden sich von der Arbeit ihrer eigenen Hände, in Leinen, Wolle oder Beiderwand, und leben von den einfachen Produkten, die ihnen Acker, Garten und Heerde liefern. Der Küchenzettel der Haidebewohner ist sehr einfach. Noch gibt es Häuser, in denen der Kaffee nur dem „Besuch" vorgesetzt wird; eine kräftige Suppe von braunem Kohl oder von Milch oder Mehl oder Grütze ꝛc. ersetzt ihn vollkommen; doch beginnt er immer mehr Eingang zu finden, wird aber gewöhnlich stark mit Cichorien versetzt. Das Brot der Haide, „grobes Brot" genannt, darf nicht mit dem Pumpernickel verwechselt werden. Zu dem letztern wird der Roggen nur geschroten, und die Brote haben eine ziemliche Größe, während das im Lüneburgischen gebräuchliche Brot die gewöhnliche Form besitzt und aus fein gemahlenem Mehle, woraus jedoch die Kleie nicht entfernt ist, gebacken wird. Dadurch verbleibt diesem Brote der kräftige nährende Kleber und es „setzt einen Kerl", wie man dort sagt. Dieses Brod wird jedoch nur von den Bettlern trocken gegessen, sonst aber überall mit Butter, Honig, Syrup, Muß ꝛc. bestrichen. Bei festlichen Gelegenheiten wird „Feinbrot" gebacken, d. i. ein weißeres Roggenbrot ohne Kleie. Das Schweinefleisch ist allgemein beliebt, geräuchert und ungeräuchert, als Speck und Schinken oder als Sülze und Wurst; jedoch werden dort ganz eigenthümliche Würste fabricirt, z. B. Grützewürste, Mettwürste mit Senfkörnern, Rothwurst von Mehl und Blut ꝛc. Sind nicht Gedärme genug vorhanden, so werden nicht, wie in den südlichen Theilen Hannovers, Kälberblasen zu Hülfe genommen, sondern leinene Beutel. Wiewohl nun in den kleineren Haushaltungen das Schwein fast alle Bedürfnisse an Fleisch ꝛc. befriedigt, so werden doch in wohlhabenderen Familien auch Schafe, Kühe ꝛc. geschlachtet und

*) Wir haben im Globus schon früher eine Schilderung des lüneburgischen Wendlandes gegeben. Bd. III, S. 304. D. Red.

ihr Fleisch wird, namentlich geräuchert, gern gegessen. — Ein Nationalgericht sind die „Klütgen", Klöße von Roggen-, Weizen- oder Buchweizenmehl. Sie werden mit Kartoffeln, mit Milch, mit Obst, Fleisch, Erbsen 2c., kurz, in allen möglichen Formen und zu allen Zeiten gegessen. Andere gebräuchliche Gerichte sind: von Mehl, Graupen, Hafer- oder Buchweizengrütze, Reis 2c. wird ein geleeartiger Teig gekocht, der dann kalt mit einem Uebergusse von warmer Milch gegessen wird. Eben so wird aus dicker Milch ein gallertartiger Käse bereitet und, wie auch Kartoffelbrei, mit süßer Milch genossen. Kartoffeln mit Speck, Erbsenbrei, Pfannkuchen mit einer Brühe von Syrup und Essig, Milch und Semmel sind sehr beliebt. Von den gewöhnlichen in allen Gegenden bekannten Gerichten wollen wir schweigen.

Einfach sind auch die Wohnungsräume. Ein vier bis fünf Fuß hoher geflochtener Weidenzaun, nach oben durch eine Lage stacheliger Dornenbüsche geschützt, umschließt das Gehöft. Man tritt durch ein Bretterthor in den Hof, auf welchem die Fußsteige oft gepflastert sind. Eine große Hauptthür von der Höhe, daß ein voller Erntewagen ungehindert hindurchfahren kann, führt am Giebelende in einen hohen weiten Raum, der sein Licht allein durch jene Thür erhält. Die feste Lehmdiele desselben dient zum Dreschen, oder es stehen mehrere Wagen darauf. Zu den beiden Seiten dieser Diele haben die Pferde und Kühe ihren Platz, deren Ställe man so ganz übersehen kann. An der Seite der Pferde befinden sich die Kammern der Knechte, an der Seite der Kühe die Kammern der Mädchen. Die Decke dieses hohen Raumes und der viel niedrigeren Ställe und Kammern besteht aus Tannendielen. Am Ende der Dreschdiele, in älteren Gebäuden damit vereint, in neueren durch eine Mauer davon getrennt, befindet sich der „Flett" oder die Küchenflur. Sie geht quer durch das ganze Haus, und von ihr aus kommt man in die Wohnräume, den Keller 2c. und durch zwei Seitenthüren des Hauses in den Garten und in den Hof. Der Heerd besteht aus einem großen Steinhaufen, über welchem sich ein Schwibbogen wölbt. Der Rauch wird nur in neueren Häusern durch einen Schornstein abgeleitet, zieht in älteren aber frei im Hause umher und findet seinen Abzug durch das sogenannte Eulenloch, welches sich am Giebelende des Daches befindet. In diesem Falle werden Speck und Würste über der Feuerstelle aufgehängt und geräuchert. Hinter der Küche befinden sich die Wohn- und Schlafräume der Bauern, gewöhnlich mit den allereinfachsten Möbeln angefüllt, (einige stehende und hängende Schränke, Tische, Bänke, Betten 2c.), weiß getüncht, mit einem großen Kachelofen versehen und an den Wänden mit mancherlei Bildern verziert. Das Dach besteht aus Stroh oder Schilf und ist gewöhnlich grün mit Moos bewachsen und mit einem Storchnest geziert. Neben dem Wohnhause befinden sich Speicher, Scheune, Ställe 2c. Der geräumige Hof dient zur Düngerstätte, zum Tummelplatze des Geflügels, zur Aufbewahrung von Holz 2c. Ein Theil des Gartens dient zur Bleiche, ein anderer zum Blumengärtchen, und der größte Theil ist mit Obstbäumen bepflanzt, unter denen Gemüse wächst. Der Brunnen ist mit einem offenen Kasten umgeben. Daneben erhebt sich der große Hebebalken des Brunnens, an dem einen Ende der Eimer an langer Stange zum Hinabsenken, an dem andern der schwere Stein zur Erleichterung des Heraufziehens. Daneben befinden sich einige hölzerne Tröge zum Tränken des Viehes.

So sind also Einfachheit und Massivität (im edlen Sinne) ein Grundzug der Haidebewohner. Es ist uns jedoch auch wohl erklärlich, warum man diese beiden Eigenschaften im üblen Sinne deutet und als Einfältigkeit und Massivität im schlechten Sinne, Grobheit, Plumpheit, bezeichnet, weil man sich eben in das urwüchsige Naturleben nicht hineinfinden kann. Daß aber in vielen, vielen Fällen Fremde sich mit Recht über die „Unmanierlichkeit" 2c. eines Haidebewohners, der nie etwas Anderes gesehen als sein Dorf, beklagen, wollen wir gern zugeben, da man ähnliche Erscheinungen allenthalben finden kann.

Die Einfachheit der Haide thut sich, wenn wir diese Eigenschaft mit dem gleichfalls treffenden Namen Stetigkeit belegen und dies auf die Zeit anwenden, auch als Stabilität d. i. Festigkeit, starre Beharrlichkeit bei dem Bestehenden, kund. Wenden wir dies auf den Charakter 2c. der Bewohner an, so wird es uns vollkommen klar, wie sich bei ihnen das Hängen am einmal Bestehenden, die Liebe zum Hergebrachten, ich möchte sagen: Conservatismus (das Wort ohne politische Bedeutung genommen) findet. Hieraus erklärt sich ihre Heimatsliebe. Ohne dringende Veranlassung verkauft niemand sein Hab und Gut, zumal bittere Noth in der Haide eben nicht zu Hause ist, da Jedermann sein gutes Auskommen haben kann (wiewohl sie auch kein Geldland ist). Diese Heimatsliebe verläßt auch die nicht, welche ihre neue Heimat vielleicht in schöneren Gegenden finden; oft artet sie bis zum unheilbaren Heimweh aus, oft aber auch und meistens durchzittert ein stilles, leises Sehnen nach den lieben, lieben Stätten der Kindheit die Seele.

Fest hängen die Haidebewohner auch an der Kirche. „Sonntäglich eilen sie einzeln und in Schaaren froh und heiter zur Kirche, manche halbestunden- und stundenweit." Es ist charakteristisch, daß der Haidebewohner seinen schlichten Korbwagen zum Ausfahren „Kirchenwagen", seinen Gehstock „Kirchenstock", seinen Sonntagsrock „Kirchenrock" nennt.

Viel Politik treiben, ist seine Sache nicht!

Diese Anhänglichkeit am Alten macht jedoch die Haidebewohner oft auch blind gegen das wirklich gute Neue. Wie vielfach wird der Ackerbau noch immer nach dem alten Schlendrian getrieben, obwohl die Vorzüge des rationellen Wirthschaftsbetriebes auf der Hand liegen! Wie viel haben die Lehrer in den Schulen kämpfen müssen, wenn sie eine bessere Methode anwandten!

Groß auch ist die Festigkeit, mit welcher sowohl an alten Sagen, als am Aberglauben festgehalten wird. In dieser Beziehung ist vielleicht die Haide noch zu sehr eine terra incognita, denn der absichtliche Forscher erscheint vielfach dem Volke als ein Zudringlicher, der es verspotten könnte, und nur durch Sammeln von vielen Daten durch Männer aus dem Volke selbst kann ein Fond gewonnen werden, den dann die Männer der Wissenschaft schon verwerthen werden, und so würde uns noch viel Interessantes dargeboten werden können.

So wie die Haide endlich selbst pikant und originell ist, so bietet auch das Volksleben viele originelle Seiten dar.

Die Schützenhöfe und Jahrmärkte sind im Lüneburgischen wirkliche Vergnügungstage für Alt und Jung aus dem Volke. Haben doch sogar die Kinder ihren Schützenhof! Märkte und Schützenhöfe werden indeß nur in Städten, Flecken und größeren Dörfern gehalten; doch kommt immer zahlreicher Besuch aus anderen Orten.

Originell ist das Zusammenarbeiten der Landleute. So vereinigen sich mehrere Familien zum gemeinschaftlichen Dreschen, Mähen 2c., wobei die frühesten Morgen- und die Abendstunden benutzt werden, während man Mittags schläft. Daß es hierbei an guter Bewirthung, an munterem Gesange 2c. nicht fehlt, braucht wohl kaum gesagt zu werden. Mit dem Flachsboken (Klopfen) wird es eben so gehalten, und man hört noch spät des Abends das Hämmern, Singen und Jubeln. Bei dem sogenannten Flachsschwingen steht die ganze Dreschdiele voller Frauen und Mädchen, die an einem hölzernen Gestelle mit einem dünnen Holzbrette mit Griff die holzigen Theile des Flachses entfernen. Wer ihnen in die Hände fällt, wird mit einer „Flachsriste" oder einer Fessel des feinsten Flachses am Arm geziert, wofür er ein Trinkgeld entrichten muß; will er

dieses aber nicht geben, so wird er krumm zusammen gebunden oder in der Flachsspreu gewälzt.

Originell erscheinen auch die Hochzeiten. Die Vorbereitungen sind getroffen; Kuchen, Stuten (große Weizenbrote) und Brot sind gebacken, das Hornvieh geschlachtet, der Schweineschinken liegt bereit, die Hühner sind gerupft, und die Nachbarn haben ihre Gaben an Milch, Eiern, Mehl, Butter ꝛc. gebracht. Da kommt auf einmal vom Nachbardorfe her im brausenden Galopp ein Wagen. Er ist mit sechs Pferden bespannt, die mit Bändern und Knittergold reichlich ausgestattet sind. Sie bäumen sich wild und schütteln die mit bunten Bändern durchflochtenen Mähnen und das mit einem hohen Federbusche geschmückte Haupt. Die Fuhrleute schwingen die bebänderten Peitschen, daß Einem die Ohren gellen; die Musiker spielen auf den geschmückten Instrumenten, daß es „eine Art hat". Auf dem Wagen sitzen der Tischler, welcher die auf dem Wagen befindliche Aussteuer gemacht hat, der Freiwerber und eine alte Frau. Allenthalben wird angehalten; die erwachseuen Zuschauer bekommen Schnaps und Semmel; unter die Kinder werden Pfeffernüsse gestreut. Hier und da wird auch wohl der Wagen durch ein quer über den Weg gespanntes Seil aufgehalten. Die Alten äußern ziemlich ungenirt ihre Meinung über die auf dem Wagen befindlichen Kisten und Kasten ꝛc. Beim „Abladen" sind die Nachbarn thätig und feiern an diesem Abend schon die „Vorköst". Es wird gespielt, gewalzt, gegessen und getrunken.

Unterdeß hat sich draußen das ganze Dorf versammelt, auch haben sich Leute aus einigen Nachbardörfern eingefunden. Die Burschen sind sämmtlich mit Scherben und alten Krügen und Töpfen versehen und beginnen damit eine lustige Kanonade gegen die „große Thür". Der Zweck dieses „Polterns" ist, Bier, Branntwein und Kuchen zu erlangen; der Bräutigam oder die Braut müssen dergleichen persönlich überreichen und sie thun es um so lieber, jemehr gepoltert wird, denn das ist ein Zeichen allgemeiner Theilnahme. Als symbolische Bedeutung wird angegeben: alles Poltern muß in der Ehe unterbleiben; da es aber im Leben doch nicht ganz ohne Poltern hergeht, so macht man dies lieber vorher ab.

Der Hochzeitsmorgen beginnt. Wie die Christen von jeher den Freitag ausgezeichnet haben, so feiern auch die lüneburger Landleute gewöhnlich an diesem Tage ihre Hochzeiten. Der Morgen selbst beginnt damit, daß die Musikanten durchs ganze Dorf ziehen und das Lied blasen: „Morgenroth" und dann: „Frisch auf zum fröhlichen Jagen." Damit soll angedeutet werden, daß dieser Tag für die Brautleute gewissermaßen ein trauriger ist, indem das eine oder andere von ihnen Vater und Mutter verlassen muß, daß aber die Hochzeitsgäste im vollen Maße ihrem Vergnügen nachjagen müssen. Zugleich ist dieses für die Gäste eine Anmahnung, sich „fertig zu machen". Dann müssen die geschmückten und bekränzten „Jungfern" los, um zu „nöthigen", worauf zuerst die einheimischen Gäste erscheinen, nachher die auswärtigen. So wie sie ankommen, nimmt der Vater oder der, welcher dessen Stelle vertritt, sie in Empfang. Zuerst geht es zum Kaffeetisch und darauf zum Frühstück, das aus „Stuten", Brod, Wurst und Sülze besteht. Die Mädchen nehmen diesen Augenblick wahr, um sich sämmtlicher Mützen und Hüte der Männer zu bemächtigen, damit diese mit „Kränzen" versehen werden. Dabei hält man es folgendermaßen: die Trauzeugen, die Fuhrleute und der Bräutigam bekommen eine Blume mit Unterlage von „Knittergold", die Fuhrleute an beiden Seiten, die Uebrigen nur an einer. Die Gäste des Bräutigams erhalten eine Unterlage von grünem Papier zu ihrer Blume, die der Braut eine einfache Blume, Verheirathete rechts, „junge Leute" (d. i. Unverheirathete, auch wenn sie 60 Jahre alt sind) links, obwohl hierin auch Abweichungen vorkommen. Jeder muß dann seinen „Deckel" mit einem Trinkgelde einlösen.

Nachdem dies vollendet ist, werden noch einige Rundtänze gemacht, und damit ist die Morgenfeier geschlossen. Die Trauzeugen nehmen nun die weinende Braut zur Hand, die Musikanten spielen die Melodie: „Heute muß ich fort ꝛc.", fallen aber alsbald in einen brausenden Hopser, um das Ergreifende, die Trauer dieser Scene gewaltsam zu beseitigen. Nachdem Alle ihren Platz eingenommen, geht der Wagen fort im brausenden Galopp; nur hier und da wird angehalten, um zu „spendiren". Die Musikanten spielen, „was sie wissen", und so kommt man im Kirchdorfe an. Nachdem dort Alles beendigt ist, fährt man wieder dem Bräutigamshause zu.

An der Gemarkung der Flur machen die Fuhrleute „Halt", wenden bei stillstehendem Wagen das Gespann, und der Vorreiter, welcher neben der Braut hält, fragt, militärisch grüßend: „Junge Frau, wer hat Euch hierher geführt?" — „„Gott und gute Leute."" — „Nun so könnt Ihr künftig doch nicht sagen: Warum hat mich der Teufel hierher gebracht?" — Darauf wird den Fuhrleuten ein bedeutendes Trinkgeld verabreicht und dann weiter gefahren.

Wenn die Wagenführer auf dem Hofe ankommen, finden sie alle Thüren verschlossen; nur gegen das Gelübde, artig zu leben und gute Kinder zu sein, läßt man sie ein. Diese symbolische Handlung soll ihnen eben das vierte Gebot in anschaulicher Weise vorführen und zugleich andeuten, wie sie das Haus, das ihnen übergeben wird, nicht als ein Recht beanspruchen können.

Nun wird zur Mahlzeit geschritten. Obenan sitzen Mann und Frau, dann die Trauzeugen, darauf die Jungfern, endlich die Gäste bunt gruppirt. Die Musikanten machen Tafelmusik: „Es kann ja nicht immer so bleiben ꝛc." Dreimal wird gesammelt; zuerst kommt der „Musikantenteller" mit einem Mundstücke von einer Trompete darauf; dann der „Köchinteller" mit Salz, endlich der „Wäscherinteller" mit einem Waschlappen und Asche. Die Mahlzeit besteht aus drei Gängen; zuerst Hühnersuppe mit „Stuten" und Hühnern, dann Fleisch und Gemüse, endlich „grot Klüt", d. i. ein derber Mehlpudding mit Rosinenbrühe, Reisbrei und Zwetschen.

Nach beendigter Mahlzeit schreitet man zum „Brauthandel", indem die Trauzeugen des Mannes von denen der Frau diese erhandeln; dabei fallen dann allerlei spaßhafte Reden. So wurde einmal eine Frau verkauft für eine Metze Hafergrütze, wozu der Hafer auf dem Blocksberge gesäet werden sollte.

Der sodann beginnende „Ehrentanz", den die Frau solo mit den Trauzeugen, den Fuhrleuten ꝛc. tanzt, und den die Jungfern, mit Lichtern in den Händen, im Kreise begleiten, endigt mit einem Tanze zwischen Mann und Frau. Endlich schlägt der Mann beim letzten Rundtanze alle Lichter aus und muß nun im Dunkeln seine Frau „erhaschen". Ergreift er eine Verkehrte, so fehlt es nicht an Neckerei.

Früher wurde an diesem Abend auch sämmtliches Leinen, Bettzeug ꝛc. der Braut zur Schau ausgelegt, und zwar das von der Braut bearbeitete besonders. Diese pflegte auch an diesem Abende alle ihre Kleider anzuziehen. Damals war es ein großer Luxus, wenn ein Landmädchen drei Kleider hatte.

Die Feier des ersten Tages endigt erst spät, nachdem der jungen Frau der Kranz geraubt ist.

Der zweite Tag beginnt damit, daß Mann und Frau zum „Einladen" gehen, und zwar jener mit der Rumflasche und diese mit dem Kuchenkorbe. Unter Tanz und Klang, Essen und Trinken wird die Hochzeit vollendet, und die Flitterwochen beginnen.

Geht ein Brautpaar, das in notorisch schlechtem Rufe steht, zur Trauung, so wird oft heimlich der Weg zur Kirche mit Häckerling oder Spreu bestreut, und diesen Schimpf vermag ein solches Paar nie wieder auszutilgen.

Wenn eine Verlobung wieder zurückgegangen ist oder Einer einen Korb davon getragen hat, so wird ihm eine „Kiepe" gebracht, d. h. die jungen Burschen tragen mit vieler Gefahr in nächtlicher Stille einen alten Bienenkorb mit einem alten Hühnernefte und einer großen Strohpuppe aufs Hausdach, was am andern Morgen natürlich in aller Frühe einen ungeheuern Auflauf und lange Spötterei verursacht.

Gehen wir nun zu historisch-ethnographischen Einzelheiten über.

Man findet im Lüneburgischen häufig mächtige Erdhügel, „Hünengräber oder Hünenbotten" genannt, welche das Volk für Begräbnißstätten von Hünen ausgibt. Während man unter Riesen ungewöhnlich große Leute versteht, sollen die Hünen sich durch ihre ungemeine Stärke ausgezeichnet haben, indem sie, wie das Volk erzählt, mit Felsen wie mit Nüssen umherwarfen oder ein drückendes Sandkörnchen aus dem Schuhe schüttelten, was dann von den Menschen als ein großer Steinblock angestaunt wurde. Viele dieser Steinhügel sind leider durch den fortschreitenden Anbau zerstört worden, doch hat man bei dieser Gelegenheit auch gefunden, was in der That daran ist. Sie waren die Begräbnißstätten unserer Vorfahren. So wie jetzt das Gedächtniß der großen Männer durch Denkmäler bewahrt wird, so dienten diese Erdhügel in freundlichen Thälern, auf weitsehenden Hügeln oder an friedlichen Bächen dazu, die Erinnerung an die Helden zu bewahren. Manchmal liegen sie paarweise bei einander. In diesem Falle ist wahrscheinlich der größere Hügel das Begräbniß des Heldenmannes, der kleinere das seines Weibes. Auch ganze Hügelgruppen findet man, die auf Familienbegräbnisse hindeuten. Diese Begräbnißstätten sind oft von den Kronen uralter Eichen beschattet, und man findet in ihnen Aschenkrüge, Münzen ꝛc.

Aehnliche Denkmäler sind die Steinhäuser bei Fallingbostel. Sie bestehen aus aufrecht stehenden, an einander passenden, inwendig bearbeiteten, ungleichen Granitblöcken, die durch einen kolossalen Deckstein geschlossen werden.

Die Lüneburger Haide zählt über 400 Erdhügel und 100 Steinhäuser an verschiedenen Orten, vorzugsweise jedoch an den Ufern der Ilmenau. Ueberhaupt sind die nördlichen Länder Europa's an solchen Zeichen der grauen Vorzeit reich.

An Städten und merkwürdigen Oertern mögen folgende aufgeführt werden:

Lüneburg a. d. Ilmenau ist bekannt durch seinen Handel mit Leder, Oel, Seife und Neunaugen. Die Schifffahrt und das Frachtfuhrwerk hatten früher den Handel der Stadt sehr ausgedehnt und den Wohlstand gehoben, doch haben diese Beschäftigungen während der französischen Kriege und in neuerer Zeit durch die Eisenbahn sehr gelitten. Der Kalkberg, der von Verbrechern bearbeitet wird, ist schon erwähnt worden; die reiche starke Salzquelle ist bekannt. Noch geben Kugeln in den Wänden der Häuser Zeugniß von dem Kampfe zwischen Dörnberg und Morand im Jahre 1813. Die Häuser Lüneburgs haben meistens die „altfränkische Bauart" und stehen mit den Giebeln nach der Straße zu.

Barbewik war zu Heinrichs des Löwen Zeit die blühendste Stadt in dieser Gegend und wurde bekanntlich von dem Herzog ihres Uebermuthes wegen zerstört. Ein gewöhnliches Dorf steht jetzt an der Stelle der einst mächtigen Stadt, von der nur der Dom übrig blieb, über dessen Hauptthür ein Löwe mit der Unterschrift Vestigium leonis (des Löwen Spur) steht.

Celle an der Aller, 1369 bis 1705 Sitz der Herzöge und von 1772 bis 1775 Aufenthaltsort der unglücklichen Königin Mathilde von Dänemark, ist eine freundliche Stadt mit 13,000 Einwohnern und dem Oberappellationsgerichte, der höchsten juristischen Instanz Hannovers. Bekanntlich wird in Celle das Hochdeutsche sehr rein gesprochen.

In dem Flecken Ahlden war die Gemahlin Georg I., Sophie Dorothee, im Schlosse von 1694 bis 1726 gefangen.

Dannenberg war von 1659 bis 1672 die Residenz der dannenbergischen Nebenlinie des braunschweig-lüneburgischen Hauses, und der alte Thurm sah einst Waldemar III. von Dänemark als Gefangenen in seinen Mauern.

Harburg a. d. Elbe mit 11,000 Einwohnern, Hafen und Schifffahrt, gewinnt in industrieller und commerzieller Beziehung einen immer größern Aufschwung.

Die Städte: Celle, Hitzacker, Lüchow, Soltau, Walsrode, Gifhorn, Burgdorf, Winsen a. d. Luhe, Schnackenburg u. a. m. spielen zwar keine hervorragende Stelle, sind aber doch immer ein Beweis, daß die Lüneburger Haide nicht „leer" ist, wie Curtmann meint.

Hermannsburg ist durch seine Missionsanstalt in weiteren Kreisen bekannt geworden.

Das Wetter im Sprichwort.

Trotzdem für die Sammlung und Verarbeitung von Sprichwörtern in der letzten Zeit unendlich viel geschehen ist, so schreitet die Forschung doch noch auf diesem Gebiete rüstig vorwärts. Man begnügt sich nicht mehr mit einer einfachen Nebeneinanderstellung des gesammelten Materials, sondern verarbeitet dasselbe organisch zu gleichartigen Gruppen, die uns dann einen ruhigen Blick über die unerschöpfliche Fülle der Sprichwörter gestatten. Auf diesem ordnenden Wege ist namentlich Freiherr v. Reinsberg-Düringsfeld vorgegangen; außer vielen anderen Werken beweist dies seine neueste Arbeit „Das Wetter im Sprichwort" (Leipzig, Fries. 1864). Wo der Verfasser nicht selbst gesammelt hat, läßt er überall die besten Gewährsmänner eintreten, und namentlich sind neben den germanischen Völkern auch die slavischen Nationen tüchtig bedacht worden. Wie die originelle Fassung vieler Sprichwörter bei den verschiedenen Nationen ihnen auch ein ethnographisches Interesse verleiht, hat Freiherr v. Reinsberg-Düringsfeld bereits früher im „Globus" (Bd. V. 53 ff.) gezeigt. In dem neuen Werke des Verfassers treten uns auch wieder viele in dieser Beziehung merkwürdige Sprichwörter entgegen, die zur Charakterisirung der Völker, welche sie gebrauchen, dienen können. Wie erwähnt sind namentlich die germanischen und slavischen Völker reichlich in der Sammlung vertreten, aber auch die anderen sind nicht vernachlässigt, denn äthiopische, griechische, albanesische, andalusische, arabische, bergamaskische, baskische, bretagnische, corsische, ehstnische, finnische, furlanische, französische, hebräische, hindostanische, italienische, lateinische, lettische, litauische, magyarische, maltesische, negerenglische, persische, portugiesische, provençalische, spanische, tatarische, türkische und Zigeuner-Sprichwörter werden mitgetheilt.

Aber gerade bei der vom Verfasser eingeführten übersichtlichen Anordnung der auf das Wetter bezüglichen Sprichwörter nach Jahr, Jahreszeiten, Himmel und Gestirnen, Wind und Wolken, Regen und Gewitter, sowie nach den einzelnen

Monaten zeigt sich oft eine merkwürdig gleiche Anschauung unter stammverwandten Völkern, die auf eine gemeinschaftliche Quelle hinweisen. Oft sind die Abschattirungen nur sehr feine, anderseits treten darin aber auch die durch die Natur des Landes, in dem ein Volk lebt, sowie durch dessen Sitten und Gebräuche bedingte Abänderungen hervor.

Um zu zeigen, wie Freiherr v. Reinsberg-Düringsfeld seinen Stoff organisch einordnet, lassen wir hier sein Kapitel über den Monat Mai im Sprichwort folgen, der gerade nicht immer „der wunderschöne" genannt wird.

Allegru que Maju,
(Heiter wie der Mai),

pflegt man auf der Insel Sardinien Jemand zu nennen, der ein vor Glück und Freude strahlendes Gesicht zeigt, denn:

Der Mai ist der schönste Monat im Jahre, (mailändisch)

oder:

Der Mai hat nicht seines Gleichen, (lombardisch)

und wird deshalb auch von den Engländern:

The merry month of May
(Der lustige Monat Mai),

genannt. Nur die Russen rufen kopfschüttelnd:

Ei, ei, Herr Mai, warm, aber hungrig!

und die Venetianer sprechen bedenklich:

Der Mai gierig, ein langer Monat!

weil gewöhnlich die Kornpreise steigen, und der Arme keine Vorräthe mehr hat.

Darum rathen auch die Portugiesen:

Sommerweizen, iß ihn nicht, noch gieb ihn weg, sondern heb' ihn für den Mai auf,

indem sie hinzufügen:

Der Mai ißt den Weizen, und der August trinkt den Wein,

da in diesem Monat die neue Weinlese, in jenem die Ernte nahe bevorsteht. Wie jedoch beide ausfallen werden, hängt hauptsächlich von der Witterung des Maies ab, denn:

Im Mai wird Korn und Wein geboren, (französisch)

und diese wird deshalb je nach den Ländern verschieden gewünscht:

Mai kühl und naß
Füllt dem Bauer Scheuer und Faß,

heißt es in Norddeutschland;

Abendthau und kühl im Mai,
Bringt Wein und vieles Heu,

in der Rheinpfalz;

Kühler Mai, volle Kasten,

oder:

Kühler Mai
Bringt Stroh und Heu,

in Tyrol;

Den Mayen voll Wind
Begehrt das Bauerngesind,

in der Schweiz, und:

Maimond kalt und windig
Macht die Scheuer voll und pfündig,

in England.

Die Franzosen dagegen sprechen:

Mai kalt macht Niemand reich,

und in Oberitalien wiederum sagt man:

Mai kühl, Stroh und Korn,

und:

Mai kühl und windig macht das Jahr fruchtbar;

in der Picardie:

Kühler Mai und warmer Juni geben gutes Brod und guten Wein;

bei den Basken:

Mai kalt, fröhliches Jahr;

in Spanien:

Im Mai kalt, vergrößere deinen Speicher,

und in Portugal:

Mai naß, wird das Korn sehr körnig.

Während aber fast alle romanischen Völker gleich den Basken behaupten:

Regen im Mai, Brod für das ganze Jahr, (französisch, spanisch, portugiesisch, sicilianisch)

und die Bergamasker versichern:

Koth im Mai, Aehren im August,

ist man in Toscana und Brescia der Ansicht:

Mai trocken, Getreide überall,

und erklärt in Böhmen:

Maiwasser trinkt den Wein aus.

Aus einem ähnlichen Grunde sagen die Portugiesen:

Mai Kohlbauer,
Ist nicht Weinbauer,

und theilen den Glauben der Spanier, Mailänder und Venetianer:

Der Mai Gärtner, viel Stroh und wenig Körner.

Die Deutschen meinen zwar:

Wenn der Mai ein Gärtner ist, ist er auch ein Bauer,

gestehen jedoch gleichfalls zu:

Will der Mai ein Gärtner sein,
Trägt er nicht in die Scheuern ein.

Für sehr nachtheilig hält man in Italien die Gewitter im Mai, weshalb es heißt:

Gewitter im Mai, vollständiges Unheil,

und auch in Deutschland sieht man es nicht gern, wenn es häufig donnert, denn:

Donnert es oft im Mai, wird ein unfruchtbares Jahr,

wogegen die Polen zu sagen pflegen:

Häufige Gewitter im Mai zerstreuen den Bauern die Sorgen.

Eben so wenig liebt der Deutsche heftigen Frost, weil er spricht:

Kalt und Nachtfröste schädlich sind,
Gut hingegen sein die Wind,

und:

Frost im Maimond thut der Blüthe Schaden,

und der Engländer fürchtet zu starke Regengüsse, da er aus Erfahrung weiß:

Eine Maiflut
That nie gut.

Auch anhaltende Hitze kommt ihm nicht gelegen, indem er behauptet:

Heißer Mai macht den Kirchhof fett,

und dieselbe Furcht vor Krankheit läßt die Landleute in der Lombardei wünschen:

Mai bewölkt und das Haus durchwärmt, dann bleibt die Magd gesund.

Die Spanier und Portugiesen dagegen betrachten es im Grunde als ein Glück, während des Maimonats krank zu werden, weil sie das Vorurtheil haben:

Fieber (port.: Durchfall) im Mai,
Das ganze Jahr von Krankheit frei.

Gleichwohl rathen die Spanier, um vor Erkältung zu schützen:

Im Mai leg' deinen Sayo (Kittel oder Ueberwurf) nicht ab,

oder:

Behalt' den Sayo im Mai,

und die Bergamasker warnen:

Bis zum 40. Mai leg' nicht die Wintersachen ab.

Eben so gilt in Spanien als Regel:

Den Käse und die Bracke mach' im Mai,

während die Bewohner Oberitaliens die Weisung geben:

Im Monat Mai versieh' dich mit Holz und Käse,

und als besonders nöthig noch den leisen Wink hinzufügen:

Wer einen guten Klotz hat, hebe ihn auf für den Mai,

denn der Mai ist in der Lombardei gewöhnlich so kalt, daß die Mailänder, wie die Venetianer, ihn mit den Worten anreden:

Mai, lieber Mai,
Dir deine Rosen, aber mir den Pelz!

Während es in Frankreich heißt:

Wenn es am ersten Maitag regnet, so sind die Quitten gepflückt (d. h. in der Blüthe vernichtet),

oder:

Wenn Jakob der Apostel weint, gibt es Eicheln in Fülle (sterben sehr wenig Eicheln),

sagt man in Deutschland:

Zu Philipp und Jakob Regen,
Bedeutet viel Segen,

und:

Wenn am 1. Mai Reif fällt, geräth die Frucht wohl.

Auch glauben die Deutschen:

Wenn der Mai den Maien (grünes Laub) bringet,
Ist es besser, als wenn er ihn findet, (märkisch)

oder:

Wenn sich am Maientag nur die Krähe im Korn verstecken kann, gibt's einen gesegneten Sommer,

und sprechen daher:

Maitag ein Rabe,
Johannis ein Knabe.

In Oberitalien sieht man Regen in den ersten Maitagen als schädlich für die Nüsse an, weshalb die Venetianer versichern:

Wenn es am hl. Kreuztag (3. Mai) regnet, werden die Nüsse leer,

und die Bergamasker den wenig trostreichen Rath ertheilen:

So piöv a Santa Crus,
No fa cünt sora i tò nus
(Wenn es am hl. Kreuztag regnet, rechne nicht auf deine Nüsse).

Namentlich aber hält man Regen am Himmelfahrtstage für sehr nachtheilig, indem es heißt:

Wenn es am Himmelfahrtstage regnet, hört es 40 Tage lang nicht auf,

oder:

—, sieht Alles schön aus, und ist nichts gut; (bergamaskisch)
—, wird viel Stroh und wenig Samen; (venetianisch)
—, wird spärlich Brod, (mailändisch)

mit einem Worte:

—, wird Alles verderben (toskanisch).

Auch läßt der Venetianer den Winter sprechen:

Fin al giorno dei Galilei
No te spogiar dei pani miei
(Bis zum Galiläertage (Himmelfahrt Christi) zieh' meine Kleider nicht aus),

worin ihm der Spanier mit den Worten beipflichtet:

Lege den Pelz nicht ab, ehe die Galiläer kommen,

und der Schlesier Recht gibt in dem alten Reime:

Der Bauer nach der alten Art,
Trägt den Pelz bis Himmelfahrt,
Und thut ihm dann der Bauch noch weh,
So trägt er ihn bis Bartelme.

Eben so meint der Wasserpolak vorsichtig:

Bis Pfingsten laß den Pelz nicht fahren, und nach Pfingsten ist es gut, im Pelz zu gehen,

und die Tschechen, wie die Russen und Kleinrussen, geben gleichfalls Pfingsten als das Ende des Pelztragens an.

In Deutschland fürchtet man:

Regen am Himmelfahrtstage zeigt schlechte Heuernte an,

wobei man in der Rheinpfalz und in Schwaben noch hinzusetzt:

Wie das Wetter am Himmelfahrtstag,
So auch der ganze Herbst sein mag,

sieht es aber, entgegen der Ansicht der Italiener und Tyroler:

Wenn es am Pfingsttag regnet, gehört aller Ertrag nicht uns,

und:

Wenns am Pfingstsonntag regnet, regnets die halbe Nahrung hin, (Stubai.)

gern, wenn es zu Pfingsten regnet, denn:

Nasse Pfingsten, fette Weihnachten;
Helle Pfingsten, dürre Weihnachten,

und:

Pfingstregen,
Reicher Weinsegen.

In manchen Gegenden behauptet man:

Regnets am Pfingstmontag,
So regnets sieben Sonntag,

und am Rhein glaubt man:

Reife Erdbeeren um Pfingsten bringen ein gutes Weinjahr.

Die Franzosen halten den 3. und 9. Mai, welche sie scherzhaft Croisset (von ste. Croix, Kreuztag) und Colinet (von st. Nicolas) nennen, für kritische Tage in Bezug auf den Weinbau, indem sie sprichwörtlich sagen:

Georg (24. Mai), Marks (25. Mai), Jakob (1. Juni) und Kreuzlein (3. Juni),
Diese Vier machen den Markt vom Wein,

und schreiben dem Regen des 11. Maies einen eben solchen Einfluß auf das gute Gedeihen der Eicheln zu, wie dem des 1. Mai, weshalb es heißt:

S'il pleut lo jour de st. Gengoul,
Les porcs auront de glands leur soul.
(Wenn es am Tag St. Gengouls regnet,
Werden die Schweine mit Eicheln gesegnet.)

Die Italiener rathen, am 9. Mai den Ochsen das erste neue Heu zu geben:

An St. Nicolaus gib den Ochsen das Heu.

Die Russen charakterisiren das Wachsthum des Grases mit den Worten:

An Georgi mit dem Korbe, aber an Nikola mit dem Wagen,

und wie der 6. Mai, der Tag des Evangelisten Johannes vor der wälschen Pforte, auf vlämisch:

Klein Jan voor het waelsche porten,

oder:

Sint Jans in d'olie (St. Johann im Oel),

bei den Bauern Brabants in dem Rufe steht, anhaltendes gutes Wetter zu bringen, namentlich wenn an ihm Ostwind herrscht, so schließt man in Rußland von dem 11. Mai, dem Tag des heil. Mokij, auf die Trockenheit oder Feuchtigkeit des ganzen Sommers:

Ist des heil. Märtyrers Mokij Tag feucht, wird der ganze Sommer feucht sein,

vielleicht wegen der Aehnlichkeit des Klanges seines Namens mit dem Worte mokry, feucht.

Fast allgemein ist die Annahme eines Nachwinters um Mitte Mai:

A la mi-mai
Queue d'hiver (französisch)
(Um Maimitte, Winterschleppe).

Die Landleute in Oberitalien bezeichnen ihn als l'inverno dei cavalieri, den Seidenwürmerwinter. In den Niederlanden fällt er gewöhnlich auf den 11., 12. und 13. Mai, weshalb dort die Heiligen Mamert, Pancraz und Servaz „die Eisheiligen" genannt werden; in Deutschland beschuldigt man die Heiligen Pancratius (12. Juni), Servatius (13. Juni) und Bonifacius (14. Juni), Kälte mitzubringen, und sagt daher in der Pfalz:

Pankraz, Servaz und Bonifaz sind drei Eismänner,

und in der Eifel:

Wer seine Schafe scheeret vor Servaz,
Dem ist die Woll' lieber, als das Schaf.

Die Tschechen haben aus den Anfangssylben dieser drei Heiligen, welche sie ebenfalls die „Eismänner" nennen, einen besondern Herrn, den „Pan Serboni", geschaffen, dem sie nachsagen:

Pan Serboni verbrennt die Bäume,

weil man bei seiner Ankunft heizen muß.

Die Russen glauben, daß mit dem 14. Mai die Nordwinde aufhören, weshalb sie sprechen:

Ist Isidor vorbei, sind die Nordwinde vorbei,

und die Deutschen versichern zwar:

Kein Reif nach Servaz,
Kein Schnee nach Bonifaz,

legen aber dennoch ihre Furcht vor Nachtfrösten nicht vor dem 25. Mai ab, denn:

St. Urban pflegt seine Mutter vom Ofen zu hucken,

und sein Festtag gilt als das Ende der kalten Nächte. Ueberhaupt wird diesem Tage ein großer Einfluß zugeschrieben.

Auf St. Urben
Ist das Korn weder gerathen, noch verdurben,

aber, wie es in einem pfälzer Sprichwort heißt:

Dankt St. Urban dem Herrn,
Er bringt dem Getreide den Kern,

und nach der Ansicht der Italiener hat nicht nur der Roggen, sondern auch der Weizen bis zum Urbanstage alle Körner bereits vollständig gebildet. Die Lombarden behaupten daher:

Wenn es am Tage St. Urbans regnet, verliert jede Aehre ein Korn.

Namentlich aber für den Wein hält man den Regen an diesem Tage für unheilvoll, denn:

St Urban ist auch ein Weinheld, (deutsch)

und:

Paukraz und Urban ohne Regen,
Folgt ein großer Weinsegen,

oder:

St. Urban hell und rein,
Segnet die Fässer ein;

wogegen, wenn es am Urbanstage regnet, nach der Meinung der Winzer im Maasthal die Beere ungleich groß und die Lese sehr gering werden soll.

In Frankreich versichert man deshalb:

An St. Urban,
Was im Weinberg, gehört dem Bauern an,

indem man hinzufügt:

Der weiß nicht, was Weinverkaufen ist,
Der nicht vom Mai das Ende abwartet,

und in Süddeutschland ward ehemals, um am Urbanstage schönes Wetter zu haben, das Bild des Heiligen feierlich herumgetragen und bei Regenwetter aus Ingrimm ins Wasser geworfen, woher sich noch das Sprichwort schreibt:

Wenn Sanct Urban kein gut Wetter geit,
Wird er in die Pfützen geleit.

Die Insel Tsu-sima in der Koreastraße.

In der zwischen der Halbinsel Korea und den japanischen Inseln liegenden Straße, welche den Eingang zum Gelben Meere beherrscht, liegt die Insel Tsu-sima, die ähnlich wie Neuseeland in einen nördlichen und südlichen Haupttheil zerfällt; mehrere kleine Inseln schließen sich an. Genau wird ihre Ausdehnung durch 34° 5′ und 34° 43′ nördliche Breite, sowie 129° 8′ und 129° 27′ östliche Länge von Greenwich bezeichnet. Das englische Schiff Actäon, Capitain Ward, machte Anfang August 1861 die erste Aufnahme der Insel. Die von Ward eingezogenen Nachrichten veranlaßten Lorenz Oliphant, der Insel einen Besuch abzustatten, und obgleich die Mittheilungen, welche er gibt, noch sehr lückenhaft sind, so sind sie doch als die einzigen zuverlässigen, die wir über Tsu-sima haben, von großem Werthe. Sein Reisebericht ward am 26. Januar 1863 in der geographischen Gesellschaft zu London verlesen und ist jetzt im Journal der Gesellschaft für das Jahr 1863 mitgetheilt. Begleitet ist der Aufsatz von einer Karte der Insel nach Wards Aufnahme.

„Etwa 80 englische Meilen westlich von der Straße von Simonesaki liegt die Insel Tsu-sima. Am Morgen des 27. August (1861) langte ich mit dem Schiffe „Ringdove" bei dem Südende derselben an. Am meisten fiel mir ein zweigipfeliger Berg in die Augen, der sich in der Mitte der Insel bis zu 1760 Fuß Höhe erhebt; aber südlich von diesem liegt ein anderer Berg, der bis zu 2500 Fuß ansteigt und unsers Wissens der höchste auf Tsu-sima überhaupt ist. Der südliche Theil der Insel besteht aus zwei breiten Thälern, die durch einen bewaldeten Gebirgsrücken getrennt werden. Die Thäler selbst sind theilweise kultivirt und bewohnt und gleichen eins dem andern sehr; die höher gelegenen Landstrecken sind mit Urwald bedeckt.

Da wir die genaue Lage der Hauptstadt Tatchio nicht kannten, so erkundigten wir uns am Ufer danach. Dann fuhren wir an der östlichen Küste hin, die wenig bewohnt, felsig und abschüssig erschien. Vorsichtig drangen wir in eine Bucht ein und warfen eine halbe englische Meile vor der Stadt Tatchio Anker. Für die kleinen heimischen Schiffe gewährt der Hafen hinter einem Felsenvorsprung genügenden Schutz, für größere dagegen nicht. Der mit Fichten bestandene Felsen steigt etwa 100 Fuß hoch aus dem Wasser auf und gibt der Landschaft ein eigenthümliches Ansehen. Die Bai selbst ist mit bewaldeten Hügeln umgeben, in sie mündet ein Strom, der aus einem gut bebauten Thale kommt, und an dessen Mündung die Stadt liegt.

Da Tsu-sima der Privatbesitz eines Fürsten ist, und die kaiserliche Regierung kaum eine Controle über diesen ausübt, so war es mir unmöglich, Stadt und Umgebung näher zu erforschen. Während ich mich vergeblich bemühte, mit der hohen Persönlichkeit eine Unterredung zu erlangen, wurde ich zurückgehalten und in einem Wachthause am Ufer so eifrig beobachtet, daß es mir nicht möglich war, zehn Schritte nach irgend einer Richtung hin zu machen. Wenn ich auch keine Gelegenheit hatte, meine Wißbegierde zu befriedigen, so stand doch den Einwohnern, Mann, Weib und Kind, nichts im Wege, den ersten Engländer, der in Tatchio gelandet war, genau zu betrachten.

Tatchio soll 10,000 Einwohner haben. Von anderen japanischen Städten unterscheidet es sich durch nichts; ich bemerkte nicht einmal einen Unterschied in den Gesichtszügen oder der Kleidung des Volkes, obgleich ihre Sprache von dem Japanisch der anderen Inseln etwas abweicht. Als scheinbarer Einwand gegen meinen Besuch beim Fürsten wurde angeführt, daß seine Residenz vier englische Meilen landeinwärts liege; der wahre Grund war aber sicher der, daß er seine Würde durch den Empfang eines Fremden zu entweihen glaubte. Man erzählte mir, daß sein Palast drei Stockwerk hoch und von Parks und Gärten umgeben sei; daß er sowohl durch geistige Eigenschaften als Körperstärke ausgezeichnet sei, denn er messe sieben Fuß, sei aber mit Geschwüren bedeckt. In Jeddo soll sein Einfluß sehr groß sein. Er hat eine legitime Frau, 12 Kebsweiber und 43 Kinder. Sein Sohn war als Geißel in Jeddo; einige seiner unehelichen Kinder standen beim Kaiser in Dienst, während andere in seiner eigenen Armee Officierstellen inne hatten.

Die Botschaften, die zwischen der Residenz des Fürsten und der Stadt meinetwegen hin- und hergeschickt wurden, hatten so viel Zeit in Anspruch genommen, daß es neun Uhr Abends geworden war, bevor ich die Nachricht erhielt, daß ich mit dem ersten Staats-Sekretair eine Unterredung haben sollte. Ich ging durch eine kurze Straße nach dem Zusammenkunftshause; zu beiden Seiten waren Männer mit großen Papierlaternen aufgestellt.

Die Anordnungen, welche man für meinen Empfang getroffen hatte, waren sehr einfacher Natur; ein gewöhnlicher Tisch, der augenscheinlich erst seit meiner Ankunft verfertigt worden war, stand von sauber gearbeiteten Stühlen umgeben, deren Sitze mit der Tafel des Tisches in gleicher Höhe waren. Sehr große Kerzen erhellten das Zimmer. Wie üblich erhielt Jedermann Pfeifen und Tabak dargereicht, und da unsere Unterredung bis nach Mitternacht dauerte, bekamen wir auch Kuchen und Fleisch.

Vor Sonnenaufgang gingen wir wieder unter Segel und fuhren an der Westküste der Insel weiter, bis wir gegen Mittag den Tsu-sima Sund erreichten. Es ist schwer, eine Beschreibung von den vielen netzförmig verzweigten Kanälen zu geben, welche das hügelige Land nach allen Richtungen hin durchschneiden und ein wahres Wasserlabyrinth bilden, das sich nur mit den norwegischen Föhrden vergleichen läßt. Doch ist die Land-

schaft nicht wild und zerrissen, sondern sanft, abgerundet, und überall taucht der kräftige Blattschmuck der Pflanzen in das Wasser. Hier fänden alle Schisse der Erde einen sichern Hasen, in dem sie nicht einmal Anker zu werfen brauchten, denn jedes Schiff könnte sich an einen Baum befestigen und dabei doch im tiefen Wasser bleiben. Wenn man alle Schönheiten dieses Sundes erforschen will, muß man die tiefen Einschnitte desselben mit einem Boote befahren; meine Zeit war aber so beschränkt und so sehr von anderen Geschäften in Anspruch genommen, daß mir nur wenig in dieser Beziehung zu thun übrig blieb. Die Ufer sind dünn bevölkert, hier und da erblickt man einige Fischerhütten am Rande, meistens aber rücken die Wälder bis dicht an das Wasser heran. Am gemeinsten sind immergrüne Eichen, Sykomoren, Pappeln, Cypressen und Nadelhölzer verschiedener Art. Einer meiner Reisegefährten, welcher das Hauptland besucht hatte, versicherte mir, daß die Flora im Ganzen mehr einen Mantschu- als einen japanischen Charakter zeige. Auch die Fasanen sind von denen auf Nipon verschieden; wilde Katzen kommen auch vor und eine in Japan ganz unbekannte Hirschart. Ich hatte nicht genügend Gelegenheit, mich über diese Punkte aufzuklären.

Die Insel besteht aus vulkanischen Bildungen, ist hügelig und dicht mit Wald bedeckt. Durch den eben erwähnten Sund zerfällt sie in zwei Theile; die nördliche Insel ist etwas größer als die südliche, mit der sie aber durch eine Sandbank verbunden ist, die am östlichen Ende liegt und bei niedrigem Wasserstande einen trockenen Uebergang bildet. Die ganze Insel ist 35 englische Meilen lang; die Breite wechselt zwischen 8 und 10 Meilen. Ein Weg verbindet den Tsu-sima Sund mit der Hauptstadt, die von dort 9 Meilen entfernt liegt. Die Gesammtzahl der Einwohner soll 30,000 betragen; doch ist unsere Kenntniß von der nördlichen Insel noch sehr ungenügend.

Der Fürst von Tsu-sima, welcher alleiniger Eigenthümer und gleichsam souveräner Häuptling des ganzen Landes ist, unterhält in der 40 englische Meilen entfernten Stadt Chosan auf Korea eine Besatzung von 300 Mann. Er ist Inhaber des Handelsmonopols mit Korea, von wo Tigerhäute, Felle, Reis, Silber und Gold kommen. Der größte Theil des japanischen Goldes soll aus Korea kommen, und der Handel mit diesem edlen Metalle ist eine der Hauptreichthumsquellen des Fürsten. Unter welchen Bedingungen Chosan von einer japanischen Garnison besetzt ist, wie die Verhältnisse zwischen der kaiserlich japanischen, koreanischen und der Regierung von Tsu-sima sind, darüber wissen wir noch nichts — aber die Zeit ist wohl nicht mehr fern, wo unsere politische und geographische Kenntniß von diesem interessanten Ländchen eine weit bessere sein wird."

Aus der Steinöl-Region in Nordamerika.

Das Petroleum hat binnen wenigen Jahren eine großartige Bedeutung gewonnen, und mit Recht rühmen die Yankees, daß für sie nicht mehr die Baumwolle, sondern das Steinöl „König" sei. Pennsylvanien bildet den Kern der Region, welche man jetzt als Petrolia bezeichnet; aber auch im westlichen Neuyork, im westlichen Virginien, in Kentucky und in Michigan wird Steinöl gewonnen. Wir finden über den Gegenstand im Neuyork Herald vom 19. Oktober eine ausführliche Abhandlung, welcher wir die folgende Angabe entlehnen.

Der Vorrath ist allem Anschein nach unerschöpflich. Das Steinöl kommt vorzugsweise nicht zwischen den ebenen, geschichteten Gesteinslagen vor, sondern in Höhlungen, die mehr oder weniger tief sind, und aus denen es nicht so leicht vom Wasser weggespült werden kann. In besonders großer Menge findet man es gewöhnlich da, wo das Gestein Störungen und Verwerfungen erlitten hat, und an solchen Stellen treiben die kundigen Leute am liebsten ihre Schächte. Diese Höhlungen oder „Löcher" haben selten eine beträchtliche horizontale Ausdehnung, und es trifft sich kaum, daß zwei unweit von einander liegende „Brunnen" in einer und derselben Tiefe Oel geben, gleichviel ob die Gesteinsschicht horizontal oder geneigt ist. Andrerseits unterliegt es aber keinem Zweifel, daß manche unterirdische Oelbehälter mit einander in Verbindung stehen, theils fortwährend, theils mit Unterbrechungen. In der Region des Oil Creek kommt das Petroleum im Sandstein vor, der sehr porös zu sein scheint; er gleicht den Honigwaben eines Bienenkorbes, und das Oel befindet sich in den Löchern.

Wenn man den Schacht getrieben hat und Oel in denselben eintritt, dann steigt Gas in die Luft empor, manchmal bis zu 40 und 50 Fuß; dann fällt und steigt es in Zwischenräumen, und das dauert oft lange Zeit. Man bezeichnet das als das „Athmen der Erde". Diese regelmäßige Abwechslung kommt zwei- bis dreimal täglich, aber in manchen Brunnen auch eben so viele Male stündlich vor. Allmälig aber, in dem Maße, in welchem der Zufluß von Oel sich vermindert, werden die Zwischenräume länger, falls nicht etwa, was keineswegs selten vorkommt, neue unterirdische Verbindungen sich öffnen und den Brunnen frische Vorräthe zuführen. Manche intermittirende Brunnen haben im Anfang täglich 300 bis 350 Faß (Barrels) und im Ganzen bis zu 20,000 Faß Oel geliefert. Manche Brunnen geben stärkere Ausbeute bei Regenwetter, während andere alsdann so lange nichts geben, bis man das Wasser entfernt hat.

Die Anlage eines etwa 600 Fuß tiefen Brunnens stellt sich auf durchschnittlich 6100 Dollars. Die Yankee-Regierung, die jetzt Alles, auch die Grabsteine (es ist buchstäblich wahr) besteuert hat, nimmt von der Gallone raffinirten Petroleums einen fünftel Dollar Abgabe, von nicht raffinirtem nur die Hälfte, 10 Cents. Am Erzeugungsorte wurde am 8. Okt. 1864 das Faß (Barrel zu 41 Gallons) unraffinirten Petroleums mit 7 Dollars bezahlt, in Neuyork mit 15 Dollar 35 Cents per Faß. In der pennsylvanischen Brunnenregion hat man sehr ausgedehnte Vorkehrungen getroffen, um das Oel bis an die Oil Creek-Eisenbahn zu schaffen, z. B. vermittelst sehr langer Röhrenleitungen, eben so zur Atlantic- und Great Western-Bahn. Die Neuyork Central-, die Pennsylvania Central-, die Erie- und Philadelphia- und die Neuyork-Eisenbahn treffen jetzt allesammt Vorkehrungen, um Zweigbahnen in die Oelgegend zu legen. Jetzt wird ein großer Theil des Petroleums auf dem Wasserwege in Flachbooten nach Pittsburg gebracht. Die Röhrenleitungen sind nach demselben Princip gebaut wie unsere Gasröhren. Viele Seeschiffe sind besonders auf die Petroleumfracht eingerichtet und haben große Zinkbehälter. Vom 1. Januar bis zum 1. Oktober 1864 sind 16½ Millionen Gallonen mehr Petroleum nach Europa exportirt worden als in derselben Zeit 1862. Nach Antwerpen gingen in den ersten acht Monaten

1864 nicht weniger als 135,043 Barrels Petroleum, wovon mehr als 120,000 raffinirt. Außerdem sind Hamburg, Amsterdam, Rotterdam, Havre und Marseille, sodann London und Liverpool Hauptausfuhrmärkte. Anfang Oktobers gab eine petersburger Firma einem neuyorker Hause einen Auftrag von 200,000 Dollars für Petroleum. In Neuyork hat sich eine besondere Steinölbörse gebildet, Pine Street Nr. 50 und 52, die täglich von 400 bis 500 Händlern besucht wird, und die Zahl der Petroleum-Kompagnien wächst immer mehr, weil immer neue Oelgegenden aufgefunden werden. Allein in Neuyork und Pennsylvanien zählt man jetzt nahe an 250 solcher Oelkompagnien, deren der Herald 127 einzeln und mit Namen aufzählt; sie haben ein Anlagekapital von 88,000,000 Dollars, und rechnet man die übrigen hinzu, so kommt ein Anlagekapital von mehr als 130 Millionen heraus.

Das Petroleum wird längst nicht mehr zum Brennen allein gebraucht. Zu Meadville in Pennsylvanien ist jetzt ein Chemiker damit beschäftigt, aus den Rückständen einen Brennstoff zu gewinnen, welcher billiger und besser für Seedampfer sei als die beste Steinkohle. Die Versuche sind gelungen. Gleichfalls aus den Rückständen haben deutsche Chemiker in der Humboldt Raffinerie bei Plummer in der Oil Creek-Region eine himmelblaue Farbe, die Humboldt-Farbe, bereitet, die alle anderen übertreffen und sich besonders zur Seidenfärberei vorzüglich eignen soll. Auch andere blaue Farben, Azurin, Magenta und Rosina werden aus den Rückständen gewonnen, sodann Benzin, Benzol, Naphtha und Oele verschiedener Art.

Von dem großartigen Ertrage mancher Oelbrunnen kann man sich einen Begriff machen, wenn man erfährt, daß der Empire-Brunnen auf der Farm eines deutschen pennsylvanischen Bauern, Funk, anfangs längere Zeit gegen 3000 Barrels täglich lieferte und jetzt regelmäßig nahe an 150 Barrels gibt! Das Petroleum ist jetzt einer amtlichen Inspektion unterworfen, und die Fässer erhalten Brandmärke.

Man berechnet, daß im Jahre 1864 für etwa 50,000,000 Dollars Petroleum gewonnen werde. Vor vier Jahren wurde das Barrel mit einem Vierteldollar bezahlt; das Steinöl wurde im Inlande kaum beachtet, und Ausfuhr fand gar nicht statt. Heute sind die Aktien der Oelkompagnien fabelhaft gestiegen und „Oelgründe" haben einen ganz andern Werth, als californische Goldclaims. Ein Oelgrund im westlichen Virginien, welcher einem Herrn Rathbon gehörte, ist im September mit 420,000 Dollars bezahlt worden.

Im Yankeelande ist nun eine neue Aristokratie aufgetaucht, jene der Steinöl-Nabobs oder Petroleum-Lords, welche jetzt eine Rolle spielen. Die Stockfisch-Aristokratie von Massachusetts und die Makrelen-Aristokratie vom Cap Cod sind schon vor längerer Zeit von anderen „Pilzen" überwuchert und überflügelt worden. Nach ihnen tauchte die pennsylvanische Anthracitkohlen-Aristokratie auf, und dann kam die californische Gold-Aristokratie, die allerdings aus sehr harthändigen, grobfäustigen Burschen bestand und ein paar Jahr lang Mode war. Der Krieg gegen die Conföderirten hat die Aristokratie der Shoddy-Ganner ins Leben gerufen, zumeist Lieferanten, Shoddyfabrikanten, Politiker, Betrüger an Staatsgeldern und Rekrutenhändler. „Prinz Spermaceti", d. h. der Walfischthran-Spekulant, war nie so oben auf wie jene anderen „Aristokratien" des Yankeelandes. Es scheint, als ob sie jetzt alle von der Oel-Aristokratie überflügelt werden sollten.

Aus allen Erdtheilen.

Capitän Speke und die Mondgebirge. In der Sitzung der geographischen Gesellschaft zu London vom 14. Nov. 1864 ward ein Schreiben von Grant, Speke's Reisegefährten, verlesen, in welchem der überlebende Reisende die Genauigkeit der Tagebücher Speke's hervorhob. Mit Bezug auf die viel erwähnten Mondgebirge, die Speke nördlich vom Tanganjika-See eingezeichnet hatte, erklärte Grant, daß dieselben lediglich (?) durch die Uebertreibung des Zeichners und Lithographen der Karte entstanden wären. Es hat also Capitän Burton in dieser Streitfrage Recht behalten.

Von den maskarenischen Inseln. Diese Eilande, Réunion und Mauritius, werden seit dem August 1864 von den Dampfern der Messageries imperiales monatlich zweimal besucht; früher hatten sie nur alle Monate einmal Verbindung mit Europa. Die Kolonisten auf Réunion, das bekanntlich französisch ist, sind der bureaukratischen Bevormundung überdrüssig und verlangen eine unabhängige Volksvertretung, Abschaffung der Centralisation in der Verwaltung, municipale Selbstverwaltung, Controle über die Verausgabung der Gelder, Versammlungsrecht, das Recht, Genossenschaften zu bilden, und Verminderung der Abgaben; das Alles haben sie jetzt nicht! —

Sehr bezeichnend ist folgende Stelle aus dem amtlichen Blatte der Insel, dem Moniteur de la Réunion: — „Was wäre aus Australien unter den Händen Frankreichs geworden? Nichts! Es wäre noch heute eine Verbrecherkolonie, aber England hat einen Welttheil daraus gemacht. Freilich gibt es seinen Kolonien die allerfreiesten Staatseinrichtungen; sie verwalten und regieren sich selbst, gleichsam als Republiken. Wo aber Frankreich seine Fahne aufgepflanzt hat, da führen armselige Kolonien ein kümmerliches Leben; jene Englands dagegen gedeihen üppig. Frankreich hat niemals das Kolonisiren verstanden. Ueberall, wo es auch sei, hat es mit denselben Elementen angefangen: Eine Garnison, Zollbeamte und einen Schwarm anderer Beamten. Wir wissen, was für Folgen dieses System gehabt hat. Seit Jahrhunderten ist aus den französischen Kolonien Nichts geworden."

Unruhen auf Madagaskar. Unsere Leser erinnern sich der mißlungenen Verschwörung in Antananarive und des Umstandes, daß der Premierminister dem Großwürdenträger Rainizoar eine Ohrfeige gegeben hatte. Bald nachher brach, laut Berichten aus Réunion vom 19. August, eine Art Revolution aus, der Premierminister Rainivoninahitriniony mußte abdanken und seinem Bruder Rainitaiarivoy Platz machen. Jenem schenkte man das Leben, nachdem er eidlich gelobt hatte, sich nie wieder in Staatsangelegenheiten zu mischen, aber sein Hab und Gut fiel an den Amtsnachfolger. Ein anderer Bericht sagt, man habe ihn mit einer rothseidenen Schärpe erdrosselt. In der auswärtigen Politik ist aber keine Veränderung eingetreten. Die Königin beharrt bei ihrem Mißtrauen gegen die Franzosen, welche darüber wüthend sind und von den Howas, welche früher von ihnen mit vollen Backen gelobt wurden, nur Uebles reden. Alle ihre Berichte sind einseitig und vielfach entstellt. Die Königin will kein Spielzeug in den Händen fremder, eigennütziger Abenteurer sein, wie ihr Gemahl Radama war, sondern Gebieterin im eigenen Hause; das verargt man ihr. Sie hat befohlen, daß im Hafenplatze Tamatave jeder Schleichhändler bestraft und ihm die Waare weggenommen werden solle; sie erhebt einen Zoll von 10 Procent für ein-

und ausgehende Güter. Sie hat Todesstrafe über Jeden verhängt, der auf Steinkohle oder edle Metalle schürft. Radama hatte sich bekanntlich überreden lassen, der französischen Madagaskar-Kompagnie ausgedehnte Ländereien für Ausbeute der Steinkohlen und edlen Metalle zu bewilligen. Uebrigens scheint es richtig zu sein, daß unter den Vornehmen des Herrschervolkes der Howas ein zerrüttendes Parteiwesen herrscht. Aus den französischen Berichten geht hervor, daß man die übrigen Malgaschenvölker gegen die Howas aufreizt. In einem derselben heißt es: „Ihr Ansehen wird wie durch Zauber an dem Tage verschwinden, an welchem 2500 Mann französischer Truppen an der gesunden Nordküste landen, nicht um auf die Hauptstadt los zu marschiren, sondern die Steinkohlengruben von Bavatube in Angriff nehmen zu lassen und an der Diego Suarez-Bay mit Hafenanlagen zu beginnen." — In Tamatave sah es im August sehr unruhig aus. Ein Franzose, Charnèr, hatte einen Malgaschen geschossen, der wirklich oder angeblich einen Diebstahl in seiner Wohnung verübt hatte. Dafür befahl ihm der Gouverneur, binnen 14 Tagen Madagaskar zu verlassen; dagegen haben 30 französische und englische Kaufleute protestirt; sie nahmen Charnèr in Schutz; er habe recht gethan, Feuer zu geben in einem Lande, das keine Polizei habe. Darauf befahl der Gouverneur die Verbannung sämmtlicher Unterzeichner; doch ist die Entscheidung der Königin abzuwarten.

Tod des Löwentödters Gerard. Wir haben mehrfach gemeldet, daß derselbe eine Reise nach Westafrika unternommen hatte, um das bis jetzt noch von keinem Europäer besuchte Kong-Gebirge in Nordguinea zu erforschen. Er traf im September 1863 zu Whaïdah (Whyda) ein, dem Hafen von Dahome, um durch dieses Land ins Innere einzudringen. Aber seine Bemühungen waren vergeblich, und er schiffte dann nach Sierra Leone, wo die Engländer ihn freundlich aufnahmen und in einem Kriegsschiffe nach dem Flusse Gallinas schafften. Dort wurde er schon nach wenigen Tagen ausgeplündert und flüchtete nach Scherbro; französische Kaufleute gaben ihm Reisemittel, aber beim Dorfe Begboom wurde er, Anfangs Juni, wieder überfallen und aller Habe beraubt. Von diesem Punkte aus machte er einen dritten Versuch, ins Innere zu gelangen, ertrank aber im Flusse Jong. Wieder ein Opfer, das Afrika gefordert hat!

Pelly's Fahrten im Persischen Meerbusen. Diese Meeresgegend hat in unseren Tagen eine gesteigerte Bedeutung gewonnen, weil der europäisch-indische Telegraph dieselbe durchzieht. Wir haben früher aus den Papieren des schweizerischen Reisenden Schläfli Allerlei über diese Region mitgetheilt; jetzt finden wir in der Oktobernummer der Proceedings der londoner geographischen Gesellschaft einige Notizen des Obersten Pelly. Er verließ Bender Abuschähr (welches die Engländer Buschir schreiben) im December 1863 und fuhr nach dem Hafen Lingah, welcher auf dem Festlande liegt; er bildet eine offene Rhede, welche gegen Nordwest geschützt ist, aber nicht gegen Südost- und Südwestwinde. Jedoch finden kleine Fahrzeuge an einem großen Hafendamme Schutz. Lingah ist Hauptort eines Bezirkes, der nach Nordwesten hin vom Scheichthum Moghu begrenzt wird, hat 8000 bis 10,000 Einwohner und einen lebhaften Handel, weil weder Eingangs- noch Ausgangszölle bezahlt werden. Es unterhält Verkehr mit den arabischen Häfen, denen es aus Bombay und Karratschi Güter zuführt und dafür Silber, Perlen und etwas gesalzene Fische als Rückladung nimmt. Der Scheich ist ein Araber von alter, edler Herkunft. Dann fuhr Pelly nach Bassidore auf der Insel Kischm, um die dortigen Salzhöhlen und Naphthaquellen zu besuchen. Die ersteren liegen in einer 300 bis 600 Fuß hohen Hügelkette; eine dieser Höhlen bildet ein Gewölbe von 200 bis 300 Fuß Höhe und Länge und hat eine Spannung von etwa 70 Fuß. Die Salzblöcke werden auf Eseln oder Kameelen ans Meer geschafft, in kleinen Fahrzeugen nach Maskat und von dort weiter nach Kalkutta oder auch nach der afrikanischen Küste verladen. Von Bassidore fuhr Pelly durch die Clarence-Straße, durch welche die Insel Kischm vom Festlande geschieden ist, durch ein nur etwa 400 Fuß breites aber 21 Miles langes Fahrwasser, an welchem beim Dorfe Luft der Sultan von Maskat Ackerbau treiben läßt. Auch versorgt diese Gegend die Küstenplätze am Meerbusen mit Brennholz. Insel und Stadt Ormus zeigen keine Spur mehr von der Blüthe, welche die Portugiesen vor vierthalbhundert Jahren dort antrafen; Alles ist im Verfall. Zuletzt besuchte Pelly Bender Abbas, dessen Hafen aber, zwei Miles von der Küste entfernt, nur zwei bis drei Faden Wasser hat und bei Südwind gefährlich ist. Trotzdem ist der Handel nicht unbeträchtlich. Die Stadt zählt etwa 9000 Einwohner.

Ein Besuch bei den Stiengs in Nieder-Cochinchina. Wir haben im vorigen Bande des Globus eine Schilderung dieses wilden, bisher wenig bekannten Volkes nach Mouhot gegeben und Abbildungen beigefügt, welchen Zeichnungen an Ort und Stelle zum Grunde liegen. Im Februar 1864 hat ein Offizier, Larclause, diesen Stiengs einen Besuch gemacht. Die Franzosen nämlich erforschen seit einiger Zeit die an werthvollen Hölzern ungemein reichen Wälder jener Region auch jenseits der Grenzlinie, und der ebengenannte Reisende trat seine Expedition am 10. Februar von Tay Ninh aus an. Er gelangte binnen fünf Tagen nach Brelam, welches von den Cambodschanern Relim genannt wird, und fand, gleich Mouhot, bei dem Missionär Pater Arnoux die beste Aufnahme. Ueber die Stiengs giebt er folgende Mittheilungen. Sie bilden den südlichsten Stamm der „Wilden", der Moïs, zu dem nach Norden hin wohnend die Gnongs, Giarai, Banars, Cedans und andere gehören. Die Ostgrenze dieser Wilden trifft im Allgemeinen mit der Westgrenze Cochinchina's zusammen, ist aber vielfach unregelmäßig, denn in der Gegend von Baria reicht sie bis ans Meer, eben so bei Tu Ngai. Typus und Sprache aller dieser Völkerschaften weisen auf einen gemeinschaftlichen Ursprung hin; man hält sie für die Alteingebornen. Brelam liegt etwa unter 12° n. Br., unweit der Quelle des Meamschelong, welcher zum Mekong fließt.

Die Gegend um Brelam eignet sich für den Anbau von Kaffee, Baumwolle, Taback und des Maulbeerbaums. Die Stiengs sind kräftig gewachsene Leute von stolzem Gang und martialischem Aussehen, doch hat ihr Gesichtsausdruck etwas Mildes. Ihre Dörfer sind volkreich, gut gehalten und sehen so wohlhäbig aus, daß sie schon dadurch einen scharfen Gegensatz zu denen der Anamiten und Cochinchinesen bilden; das Vieh, zumeist Büffel, wird gut gehalten. Leider sind Fehden unter den verschiedenen Stämmen sehr häufig, dann tritt in Folge der Beraubungen und Verwüstungen zuweilen Hungersnoth ein. Der Stieng erntet hundertmal mehr Reis, als er für sich bedarf, aber er verschleudert ihn zumeist, um seinem Hange nach allerlei Firlefanz, namentlich Glasperlen, zu fröhnen und sich berauschende Getränke zu verschaffen. Nicht selten verkauft er dann Vieh, Frauen, Kinder und am Ende sich selbst und vielleicht an einen Mann, der sich am nächsten Tag auch selber verkauft.

Dampfschifffahrt auf dem Ucayali und Pachitea. Ein Correspondent der „Brazil and River Plate Mail" schreibt aus Lima vom 12. Oct. 1864, daß nun die Dampfer von Mairo am Fuße der Cordillere bis zur Mündung des Amazonenstroms gehen. Mairo liegt nur 95 Leguas von der Küste des Stillen Oceans und 900 Leguas vom Atlantischen Meere entfernt. — Nauta, wo der Ucayali in den Amazonenstrom fällt und Jurimaguas an letzterm Flusse waren bisher die westlichen Endpunkte der Dampfschifffahrt. Nun ist aber der peruanische Dampfer Morano, von England kommend, den ganzen Amazonenstrom (700 Leguas) hinaufgegangen und bei Nauta in den Ucayali nach Süden eingebogen; er hat diesen Fluß bis zur Mündung des Pachitea befahren und ist dann auf letzterm bis nach Mairo vorgedrungen, nicht weit von der deutschen Colonie am Pozozu. Der Morano ist ein Dampfer von sieben Fuß Tiefgang, der zur Reise von Nauta bis nach Mairo acht Tage gebrauchte. Es ist eine große Thatsache, die hier vorliegt: Unmittelbare Dampfschiffverbindung zwischen Europa und den Urwäldern, die sich am Fuße der Andes ausdehnen!

Die peruanische Regierung, welche die Wichtigkeit dieses Ereignisses vollkommen zu begreifen scheint, hat einem Deutschen, dem Ingenieur von Falkenstein, den Auftrag gegeben, von der deutschen Colonie (Globus I. 189. V. 158) eine gute Straße bis nach Mairo zu bauen, so daß unsere Landsleute, welche bisher nicht in der besten Lage dort waren, dann ein directes Absatzgebiet nach dem Atlantischen Ocean haben.

Erforschung des obern Parana. Die brasilianische Regierung hat die volle Bedeutung dieses Flusses erkannt und eine wissenschaftliche Commission beauftragt, den obern Lauf und dessen Zuflüsse aus der Provinz Matto grosso zu erforschen.

Sie bestieg den Dampfer Tamandataky an der Mündung des Tieté. Dieser 140 deutsche Meilen lange Fluß, der auch Anhembi genannt wird, kommt aus der Provinz Matto grosso. Die Commission fuhr dann den Parana hinab und gelangte binnen fünf Tagen an die Mündung des Ivinheima und steuerte diesen 14 Tage lang hinauf, bis zur Vereinigung mit dem Brilhante. Diesen befuhr sie bis zum Hafen Santa Rosalinda, wohin sie nach 13 Tagen kam. Nach Vollendung der Eisenbahn in der Provinz San Paulo und der Chaussee von Avandahoba nach Itapara wird die Verbindung zwischen Rio Janeiro und Santa Rosalinda weniger beschwerlich sein, und Waaren werden dann in nur zwei Monaten an die beiderseitigen Bestimmungsorte befördert werden können.

Die brasilianische Akademie St. Paulo. Bekanntlich gibt es in Brasilien nur zwei Hochschulen für Rechtswissenschaft, in Pernambuco und St. Paulo. Aber der Unterschied zwischen diesen beiden Instituten ist außerordentlich. Während die Akademie von Pernambuco der Stützpunkt des religiösen Obskurantismus ist, ganz unter dem Einfluß des priesterlichen Elementes steht und hinter den Anforderungen unsres Jahrhunderts sehr zurück bleibt, so entwickelt sich in St. Paulo ein ganz anderer und viel erfreulicherer Geist. Die „Porto Alegre deutsche Zeitung" vom 28. Sept. 1864 berichtet darüber.

Da existiren literarische Gesellschaften aller Art, vom alten „Ensaio academico" bis zum „Ensaio philosophico paulistano" in deren Sitzungen die schwierigsten Fragen der Wissenschaft, der Politik und der Philosophie in freien Vorträgen behandelt werden.

Diese verschiedenen Gesellschaften veröffentlichen Zeitschriften, die sich wahrlich nicht zu schämen brauchen, an die Seite ähnlicher Publikationen zu treten, die auf europäischen Universitäten gemacht werden.

Die „Imprensa academica" ist ein vortreffliches Journal, welches die ausgezeichneten Fähigkeiten seiner jungen Redakteure beweist, und die „Annalen" des „Ensaio academico", sowie die „Revista mensal" des „Ensaio philosophico", bringen sehr gute Abhandlungen über Rechtswissenschaft, Philosophie und Literatur.

Die philosophische Richtung der Akademiker von St. Paulo ist durchaus freisinnig, eben so wie ihre literarischen Sympathien es sind, und es muß uns zur besondern Freude gereichen, daß in beiden Richtungen Deutschlands Vorkämpfer für Licht und Freiheit nicht nur dort vollständig gekannt, sondern auch speziell bevorzugt sind.

Die Theorien Kants, Fichte's, Hegels und Schleiermachers haben der philosophischen Richtung der Akademiker von St. Paulo den Stempel aufgedrückt, und Schiller und Göthe sind ihnen so bekannt, oder noch bekannter, wie Hugo und Lamartine.

Die deutsche Sprache wird mit besonderer Liebe von ihnen erlernt; deutsche Lehrbücher dienen zu ihren öffentlichen wie zu ihren Privatstudien, und unverholen drücken Alle die Verehrung aus, die sie dem deutschen Wissen und den deutschen Denkern widmen.

Daheim in Deutschland denkt wohl Niemand daran, daß im Innern von Brasilien eine große Anzahl von jungen Amerikanern in echt deutscher Richtung sich wissenschaftlich und philosophisch ausbildet, daß deutsches Wissen dort hochgehalten wird, und daß so manches jugendliche Herz in fieberhaftem Enthusiasmus entbrennt für das Vaterland Gutenbergs, Copernikus', Kants, Fichte's, Göthe's und Schillers!

Diese Vorliebe für deutsche Wissenschaft und deutsche Literatur dankt St. Paulo hauptsächlich wohl dem Einfluß, den unser nun längst verstorbener Landsmann Julius Franck (wie er sich selbst nannte, und wir respektirrn seinen Willen, der seinen erlauchten Familiennamen in ewiges Dunkel hüllt) als akademischer Lehrer dort ausgeübt hat, und der sich in seinem vortrefflichen, noch heute in St. Paulo angewendeten Lehrbuch der Weltgeschichte fortpflanzt.

Die deutsche Metaphysik brach sich also Bahn in St. Paulo, und heute ist es unleugbar, daß nicht nur die Akademiker von St. Paulo vom größten Enthusiasmus für deutsches Wissen beseelt sind, sondern daß sie auch ernstliche Anstrengungen machen, die eingeschlagene Bahn zu verfolgen.

Als Consequenz des geweckten und aufgeklärten Geistes, der dort herrscht, sowie dieses wissenschaftlichen Eifers, zeigt sich in St. Paulo eine höchst entwickelte literarische Thätigkeit. Fachwissenschaftliche Schriften, philosophische Abhandlungen, belletristische und dramatische Produktionen von dortigen Studenten erscheinen in ununterbrochener Reihenfolge und liefern den Beweis des oben Gesagten, und diese Akademie, aus deren Schoße die ersten und gefeiertsten Denker, Dichter, Redner und Staatsmänner Brasiliens hervorgegangen sind, wird unzweifelhaft den Stempel des deutschen Wissens, der in ihr so klar vorherrscht, der ganzen wissenschaftlichen, philosophischen und literarischen Entwicklung des Kaiserreiches aufdrücken.

Die deutsch-evangelische Gemeinde in Montevideo. Wir erhalten von befreundeter Hand aus Montevideo den Jahresbericht und verschiedene andere Schriftstücke, welche die deutsche evangelische Gemeinde jener südamerikanischen Stadt betreffen, zugeschickt. Wir entnehmen daraus, daß die Gemeinde fest zusammenhält und daß sie bestrebt ist, nicht nur deutsche Gesittung und Kultur unter sich festzuhalten, sondern auch für deren weitere Verbreitung Sorge trägt. Zwar steht noch keine eigene deutsche Kirche in Montevideo, doch hat sich die Gemeinde auf ihre Kosten ein Harmonium aus Europa kommen lassen, das sie in der englischen Kirche aufgestellt hat, deren Mitbenutzung ihr gewährt wurde. Als Geistlicher fungirt Pastor Schönfeld aus Berlin. Die Schule der Gemeinde besteht aus drei Klassen, die von 34 deutschen und 47 fremden Kindern besucht wird. Neben der deutschen Muttersprache lernen die Schüler noch Spanisch, Englisch und Französisch; auch wird in der ersten Klasse als nicht obligater Gegenstand lateinischer Unterricht ertheilt. Außerdem Geographie und Geschichte. Deutsche Bücher werden als Prämien an die besten Schüler vertheilt.

Aus den statistischen Nachweisen geht hervor, daß der Gemeinde 356 evangelische Deutsche angehören, und zwar 225 Männer und 131 Frauen.

Brasilianische Nachrichten. Bei dem Orte Palmeiras in der Provinz Bahia hat man neue Diamantenlager aufgefunden. Gegen 5000 Personen hatten sich zum Graben dort eingefunden.

Verschiedene Provinzen Brasiliens hatten sehr durch starke Fröste zu leiden. So schreibt man aus Limeira in St. Paulo: „Nachdem die Jahreszeit ihren regelmäßigen Verlauf genommen und der Landmann die Hoffnung gehegt, daß der Winter gelinde sein würde, trat in der Nacht des 25. Juli der Reif in beispielloser Stärke und Heftigkeit ein. Die älteren Leute sagen, daß der Reif vom 25. Juli 1864 stärker gewesen, als der von 1842, indem er die Höhen einiger Fazenden nicht verschonte, die bis dahin davon frei geblieben waren. Wir haben die Ueberzeugung, daß die übeln Folgen dieses Ereignisses sich bedeutend verringern lassen, immerhin aber bleibt dasselbe ein harter Schlag für den gerade in diesem Theile der Provinz so blühenden Landbau, und die Manie, für enorme Preise ohne Ueberlegung und ohne solchen Eventualitäten Rechnung zu tragen, Sklaven zu kaufen, wird sich wohl legen." Auch aus den deutschen Colonien „Dona Franeiska", Blumenau und Brusque in der Provinz Santa Catharina berichtet man, daß dort am 25. Juli ein ungewöhnlich starker Frost eintrat und stehendes Wasser mit einer Eisdecke von dreiviertel Zoll Dicke bedeckt war.

(Porto Alegre Deutsche Zeitung, 3. September 1864.)

Der neue Staat Nevada in Nordamerika. Durch Erlaß des Präsidenten der amerikanischen Nordunion vom 20. Okt. 1864 ist das bisherige Territorium Nevada in die Reihe der Staaten eingetreten. Er führt seinen Namen nach der Sierra Nevada, dem hohen, schneebedeckten Alpengebirge, welches ihn im Westen von Californien scheidet. Am 2. März 1861 wurde diese, zu jener Zeit noch ganz wüste Binnenregion als ein Gebiet der Vereinigten Staaten organisirt. Der Flächeninhalt des neuen Staates beträgt etwa 83,500 Geviertmiles, und gegen Ende des Jahres 1863 belief sich die weiße Bevölkerung auf ungefähr 40,000 Seelen; sie ist aber seitdem nicht unbeträchtlich angewachsen.

Der neue Staat liegt zwischen dem 115.° westlicher Länge und der Grenze von Californien, und zwischen dem 37. und 42.° nördlicher Breite; er hat Californien im Westen, Oregon im Norden, Utah im Osten und Californien und Neumexico im Süden. Der westliche Theil, an und in der Sierra Nevada, ist durchaus gebirgig und liefert eine Menge Gold, sowohl aus dem Quarzgestein, wie Waschgold aus den Placeres; überhaupt ist diese ganze Region ungemein reich an werthvollen Metallen.

Von den 10 Counties haben nicht weniger als sieben sehr ergiebige Gold- und Silbergruben; die letzteren geben namentlich in Storey County eine ungemein reiche Ausbeute. Dieser Bezirk sandte im Jahre 1862 der Unterstützungscommission für hülfsbedürftige Krieger acht massive Silberbarren, von denen fünf je 111 Pfund wogen, als Beitrag; der Werth betrug mehr als 20,000 Dollars. Auch Quecksilber, Blei und Spießglanz kommen in Menge vor. Die Comstock-Minen in Storey County waren die ersten, in denen Silber gefunden wurde.

Seit vier Jahren sind Städte gleichsam um die Wette entstanden. Virginia City hatte im November 1863 schon 10,000 Einwohner; es ist Hauptgeschäftsort in dem neuen Staate; Carson City dagegen, mit etwa 2500 Einwohnern, Sitz der Regierung. Silver City, in Lyon County, hat 1000 Einwohner; Gold Hill, in Storey County, 1500 Einwohner; Washoe City und Ophir liegen in Washoe County; Stor City und Unionville in Humboldt County; andere kleine Städte sind Dayton, Gonea, Aurora, Esmeralda und Austin. Die Silbergruben in Lander County zogen so viele Menschen an, daß die Volkszahl von Oktober 1862 bis dahin 1863 um mehr als 6000 Köpfe stieg.

Der Regierungsgeognost Blake entwirft folgende Schilderung. Nevada ist eine hochgelegene, halbwilde Region. Die Oberfläche besteht in einer fortgesetzten Reihenfolge von longitudinalen Gebirgsketten mit dazwischen liegenden Thälern und Ebenen, welche zumeist selbständige Becken bilden, auf allen Seiten von Bergen eingeschlossen sind und keinen Wasserabzug nach dem Meere haben. Die durchschnittliche Höhe dieser Thäler beträgt 4500 Fuß; die Berge steigen auf dieser Unterlage um 1000 bis 4000, in einzelnen Fällen auch 8000 Fuß höher. Die Gold- und Silberminen im südwestlichen Theile von Nevada streichen durch den Staat von Westen nach Osten und laufen von dem großen Mineralcentrum Washoe aus nach Süden und Norden. Schon im August 1862 waren 142 Quarzmühlen in Thätigkeit. Manche vereinzelte Strecken sind zum Ackerbau geeignet.

In einem andern Berichte wird gesagt, daß mächtige Quarzblöcke über manche Strecken in Menge zerstreut umherliegen; sie geben eine beträchtliche Silberausbeute. Wahrscheinlich beobachtet man sonst nirgendswo als nur hier die Erscheinung, daß Silber auf der Oberfläche des Bodens zerstreut gefunden wird. Dasselbe ist der Fall mit dem Obsidian; in manchen Gegenden liegen mächtige lavaartige Steine umher; auch bituminöse Kohle ist vorhanden.

Der Erdboden ist vielfach mit Salz geschwängert und mit wildem Salbei bestanden, der zwei bis vier Fuß hoch wird; Cedern und Fichten wachsen langsam und knorrig, aber im Gebirge stehen hohe Bäume, welche Nutzholz liefern; Zinnober und Alaun kommen vor, und in den Flüssen sind Forellen und andere Fische.

Jüngst hat man ein ausgedehntes Lager des reinsten Steinsalzes entdeckt. Dasselbe nimmt einen Raum von etwa fünf Geviertmiles ein, liegt in der Nähe des Carson River Sink und scheint einst den Boden eines Sees gebildet zu haben. Eine oberflächliche, etwa drei Zoll dicke Lage liefert schlechtes Salz, aber gleich unter derselben beginnt das 14 Fuß mächtige Steinsalz, das so klar ist wie Eis, und so weiß wie Schnee und auch nicht die Spur von fremdartigen Körpern enthält; es ist absolut rein. Man haut oder sägt es aus, wie mit Eisblöcken geschieht, und so wird es versandt; dieses Steinsalzlager befindet sich 70 Miles östlich von Virginia City, an der Ueberlandroute.

Warme Quellen sind in Menge vorhanden; einige sprudeln zwei bis drei Fuß hoch. Mit Californien hat Nevada eine tägliche Postverbindung. Das Land gleicht jetzt noch einer gewaltigen Einöde. Am Fuße der Sierra Nevada, deren Thäler, wie schon bemerkt, reich an vortrefflichem Holze sind, liegt eine große Anzahl prächtiger Seen, welche den vom Gebirg herabkommenden, viele Sägemühlen treibenden Gewässern als Aufnahmebecken dienen, aber selber keinen Abzug haben; ihr Ueberschuß an Wasser verdunstet während der regenlosen Sommermonate.

Hauptstrom ist der Humboldt, ein Wasserfaden, der für die Schifffahrt gar keine Bedeutung hat. Er kommt aus den Gebirgen von Utah und schleicht in vielfach gewundenem Laufe nach Westen hin durch die Wüstenei auf einer Strecke von etwa 75 deutschen Meilen. Sein Wasser ist tief dunkel und scharf von den vielen mineralischen Substanzen; es versickert allmälig im Sand am Fuße der Sierra Nevada. Aber dieser armselige Fluß ist doch eine wahre Wohlthat und ein rechter Segen. Das an seinen Ufern wachsende Gras zieht sich wie ein grünes Band durch die Wüste, und an vielen Stellen findet man Weidenbäume. Am Humboldt hin geht die Auswanderer- und Handelsstraße aus Utah nach Californien, und diese ist die einzige überhaupt praktikable in dieser weiten Region.

Als Ackerbauland kann Nevada nie eine Bedeutung erlangen, wohl aber seines Metallreichthums wegen.

Russische geographische Werke. Die Schwierigkeit, welche das Erlernen der slavischen Sprachen darbietet, so wie die fremden Charaktere, in denen die russischen Werke gedruckt sind, haben zur Folge gehabt, daß die russische Literatur bei uns so ziemlich unbekannt geblieben ist. In Deutschland beschäftigen sich nur wenige Zeitschriften mit der russischen Literatur. Für die Bibliographie wirken namentlich Schmalers „Slavische Jahrbücher"; Wolfsohns „Nordische Revue" gibt manche schätzenswerthe Mittheilungen, und was die geographische Literatur betrifft, so war man auf die wenig vollständigen Berichte in „Ermans Archiv" hingewiesen. Seit September 1864 erscheint jetzt in Leipzig eine „Russische Bibliographie von E. A. Zuchold", die es sich zur Aufgabe macht, die russische Literatur im mittlern und westlichen Europa durch das Medium der deutschen Sprache bekannter zu machen und weiter zu verbreiten. Allerdings kann das Ganze auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen; doch finden wir in dem vorliegenden Hefte eine Menge Titel bisher unbekannt gebliebener geographischer Werke. Wie viel in dem großen Czarenreich noch auf dem Gebiete der Länder- und Völkerkunde geleistet werden kann, dürfte bekannt sein. Angezeigt erscheinen in der „Russischen Bibliographie": „Geographische Studien von J. Niwolog." „Deutschland und die Deutschen von Iwan Golowin." Die russischen Ausgaben der verschiedenen bei J. Perthes erschienenen Atlanten von v. Sydow. Auch ist der Inhalt einiger Gesellschaftsschriften angeführt. So bringen die „Gelehrten Mittheilungen der Naturforscher-Gesellschaft in Kiew" einen Aufsatz von J. S. Kopernizky über den Bau slavischer Schädel.

Die geographische Gesellschaft zu London hat kürzlich den 33. Band ihres Journals ausgegeben, welcher außer dem Jahresbericht, den geschäftlichen Mittheilungen und der Adresse des Präsidenten eine Menge werthvoller Abhandlungen enthält. Präsident ist Roderich Murchison; ihm zur Seite stehen vier Vicepräsidenten und ein berathender Ausschuß (members of council) von 21 Mitgliedern. Außer vier Ehrenmitgliedern, die alle gekrönte Häupter sind (Vicekönig von Aegypten, Großfürst Constantin von Rußland, der König von Schweden und der Großherzog von Toskana), hat der Verein 66 correspondirende Ehrenmitglieder, unter diesen 26 Deutsche. Die Zahl der ordentlichen Mitglieder beträgt 1908. Besonders stark sind unsere Stammesgenossen unter den mit Ehrenmedaillen versehenen Geographen vertreten. Es sind dies Dr. Eduard Rüppel (Reisen in Nordostafrika und Arabien); Robert Schomburgk (Britisch Guayana); Adolph Erman (für seine geographischen Arbeiten); Karl Ritter (für seine geographischen Werke); Th. Middendorff (Reisen in Sibirien); Dr. Ludwig Leichhardt (Australien); Baron Karl von Hügel (Kaschmir); Heinrich Barth (Centralafrika); v. d. Decken (Kilimandscharo). —

In der Sitzung vom 14. Nov. 1864 wurde auch der Kaiser von Brasilien unter die Ehrenmitglieder der Gesellschaft aufgenommen.

Götzenbilderfabrik im frommen England. Ein Handlungshaus in Birminghan, wo die Götzenbilderfabrikation für Indien und China eifrig betrieben wird, empfiehlt seinen Kunden in Ostindien die Erzeugnisse seiner Fabrik in nachstehender Weise: „Yames, der Gott des Todes, in seinem Kupfer getrieben und sehr geschmackvoll gearbeitet; Nirondi, der Fürst der Dämonen, in großer Auswahl. Der Riese, auf dem er reitet, ist von der kühnsten Zeichnung und sein Säbel nach jetziger Art geformt. Varonniu, der Gott der Sonne, lebendig dargestellt; sein Krokodill ist von Kupfer und hat einen silbernen Schwanz. Buberen, der Gott des Reichthums. Dieser Gott ist von ausgesuchter Feinheit; die Fabrikanten haben ihre besten Kräfte auf Herstellung desselben verwandt. Kleinere Halbgötter und sonstige Untergötter in größerer Auswahl".

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Von Orihuela nach Granada.

Die Bauern in der Huerta von Orihuela. — Maurischer Charakter der Stadt Murcia. — Die Murcianer und ihr Charakter. — Frohnleichnamsfest. — Die Bauern aus Algezares und Fortuna. — Caravaca und sein wunderthätiges Kreuz. — Die Stadt Carthagena und ihr Hafen. — Von Murcia nach Granada durch die Einöde. — Reisevorkehrungen. — Lebrilla und Totana. — Der Handel mit Schnee. — Lorca und das große Wasserbecken. — Die Tageszeit des Feuers. — In Velez Rubio. — Cullar de Baza. — Guadiz. — Anblick der Sierra Nevada. — Diezma.

Wir verließen die beiden Reisenden Doré und Davillier in der Palmenstadt Elche, von wo sie ihre Fahrt über Orihuela und Carthagena nach Granada fortsetzten. Auf dieser wollen wir sie jetzt begleiten.

Die Huerta, welche sich zwischen Elche und Orihuela ausdehnt, bietet fast ohne Unterbrechung den Anblick eines wunderbar fruchtreichen Gartens, und der Pflanzenwuchs erscheint wo möglich noch üppiger und tropischer als sogar bei Valencia. Die Granat-, Apfelsinen- und Feigenbäume erreichen einen kolossalen Wuchs, und die Sonnenblumen, deren Körner vom Volke gegessen werden, haben tellergroße Blumen. Das Röhricht erinnert an den Bambus, die Rosen wachsen an großen Bäumen, und die Aloës, mit denen die Straße eingefaßt ist, ragen wie riesige gezackte Schwerter empor.

In diesem irdischen Paradiese erhält der Boden ununterbrochen die nothwendige Feuchtigkeit, und das Uebrige thut die Sonne. Hier brauchen die Leute keine Zeit der Dürre zu fürchten, die in anderen Gegenden Spaniens oft so großen Schaden anrichtet. Llueva o non llueva, hay trigo en Orihuela, sagt das Sprichwort; d. h. es mag regnen oder nicht, in Orihuela wächst doch Weizen.

Bauer aus der Umgegend von Orihuela. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Die Bauern in dieser Huerta könnte man eher für Afrikaner als Europäer halten. Sie arbeiten beim heißesten Sonnenschein, Arme und Beine sind nackt, und die ganze Bekleidung besteht aus einem Hemd und den Zaraguëlles, weiten Beinkleidern von weißer Leinwand; um den Kopf haben sie ein Tuch gewunden und so sehen sie aus wie ägyptische Fellahs oder wie Kabylen. Die Segadores oder Schnitter bedienen sich nicht etwa einer Sichel mit langem Stiele; dieser ist vielmehr ganz kurz und auch die Klinge klein aber fein ausgezackt. Die Haut dieser Segadores zeigt alle Abstufungen der Bronce, von der florentinischen Patina bis zur schwarzen Patina, auch sahen die Reisenden einen leibhaftigen Neger, der nicht viel dunkler war als diese Bauern.

Orihuela hat seinen arabischen Namen behalten, ist eine große Stadt und liegt an beiden Ufern des Segura. Wir wollen hier beiläufig bemerken, daß alle spanischen Flüsse männlichen Geschlechts sind. Der Segura ist der größte Stromlauf in der Provinz Murcia und auch in den heißesten Monaten nicht trocken, obgleich so viele Bewässerungskanäle aus ihm abgeleitet werden. Die Stadt hat viele lange Straßen, viele Kirchen, sauber angestrichene Häuser und einen Charakter von Behäbigkeit und Wohlstand, wie man ihn in Spanien nicht oft findet. Die Baumreihen der Alameda bestehen aus hohen Palmen- und Apfelsinenbäumen, manche Gärten sind geradezu orientalisch. An den alten dicken Mauern haben nach einander die Römer, Gothen

und Araber gebaut und die Kraft der Zerstörung ausgeübt, aber noch steht ein Theil derselben, welcher das Ocelis der Gothen umschloß. König Theodemir vertheidigte dasselbe tapfer und sinnreich gegen die Araber. Er hatte, wie ein maurischer Geschichtschreiber erzählt, den größten Theil seiner Truppen in einer blutigen Schlacht verloren, schloß sich in Auriola (Orihuela) ein und gab den Frauen Soldatenkleider; auch mußten sie ihr Haar unter dem Kinn zusammenbinden, damit sie bärtig aussähen. So zeigten sie sich auf Mauern und Thürmen. Als Abdelasiz, Feldherr der Araber, den Platz so gut vertheidigt und besetzt sah, bewilligte er dem Könige Theodomir eine ehrenvolle Capitulation. Als dann aber nur wenige Männer aus der Festung zogen, fragte er, wo die übrigen seien. Da erzählte ihm der König die Kriegslist, und der Araber freute sich darüber.

Zwei Stunden jenseits Orihuela liegt die Grenze der Provinz Alicante und jene von Murcia beginnt, welches einst ein kleines maurisches Königreich bildete. Die Umgebungen der gleichnamigen Stadt sind eben so grün und üppig wie jene von Orihuela, auch gelten die Murcianer für ausgezeichnete Ackerbauer, und ihr Boden bringt Alles hervor, dessen sie bedürfen. Das sagt auch ein Sprichwort, welches man auf den Pliegos oder populären Bildern findet, die auf den Märkten feil geboten werden. Auf denselben sieht man Leute aus verschiedenen Provinzen mit allerlei Attributen, z. B. den murcianischen Landmann mit seiner Hacke; darunter steht gedruckt zu lesen:

Tiene el Murciano en su huerto
De subsistencial el puerto.

Aber ein anderes Sprichwort ist nicht schmeichelhaft für die Murcianer: El cielo y suelo es bueno, el entresuelo malo; also: Himmel und Erde sind gut, aber die Menschen taugen nichts. Allerdings gelten sie für äußerst rachsüchtig, und man sagt ihnen nach, daß sie noch manche maurische Charakterzüge hätten. Gewiß ist, daß keine andere Provinz Spaniens, wenigstens im Aeußern und bis in die kleinsten Einzelnheiten hinein, so viele orientalische Spuren und Anklänge bewahrt hat, wie gerade Murcia. Die Aparejos, das Geschirr der Maulthiere, gleichen denen, die man in Marokko sieht; die Guadamacileros, Lederarbeiter, verfertigen Gegenstände, die mit Seide gestickt sind, z. B. Cananas, Patrontaschen, mit denselben Mustern und Zeichnungen, welche man auf den großen Adargas vacaries sieht, diesen großen Lederschilden, welche die Mauren von Granada trugen; einige derselben werden noch im Zeughause zu Madrid aufbewahrt. Selbst in der Physiognomie der Bewohner liegt etwas Orientalisches; das erklärt sich aber sehr leicht. Noch im Anfange des 17. Jahrhunderts lebte eine beträchtliche Anzahl Morisken in Murcia. Philipp der dritte befahl ihre Austreibung, aber viele junge Mädchen konnten sich nicht entschließen, der Heimat den Rücken zu kehren; sie durften unter der Bedingung bleiben, daß sie sich mit „alten Christen", nämlich ächten Spaniern, verheirathen sollten.

Die Tracht der Murcianer gleicht im Allgemeinen jener der Leute von Valencia, nur sind die weißen Hosen noch weiter, Jacke und Weste noch reichlicher mit Stickerei und Besatz geschmückt, und daran erkennt man die Nähe von Andalusien. Die Bauern tragen an Sonn- und Festtagen Knöpfe von Silberfiligran, die oft so dick wie eine Walnuß sind und das Stück zwei Thaler kosten. Die Reisenden zählten an Jacke und Weste eines murcianischen Bauern nicht weniger als 40 Stück solcher Knöpfe. Um den Kopf windet man ein Tuch, das oben spitz zuläuft, und setzt eine Montera, Mütze, von schwarzem Sammt darüber; über die Schulter wirft man einen Mantel von gestreifter Wolle; die in Murcia verfertigten Mäntel haben Ruf.

Unter den Weibern sind viele von bemerkenswerther Schönheit; sie tragen, gleich den Andalusierinnen, an Festtagen einen kurzen Rock mit mehren Volants, entweder von gestickter Seide oder von blauem oder granatrothem Sammt, der dann mit Gold- oder Silberplättchen besetzt ist. Das Bein ist wie gedrechselt, der Strumpf oft fleischfarben, der Schuh von weißem Atlas; dazu kommt die Mantilla de tira, welche auf dem Haupte befestigt wird. Der Kopfputz ist ungemein einfach, aber höchst elegant; zwei kleine runde Flechten sind, ähnlich wie bei den römischen Frauen von Trastevere, an den Schläfen befestigt, während hinten der Chignon eine stehende Acht (8) bildet. Immer wird eine Blume aufgesteckt, entweder eine rothe Nelke, eine Dahlia oder eine Granatblüthe. Das Alles gilt nur von Frauen aus dem Volke, denn die „Señoras" sind so geschmacklos und einfältig, statt dieser malerischen Tracht die neuesten pariser Moden zu lieben.

Es verlohnt sich der Mühe, in Murcia ein Frohnleichnamsfest mit anzusehen. Vom frühen Morgen an erschallen alle Glocken mit Doppelschlägen, um die ganz besondere Heiligkeit des Tages zu markiren. Die Landleute strömen in Massen herein, alle Häuser sind geschmückt, Fenster und Balkons dicht besetzt. Dann kommt die Procession, voran die Reliquienkästchen, dann die Heiligenbilder aus allen Kirchen und acht Statuen der heiligen Jungfrau von Holz, aber in Lebensgröße; hinter der Geistlichkeit ziehen die Bauern einher. Unter den Musikbanden besteht eine ganz aus Geistlichen. Den Schluß machen die Maceros, Keulenträger, in der Kleidung des 16. Jahrhunderts, das Ganze ist ungemein bunt und farbig. Die Spanier lieben öffentliche Aufzüge und Feierlichkeiten, namentlich die kirchlichen; Feste dieser Art sind bei ihnen Tradition und Bedürfniß, und wer sie in Spanien gesehen hat, gewinnt die Ueberzeugung, daß der Protestantismus schwerlich jemals Boden auf der pyrenäischen Halbinsel gewinnen wird.

Murcia hat mehrere öffentliche Spaziergänge, auf denen afrikanische und amerikanische Bäume neben den einheimischen Europa's wachsen. Auf dem Paseo del Carmen stehen prachtvolle Orangenbäume, wie denn die Apfelsinen von Murcia allen anderen vorgezogen werden, selbst denen von Valencia, namentlich die Blutapfelsinen, Naranjas de sangre, deren Inneres allerdings tiefroth ist.

In diesem Paseo del Carmen sahen die Reisenden auch eine Anzahl von Zigeunern, die in Murcia in ziemlicher Anzahl zu finden sind. Sodann machte man sie auf Bauern aufmerksam, die allerdings ein eigenthümliches Gepräge hatten. Es waren Leute aus Algezares und Fortuna, zwei unweit von der Stadt liegenden Dörfern. Ihr Typus tritt so scharf heraus, daß er sofort auffällt und sich nicht wieder vergißt. Diese Bauern halten mit äußerster Strenge an ihren alten Bräuchen fest und tragen nur die hergebrachte Kleidung, obwohl viele von ihnen als Hausirer die Städte Gibraltar, Cadiz, Sevilla und Malaga besuchen. Dabei halten diese Algezareños unter einander zusammen wie Pech und Schwefel und bilden gleichsam eine große Familie.

15 Leguas von Murcia liegt die kleine Stadt Caravaca, wohin Wallfahrer in großer Menge pilgern, namentlich zum 3. Mai, an welchem die Verehrung des Kreuzes von Caravaca stattfindet. Man findet eine Nachbildung desselben als Palladium in allen Bauernhütten des Königreichs Valencia und nicht minder in der Provinz Murcia. Am Festtage wird dieses wunderthätige goldene Kreuz aus

dem mit Diamanten, Edelsteinen und Juwelen dicht besetzten Futterale genommen und den Gläubigen gezeigt. Die Hauptfestlichkeit besteht in dem baño de la santa reliquia; das Kreuz wird nämlich auf einen reich geschmückten Wagen gestellt und zu einer Quelle gefahren, in die es von einem Priester eingetaucht wird. Während dieses geschieht, findet ein Doppelgeläute statt, die Musik spielt, und verschiedene Processionen ziehen vorbei. Dann baden sich gläubige Leute in der Quelle, weil sie meinen, dadurch von Krankheiten geheilt zu werden. Den Schluß bilden ein Mohrenkampf und ein Feuerwerk.

Von Murcia aus machten die Reisenden einen Ausflug an die Meeresküste nach dem nur 15 Leguas entfernten Carthagena. Dieser Hafenplatz wird Cartagena de la Levante genannt, zum Unterschiede von dem südamerikanischen Cartagena de los Indios; aber sein früherer Glanz ist dahin. Die Stadt ist, wie der Name zeigt, von den Karthagern gegründet worden, die dort eine Hauptstation für ihre Flotte hatten; sie war sehr reich, und als Scipio die Stadt eroberte, machten die Römer dort eine ungeheure Beute, namentlich Silber in solcher Menge, daß sie Anker daraus schmiedeten. Noch vor nun 100 Jahren war Carthagena eine blühende Stadt mit 60,000 Einwohnern; jetzt zählt es kaum die Hälfte. Die ungeheuren Arsenalgebäude, die Hafenbecken und Gießereien sind in kläglichem Verfall, aber vielleicht wird durch den Eisenbahnverkehr der Stadt wieder aufgeholfen.

Der Hafen Carthagena's liegt in ziemlich gleich weiter Entfernung von Barcelona und Cadiz und ist einer der größten und sichersten am Mittelmeer. Auf allen Seiten wird er von hohen, schwärzlichen Felsen eingeschlossen und steht mit dem Meer nur durch ein enges Fahrwasser in Verbindung; dieses ist gefährlich, weil in der Mitte die Losa liegt, ein platter Felsen, der nicht über den Wasserspiegel hervorragt. Aber innerhalb der Rhede haben die Schiffe auch beim heftigsten Sturme nichts zu fürchten, und deßhalb sagt ein Sprichwort: Juni, Juli und Carthagena sind die besten Häfen im Mittelmeere. Die Silbergruben der Umgegend gaben im Alterthum reichen Ertrag, jetzt bearbeitet man die Schlacken, welche aus der Römerzeit dort liegen, und gewinnt aus denselben viel Blei.

Die Stadt hat etwas Trauriges, Gedrücktes und Eintöniges.

Von Murcia nach Granada führt der Weg, welchen unsere Reisenden nahmen, durch eine der abgelegensten Gegenden von Spanien. Die Strecke ist nicht gerade beträchtlich, aber es fehlt noch eine regelmäßige Postverbindung, und die Wege sind in diesem gebirgigen Lande sehr schlecht. Doré und Davillier mietheten eine Galera atartanada und versorgten sich mit allerlei Vorräthen in einer Weise, als ob es sich darum gehandelt hätte, eine Wanderung durch die Sahara zu wagen. Sie kauften in der Calle de la Draperia ein paar buntfarbige murcianische Mäntel, und dann einige Alforjas, die geradezu unentbehrlich erscheinen; es sind das nämlich große, wollene Quersäcke, deren Enden in ein Viereck auslaufen; man schließt die darin enthaltene große Tasche vermittelst einiger Schnürbänder, an welchen allerlei Posamentierzierrath herumbummelt. Man bedarf der Alforjas nothwendig in einem Lande, wo es in den Herbergen noch oftmals, gerade wie in den Zeiten des Cervantes, an Lebensmitteln fehlt, und der Reisende dergleichen selber bei sich führen muß, wenn er nicht Hunger leiden will.

Eine Figur aus Murcia. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Unser Fuhrwerk, so erzählt Davillier, war ein Mittelding zwischen Galera und Tartana. Noch vor Sonnenaufgang fuhren wir ab, um während der Mittagszeit ausruhen zu können; Abends wollten wir in dem nur 10 Leguas entfernten Totona eintreffen. Noch lange sahen wir den hohen Thurm der Kathedrale von Murcia, welche die aufgehende Sonne mit ihren Strahlen vergoldete, und erreichten gegen Mittag Lebrilla, eine kleine Stadt mit niedrigen, aus gestampftem Lehm aufgeführten Häusern. Sie gewährt einen wilden Anblick und ist zum Theil von Zigeunern bewohnt, die immer zahlreicher werden, je weiter man sich von Murcia entfernt. Nach mehrstündiger Rast fuhren wir bei immer noch ungemein drückender Hitze weiter und kamen bei einbrechender Dunkelheit in Totana an, einem kleinen Neste, das gleich auf den ersten Blick etwas Abstoßendes hat. Vor halb verfallenen Häusern saßen Zigeuner, die hier, so

weit das Königreich Murcia in Betracht kommt, gleichsam ihr Hauptquartier haben, wie jenes der andalusischen Gitanos Sevilla ist. Wahrscheinlich haben sie deshalb zwei Quartieren von Totana die Namen Sevilla und Triana beigelegt. Das letztere ist eine von Zigeunern bewohnte Vorstadt der andalusischen Capitale.

Auch der Gastwirth, bei dem wir einkehrten, war ein Gitano — so werden bekanntlich die Zigeuner in Spanien genannt —, wie denn überhaupt Viele von diesem Volke Gastwirthschaften halten. Der unsrige klagte über schlechte Geschäfte und er würde, sagte er, sein Auskommen nicht finden, wenn er nicht nebenbei auch den Schneehandel nieve, aus denen sich sowohl die Kleinverkäufer versorgen, welche Schnee in ihren Buden feil halten, wie auch die Aguadores, welche in Spanien eine zahlreiche Berufsklasse bilden und auf Straßen und Plätzen verschiedene Arten gekühlter Getränke, bebidas heladas, sehr billig verkaufen.

In Totana spannte der Kutscher früh an, um noch vor Eintritt der heißen Tageszeit Lorca zu erreichen. Die ganze Strecke zwischen beiden Punkten ist durchaus ohne Wasser, ausgedörrt und staubig. Lorca, eine große Stadt, gewährt mit seinen krummen und steilen Gassen einen wilden Anblick und soll 45,000 Einwohner haben. Das ist offen-

Schnitter in der Huerta von Murcia. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

betriebe. Dieser ist von keineswegs geringem Belang in einem Lande, wo einen großen Theil des Jahres hindurch die Hitze sehr drückend ist. Diese Zigeuner befassen sich viel mit diesem Erwerbszweige; sie holen den Schnee von den höchsten Gipfeln der Sierra de España herab und laden ihn auf Esel, die das Klettern verstehen, wie Ziegen oder Gemsen. Man sieht sie in langen Reihen, wie Karawanen, vom Gebirg herabkommen. In der Ebene vertheilen sich die Neveros und ziehen nach den verschiedenen Städten, wo ihre Waare allezeit Absatz findet, weil der Schnee, welcher bei den Erfrischungen das Eis ersetzt, gleichsam ein Lebensbedürfniß ist. Jede Stadt hat ihre Schneebrunnen, Pozos de bar übertrieben. Neben Lorca ragt der Monte de Oro empor, ein mit Aloë und Cactus bewachsener Hügel, an dessen Fuße der Saugonera fließt, wenn er Wasser hat; die Araber nannten ihn Guadalentin; er mündet in den Segura. Am Abhange des Monte de Oro sind noch Thürme und Mauern der arabischen Stadt vorhanden; jetzt bildet sie das Quartier der armen Leute, in welchem auch einige Gitanos wohnen. Der untere Stadttheil liegt am andern Ufer des Guadalentin, er ist reinlicher und besser gebaut. Die Domkirche, ein großes Gebäude, kalt und correct im korinthischen Styl aufgeführt, ist dem heiligen Patricius geweiht, und eine kleine gothische Kirche der heiligen Maria.

Die Bürger von Lorca sind stolz auf einen antiken Pilaster mit einer halb verwischten römischen Inschrift, weil er den Beweis liefert, daß ihre, übrigens ungemein heiße Stadt ein Alter von mindestens 18 Jahrhunderten hat. Die Araber verwandelten den alten Namen Eliceroca in den heutigen.

Vor etwa 60 Jahren befand sich in der Gegend von Lorca ein Pantano, ein gewaltiges Wasserbecken, dessen Geschichte einen tragischen Verlauf nahm. Dieser Pantano de Lorca, den man auch el puente, die Brücke, und pantano de puentes nannte, war ein kolossaler Steindamm, welcher den Ausgang eines Thales schloß, um in demselben das von den umliegenden Bergen herabfließende Wasser zu sammeln und zurückzuhalten. Diese gewaltige Mauer hatte eine Höhe von 1400 Fuß und bestand aus sieben einander überragenden Abtheilungen; die Mauerdicke der untern betrug 84 Fuß, der nächstfolgenden 72, und jede der folgenden 12 Fuß weniger. Den Bau hatte eine Privatgesellschaft unternommen, welche den Landleuten eine regelmäßige Bewässerung ihrer Felder ermöglichen wollte. Durch eine solche wäre allerdings der Ertrag der Felder verzehnfacht worden. Der Bau dieser Dämme wurde 1775 begonnen und war im Jahre 1802 vollendet. Nun wurde der Pantano zum ersten Male mit Wasser gefüllt, aber schon wenige Monate später, am 30. April, riß der gewaltige Wasserdruck die kolossale Mauer ein. Die Fluth stürzte mit ungeheurem Getöse in die Niederung, verwüstete Alles, was ihr im Wege

Melonenverkäufer in Murcia. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

lag, und nahm unglücklicherweise ihre Richtung gerade auf Lorca zu. Der untere Stadttheil, neben der Puerta de Saginês, und fast die ganze Vorstadt San Cristoval wurden binnen wenigen Minuten in einen Trümmerhaufen verwandelt; die Gewalt des Wassers warf alle Gebäude um, mehr als 6000 Menschen verloren das Leben, dazu eine ungezählte Menge von Hausthieren. Der Schaden war unberechenbar, und noch heute denkt man in Lorca nur mit Schrecken an die furchtbare Katastrophe.

Es lag den Reisenden daran, möglichst rasch nach Granada zu kommen. Nachdem sie einen Gang durch die Stadt gemacht und in der Posada de San Vicente sich erfrischt hatten, kam es darauf an, eine Fuhrgelegenheit ausfindig zu machen. Sie liefen bei einer wahrhaft tropischen Hitze in den Straßen umher, fanden aber alle Läden verschlossen, die Stadt war wie ausgestorben, denn um die Tageszeit des Feuers, die Stunde des Fuego, d. h. der größten Hitze, wie man in Andalusien sagt, ruht Jedermann und hält Siesta; Alles ist verschwunden, und die Gassen sind verödet wie um Mitternacht. Endlich gelang es, einen Menschen aufzufinden, der nicht schlief. Von ihm erfuhr man, daß in Lorca eine Galera vorhanden sei, die dann und wann nach Granada fahre und die nur 40 Leguas weite Strecke in sieben Tagen zurücklege. Die Reisenden hatten aber genug an der Galera und wollten ein etwas weniger barbarisches Fuhrwerk haben. Glücklicherweise erhielten sie die Adresse eines Cosario, Pferde- und Wagenverleihers, und nach dessen Hause gingen sie. Sein Mozo, Diener, gab die tröstliche Auskunft, daß sie das Gewünschte finden würden, sie müßten aber zwei Stunden warten, denn seinen Amo, Herrn, dürfe er um keinen Preis wecken; der halte seine Mittagsruhe. In der That wurde er vor 4 Uhr nicht sichtbar, war aber ein ganz umgänglicher Mann und versprach, die Reisenden in einer Schnelltartana am fünften Tage nach

Ein Mädchen in Carthagena. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Granada zu liefern. Dafür verlangte er den allerdings mäßigen Preis von zusammen 12 harten Thalern, behielt sich aber vor, eintretenden Falls noch einen Passagier aufzunehmen.

Diese „Schnelltartana" war mit Leinwand überspannt, die Bänke liefen der Länge nach, und den Eintritt nahm man von hinten; von Federn natürlich keine Rede. Der Calesero, Kutscher, hieß Paquito, war ein Granadiner von Geburt und gefiel sich offenbar in seinem andalusischen Kutscheranputz. Mit seinen beiden Machos stand er auf dem besten Fuß. Es waren in der That ein paar prächtige schwarze Maulthiere mit glattem, glänzendem Haar; das eine nannte er Comisario und das andere Bandolero,

also Commissar und Brigant, und that sich viel darauf zu Gute, daß er sie so getauft habe; er fand einen Witz darin, daß der Räuber neben einem Polizeibeamten einhergehen müsse. Uebrigens gab er den guten Rath, daß man sich in Lorca wohl mit Speise und Trank versorgen möge, weil unterwegs blutwenig zu bekommen sei. Außerdem ist die ganze Strecke als unsicher verrufen.

Von Lorca aus führt der Weg in dem ganz trocken liegenden Bette des Sangonera; auch bei vielen anderen Flußläufen Spaniens benutzt man in der Sommerzeit die Strombetten als Fahrwege. So kam die Tartane nach Velez Rubio, einer kleinen Stadt in der Provinz Almeria; das

Der Calesero hatte noch einen Fahrgast angenommen, der dann auch bald mit Mänteln, Alforjas und weingefüllten Schläuchen ankam. Die Aeltern, welche den jungen Mann begleiteten, brachten noch wohlgepolsterte Rücken- und Ohrenkissen, und bald war Alles im Wagen untergebracht. Der Reisegefährte, Advocat in Velez Rubio, ging nach Granada, um dort einen Prozeß zu führen; er war ein umgänglicher Mann und vortrefflicher Reisegefährte.

Jenseit Velez Rubio kommt man an die Station la legua del fraile, die Meile des Mönchs, die aber der Fuchs mit seinem Schwanze gemessen hat, und dann zum Dorfe Chirivel, in dessen Nähe zwei seltsam gestaltete Berge

Landleute bei Totana. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

weiße Velez, Velez Blanco, liegt von diesem rothen etwa eine Legua entfernt auf einer Anhöhe. Die Umgegend, in welcher viel Mais wächst, scheint fruchtbar zu sein; in der Nähe der Stadt ist eine eisenhaltige Quelle, welche man als Katzensprung, fuente del gato, bezeichnet.

Die Tartane hielt vor einem großen Gebäude von fast monumentalem Aussehen; es war die Herberge zum Rosenkranz, Posada del Rosario, welche ein Herzog von Alba, der viele Ländereien in dieser Gegend besitzt, im vorigen Jahrhundert hat erbauen lassen. Es war ein sehr schöner Gasthof, in dem nur eine Kleinigkeit fehlte, — die Möbeln!

liegen, der Mönch und die Nonne. Diese Gegend ist gut bewässert und liefert Flachs in großer Menge. Dann steigt der Weg steil an zu einem Gipfel, las vertientes genannt, weil auf ihm die Wasserscheide liegt. Gegen Westen fließen die Bäche nach Andalusien, gegen Osten nach Murcia. Bald nachher verließen die Reisenden die Provinz von Almeria und kamen in das Königreich Granada.

In diesem ist Cullar de Baza die erste Station. Diese kleine Stadt ist höchst merkwürdig, denn ein großer Theil der Bewohner, welche etwa 5000 Köpfe zählen mögen, leben in Berghöhlen und, die wenigen Häuser und Hütten, die aus Stein oder gestampftem Lehm aufgeführt sind, aus-

genommen, sind die übrigen Wohnungen unterirdisch, und man sieht von ihnen nichts als die aus der Erde hervorragenden Schornsteine, welche großen Kegeln gleichen, und aus denen der Rauch emporwirbelt. Diese menschlichen Troglodyten leben wie Kaninchen oder Bären in ihren Höhlen und tragen, um das Wilde dieses ganzen Anblicks zu vervollständigen, Kleider aus Schaffellen.

Comisario und Bandolero sollten unterwegs nicht abgelöst werden und die Schnelltartane fuhr deshalb immer Schritt. Sie legten täglich acht Leguas zurück und zwar so, daß während der Feuerstunden Rast gehalten wurde. Sie fuhr nach Baza durch eine vortrefflich angebaute Gegend, welche man als la Hoja, den Graben, bezeichnet. Die Stadt war von den Mauren stark befestigt und hat noch einen ganz moreskischen Anstrich; noch steht die Alcazaba, eine von den Königen Granada's erbaute Burg; die dicken Backsteinmauern und die Thürme mit Zinnen gleichen jenen der Alhambra und bezeugen, daß Baza einst nicht ohne Bedeutung gewesen. Wir hörten, daß in der Umgegend goldführender Sand liege; unterwegs begegneten wir stattlich aufgeschirrten Ochsen, welche Maschinen, die man beim Goldwaschen verwenden will, an Ort und Stelle zogen. Baza gelangte erst 1489, am 25. December, in den Besitz der Spanier, zwei Jahre vor der Einnahme von Granada; Ferdinand und Isabella mußten die Stadt sieben Monate lang belagern. An der Alameda liegen noch jetzt die gewaltigen Kanonen, mit welchen die Spanier die Festungsmauern zertrümmerten.

Wasserträger in Lorca. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Von Baza ab wurde die Gegend immer steiler und wilder. In dieser Gegend lag die kleine Stadt Galera, welche in dem vieljährigen Kampfe der granadinischen Mauren eine wichtige Rolle spielte. Nachdem diese ihre Hauptstadt

KABO GIRAO

Bibliograph. Institut Hildburghausen

verloren, setzten sie den Krieg noch beinahe 80 Jahre in dem Alpujarrasgebirge fort, und er wurde erst nach großen Anstrengungen von Don Juan d'Austria beendigt. Auch in diesem Kampfe bethätigte sich wieder derselbe scheußliche und brutale Fanatismus der spanischen Christen, welcher auch in Amerika so viele schmachvolle Barbareien verübt hat. Nach der Einnahme von Galera wurden nicht weniger als 2800 Morisken planmäßig hingewürgt; Frauen und Kinder, die einen Geldwerth hatten, wenn man sie als Sklaven verkaufte, wären fast dem Blutbade entgangen, allein der fromme Christ Don Juan gab die Frauen den Hellebardieren seiner Garde preis, und diese mußten dann, vor seinen Augen, nicht weniger als 400 derselben abschlachten; — Alles zur Verherrlichung Christi! Nach dieser Metzelei wurde Galera von Grund aus zerstört, und man streute Salz auf die Stelle, wo es einst gelegen. Ginez Perez de Hita schreibt in seinem Werk über die Bürgerkriege von Granada als Augenzeuge: „Man verfuhr mit so großer Strenge gegen Frauen und Kinder, daß man, meiner Ansicht zu Folge, viel weiter ging, als die Gerechtigkeit erlaubt, und als es sich für die spanische Mildherzigkeit (!) geziemt; aber Señor Don Juan hatte es nun einmal so befohlen."

Tief in einer wüsten unheimlichen Thalschlucht, die im Lande der Räuber wegen in bösem Rufe steht, liegt die Venta de Gor, welche auch in Sagen und Volksliedern als Schlupfwinkel der Banderos eine Rolle spielt; die Reisenden fanden dort aber nur Maulthiertreiber und Wollscheerer, die allerdings auch grimmig genug aussahen, aber ganz höflich die übliche Begrüßungsformel sprachen, die natürlich eben so höflich erwiedert wurde.

Bauer aus der Umgegend von Granada. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Einige Stunden weiter liegt Guadiz, wo in der Posada de los naranjeros eingekehrt wurde. Der Besitzer war ein alter Auvergnat, der während des Unabhängigkeitskrieges gefangen genommen worden war und sich späterhin hatte naturalisiren lassen. Zwar trug er sich andalusisch, hatte aber sein heimatliches Patois keineswegs vergessen. Ueberreste und Inschriften aus der Römerzeit sind in dieser Stadt keineswegs selten, noch häufiger jedoch maurische Erinnerungen. Die Frauen von Guadiz stehen, gleich jenen Baza's, im wohlverdienten Rufe der Schönheit; dagegen sehen die Männer recht bärbeißig aus. Die Criminalstatistik lehrt, daß sie häufig Unfug mit den Cuchillos, großen Messern, anrichten, die hier fabricirt werden. Als die Reisenden den Constitutionsplatz in Augenschein nahmen, lasen sie auf einem alten Gebäude die Inschrift: La Carcel, das Gefängniß. Durch ein eisenvergittertes Fenster guckten zwei Bursche in andalusischer Tracht und wünschten den Fremden einen guten Tag. Nun spann sich eine Unterhaltung an, aus welcher sich ergab, daß der älteste der beiden Gefangenen, nebst drei Anderen, eines Meuchelmordes wegen verurtheilt worden war, doch versicherte er, daß nicht er den tödtlichen Stoß gethan habe. Der jüngere mochte etwa 25 Jahre alt sein, hatte ein fast weibliches Antlitz, schwarzes Haar und herrliche blaue Augen. Er erzählte in andalusischem Dialekt und mit weicher Stimme, daß man ihn eingesperrt habe wegen einer Puñalá, welche er in einer Anwandlung von Eifersucht ausgetheilt habe. Beide Bursche benahmen sich im Gefängniß ordentlich, und man hatte ihnen deshalb ein Zimmer im Erdgeschoß eingeräumt, damit sie dann und wann von Vorübergehenden eine Gabe bekämen.

Von Guadiz ab wird das Gelände immer steiler, und bald kommen die schneebedeckten Gipfel der Sierra Nevada in Sicht, die allesammt vom Pico de Mulhacen überragt werden. Im Vordergrunde lag die Sierra de Susana mit ihren seltsam gestalteten Einzackungen. Die ganze Landschaft ist unbeschreiblich wild, großartig, gewaltig. Diese Gegend wird nur selten besucht; unsere Reisenden begegneten nur Balijeros, Reitern, welche das am Sattel befestigte Postfelleisen befördern, und dann und wann wandernden Zigeunern.

Der nächste Ort ist Diezma, ein von der Sonne durchglühtes Adlernest, in welchem viele Zigeuner horsten; von dort kommt man nach Huetor, das nur noch zwei Stunden von Granada, der Stadt Boabdils, entfernt liegt.

Durch die Kassubei.

Land und Leute geschildert von **Karl Ruß.**

Die kaschubische Ebene und ihre Grenzen. — Kaschubische Hütten. — Wirthshausscene. — Kleidung. — Bei einer kaschubischen Dame. — Die Landwirthschaft, Viehzucht, Fischfang und Bienen. — Holzdiebstahl und Waldwirthschaft. — Die Fornalkis. — Kaschubische Speisen. — Kaschubischer Adel und Majorate. — Kirche und Schulen. — Politische Verhältnisse.

Wenige Meilen erst trennen uns von den gesegneten, reichen Fluren der Umgebung Danzigs, und doch hat bereits eine öde Haidegegend mit ihrem trostlosen Einerlei uns umfangen. Loser, mahlender Sand, dürre Kiefern und der fahlgraue Himmel der Haide — das ist viele Meilen weit die einzige Abwechslung, die unseren, nur zu bald bis zum Uebermaß ermüdeten Blicken sich bietet.

Nachdem wir durch Karthaus gefahren, wird der Boden immer magerer und unfruchtbarer, je näher wir nach Berent kommen. Beides sind äußerst ärmliche und winzige Ackerstädtchen. Bereits kurz hinter dem erstern erscheint dem Blicke des deutschen Reisenden, besonders dem aus den südlicheren Theilen unseres Vaterlandes, sowohl die Landschaft, als auch das Aussehen der einzelnen, hier und da hinter den Hügeln oder aus dem Gestrüpp auftauchenden Hütten, und besonders das der Bewohner immer fremdartiger. Dieser fast völlig todte, kaum stellenweise magere, trockene Kräuter und dürre harte Grasbüschel erzeugende Sand, der meistens nur spärlich mit Moosen und Flechten überzogen ist, diese ganz kahlen, wellenförmigen Hügel, die, soweit das Auge nur zu reichen vermag, die Ebene bedecken — —, fast glauben wir ein versteinertes, oder vielmehr zu Sand gewordenes Meer vor uns zu haben, dessen wallende Wogen durch ein allgewaltiges Machtwort plötzlich erstarrt und regungslos stehen geblieben sind. Dann, nach meilenlanger Weiterfahrt, wechseln niedrige, verkrüppelte Kiefern (hier auch Kusseln genannt) und das die sandige, unfruchtbare Gegend besonders kennzeichnende Haidekraut. Dazu hören wir bald, von einem einsamen Wanderer oder Hirten mit kleinen grobwolligen Schafen, durchaus fremde, keineswegs wohlklingende menschliche Laute und glauben uns — inmitten des guten, rings herum echt deutschen Westpreußens — fast plötzlich in eine völlig unbekannte Gegend, wohl gar in einen fernen Welttheil versetzt.

Es ist das Land der Kassuben oder Kaschuben, in dem wir uns befinden, der jetzige ziemlich eng abgegrenzte Wohnbezirk jenes einst mächtigen slavischen Volksstammes, welcher früher den ganzen Landstrich zwischen Oder, Ostsee, Weichsel und Netze inne hatte — und dessen Nachkommen uns einer näheren Betrachtung nach Lebensart und Sitten wohl werth erscheinen dürften. Zur Berichtigung der fabelhaften Grenzen, in welche selbst die neuere Geographie die „kassubische Ebene“ meistens noch verlegt, sei bemerkt, daß die Kassubei der Gegenwart sich etwa zwischen den westpreußischen Städten Konitz, Tuchel und Berent, und dem pommerschen Bütow ausdehnend, bis an die — uns bereits bekannte — Tuchler-Haide (Globus IV, S. 343) stößt und in einigen Spitzen nach Hinterpommern sich hineinzieht. —

Endlich sind wir von den unheimlich bangen Gefühlen erlöst, die in der Einöde mehr und mehr unsere Brust beengten, denn in nicht weiter Entfernung blinkt uns ein Gewässer entgegen, an dessen flachen Ufern sich die zahlreichen Hütten eines großen Dorfes erheben. Die Häuschen, oder vielmehr sämmtliche Baulichkeiten dieser Ortschaft sind fast ohne Ausnahme in einem kläglichen Zustande. Die der Wohlhabenderen sind ganz aus Holz, sogenannte Blockhäuser; die der Aermeren bestehen aus Holzgerippen, deren Wände mit Lehm, über mit Stroh umwickelten Holzstaken, „ausgeklehmt“, d. h. ausgefüllt sind. Sämmtliche Gebäude, Höfe, Straßen, Wege, Gärten, Felder u. s. w. tragen auch hier nur zu auffallend den Stempel jener berüchtigten leichtfertigen slavischen Nachlässigkeit, die man bekanntlich allenthalben als „polnische Wirthschaft“ zu bezeichnen pflegt. Theils Stroh-, theils Schindeldächer bedecken die Gebäude, und über alle diese Dächer sind, in der regelmäßigen Entfernung von je etwa zwei Fuß, kreuzweise befestigte Hölzer gehängt, theils zur Befestigung des Strohes oder der Schindeln, zum Schutze derselben gegen Sturm und Unwetter, theils als Sinnbild des heiligen Zeichens der katholischen Religion.

Wir treten nun in eine der Hütten, oberhalb deren Thüre ein verblichenes, vom Wetter zerplatztes Holztäfelchen mit unbeholfener Schrift das stolze Wort „Gasthaus“ trägt. Schon von Weitem tönt uns hier ein wirrer, wüster Lärm entgegen, innen aber bietet sich uns ein wirklich überraschendes Bild. Das ganze, ziemlich umfangreiche Gemach, Gaststube genannt, ist von einem furchtbaren, dichten Qualm erfüllt, in dem, neben mannigfachen anderen Düften und Gerüchen, Tabaksrauch und Branntweindunst die Hauptbestandtheile bilden. Nachdem das Auge sich an das Düster und die Lunge einigermaßen an die Luftmischung gewöhnt, vermögen wir denn auch die Gesellschaft der Gaststube zu unterscheiden, welche bunt durch einander aus Männern, Weibern und Kindern besteht. Einen Augenblick bei unserm Eintritt entstand eine plötzliche Unterbrechung — im Umsehen geht aber schon Alles wieder ungestört seinen Gang fort. Rings um die langen, schweren Tische, auf den Bänken an den Wänden sitzen die alten Männer und grauhaarigen Weiber, ihnen gegenüber auf den Rückbänken die in den mittleren Jahren, und den übrigen Raum füllt das junge Volk. In der hintersten, düstersten Ecke lassen eine Geige und das kaschubische Lieblingsinstrument, „die Brumm“ (ein Baß) ihre wahrlich nichts weniger als melodischen Töne um die Wette erschallen, und nach dem Takte derselben spricht und schreit, singt, springt, hüpft, wippt, tanzt und lärmt rings alle diese große und kleine Welt unermüdlich, unaufhörlich und ununterbrochen um die Wette — in einem Leben und einer Bewegung, die zu beschreiben für unsere Feder wirklich fast unmöglich erscheinen muß. Und nicht minder ist dies mit dem Aufputz und der ganzen Erscheinung aller dieser Menschen der Fall.

Um den Lesern das Bild einigermaßen verständlich zu machen, müssen wir hier eine kurze Erklärung einschalten. Es ist nämlich heute ein Montag — — und jene Dorfbewohner sind hier noch in der Feier ihres Sonntagsvergnügens begriffen. An jedem Sonntag Nachmittag ziehen sich nach und nach sämmtliche Familienhäupter in die einzige

Schenke des Dorfes (eben das „Gasthaus"). Hier gehts anfangs sehr still zu; die mürrischen Alten sitzen schläfrig und verdrossen da, und erst nach und nach, wenn der feurige Lieblingstrank, der reine, unverfälschte Kartoffelfusel immer mehr zu wirken beginnt, da wirds lebhaft und immer lebendiger. Bald kommt auch die „Brumm" und spielt dem zusammenlaufenden jungen Volke eins zum Tanze auf. Man muß sich hierunter aber nicht etwa das denken, was wir oder andere Völker unter Tanz verstehen; die Brumm spielt eine lebhafte, zweitaktige Melodie, die ohne jegliche Abwechslung immer und immer zu erschallt und für jeden civilisirten Menschen in ihrer Eintönigkeit zuletzt zur Höllenqual werden müßte. Für die Kaschuben aber ist dies die wundervollste Musik. Während das junge Volk nach derselben wie unsinnig und toll umherspringt, begleiten die Alten sie bei ihrem Zechen unaufhörlich mit einem gellenden, eben so eintönigen Singsang. Und dies währt den ganzen Nachmittag, Abend und die ganze Nacht hindurch bis zum hellen Morgen; dann gehen die jungen Tänzer zur Ruh nach Hause, während die alten Zecher weiter jubeln. Hierbei darf aber „die Brumm" ebenfalls nicht fehlen. Wenn daher die eigentlichen Musikanten von Ermüdung und flüssig-geistigem Genuß erlahmt und bei Seite gefallen sind, so haben die ersten besten Anderen die Bogen ergriffen, und Brumm und Geige sind in unausgesetzter Bewegung geblieben.

Dies hat nun bis in den lichten Tag hineingewährt; da endlich ist den wartenden Hausfrauen die Geduld gerissen, und eine nach der andern läuft ergrimmt nach dem Kruge, um ihren liederlichen Gatten nach Hause zu holen. Hier werden sie indessen mit großem Jubel und verdoppelter Brummerei empfangen, einer der Nachbarn, Freunde u. s. w. nach dem andern trinkt ihnen Eins zu; anfangs wollen sie zwar nicht, sondern schimpfen und zanken um die Wette, doch hier und da beginnt bereits eine zu nippen, die andere setzt sich schon — und nicht lange, da zechen, jauchzen und jubeln sämmtliche Weiber mit den Männern um die Wette. Nach und nach wachen, trotz der Ermüdung der durchtanzten Nacht, dann auch die Knechte auf. Verdrießlich sehen sie sich nach dem ausbleibenden Frühstück um, ohne welches sie doch nicht auf das Feld ziehen können. Es bleibt ihnen also weiter nichts übrig, als den Hausfrauen nachzugehen — und ebenfalls weiter zu zechen. Ihnen folgen wiederum die Mägde, und wenn nun gar die Kinder aufwachen, hungrig und durstig, so laufen sie den Müttern gewiß nach. Kurz und gut, bald befindet sich das ganze Dorf wieder in der Schenke und trinkt, singt, springt, jubelt und jauchzt — — — und das Alles, Alles nach dem Takte der köstlichen „Brumm".

Sehen wir uns nun die Leute genauer an. Ein schwerer, unbeschreiblich schmieriger Schafpelz ist des Kaschuben Sommer- und Winteranzug; er so wenig als die schweren Stiefeln oder gar Holzschuhe behindern den leichtfüßigen Tänzer im Mindesten in dem wildrasenden Wirbel des wahrhaft endlos erscheinenden Tanzes. Sehr weite leinene, in die Stiefeln gesteckte Hosen, die sogenannten Portkis, und eine runde, mit Ohrenklappen und einem breiten, aufrechtstehenden Schirm versehene, ebenfalls im Sommer und Winter getragene Pelzmütze vervollständigen und kennzeichnen besonders seine Bekleidung. Eine Anzahl der im Kruge Anwesenden tragen weiße oder blaue wollene Jacken, Andere sind barfüßig, und der jüngere und jüngste Theil ist dem Naturzustande äußerst ähnlich, ja viele Kinder sind in bloßen, unendlich schmutzigen und zerfetzten Hemden dort. Die Weiber und Mädchen sind alle barfüßig und in möglichst bunte Lumpen gekleidet.

Solche wilden, meistens mehrere Tage hinter einander währenden Orgien sind des Kaschuben eigentliches Lebenselement. Sonst entsetzlich träge und faul, weil durch Armuth, Elend und Entbehrungen aller Art von Jugend auf entkräftet und später eben durch diese Ausschweifungen entnervt — erscheint er doch als ein ganz anderes Wesen bei leidenschaftlichem Tanze und der nicht minder heißgeliebten Branntweinflasche. Da entwickelt er eine Lebens- und Thatkraft, die wir dem, bei der Arbeit uns so entsetzlich verkommen erscheinenden Menschen wahrlich nimmer zutrauen würden; — dann, wenn das slavische Blut stürmisch durch die Adern rollt, der wilderregte Tänzer die dunkeläugige Dirne fest an die Brust preßt und in wahrhaft bachantischer Lust durch den engen dunstigen Raum dahin braust, dann erlischt die flammende Gluth der tobenden Leidenschaft nicht früher, als bis die unaufhörlich kreisende Branntweinflasche endlich die Köpfe und Beine schwer gemacht, die zuletzt nur noch zuckende Muskelkraft völlig gelähmt ist und Männer, Weiber und Kinder sinnlos betrunken nach Hause taumeln.

Ueberlassen wir nun die Leute ihrem Vergnügen und sehen uns nach anderen Verhältnissen um. Wir wollen hier einen Bekannten aufsuchen, einen jungen Geometer, der seit einigen Tagen im Dorfe wohnt, um in der Gegend Vermessungen vorzunehmen. Unsere Kenntniß der polnischen Sprache reicht hier nicht aus, denn obwohl beide Stämme gleicher slavischer Abstammung, so sind sie doch sowohl im innersten Wesen, als auch in der Sprache durchaus verschieden, wenn auch die Verwandtschaft bei näherer Beobachtung bestimmt und unverkennbar zu Tage tritt. Ein freundlicher Zufall hilft uns indessen zum Ziel, und unser Freund zieht uns schleunigst von dem wilden Treiben fort nach dem entgegengesetzten Ende des Dorfes, wo er bei einer „civilisirten Familie" sich häuslich eingerichtet hat. Die Frau, bei der er wohnt, hat einige Jahre als Kammer- oder Hausmädchen bei einer Gutsbesitzerin des benachbarten, nicht kaschubischen Westpreußens gedient und soll daher eine „ganz gewandte, nette" Wirthin sein. Ihre uns entgegenspringenden Kinder sehen zwar nichts weniger als reinlich und sauber aus, doch sie selbst hat ja glatt gescheiteltes Haar und sogar ein neues Tuch um den Hals gebunden; sie bewillkommnet uns sehr freundlich und zuvorkommend im reinsten Hochdeutsch — und wird uns als Frau von Chudnochowski vorgestellt.

Wenn schon uns der ganze Aufzug „der gnädigen Frau", besonders in Bezug auf die Sauberkeit und Ordnungsliebe ihrer Kleider auch keineswegs recht gefallen will, so erscheint es uns doch jedenfalls schon als ein sehr gutes Zeichen, daß sie sowohl, als ihr auf dem Felde ackernder Gatte nicht, wie sonst ja das ganze Dorf, ebenfalls bei der Brumm sind. Mit diesem angenehmen Gedanken treten wir bei ihr ein — — — allein o weh! welchen Anblick gewährt uns ihre Stube! Gerade wie in der Schenke, besteht der Fußboden aus der nackten, ursprünglich wohl gewalzten oder festgeklopften Erde, ganz wie dort haben sich verschiedene tiefe Gruben ausgetreten, welche mit scheußlichem, stinkendem Wasser gefüllt sind. Ein ungeheurer, offener Schornstein, welcher die rauhen, ungeweißten Wände an beiden Seiten schwarz berußt hat, gähnt uns entgegen. In den Ecken stehen Holzgestelle mit ekelhaften Lumpen statt der Betten. An den Wänden hängen bunte und goldglänzende Heiligenbilder, Kriegsscenen und dergleichen in großer Zahl. Ein schwerer Tisch mit den an den Wänden hinlaufenden Holzbänken füllt fast ein Drittel der Stube — und ringsherum, drunter und drüber leben und weben, kribbeln und krabbeln fünf Kinder, Ferkelchen, Hühner, Gänschen, Kaninchen und ein Hund lustig durcheinander. In der, aus einem

alten Waschkorbe roh gezimmerten Wiege schreit ein Säugling, und mit ihm in die Wette lärmen, grunzen und gackern die anderen Kinder und alle übrigen Bewohner dieses duftigen Gemaches.

Die Frau nimmt das Kind aus der Wiege und geleitet uns eine Sprossenstiege hinauf nach dem „Zimmer" ihres Miethers. Dies letztere ist nichts weiter als eine geräumige, ebenfalls ungeweißte und roh ausmöblirte Giebelstube, deren blinde und mehrfach mit häßlichem Papier verklebte Fensterscheiben keineswegs einen anheimelnden Eindruck machen. Der schönste Theil des Zimmers ist die Ecke, in der ein Bette, mit polirtem Gestell und recht schönen Kissen — ein Geschenk der letzten Dienstherrschaft — steht, dessen Bezüge und Decke freilich nicht mehr sehr sauber sind, aber doch einen unendlichen Abstand von allen anderen derartigen Möbeln des Hauses, ja des ganzen Dorfes bilden.

Inzwischen haben wir Muße gewonnen, die Frau genauer anzusehen. Sie ist die zweite Gattin des bereits mit fünf Kindern gesegneten Mannes und erst seit etwa einem Jahre verheirathet. Jetzt erst erregt sie billig unser Erstaunen; große tief dunkle, schwärmerische Augen bei fast goldblondem Haar, eine hohe Stirn mit weißem, klarem Teint, ein kleiner zierlicher Mund — — wahrlich, wäre nicht dicht neben dem ihrigen das über und über mit Schmutz bedeckte Gesicht des Säuglings auf ihrem Arm, wären nicht gewisse nur zu sehr auffallende Stellen an ihrer Kleidung, und zeigten nicht die Stirn und das ganze Gesicht tief gefurchte Spuren eines sorgenvollen, ärmlichen, in Schmutz und Elend hingebrachten Daseins — wahrlich es könnte uns bedünken, eine Raphael'sche Madonna oder sonst eins der schönsten Frauenbilder vor uns zu sehen. Dergleichen auffallende Schönheiten finden wir hier in dem fast ärmsten Lande der Welt, dem verachteten Kaschuben, ziemlich häufig, jedoch nur in den Familien, in denen eine Vereinigung des slavischen Elements mit dem deutschen vor sich gegangen. Und dies ist bekanntlich in allen den Landstrichen der Fall, wo Polen und Deutsche sich berühren.

„Die gnädige Frau" bereitete uns dann das Mittagsessen. Teller, Gabeln, Alles, was aufgesetzt wurde, waren in einem höchst zweideutigen Zustande. Die Sauberkeit mangelte überall dermaßen, daß mir der Hunger ganz verging, und als ich ein gebratenes Huhn zerschnitt und — ächt kaschubisch — die sämmtlichen Eingeweide darin fand, beschloß ich lieber mit einem Stücke Brot und Kartoffeln vorlieb zu nehmen, als mit den civilisirten kaschubischen Gerichten.

Die Landwirthschaft zeigt hier ganz eigenthümliche Verhältnisse. Ungeheure Flächen, die in anderen Gegenden genügen würden, den Besitzer zum reichen Mann zu machen, bringen hier häufig genug kaum solche Erträge, daß sie Menschen und Vieh vor dem Hunger zu schützen vermögen. Ein Bauerngrundstück enthält hier fast niemals unter 300 Morgen, häufig besteht es aber aus 800 bis 1000, ja wohl aus 2 bis 3000 Morgen. Dabei hat solch ein Bauernhof zwei bis drei Kühe, ein paar Ochsen und etwa 10 bis 20 grobwollige Schafe. Ein bis zwei kleine magere Pferde finden wir nur bei den Wohlhabenderen, während dagegen gar viele kaschubische Bauern das Pflügen mit einigen verkommenen Kühen und das Eggen durch eigene Kraft verrichten, indem Mann, Weib und Kinder vor dies letztere Instrument sich spannen und dasselbe mühselig umherschleppen müssen. Als Aussaat rechnet man bei diesem Boden auf 1000 Morgen etwa 5 bis 10 Scheffel Roggen —! Kartoffeln sind hier, wie ja in allen armen Gegenden, das hauptsächlichste Nahrungsmittel, und das Brod läßt man häufig, um recht sparsam damit sein zu können — möglichst alt und hart werden.

So kläglich aber die Landwirthschaft im Ganzen, so hoch steht im Gegensatz dazu ein anderer Industriezweig des kaschubischen Landwirths da. Dies ist der Anbau der Wruken oder Kohlrüben, den sie auf verhältnißmäßig kleinen, in sehr gutem Kulturzustande gehaltenen Beeten betreiben. Für diese Wruken wird aller Dung, Moder ꝛc., wie alle Sorgfalt verwandt, und mit ihren reichen Erträgen wird dann wiederum Vieh, besonders Gänse und Schweine, so gemästet — daß das arme verachtete Kaschuben durch sein Mastvieh doch eine bedeutende Berühmtheit erlangt hat.

Zu den in dem kassubischen Dorfe Briesen besonders in der Herbstzeit abgehaltenen Märkten strömen Käufer aus weiten Entfernungen herbei, und das sich hier entfaltende Leben ist ein äußerst anziehendes. Der Markt beginnt stets mit einer Messe, bei der die geräumige Kirche bis auf den letzten Platz gefüllt ist, dann erschließen sich die Buden der Handwerker, besonders der Schuster, Drechsler, Mützenmacher ꝛc., in zahlreicher Mannigfaltigkeit, welche hier fast sämmtlich gute Geschäfte machen. Auf in unabsehbaren Reihen aufgefahrenen Wagen werden Gänse, Enten, Hühner, theils todt und schon gerupft, theils ungerupft oder noch lebendig, sämmtlich aber äußerst fett und delikat, ausgeboten; ferner sehen wir auch Ferkel, Rindvieh und die kleinen kaschubischen Pferde, letztere stets ohne Zaum und Sattel, mit einem behenden Jungen drauf, der, an der Mähne sich haltend, sausend hin und her galoppirt, um dem Käufer die Vorzüge des Thieres zu zeigen. In neuerer Zeit ist auch auf diese urvolksthümlichen Märkte nach und nach schon ein wenig Civilisation, ja Luxus gedrungen — das bezeugen uns die Conditorbuden und vor Allem die gute Freundin armer Leute, die dickbänchige, dampfende Kaffeemaschine.

Als andere Beschäftigungen des Kaschuben müssen wir noch die Bienenzucht und den Fischfang nennen. Die erstere bietet reiche Erträge, weil dies nützliche Kerbthier in den weiten Haidekrautstrecken großen Reichthum des köstlichen Nektars findet, und der kaschubische Honig bildet ebenfalls einen namhaften Handelsartikel. Trotz ihrer trockenen Unfruchtbarkeit im Allgemeinen ist die kaschubische Wellenebene doch sehr reich an vielerlei Gewässern, Seen, Flüssen, Teichen, Tümpeln und Sümpfen, und fast alle derselben sind sehr fischreich. Deßhalb werden sie, meistens mit Staknetzen oder Rensen, sehr fleißig befischt, und dies geschieht auch auf den fremden, zum königlichen Forst oder zu den angrenzenden Gütern gehörenden Seen heimlich. Hieran schließt sich das eben so ganz allgemein betriebene Holzstehlen in den noch sehr ausgedehnten, doch fast ausschließlich aus Nadelholz bestehenden königlichen Wäldern, welches so ganz allgemein dort betrieben wird, daß fast kein einziger kaschubischer Bauer in anderer Weise in den Besitz des für seine Wirthschaft nöthigen Feuermaterials zu gelangen sucht — als auf meistens sehr pfiffig ausgeführten nächtlichen Raubzügen. Uebrigens sind die Begriffe über Mein und Dein, besonders in Betreff des Holzes, hier so verwirrt, daß es Niemanden einfallen würde, das Holzstehlen irgendwie für etwas Bedenkliches zu halten — wenn eben nicht die fatalen Gesetze wären.

Die unendlich dürren, unendlich öden und unfruchtbaren Landstriche Kaschubens sollten eigentlich aller Welt zum warnenden Beispiel dienen. Menschenhand, wahrlich — wenn auch freilich ohne Bewußtsein handelnde — ruchlos zu nennende Menschenhand hat dies Stückchen Erde in eine Wüste verwandelt. Mächtige Kiefernwälder, selbst hier und da untermischt mit prächtigen Buchen- und Eichenbeständen

bedeckten vor noch nicht gar langer Zeit diese Hügel und Thäler — und wurden von den Vorfahren dieser jetzt so verkommenen Generation in engherziger Habsucht schonungslos herunter geschlagen. In Danzig wurden damals Wockerasche *) und Theer gut bezahlt, und die kaschubischen Bauern schlugen die wundervollen Stämme ohne Besinnen herunter — um aus den Kiefern Theer zu schwelen und die Buchen zu Asche zu verbrennen, aus der dann die Wockerasche gelaugt wurde. Der mit einer dünnen Humusschicht bedeckte Boden wurde dann zum Theil durch unverständiges Ackern erschöpft; ein anderer Theil wurde später zur Düngung des erstern abgespaltet, d. h. seiner obern dünnen Rinde beraubt; in dem nun zum Vorschein gekommenen losen Sande versiechten schnell alle Quellen, und unter dem Einfluß der austrocknenden, jetzt ungehindert daherstürmenden Winde und der Sonnenstrahlen verwandelte sich der ganze Landstrich nur zu bald in eine wüste Einöde.

Aber nicht für alle Zeiten ist das arme Land verdammt — der Sündenfluch, der die Unthat der Väter bestraft, könnte durch eine That der Söhne wieder gebannt werden. Unzählige Brüche sind in der Sandwüste zerstreut und werden jetzt von dem magern Vieh nutzlos durchknetet, da sie ihm kaum einmal den nothdürftigsten Lebensunterhalt gewähren. Die meisten derselben aber, ja sogar eine Anzahl großer Seen könnten mit verhältnißmäßig geringen Kosten entwässert werden — um sich in die ertragreichsten Wiesen zu verwandeln. Wenn mit Hülfe dieser wiederum ein tüchtiger Viehstand angeschafft würde, durch dessen Dungmittel und Arbeitskraft kleinere Strecken in gute Kultur gebracht würden — dann könnten inzwischen die weiten dürren Ebenen mit Kiefern angesamt werden, welche selbst im losen Sande hier sehr gut gedeihen, weil der Boden meistens in geringer Tiefe einen trefflichen, lehmigen Untergrund hat, um im Laufe der Zeit die ganze Gegend wieder in das zu verwandeln, was sie einst gewesen. Wie ertragsfähig und dankbar der sandige, aber warme Boden ist, das bezeugen uns die Wrukenernten der Kaschuben, und bedenken wir nun noch, daß sich dort auch zahlreiche Mergellager finden — so dürfte die Gegend für landwirthschaftliche Thatkraft und Unternehmungsgeist wahrlich alle mögliche Berücksichtigung verdienen, zumal die Besitzerwerbung großer Flächen dort mit verhältnißmäßig kleinen Mitteln zu erreichen ist und dieselben in der beregten Weise nicht wieder ohne bedeutenden Kapitalaufwand zu kultiviren sein dürften.

Ein eigenthümliches Verhältniß herrscht zwischen den kaschubischen Bauern und ihren „Fornalkis" oder Knechten. Solch ein Knecht ist der eigentliche Herr im Hause; ihm gebührt der beste Platz am Ofen; „was werden wir morgen essen?" fragt die Hausfrau den Herrn Knecht, und wenn dieser dann etwas recht Leckeres bestimmt — da freut sich der würdige Gatte im Stillen des Genusses, der ja auch ihm bevorsteht. Das Haupt- und Nationalgericht der Kaschuben besteht in Wrukenbrei, der bereits des Morgens nüchtern als erste Speise genossen wird. Mit ihm wechseln Fische und Krebse, Mehlbrei, die uns schon aus der Tuchler Haide her bekannten Saschirken (Mehlklümpern) und Kapuster (Grünkohl), und als Sonntagsgericht und allergrößte Leckerei eine Art von Mehlklößen, welche den Nudeln, womit man anderwärts die Gänse stopft, sehr ähnlich sind. Diese Klöße spielen besonders in der Erntezeit eine große Rolle; eine ungeheure Menge wird des Sonntags gekocht und muß dann für die ganze Woche ausreichen. Nachdem der Fornalki dann seine tüchtige Schüssel voll Wrukenbrei verzehrt hat, erhält er von der Hausfrau eine ganze Liscke (Kober oder Spohnkiste) voll Klöße und damit zieht er behaglich ab, an die Arbeit. Hier finden wir ihn, bis auf das Hemde entkleidet, aber mit den schweren langen Stiefeln an den Füßen — und in einem aus dem Hemde geschlungenen Beutel trägt er vor der Brust einen Theil der Klöße, von denen er bei der Arbeit unaufhörlich zugreift. Man stelle sich, um diese schöne Angewohnheit recht würdigen zu können — nur die nassen klebrigen Klöße, das nicht minder klebrige Hemde des schweißtriefenden Menschen und seinen gesunden Appetit vor. Oft sind die Fornalkis auch ganz splitternackt bei dieser Arbeit — doch vorsorglich mit einem Kloßbeutel versehen — und von 13 besitzen höchstens ihrer drei Mützen und zwar jene schon erwähnten runden Klappen-Pelzmützen.

Abgesehen davon, daß dieser ganze slavische Volksstamm, durch Armuth, Elend und Branntwein entnervt, in Schmutz und Lasterhaftigkeit versunken, sich wohl niemals mehr erheben und ermannen wird, so steht seinem wirthschaftlichen Emporkommen auch ein eigenthümliches gesetzliches Hinderniß entgegen. Fast ohne Ausnahme sind diese Landbesitzer hier Edelleute, häufig sogar Grafen und dem höhern Adel angehörig, und nach einer Regierungs-Instruktion vom Jahre 1773 wird hier die Erbfolge durch das Jus terrestre nobilitatis Prussiae de anno 1599 geregelt. Hiernach erhält stets der älteste Sohn das ganze Gut — den Ahnensitz — des Vaters, während die Töchter nur mit einer kläglichen Ausstattung abgefunden werden und die jüngeren Brüder dem traurigsten Geschick anheim fallen. Der kaschubische Stammhalter weiß mit seinem ungeheuren Besitz nichts anzufangen — während derselbe, getheilt und in kleinen Flächen in guten Kulturzustand gebracht, mehrere Familien ernähren könnte. In ganz natürlicher Folgerichtigkeit aber sinken diese adeligen Familien in allen ihren übrigen Gliedern von Geschlecht zu Geschlecht tiefer hinab — und daher die unzähligen hoch- und altadeligen Dienstmägde, Knechte, Schweinehirten 2c.

Im Uebrigen ist der Kaschube nicht wenig stolz auf seinen Adel. Hochtrabende, vornehm klingende Vornamen dürfen zu dem „Von" nimmer fehlen, besonders wenn dasselbe, wie hier häufig, aus zwei bis drei zusammengesetzten Namen besteht. Veronika's, Thrösel's (Therese), Waldemar's, Marcellusse 2c. begegnen uns in Schmutz und Lumpen — aber mit einem Point d'honneur, der den mit ihnen Verkehrenden zur Verzweiflung bringen könnte. Ein Beamter erzählte uns als nur eins der zahlreichen Beispiele, daß er einst vier Stunden nach einer Verhandlung in später Nacht von einer Frau herausgeklopft wurde, welche im furchtbarsten Schneegestöber den zwei Meilen weiten Weg noch einmal zurückgelegt hatte — um athemlos, statt ihrer „unrichtigen" Unterschrift: „von Hebamme Plutzki" hinzuschreiben. Im Gegensatz hierzu sind aber auch mehrfach Fälle vorgekommen, daß der kaschubische Adel ein Gegenstand des Verkaufs war.

Trotz seiner unendlichen Schlaffheit und Verkommenheit ist der Kaschube oft doch recht schlau und pfiffig. So war es früher, als sie noch als Edelleute von den Behörden hohe Reisekosten erhielten, sehr häufig der Fall, daß solch ein Spekulant zwei seiner Bekannten zusammenhetzte — um als Zeuge aufs Gericht zu müssen. Oder zwei Habenichtsse mußten auf Verabredung Streit anfangen, damit ihrer mehrere als Zeugen nach der Stadt reisen konnten; die Zeugengebühren wurden dann gemeinsam verjubelt, während den Thätern doch weiter nichts geschehen konnte, als daß sie allenfalls auf kurze Zeit eingesperrt wurden.

*) Siehe „Globus" VI, S. 26: „Auf der Grenze von Hinterpommern und Westpreußen."

Aber auch außerdem ist das Volk hier im Ganzen ungemein prozeßsüchtig. Dies liegt eben in allen den Gegensätzen, in der Unruhe und Leidenschaftlichkeit des slavischen Charakters tief begründet. Daß aber in demselben auch immerhin noch ein reicher Fonds verborgen ist, der, wenn er nur recht geleitet und behandelt, recht ausgenutzt wird, auch große und glänzende Früchte hervorzubringen vermag, das hat Friedrich II. von Preußen bewiesen. Jener große König ließ eine Anzahl von kaschubischen Bauernjungen in das Kadettenhaus nach Stolp bringen — und aus derselben sind dann unter Anderen die Männer: General v. Wlnk-Lipinski, der in den Befreiungskriegen rühmlichst ausgezeichnete Oberst v. Czarnecki, der bekannte Gostkowski, ferner die angesehenen Familien v. Zalewski, Trzebiatowski, Proudzinski ꝛc. hervorgegangen.

In ganz Kaschuben herrscht zum größten Theile die katholische Religion, die Kirche ist dort noch in jeder Beziehung im vollsten Glanze, und der Probst besitzt eine unendliche Macht über die verdummten, starrgläubigen Gemüther. In den größeren Dörfern befinden sich allenthalben katholische, in leidlichem Zustande befindliche Elementarschulen, während die Kinder der zerstreut herum wohnenden Besitzer sowohl von katholischen als evangelischen Wanderlehrern unterrichtet werden. Bis vor nicht langer Zeit war das Schulwesen hier in trauriger Verfassung, und es konnte als Regel betrachtet werden, daß der Pastor die Kinder der in seinem ungeheuren Pfarrbezirk weit zerstreut umherwohnenden Bauern nur zum Einsegnen zusammenkommen ließ und diese Feierlichkeit mit ihnen ohne Weiteres vornahm — ob sie jemals eine Schule besucht oder nicht. Jetzt ist das mindestens einigermaßen anders, obgleich das Wesen der Wanderlehrerei ja leider auch seine großen Uebelstände hat. Im Ganzen tragen diese jungen Leute, die Wanderlehrer, ja immerhin Sitte und Deutschthum in die rohen Massen hinein und wirken, mehr oder weniger, auf die Alten wie auf die Jungen segensreich ein.

In der Zwischenzeit sind freilich Buben und Mädchen so ganz sich selbst überlassen und leben eigentlich in des Wortes wahrster Bedeutung im Naturzustande. Treten wir im eisigen Winter in eine der uns ja, nach dem Vorbilde jener, in der wir Frau von Ch. nebst Familie kennen gelernt, hinlänglich bekannten kaschubischen Bauernstuben, die Wohn-, Schlaf- und Arbeitsgemach zu gleicher Zeit bildet, da wird uns wiederum ein wunderlicher Anblick. Die ganze Bewohnerschaft sitzt bunt und dicht gedrängt um das wahrhaft ungeheure Kamin, in dessen oft riesengroßem Ranme gewaltige Holzkloben lodern. Den besten Platz, dicht vor der furchtbaren Gluth, hat der Herr Knecht, rings herum gruppiren sich die Anderen — unter denen sämmtliche Kinder, fast nackt, in den bloßen Hemden sich dicht an's Feuer drängen. Alles sitzt still, verdrießlich und schweigsam und stiert in die Gluth. Mit einem Mal aber springt einer der Buben plötzlich auf — er hat den günstigen Zeitpunkt ersehen, in dem der Vater herausgegangen ist — schleunigst fährt er in dessen große Stiefeln und heidi! gehts damit auf die Schlidderbahn (Eisbahn), wo einige Male auf- und abgeschnrrt wird, daß das Hemde nur so lustig im grausigen Nordost flattert, um dann schleunigst wieder zurück, möglichst dicht in die Nähe der Gluth zu schlüpfen *). Auch sonst, z. B. in die Schule gehen diese Buben oft mitten im Winter barfüßig, ohne Mütze und mit Lumpen bedeckt, die nicht viel mehr Schutz bieten, als das bloße Hemde auf der Eisbahn.

Die Kaschubei gehörte in altpolnischer Zeit zu dem Palatinat Marienburg. Obwohl aber die Kaschuben einst unter polnischer Herrschaft standen und mit den Polen nicht blos stammverwandt, sondern auch eng verbrüdert waren, so sind doch alle späteren polnischen Bewegungen an ihnen spurlos vorübergegangen. Sei es, daß dieser slavische Stamm schon jeden Funken von Nationalgefühl und Selbstbewußtsein verloren, um in Versumpfung und Verwesung gleichsam aufzugehen, oder sei es, daß die Kaschuben unter der preußischen Herrschaft von vorn herein sich wohl gefühlt haben — genug sie haben nicht einmal den entferntesten Antheil an allen Unternehmungen ihrer slavischen Brüder genommen.

Uebrigens thut die preußische Regierung auch immerhin Einiges zu ihrer Erhebung: Schulen und Wanderlehrer, polizeiliche Unterdrückungen ihrer zu sehr urvölkerlichen Gelüste und dagegen civilisirende Anordnungen, unter denen das fleißige Bännepflanzen an den Wegen und innerhalb der Dörfer Erwähnung verdient, ꝛc. Anderes bleibt den katholischen Pfarrern überlassen — und den Haupthebel zu ihrer Germanisirung und Civilisirung wird hoffentlich Einwanderung und Kultur aus anderen deutschen Landestheilen hierher bringen.

Auch in nationaler Beziehung hat man mindestens Versuche zur Erhebung des kaschubischen Volkes gemacht. Der verstorbene Pastor Wongrowias, ein geborner Kaschube, in Danzig hat seine Sprache mit einem Katechismus, einem deutsch-kaschubischen Wörterbuch und mehreren anderen Schriften beschenkt. Ihm ist dann der Arzt Dr. Cahnowa gefolgt, der mehrere Broschüren in kaschubischer Sprache geschrieben und deutsche Bücher übersetzt hat. Im Uebrigen werden diese Bestrebungen wohl nicht mehr nöthig sein, da bereits jetzt der größte Theil des kaschubischen Volkes der deutschen Sprache völlig mächtig ist und der fortschreitende Unterricht in derselben jedenfalls um so segensreicher wirken muß, da der Kaschube keineswegs in dem zähen Widerstreben gegen den Germanismus seinem polnischen Bruder gleicht. Er lernt nicht, wie jener, blos deßhalb die deutsche Sprache, weil sie ihm Vortheile bringt, und verleugnet sie auch nicht, wie jener, sorgfältig vor jedem Fremden, sondern, wenn er sie einmal inne hat, bedient er sich ihrer fast noch lieber, als seiner eigenen. Das, was jedoch ihm, wie ja eben auch nur zu häufig den Polen, auf der Bahn der Civilisation und Kultur so unendlich hemmend entgegentritt — das ist seine echt slavische Scheu vor jeder Anstrengung, vor jedem Ernst des Lebens, seine echt nationale Leichtfertigkeit, Sinnlichkeit und Unbeständigkeit: Eigenschaften, in denen ja eben das Unglück und Verderben des polnischen, wie fast aller übrigen slavischen Volksstämme tief begründet sind.

---

*) Wahrheitsgetreu.

(Die Zahl der Kaschuben beträgt nach v. Klöden (Politische Geographie) in Westpreußen 85,000 und im Regierungsbezirke Cöslin 4080, also noch nicht einmal 90,000 Seelen. Schafarik sagt in seinen „slavischen Alterthümern" (§ 38), daß die Kaschuben sich selbst „Kaszebi" nennen. Sie sind ein Volk lechischer Abkunft, dessen Mundart von der polnischen nur unbedeutend abweicht. Bochuwal, sodann eine Urkunde des Fürsten Boguslaw von 1291, der sich Herzog der Slaven und Kaschuben nennt, gedenken ihrer am frühesten. Auch Schafarik weiß den Namen nicht zu erklären; er erwähnt nur, daß in Masowien ein Kapann Kaschubka heißt. Ueber die Eigenthümlichkeiten der kaschubischen Sprache handelt der russische Staatsrath A. v. Hilferding in der „Zeitschrift für slavische Literatur, Kunst und Wissenschaft" 1864, S. 81. A.)

Die Gegensätze zwischen Morgenland und Abendland.

Die Berührungen zwischen den Europäern und dem Orient gewinnen alljährlich eine größere Ausdehnung, das abendländische Element dringt mit immer stärkerer Gewalt ein und übt mächtigen Einfluß. Wir sehen, daß ganz Vorderasien und Nordafrika in ihren äußeren Verhältnissen eine Umwandlung erfahren, welche die Landesbewohner selbst in Erstaunen setzt; das Neue läßt sich nicht mehr abwehren, und die mohammedanischen Gegenden sind Passageländer nach Indien und China geworden, und eben deshalb kann und wird Europa sie nicht wieder loslassen; sie müssen sich dem Verhängniß ein für allemal fügen.

Aber die beiderseitigen Gegensätze treten scharf und schroff hervor, und es wird manches Menschenalter vergehen, bevor auch nur ein leidliches Verständniß zwischen beiden Theilen sich gebildet hat. Der eigentliche Orientale und Mohammedaner begreift platterdings weder das Wesen noch die Ansprüche unserer europäischen Civilisation, die sich ihrerseits überall, wohin sie dringt, als souverain und allein berechtigt hinstellt und dadurch eine unaufhörliche Reihenfolge von größeren und kleineren Conflikten, politischen sowohl, wie kommerciellen und religiösen, ins Leben ruft. Sie bereitet dem Orient unaufhörliche Verlegenheiten, sie stört ihn in seinem ganzen Wesen und Treiben, und es darf uns schon deshalb nicht befremden, daß sie mit Widerwillen angesehen wird.

Ich habe diesen Gegenstand neulich an einem Unterhaltungsabende des dresdner Vereins für Erdkunde ausführlich erörtert, als von einem Mitgliede, das mit den Verhältnissen des Orients aus persönlicher Anschauung vertraut ist, die Händel zwischen den anglikanischen Missionären und der Pforte erwähnt wurden.

Es ist bemerkenswerth, daß im Allgemeinen die deutschen, amerikanischen und französischen Missionäre im Orient kaum jemals zu Beschwerden Anlaß geben; sie sind bescheiden und mißbrauchen die Duldung nicht, welche die hohe Pforte ihnen gewährt. Jene der englischen Hochkirche gehen weniger vorsichtig und gemessen zu Werke und haben durch das Engländern eigene rücksichtslose Gebahren den Türken schon oftmals Anstoß gegeben. Bekanntlich halten die Bekenner jeder beliebigen Religion diese für die wahre, und zwar für die allein wahre, denn thäten sie es nicht, so würden sie sich sofort von derselben abwenden. In dieser Beziehung stehen Christen und Buddhisten, Mohammedaner und Braminen auf derselben Linie. Systematische Propaganda machen aber nur die Anhänger des Islam und die Christen. Nun denke man sich, in Rom oder Madrid, in Berlin oder Wien, oder wo sonst träten mohammedanische Ulemas auf und predigten in Kapellen, auf den Straßen, auf den Marktplätzen, daß die Christenlehre ein Unsinn, eine Irrlehre, der Stifter derselben ein Betrüger, die Anhänger desselben kläglich bethörte Menschen seien, die nur selig werden könnten, wenn sie statt der Bibel den Koran annähmen, den falschen Propheten aus Nazareth im Stiche ließen und den Propheten aus Mekka als den wahren anerkennten. Ueber diese systematisch fortgesetzten Angriffe kämen dann Gährung und Mißvergnügen unter das christliche Volk jener Hauptstädte, besonders nachdem einige Christen zum Islam übergetreten wären, die dann, nach Renegatenart, in ihrem Eifer über die gebührenden Schranken hinausgehend, in Schlägereien mit ihren früheren Religionsgenossen verwickelt würden. Die Polizei träfe dann einige Vorsichtsmaßregeln und verhaftete jene, um Unruhen abzuwenden, dagegen beriefen sich aber die Ulemas auf Toleranz und die durch Staatsverträge garantirte religiöse Freiheit, welche keinen Fanatismus erlaube!

So verhält es sich genau, aber umgekehrt mit dem jetzigen Streite zwischen den anglikanischen Missionären in Konstantinopel und der türkischen Regierung.

Unter einem Theile der gebildeten Türken ist, namentlich in Folge ihrer Bekanntschaft mit der pariser Literatur, eine gewisse geistige Regsamkeit entstanden. Einige sind in religiöser Beziehung ungläubig und deshalb gleichgültig geworden, während Andere den Mohammedanismus von allerlei überflüssigen Zuthaten befreien, eine Reformation innerhalb des Islam durchsetzen möchten. Mit einer Hinneigung zum Christenthum hat diese Bewegung nichts zu schaffen, die anglikanischen Missionäre gedachten aber aus derselben Nutzen ziehen und diese Reformtürken bekehren zu können. Nun schreibt ein Engländer aus Konstantinopel unterm 8. August (in der Times vom 22. August) Folgendes:

Der Eifer, Proselyten zu machen, ging über die bisherigen Grenzen hinaus. Zwar legte man ihnen keine Hindernisse in den Weg, als sie Bibeln und Traktätlein vertheilten, denn der Türke ist ein toleranter Mensch. Dann aber gingen die Missionäre in die türkischen Stadtquartiere, hielten auf offener Straße Controverspredigten, erklärten den Islam für eine Irrlehre, den Koran für ein Werk des Satanas und vertheilten in türkischer Sprache Bücher, in welchen der Mohammedanismus heftig befehdet wird. Das war den Alttürken zu viel, und die Ulemas agitirten nun ihrerseits für ihre Religion. Bald spielten auch politische Parteiintriguen hinein, die Minister der Pforte kamen ins Gedränge und verhafteten einige türkische Agenten der Missionäre, die, wohlverstanden, Unterthanen der Pforte sind. Nun schrien die Missionäre, daß die Staatsverträge verletzt worden seien, und reichten bei der englischen Gesandtschaft eine Beschwerdeschrift ein, in welcher sie eine ganze Reihe von Mißhandlungen und Barbareien aufzählten, welche von Seiten der Behörden an jenen Agenten verübt worden seien. Als dann die Gesandtschaft eine genaue Untersuchung anstellen ließ, ergab sich, daß diese Anschuldigungen rein erfunden waren. —

Von „Barbarei" war weiter nichts nachzuweisen, als daß die türkischen Behörden eine Anzahl polemischer Traktate „in welchen Mohammed und der Koran" gar zu rücksichtslos behandelt sind, mit Beschlag belegt hat. Darüber schreien nun die anglikanischen Missionäre Feuer und Flamme und behaupten, daß die in dem Friedensvertrage von 1856 in der Türkei gewährleistete Religionsfreiheit durch den Fanatismus der Osmanen verletzt worden sei! Ihre Versuche, Alles in einem ihnen günstigen Lichte darzustellen, haben von Engländern, welche an Ort und Stelle die Vorgänge beobachteten, eine scharfe Kritik erfahren, und bezeichnend ist, daß die amerikanischen Missionäre mit dem ganzen Verfahren ihrer anglikanischen Kollegen keineswegs einverstanden sind.

Wir haben gerade diesen Fall angeführt, weil er zeigt, wie wenig diese Anglikaner den Orient verstehen und begreifen. Sie werden unter den Mohammedanern geringen Erfolg mit ihren Bemühungen haben. Die Ansicht, daß der Islam in einem Zustande des Verfalls und der Zersetzung sich befinde, ist ganz und gar unrichtig. Er steht vielmehr in voller Blüthe und ist kräftiger als je zuvor. In ihm liegt eine große Gewalt des Propagandismus, und wir haben im Globus mehrfach nachgewiesen, daß er namentlich in Afrika

ein immer größeres Gebiet erobert, Jahr für Jahr an Ausdehnung gewinnt und schon bis an die Sklavenküste vorgedrungen ist. Mekka ist und bleibt ein die Gläubigen aus drei Erdtheilen verbindendes Heiligthum, die Wallfahrt zur Kaaba hat für den Zusammenhang und das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit aller mohammedanischen Völker eine eben so große Bedeutung wie für den Handelsverkehr, der seinerseits auch ein großartiges Bindemittel abgibt.

Es ist unsere feste Ueberzeugung, daß die christliche Propaganda, gleichviel welcher Konfession, unter den Mohammedanern durchaus keine Aussicht auf Erfolg habe. Der Islam ist ohnehin recht eigentlich eine Religion für Nomaden und Halbnomaden, und der Koran so recht das Buch für sie, deren geistig-trägem Charakter der Fatalismus vortrefflich entspricht. Dagegen ist unter nomadischen Völkern kein dankbarer Boden für das Christenthum, und es hat auch bis heute niemals bei ihnen Wurzel schlagen können; es kann und darf, wenn es sich nicht selber aufheben will, die Concessionen nicht machen, welche der Nomade nun einmal verlangt, weil sie in seinem Wesen und in seiner Art liegen.

Als ich vor Jahren das lehrreiche Werk des vortrefflichen anglikanischen Bischofs von Kalkutta, Reginald *Heber*, über Indien las, excerpirte ich folgende Stelle, welche mir, in Hinblick auf die Vorgänge in Konstantinopel, wieder ins Gedächtniß kam.

„Vergeblich schmeicheln sich die Missionäre, daß das Christenthum einmal im südlichen und östlichen Asien sich einführen lasse. Das wird niemals geschehen; Asien bedürfte wenigstens einer *ganz andern Form* des Christenthums, einer *Uebersetzung desselben in den asiatischen Geist*. Unstreitig hat das der *Islam* bewiesen, der eine solche Uebersetzung desselben in den asiatischen Geist ist, wenn auch eine sehr unvollkommene. Fast halb Asien hat den Islam angenommen, das Christenthum dagegen nirgends recht festen Fuß fassen können. Der Zwang hat jenes nicht allein bewirkt, denn die Portugiesen haben eben sowohl mit Zwang bekehrt wie die Araber, und doch ist es jenen nie recht geglückt. Die politische Gewalt der Mohammedaner in Indien ist gebrochen, an ihrer Stelle herrschen europäische Christen, und dennoch gehen mehr Indier zum Islam über als zum Christenthum." —

Aber während die mohammedanische Religion immer mehr Boden gewinnt, sind *alle mohammedanischen Staaten im Verfall*. So lange das Abendland diese Staaten sich selber überließ, konnten sie in hergebrachter Weise fortleben, denn alle gehörten mehr oder weniger derselben, oder doch einer ähnlichen Civilisationsstufe an; sobald sie jedoch mit dem aktiven Occident, mit strebsamen, ihnen in jeder Beziehung überlegenen Völkern in unablässige Berührungen kamen, wurde ihre innere Schwäche vom Ganges bis zu den Säulen des Herkules überall bloß gelegt. Dem Staatswesen wie der Gesellschaft mangeln Abstufung und Gliederung, es fehlt die Erbfolge nach der Erstgeburt, daher auch sichere Thronfolge. Die Regierung ist despotisch oder patriarchalisch, und wenn sie, wie bei den Afghanen, einigermaßen an das Feudalwesen erinnert, sind die Zustände zerklüftet und anarchisch. Wir vermissen überall geistigen Aufschwung, und so großartig auch das Princip des einen, reinen Gottes ist, so trägt der Islam doch unabwendbar das Gepräge des Bornirten. Er paßt nur für gewisse Länder und gewisse Stufen der Entwicklung, und einen Fortschritt schließt er schon deshalb aus, weil der Koran Alles in Allem ist. Also: bei noch so inbrünstigem Glauben verfallen die Staaten. —

Als ich diese Ansichten im dresdner Verein für Erdkunde entwickelte und weiter ausführte, als hier geschehen konnte, waren mir Werner *Munzingers* ostafrikanische Studien noch nicht zu Gesicht gekommen. Auch er hat die Gegensätze zwischen Morgenland und Abendland in den Kreis seiner Betrachtungen gezogen und dabei namentlich Aegypten und Abyssinien ins Auge gefaßt. Zunächst hebt er hervor, daß die Europäer bei der Verschwendung der beiden letzten ägyptischen Vicekönige eine Hauptrolle gespielt haben. Ein Hauptübel für Aegypten sei der Zustand der dort angesiedelten Europäer und ihrer Consuln. „Die verschiedenen Consulate sind wie eben so viele Burgen, die jede ihre Insassen gegen die anderen wehrt, gegen die ägyptische Regierung aber sind sie alle einig. Daß die Europäer nicht auf den Fuß der Araber gestellt werden, ist recht und billig, da bei dem Charakter der Mohammedaner und ihrer Gesetzgebung Niemand mehr seines Lebens und Vermögens sicher wäre. Aber der Schutz geht zu weit, wenn er die Regierung ihren Unterthanen gegenüber bloßstellt und gegenüber den Fremden machtlos macht. Er geht zu weit, weil er das Nationalgefühl beleidigt, und es könnte der Tag kommen, wo nur eine starke Regierung den Europäer zu schützen vermöchte, den Eingebornen und selbst den Europäern gegenüber. Wie kann sie das aber, wenn sie von Allen verachtet ist?"

Die folgenden Bemerkungen geben einen tiefen Einblick in die Zustände und können manche vorgefaßte Meinung beseitigen.

Die Ereignisse der letzten Jahre, die Revolutionen in Indien, Djedda, Syrien, hatten zur Ursache den *Nationalstolz*, der sich *gegen die Fremdherrschaft* auflehnt. In Europa, wo die Geographie sich immer nationaler zu gestalten scheint, wollen nur Wenige begreifen, daß die Orientalen auch ihr Selbstgefühl haben, welches sie dem schwachen Fremden zum Freund, den starken Anmaßlichen aber zum Feind macht, und daß der Religionsunterschied dabei am wenigsten in Betracht kommt. — — Die Leichtigkeit, womit die Türken und Araber den Orient in Besitz genommen haben, darf uns nicht zu einem Trugschluß verleiten. Der mohammedanische Eroberer theilt mit seinen afrikanischen Unterthanen eine gleiche Denkungsart, die Zufriedenheit mit dem Bestehenden; er läßt Sitten und Gebräuche, Recht und Unrecht, Glauben und Aberglauben ruhig fortwuchern. Er erobert, um sich zu bereichern; er duldet Alles, was diesem Zwecke nicht entgegensteht. Erst wenn er recht eingewöhnt ist, sucht er seine Religion anzuempfehlen, aber immer eher in gütlicher Weise mit Versprechungen von materiellem Gewinn. Man muß übrigens eingestehen, *daß der Islam sich sehr der orientalischen Denkweise anschmiegt*.

Der erobernde *Europäer* dagegen begnügt sich keineswegs mit dem Tribut; *er will Alles nach seiner Weise umgestalten*. Unsere Kultur, die doch auch ihre Schattenseiten hat, soll dem Fremden aufgezwungen werden; unsere schwerbegreifliche Religion hat Zacken, denen sich gern Schlacken anhängen. Mit unserer Sucht nach dem Neuen, unserem Hasse gegen das Hergebrachte *kommen wir dem Afrikaner fremd und abstoßend*, ja wild vor, während der phlegmatische Türke sich schnell eingewöhnt.

Munzinger schildert dann die Politik Europa's in Bezug auf den Orient. Sie sei im Allgemeinen auf den Status quo gerichtet, wolle respektirt sein, und das Ziel sei ein freier, sicherer Handel. Wir kennen unsere Kräfte und unser Uebergewicht und schließen daraus, daß die Barbaren gezwungen seien, uns ohne Weiteres zu respektiren. Aber diese Barbaren sind sich der Machtentwicklung Europa's nicht bewußt, machen sich keinen richtigen Begriff von unserem Erdtheile. Wir sind, so fährt Munzinger fort, im Streite mit solchen Nichteuropäern, Barbaren, vielfach im Nachtheile. Erstens suchen wir sie, während sie uns meiden. Wir sind die Angreifer, und sie haben den ganzen Vortheil eines Vertheidigungskrieges. Unser Interesse ist es, mit den fremden Völkern in friedlichem Verkehr zu stehen; *wir wollen sie bekehren und bekleiden*. Im Gegentheil glauben die Barbaren, von unserer Annäherung Nichts gewinnen zu können; Niemand sucht uns auf. Wenn

wir in die Fremde kommen, wird man uns wohl das erste Mal recht freundlich aufnehmen. Nach den drei, der Gastfreundschaft heiligen, Tagen schauen Wirth und Gast sich näher an, und dann darf man versichert sein, daß wenig Leute, die uns kennen, an unserem Besuche Freude haben. Die Geschichte Amerika's gilt für alle Welttheile.

Da wir uns im Verkehr mit dem Auslande bereichern wollen, lieben wir den Krieg nicht. Wir fürchten kostspielige Eroberungen, wir erkaufen des Handels wegen den Frieden selbst mit Unehre; wir parlementiren, so lange wir können; wir sind unschlüssig bis zum Tod. Wie verschieden ist die Handlungsweise der Barbaren: immer entschlossen, immer zum Angriffe bereit, selbst im Frieden Feind, scheuen sie keinen Krieg, gleichviel wie; sie kennen keine ängstlichen Rücksichten; man weicht selbst der Nothwendigkeit nur für einen Tag, um morgen frisch wieder anzufangen. Wir kämpfen gewöhnlich mit Humanität, wir dürfen nicht zu sehr erbittern, da wir am Ende doch Frieden haben müssen. Die Fremden haben alle Vortheile der Barbarei, die kein Mittel scheut und Nichts zu schonen hat. Wir sind weit vom Schlachtfeld entfernt, die Barbaren sind mitten darin. — — Der Europäer streitet fürs Geld, der Barbar für sein Vaterland; wir kämpfen für eine Sache, die uns von Weitem interessirt, der Barbar kämpft für seine Existenz. Wir haben Unrecht und er hat Recht, und wir fühlen es.

Die Zersplitterung Europa's und die Eifersucht der Regierungen macht eine consequente, reife Politik dem Ausland gegenüber fast unmöglich. Alle diese Gegensätze zusammengenommen führen uns zu dem Schlusse, daß die Barbaren sich nicht ohne Weiteres von unserer Uebermacht überzeugen lassen, daß unser Handel in der Fremde friedlicher Weise nicht beschützt werden kann, daß die Protektion auf einen Krieg hinausläuft, der nicht so schnell beendigt werden kann, als man nach der europäischen Militärmacht annehmen sollte, und der endlich immer zu Eroberungen führen muß, daß daher die Aufgabe der Diplomaten, den Handel ohne Eroberungen zu schützen, unausführbar ist, und so möchte man sich zu dem Extrem verleiten lassen, eher gar Nichts zu thun, da doch die Mittelstraße verschlossen ist.

Unterdessen will der Europäer nicht zu Hause bleiben, er will mit dem Auslande einen einträglichen Handel treiben; der Verkehr zwischen Kulturvölkern und Barbaren muß nothwendig zu Collisionen führen, die endlich in einen ewigen Krieg ausarten. Verträge sind immer ephemer, und was kann man von Verträgen mit Barbaren erwarten? Erlittene Beleidigungen strafen und dann sich zurückziehen, das stellt den Ansiedler bloß; sich um Nichts zu bekümmern, das ist Schande und Tod vor allem. So finden wir uns in einem Labyrinthe, und es ist schwer, einen Weg hinaus zu finden. Wir verlassen Europa mit einer großen Meinung von seiner Macht, wir sind stolz und anmaßend wie römische Bürger. Dann kommen böse Tage; man jagt auf uns wie auf wilde Thiere, und der Hülfeschrei dringt bis Europa. Man schickt Flotten aus und untersucht, aber am Ende wird die Rache so kleinlich, daß die Eingebornen uns verachten und wir selber einsehen müssen, daß wir von vorn herein viel bescheidener hätten sein sollen. —

Die Ursachen dieser inconsequenten Stellung Europa's findet Munzinger in dem Protektionssystem, d. h. der durch Gesandte und Consuln kundgegebenen Solidarität der Mächte für die Sicherheit ihrer Unterthanen im Auslande, und erläutert den Gegenstand.

Stellen wir uns, sagt er, ein Land vor, mit welchem Europa keinen officiellen Verkehr hat, wie es z. B. mit Abyssinien bis auf den heutigen Tag der Fall ist. Der Fremde kommt ohne alle Ansprüche an. Er weiß, daß seine Sicherheit von dem guten Willen der Eingebornen abhängt, und wird deshalb alle Vorsicht und Bescheidenheit aufbieten, um sich beliebt zu machen. Die Landeseingebornen, welche, so wild sie auch sein mögen, einen friedlichen Charakter immer zu schätzen wissen, werden den hülflosen Fremden als Gast aufnehmen, und daher wird er bei einem klugen und rücksichtsvollen Benehmen sich immer gut befinden. Deswegen sehen wir die Armenier und Griechen, die gewöhnlich sehr wenig „Protektion" genießen, allenthalben gut aufgenommen und geschützt, da sie keine falschen Ansprüche machen; sie werden allmälig wie Landeskinder angesehen, des Landrechts theilhaftig und je nach ihrem Betragen gut oder schlecht behandelt.

Ganz verschieden ist die Stellung des geschützten Europäers, der Consuln hinter sich hat und sich sicher fühlt, da er seine Nation hinter sich hat. Er vernachlässigt die Freundschaft der Eingebornen und wird stolz und rücksichtslos, und diese werden einen solchen Fremdling immer mit Mißtrauen ansehen. Auf ihn wird das Gastrecht nicht angewandt, weil ohnehin nicht in Anspruch genommen. Die Sicherheit hängt einzig und allein von dem Ansehen seines Consuls ab. Aber Franken und Barbaren machen sich jeder eine andere Definition von einem solchen; die Letzteren sehen in ihm einen Spion, welcher das Land auskundschaftet, einen Vorläufer der Fremdherrschaft, so namentlich in Abyssinien. Dort, und nicht minder in Arabien, kennt man den Eroberungsgeist der Europäer. —

Ueber die Bemühungen der Mächte im osmanischen Reiche, um namentlich den Sklavenhandel abzuschaffen, stellt Munzinger eingehende Betrachtungen an. Im Oriente, wo der Staat das Individium sehr wenig beschränkt, ist mit Verboten wenig zu erreichen. Trotz derselben nimmt jener Handel seinen Fortgang. „Der Fortschritt besteht darin, daß man sich jetzt verbirgt, um Skandal zu vermeiden. Auf meiner Rückreise von Djedda nach Suez im Januar 1863 war das der ägyptischen Regierung gehörende Dampfschiff mit etwa 200 Sklaven befrachtet, für welche die Hälfte des Fahrpreises bezahlt wurde. Man schiffte sie in Suez ohne alle Schwierigkeit aus. Einige Aegypter sagten mir, man könne ihnen dies nicht verargen, denn seit der Isthmus-Durchschnitt (Kanalbau) den Bauer vom Pfluge wegnehme, müsse man Sklaven einführen, um die verlornen Arbeitskräfte zu ersetzen." Auch in Sudan wird es mit dem Verbote nicht streng genommen; zwischen Chartum und L'Obeid begegnete der Reisende großen Sklavenkarawanen, doch werden auf dem Markte dieser Hauptstadt Kordofans die Sklaven nicht mehr öffentlich ausgestellt.

Die öffentliche Meinung des Orients glaubt, daß die Christen die Sklaverei zu dem Zwecke ausrotten wollen, um das islamitische Reich zu Grunde zu richten. Allerdings muß die Abschaffung der Sklaverei dem Islam einen schweren Streich versetzen. Munzinger bringt Beweise dafür, wir können aber auf den Gegenstand nicht eingehen; wir wollten nur zeigen, wie mannichfaltig die Gegensätze zwischen Morgenland und Abendland sind. A.

Die europäische Auswanderung.

Der Menschenabfluß, welcher alljährlich aus unserem Europa nach den anderen Erdtheilen ausströmt, ist viel beträchtlicher, als man gewöhnlich annimmt. Die amtlichen Nachweise über die Auswanderung sind beträchtlich hoch, geben aber bei weitem nicht den vollen Betrag der Zahlen. Eine unbedingt richtige Zifferangabe liegt bei diesem Gegenstand außer der Möglichkeit, aber das annähernd Richtige läßt sich wohl treffen; auf ein paar tausend Seelen mehr oder weniger kann es, wo die Sache im Großen und Allgemeinen in Frage steht, nicht ankommen.

Ein Statistiker von Ruf, Legoyt in Paris, ist nach sorgfältigen Erwägungen zu der Ueberzeugung gelangt, daß mindestens 600,000 Köpfe im Jahr Europa verlassen, und Expilly, welcher im Oktoberheft der „Revue du Monde colonial" auf die Frage näher eingeht, berechnet, daß der Durchschnitt für die Jahre 1850 bis 1860 sich auf etwa eine halbe Million stelle. Wir wollen ihm in seiner Auseinandersetzung folgen.

Deutschland und Irland liefern bekanntlich den stärksten Beitrag zur Auswanderung. Für Deutschland stellen sich die Ziffern für das verflossene Jahrzehnt in folgender Weise heraus:

1850 . .	82,404	1855 . . .	81,698
1851 . .	112,547	1856 . . .	98,573
1852 . .	162,301	1857 . . .	115,976
1853 . .	157,180	1858 . . .	53,266
1854 . .	251,931	1859 . . .	45,100
	767,363		394,613

Also insgesammt 1,161,976 Auswanderer in 10 Jahren, oder einen Jahresdurchschnitt von 116,197 Köpfen.

Für Irland stellt sich die Ziffer noch beträchtlich höher. Wir lassen dahin gestellt sein, ob die Angabe des irischen Statistikers Lock richtig ist, demgemäß in der Zeit von 1806 bis 1851 nicht weniger als fünfthalb Millionen Irländer ihre Heimatinsel verlassen haben; aber die folgenden Zahlen sind amtlich und unterliegen keinem Zweifel.

1852 . . .	368,966	1856 . . .	176,554
1853 . . .	329,937	1857 . . .	212,875
1854 . . .	323,429	1858 . . .	68,093
1855 . . .	176,807	1859 . . .	84,599
	1,199,139		542,121

Insgesammt 1,741,260 Köpfe, im Durchschnitt jährlich 217,657. Die irische Auswanderung ist während des Yankeekrieges wieder beträchtlich gestiegen, zum großen Theil in Folge des Falschwerbens und der Seelenverkäuferei der Nordamerikaner, welche längst daran verzweifelt haben, den tapfern Süden, die conföderirten Staaten, mit eigener Kraft bezwingen und unterjochen zu können. Sie haben hunderte von Millionen Dollars, Papier natürlich, gezahlt, um europäische Abenteurer als Soldknechte anzuwerben, und viele tausende rechtlicher Auswanderer sind von den Yankeeagenten schmachvoll betrogen worden, indem man ihnen „Arbeit" zu hohem Lohn versprach und sie dann, wider Vertrag und gegen ihren Willen, in Uniformen steckte. Expilly sagt sehr richtig, daß die Yankees in ihrer frechen Unverschämtheit die Deutschen, welche zu ihnen kommen, als ein Düngervolk und die Irländer als Kanonenfutter bezeichnen.

Die irische Nationalligue veröffentlichte im August 1864 eine Adresse an Europa, in welcher sie die Beschwerden, welche Irland gegen das brutale England habe, der Reihe nach aufführt. In diesem Documente wird angegeben, daß von 1850 bis 1864 mehr als 2,000,000 Irländer allein über das Weltmeer, zumeist nach den Vereinigten Staaten, ausgewandert seien, wo das Volk allmälig mehr irische als angelsächsische Charakterzüge bekommt.

England und Schottland liefern jährlich im Durchschnitt zur Auswanderung einen Beitrag von 77,257 Köpfen.

	Auf England kommen	Auf Schottland entfallen
1853	62,915	22,605
1854	90,966	25,872
1855	57,132	14,037
1856	64,527	12,033
1857	78,560	16,253
1858	39,971	11,815
1859	33,930	10,182

Insgesammt für die obigen 7 Jahre 540,798 Köpfe. Rechnet man zu der Durchschnittszahl für England und Schottland, 77,257, jene für Irland mit 217,657, so erhält man für die durchschnittliche Auswanderung aus dem vereinigten Königreiche 294,914 Köpfe.

Belgien hatte für die Jahre 1850 bis 1858 insgesammt nur 77,239 Auswanderer; sie vertheilen sich in folgender Weise:

1850 . . .	6385	1855 . . .	9546
1851 . . .	6080	1856 . . .	13,261
1852 . . .	7781	1857 . . .	8580
1853 . . .	9530	1858 . . .	8081
1854 . . .	7995	— . . .	—

demgemäß stellt sich der Durchschnitt auf 8582 Köpfe.

Frankreich hat erst seit 1856 genaue statistische Nachweise über seine Auswanderung; annähernd richtige Angaben liegen aber schon aus früheren Jahren vor. In den Jahren 1853 bis 1860 wanderten 117,600 Köpfe aus, im Durchschnitt nur 14,700! Sie vertheilen sich, der Reihenfolge der Jahre nach, so: 9694; 18,079; 19,957; 17,997; 18,809; 13,813; 9164; 10,087 Köpfe.

Italien. Die Zahl der Auswanderer ist beträchtlich; es liegen jedoch keine Zahlen vor. Der Italiener geht aber nicht als Kolonist, als Ackerbauer in fremde Länder; im Ganzen verlassen etwa 20,000 jährlich ihr Vaterland; sie gehen zu nicht geringem Theil nach der Levante.

Hollands Auswanderung ist schwach; sie belief sich für die 10 Jahre 1850 bis 1860 auf nur 15,759 Köpfe insgesammt, im Durchschnitt jährlich 1576.

Die Schweiz hat erst seit 1860 ein statistisches Bureau; genaue Angaben fehlen. Aber aus dem Bericht des schweizerischen Consulates zu Havre geht hervor, daß sich in diesem Hafen von 1851 bis 1858 eingeschifft haben 29,304 Schweizer; dazu in Antwerpen 775, in Hamburg 139, zusammen 30,218 Köpfe. Diese repräsentiren aber bei weitem nicht die Summe der gesammten Auswanderung aus der Schweiz.

Portugal. Zahlen mangeln; ob die Ziffer von 12,000 Auswanderern jährlich zutrifft, wissen wir nicht. Sie ist in einer Bittschrift an die Deputirtenkammer zu Lissabon enthalten.

Dänemark. Keine amtlichen Angaben. Aus Jütland und den Inseln gehen jährlich 1200 bis 1500 zum Mormonenthum bekehrte Köpfe nach Utah.

Norwegen. Hier haben wir amtliche Nachweise, denen zufolge über See in den Jahren 1846 bis 1855 auswanderten 24,183 Köpfe; Durchschnitt 2418.

Schweden. Von 1851 bis und mit 1859 wanderten 16,275 aus; Durchschnitt 1808.

Fassen wir die obigen Durchschnittszahlen zusammen, so erhalten wir für das Jahr 492,772 Auswanderer, und mindestens 10,000 kann man für Individuen hinzurechnen, welche

ohne jeden Nachweis auswandern. Auch fehlen bei den obigen Angaben manche Länder, z. B. das russische Reich, das alljährlich an Asien eine Menge Menschen abgibt; sodann Spanien.

Mehr als 400,000 Auswanderer gehen nach Nordamerika, Australien und Indien, andere 50,000 vertheilen sich über die anderen Länder Amerika's; kaum 5000 kommen auf Brasilien. Die Einwanderung nach Chile und in die argentinischen Länder, welche große Vortheile darbietet, ist im Anwachsen. Mit vollem Recht wundert sich Expilly, daß die Deutschen noch immer vorzugsweise nach dem Yankeeland auswandern. Er lobt sie, weil die Selbstverwaltung die „Entwicklung dieser arbeitsamen, intelligenten, rechtschaffenen und kräftigen Naturen sehr begünstigt. Die deutschen Einwanderer zeigen große Anhänglichkeit an ihr Adoptivvaterland, aber in anderer Weise als die Skandinavier, welche schon in der zweiten Generation sich den Yankees völlig assimiliren; auch nicht wie die Irländer, welche ans tief eingewurzeltem Haß gegen England sich in Amerikaner umgestalten. Die Deutschen haben gleichsam ihre Laren mitgenommen und nehmen es mit dem Titel: amerikanischer Bürger ernsthaft; sie bewahren das Grundwesen ihrer Volksthümlichkeit und siedeln sich in Gruppen massenweise neben einander an. Aber für ihr Mutterland sind sie verloren."

Der auswandernde Schweizer ist durchgängig ein kräftiger, ausdauernder, rechtschaffener Mensch, der auch in der Fremde stets sein Vaterland im Auge behält und in dasselbe zurückgeht, sobald er draußen es zum Wohlstande gebracht hat. Doch haben die Schweizer auch Ackerbanniederlassungen in fremden Erdtheilen gegründet und sind so tüchtig wie ihre deutschen Stammverwandten. Die Regierung von Neusüdwales zahlt für jeden aus der Schweiz einwandernden Ackerbauer eine Prämie von 10 Pfund Sterling. Der Schweizer gibt sich auswärts Mühe, die Landessprache zu erlernen; ihm ist jedes Land recht, wo er freie Religionsübung hat und seinem Geschäft ungehindert nachgehen kann, und überall ist er gern gesehen. Im Yankeelande leben jetzt 36,320 Schweizer.

Gute Colonisten sind eigentlich nur Völker germanischen Stammes; die romanischen Völker stehen weit hinter ihnen zurück. Expilly benimmt seinen Landsleuten eine Täuschung, in welcher sie, allen Thatsachen und aller Geschichte zuwider, nur allzu gern befangen bleiben, indem er ihnen sagt: „Der Franzose ist kein Auswanderer, weil er kein Colonist ist. Der Begriff Colonie bedeutet eine Vereinigung von Menschen, die ein Land verlassen, um sich in einem andern Land anzusiedeln; Colonisation ist die Thätigkeit der Ansiedlung und das Resultat derselben. Nun liegen aber die Resultate vor, zu welchen es die Franzosen in ihren indischen und amerikanischen Besitzungen, und in der neuern Zeit in Algerien gebracht haben, von den übrigen Besitzungen gar nicht zu reden. Alle charakterisiren sich durch unverschämte Vergeudung und schlechte Verwaltung. Auf Canada verwandten Ludwig der Vierzehnte und Colbert große Sorgfalt; der große Minister schickte sogar zwangsweise Ansiedler dorthin. Trotz alledem hatte Canada 1676 erst 7832 weiße Bewohner, und 20 Jahre später war die Einwanderung noch eben so schwach. Im 17. Jahrhundert gingen von je fünf französischen Einwanderern in Canada allemal zwei schon im ersten Jahre zu Grunde. Heute zählt Canada über zwei Millionen Einwohner; in den 12 Jahren von 1847 bis 1859 erhielt es, Neu-Braunschweig mit eingerechnet, 330,892 Einwanderer."

„Algerien liegt vor der Thür Frankreichs und hat noch keine 200,000 europäische Bewohner; Australien liegt bei den Antipoden, zählte 1790 erst 1030 Ansiedler und hat jetzt über eine Million. Der Franzose verläßt in größerer Anzahl sein Vaterland nur in Folge religiöser oder politischer Verfolgungen; so die Hugenotten und die Emigranten seit 1792."

Unser Gewährsmann, der sich längere Zeit in Brasilien aufhielt, schildert die Franzosen, welche nach jenem Land auswandern. Es sind, sagt er, Gelehrte, alte Soldaten, Abenteurer, Bankrotteure, zu Grunde gerichtete Familienväter und politisch Unzufriedene. Freilich kommen auch tüchtige Männer, z. B. Architekten und Offiziere. Aber es sind gerade französische Einwanderer, die in Brasilien alle Gaunereien und Betrügereien im Handel und Wandel und überhaupt Demoralisirung eingeführt haben. Bis 1830 wanderten vorzugsweise Franzosen in Brasilien ein; ein betrügerischer Handel heißt dort: ein französisches Geschäft, negocio afrancesado. „Wir waren unserer dreißig, die in Rio landeten. Zwei Jahre später waren 19 meiner Reisegefährten nicht mehr; fünf gingen nach Frankreich zurück und zwei davon mit etwas Geld, während die drei anderen physisch und pecuniär völlig ruinirt waren. Drei andere wohnten in Rio, und zwei von ihnen hatten am gelben Fieber auf den Tod gelegen; nun aber ging es ihnen leidlich. Was aus den übrigen 11 geworden ist, weiß ich nicht." A.

Aus den geographischen Verhandlungen der „British Association" zu Bath 1864.

II.

Michie: China, die Mongolei und Sibirien. — Milton und Cheadle: Expedition durch die Felsengebirge nach Britisch-Columbia. — Bates: Das Delta des Amazonenstroms. — Mac Donall Stuart: Ueber die Sitten der australischen Eingebornen. — J. Crawfurd: Woher nahmen die Alten ihr Zinn?

A. Michie über China, die Mongolei und Sibirien im Jahre 1863.

Im August des verflossenen Jahres reiste A. Michie von China durch Sibirien nach England. 30 englische Meilen nordwestlich von Peking erreichte er das Hochland von Nordchina. Es beginnt mit einer steilen Bergschranke, zu welcher der Nankan-Paß hinauf führt, der aber für Fuhrwerk gänzlich unbrauchbar ist. 10 englische Meilen weiter führt der Weg durch eine zweite Bergkette, auf deren Höhe sich die Ebene von Tschhan-Kia-Kau 2500 Fuß über dem Meere ausbreitet. Eine hohe Bergkette trennt hier China von der Mongolei. Der Paß zur Mongolei ist leicht zu durchwandern, doch steigt er auf 15 englische Meilen 2500 Fuß. Die Reise durch die Wüste Gobi zur russischen Grenzstadt Kiachta dauerte einen vollen Monat, da die Wüste hier über 600 englische Meilen breit ist. Sie besteht aus einer großen sandigen Fläche, in der aber hin und wieder herrliche Weiden vorkommen, die große Pferde- und

Rindviehheerden ernähren; wo der Graswuchs dürftiger ist, hält man Schafe und Ziegen; der größere Theil ist aber nur dem Kameel zugänglich. Kein Baum ist auf der ganzen weiten Strecke sichtbar; aber da, wo die Wüste zu Ende ist, fand Michie auf seinem Wege stark bewaldete Berge und einen herrlichen, doch noch unkultivirten Strich Landes, der sich in einer Breite von 200 englischen Meilen längs der sibirischen Grenze hinzieht. Die Mongolen, welche über diese Ebene zerstreut wohnen, sind ein einfaches und gastfreies Hirtenvolk. Sie vertauschen Vieh an die Chinesen gegen Baumwollenzeug, Tabak, Thee und andere Bedürfnisse; statt des Geldes bedienen sie sich des Ziegelthees. Vom mongolischen Tafelland an fällt das Land bis nach Kiachta allmälig um 3000 Fuß. Von da ist der Weg nach Irkutsk sehr weitschweifig. Der direkte Weg würde am Südende des Baikal-Sees vorüberführen, dort ist aber das Land so bergig, daß bisher noch kein ordentlicher Weg hindurchführt, und erst kürzlich hat die russische Regierung mit dem Sprengen eines solchen begonnen; doch wird es bis zu dessen Vollendung noch einige Jahre dauern. Sibirien kann immer noch als ein Urwald betrachtet werden, durch den Straßen gehauen worden sind. Der Boden ist meistens fruchtbar, und zahlreiche schiffbare Flüsse durchziehen das Land, auf denen man überall Schleppdampfer einführt. Michie fand den Irtisch bis zur Stadt Omsk von Dampfern befahren. Die Hauptstädte Sibiriens sind groß, elegant und reich; das Land blüht im Allgemeinen und bedarf nur einer größern Bevölkerung, um sich schön zu entfalten. Lehrer und Künstler finden in den Schulen und Seminarien, die reichlich unterstützt werden, vollauf zu thun. Der größte Theil der slavischen Einwohner stammt von Verbannten ab; die Freiheit, in der sie leben, und die Gelegenheit, wohlhabend zu werden, hat ihren Charakter sehr gehoben, denn die Leibeigenschaft ist hier nie eingeführt worden. Der elektrische Telegraph geht nun bis Kiachta, 3800 engl. Meilen von St. Petersburg entfernt. Was die polnischen Verbannten betrifft, so lobt Michie das Verfahren der Russen gegen dieselben ungemein; sie leben auf freiem Fuße und werden in die beste Gesellschaft von den Gouverneuren selbst eingeführt. Es werden ihnen alle möglichen Erleichterungen zu Theil, und der Weg, durch eigene Arbeit zu Wohlstand zu gelangen, steht ihnen offen. — (Wir geben demnächst Auszüge aus Michie's interessantem Buche.)

Expedition durch die nordamerikanischen Felsengebirge nach Britisch Columbia von Milton und Dr. Cheadle.

Diese Reise ward in der Absicht unternommen, den kürzesten Weg zwischen der Ansiedlung am Red River und den Golddistrikten von Karibu in Britisch Columbia zu entdecken. Der Paß, durch den die Gesellschaft über die Rocky Mountains gelangte, war früher von den französischen Reisenden der Hudsonsbay-Kompagnie benutzt worden. Das darauf folgende Wegstück nach Westen zu ging durch das Thal des Thompson River, welches bisher wegen des dichten Bestandes der Urwälder und der mit großer Gefahr verbundenen Beschiffung dieses Flusses noch nicht begangen worden war. Aber Lord Milton und sein Gefährte drangen glücklich durch, obgleich sie all ihr Gepäck und die gesammten Vorräthe verloren und einige Mal selbst in Lebensgefahr geriethen. Sie gewannen aber die Ueberzeugung, daß hier von Canada aus, durch den Red River, Yellow-Head und Leather-Paß der beste Weg nach Britisch Columbia führe. Ein großer Theil des östlich vom Gebirge liegenden Landes war in seinem Charakter gänzlich durch die Thätigkeit der Biber verändert worden, die früher in ungeheurer Anzahl dort hausten. Die kleinen Thäler waren früher von kleinen Flüssen und Ketten von Seen durchzogen, die an unzähligen Punkten von den Bibern abgedämmt wurden, so daß sie sich nun in Sümpfe und Marschen verschiedener Art verwandelt haben. Diese Umänderung in der physikalischen Geographie ist von jenen Thieren so vollständig durchgeführt worden, daß, mit Ausnahme der großen Ströme, auf der Strecke von 200 englischen Meilen kein Flüßchen mehr gefunden wird. So haben die Thiere sich selbst das Wasser zerstört, dessen sie zu ihrem Leben unbedingt bedürftig sind.

In den Thälern des Thompson und Fraser River beobachteten die Reisenden eine große Reihenfolge von hohen Terrassen, die sich 100 englische Meilen längs des Thompson und 200 Meilen längs des Fraser hinzogen, und zwar in drei Abstufungen, die auf der einen Seite des Flusses so hoch wie auf der andern waren. Die unterste Terrasse ist die breiteste, sie bildet eine vollkommen ebene Fläche, die 40 bis 50 Fuß über der Wasserfläche liegt. 50 bis 60 Fuß über dieser erhebt sich die zweite Terrasse, aber nur in einer Breite von 100 Fuß. Die dritte steigt aber bis zu 400 und 500 Fuß an. Alle diese Terrassen sind vollkommen gleichförmig und frei von den Steinblöcken, die im Flußbette mit Sand, Gruß und Schiefer zusammen gefunden werden und der Detritus der benachbarten Berge sind. Die Erklärung dieses Phänomens muß in der kaskadenartigen Schranke von Bergen gesucht werden, durch die sich der Fraser River seinen Weg in das tiefere Thal gesucht hat. In früheren Zeiten scheinen die Thäler des Thompson und Fraser von einer Reihenfolge von Seen bedeckt gewesen zu sein, und der kaskadenförmige Rücken bildete eine Schranke, welche die Wassermasse aufdämmte. Die höchste Terrasse zeigt ihren damaligen Standpunkt an. Es traten geologische Veränderungen ein, und ein Theil der Gewässer konnte abfließen; die zweite Terrasse ward gebildet. Wieder gewann der auf ihr stehende See einen Abfluß, das Wasser sank abermals und gab Anlaß zur Bildung der dritten Terrasse.

Milton ist der Ansicht, daß die östlich vom Felsengebirge liegenden Gegenden sich sehr zur Ansiedlung für eine ackerbauende Bevölkerung eignen. Gegen diese Meinung spricht sich Sir J. Richardson entschieden aus. Aber ein Telegraph soll dort angelegt werden, und wenn dieser vollendet ist, wird man von Europa aus mit Canada und den Vereinigten Staaten direkt durch Sibirien und die Behringsstraße telegraphiren können.

H. W. Bates über das Delta des Amazonenstromes.

Der Raum, welcher das Delta des Amazonenstromes bildet, nimmt die Gestalt eines unregelmäßigen Dreiecks ein, dessen Seiten jede etwa 180 englische Meilen lang sind. Hervorzuheben ist, daß dieses unter dem Aequator liegende Landstück ein angenehmes und gesundes Klima hat. Die Inseln und das benachbarte Festland sind nicht ganz von den Anschwemmungen des Flusses gebildet; diese finden sich nur etwa 120 englische Meilen weiter landeinwärts; der nach der Seeküste zu liegende Theil hat eine felsige Grundmasse, über der sich Sandboden ausbreitet, welcher durch Zerstörung des Felsgesteins entstand. Aber die landeinwärts gelegenen Alluvionen bilden ein wahres Delta; die seewärts liegenden Theile waren vor verhältnißmäßig kurzer Zeit noch vom Festland unabhängige Inseln, die, wie aus ihrer Fauna zu schließen ist, einer sehr alten Periode angehören, da man unter derselben eine bedeutende Menge endemischer Arten gefunden hat. Die nahe Verwandtschaft der Südseite des Delta in Bezug auf die Fauna mit jener von Guyana bezeugen auch, daß diese zwei Regionen früher keineswegs durch einen Golf von 180 engl. Meilen Breite getrennt sein konnten, durch den ja die Thierarten nicht hinübergelangen konnten. Wäre dies der Fall gewesen, so würde der Südrand viel naturgemäßer von Brasilien aus bevölkert worden sein, da keine Schranke nach dieser Seite zu die Einwanderung hinderte. Alle Thatsachen, welche uns die Fauna und die physikalische

Geographie an die Hand gaben, führen zu dem Ergebniß, daß zwischen Guyana und den jetzigen Südufern des Delta einst eine Landverbindung oder eine Kette von Inseln bestand.

A. R. Wallace bestätigte diese Anschauungen seines frühern Reisegefährten Bates und bemerkte, daß er 1849 die in der Mündung des Amazonenstroms liegende Insel Mexiana besuchte, welche fast ganz aus festem Gestein bestand. Nach zwei Seiten wird sie vom offenen Meere umgeben, aber so bedeutend war die vom Amazonenstrom ausgestoßene Wassermenge, daß selbst zur hohen Fluthzeit, wenn der Strom 12 Fuß stieg, das Wasser in der Nähe des Landes stets süß und trinkbar war.

Mac Douall Stuart über einige Sitten der australischen Eingebornen.

Der berühmte Reisende, welcher der Versammlung das Tagebuch seiner Reise von Adelaide nach dem Van Diemens Golf vorlegte, klärte einige irrige Ansichten über Sitten und Gebräuche australischer Eingebornen auf.

So wird der Bumerang direkt und in gerader Linie nach einem bestimmten Gegenstande geworfen und die Angabe, daß er von der Richtung, in der er geworfen wurde, umkehre, ist entschieden falsch. Der Gebrauch von Bogen ist den australischen Eingebornen durchaus unbekannt. Ihre Schilde verfertigen sie aus Rinde; sie halten dieselben in der Hand, tragen sie aber nie am Arme. Feuer machen die Eingebornen im südlichen Theil des Kontinents durch Reiben von zwei Stückchen Holz, die über einen Büschel trocknen Grases gehalten werden. Im Norden Australiens ist aber diese Art Feuer zu machen gänzlich unbekannt; hier wird dasselbe fortwährend brennend erhalten; geht es durch Zufall einmal aus, so werden große Reisen unternommen, um es von anderen Stämmen wieder zu holen. Auch sind diese nördlichen Australier von den südlichen sehr verschieden, da sie mehr den Malayen ähneln.

Woher nahmen die Alten ihr Zinn?

Diesen interessanten Gegenstand regte J. Crawfurd an. Er sagte: Zinn wird nur an wenigen Punkten der Erde aufgefunden, und die einzigen Orte, welche bei der Frage, woher das Zinn in den Bronzewaffen des Alterthums stamme? in Erwägung kommen, sind England, die malayische Halbinsel und das nördliche China. Zinnerz ist leicht zu reduciren; früher fand man es in den Alluvial-Ablagerungen*). Am wichtigsten ist das Vorkommen des Zinns in den malayischen Gegenden. Die Alten bedurften des Zinns so gut, wie der Seide und der Gewürze, und sie holten es sowohl von Osten als Westen; als Centralpunkt für das Zusammenstoßen dieser beiden Bezugsquellen kann Aegypten angesehen werden. Die westlich von diesem Lande gelegenen Gegenden werden ihr Zinn wohl aus England (Cornwall und Devonshire), die östlich gelegenen aber aus Hinterindien und China bezogen haben. Crawfurd glaubt, daß das englische Zinn auf dem Landwege über Frankreich in die Gegenden des Mittelmeers nach den alten Kulturstaaten in Italien, Griechenland und Aegypten gelangte. Er zweifelt aber daran, daß die Phönicier nach den Scilly Inseln an der Südwestspitze Englands gefahren seien, um von dort das Zinn zu holen. Die Entfernung vom Eingang des Mittelmeers betrage 1000 englische Meilen und führe über den stürmischen Ocean. Die alten Seeleute wären nur Küstenfahrer gewesen und hätten sich selbst bei stürmischem Wetter nicht auf das freie Mittelmeer hinausgewagt, und außerdem läge kein Beweis vor, daß auf den Scilly Inseln, den vermeintlichen Cassiterides, je Zinn geschmolzen worden sei, ja es ließe sich nicht einmal darthun, daß Phönicier oder Griechen jemals aus den Säulen des Herkules, der Straße von Gibraltar, hinausgelangt seien*).

Sir Ch. Lyell bemerkte zu diesen Mittheilungen Crawfurds, daß die Waffen und Helme der Alten genau die Zusammensetzung von Zinn und Kupfer haben, welche noch heute als die beste Bronzekomposition anerkannt wird. Henry James habe kürzlich im Hafen von Falmouth einen alten Zinnklumpen aufgefunden, der wahrscheinlich von einem Schiffbruche herstamme. Gewicht und Gestalt desselben seien so beschaffen, daß dieser Klumpen gerade eine halbe Pferdeladung bilde, welche auf der andern Seite von einem ähnlichen Stücke Zinn im Gleichgewicht erhalten ward. Auf diese Weise wurde das Metall längs der Südküste Englands hin nach einem passenden Hafen befördert, dort eingeschifft und über den Kanal nach Frankreich gebracht, um zum Mittelmeer zu gelangen. Was die Zinnbergwerke von Cornwall betrifft, so läßt sich deren hohes Alter schon allein geologisch feststellen; denn einige derselben sind mit Meeresablagerungen bedeckt, welche beweisen, daß seit der Zeit, daß man dort auf Zinn baute, das Land unter das Wasser versunken war und wieder daraus auftauchte. Uebrigens glaubt Lyell, daß die Phönicier doch auch zur See nach Britannien gekommen seien, denn in alten Zeiten sei das von wilden Stämmen bewohnte Gallien nicht sicher genug gewesen, um eine Handelsstraße durch dasselbe hinzuführen.

Diese Bemerkungen Lyells fanden ihre Bestätigung durch H. James, welcher den nun im Museum zu Truro befindlichen Zinnklumpen im Hafen von Falmouth entdeckt hatte. In der Form gleiche er einem Astragalus oder Würfelknochen. Von großer Wichtigkeit sei es nun, daß Diodorus Siculus den Ausdruck Astragalus da gebrauche, wo er von der Form der Zinnblöcke spricht, die von der Insel Ictis kamen. Diese kann aber nichts anderes sein, als der St. Michaels Berg, der bei hohem Wasser wie eine Insel rings von den Fluthen umgeben ist. Und dieser St. Michaels Berg wäre mit den Cassiteriden zu vergleichen, durchaus aber nicht die Scilly Inseln, auf denen auch nicht eine Spur von Zinn vokomme. Von Wichtigkeit ist ferner, daß die Zinnbergleute noch heute in ihren Gruben zuweilen Bronzegeräthschaften finden. Diese brauchen aber gerade nicht eingeführt worden zu sein, denn Kupfer kommt in Cornwall in großer Menge vor; es ist deshalb eher anzunehmen, daß in alter Zeit in Cornwall selbst Bronzewaffen und Geräthe angefertigt und dann ausgeführt wurden.

*) Das Zinnerz ist das einzige Material, aus welchem das Zinn im Großen dargestellt wird, und daher von außerordentlicher Wichtigkeit. Es besteht meist aus reinem Zinnoxyd und enthält einige andere Beimischungen. Den Bergleuten ist es als Zinnstein, Holzzinnerz und in Körnern als Saifenzinn bekannt. Außer den oben angeführten Orten kommt es bei Altenberg und Geier in Sachsen, bei Zinnwald und Graupen in Böhmen vor.

*) Der griechische Name ist αἱ κασσιτερίδες. Ueber die Lage der Kassiteriden, von denen schon in früherer Zeit viel Gerüchte verbreitet waren, gab es selbst bei den alten Geographen widersprechende Meinungen, so daß es nicht befremden kann, wenn der Alles prüfende Herodot versichert, er kenne keine Kassiteriden, woher man das Zinn hole (III, 115). Bald verstand man die britischen Inseln darunter und rechnete Britannia selbst dazu; bald verlegte man sie in die Nähe von Hispanien, wie Strabo dies thut, er wußte aber ihre Lage nicht genau anzugeben. Hierzu kommt, daß man sie bisweilen nur die westlichen Inseln (Hesperiden) überhaupt nennt. Die meisten Nachrichten über sie deuten jedoch darauf hin, daß man unter den Kassiteriden die kleinen westlich von Großbritannien gelegenen Inseln, welche die Scilly Inseln oder Sorlingen heißen, wohin allerdings die Bewohner des alten Britanniens viel Zinn zum Verkauf brachten, welches gallische und karthagische Kaufleute in Empfang nahmen, zu verstehen habe. (Schirlitz, Handbuch der alten Geographie. 1837. S. 388).

Wenn man alle einzelnen Inselchen und Felsen zählt, so kommen 2000 Scilly Inseln heraus. Sie liegen sechs bis sieben Meilen vom Cap Landsend entfernt; nur sechs sind von etwa 2600 Menschen bewohnt, die sich vom Lootsengeschäft, von Fischerei und Viehzucht nähren. Die Hauptinsel ist St. Mary mit dem Flecken Henghtown.

Kulturverhältnisse in Westindien.

Herr von Scherzer hat in seinem jüngst von uns besprochenen Werke über „Natur- und Völkerleben im tropischen Amerika" auch einen Abschnitt über den schwarzen Kaiser Faustin Soulouque und seinen Hof. Der Reisende schildert denselben aus eigener Anschauung in ganz vortrefflicher Weise; er hat den Ton, welcher zur Darstellung einer zugleich grauenvollen und possenhaften Episode in der westindischen Geschichte paßt, sehr gut getroffen, und wir erinnern uns nicht, eine bessere Schilderung derselben gelesen zu haben. Am Ende des Abschnittes erwähnt dann Herr von Scherzer der Revolution, welche den schwarzen Kaiser stürzte und einen respektabeln Mulatten, den General Geffrard, als Präsidenten an die Spitze einer demokratischen Republik brachte.

Es hat uns nicht wenig befremdet, Herrn von Scherzer hier auf der Bahn pseudo-philanthropischer Phantasten anzutreffen und zu sehen, daß ein wissenschaftlich gebildeter Anthropolog und Ethnolog wie er, der ohnehin die verschiedenen Menschenrassen genauer zu beobachten Gelegenheit fand und namentlich die Indianer zu würdigen versteht, den realen Boden verläßt und mit nichtsbedeutenden Redensarten hantiert. Er geht fast zu Werke, wie manche Missionäre, die, unbekümmert um die Geschichte und ihre Lehre, sich selbst und Alle, die ihnen glauben, mit Hoffnungen nähren. Sobald er auf den Neger zu reden kommt, hört bei ihm die Anthropologie und Ethnologie auf, die Floskel überwuchert, und die Sklaverei wird der Sündenbock, welcher allein verschuldet haben soll, daß der Neger nicht groß und herrlich dasteht!

„Eine hoffnungsreiche Zukunft scheint", so sagt Herr von Scherzer, „sich für die Bewohner Haïti's unter der segenbringenden Aegide der dermaligen, freisinnigen Regierung zu erschließen. Ja, es wäre ein grausames Unrecht, wollte man nach den energischen Bestrebungen in den letzten Jahren bezweifeln, daß es der schwarzen Rasse (!!) Ernst sei, der Welt zu beweisen, daß sie, unterstützt von Ordnung und Gesetz, der Freiheit eben so würdig als die weißen Ebenbilder Gottes, daß sie Fortschritt und Arbeit liebt, und einmal berechtigt, ihre Kräfte und Fähigkeiten unbeschränkt zur Geltung bringen zu dürfen, in der Entwicklung ihrer Kultur den gebildetsten weißen Nationen nachzukommen strebt!"

Wie viele leere Worte und was für eine Logik! Man darf einem Ethnologen solche Dinge nicht ungerügt hingehen lassen. Also weil ein Mulatte, gegen welchen übrigens die Neger schon mehr als eine Rebellion versucht haben, ein tüchtiger Mann ist, der Ordnung in ein Chaos zu bringen trachtet, — deßhalb ist es der schwarzen Rasse Ernst zu beweisen, daß sie Freiheit und Arbeit liebt — und deshalb strebt sie, den weißen Nationen nachzukommen!!

Wir haben vor einiger Zeit nach den Mittheilungen eines Mannes, der nicht bloß einen flüchtigen Besuch auf Haïti gemacht hat, die dortigen Verhältnisse, namentlich die gegenseitige Stellung der Mulatten und Schwarzen und ihre unauslilgbare Abneigung (Globus VI, S. 182) geschildert und können auf das verweisen, was jener gründliche und vorurtheilsfreie Beobachter sagt. Aber auch angenommen, was himmelweit von der Wahrheit der Fall ist, daß Herr von Scherzer für Haïti Recht hätte, was würde das für die schwarze Rasse beweisen? Gar nichts. Aber alle Erfahrung in allen heißen Ländern, wo die Neger frei sind, spricht gegen Herrn von Scherzer, und den Thatsachen gegenüber fallen lustige Hoffnungen und Redensarten nicht schwer ins Gewicht. Eben so wenig kann Herr von Scherzer nachweisen, daß die Sklaverei, welche auf Haïti seit drei Menschenaltern nicht mehr vorhanden ist, Schuld an der Barbarei der jetzigen haïtischen Neger sei. Wie stimmt es dazu, daß, wie wir im Globus nachgewiesen, im März dieses Jahres Menschenfresser in Cap Haïti hingerichtet wurden, und hat Herr von Scherzer nie etwas von dem Vaudoux und dessen Schlangenkultus vernommen?

Er sagt: „Es wäre unbillig zu fordern, daß befreite Sklaven (deren es auf Haïti nicht gibt!), welche kaum erst die Ketten gebrochen, sofort einen „Musterstaat" gründen sollten." Wer aber hat das jemals von den Negern verlangt? So viel uns bekannt, kein Mensch. Was man aber erwarten zu können glaubte, war, daß der freie Neger nicht verwildern solle; das aber ist mehr oder weniger der Fall; die Barbarei greift um sich. Und wenn der Sklave die Arbeit gehaßt hat, braucht der freie Sohn und Enkel sie zu hassen?

Herr von Scherzer hat vergessen, was er selber S. 313 geschrieben. Hier sind seine Worte: „Die alten Neger (welche noch unter der Zucht der Weißen gestanden haben) sind auf dieser Insel noch die höflichsten und manierlichsten Leute. Sie haben für die Weißen, als ihre ehemaligen Herren, einen gewissen Respekt bewahrt, während die jetzige Generation, d. h. die schwarze Jugend, von Jahr zu Jahr arroganter und insolenter gegen die weißen Fremden sich benimmt." Hier ist die Wahrheit gesagt; uns ist aber wieder nicht begreiflich, wie Herr von Scherzer ein paar Dutzend in Paris erzogener Haïtier als einen Sauerteig betrachten kann, der die 800,000 Neger auf Haïti durchdringen und sie auf eine höhere Stufe heben würde. Und nun die Floskel: „Ein zweiter Freiheitsmorgen ist angebrochen; eine tüchtigere, fähigere, kenntnißreichere Generation hat den Schauplatz betreten." Wie vortrefflich wäre das, wenn es wahr wäre; aber leider ist das nicht der Fall.

Auf den vier Schlußseiten des Buches finden wir ähnliche Deklamationen. Zu der Angabe, daß Sklaverei nur noch in Cuba und den nordamerikanischen Südstaaten vorhanden sei, bemerken wir, daß sie auch in Brasilien herrscht. Wir würden mit Herrn von Scherzer für die Emancipation sein, wenn er sich die Mühe genommen hätte, nachzuweisen, was mit den freigelassenen Negern geschehen solle. Aber diese Mühe erspart er sich. Er hätte nachweisen sollen, wie man es anzufangen habe, um, wie er selber sagt, die „unmündigen" Geschöpfe zu erziehen und zu höherer Entwicklung zu bringen, sobald sie aufgehört haben, in irgend einem Abhängigkeitsverhältnisse von den Weißen zu stehen. Wo arbeitet der freie Neger in tropischen Ländern? Herr von Scherzer sagt es nicht; aber er hat Floskeln für das Great joker and buffoon Lincoln „Bulle gegen den Kometen", als welche, nach Herrn von Scherzer, der Sklaverei in allen civilisirten Ländern den Todesstoß versetzt habe. Aber vergißt er denn, daß eben dieser Lincoln die Sklaverei in den „loyalen" Staaten Nordamerika's nicht im Mindesten angetastet hat, daß sie dort fortbesteht, und daß seine Emancipationsakte sich nur auf Staaten bezieht, in denen er nichts zu befehlen hat?

Als wir gerade jene Deklamationen lasen, fügte es sich, daß wir von einem unserer Freunde, Wilhelm Kießelbach

in Bremen, welchem Niemand ein competentes Urtheil absprechen wird, eine seiner Abhandlungen erhielten, welche den Gegenstand gründlich behandelt. Sie führt den Titel: „Boden und Menschen" und wir entlehnen ihr die folgenden Bemerkungen, um sie den obigen Phantasmagorien gegenüber zu stellen.

„Die Frage nach der Fortdauer der Sklaverei auf dem amerikanischen Gebiete spielt bei dem sich durchprägenden Gegensatze zwischen dem Norden und Süden allerdings eine große Rolle, allein sie bildet doch nicht eigentlich den Kernpunkt der Sache. Der Humanismus dient in der Wirklichkeit des menschlichen Lebens nur zu häufig als Mantel, um die nackte Gestalt der Selbstsucht zu verhüllen.

Es wird gewiß keinem Europäer einfallen, die Sklaverei vertheidigen zu wollen; man soll sich aber andererseits auch nicht darüber täuschen, daß, wenn schon die sociale Thatsache im Staatsleben nicht ignorirt werden darf, vollends eine naturgeschichtliche Thatsache mit einem gleichen Rechte politisch nicht ausgeglichen werden kann.

Der schwarze Mensch steht seiner Naturanlage nach unter dem Weißen; er hat auf seinem eigenen Gebiete im langen Laufe der Jahrtausende keine nur irgend der Rede werthe Kultur aus sich heraus entwickelt; das innere Afrika kennt eine fortlaufende Geschichte nicht.

Alle Bildung, welche der Neger sich im Umgange mit der kaukasischen Rasse angeeignet, ist nicht eigenes geistiges Produkt, sondern der Reflex vom Wesen der Weißen, der noch dazu sich meistens gar seltsam in diesem Spiegel bricht.

Ist die gesammte menschheitliche Kultur ein Produkt der menschheitlichen Arbeit, mit ungeheuren Leiden und Anstrengungen im Laufe der Zeit errungen, so darf auch wohl die Forderung aufgestellt werden, daß jeder, der an den Errungenschaften dieser Kultur hinterdrein Theil nimmt, seinerseits ebenfalls nach seinen Kräften auf die Weiterentwicklung der allgemeinen Wohlfahrt hinwirkt.

Der Neger hat für sich in seiner Heimath gerade wegen seiner naturgeschichtlich thatsächlichen, niedrigen Eigenart Nichts für die Menschheitskultur gethan. Afrika lieferte stets und liefert noch heute seine eigenen Bewohner in fast thierischem Zustand an die übrige Welt ab. Erst durch die Berührung mit der weißen Rasse werden sie überhaupt zu Menschen, und wie alle Uebrigen im Schweiße des Angesichts für die Gesammtkultur arbeiten müssen, so sollen folgerichtig auch die Neger arbeiten, sobald sie in die Kreise der menschheitlichen Kultur ohne eigenes Kapital an Geist und Sitte eintreten.

Wegen der geradezu thierischen Unlust des schwarzen Menschen zur wirthschaftlichen, geschweige denn zur geistigen Arbeit — denn sittliche Befriedigung in der eigenen Thätigkeit kennt er nicht, — bleibt dann aber bei dem Eintritte des Negers in die arbeitende moderne Welt am Ende nichts weiter übrig, als ihn vorerst in die Arbeit einzureihen, zu der ihn sein robuster Bau besonders befähigt. Darin liegt an sich noch gar keine Inhumanität; es müssen an anderen Stellen der Erde weiße, weit befähigtere Menschen oft viel ärger sich anstrengen, als es der Schwarze beim Baumwollenbau zu thun nöthig hat. Und wenn in Europa bis in unser Jahrhundert hinein die alte Leibeigenschaft fortbestand, die erst allmälig auf historischem Wege zur Lösung kam, dann darf man sich auch nicht darüber verwundern, daß im Mittelalter der nicht an die Scholle gebundene schwarze Arbeiter unter den Weißen zu dem nämlichen Sklaven wurde, wie das Städteleben des Alterthums ihn kannte.

Arbeitete der Neger überhaupt nicht ohne Zwang, so lag das Ziel einer humanen Politik einzig darin, zugleich mit der steigenden Kultur der Weißen das Arbeitsverhältniß des Schwarzen durch zweckmäßige Gesetze humaner zu gestalten. Die Anerkennung, daß er Mensch sei, konnte und durfte auf die Dauer nicht ausbleiben, allein damit brauchte noch keineswegs gesagt zu sein, daß er ein in der Gesellschaft und dem Staate völlig ebenberechtigtes Mitglied werden sollte.

Eine naturgeschichtliche Thatsache, wir wiederholen ein früheres Wort, läßt sich mit der abstrakt humanen Theorie einer allgemeinen Kindschaft Gottes, wenigstens nach der politischen Seite hin, nicht ausgleichen; nur an der Hand der fortschreitenden gesellschaftlichen Entwicklung allein konnte allmälig die Stellung der Neger unter den Weißen nach humanen Rücksichten staatlich geordnet werden, zumal in jenen Ländern, wo er mit seinem Baumwollenbau ein so wesentliches Moment für den ganzen wirthschaftlichen Haushalt der Erde abgibt.

Entkleidet man aber gar den Abolitionismus der amerikanischen Nordstaaten des äußern, humanen Nimbus, findet man sich mit der naturgeschichtlichen Thatsache ab, daß sich aus einem Esel kein Pferd, aus einem Neger kein moderner Bürger von einer individuellen Persönlichkeit in der Republik machen läßt, — und untersucht man dann die realen Interessen, welche in dem bisherigen Verbande der amerikanischen Staaten mit einander ringen, dann erscheint der ganze Ruf nach Sklavenbefreiung auf Seiten der nördlichen Staaten bei Lichte denn doch nicht blos als der unaufhaltsame Drang eines edeln Volkes nach einer Pflichterfüllung gegen die Menschheit. Der eigene sittliche Gehalt der Yankees reicht wohl nicht dazu aus, um mit großen Opfern sittliche Zwecke für andere zu erringen." —

Das ist die geschlossene und gediegene Argumentation Kießelbachs, und wir unterschreiben jedes Wort derselben. Sie nimmt sich ganz anders aus als die landläufige, wohlfeile Deklamation, welche zwar an sich völlig hohl und nichtig ist, aber noch immer allzu üppig wuchert, wenn vor dem großen Publikum von der Negerfrage die Rede ist. Es erscheint für die Kundigen als eine Pflicht, die Floskel in ihrer ganzen Nichtigkeit hinzustellen. Wir wollen übrigens bemerken, daß Kießelbach, einer der gediegensten unserer Gelehrten, in Bezug auf Volkswirthschaft und Handelspolitik den Neger des tropischen Amerika aus eigener Beobachtung kennt.

Wir haben im Globus oftmals durch Thatsachen und durch Schilderung von Zuständen, wie sie wirklich sind, nachgewiesen, daß die vielgerühmte Emancipation der Neger in Westindien und überhaupt in den englischen Kolonien für die Schwarzen ganz entschieden ein wahres Danaergeschenk gewesen sei. Auch in England dringt diese Ueberzeugung mehr und mehr durch, und man begreift, welch kolossaler Mißgriff gemacht worden ist. Es läßt sich nicht mehr leugnen, daß in den Kolonien an die Stelle der Negersklaverei die Negerbarbarei und die Negerverwilderung getreten ist. Was hat nun der Schwarze durch einen solchen Tausch gewonnen, was hat dieser der Freiheit und der Kultur genützt? Rein gar nichts!

Zu den niederschlagenden Berichten, welche Jahr für Jahr aus allen Theilen Westindiens über die Neger einlaufen, ist jüngst eine Mittheilung über Trinidad gekommen, also über eine Insel, von welcher zeither nicht oft die Rede war. Ein Herr Guppy, welcher die dortigen Verhältnisse aus eigener Anschauung gründlich kennt, erstattete in der anthropologischen Gesellschaft zu London einen Bericht, auf den wir eingehen wollen, weil er geeignet ist, die landläufigen Deklamationen und hohlen Redensarten kennzeichnen zu helfen. Um etwaigen Mißverständnissen zuvorzukommen, bemerken wir wieder einmal ausdrücklich, daß wir unsrerseits nicht im Mindesten für die

Form eingenommen sind, in welcher die Negersklaverei auf Cuba, in Brasilien oder auch in den conföderirten Staaten Amerika's noch vorhanden ist. Wir hegen aber entschieden die Ueberzeugung, daß der Neger, wenn er nicht verwildern soll, einer strengen, aber wohlwollenden Obhut und Vormundschaft bedürfe, daß ferner eine unbedingte Freigebung des schwarzen Menschen ein Verbrechen gegen diesen selber ist, welches man im Namen der Pseudohumanität begeht.

Daß wir mit diesen, seit Jahren von uns erörterten Ansichten nicht etwa allein stehen, ergibt sich wieder aus den Erörterungen der anthropologischen Gesellschaft.

Guppy widerlegte zunächst eine irrige Behauptung, die vielfach wiederholt wird und immer noch Glauben findet, die nämlich, daß die Neger in Westindien durch die Sklaverei auf eine niedrigere Stufe herabgedrückt worden seien, als jene, die ihnen eigenthümlich ist. (Below their true Standard.) Aber auch angenommen, daß zur Zeit der Emancipation dem so gewesen sei, so sind doch seitdem 30 Jahre vergangen, und eine neue Generation ist herangewachsen, die frei von allem Druck sich bewegen konnte; der Neger hat volle, ungehinderte Gelegenheit, zu zeigen, wie er wirklich ist; er kann sich geistig nach Belieben entwickeln. Es ist nicht wahr, daß Sklaverei den Neger nothwendig degradire, wenn das auch bei anderen, höheren Rassen der Fall sein kann. Um hier nur ein Beispiel hervorzuheben, so hat noch vor Kurzem Waitz in seiner Anthropologie Gewicht darauf gelegt, daß in sehr vielen Fällen, der Sklaverei ungeachtet, die Berührung des Negers mit dem Weißen, in den sklavenhaltenden Staaten Nordamerika's, auf den schwarzen Menschen sittigend eingewirkt hat; sie mildert und sänftigt dort das animalische Naturell desselben, und dadurch erhält bei Manchen das Antlitz einen intelligentern Ausdruck.

Wenn man aber auch einräumen könnte, daß die Neger durch Sklaverei verschlechtert worden seien, so muß man andererseits zugeben, daß den freien Nachkommen der ehemaligen Sklaven alle Mittel, sich zu civilisiren, mit großer Beflissenheit gleichsam vor die Thür gelegt worden sind. Man hat sich alle Mühe gegeben, sie zu unterrichten und zu erziehen, und das Beispiel der Weißen haben sie tagtäglich vor Augen. Hier zeigt sich, daß man den Einfluß, welchen möglicherweise die Sklaverei auf die leibliche und geistige Organisation des Negers ausüben kann, auf die gröbste Weise übertrieben hat. Es würden doch mindestens ein paar Generationen dazu gehören, den angeblich nachtheiligen Einfluß nachzuweisen, welchen die Sklaverei unter einem Weißen auf einen Barbaren ausgeübt haben soll, der in Afrika Sklav eines schwarzen Barbaren, ein Fetischanbeter und vielleicht ein Menschenfresser war. Als die Emancipation verkündet wurde, bestand die bei weitem größte Zahl der Sklaven in Westindien aus gebornen Afrikanern oder deren Kindern. Nun sind aber die seit etwa 40 oder 50 Jahren gebornen Neger, die alle als freie Leute da stehen, verwilderter, als ihre Aeltern unter der Sklaverei waren. So weit meine Erfahrung reicht, sagt Guppy, bekleiden nur sehr wenige reinblütige Neger Stellen oder Aemter, bei denen es auf Vertrauen oder Geschicklichkeit ankommt.

Auf Trinidad sind dem Neger alle Gelegenheiten dargeboten, sich zu erheben und in eine gute Lage zu bringen, aber nur bei Wenigen ist Trieb dazu vorhanden. Nach dem Unabhängigkeitskriege der 13 nordamerikanischen Colonien gegen England wurde eine Anzahl von Negern, die auf britischer Seite gefochten hatten, nach Trinidad übersiedelt, wo sie unweit der Stadt San Fernando Ländereien bekamen. Schulen sind vorhanden; an Fürsorge und Bemühungen haben die Geistlichen es nicht fehlen lassen, und trotzdem sind die Nachkommen jener ersten Ansiedler in der Civilisation entschieden zurückgegangen. Von diesen Letzteren sind noch einige wenige am Leben, ordentliche, ruhige Leute; aber ihre Kinder sind wild, unbändig (wild, and almost ferocious savages) und im höchsten Grad ungastlich.

Im Allgemeinen finde ich bei diesen Negern ein Bestreben, sich so weit als möglich aus der Nachbarschaft der weißen Ansiedler zu entfernen; sie ziehen abgelegene Thäler und Wälder vor, wo sie ein träges, animalisches Leben führen. Dort müssen ihre Frauen ein kleines Stück Landes nothdürftig urbar machen und gearbeitet wird nie mehr, als eben zum nothdürftigsten Lebensunterhalt und zum Anschaffen einiger Putzsachen und des geliebten Rums hinreicht. Sie bethätigen ihren an- und eingebornen Hang zum Nichtsthun, ihre Abneigung gegen jede Arbeit. Von stätiger, andauernder, regelmäßiger Arbeit mögen sie ohnehin nichts wissen, sie sind dazu gar nicht zu gebrauchen, und deshalb hat man Kulis aus Indien und China geholt; diese arbeiten, während der Neger nichts thut.

Es liegt einmal in seinem Wesen, daß er sich der Thätigkeit entzieht, wenn nicht die äußerste Nothwendigkeit ihn anspornt. Ihm ist durchschnittlich der Ehrgeiz, sich geistig auszubilden oder es bis zum Wohlstande zu bringen, gar nicht eigen. Sobald er einige, wenn auch nur kurze Zeit sich selber überlassen bleibt, fällt er in einen Zustand zurück, in welchem er sich um die Außenwelt so gut wie gar nicht bekümmert und lediglich an seine Person denkt. Der Wunsch, etwas zu lernen, ist ihm fremd, der Fortschritt seiner Nebenmenschen gleichgültig, denn die Bedeutung desselben begreift er nicht. Das Eine oder Andere macht wohl zeitweilig einen gewissen Eindruck auf ihn, allein er vergißt bald das Meiste von dem, was er gehört hat, und fällt dann wieder in seinen Stumpfsinn zurück. Auch in dieser Beziehung bildet er in Westindien einen unvortheilhaften Gegensatz zu den chinesischen und indischen Kulis, welche sich thätig zeigen, handeln, spekuliren und es den Weißen gleich zu thun suchen; dergleichen fällt dem Neger auf Trinidad gar nicht ein.

Diese Mittheilungen riefen in der londoner anthropologischen Gesellschaft allerlei Bemerkungen hervor, insbesondere auch über die Neger auf Haiti, die ganz entschieden, theilweise bis zur Anthropophagie und zum Schlangenkultus, zurückgegangen sind, seitdem sie ihre Unabhängigkeit erkämpft haben. Sie sind zum Theil wieder so gut wie wild geworden. Schon seit drei Generationen sind sie frei; kann der Umstand, daß ihre Vorfahren einmal Zwangsarbeit leisten mußten, sie hindern, fleißig zu sein? Einst lieferte Haïti 150,000 Hogsheads Zucker zur Ausfuhr, 1823 aber nur 700 Faß.

Der Neger begreift das Wesen der Civilisation des Europäers nicht; diese liegt außerhalb seiner eigentlichen Sphäre. Wenn er wirklich fähig sein sollte, es bis zu einer gewissen Civilisation zu bringen, so würde dieselbe doch eine ganz andere sein als jene der Völker von kaukasischer Rasse.

Der bekannte Reisende Wallace, welcher Jahre lang am Amazonenstrom und später im indischen Archipelagus verweilt hat, betonte, daß die geistige Inferioritas des Negers, gegenüber dem Europäer, gar nicht in Abrede gestellt werden könne; es bleibe aber zu ermitteln, wie weit diese Inferiorität gehe? Wallace meinte, aber ohne irgend einen Beweis beizubringen, und im Gegensatze zu einer sechstausendjährigen Erfahrung, daß der Neger doch wohl so viel Intelligenz und innere Kraft habe, um bedeutend höher zu steigen, als bis jetzt geschehen sei. Wallace hätte sich aber fragen sollen, weshalb ein solches „höher steigen" nirgends statt gefunden hat, am allerwenigsten in Afrika selbst. Was die Neger in Westindien betrifft, so meinte er, man habe bei der Emancipation den Fehler gemacht, daß man ihnen umsonst Ländereien gegeben; es wäre zweckmäßiger gewesen, sie eine jährliche Pachtsumme zahlen zu lassen; sie

hätten dann, um eine solche zu erschwingen, arbeiten müssen. Als ob ein solches Gebot dem Neger innern Trieb zur Arbeit hätte einflößen können!

Ein Herr Pusey meinte, die Pflanzer wären keine „guten Volkswirthe" gewesen, weil sie dem freigelassenen Neger nicht genug „Stimulus" zum Arbeiten gegeben hätten. Aber dieser Hr. Pusey hätte wissen können, daß z. B. auf Jamaica die Neger für achtstündige Arbeit vier Dollars Taglohn, drei Mahlzeiten und zwei Flaschen Rum verlangten. Welcher Pflanzer hätte dabei ein „guter Volkswirth" sein können, und ohnehin wollten die Herren Neger sich nicht zu andauernder Arbeit verpflichten, ohne welche doch ein Plantagenbetrieb ein Ding der Unmöglichkeit ist. Die ganze Frage beantwortet sich sehr leicht. Man ließ mit großen Kosten asiatische Arbeiter kommen, weil die Neger eben das Nichtsthun vorzogen.

Am Schlusse der Erörterung betonte der Präsident der Gesellschaft, der ausgezeichnete Anthropolog Dr. Hunt, noch einmal sehr richtig, daß der Neger nicht auf eine tiefere Stufe herabsinke, wenn er Sklav des weißen Mannes sei. Der Neger erreicht den höchsten Stand seiner Civilisation und seiner geistigen Entwicklung, wenn er sich im Zustande der Sklaverei bei einem wohlwollenden und verständigen weißen Herrn befindet. Er ist allerdings in verschiedenen Regionen sehr verschieden behandelt worden, und nicht selten auch grausam, früher namentlich in Westindien. Aber die Behandlung, welche den Negersklaven in den conföderirten Staaten Nordamerika's zumeist zu Theil wird; ist wohl geeignet, sie auf eine höhere Stufe zu bringen (to improve them), und das ist auch geschehen."

Wir fügen, namentlich in Hinblick auf die oben erwähnten Aeußerungen des Herrn von Scherzer noch folgende Worte Hunts bei, mit denen wir unsrerseits völlig übereinstimmen: „Es ist Pflicht der Anthropologen, der herkömmlichen Meinung entgegen zu treten, daß der Neger und der weiße Mann auf vollkommen gleicher (intellektueller) Stufe stehe.

Wir unsrerseits haben diesen wahren Satz im Globus schon oft in der Weise formulirt, daß wir sagten, der Neger habe einen geringern Kulturwerth. Dafür zeugt die Geschichte. Es ist gewiß eine große Ungerechtigkeit gegen den schwarzen Menschen, wenn man Ansprüche an ihn stellt, welche er nicht rechtfertigen kann, weil die Natur selber ihm das Zeug dazu versagt hat. Non omnia possumus omnes; das gilt auch in der Ethnologie, und durch human klingende Redensarten wird an der Unmöglichkeit nichts geändert. A.

Thomas Baines' Reisen in Südwestafrika.*)

Flußsystem in Südafrika. — Aufbruch von der Walfischbai. — Reisebeschwerlichkeiten. — Die Eingebornen. — Wilde Thiere. — Wahlbergs Tod. — Die Victoriafälle. — Rückkehr.

In Bezug auf die Kenntniß der Flußsysteme im südlichen Afrika sind noch viele Fragen zu lösen. Manche der größeren Flüsse sind noch von der Quelle bis zur Mündung zu bereisen, ehe wir mit Sicherheit ihren Lauf auf den Karten eintragen können. Die verschiedenen Namen, welche ein und derselbe Fluß bei den Eingebornen führt, sind nicht das geringste Hinderniß, das sich uns bei der Sichtung der geographischen Verhältnisse Afrika's entgegenstellt. Ueber den obern Lauf des Sambesi haben wir in den letzten Jahren viele werthvolle Nachrichten erhalten. Aber es entsteht die Frage: ist der Okovango, den Anderssson unter 17° 30 südl. Br. und 19° 20 ö.L. antraf, ein Nebenfluß des Sambesi oder vielleicht der Hauptfluß selbst? Ist der Tschobe ein Theil des Sambesi?

Wenn dies der Fall ist, so würde Macqueen Recht behalten, der nach alten portugiesischen Berichten die Wasserscheide zwischen den nach Osten und Westen fließenden Strömen Südafrika's in 18° 40′ östl. Länge verlegte, und dann würde auch das Flußsystem Südafrika's mit jenem Südamerika's eine merkwürdige Uebereinstimmung zeigen. Aehnlich wie beim Amazonenstrom entspränge dann ein großer Strom nahe der Westküste, durchkreuzte den Continent seiner Breite nach und mündete an der Ostküste. Baines hat die hier in Frage kommenden Gebiete berührt, und trotzdem gibt uns sein Buch wenig neues Licht in Bezug auf diese Cardinalfrage. Wäre er statt von der Walfischbai aus, fünf oder sechs Breitengrade weiter nördlich in das Innere aufgebrochen, hätte er sich mehr nördlich vom Ngami See gehalten und so seinen Weg zum Sambesi genommen, so würden seine Entdeckungen für die Geographie ungleich werthvoller geworden sein.

Baines ging im Jahre 1858 als Zeichner mit Livingstone nach Tete, dem Hauptorte der portugiesischen Besitzungen an der Südostküste. Er verließ diese Expedition im Jahre 1861 und reiste nach der Capstadt, wo er eine heftige Krankheit zu überstehen hatte, in der er wochenlang blind war. Dies schreckte ihn aber nicht ab und er beschloß, den südlichen Continent Afrika's von der Westküste an bis zur Mündung des Sambesi im Osten zu durchwandern. Am 29. März 1861 brach er von der Walfischbai (Westküste, 23° südl. Br.) aus in Gesellschaft des Elfenbeinhändlers Chapman auf, der dort bereits viele Jahre gelebt hatte und mit dem Lande und den Sprachen der Eingebornen genau bekannt war.

Der erste Theil seiner Reise, von der Walfischbai zum Ngami See, führte durch Länder, die bereits genügend bekannt sind. Es ist eine flache, uninteressante Gegend mit wenig Wasser, in der fleischige Euphorbien, Aloes und die sonderbaren Welwitchia mirabilis den wesentlichen Charakter der Vegetation bedingen. Als Fortbewegungsmittel bedient man sich, wie in den meisten übrigen Gegenden Südafrika's, der Ochsenkarren. Aber die Wasserlosigkeit des Landes, der Mangel an Wagen, das ungehorsame, faule und diebische Volk der Eingebornen, der Futtermangel und eine eigenthümliche Lungenkrankheit, welche die Ochsen befällt, machen die Reise sehr beschwerlich. Gegen die Lungenkrankheit impft man die Ochsen in die Schwänze und schneidet diese später ganz ab. Diese Krankheit ist jedoch noch nicht die schlimmste Plage für die Thiere. Die durch Livingstone schon genügend bekannte Tse-tse-Fliege überfällt die Thiere; ja diese Pest wurde so arg, daß Baines den letzten Theil seiner Reise zu Fuß zurücklegen mußte.

*) Explorations in South-West-Africa. Being an account of a journey in the years 1861 and 1862 from Walvisch Bay, on the western coast, to lake Ngami and the Victoria falls. By Thomas Baines. London, Longman u. Co. 1864.

Die Berichte des Reisenden über die Eingebornen lauten nicht sehr günstig für diese. Die Hottentotten, Buschmänner und Damaras werden als abschreckende Menschen geschildert, bei denen bereits alle Laster gang und gäbe sind, so daß sie von außen her keine neuen mehr aufnehmen können. Baines erzählt, wie ein Kanoe von einem Nilpferde umgeworfen und die Tochter eines Eingebornen von einem Alligator verschlungen wurde. „Das sind scheußliche Thiere, rief der Mann aus, schon vorige Nacht verschlang einer derselben mir eine andere Tochter und mein Halsband dazu. Es war ein schönes Perlenhalsband!“ Auch die Erzählungen, welche Baines über die Kriegszüge der Eingebornen gibt, bezeugen die furchtbare Grausamkeit dieser wilden Stämme. So rasen sie einen Knaben, der dem Verhungern nahe war, und dessen Eltern von den Hottentotten erschlagen waren. In die wenige Milch, die man ihm darreichte, hatte man vorher Holzasche gemischt, wodurch er Ausschlag rings um den Mund bekommen hatte. Nachdem Baines noch einige Scheußlichkeiten erzählt hat, ruft er aus: „Dies sind die Sitten eines Volkes, das man den Engländern als „edle Afrikaner“, mild, melancholisch und gelassen beschrieben hat.“

Als die Reisenden sich mehr der Mitte des Continentes näherten, trafen sie häufig mit Elephanten, Giraffen und anderen großen Thieren zusammen. Wie man sich gegenüber den Elephanten verhalten soll, darüber sind die Meinungen sehr getheilt, und fast jeder Jäger hat seine eigene Art vorzugehen. Chapman, der Reisegefährte Baines', erzählte den beklagenswerthen Tod des schwedischen Naturforschers Wahlberg, bei dem er zugegen war. Der Unglückliche war der Ansicht, daß man ruhig stehen bleiben müsse, wenn man auf einen Elephanten geschossen habe, gleichviel ob derselbe getroffen worden sei oder nicht. Dieser Ansicht fiel er auch zum Opfer.

Im Juli 1862 erreichten die Reisenden die Victoriafälle, das größte Naturwunder Afrika's, das neben den Niagarafällen steht, ja diese vielleicht noch an Großartigkeit übertrifft. Die trockenen, wüsten Hochlande nördlich vom Ngami See und Botletle Flusse lagen mit ihrer dürren Vegetation nun hinter Baines, und statt dessen erfreute er sich an dem saftigen Grün des mit Feuchtigkeit geschwängerten Landes, wo von jedem Berge und Felsen ein kleiner Strom zum Sambesi hinabrieselte. Die Victoriafälle sind durch Livingstone schon so bekannt geworden, daß wir hier die Beschreibung von Baines umgehen können.

Der Reisende hatte die Absicht, nun den Sambesi hinabzufahren. Zu diesem Zwecke hatte er in der Capstadt kupferne Boote bauen lassen, die er durch den ganzen Continent bis zum Sambesi mitgeschleppt hatte. Aber seine Absicht ward vereitelt. Der plötzliche Wechsel von dem trockenen, gesunden Klima der Hochebenen mit dem feuchten, in dem sie sich nun befanden, wirkte so sehr, daß Baines und alle seine Gefährten von einem tödtlichen Fieber ergriffen wurden. Um sein Leben zu retten, beschloß er also, schleunig den Rückweg anzutreten und den Plan, die Ostküste zu erreichen, aufzugeben.

Der Reisende Pedro de Cieza de Leon.

In England besteht eine Gesellschaft, welche sich nach ihrem Stifter „Hakluyt Society“ benennt und, ähnlich wie der literarische Verein in Stuttgart, den Zweck hat, alte und selten gewordene Werke wieder zu veröffentlichen oder in Uebersetzungen einer unverdienten Vergessenheit zu entreißen. Eine ihrer letzten Veröffentlichungen ist eine Uebersetzung der „Reisen des Pedro de Cieza de Leon“ durch Clements Markham, der selbst die Gegenden besucht hat, von denen Cieza's Reisebericht handelt. Das Werk dieses kühnen und intelligenten Soldaten, der als Augenzeuge der spanischen Eroberung von Südamerika beiwohnte; nimmt unser volles Interesse in Anspruch, denn alle die blutigen und barbarischen Scenen der Conquista, der Todeskampf der alten amerikanischen Civilisation gehen an unseren Augen vorüber.

Markham führt seinen Autor mit folgenden Bemerkungen ein: Das Werk des Pedro de Cieza de Leon ist in vielen Beziehungen eines der bedeutendsten literarischen Produkte aus dem Zeitalter der spanischen Eroberung Amerika's. Trotzdem es von einem Manne geschrieben wurde, der von Jugend auf sein Leben im Lager zubrachte, so ist es doch so verfaßt, daß es einem großen Gelehrten zur Ehre gereichen würde. Von den Lebensverhältnissen des Autors ist im Ganzen nur wenig bekannt geworden. Cieza de Leon ward wahrscheinlich im Jahre 1519 in Sevilla geboren, wo er die ersten 14 Jahre seines Lebens hinbrachte; dann ging er, 1532, in die neue Welt, um dort sein Glück zu versuchen. Damals verging kaum ein Jahr, daß nicht irgend eine neue Entdeckungs- oder Eroberungsexpedition ausgerüstet wurde; Sevilla und Cadiz waren mit Abenteurern überfüllt, die alle nach dem wunderbaren Lande, wo die Sonne unterging, hinüber wollten. Es war damals eine Zeit wilder Erregung. Jedes Schiff, das von „Indien“ heimkehrte, brachte sonderbare Nachrichten von neuen mächtigen Reichen, von denen man bisher nichts geträumt hatte. Leute aller Altersklassen und jeden Standes drängten sich nach den Häfen, um nach dem goldreichen „Indien“ hinüber zu fahren. Unter den Führern dieser Expeditionen gab es einige ehrenhafte Männer, wie Diego de Alvarado, Garcilasso de la Vega und Lorenzo de Albano; allein die Mehrzahl bestand entweder aus rohen und habgierigen Abenteurern, oder in Ungnade gefallenen Höflingen, wie Alonzo Enriquez. Cieza de Leon war zu jung, als er sich einschiffte, um irgend einer dieser Klassen einverleibt zu werden. Sein Charakter sollte eine rauhe und wilde Schule durchmachen, und dabei ist es um so mehr zu verwundern, daß unter den Schrecken der spanischen Conquista sich ein so liebenswürdiger Mensch aus ihm entwickelte. Sein Wesen zeigt sich stets human, großmüthig, voll nobler Gefühle, und er ist dabei ein guter methodischer Beobachter. Es läßt sich nicht aufklären, mit welcher Flotte der junge Cieza Spanien verließ; doch nach der Zeit und der Gesellschaft, in der wir ihn kurz nach seiner Landung in Amerika treffen, scheint es ziemlich gewiß, daß er mit einem Schiffe, welches zur Expedition des Don Pedro de Heredia gehörte, fortzog.

Diese Expedition war nach der Tierra firme bestimmt, wo die Indianer ihre Unabhängigkeit auf das Aeußerste vertheidigten; in Folge dessen mußte Cieza de Leon von Anfang an harte Dienste thun. Heredia gründete die Stadt Carthagena; später begleitete unser Reisender den kühnen Badillo auf seinem verzweifelten Unternehmungszuge aufwärts im großen Caucathale, wobei ihm nur eine Handvoll Soldaten zu Gebote

standen. Dies war fünf Jahre nach seiner Ankunft; er war also damals erst 19 Jahre alt und mußte, während seine Altersgenossen noch in der Schule saßen, Strapazen und Gefahren ertragen, wie sie sonst nur Veteranen aushalten können. Dabei machte er fortwährend Beobachtungen und schrieb dieselben nieder. Sein Bericht über die Sitten, Gebräuche und sociale Lage der Indianer von Uraba ist durch eine überraschende Reise des Urtheils und lebhafte Anschauung charakterisirt. Es ist hier nicht der Ort, die ganze gefährliche Expedition Vadillo's zu schildern. Nobledo ward später abgesandt, um das von Vadillo entdeckte Land zu erobern und zu besiedeln, was er auch theilweise vollbrachte, nicht ohne gegen die Eingebornen mit furchtbarer Grausamkeit aufzutreten. Cieza de Leon war Augenzeuge dieser Scheußlichkeiten, die er ausdrücklich mißbilligt. Auf allen Zügen kreuz und quer durch das Land führte er regelmäßig sein Tagebuch. Er sagt darüber selbst: „Oftmals, wenn die anderen Soldaten der Ruhe pflegten, saß ich und schrieb. Weder Müdigkeit, noch die Rauhheit des Landes, weder Berge noch Ströme, weder Hunger noch Leiden aller Art konnten mich von meinen zwei Pflichten abhalten: mein Tagebuch zu führen und meiner Fahne zu folgen."

Nichts entging seiner Beobachtung. Die Ruinen der Paläste und Waarenhäuser, die großen Inkastraßen, die Natur des Landes, die Produkte, die naturwissenschaftlichen Erscheinungen, die Bewässerungserscheinungen — Alles ward von ihm sorgfältig niedergeschrieben. Er wohnte der Verurtheilung und Hinrichtung Gonzalo Pizarro's bei und ging später nach Cuzco und den östlich von dieser Stadt gelegenen Thälern. Im Jahre 1549 unternahm er, mit Empfehlungsbriefen des Präsidenten Garca versehen, eine Reise nach der silberreichen Provinz Charcas, nur um dort Menschen und Dinge kennen zu lernen. Er kam über den Collao, ging an den Ufern des Titicacasees entlang, beobachtete die Indianer, ging nach Tiahuanaco und untersuchte die alten Ruinen. Die Silberminen von Porco und Potosi waren sein nächstes Ziel, und über Arequipa kehrte er nach Lima zurück.

Dort schrieb er am 8. September 1550 seine letzten Bemerkungen nieder und schiffte sich bald darauf nach Spanien wieder ein, nachdem er 17 Jahre in der neuen Welt zugebracht hatte. Wir finden keine Angaben darüber, wann er den Boden des Heimatlandes wieder betrat, aber der erste Theil seines Reisewerkes ward 1553 in Sevilla veröffentlicht. Leider blieb es bei diesem einen Bande; drei andere, die handschriftlich vorhanden waren, sind zum Schaden für die Wissenschaft verloren gegangen. Auch der erste Theil, schon im Druck sehr selten geworden, war beinahe verschollen, und wir können es Markham nur Dank wissen, daß er denselben in englischer Uebertragung wieder weiteren Kreisen erschlossen hat. Ueber den großen Werth der Aufzeichnungen des Cieza de Leon sind alle Kenner einig; namentlich sind sie für die alte Geographie Peru's unschätzbar, und Prescott, der Geschichtsschreiber der Eroberung von Peru, sagt, daß Cieza de Leons „Cronica del Peru" eigentlich eine „Geographie Peru's" genannt werden müßte.

Pflanzen und Thiere auf der Höhe des Mont Blanc.

Dr. W. Pitschner, gegenwärtig Docent an der genfer Akademie für Meteorologie und allgemeine Naturgeschichte, hatte bei seiner Besteigung des Mont Blanc *) vor allen Dingen das mikroskopische Leben dieses Berges im Auge. Die ersten Untersuchungen über ein stationäres Leben in den hohen Schneeregionen sind von Ehrenberg, dem rastlosen Forscher auf dem Felde des unsichtbaren kleinen Lebens, 1848 im Berner Oberlande angestellt worden; sie ergeben reichhaltige Resultate. Andere Materialien aus großen Höhenpunkten der europäischen Centralalpen und aus den Hochpässen des Himalaya, gesammelt durch die Gebrüder v. Schlagintweit, erweiterten die Kenntniß der mikroskopischen Lebensverhältnisse der Hochgebirge, zu denen nun auch die unsichtbaren, kleinen Formen hinzugefügt worden sind, die Dr. Pitschner auf dem Mont Blanc entdeckte.

Aus den Gletschern des Mont Blanc springt eine verlassene Felseninsel, der Grand Mulet, hervor; dort ruhte Pitschner von dem ersten gefährlichen Theile seiner Wanderung in einer Bretterhütte aus. Diese 10,000 Fuß über dem Meere liegende Felsenoase scheint der einzige sichere Aufenthaltsort in der öden Eiswüste bis zum Gipfel des Berges zu sein. 100 Metres hoch erhebt der Fels sein Haupt über die Eis- und Schneemassen des breiten Fußes; die Wände, die nur mit dem Wolkenhimmel verkehren, sind von Wind und Wetter ausgenagt und von tief eindringenden Eiskeilen geöffnet worden. Die von Dr. Pitschner hier aufgefundenen Pflanzen und Thierformen sollen in botanischen und zoologischen Fachblättern näher beschrieben werden; einen kurzen, interessanten Ueberblick gibt er bereits in seiner schon berühmt gewordenen Mont Blanc Monographie *).

„Dort müssen Urwälder von Moos sein mit noch ungekannten Bewohnern! Der Blick sucht lange nach einem gesicherten Aufgange zu jenem Heiligthume, welches der Fuß eines Menschen noch nicht betreten hatte. Bewaffnet mit Hammer und Meisel und mit Riesenschachteln für die Zwergbewohner des Erdreiches und seiner kryptogamischen Gebilde, beginnt die Jagd auf die Pygmäen des versteinerten Riesen. Einige Stufen sind bald erklettert, was das Auge in den Felsspalten nur gewahrt, was der Arm nur erreichen kann, wird meine Beute, und je weiter ich vorsichtig und aufmerksam an der sonnenerwärmten Seite vordringe, desto mehr sind selbst noch phanerogamische Gewächse zu erkennen. Dort lacht mir freundlich entgegen mit ihren fattrothen Blüthen die Zwergsilene (Silene acaulis), eine nelkenartige Pflanze, deren Schwestern in den Hochgebirgen Lapplands, Oesterreichs und der Schweiz zerstreut wohnen. Hier feiert die schweizerische Aretia (Aretia helvetica) das Andenken des Aretius, eines Gottesgelehrten, der neben seinen Berufsgeschäften die Pflanzen ihres Friedens wegen pflegte. Auf einer andern Stelle blüht die Alpenchamille (Chrysanthemum alpinum) und die schwarze Schafgarbe (Achillea atrata); ferner das einblüthige Erigeron (Erigeron uniflorum), dessen Brüder auch auf den schwedischen und lappischen Alpen einheimisch sind.

Doch von den Saxifragen konnte ich nur zwei Arten erreichen, Saxifraga muscoides und bryoides; ferner eine Gras-

*) Vergl. Globus II, S. 29.

*) Der Mont Blanc. Darstellung der Besteigung desselben am 31. Juli, 1. und 2. August 1859. Von Dr. W. Pitschner. Zweite Auflage. Genf 1864. Selbstverlag des Verfassers. Leipzig, Brockhaus.

lilie mit ährenförmigem Blüthenstande, Luzula spicata. Auch zwei Gräser bewohnen jene Felsoase, und zwar ein kleines Rispengras, Poa minor, und eine Haferart mit fast ährenförmigen Blüthen, Avena subspicata. Von diesen 11 Phanerogamen war bis zu meiner Untersuchung nur die kleinere Hälfte auf jenem Fels bekannt.

Die Anzahl der kryptogamischen Gebilde, welche sich theils außerhalb dem Gestein anschmiegen, theils in seinen Spalten wohnen, ist ziemlich beträchtlich.

Außer der cylindrischen Knäuelflechte (Gyrophora cylindrica) gehören zu den bekannten Formen: Amphiloma elegans und orëinum, Rhizocarpon geographicum, Imbricaria encausta, Grimmia ovata und Lecanora ventosa; während 25 Arten als weniger bekannte zu bezeichnen sind und noch einer genauen Untersuchung bedürfen.

Was die mikroskopischen Bewohner der Moosgebilde jener kleinen Urwaldungen betrifft, so bezeichnete Ehrenberg nach angestellten Forschungen das Resultat in dieser Beziehung als „unzweifelhaft interessant", sofern in allen Moosen, obgleich sie drei Monate lang während meiner Krankheit trocken gelegen hatten, noch lebende Formen wieder in volle Thätigkeit gebracht werden konnten. Es fand sich in ihnen zumeist ein Räderthierchen, Callidina rediviva, das, schon nach fünf Minuten unter Wasser präparirt, wieder ganz munter umherkroch und wirbelte. Auch Macrobiotus Hufelandii und Echiniscus actomys, zwei bärenartige Spinnenthierchen, wurden bald mit den Füßen thätig; Callidina sexdentata, ein anderes Räderthierchen, wanderte ebenfalls nach wenigen Stunden kräftig umher. Von den übrigen Formen wurde nur einmal ein polygastrisches Thierchen gesehen, das einem Enplotes glich und langsam auf Moosresten umherkletterte, aber noch nicht völlig entfaltet zu sein schien. Die sogenannten Wasseräl̈chen, Anguillulae, lebten dagegen nicht wieder auf. Im geschmolzenen Schnee, welchen ich in der Nähe der Grand-Mulet-Hütte aufsammelte, lebten verschiedene polygastrische Thierchen. Die interessantesten Formen sind: Eine Arcella, ein Kapselthierchen; ein Keilbänmchen, Gomphonema; ein Stelzenkorn, Coccenema; ein gewöhnliches Schiffchen, Navicula, und ein Prachtschiffchen, Eunotia.

Neben einer Anzahl ganz neuer, bisher ungekannter Formen, treten im mikroskopischen Alpenleben des Mont Blanc auch solche Organismen auf, wie sie bereits in noch größeren Höhen der Pässe des Himalaya von den Gebrüdern v. Schlagintweit aufgefunden worden sind. Aus größerer Entfernung brachte ich von dem kleinen 14,600 Fuß hohen Maulthierfelsen eine Anguillula ecaudis und eine Reihe polygastrischer Thierchen mit, unter denen jedoch die Disiphonia australis die auffallendste Erscheinung ist, da sie bisher nur aus Kerguelensland des Südoceans bekannt ist.

Insecten scheinen auf jenem Felsen sich nicht aufzuhalten, denn ich möchte mir noch keinen bestimmten Rückschluß erlauben, von dem einen großen Flügel eines Nachtfalters, und zwar einer Phalaena, den ich in der Nähe des Felsen auf dem Gletscher von Tacconnay gefunden habe.

Nach der Aussage der Führer sollen aber graue Mäuse den Grand-Mulet-Felsen bewohnen; ich habe jedoch keine derselben dort wahrgenommen."

Plaudereien aus Hinterindien.

Die Reisebeschreiber geben uns von fremden Ländern und Völkern zumeist Darstellungen, die in ernsthaftem Tone gehalten und allerdings nicht selten recht belehrend sind. Aber nur wenige führen uns in das Alltagsleben der Nationen ein, das doch für die Völkerpsychologie von erheblichem Interesse ist. So schildert zum Beispiel Mouhot, den unsre Leser kennen, als Naturforscher anziehend genug, doch sagt er wenig über das Leben und Treiben des Volkes. Gerade darüber gibt uns aber ein Mann Auskunft, der sich als lebenslustiger Abenteurer in Siam und Kambodscha vielfach umgesehen hat, und dessen Berichte als eine Art von Ergänzung der Aufzeichnungen Mouhots betrachtet werden können. Wir finden dieselbe im Oktoberheft der „Revue du Monde colonial".

— — Wir sind jetzt im Juni (1864) so recht in der vollen Regenzeit, die von Mai bis Oktober dauert. Es regnet alle Tage; manchmal mehrere Stunden lang förmlich in Strömen, sobald aber die Wolken sich verziehen, brennen die Strahlen der Sonne ganz fürchterlich, und man hat alle Ursache, sich vor einem Sonnenstiche zu hüten. Zuweilen fällt ein feiner Staubregen, der ein paar Tage ununterbrochen anhält. Dieser Wechsel zwischen Sonnengluth und Regen erzeugt viele Fieber, von denen ich bis jetzt verschont geblieben bin. Gegenwärtig hat der Mekong, dieser gewaltige Strom, welcher Laos durchströmt, keine Grenzen; er ist weit und breit über seine Ufer getreten und gleicht einem Ocean. Ich begreife jetzt sehr wohl, weshalb die Siamesen ꝛc. auf ihren Barken Häuser bauen. Der Strom hat jetzt eine solche Wasserfülle, daß ich glaube, ein Kriegsdampfer könnte ihn bis hinauf ins barmanische Land befahren, vorausgesetzt, daß keine Kataraкten ein Hinderniß darböten.

An einer der Mündungen des Mekong liegt die französische Niederlassung Mytho, und draußen vor dem Delta, im Meere, Pulo Condor, wo die Franzosen eine Anstalt für Militärsträflinge haben, ein Depot für die Zigotteaux, welche sich in Saïgong so unbändig benahmen, daß die Marinebehörden mit ihnen gar nichts anfangen konnten. Als Zigotteaux oder Zigos bezeichnet man in Hinterindien die aus Algerien her so bekannten Zephyrs, diese berüchtigten Leute, welche die Strafbataillone bilden. Viele sind zu den Siamesen entflohen. Manche haben sich an chinesische und siamesische Kaufleute verdungen und dienen als bewaffnete Bedeckung auf solchen Dschonken, die eine werthvolle Ladung, z. B Elfenbein, Gummi guttae, Gummi Lak, Indigo und dergleichen an Bord haben. Ein paar dieser Desperaten, nach europäischer Art bewaffneten Zigos sind vollkommen ausreichend, um den vor den Mündungen des Menam und Mekong schwärmenden malayischen Piraten eine heilsame Furcht einzujagen. Die Ladung ist dann vollkommen sicher. Die Schiffsrheder von Schantabun lassen auf ihre Dschonken mit großen weißen Buchstaben schreiben: „Auf diesem Schiffe befindet sich ein rother Soldat!" Die Zigos tragen krapprothe Hosen und Mützen.

Die Annamiten fürchten sich vor diesen Gesellen wie vor dem Feuer. Es wäre den Abenteurern leicht, viel Geld zu verdienen, und sie könnten ihre allen Begriff übersteigende Keck-

heit glänzend verwerthen, aber sie vergeuden allen Erwerb in leichtsinnigster Weise, trinken, schaffen sich prächtige Kleider an, halten sich Mädchen und was dergleichen mehr ist.

Der Vorfall, welchen ich jetzt erzählen will, ist charakteristisch. Vor etwa vier Jahren desertirten ein Schiemann (Aufseher über Segel und Pumpen) und ein Matrose. Sie ließen sich in der kambodschanischen Stadt Pinhalu nieder und erhielten vom Mandarin Erlaubniß, abgabenfrei einen Handel mit gesalzenen Fischen zu treiben. Dieser war nämlich durch die malayischen Piraten, welche alle Dschonken abfingen, gestört worden. Sie ließen allerdings die mit Fischen beladenen Fahrzeuge nach Schantabun passiren; wenn dieselben aber von dort mit werthvoller Rückladung wieder in See stachen, wurden sie ausgeplündert. Jene beiden Deserteure gingen aber den Malayen wacker zu Leibe, und ihr Fahrzeug war gefürchtet wie ein grimmiger Wolf, denn es hatte zwei Geschütze am Bord, deren Kartätschen nicht mit sich spaßen ließen. Die beiden Abenteurer erwarben viel Geld, aber nicht bloß mit dem Fischhandel. Sie plünderten nämlich die Piratenschiffe, verbrannten die Bambushütten der Seeräuber, störten ihnen den Fischfang, und am Ende sahen die Malayen wohl ein, daß nicht länger ihres Bleibens sei. Sie gedachten dann ihr edles Handwerk in den Deltaverzweigungen des Mekong, in der Nähe von Mytho, fortzusetzen, aber dort waren sie den schnellrudernden Kanonierschaluppen der Franzosen nicht gewachsen. Inzwischen war der Mandarin, welcher den beiden Abenteurern Abgabenfreiheit zugesichert hatte, abberufen worden, und sein Nachfolger verlangte Abgaben. Als aber der Steuereinnehmer sich blicken ließ, wurde er in sehr unsanfter Weise fortgejagt. Der Mandarin schickte Soldaten, aber die Abenteurer hatten ihre Geschütze aufgestellt, und der Offizier zog unverrichteter Dinge ab. Natürlich bekam er dafür Prügel mit dem Bambusrohr. Der Mandarin berichtete an den Minister, der ihm in seinem Rückschreiben einhundert Hiebe zuerkannte, weil er dem Gesetze keine Achtung erzwungen habe. Seitdem blieben die beiden tapferen Männer unbehelligt und spazieren nach wie vor, ganz wie es ihnen gefällt, in den Straßen von Pinhalu umher.

In der siamesischen Küche spielt der Kaiman eine wichtige Rolle, und das Schwanzstück dieser Krokodilart gilt für einen ausgezeichneten Leckerbissen. Er ist auch in der That nicht zu verachten; wenn er am Spieße mit Butter oder Pistazienöl gebraten ist, erinnert er an den Thunfisch, hat aber nebenbei einen eigenthümlichen Geschmack. Die Siamesen lieben folgendes Gericht sehr. Sie legen Fisch in Salzwasser, thun dann verschiedene Kräuter, Knoblauch und Zwiebeln hinein und lassen das Alles in der Sonne faulen. Mit dieser Sauce überschütten sie das gedämpfte Kaimanfleisch und gießen noch etwas Oel hinzu. Das ist freilich für einen Europäer eine ganz entsetzliche Schüssel, selbst europäische Hunde können sie nicht vertragen.

Das Fleisch des Kaiman steht höher im Preise als alles andere, und die Delikatesse des Schwanzes ist nur reichen Leuten vorbehalten. Man schneidet den Kaiman auf dem Markt aus, wie in Europa den Wels. Nach unseren Begriffen ist aber der Preis billig, da man drei Tikals, 120 Pfund, mit 2 Thalern 10 Silbergroschen bezahlt; aber für dieses Land, wo ein fettes Huhn sechs Pfennige kostet, erscheint jener Preis sehr hoch.

Auf den Märkten sieht man eine große Menge größerer oder kleinerer Bambusbehälter, in deren jedem ein lebendiger Kaiman aufbewahrt wird. Da waren Dutzende dieser hungrigen Bestien in schwachen Holzbehältern; wenn sie ausbrächen und nach den Leuten schnappten! Ich sah, daß manche ihre Tatzen durch das Gitter steckten; aber dann kam gleich der Fischhändler und brachte das Ding in Ordnung. Vermöge eines dünnen Hebebaums legte er das Unthier auf den Rücken.

Mit dem Fange verhält es sich folgendermaßen. Der Kaiman pflegt um die Mittagszeit ans Ufer zu schwimmen und sich dort im Grase zu sonnen. Dann kommt ein Jäger leise heran und klopft ihm mit einem langen Rohrstabe leise auf den Kopf. Das thut dem Kaiman wohl und macht ihm Vergnügen; er bewegt langsam seinen Schwanz hin und her. Inzwischen kommen andere Jäger und setzen ihm eine Art Puppe ans Rohr oder Weidenholz auf den Rücken, während das Kitzeln des Kopfes fortdauert. An der Puppe sind starke aber biegsame Bambus befestigt, die nun angezogen werden und zwar unter dem Bauche hin, und zuletzt wirft man die Puppe, welche eine Art von Behälter bildet, über den Kopf. Nun ist das Unthier gefangen, wird geschlagen und ausgescholten; man verhöhnt seine Mutter und seine Schwestern, die mit abscheulichen Benennungen belegt werden. Unterwegs laufen die Knaben neben ihm her und stecken ihm Steine in den Rachen, welche er zermalmt und dann ausspeit, zum großen Vergnügen der lieben Jugend. Die Siamesen dialogisiren gern mit Thieren, und es ist ergötzlich, solche Unterhaltungen mit anzuhören. Uebrigens könnte man den Kaiman mit leichter Mühe tödten; es kommt aber darauf an, ihn lebendig auf den Markt zu bringen und frisch auszuschlachten.

Die Siamesen sind vortreffliche Schwimmer, wahre Amphibien. Als ich zum ersten Mal im Mekong badete, lief eine große Menschenmenge zusammen; sie wollten sich einen Menschen betrachten, der behaart sei wie ein Thier. Denn sie meinen, weil der Europäer einen Vollbart habe, müsse er am ganzen Körper behaart sein. Als sie mich im Wasser sahen, waren sie enttäuscht, auch schwamm ich besser als die Siamesen. Ich glaube, daß der Europäer, weil er viel körperkräftiger ist als diese Asiaten, es denselben für eine gewisse Zeit im Laufen wie im Schwimmen zuvorthun wird. Nicht geringe Verwunderung erregten meine buntfarbigen Schwimmhosen, für welche man mir viel Geld bot.

Ich habe mit einem buddhistischen Geistlichen, einem Talapoinen, Bekanntschaft gemacht, der ganz gut Latein redet; da ich ziemlich geläufig Siamesisch spreche, so können wir uns verständigen. Der brave Mann liebt Europa's Weine und Liköre, besucht mich oft, hat durchaus keine Standesvorurtheile, und wir philosophiren sehr unbefangen. An Geister und Gespenster, mit denen sich seine siamesischen Landsleute so viel zu schaffen machen, glaubt er nicht.

Aus allen Erdtheilen.

Steinkohlen auf Sumatra. Man hat dieselben während der Jahre 1858 bis 1860 in der Residentschaft Benkulen gefunden, wo sie eine ausgedehnte Hügelreihe etwa 10 deutsche Meilen von der gleichnamigen Hauptstadt bilden. Die ganze Gegend ist sehr uneben, liegt auf der Westseite der Gebirgskette, von welcher Sumatra seiner ganzen Länge nach durchzogen wird, und hat viele Gebirgsbäche; der Zugang ist schwierig. Man kennt bis jetzt drei ausgedehnte Lager, deren Mächtigkeit durchschnittlich 11,80 Meter beträgt, und man hat berechnet, daß ihre Ausgiebigkeit mehr als 200 Millionen Kubikmeter betrage. Der ungeheure Schatz ist aber werthlos, so lange praktikable Wege fehlen. Gegenwärtig transportirt man die Kohle, der Hügel, Flüsse und Sümpfe halber, auf weiten Umwegen, auf Karren, die von Büffeln gezogen werden, und während der Regenzeit muß man ganz feiern. Der Transport für die Tonne (20 Centner) stellt sich auf 10 holländische Gulden. Der Fluß Benkulen könnte leicht schiffbar gemacht und mit den Grubenrevieren durch kurze Eisenbahnen in Verbindung gesetzt werden, aber die Hauptschwierigkeit liegt darin, daß ein guter Verschiffungsplatz, ein Hafen fehlt. Die ganze Küste von Benkulen nämlich ist während des Westmonsuns dem Andrange des Windes und der Wellen ausgesetzt und hat überhaupt wenige, obendrein unsichere Rheden. Die Engländer, welche während der napoleonischen Kriege einige Zeit Sumatra in Besitz hatten, bauten an der Mündung des Benkulen einen Hafendamm, den aber die Holländer verfallen ließen. Sie bringen die Kohle nun nach der Pulo-Bay, wo auch das Postschiff und die wenigen Handelsfahrzeuge anlegen, welche den Handel mit Benkulen vermitteln. Die Entfernung dorthin beträgt etwa fünfthalb deutsche Meilen. In dem Bericht der niederländischen Untersuchungscommission wird hervorgehoben, daß es in Batavia an Unternehmungsgeist und Kapital fehle, um die Hafenanlagen und die Eisenbahnen zu bauen, welche erforderlich sind, um jene reichen Schätze zu erschließen. Fremde Kapitalisten würden das Beste thun müssen. Bis jetzt wird ein großer Theil des Kohlenbedarfs im indischen Archipelagus von Labuan bezogen, einer kleinen, von den Engländern besetzten Insel vor der Nordküste von Borneo; auch die Dampfer der französischen Messageries imperiales versorgen sich dort. Die Kohle von Benkulen, die vielfach zu Tage steht, ist vortrefflich.

Kaffeebau auf Nossi beh bei Madagaskar. Jene kleine Insel gehört den Franzosen, welche dort 1840 die ersten Versuche machten, Kaffee zu bauen. Sie nahmen dazu Bohnen von der Insel Réunion, und die Ernte von 1864 hat die allerdings noch unbeträchtliche Menge von 4000 Pfund gegeben. Aber während der letztverflossenen Jahre sind ausgedehnte Strecken mit jungen Kaffeebäumen angebaut worden. Die Bohne von Nossi beh ist so ausgezeichnet, daß die zu Ambanuru auf Madagaskar ansässigen arabischen Kaufleute, welche aus dem Rothen Meere Kaffee von Mokka holen, den von Nossi beh weit aromatischer finden und ihn mit jenem vermischen. Auch auf der Insel Mayotte sind Kaffeepflanzungen angelegt worden.

Einweihung einer Kirche auf Mauritius. Der Geistliche Royston schreibt über die Einweihung einer neuen Kirche für die bengalischen Christen in Port Louis auf Mauritius am 3. Sept. 1864 an die „Church Missionary Society" in London, wie folgt: „Es war ein höchst merkwürdiger Anblick, alle die verschiedenen Nationalitäten in der Kirche versammelt zu sehen. — Engländer, Franzosen, Creolen, Eurasier, Afrikaner, Bengalen, Madrasser, Malgaschen und Chinesen! Ich glaube, eine derart gemischte Bevölkerung kommt nicht noch einmal vor! Die Art, wie die Kirche eingeweiht wurde, stimmte mit dem Zwecke derselben überein, sie zu einem Gebethause für alle Nationen zu machen. Der Einweihungsgottesdienst war in Englisch; die Morgengebete und Psalmen Bengalisch; das Benite, Jubilate und die Hymnen Hindustanisch; eine Predigt in Tamil, eine andere Bengalisch, wieder eine theilweise englisch, französisch und mit bengalischer Uebersetzung. Das Abendmahl wurde 57 Personen, jeder in ihrer Heimatsprache, gespendet.

Heuschreckenfang in Kleinasien. Im Frühjahre 1864 machten die Mitglieder der englischen Missionsgesellschaft Weakley und Wolters einen Ausflug in die östlich von Smyrna gelegenen Gegenden Kleinasiens, um das Christenthum unter den Türken auszubreiten. Sie konnten aber nur sehr wenige Bibeln an Türken absetzen und trafen vielfach auf Widerstand. So bemerkte ein Türke in Philadelphia ihnen: „Für die Giaurs ist die Bibel gut genug; wir haben Altes und Neues Testament im Koran zusammen, und die Urgroßväter eurer Urgroßväter haben die Bibel verfälscht." Der Bericht, welcher im „Church Missionary Intelligencer" November 1864 mitgetheilt ist, bietet manches Interessante dar. In Denislü (vergl. Globus VI, S. 275) fanden die Missionäre die Stadt eines Tages ganz leer von Menschen, denn Jedermann war ausgezogen, um die jungen Heuschrecken zu fangen. Auch an anderen Orten fing man die Heuschrecken in ungeheurer Menge, indem man sie auf Teppiche und Leintücher fegte, in Säcke stopfte und zum Gouvernementsgebäude brachte, wo sie gewogen wurden. Jeder Einwohner muß zu Folge des Gesetzes einige Oken abliefern, obgleich viele strenggläubige Türken dies für unverträglich mit den Geboten Gottes halten. Ja, in Cassaba folgte ein alter graubärtiger Türke hinter den Sammlern her und streute die Heuschrecken wie Weizen wieder aus. In Denislü zog ein frommer Mohammedaner über die Felder und las den Koran gegen die Heuschrecken, indem er behauptete, daß sie hierdurch getödtet würden. Die angeblich getödteten Thiere wurden vor den Kaimakam (Vice-Gouverneur) gebracht; es stellte sich aber heraus, daß es Heuschrecken waren, die schon vor einem Jahre in die Erde vergraben worden waren.

Handel der Colonien in britisch Nordamerika 1863. Aus den eben erschienenen Schiffahrts- und Handelslisten der Colonie Neubraunschweig in Nordamerika geht hervor, daß diese britische Ansiedlung zu Ende des Jahres 1863 im Besitze von 891 Schiffen mit einem Gehalte von 211,680 Tons war. Die Zahl aller neuen im Jahre 1863 in den britischen Colonien erbauten Schiffe betrug 645, mit einem Gehalte von 219,763 Tons und in einem Werthe von 1,758,104 Pfd. Sterl., wobei 8 Pfd. Sterling auf die Ton gerechnet sind. Die Einkünfte Neubraunschweigs betrugen im verflossenen Jahre 854,894 Pfd. Sterling, wobei allein die Eingangssteuern mit 768,353 Pfd. Sterling vertreten sind. Dagegen nahm Canada für Zölle allein 5,169,173 Pfd. Sterling im Jahre 1863 ein. Der Werth der eingeführten Waaren betrug in dem genannten Jahre in Neubraunschweig 7,658,642 Dollars, in Canada 45,964,493 Dollars und in Neuschottland 10,201,391 Doll. Die Ausfuhr Neubraunschweigs erreichte einen Werth von 4,940,736 Dollars; in Canada dagegen 41,831,532 Doll. und in Neuschottland 6,546,488 Doll. Ein wesentlicher Exportartikel ist Zimmerholz; doch vermindert sich die Ausfuhr in Folge der Abnahme der Wälder immer mehr, so daß Neubraunschweig im Jahre 1863 nur noch 26,920 Tons exportirte. Einwanderer langten in Neubraunschweig von Europa aus nur 659 an. (Times vom 29. Oktober 1864).

Eisenlager am Oberen See. Der „Toronto Globe" vom 29. Okt. 1864 berichtet von der Entdeckung großer Eisenerzlager an der Goulais Bai, canadische Seite des Oberen Sees. Bis jetzt kannte man Eisensteinlager in Canada nur bei Fort William, die aber nicht näher erforscht wurden, weil die Gegend zur Anlage von Hüttenwerken durchaus nicht geeignet erschien. Die Landstrecke, in welcher die neuen Erzlagerstätten entdeckt wurden, ist allerdings zum Ackerbau geeignet; weist auch gute Wälder auf, allein das Klima ist doch sehr rauh. Kupfer, Blei und Nickel sind in britisch Nordamerika sehr häufig, und diese Entdeckung von Eisenerz wird der metallurgischen Industrie des Landes einen neuen Aufschwung geben; man ist bereits eifrig damit beschäftigt, Verbindungswege anzulegen, um sich dann in Bezug auf die Eisenindustrie vom Mutterlande und den Vereinigten Staaten unabhängig stellen zu können.

Englisch-französische Rivalität im Großen Ocean. — Missionsangelegenheiten. — Die Loyalitäts-Gruppe im Stillen Ocean besteht aus den drei größeren Inseln: Lifu, Mare und Uea, sowie aus vielen kleineren Eilanden. Lifu ist die größte und zählt 7000 Einwohner; hier haben sich schon seit 20 Jahren englische Missionäre niedergelassen und das Christenthum gepredigt, ohne darin von irgend einer Seite behindert worden zu sein. Jetzt sind aber auf Lifu Ereignisse vorgefallen, welche für die Missionsgeschichte und den gegenseitigen Haß der katholischen und protestantischen Missionäre höchst bezeichnend sind. Wir theilen darüber nach dem „Missionary Magazine" folgenden Bericht des englischen Missionärs S. Macfarlane mit. Er ist datirt von der Wide Bay, Lifu, 20. Juni 1864.

Die Franzosen gründeten im Jahre 1852 eine Verbrecherkolonie in Neucaledonien und nahmen diese Insel in Besitz. Später erhoben sie auch Ansprüche auf die Gruppe der benachbarten Loyalitätsinseln, ohne daß aber die Eingebornen etwas von ihnen wissen wollten, denn in Bezug auf Sitten und Sprache sind sie von den Bewohnern Neucaledoniens sehr verschieden. Von dieser französischen Insel kamen auch katholische Missionäre, die aber im Ganzen wenig Proselyten machten, weil die protestantischen Engländer schon ziemlich festen Fuß gefaßt hatten; die französischen Missionäre beschuldigten aber die englischen, daß sie die Loyalitätsinseln zu einer englischen Colonie machen wollten, weil sie englische Bücher vertheilten und die englische Sonntagsfeier eingeführt hätten. Am 1. Mai 1864 erschien daher ein französischer Dampfer in Lifu und schiffte einen Officier, der sich „Gouverneur der Loyalitätsinseln" nannte, und 25 Soldaten aus. Die französische Flagge ward aufgezogen und den Häuptlingen bedeutet, daß ihre Regierung nun zu Ende sei, daß die Insel Frankreich gehöre und der Gouverneur als König zu betrachten sei. Die Franzosen erbauten Häuser, zu denen die Eingebornen das Material liefern mußten, und drohten das Dorf niederzubrennen, wenn ihnen nicht gehorsamt würde. Die englischen Missionäre durften indeß weiter lehren; als aber ein Schiff anlangte, welches Missionsschriften in der Sprache der Eingebornen enthielt, wurde ihnen untersagt, diese zu vertheilen, und die Bibel geradezu verboten. So wurde die Thätigkeit der Missionäre unterbrochen, die bisher den Götzendienst und die Menschenfresserei abgeschafft hatten. Es gab höchstens 50 Fälle von Polygamie auf der Insel; 17 Kirchen waren erbaut worden, und 2000 junge Leute besuchten die Schulen. Man hat schöne Häuser und Straßen gebaut. Der Häuptling wohnte in einem kleinen Palast mit Glasfenstern, Verandah, Betten, Sophas, Gemälden u. s. w.

Am 21. Mai 1864 kam ein zweites Dampfboot mit dem Gouverneur von Neucaledonien und 300 Truppen an. Unter den Eingebornen herrschte in Folge dessen große Aufregung, und den englischen Missionären wurde bedeutet, daß sie erst um Erlaubniß zum Lehren bei dem Gouverneur einzukommen hätten. Darauf begannen die französischen Truppen das Dorf auszuplündern; die Eingebornen selbst flohen mit ihrer besten Habe in die Wälder.

Der Missionär Macfarlane hielt in einer Kirche gerade Gottesdienst, als die Soldaten in diese eindrangen. Nur ihm ward gestattet, frei heraus zu gehen, während alle Zuhörer gefangen genommen wurden. Die Eingebornen begannen nun sich zu wehren, und sowohl auf ihrer Seite, als auf Seite der Franzosen fielen Verwundungen und Tödtungen vor. Das Dorf ward abgebrannt, die Cocosbäume wurden niedergeschlagen, die Kirche zu einer Barracke gemacht, und der Kommandant schlug auf der Kanzel sein Bett auf. Dies geschah Alles, um „Eindruck" auf die „Wilden" zu machen, die nun wieder erscheinen durften, um ihre Hütten aufzubauen. Zugleich wurde ihnen anbefohlen, Französisch zu lernen, und ein katholischer Häuptling eingesetzt, welcher die Eingebornen aufforderte, vom Protestantismus abzufallen und „wiwio" (römisch) zu werden. —

Wir haben schon oft darauf hingewiesen, in welch widerwärtiger Weise die Missionäre der verschiedenen Confessionen und Sekten einander befehden. Es spielt dabei sehr häufig die politische Nebenbuhlerschaft eine Rolle; Englisch ist vielfach gleichbedeutend mit Protestantisch, und Französisch mit Römisch-katholisch. Nicht selten wird diese Rivalität geradezu skandalös. So ersehen wir aus einer der neuesten Nummern der „Annales de la propagation de la foi", daß ein katholischer und ein protestantischer Missionär einander wie auf einer Hetzjagd bis über den nördlichen Polarkreis, bis ans Eismeer, zu den Loucheux- und den Hasenindianern in Nordamerika verfolgt haben und daß sie beiderseitig einander sich, vor den braunen Wilden, als Teufel und Erzfeinde Christi bezeichnen. Wir finden dieselbe Rivalität und dieselben Gehässigkeiten auf vielen Inseln der Südsee, in Abyssinien, auf der Westküste von Afrika und in Ostindien. Aus der Kapcolonie, oder vielmehr aus Lessuto, dem Lande der Basutos, erschallen in dem Journal des Missions evangeliques bittere Klagen, weil die anglikanischen Geistlichen propagandistische Uebergriffe in den von evangelischen Franzosen gegründeten Missionen machen. Es wäre gewiß wohlgethan, wenn den Missionären der verschiednen Kirchen und Sekten eine Demarkationslinie gezogen würde, damit die skandalösen Häkeleien und Feindseligkeiten dieser Berufschristen ein Ende nähmen. Haben doch auf den Südseeinseln schon braune Katholiken und braune Protestanten einander bekriegt und todtgeschlagen, des Dogmas wegen, von welchem beide gewiß blutwenig verstehen!

Australische Expeditionen. Die Besiedelung des fünften Erdtheils schreitet rüstig vorwärts, und die verschiedenen Regierungen der britischen Colonien in Australien lassen es sich angelegen sein, immer neue Landstrecken für die Colonisation zu eröffnen. Jüngst sind Nachrichten von Oberst Finnis, dem Gouverneur des nördlichen Territoriums, eingetroffen. Er zeigt die glückliche Ankunft des Geschwaders an, das von der Regierung Südaustraliens nach der Adams Bay gesandt wurde. Sein Brief ist von dem neuen Depot Escape Cliffs, einige Miles südlich vom Cap Hotham, 13. Aug. 1864 datirt. Dort soll eine neue Stadt angelegt werden. Für Dampfschlepper ist der Adelaide-Fluß von dort 60 Miles aufwärts schiffbar; gute Ländereien und Waldungen sind genügend vorhanden. Das Land weiter einwärts eignet sich zur Vieh-, namentlich zur Schafzucht. Die Vegetation ist im Allgemeinen eine tropische, so daß allerlei tropische Kulturgewächse angebaut werden können.

Ueber den sibirischen Telegraphen berichtet die russische St. Pet. Ztg. Folgendes: „Vor einigen Tagen gelangte das erste Telegramm aus Troizkossawsk (Kiachta) nach St. Petersburg mit der Nachricht, daß daselbst eine Annahme telegraphischer Correspondenzen eröffnet worden. Diese Nachricht kann zugleich als Antwort auf die vielen Fragen wegen des sibirischen Telegraphen dienen. Die Errichtung dieses Telegraphen zog, sowohl durch die Bedeutsamkeit des Unternehmens als auch durch die Schwierigkeiten, mit welchen dasselbe begleitet war, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Aber ungeachtet des ungeheuren Raums, der obwaltenden Terrainhindernisse und der ungünstigen klimatischen Verhältnisse sind erst drei Jahre verflossen, seit der erste Pfahl auf dem langen Weg von Kasan bis zur chinesischen Grenze aufgestellt worden ist. Die Linie führt in zwei Dräthen von Kasan über Tjumen, Omsk, Irkutsk nach Troizkossawsk (vier Werst von Kiachta entfernt), mit Abzweigungen nach Irbit (zwei Dräthe) und nach Schadrinsk (ein Draht), was eine Linie von 5438 Werst (etwa 780 Meilen) und eine Drathlänge von 10,725 Werst ergibt. Die Arbeiten in dem fernen Sibirien, und besonders auf dem Weg um den Baikalsee, liefern nützliche Erfahrungen für die Fortführung des Telegraphen nach Amerika und China, bei welcher man gleichfalls gegen eine wilde und unberührte Natur zu kämpfen haben wird."

Friedrich Georg Wilhelm Struve, der berühmte Sternkundige, dessen reiches Leben am 11. Novbr. erlosch, war am 3. (15.) April 1793 in Altona geboren und begab sich, noch sehr jung, nach Rußland. Hier widmete er sich anfänglich philologischen Studien; aber bald wandte er sich dem Felde zu, auf welchem er später so herrliche Erfolge erringen sollte. Schon im Jahre 1813 wurde Struve zum Observator an der Sternwarte in Dorpat ernannt. Von diesem Zeitpunkte an datirt sich eine ununterbrochene Reihe großartiger Arbeiten, die Struve's Namen unsterblich gemacht haben. Vielfache Untersuchungen über Doppelsterne beschäftigten ihn; vornehmlich das sorgfältige Aufsuchen der am nördlichen Himmel vorhandenen Doppelsterne, die wiederholten mikrometrischen Beobachtungen der entdeckten Tausende, sowie endlich die genaue Bestimmung ihrer Oerter am Himmel. Die Früchte dieser Arbeit hat Struve der gelehrten Welt in klassischen Werken mitgetheilt. Die „Deutsche St. Petersburger Zeitung" schreibt weiter: Neben diesen epochemachenden Arbeiten in der Sideral Astronomie ziehen sich von frühester Zeit an die erfolgreichsten Bestrebungen auf dem Felde der Geographie und Geodä-

sie. Die Triangulation Livlands im Jahre 1816, die Breitengradmessung in den Ostseeprovinzen von 1822—1827 waren gleichsam nur vorbereitende Arbeiten für die Messung des Meridianbogens von 25° 20′ zwischen der Donau und dem Nordcap, der größten Arbeit dieser Art, die bis jetzt ausgeführt ist.

Die bedeutenden Verdienste Struve's um die Wissenschaft fanden überall die größte Anerkennung; es fehlt keine namhafte Akademie oder gelehrte Gesellschaft im Verzeichniß derjenigen, welche seinen berühmten Namen unter der Zahl ihrer Mitglieder oder Correspondenten verzeichnet haben. Auch durch Ertheilung von Orden und Preismedaillen wurde Struve vom In- und Auslande hochgeehrt. Wie sehr Struve's wissenschaftliche Bedeutung und sein ernstes Streben Allerhöchsten Ortes erkannt wurde, zeigte sich bei Gelegenheit der Gründung der Hauptsternwarte in Pulkowa, als ihm von dem Kaiser Nikolaus fast unbegrenzte Mittel zur Verwirklichung seiner wissenschaftlichen Ideen zu Gebote gestellt wurden. Wie Struve diesem Vertrauen entsprochen, zeigt die Erfahrung. Noch heute hat Pulkowa keine Rivalin, nicht an Pracht, sondern an Zweckmäßigkeit der Einrichtungen. Nicht unerwähnt darf endlich bleiben Struve's besondere Bedeutung als Lehrer in Wort und Schrift. Seine Wirksamkeit an der Hochschule zu Dorpat wird immerfort ein Glanzpunkt in der Geschichte derselben bleiben, sowie seine Werke, wenngleich fast nie mit dem direkten Zwecke verfaßt, als Lehrbücher zu dienen, noch auf lange dem Astronomen und Geodäten unentbehrliche Hülfsmittel sein werden für das Studium der betreffenden Gebiete.

Die sterbliche Hülle des Entseelten hat ihre Ruhestätte in Pulkowa gefunden, an dem Orte, welcher der Schauplatz seiner ruhmvollen und segensreichen Thätigkeit während des zweiten Abschnitts seines Lebens gewesen. Von seinem Grabe aus sieht man die Thürme Pulkowa's — bedarf es da noch eines andern Denkmals?

Ueberreste aus der Steinperiode in Nordschottland. In der Decembersitzung (1864) der londoner anthropologischen Gesellschaft hielt S. Laing einen Vortrag „über die vorhistorischen Ueberbleibsel von Caithneß". Am Ufer von Sinclair Bay, nördlich von Wick, hatte er verschiedene Muschel- und Grabhügel untersucht und aus denselben gut erhaltene Menschenschädel und andere Theile des menschlichen Skelettes erhalten. Ein Grabhügel war eine halbe englische Meile lang und 80—90 Ellen breit und barg viele Behältnisse mit Menschengebeinen. Von Wohnstätten oder Einwirkung des Feuers war keine Spur zu entdecken, und nur wenige Särge enthielten einige Muscheln und Vogelknochen, die wohl als Nahrung für den Verstorbenen hingelegt waren. Ein großes männliches Skelett ward mit mehreren Steinwaffen zusammen aufgefunden, den rohesten, die wohl je von Menschen angefertigt wurden. Die anderen Hügel waren die Stätten alter Wohnungen; einer stand auf einem Muschelhügel, der aus Herzmuscheln, Thierknochen und zerbrochenen Zähnen bestand. Pfeilspitzen und roh bearbeitete Knochen wurden gleichfalls angetroffen. An einer Stelle wurde das Bruchstück eines menschlichen Unterkiefers gefunden, das entschieden einem etwa siebenjährigen Kinde angehörte. Ein anderes isolirtes Kinnladenbruchstück ward auch in demselben Zustande wie die Knochen von Hirschen, Schweinen und Ochsen aufgefunden, woraus man schloß, daß die alten Bewohner von Caithneß gelegentlich Kannibalen waren, was Hell bei den alten Bewohnern Dänemarks aus den bekannten Kjökkenmöddings nicht nachweisen konnte. Zwei andere Hügel enthielten rohe Steinbauten, die vielleicht von den rohen Stämmen, die sie errichteten, als Opferstätten benutzt wurden. Laing verweist die Skelette in die früheste Zeit der Steinperiode. Die Schädel waren unter einander sehr verschieden, manche glichen den besten britischen, andere wieder den niedrigsten Menschentypen. Beweise für die Verbindung dieser Leute mit anderen Völkern wurden nicht aufgefunden, und ihre Künste standen auf der niedrigsten Stufe. Professor Owen ist der Ansicht, daß die Schädel auf ein Volk von südlicher Abkunft hinweisen.

Eröffnung eines altbritischen Grabes. Ende Oktober wurde durch den als Archäologen bekannten englischen Geistlichen Greenwell zu Rylstone ein altbritischer Tumulus von 31 Fuß Durchmesser und 7 Fuß Höhe eröffnet. Unter der Rasendecke folgte eine dicke Lage gelben Thones, darauf blauer Thon, der augenscheintich stark bearbeitet war, um ihm eine gleichmäßigere Beschaffenheit zu verleihen. Genau im Mittelpunkte des Grabhügels wurde bei 7 Fuß Tiefe in gleicher Lage mit der umgebenden Wiesenfläche ein eichener Sarg aufgefunden, der aus einem ausgehöhlten Baumstamme bestand und in südnördlicher Richtung stand. Der Kopf des Bestatteten lag gegen Süden; der Körper war in eine Art Tuch oder Sterbekleid eingewickelt, das aus roh gewebter Wolle zu bestehen schien. Der Körper selbst war durch die Einwirkung des Wassers gänzlich zerstört. Greenwell erachtet dies Grab für älter als 2000 Jahre; das Vorkommen von eichenen Särgen in derartigen Grabhügeln gehört zu den Seltenheiten. Der in Frage stehende war 7 Fuß 6 Zoll lang. Er wurde wieder an seinen Platz gestellt und eine kleine Bleitafel dazu gelegt, auf der man bemerkte, daß der Tumulus im Jahre 1864 eröffnet worden sei. Darauf schloß man den Hügel wieder und stellte die frühere Form genau wieder her. (Times 29. Okt. 1864.)

Rhätische Gräber zu St. Ulrich in Gröden. Ueber diese gibt Herr Pescosta in den „Mittheilungen des österreichischen Alpenvereins", 2 Bde. 1864, folgende Auskunft: Das durch seine schöne Lage, Kunstsinn, Gewerbfleiß und romanische Mundart bekannte Thal Gröden (Gardena) zeigt in seinen zerfallenen Schlössern nicht blos Spuren des Mittelalters, sondern war schon zur Zeit der Eroberung Rhätiens durch die Römer und wahrscheinlich viel früher bewohnt. Hierfür sind die romanische Mundart und die Funde rhätischer Gräber ein Beweis. Eine Viertelstunde von St. Ulrich wurden beim Aufbrechen eines neuen Ackerfeldes sonderbare eiserne und bronzene Instrumente, Asche, Kohlen, verbrannte Knochen und Topfscherben kaum einen halben Schuh unter der Grasdecke aufgefunden. — Ganz ähnliche Antiken wurden zu Stadlhof in Pfatten (Vadena) entdeckt, darunter ein Grabstein mit rhätisch-etruskischer Inschrift. Diese Funde sind in sofern wichtig, als sie zeigen, daß die alten Rhätier früher auch diese weit abgelegenen Alpenthäler bewohnten.

Topographische Karte von Holland. Der niederländische Generalstab hat dieselbe jetzt vollendet; Maßstab $^1/_{50000}$; sie beruht auf der 1802 bis 1811 vom General Krayenhoff veranstalteten Triangulirung und enthält 62 Blätter, von welcher die ersten im Jahre 1847 erschienen. Gegenwärtig haben sechs Staaten ihre Generalstabskarten vollendet, und es sind deutsche Staaten, welche voranschritten, nämlich Würtemberg, Hessen-Cassel, Hessen-Darmstadt, Sachsen und Baden. Die niederländische Regierung läßt auch eine geologische Karte ($^1/_{200000}$) veröffentlichen; einige Blätter sind bereits erschienen.

Bevölkerung Schwedens. Die Ergebnisse der Volkszählung Schwedens vom 31. Dec. 1863 sind jetzt veröffentlicht worden. Ganz Schweden zählt 4,022,564 Einwohner, von denen 3,548,334 aufs platte Land und 474,230 auf die Städte kommen. Stockholm zählt 124,691 Einwohner; es folgen: Gothenburg mit 41,584; Norköping mit 21,679; Malmö mit 21,526; Karlskrona mit 15,095; Gefle mit 11,610 Einw.

Land- und Stadtbevölkerung in Frankreich. Officielle Documente, die vor Kurzem in Paris veröffentlicht wurden, weisen nach, daß binnen 25 Jahren, in dem Zeitraum von 1836 bis 1861, die ländliche Bevölkerung Frankreichs sich um 1,18 pro Cent vermindert hat, während die Einwohnerzahl der Städte sich in einem andern Verhältnisse vermehrte. Städte zwischen 5000 und 10,000 Einwohnern vergrößern sich nicht; diejenigen aber, die über 20,000 Einwohner haben, vermehren sich um 6,0 pro Cent. Im Jahre 1846 gab es in Frankreich 75,58 pro Cent ländliche und 24,42 pro Cent städtische Bevölkerung. Im Jahre 1861 dagegen stellet sich das Verhältniß bereits folgendermaßen: Landbevölkerung 71,14 pro Cent. Stadtbevölkerung 28,86 pro Cent.

Eiereinfuhr nach England. Die „Times" meldet, daß in den ersten 10 Monaten des Jahres 1864 nach England die ungeheure Summe von 291,597,240 Eiern eingeführt wurden, mithin beinahe eine Million Stück täglich.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Streifzüge an den Küsten von Madagaskar.

Volksgruppen. — Stellung der Howas. — Der Hafenplatz Tamatawe. — Die Betza betza. — Der Bazar. — Der Vacoabaum und dessen Nutzen. — Der Ravinal, Baum der Reisenden. — Tanz der Vögel und Reistanz. — Die Betsimisarakas und die Betanimenen. — Charakter der Malgaschen. — Trachten, Sitten, Gebräuche. — Trauerfeierlichkeiten. — Thierfabel. — Madegassische Krieger. — Die Inseln Sainte Marie und Nossi be. — Sklavenhandel der Araber und englische Philanthropie.

Madagaskar wird einst eine wichtige Rolle in der Geschichte des fernen Ostens spielen. Es ist in der That die Perle des Indischen Oceans, reich an den werthvollsten tropischen Erzeugnissen, es hat eine ganz herrliche Weltlage, und manche seiner Häfen gehören zu den geräumigsten und sichersten in der Welt. Kein Wunder, daß die beiden großen Seemächte auf dieses große und schöne Eiland ein Auge geworfen haben und auch dort einander als Nebenbuhler gegenüber treten. Frankreich betrachtet dasselbe seit der Mitte des 17. Jahrhunderts als sein Eigenthum, freilich ohne auch nur einen Schatten von Rechtstitel aufweisen zu können. Es hat im Verlauf der Zeit eine beträchtliche Menge von Punkten an der Küste und auf den vor derselben liegenden Inseln in Besitz genommen, jedoch die meisten wieder aufgegeben. Andere behält es, gleichsam als ein Pfand für die Zukunft.

Wir haben im Globus den Verhältnissen Madagaskars die ihnen gebührende Aufmerksamkeit gewidmet und mehr als einmal nachgewiesen, in wie unheilvoller Weise die gegenseitige Eifersucht der Engländer und Franzosen auf die Zustände des Landes wirkt. Heute wollen wir betonen, daß wir auch auf Madagaskar dieselbe Zerklüftung und atomistische Zersplitterung unter den Menschen finden, wie auf dem gegenüberliegenden afrikanischen Festlande. Die Bewohner sind theilweise in völliger, theilweise in ganzer Barbarei stecken geblieben, und auch heute sehen wir kaum einen Ansatz zur Civilisation. Die Sache erklärt sich aber, wenn man den Umstand ins Auge faßt, daß die Bevölkerung der Insel in mindestens 25 größere Stämme zerfällt, und in etwa 60 verschiedene Gruppen sobald man auch die kleineren Abtheilungen in Anschlag bringt. Genaue Ziffern über die Bevölkerung fehlen; die Angaben schwanken zwischen zwei bis vier Millionen. Im Allgemeinen theilt man sie in vier große geographische Gruppen, die auch ethnographisch zusammen fallen. So haben die Sakalawas den größten Theil der westlichen Abdachung inne; nach Süden hin, östlich von jenen, wohnen die Betsileo, d. h. Unüberwindlichen. Die Betanimenen und Betsimisarakas haben einen großen Theil der Ostseite inne. Auf den Hochebenen in der Mitte des Landes wohnen die Howas. Auf der Karte von Südafrika, welche wir dem vorigen Bande des Globus beigaben, sind alle Stämme, die sich im Besitz der einzelnen Landschaften befinden, angegeben.

Raharta, ein Minister der Howa-Königin. (Nach einer Zeichnung von Staal.)

Die eine große Gruppe hat feinen Körperbau, bräunliche und gelbe Hautfarbe, und schlichtes oder gelocktes Haar. Das sind die Howas, das gegenwärtig herrschende Volk, welches in unbekannter Zeit und auf eine Weise, über die wir nichts Näheres wissen, auf Madagaskar eingewandert ist und einen scharfen Gegensatz zu den übrigen Bewohnern der Insel bildet, die groß und kräftig gestaltet sind, eine schwärzliche oder schwarze Hautfarbe und welliges oder wollähnliches Haar haben; diese haben Vieles vom afrikanischen Typus. Uebrigens hat zwischen den Howas und den ursässigen Malgaschen eine ausgedehnte Blutvermischung stattgefunden.

Auch die Howas waren bis gegen Anfang unsres Jahrhunderts in viele kleine Stämme zersplittert, dann aber wurden die Häuptlinge derselben von einem kräftigen Manne, Dianampuine, unterworfen, der als Eroberer auftrat und 1810 seinem Sohne Radama dem Ersten ein schon ziemlich großes Reich hinterließ. Dieser König unterwarf nach und nach den größten Theil der Insel, seine Gemahlin Ranovalo setzte das von ihm begonnene Werk fort, und die Howas sind seitdem das herrschende Volk auf der Insel, welche sie durch Militärbesatzungen in Unterwürfigkeit halten.

Als Ranovalo starb, bestieg ihr Sohn als Radama der Zweite (Rakoto) den Thron. Unsere Leser kennen seinen tragischen Ausgang. Er war ein willfähriges Werkzeug in den Händen der Franzosen, die sich im Lobe über die trefflichen Eigenschaften der Howas überboten, so lange sie glaubten, daß diese sich ihnen gefügig zeigen würden. Als aber ein sehr natürlicher und erklärlicher Umschlag erfolgte und die Howas die Pläne der Fremden durchschauten, hieß es plötzlich, jene seien abscheuliche Barbaren und Tyrannen und „Unterdrücker der gekränkten Menschheit". Aber Lob und Tadel sind zu stark aufgetragen worden. Die Wahrheit ist, daß die Howas Halbbarbaren sind, Eroberer, welche mit den bekannten Mitteln über unterworfene Völker herrschen, unter denen jetzt von den Franzosen Mißvergnügen ausgesäet wird; man hetzt sie gegen die Howas auf, hofft diese zu stürzen und am Ende Madagaskar in Besitz zu nehmen.

Alle französischen Berichte über Madagaskar und namentlich über die Howas sind einseitig und mit großer Vorsicht aufzunehmen. Man verzeiht es in Paris den gegenwärtigen Herrschern in der Hauptstadt Antananarivo nicht, daß sie den Plänen der fremden Spekulanten einen Riegel vorgeschoben haben und Gebieter im eigenen Lande bleiben wollen. Radama der zweite hatte den Fremden Gebietstheile und Häfen und Gruben edler Metalle abgetreten. Die französische Madagaskarcompagnie war bereit, an die Ausbeutung der schönen Insel zu gehen, und eine Anzahl ihrer Agenten war theils schon auf Madagaskar, theils dorthin unterwegs. Da kam die bekannte Katastrophe vom Mai 1863 und machte mit einem Schlag allen glänzenden Aussichten ein Ende.

Unter den Männern, welche den Auftrag hatten, die einzelnen Theile der Insel näher zu erforschen, befand sich auch Desiré Charnay, ein Reisender, welcher schon früher eine Wanderung durch Mexico vom Stillen bis zum Atlantischen Ocean unternommen hatte. Wir haben dieselbe unseren Lesern mitgetheilt (Globus II, 289. 321; III, 65), jetzt wollen wir ihn auf einem Streifzug an der Küste von Madagaskar begleiten.

Den Haupthandelshafen an der Ostküste bildet die Stadt oder vielmehr das Dorf Tamatawe, das mit den Inseln Réunion und Mauritius einen lebhaften Verkehr unterhält. Es war einst im Besitze der Franzosen, gehört aber nun seit fast einem halben Jahrhunderte den Howas, welche dort eine Besatzung unterhalten. (18° 11′ 49″ südl. Br. 47° 20′ östl. L. von Paris.) Sobald ein Schiff einläuft, begibt sich der Polizeimeister nebst einigen Beamten an Bord, welche Charnay als Spione der Regierung bezeichnet; Franzosen werden seit einiger Zeit, aus guten Gründen, strenger überwacht als andere Europäer. Ramar, der obere Polizeibeamte, trug einen Generalshut mit Federn; eine Pompieruniform mit großen englischen Epauletten und ein mit Goldstreifen besetztes Beinkleid. Charnay macht sich darüber lustig, vergißt aber, daß es die Franzosen waren, welche in die Howas drangen, ihre Beamten europäisch zu uniformiren. Jeder Halbbarbar, der sich in unsre, ohnehin keineswegs geschmackvolle Kleidung steckt, wird auf uns allemal den Eindruck eines Zerrbildes machen, schon weil die äußeren Zeichen der Civilisation nicht mit seinem innern Wesen harmoniren.

Der Reisende betrat am 2. August 1863 den Boden von Madagaskar. Tamatawe ist, wie schon gesagt, eigentlich nur ein großes Dorf; die Häuser bilden keine geschlossenen Reihen, sondern liegen vereinzelt zumeist von Bäumen beschattet. In der Hauptstraße steht das englische Consulat und unweit von demselben das Haus des reichen Ochsenhändlers Redington, in dessen Händen sich zum großen Theil der Verkauf des Hauptausfuhrproduktes der Insel, des Hornviehs, concentrirt. Aus der Hauptstraße kommt man in das, wenn der Ausdruck erlaubt ist, Stadtviertel, welches nur von Malgaschen bewohnt wird. Dort haben die Hütten eine andere Bauart; sie sehen gar nicht übel aus, und das Innere ist reinlich. Wenn Fremde vorübergehen, treten die männlichen Bewohner aus den Hütten und rufen: „Marmites, Marmites!" d. h. Träger, um anzudeuten, daß sie bereit seien, als solche in Dienst zu treten. In den Verkaufsläden findet man ein buntes Durcheinander: ganze Körbe voll getrockneter Heuschrecken, die ein gar nicht unbeliebtes Nahrungsmittel bilden, leere Flaschen, europäische Baumwollenwaaren, gedörrte Fische, Stricke und Bindfaden, kleine Papageyen mit blauem Kopfe, schwarze und weiße Makis, schwarze Papageyen, große Blätter, welche die Stelle unserer Tischtücher vertreten, sodann süße Kartoffeln, Ignamen, Bananen und die auf Madagaskar unvermeidliche Betza-betza. Diese ist ein mit bitteren Pflanzensäften gemischter Zuckerbranntwein, welcher dem Europäer nicht schmeckt, aber bei den Malgaschen für ein Lieblingsgetränk gilt.

Auf dem Bazar fallen dem Fremden sofort die Chinesen auf, welche sich hier, wie überall, durch ihre Betriebsamkeit auszeichnen; aber die meisten Kaufleute in Tamatawe gehören doch zum Stamme der Howas. Sie sitzen in ihren Buden ganz nach orientalischer Weise; vor ihnen liegen die Verkaufswaaren: Salz, Zeugstoffe, allerlei altes Eisen, Messer, Scheeren ꝛc., Fleisch und sonst noch mancherlei. Die Atmosphäre ist entsetzlich, weil in der Nähe Vieh in Masse geschlachtet wird und die Blutlachen, auf welche die heiße Sonne prallt, einen entsetzlichen Geruch verbreiten; dazu kommen Schwärme von Fliegen, deren man sich gar nicht erwehren kann. Aber aus dem Allen macht sich der Chinese wenig oder nichts, besonders wenn er Geld eintauschen kann. Die Malgaschen haben als Münze die Fünffrankenstücke, welche sie in kleine Theile zerschneiden; diese werden vermittelst kleiner, so ungemein genauer Waagen abgewogen, daß man den 700sten Theil eines solchen Fünffrankenstückes abzuwiegen vermag. Im Uebrigen coursiren Volmen, welche 30 Centimes gelten, Sikazi, 60 Centimes und Kirobo, 1 Frank 25 Centimes.

Auf dem Fort, in welchem Howakrieger die Besatzung bilden, flattert eine Fahne mit der Inschrift: Rasnahe-rina panjaka ny Madagaskar, d. h. R. Königin von Madagaskar; Kommandant ist der frühere Ochsenhändler, jetzt Prinz, Andrian Mandrosso.

Madagaskar hat keinen einzigen gebahnten Weg und keine anderen Transportmittel als den sogenannten Taeon, d. h. einen Sessel, der auf Stangen befestigt und von vier Männern getragen wird. Diese Marmites sind in ihrer Weise ungemein gewandt und ausdauernd, und ohne sie wäre es unmöglich, die dichten Wälder und die vielen tiefen Moräste an der Ostseite der Insel zu passiren.

Charnay machte einen Ausflug zu seinem Landsmann Clement Laborde, welcher etwa drei deutsche Meilen von Tamatawe eine Ansiedlung besaß. Er wurde auf einen

Tacon gesetzt, und die Träger liefen in einem kurzen Trott zunächst an den Dünen hin. Die Strandvegetation war hübsch; namentlich fällt der Baobabaum ins Auge, dieser Pandanus utilis, der zu den Monocotyledonen gehört und einen eigenthümlichen Wuchs hat; er gewährt einen zugleich anmuthigen und doch auch traurigen Anblick. Der glatte Stamm theilt sich in einer Höhe von sieben bis neun Fuß in drei Aeste, deren jeder sich gewöhnlich weiter oben in drei Zweige vertheilt, von denen lange, in der Mitte gebrochen erscheinende Blätter in großer Fülle herabhängen. Diese Blätter liefern eine Faser, aus welcher man Säcke verfertigt, namentlich zur Verpackung des Zuckers auf Mauritius und Réunion. Der Baum wird selten über 30 Fuß hoch.

An der Ostküste fließen sehr viele kleine Gewässer ins Meer. Diese müssen von den Trägern durchwatet werden, denn von Brücken ist nirgends die Rede. Dann führt der Weg, falls von einem solchen überhaupt die Rede sein kann, in die Wälder hinein, in denen die Zwergpalme häufig auftritt. Madagaskar ist in der That ein gelobtes Land für die Botaniker, denen dort noch eine reiche Ausbeute bevorsteht. „Ganze Akademien müßten kommen, um diesen Pflanzenreichthum zu erforschen. Die Natur scheint sich dorthin wie in ein ganz besonderes Heiligthum zurückgezogen zu haben, um nach ganz anderen Mustern zu arbeiten, als man sie sonst findet, denn bei jedem Schritte trifft man auf ungewohnte, eigenthümliche Formen.“ So sprach schon 1771 der Botaniker Comerson. Aber diese Wälder machen einen melancholischen Eindruck; sie haben etwas Düsteres; Vögel sind nicht häufig, aber dann und wann vernimmt man den Ruf eines Kuckucks.

Unter den Bäumen erregt der Ravinal (Urania speciosa) ganz besondere Aufmerksamkeit. Dieser „Baum der Reisenden“ ist für die Malgaschen von hervorragendem Nutzen. Die Stämme gleichen jenen der Palmen, die Blätter denen der Banane, nur sind sie dicker und stärker und bilden oft einen fächerartigen Gipfel. Man benutzt das Holz zum Bau der Häuser, die Blätter dienen zum Bedachen derselben; man zieht die Rippen heraus und hat dann Tischtücher oder Teller, von denen man den Reis speiset; man macht aus ihnen Löffel und auch becherartige Schalen, aus denen man die Betza betza trinkt; nicht minder schaufelt man damit das Wasser aus den Kähnen. Charnay

Späher der Königin von Madagaskar. (Nach einer Zeichnung von Riou.)

meint, es sei wohl nur ein Scherz, wenn man behaupte, daß er durstigen Reisenden Erquickung spende, weil er in seinen Blättern nahe am Stiel frisches Wasser ansammle, denn man finde diesen Baum vorzugsweise in Morästen und an Flußufern, wo man den Durst anderweitig nach Belieben stillen könne. Wir wollen aber dagegen bemerken, daß das Zeugniß anderer Reisenden, welche nicht bloß den Rand der Ostküste besuchten, ausdrücklich für jene Behauptung spricht.*)

*) Charnay's Behauptung ist platterdings unrichtig. Ich will eine beweisende Stelle aus Ellis anführen. Nachdem er den botanischen Charakter des Ravinal näher beschrieben, sagt er wörtlich:

„Dieser Baum ist besonders dadurch berühmt geworden, daß er selbst in der trockensten Jahreszeit eine beträchtliche Menge frischen, reinen Wassers enthält und für den Reisenden gleich einem Brunnen in der Wüste ist. Alle von mir befragten Eingebornen behaupteten, daß dieses der Fall und das Wasser so rein und in solcher Fülle vorhanden sei, daß Leute, welche in der Nähe dieser Bäume beschäftigt sind, sich nicht die Mühe nehmen, an den Bach oder an den Fluß zu gehen, sondern das Wasser vom Baume trinken. Ich glaubte früher nicht recht an die Sache und beschloß deshalb, an einem Baume selber die Probe vorzunehmen. Ein Träger mußte mit seinem Speere vier bis fünf Zoll tief in das dicke, feste Ende des Blattstieles bohren, sechs Zoll oberhalb der Vereinigung desselben mit dem Stamme. Als er den Speer zurückzog, quoll ein Strom reinen, klaren Wassers heraus, von dem ich etwa ein Quart auffing.

Die Niederlassung des Europäers war sehr behaglich eingerichtet, und nach Ankunft des Fremden wurde den Arbeitern der Plantage ein freier Tag geschenkt. Sie putzten sich so viel als möglich heraus, tranken Betza betza, machten Musik auf ihren Bambusinstrumenten, sangen im Chor und führten verschiedene Tänze auf. Zuerst den Tanz der Vögel, bei welchem die Tänzerin mit den Armen Bewegungen machte, als ob sie Flügel seien; dann folgte der

Ein Malgaschenkrieger. (Nach einer Zeichnung von Gérôme.)

Reistanz; hier war der Tänzer fast nackt und hatte nur ein langes Stück baumwollenen Zeuges, das er mit Gewandtheit und Geschmack um seine Hüften wand. Er war ein ungemein kräftig gebauter Mann, dem eine gewisse

Wir alle tranken davon und fanden es kühl, klar und vollkommen süß. Bei näherer Prüfung fand ich, daß keinerlei Vereinigung mit dem Stamme, und das Wasser, welches sich auf der breiten, gerippten Oberfläche des Blattes gesammelt

Eine madegassische Wittwe. (Nach einer Zeichnung von Bida.)

Filtrirung durch irgend einen Theil der Pflanze statt fand; ich war der gegentheiligen Ansicht, als ich sah, wie Sir William Hooker aus einem Exemplar im Palmenhause zu Kew Wasser abließ. Ich fand vielmehr eine Art von natürlicher Höhle oder Cisterne an der Basis eines jeden Blattstieles oberhalb dessen hatte, war wie in einer Rinne an der obern Seite des Stiels in dieses natürliche Becken geflossen, von welchem aus es dem Baume Nahrung gab und dem Reisenden Erfrischung spendete."

William Ellis, Three visits to Madagascar during the years 1853, 1854, 1856 ꝛc. London 1858. S. 303. A.

natürliche Grazie nicht fehlte. Der Tanz war pantomimisch sehr ausdrucksvoll. Man sah, wie der Arbeiter im Walde Holz fällt, hörte den Klang der Axt und das Krachen der Bäume; der Mann bückt sich, trägt Holz fort, kommt wieder, zeigt große Bestürzung, als er sieht, wie ein Waldbrand

Gegenden Amerika's, die Eingebornen ein Stück Wald abbrennen, wenn sie Mais oder Reis pflanzen wollen. Sie werfen dann das Saatkorn in ein Loch, bedecken dasselbe mit Erde und bekümmern sich bis zur Erntezeit nicht mehr um das Feld. Der Malgasche bringt bei der Aussaat ein Opfer

Vacoabaum (Pandanus utilis). (Nach einer Zeichnung von Thérond.)

entsteht, den er selber verursacht hat, denn er will den Boden urbar machen, säet die Reiskörner, bedeckt sie mit Erde, und nachdem das geschehen, tritt er in die Mitte des Kreises und wendet sich mit einer Art von Gebet oder Anrufung an die Geister des Himmels. Wir wollen hier daran erinnern, daß auf Madagaskar, ähnlich wie in verschiedenen

dar; er legt auf das Feld ein Ravinalblatt mit etwas gekochtem Fleisch und einem kleinen Stücke Silber, und einen mit Betza betza gefüllten Bambus; dann ruft er die Seele eines seiner nächsten Verwandten an, der nicht durch den Trank des Tanghingiftes, sondern eines natürlichen Todes gestorben ist.

Gruppe von Ravinalbäumen (Urania speciosa). (Nach einer Zeichnung von Thérond.)

Zwergpalme auf Madagaskar. (Nach einer Zeichnung von Thérond.)

Latanbaum auf Madagaskar. (Nach einer Zeichnung von Catenacci.)

Die Eingebornen in diesem Theile der Ostküste sind Betsimisaraks, d. h. die vielfach getheilt sind, aus einer Menge von Stämmen bestehen. Die Bauern, Feldarbeiter, bezeichnet man als Ambanivulen. Etwa in der Mitte der Ostküste wohnen die Betanimenen, in einer nach ihnen benannten Provinz. Das Wort kommt von be, viel, tani, Land und mene, roth, weil dieses Volk einst auf einer rothen Landspitze eine Niederlage erlitt und dann von den Siegern, des Hohnes halber, aus Blasröhren mit rothen Thonkugeln beschossen wurde. Deshalb hören es die Betanimenen nicht gern, daß man sie mit diesem Namen belegt.

Charnay machte von der Pflanzung aus mehrere Streifzüge in die Umgegend, meist zu Wasser auf den Strandseen, an denen er einen eigenthümlichen Pflanzenwuchs fand. So kam er nach Ambawarano, d. h. Mündung des Wassers, einem kleinen Dorf auf einer Anhöhe, beim Eingange zum See der Inseln (nossi beh; nossi, Insel, und be, viel). Die Vorsteher empfingen den weißen Mann sehr freundlich; drei Frauen trugen auf großen Ravinalblättern schneeweißen Reis und Fische. Dann wurde ein Kabar gehalten. Man bezeichnet mit diesem Worte jede Zusammenkunft oder Vereinigung, bei welcher es auf Unterhaltung oder auf ein Berathschlagen abgesehen ist. Der schwarze Mann hält mit jedem Wasa, d. h. Weißen, ein Kabar.

Der Malgasche an der Ostküste ist von sanftem, schüchternem Wesen und dabei folgsam, weil er in dem Weißen einen Menschen sieht, der ihm von Natur entschieden überlegen ist, einen Herrn, vor welchem er sich bücken muß. Wenn, sagt er, der Wasa auch, außer den anderen Wunderdingen, die er zu verfertigen weiß, noch Blut machen könnte, dann würde er geradezu ein Gott sein. Er ist unterwürfig, aber auch bei ihm zeigt sich das Grundübel und der Urfehler aller schwarzen Afrikaner: — er arbeitet nicht. Er ist gern und mit Vergnügen Diener des Weißen, weil ihm das keine Mühe oder Anstrengung verursacht und die Behandlung durchgängig sehr gut ist. Der Malgasche liebt die Bewegung; bei Arbeiten, zu denen er sich gerade aufgelegt fühlt und die seinem Wesen zusagen, ist er unermüdlich; er wird z. B. einen ganzen Tag lang bei starkem Regen oder Sonnenschein das Ruder führen und Abends keine Spur von Ermattung zeigen. Ganz besonders gern ist er Träger eines Tacon; dabei achtet er keine Beschwerden und singt vom Morgen bis zu Sonnenuntergang. Aber eine regelmäßige Arbeit, ein andauerndes, geordnetes Thätigsein, ist ihm von Grund der Seele zuwider; sie langweilt ihn. Er ist Faullenzer mit Vergnügen und Vollgenuß, und außer Stande, sich den geringsten Zwang aufzuerlegen. Er ist als Sklav wie als freier Arbeiter gleich werthlos, und einem nervösen Frauenzimmer vergleichbar, das auf einem Balle die ganze Nacht hindurch tanzt, übrigens aber jede Anstrengung scheut. Am liebsten wickelt er sich in seine Lamba, den mantelartigen Ueberwurf, und läßt sich von der Sonne bescheinen. Die Frauen legen das wollige Haar in eine Menge kleiner Flechten, werfen ein Canezu, (Stück Baumwollenzeug) über die Schultern, schlagen ein anderes um den Leib und haben als Ueberwurf den Simbu, der von Seide oder Kattun ist. Auf der Reise tragen die Malgaschen weiter nichts als einen Hüftenschurz, ähnlich dem hinterindischen Languti.

Von Betriebsamkeit kann bei diesen Leuten keine Rede sein; sie verfertigen aus den Blättern der Raffia Matten, Säcke und Stricke, oder auch zum Theil sehr feine Geflechte, welche den Frauen zur Kleidung dienen, oder auch Hüte. Aus Binsen und den Blättern des Latanenbaums bereiten sie gleichfalls Matten, mit denen sie die Wände ihrer Hütten behängen. An der Ostküste bildet Reis das Hauptnahrungsmittel, weiter im Süden tritt Pfeilwurz an dessen Stelle.

Von Moral oder überhaupt von Sitten dieser Malgaschen läßt sich nichts sagen. Nach europäischen Vorstellungen sind sie sehr unmoralisch. Eine Ehe in unserem Sinn ist unbekannt; der Mann knüpft und löst seine Verbindungen mit Personen andern Geschlechts nach Belieben, und Niemand kümmert sich darum. So weit, im Norden der Insel, der Mohammedanismus durch die Araber auf die Schwarzen in dieser Beziehung hat einwirken können, steht es damit etwas besser. Aber auf ganz Madagaskar ist die Vielweiberei gleichsam ein Grundgesetz. Jeder Häuptling hat wenigstens drei Frauen: die Wade be oder Oberfrau, deren Kinder erben; die Wade massaye oder junge Frau, welche der Malgasche wieder abschafft, wenn sie ihm nicht mehr hübsch genug ist, und die Wade sindranjong, eine Sklavin, welche die Freiheit erhält, sobald sie Mutter geworden; die jüngeren Schwestern dieser drei Frauen gehören von Rechtswegen auch dem Manne der letzteren. Wenn die Mutter das Haus und den Mann verlassen muß, bleiben die Kinder dem letztern, und die Frau, welche an die Stelle der verstoßenen tritt, liebt und pflegt diese Kinder, als wären sie ihre eigenen; das erklärt sich in einem Lande, wo die Adoption sehr häufig ist, wo häusliche Zwiste nicht vorkommen, und wo es wenig oder nichts zu erben gibt.

Die Krankheit eines Angehörigen der Familie, wenn man so sagen darf, bringt große Bewegung in das Haus; Einige suchen Kräuter, Andere befragen das Loos um Ursachen und Heilmittel der Krankheit, und ein Todesfall erregt große Trauer selbst bei den Sklaven, die sich ja als Kinder des Hauses betrachten, den Herrn als Vater bezeichnen und sich kleiden oder gehalten werden, wie freie Leute.

Frauen, welche Kinder zu haben wünschen, erholen sich Raths bei den Sikidis, Zauberern, oder rufen die Geister an. Auch ist folgender abergläubige Brauch häufig. Die Frau sucht irgend einen Stein von ungewöhnlicher Gestalt, der leicht von anderen zu unterscheiden ist, und legt denselben im Dorf an eine Stelle, welche den Geistern angenehm ist. Wenn derselbe nach Ablauf einer bestimmten Zeit dort noch unberührt liegt, dann wird ihr Wunsch erhört. Aber Kinder, die unter ungünstigen Zeichen das Licht der Welt erblicken, werden ausgesetzt oder in Folge des herrschenden Aberglaubens einer Behandlung unterzogen, welche bei den meisten tödtliche Folgen hat. Die Beschneidung ist allgemein und bildet eine wichtige Feierlichkeit, zu deren Andenken man Ochsenköpfe auf Stangen befestigt. Das Rindvieh ist dem Malgaschen über Alles theuer, der Schwanz ein dem König und den Edelleuten vorbehaltenes Gericht. Bei Freudenfesten und bei Trauerfällen werden Ochsen geschlachtet; als ein am Hofe zu Antananarivo beliebter französischer Kaufmann Namens Lastelle starb, wurden 800, nach dem Tode der Königin Ranovalo mehr als 3000 Ochsen geopfert.

Auch bei den Malgaschen, wie überhaupt bei vielen barbarischen Völkern, spielt die Trauer um einen Verstorbenen eine große Rolle. Die Frauen erheben laute Wehklagen, zerraufen ihr Haar und wälzen sich im Staube; die Männer verhalten sich ruhig und veranstalten einen Trauertanz, der aber in eine wilde Orgie ausartet, weil der Genuß starker Getränke seine Wirkungen übt. Die Bestattung selbst findet jedoch in anständiger Weise statt, und die Gräber der Häuptlinge sind von jenen des gemeinen Volkes geschieden. Man umwickelt die Leiche mit Baumrinde und legt sie dann in ein sargartiges Stück eines Baumstammes. Die Nachgelassenen bringen Sühnopfer dar, ein Blatt mit

Reis, ein Bambusrohr mit Betza betza, Hühnerbeine, Vogelkrallen und dergleichen mehr.

Aber der Schmerz ist nur von kurzer Dauer, und viele Thränen gelten für überflüssig, weil der Tod etwas Unvermeidliches und nun doch einmal geschehen sei. Die Trauer besteht darin, daß man das Haar wachsen läßt, und dauert einen Monat; die Wittwe darf während dieser Zeit das Haar weder kämmen noch flechten; männliche Angehörige dürfen sich nicht waschen.

Im Norden, bei dem Stamme der Antankars, hat man andere abergläubige Bräuche, z. B. neben großer Verehrung gegen die Todten auch den Glauben an die Seelenwanderung. Die Seelen der Häuptlinge gehen in Krokodile über, jene der gemeinen Sterblichen in — Fledermäuse. Aus diesem Aberglauben erklärt sich in jenen Gegenden die ungeheure Menge von Krokodilen; man darf sich dort Abends an kein Flußufer wagen, und während der Nacht müssen die Leute ihre Hütten verrammeln, um gegen Angriffe dieser Ungeheuer sicher zu sein. Die Betsimisaraks begraben ihre Todten nicht, sondern legen dieselben auf Flechtwerk und mumificiren sie vermittelst scharfer Gewürze und heißen Sandes. Nach mehreren Tagen tröpfelt dann eine Flüssigkeit herab, die in Gefäßen aufgefangen wird und mit welcher die Hinterbliebenen sich die Haut einreiben! Sobald die Leiche zur Mumie geworden ist, wird sie mit Fähnchen geschmückt und nach dem Begräbnißplatze gebracht. Diese abscheuliche Gewohnheit erzeugt viele Hautkrankheiten, aber die Weißen haben große Mühe, die Schwarzen von derselben abzubringen.

Die Betsimisaraks lieben geschwätzige Unterhaltung, Gesang und Tanz, aber Alles ist im höchsten Grade geistlos, und die musikalischen Instrumente, alle aus Bambus, sind durchaus einfach. Den Inhalt der Gespräche oder der Gesänge bildet oft reiner Unsinn; es sind Worte und Redensarten, bei denen sich platterdings gar nichts denken läßt. Uebrigens sind auch Räthsel und Charaden beliebt; auch haben sie Fabeln, Mährchen und Sprichwörter, sodann eine Art von Sonnetten und Balladen.

Hier ist eine Thierfabel. Die Schlange fing einen Frosch und hielt ihn an den Hinterbeinen fest.

Bist du nun zufrieden? fragte er.

Ja wohl, ich bin sehr zufrieden, sagte sie und biß die Zähne stärker zusammen.

Aber wenn man zufrieden ist, dann macht man das Maul auf und sagt: Kavo, Kavo (d. h. zufrieden).

Die Schlange öffnete das Maul und sagte: Kavo, Kavo. Da zog der Frosch seine beiden Hinterbeine weg, gab der Schlange einen Klaps auf die Nase und lief weg.

Die Moral ist, daß man mit Geistesgegenwart sich aus der Gefahr befreien kann.

Charnay besuchte die Zuckerpflanzung Soamandrakisaï, auf der viel Rum gebrannt wird. Auch dort haben die Howas einen Militärposten. Im Osten brandet das Meer an die Dünen, nach Süden hin liegen einige spiegelblanke Seen, der Fluß Youdru windet sich durch Gebirgswälder zum Meere hinab; im Norden erheben sich Hügel, an deren Fuße sich weite Moräste ausbreiten, welche der Mensch wegen der giftigen Schlangen und der Krokodile flieht.

In Soamandrakisaï war ein Minister der Königin zu Gast. Dieser Mann hieß Raharla; er ist ein Howa, der seine Erziehung in England erhalten hat, und Charnay gibt zu, daß er sich so gesittet und gebildet benahm, wie man nur verlangen konnte; er würde in jedem Salon an seinem Platze gewesen sein. Unser Bild zeigt ihn in seiner europäischen Tracht.

In Tamatawe wurde das Krönungsfest der neuen Königin gefeiert, und der Kommandant hatte die Europäer zu demselben eingeladen. Anwesend war auch der Großadmiral der Flotte, der ursprünglich als Matrose auf einem französischen Kriegsschiffe gedient hatte und Etienne hieß. Seine Streitmacht bestand aus ein paar — Pirogen.

Die madegassischen Krieger wurden reichlich mit Betza-betza bedacht. Sie gehörten zumeist dem Stamme der Antaymurs an und waren grimmig aussehende Leute. Sie schrien, sprangen und sahen entsetzlich wild aus, als sie ein Scheingefecht darstellten. Bald schwangen sie ihre blanken Wurfspeere in der Luft, dann schleuderten sie dieselben weit weg, holten sie wieder und schlugen mit Wuth in den Sand, als ob ein Feind vor ihren Füßen läge; nachher führten sie die Spitze zum Munde und stellten sich, als ob sie Blut ableckten. Dabei grinseten sie diabolisch und thaten, als ob sie Zuckungen hätten; kurz das Ganze hatte einen wahrhaft kannibalischen Anstrich.

Von Tamatawe aus fuhr Charnay nach Norden, um einige französische Besitzungen zu besuchen; zunächst die Insel Sainte Marie, welche vom Meer aus gesehen einen ganz prächtigen Anblick gewährt; aber im Innern ist Alles öde, nackt und dürr, das Land selber unfruchtbar und ungesund, von Anbau keine Rede. „Die Regierung hat also weiter nichts zu thun, als sich selber zu administriren.“ Die Verwaltungsgebäude liegen auf dem kleinen Nebeneiland Madame. Charnay bemerkt, daß der Gouverneur eine große Thätigkeit entfalte; er baut Schiffswerfte, läßt Moräste austrocknen, einen Hafendamm anlegen, aber man fragt: wozu das Alles? Ohne den Besitz von Madagaskar ist Sainte Marie nur ein Anhaltepunkt für die Küstenfahrer und wird wohl über kurz oder lang ganz aufgegeben werden; es gewinnt aber sofort eine große Bedeutung, wenn Madagaskar im Besitz der Franzosen ist; dann kann es ein wichtiger Stapelplatz für die Aus- und Einfuhr und gleichzeitig ein werthvoller Zufluchtshafen werden. Auch läßt es sich leicht vertheidigen. Die Gesammtbevölkerung besteht jetzt aus höchstens 7000 Köpfen. Aber auch diese Malgaschen, welche „der Tyrannei der Howas“ nicht unterworfen sind, fühlen sich keineswegs glücklich. „Man hat ihre Civilisirung allzusehr beschleunigen wollen, man hat ihre Neigungen und ihren Geschmack brüskirt und ihrem ganzen Wesen Gewalt angethan. Ein Volk läßt sich nicht in einem Tag umwandeln; dazu bedarf es vieler Zeit, vielleicht mehrerer Jahrhunderte, und auch dann muß Blutvermischung stattgefunden haben.“

Der Malgasche ist ein wesentlich sinnlicher Mensch; ihm fehlt der religiöse Instinkt, und trotzdem hat man ihm Ansichten und Bräuche aufzwingen wollen, die er weder begreift noch versteht; man hat geglaubt, ihn sofort mit dem Weißen auf dieselbe Stufe heben zu müssen. Dadurch aber ist den natürlichen Anlagen, welche er seinerseits hat, Zwang angethan worden; er ist nun ein durch Heuchelei und Verstellung demoralisirtes Subjekt und hat außerdem den Respekt vor dem weißen Manne verloren, welchen er bisher als über ihm stehend zu betrachten gewohnt war.

Die Missionäre haben auch dort nur sehr wenig ausgerichtet. Die erbärmliche Eifersucht katholischer und protestantischer Sendboten spielt leider auch auf Madagaskar eine große Rolle. Charnay erzählt Folgendes. Ein englischer Methodist hielt an die Malgaschen in Tamatawe folgende Anrede: — „Meine Freunde. Die Franzosen sagen, die Religion, welche sie auch verkündigen, sei gut. Glaubt das nicht. Als Jesus Christus, unser Aller Herr, die Erde

durch seine Gegenwart heiligte, betrat er England und verkündigte uns seine Lehre; haltet aber wohl in Obacht, daß er niemals einen Fuß auf französischen Boden setzte. Daraus allein schon könnt ihr abnehmen, wer die wahre Religion hat." Wir wollen annehmen, daß Charnay hier übertreibt, obwohl es richtig bleibt, daß gerade die Methodisten ihre Reden oft sehr stark pfeffern.

Von Sainte Marie fuhr Charnay um die Nordspitze herum nach dem vielgenannten Nossi be, einer kleinen Insel vor der Nordwestküste. Sie ist zumeist kahl, weil die Malgaschen den Wald niedergebrannt haben, um Reis zu pflanzen; nur der Lueumberwald wird durch den Schutz der Behörden in gutem Stand erhalten. Der Boden ist zu großem Theil vulkanisch; die vielen erloschenen Krater sind jetzt mit Wasser gefüllt. Die Rhede von Elsville ist gegen Nord- und Ostwinde geschützt und spiegelglatt, die Uferlandschaft lieblich; am Gestade liegen unter Palmen einige Dörfer der Malgaschen und eine kleine arabische Stadt. Der übrige Theil der Insel ist fast unbewohnt, weil die Regierung viele Ländereien an Weiße vergeben hat; die auf solche Art ihres Besitzes beraubten Malgaschen sind zumeist nach Madagaskar ausgewandert. Man kann auch die Leute von Nossi be zu keiner anhaltenden Arbeit gewöhnen, wenn man ihnen nicht Zwang auferlegt. Aber auch so können die Pflanzer nichts Rechtes mit ihnen anfangen und verwenden deshalb zum größten Theil Makoas (Makuas, d. h. Mosambikneger vom afrikanischen Festlande) und Kaffern, deren Lieferung von Arabern besorgt wird.

Diese Araber haben zum Betrieb des Sklavenhandels und Menschenraubes Niederlassungen auf der Ostküste von Afrika, von welchen aus sie Streifzüge ins Land unternehmen. Sie kaufen oder rauben Schwarze; nicht selten verlocken sie dieselben durch Glasperlen und buntfarbige Zeuge und entführen sie. Dann werden die unglücklichen Geschöpfe unter freiem Himmel in große Verschläge eingesperrt, und sobald eine genügende Anzahl beisammen ist, auf kleinen Schnellseglern zusammengepackt. Diese führen gewöhnlich kaum ein halbes Dutzend Seeleute als Bemannung. Die Sklaven erhalten nur so viele Nahrungsmittel, als unbedingt nöthig sind, um ihr Leben zu fristen; man mattet sie durch Hunger dermaßen ab, daß sie kaum im Stande sind, sich zu bewegen, sondern beinahe bewußtlos am Boden liegen. So können sie den Arabern nicht gefährlich werden; ohnehin werden sie noch eingeschüchtert; man sagt ihnen, daß es gut sei, wenn sie recht mager wären, denn die Fetten würden von den Weißen abgeschlachtet und aufgefressen!

In den französischen Besitzungen sind Sklavenhandel und Sklaverei wenigstens dem Buchstaben nach verboten, man schafft deshalb die Schwarzen nach einer der Comoro-Inseln, etwa nach Moheli oder Andschuan, wo sie von den Arabern an Unterhändler abgegeben werden. Dabei wird die bekannte Komödie gespielt, daß man sie für „freie Arbeiter" ausgibt. Die Engländer spielen in jenen Meeresgegenden auch eine schlechte Rolle. Sie machen Jagd auf die arabischen Sklavenschiffe und hängen die Bemannung auf, sobald solch ein Fahrzeug in ihre Hände gefallen ist. So weit wäre Alles gut. Aber die Sklaven selbst werden von ihnen in einer ihrer Besitzungen, natürlich auch als „freie Arbeiter" verkauft und das bringt Profit. Die hochherzigen Briten nennen das: „dem Sklavenhandel steuern"! Dieser scheinheilige Unfug ist so bekannt, daß jeder Kommandant eines Kreuzers, der seinen Posten verläßt, dem Nachfolger eine Art von Clientel hinterläßt, die gut bezahlt wird. Es ist eine sehr erbauliche Sache mit der englischen Philanthropie. Charnay lernte auf Nossi be einen Araber kennen, welchem die Engländer alle seine Fahrzeuge abgenommen hatten.

Die Zigeuner in Spanien.

In der Einöde zwischen Guadiz und Diezma im Königreiche Granada trafen die unseren Lesern wohlbekannten Reisenden Doré und Davillier eine alte Frau am Wege, die ihr Frühstück kochte. In der Gebirgswüstenei war sonst weit und breit keine Menschenseele zu erblicken. Das Weib war eine Zigeunermutter.

Ein anderes, noch viel anziehenderes Schauspiel hatten sie in dem Felsennester Diezma. Während die Maulthiere gefüttert wurden, schlenderten die beiden Männer durch die Straßen, in denen noch Vieles an die Zeiten der Maurenherrschaft erinnert. Vor einem halbverfallenen Hause blieben sie stehen, um sich durch das Eisengitter eine Scene zu betrachten, die für einen Maler wie geschaffen war. Im Hofe saß eine wunderschöne Gitana, ein Mädchen von etwa 17 Jahren; in der herabhängenden Hand hielt sie ein Tambourin; hinter ihr stand die Großmutter und kämmte ihr das rabenschwarze lange Haar. Auf einem Fensterabsatze saßen eine Katze und eine Elster in traulichem Nebeneinander; diese Thiere sind von je Lieblinge der Hexen und Unholdinnen gewesen. Ein großer Windhund mit erhobenen Ohren blickte die beiden Zigeunerinnen an. (S. 272.)

Noch ein anderes, zwar nicht eben delikates aber charakteristisches Bild stellte sich dem Künstler in Totona dar, dem Hauptquartier der Zigeuner im Königreiche Murcia. Er sah Gitanos in Menge beisammen, weil eben Markttag war, und in dem Hofe einer Posada (Herberge) betrachtete er eine jener Toilettenscenen, die in Andalusien, Neapel und Rom gar nicht selten sind. Eine junge prächtige Zigeunerin von etwa 20 Jahren, braun wie eine Broncestatue, mit langen Augenwimpern und schwarzem gekräuseltem Haar stand hinter einer alten Hexe, in deren Arm ein Knabe schlummerte; ein anderer dürftig bekleideter Bube lag neben einem Tambourin vor den Füßen seiner Großmutter, während der Vater des Mädchens, ein wild aussehender Kerl, hinter demselben stand.

Es ist in Spanien eben so wenig wie in anderen Ländern Europa's gelungen, die Zigeuner auszurotten oder zu vertreiben, obwohl sie gerade auf der pyrenäischen Halbinsel mit größerer Strenge und Barbarei behandelt wurden als sonst irgendwo. Sie traten dort schon in der Mitte des 15. Jahrhunderts auf und wurden bald zu einer wahren Landplage; sie waren und blieben unverbesserliche Land-

ſtreicher. Durch ein Edikt von 1499 wurde ihnen, bei Strafe der Landesverweiſung, befohlen, ſich in beſtimmten Städten anſäſſig zu machen; 1539 wurde ihnen daſſelbe geboten; wer als Vagabund betroffen werde, ſolle ſechs Jahre auf die Galeere. Philipp der Zweite verbot ihnen, auf Meſſen und Märkten etwas zu verkaufen, wenn ſie nicht eine beſondere obrigkeitliche Erlaubniß aufweiſen konnten, und Philipp der Dritte ſchärfte ihnen ein, binnen ſechs Monaten Spanien zu verlaſſen; jeder rückkehrende Gitano ſollte Todesſtrafe erleiden. Einzelnen wurde freilich erlaubt zu bleiben, wenn ſie in gewiſſen Städten von mindeſtens 1000 Feuerſtellen ſich feſt anſiedeln würden; aber es wurde ihnen unterſagt, ſich Aegypter zu nennen und ihre Sprache zu reden. Philipp der Vierte unterſagte ihnen allen und jeden Handel, verwies ſie in beſondere Stadttheile, verbot ferner ſie als Gitanos zu bezeichnen; auch ſollten ſie

Alle dieſe Verfolgungen haben nichts gefruchtet, die Zigeuner ſind immer noch da. Zwar leben die meiſten in ſehr armſeligen Verhältniſſen und werden von den Spaniern auf das Aeußerſte verachtet, aber ſie geben dieſen Haß reichlich wieder zurück. Heute ſind übrigens dieſe Gitanos doch viel harmloſer als in früheren Zeiten, indeß noch immer Diebe und Betrüger. Des Mordes macht ſich nur ſelten einer ſchuldig, aber untereinander haben ſie oft blutige Kämpfe, Riñas, die zumeiſt durch Eiferſucht hervorgerufen werden. Dann greifen ſie zu dem langen, furchtbaren Meſſer, der Navaja, deſſen Klinge die Geſtalt eines Aloëblattes hat; aber eine noch gefährlichere Waffe bilden die Cachas, langen Scheeren, welche jeder Zigeuner bei ſich führt, und die er ſowohl auf dem Vließ eines Schafes oder auf dem Fell eines Maulthieres, wie im Kampfe trefflich zu handhaben verſteht. In ganz Spanien, von den Pyre-

Eine Zigeunerin kocht ſich das Frühſtück. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

ihre Tänze nicht mehr aufführen, keine Feuerwaffen tragen und ſich lediglich dem Ackerbau widmen. Ganz beſonders wurde eingeſchärft, daß kein Zigeuner das Schmiedehandwerk ausüben oder Pferde beſitzen dürfe, ſondern nur Maulthiere und Eſel.

Aber die Gitanos waren zäh, blieben bei ihrer alten Weiſe und trieben den Unfug fort; alle Strafandrohungen fruchteten nichts. Im Anfange des 18. Jahrhunderts, zur Zeit des ſpaniſchen Erbfolgekriegs, wurden die Bauern durch ſie zur Verzweiflung gebracht; ſie ließen denſelben keine Ruhe, zogen in großen Banden umher und raubten in ſo frecher Weiſe, daß die Beamten angewieſen wurden, dieſe „öffentlichen Banditen“ auf dem Flecke nieder zu ſchießen, ſobald ſie ſich weigerten, ihre Waffen niederzulegen. Ja, was in Spanien unerhört war, ſelbſt in die Kirchen hinein, welche doch allen anderen Verbrechern ein Aſyl boten, durften die Zigeuner verfolgt werden.

näen bis zu den Alpujarras, geht ſicherlich jedes Pferd und Maulthier, eben ſo jeder Eſel, im Jahre wenigſtens einmal durch die Hand eines Esquilador oder Scheerers, der allemal ein Zigeuner iſt, denn ein „alter ſpaniſcher Chriſt“, etwa mit Ausnahme der Aragoneſen, gibt ſich zu dieſem Gewerbe nicht gern her. Dieſe Cachas, welche der Gitano als Handwerkszeug an ſeinem Gürtel trägt, ſind von verſchiedener Größe, bis zu anderthalb Fuß lang.

Mit Vorliebe iſt der Zigeuner ein Roßtäuſcher und kennt alle Kniffe und Kunſtſtücke, um den Roſinanten ein möglichſt hübſches Anſehen zu geben; die Frauen ſind, wie überall, Wahrſagerinnen, die Mädchen tanzen für Geld.

Es liegt für uns europäiſche Menſchen etwas ſeltſam Räthſelhaftes und Fremdartiges in dieſen Aſiaten, welche vor fünfthalbhundert Jahren zuerſt in unſerem Erdtheil erſchienen. Wo ſie auch ſein mögen, an der Donau, in Deutſchland oder England, in Rußland, in Spanien, ſie

sind und bleiben in ihrem Innern und in ihrem Wesen, wie sie immer waren, obwohl ihnen im Aeußern durch die Umstände manche Modificationen aufgezwungen wurden. Zwei heiße Länder sagen ihnen ganz besonders zu, Ungarn und Spanien; in dem letztern hat Georg Borrow sie beobachtet. Sein Buch: The Zincali, or an account of the Gypsies of Spain, mit einer Originalsammlung ihrer Gesänge und Poesie, und einem reichhaltigen Wörterbuch ihrer Sprache, London 1841, 2 Bde., gilt mit Recht für klassisch. Aus Veranlassung der Doré'schen Bilder haben wir dasselbe wieder zur Hand genommen und können uns nicht versagen, einige Auszüge mitzutheilen. Kein anderer Mensch ist jemals so tief und gründlich in das innerste Wesen der Zigeuner eingedrungen, wie dieser geistvolle, gelehrte und wunderbare Mann. Davon zeugen auch seine anderen Bücher (Lavengro; die Bibel in Spanien; Rommany Roy ꝛc.).

In Spanien reiste Borrow als Agent einer englischen Bibelgesellschaft. Am 6. Januar 1836 kam er aus Portugal über den Guadianastrom nach Badajoz, der Hauptstadt von Estremadura, wo er einen kurzen Aufenthalt nehmen und dann nach Madrid reisen wollte. Als er vor der Thür seiner Herberge stand und in das trübe Wetter hinaus sah, fielen ihm zwei in weite Mäntel gehüllte Männer auf, die aus einer Seitenstraße kamen. Sofort erkannte Borrow sie als Zigeuner, berührte den Arm des einen und äußerte „ein gewisses Wort", worauf jener, auf das höchste überrascht, die entsprechende Erwiederung gab. Sofort begann eine Unterhaltung im spanischen Dialekte der Zigeunersprache, welche Borrow geläufig redete; er erfuhr, daß in Badajoz und dem sechs Leguas entfernten Merida mehrere Zigeunerfamilien wohnen, die vom Handel mit Maulthieren und Eseln leben, aber alle arm sind; nur einer war sehr balbalo, d. h. reich, denn er besaß viele Maulthiere und anderes Vieh.

Die Männer gingen fort, um den übrigen Zigeunern die Kunde mitzutheilen, daß ein Fremder da sei, der eben so gut Rommany rede, wie sie selber, und der errate, von Geblüt, zu sein scheine. Nach Verlauf einer halben Stunde war die Herberge mit Männern, Frauen und Kindern gefüllt, aber mehr Schmutz und Elend hatte Borrow zuvor nie gesehen; auch konnte kein Zweifel sein, und das ganze Behaben und Aussehen zeugte dafür, daß diese Leute mit allen Lastern vertraut waren. Nach längerer Zeit gingen sie fort.

Am Abend besuchten die beiden Männer den Fremden, setzten sich um den Brasero, d. h. das Kohlenbecken, denn Oefen oder Kamine hat man in Südspanien nicht, und rauchten Papiercigarren. Der eine, ein ältlicher Mensch, war schlank und knochig, sprach wenig und war eine groteske Erscheinung; der andere mochte etwa 30 bis 35 Jahre alt sein und hatte eine herkulische Gestalt. Das schwarze Haar hing ihm gleich einer Thiermähne um Hals und Schultern, das Gesicht war entsetzlich pockennarbig, und über die Augen, welche wie jene des Frettchens glänzten, hingen buschige Brauen herab. Er trug einen mächtigen Schnauzbart und hatte vortreffliche Zähne; sein rechter Arm aber war abgemagert und hing wie ein verdorrter Zweig am Leibe, während der linke ungemein muskelstark war. Der ganze Mensch sah entsetzlich wild aus; nachdem er den Mantel abgeworfen, saß er da halb nackt und halb zerlumpt. Eine Weile verhielt er sich still am Kohlenbecken, dann brach er sein Schweigen.

„Woher kommst Du, Bruder? Ich weiß, Du bist in Portugal (Lalorö) gewesen, aber Du kommst mir nicht vor wie ein Portugiese. Bist wohl einer von den Corahaï; dort sollen viele von unserem Blute sein. Sag, bist Du ein Corahano?"

„Nein, ich bin kein Maure, kenne aber das Land; ich bin aus einer Insel in der Westsee gebürtig; sie heißt England."

„Von der habe ich erzählen hören; die Engländer haben ja hier im Lande Krieg geführt und diese Stadt (Badajoz) den Gabiné (Franzosen) abgenommen; ich war damals ein Kind. Sind in England viele Gitanos?"

„Eine ziemliche Menge, wie in den meisten anderen Ländern auch."

„Nähren sie sich wie wir hier?"

„Allerdings; sie ziehen mit Pferden auf Messen und Märkte, stehlen Pferde, wo es angeht; die Frauen sagen wahr und verdienen damit mehr Geld als die Männer."

„Nun, das versteht sich von selber. Ich habe eine Gitana gekannt, die in ein paar Stunden 20 Unzen Gold verdiente, während ihr Mann am Tage kaum ein paar Realen erwarb."

„Du siehst mir recht arm aus, bist Du verheirathet?"

„Ja, und mit der hübschesten Kalli von Badajoz. Aber seit unserem Hochzeitstage ist es uns schlimm ergangen, doch das wird wohl meine eigene Schuld sein. Ich war einst wohlhabend und hatte nie weniger als sechs Esel zu verkaufen oder zu vertauschen, aber zur Hochzeit verkaufte ich Alles, um eine recht große Fiesta (Festlichkeit) zu veranstalten. Drei Tage gings lustig genug, als aber die Sache vorbei war, hatte ich keinen Cuarto mehr, und kein Mensch wollte mir auch nur einen Thaler borgen. Seitdem gehts schlecht. Dann und wann scheere ich ein Maulthier, meine Frau sagt Bahi (verkündet Glück); aber was hilft das? Auf einen glücklichen Schlag, der uns wieder schnell auf die Beine helfen könnte, lauern wir bis heute. Meine Kalli wäre heute Abend gern mit hergekommen, aber sie hat nicht mehr Kleider auf dem Leibe wie ich selber. Im vorigen Sommer war ich so schlimm daran, daß wir über die Grenze gingen; meine Frau sang und spielte; aber in Estremoz wurde ich als Dieb und Landstreicher eingesperrt, und dort könnte ich noch sitzen und hungern, wenn meine Frau nicht jener des Corregidor eine wunderbare Bahi erzählt und ihr große Schätze und Titel versprochen hätte. Dadurch kam ich frei."

„Aber in anderen Ländern hilft ein Zigeuner dem andern; ist das bei euch nicht Sitte?"

„El Krallis ha nicobado la liri de los Cales! d. h. der König hat das Recht der Zigeuner zu Grunde gerichtet. Wir sind nicht mehr, was wir einst waren, als wir in den Gebirgen und Wüsten lebten und uns fern von den Busné (Nichtzigeunern) hielten. Jetzt müssen wir unter ihnen hausen und sind beinahe wie sie geworden. Wir leben nicht mehr so brüderlich, und oft ist ein Gitano der ärgste Feind des andern."

„Also zieht ihr nicht mehr im Land umher, sondern habt feste Wohnungen in Städten und Dörfern?"

„Im Sommer thun sich wohl mehrere von uns zusammen und leben draußen; da trifft es sich wohl, daß wir ein Maulthier oder ein Pferd umsonst kaufen und nehmen wohl auch einem Busné das Ueberflüssige. Aber das ist auch Alles; die Busné sind gar zu arg hinter uns her, und manchmal werden wir von den Bauern angegriffen. Dann wehren wir uns, so gut es geht. Unsere Cachas sind eine gute Waffe; ich habe damit einmal einem Busné die Nase rein aus dem Gesicht weggeschnitten; das war in der Nähe von Truxillo. Wir wandern nicht weit; ich meinerseits bin noch nie in Andalusien gewesen, wo doch

Viele von unserem Geblüt wohnen; dort halten sie auch noch unser Gesetz."

„Was versteht ihr hier in Spanien darunter?"

„Nun, das wirst Du doch wissen! Die Busné bei jeder Gelegenheit zu betrügen und unseren Leuten im Leben und im Tode getreu zu sein." —

Borrow verweilte längere Zeit in Badajoz, um das Leben und Treiben der dortigen Zigeuner recht genau kennen zu lernen. Er überzeugte sich, daß sie ganz so waren, wie wir sie überall finden; sie leben von Schwindel und Betrug, und ihre unschuldigste Beschäftigung ist das, was sie monrabar nennen, die Spanier esquilar, d. h. sie scheeren Pferde und Maulthiere. Eine Religion haben sie nicht; Borrow hörte die Bezeichnungen Gott, Christus und Maria kaum anders als in Flüchen und Verwünschungen aussprechen. Ihre Vorfahren scheinen übrigens an eine Art von Seelenwanderung geglaubt zu haben, sie selber lachen jedoch über eine solche Vorstellung und sind der Ansicht, daß mit dem Leibe auch die Seele ein Ende habe. Wir sind, sagen sie, schon in diesem Leben so elend, — was sollen wir noch einmal leben? Borrow übersetzte ihnen Einiges aus der Bibel, namentlich die Parabeln von Lazarus und vom verlornen Sohn, erzählte ihnen auch von Abraham und den Propheten. Das machte ihnen große Freude, aber nicht des Inhalts wegen, sondern weil sie sich überzeugten, daß ihre Sprache gelesen und geschrieben werden könne.

Einige Tage später kam der einarmige Zigeuner wieder und brachte seine hübsche Frau und deren Vater Antonio mit. Dieser, ein Mann von etwas über 50 Jahren, trug einen Schafspelz und einen hohen andalusischen Hut, sein Gesicht war dunkel wie Pfeffer, und aus seinen Augen loderte eine unheimliche Gluth. Er sprach zu Borrow:

„Gib mir deine Hand, Bruder; ich wäre schon früher zu Dir gekommen, mußte aber nach Olivenza, um ein Pferd zu holen. Nun bin ich hier. Du kennst Vieles, was wir nicht wissen. Ich aber bin ein Zincalo auf allen vier Seiten, ich liebe unser Blut und hasse das der Busné. Ginge es mir nach, so wollte ich jeden Tag mein Gesicht im Blute der Busné waschen. Sie sind zu nichts weiter gut, als daß man sie beraubt und todtschlägt. Aber die Caloré (Zigeuner) liebe ich, und es soll mich freuen, wenn Du mir von unserem Blut in fremden Ländern etwas erzählst."

„Hast Du nie Caloré aus fremden Ländern getroffen?"

„O ja, Bruder, ja. Ich war Soldat, als wir mit den Franzosen Krieg hatten. Der Krieg paßt freilich für uns nicht, aber damals waren wunderliche Zeiten. Ich mußte unter die Engländer gehen, und wir jagten die Gabiné (Franzosen) bis an die Grenze. Da hatten wir eine Schlacht; die Verwirrung war groß, und wir wurden handgemein. Auf mich rannte ein Franzos mit seinem Bayonnett ein und es ging hart her. Dann warfen wir die Waffen weg und packten einander; aber der Franzose war stärker, riß mich zu Boden, setzte mir seine Kniee auf die Brust und packte mich bei der Kehle. Dann nahm er das Bayonnett und wollte es mir in den Rachen stoßen. Dabei war ihm seine Kappe vom Kopfe gefallen. Als ich ihn ansah, rief ich so laut, als ich konnte: Zincalo, Zincalo! Da schauderte er zusammen, ließ mich los, drehte sich um und weinte. Ich lag noch an der Erde, und war fast todt; er aber kniete neben mir nieder, nannte mich Bruder und gab mir aus seiner Flasche zu trinken. Ich erholte mich, und wir haben uns um die Busné nicht bekümmert. Laß die Hunde sich todtschießen, sagte er zu mir; was geht das uns an, sie sind nicht von unserem Blute. Wir blieben bis zum Abend beisammen; er sagte, ich solle mit ihm in sein Land kommen und dort mit den Zincali leben, aber es fehlte mir an Herz und so schieden wir. Er war ein Magyoro (aus Ungarn)."

Die Gitanos in Estremadura nennen sich Schaï oder Schabos und wollen aus Aegypten stammen, können aber für diese falsche Behauptung gar keine Gründe anführen; sie sagen nur, ihre Väter hätten es so gesagt.

In Madrid wohnen die Zigeuner gern in der Nähe des Mercado, wo Viehmarkt gehalten wird, in zwei engen schmutzigen Gassen, der Calle de la Comadre und dem Callejon de Lavapies; ihre Zahl übersteigt aber vielleicht 50 nicht, und sie stammen aus Valencia. Ein angenehmes Leben führen sie nicht, weil sie von den spanischen Chalanes (Pferdehändlern und Roßkämmen) tödtlich gehaßt und nicht selten vom Markte fortgeprügelt werden. In den Gefängnissen von Madrid sitzen gewöhnlich ein Dutzend Zigeuner wegen Pferdediebstahls.

Die Gesammtzahl der Gitanos in Spanien beträgt höchstens 40 bis 50,000 Köpfe. Am zahlreichsten sind sie in Andalusien, namentlich in Granada, das in der Zigeunersprache Meligrana heißt. Sie befinden sich aber dort in fast noch armseligeren Verhältnissen als in Estremadura. Allerdings ist Granada selbst nahezu die dürftigste Stadt in ganz Spanien, und von den 60,000 Einwohnern sind nicht wenige Bettler.

Manche Gitanos leben wie wahre Troglodyten und haben als Wohnung eine Erdhöhle in den Schluchten, welche zu den Alpujarras hinaufführen; auf einem Ausläufer dieses Gebirges steht Granada. Die Gitanos beschäftigen sich dort vorzugsweise gern mit dem Schmieden des Eisens. Manche haben ihre Werkstätten in Höhlen, und es gewährt einen malerischen und romantischen Anblick, sie bei Nacht arbeiten zu sehen. Da stehen denn die braunen herkulischen Männer fast nackt, rußig, zwischen Rauch und Flammen und hämmern; sie sehen aus wie Dämonen. Es ist schon oben erwähnt worden, daß die königlichen Verordnungen den Gitanos alle Schmiedearbeit verboten haben, allein diese kümmerten sich darum nicht, und so stehen sie vor dem Amboß jetzt wie immer.

Sevilla ist stets ein Lieblingsaufenthalt der Gitanos gewesen, und sie sind dort zahlreicher als in irgend einer andern Stadt Spaniens. Ihr wahres Hauptquartier ist in der Vorstadt Triana, in welcher außer ihnen sehr gefährliches christlich-spanisches Gesindel haust. Die Zigeuner wohnen hier in den elendesten Gassen, zwischen eingestürzten Mauern und verfallenen Klöstern. Dort führen sie den Hammer, beschneiden den Pferden das Haar und scheeren mit ihren Cachas den Rücken von Maulthieren und Eseln. Von diesen Schlupfwinkeln aus ziehen sie in die Stadt und weit und breit in die Umgegend an die schönen Ufer des Len Baro, d. h. des großen Stromes, Guadalquivir, und rösten am Feuer Kastanien. Viele stehen auch mit den Schleichhändlern in Verbindung, welche aus Gibraltar englische Waaren holen.

Die Zigeuner behaupten, daß sie gerade in Andalusien ihre Sprache, Sitten und Gebräuche am besten bewahrt hätten; doch ist das nicht so unbedingt der Fall. Borrow hat gefunden, daß die Zigeunersprache in einigen anderen Gegenden Spaniens weniger mit fremden Wörtern vermischt war; die Gitanos in Cordova, welche allerdings nur ungefähr ein Dutzend Familien zählten, lebten viel brüderlicher und zigeunerischer als jene in Sevilla. Bei ihnen fand Borrow eine vortreffliche Aufnahme, weil sie fest überzeugt waren, daß er „vom Blute" sei. Sie ließen niemals Busné in ihre Wohnungen, außer bei Hochzeiten. Dann

Zigeunerinnen in Diezma. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Zigeuner in Totana. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

gewähren sie vornehmen Leuten Zutritt, welche sich dann an der Unterhaltung mit den Mädchen und Frauen, an deren Spiel und Gesang ergötzen. Das bringt Geld ein. Vor Borrow verhehlten sie auch ihre geheimsten Gedanken nicht.

Die Gitanos sind jetzt keine Nomaden mehr und flößen anderen Leuten keinen Schrecken mehr ein. Durch den Aufenthalt in den Städten ist doch auch etwas von Civilisation selbst an sie gekommen, und ihre Sitten und Gebräuche sind viel weniger wild geworden. Im Allgemeinen stehen sie mit den niedrigsten Klassen der Spanier so ziemlich auf derselben Stufe, und manche können recht gut lesen und schreiben. Die alten Zwangsgesetze, deren wir weiter oben erwähnten, gelten nicht mehr; Zigeunerknaben können die Schulen besuchen, und der Zigeuner hat mit anderen Spaniern gleiche Rechte. Sie werden, wie schon gesagt, bleiben, was sie immer waren, denn ihr Grundwesen können sie nicht ändern, aber sie modificiren es in Folge der äußeren Einwirkungen, und das ist immer schon ein Fortschritt und ein Gewinn.

Das Saterland und seine Bewohner.

Von **Hermann Meier** in Emden.

I.

Warnungen vor dem Saterland. — Die Post nach Rhauderfehn. — Das Fehn. — Utende. — Aberglaube der Bauern. — Schmutzige Straßen. — Holzschuhe. — Strücklingen. — Die Mordwiese. — Minssens falsche Nachrichten über das Saterland. — Ausdehnung und Lage des Landes. — Abgeschiedenheit Saterlands. — Der Name. — Geschichtliches. — Die Saterländer sind Sachsen, keine Friesen. — Dörfer und Moore. — Feldarbeit.

Gehe nicht ins Saterland! rieth man mir von allen Seiten. Es ist nur ein großer Haufen Hochmoor, der unter den Füßen zittert und schwankt, und auf dem man keinen Augenblick vor dem Versinken sicher ist. Halb auf, halb in diesem Moor stehen die erbärmlichen Hütten, in denen die halbnackten Bewohner ihr Leben fristen; von hier aus ziehen sie früh Morgens an ihre Arbeit, mit durchgestecktem Handstock ihren riesigen Buchweizenpfannkuchen auf der Schulter tragend; hier versammeln sie sich um den Mittagstisch, wenn man ein auf einem Klotz liegendes ausgehöhltes Stück Holz so nennen darf; hier schlürfen sie ein braunes Gebräu, Kaffee genannt, wobei ein an einem Faden hängendes Stück Kandis von Mund zu Mund wandert, um am folgenden Tage abermals beleckt zu werden. Menschen und Vieh, besonders Schweine, verkehren hier durchaus ungenirt in friedlicher Eintracht, und wenn diese Bestie ihre neugierige und gefräßige Schnauze in den Topf steckt, so erhält sie einen Schlag mit dem Löffel, der alsdann ohne Umstände wieder in den Topf wandert. Der Schmutz klebt faustdick an den Wänden, die Wege sind unergründlich, die barbarische Sprache ist nicht zu verstehen! Darum gehe nicht ins Saterland!

Hilft Alles nichts; wir gehen doch ins Saterland, um denn auch einmal solche Urzustände mit eigenen Augen zu sehen; außerdem haben wir ja dem Herrn Herausgeber des „Globus" das Versprechen gegeben, diese Handvoll deutscher Erde zu bereisen und für ihn zu beschreiben. Also das Bündel geschnürt und fort nach jener terra incognita, die da Saterland heißt.

Wir kamen über Leer nach Jhhofe und mußten nun die Eisenbahn verlassen. Von hier nach Rhauderfehn, unserm nächsten Bestimmungsorte, gibts eine Fahrgelegenheit, aber was für eine? Ein Bauernwagen mit vorn offenem Verdeck, welches oben durchlöchert, inwendig zersetzt, auswendig zerlumpt, hinten zerrissen, an dem mit einem Worte keine ganze Stelle zu finden, hatte bis heute die Reisenden hin und her getragen. Aber das Loos alles Schönen in dieser Welt hatte auch ihn betroffen; ein Wagen neuern Datums fuhr heute zum ersten Male, und jener konnte sein müdes Haupt zur ewigen Ruhe niederlegen. Nun war freilich sein Nachfolger keineswegs neu, sondern nur ein alter, ausrangirter, für wenige Thaler erstandener Postwagen mit dem Respekt gebietenden G. R. (Georg Rex.) Aber wenn derselbe auch so niedrig ist, daß er allen Hüten den Tod geschworen hat; wenn auch seine Thüren stets das Weite suchen und mit Bindfaden festgehalten werden müssen; wenn er uns auch bald nach dieser, bald nach jener Seite gegen unsere Reisegefährten warf, so hatten wir doch alle Ursache, uns des Tausches zu freuen, und er brachte uns glücklich nach Rhauderfehn. Sogar die Sonne, die seit mehreren Tagen hinter dicken Regenwolken sich aufgehalten, schien sich dieses neuen Vermittlers zu freuen und schickte reichliche Strahlen hernieder.

Das Rhauderfehn besteht aus zwei Theilen, aus dem West- und Ostrhauderfehn, von welchen ersteres als der betriebsamste und ausgebreitetste Theil kurzweg nur „das Fehn" genannt wird. Das Wort Vehn oder Fehn stammt von dem altfriesischen Fen und bedeutet einen Sumpf oder Morast, niedriges, wasserreiches Land. Soll ein solches Moor kultivirt werden, so wird es nach einem bestimmten Plane eingetheilt und parzellirt und mit Haupt- und Nebenkanälen durchschnitten. Mit den Jahren verschwindet das Moor, der abgetorfte Boden wird kultivirt, es entstehen Häuser und Gärten und Wiesen. Solche planmäßig abgetorfte, mit Kanälen durchschnittene und mit Gebäuden aller Art besetzte Distrikte nennt man Fehne.

Rhauderfehn wurde im Jahre 1763 angelegt, und wo damals nur eine ungeheure öde Wüste zu finden war, da leben jetzt mehr als 3200 fleißige und theilweise wohlhabende Menschen. Es wird seiner ganzen Länge nach von dem Hauptkanale durchschnitten, von dem links und rechts verschiedene Nebenkanäle (Inwieken) zum Meere führen, um vermöge dieser den Torf durch den Hauptkanal verschiffen zu können. Die Bevölkerung zerfällt in eine lutherische und katholische Gemeinde; erstere hat seit 1848 eine eigene Kirche. Wie sehr Westrhauderfehn im Aufblühen begriffen ist, beweisen folgende Zahlen. Im Jahre 1823 betrug dessen Bevölkerung 711, im Jahre 1839: 1151, 1847: 1610, 1855: 2037, 1859: 2240 Seelen, hatte sich also innerhalb 20 Jahren verdoppelt, während dahingegen in dem so blühenden Papenburg sich die Bevölkerung in 36 Jahren noch nicht verdoppelte, denn solche betrug hier 1823: 3668, 1858 aber erst 6082 Einwohner.

Von Ostrhauderfehn führt der Weg über's Hochmoor (d. i. noch nicht abgetorftes Moor als Gegensatz zum Leegmoor), eine

traurig öde Gegend. Wir hatten das Glück, solches an der Seite unsers wortkargen Führers mutterseelen allein durchschreiten zu müssen, fanden also hinreichend Gelegenheit, äußeren und inneren Betrachtungen Audienz zu geben. So weit das Auge reichte, war kein lebendes Wesen zu sehen; außer einigen aufstiegenden stummen Haidelerchen und einer rasch dahin eilenden Eidechse erblickten wir keine Spur animalischen Lebens. Aber links und rechts zeigten sich die Produkte menschlichen Fleißes: hier eben erst gegrabener und zum Trocknen aufgestellter Torf, dort solcher in geschlossenen Haufen, zum Verschiffen bereit stehend. Das Torfgraben selbst geschieht nur in den frühesten Morgenstunden.

Dieses Hochmoor trennt hier Ostfriesland und Oldenburg, und ein sogenannter Hoheitsgraben bezeichnet die Grenze beider Länder. Rasch überschritten wir dieselbe und befanden uns nun im Saterland.

Das erste Dorf, welches man erblickt, ist Utende; solches soll schon von Ptolomäus im zweiten Buche seiner Erdbeschreibung erwähnt werden!! Die einzelnen Häuser dieses Dorfes liegen wie fast überall im Saterland recht weit von einander entfernt, so daß man meistens nicht weiß, ob man sich in einem Dorfe, oder bei einzeln stehenden Gehöften befindet. Eben vor Utende hatten wir das Glück, einen gar nicht unwissenden, wohlhabenden Saterländer als Reisegefährten zu finden. Nachdem wir seine neugierigen Fragen — neugierig sind die Saterländer alle, was bei ihrer Isolirtheit leicht zu erklären und gern zu entschuldigen ist — über woher, wohin? 2c. beantwortet, begann unser Examen über Alles, was das Auge erblicken konnte. Unsere Frage nach den Schlangen auf dem Hochmoore öffnete vollends die Schleusen seiner Beredsamkeit. Schlangen gäbe es viele, sie bissen besonders die Schafe, aber auch die Menschen, wenn auch selten mit tödtlichem Erfolge. Aber schmerzhaft sei solch' eine Wunde. Doch wohne in seiner nächsten Nachbarschaft ein ganz gewöhnlicher Mann, der durch bloßes Segnen, ohne daß er auch nur den Verwundeten berühre, heilen könne. Das verständen natürlich die katholischen Priester auch, die lutherischen Pastöre aber könnten es nicht. (Wir fanden hier überall die Meinung verbreitet, Reformirte seien die eigentlichen Ketzer, eine Sekte, die den vollen Haß der allein seligmachenden Kirche verdiene. Da wir nun leider diesen Ketzern angehören, so haben wir, um uns nicht von vornherein Thor und Thür zu verschließen, in dieser Beziehung einfach den Gattungsnamen „Protestant" für uns in Anspruch genommen.)

Schlimmer sei es aber, den oder die Teufel auszutreiben, das könnten die katholischen Priester ganz allein. In Lingen habe ein Knabe den ganzen Leib voller Teufel gehabt; er sei so wild gewesen, daß oft sechs Männer ihn hätten halten müssen. Beim Hören des Namens Gottes sei er wüthend geworden, wenn man aber vom Teufel geredet habe, sei er außer sich vor Freuden gewesen. Der lutherische Vater hätte von der Hülfe eines katholischen Priesters nichts wissen wollen, aber die ebenfalls lutherische Mutter hätte doch einen solchen um seinen Beistand gebeten. Kaum trat der Priester ins Haus, so wurde der kurz zuvor noch so wüthende und vertenfelte Knabe ruhig, und alle Teufel waren zum Teufel. Aber, sagte unser Gefährte, eine solche Austreibung ist oft sehr gefährlich, denn nicht selten fährt der Böse aus Rache in den Austreiber und wird dieser dann des Teufels. Darum befaßten sich denn auch die Priester mit solcher Arbeit nicht gern, aber wenn man's verlange, müßten sie.

Das war das erste Pröbchen, welches wir von dem Bildungszustande der Saterländer erhielten.

Das Hauptprodukt dieses Ländchens (salva venia) — Dreck, zeigte sich in mehr als genügender Weise. Wie Italien außer Citronen, Pomeranzen, Feigen, Mandeln 2c. auch Schornsteinfeger hervorbringt, so findet man im Saterland nicht nur Rindvieh, Korn, Bienen, Torf 2c., sondern auch das genannte Produkt in ungeheurer Masse. Alle Wege und Stege sind reichlich damit bedeckt, und das wenige Pflaster, welches man in zwei Dörfern findet, kann man nur fühlen, nicht sehen, denn bei unserm Dortsein wurde am Sonnabend mittelst einer umgekehrten Harke (Rechen) wenigstens eine drei Zoll hohe Drecklage abgeschoben. Eine weitere Reinigung erachtete man für unnöthig, und wollen wir auch gern zur Ehre der Wahrheit erklären, daß nach dieser Procedur an einigen Stellen sogar das Pflaster sichtbar geworden war, und mehr konnte man doch nicht verlangen. — Gewichste Stiefeln sind hier die großartigste Verschwendung, darum geht auch der Saterländer fast immer in Holzschuhen, und sogar die wenig niedlichen Füße der Frauen stecken in diesem groben Fußzeug. In Holzschuhen geht man nicht nur an die Arbeit, sondern auch in die Kirche. Verschiedene Holzschuhmachereien im Lande versorgen dies von der Natur des Bodens und der Anti-Reinlichkeitsliebe seiner Bewohner erhobene Bedürfniß.

Das erste Kirchdorf, welches wir zu durchreisen hatten, ist Strücklingen. Es liegt zu beiden Seiten des mitten durch dasselbe gehenden Weges zerstreut umher. Bei unserm Einzug in dasselbe begegnete uns ein altes Weib, welches Plaggen auf dem Wagen und eine Kuh vor demselben hatte. Sie trug ein karrirtes blau kattunenes Tuch als Kopfbedeckung; dasselbe war im Dreieck zusammengefaltet und unter dem Kinn zusammengebunden, der dritte Zipfel hing hinten über den Kopf. Ein rothes Tuch bedeckte Rücken und Brust zur Hälfte. Ein häßlicheres Weib haben wir in unserm Leben nicht gesehen. Sind die Saterländerinnen in Folge der schweren Arbeiten, die sie zu verrichten haben, überhaupt nicht hübsch, so schien diese Alte die Quintessenz alles Häßlichen in sich vereinigt zu haben. Sogar der Teufel ist noch hübsch gegen sie. Hätten wir noch mitten im Hexenglauben gesteckt, wir würden das Hasenpanier gewählt haben. Der Kopf war wie der eines Bullen; die Knochen, die ihr durch die Backen steckten, schienen kleine Pfähle zu sein, und das Augenpaar war gewiß einer Eule gestohlen. Als sie unser Guten Tag! erwiederte, gings uns kalt über den Rücken. Eine solche Stimme hatten wir nie gehört, selbst die Kuh vor dem Wagen erschrak.

Kurz vor Strücklingen liegt eine verrufene Wiese, nach welcher der Saterländer sich ungern fragen läßt. Dort fand nämlich am 28. Januar 1841 ein Mord statt. Ein Jüngling hatte sein Mädchen, mit der er längst verlobt war, verführt. Als sie ihm ihren Zustand entdeckte, da faßte er gleich den Vorsatz, sie zu tödten. Denn seine Eltern verlangten, daß er eine „bessere Parthie machen solle". Verlassen durfte er sie nicht, denn die Volkssitte nöthigt mit besonderer Strenge die jungen Burschen, das von ihnen entehrte Mädchen zu ehelichen. Weigert er sich, so wird er gleich einem Paria ausgestoßen, alle anständigen Jünglinge und Mädchen weigern sich, mit ihm umzugehen, und die Verwandten der Geschwächten lassen keinen Schritt unversucht, die Verehelichung zu Stande zu bringen.

Zweimal war der Mörder mit seiner Braut ausgegangen, jedesmal mit dem Vorsatz, sie ums Leben zu bringen, aber einmal hörte er Leute in der Nähe, ein ander Mal wurde er sonst abgehalten. Am genannten Tage führte er sie ungefähr 200 Schritt vom Dorfe ab, warf sie nieder und zerschnitt ihr mit kannibalischer Grausamkeit die Kehle. Der Arm der Gerechtigkeit ergriff aber den Doppelmörder, und wenn er auch anfangs Alles hartnäckig leugnete, so gestand er doch endlich seine Unthat und wurde am 5. Aug. 1842 zu Friesoythe mit dem Schwert hingerichtet.

Eine kleine vom Referenten Hofrath von Buttel herausgegebene Schrift erzählt aktengemäß den ganzen Hergang dieser Sache. Trotzdem das Büchlein sich fast in jedem Hause befindet, so hielt es doch schwer, solches zu erhalten, und als

uns endlich das gelang, wurde es uns heimlich zugesteckt und wir wurden gebeten, es Niemand zu zeigen oder zu sagen, von wem wir dasselbe hätten, denn Alle erblicken in jener Schandthat eine Beschimpfung ihres Landes, welche zu vertuschen Pflicht sei.

Sonst ist der Saterländer sehr mittheilsam, und wenn wir an anderen Orten, sobald man unsere Absicht, über sie zu schreiben, durchschaute, oft mit großem Mißtrauen und mit noch größerer Wortkargheit behandelt wurden, kam man uns im Saterland überall mit der größten Zuvorkommenheit entgegen. Jeder schien sich ein Vergnügen daraus zu machen, uns unsere Fragen nach Wunsch zu beantworten. Denn, meinte man, es sei endlich Zeit, daß die übrige Welt Wahrheit über sie erfahre; die wenigen Schriftsteller, die sich seither mit ihnen beschäftigt, hätten sammt und sonders ihre phantastischen Gebilde für baare Wirklichkeit ausgegeben. So erzählt z. B. Professor Dr. Minssen in Ehrentrauts friesischem Archiv: „Hat sich ein junger Bursche mit einem Mädchen verlobt, so betrachten sie sich als Ehegatten, ohne daß sie erst die Erlaubniß der Eltern einholen. Der Bursche besucht seine Braut des Abends, wenn Alles im Dorfe sich zur Ruhe begeben hat. Zuweilen wird er von ihr erhört und heimlich in ihre Kammer geführt. Man darf die Saterländer nach diesen Kommnächten, die unseren Begriffen von Moralität freilich widersprechen, nicht allzustrenge beurtheilen, denn beide Brautleute betrachten sich, wie gesagt, nach der Verlobung vollkommen als Ehegatten, und keinem von Beiden würde es einfallen, sein Versprechen zurückzuziehen ꝛc." Wir haben uns nach diesen „Kommnächten" verschiedentlich erkundigt, aber sogar eine 82jährige, rüstige, nach hiesigen Verhältnissen intelligente Frau hörte jetzt zum ersten Male davon. Alle aber waren erbost, daß Minssen, der sich lange Zeit unter ihnen aufgehalten, solche abenteuerliche Unwahrheiten in die Welt hineingeschrieben habe.*)

Es geht Saterland, wie Maria Stuart: es ist besser, als sein Ruf. Die Eingangs erwähnten Warnungen unserer Freunde sind theilweise kaum halb wahr, theilweise ganz aus der Luft gegriffen. Sehen wir uns Land und Volk etwas näher an.

Saterland, von den Bewohnern Säterlohnd genannt, erstreckt sich zu beiden Seiten der Marka oder der Sater Ems entlang, vom Zusammenfluß der Marka mit der Ohe, bis wo die Sater-Ems das oldenburgische Gebiet verläßt und unter dem Namen Leda in Ostfriesland eintritt, um sich später bei Leer in die Ems zu ergießen. Nur flußauf- und abwärts hat es Verbindungsstraßen mit der Außenwelt und eigentlich auch fast nur flußabwärts. Im Uebrigen ist es von weiten Hochmooren umgeben, durch welche nach Osten zwei Wege gebahnt sind. Durch die westwärts gelegenen Moore ist nur der oben genannte Weg nach Rhauderfehn vorhanden. Vor 1811 kannte Saterland nur Wasserwege, von denen der eine nach N., der andere nach S. führte. Abgeschnitten von der ganzen übrigen Welt war es gleichsam ein Asyl. Wer sich hier befand oder von hier entkam, wurde nicht mehr verfolgt, denn man hielt es für eine Unmöglichkeit, hinein oder heraus zu kommen, und was vielleicht dem Flüchtigen gelang, wurde vom Verfolger nicht einmal versucht. Eigentlich offen ist das Land nur flußabwärts nach N. und wird auch von hier aus bevölkert worden sein. Wie die Sage erzählt, sollen drei aus Westfriesland eingewanderte Personen die ersten Bewohner dieses Landes gewesen sein. Das Dorf Ramsloh wäre nach derselben von Block, Scharrel von Awieck und Strücklingen von Kerkhoff angelegt worden, Familiennamen, die noch heutzutage hier gefunden werden.

Ueber den Namen Saterlands ist viel gefabelt. In alten Urkunden heißt es bald Sigilterland, bald Sagelter-, Sägelter, Sägter- oder Sagterland. Der erstere Name gibt uns die Deutung selbst in die Hand. Comitia Sighiltra war das um Sögel, früher den Mittelpunkt der Grafschaft, liegende Land. Sögel, lateinisch Sighiltra, verlor freilich Glanz und Macht, aber der Name blieb und wurde später von dem jetzigen Saterland in Anspruch genommen. Aus Sighilterland ist im Laufe der Zeit Saterland geworden.

Die älteste Geschichte dieses Ländchens ruht im undurchdringlichen Dunkel; erst gegen 1400 finden wir etwas Bestimmteres. Bis dahin gehörte es den Teklenburgern, die es in diesem Jahre dem Bischof von Münster abtraten. Von dieser Zeit an ist die Geschichte ein ewiger Kampf zwischen Volk und Regierung, denn man stemmte sich mit Gewalt gegen Alles, was die Bischöfe ihnen aufzuerlegen versuchten. Nur gezwungen unterwarfen sie sich fremden Gesetzen, denn sie wollten nach alter Gewohnheit sich selbst regieren.

Alljährlich versammelten sich am Neujahrstage die zwölf Bürgermeister auf dem höchsten Kirchhof des Landes, zu Ramsloh, und jeder Hausvater mußte bei Brüche einer Tonne Biers dieser Versammlung beiwohnen. Die Bürgermeister vertheilten die an den Bischof zu zahlenden Abgaben nach dem Verhältniß des Vermögens jedes Einzelnen; sie verwalteten das Gemeindeeigenthum; sie entschieden über Grenzstreitigkeiten; sie vertraten das Land der Regierung gegenüber; sie protestirten gegen neue Abgaben und Lasten, die man ihnen nur zu gern aufbürden wollte, sie leiteten die Volksversammlungen und sie sorgten für die Wahl neuer Magistrate. Machte man bei ihnen eine Klage anhängig, so citirten sie den Beklagten und die Zeugen, sie vernahmen beide Parteien und machten dann ihren Ausspruch öffentlich in der Volksversammlung bekannt. Maß und Gewicht stand unter ihrer Aufsicht und sie hatten das Recht, Jeden, der gegen die bestehenden Gesetze gefehlt hatte, zu strafen und ihn pfänden zu lassen, wenn er nicht gutwillig die Strafe, die meistens in einer gewissen Quantität Bieres bestand, zahlen wollte. In der Kirche aber befand sich eine Kiste mit dem Archiv des Landes; jedes Kirchspiel hatte einen Schlüssel zu den drei Schlössern, mit denen dieselbe verschlossen war. Unter französischer Herrschaft wurde das Archiv verkauft. Schwere Verbrecher wurden zu Friesoythe oder Kloppenburg verurtheilt. Der Saterländer aber, stolz auf die Ueberreste seiner Freiheit, hütete sich ängstlich, fremden Richtern in die Hände zu fallen.

Zur Zeit des 30jährigen Krieges wurde Saterland lutherisch, aber nach dem westfälischen Frieden gelang es den Jesuiten, die Leute in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurück zu führen, in welchem sie bis heute verblieben sind. 1803 kam es an Oldenburg; der letzte Schatten alter Freiheit und eigenthümlicher Einrichtung ging unter der Franzosenherrschaft verloren, und als es nach Vertreibung derselben solche zurückverlangte, wurde es abgewiesen und in allen Theilen als oldenburgisches Eigenthum behandelt.

Mit Stolz nannten sie sich vordem freie Leute, ja sogar Karls freie Friesen. Ihr Landesspiegel zeigte Karl den Großen in kaiserlichem Gewande von schwärmenden Bienen umgeben. Sie waren frei von allen Lehns- und Herrendiensten, sie wählten sich ihre eigene Obrigkeit aus ihrer Mitte, brauten, buken und mahlten ohne irgend welche Abgabe, und auch ihre Prediger wählten sie selbst.

Aus allem diesen, wie auch aus ihrem Körperbau hat man ihre friesische Abstammung darthun wollen. Nachfolgende Gründe scheinen uns aber hinreichend zu sein, sie dem sächsischen Stamm zuzuzählen. Der Sachse baut seine Häuser seit Jahrhunderten in Fachwerk, der Friese von massivem Stein; bei jenem ist das ganze Haus ein ungetheilter Raum ohne Schornstein, bei diesem ist dasselbe in verschiedene Räume ab-

*) Bei Firmenich, Germaniens Völkerstimmen, S. 233 ist ein saterländer Volkslied (?) mitgetheilt, welches sich auf die Sitte des nächtlichen Besuchs (Fensterlens) bezieht. Es wäre jedenfalls wünschenswerth, daß dieser Widerspruch aufgeklärt würde. A.

getheilt, und der Rauch zieht durch den Schornstein; der Sachse ist weniger reinlich als der Friese; er stellt sein Vieh mit dem Kopf nach der Diele, während der Friese es umgekehrt stellt.

Wie aus dem Folgenden hervorgeht, folgt der Saterländer in Allem den Sachsen, ist vielleicht selbst diesem Stamm entsprossen. *)

Das Saterland, wie es jetzt ist, besteht aus den vier Kirchspielen Strücklingen (mit den Ortschaften Bollingen, Utende, Bokelesch, Ubbehausen), Ramsloh (mit Hollen, Hollener Moor), Scharrel (mit Fermesand, Sedelsberg) und Neuscharrel, welches sich erst seit Kurzem von der Muttergemeinde getrennt hat. Die Einwohnerzahl des Ländchens beträgt ungefähr 3300 Seelen. Die einzelnen Kirchdörfer liegen $^3/_4$—1 Stunde von einander entfernt; das Land hat circa 5 Stunden Länge und $1^1/_2$ Stunden Breite. Die nördlichste Gemeinde ist Strücklingen, die südlichste und größte Scharrel, die kleinste Neuscharrel. Abgesehen von dem fürchterlichen Schmutz ist eine Reise durchs Saterland keineswegs eine unangenehme Tour. Nicht nur an allen Wegen, um und in Gärten findet man zahlreiche Bäume, hauptsächlich Eichen, Erlen und Birken, sondern auch als Grenzscheide der Wiesen hat man solche vielfach angepflanzt. Dadurch erhält die Landschaft ein freundliches Gepräge, und das Auge, in unserm Flachlande gewohnt, überall in die Weite schweifen zu können, findet hier aller Orten einen so sehr willkommenen Ruhepunkt.

Das eigentliche Hochmoor findet man besonders an der Grenze des Landes, aber auch im Innern desselben wird viel Moor angetroffen, welches von Sand- oder Geestrücken durchschnitten ist. Diese Geest ist an einigen Stellen $^3/_4$ Stunden, an anderen kaum einige Minuten breit. Wo das Moor den Sand durchschneidet, hat man Sandwege anlegen müssen, um die Verbindung zwischen den einzelnen Dörfern herzustellen. Das hier befindliche Moor ist eine Fortsetzung jenes großen Hochmoorstrichs, der sich vom Zuidersee durch Holland und einen Theil Hannovers hinzieht, dann ins Großherzogthum Oldenburg tritt, über die Weser geht und sich im Herzogthum Bremen verliert. Im Saterland hat dasselbe eine Tiefe bis zu 30 Fuß. Während fast dreier Viertheile des Jahres ist es ganz ungangbar und läßt den, der es betritt, einsinken; nur im Winter und in ungewöhnlich wärmeren Sommern kann man dasselbe ohne Gefahr betreten.

Auf den genannten Sandrücken liegen die Dörfer und das Wiesen- und Weideland. Dort ist der Boden lehmig oder moorig-sandig, und die frischen grünen Wiesen mit wenn auch leichtem, so doch wohlgenährtem Hornvieh und theils friesischen, theils Haideschafen würden einen noch freundlichern Eindruck machen, wenn die Vegetation nicht ein so wässeriges Aussehen hätte. Das kommt von der niedrigen Lage des Landes, welches bei anhaltendem Regen stellenweise fußhoch unter Wasser steht; die Wassermühle hat sich hier noch mit keinem Exemplar eingebürgert.

Jeder Familienvater besitzt wenigstens so viel Land, als er zur Ernährung seiner Familie nöthig hat, und baut hier und in seinem Garten außer den gewöhnlichen Korn- und Gemüsearten Buchweizen, Flachs, Kartoffeln; besonders kommt die rothe Kartoffel hier ausnehmend gut fort.

Man theilt das Land in Joche (das römische jugerum), Scheffelsaat und Ringe. Ein Joch hat fünf „scheppelsät" und dieses 16 Ringe oder Ruthen. Die Leichtigkeit des Bodens gestattet leichte Werkzeuge. Ein Räderpflug vorn mit einem Messer, die von Pflanzenwurzeln kreuz und quer durchzogene obere Erdkruste abzuschneiden, und eine einfache Egge ist Alles, was zu diesem Behufe erfordert wird. Hin und wieder sieht man Kühe vor dem Pflug und eine weibliche Person dahinter; eine wohl seltene, „aber keineswegs unangenehme" Erscheinung. Ueberhaupt ist den hiesigen Frauen ein bedeutender Theil der Feld- und Hausarbeit überlassen. Sie arbeiten eben sowohl auf dem Moore wie die Männer und wissen die dort erforderlichen Arbeiten mit großer Geschicklichkeit zu beschaffen; sie sind mit beim Torfgraben, bei der Ernte und spannen sich mit vor die Kähne und Schiffe, um solche durch die Kanäle zu ziehen. Ist der Mann nicht mit dem Boot unterwegs, um Torf oder andere Landesprodukte zu verschiffen, dann steht er seinem Weibe getreulich bei, verschmäht es sogar nicht, im Winter hinter dem Spinnrad oder beim Strickstrumpf zu sitzen, da ihm alsdann alle andere Beschäftigung fehlt. Im Sommer findet man am Tage außer den Kindern und alten und arbeitsunfähigen Personen selten Jemand zu Hause.

Bei den eigentlichen Bauern findet man gewöhnlich zwei Pferde und sechs bis fünfzehn Kühe. Weniger Begüterte haben ein bis drei Kühe, dahingegen aber eine größere Anzahl Schafe. Garten und Feld liefern Korn und Gemüse, das kultivirte Moor den Buchweizen, die Kühe Milch und Butter, das Schaf die Kleidung. Fast in jedem Hause findet man den Webstuhl, auf dem außer dem gebauten Flachs auch die gewonnene Wolle zu Kleidungsstücken verarbeitet wird.

Die Kühe werden des Nachts eingestellt, denn der Dünger ist ein zu unentbehrlicher Stoff; ohne denselben würde das Land in gar kurzer Zeit seine Dienste versagen.

Neben der Landwirthschaft gehört die Torfgräberei zu den bedeutendsten Beschäftigungen. Früh Morgens, schon vor Anbruch des Tages, ziehen die Männer, Weiber und größere Kinder, nachdem sie sich durch einen nahrhaften Buchweizenpfannkuchen hinlänglich gekräftigt haben, aufs Moor, dort den Torf zu graben, der alsdann mit kleinen Schiffen, Mutten genannt, verschifft wird. Diese Fahrzeuge werden besonders in Strücklingen, wo sich verschiedene kleine Werften befinden, gebaut. Ist man nicht zu weit von Hause, dann kehrt man des Mittags, sonst aber erst des Abends heim.

*) Ob die Saterländer friesischer Abkunft seien, ist ein streitiger Punkt. Bernhardi sagt darüber in dem Texte zu seiner „Sprachkarte von Deutschland", S. 134: „Freilich sind gegen die altfriesische Mundart neuerdings Zweifel erhoben worden, und in soweit auch nicht ohne Grund, als keine lebende Sprache Jahrhunderte lang im Gebrauch sein kann, ohne wesentliche Veränderungen zu erleiden; da jedoch die Einwohner des Kirchdorfs Scharl in einer Urkunde von 1400 Scharlfriesen genannt werden, so ist nicht unwahrscheinlich, daß sich dort wirklich noch Ueberreste der altfriesischen Sprache finden." A.

Arminius Vambery's Schilderung der centralasiatischen Hauptstadt Buchara.

Buchara als Knotenpunkt des Verkehrs. — Vambery in Gumüsch-Tepe bei den Yomut-Turkomanen. — Zollerhebung in Chakemir. — Eine Tekke in Buchara. — Die Bazare; Leben und Treiben in denselben; bunte Völkermischung. — Die Handelswaaren. — Die öffentlichen Plätze. — Derwische vom Nakschbendi-Orden. — Spionirsystem. — Ansichten über Europa. — Religiöse Zusammenkunft beim Wesir Rahmet Bi. — Orientalische Handschriften. — Der Righistan. — Das schlechte Wasser und der Medinawurm. — Der Serafschanfluß. — Fragen über die Türken. — Ein frommer Greis und dessen Beschaulichkeit. — Wie man Frömmigkeit erzwingt. — Die Unterthanen und ihr Herrscher. — Der Sklavenhandel. — Das Grab eines Heiligen.

„Türkistan ist noch heute ein Tummelplatz für die Nomaden, welche den friedlichen und betriebsamen Einwohnern der Städte und den Ackerbauern des platten Landes ihr drückendes Joch aufzwingen. Durch dieses Land sind nicht bloß Eroberer und mongolische Weltstürmer gezogen, sondern in allen Jahrhunderten auch Karawanen. Denn es ist eine Durchgangsregion zwischen dem mittlern und östlichen Asien einerseits und Europa andrerseits; zwischen Kaukasus und Ural liegt das große Thor, die Eingangspforte für Völkerwanderungen, Kriegsheere und Karawanen. In diesem Türkistan nimmt Buchara für den Handelsverkehr eine noch wichtigere Stellung ein, als Kabul für die Region im Süden des Paropamisus; es bildet den Knoten- und Centralpunkt des innerasiatisch-turanischen Verkehrs, von welchem aus Karawanen, wie aus einem Brennpunkte, gleichsam als Nadien nach China, Indien, Persien, Sibirien und Europa auslaufen. So wird Buchara zu einem großen Markt- und Stapelplatze, auf welchem auch die Waaren europäischer Gewerbsvölker mit einander in Wettbewerb treten und wo englische Güter, die über Calcutta oder Karratschi und Kabul kamen, in den Bazaren neben russischen, deutschen und französischen Erzeugnissen, welche aus Nischni Nowgorod eingebracht wurden, zum Verkauf ausgestellt sind. Von Buchara aus werden sie über einen großen Theil Innerasiens verbreitet und gegen Landeserzeugnisse ausgetauscht. So entstand eine natürliche Zwischenniederlage für einen über ungemein weite Räume ausgedehnten Handel, der ganz und gar durch Karawanen vermittelt wird." Karl Andree, Geographie des Welthandels; mit historischen Erläuterungen, I, S. 128.

Buchara, diese innerasiatische Charakterstadt, ist seit Meyendorffs und Negri's Reise, 1820, mehrfach von Russen, Engländern und neuerdings auch von Italienern besucht worden. Wir haben namentlich durch Wolff, Chanykoff und Alexander Lehmann eingehende Schilderungen dieses wichtigen Platzes erhalten. Zu denselben ist nun jene Vambery's gekommen, welche in sehr anschaulicher Weise auf die Eigenthümlichkeiten Buchara's eingeht.

Der ungarische Reisende hatte in den letzten Tagen des Märzmonates 1863 die persische Hauptstadt Teheran verlassen, war mit einer aus Mekka heimreisenden Pilgerkarawane durch Masenderan gezogen und fuhr über den südöstlichen Winkel des Kaspischen Meeres von Aschurada an der persischen Küste nach Gomüsch Tepe (d. h. Silberberg), dem Hauptzeltlager der Yomut-Turkomanen, bei denen er als Derwisch eine sehr gastliche Aufnahme fand. Er ging dann, zuerst in nördlicher und nachher, zwischen dem 40. und 42.° nördl. Br., in nordöstlicher Richtung durch die turkomanische Wüste nach Chiwa und von dort weiter nach Buchara. Er schildert die Reise in der Wüste und das Leben und Treiben in Chiwa ganz vortrefflich, wir gehen aber jetzt nicht näher darauf ein.

Nach ungemeinen Beschwerden und mehr als einer Lebensgefahr kam er in Chakemir an, einer Ortschaft, die aus etwa 200 Häusern besteht und nur noch drei Wegstunden von Buchara entfernt ist. Die Karawane mußte dort übernachten, da- mit der Badschgir (Steuereinnehmer) und der Wakanüwiß (Berichterstatter) ihre Obliegenheit verrichten konnten. Beide erschienen mit höchst wichtiger Amtsmiene am andern Morgen. Die Hadschis (Mekkapilger) hatten geweihte Glas- und Porzellanperlen aus Mekka bei sich, sodann Datteln aus Medina, Kämme aus Persien, Messer, Scheeren, Fingerhüte und kleine Spiegel aus Europa, was Alles vom Einnehmer verzeichnet wurde. „Als er mich ansah, lachte er; ich sollte meinen Koffer zeigen, denn wir haben ja immer hübsche Sachen bei uns; so drückte er sich aus, wahrscheinlich um anzudeuten, daß er in mir einen Europäer vermuthe. Ich hatte meine Derwischkappe auf dem Kopfe, war in der besten Laune und entgegnete, daß ich allerdings schöne Sachen bei mir habe; dann eilte ich in den Hof, holte meinen Esel und führte denselben in das mit Teppichen belegte Gemach. Alle Anwesenden lachten, ich aber öffnete meinen Sack und zeigte ihm meine Lumpen und die paar Bücher, welche ich in Chiwa erstanden hatte. Nachher kam der Wakanüwiß, schrieb Namen und Kennzeichen aller Personen nieder und fragte nach Neuigkeiten."

Die Hadschikarawane zog auf einem Umweg in die Stadt ein, um nicht in das Volksgewühl zu gerathen, und nahm Herberge in einem Tekkie, einem für die Aufnahme von Pilgern hergerichteten klosterartigen Gebäude, das ein 84 Zellen enthaltendes Viereck bildete und dessen Hofraum mit Bäumen bepflanzt war. Der Chalfa, Vorsteher, war ein angesehener Mann, und einer von Vambery's Reisegefährten, Hadschi Salih, stellte ihm den vermeintlichen Derwisch aus Konstantinopel vor. Der Empfang bei diesem Manne, der ein sehr umgängliches Wesen hatte, ließ nichts zu wünschen übrig, und nach einer halbstündigen Unterhaltung, die ihn sehr zu erfreuen schien, erklärte er sein Bedauern, daß der Badewlet, d. h. der Glückliche, nämlich der Emir von Buchara, nicht in der Stadt anwesend sei, sonst würde er nicht säumen, den fremden Pilger aus Rum, der europäischen Türkei, bei ihm einzuführen. Er gab aber demselben eine Ehrenzelle in einer Abtheilung des Hauses, wo nur Heilige und berühmte Männer wohnten, „und so war ich," sagt Vambery, „ohne mein Zuthun recht in das eigentliche Nest des mohammedanischen Fanatismus gerathen. Aber schon die Stätte, wo ich nun hauste, gewährte mir die beste Sicherheit gegen Verdacht und Argwohn, und die Civilbehörden hätten mir dort nichts anhaben können. Der Berichterstatter hatte auf meine Person besonderes Gewicht gelegt. Der Stellvertreter des Herrschers, der eben in Chokand Krieg führte, war ein gewisser Rahmet Bi, und dieser hatte befohlen, bei allen Pilgern genaue Erkundigungen über mich einzuziehen. Aber in meiner Tekkie wurde auf seine Befehle so wenig Werth gelegt, daß ich nur zufällig Kunde davon erhielt. Wenn Leute von mir sprachen und Näheres über mich wissen wollten, sprachen meine Freunde: Hadschi Reschid (so nannte sich Vambery) ist nicht bloß ein guter Muselmann, sondern auch ein sehr gelehrter Mollah, und wer gegen ihn Verdacht hegt, begeht eine Todsünde. Sie gaben mir übrigens gute Rathschläge, wie ich mich verhalten solle, und diesen verdanke ich, daß mir in Buchara keinerlei Mißgeschick widerfuhr. Der Platz ist für alle Fremden gefährlich, denn die Regierung hat ein Spionir-

system eingerichtet, das auf die Einwohnerschaft sehr demoralisirend wirkt.

Am nächsten Morgen ging ich mit Hadschi Salih und vier anderen meiner früheren Reisegefährten aus, um mir Buchara und seine Bazare näher anzusehen. Straßen und Häuser gewähren einen weit elendern Anblick als jene selbst der armseligsten Städte in Persien. Der Staub lag wohl einen Fuß hoch; aber trotz alledem war mein Erstaunen groß, als ich mich in das bunte Gewühl auf dem Bazar versetzt sah.

Die Bazare in Buchara sind keineswegs prächtig und glänzend wie jene in Teheran, Täbris und Isfahan, aber sie fesseln den Fremden wegen ihres mannichfaltigen Durcheinander von Rassen, Kleidertrachten, Sitten und Gebräuchen. In der auf und ab wogenden Menge herrscht der Typus iranischer Stämme allerdings vor. Man erkennt außerdem die Iranier gleich an ihrem Turban, welchen die vornehmen Leute und die Mollahs weiß, die Kaufleute, Handwerker und Diener dagegen von blauer Farbe tragen. Nächst diesen persischen Physiognomien tritt jene tatarischer Völker am häufigsten auf. Wir sehen Usbeken (Oezbegs) und finden bei ihnen Spuren einer ausgedehnten Blutmischung, und Kirgisen, welche hier in der Stadt ihre ursprüngliche nomadische Wildheit bewahrt haben. Um sie zu erkennen, braucht man ihnen nicht einmal ins Gesicht zu sehen; sie unterscheiden sich sofort an ihrem schweren Auftreten und gewichtigen Gange vom Turani und vom Irani. Dann fällt unser Blick auf einige Multani, wie man hier die Handelsleute aus Indien nennt, und auf Juden. Beide müssen als Abzeichen eine Schnur um den Gürtel und eine Art von polnischer Kappe tragen, das Elamit Tefrikie, woran man, den Geboten des Koran zufolge, jeden Nichtmuselmann erkennt, damit man nicht die Begrüßung Selam Aleïkum, Friede sei mit Dir, an ihn verschwende. Der Multani hat ein rothes Zeichen auf der Stirn und ein abstoßendes gelbliches Antlitz; er könnte als Vogelscheuche in einem Reisfelde stehen; der Jude dagegen hat ein hübsches, nobles Gesicht, ein glänzendes Auge und dürfte jedem Künstler zum Modell dienen. Auch sah ich Turkomanen, die vor allen Anderen kühn und selbstbewußt auftraten und vielleicht im Geist erwogen, wie werthvoll alle die schönen Sachen im Bazar als Beute sein würden, wenn man sie in der Wüste rauben könnte. Ich habe nicht viele Afghanen gesehen; die gemeinen Leute derselben trugen lange schmutzige Röcke und herabwallendes noch schmutzigeres Haar.

Dieses bunte Chaos von Bucharioten, Chiwensen, Chokandis, Kirgisen, Kiptschack, Turkomanen, Juden und Afghanen fand ich in sämmtlichen Abtheilungen des Bazars, wo überhaupt Alles in steter Bewegung war; aber ich vermißte das eigentliche Geschäfts- und Handelstreiben, welches auf den Bazaren Persiens weit lebendiger erscheint.

In den Buden der Kaufleute bemerkte ich Waaren aus verschiedenen europäischen Ländern, aber die Waaren russischen Ursprungs waren in bei weitem größter Menge vorhanden. In Europa würde man allen diesen Artikeln keine besondere Aufmerksamkeit zuwenden, hier aber, mitten in Centralasien, erregt jede unser Interesse, weil sie aus so weiter Ferne bis hierher gelangt ist. Uebrigens fand ich in Buchara nur sehr wenige Großhändler und große Waarenlager. Ich kann behaupten, daß das mir befreundete Handelshaus Hanhart und Compagnie in Täbris allein mehr Baumwollenwaaren auf seinem Lager hat, als ich in den 284 Buden des Baumwollenbazars in Buchara bemerkte. Dieser verdient aber unsere Aufmerksamkeit, weil man in ihm auch Baumwollenmanufakturen aus verschiedenen asiatischen Ländern ausgelegt findet, so z. B. den Stoff Aladscha, ein feines Gewebe mit zwei schmalen Streifen von verschiedener Farbe, sodann auch mancherlei Arten von Seidenwaaren, von den feinsten an, welche dem Spinnengewebe gleicht, bis zu dem schweren Atres. Vor Allem bemerkenswerth sind die Lederwaaren, welche überhaupt eine hervorragende Rolle spielen; Schuhwerk für Männer und Frauen ist von sehr guter Arbeit. Auch auf dem Kleiderbazar sieht man sehr schöne Arbeiten.

In Buchara haben wir Gelegenheit, den Centralasiaten in seiner wahren Eigenthümlichkeit zu beobachten. Er liebt das Tschachtschuch, d. h. daß seine Kleider rascheln. Ich habe immer mit Vergnügen zugesehen, wenn ein Käufer, der ein neues Tschapan, Kleidungsstück, gekauft hatte, auf- und abging, um sich zu überzeugen, daß es auch das richtige Geräusch mache. Die Kleider werden in Buchara selbst verfertigt und sind wohlfeil; die wahren Gläubiger von weit und breit her versorgen sich damit in Buchara; auch die Kirgisen, Kiptschack und selbst Kalmücken kommen zu diesem Zweck aus der Wüste, und der wilde Mongole mit schräg geschlitztem Auge lacht vor Freude, wenn er seinen aus ungegerbten Roßhäuten verfertigten Anzug gegen eine leichte Sommerkleidung, den Yektey, vertauscht. Ein solcher erscheint ihm als das Ideal der Civilisation, und Buchara ist für ihn ein Wien oder Paris.

Nachdem ich etwa drei Stunden lang in den Bazaren umhergeschlendert war, bat ich meinen vortrefflichen Freund Hadschi Salih, mich an einen Ort zu führen, wo ich etwas ausruhen und Erfrischungen zu mir nehmen könne. Also gingen wir durch den Theebazar, Tim tsche Tschay Furuschi, und über den berühmten Platz Lebi Haus Divanbeghi, ein Viereck, in dessen Mitte sich ein tiefes, 100 Fuß langes, 80 Fuß breites Wasserbecken befindet; die Einfassung besteht aus Quadersteinen, und acht Stufen führen zum Wasser hinab. Am Rande stehen mehrere Ulmen und unter diesen die unvermeidlichen Theebuden, in welchen riesengroße Samowars, russische Theekessel, sausen und zischen; sie werden in Rußland expreß für den bucharischen Markt angefertigt. Man trinkt, beiläufig bemerkt, nur grünen Thee. An den anderen drei Seiten des Wasserbeckens sind Brot, Obst, süße Gebäcke, warmes und kaltes Fleisch, Alles von Matten gegen die Sonnenstrahlen geschützt, zum Verkauf ausgestellt. Um die 100 und mehr Buden oder Läden summt ein Schwarm von Menschen, um sich zu sättigen. Die vierte, westliche Seite, bildet eine Art von Terrasse, und dort liegt die Moschee Mesdschidi Diwanbeghi. Vor derselben stehen einige Bäume, und unter denselben bemerkte ich Derwische und Meddah, Geschichtenerzähler, die in gebundener wie ungebundener Rede Allerlei zum Besten gaben, während gleichzeitig Komödianten thätig waren. Der Zufall war mir günstig, indem gerade eine allwöchentlich stattfindende Procession der Derwische vom Orden der Nakischbendi über den Platz hinwegzog.

Dieser Orden ist in Buchara entstanden und hat dort seinen Hauptsitz. Ich werde den Auftritt, dessen Zeuge ich war, nie vergessen. Diese Derwische waren in einem höchst aufgeregten Zustande; sie trugen hohe kegelförmige Mützen, hatten wallendes Haar, lange Stäbe und tanzten im Kreise wie Besessene. Dabei, ich kann mich nicht anders ausdrücken, bellten sie einen Gesang, dessen Strophen allemal von einem graubärtigen Oberderwisch vorgesungen wurden. Meine Aufmerksamkeit wurde von diesem Schauspiel dermaßen in Anspruch genommen, daß ich alle Mattigkeit und Ermüdung vergaß. Dann zog mein Freund mich in eine Bude, in welcher wir den köstlichen Schiwin-Thee tranken. Hadschi Salih fragte: „Nun, was sagst du zu Buchara scherif (dem edeln Buchara)? — „Es gefällt mir ganz ausgezeichnet." Diese Antwort machte ihm Freude, denn obwohl er aus Chokand und diese seine Heimat eben jetzt mit Buchara in Krieg verwickelt war, so gewährte es ihm, als Centralasiaten, doch ein nicht geringes Vergnügen, daß die Hauptstadt von Türkistan einen solchen Eindruck auf mich machte.

Ich trug bucharische Kleidung und war von der Sonne

dermaßen gebräunt, daß meine eigene Mutter nur mit Mühe mich erkannt haben würde, aber trotzdem war ich stets von Leuten umgeben, die mich mit forschender Aufmerksamkeit betrachteten. Sie schüttelten mir die Hände, umarmten mich und machten mich todtmüde. Ich trug einen Turban von ganz gewaltigem Umfange, an meinem Halse hing ein großer Koran, und da ich somit das Aeußere eines Ischan oder Scheich angenommen hatte, so mußte ich mich Allem fügen, was diese Würde mit sich brachte. Und ich that es um so weniger ungern, da dieser Charakter eines heiligen Mannes mich gegen Fragen von Seiten der weltlichen Beamten sicher stellte; auch hörte ich, was die Leute über mich sagten. — Welch ein außerordentlich frommer Mann ist er! Er kommt den weiten Weg von Stambul nach Buchara ganz allein, um unsern Bahaeddin zu besuchen. Dieser nämlich (nach bucharischer Aussprache Baveddin) war ein in der ganzen mohammedanischen Welt berühmter Ascet, und Gründer des oben erwähnten Nakischbendi-Ordens, von welchem Angehörige auch in Indien, China, Persien, Arabien und auch in der Türkei leben. Der große Heilige starb 1388; er ist im Dorfe Baveddin begraben, wo Abdul Asis Chan 1490 ein Kloster und eine Moschee baute.

Ein anderer Mann äußerte: Wir wollen auch nach Mekka gehen und dabei werden wir vielerlei Ungemach zu bestehen haben. Diese Leute aber, und dabei zeigte er auf mich, haben nichts Anderes zu thun; ihr Beruf besteht im Beten, in Frömmigkeit und Pilgerschaft. — Vortrefflich gedacht, sagte ich bei mir selbst, du hast's errathen, denn ich sah nun, wie nützlich mir meine Verkleidung war. Ich bin in der Hauptstadt Türkistans nicht ein einziges Mal Gegenstand des Verdachts oder Argwohns gewesen, obwohl doch sonst die Leute dort verschlagen und böswillig genug sind. Sie kamen zu mir, um sich den Segen spenden zu lassen, und hörten mir zu, wenn ich auf öffentlichen Plätzen die Geschichte des großen Scheichs von Bagdad, Abd ul Kader Ghilani, vorlas. Auch ließen sie es an Lobeserhebungen nicht fehlen, aber kein Einziger hat mir jemals auch nur einen Pfennig gegeben. Diese Bucharioten, die ein so heiliges Aeußere zur Schau tragen, bilden einen schroffen Gegensatz zu den wirklich frommen und freigebigen Usbeken in Chiwa.

Das Volk also war leicht zu täuschen, nicht so die Regierung, welche gegen den angeblichen Derwisch aus Stambul Verdacht gefaßt hatte. Rahmet Bi konnte mir offen nichts anhaben, aber seine Spione waren unablässig am Werke, um mir irgend eine verfängliche Aeußerung abzulocken; in ihren Gesprächen berührten sie alle möglichen Gegenstände, und kamen dann allemal auf Europa (Frenghistan) und dessen Verhältnisse. Aber der Vogel, den sie fangen wollten, ging nicht auf die Leimruthe.

Diese Spione erzählten, daß die Frenghis (Europäer) ein großes Wohlgefallen an der edeln Stadt Buchara fänden, und daß es sie nach dem Besitze derselben gelüste, aber die beiden Engländer, Conolly und Stoddart, seien auch dafür gestraft worden. Vambery bemerkt, daß über dieser beiden Märtyrer Schicksal noch jetzt in Buchara ganz widersprechende Angaben verbreitet seien. Der angebliche Derwisch durfte nicht so unvorsichtig sein, darüber Fragen zu stellen und nähere Erkundigungen einzuziehen. Die Spione erzählten ihm übrigens, daß vor einigen Tagen mehrere Europäer angekommen, aber sogleich eingekerkert worden seien. (Sie meinten die italienischen Reisenden, welche im Auftrag ihrer Regierung in Asien reisten und durch russische Vermittlung die Freiheit erhielten.) Diese hätten einige mit Diamantenstaub bestreute Theekisten mitgebracht, um alle Einwohner der heiligen Stadt zu vergiften; sie könnten Tag in Nacht verwandeln und trieben überhaupt viele ganz teufliſche Dinge."

Vambery sagt weiter: „Diese Bluthunde waren zumeist Hadschis, die sich lange in Konstantinopel aufgehalten hatten und nun ausspüren wollten, ob ich den Dialekt jener türkischen Hauptstadt rede und mit derselben genau bekannt sei. Gewöhnlich hörte ich sie lange mit scheinbarer Geduld an, gab mir dann die Miene, als ob jedes Gespräch über die Frenghis mir höchst unangenehm sei, und bat sie, nicht weiter über solche Ungläubige zu reden. Ich habe, sprach ich, Stambul verlassen, um von diesen Frenghis fortzukommen; sie haben offenbar die vielen Sachen, welche sie wissen, vom Teufel selbst gelernt. Allah sei gedankt dafür, daß ich nun in der edeln Stadt Buchara bin; verbittert mir also meine Tage nicht durch unangenehme Erinnerungen. — In ähnlichem Sinne sprach ich auch mit dem pfiffigen Mollah Schereseddin, diesem Vorsteher der Buchhändler, der mir eine Liste von Büchern zeigte, welche ein russischer Gesandter einige Jahre früher in Buchara zurückgelassen hatte. Ich überflog das Papier und sagte: Gelobt sei Allah dafür, daß mein Geist noch nicht durch die Bücher und die Wissenschaft der Frenghis verderbt worden ist, was leider bei manchen Türken in Stambul geschieht!

Eines Tages führte mir ein Diener des Wesirs Rahmet Bi einen kleinen verschrumpften Mann vor, der sich für einen Araber von Damaskus ausgab; ich sollte ermitteln, ob er wirklich ein solcher sei. Sein Gesicht schien mir europäisch zu sein, und als er zu reden begann, fand ich seine Aussprache nichts weniger als arabisch. Er habe, sagte er, eine Wallfahrt zum Grabe des Dschafen ben Sadik angetreten, das sich zu Chotan im chinesischen Türkistan befindet, und gedächte noch an demselben Tage weiter zu wandern. Der Mann war bei unsrer Unterredung sichtlich verlegen, und mir that es sehr leid, daß sich keine Gelegenheit darbot, ihn noch einmal zu sehen. Ich glaube, daß er eine ähnliche Rolle gespielt hat, wie ich selber.

Rahmet Bi sah wohl ein, daß er durch seine Späher nicht an mich kommen könne, und ließ mich nun zu einem Pilau (Mittagsmahl, bei welchem der Pilau, Schöpsenfleisch mit Reis, das Hauptgericht bildet) einladen; er hatte zu demselben auch die angesehensten Uelemas (Schriftkundigen) gebeten. Ich sah wohl, daß ich eine harte Nuß zu knacken hatte, denn die ganze Unterhaltung lief auf ein strenges Examen hinaus. Ich machte ihnen aber einen Strich durch die Rechnung; denn, um nicht durch irgend eine von ihnen aufgeworfene Frage in Verlegenheit zu gerathen, spielte ich meinerseits den Wißbegierigen und warf ihnen viele Fragen hin über den Unterschied der religiösen Grundsätze in Fars, Sünnet, Wadschib und Mustahab, den vier Stufen, welche die Bedeutung der respektiven Gebote des Islam bezeichnen. Fars ist die Pflicht, welche Gott durch den Propheten eingeschärft hat; Sünnet die Tradition, welche vom Propheten selbst ausgeht, aber ohne göttliche Inspiration; Wadschib und Mustahab sind Gebote, welche von neueren Auslegern des Koran eingeschärft werden. Die beiden ersteren sind obligatorisch, die letzteren nur discretionär.

Mein Eifer wurde beifällig bemerkt, und bald erhob sich eine lebhafte Erörterung über einige Punkte im Hidayet, Scherchi Wekaye und anderen Büchern. Dabei nahm ich lebhaften Antheil und pries laut die Gelahrtheit der bucharischen Mollahs, welche über jene der Uelemas zu Stambul weit emporrage. So zog ich mich glücklich aus der Klemme, und meine Brüder, eben die bucharischen Mollahs, gaben dem Wesir Rahmet Bi durch Zeichen und Worte deutlich genug zu verstehen, daß sein Berichterstatter sich gröblich geirrt habe.

Seitdem ließ man mich völlig in Ruhe. Ich erfüllte vor allen Dingen genau die verschiedenen Verpflichtungen, welche mein Stand als Derwisch mir auferlegte, und konnte mich nun auch in den Bazar wagen, wo, in 26 Buden, Bücher verkauft werden. Ein gedrucktes Buch gehört hier zu den Seltenheiten. Ich habe auf diesem Bazar und noch mehr in den Wohnungen der Buchhändler Schätze gesehen, die für unsere Orientalisten

von ungemeinem Werthe sein würden. Ich konnte natürlich nichts davon erwerben, denn einmal fehlte es mir an den erforderlichen Geldmitteln, und sodann hätte meine Theilnahme für weltliche Wissenschaften mir Nachtheil bringen können. Es hat mir schon viele Mühe verursacht, die wenigen Manuskripte zu erwerben, die ich von Buchara und Samarkand mit heimgebracht habe; aber mir blutete mein Herz, als ich Werke zurücklassen mußte, welche unseren orientalischen Studien großen Vorschub hätten leisten können.

Vom Büchermarkte aus ging ich gewöhnlich nach dem Righistan, dem öffentlichen Platze, welcher ziemlich weit entfernt liegt. Er ist größer und belebter als der weiter oben erwähnte Lebi Haus, aber nicht so angenehm. Auch er hat ein Wasserbecken und Theebuden; gegenüber auf einer Erhöhung steht die Ark des Emirs, die Palastburg des Herrschers; sie gewährt einen düstern Anblick. Ueber dem Eingangsthore befindet sich eine Uhr. Mich schauderte, als ich an dieser Zwingburg vorüber ging, in welcher eben damals drei Europäer schmachteten. Vor dem Thore lagen 14 Broncekanonen mit stark verzierten Läufen; Trophäen aus dem Kriege mit Chokand. Rechts vom Palaste liegt die Mesdschidi Kelan, die größte Moschee in Buchara.

Von Righistan ging ich nach einer Theebude, welche ein Chinese aus Komul (im chinesischen Türkistan, 40 Stationen von Kaschgar und 60 von Buchara) inne hatte; er war mit dem Turko-Tatarischen völlig vertraut, galt hier für einen Muselmann, erzählte mir vielerlei aus seiner Heimath und führte 16 verschiedene Sorten Thee in seinem Laden, die er alle durch das Anfühlen von einander unterscheiden konnte.

Auf der Wanderung von Teheran nach Buchara hatte ich von meinen Reisegefährten so viel über diese Stadt gehört, daß ich mich nach Verlauf einer Woche dort ganz heimisch fand. Anfangs diente mir Hadschi Salih als Führer, dann aber ging ich allein aus und schlenderte in den Straßen, Bazaren und Medressehs, höheren Lehranstalten, umher. Mit meinen Freunden machte ich dann und wann einen Besuch bei einem Landsmanne derselben, welcher in Buchara ansässig war. Bei ihm thaten sie sich gütlich, weil er ihnen die in ihrer Heimath, der chinesischen Tatarei, beliebten Speisen vorsetzte, namentlich den Mantuy, eine Art Pudding aus gehacktem, mit Fett vermischtem und stark gewürztem Fleisch, welches sie mit Dampf kochen, der durch vier übereinander angebrachte Siebe geht. Die gekochten Mantuys werden auch wohl in Fett geschmort und heißen dann Senbusi, Frauenküsse. Meine Freunde aus Kaschgar und Yarkend hatten noch andere Nationalspeisen, die aber nur einem Tataren gefallen können.

Die Hitze war fast unerträglich, und nun kam die Jahreszeit heran, in welcher gewiß je der zehnte Mensch den Rischte (Medinawurm, Filaria medinensis) bekommt. Ich trank deshalb nur warmes Wasser oder Thee. Dieses Uebel ist zu Buchara im Sommer so gewöhnlich, daß man auf dasselbe kein größeres Gewicht legt, als bei uns auf eine Erkältung. Der Kranke fühlt am Fuß oder irgend einem andern Körpertheil ein Kitzeln; dann entsteht ein Fleck, und aus demselben kommt ein fadenartiger Wurm, der manchmal eine Elle lang ist, und zu dessen Abwicklung meist mehrere Tage erforderlich sind. Das ist die gewöhnliche, vollkommen schmerzlose Behandlung, bei der aber große Vorsicht beobachtet werden muß; denn wenn der Wurm abreißt, entsteht eine Entzündung, und statt eines Wurmes bekommt man deren vielleicht ein halbes Dutzend und mehr; der Kranke hat große Schmerzen und wird bettlägerig. Herzhafte Leute schneiden den Rischte aus, sobald er sich zeigt. Uebrigens wissen die Barbiere recht gut mit diesem Wurm umzugehen. Dieselbe Krankheit tritt auch in Bender Abbassi in Persien auf und kommt manchmal im folgenden Sommer wieder, wenn auch der Kranke sich in einem ganz verschiedenen Klima befindet. So ging es z. B. dem bekannten Missionär Wolff, bei welchem der Wurm sich zum zweiten Male zeigte, als dieser Reisende schon wieder in England war. In Buchara treten, in Folge der Hitze und des schlechten Wassers, noch manche andere bösartige Krankheiten auf.

Die Stadt erhält ihr Wasser aus dem Serasschan, d. h. dem Vertheiler des Goldes, welcher tiefer liegt als Buchara und in den Sommermonaten ziemlich arm an Wasser ist. Dieses wird vermittelst eines Kanals herbeigeleitet, der aber höchst unreinlich gehalten wird. Man läßt das Wasser durch das Derwasi Mesarthor alle 8 oder 14 Tage, je nach dem Stande des Flusses, in die Stadt ein, und auch dann ist es schon ziemlich schmutzig. Sobald es herbeiströmt, springen Jung und Alt in Kanäle und Wasserbecken, um ihre Abwaschungen vorzunehmen, nachher treibt man die Pferde, Kühe und Esel hinein, zuletzt gönnen sich auch Hunde die Wohlthat eines Bades. Nun erst wird verordnet, daß man das Wasser in Ruhe lassen solle. Es kann sich setzen, und nachdem es so viele Elemente der Unreinlichkeit aufgenommen hat, dient es zum Trinken. So wird in dem „edlen und frommen" Buchara ein Hauptgebot des Islam beobachtet, das vor allen Dingen Reinlichkeit einschärft!

Sehr oft vernahm ich den Ausspruch: „Buchara kuvveti islam ü din est", d. h. Buchara ist die wahre Stütze des Islam. Man könnte eher sagen, es sei dessen Rom, denn Mekka und Medina sind gleichsam das Jerusalem. Buchara fühlt seine Stellung und rühmt sich anderen mohammedanischen Ländern gegenüber derselben, selbst vor dem türkischen Sultan, der doch für das officielle Oberhaupt der Religion gilt. Man vergibt ihm nicht, daß er den Europäern so manchen Einfluß verstattet.

Da ich für einen Osmanli aus Stambul galt, mußte ich manche Fragen beantworten.

Erstens: Weshalb macht der Sultan nicht um einen Kopf kürzer alle Frenghis, die in seinem Lande leben und doch keinen Tribut, Dschezieh, bezahlen? Weshalb führt er nicht alljährlich den heiligen Krieg (Dschihad), obwohl an seinen Grenzen Ungläubige wohnen?

Zweitens: Weshalb tragen die Osmanli, die doch Sunniten sind und zur orthodoxen Sekte der Hanefiten gehören, weder den Turban, noch den langen, bis auf die Fußknöchel reichenden Rock, obwohl Beides vom Gesetz vorgeschrieben wird? Weshalb tragen sie nicht langen Bart und kurzen Schnauzbart, wie es doch der Ruhm aller irdischen Schöpfung, der Prophet, gethan?

Drittens: Weshalb singen die Sunniten in Stambul und Mekka den Esan (Ruf zum Gebet)? Das ist eine entsetzliche Sünde!

Viertens: Sie wohnen den heiligen Stätten nahe; weshalb pilgern sie nicht alle dorthin? —

Ich gab mir große Mühe, die religiöse Ehre der braven Osmanli zu retten, mußte aber freilich dann und wann Zugeständnisse machen. Im Stillen jedoch wünschte ich den Türken Glück, weil sie trotz des corrupten Islamismus sich doch manche gute Charakterzüge bewahrt haben, während ihre hiesigen Religionsgenossen, welche von sich rühmen, daß sie aus der Quelle des wahren Glaubens selber schöpfen, durchaus verlogen, scheinheilig und betrügerisch sind.

Mehrmals habe ich Theil genommen an einer Chalka, einem „Kreise", welchen die Andächtigen bilden. Sie hocken dicht nebeneinander und geben sich dem Tevedschüh hin, der Betrachtung und der Beschaulichkeit über die Größe Gottes, den Ruhm des Propheten und die Hinfälligkeit aller irdischen Dinge. In den westlichen Ländern bezeichnet man diese Contemplative als Murakebe. Da sitzen nun diese Männer mit dem ungeheuern Turban in frommer Haltung, und ein Fremder

muß glauben, sie seien wahre Ausbunde von Tugend und Gottesfürchtigkeit. Wer aber näher zusieht, bemerkt bald, daß manche von ihnen so tief in die Beschaulichkeit sich versenken, daß sie einschlafen und laut schnarchen. Daran nimmt aber der Buchariot keinen Anstoß; er sagt: „Diese Männer haben es in der Heiligkeit so weit gebracht, daß sie an Gott und das Jenseits denken, auch wenn sie schnarchen!"

In Buchara kommt Alles auf das Aeußere an. Jede Stadt hat ihren Reïs, Obhüter der Religion, der mit einer Peitsche in den Straßen und auf den Plätzen umhergeht und den ersten Besten über die Grundfragen des Mohammedanismus examinirt. Wer die Fragen nicht richtig beantwortet, wird auf acht bis vierzehn Tage in die Knabenschule geschickt, und wenn er auch ein graubärtiger Sechsziger wäre. Andere werden von diesem Reïs mit der Peitsche zur Betstunde in die Moschee getrieben. Ob sie aber in der Schule etwas lernen, oder schlafen, oder was sie in der Moschee treiben, darum kümmert sich dann Niemand weiter.

Alle diese Verhältnisse üben natürlicherweise Einfluß auf die Regierung und auf die gesellschaftlichen Zustände überhaupt.

Zwei Drittheile der Bewohner von Buchara sind iranischer Abkunft: Perser, Mervi und Tadschicks. Durch sie werden die Bazare, Straßen und öffentlichen Plätze belebt, aber man kann sich nichts Einförmigeres und Langweiligeres denken, als das häusliche Leben. Heiterkeit und Frohsinn können nicht aufkommen, wo ein solches System der Religion neben einem Alles durchdringenden Späherwesen herrscht. Denn die Spione des Emirs dringen bis in das Innerste der Familie, und wehe dem Manne, welcher gegen die Formen der Religion oder gegen die Autorität des Herrschers verstößt! Durch langjährige Unterdrückung ist das Volk nun dermaßen eingeschüchtert, daß Mann und Frau, auch wenn kein Dritter zugegen ist, nicht wagen würden, den Namen des Emirs zu nennen ohne den Zusatz: „Allah lasse ihn 120 Jahre leben!" Die Leute hassen aber nicht etwa ihren Herrscher, denn tyrannischer Eigenwille erscheint ihnen als eine Sache, die völlig in der Ordnung ist, als ein unvermeidliches Attribut der fürstlichen Würde.

Emir Nasr Ullah, Vater des gegenwärtigen Herrschers, war in seinen letzten Lebensjahren ein höchst ausschweifender und dabei grausamer Mann; er bestrafte seine Unterthanen mit dem Tode für unsittliche Handlungen, die er selbst in schamloser Weise beging, aber darüber kam nicht einmal ein Tadel aus dem Munde seiner Unterthanen. Der gegenwärtig regierende Emir Mosaffer ed din Chan ist ein wohlgesinnter Mann, sehr streng, aber für seine Person von unsträflichem Wandel. Von seinen Unterthanen wird er gelobt und gepriesen. Ich sah ihn in Samarkand; er ist jetzt etwa 42 Jahre alt, von mittlerm Wuchs, etwas beleibt, hat ein ganz angenehmes Gesicht, schöne schwarze Augen und einen dünnen Bart. In seiner Jugend war er ein Jahr lang Gouverneur von Karschi, ist dann 18 Jahre lang Statthalter in Kermineh gewesen und galt allezeit für einen in seiner Art wohlwollenden Mann. Er hält streng an den politischen Grundsätzen seines Vaters und ist, als Mollah und strenggläubiger Mohammedaner, ein erklärter Feind aller Neuerungen, auch solcher, deren Vortheil und Nutzen ganz klar ist. Bei seinem Regierungsantritte nahm er als Wahlspruch auf sein Siegel: El hükm bil adl, d. h. Regierung durch Gerechtigkeit, und bis jetzt ist er demselben treu geblieben, wenigstens nach den in Buchara herrschenden Begriffen. Gegen seine Würdenträger verfährt er ungemein streng und bestraft auch geringere Vergehen, welche sie sich zu schulden kommen lassen, mit dem Tode, während er gegen geringe Leute nachsichtiger verfährt. Deswegen sagt das Volk von ihm, er tödte die Elephanten und beschütze die Mäuse.

Er kann es nicht leiden, wenn seine Unterthanen von der hergebrachten einfachen Art und Weise abweichen wollen, weil sie, wie er meint, sich bei derselben vollkommen glücklich befinden. Deshalb verbietet er die Einfuhr von Luxusartikeln und überhaupt von kostbaren Waaren, leidet auch keinen Aufwand an Kleidern oder im Hause. Sein Serdari Kul, Oberbefehlshaber der Armee, Namens Scharuch Chan, stammte aus einer Seitenlinie des in Persien herrschenden Königsgeschlechts der Kadscharen, war ursprünglich persischer Statthalter von Astrabad, floh dann nach Buchara und wurde hier mit Würden und Auszeichnungen überhäuft. Dieser Mann gedachte nach persischer Weise zu leben; er ließ sich eine Wohnung nach dem Muster der Häuser Teherans bauen und in derselben sogar Glasfenster anbringen. Der Emir wußte das Alles vom Anfang an, that aber keinen Schritt, bevor das Haus vollendet war. Dann aber erklärte er, Scharuch Chan habe sich gegen die Gebote der Religion versündigt, hielt ihn eine Zeit lang gefangen und schickte ihn in die Verbannung. Für das confiscirte Haus fand sich ein Käufer, aber der Emir gab Befehl, dasselbe nieder zu reißen. Selbst die Ruinen waren ihm noch zu prächtig; Alles wurde dem Boden gleich gemacht und das Holzwerk an einen Bäcker verkauft.

Mosaffer ed din Chan hat, dem mohammedanischen Brauche gemäß, vier rechtmäßige und daneben noch etwa 20 andere Frauen. Die ersteren sind Bucharinnen, die anderen Sklavinnen, mit denen er, wie man mich versicherte, keinen nähern Umgang unterhält; sie sind mit der Abwartung seiner 16 Kinder — 6 Knaben und 10 Mädchen — beschäftigt. Die Leitung des Harems liegt des Emirs Mutter ob; diese war ursprünglich eine persische Sklavin aus Kademdschiha bei Mesched; des Herrschers Großmutter, Hakim Ayim, geht ihr zur Hand. Im Harem herrscht die strengste Ordnung; es ist bei Todesstrafe verboten, denselben zu betreten; man soll nicht einmal einen Blick dorthin werfen oder auch nur an ihn denken. Das Letztere ist nur den frommen Scheichs oder Mollahs gestattet, deren Hauch, Neses, für heilig gilt. Zu diesen Leuten gehörte mein Reisegefährte und Freund Hadschi Salih, und deshalb wurde er in den Harem befohlen, um dort eine Gabe des berühmten Chaki Schifa, d. h. Gesundheitspulvers aus Medina, auszutheilen. Die Unterhaltung des Harem kostet nur wenig; die Frauen müssen nicht nur ihre Kleider selber verfertigen, sondern auch jene für den Emir, der sehr sparsam ist und Alles beaufsichtigt. Für die Küche werden nach unserm Gelde täglich zwischen drei und vier Thaler verausgabt; Süßigkeiten kommen selten auf die Tafel, aber alle Tage Reisgerichte, bei denen Schöpsenfett eine große Rolle spielt.

Auf einen Mann, der Monate lang durch die Wüste Centralasiens wanderte, macht Buchara, so armselig es auch in mancher Beziehung erscheint, doch einen großstädtischen Eindruck. Ich genoß dort täglich Brot, Thee, Obst und gekochtes Fleisch; ja ich besaß nun zwei Hemden, und diese Behaglichkeiten eines civilisirten Lebens waren mir nach langen Entbehrungen so angenehm, daß es mir ordentlich schwer aufs Herz fiel, als meine Reisegefährten mich daran erinnerten, daß wir in den nächsten Tagen nach Samarkand aufbrechen müßten. Dort mußte es sich entscheiden, ob ich über Chokand und Kaschgar gehen oder über Kerki, Karschi und Herat nach Teheran zurückkehren sollte.

Bevor ich von Buchara scheide, will ich noch einige Worte über den Sklavenkarawanserai sagen. Das Gebäude bildet ein Viereck und hat 30 bis 35 Zellen, in welchen drei Großhändler ihre lebendige Waare eingesperrt hielten. Diese war theils ihr Eigenthum, theils hatten sie dieselbe von Turkomanen in Commission erhalten. Diese Turkomanen bringen ihre Sklaven selber nach Buchara und schlagen davon in den

ersten Tagen nach ihrer Ankunft so viel als möglich los; was sie nicht verkaufen können, geben sie dem Dellal, Mäkler, in Commission. Man verkauft in Chiwa und Buchara Menschen im Alter von 3 bis zu 60 Jahren.

Den Geboten des Islam zufolge sollen nur Ungläubige als Sklaven verkauft werden, aber in dem heiligen Buchara läßt man diese Vorschrift durchaus unbeachtet und macht Perser, also schiitische Mohammedaner, zu Sklaven. Man hilft sich dabei in sehr bequemer Weise. Schon im Jahre 1500 hat nämlich der Mollah Schemseddin die Schiiten kurzweg für Ungläubige erklärt. Man geht aber noch weiter, indem auch sunnitische Mohammedaner, die man als Sklaven verkaufen will, so lange geprügelt werden, bis sie sich selber für Schiiten erklären! Der Jude gilt für zu niedrig und zu unwürdig, Sklav zu werden, und das läßt er sich natürlich gern gefallen. Der Turkomane plündert ihn aus, zieht ihm selbst die Kleider vom Leibe, wird aber diesen selber nicht anrühren, weil er sich dadurch verunreinigen würde. In früheren Zeiten vergriff man sich auch an den Hindus nicht. Seitdem aber in den letzten Jahrzehnten viele Indier über Herat nach Buchara kamen, machten sich die Turkomanenvölker der Tekke und Sarik einen bequemen Grundsatz zurecht. Sie zwingen jeden Anhänger Wischnu's, sich für einen schiitischen Mohammedaner zu erklären; dann erst wird er ausgeplündert und verkauft. Männliche Sklaven werden öffentlich zum Verkauf ausgestellt; der Verkäufer muß dafür stehen, daß die Waare gesund sei. Die Preise sind je nach den Umständen verschieden, je nachdem die Alamans, Raubzüge, der Turkomanen ergiebig ausfallen oder nicht. Als ich in Buchara war, bezahlte man einen kräftigen Mann in mittleren Jahren mit 40 bis 50 Tillah, also 21 bis 36 Pfund Sterling. Als die Turkomanen einen großen Sieg über die Perser erfochten und 18,000 derselben gefangen genommen hatten, konnte man einen solchen Sklaven für drei oder vier Tillah kaufen.

Vambery verweilte 22 Tage in Buchara. Bevor er von dort nach Samarkand abzog, unternahm er einen Ausflug nach dem etwa drei Wegstunden entfernten Dorfe Baweddin, wo der schon oben erwähnte heilige Bahaeddin Nakischbend begraben liegt. Er ist Stifter des nach ihm benannten Derwischordens, und dieser ist die Quelle aller religiösen Extravaganzen, durch welche sich der östliche Islamismus vom westlichen unterscheidet. Bahaeddin wird als der Nationalheilige in ganz Türkistan verehrt; er gilt gleichsam für einen zweiten Mohammed, und der Bucharc ist fest überzeugt, daß schon der bloße Ruf: Bahaeddin belagerdan, d. h.: o. B. du Abwender des Uebels, hinreichend sei, den ächten Gläubigen vor jedem Uebel zu bewahren. Selbst aus dem fernen China pilgern Wallfahrer zu seinem Grabe, und fromme Leute in Buchara stellen sich allwöchentlich dort ein, um zu beten. Etwa 300 Esel vermitteln eine regelmäßige Verbindung zwischen der Stadt und dem Dorfe, wo sich das Grab in einem kleinen Garten befindet. Dort befindet sich auch der berühmte Senghi murad, Stein des Verlangens, an welchem jeder Pilger seine Stirn reibt; er ist dadurch ganz glatt geworden. Ueber dem Grabe sind mehrere Widderhörner angebracht, sodann eine Fahne und ein Besen, mit welchem einst das Heiligthum in Mekka ausgefegt worden ist. Man hat einige Male den Versuch gemacht, das Grab mit einer Kuppel zu überwölben; sie ist aber allemal nach drei Jahren wieder eingestürzt. Die Scheichs sagen, Bahaeddin ziehe die freie Luft und das Himmelsgewölbe vor, und dasselbe sei auch mit den übrigen Heiligen in Türkistan der Fall.

Zustände auf der Insel Martinique.

Bald nachdem wir unsern frühern Aufsatz (VII, S. 246) über die Kulturverhältnisse Westindiens geschrieben hatten, kam uns in der neuesten Nummer der Revue l'Orient ein Artikel zu Gesicht, in welchem Hommaire de Hell die Agrikulturzustände auf den französischen Antillen in lehrreicher Weise erörtert. Wir können denselben nicht in seiner ganzen Länge mittheilen, weil er Manches enthält, was nur für Frankreich ein besonderes Interesse hat, und beschränken uns auf das Wesentliche.

In Europa haben nicht Viele eine richtige Ansicht von dem Ackerbaubetrieb in den tropischen Colonien, namentlich solcher, deren Haupterzeugniß der Zucker bildet. Dort greifen Ackerbau und Manufaktur in einander, und sowohl Anlagekapital wie Betriebsmittel müssen bedeutend sein. Der Zuckerbau verlangt anhaltende Aufmerksamkeit und Thätigkeit, daneben auch regelmäßige Arbeit. Diese steht ihm seit 1848 nicht mehr zu Gebote. Statt eines fleißigen Arbeiters, auf welchen Verlaß war, finden sich jetzt zehn, welche entschlossen sind, nichts zu thun, und welche Arbeitscontracte nur deshalb abschließen, weil sie sonst der gesetzlichen Strafe unterlägen. Man producirt theuer und oft ohne nur die Zinsen vom Anlagekapital zu erübrigen.

Früher waren die Gebirgsabhänge von Martinique mit Kaffeebäumen bepflanzt, und die Ausfuhr der überall gesuchten Bohnen betrug zwei Mill. Pfund. Jetzt ist der Kaffeebau dahin, weil man keine Arbeiter findet, welche sich der keineswegs anstrengenden Pflege des Baumes unterziehen. Glaube man nicht etwa, daß Menschenmangel oder niedriger Arbeitslohn die Schuld trage. Die Arbeitskräfte mangeln und der Ackerbau leidet, weil der freie Neger in jenem warmen Klima sich den nothdürftigsten Lebensbedarf schafft, ohne zu arbeiten, und weil das Gesetz ihn nicht zur Arbeit zwingen kann.

Martinique ist nur 14 Lieues lang, 7 breit und eine der am stärksten bevölkerten Inseln, denn sie zählt auf diesem kleinen Raume 135,017 Seelen, darunter 67,500 „Ackerbauarbeiter", welche 30,000 Hektaren bestellen. Die Zahl der auf den Zuckerplantagen ansässigen, sowohl einheimischen wie eingewanderten Arbeiter, welche die etwa 15 bis 16,000 mit Zucker bepflanzten Hectaren besorgen, stellt sich auf 32,000 Köpfe. In Frankreich muß, nach statistischen Ermittelungen, jeder Feldarbeiter 120 Aren Boden bestellen, auf Martinique, das keinen Winter hat, nur 50 Aren, also nicht einmal halb so viel.

In Betreff der Arbeitslöhne ergibt ein Vergleich, wie günstig, gegenüber den Feldarbeitern in Europa, die Kreolenneger, d. h. die auf Martinique eingebornen Schwarzen, die vor 1848 Sklaven waren, gestellt sind. Sie bilden die Mehrzahl jener 67,300 Köpfe, denn die eingewanderten zählen nur 15,576 Seelen. In Frankreich kommt auf einen solchen Arbeiter ein Durchschnittslohn für jeden Arbeitstag von $1\frac{1}{2}$ Franc (12 Silbergroschen), auf eine Frau 75 Centimes (6 Silbergroschen); für Kinder 25 Centimes, also 2 Silbergroschen. Damit müssen alle Lebensbedürfnisse bestritten werden.

Auf Martinique hat der freie Arbeiter, der arbeiten will, ein Haus, in welchem zwei europäische Arbeiterfamilien sich sehr behaglich fühlen würden, miethfrei; er hat daneben einen Baum- und Fruchtgarten und außerdem ein Stück Feld, das er nach Belieben bestellen kann und dessen Ertrag ihm gehört. Er kann jagen und fischen, wie und wo es ihm beliebt, und durchschnittlich ist ihm auch gestattet, Rindvieh zu halten; Kleinvieh ohnehin immer. Er kann Holz holen und schlägt auch wohl Bäume nieder, um die Kohlen zu verkaufen. So kosten ihm Gemüse, Obst, Zucker gar kein Geld und fast gar keine Mühe. Zu dem Allen bekommt er für neunstündige Arbeit 10 Silbergroschen (1 Fr. 25 C.), gleichviel, ob er Mann, Frau oder Knabe ist.

Unter großem Jubel wurde 1848 die Sklaverei in den französischen Colonien abgeschafft. Die letzteren jubelten aber nicht, und fragten: welche Entschädigung zahlt uns das Mutterland; werden die Freien arbeiten, und wenn nicht, woher bekommen wir Arbeitskräfte? —

Man zahlte als Entschädigung für jeden freigelassenen Neger 400 Francs, obwohl der Durchschnittspreis in den Colonien sich auf 2000 Francs stellte; diese Entschädigung war also sehr gering, und die Eigenthümer erlitten ungeheuern Verlust an Kapital. Aber die zweite Besorgniß war noch gewichtiger. Die Neger gingen aus Rand und Band, und Mordthaten und angelegte Feuersbrünste waren an der Tagesordnung. Alle Arbeit wurde eingestellt.

Die Pflanzer verloren auch unter solchen Umständen den Muth nicht; sie thaten die Ernte ein, so gut es eben gehen wollte; aber Schaden hatten sie doppelt und dreifach, weil ohnehin die Zuckerpreise niedrig standen. So ging das mehrere Jahre hintereinander, denn das Mutterland sorgte nicht für Arbeiter. Die Hoffnung, daß im Fortgange der Zeit der Neger sich besinnen und arbeiten werde, war ganz eitel, denn nur wenige kehrten auf die Pflanzungen zurück. Die meisten waren seit ihrer Freigebung Landstreicher geworden, lebten vielfach auf Kosten und zum Nachtheil ihrer früheren Herren und arbeiteten ein paar Tage, wenn sie große Noth litten oder irgend eine Caprice befriedigen wollten. Viele gingen in die Städte, wo sie ein gefährliches Proletariat bildeten und allerlei Unfug trieben; Andere kauften im Innern ein kleines Stück Land und verlebten dort müßige Tage.

Die Landstreicherei wurde zuletzt eine solche Landplage, daß am 10. September 1855 der Code der Arbeit und der Abgaben veröffentlicht werden mußte. Die Absicht bei Erlaß desselben ging dahin: „einige Zucht in die Colonialgesellschaft zu bringen; der Confusion der Menschen und der Dinge zu steuern; jeden Bürger unter Auge und Hand des Gesetzes zu stellen; die Wirkung eines entnervenden Klimas und unheilbringender Gewohnheiten zu paralysiren; die Trägheit zu bekämpfen und die menschliche Thätigkeit rege zu halten; die Individuen um Eigenthum und Industrie zu gruppiren; zwischen Herren und Arbeitern legale und ersprießliche Beziehungen zu schaffen; die nothwendige Eintracht und die wirthschaftliche Solidarität zwischen Eigenthum und Proletariat wieder herzustellen; Alle, welche das Alter erreicht haben, in welchem sie des Unterscheidungsvermögens mächtig sind, zu zwingen, von ihrem freien Willen einen guten Gebrauch zu machen (!!); die Produktion aufzumuntern; die Colonie anzuregen, damit sie in der moralischen und materiellen Ordnung der Dinge einen großen socialen Fortschritt mache".

Wir haben das Obige Herrn Hommaire de Hell nachgeschrieben, um eine Probe des unsinnigsten administrativen Galimathias zu geben. Es wäre einfach und klar gewesen, zu sagen: Ihr schwarzen Vagabunden sollt von nun an wieder arbeiten, weil mit Tagedieben nichts genutzt wird; deswegen sollt ihr von nun an Abgaben zahlen, und thut ihr das nicht, so werdet ihr zur Zwangsarbeit angehalten. Das ist nämlich Sinn und Bedeutung jenes Code. Es stellte sich also auf Martinique, wie anderwärts auch, die Wahrheit heraus, daß mit dem Neger ohne Zwang gar nichts anzufangen sei. Der Code hat aber nichts genützt. Die Neger zahlen wohl die Steuer, aber arbeiten thun sie darum nicht. Sie müssen nachweisen, daß sie Arbeit genommen haben, und der Arbeitgeber muß das in einem Buche bescheinigen. Nun aber hat ein Viertheil der Landleute gar kein Buch, und außerdem findet jeder einen Freund, welcher bescheinigt, daß der oder der bei ihm in Arbeit stehe.

Am liebsten hat der Neger eine Hütte mit einem Garten, den ihm Frau und Kinder bestellen müssen; er selber thut nichts; er baut auf seinen Grund und Boden ein paar Hütten und vermiethet diese an schwarze Vagabunden. Sie pflanzen Ignamen, Manioc und süße Kartoffeln, was mit leichter Mühe geschehen ist, haben vollauf zu essen, bringen den Ueberschuß zu Markte und davon bezahlen sie die geringe Abgabe. So sind sie mit Gendarmen und Steuereinnehmern in Ordnung, aber mit Allem, was Civilisation heißt, haben sie gebrochen. Manche arbeiten bei den Pflanzern einen Tag in der Woche; zu anhaltender Arbeit bringt man sie auch für Geld nicht. Um das Ganze zu begreifen, muß man wissen, daß die Neger auf Martinique kein Brot essen und sich aus Fleisch wenig oder gar nichts machen. Etwa 15,000 Neger sind, nach der statistischen Aufnahme vom 31. December 1863, unbeschäftigte Vagabunden; ihre Zahl vermehrt sich. Das Gesetz vermag nichts dagegen, weil diese Landstreicher sich ein paar Quadratruthen Boden erwerben und dann „Grundbesitzer" sind. Etwa 32,500 Neger arbeiten auf den Zuckerplantagen, aber sehr unregelmäßig, wechseln oft, gehorchen schlecht und sind immer mißvergnügt, weil sie lieber auch „Grundbesitzer" wären. Die Arbeit der Creolen- d. h. eingebornen Neger ist für jene Colonie so gut wie verloren.

Der Leba-See in Hinterpommern.

Von Dr. **Ernst Boll** in Neu-Brandenburg.

Unter dem 9. Dec. 1864 meldet die preußische Nationalzeitung aus Stettin Folgendes: „Vorgestern war eine Deputation aus Leba hier anwesend, welche bei der hiesigen Behörde wegen Herstellung eines Zufluchtshafens bei Leba Vorstellungen machte und sich darauf nach Berlin begeben hat, um bei den Ministerien für denselben Zweck thätig zu sein. Zur Herstellung des Hafens bedürfte es in der Hauptsache nur des Durchstichs der schmalen Landenge, welche den Leba-See von der Ostsee trennt. Der See selbst hat in seinem nördlichen Theile sogar für die größten Handelsschiffe die nöthige Tiefe und Raum genug zum Ankern für mehrere hundert Schiffe; auch besteht der Boden aus Thon und Lehm, so daß

eine Versandung des Durchstichs nur vom Meere aus möglich wäre, also durch Erbauung von kurzen Molen verhindert werden könnte. Der Durchstich soll eine Tiefe von 20′ erhalten. Die Kosten sind vorläufig auf 160,000 Thaler veranschlagt, wovon der lebaer Kreis bereits 30,000 gezeichnet hat."

Zwar hat in neuerer Zeit die Wasserbaukunst so riesige Fortschritte gemacht, daß sie jetzt Vieles als Spielerei zu Stande bringt, an dessen Ausführung sie noch vor 100 Jahren gänzlich scheiterte; dennoch möchte es gelegentlich dieses lebaer Projektes nicht ganz unangemessen sein, einmal wieder an den Ausgang zu erinnern, den früher ein ganz ähnliches Unternehmen an derselben Stelle gehabt hat, zumal, da es bei der geringen Aufmerksamkeit, welche man in Norddeutschland der Geschichte seiner Vorzeit zu schenken pflegt, nicht unmöglich wäre, daß man in Leba das Schreckensjahr 1779 schon gänzlich vergessen hätte. Wäre Letzteres aber nicht der Fall, so könnte es dem intendirten Zufluchtshafen vielleicht beschieden sein, einen neuen Beleg zu der Wahrheit des Hegelschen Ausspruches zu geben: „Aus der Geschichte lernt man, daß Niemand etwas aus der Geschichte lernt!" — Ueber das Schicksal jenes ältern Projektes erlaube ich mir Folgendes aus meiner noch ungedruckten Schilderung der Veränderungen, welche die deutschen südbaltischen Küsten in geschichtlicher Zeit erlitten haben, hier mitzutheilen.

Der größte der hinterpommerschen Landseen ist der Leba-See, welcher durch eine zwei Meilen lange Nering, deren Breite an vielen Stellen nur gegen 300 Ruthen beträgt, von der Ostsee geschieden ist; das Tief (d. h. der natürliche Canal, durch welchen der See mit dem Meere in Verbindung steht) liegt jetzt an dem nordöstlichen Ende der Nering, soll sich früher jedoch etwa ¼ Meile weiter westlich befunden haben, dort aber schon längst gänzlich versandet sein. Im Jahre 1776 faßte man den Plan, das große im Süden an den See stoßende Lauenburgische Bruch zu entwässern, und der Freiherr v. Brenkenhof übertrug die Ausführung der dazu erforderlichen Wasserbauten einem Hrn. v. Genzkow. Dieser war früher Drost in Mecklenburg und Besitzer ansehnlicher Landgüter gewesen, und war ein Mann von unläugbaren Geschäftskenntnissen; zugleich besaß er aber auch eine so ungeregelte Einbildungskraft, daß kaum von irgend einer ökonomischen Verbesserung die Rede sein durfte, an die er nicht sofort und gleichzeitig 10 andere und ganz verschiedenartige Entwürfe angeknüpft hätte. Dadurch hatte er sich schon selbst ruinirt, und auch hier verfiel er wieder in denselben Fehler. Statt bei der Melioration des Bruches, worauf es hier ankam, stehen zu bleiben, verband er damit den Plan zur Schiffbarmachung des Leba-Flusses, die sich ohne überschwengliche Kosten nicht ausführen ließ. Zu dem Zwecke sollte der Leba-See abgelassen werden, was der Natur der Sache nach ganz unmöglich war, und statt wenigstens das jetzige Tief dazu zu verwenden, wollte man den alten Ausfluß wieder herstellen. Man grub also auf kürzestem Wege gerade nach Norden, wo der Wogenandrang der Ostsee am stärksten ist, einen prächtigen, etwa 300 Ruthen langen und 108′ breiten Canal mitten durch den Flugsand der Nering hindurch. Er ward unter Trompeten- und Paukenschall, und unter dem Donner der Kanonen eröffnet. Der See begann sogleich sich seines Ueberflusses an Wasser durch diesen neuen Ausweg zu entledigen, die ihn umgebenden Moräste waren in unglaublich kurzer Zeit trocken, und Alles war in Freude und Herrlichkeit. Man sah im Geiste schon Leba zu einer ansehnlichen Handelsstadt emporblühen, der See sollte ein lebhafter Hafen werden, und schon stand zu beiden Seiten des Canals ein großer Vorrath von Schiffsbauholz, Stabholz und Brennholz aufgestapelt, zu dessen Ausführung zwei eben auf der Rhede liegende Schiffe bestimmt waren.

Durch diese schöne Rechnung aber machte am 4. März 1779 ein sogenannter Seebär, worunter man an der Ostsee das mitunter plötzlich bei nur mäßigem Winde eintretende gewaltige Auflaufen des Wassers an der Küste versteht, einen recht gründlichen Strich! Denn bald nach Mitternacht wurden die Bewohner von Leba durch die Sturmglocke aus dem Schlafe geweckt und sahen nun zu ihrem Schrecken, daß die Ostsee im Begriffe stehe, in die Stadt einzudringen, indem sie bereits den östlichen Strand (welcher zwar niedriger als der westliche ist, aber doch bei gewöhnlichem Wasserstande eine Höhe von 12—15′ zu haben pflegt) schon völlig überfluthet und die dicht vor der Stadt belegene Mühle unter Wasser gesetzt habe. Und immerfort noch blieb die See im Steigen, sämmtliche Gärten waren überschwemmt, und schon drang die Fluth in die ungepflasterten Gassen des Ortes und in einzelne niedriger gelegene Wohnungen. Die Lage der Einwohner war jetzt in der That sehr bedrohlich. Denn im Norden der Stadt thürmte die Ostsee ihre Wogen auf, im Osten lag der Sarbsker- und im Westen der Leba-See, und der einzige Zugang südwärts zum Binnenlande, der selbst in der trockenen Jahreszeit ein nie ganz vom Wasser befreiter, ½ Meile langer Weg war, stand jetzt mehrere Fuß unter Wasser. Nach einigen Stunden legte sich indeß die Besorgniß; gegen Morgen war Alles wieder ruhig, und die Ostsee war in ihre gewöhnlichen Schranken zurückgetreten. Der größte Schaden aber war weiterhin, eine Viertelmeile westlich von der Stadt, geschehen. Der Canal war von der heftig einströmenden Ostsee auf eine Breite von mehr als 300′ ausgerissen; die Holzvorräthe waren in die Fluth gestürzt, welche sie weit umher schwemmte und zerstreute. Von den beiden Schiffen ward das eine auf den Strand geworfen, das andere aber durch den weit aufgerissenen Canal in den Leba-See getrieben und dann bei den Gärten der Stadt auf das Ufer gesetzt. Man mußte besorgen, daß das Meer die schon um das Dreifache erweiterte Canalmündung in der Folge noch weiter ausspülen und sich zum höchsten Schaden der vielen Umwohner völlig mit dem Leba-See vereinigen würde, und daher sah man sich genöthigt, etwa 6000 Thaler darauf zu verwenden, um den mit ca. 12—15,000 Thaler hergestellten Canal wieder zu beseitigen und Alles wieder in den ursprünglichen Stand zu versetzen.

Der Canal ward also verstopft und der alte, inzwischen versandete Ausfluß schleunigst wieder hergestellt, denn mit dessen Versandung drohte der Stadt Leba eine zweite gleich große Gefahr. Es stand nämlich an der westlichen Seite dieser natürlichen Mündung eine hohe Düne, deren Grundfläche wenigstens 20 Morgen groß war, und deren Höhe den bedeutendsten Dünen an der pommerschen Küste (z. B. der bei Eiersberg zwischen der Vega und Divenow) gleichkam, oder sie gar noch übertraf. Diese rückte beständig, ohne an ihrer Masse zu verlieren, gegen Ostsüdost auf Leba vor. So lange nun der alte Strom seinen gewohnten Lauf behielt, hatte es wenig damit zu sagen, da dieser ihren östlichen Fuß bespülte und stets so vielen Sand wieder mit weg nahm, als gewöhnlich West- oder Nordwestwinde ihm von der Düne zuführten. Häuften aber anhaltende Stürme hier des Sandes zu viel an, so konnte der Leba-Fluß dies gar nicht mehr bewältigen, sondern wurde matt, stockte und versandete. Doch dann war auch eine leichte und sichere Hülfe bereit. Während nämlich nun der Wasserspiegel des Sees 24 bis 48 Stunden hindurch, wegen des ermangelnden Abflusses, sich immer höher aufstaute, schickte man einige Pflüge in das versandete Strombette, ließ längs desselben eine tiefe Rinne aufpflügen und half auch wohl noch mit Spaten und Schaufel so lange nach, bis das Wasser wieder seinen Zug gewann. Der Druck des aufgestauten Wassers that dann das Uebrige und riß nicht nur das Strombett in seiner gehörigen Breite und Tiefe wieder auf, sondern

führte auch durch seine überwältigende Kraft die aufgehäuften Sandmassen ins Meer hinaus. Nachdem nun aber jener neue Canal gegraben worden, der Ablauf der Gewässer sich dorthin gezogen und der See selbst um einige Fuß gefallen war, versandete das alte Strombett so unaufhaltsam, daß seine Spur verschwand. Die furchtbare Düne, welche man durch die kostbarsten Verzäunungen und Bepflanzungen vergebens aufzuhalten versuchte, rückte nun, je nachdem die Witterung mehr oder weniger stürmisch war, alljährlich um 6 bis 10 Ruthen unwiderstehlich auf die Stadt los, so daß dieselbe unausbleiblich binnen Kurzem abermals verschüttet worden wäre, wenn man nicht, wie oben berichtet, in Folge des ungestümen Seebären den frühern Stand der Dinge wieder hergestellt hätte.

Denn das Schicksal der Versandung, welches der Stadt jetzt drohte, hatte sie früher schon wirklich einmal erlitten. Sie lag nämlich ursprünglich unter dem Namen Lebamünde ungefähr 400 Ruthen westlicher und der Ostsee näher gerückt, neben dem vorhin erwähnten ursprünglichen Tief, wurde aber, nach einer im Jahre 1642 im lebaer Stadtbuche aufgezeichneten Nachricht etwa 70 Jahre früher — also wahrscheinlich bei der großen Sturmfluth am 8. Febr. 1558 —, so gänzlich von Sand und Wasser zerstört, daß im Jahre 1784 nur noch einige Reste von dem Mauerwerk der Kirche zu sehen waren. Der Sage nach soll dort früher noch so viel mehr Vorland, und zwar ein mit Wald bedecktes, vorhanden gewesen sein, daß Lebamünde noch eine Meile von der Ostsee entfernt gelegen habe. Es ist dies auch gar nicht unwahrscheinlich, da man dort an der Küste viele Stubben von starken Bäumen unter dem Wasser findet, vor denen, da sie nicht hoch überfluthet sind, Schiffer und Fischer sich zu hüten haben, und überdies auch im und am Strande viele Eichenstubben in dortiger Gegend angetroffen werden.

Im Hinblick auf diese früheren Ereignisse wird es also wohl nicht ganz unbegründet sein, wenn man bei dem jetzigen Projekt den Vätern der Stadt Leba zuruft: Videant consules, ne respublica Lebaënsis quid detrimenti capiat!

Aus allen Erdtheilen.

Die Schiffbarmachung des Tocantins. Dieser brasilianische Strom, welcher fast unter dem Aequator mündet und das Aestuarium des Stroms von Pará, der südlichen Abzweigung des Amazonas, bildet, gehört eigentlich nicht zum Stromsystem des letztern, sondern bildet ein besonderes hydrographisches Individuum. Der Tocantins kann als Wasserweg von großer Bedeutung werden; er kommt so recht aus dem Herzen der großen Provinz Goyaz und durchströmt jene von Gran Pará. Seinen Hauptzufluß bildet der Araguay, welcher im Jahre 1864 näher erforscht worden ist. (Globus VII, S. 94.) Jetzt lesen wir in der deutschen Zeitung von Porto Alegre unterm 12. Nov., daß die brasilianische Regierung auch den Tocantins genau untersuchen läßt. Am 12. September befand sich der mit den Arbeiten beauftragte Kapitän Parahybuna in der Ortschaft Haboca. In einem Schreiben an den Präsidenten der Provinz Gran Pará meldet er, daß „alle Risse und Wasserfälle im Tocantins leicht zu beseitigen seien und daß, nach Hinwegräumung dieser Hindernisse, der Strom für tiefgehende Dampfer fahrbar sein werde. Sobald man die Steine hinweggesprengt haben wird, ist der Tocantins jedem Dampfer zugänglich. Der Canal do Inferno ist ein wichtiger Zufluß, aus dem die Canäle Capitariquara, Facunda und Haboca sich bilden, so daß die Reinigung desselben das beste Mittel ist, die Verbindung mit dem schiffbaren Araguay (oder Araguaya) für Dampfer zu vermitteln."

Dieses Projekt ist von großer Bedeutung, denn der Araguay ist, wie wir schon früher bemerkt haben, in sehr weiter Ausdehnung schiffbar, und vermittelst desselben kann eine Dampferverbindung durch das Innere der Provinz Pará mit den Provinzen Maranhaõ, Goyaz, Matto grosso und Piauhy hergestellt werden. Alle diese Nordprovinzen sind ungemein reich an werthvollen Naturprodukten, aber sie leiden Mangel an zwei Haupterfordernissen der Entwicklung: — an Arbeitskräften und an Verbindungswegen.

In den Einöden des Amazonenstromgebietes sind viele Zustände von ganz eigenthümlicher Art. So meldet die deutsche Zeitung in Porto Alegre aus den Urwäldern von Curuá, einem Nebenflusse des untern Amazonas, daß sich dort ein „großer Quitombo" gebildet habe, d. h. eine Bande, die aus entflohenen Negersklaven, desertirten Soldaten und Indianern besteht. Sie ist mehrere 100 Köpfe stark. Der Gouverneur der Provinz Pará ließ 130 Mann Linientruppen gegen sie anrücken, aber die Flüchtlinge waren gut bewaffnet und in ihrem Hauptlager, mehr als 400 an der Zahl, so stark verschanzt, daß die Soldaten mit Verlust abziehen mußten. Die Quitombotas blieben Sieger, bedrohten die Städte Alenquer und Mont' Alegre und wurden überhaupt so gefährlich, daß man in Santarem genöthigt war, eine größere Expedition gegen sie auszurüsten. Die Quitombotas leben in Müßiggang; um ihre nothwendigsten Bedürfnisse zu bestreiten, sammeln sie Kautschuck, welches sie an die Kaufleute von Santarem und Pará verkaufen. Diese aber sind gewissenlos genug, diese gefährlichen Flüchtlinge mit Waffen und Schießbedarf zu versehen.

Die Maharattenstadt Puna. Puna ist die, der Stadt Bombay durch die Eisenbahn nahe gerückte, hoch und gesund gelegene Hauptstadt der Provinz Aurengabad mit ungefähr 150,000 Einwohnern, der vormalige Hauptsitz der Maharatten-Conföderation und Residenz des Peischwa. Dort ward im Jahr 1834 unter dem damaligen Statthalter der Präsidentschaft Bombay, Hrn. Mountstuart Elphinstone, das „Dekhan College" gegründet, bestimmt für das westliche Vorderindien das zu werden, was Benares für das Gangesland ist, d. h. eine Hochschule zunächst zur Pflege der Sanskritstudien und zum Besten der brahmanischen Jugend. Die Schule ist in einem blühenden Zustand, und am 15. Oct. wurde durch den jetzigen Governor der Präsidentschaft, Sir Bartle Frere, feierlich der Grundstein zu einem neuen und größern Schulgebäude gelegt, welches abseits von der Stadt über dem schönen Thale der durch eine neue Brücke zu überspannenden Muta-Mula in gothischem Styl erbaut werden soll. Die Mittel dazu sind großentheils durch freiwillige Beisteuern von Eingebornen, Hindus und Parsis, beschafft, unter denen die reichen Feueranbeter Sir Dschamsetdschi Dschidschibhoy und dessen Verwandte in Bombay mit großen Summen an der Spitze stehen. Sir Bartle sprach in seiner Festrede sehr anerkennend über die geistige Begabung des indischen Volks und den poetischen und philosophischen Werth der ehrwürdigen altindischen Literatur, sowie über die hohe Bedeutung des Sanskrit für die „Wissenschaft der Sprache", welche erst in unserer Zeit durch die Kunde desselben möglich geworden. Der Redner äußerte u. a.: „Die Mitglieder dieser Hochschule werden, so dürfen wir hoffen, jenes Licht der alten Sanskritgelehrsamkeit wieder anzünden, welches einst so viele Jahrhunderte hell in den Wedaschulen an den Ufern des Godavery und Krischna geleuchtet hat, dort aber seit lange erloschen ist. Es ist ein eigenthüm-

liches Zusammentreffen, daß jetzt an dieser von Eingebornen gegründeten Hochschule, und auf einem Lehrstuhl, den die englische Regierung unterhält, einer von den größten Sanskritisten Deutschlands (Dr. Martin Haug) wirkt, um der brahmanischen Jugend die alte Sprache ihrer Wedas zu lehren." Uebrigens besteht in Puna auch ein Lehrstuhl für lateinische Sprache und Literatur, und für das Griechische soll einer errichtet werden.

Auswanderung der Maoris auf Neuseeland. Die Eingebornen sind den gezogenen Feuerwaffen der Engländer unterlegen, und man hat ihnen einen Frieden aufgezwungen, demgemäß sie allerdings bedeutende Strecken ihrer Ländereien behalten sollen. Aber dasselbe hatte man ihnen auch früher versprochen, und sie wurden nichts desto weniger in ihren Rechten so rücksichtslos gekränkt, daß sie am Ende in Verzweiflung zu den Waffen griffen. Nun wollen mehrere Stämme und gerade solche, denen die Colonialregierung ihren „Schutz" angeboten hat, auswandern, um außer aller Berührung mit den englischen Unterdrückern zu kommen. Die „Australian and New Zealand Gazette" schreibt, daß sie die Absicht haben, sich auf irgend einer ihnen zusagenden Insel Polynesiens niederzulassen. Daran wird man sie gewiß nicht hindern, sondern im Gegentheil Alles aufbieten, um wo möglich alle braunen Männer aus Neuseeland zu entfernen. Dann ist die „Landfrage" von selber gelöst.

Volksmenge von Südaustralien. Die Zählung ergab am 31. December 1863 eine Ziffer von 140,416 Seelen; davon waren 72,109 männlichen und 68,307 weiblichen Geschlechts. Man ersieht daraus, daß das frühere Mißverhältniß in der Zahl der beiden Geschlechter sich allmälig ausgleicht. Sterbefälle 2221, Geburten 5966, Zuwachs durch Einwanderung 1342 Seelen.

Die alte Sternwarte der Jesuiten in Peking. Sie ist im 18. Jahrhundert vom Pater Verbiest, einem Flaming, erbaut worden. Dieser gelehrte Jesuit war Präsident des mathematischen Tribunals und bewog den Kaiser Kang hi, die alten unvollkommenen Instrumente durch bessere zu ersetzen, welche nach seiner Anleitung in Peking selbst verfertigt wurden. Nach Vertreibung der Jesuiten war kein chinesischer Gelehrter im Stande, die astronomischen Arbeiten in der bisherigen Weise fortzuführen, die Sternwarte wurde unter kaiserliches Siegel gelegt und so kommt es, daß in ihr seit 100 Jahren Alles auf derselben Stelle geblieben ist. In der neuesten Zeit hat man dann und wann einem Europäer den Zutritt gestattet. Durch eine schwere, nun wurmstichige Thür gelangt man in eine Art von Hofraum mit hohen Bäumen; an den Seiten liegen halb verfallene Gebäude, in welchen ein jetzt steinalter Aufseher wohnt. In dem Hofe stehen zwei große Himmelskugeln und eine Wasseruhr. Vier kupferne Becken stehen übereinander auf Unterlagen von Backsteinen; jedes derselben ist mit den übrigen vermittelst eines kleinen Loches in Verbindung, aus welchem das Wasser tropfenweis abzieht. In dem untersten Becken zeigt eine auf einem Brette befestigte Nadel an, wann so viel Wasser im Becken sich befindet, daß eine Viertelstunde verflossen ist. Dann schlug der Wärter auf eine Kesselpauke und verkündete solchergestalt die Stunden. Diese Wasseruhr ist seit langer Zeit außer Gebrauch.

Im Hofe des Observatoriums herrscht eine dumpfige Feuchtigkeit und ein sehr unangenehmer mulsteriger Geruch; das alte Gemäuer ist mit Moos bedeckt, Stahl und Eisen verrosten, und die kupfernen Becken sehen nun längst schon grasgrün aus. Der alte Wärter rührt nichts an, damit den Instrumenten die volle Zauberkraft bewahrt bleibe, welche das Volk ihnen beilegt.

Im Innern führt eine Treppe oben auf den Thurm, welcher etwa 15 Fuß über die Umfassungsmauer emporragt. Dort stehen zwei Himmelskugeln, ein Azimuthhorizont, ein Quadrant und andere Instrumente noch gerade so, wie Pater Verbiest sie dort einst gelassen hat; auch eine alte Fußbank oder vielmehr ein Auftritt ist noch vorhanden. Der große Himmelsglobus hat ein Gewicht von mindestens 20 Centnern; man sieht auf demselben die Sterne und die Zeichen des Thierkreises, aber Alles ist schon sehr verwittert. Alle Füße und Untergestelle dieser Instrumente sind von Bronce und aus dem kaiserlichen Drachen gebildet, der in allen möglichen Stellungen vorkommt; die Kunstarbeit an diesen Figuren ist vortrefflich.

Krokodilthränen in Congo. Als Adolf Bastian aus Bremen im Jahre 1857 das Wagstück unternahm, nach San Salvador, der Hauptstadt des südwestafrikanischen Königreichs Congo, vorzudringen, setzte er im Inland auf einem Nachen über den Fluß Ambrisette, in welchem außerordentlich viele Krokodile leben, die dort ungewöhnlich dreist sind. Ein Kaufmann in Loanda erzählte unserm Landsmann, er habe selber gesehen, daß ein auf dem Rand eines Nachens sitzender Neger durch ein vorüberschwimmendes Krokodil mit einem Schlag des Schwanzes ins Wasser geworfen worden sei. Das Thier erscheint, nachdem es seine Menschenbeute hinabgezogen hat, bald nachher wieder auf der Oberfläche, und die Neger behaupten, daß es dann seine böse That beweine. Bastian bemerkt weiter: Doctor Welwitsch bestätigte mir diese Thatsache, die er selber beobachtet habe. Er erklärte sie dadurch, daß bei dem Krokodile, welches zum Athemholen wieder an die Luft kommt, die durch die Gier mit den übrigen Functionen angeregten Thränendrüsen das Auge mit einer Flüssigkeit füllen. Daß in vielen Theilen Afrika's die Wohnörter immer in einiger Entfernung von den Flüssen und nie unmittelbar am Ufer liegen, selbst da, wo diese zu hoch sind, um Ueberschwemmungen ausgesetzt zu sein, hat seinen guten Grund in der Furcht vor wilden Thieren, die ihre Tränkeplätze besuchen, und vor den Nachts an das Ufer steigenden Krokodilen.

Züchtung gezähmter Strauße in der Kapcolonie. Sie ist mit gutem Erfolg in der Nähe von Colsberg durch einen betriebsamen Ansiedler, Herrn L. von Maltzahn, versucht worden und die Blätter der Colonie geben darüber nähere Auskunft. Die Züchtung wirft „enormen Profit" ab. Herr von M. kaufte 1863 im Spätjahr 17 Stück Strauße, welche alle drei bis vier Monate alt waren, und seitdem hält er sie in einem umhägten Platze, der etwa 26,000 Quadratruthen groß und mit Gras bewachsen ist. Von diesem Gras ernähren sich die Strauße; Getreide erhalten sie nur ausnahmsweise, wenn man sie anlocken will. Innerhalb jener Umzäunung wird noch anderes Hausvieh gehalten, und Hr. von M. ist entschieden der Ansicht, daß der Raum für 35 Strauße vollauf hinreiche. Die Federn, welche er im April 1864 „erntete", hatten nur geringen Werth, weil die Thiere noch zu jung waren Die zweite Ernte, — denn man nimmt dem Strauße die Federn zweimal im Jahre, allemal nach Verfluß von etwa sechs Monaten, — versprach aber um so besser auszufallen. Die großen Federn, deren jedes Straußenmännchen 24 an jeder Seite hat, gelten etwa 150 bis 180 Thaler das Pfund, und ein vollausgewachsener Strauß liefert im Jahr für — 600 Thaler Federn. Die Ackerbaugesellschaft in Swellendam hat von einem Strauß in zwei Jahren für 3100 Francs Federn gewonnen. Die Strauße des Herrn von Maltzahn sind ganz zahm und lassen sich von Jedermann anfassen; der Besitzer meint, daß die Straußenzüchtung, die ein so höchst geringes Anlagekapital erfordere, für viele Theile der Kapcolonie und im Oranje-Freistaate das allervortheilhafteste Geschäft werden könne.

Entdeckung von Moaeiern in Neuseeland. Die Frage, ob der flügellose neuseeländische Riesenvogel Moa zu den ausgestorbenen Vogelarten gehört, oder ob er noch unter den lebenden weilt, ist für die Naturforscher von vielfachem Interesse. Einiges neue Licht verbreitet eine Zuschrift aus Wellington (an der Cooks Straße) in der neuseeländischen Zeitung „Nelson Examiner" vom 27. Sept. 1864. Sie lautet: „Ein Moaei ist gegenwärtig im Geschäftslocal der Herren Bethune und Hunter ausgestellt. Es ist etwa 10 Zoll lang, hat fünf Zoll Durchmesser und ist von schmutzig weißer Farbe. Es wurde zu Kaikoros auf der Mittel-Insel unter eigenthümlichen Umständen aufgefunden. Ein Arbeiter des Herrn Tysse traf beim Graben eines Hausgrundes auf das Ei und zerbrach leider eine Stelle der Schale. Das Ei wurde in den Händen eines Maoriskelettes dem Kopfe gegenübergehalten. Die Leiche war in sitzender Stellung, das Ei lag in einer Schachtel von Rimu, die mit einer Glastafel bedeckt war. Die kleine am Ei angerichtete Verletzung ist wieder ausgebessert worden, und so erscheint es nun ganz vollkommen." Diese merkwürdige Entdeckung scheint wenigstens die Frage zu beantworten, daß der Moa zur Zeit der heutigen Maoris noch gelebt habe.

F. v. Hochstetter, in dessen Werke über Neuseeland die besten Nachrichten über den Moa enthalten sind, sagt: Die Eingebornen bezeichnen mit dem Worte Moa ein Vogelge-

schlecht, das wir nur aus Knochenüberresten kennen. Moa ist auf den polynesischen Inseln das Wort für Haushuhn und stammt vielleicht von dem malaischen Mua, einer Fasanenart, ab. Es gibt verschiedene Arten dieser Moavögel, unter denen Palapteryx ingens und Dinornis elephantopus die bedeutendsten sind. Der frische Erhaltungszustand der vielfach aufgefundenen Knochen, ihr Vorkommen nur in den allerjüngsten Formationen oder ganz unbedeckt an der Oberfläche und zusammen mit Knochenresten von jetzt noch auf Neuseeland lebenden Thieren, Alles das weist untrüglich darauf hin, daß diese Vögel der jetzigen Erdperiode angehören. Aus den Erzählungen der Eingebornen geht aber hervor, daß die Moas in großer Anzahl noch auf den Inseln lebten, als diese zuerst von den Maoris bevölkert wurden und daß die letzten Reste der merkwürdigen Vögel wahrscheinlich erst vor wenigen Generationen vom Schauplatz der Erde verschwunden sind.

Der Riesenalk (Alca impennis). Das britische Museum zu London, welches bereits so viele naturhistorische Seltenheiten in seinen großen Räumen birgt, erhielt vor Kurzem von der naturforschenden Gesellschaft Neuschottlands ein beinahe vollständiges Exemplar des Riesenalks zum Geschenk. Jeder Knochen, mit Ausnahme einiger Fußtheile, befindet sich in gut erhaltenem Zustande; der Körper, welcher in einer Art von Mumienzustand ist, ward vier bis fünf Fuß unter der Erdoberfläche in einem Lager von gefrorenem Guano auf den Funk- oder Pinguin-Inseln, nördlich von Neufundland, entdeckt. Theile der Federn und Eiderdunen sind noch deutlich zu erkennen, eben so die charakteristischen senkrechten Streifen am Schnabel. Dieser Vogel, welcher gleich der Dronte (Didus ineptus), dem Borkenthier (Rytina Stelleri) und so manchen anderen in historischer Zeit ausgestorben zu sein scheint, gehört zu den Schwimmvögeln. Seine Heimat waren die nordischen Meere. Auf Island soll er einst gemein gewesen sein, und selbst auf den schottischen Inseln ist er vorgefunden worden. Man weiß von zweien, die in dem langen Zeitraum von 30 Jahren in der Nähe der Hebriden getödtet wurden; den einen schoß 1812 Samuel Bullock, nachdem er ihn in einem sechsruderigen Boote lange verfolgt hatte, der andere ward 1822 in Gegenwart des schottischen Naturforschers Flemming auf St. Kilda lebend erhascht. Von den norwegischen Küsten und den Farödern scheint dieser Vogel seit einem halben Jahrhundert gänzlich verschwunden zu sein. Vielleicht hat er sich gänzlich in die von gewöhnlichen Schiffen nicht besuchten arktischen Gegenden Nordamerika's zurückgezogen. In Größe gibt der Riesenalk einer Gans wenig nach; durch die äußere Körperform erinnert er an den Pinguin.

Muschelhügel und vorhistorische Gräber in Nordschottland. Wir haben derselben schon kurz erwähnt und geben nachstehend noch eine ausführlichere Mittheilung. In der Sitzung der londoner ethnologischen Gesellschaft vom 15. December 1864 stellte S. Laing eine höchst interessante Sammlung von Menschenresten, Steingeräthen und anderen Gegenständen aus, die er durch Nachgrabungen in Caithneß, der nördlichsten Provinz Schottlands, erhalten hatte, und die aus einer sehr frühen Zeit des Menschengeschlechts stammen. Laing hatte schon früher die Vermuthung aufgestellt, daß etwas, wie die dänischen „Kjökenmöddings" in Caithneß vorhanden sei, und durch die Aufgrabungen verschiedener Hügel bei Keiss an der Sinclair Bay, acht englische Meilen nördlich von Wick, ward seine Ansicht bestätigt. Nach Entfernung der Rasendecke fand man, daß die Hügel aus großen Massen von Herzmuscheln (Cardium édule) und Napfschnecken (Patella vulgaris) bestanden, die mit Knochen, Feuersteinsplittern und Knocheninstrumenten der rohesten Art untermischt waren. In zwei Hügeln fand man Ueberreste alter Gebäude und in einem die festen Mauern eines Hauses und drei verschiedene Pflasterungen, eine über der andern, die entweder von verschiedenen Menschenracen herrührten oder von einer und derselben zu verschiedenen Zeiten errichtet wurden. In der tiefsten Lage wurden sehr rohe Steingeräthe entdeckt, während die Instrumente, welche man in den höheren Schichten antraf, eine sorgfältigere Art der Bearbeitung zeigten. Unter den verschiedenartigen Geräthschaften aus Knochen und den von der Nahrung übrig gebliebenen Thierresten entdeckte Laing auch eine Art Scheere mit bronzenen Klingen und eisernem Handgriff. Unter den Knochen fiel der Unterkiefer eines etwa siebenjährigen Kindes auf, in dem noch die Zähne fest saßen. Er war aber so zerbrochen, als hätte man zu dem Mark gelangen wollen, weßhalb auf Kannibalismus unter jener Menschenrasse geschlossen wird. Die aufgefundenen Töpferreste waren je nach der Schicht, in der sie entdeckt wurden, verschieden. In den unteren Lagen waren sie sehr roh, in den oberen dagegen zeigten sie schon vorgeschrittenere Arbeit und waren stellenweise blau glasirt. Die Steingeräthe zeigten keine Einschnitte von Werkzeugen, ebensowenig die Steine, aus welchen die Gebäude aufgeführt waren; denn der Sandstein des Landes, der dazu benutzt wurde, spaltet sehr leicht. Die thierischen Ueberreste waren Knochen eines kleinen Walfisches, Delphine, Ochsen, Pferde, ungemein große Hirschknochen in bedeutender Menge, Wildschwein und Ziege. Schafknochen wurden nicht aufgefunden; dies weist auf ein hohes Alterthum der Hügel hin, denn auch in den schweizer Pfahlbauten kommen keine Schafknochen vor. Seltener waren Hunde und Fuchsknochen, der Kormoran, die schottische Gans und die große Alke (Alca impennis). Aber neun Zehntel der Nahrung jenes Volkes bestand aus Schalthieren. Sie hatten kein Fischereigeräth und obgleich sie am Meeresstrand wohnten, findet man doch kein Anzeichen, daß sie jemals auf die See hinaus gegangen sind. Ihre Kunst stand auf einer sehr niedrigen Stufe; ihre Architectur dagegen war etwas höher geartet und ein Spinnrad (?), das ausgegraben wurde, gibt Zeugniß davon, daß sie einen Begriff von den Gewerben hatten.

Laing beschrieb auch die Eröffnung eines Begräbnißhügels an der Seeküste, der mit Särgen angefüllt war, die 15 Fuß von einander entfernt standen. Die Art und Weise des Begrabens ist gleichfalls ein Zeugniß für das hohe Alterthum dieses Volkes. Der Körper wurde seiner ganzen Länge nach auf dem Boden ausgestreckt und ein Steinbehälter rings um denselben gebaut, der aus flachen Blöcken von Bruchsteinen bestand. Ueber das Ganze wurde dann ein leichter Hügel von Steinen und Erde aufgeschüttet. Von Gebäuden fand man in diesem Hügel keine Spur; er wurde nur als Begräbnißplatz angesehen. Das mittelste Grab, vielleicht das eines Häuptlings, zeichnete sich durch 15 Steinwaffen aus, die darin entdeckt wurden; es waren ein Beil, Lanzenspitzen und Messer. Nach Laing gehören sie zur frühesten Steinperiode.

Professor Huxley findet, daß die menschlichen Reste jener Gräber auf zwei ganz verschiedene Menschenrassen hinweisen. Die erste wurde durch einen Schädel repräsentirt, der groß, umfangreich und wohl gewölbt erscheint und der dem Schädel, welcher von Davis und Thurnham in den „Crania britannica" als „alter Britenschädel" beschrieben ist, gleicht. Das Becken, welches zu diesem Schädel gehört, ist von dem eines heutigen, gut gewachsenen Engländers nicht verschieden. Die Schädel der zweiten Rasse stehen weit niedriger, sind eng, nach dem Scheitel zugespitzt und hinter diesem wieder abfallend, mit bedeutender protuberantia occipitalis und vorstehender Oberlippe. Das Becken dieser Rasse ist ganz eigenthümlich gestaltet, sehr verschieden von den heutigen europäischen Becken und durch die starken Muskelansätze auf eine wilde Rasse hinweisend. Diese Reste gleichen den Knochen der australischen Eingebornen.

Die ethnographische Gesellschaft war im Allgemeinen der Ansicht, daß die von Laing aufgefundenen Skelette nicht sehr alt seien, denn einmal wies Professor Busk nach, daß allerdings in deren Nachbarschaft Schafknochen vorkämen, und daß in den ältesten Begräbnißplätzen die Leichen sitzend und nicht ausgestreckt bestattet wurden.

Crawfurd sprach dagegen die Ansicht aus, daß man aus den Schädeln den Ursprung dieses Volks nachweisen könne. Er hielt dasselbe für die ursprünglichen Einwohner Schottlands, die Vorfahren der heutigen Hochländer. Auch glaube er weder an das Vorhandensein von zwei Rassen, noch an den Kannibalismus jener Menschen, denn sie hätten genug thierische Nahrung gehabt, und die Einführung des Schweines auf Neuseeland habe mindestens dort soviel zur Ausrottung der Menschenfresserei beigetragen als das Christenthum. Dem gegenüber deutete Hr. Wright darauf hin, daß St. Hieronymus den Kannibalismus der alten Schotten ausdrücklich erwähne, und Huxley wies nach, daß Menschenfresserei ungemein weit verbreitet war, daß die erste Regel nicht hieß: Liebe deinen Nächsten, sondern: Friß deinen Nächsten.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Aus Paul Marcoy's Reisen im Innern von Peru.

II.

(S. Seite 202 ff.)

Volksbelustigungen in der peruanischen Hauptstadt Cuzco. — Antonius und Cleopatra. — Circusspiele. — Marktscenen; eine Pthirophagin. — Allerlei Mummenschanz. — Huyfallas, Huamanguinos und Tarucas. — Die Hundetödter. — Malerei in Cuzco. — Auftritte am Ostermontag; die große Procession.

Wir geben heute einige Schilderungen aus dem Leben und Treiben des Volkes in Cuzco, das bekanntlich zum größten Theil aus Indianern und Mischlingen besteht. Es bewahrt unter einer scheinbar christlichen und halbcivilisirten Oberfläche im Innern noch viel Heidnisches und Altindianisches. Das zeigt sich namentlich bei kirchlichen Processionen, die als öffentliche Lustbarkeiten betrachtet werden, an denen es im Uebrigen auch sehr fehlt.

Bald nachdem Marcoy sich in der alten Inkahauptstadt für einige Zeit häuslich eingerichtet hatte, fand der feierliche Einzug eines neuen Bischofs statt; dieser war mit einem zahlreichen Stabe von Priestern und Mönchen umgeben. Etwas später wurde der Regierungsantritt eines neuen Präsidenten gefeiert, und bei dieser Gelegenheit zeigte sich Cuzco drei volle Tage lang in vollem Glanze. Am ersten war große Dankmesse, dann wurde zur Mittagszeit vor der Domkirche ein großartiges Feuerwerk abgebrannt. Am zweiten Tage führten die Schüler des Collegiums San Bernardo ein Trauerspiel, Antonius und Cleopatra, auf. Die Damen der Stadt waren durch Einladungszettel, die man auf Rosaatlaszeug gedruckt hatte, höflichst eingeladen worden und verschönerten die Vorstellung durch ihre An-

Der Circus vor dem Stadthause in Cuzco. (Nach einer Zeichnung von Riou.)

wesenheit. Ein ziemlich tiefbraun gefärbter Studiosus der Gottesgelahrtheit trug eine Perücke mit Korkzieherlocken und einen befiederten Helm, einen Panzer und darüber ein langes weißes Gewand. Diese Person stellte nichts Geringeres vor als die Königin Cleopatra. Ein anderer Beflissener der Theologie hatte einen ungeheuern Sappeurbart angeklebt und trug einen dreimastigen Hut, schwarzen Frack und Reitstiefeln. Das war Antonius. Dieses ganze Trauerspiel hatte nur einen Act, erhielt aber gewaltigen Beifall.

Am dritten Tage fand eine Corrida de toros mansos statt, also mit zahmen Stieren. Den Platz vor dem Stadthause, wo sonst die Wasserträger ihre Krüge füllen und sich harmlos unterhalten, hatte man in einen Circus verwandelt, dessen Zuschauerbänke gedrängt voll von Neugierigen waren. Den 12 Stieren, die von Mittag bis vier Uhr Nachmittags in die Arena getrieben wurden, waren die Spitzen der Hörner abgesägt und statt derselben große Kugeln von Korkholz angebracht; deshalb verlief diese Tauromachie ganz harmlos. Dann folgte ein erhebendes Schauspiel. Als der Circus von Menschen und Vieh rein war, marschirte eine Compagnie Soldaten auf; sie waren grau gekleidet und trugen Polizeimützen aus weißem Kattun, rückten unter den Tönen einer lärmenden Musik in die Arena ein, präsentirten das Gewehr, machten wieder kehrt, führten allerlei Schwenkungen aus und zogen dann und wann auf Befehl aus ihren Patrontaschen Blumen heraus, welche sie umher streuten. Manchmal schlossen sie einen Kreis, bildeten nachher wieder Linie, und nun sahen die Zuschauer, daß auf dem gelben Sande der Arena die blumigen Worte: Viva el Peru zu lesen waren. Ein rasendes Beifallgetöse erhob sich, und, in der That, die ganze Sache war nicht übel.

Ein Umherschlendern in der Stadt bietet einem europäischen Beobachter manches Interessante und Neue dar. Er sieht z. B. die Handelsleute, welche Chicharrones verkaufen, d. h. allerlei Schweinefleisch, das in Fett gedämpft ist, und zwischen den Pfeilern einer Gallerie und auf den Kirchenstufen sitzen indianische Milchverkäuferinnen oder vielmehr sie haben sich hingelagert in Stellung einer Sphinx und gönnen sich manchmal selber einen Schluck aus dem Krug, aus welchem sie auch den Kunden zumessen. Auf der Plaza mayor sitzen die Fleischerfrauen; vor ihnen liegen auf einem zwischen vier Pflöcken ausgespannten Tuche Coteletten und Beefsteaksfleisch und ganze Mürbebraten, die aus dem rohen Fleische herausgerissen worden sind. Im Allgemeinen findet man bei allen diesen Verkäufern eine entsetzliche Unsauberkeit, die darum nicht minder ekelerregend ist, weil nebenbei das Ganze etwas Malerisches hat.

Fast an jedem Tage, so erzählt Marcoy, kam an meiner Wohnung ein Indianermädchen von etwa 13 Jahren vorüber, ein braunes Geschöpf, welchem das Haar wild um den Kopf herum hing und das mit allerlei Lumpen bekleidet war. Diese braune Jungfrau wurde nicht selten von der lieben Gassenjugend verhöhnt, und dann schlug sie wie ein Füllen mit ihren ungemein hageren Beinen hinten aus. Ich konnte sie gewöhnlich Mittags gegen zwei Uhr beobachten; sie trug in der rechten Hand auf einem Schüsselbrette zweierlei Arten von Eis, rothes und weißes; mit der linken Hand fuhr sie in den Haaren herum und steckte dann ab und zu mit den Fingern etwas in den Mund. Eines Tages fragte ich sie, was sie denn da eigentlich mache und was sie mit den Zähnen kaue? Sie entgegnete ganz unbefangen: „un piojito, señor; ein Läuschen, mein Herr." *)

*) Das kommt gar nicht selten vor; was hier Marcoy erzählt, kann man zum Beispiel auf dem Marktplatze zu Quito, der Hauptstadt von Ecuador, alle Tage beobachten. Die Phthirophagie ist unter den Indianern weit verbreitet. A.

Mummenschanz gehört zu den Hauptlustbarkeiten in Cuzco; man muß aber zweierlei Arten Maskerade unterscheiden. Die eine kommt nur während der Faschingszeit vor und verschwindet mit dem Carneval, z. B. der Chucchu, d. h. das Tertianfieber, die Chunchos, wilden Indianer, und der Dansante.

Das Tertianfieber stellt sich vor in der Person eines Indianers, der einen zerknitterten Strohhut und ein Bettuch als Mantel hinter sich her schleppt; in der Hand hat er eine große Malwenstaude, und zwei junge Bursche, gleichfalls phantastisch angeputzt, begleiten ihn auf seinem Rundgange durch die Stadt; der eine trägt einen Stuhl und der andere eine mächtige Klystierspritze. Der Fiebermann bleibt oft stehen und zittert, als ob er vom Fieber durchschüttelt wäre, wie Espenlaub. Er grüßt die Vorübergehenden, nimmt die Spritze zur Hand, und was er weiter thut, brauchen wir nicht zu schildern. Die Chunchos sind herkulische Indianer mit wallendem Haar und hohen Kappen aus Weidengeflecht; ihre Kleider sind mit Aras- und Papageyenfedern geschmückt. Diese Chunchos treiben sich vom Fastnachtsonntag bis Dienstag in den Straßen umher, trinken viel und schreien gewaltig.

Die „Tänzerin" trägt einen mit Schellen und Glöckchen besetzten Strohhut, einen schwarzen Samuntspencer, einen mit silbernen Flittern besetzten Rock und tanzt vor allen Thüren den Zapateo.

Die geistlichen Maskeraden nehmen sich ganz anders aus. Die Darsteller agiren im Geleit der Proceßionen, bei denen sie keine geringe Rolle spielen, springen und hüpfen vor den Sänften, auf welchen die heilige Jungfrau oder die Heiligen getragen werden, führen nicht selten sehr brutale Reden gegen diese Heiligenbilder, strecken die Zunge aus und zeigen ihnen die Faust. Das thun zum Beispiel die Huyfallas, Vogelmenschen, die Kattunfittige auf dem Rücken haben und wie Habichte schreien. Da sind ferner die Huamanguinos, Leute aus der alten Stadt Huamanga, die jetzt Ayacucho heißt. In den Tagen der Inkas hatten sie eine Art von Privilegium, die Hauptstadt Cuzco mit Zwergen, Possenreißern, Komödianten und Gauklern für den Hof zu versorgen. Jetzt ziehen die Huamanguinos auf den Jahrmärkten umher und spielen eine Rolle bei den geistlichen Processionen. Sie führen Tänze auf und klappern dabei mit den Scheeren, als ob sie Castagnetten hätten; manche gaukeln auch mit Dolchen und Kugeln, durchstechen sich die Zunge mit Nadeln oder halten ihren Arm über ein glühendes Kohlenbecken.

Huyfallas und Huamanguinos haben gewöhnlich in ihrem Gefolge die Tarucas und Tarucachas, d. h. Hirsche und Rehe, junge Leute, welche in Felle dieser Thiere gehüllt sind. Alle diese wunderlich und wild angeputzten Menschen springen, tanzen, schlagen Rad, schneiden Grimassen und heulen entweder inmitten der Proceßionen oder vor den tragbaren Ruhaltären, deren Ausschmückung von den Gärtnerfrauen besorgt wird. Diese Altäre sind eigentlich lange Tische, die mit Zeug bedeckt, mit Flittersternen und Spiegeln, Straußeneiern, Silbergeld und allerlei Tand aufgeputzt sind; auch fehlen in der Regel Affen und Aras nicht, die von der übermüthigen Jugend gehänselt und geneckt werden.

Zu den wichtigen Personen in Cuzco gehören die vier eingeschworenen Hundetödter, welche der ungemessenen Vermehrung der herrenlosen Hunde Schranken setzen müssen; ohne das würden diese eine noch ärgere Plage wer-

den, als sie ohnehin schon sind. Jene vier Männer nun durchziehen an jedem Montage schon in aller Frühe die Straßen; ihrer zwei halten einen Strick an beiden Enden und fegen gleichsam mit demselben an den Mauern der Häuser hin; die beiden anderen gehen hinterher und halten ihre Porras, dicke Knüttel, bereit. Jeder Hund, der sich auf der Straße betreffen läßt, wird mit Hülfe des Strickes unbarmherzig in die Luft geschleudert und dann vermittelst der Porras todtgeschlagen. Zwischen 11 Uhr und Mittag werden alle Opfer vor dem Rathhause in einer langen Reihe zur Schau gestellt und von einem Rathsdiener besichtigt. Aus dem feinsten Haar verfertigt man Pinsel. Dieses Hundeschlagen ist schon seit vielen Jahren üblich, und die Thiere wissen gar wohl, wann Montag ist. Dann gehen sie vorsichtig und langsam, blicken umher, halten die Nase in den Wind und die Ohren steif, reißen vor jeder ihnen verdächtigen Menschengruppe aus und kennen ihre Erzfeinde sehr wohl. Aber von Dienstag bis Sonntag sind sie allezeit wohlgemuth und so dreist, daß man sie oft mit dem Stock oder mit Fußtritten vertreiben muß.

schen Meisterwerke mit chinesischer Treue. Manche brachten es darin zu einer so großen Fertigkeit, daß man anfangs versucht ist, ihre im Dunkel der Kirche hängenden Bilder für gute Originale zu halten, und die Täuschung erst bei näherer Betrachtung aufhört. Aber die heutigen Maler, wenn man ihnen diese Bezeichnung beilegen darf, arbeiten nur nach Copien, wissen nichts vom Studium der Anatomie oder von lebenden Modellen, von Linear- oder Luftperspective, und deshalb sind ihre Bilder steif und ohne Seele.

Meisterwerke aus der spanischen Schule sind jetzt in den Kirchen und Klöstern Cuzco's äußerst selten; doch wird dann und wann eins aufgestöbert, welches der Eigenthümer immer gern verkauft. Marcoy erzählt nachstehende Thatsache. Ich hatte, sagt er, mit einem meiner Freunde über ein Bild gesprochen, das mir ungemein gefiel; es war eine Flucht nach Aegypten und hing unter dem Treppengewölbe im Kloster de la Recoleta. Ich zeigte ihm das Bild, und wir stimmten darin überein, daß es entweder von Rubens selber oder von einem seiner besten Schüler sein müsse. Nach einigen Tagen besuchte ich meinen Freund und war nicht wenig überrascht,

Zuschauer beim Hahnenkampf. (Nach einer Zeichnung von Rion.)

Cuzco hat kein Theater, aber eine Cancha de gallos, einen Circus von etwa 30 Fuß Umfang, wo an jedem Sonntag-Nachmittage von 3 bis 6 Uhr Hahnenkämpfe stattfinden, und die immer ein zahlreiches Publikum herbei locken.

Dicht neben dem Hahnencircus hat ein Maler seine Behausung, welche unser Bild zeigt (S. 293). Der Mann ist ein großer Freund der Hahnenkämpfe, wettet dabei, so viel sein Vermögen erlaubt, und Marcoy bezeichnet ihn als den Raphael de la Cancha.

Mit der Kunst ist es übrigens in Cuzco nicht sonderlich bestellt. Die Kirchen und Klöster in Amerika hatten anfangs wenig oder gar keine Gemälde; Spanien hat bedeutende Maler erst in der Zeit von Philipp dem Dritten bis zu Karl dem Vierten herab aufzuweisen. Dann gingen allerdings Bilder von Morales, Ribeira, Zurbara, Velasquez, Alonzo Cano, Murillo und ihren Schülern nebst Bildern aus der flämischen Schule nach der neuen Welt. Einzelne Indianer, die ja ohnehin ein gewisses Nachahmungstalent haben, pinselten so gut sie konnten und copirten die europäi-

jenes Bild bei ihm zu finden. Es war mit einem Messer aus dem Rahmen herausgeschnitten worden, aber so ungeschickt, daß die Füße der heiligen Jungfrau fehlten. Wie war er zu dem Bilde gekommen? Ein Mönch des Recoletaklosters, welchem er durch eine Betschwester eine Unze Goldes (86 Francs 40 Centimes) für das Gemälde bieten ließ, hatte dasselbe bei nächtlicher Weile ausgeschnitten, weil er mit dem Prior nicht halb Part machen wollte, und so kam es, daß die Füße der Mutter Maria fehlen.

Die paar Maler, welche jetzt in Cuzco wohnen, würden Hungers sterben, wenn nicht manchmal Kaufleute oder die Conducteure der Maulthierkarawanen Bilder bestellten, um dieselben in ihrer Heimat mit Profit zu verkaufen. Diese geistlichen Bilder werden nach dem Quadratfuße bezahlt. Farbenhändler gibt es in Cuzco nicht, und der Maler hilft sich, so gut er kann.

Der oben erwähnte Raphael de la Cancha war so recht ein Original, und deshalb suchte Marcoy ihn manchmal auf; als er ihm einige Lithographien geschenkt hatte, war die Freundschaft zwischen Beiden groß. Seine Malstube befand

sich in einem kellerartigen Erdgeschoß, in das man auf drei Stufen hinabstieg. Abends war sie in rembrandtscher Manier beleuchtet. Auf dem Boden lagen immer Gemüse umher, Futter für Hühner und Meerschweinchen. Neben dem Künstler lag gewöhnlich ein treuer Hund, und ein schwarzer Kater ohne Schwanz und Ohren saß dem Maler bei der Arbeit auf der Schulter. Seine Frau, eine dicke Indianerin, keifte unaufhörlich.

Den Holzschnitzern oder Bildhauern ergeht es nicht viel besser als den Malern, denn die Christus-, Marien- und Heiligenstatuen bringen nicht viel ein; am besten werden noch jene Unserer lieben Frau von Belem und der Christus der Erdbeben bezahlt. Diese Beiden sind in Cuzco hoch verehrt, und die berühmteste Procession ist jene des Señor de los temblores, welche am Ostermontag statt findet. Schon vor dem Feste werden die Fenster mit Teppichen und Blumen geschmückt, das Krachen der Böller, Camerotes, nimmt kein Ende, ein Feuerwerk folgt dem andern, und Chicha wird in ungeheurer Menge vertilgt.

Am Ostermontag, Nachmittags 4 Uhr, hört man drei Geschützsalven, und gleich nachher beginnt in allen Kirchen und Klöstern ein munteres Geläut; von dem Brummen der Madre abadesa — denn die größte Glocke der Kathedrale heißt Mutter Aebtissin — bis zum silbernen Esquilon in der Triumphkapelle sind alle Glocken in Bewegung. 10,000 halbnackte, heulende Indianer drängen sich auf dem großen Platze hin und her, und aus allen Fenstern, die dicht besetzt sind, wird mit Tüchern geschwenkt. Durch die drei Flügelthore der Kathedrale erhält man einen Einblick in das Schiff der Kirche, wo 1000 Kerzen brennen. Die Menge wird von einem religiösen Schauer durchbebt. Jeder reckt den Kopf empor, und Aller Augen sind auf das Hauptportal gerichtet, aus welchem nun die Procession herauskommt. Zuerst wird das große, von Kirchendienern getragene goldene Kreuz sichtbar; dann folgen die schweren silbernen Leuchter, die für einen Menschen zu schwer sind.

Acht Männer tragen ein Gerüst, auf welchem ein Bild des heiligen Blasius steht; dieser hat den Vortritt, und nach ihm ist auch eine Vorstadt von Cuzco benannt worden. Die Menge erkennt ihn; er wird durch lauten Zuruf begrüßt, und das Händeklatschen wird betäubend. Der Heilige trägt einen weiten Rock von schwarzem Sammet, der mit Schnüren und mit Gold besetzt ist; die unbedeckten Gliedmaßen der

Hundefänger in Cuzco. (Nach einer Zeichnung von Riou.)

Puppe sind fleischfarben; Hals und Schultern sind von einer großen Röhrenfraise bedeckt, dergleichen in manchen Gegenden Deutschlands die lutherischen Pastoren tragen; auf dem Kopf hat sie ein mit weißen Federn geschmücktes Sammtbarett, an den Füßen rothe Stiefel und in der rechten Hand, über welche ein blanker Handschuh gezogen ist, trägt sie ein großes Brevier mit Goldschnitt. Hinter ihr hängt an gewundenen Drahtfedern ein Engel mit ausgebreiteten Flügeln und hält einen rosaseidenen Schirm über den Heiligen.

Hinter San Blas folgt unmittelbar San Benito, den aber die Menge sehr kalt empfängt, weil er in direkter Linie von Noahs Sohne Cham abstammen soll. Sein Bild hat auch ein sehr dunkles Gesicht und überhaupt etwas Abstoßendes. Dann kommt San Christoval, der Heilandsträger Christoph, welcher sich auf eine entwurzelte Palme

stützt. Er trägt einen weißen mit goldenen Sternen besetzten Rock, hat purpurne Bändchen im Haar, wie ein assyrischer König, und einen ungeheuern, nach oben aufgewichsten Schnurrbart. St. Joseph, Ehemann Maria's, trägt eine braune Pilgerkutte, in der einen Hand eine Säge und in der andern einen Knotenstock. Sein Filzhut ist mit einer Pfauenfeder geschmückt.

Nun erscheint das Bild der Jungfrau von Belem oder Bethlehem, deren Gerüst von 16 starken Männern getragen wird; es ist aus schwerem Holz, dick mit Silber beschlagen und mit vielen schweren silbernen Leuchtern besetzt. Das Bild hat ein hübsches, ovales Gesicht, ein mit Gold durchwirktes blau und weiß seidenes Kleid, ist umhängt mit einer ganzen Abstufung von Silberspitzen und hat nackte Arme, an denen kostbare Armbänder hängen. In der einen Hand hält die Jungfrau ein Skapulier, in der andern einen Fächer; das Haar ist blond und leicht gekräuselt, das Diadem viele tausende werth, das Halsband von eitel Rubinen, und in jedem Ohrringe hängt eine kostbare Perle. Um den Hals trägt sie eine kolossale Fraise. Abgesehen von diesem Putz und Pomp zeichnet sich dieses Marienbild besonders dadurch aus, daß die Glasaugen vermittelst eines Federwerkes in Bewegung erhalten werden und mit einer ungemeinen Schnelligkeit herumrollen; die Menge ruft: que ojos lindos y que dulce mirar, wie hübsch sind die Augen und wie sanft ist der Blick!

Die drei erstgenannten Heiligen stellen sich zur Linken des großen Portals auf, die beiden anderen zur Rechten. Sie erwarten den Christus der Erdbeben, der immer etwas auf sich warten läßt, aber das ist dem ein für allemal festgestellten Programme gemäß. Endlich bewegt sich im großen Schiff eine weiße Gestalt. Die Männer ziehen Hut oder Mütze ab, die Frauen schlagen andächtig ein Kreuz. Die Jungfrau verläßt den heiligen Joseph, um den Sohn beim Austritt aus der Kirche zu begrüßen. Sobald er unter dem Portale sichtbar wird, erschallt ein gewaltiger Zuruf.

Karl der Fünfte hat, in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, dieses Christusbild in einer Caravelle nach Amerika geschickt und seitdem ist es geblieben, wie es anfangs war; es ist von keinem profanen Pinsel oder Flederwisch berührt worden. Die Zeit, der Staub, der Qualm von

Arbeitszimmer des Malers Raphae de la Cancha. (Nach einer Zeichnung von Riou.)

Wachskerzen und Weihrauch ꝛc. haben der Statue eine dunkle, violett rothe Färbung gegeben. Das Blut, mit welchem der am Kreuz hängende Leib sehr reichlich bemalt war, sieht jetzt aus wie Erdpech. Die ganze Figur ist häßlich und gemahnt an ein indisches Götzenbild. Sie trägt einen engen Rock mit englischen Spitzen; die Dornen auf dem Haupte sind mit Edelsteinen von fabelhaftem Werthe besetzt, die Nägel sind drei Zoll lange Smaragde von Panama. Das sehr lang herabwallende Haar ist matt schwarz. Der frühere Haarschmuck, welchen das Bild trug, war im Verlaufe der Zeit von Würmern zernagt worden; da schnitt der gegenwärtige Polizeicommissar von Cuzco seiner Tochter auf dem Todtenbette den Schmuck des Hauptes ab und schenkte denselben der Kathedrale. Das Christusbild hat, wie schon bemerkt, etwas Abschreckendes und Zurückstoßendes. Es

steht auf einer silbernen Tragbahre, die von 30 barfüßigen und strupphaarigen Cholos getragen wird, und auf der eine Menge Kerzen brennen. Vermittelst unsichtbarer Federn zittert dieser Christus der Erdbeben unaufhörlich an allen Gliedern.

Sobald er auf dem Vorplatz angekommen ist, setzt die ganze Procession sich in Bewegung. Alle fünf Minuten halten die Träger der heiligen Jungfrau an, damit diese sich umsehen könne und die Ueberzeugung gewinne, daß ihr geliebter Sohn sie nicht verlassen habe. Hinter diesem kommt der von den hohen geistlichen Würdenträgern umgebene Altarhimmel mit dem Allerheiligsten; diesem folgen die angesehensten bürgerlichen Beamten und die Offiziere und zu beiden Seiten die blauen, weißen, schwarzen und grauen Mönche; dicht hinter ihnen sieht man eine große Schaar von Beguinen, die es sehr übel vermerken, daß sie beim Absingen des Pangite lingua gloriosi von zudringlichen Leuten aus der herandrängenden Volksmasse belästigt werden; sie rufen denselben ärgerlich ein „Hundesöhne" oder „Teufelsmasken" zu. Inzwischen werden von den Balkons und aus den Fenstern herab Blumen auf das Bild geworfen, die Huyfallas, Dansantes, Hirsche und Rehe, welche in den nächstliegenden Schenken sich mit einem Trunke Chicha gestärkt haben, kommen nun wieder zum Vorschein, springen um die Tragbahren herum, zeigen den Bildern die Faust, schneiden ihnen Fratzen zu und führen höchst unerbauliche Reden. Je weiter die Procession ins Innere der Stadt kommt, um so größer wird der Enthusiasmus, der auch die gleichgültigsten Leute ergreift, er wird ansteckend; der Anblick dieses Christus, der immer zittert, als sei er eben erst aus Eiswasser gezogen worden, wirkt gewaltig und das Geschrei ist betäubend. Die Kehlen werden trocken und heiser, aber man feuchtet sie mit Chicha oder Branntwein wieder an; Indianer und Indianerinnen reißen sich um Töpfe und Flaschen und wetteifern dabei in Schreien und Heulen; wer das am längsten aushalten kann, erntet Lob und Ruhm.

Ein Altar auf den Straßen von Cuzco. (Nach einer Zeichnung von Rion.)

Die Menge ist nun von zugleich religiösem und bacchischem Taumel wie besessen und stürzt auf die Leute los, welche den Christus tragen. Man packt sie an Leib und Haaren, zerreißt ihnen Hemden und Kleider, jeder Gläubige will den Erlöser, welcher die Erdbeben abwendet, tragen helfen, oder wenigstens das heilige Holz berühren, denn wer das Letztere thut, gewinnt für 10 Jahre Ablaß seiner Sünde. Aber die Cholos, welche die theure Last auf ihren Schultern haben und selber des Ablasses bedürfen, stoßen die andrängende Masse zurück, und dabei sind ihnen gute Freunde behülflich. Diese theilen Ohrfeigen, Püffe, Fußtritte aus und beißen auch. Dann folgt eine allgemeine Prügelei; es regnet und hagelt Kopfnüsse, das Geschrei wird gräßlich und das Fluchen entsetzlich.

Die einheimischen Zuschauer, Geistliche wie Laien, finden das Alles ganz in der Ordnung, und nur ein Fremder, welcher Land und Leute noch nicht kennt, ist darüber verwundert. Das Bild des Gekreuzigten schwankt wie ein auf dem Ocean von Wind und Wellen auf- und niedergehobenes Schiff; es sind aber Vorkehrungen getroffen worden, daß es nicht herunter fallen kann. Deshalb sagt man von dem Herrn der Erdbeben: mueve mucho, nunca cae, er bewegt sich viel, fällt aber niemals.

Während Indianer und Cholos handgemein geworden sind, werfen ihre Frauen Blumen auf das Bild, welche sie dann, unter großer Gefahr zerdrückt oder zertreten zu werden, wieder auffammeln. Diese Salbeiblumen sind nun durch die Berührung mit dem Erlöser geheiligt und geweiht; man verwahrt sie sorgfältig in Papierdüten, und ein Aufguß davon dient als heilsame Arzenei.

Die Procession gelangt unter solchen Umständen nur sehr langsam vorwärts und bedarf voller zwei Stunden, um über die Plaza mayor, die Straße San Juan de Dios, den San Franciscoplatz und die Straße des Marquis zu kommen; ein Fußgänger legt diese Strecke bequem in 10 Minuten zurück. Erst um sechs Uhr sind die geweihten Tragbahren wieder vor der Kathedrale, deren Thüren während der Procession geschlossen waren. Jetzt wird eine Geschützsalve gelöst und man öffnet sie wieder. San Blas, San Benito und San Christoval verschwinden in der Kirche, und man bekommt nichts mehr von ihnen zu sehen, aber Christus und die Jungfrau bleiben noch draußen, wo man sie einander gegenüber hingestellt hat. Die beiderseitigen Träger führen eine Pantomime auf, bei welcher es sich darum handelt, mimisch darzustellen, ob Sohn oder Mutter den Vortritt haben solle. Nach langem Zaudern und vielem Gestieuliren geht endlich die Jungfrau voran. Aber unter dem Thürbogen dreht sie sich um, weil sie sich überzeugen will, ob Christus ihr auch folge; dann wird die Thür hinter ihr geschlossen, und nur das Christusbild bleibt auf dem Platze. Es wird von wenigstens 10,000 Indianern in der Quechuasprache angeschrien: „Wohin gehst du? Bleibe bei uns, verlaß deine Kinder nicht.“ Nun drücken die Sänftenträger herüber und hinüber, so daß das Bild eine verneinende Bewegung macht, und die Menge ruft: „Du bist ein Undankbarer, ein Gott, der kein Herz hat!“ Das Volk fängt an zu weinen und schreit: „Also bis zum nächsten Jahre willst du uns verlassen?“ Die Christuspuppe nickt bejahend. „So schere dich und packe dich fort!“ schreit die Menge. Die Hauptthür ist inzwischen zur Hälfte geöffnet worden, schließt sich aber wieder, sobald die Menge herandrängt. Endlich verschwindet das Bild in der Kirche.

Dadurch geräth das Volk in Verzweiflung; die Weiber kreischen entsetzlich und raufen sich in den Haaren, die Männer heulen und zerreißen sich die Kleider. Die Kinder weinen und jammern, weil sie ihre Aeltern in solchem Zustande sehen, und die zahlreichen Hunde machen Chorus.

Alles ist in Schmerz aufgelöst und zerflossen, aber schon nach 10 Minuten macht er allgemeiner Heiterkeit Platz, und das Lachen nimmt kein Ende. Man brennt Feuerwerke ab, spricht der Flasche tüchtig zu, das Guitarrenspiel beginnt und vor der Kirche wird getanzt. Wenn am andern Morgen der Tag graut und die Sonne heraufsteigt, liegen viele tausende von Indianern toll und voll betrunken neben leeren Krügen, und damit hat das Kirchenfest des Señor de los temblores ein Ende.

Das ist die Schilderung eines Augenzeugen. Man sieht, wie es noch heute um das „Christenthum“ im ehemals spanischen Amerika steht und wie eigenthümlich und seltsam die Form ist, in welcher kirchliche Feste in der neuen Welt auftreten.

Yeddo.*)

Lage der Stadt. — Das Handelsquartier. — Vorstädte. — Straßen und Häuserbau. — Die Läden. — Hausgeräthe. — Straßenleben. — Aristokratisches Viertel. — Architektur.

O-Yeddo, „das große Yeddo“ — so nennt es der höfliche Japaner aus der Provinz dem Bewohner der Hauptstadt gegenüber — bedeckt mit seinen Vorstädten einen größeren Flächenraum als London. Ein breiter Fluß, der O-Gava (große Fluß), strömt von Nordwesten nach Südosten hindurch und theilt die Stadt in zwei ungleiche Hälften. Die nördliche ist ganz flach und wird östlich von einem kleinern Flüßchen begrenzt; die weit größere südliche Hälfte ist fast ganz mit Hügelreihen durchsetzt. Den Stadttheil nordöstlich vom Ogava, das Hondscho, bewässert ein Netz von zahlreichen Kanälen, welche die beiden Flüsse miteinander verbinden; auch das südöstliche Yeddo ist reich an Wasserläufen, natürlichen und künstlichen, die theils den Abfluß der verschiedenen Thalsenkungen bilden, theils aus dem Ogava gespeist werden. Dieser Strom ist etwa so breit, wie die Elbe bei Dresden, aber wasserreicher und in seinem Laufe durch die Hauptstadt von vier mächtigen Pfahlbrücken überspannt.

Etwa eine Viertelmeile vom Ogava zieht sich ihm parallel die erste Hügelkette hin, auf deren höchster Erhebung in ausgedehnten Park- und Gartenanlagen die Paläste des Taïkun und des Thronfolgers liegen. Sie sind von einer Ringmauer mit breitem tiefen Wassergraben umschlossen;

*) Die preußische Expedition nach Ost-Asien. Nach amtlichen Quellen. Erster Band. Berlin, Verlag der königl. geh. Oberhofbuchdruckerei. (R. v. Decker.) 1864.

acht Brücken und Dämme mit befestigten Thoren bilden die Zugänge. Die Ringmauer aus großen polygonischen Blöcken setzt sich um das sogenannte Siro (Schloß) in unregelmäßiger Spirale fort und tritt endlich bei der zweiten Pfahlbrücke an den großen Fluß heran. In allen Canälen der niedrig gelegenen Stadttheile und in den zahlreichen in sie mündenden Abzugsgräben steigt und fällt das Wasser mit der Ebbe und Fluth; die letzteren werden zur Ebbezeit meist ganz trocken.

Das große Stadtviertel zwischen dem Schlosse und dem Fluß ist der Mittelpunkt von Handel und Wandel, und von mehreren Canälen durchschnitten. Ueber einen derselben führt die Brücke von Nippon (Nippon-Basi), von wo alle Entfernungen im ganzen Lande gemessen werden. Sie ist der Endpunkt des Tokaïdo, der großen Heerstraße vom zelner Daïmios. Erstere liegen meist auf den Höhen, beschattet von immergrünen Gehölzen, umgeben von ausgedehnten Friedhöfen, und auch die Grundstücke der Großen umschließen hier prächtige Park- und Gartenanlagen. Ueberall sieht man Grünes, fließendes Wasser und die mannichfaltigsten Bauten. Die Vorstädte dehnen sich nach allen Richtungen weit in das Land hinaus und haben schon manches Dorf verschlungen; man kann den Hauptverkehrsadern folgend noch meilenweit zwischen zusammenhängenden Häusern wandern, gelangt aber durch die Nebenstraßen bald in lachende Landschaften; Acker- und Gartenbau ziehen sich hier und da bis mitten in die volkreichsten Quartiere, so daß die Grenzen der Stadt schwer zu bestimmen sind.

Bei Annäherung von der Rhede ahnt man die große Stadt nicht; die Häuserreihen am Ufer sind unbedeutend

Haus in Yeddo. (Nach einer Originalzeichnung.)

Westen und Süden des Reichs; eine andere führt von hier nach dem Norden von Nippon. Der Tokaïdo ist die einzige breite Straße dieses sehr bevölkerten und von Kaufleuten aller Art bewohnten Stadttheiles, alle übrigen sind eng; jedes Haus ist ein Laden; die meisten sind zweistöckig, doch pflegt das obere Stockwerk nur niedrig zu sein und zum Aufbewahren der Kaufmannsgüter und Fabrikate zu dienen. Am Ogava und den in ihn mündenden Canälen liegen ganze Reihen feuerfester Pack- und Lagerhäuser, und auch in den Straßen sieht man viele feuerfeste Gebäude. Dieses Stadtviertel bildet mit dem Schlosse und seiner Umgebung den eigentlichen Kern der Hauptstadt, hier ist jedes Fleckchen bewohnt. In den angrenzenden Stadttheilen ringsum wechseln die stark bevölkerten Quartiere der Krämer und Handwerker mit weitläufigen Tempelanlagen und den Grundstücken ein- und von Gärten und Rasenterrassen vielfach durchbrochen, die wenigen Höhen grün bewachsen und mit zerstreuten Gebäuden besäet, der Eindruck ist vielmehr ländlich. Die Bewohner von Yeddo selbst haben wenig Verkehr mit der Rhede; ihre Dschunken laufen in den Ogava ein. Für die Fremden ist ein besonderer Landungsplatz gebaut, und von diesem gelangt man durch einen Hof und einen großen schwarzen Thorweg auf den Tokaïdo, der sich dem Mittelpunkte der Stadt zuwendet. Er ist eine gerade breite Straße von unabsehbarer Länge. Alle 800 Schritt weit stehen Thorwege, welche bei Unruhen und Feuersbrünsten und in aufgeregten Zeiten jede Nacht geschlossen werden, eine Einrichtung, die durch ganz Japan in allen Straßen und Gassen bestehen soll. An jeden Thorweg lehnt sich ein Wachthaus, das Bureau der Straßenpolizei, und aus seinem

Dache ragt ein hohes Leitergerüst, von wo bei Nacht nach Feuersbrünsten gespäht und das Lärmzeichen mit der Glocke gegeben wird.

Viele Häuser dieses Stadttheils, wo die wohlhabenden Kaufleute wohnen, sind feuerfest. Sie haben dicke um Bambuspfosten gefügte Lehmwände und einen Ueberzug von feinem Stuck. Ihre Farbe ist gewöhnlich schwarz, zuweilen auch weiß, der Stuck von so glänzender Oberfläche, alle Ecken und Kanten so scharf und winklig, daß man polirten Marmor zu sehen glaubt. Die dicken Fensterläden haben einen Ueberzug von derselben feuerfesten Masse und schließen hermetisch, das Dach besteht aus dicht gefugten schweren Ziegeln. Diese Häuser sind theils das Privateigenthum Einzelner, theils das gemeinsame einer ganzen Reihe von Hauswirthen, die bei den rasch um sich greifenden Feuersbrünsten meist nur Zeit haben, ihre besten Habseligkeiten dahin zu flüchten. Die Häuser werden dann verschlossen, von außen noch mit nassen Strohmatten gesichert und ihrem Schicksal überlassen. Die Häuser dieses Stadtviertels stehen zwar regelmäßig in einer Reihe, aber bald mit dem Giebel, bald mit der Seitenfront nach der Straße gewendet. Sie sind bald höher, bald niedriger, nach unseren Begriffen aber durchgängig klein und immer nur für e i n e Familie eingerichtet.

Die meisten haben Ziegeldächer, manche von den einstöckigen Häusern auch Schindeldächer. Erstere sind von sehr künstlicher Bauart, die Ziegel sorgfältig geformt und gebrannt, dunkelgrau und mit gleichfarbigem Mörtel zu

Vornehme Japanesen. (Nach einer Photographie.)

einer festen Masse verkittet. Ein hoher schwerer Balken bildet die Dachfirst und läuft in reichverzierte breite Stirnziegel aus, von denen sich zwei dicke Wülste über die Dachfläche hinablegen. Die Ziegel sind von mannichfacher Form und Größe, man könnte den ganzen Dachstuhl einen Bau aus Formsteinen nennen; diejenigen, welche die eigentliche Dachfläche bilden, von zweierlei Art, cylindrisch runde und concave. Zuweilen sind die Dachsteine des Firstbalkens und der von da herablaufenden Wülste mit schneeweißem Mör-

tel sauber zusammen gefügt — es sieht auf dem schwärzlichen Grunde aus, wie ein Spitzenmuster. Die Häuser des Tokaido haben meist einfache Dächer von geraden Linien; bei größeren Gebäuden — Tempeln, Thoren und dergleichen — ist der Dachstuhl sehr complicirt, die Linien nach allen Seiten geschweift.

Das Colorit der japanischen Straßen ist einförmig: schwarzgraue Dächer, hier und da mit weißer Spitzenverzierung; feuerfeste Häuser von schwarzem oder weißem Stuck; alles Uebrige ist Holzwerk, dessen natürliche Farbe vom hellen Gelb des frischen Tannenholzes durch alle Abstufungen des Roth- und Schwarzbraunen bis zum verwitterten Grau wechselt. Vor vielen Kaufläden hängen braunrothe oder indigoblaue Gardinen herab; nur die vielgestaltigen Aushängeschilder, welche deren Bestimmung meist symbolisch anzeigen und dem Fremden eben so unverständlich sind als die sie begleitenden Schriftzeichen, glänzen in bunten Farben. Hier winkt ein frei in der Straße stehender Kobold in den Spielzengladen, dort bammelt ein gigantischer Fächer, bunte Fahnen wehen von langen Bambusstangen; vor den größeren Kaufhäusern aber steht meist ein hohes Balkengerüst, von dem unter zierlich geschnitzter Bedachung ein langes Schild mit goldener oder rother Inschrift auf buntem Grunde herabhängt; zuweilen thront auf dem Firstbalken ein phantastisch geschnitzter Drache mit geringeltem Schuppenschweif. Die wenigen grellen Farben beleben angenehm den nüchternen Grundton, der Eindruck des Ganzen ist durchaus harmonisch.

Viel umfangreicher als alle anderen Häuser des Tokaïdo sind die Seidenhandlungen. Die ganze Front des untern Stockwerks ist nach der Straße zu offen und gegen die Sonne durch blaue Gardinen verhängt, auf denen die Firma in großen weißen Schriftzeichen prangt. Den Estrich bedecken feine Matten, auf denen viele junge Handlungsgehilfen mit Büchern oder den Kunden beschäftigt sind. Alle übrigen Kaufläden sind kleiner als die Seidenhandlungen. Bei den Waffenschmieden findet man lange und kurze Schwerter aller Art in größter Mannichfaltigkeit der Klingen, Hefte und Scheiden, kein einziges, bei feststehender Grundform, dem andern ganz gleich. In anderen Läden werden Helme, Kriegsmasken und ganze Rüstungen feil geboten. Letztere sind gewöhnlich aus starkem Leder und Bambus, mit lackirtem Metall überzogen. Bogen und Pfeile werden wieder in anderen Läden verkauft. Die größten Bogen haben sieben Fuß Länge und im ungespannten Zustande eine starke Krümmung nach außen. Nur der kräftigste Arm vermag die Sehne ganz auszuziehen, ihre Schnellkraft ist unglaublich. Das Bogenschießen wird in Japan von jedem Alter und Geschlecht mit Leidenschaft und großer Virtuosität geübt; es gibt Bogen und Pfeile von allen Größen, selbst Miniaturbogen, die man zerlegt in die Tasche stecken kann. Bei den Sattlern findet man statt des Leders fast nur Holz und Papier. Die Japaner wissen dem letztern solche Festigkeit zu geben, daß es das Leder in den meisten Anwendungen ersetzt und dem Wasser fast noch besser widersteht. In den Hutläden sieht man die sonderbarsten Kopfbedeckungen. Der Japaner geht meistens barhaupt und trägt den Hut nur zum Schutz gegen Sonne und Regen. Die gewöhnlichste Form ist tellerartig, aus dünnem Holze, außen schwarz, inwendig oft roth lackirt mit phantastischem Muster in Goldlack, Vögeln, Fischen, Drachen, Wolken und Meereswogen. Kleiderhandlungen, deren es in allen chinesischen Städten so viele gibt, sahen wir in Yeddo nicht. In den Fächerläden findet man dieses allerunentbehrlichste Geräth des Ost-Asiaten in unendlicher Mannichfaltigkeit, groß und klein, fein und grob. Das Gestell ist aus Bambus, die Bekleidung Papier, weiß, schwarz und buntfarbig mit Goldsprenkeln. Die Pfeifenläden bieten große Auswahl. Das Rohr der japanischen Tabakspfeife ist gewöhnlich spannenlang, aus Bambus, zuweilen lackirt. Spitze und Kopf sind aus Metall.

Die unterhaltendsten von allen Kaufläden sind die Trödelbuden; es gibt deren unzählige von den verschiedensten Classen, wie bei uns. Man sieht dort die schönsten Sachen und fühlt sich jeden Augenblick versucht still zu stehen, alle die Raritäten zu begaffen, zu betasten, denn in Japan hindert daran keine neidische Glasscheibe. Tuschläden finden sich in vielen Straßen, dort werden auch Schreibepinsel und Reibenäpfe verkauft. Die Pinsel haben leichte glatte Rohrstiele; nur die Spitze wird gebraucht, der obere Theil der Haare ist fest zusammengekleistert. Tusche gibt es die verschiedensten Arten, solche, die wenige Pfennige das Pfund und feine Sorten, die mehrere Thaler das Loth kosten. Ueber die Zubereitung ist man merkwürdiger Weise noch heute im Unklaren. Die Porzellanhandlungen von Yeddo bieten wenig Auswahl der Formen, aber eine desto größere Eigenthümlichkeit der Muster, Farben und Zeichnungen; sie sind nicht für den europäischen Markt eingerichtet und enthalten nur die einheimischen Geschirre. Die Farbe sitzt bei diesem Porzellan auf der Glasur. Spielzengläden gibt es in Yeddo unzählige, gewiß mehr als in irgend einer europäischen Stadt; die Japaner sorgen auf das liebreichste für ihre Kinder und sind erfinderisch in Jugendbelustigungen. Manche Läden enthalten nur Puppen in allen Größen und Anzügen. Vor den Buch- und Kunsthandlungen hängen bunte Zerrbilder voll köstlichen Humors, zu denen jetzt die Fremden viel den Stoff liefern müssen. Die Freude an bildlichen Darstellungen ist allgemein, fast jeder Japaner scheint zu zeichnen. Auch findet man illustrirte Werke, botanische, zoologische, physikalische, anatomische, tactische Bücher — sowohl einheimische als aus dem Holländischen übersetzte. Alle Darstellungen sind bei vielen Zeichnenfehlern von unglaublicher Lebhaftigkeit und zeugen von Verständniß und Sinn für die Bedeutung und das Charakteristische der Formen. In allen Buchhandlungen findet man Landkarten und Atlanten. Alle Bücher sind wohlfeil; sogar die Soldaten auf der Wache lesen, und man sieht Frauen und Mädchen emsig in die Bücher vertieft. Conditoreien gibt es in den Straßen von Yeddo viele. Die Kuchen und Confecte sehen zierlich und appetitlich aus, manche gleichen den unsrigen und sind wohlschmeckend, andere widerstehen dem europäischen Gaumen.

Den kleinen Hausrath — größere Möbeln besitzen die Japaner nicht — findet man in besonderen Läden, die viel Hübsches und Anziehendes bieten: mannichfache Schränkchen, Kästen und Kästchen, Schachteln, Büchsen, Präsentirbretter und Untersätze aus Bambus, Kampher- und andere Holzarten, mit Korbgeflecht aus gespaltenem Rotang und Binsen. Alles so sauber und zierlich, wie für den Nipptisch gearbeitet, dabei von erstaunlicher Billigkeit. Als Kopfkissen dienen fußlange viereckige Kästchen mit einer leicht ausgerundeten Höhlung in der Mitte, wo der Nacken ruht; der Hinterkopf liegt ganz frei. Wie man auf solchem Gestell schlafen, sich ausruhen kann, gehört zum unbegreiflichsten der japanischen Kultur. Dies Kästchen enthält gewöhnlich eine kleine Schublade für den Kamm, die Zahnbürste, Zahnpulver, Schminke, Pommade und dergleichen unentbehrliche Gegenstände der Toilette und bildet eigentlich das ganze Bett des Japaners, der in seinen Kleidern auf dem Fußboden schläft und sich gegen Kälte nur mit dickeren Röcken schützt.

In den Häusern herrschte durchgängig die größte Reinlichkeit. Die Wände, Tapeten, Papierscheiben, das Geräth

und die Matten waren in fast allen Läden appetitlich sauber, und man scheute sich, mit schmutzigen Stiefeln einzutreten. Der Japaner läßt seine Sandalen draußen. Scherz und Lachen würzten jede Unterhaltung; die Eingebornen sind von Natur dazu aufgelegt, und die drolligen Mißverständnisse der beiderseitigen Geberden und Mienen geben immer neue Veranlassung. Unsere begleitenden Yakunine, die anfangs ängstlich und zurückhaltend waren und uns mehrfach am Ankaufe von Waffen, Büchern und dergleichen hinderten, überzeugten sich bald von der Harmlosigkeit dieses Verkehrs und verschafften uns später sogar Vieles, was wir ohne sie aus Unkenntniß nicht erlangt hätten. Sie bewahrten zwar eine gewisse ernste Würde und Zurückhaltung, die dem japanischen Samraï unter allen Umständen eigen ist, nahmen aber doch Antheil an der Unterhaltung und zeigten sich bei gende Volk abzuhalten suchten, auch solche, die sich unnütz machten, wohl tüchtig mit dem Fächer über den Kopf schlugen, und das Alles unaufgefordert und nur aus nationaler Gastfreundschaft.

Die Straßen des Handelsquartiers sind zu allen Tageszeiten sehr belebt, besonders Abends, wo viele Arbeiter von da in die Vorstädte zurückkehren; um diese Zeit ist selbst der breite Tokaïdo so belebt wie ein Jahrmarkt. Auffallenden Anzügen begegnet man an den gewöhnlichen Tagen wenig; nur Kinder und junge Mädchen, die meist in Begleitung ihrer Mütter auf den Straßen erscheinen, sind artig in bunten Farben geputzt, die Gesichter aber vielfach durch Schminke entstellt. Namentlich heranwachsenden Mädchen wird oft das ganze Gesicht nach dem japanischen Schönheitsideal angemalt, eine häßliche Maske, unter der die na-

Kaiserlicher Tempel in Yeddo. (Nach einer Originalzeichnung.)

höflicher und vertraulicher Behandlung immer hilfreich, gefällig und aufmerksam. Auf weiteren Spaziergängen kehrte man in die Theehäuser ein und ließ die Yakunine bewirthen, was ihren guten Humor sehr zu steigern pflegte. „Okino arigato“, großen Dank, hieß es dann unter vielen Verbeugungen; die Köpfe waren zuweilen etwas geröthet, aber alle Schwierigkeiten hörten auf. Diese Stimmung liebenswürdiger Dienstfertigkeit und Zuneigung wurde bald die allgemeine der uns zugetheilten Yakunine; sie lebten gern mit uns. Das Volk zeigte uns fast nur freundliche, neugierige Gesichter. Es war etwas ganz Ungewöhnliches in Yeddo, Fremde zu Fuße auf der Straße zu treffen. Aber zu Pferde sieht man wenig vom Inhalt der Kaufläden. Nicht selten geschah es, daß sich fein gekleidete Männer mit höflichem Gruße zu uns gesellten und an den Seiten gehend das dräntürlichen Züge ganz verschwinden. Die Augen allein behalten Leben. Der Anzug und Haarputz der Kinder und jungen Mädchen ist zierlich und geschniegelt und muß viel Zeit und Mühe kosten. Züge von Lastträgern bewegen sich, den taktmäßigen Schritt mit einförmigem Rufe begleitend, durch das Gedränge. Die Lasten werden entweder im Gleichgewicht an den beiden Enden eines elastischen Tragholzes, oder, wenn sie schwer sind, an langen Bambusrohren in der Mitte aufgehängt und dann von zwei oder mehreren Personen auf den Schultern getragen. Jeder Träger ist mit einem vier Fuß langen Stabe versehen, mit dem er beim Ausruhen das Tragholz stützt, um die Last nicht niedersetzen zu müssen. Der Krämer, der die Kunden besucht, trägt seine Kisten und Ballen auf dem Rücken; sie sind gewöhnlich in ein weites Tuch gepackt, dessen Enden vor der

Stirn zusammen gebunden werden. Uebrigens schafft man in Yeddo auch Lasten vielfach auf Handwagen und sehr unförmlichen Büffelkarren fort. Was aus der Stadt herausgeht, wird auf Packpferde verladen, deren langen Zügen man in allen Vorstädten begegnet. Reiten darf nur der Samraï; jedem Pferde läuft, es mag noch so schnell gehen, wenigstens ein Stallknecht voraus, welcher mit lautem Jauchzen die Menge zum Auseinandergehen auffordert. Höhere Beamte lassen ihre Pferde am Zügel führen und haben gewöhnlich noch mehrere Begleiter bei sich, die ihnen Piken und Hellebarden, die Insignien ihrer Würde, vorauf tragen. Die höchsten Staatsbeamten und die Daïmios erscheinen nur bei Feuersbrünsten zu Pferde auf der Straße und werden sonst in Norimons getragen. Die Form, Farbe und Größe dieser Sänfte, besonders auch die Wölbung des Tragebalkens und die Zahl der Träger zeigt den Rang des Besitzers an. Auch die Menge der Begleiter und die Anordnung der oft mehrere tausend Mann starken Eskorte richtet sich nach seiner Stellung. Bei vornehmen Männern schreiten Herolde voran, dann folgt eine Abtheilung Soldaten, dann die Pikenträger. Die Spitzen ihrer Lanzen stecken in Lederfutteralen und sind sehr verschieden geformt; im japanischen Adelslexicon findet man bei jeder Familie die ihr zukommenden Insignien und Feldzeichen abgebildet. In Futteralen ist alles Spitze und Schneidende, so auch häufig selbst die Flinten verborgen, welche gewöhnlich die Leibwache führt. Der Sänfte zunächst gehen auf beiden Seiten die Leibdiener, dahinter das Leibpferd, prächtig gesattelt und aufgezäumt und von zwei Stallknechten geführt, dann wieder Bewaffnete und eine Menge Diener mit lackirten Körben, Kisten und Kästen, welche die Rüstung, das Sterbekleid und andere Anzüge, ein Theeservice, Küchen- und Reisegeräth, kurz Alles enthalten sollen, dessen ein vornehmer Mann in jeder Lage des Lebens bedürfen kann, um standesgemäß aufzutreten. Bei sehr hoch gestellten Personen folgen mehrere Leibpferde und ihre ersten Beamten in Sänften oder zu Roß, auch diese wieder von ihren Pikenträgern und Dienern begleitet. Die Kleidung aller Trabanten ist von einerlei Schnitt und Farbe, hat aber nichts, das an Uniform erinnert. Die Begleiter marschiren paarweise; der ganze Zug bewegt sich in lautloser Stille. Das Volk weicht ehrfurchtsvoll aus, pflegt sich aber sonst nicht viel um die Großen zu kümmern. Jede Durchbrechung des Zuges ist unerlaubt; es gilt auch für unanständig, eilig vorbeizureiten. Die Fremden kehren sich an diese Regeln nicht und haben dadurch den Stolz des einheimischen Adels vielfach verletzt. Man begegnete solchen Zügen auf den Straßen Yeddo's täglich, denn die Sitte fordert große Begleitung bei jeder Entfernung aus dem Hause.

Friedhof der Adligen in Yeddo. (Nach einer Originalzeichnung.)

Besonders belebt sind die Straßen an Festtagen, deren die Japaner viele haben. Jede Oertlichkeit besitzt ihren Schutzpatron; die ihnen geltenden Feste sind besonders geräuschvoll und geben Anlaß zu theatralischen Vorstellungen, zu Aufzügen und bunten Mummereien. Komische Masken durchziehen dann die Straßen und treiben bettelnd und musicirend ihre Possen; auch Bänkelsänger kommen zahlreich herbei. Mönche und Nonnen, Quacksalber und leichte Dirnen fehlen nicht. Jongleure schlagen auf freien Plätzen ihre Zelte auf. Man findet Thier- und Schaubuden aller

Art. Das Volk lärmt und belustigt sich ausgelassen, und bis tief in die Nacht schallen jubelnde Stimmen und fröhliche Musik aus den Theehäusern.

Weniger belebt und anziehend als die Straßen des Handelsquartiers sind die aristokratischen Stadtviertel im Siro und Soto-Siro. Nur der innerste den kaiserlichen Palast umschließende Theil blieb den Fremden unzugänglich. Die Straßen dieser Stadtquartiere sind gerade, rechtwinklig, einförmig und wenig belebt. Während in den vom Volke bewohnten Vierteln der Boden nur festgestampft ist und bei nassem Wetter leicht aufweicht, sind die Wege hier meist macadamisirt, streckenweise auch mit Kies beschüttet. Eigentliches Straßenpflaster kennt man in Japan nicht, nur durch die Höfe der Parkanlagen und Tempel laufen breite Bahnen von flachen Quadersteinen. Die Façaden der Paläste, wenn man einstöckige Gebäude so nennen darf, zeichnen sich nach der Straße zu nur durch die ungeheure Länge aus, die oft wohl 600 Schritt und darüber betragen mag. Diese langen Gebäude bilden aber in der That nur die Einfassung des Grundstücks und mögen Pferdeställe, Arbeitsschuppen und die Wohnungen untergeordneter Diener enthalten; sie haben nach der Straße nur kleine Gitterfenster, welche gewöhnlich durch Läden geschlossen sind. Die Wohngebäude der Herrschaft und ihres Gefolges liegen im Innern, von Höfen und Gärten umgeben. Bekleidet ist die Straßenfront bis zur Höhe von etwa 12 Fuß mit einfachem Bretterwerk oder netzförmigem Bewurf von weißem und grauem Stuck. Darüber läuft vier bis fünf Fuß breit ein glatter weiß getünchter Streifen hin. Das Dach ist von grauen Ziegeln, deren vorderste Reihe häufig das Wappen des Besitzers zeigt. Die Fundamente bestehen aus großen Bruchsteinen, treten aber nur bei unebenem Terrain recht zu Tage und zeigen dann sehr schöne polygonische Mauerarbeit. Der einzige bemerkenswerthe Theil dieser Façaden sind die Portale. Sie nehmen bei großer Breite die ganze Mauerhöhe des Gebäudes ein und liegen etwas vertieft. Zu beiden Seiten springen erkerartige Logen mit Gitterfenstern für die Thürhüter und Wachen hervor. Daneben sieht man häufig noch eine vom Dach geschützte breite Mauernische, wo dicke sauber geglättete Pfähle mit bronzenen Ketten und Ringen zum Anbinden der Pferde eingerammt sind. Das Portal selbst ist aus mächtigen Balken von schönem Holze gezimmert, sorgfältig geschliffen oder lackirt und mit Buckeln und anderen Zierrathen von Bronze beschlagen. Der Eingang besteht aus einem breiten Mittelthor, das nur für Standespersonen geöffnet wird, und zwei bis drei kleineren Thüren zu jeder Seite; die ganze Construction ist symmetrisch. Die Schwelle hat bei allen japanischen Thoren fast zwei Fuß Höhe; der Stirnbalken springt bis unter das Dachgesims hervor und trägt das Wappen des Besitzers, erhaben und massig in Bronze oder schwarzem Stuck gearbeitet. Diese Portale sind die besten Erzeugnisse der japanischen Baukunst, eine wirkliche, wenn auch sehr einfache Architectur, denn alle Theile haben Zweck und Bedeutung und verbinden sich zu einem organischen Ganzen. Der Charakter ist ganz eigenthümlich und von allem sonst Bekannten verschieden. Sie haben bei aller Schwere der Structur ein schönes Ebenmaß der Verhältnisse und tragen das Gepräge vornehmen Ernstes. Die bronzenen Balkenknäufe, Sockel und sonstigen Beschläge sind meist von vortrefflicher Zeichnung; ihre dunkelgrüne goldige Farbe stimmt schön zu dem natürlichen Dunkelbraun oder Grau, zu dem schwarzen oder tiefrothen Lack des Holzwerks und erhöht den Eindruck der ernsten Einfachheit und Strenge. Man glaubt trotz aller Unähnlichkeit mit europäischen Bauwerken Arbeiten des frühen Mittelalters zu sehen.

Das Saterland und seine Bewohner.

Von **Hermann Meier** in Emden.

II.

Die Häuser und ihre innere Einrichtung. — Der alte Kopfputz. — Handspangen und übrige Kleidung. — Speisen. — Charakter der Saterländer. — Sprache. — Volksfeste, Sitten und Gebräuche. — Die Namen. — Begräbniß.

Ein saterisches Haus hat recht viel Eigenthümliches, äußerlich sowohl wie inwendig, und weicht von den ostfriesischen bedeutend ab. Seine Mauern sind sehr niedrig, und da Vorder- und Hinterhaus nicht getrennt sind, so haben solche überall dieselbe Höhe. Sie bestehen aus Fachwerk, das man mit Backsteinen ausfüllt und alsdann mit Lehm überschmiert. Das ziemlich steil ansteigende Dach hat nur unten einige Ziegelreihen, sonst ist dasselbe mit Stroh oder Haide bedeckt. Hat das Haus einen Schornstein, so findet man selbigen in der Mitte der First. Die wenigen Fenster sitzen in den Seitenmauern; Vorder- und Hintermauern haben höchstens kleine Gucklöcher.

In ein solches Haus zu gelangen ist nicht leicht. Der Eingang wird nicht von wüthenden Hunden — denn diese sind hier sehr friedlich — vertheidigt, sondern von — Dreck. Sind schon die Wege sehr reich an Schmutz, so ist, wenn das Haus etwas abseits liegt, der Aufgang fast nicht zu passiren. Je näher man dem Hause kommt, desto größer wird die Schmutzmasse, die durch die abfließende Flüssigkeit des naheliegenden Düngerhaufens beständig in einem sumpfartigen Zustand erhalten wird. Die letzten Schritte sind kaum mit Schuhen zu machen, und dabei darf man noch nicht einmal vor seine Füße sehen, da jeden Augenblick eines der sich hier umhertreibenden Schweine uns über den Haufen und in den schmutzigsten aller Schmutze werfen kann. Endlich sind alle Mühseligkeiten und Gefahren überwunden, und vor uns liegt das Innere des Hauses. Wir können es in seinem Ganzen, vom Schweinestall bis zum Kleiderschrank überschauen, denn mit Ausnahme eines abgeschiedenen Lochs für Heu und Torf bildet das ganze Haus — wir sprechen von den alten, nicht modernisirten Wohnungen — nur einen Raum. Menschen und Vieh leben hier in friedlicher Eintracht.

Den Eingang ermöglicht die „große Thür", zwei große Flügelthüren, die oben halbrund, 12—15′ hoch und 8—12′ breit sind. Beide stehen gewöhnlich ganz offen; will man das

im Innern befindliche Vieh hüten oder das da draußen im Schmutz sich wälzende abhalten, dann werden die kleinen Thüren zugemacht. Jene gleichen den Sturmthüren unserer Schleusen, diese den Flutthüren. Nur bei Nachtzeit werden die Sturmthüren durch hölzerne Riegel verrammelt. Treten wir ins Haus! Links finden wir erst den Schweinestall ohne Schwein, denn das ergötzt sich draußen in seinem reichlichen Element; danach kommt die sogenannte Hille, ein Aufbewahrungsort für allerlei Gemüse und Gerümpel, und hinter diesem ein Raum, der die Küche ausmacht. Denn hier stehen Tische und grobe Mattstühle, Schränke und Kisten, hier findet man die einzigen eigentlichen Fenster der ganzen Wohnung. Gewöhnlich sind's deren fünf mit à neun Scheiben, die ohne weitern Zwischenraum neben einander folgen und gleichsam ein großes Fenster bilden. Das noch fehlende Licht kommt durch das Hauptloch des Gebäudes und durch einige zerstreut sich findende Gucklöcher. Hier steht auch der Webstuhl. An den Wänden hängen die Rakjes, drei bis vier über einander angebrachte Latten, hinter welchen besonders zinnerne, seltener porzellanene Teller zur Schau aufgestellt sind. An den untersten Latten hängen die zinnernen Koppen; Gefäße, die früher bei Hochzeiten dienten. Man füllte sie mit warmem Bier und Syrup; die zinnernen Bierkannen, die runden zinnernen Löffel, die durch ihr großes zirkelrundes Blatt die sogenannten Breimäuler erzeugen, die Kaffeekannen und anderes Geschirr von Zinn und Blech. Wer auf eine Hochzeit geladen ist, schenkt der Braut einige neue zinnerne Teller und Löffel, einen Kopp, eine Kaffee- und Bierkanne und was die Vermögenszustände sonst erlauben. Daß wir irgendwo jenes Geschirr spiegelglatt gefunden hätten, wie im Binnenlande Ostfrieslands und auf unseren Inseln, dürfen wir, da wir bei der Wahrheit bleiben wollen, nicht sagen.

Der Eingangsthür gegenüber, am andern Ende des Raums, ist der Feuerheerd oder eigentlich das Feuerloch. Dasselbe ist von allen Seiten zugänglich und kann sich also nach vollbrachter Arbeit die ganze Familie um das Feuer setzen. Damit des Nachts das liebe Vieh nicht in dasselbe geräth, wird es alsdann mit einer eisernen durchbrochenen Stülpe überdeckt. Einen Schornstein haben die alten Häuser nicht, der Rauch mag sehen, wie er fortkommt. Seit Jahrhunderten vielleicht hat derselbe in einem solchen Hause unbedingte Freiheit gehabt. Die mit dickem Ruß versehenen Balken und Wände könnten wunderliche Geschichten erzählen. Zu Häupten glänzt Alles wie Gold, nur in anderen, nämlich schwarzen und dunkelbraunen Farben, denn der grobe Besen, der an jedem Sonntagsmorgen die leichten Nußflocken abfegt, ist nicht im Stande, das Produkt der ganzen Woche mit sich zu führen. Ob solcher wie geologische Gebilde seinen Stammbaum in seinen verschiedenen Ablagerungen in und mit sich führt, haben wir nicht untersuchen können.

Hinter dem Feuerloch findet man in einigen Häusern den Backofen, bei anderen denselben in einem eigenen Häuschen neben dem Hauptgebäude. Denn jeder Saterländer bäckt sein Brot selbst. Die wenigen Bäcker, die man hier findet, müssen ihre Fabrikate auf den ausländischen Märkten absetzen; der Saterländer bedarf ihrer nicht.

Rechts vom Haupteingang sehen wir erst den Pferdestall, dann die Viehställe und direkt daran die mit Vorhängen von buntem Kattun verhängten Bettstellen. Diese befinden sich den Schiffskojen gleich in der Wand. Zwischen denselben hängen Rosenkränze, bunte Umschläge von Schreibebüchern aus Neuruppin oder von Scholz in Mainz oder Pius IX., und drei Handtücher, nicht zum Gebrauch, sondern zum Staat. Die beiden äußeren sind an einem Zipfel aufgehängt, das mittlere aber hängt in seiner ganzen Breite an der Wand. Auch messingene Bettwärmer sind nicht selten.

Das Vieh steht nach sächsischer Manier mit dem Kopf nach der Diele, die nur aus Lehm besteht; eine Düngerrinne, wie man solche bei den reinlicheren Friesen findet, fehlt, so daß nicht selten die geschwängerten flüssigen Theile auch auf der Diele Sümpfe bilden.

Ein solches Haus repräsentirt en miniature die Arche Noahs. Auf der Diele spielen und lärmen die Kinder, gackern die Hühner, kräht der Hahn, brüllen die Kühe, blöken die Kälber und Schafe, wiehern die Pferde, grunzen die Schweine, mianen die Katzen, bellen die Hunde, schnurrt das Spinnrad, klappert der Webstuhl, Alles durch und mit einander, Alles mit Schmutz reichlich bedeckt. Etwas wirklich Reines in Saterland zu finden, hält schwer; auch in den besseren Häusern trägt Alles Schmutz an sich; Messer, Gabeln und Löffel, Tischtuch und Serviette, Nichts verleugnet seine saterische Abkunft.

Die neueren Wohnungen weichen sowohl inwendig wie auswendig von den eben beschriebenen ab; sie haben mitten auf dem First einen (nie mehr) Schornstein und im Innern Küche und Stube von dem übrigen Raum getrennt, auch ersetzt hier eine gewöhnliche Thür das dort befindliche Loch.

Viele Möbeln kennt der Saterländer nicht; außer Tisch und Stuhl findet man nur noch einen oder mehrere Schränke und eine große Kiste. In letzterer wird besonders der Sonntagsstaat aufbewahrt. Aber alle diese Sachen sind fest, massiv und kernig, wie ihr Besitzer. Doch Eines hat dieser ganz bestimmt vor jenen voraus: Freundlichkeit und Gefälligkeit. Während unsers Aufenthalts dort hat unsere gewaltige Neugierde — wie die Bewohner unsere Wißbegierde jedenfalls im Geheimen benannt haben werden — auch nie Anstoß erregt. Nun muß ich noch sehen, was darin ist! Damit haben wir manchen Schrank selbst aufgeschlossen, und wenn das verrostete Schloß nicht gehorsam sein wollte, dann wurde uns sofort hülfreiche Hand geleistet. Aber damit nicht genug! Jedes einzelne Kleidungsstück wurde herausgenommen und gezeigt, darauf aber auch die Kiste geöffnet, denn „da Er das gesehen hat, muß Er auch dies in Augenschein nehmen". Alles mit größter Freundlichkeit und Zuvorkommenheit. Fremde werden vom Saterländer mit „Er" angeredet. Diese Kisten bergen außerdem gewöhnlich die geerbten, altmodischen Kleidungsstücke und zeigen oft die Tracht verschiedener Generationen.

Auf Wegen und Stegen haben wir uns nie nach irgend etwas erkundigt, ohne mit größter Bereitwilligkeit die gewünschte Auskunft zu erhalten, und unser Dank wurde ohne Ausnahme mit den freundlichen Worten: Keine Ursache! zurückgewiesen.

Nur ein einziges Mal wurden wir mit weniger Freundlichkeit gegrüßt; das war am Sonntage, als wir, nachdem wir der Messe und Predigt beigewohnt, vor dem Amen die Kirche verlassen hatten und uns vor dem Kirchhof aufhielten, musternd die ganze Gemeinde an uns vorbei marschiren zu lassen. Da schien man nicht recht zu wissen, was man sollte. Vielleicht ahnte man den Ketzer. Das war uns aber gleichgültig, denn die beiden, bereits in der Kirche beobachteten Frauen in alt-saterschem Kopfputz gingen zusammen plaudernd vor uns her, und wir hatten Muße, ihre eigenthümliche Kopfbekleidung, die sich aber besser zeichnen als beschreiben läßt, genau zu beobachten.

Auf einer eng anschließenden rund um den Kopf gefältelten weißen Mütze wird die „Purse" getragen, das ist eine aus einer Unzahl kleiner Falten zusammengelegte Kappe; diese Falten gehen rund um den Kopf, und oben auf demselben befinden sich etwa ein halbes Dutzend große aufstehende Falten. Das Ganze ist von rothem und gelbem seidenen Band, bei Leidtragenden aber ist dasselbe schwarz. Diese Purse vertritt die Stelle des Huts und wird mittelst eines seidenen Bandes unter dem Kinn festgehalten.

Dieser alte Kopfputz kommt indeß nur wenig mehr vor, wie denn auch nach allen Seiten hin die Saterländer bedeutend

von der Kultur beleckt werden; sogar Schleier, Mantillen und — Krinolinen haben bereits die Grenzen des Landes überschritten. Zur Sonntagstracht gehört aber bei alten Jungfrauen und Frauen von dem Tage der Konfirmation an ein silbernes oder goldenes Kreuz, welches an einer etliche Mal um den Hals geschlungenen Kette auf der Brust getragen wird. Es lieben die Saterländerinnen im Allgemeinen die dunkeln Farben als Kleiderstoff, die kleinen Umschlagtücher müssen die grellsten Farben: roth, gelb oder blau haben. Früher muß diese Vorliebe für lebendige Farben bedeutend größer gewesen sein; denn nach der Erzählung einer sehr alten Frau gehörte damals zum Sonntagsstaat: Eine grüne Kappe mit goldenen Blumen, einem Spitzenstreifen und gelben Bändern; ein gelbes Tuch mit Rändern und Blumen; ein Kreuz mit Kette; zwei silberne Haken im Nacken; ein rothes Wamms mit goldenen Tressen und silbernen Knöpfen; eine silberne Spange im Hemd und gestickte Anfangsbuchstaben des Namens in diesem; rothe Unterärmel; rother Rock mit goldenen Treffen und blauem Saum; rothe Schürze; Schuhe mit silbernen Schnallen; blaue, auswendig rauhe Strümpfe mit rother „Clince" (Verzierungen an den Knöcheln von der Sohle auf).

Die eben genannte silberne Hemdspange wird noch jetzt von dem ganzen weiblichen Geschlecht getragen. Sie hat die Gestalt eines Herzens, ist an der äußern Seite verziert und trägt an der Kehrseite den Namen. Eine daran befindliche Zunge wird durch das selbst gewebte, sehr grobe Hemd gesteckt und hält solches auf der Brust zusammen.

Die tägliche Kleidung der Frauen ist fast eine und dieselbe. Die Natur des Landes erfordert außer Holzschuhen warme Kleidungsstoffe, und so findet man denn auch die rothe Boje hier als Stoff zu Unter- und Oberröcken eine bedeutende Rolle spielen. Eine dunkle Jacke ohne Aermel, ein umgeschlagenes, oben am Halse mit Nadeln zusammengehaltenes roth kattunenes Halstuch und ein Strohhut mit ungeheurer Krempe und rothem Band vollenden den Anzug.

Eben so einfach ist die tägliche Lebensweise dieser Leute. Bleiben Mann und Frau in der Nähe des Hauses, so genießt man früh Morgens Butterbrot und Kaffee, stärkt sich gegen 8 Uhr mit einem in Speck gebackenen Buchweizenpfannkuchen, speist um 12 Uhr zu Mittag, nimmt sich um 3 oder 4 Uhr abermals Butterbrot mit Kaffee, um am Abend mit dem vom Mittag Uebriggebliebenen, sonst aber mit Buchweizen- oder Roggenbrei vorlieb zu nehmen. Des Mittags kommen die gewöhnlichen Gemüse mit Kartoffeln auf den Tisch; hat man Lust, verschiedenes Gemüse zu essen, so kommt Alles zusammen in einen Topf. — Das ist der Speisezettel für die ganze Woche, den Sonntag mit eingerechnet.

Ostern, Pfingsten, Weihnachten und Maria Himmelfahrt, an den vier Hauptfesttagen, wird davon abgewichen, indem alsdann in allen Familien Grütze mit Syrup und Pflaumen, sowie Kartoffeln mit Schweinskopf aufgetischt werden.

Bei solcher Speise läßt sichs schon aushalten, und der Saterländer sieht auch wahrlich nicht danach aus, als ob Hungerleiden seine Passion sei. Man findet hier unter Männern und Frauen kräftige, gediegene Gestalten mit muskulösen Gliedern, die ihres Gleichen suchen.

Werfen wir jetzt noch einen kurzen weitern Blick auf den Charakter dieses Volksstamms, um dann mit der Beschreibung einiger seiner Gebräuche und Festlichkeiten zu schließen.

Der Saterländer liebt die Freiheit. Nur zähneknirschend hat er sich dieselbe nehmen lassen. Obwohl er jetzt nichts mehr in dieser Beziehung zu verlieren hat, so bewacht er doch noch stets alle Schritte der Regierung mit ängstlicher Sorgfalt, befürchtend, diese möchte ihm damit zu nahe treten. So war ihm auch recht lange der Militärdienst in der Seele zuwider. Wer irgend konnte, kaufte sich frei, und es wurde endlich durch Uebereinkommen festgesetzt, daß Jeder alle drei Jahre 10 Ngr. bezahlte, wofür er frei vom Waffentragen war. Dieser Widerwille ist aber jetzt gebrochen, denn gerade während unsers dortigen Aufenthalts verkaufte sich ein Bursche zum zweiten Mal als Stellvertreter, ohne daß Jemand Anstoß daran nahm.

Auch auf dem Gebiete der Religion scheinen sie noch nicht vergessen zu haben, daß sie einst Protestanten waren, denn sie haben ein freieres Urtheil über manche Dogmen und eine größere Unabhängigkeit ihren Priestern gegenüber gewahrt, als der größte Theil der übrigen Katholiken.

Durch sein früheres Selfgovernment hat er sich Charakterfestigkeit, Schärfe des Verstandes, gesundes Urtheil erhalten, Eigenschaften, die in vielen Fällen in Erstaunen setzen.

Vor Allem hält er auch seine Sprache in Ehren. Unter sich spricht er nur Satersch, doch ist ihm auch das ostfriesische Plattdeutsch sehr geläufig, wodurch uns auch der Verkehr einzig und allein möglich gemacht wurde. Unsere Vorgänger hatten nur Deutsch oder Holländisch gesprochen und dadurch manches Abenteuerliche erfahren, was in der Wirklichkeit gar nicht existirt. Den älteren Leuten ist das Satersch am geläufigsten, aber sogar kleine Kinder unterhalten sich schon darin. Alle sind stolz darauf und hören es gern, wenn man ihnen zugibt, solches nicht verstehen zu können. Welche größere Vortheile ihre Sprache gebracht, beweisen sie gern durch folgenden Vorfall zur Zeit der französischen Occupation.

Drei Männer aus Scharrel hatten mit ihrem Boote Contrebande nach Leer gebracht, sie waren aber auf frischer That ertappt und einer von ihnen war gefangen genommen und nach dem Verhör von den Douaniers in ein Wirthshaus gebracht worden. Seine beiden Gefährten, die in Erfahrung gebracht hatten, daß man ihn am folgenden Tage nach Gröningen führen wolle, um ihn dort zu erschießen, gehen in dasselbe Wirthshaus, setzen sich, ohne sich um den Gefangenen zu kümmern, an das Feuer und unterhalten sich in ihrer Mundart. Einer von Beiden redet, ohne sich umzusehen, den Gefangenen an und sagt zu ihm: Jo wollene di meden etter groningen bra-enge un di dar dod sgjote! Der Gefangene nimmt sich dies zu Herzen, zieht langsam und unvermerkt seine Holzschuhe aus, und mit einem Satz ist er aus der Thür und auf der dunkeln Straße verschwunden. Er entkommt glücklich mit den beiden Anderen nach Scharrel.

Die Zahlen von 1—20 werden vom Saterländer folgendermaßen benannt: ehn, two, thrio, fjauer, fiv, seks, sogen, ochte, ningen, tjon, alwen, tuelef, trettin, fjautin, fiftin, sekstin, sogentin, achtin, ningentin, twintig. Die Wochentage heißen: saundey, mohndey, theisdey, midwike, tuhnsdey (früher goonsdey) frehindey, sneivendey.

Dem Nichtsaterländer geben sie gern die Zahl 99, ningen un ningentig, zum Nachsprechen auf und freuen sich unbändig, wenn derselbe solche nicht rein nachzusprechen im Stande ist. Kinder nennen ihre Eltern bäbe (Vater) und memme (Mutter). Der Dialekt in Scharrel und Strücklingen kommt fast ganz überein, der in Ramsloh weicht aber etwas ab. Die Bewohner letztgenannten Dorfes nennen ihre Mundart das eigentliche ursprüngliche Satersch, wie denn in manchen Fällen Ramsloh sich gern als die eigentliche Stammgemeinde des Landes hinstellt und überall das Prioritätsrecht für sich in Anspruch nimmt. Ob mit Recht oder Unrecht, lassen wir unentschieden. Die frühere Abgeschlossenheit hat das Volk zu einer großen Familie gestempelt, aber trotzdem hängt Ramsloh den anderen Gemeinden und diese Ramsloh gern etwas an den Mantel.

Die früheren Volksfeste, Sitten und Gebräuche sind als heidnisch von den Priestern ausgerottet worden. Was davon noch zu finden und was die noch jetzt lebende Generation davon gesehen zu haben sich erinnert, wollen wir im Folgenden mittheilen:

Das Vogelschießen — in Ostfriesland als eine Beleidigung des heiligen Geistes von fanatischen Geistlichen ausgerottet — wird in Saterland noch alljährlich gefeiert. Schon am Himmelfahrtsfeste versammeln sich die Mädchen in dem Wirthshause, wo später getanzt werden soll, um durchs Loos die Königin zu wählen. Am Pfingstmontage wird der seitherige König mit Musik aus dem Hause geholt und zu der an der Ostseite der Kirche auf einer Wiese aufgerichteten Stange geführt, auf welcher der von ihm geschenkte hölzerne Vogel prangt. Der im vorigen Jahre erschossene Hut muß sein sinnendes Haupt bedecken, und die Anwesenden muß er mit Bier traktiren. Der Zug bewegt sich um den aufgerichteten Vogel, und nach einem Gebet um den Schutz Gottes hat der bisherige König das Recht, drei Schüsse zu thun; nach ihm aber Jeder, der Lust hat, bis der Vogel fällt. Während dessen sitzt die Königin auf einem Ehrenplatz, einen neuen Hut für den zukünftigen König im Schooß haltend. Solchen zu geben, sind die Mädchen verpflichtet. Sobald der Vogel gefallen, bringt die Königin dem Glücklichen jubelnd die neue Kopfbedeckung und krönt ihn mit den Worten: Verbrauche ihn mit Gesundheit! Nun begibt sich der Zug wieder nach dem Wirthshause zurück, und Alle umtanzen jetzt den in der Nacht vor dem Feste aufgerichteten Maibaum, um dann den eigentlichen Tanzboden aufzusuchen.

Der Saterländer heirathet am liebsten unter sich, und so findet man auch nur wenige hinein geheirathete Frauen. Das ganze Völkchen bildet gleichsam eine große Familie; Alle nennen sich beim Taufnamen und dutzen sich, nur der Geistliche wird mit „Sie" und „Er" angeredet. Ihre Ehen sollen im Allgemeinen recht glücklich und Untreue und Ehebruch unbekannte Laster sein. Die Zahl der unehelichen Geburten ist gering; bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts sucht man in ihren Kirchenbüchern vergebens danach.

Hat ein Jüngling ein Mädchen lieb, dann theilt er solches, sobald er ihr seine Gefühle bekannt gemacht und erwiedert gefunden hat, den beiderseitigen Eltern mit und erbittet sich deren Zustimmung. Erwiedern die Eltern des Mädchens: Wen't woeht der mit to frê is, den sjo wi det jêrne, d. h. wenn das Mädchen damit zufrieden ist, dann sehen wir es gerne. Damit ist die Sache fertig und man begibt sich zum Priester, sich öffentlich zu verloben. Zu gleicher Zeit wird der Hochzeitstag (wêrseip) festgestellt, und die Proklamation erfolgt an drei nach einander folgenden Sonntagen. Am Tage vor der Hochzeit werden Freunde und Bekannte zu diesem Feste eingeladen. Der Hochzeitsbitter trug dabei früher als Zeichen seiner Würde und seines Amtes einen von unten bis oben mit bunten Bändern und Schleifen umwundenen Stock in der Hand und stiefelte mit solchem von Haus zu Haus. Aber die zugenommene Kultur hat wie so manches Andere auch diesen geschmückten Stock hinweggeleckt.

Die Einladung geschieht mit folgenden Worten: „Ich bitte Euch, uns morgen zu besuchen, wir wollen Hochzeit halten; Ihr müßt Alle kommen, Jung und Alt; Essen und Trinken ist im Ueberfluß da; Bier und Genever und Alles, was Gott gibt, in Ueberfluß."

Eine andere ausführlichere Einladungsformel lautet also: „Ich bitte Euch, uns morgen zu besuchen, wir wollen Hochzeit halten; Ihr müßt Alle kommen, Jung und Alt, und mit einem Glase Branntwein beim Mittagsmahl vorlieb nehmen. Ihr müßt mit meiner Braut zur Kirche gehen, zu sehen, daß wir getraut werden, nach der Trauung mit uns nach Hause gehen und mit dem vorlieb nehmen, was Küche und Keller hergibt: Brot von feinem Roggenmehl, ein Stück eines fetten Ochsen, eine Tonne Bier, wenn's auch vier oder fünf oder eine halbe Stiege ist, so viel Euch mundet, und macht Euch froh; Zeit, Licht und Feuer, Stühle und Bänke, Spielleute und Geiger sollen Euch nicht verweigert werden. Dies wird anfangen Sonntag und dauern bis Freitag Morgen, wenn die Sonne über alle Berge scheint, volle 24 Stunden. Ihr werdet diese Bitte nicht abschlagen. Wenn Ihr oder Eure Kinder jetzt oder morgen uns wiederum nöthig habt, werden wir mit schuldigem Dank auch zu Euch kommen. Meine Bitte war klein, meine Worte kurz; bedenkt Euch kurz, Ihr wißt, daß wir es gerne haben, daß Ihr uns besucht."

Am Abend vor der Hochzeit gehen die Verlobten zum Priester, dort zu beichten, und empfangen am nächsten Morgen vor der Trauung erst das Abendmahl. Darauf erfolgt die Verheirathung in Zeugengegenwart. Nach beendeter Hochmesse begibt sich das neuvermählte Paar in das Haus des Geistlichen und wird hier mit Kaffee bewirthet, während die Gäste draußen von den Zeugen mit Branntwein traktirt werden. Im Hochzeitshause angekommen wird wacker getafelt und sodann getanzt bis zum folgenden Tage. Die beiderseitigen Eltern eröffnen den Tanz, darauf macht das junge Paar den Ehrentanz, und nun folgen erst die Uebrigen. Dabei wird Branntwein und Bier, selten Wein getrunken.

Ist der Bräutigam der älteste Sohn des Hauses, so führt er seine junge Frau in seine elterliche Wohnung; hat er ältere Brüder und ist seine Braut das älteste Kind, so übernimmt er im Hause der Schwiegereltern die Wirthschaft; ist keines von beiden der Fall, dann baut sich das junge Paar sein eigenes Nest. In den beiden ersteren Fällen überlassen die Eltern den Kindern das Ganze und dürfen sich versichert halten, daß sie von diesen bis zu ihrem Lebensende mit voller Aufmerksamkeit und Liebe behandelt werden.

Die Saterländer müssen gewöhnlich recht viele Kinder taufen lassen, aber um Namen für ihre Sprößlinge sind sie nimmer verlegen. Das erste Kind erbt den Namen des Großvaters oder der Großmutter väterlicher Seits; das zweite Kind nennt man nach den Eltern der Mutter, beim dritten Kinde wird wieder ein Name der väterlichen, beim vierten einer der mütterlichen Familie gewählt. Hat nun freilich ein napoleonisches Gesetz es aufs Strengste befohlen und später ein oldenburgisches solches wiederholt, einen festen Familiennamen anzunehmen, so hat solches Gesetz doch hier auf das gewöhnliche Leben noch keinen Einfluß gewinnen wollen. Das Kind erhält den Taufnamen des Vaters mit einem angehängten s als Familiennamen, so daß der älteste Enkel also jedesmal eben so heißt, wie der Großvater; heißt z. B. der Vater Hinnerk Wilms, so heißt der älteste Sohn Wilm Hinnerks und dessen erster männlicher Sprosse wieder Hinnerk Wilms. Nur die oben genannten drei Familien Block, Awieck und Kerckhoff haben immer einen festen Stammnamen geführt.

Die gewöhnlichsten männlichen Taufnamen sind: Dedde, Hâje, Laubet, Remmer ꝛc.; weibliche Elske, Engel, Gimken, Lenke, Lucce, Mareke ꝛc.

Wie es bei Begräbnissen zugeht, haben wir uns von einem Saterländer in seiner Mundart aufschreiben lassen. Wir geben solches mit Uebersetzung nachfolgend: Wan wel dood is, dan luke se him en dodenklod aun, un lesk him in en Kiste, dan wet er de tredde dey begrauen; un dan kume de frûnde um him de leste êr tau biwisen, un faulgje him etter det zerkhof. Erste wet hi inweid op het zerkhof un dan gunge se ettens met him umt zerkhof tau, dan bigrinje se him un dan gungt me mé in de zerke un hert misse un pretenje, un dan gunkt me etter hûs. Dan krige de neiste fründe wet iten un drinken un dan gunge se etter ok etter hûs.

„Wenn Jemand todt ist, dann ziehen sie ihm ein Todtenhemd an und legen ihn in den Sarg; dann wird er am dritten Tage begraben, und alsdann kommen die Freunde, ihm die letzte Ehre zu erweisen, und folgen ihm bis auf den Kirchhof. Erst wird er beim Kirchhof eingeweiht, und dann gehen sie einmal mit ihm um den Kirchhof, dann begraben sie ihn und dann

geht man in die Kirche und hört eine Messe und Predigt und begibt sich darauf nach Hause. Dort erhalten die nächsten Freunde zu essen und zu trinken und dann gehen sie auch nach Hause."

Dieses Essen und Trinken besteht aus Schwarz- und Weißbrot mit süßem Bier oder aus Butterbrot mit Kaffee.

Die Einladung zum Begräbniß erfolgt gewöhnlich mit folgenden Worten: *N. N.* lete sick bidde, met den dode to hoge. Iten un drinken, wat Gott biljauwt; d. h. N. N. lassen Euch ersuchen, den Todten zum Kirchhofe zu begleiten. Essen und Trinken, was Gott gefällt.

Der frühere, abscheuliche Gebrauch, Wöchnerinnen, die vor ihrem Kirchgang dahin starben, nicht auf der Schulter, sondern in den Händen zu Grabe zu tragen, ist abgeschafft.

Damit nehmen wir von Saterland Abschied, offen bekennend, daß uns die dort verlebten Stunden sehr angenehme waren, und daß wir, kurirt von allen Vorurtheilen, gern von dem massenhaften Schmutz seiner Wege, ungern aber von seinen freundlichen, zuvorkommenden und gemüthlichen Bewohnern geschieden sind.

Den Gastwirthen Lanwêr zu Strücklingen und Ramsloh, bei denen wir ein sehr gutes Logis fanden, sprechen wir für ihre stete Bereitwilligkeit, mit der sie unsere Bemühungen und Nachforschungen zu allen Zeiten unterstützten, hiermit öffentlich unsern wärmsten Dank aus.

Die deutsch-evangelischen Gemeinden in den Donaufürstenthümern.

Von **A. Leist.**

Wenn die Auswanderungen aus Deutschland nach den südlichen Donauländern gegenwärtig nicht in Masse geschehen, wie dies vor 100 und auch noch vor 60 Jahren nach dem südlichen Ungarn der Fall war, so liegt die Ursache in den schwankenden, keine feste Sicherstellung gewährenden politischen Verhältnissen jener Gegenden, theils aber auch darin, daß die Regierungen jener Länder den Werth solcher Colonisationen aus staatsökonomischen Rücksichten noch nicht gehörig geprüft zu haben scheinen und daher noch keinen festen Entschluß zur Realisirung derselben gefaßt haben, obgleich schon den Fürsten Milosch von Serbien die Colonisations-Projekte viel beschäftigt haben. Ein Blick auf das benachbarte Ungarn würde jene Fürsten über den hohen Werth solcher Ansiedlungen für ihre paradiesischen Länder augenblicklich erkennen lassen! Was wären das Banat und die Batschka — diese Getreide- und Mehlkammern Oesterreichs — auch heute noch ohne deutsche Ansiedlungen! Wie blühend und wie reich sind jene großen Dörfer auf der Stätte, wo noch vor 100 Jahren ödes Haideland war und der Wind nur über das ungarische Arvaleany-haj (Stipa pennata, ungr. Waisenmädchen-Haar) in der Puszta wehte?

Wenn nun die bisherigen Verhältnisse einer massenhaften Einwanderung nach den unteren Donauländern nicht günstig waren, so sind doch die Einwanderungen Einzelner nach jenen Gegenden so zahlreich gewesen, daß sich dort die deutsch-evangelischen Gemeinden in der Weise vergrößert haben, daß dieselben ihre eigenen Kirchensysteme mit deutschen Schulen gründen konnten. Und doch sind die deutschen Katholiken dort weit zahlreicher vertreten.

In Bukarest, wo die deutschen Katholiken und die ungarischen Reformirten längst ihre Kirchen haben, hat sich die deutsch-evangelische Gemeinde, die allerdings schon lange ihr Bethaus besaß, in neuester Zeit meist durch Zuzüge aus Norddeutschland so vermehrt, daß sich dieselbe eine schöne Kirche mit hohem Thurme bauen konnte. Diese Gemeinde zählt über 3000 Seelen, und die Schule wird von mehr als 200 Kindern besucht. Im Jahre 1859 haben daselbst auch die kaiserswerther Diakonissen eine Lehranstalt übernommen, und es fehlt nur die Concentration der Gemeinde in der sehr weitläufigen Stadt, weshalb man zwei Filialschulen errichten will. Alle evangelischen Gemeinden der Süddonauländer stehen unter dem Schutze des Berliner Oberkirchenraths und werden vom Gustav-Adolph-Verein nach Kräften unterstützt. Auch die walachischen Bojaren haben zum Bau des Hospitals und der Erziehungsanstalt der Diakonissen in Bukarest reichliche Beiträge gegeben. Mehrere kleine Filialgemeinden in den benachbarten Städten werden vom bukarester Prediger versorgt. Unter diese gehörte früher auch Krajowa, die Hauptstadt der Kleinen Walachei mit 400 evangelischen Deutschen. Sie liegt aber zu entfernt, um befriedigend von Bukarest aus versorgt werden zu können, daher sie sich an den König von Preußen mit der Bitte um Hilfe und um Anschluß an die preußische Landeskirche wandte, eine Bitte, deren Erhörung die Aussendung eines tüchtigen Predigers zur Folge hatte.

Auch in dem Städtchen Turnu-Severin, eine Stunde unterhalb des eisernen Thores, ist seit der vor wenigen Jahren erfolgten Einrichtung eines großen Werft-Etablissements, in dessen Folge das Städtchen rasch emporblühte, eine deutsche evangelische Gemeinde mit Prediger und Schule gegründet worden. Man zählt hier 1000 Deutsche, worunter mehr als 200 evangelische. Obgleich diese Gemeinde größtentheils aus siebenbürger Sachsen und daher österreichischen Unterthanen besteht, so hat dieselbe sich doch einstimmig dem Berliner Oberkirchenrath unterworfen, welcher nun auch den Prediger besoldet, da die Gemeindemitglieder größtentheils arme Arbeiter sind. Auch der Gustav-Adolph-Verein sendet jährlich 300 Thaler Unterstützung.

Die Gemeinde zu Plojescht, welche aus deutschen Lutheranern und reformirten Ungarn besteht, hat aus eigenen Mitteln, wie durch Geschenke aus Ungarn und vom Gustav-Adolph-Verein im Jahre 1861 ein Grundstück angekauft, auf welchem zunächst zwei durch Nationalität und Sprache geschiedene Schulen und später eine gemeinschaftliche Kirche gebaut werden sollen.

In Pitescht baut die deutsche evangelische Gemeinde eine Schule, in welcher auch vom Prediger der ungarischen reformirten Gemeinde daselbst der deutsche Gottesdienst abgehalten werden soll. Die Ungarn haben hier eine schöne Kirche gebaut. Auch wird diese Gemeinde manchmal vom Pfarrer aus Bukarest besucht, und es ist hier rühmend hervorzuheben, daß die Regierungen der Moldau und der Walachei den Predigern zu diesem Behufe freie Extra-Post-Fahrt gewährt. Das Städtchen Piteścht liegt am Fuße der siebenbürger Karpathen.

In der Dobrudscha, d. h. in dem theils aus Gebirge, theils aus Sümpfen bestehenden bulgarischen Ländchen südlich

der Donaumündungen hat sich in Ak-Madscha eine deutsche Gemeinde konstituirt, die eine freundliche Kirche gebaut hat, und zu welcher als Außenposten die deutschen Gemeinden in den Städten des Donau-Deltas gehören. Für die zerstreut in Bessarabien lebenden evangelischen Deutschen ist ein Reiseprediger und Reiselehrer ein dringendes Bedürfniß geworden. Die deutsche Gemeinde in Galatsch hat mit Unterstützung des Oberkirchenraths in Berlin und des Gustav-Adolph-Vereins ein schönes Bethaus errichtet, in welchem Kirche und Schule, Prediger und Lehrer eine Stätte finden.

In der Moldau ist außer der Gemeinde zu Jassy Alles neuen Ursprungs. In Jassy aber stand die Gemeinde schon lange unter preußischem Schutze, dieselbe hat sich aber in neuester Zeit durch Zuzüge norddeutscher Handwerker auf über 1000 Seelen vermehrt. In Botuschany, einer bedeutenden, aber schlecht gebauten Handelsstadt haben sich die Anfänge einer deutschen evangelischen Gemeinde gebildet. Die evangelische Gemeinde Jakobsthal wurde von ausgewanderten Würtembergern, welche zuerst in Bessarabien, dann aber hier sich niedergelassen haben, gegründet. Dieselbe bedarf aber ebenfalls der Unterstützungen aus dem evangelischen Deutschland. Sie wird von dem Prediger aus Galatsch versorgt.

Noch ist eines wichtigen Punktes zu gedenken, nämlich der Gemeinde zu Belgrad in Serbien, welche der Berliner Oberkirchenrath mit Prediger und Lehrer schon vor acht Jahren versorgt hat. Jetzt hat die serbische Regierung das Patronat dieser Gemeinde übernommen, deren Schule auch die Bildungsstätte serbischer Kinder geworden ist. Die Anfänge zur Entfaltung des deutschen Elementes in den Donaufürstenthümern sind also geschehen und zwar mit nicht zu verkennender Hilfe des protestantischen Deutschlands. Es ist nur zu wünschen, daß sich jene herrlichen Länder diesem bildenden Einflusse nicht verschließen und die wiederholt vorgekommenen erschütternden politischen Ereignisse fern bleiben mögen.

Keltenthum und Germanenthum in Schottland.

Von Dr. **Richard Andree.***)

I.

I. Abstammung der Gaelen. Die Ortsnamen. Skandinavische Ansiedlungen.

Es kann als eine Thatsache, die nur wenige Ausnahmen zuläßt, angesehen werden, daß in fast allen größeren Ländern der Erde, die politisch eins sind, verschiedene Nationalitäten nebeneinander wohnen. Nur in ganz kleinen Staaten, z. B. in Portugal, Holland, finden wir vorzugsweise einen einzigen Volksstamm angesessen, während von größeren europäischen Reichen Italien das einzige ist, bei dem eine ziemlich gleichmäßige Bevölkerung das Land inne hat.

Die britischen Inseln scheinen vermöge ihrer vereinzelten Lage zur Bühne eines einheitlichen Lebens geschaffen zu sein, und doch treffen auf ihnen zwei so verschiedene Völkerstämme zusammen, wie wir sie heterogener im civilisirten Europa kaum noch einmal nebeneinander finden. Das keltische Element, aus seinem alten Besitzthum durch die überwältigende Macht germanischer Einwanderung verdrängt, liegt hier schon lange in den Todeszügen, und es ist nur noch eine Frage der Zeit, wenn dort die letzten Laute in kymrischer, erisischer oder gaelischer Zunge erklingen werden. Die Römer fanden im Jahre 55 v. Chr. ein rein keltisches Land, in dem fünf Jahrhunderte später die Angelsachsen landeten und allmälig jene großartige Umwälzung hervorbrachten, deren Resultate wir jetzt vor uns sehen.

Wenden wir uns speciell nach Schottland, so finden wir dort in dem Landstrich, welcher nördlich von den Föhrden des Clyde und Forth liegt, soweit historische Nachrichten reichen, eine einzige Nation, welche die Römer zuerst Caledonier, später Picten nannten. Zu diesen gesellte sich im Beginn des sechsten Jahrhunderts eine irische Colonie, die unter dem Namen der Dalriads bekannt war und den südlichen Theil des heutigen Argyleshire einnahm. Von diesen alten Völkerschaften stammen die heutigen keltischen Bewohner Schottlands ab; von den verschiedenen Nationen, die mit ihnen im Laufe der Zeit in Berührung kamen, wurden sie Albiones, Caledonii, Picti, Dicaledones, Cruithne, nördliche Picten, Reddschankes, Wilde Schotten und Hochländer genannt*). Sich selbst aber nennen diese Kelten Albaneich, Gael Albaneich oder einfach Gael (sprich Gahl).

Während des 11. und 12. Jahrhunderts war der von ihnen bewohnte Theil Nordschottlands in verschiedene große Distrikte eingetheilt, deren Namen sich fast alle noch bis auf den heutigen Tag erhalten haben, gerade so, wie bei uns in Deutschland alte Gaunamen, die keine politische Bedeutung mehr haben, fortbestehen. So finden wir schon damals die Distrikte Athol, Moray, Roß, Mar, Garmoran und Buchan. An der Spitze eines solchen Gaues stand ein Maormor, ein hoher Würdenträger, der gleich nach dem Könige folgte und der in den nordischen Sagen „Scotajarl", Schottengraf, genannt wird.

Und wie die Namen dieser alten Distrikte noch heute vorhanden sind und uns daran gemahnen, daß einst alles Land hier keltischer Boden war, so thun dies auch noch fast alle anderen Ortsbezeichnungen Schottlands. Es ist daher ein Eingehen auf die topographischen Namen an diesem Orte geboten.

Genau so wie wir in der Osthälfte Deutschlands an den slavischen Namen nachweisen können, wie weit einst das Slaventhum westlich vorgedrungen war, genau so können wir auch in dem jetzt angelsächsischen Theile Schottlands durch die Ortsnamen die vormalige Ausdehnung des keltischen Elementes constatiren. Im Grunde genommen umfassen diese gaelischen Namen ganz Caledonien, aber wir finden doch einige Gegenden, wo rein germanische Namen vorherrschen, die von alten Ansiedlungen stammen, oder der keltische Name mußte einem sächsischen Platz machen, oder endlich es entstanden ganz neue Orte mit neuen Bezeichnungen, die denn natürlich germanisch sind. Aber im

*) Vortrag, gehalten im „Verein für Erdkunde" in Dresden.

*) Skene, the highlanders of Scotland. London 1837. 2 Bde. Die geschichtlichen Nachrichten des obigen Vortrages sind diesem Werke entnommen.

Allgemeinen gelten keltische Namen in der physischen Geographie Schottlands, die auch von den germanischen Bewohnern vollkommen angenommen worden sind. Einige Beispiele mögen dies erläutern.

Hohe Berge, wilde von Wasserfällen durchrauschte Thäler und romantische Seen bilden im Wesentlichen den landschaftlichen Charakter der Hochlande — und für sie alle hat man gaelische Bezeichnungen beibehalten. Man benennt freilich auch Berge mit dem Ausdruck hill oder mountains, aber ein großer, durch seine Formen von den übrigen abstechender Berg heißt stets Ben; so Ben Nevis, der höchste Berg Schottlands und Großbritanniens überhaupt, Ben-muich-dhui, der zweithöchste bei Braemar, Ben-mor oder der große Berg, auf der Insel Mull u. s. f. Es ist derselbe Ausdruck, den wir noch im Worte Penninen wiederfinden, der uns auf eine ehemalige Besiedlung Italiens durch Kelten hinweist, wie ja auch das Wort Alpen keltischen Ursprungs ist — denn die Bergschotten nennen sich in ihrer Muttersprache selbst Alban oder Albin*). Für Wasserfall gebraucht man das Wort Linn, z. B. Linn of Dee, der Fall des Dee bei Braemar, Cora Linn, der schöne Wasserfall, den der Clyde bei Lanarck bildet.

Thäler werden im Gaelischen zweifach bezeichnet, einmal als Glen, dann als Strath. Ein strenger Unterschied scheint zwischen beiden Bezeichnungen nicht vorhanden zu sein, doch habe ich gefunden, daß wüste, enge Thäler, die fast vegetationslos sind und durch die höchstens Schafhirten mit ihren Heerden hindurchziehen, in denen selbst die elenden Hochlandshütten selten anzutreffen sind, stets Glens genannt werden, wie z. B. das Glen Tilt, Thal des Tilt bei Blair Atholl; Glen beg, das kleine Thal bei Braemar; Glen Coe, das Thal der Cona bei Ballahulish**). Dagegen erschien mir ein Strath meist kultivirt, mit Bäumen bewachsen, ausgedehnter als ein Glen und manchmal kleine Ebenen einschließend. Ich erwähne das schöne breite Strath Glaß, das westlich von dem Städtchen Beauly in Inverneßshire liegt und in das zwei kleinere Thäler einmünden, die aber Glens benannt werden. Loch ist die gaelische Bezeichnung für einen See. Gleichviel ob ein rings vom Lande eingeschlossener Süßwassersee, wie der größte aller schottischen Seen, der Loch Lomond, oder die tief sich an der Westküste in das Land hineinziehenden Salzwasserföhrden, sie heißen stets Loch.

Da das Verständniß dieser keltischen Namen viel zur Erklärung der Topographie Schottlands beiträgt, so setze ich noch einige Erläuterungen hierher. Dun bedeutet eine mäßige Höhe, auf der gewöhnlich ein befestigter Platz lag. So lautet der keltische Name für die Hauptstadt Edinburg: Dunedin, und somit ist der jetzt gebräuchliche, den die Schotten aber Edinboro aussprechen, nur eine Uebersetzung. Ganz erhalten hat sich der alte Name in der Stadt Dunedin auf Neuseeland. Dunkeld, eigentlich Dunchalden, bedeutet Haselhügel. Dunrobin ist der Name des schönsten Schlosses in Großbritannien; es liegt bei Golspie in Sutherland und gehört dem mächtigen Herzog, welcher den Namen dieser Grafschaft führt. Seine Bedeutung ist Robertsschloß, und wenn wir von Dunrobin-Castle reden, gebrauchen wir einen Pleonasmus. — Weiter ist Bal ein umfriedigter Platz, ein Städtchen, und so sind denn Namen wie Balmoral, das Lustschloß der britischen Königsfamilie am Dee, Ballater und Ballahulish darauf zurückzuführen. Roß ist eine ins Meer vorspringende Landzunge: Roß of Mull, die granitische Halbinsel dieses Eilandes, welche sich nach Jona hinwendet. Tober, eine Quelle, daher Tobermory, Marienquelle, die Hauptstadt von Mull.

Sehr häufig kommen die Worte Aber und Inver in Zusammensetzungen keltischer Namen vor; sie bedeuten beide dasselbe, nämlich Mündung; also Aberdeen = Mündung des Dee, Inverneß = Mündung des Neß.

Wenden wir uns nun zu den germanischen Namen in der Topographie Schottlands, so dürfen wir wohl zunächst die auf — hill und — burgh sich endigenden als solche ansprechen. Sie kommen sehr häufig vor; doch läßt sich nicht stets nachweisen, ob die germanische Form auch die ursprüngliche war. So ist es mit den auf town ausgehenden Ortsnamen auch der Fall. Sind sie ursprünglich keltisch oder germanisch? Dies merkwürdige Wort ist durch Europa weit verbreitet, es entspricht unserm hochdeutschen „Zaun", dem niederdeutschen und skandinavischen „Tun", und Palacky will es in dem tschechischen „týn" wiederfinden, germanisirte Form „Tein" (Teinkirche, Bischofteinitz u. s. w.), und so von den vorgermanischen und vorslavischen Bewohnern Böhmens, den keltischen Bojern, herleiten.

Von zwei Seiten drangen Germanen in das schottische Keltenland vor; von Süden die Angelsachsen, welche die Niederungen oder Lowlands im Südosten und Osten einnahmen, von Norden her Skandinavier, die den nordöstlichen Gegenden und Orten meist skandinavische Namen gaben. So nannten sie das Land, welches sie, von Norden kommend, zunächst antrafen, Suderland, Südland. Es ist das heutige Sutherland, welches den nordwestlichen Theil Schottlands einnimmt, größtentheils von Gaelen bewohnt ist, aber den germanischen Namen bewahrt hat. Der größte Theil der Ortsnamen an der Küste von Caithneß ist skandinavischen Ursprungs wie die Bewohner derselben auch.

Ich gehe hier gleich auf die skandinavische Besiedlung von Caithneßshire etwas näher ein*). Es ist dies die nördlichste Grafschaft Schottlands, von der ich einen ziemlichen Theil durchwandert habe. Von dem nach Westen zu gelegenen Sutherland wird sie durch eine Bergkette getrennt. Im Norden braust der Atlantische Ocean, welcher als Pentland Firth zwischen dem Hauptland und den Orkneyinseln jene gefährliche und wildtosende Wasserstraße bildet, welche die Schiffer so gern vermeiden und, um von der Nordsee in den Atlantischen Ocean zu gelangen, lieber den weiten Bogen um die Orkaden vorziehen. Die Ostgrenze bildet das Deutsche Meer.

Caithneß wird in 10 Kirchspiele oder Parishes eingetheilt. Es sind dies an der Nordküste von Westen nach Osten folgende: Reay, Thurso, Olrick, Dunnet, Cannisbay. An der Ostküste Wick und südlich davon Latheron. Im Innern von Westen nach Osten: Hallkirk, Watten, Bower.

In Reay, Hallkirk und Latheron wird noch vorherrschend Gaelisch gesprochen, in den anderen sieben Kirchspielen, welche nordöstlich von den drei genannten liegen, herrscht aber bereits germanische Sprache. Es ist theilweise in alter Zeit, theils neu eroberter Boden; die Küsten, das Meer gehören auch hier dem Germanen, im Innern sitzt der unbetriebsame Kelte.

Im Jahre 910 machte Harald Schönhaar, König von Norwegen, der auf den Orkneys saß, einen Einfall nach dem schottischen Hauptlande. Er wurde aber wieder zurückgetrieben, und erst später gelang es dem Norweger Sigurd, sich in Caithneß, Sutherland und Roß, also dem ganzen Norden

*) Neben Ben gilt noch Tulloch als Bezeichnung eines Berges; so sagt man Tulloch-hill (bei Blair Atholl) und vereinigt den keltischen und germanischen Ausdruck.

**) Wie überschwenglich die Schotten die romantischen Gegenden ihres Vaterlandes oft loben, mag man aus folgenden Worten des Rev. George Gilfillan ersehen: „The name of the river Cona in Glen-coe is truly the most musical and romantic name that was ever borne by river. What famous river — Tiber, Thames, Danube, Ilissus, Rhine, Rhone, Tay, Clyde, Forth, Amazon etc. — can compare in beauty of sound, aye or grandeur of scenery with the Cona!" —

*) Vergl. The statistical account of Caithness-shire by the ministers of the respective parishes. W. Blackwood and Sons. Edinburg 1841.

Schottlands, festzusetzen. Ihm folgten zahlreiche skandinavische Colonien, welche an den Küsten sich niederließen, Schifffahrt und Fischfang betrieben und das gaelische Element stets mehr zurückdrängten. Bis zum Jahre 1330 blieb Caithneß den skandinavischen Jarlen der Orkneys unterthan.

Betrachten wir die Leute an den Küsten von Caithneß, so sehen wir den skandinavischen Charakter entschieden vorherrschen, wenn auch eine keltische Beimischung nicht zu verkennen ist. Wenige sind ganz blond, viele dunkelblond, einige schwarz; es sind hohe Gestalten mit vorherrschend skandinavischen Namen; tüchtige Seeleute, die ein Glas Whisky nicht verschmähen und es mit der Moralität in vielen Punkten nicht sehr genau nehmen. Auch die Frauen sieht man Tabak rauchen und schnupfen.

Nun zu den Ortsnamen dieses Ländchens. Besonders häufig ist die Endung ster, abgeschwächt aus stadr und steading, was einen Wohnort bedeutet. Sie findet sich in Scrabster, Camster, Scister, Ulbster, Thurster, Wester, Lybster u. s. w. Es sind wohl meist Eigennamen des Orts- oder Wohnungsgründers, welche hier mit dieser Silbe vereinigt sind; auch die Städte in Caithneß führen germanische Namen. Vor allem die Hauptstadt, das durch seine bedeutende Häringsfischerei bekannte Wick, welches an einer ziemlich weit in das Land hineingehenden Weichung oder Bucht liegt; daher der Name, gerade wie bei Wick, der Hauptstadt der Insel Föhr. Die zweite Stadt von Caithneßshire ist Thurso und zugleich die nördlichste des britischen Hauptlandes; ihr Name soll vom Gotte Thor herkommen und aus Thors-a, Thorsfluß, entstanden sein. Andere skandinavische Ortsnamen an der Nordostküste Schottlands sind noch Berriedale, Helmsdale und Dingwall; sie sind alle beredte Zeugen der germanischen Ansiedlung, eben so wie das Wort Firth, das für alle Meerbusen an der Ostküste gebraucht wird. Es ist das deutsche Wort Föhrde, das skandinavische Fjord. An der Westküste dagegen finden wir nur den Firth of Clyde, alle anderen in das Land einschneidenden Meeresarme führen dort den keltischen Ausdruck Loch. Aber germanische Namen fehlen auch an der Westküste keineswegs, dahin gehört vor allem Staffa, was Stabinsel bedeutet, von dem stabförmigen Aussehen der schwarzen Basaltsäulen.

II. Die Clanschaften.

Das Interesse, welches die gaelische Bevölkerung Schottlands stets erregt hat, gründet sich hauptsächlich auf die vielen Eigenthümlichkeiten im Charakter und in den Sitten dieses Volkes. Wie alle Bergvölker hielten sie treu an alten Sitten und Gebräuchen und liebten ihre Heimat; sie behielten ihre eigene Sprache und lange Zeit ihre eigene Tracht bei.

Vor allem ist es aber ihre Eintheilung in Clans oder vielmehr Sippen, Stämme, die als eigenthümliche keltische Einrichtung bei ihnen herrschte und theilweise noch herrscht, welche unsere Aufmerksamkeit erregt. Diese Eigenthümlichkeiten der Clans werden nirgends besser geschildert, als in dem Briefe eines englischen Officiers aus dem Jahre 1730, den Skene mittheilt.

„Die Hochländer zerfallen in Stämme oder Clans, die unter Häuptlingen stehen. Jeder Hauptclan ist wieder in Unterabtheilungen gespalten, die auch ihre eigenen Führer haben. Auch diese Unterabtheilungen zerfallen wieder in kleinere Abzweigungen von 50 bis 60 Mann, welche ihren Ursprung direkt von den Häuptlingen ableiten und auf diese als ihre natürlichen Beschützer hinschauen. Für den gemeinen Hochländer gilt es als die höchste Tugend, den Häuptling zu lieben und ihm blinden Gehorsam zu leisten, selbst wenn er zum Widerstand gegen die Regierung aufruft; denn erst kommt seine Liebe zum Stamme, dem er angehört, zuletzt zum ganzen großen Clan, dessen Namen er trägt. Als Hochländer lieben sie sich alle untereinander; sie verachten den Mann der Niederung, dem sie in Bezug auf persönliche Tapferkeit überlegen zu sein glauben, und den sie plündern, so oft es angeht; dies entspringt auch aus der Tradition, daß die Ebenen in früheren Zeiten ihnen unterthan waren.

Der Häuptling hat eine schiedsrichterliche Gewalt über seine Vasallen, schlichtet alle Streitigkeiten, die unter ihnen vorkommen, und erhebt bei außerordentlichen Gelegenheiten Steuern, wie beim Verheirathen einer Tochter, beim Bauen eines Hauses. Sollte Jemand diese Auflagen verweigern, so kann er einer schweren Strafe sicher sein; besteht er aber hartnäckig auf seiner Weigerung, dann wird er mit allgemeiner Beistimmung der übrigen Mitglieder aus dem Clan ausgestoßen. Die Macht der Häuptlinge braucht nicht durch großen Länderbesitz unterstützt zu sein, es wird nur die gerade Abstammung von den alten Familienpatriarchen verlangt; ihre Autorität bleibt, selbst wenn sie ihre Besitzungen verloren haben. Gewöhnlich sind die Clans unter sich in Fehden verwickelt, die von Generation auf Generation forterben und so manchmal Unglück und Elend über Leute bringen, deren Vorfahren vor vielen Jahren vielleicht einmal ein Verbrechen begingen."

Die Geschichte dieser Clans ist eine der verwickeltsten, die es überhaupt gibt, bei weitem noch nicht hinlänglich aufgeklärt und dem Ausländer schwer verständlich; das beste Bild erwirbt man sich noch durch Walter Scotts Romane. Von berühmten Clans erwähne ich hier den Clan Campbell, der noch in den Familien des Herzogs von Argyll und des Marquis von Breadalbane seine bedeutendsten Vertreter hat. Der Name ist nicht etwa normannischen Ursprungs (Campobello), sondern lautete früher rein keltisch Kambel. Clan Murray, als dessen Haupt der Herzog von Atholl angesehen wird. Clan Neill, vertreten durch die Mac Neill; Clan Donnachie, der aus den Robertsons bestand; Clan Chattan, aus Mac Phersons bestehend; Clan Kenneth, der Clan der Mac Enzies; Clan Gregor, der Clan der Mac Gregors. Dieser letztere hat stets eine bedeutende Rolle gespielt, zu ihm gehörte auch der berüchtigte Rob Roy, den Walter Scott unsterblich machte, und dessen Blade (Schwert) ich in Abbotsford, dem Wohnsitze des großen Poeten, sah. Nach der unglücklichen Schlacht bei Culloden im Jahre 1746, wo die Reiter des Herzogs von Cumberland selbst die Highländer, die sich bereits ergeben hatten, noch niedermetzelten, wurden alle Highlandclans aufgehoben und die wilden Mac Gregors noch besonders verfolgt; man ging so weit, diesen Namen förmlich in Bann zu thun, und bedrohte diejenigen, welche sich fürderhin noch so nennen würden, mit dem Tode. Ja, das Tragen des Kilts ward untersagt, und man verordnete, daß Jedermann in den Hochlanden von nun an Hosen tragen müsse. Lange haben diese Vorschriften nicht vorgehalten. Freilich die Clans erstanden nicht wieder, und der Kilt ist fast ausgestorben, aber weniger durch das Verbot der Engländer als durch die Macht der allgemeinen Tracht der civilisirten Völker. Aber die Mac Gregors führen ihren alten Namen wieder und sind sehr zahlreich. Ich ward mit einer jungen Dame bekannt, welche als Brosche einen silbernen gekrönten Löwenkopf trug, der sich aus einer Mauerkrone erhob und um den sich die gaelische Devise: Sriochail mo dhream, schlang. „Ich bin eine Mac Gregor", sagte sie, das ist unser Wahlspruch, er lautet: „Mein Blut ist königlich!"

So sieht man, wie noch überall die alten Verhältnisse durchschlagen, und wenn man sich auch in Schottland längst an die Union mit England gewöhnt hat, so ist doch eine Art Eifersucht, ein Gefühl der Bitterkeit zwischen Schotten und Engländern nicht zu verkennen. Man hat uns vorgeworfen, Süd und Nord in Deutschland vertrügen sich nicht gut, es würde

ein ewiger Dualismus zum Schaden des Ganzen sein u. s. w. Nun, hier hat man ein Ganzes, und was für ein Ganzes; aber die Abneigung zwischen Schotten und Engländern ist wahrhaftig größer, als die so vielfach mit Unrecht den Ober- und Niederdeutschen vorgeworfene.

Wer die Westminsterabtei in London besucht hat, wird sicher auch von dem langweiligen Führer auf das Grabmal Eduards I. aufmerksam gemacht worden sein. Es ist aus großen Marmorplatten zusammengesetzt und trägt die charakteristische Inschrift: „Edwardus primus, Scotorum malleus — hic est." Von diesem „Hämmerer der Schotten" wissen die Engländer viel zu erzählen. Aber ihre nördlichen Brüder machen es nicht besser; sie berichten sehr gern vom Paß bei Killikranky und von der Schlacht bei Bannockburn, wo Robert Bruce am 24. Juni 1314 die Engländer besiegte.

Sie können auch ihre Stuarts, ihr altes Königsgeschlecht, noch nicht vergessen und singen und sagen noch viel vom „bonny Prince Charlie", jenem unglücklichen und abenteuerlichen Prätendenten. In der „Scotia Music Hall" zu Glasgow habe ich ein Singspiel aufführen sehen, welches „the gathering of the clans" hieß. Hochlandstracht, wehende Plaids, klirrende Blades, altschottische Lieder und Tänze wurden dem jauchzenden Publikum vorgeführt, die Handlung — wenn bei dem losen zusammengestückelten Singspiel von einer solchen die Rede sein kann — drehte sich um den Aufstand Prinz Charlies und athmete Haß und Verachtung gegen England. Die unglückliche und schöne Königin Maria Stuart lebt noch tiefeingewurzelt im Gemüthe der Schotten, überall hängt ihr Bild, ja selbst an einer der neueren Kirchen in Inverneß fand ich ihr Haupt als Console angebracht.

III. Gaelische Sprache und altschottischer Dialekt.

Römer, Griechen und Germanen waren es, welche schon die über den Westen und Süden Europa's weitverbreitete keltische Sprache fast ganz ausrotteten. Ihre Nachkommen sind es, die auch heute noch den siegreichen Kampf gegen die Ueberreste dieser einst so weit verbreiteten Sprache fortführen Wie er enden wird? Darüber besteht kein Zweifel; wie der Schnee vor der Sonne, so schmelzen die mehr passiven Kelten vor den thatkräftigen Germanen dahin. Heutzutage wird Keltisch nur in der Westhälfte Irlands, auf den Hebriden im nordwestlichen Schottland, auf der Insel Man, in Wales und endlich in der Bretagne gesprochen; in letzterm Lande soll aber die Sprache so stark mit Französisch vermischt sein, daß nicht die Hälfte des Sprachkörpers keltisch genannt werden kann. Ich habe es hier nur mit der gaelischen Sprache in den schottischen Hochlanden zu thun, die uns wie ein ehrwürdiger Sonderling aus altersgrauer Vorzeit erscheint. Zurückgedrängt durch die Germanen, wich sie Schritt nach Schritt und steht nun an den steilen Nordwestküsten Schottlands. Da klammert sie noch einmal sich krampfhaft an den Rand an, bevor sie gleichsam in das Meer hinabstürzt, um auf ewig zu verschwinden; in das Meer, das nie den Kelten hold war, aber das der Schauplatz für die Großthaten germanischer Völker wurde. Ueberall, wo ich in Schottland nach der gaelischen Sprache fragte, erhielt ich zur Antwort: sie geht unter. Ich habe mit alten Leuten, mit Predigern und Lehrern darüber gesprochen, man bestätigte mir überall dasselbe. Personen, die nur Gaelisch und kein Englisch sprechen oder verstehen, findet man nur noch auf den Hebriden; auf dem Hauptlande wird in allen Schulen gaelischer Gegenden bereits vorzugsweise in englischer Sprache unterrichtet und in der Kirche in beiden Sprachen abwechselnd gepredigt. Sieht man sich die Leute beim Gottesdienst an, so findet man die Alten in der gaelischen, die Jüngeren dagegen in der englischen Predigt. Ich glaube, dies ist besonders bezeichnend und der sicherste Bürge für das endliche Aussterben der gaelischen Sprache. In Orten, die mir als Grenze der gaelischen Sprache angegeben wurden, fand ich nur noch einzelne Leute, welche dieses Idioms mächtig waren. Ob die Engländer, die so gern über Unterdrückungen anderer Nationen in Sprachsachen, wie z. B. der Polen, das große Wort führen und an die Gerechtigkeit apelliren, hier selbst Gerechtigkeit üben, will ich dahin gestellt sein lassen, denn sie thun Alles, um das Gaelische zu unterdrücken, nicht das Geringste, um demselben aufzuhelfen. Ich nehme an, daß etwa noch einige 100,000 Menschen Gaelisch verstehen und es als ihre Haus- und Familiensprache betrachten, und doch erscheint keine officielle Kundmachung in dieser Sprache, die Behörden verhandeln nur englisch. Freilich ist es noch keinem Gaelen eingefallen, die officielle Anerkennung seiner Muttersprache zu verlangen und eine „gaelische Nationalitätenfrage" heraufzubeschwören; im Gegentheil, sie bedienen sich nach Außen hin selbst des Englischen, und so fand ich z. B. in den ganzen Hochlanden kein Firmaschild in gaelischer Sprache; selbst auf den gaelischen Hebriden sieht man nur englische Schilder. Gaelische Inschriften an Monumenten und Grabsteinen kommen wohl hier und da vor, aber äußerst selten; auffallend war mir in dieser Beziehung ein etwa sechs Fuß hoher steinerner Obelisk, der auf einer Brücke bei Golspie in Sutherland steht. Der Inhalt der gaelischen Inschrift — nach den Zeichen zu urtheilen aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts — betrifft die Zusammenberufung der benachbarten Clans durch den Herzog von Sutherland und lautet: Morfhear Chatt do Choann na Droichaite big Gairm, Chlann, Chattich, nam Buadh. —

Ist das Untergehen der gaelischen Sprache zu beklagen?

Kultur und Civilisation, Regsamkeit und Thätigkeit, mit einem Worte Alles, was zur Bildung gehört, finden wir auf Seiten der englischen Sprache. Wer ihrer mächtig ist, dem erschließt sich ein großes Kulturgebiet, er kann sein Fortkommen diesseits und jenseits des Atlantischen Oceans finden. Wer aber in dem engen Kreise der gaelischen Sprache bleibt, dem verriegelt sich alles dieses von selbst. Sie genügt nicht einmal, um die tausende von Begriffen, welche die neue Zeit in den Wissenschaften und der Industrie geschaffen hat, auszudrücken; sie ist stehen geblieben, ohne jegliche Fortentwicklung und ohne jede Literatur. Man überschreite nur einmal in Schottland die Sprachgrenze und sehe sich den himmelweiten Unterschied zwischen den niedrigen Volksklassen englischer und gaelischer Zunge an; von den Gebildeten rede ich hier nicht, denn die sind überall in Schottland Angelsachsen oder bereits germanisirte Kelten; kein Städtchen trägt mehr ein gaelisches Gepräge, und der Fremde, der nur flüchtig Städte wie Inverneß und Beauly berührt, wird dort kaum das gaelische Element bemerken, soweit ist es dort schon zurückgedrängt. Von Tage zu Tage verliert es an Boden, zum Segen und Frommen derjenigen, welche diese alte Sprache redeten.

Noch hört man in den westlichen Hochlanden den Begegnungsgruß: Cha mara sibh an diugh (sprich kamarasch an ju)? Wie geht es Euch heute? Die Antwort lautet: Ta gu math (sprich haguma). Recht wohl! — Aber kein armer Mann in den gaelischen Distrikten wagt es, einen gut gekleideten Menschen in seiner Muttersprache anzureden, von der er selbst voraussetzt, daß außer dem Herrn Pfarrer nur schlecht Gekleidete sie verstehen.

Von den keltischen Sprachen haben sich die gaelische und irische am reinsten erhalten, in Folge der Abgelegenheit von anderen Ländern und begünstigt von dem Schutze, den Berge und Meer der Nationalität gewähren. Sie haben allerdings auch in ihrem ursprünglichen Wesen vielfache Verderbniß erfahren müssen, allein am schlimmsten ist diese Verderbniß in denjenigen Bestandtheilen, welche sie sich von fremden Sprachen

angeeignet haben. Am schlechtesten von allen ist die Sprache der Bretonen, welche, wie schon gesagt, außer dem keltischen Grundstamm sehr viel Französisch und einige germanische Bestandtheile aufgenommen hat. Viel Germanisches hat sich auch in der kymrischen Sprache in Wales eingebürgert, eben so ist die Sprache der Manks auf der Insel Man nicht frei von dänischen und englischen Einflüssen. Nur auf kleineren Inseln und in den Bergen hat das Keltische bei seiner großen Hartnäckigkeit sich erhalten können, in Ebenen und auf großen Festländern gar nicht. Geht man nach dem Namen, den die Kelten vielen Ländern hinterließen, so findet man Gallien, Wallis in der Schweiz, Wälschland, vielleicht die Galater in Kleinasien. Was ist da vom Keltenthum übrig geblieben? Nichts als ein Schall.

Wechselwirkungen zwischen keltischer und germanischer Sprache sind nirgends ausgeblieben, trotzdem beide Idiome doch ziemlich entfernte Aeste des großen indoeuropäischen Sprachstammes sind. Einige Aehnlichkeit zeigt sich in den Benennungen der Zahlen, die ja überhaupt bei den verschiedenen Abtheilungen unserer Völkergruppe so vielfach übereinstimmen. Sie lauten auf Gaelisch:

Eins: aon. — Zwei: dha. — Drei: tri. — Vier: ceithin. — Fünf: cuig. — Sechs: se. — Sieben: seachd. — Acht: ochd. — Neun: naoi. — Zehn: deig.

Die englische Sprache selbst hat manche keltische Worte aufgenommen, wie z. B. to kill, tödten, von dem keltischen ciolaim. Cathaoir bedeutet Stuhl, daher das englische chair; dorcha, dunkel, daher dark; glan, sauber, daher clean. Diese Beispiele, welche sich vermehren ließen, mögen genügen. Ungleich mehr Germanisches ist dagegen in die keltischen Sprachen eingedrungen. So ist das gaelische geat, Pforte, aus dem skandinavischen und englischen gat, Loch, Thür, entlehnt, es ist dasselbe Wort, wie unser deutsches Gasse. Lagh, Gesetz, ist law. Straid, Straße, von Street. Daß alle Ausdrücke, die sich in der gaelischen Sprache auf Künste und Wissenschaften beziehen, nur keltisirt sind, brauche ich nicht zu erwähnen. Selbst für Geld braucht man das Wort peghinn, augenscheinlich aus penny, Pfennig.

Für unser Ohr hat die gaelische Sprache etwas ungemein Hartes und Rauhes, namentlich fällt das stark gesprochene ch auf, das noch mangenehmer als in der Schweiz betont wird und sehr häufig vorkommt, z. B. erch, Pferd; frouch, Haidekraut.

Ich habe noch von einer verschwindenden Sprache, oder vielmehr von einem untergehenden Dialekte zu reden. Es ist dies das Altschottisch. Unter günstigeren Verhältnissen, wenn die politische Unabhängigkeit des Landes geehrt worden wäre, hätte sich die schottische Mundart wohl besser entwickeln können, sie wäre dann naturgemäß Literatur- und Staatssprache des nordischen Königthums geworden. Aber die Vereinigung mit England trat dem hindernd entgegen. Um eine Parallele für dieses Verhältniß zu finden, brauchen wir in Deutschland nicht weit zu gehen. In demselben Verhältnisse, wie die serbische Sprache der Wenden zum Deutschen steht, steht das Gaelische zum Englischen, und die Beziehungen des schottischen Dialektes zum Englischen sind wieder die nämlichen wie die zwischen Niederdeutsch und Hochdeutsch. Der Sieg des letztern ist seit der Reformation zum Segen und Frommen des großen Ganzen entschieden. Wo die schöne niederdeutsche Sprache in einem politisch abgetrennten Gebiete sich erhielt und Literatur- und Staatssprache blieb, wie in Holland, da ist sie verknöchert und erscheint in vieler Beziehung wie ein dürrer Ast.

Das so ungemein praktische und mundgerechte Englische tritt überall siegend auf; das bemerkt jeder Deutsche an sich selbst, wenn er nur einige Zeit in englischen Verhältnissen lebte. Die einfache, bequeme Sprache dringt sich ihm, schon vermöge der Verwandtschaft, sehr leicht in einzelnen Ausdrücken auf, und er wird lieber sagen „der Steamer stoppt“ (was ohnehin ganz plattdeutsch ist), als: „das Dampfschiff hält an.“ Wie sehr das Deutsche in Nordamerika bereits durch Anglicismen verderbt ist, weiß Jedermann. Wie sollte also der schottische Dialekt sich halten, der gegenüber dem englischen sich in der ungünstigsten Lage befand, und zu dessen Falle so vielfache Ursachen beitrugen!

Die Schotten wollen in ihrem Dialekt wesentlich anglische Elemente ausfindig machen und nennen ihn selbst den „old Anglo-Scottish Dialect“*). Sie verkennen aber keineswegs, daß er bereits in den letzten Zügen liege; sie wissen, daß seine Kenntniß, ehe das Jahrhundert zur Neige geht, nur auf die niedrigsten Volksklassen in entfernten Winkeln des Landes beschränkt sein wird. Vor 100 Jahren wurde diese Sprache noch in allen besseren Kreisen gesprochen und im Beginn dieses Jahrhunderts noch allgemein verstanden. Jetzt spricht man in gebildeten Kreisen nur Schulenglisch, die jungen Schotten vollenden ihre Erziehung jenseits des Tweed und verstehen die Sprache von Burns und Ramsay ohne Wörterbuch nicht mehr. Wie zutreffend ist der Vergleich mit der plattdeutschen Sprache! London ist auch für Schottland der Centralpunkt des geistigen und geschäftigen Lebens geworden, und damit ist zugleich der Sieg der englischen Sprache ausgedrückt.

Die niederen Klassen in den Städten sprechen jetzt eine Mischsprache von Englisch und Schottisch, aus der uns noch die Ueberbleibsel der alten Mundart entgegentreten. Fragte ich, wo führt der Weg da oder dort hin, so erhielt ich die Antwort: „Please, Sir, turn to the recht hand“, statt right hand. Man sagt ächt für acht, statt eight; kirk, Kirche für church; I ken statt I know; auld statt old; karl manchmal für man. Wo von neuaufgeführten Brücken die Rede ist, da tritt der englische Ausdruck bridge ein. Bei alten Brücken dagegen, besonders solchen, an die sich eine geschichtliche Erinnerung knüpft, braucht man stets den schottischen Ausdruck brigg. Ueber das tiefschwarze Wasser des Flüßchens Don bei Aberdeen führt eine Brücke, die aus einem einzigen Spitzbogen besteht. Sie wurde um das Jahr 1300 erbaut und heißt nie anders als „the brigg of Don“. Das sind alles Beispiele von gut deutschen Wörtern in der schottischen Mundart; um so eigenthümlicher fällt das Wort „bonny“ auf, das, aus dem Französischen stammend und im Englischen wenig gebräuchlich, mit Vorliebe für „gut“ oder „lieblich“ angewandt wird.

Wie Anklänge aus der Jugendzeit, aus längst verschwundenen Tagen, angenehm unser Gemüth berühren, so durchzieht Freude das Herz jedes ächten Schotten, wenn noch hie und da diese Worte auftauchen, oder wenn sie ihm in den alten schönen Volksliedern entgegentönen; er findet darin nicht blos eine Erinnerung an die großen Tage der Vergangenheit, sondern auch einen Gegensatz gegen das englische Element, dessen er sich nicht erwehren kann, das er annimmt, das ihm aber nicht sympathisch ist.

*) Vergl. The old anglo-scottish dialect in „North british Review“. Mai 1864.

Eisenbahnpassagen über die Centralkette der Alpen.

Von Major **v. Abendroth** in Dresden.*)

I.

Eine weite Lücke klafft in dem europäischen Eisenbahnnetze; noch hängt das Gesammtsystem der italienischen Bahnen mit dem von Mitteleuropa nur durch den einzigen Faden der Semmeringbahn zusammen, und erst in zwei bis drei Jahren wird ein weiterer Schienenstrang über den Brennerpaß diese Lücke um einen Theil abkürzen. Beide Linien aber zeigen nach Osten, die Brennerbahn erst von Rosenheim ab über München ins mittlere Deutschland. Die Schweiz, Westdeutschland, das Rheinland, Belgien, Frankreich sind auch dann noch ohne eine irgend annehmbare Verbindung.

Nichts ist demnach dem heutigen Weltlaufe entsprechender, als daß der Handelspolitiker nach Verbindungen mit dem Süden suchte, um den überall vorhandenen bequemen Austausch der südlichen Produkte mit den nördlichen Fabrikaten auch hier zu erlangen. Seit beiläufig 20 Jahren sind Erörterungen im Gange, deren Zweck war und ist, Linien für den Bahnbau über die Centralalpen aufzusuchen. Die herrlichen Alpenstraßen genügen nicht mehr; ihre Benutzung ist im Winter oft gehemmt, zu anderen Jahreszeiten durch Stürme und Lawinen gefährdet, allezeit aber langsam und beschwerlich. Und doch haben sie den Verkehr, der Jahrhunderte lang in den engeren Grenzen sich bewegte, lediglich dem Kriege oder dem Luxus angehörend, zu einer ungewohnten Höhe erhoben und einen Binnenhandel hervorgerufen, der jetzt seine Erzeuger überwachsen hat und nach Schnelligkeit und Sicherheit ruft.

Es mag sein, daß das merkantile Interesse allein weder die Semmering-, noch die Brennerbahn, noch den Monte Cenis-Tunnel hervorgezaubert hat, und wir können ganz gern zugeben, daß die mächtigen Interessen, welche mit Oesterreich auch Deutschland in Oberitalien zu verfechten hat, einen nicht zu unterschätzenden Antrieb abgegeben haben. Tritt uns doch auch dasselbe am Monte Cenis entgegen, dessen Bahn weitaus nicht so gewichtige Handelsinteressen verbindet, als es z. B. eine Simplon-, Gotthardt- oder Luckmanier-Bahn erreichen würde, die aber einen der militärischen Centralpunkte des neuen Kaiserreichs, Lyon und das Lager von Sathonay, an die Ufer des Mincio rückt. Aber wenn wir auch für diese Flügelübergänge solchergestalt doppelte Beweggründe unterlegen können oder müssen, so begegnen uns in der centralen Gegend, das heißt längs der schweizerisch-italienischen Grenze, fast nur Handelsinteressen.

Die drei genannten Uebergänge sind entweder vom Staate gebaut, oder mit wesentlicher Unterstützung des Staates (die Brennerbahn); die centralen Linien werden dem Unternehmungsgeiste der Privatgesellschaften anheim fallen.

Die Natur des Hochgebirges bringt es mit sich, daß seine Ueberschreitung an einzelne Einsenkungen — Sättel, Pässe — gebunden ist. Der Verkehr hat schon lange, ehe man an die jetzigen Alpenstraßen dachte, sie aufgefunden, und keine neue Technik wird im Stande sein, ihrer zu entrathen. Werfen wir deshalb vorerst einen Blick auf die bestehenden Hochgebirgsübergänge.

A. Straßen aus Frankreich direkt nach Italien.

1) Die Straße der Riviera, von Marseille nach Genua, längs der Küste.

2) Die Monte Genèvrestraße führt aus dem Durancethale nach Piemont und erreicht eine absolute Höhe von 2033 Metres.

3) Die Mont-Cenisstraße bildet die Hauptverbindungslinie zwischen Frankreich und Italien, ward 1805 fertig, bis dahin nur Saumpfad; erhebt sich auf 2066 M. und hat 26 Zufluchtshäuser. Die Straße ist sehr rauh; oft stockt im Spätfrühjahre noch der Verkehr.

4) Die Straße über den Kleinen St. Bernhard, 2192 M. Höhe, geht aus dem Isèrethale nach dem der Dora Baltea.

B. Straßen aus der Schweiz, Frankreich oder Deutschland nach Italien.

5) Die Straße über den Großen St. Bernhard, Saumpfad, erhebt sich auf 2431 M., geht aus dem Rhonethal an der Dranse aufwärts zur Dora-Baltea.

6) Die Simplonstraße, auch von Napoleon I. erbaut, verbindet Lyon über Genf mit Mailand und erhebt sich auf 2012 Meter.

7) Die Gotthardtstraße verbindet die Centraltheile der Schweiz (Luzern ꝛc.) von Altdorf an durch das Reußthal mit dem Flusse und Kanton Tessin. Sie ist 1829 wesentlich verbessert worden und zeichnet sich durch treffliche Brücken und breite Gallerien aus. Sie steigt 2111 Meter.

8) Die Luckmanierstraße geht vom Vorderrheinthale zum Tessinthale und erreicht in letzterm bei Biasco die Gotthardtstraße. Trotz ihrer Nähe an dem St. Gotthardt zeigt ihr nördliches Debouchée in die Ostschweiz. Sie erreicht eine Höhe von 1917 M.

9) Die Bernhardinstraße vereinigt das Hinterrheinthal mit dem des Tessin, welchen sie oberhalb Bellinzona erreicht. Sie steigt auf 2063 M.

Ab Bellinzona theilen sich die drei hier zusammentreffenden Straßen wieder, der westliche Zweig geht an den Lago maggiore, der östliche über den Monte Cenere nach Como.

10) Die Splügenstraße vereinigt das Hinterrheinthal mit dem Comersee. Sie steigt auf 2117 M., ward 1825 vollendet und ist eine der schönsten Hochalpenstraßen.

11) Die Julierstraße vereinigt das Hauptthal vom Rheine durch das Oberhalbsteiner-Thal mit dem obern Inntale, übersteigt dabei 2287 M. und geht dann mit

12) der Maloggiastraße über Chiavenna (1811 M.) an den Comer See oder mit

13) der Berninastraße, 2331 M., an die Adda.

Es ist auffallend, wie vielfältige Verbindungen aus dem Graubündner Lande nach Italien gehen. Auf eine Straße der Westschweiz (Simplon) und eine der Centralschweiz (Gotthardt) kommen fünf Straßen der Ostschweiz, wobei der Julier außerdem als Binnenübergang weggelassen ist. Dabei ist noch zu bemerken, daß sowohl die Cenis- als die Simplonstraße im

*) Ein im „dresdner Verein für Erdkunde" gehaltener Vortrag.

politisch-militärischen Interesse von Napoleon I. erbaut sind, zu einer Zeit, wo diese Lande zu Frankreich gehörten. Die Beschaffenheit des Gebirges, das sich mit den Hauptstöcken des Montblanc und Monte Rosa dort vorlagert, mag allerdings Einfluß haben, allein wenn man sich an den geringen Verkehr und namentlich an den vernachlässigten Zustand erinnert, in welchem die Simplonstraße von der damaligen sardinischen Regierung gelassen worden ist, so wird es erlaubt sein, auch ohne statistische Tabellen den Schluß zu ziehen, daß der Verkehr durch die Ostschweiz ein ganz anderer sein müsse, als der westlich vom Gotthardt, daß mithin das Verlangen nach einer Eisenbahn hier auch in besonders lebhafter Weise auftreten werde.

C. Aus Deutschland nach Italien.

14) Die Finstermünzstraße aus dem Innthale in das Etschthal und

15) über das Stilfser- oder Wormser-Joch nach der Adda und dem Comersee. Bei Tirano findet die Vereinigung mit der Berninastraße statt. Die Straße bildet mit 2814 M. Erhebung die höchste Kunststraße, und es möge von ihren Verhältnissen zeugen, daß sie auf der Strecke Eines Kilometers 50 Curven, 8 Gallerien und mehrere Zufluchtshäuser hat. Die Straße, allerdings mehr strategische als Handelsstraße, eilt unter den jetzt obwaltenden Verhältnissen einem raschen Verfalle entgegen.

16) Die Brennerstraße, aus dem Inn- in das Eisackthal, zeigt nur 1420 M. Erhebung.

Das weiter östlich gelegene, spezifisch österreichische Netz der Alpenstraßen braucht hier keine Erwähnung zu finden; es zweigt sich im Allgemeinen von der

17) Semmeringstraße ab, die mit ihren Hauptästen über den Karst nach Triest und über Pontafel nach Venedig ꝛc. geht.

Wir unterscheiden auch für die Eisenbahnen folgende Gruppen:

A. Die Verbindung von Italien mit Frankreich.

Von den Centralplätzen Genua und Turin aus gehen zwei Bahnen nach Frankreich; die an der Küste, von Genua nach Marseille, mit einer nicht unbedeutenden Lücke von Voltei bis les Arcs, aber sonst ohne besondere technische Schwierigkeiten, und die über den Mont Cenis, mit der Lücke von St. Michel bis Susa, und dem Tunnel durch den Mont Cenis, von 12 Kilometer Länge, einem Riesenwerke, dessen Schwierigkeiten kaum im Anfange stehen, dessen Vollendung zwar für 1872 kalkulirt, aber darum nicht weniger problematisch ist. *)

B. Die Verbindung von Italien mit der Schweiz.

Hier ist das Feld der Projekte, von denen wir eingehender sprechen werden. Der Centralplatz Mailand bildet den südlichen Angelpunkt, der Rayon von Paris bis Leipzig das nördliche Vorland.

C. Die Verbindung von Italien mit Oesterreich.

Seit einem Jahrzehnt besteht die Semmeringbahn; es ist aber wohl charakteristisch, daß man das militärische Interesse, welches gebieterisch sowohl die Verbindung von Venedig mit Triest als die der Südbahn mit der lombardisch-venetischen Bahn verlangte, bis nach der Krisis von 1859 nicht durchführte und dann erst die Vereinigung herstellte. Die Semmeringbahn ist der natürliche Abflußweg der Stapelartikel der österreichisch-adriatischen Häfen in das östliche Deutschland. Für die mittleren Striche unseres Vaterlandes wird dagegen die Brennerbahn in Zukunft den Verkehr übernehmen; ihr südwärtiger Fußpunkt ist Venedig, ihr nördliches Vorland Bayern. Sie wird einen Theil des Verkehrs, der jetzt die einzig vorhandene Bahn aufgesucht, wieder in die alten Handelsplätze lenken. —

Bei einer Erörterung über die Anlage neuer Alpenbahnen müssen wir nicht allein den für jede Bahn so wichtigen Lokalverkehr zu Grunde legen, sondern auch einen Blick auf die Produktenbewegung im Welthandel werfen. Es tritt uns dabei vor Allem die Eine Thatsache entgegen, daß die in den centralen Theilen des Mittelmeeres gelegenen Hafenplätze bis jetzt nicht vermocht haben, einen Rayon im Hinterlande sich zu erwerben, der im Verhältniß zu denjenigen der atlantischen oder Nordseehäfen stünde. Die nautischen Schwierigkeiten des Mittelmeeres mit der daraus hervorgehenden Verzögerung der Fahrten bringen es mit sich, daß der transatlantische Handel im Norden koncentrirt bleibt; die Dampferlinien vermögen darin zwar einige Aenderung zu erzielen, aber sie befördern doch in der Hauptsache nur Luxusartikel; die Massenbewegung bleibt den Segelschiffen und mithin dem Norden. Reicht doch für transatlantische Artikel der Rayon von Triest weitaus nicht bis Wien. Der levantinische Handel mag nach Vollendung des Suezkanales wohl einen Aufschwung nehmen; es wird aber auch hier beim Alten bleiben, die Massen der ostindischen und chinesischen Produkte werden den Kanal nicht aufsuchen; der Weg um die Kapstadt wird nicht veröden. Alles aber, was den Mittelmeerhäfen zuwächst, wird, für den deutschen Konsum, die Häfen von Triest oder von Venedig aufsuchen. Für den italienischen Konsum werden die Häfen der Ostküste benutzt werden, Ancona, Brindisi und die dort ausmündenden Bahnen werden die weitere Vertheilung im Lande übernehmen. Es bleibt mithin für Genua und seinen Handel nur ein sehr eng begrenztes Hinterland, und auch dieses nur in etwas größerer Ausdehnung für Artikel der Levante. Nach Frankreich zu ist ihm Marseille ein Konkurrent, der von der Machtfülle eines großen Staates getragen wird; jenseits der engen Grenzen der bedürfnißlosen Schweiz werden sich z. B. schon ab Basel die Rayons von Marseille und Venedig begegnen. Der genuesische Handel wird keine Alpenbahn ernähren. Ja, wenn die Staaten am Südrande des Mittelmeeres, Genua gegenüber, Produktivländer wären, möchte das Verhältniß sich ändern, und Genua könnte sich dann vielleicht Absatzwege nach Norden eröffnen, aber bis sie Das werden, hat es gute Wege.

Was ist von dem Centralplatze Mailand zu erwarten? Wir verlassen den überseeischen Handel und treten wieder in das Gebiet des Binnenverkehrs. Die Produkte des Po-Tieflandes sind massenhaft; ihr Quantum wird sich durch Ausdehnung der benutzten Ländereien steigern lassen, und es ist wohl anzunehmen, daß verbesserte Verbindungen den Beitrag erhöhen werden, der von hier aus schon jetzt zur Ernährung der Schweiz gesteuert wird. Die reiche lombardische Ebene, die Provinzen der Emilia sind auch bessere Konsumenten als manche andere Theile von Italien; es wird also ein Rückverkehr mit Industrieprodukten stattfinden. Der bisherige Handelsweg zeigt zur Genüge den Gang der Zukunft. Die Westschweiz hat zwar Verbindungen mit Italien, aber sie betreffen Luxusartikel; die Centralschweiz und die Ostschweiz dagegen treiben weniger Ackerbau und können ihre Bevölkerung nicht ernähren; sie bedürfen

*) Wir finden in neueren Blättern zwei Notizen, die nicht ganz in Harmonie stehen. Die „A. A. Ztg." berichtet aus Genua vom 14. Septbr., daß die Arbeiten in diesem Baujahre bis Juli 1864 auf französischer Seite 560 Meter fortgeschritten und im Ganzen auf dieser Seite 1448, auf italienischer 2017 Meter fertig seien, was von 12,200 M. zwischen 1/3 und 1/4 ist. Zugleich wird aber über eine bedeutende Zunahme der Schwierigkeiten berichtet, welche der Ingenieur Sommeiller gewiß überwinden werde. In einem andern Blatte dagegen fanden wir die Bemerkung, daß von dem Pensum pro Seite und Tag 1 M. im letzten Jahre nahe an 100 M. nicht erreicht seien, was, da die Termine nicht angegeben sind, immerhin auch wahr sein kann und jedenfalls den Erwartungen der unparteiischen Ingenieure vollständig entspricht.

der Zufuhr. Sie haben im Austausch eine blühende Industrie, und das Verlangen nach guten Verbindungen mit der Lombardei ist schon alt. Hier, sehen wir, sind Elemente, um eine Bahn zu ernähren. Befördern Genua und Turin eine Bahn in die Westschweiz, so agitirt Mailand für den Osten, und wenn wir die Elemente des Verkehrs aneinander halten, so würden wir Mailand schon jetzt mit unserm Wahrspruche bevorzugen müssen. Zu einem klaren Bilde gehören aber noch die beiderseitigen auswärtigen Verbindungen. Mailand ist ein Knotenpunkt wichtiger Art; die Bahn von Turin nach Venedig hat hier einen Hauptstationsplatz und entsendet den großen Zweig nach Genua und den noch wichtigern nach Ancona und Brindisi. Die Verbindungen Mailands verzweigen sich so in alle Regionen des Binnenlandes, daß wir geneigt sind, für Mailand, als den einen Fußpunkt der Alpenbahn, uns auszusprechen.

Die Schweiz hat ihre südlichen Bahnen einerseits ins Rhonethal, andrerseits ins Rheinthal entsendet; in beiden Thälern bleiben noch Ergänzungsstrecken zu bauen übrig. Die Verbindungen des Rhonethales reichen über Lausanne nach Genf, nach Basel, nach Bern und mittelst der letztern Richtung, also auf einem beschwerlichen Umwege, in die Industriebezirke der Ostschweiz. Die Richtungen nach Genf und Basel nützen nicht gar viel, wie wir oben gesehen, weil dorthin der Verkehr geringer ist und ab Basel die Konkurrenz mit den französischen Häfen und der Brennerbahn beginnen dürfte. Das einzig rentable Vorland, die Ostschweiz, muß in einem so großen Bogen erreicht werden, daß z. B. ein wesentlicher Theil des Rheinthales fortgesetzt den Verkehr per Achse wählen wird. — Die Verbindungen des Rheinthales gehen direkt in die Ostschweiz; vom ersten Betreten des bewohnbaren Landes am Nordhange an trifft die Bahn auf ein rühriges und tüchtiges Volk, dessen Industrie wie dessen Bedürfniß an Lebensmitteln der Bahn einen Verkehr versprechen, dessen Elemente auf der andern Seite des Gotthardt fehlen. Die Bahn im Rheinthale durchschneidet fortgesetzt industriereiche Gegenden; sie nimmt die nächste Richtung nach Mitteldeutschland und die — sich jedenfalls anschließende — Bodensee-Gürtelbahn würde via Bregenz einen lebendigen Verkehr gegen Ulm und Augsburg vermitteln. Sie allein kann den Rayon der Brennerbahn auf seine natürlichen Grenzen zurückführen, ganz Westdeutschland liegt ihr unmittelbar vor.

Was von Seiten der Verkehrsinteressen, nah und fern, zu sagen ist, fällt Alles in die Waagschale der Ostschweiz. Es ist wahr, wir benachtheiligen mit einer Vertretung des ostschweizerischen Alpenüberganges die deutsche Brennerbahn; allein da die Schweiz doch jedenfalls Einen Alpenübergang erlangt, erscheint es uns besser, wir agitiren zu Gunsten der deutschen Ost- als zum Nutzen der welschen Westschweiz. Hiernächst wiegen die Verhältnisse schwer genug, um zum Bahnbau zu drängen, und wenn die gewichtigsten Parteistimmen dagegen wären.

Wir müssen uns aber, neben allem Gewichte, das auf die Verkehrsbedürfnisse gelegt wird, doch auch gestehen, daß es sich bei Hochgebirgsbahnen nicht darum allein handelt; wir werden durch sie nur in die Richtung gedrängt, in der wir nach der technischen Ausführbarkeit suchen sollen. Hat in der Ebene, mit wenig Modifikation, der Techniker nur zu bauen, was der Handelspolitiker ihm vorschreibt, so wird sich hier die Sache wohl ziemlich umkehren und der Letztere zufrieden sein müssen, wenn der Techniker ihm überhaupt Eine Ausführbarkeit nachweist, sei es auch mit den oder jenen Verkehrsunbequemlichkeiten.

Nationalitätsstatistik Westrußlands.*)

Der Endzweck der polnischen Erhebung sollte die Wiederherstellung des alten Königreichs Polen und die Wiedergewinnung der Grenzen von 1772 sein. Ganz abgesehen von der Möglichkeit dieses Vorhabens würde ein so geschaffenes neues Polen nichts weniger als polnisch sein, denn die eigentlichen Nationalpolen würden in demselben nur den geringsten Theil der Bevölkerung ausmachen und von anderen Nationalitäten, Deutschen, Russen ꝛc. an Zahl übertroffen werden. Hierauf haben wir auch bereits früher im Globus hingewiesen **); neue Stützen für die Wahrheit dieses Ausspruches geben die angeführten beiden Werke.

R. v. Erkert veröffentlicht sechs colorirte Karten der Länder zwischen der Warthe und dem Dniepr. Das erste Blatt enthält ein tableau ethnographique, dessen Ergebniß etwa folgendes ist. Von den 28,100,000 Einwohnern, welche in den Ländern Polen, Kurland, Kowno, Wilna, Grodno, Minsk, Witebsk, Mohilew, Wolhynien, Kiew, Podolien, Ost- und Westpreußen, Posen, Schlesien, Galizien und österreichisch Schlesien sich finden, sind Polen 8,950,000, Russen 8,821,000, Deutsche 5,660,000, Litthauer und Letten 2,100,000, Juden 2,360,000, verschiedener Nationalität 209,000. Mithin 19,150,000 Nichtpolen gegenüber nur 8,950,000 Polen. Die zweite Karte enthält das Verbreitungsgebiet und die Dichtigkeit der polnischen, die dritte Karte die der russischen, die vierte der deutschen, die fünfte der litthauischen und lettischen, die sechste der jüdischen Bevölkerung. Bekanntlich besteht in Rücksicht der westlichen Gouvernements ein erheblicher Unterschied zwischen den Angaben des statistischen Bureaus in St. Petersburg und denen des katholischen Clerus, indem letzterer die Zahl der Katholiken und Polen für gleich annimmt und dabei möglichst hoch greift. Erkert nahm den Durchschnitt zwischen beiden Zahlen an. Alle Vergleiche fallen sehr zu Ungunsten der Polen aus, denn bereits hinter Lublin, diesseits des Bug, hört schon die polnische Nationalität auf, mehr als 80 Procent der Gesammtbevölkerung zu betragen, und hart an den Bug auf der andern Seite stoßen bereits Gegenden, in denen die Polen nur etwa zwischen ein bis vier Procent ausmachen.

Ein nicht so umfangreiches Gebiet wie das von Erkert angenommene behandelt Rittich. Er stützt sich auf die amtlichen Zahlen, welche das statistische Bureau in St. Petersburg ermittelt hat. Seine Karten stellen in anschaulicher Weise die ethnographischen und konfessionellen Verhältnisse dar, welche in den beiden Gouvernements Augustowo und Lublin vorwalten. Die Ergebnisse seiner Arbeit, die von großem Fleiß in der Forschung und Gewissenhaftigkeit zeugen, sind folgende:

*) Atlas éthnographique des provinces habitées en totalité ou en partie par des Polonais. Par R. d'Erkert. St. Petersburg 1863. — Materialien zur Ethnographie des Königreichs Polen vom Generalstabs-Oberstlieut. Rittich. St. Petersburg 1864.

**) Vergl. Globus I, 151.

1. Gouvernement Augustowo.

	Litthauischer Stamm.		Polnischer Stamm.			Russischer Stamm.		Deutsche.	Juden.	Tataren.	Im Ganzen.	% nach Religionsbekenntniß.
	Schamaiten.	Litthauer.	Kurpiken.	Masuren.	Polen.	Groß-Russen.	Weiß-Russen.					
Röm. Katholiken	204,010	52,698	22,705	38,957	140,925	—	15,008	—	—	—	474,263	75.32
Griech.-Unirte	—	—	—	—	—	—	8,751	—	—	—	8,751	1.38
Griech.-Orthodoxe	—	—	—	—	—	2,522	—	—	—	—	2,522	0.4
Altgläubige	—	—	—	—	—	3,829	—	—	—	—	3,829	0.6
Protestanten	—	—	—	—	40	—	—	28,698	—	—	28,729	4.56
Juden	—	—	—	—	—	—	—	—	111,368	—	111,368	17.68
Mohammedaner	—	—	—	—	—	—	—	—	—	166	166	0.02
	204,010	52,698	22,705	38,957	140,965	6,351	23,759	28,689	111,368	166	629,628	100%
	256,708		202,627			30,110						
% nach Stämmen	40.76		32.15			4.77		4.56	17.68	0.02	100%	

Wir ersehen hieraus, daß im Gouvernement Augustowo das litthauische Element um mehr als 8 pCt. das polnische übertrifft.

Was die Benennungen anbelangt, so wären nur die der Kurpiken und Masuren zu erklären. Erstere hält Rittich für polonisirte Jatwäger, ursprünglich litthauischen Stammes; letztere sind Polen, deren Sprache einen besondern Dialekt bildet. Den nördlichen Theil des Gouvernements, d. h. fast die ganzen Kreise Mariampol und Kalwarya, bewohnen römisch-katholische Schamaiter (Samogitier), welche die Russen Schmuden nennen. Im Kreise Seyny sind die gleichfalls römisch-katholischen Litthauer vorherrschend; in der Mitte, um Seyny herum, wohnen jedoch altgläubige Großrussen in ziemlich kompakter Masse; im Westen sind noch einige Samogitier. In den Kreis Augustowo theilen sich katholische Masuren und Weißrussen, von denen erstere westlich und südlich, letztere östlich wohnen. Von diesen Weißrussen gehören die in der Nordostecke des Kreises lebenden zur griechisch-unirten Kirche. Im Osten des Kreises Lomza wohnen zu fast gleichen Theilen Polen und Masuren, in der westlichen Ecke, jenseits einer Linie über Kowno und Nowgorod, fast unvermischt die Kurpiken; alle römisch-katholischer Konfession. Deutsche und Juden sind sporadisch über das ganze Gouvernement vertheilt und besonders in den Städten anzutreffen. Eben so sind in diesem Gouvernement (mit Ausnahme des Kreises Lomza) die eigentlichen Polen, welche die höhere Klasse der Bevölkerung bilden, als Gutsbesitzer, Schlachzizen und auch wohl als Bürger sporadisch vertheilt. Tataren wohnen nur in dem Dorfe Winkszmup, wo sie auch eine Moschee haben.

2. Gouvernement Lublin.

	Russischer Stamm.		Polnischer Stamm.			Deutsche.	Juden.	Tataren.	Im Ganzen.	% nach Religionsbekenntniß.
	Kleinrussen.	Großrussen.	Polen.	Masuren.	Lubliner.					
Röm. Katholiken	236,892	—	156,810	82,057	164,664	—	—	—	640,423	63 51
Griech.-Unirte	213,564	—	—	—	—	—	—	—	213,564	21.18
Griech.-Orthodoxe	1,920	4,605	—	104	—	—	—	—	6,629	0.65
Altgläubige	—	117	—	—	—	—	—	—	117	0.01
Protestanten	—	—	42	—	—	7,604	—	—	7,646	0.75
Juden	—	—	—	—	—	—	139,716	—	139,716	13.85
Mohammedaner	—	—	—	—	—	—	—	264	264	0.02
	452,376	4,722	156,852	82,161	164,664	7,604	139,716	264	1,008,359	100%
	457,098		403,687							
% nach Stämmen	45.32		40.02			0.75	13.85	0.02	100%	

Das Gouvernement Lublin, welches bisher fast ausschließlich polnisch erschien, enthält hiernach mehr als die Hälfte Russen. Dazu kommt, daß die Lubliner eigentlich auch nur polonisirte Kleinrussen sind und in ihren Sitten Vieles mit den Kleinrussen gemein haben. In dem ganzen nördlichen, östlichen und südlichen Theil ist die kleinrussische Bevölkerung, die fast zur Hälfte zur griechisch-unirten Kirche gehört, sehr überwiegend; eigentliche Polen kommen nur sporadisch darin vor. Masuren wohnen nur in der Nordspitze des Kreises Siedlce, fast zu gleichen Theilen mit Polen vermischt, und im Kreise Lukow in der westlichen Hälfte mit Polen vermischt, in der östlichen Hälfte sporadisch unter Kleinrussen. Der Kreis Lublin wird ganz, der Kreis Krasnystaw in seiner südwestlichen Ecke und der Kreis Samosc in seinem nordwestlichen und westlichen Theile von Lublinern bewohnt, die hier zwar stark, aber doch nur sporadisch mit echten Polen vermischt sind.

Juden, Großrussen und Deutsche, die beiden letzteren jedoch nur in geringer Zahl, sind sporadisch über das ganze Gouvernement vertheilt. Tataren wohnen in schwachen Partien auf sechs verschiedenen Punkten des Gouvernements.

Capitain Halls Reise nach Frobishers Bay, 1860 bis 1862.

Im Sommer des Jahres 1860 schiffte sich Capitain Karl Franz Hall aus Cincinnati nach dem Nördlichen Eismeere ein, um womöglich noch nähere Nachrichten über das Schicksal Sir John Franklins einzuholen, als Kapitain M'Clintock hatte bringen können. Das reich illustrirte Werk ist, mit einer guten Karte versehen, jetzt erschienen *). Hall gehört zu den Männern, welche das Leben unter wilden Stämmen den conventionellen Formen unsers civilisirten Stadtlebens vorziehen, und er scheint sich dann am wohlsten und glücklichsten zu fühlen, wenn er mit Abenteuern und dem unerbittlichen Tode zu kämpfen hat.

Hall ging von der Ansicht aus, daß noch irgend einer der 105 Menschen, welche den unglücklichen Franklin begleitet hatten, bei den Eskimos am Leben sein müsse und rüstete, unterstützt von vielen Freunden der Sache, ein kleines Geschwader aus, welches aus dem Barkschiff „George Henry" und dem Schooner „Rescue" bestand. Sie waren bemannt mit 31 Officieren und Matrosen, und hatten einen Eskimo als Dolmetscher. Am 29. Mai 1860 segelte die Expedition ab und erreichte am 7. Juli 1860 Holsteinborg, eine dänische Niederlassung in Grönland. Von hier durchsegelte Hall die Davisstraße und gelangte nach der Field-Bay, nördlich von Frobishers Bay. Dort überfiel die Reisenden ein heftiger Sturm, in welchem der Schooner „Rescue" und ein Boot verloren gingen. Kurz nach diesem Unglücksfalle saß auch der „George Henry" im Eise fest, und man sah sich nun auf Schlitten angewiesen. Zwei Winter hindurch blieb das Schiff fest sitzen, und 20 Monate lang dauerten die Schlittenparthien; der nördlichste Punkt, den Hall erreichte, lag unter 63° 45'. Die sogenannte Frobisher-Straße wurde genau erforscht und das umliegende Land für die Vereinigten Staaten in Besitz genommen.

Hall ist entzückt von der schönen Landschaft, die sich hier seinem Auge darbot; es war schwer für ihn, sich in den Glauben zu versetzen, daß er hier in arktischen Regionen weile: „Es steht fest, daß am Ende von Frobishers Bay ein milderes Klima als in der Umgebung der Field-Bay herrscht; die Wiesen und grasbedeckten Hügel geben dafür das beste Zeugniß. Ich sah nirgends in den Vereinigten Staaten, die Prairien des Westens ausgenommen, einen üppigern Graswuchs als in der unkultivirten Landschaft, welche mich umgab. Es ist hier das beste Weideland für Vieh, das man sich denken kann. Der Magen eines getödteten Rennthieres war ganz mit Gras, Moos und Pflanzenblättern angefüllt. Das Thier war ungemein fett und ganz mit Tud-nu (Rennthiertalg) durchzogen, das ich der Butter bei weitem vorziehe. Das Wildpret war sehr zart und von gutem Geschmacke. Auch die meisten Kaninchen waren sehr wohlgenährt."

Hall fand keinerlei Spuren von Franklins Expedition; aber die Eskimos an Frobishers Bay bewahren eine Ueberlieferung, daß vor vielen Jahren einst weiße Männer in Schiffen hier landeten. Das waren die Leute von Frobishers Entdeckungsreise, und es gelang Hall mit vieler Mühe, noch einige Ueberreste zu sammeln, welche von diesem berühmten arktischen Reisenden herstammen und die jetzt im Mariners Hospital zu Greenwich, der Ruhmeshalle englischer Seeleute, neben den Ueberbleibseln von Franklins Expedition, die Dr. Rae auffand, ausgestellt sind. Hall meint, daß man über das Schicksal Franklins noch nähere Nachrichten erhalten werde, wenn man im Stande sei, sich mit den Eskimos recht familiär zu unterhalten. Er selbst bekam Aufschlüsse über Frobisher durch eine alte Eskimohexe, die er beim Eingange von Frobishers Bay traf. „Ihre Tupik (Hütte) war sehr klein, gerade groß genug, daß sie selbst darin sitzen oder liegen konnte; aber ich mußte doch neben ihr Platz nehmen. Die alte Ukijoxy Ninu nahm gewöhnlich eine liegende Position ein und stützte ihr Kinn auf die Hände; an ihrer Seite stand eine kleine Lampe, ihr gegenüber ein Verschlag, auf dem einige geröstete Bohnen und etwas Schiffszwieback lagen, den sie von einem Matrosen erhalten hatte. Außerdem fehlte es nicht an Walroßfleisch, mit dem sie ihren Hunger stillen konnte. Während ich bei der Alten im Tupik saß und auf ihre Worte hörte, schrie ihr Enkelchen Eterlung fortwährend nach Speise und störte mich dadurch. Die alte Eskimodame reichte dem Kind von den Bohnen und dem Zwieback, welche ich ihr gegeben. Das, was die Alte erzählte, stimmte ganz genau mit den gedruckten Berichten über Frobishers Expedition überein. Es wurden drei verschiedene Expeditionen erwähnt, und selbst die Anzahl der Schiffe traf zu. „Wenn wir so, sagt Hall, durch Eskimoüberlieferungen genaue Berichte von Unternehmungen erhalten, die sich bei den Eingebornen beinahe 300 Jahre lang wahrheitsgetreu erhielten, ist es dann unmöglich, über den seit 16 Jahren verschollenen Franklin Auskunft zu bekommen? La Perouse's Schicksal war 38 Jahre lang unbekannt. Wenn mir Leben und Gesundheit erübrigen, so will ich noch von den Eskimos Franklins Schicksal erforschen."

Der interessanteste Theil von Halls Werk ist seine Beschreibung des Lebens der Eskimos. Hier liegt der Schwerpunkt des Buches. Er redete ihre Sprache und eignete sich ihre Sitten an; dadurch wurden sie mit ihm so vertraut, daß sie ihn in ihren Hütten empfingen und als einen der Ihrigen betrachteten. Besonders waren die Frauen aufmerksam gegen ihn, sie kauten seine Schuhsohlen, damit sie weich und geschmeidig würden, und wärmten seine halb erfrorenen Füße dadurch, daß sie dieselben an ihren nackten Busen drückten, der von dem Genusse rohen Seehundsfleisches, Blutes und Speckes wie ein Ofen glühte. Anfangs war ihm derlei Nahrung zuwider, aber er gewöhnte sich daran und nahm ganz gern an Seehundsmahlzeiten Theil. „Zuerst kam ein Stück Seehundsleber, die roh und noch warm aus dem Thiere herausgerissen wurde. Dies und ein Stück Speck (Uksuk) wurde Jedermann eingehändigt, und ich wurde so schnell damit fertig, wie irgend einer der seit langem Eingeweihten. Dann Rippen mit dem zarten daran sitzenden Fleisch, aber ganz von Blut triefend. Zuletzt die Eingeweide, welche die alte Frau ellenlang durch ihre Finger zog. Man glaubte freilich, daß ich diese nicht essen würde; ich änderte aber schließlich dieser „Delicatesse" gegenüber meinen Entschluß und erinnerte mich, „daß am Seehund Alles gut ist". Ich zog die bandartige Nahrung durch meine Zähne, verschlang sie und verlangte dann nach mehr. Das gefiel den alten Weibern über alle Maßen, so daß sie in Extase geriethen und mich für den besten unter ihnen hielten. Sie lachten, sie sagten mir alle Schmeichelnamen, die ihre Sprache kennt. Ich war einer der Ihrigen."

Die Sitten der Eskimos sind oft genug geschildert worden; aber Kapitain Hall ist in ihren Iglus oder Schneewohnungen

*) Life with the Esquimaux; the narrative of Capt. Charles Francis Hall, of the Whaling barque „George Henry" from the 29. May 1860 to the 13. September 1862. London, Sampson Low und Comp. (Athenäum Nr. 1940.)

mehr zu Hause, als irgend ein anderer arktischer Reisender. Diese sonderbaren Wohnstätten sind nach den Seehundsiglus gebaut. Der Seehund ist aber für die Eskimos eines der wichtigsten Thiere und sein Fang während der Wintermonate ihre Hauptjagdbeschäftigung.

Kapitain Hall hat sein gedrucktes Werk noch nicht gesehen; denn die letzte Seite des Manuskriptes wurde an dem Morgen geschrieben, als er sich von Neuem nach den arktischen Gegenden einschiffte, um abermals dem Schicksale Sir John Franklins nachzuspüren. Er will wieder unter seinen alten Freunden, den Eskimos, leben, mit ihnen von Ort zu Ort ziehen und all die Gegenden durchforschen, in denen sich Franklins Leute zuletzt aufhielten und verunglückten. Zu diesem Unternehmen glaubt er zwei bis drei Jahre zu bedürfen.

Neue Bücher.

Flußkarten der Donau und der Theiß. Angezeigt von Prof. Dr. Klun. Separatabdruck aus den Mittheilungen der k. k. geographischen Gesellschaft. Wien 1863.

In seiner bekannten, eingehenden Weise bespricht der gründliche Geograph die vom Straßen- und Wasserbau-Departement des k. k. Staatsministeriums herausgegebenen Karten. Die Donau wird ganz richtig als ein Vermittler deutschen Fleißes, deutscher Kultur mit dem Auslande, als ein Bindeglied zwischen dem Zollverein und Oesterreich, letzteres aber als kompaktes, dominirendes Donaureich hingestellt. Und für die Karpathenländer hat nächst der Donau die Theiß die größte kulturhistorische Bedeutung. An diese Auseinandersetzungen schließt sich dann die Besprechung des Laufes beider Flüsse in wissenschaftlicher und praktischer Beziehung; die Abhandlung ist sehr lehrreich.

Mittheilungen des österreichischen Alpen-Vereins. Redigirt von P. Grohmann. Zweiter Band. Wien. Braumüller 1864.

Wir haben schon wiederholt im Globus rühmend hervorgehoben, mit welcher Ausdauer man sich in Oesterreich der Erforschung der Alpen hingibt, und wie werthvolle Publikationen auf diesem Gebiete in den letzten Jahren erschienen. Auch der vorliegende zweite Band der Mittheilungen des Alpen-Vereins bestätigt dies abermals, denn auf mehr als 30 Bogen bringt er wieder eine große Fülle des Anziehenden und Neuen. Es scheint, als ob selbst die entferntesten Winkel der Alpen schon durchforscht wären, aber stets werden noch fast unbetretene Thäler oder nie zuvor erstiegene Berggipfel in den regsamen Kreis der Alpenfreunde gezogen. Bei den Beschreibungen läßt sich leider eine gewisse Gleichförmigkeit und Einerleiheit nicht vermeiden; denn mag auch jede Spitze, jeder Grat, jedes Thal der Alpen in der Natur verschieden sein und dem Kenner Abwechslung gewähren, bei der Beschreibung, beim Lesen erscheint es uns, als hätten wir das Alles bereits einmal gehört.

Die „Mittheilungen" wachsen allmälig zu einem vollständigen Repertorium über Oesterreichs Alpen heran; man wird sie mit der Zeit 'als die beste und sicherste Quelle über alles „Alpine" betrachten lernen; denn Führer und Gasthäuser, Wege und Eisenbahnen finden darin nicht minder ihre Besprechungen, wie die Berge und Thäler selbst. Daß Gediegenes geboten wird, dafür bürgen unter anderm die Namen der bewährten Alpensteiger: Sonklar, Lipold, Ruthner und Simony.

Beigegebene Karten, Radirungen und Farbendrucke dienen zum Schmucke und zur Erläuterung des Buches. —

In den Voralpen. Skizzen aus Oberbayern von einem Süddeutschen. München. E. H. Gummi. 1865.

Ein vortreffliches Buch, das nicht in der herkömmlichen Weise, wie so viele andere Schriften über die Alpengegenden, nämlich durch das Einerlei des Stoffes, ermüdet. Wir finden hier nicht jene Schilderungen von Eis, jähen Bergabhängen, Krummholz und gefahrvollen Felserklimmungen, die schon zur Genüge bekannt sind, sondern frische, ungekünstelte und natürliche Bilder; überall greift der Verfasser mit voller Hand in das Leben der Natur und der Menschen hinein. Die Phrase ist ihm fremd; ihm ist es um die Sache zu thun, und trotz des Fragmentarischen des Buches lernen wir aus demselben oft mehr über Land und Leute, als aus trockenen, systematischen, wenn auch noch so erschöpfenden Beschreibungen der bayrischen Gebirgswelt.

Der ungenannte Verfasser ist ein feiner Beobachter, der mit wenigen geschickten Strichen uns Erlebnisse und Anschauungen vorführt, die bisher wenig beachtet wurden und doch höchst charakteristisch für Menschen und Dinge sind. Er ist auch ein poetisches Gemüth und hat ein gutes Verständniß für die Kunstschätze, die er auf seinen Wanderungen hier und da antrifft. Wo er religiöse und politische Fragen zu besprechen hat, ist er durchaus freisinnig, patriotisch, und die historischen Rückblicke, welche er gibt, beweisen uns, wie sehr er in der Lokalgeschichte jener Gegenden bewandert ist.

Mit Vorliebe wendet er sich etymologischen Auseinandersetzungen zu. Es will uns bedünken, als ob er nicht immer einen glücklichen Treffer habe; aber seine Mittheilungen sind trotzdem ein schätzbarer Beitrag zur Kenntniß der Ortsnamen Oberbayerns und gut dazu geeignet, den Behauptungen die Spitze abzubrechen, welche im oberbayerischen Volke, sowie in fast allen Ortsnamen viele keltische und slavische Elemente sehen. Wo diese am Platze sind, da läßt der Verfasser ihnen auch Recht wiederfahren. So sagt er:

„Wir stehen an den Ufern der Isar, deren grüne Fluth sich schäumend zwischen Kiesufern daherwälzt. Es ist ein ächtes Kind der Alpen: klar, smaragdhell, rasch. Ueber ihren südlichen Lauf, dem entgegengewendet wir dahin schreiten, dämmern jene ewigen Berge auf, die auch dem alten Keltenvolke, das einst diesem Flusse den Namen gegeben, in das waldige Land hineinschauten. Isara, die Reißende, schnell Wandelnde, heißt unser Strom in der Sprache des untergegangenen Geschlechts. Er hat noch zwei Namensbrüder in den weiten Gebieten, welche in der Urzeit von keltischen Stämmen bewohnt waren: auch die Isère des südlichen und die Oise des nördlichen Frankreichs hießen Isara.

Es war ein Volk, dessen Sinne der Natur offen waren, dieses Volk der Kelten. Das zeigen die Namen, die sie ihren Bergen, Seen, Flüssen gaben. Von diesen weiß ich noch den

Tanaros, den donnernden, Labara, die geschwätzige, Ilara, die Eilende. Von unserm Volke, das in den Fußtapfen der Flüchtigen und Verjagten vom Norden her in das Land zog, welches wir jetzt unser Vaterland nennen, verstand keiner mehr die Namen, welche sie ihren Wäldern, Gebirgszügen, Strömen gegeben hatten; aber sie hafteten an der wechsellosen Natur. Erst uns, den späten Nachgebornen, blieb es vorbehalten, den Sinn der räthselhaften Sprache aus spärlichen Denkmälern zu deuten."

Auch über viele gut deutsche Ortsnamen erhalten wir Auskunft. So bedeutet Hesselohe, Haselwald. Mit „Hessen" und „Lohe" hat es freilich nichts gemein. Die alte Form ist „Hazzillnoh". Pullach, alte Form „Puochloh" heißt Buchenwald. Auch der Karwendel, von dem die Isar herkommt, hat einen deutschen Namen, der seine Etymologie in der über fast alle indoeuropäischen Völker ausgebreiteten Wurzel kvar, kar findet. Dieses Zeitwort heißt krümmen, biegen. Der Name Tölz tritt erst am Anfange des 13. Jahrhunderts auf. Die älteste Form ist Tolenza. Dies bezeichnet nach Karl Roths Meinung einen Ort, wo Trauben (tolun) wachsen, denn der Weinbau war im Mittelalter bis weit nach Oberbayern hinein verbreitet.

„Diese Ansicht, welche dem Namen Tölz seinen deutschen Ursprung festhält, ist jedenfalls gegründeter als die geradezu willkürliche Hypothese des Professors Sepp, der von „Wenden im Isarthale" spricht und das Wort zu einem slavischen stempeln will.

Nie haben Slaven in Südbayern gewohnt. Ueber das Pusterthal nördlich hinaus ist in der Alpenwelt kein slavischer Stamm gedrungen. Die Slavomanie fehlte gerade noch. Wo hat Professor Sepp solche Behauptungen aufgegriffen? Vielleicht aus dem Cestopis do hornie Italie des verrückten Kollar?

Aus Thatsachen gewiß nicht, denn es gibt keine historische Notiz bei irgend einem Schriftsteller, kein Denkmal, kurzum gar kein sichtbares Zeichen, welches auf das Vorhandengewesensein dieses Volkes hinwiese. — Der andere slavische Ortsname in Oberbayern, der den Professor Sepp zu seinen „Wenden im Isarthal" begeistert, ist die Scharnitz. Dies ist wieder ein ganz gutes deutsches Wort. Die Stammwurzel ist skar, das heißt soviel wie ragen, ausstrecken — die Endung iz, die den wackern Slavisten bethört hat, ist ein echt deutsches Wortbildungssuffix."

Wie der Verfasser das Land und die Menschen schildert, können wir an seiner Beschreibung des hölzernen Dörfchens Graswang, nicht weit von den Quellen der Amper, erkennen. „Alle Wohnstätten dieses Ortes sehen aus wie Alpenhütten. Sie sind aus Stämmen gebaut, und das Wetter hat sie gebräunt. Die Fenster sind ganz klein und aus runden mit Blei umgebenen Glasstückchen zusammengesetzt. Vor den Hütten läuft oben und unten eine Altane, eine Veranda. Große Brunnen plätschern, die Bergwasser rauschen durch die taube Nacht, und die Rinder blöken in den niedrigen Ställen.

Ehrerbietig grüßt uns der Wirth, ein armer Bauer. Seine Knechte betrachten uns neugierig, rücken um das einzige Licht der halbdunkeln Stube zusammen und heißen uns willkommen. Es sind treuherzige Gestalten, in denen kein Falsch ist, Kinder der Stürme und des Wetters sitzen sie da und vergessen ihr hartes Dasein beim Klange ihres Lieblings, der Zither. Der eine von ihnen war heute Morgen vielleicht weit oben auf den schwindelnden Schrofen und ließ einen schweren Stamm mit Gefahr seines armen Lebens weiter herab auf eine Felsrinne gleiten; der andere hat eine erdrückende Last von Salz und Brot auf die höchste Alpe getragen; der dritte ist mit seinem Beil auf dem Rücken aus einer unglaublichen Entfernung vom Flachland hereingekommen, wohin er sein Floß auf der Amper hinabgeführt hatte. Das Morgengrauen lang vor dem ersten Sonnenstrahl ruft sie zu neuen Mühen. Das geht so fort und fort, bis der rohe Sarg sie abholt. Und noch dazu ohne Leichentuch; wir bekommen doch wenigstens ein Leichentuch.

Auch die Civilisation ist vertreten. Dort gähnt ein Herr in der Städterjoppe; es ist ein Geometer. Wo die Gemse im ewigen Nebel um die Kuppe zieht, von welcher der Adler in die lautlosen Schneewüsten schaut, dort wird wieder einmal die Grenze zwischen Bayern und Oesterreich regulirt.

Zwei junge Menschen treten ein. Es sind Hirten, das zeigt ihre wollene Decke und der weitkrempige Hut. Sie haben jetzt ihre Rinder eingepferchi und ruhen aus. Der zitherspielende Sänger begrüßt sie mit dem neckischen Liede:

Gestern seid's zu viere g'wesen
Heut seid's nur mehr zwei —
Die andern sind beim Ochsenstehlen,
Maria steh euch bei!

Dieser Vers ist nicht dem Gebirg entsprungen, denn die Thatsache, auf die er anspielt, gibt es dort nicht. Das ist eine Sitte, die dem edlen Volke, das Niederbayern bewohnt, zukommt. Wenn dieses sie auch nicht, wie weiland die Hellenen, unter die Arbeiten eines Halbgottes rechnet, so hat es doch keinen übermäßigen Abscheu vor ihr. Das schöne Lied ist jedenfalls von einer Floßfahrt heraufgebracht worden."

Vorschule der Völkerkunde und der Bildungsgeschichte von Dr. Lorenz Diefenbach, correspondirendem Mitglied der k. Akademie der Wissenschaften in Berlin ꝛc., Frankfurt a. M., Sauerländers Verlag 1864. XII und 746 S.

Diefenbach hat sich in diesem Werke die Aufgabe gestellt, die Völkerkunde nach ihren mannichfachen Beziehungen in einem großen Gesammtbilde darzustellen. Seine Darstellungsweise wechselt nicht nur nach dem Wesen der einzelnen Bestandtheile, bald in einfacher Federzeichnung die Umrisse und Physiognomien der Gegenstände vorführend, bald die Zeichnung durch Farben belebend, sondern auch nach der größern und geringern Vertrautheit des Verfassers mit dem betreffenden Gebiet. Diefenbach hat eine theologische Laufbahn hinter sich, er ist als einer der größten lebenden Sprach- und Literaturkenner allgemein anerkannt, er ist musikalisch und hat durch eine unermeßliche Belesenheit auf den verschiedensten Gebieten des menschlichen Wissens sich ausgebildet. Aber bei einem Thema von solcher grenzenlosen Ausdehnung geht es über die Kräfte auch des begabtesten und fleißigsten Menschen, dasselbe gleichmäßig zu beherrschen, und es wird sich immer ein Unterschied bemerklich machen zwischen den Fächern, wo Diefenbach selbständig geforscht und gedacht hat, und wo dieß nicht der Fall ist. Indem wir weitere darauf bezügliche Bemerkungen uns auf die Besprechung des Einzelnen versparen, vermögen wir an dieser Stelle eine allgemeine Bemerkung über des Verfassers Weise zu citiren nicht zu unterdrücken. Von den beiden Zwecken der Citate, die Nachweise der vorgebrachten Behauptungen zu geben und das Material zur weiteren Forschung zu gewähren, kann bei der Beschaffenheit des Publikums, welchem Diefenbach entgegentritt, und bei der Nothwendigkeit, mit dem gegebenen Raume zu kargen, nur der zweite hier in Betracht kommen. Aber zur Erreichung dieses Zweckes muß man auch Werke anführen, welche einem größern Leserkreise, bei dem keine Fachstudien, aber Strebsamkeit und Bildung vorausgesetzt werden, auf die Dauer zugänglich sind, und solchen Quellen gehören weder politische Zeitungen an, noch eine ganze Reihe von Zeitschriften,

welche der Verfasser benutzt hat, statt nach Möglichkeit an die ersten Quellen, die Originalwerke, zu gehen.

Wir wenden uns nun zu dem Inhalte des Buches im Einzelnen. Die Einleitung gibt die allgemeine Eintheilung der Völker und der Sprachen in einem Gerippe, dessen natürliche Trockenheit und Farblosigkeit durch eine Anzahl von Beispielen gemildert wird, und welches die volle Aufmerksamkeit des Lesers verlangt, damit er es später bei den sehr mannichfaltigen Gestaltungen des bewegten Lebens nie ganz aus den Augen verliere. Dieses Leben und die Grenzmarken jedes Volksthums zeichnen sich nach folgenden Hauptmerkmalen und Kategorien. Das äußerlichste Merkmal bilden die Namen der Völker, das innerlichste und wichtigste die Sprache, welche nach ihrem Grundwesen und ihren Entwicklungsstufen betrachtet wird.

In den weiteren Untersuchungen über die Volksnatur wird diese zweiseitig (dualistisch) als Leib und Seele aufgefaßt und danach die Physiologie und Psychologie gesondert abgehandelt. Die Physiologie behandelt die körperlichen Hauptmerkmale der Verschiedenheit der Menschennatur, seien sie urangeborne oder durch äußere Einflüsse entstanden. Es werden hier die Rassen mit ihren Arten und Mischungen dargestellt und die darauf bezüglichen wichtigsten Entdeckungen der Neuzeit dargelegt. Bei der Psychologie sind hauptsächlich die Einflüsse besprochen, welche die Wanderungen und die mannigfaltigen Berührungen der Stämme und Völker mit einander auf ihre geistigen Kräfte und auf ihre Bildung üben. Hier schließt sich die Betrachtung des Volkslebens in seinen thatsächlichen Aeußerungen an, welche ebenfalls, soweit sich der Dualismus durchführen läßt, in leibliche und geistige, in mehr äußerliche und mehr innerliche sich scheiden. Erstere sind die der gesammten Lebensweise, welche in hohem Grade von der Natur des Erdstrichs abhängt, nämlich der Nahrung, Tracht und Wohnung; diese umfassen die Anschauungen und Lebensäußerungen, welche wir zum großen Theile mit dem Ausdruck Sitte zu bezeichnen pflegen, also Familie, Gesellschaft, Staat, Religion, Volksklassen. Seite 217 finden wir in diesem Abschnitt eine Stelle, welche die unehelichen Geburten, wenn schon mit einer Einschränkung, als Sittlichkeitsmaßstab und klimatische Einflüsse innerhalb Deutschlands auf das Temperament statuirt. Wir möchten vielmehr diese Frage aus dem Gebiet der Moral und der so höchst dunkeln Temperaments-Lehre rein auf das Gebiet der Volkswirthschaft und der Gesetzgebung verlegen. Die große Mehrzahl der unehelichen Kinder sind aus Verbindungen entsprossen, welche dauernd sind und denen nur staatliche Hindernisse den Charakter der Ehe nicht haben zukommen lassen. Daher in Altbayern, wo die engherzigsten Grundsätze über Eheconsens und Ansässigmachung herrschen, die größte Anzahl der unehelichen Geburten in Deutschland und gleichzeitig die unerhörte statistische Thatsache, daß, während im linksrheinischen Bayern die Mehrheit der Weiber vor 20 Jahre die Ehe schließen, im rechtsrheinischen das Jahrzehnt zwischen 30 bis 40 Jahren die meisten neugeschlossenen Ehen aufzuweisen hat. Eine große Anzahl dieser Ehen, welche so spät eingegangen werden, sind nur der Abschluß längst bestehender, mit Kindern gesegneter Quasi-Ehen. Aehnliche Verhältnisse herrschen in Mecklenburg. Wir führen in dieser Hinsicht die Aeußerung G. F. Kolbs an (Handbuch der vergleichenden Statistik, 3. Aufl., Leipzig 1862. S. 438 Note): „Bei den Geburten unterscheidet die Statistik zwischen ehelichen und unehelichen, — vernünftiger Weise nicht sowohl, um damit das Maß der Sittlichkeit oder Unsittlichkeit der Bevölkerung zu bezeichnen (denn die Masse der unehelichen Geburten ist gewöhnlich das Ergebniß fehlerhafter socialer Zustände, namentlich einer Erschwerung der Ansässigmachung und Verehelichung, z. B. in Folge der Heimatsrechts-, Zunft- und Militärverhältnisse), als vielmehr wegen der im Allgemeinen viel übleren Erziehungsbedingungen und der furchtbar gesteigerten Sterblichkeit der unehelichen Kinder." Sind bisher der Volksnatur und dem Volksleben besondere Abtheilungen eingeräumt, so ist eine dritte der Volksthätigkeit bestimmt, und auch diese zerfällt in eine äußerliche und eine innerliche, wobei jedoch zu bemerken ist, daß sowohl die Ausdrücke Volks-Natur, -Leben und -Thätigkeit, als auch Aeußerlichkeit und Innerlichkeit als frei gewählte Grenzbezeichnungen für Dinge erscheinen, die sich weder in der Wirklichkeit, noch in der Darstellung streng scheiden lassen. Die äußerliche Volksthätigkeit umfaßt namentlich die Lebensweise ganzer Völkerschaften als Jäger, Fischer, Hirten, Landbauer ꝛc., ferner Industrie, Handel und Verkehr. Mit diesem Abschnitt, welcher bis Seite 358 reicht, schließt der streng ethnographische Theil des Buchs, dessen zweite Hälfte die innere Volksthätigkeit, oder mit anderen Worten die Literatur- und Kunstgeschichte behandelt. Diese Hälfte reicht größtentheils über die Grenzen hinaus, welche der „Globus" seinem Wirkungskreis gesetzt hat, wir gehen daher nicht weiter auf seinen Inhalt ein, sondern fassen unser Urtheil über dasselbe dahin zusammen, daß es sich vor den meisten populären Werken, welche die Naturgeschichte des Menschen behandeln, durch die selbständigen Forschungen des Verfassers auf dem Sprachgebiete sehr vortheilhaft von anderen ähnlichen Werken unterscheidet, daß es eine große Fülle von Thatsachen anführt und besonders dadurch ebenfalls sehr anregend wirkt; überall ist das Bestreben sichtbar, den ungeheuern Inhalt auf den möglichst engen Raum zusammenzudrängen. — Die Ausstattung ist eine sehr anständige, der Druck correct. Str.

(Diefenbachs Werk ist ohne Zweifel eine bedeutende Erscheinung in der Literatur der Völkerkunde und in manchen Beziehungen bahnbrechend. Ich werde gelegentlich einige Beiträge zur Charakteristik desselben geben; das Buch verdient eine weite Verbreitung und sollte namentlich von den Lehrern sorgfältig studirt werden. A.)

Aus allen Erdtheilen.

Der Afrikareisende Graf Krockow schreibt an uns aus Kassala vom 16. Nov. 1864: „Ich verließ am 31. Oktober Nachmittags Suakin am Rothen Meere mit einer Karawane von 14 Kameelen und 10 Kameeltreibern vom Volke der Hadendoas, ziemlich faulen und unverschämten Kerlen, die mir viel Aerger machten. Unser Weg führte in süd-südwestlicher Richtung durch eine langsam aufsteigende Ebene. Das Rothe Meer entschwand allmälig unseren Blicken; der Boden war mit Kameeldorn, trocknem Gras, Sand und Gerölle bedeckt, zur Rechten (im Westen) lag das Sekeni-Gebirge. Des Nachts schlief ich, in meine Decken gehüllt, auf bloßer Erde, doch befinde ich mich fortwährend bei bester Gesundheit. Nur meine Haare sind in Folge der klimatischen Einflüsse ziemlich grau geworden. Die Temperatur betrug gewöhnlich in den Mittagsstunden 23 bis 29° R. im Schatten, an zwei Tagen sogar 30 und 31½°, sank aber Nachts auf 19 bis 22°. Zweimal hatten wir eine Temperatur von 16 und 17° R., die auf empfindlich kalt fiel. Am 2. November überraschte uns ein furchtbares

tropisches Gewitter, das fünf bis sechs Stunden anhielt. Der Platzregen goß in Strömen, es donnerte und blitzte gewaltig, und dabei fielen vereinzelte durchsichtige Hagelkörner von der Größe einer Bohne. Wir wurden bis auf die Haut durchnäßt und trockneten uns die Kleider am Leibe. Aber munter ging es am nächsten Tage weiter. Wir gelangten nun in kahle steile Felspartien, die ohne Vorberge schroff aufsteigen. Die Vegetation war sehr ärmlich; kein Baum war sichtbar, nur der Kameeldorn und Akaziensträucher gewährten etwas Abwechslung. Einzeln oder aneinandergereiht bildeten 600 bis 800 Fuß hohe Felsenberge ein breites Thal, auf das später tiefere und feuchte Thäler folgten, die wir am achten Tage der Reise erreichten. Da wächst denn bereits die Dum-Palme, der Antilopenfruchtbaum und die Tamariske, letztere jedoch nur vereinzelt. Ich habe wenig Insekten gefunden und keine einzige Landschnecke, auch war mein Jagdertrag bisher gering, denn Wild war wenig zu sehen, so daß ich nur eine Gazelle und wenig Hasen und Hühner schoß, die wir über Kohlen am Spieß brieten.

Wenn auch der Weg zwischen Suakin und Kassala nicht ganz sicher ist, so ist uns doch kein Unfall passirt. Ich hatte stets meine Gewehre geladen, benutzte sie aber nur einmal, um nächtlicher Weile ein paar unverschämte Hyänen zu verjagen. Aber 28 Stunden vor unserer Ankunft hier wurde von den Barkas eine nach Suakin gehende Karawane überfallen, vier Menschen getödtet und 30 Kameele nebst Waaren geraubt.

Am 15. November Mittags 11 Uhr langten wir nach einer sehr anstrengenden 14tägigen Reise hier wohlbehalten an. Um Kassala sieht Alles sehr traurig aus, es ist seit einem Jahre kein Regen gefallen; außerdem haben die Heuschrecken vor drei Monaten viel Schaden gethan und fast Hungersnoth erzeugt. In Folge dessen ist Alles sehr theuer. Zudem ist die Stimmung unter den Soldaten hier eine sehr schlechte; es kam beinahe zu einer Emeute, da die Truppen nicht gegen die Beni-Amer ausziehen wollten, um dort die Steuern einzutreiben. Die Regierungsbeamten schweben noch in großer Furcht und konnten nur durch gütliche Mittel endlich 400 Mann zum Aufbruch gegen die Beni-Amer vermögen. Die Lage der Europäer ist unter diesen Umständen keine günstige; ich machte heute beim Gouverneur meinen Besuch und überreichte ihm meinen Firman, von dem er Abschrift nahm.

Die Häuser Kassala's sind nur aus Erde und einer Art harten Lehms erbaut. Aus demselben Stoffe bestehen auch die Festungsmauern, die mit kleinen Bastionen und Thürmen besetzt und unseren europäischen Werken nachgeahmt sind. Die Stadt hat drei Thore und einen langen, unregelmäßigen Platz, auf dem einige kleine Bäume stehen. Die Einwohnerzahl beträgt zwischen 15 und 18,000. Alle Nächte heulen die großen gefleckten Hyänen und stören uns am Einschlafen. Der Djebel Kassala ist ein imposanter sehr steiler Gebirgsrücken, dessen kahle abgerundete Gipfel weithin sichtbar sind. Ausflüge in die Umgebung habe ich noch nicht machen können.

Gegen Ende November brechen wir von hier wieder auf und gehen zunächst zur Mission Metamma in Galabat. Ende Decembers und im Januar 1865 gedenken wir am Flusse Setit (Quellfluß des Atbara) uns auf die Jagd zu begeben und unsere Sammlungen zu machen. Vor Mai oder Juni werden wir schwerlich wieder in Dresden eintreffen. —"

Dieser Brief kam uns am 24. Januar zu und hat seinen Weg über Chartum und Alexandrien genommen.

Der Afrikareisende Gerhard Rohlfs. Ueber diesen kühnen Landsmann fehlten seit einiger Zeit Nachrichten. Jetzt schreibt ein in Tripoli wohnender Deutscher, A. G. Wernsing, an die „Allgemeine Zeitung", daß Rohlfs am 29. Dec. 1864 in Tripoli eingetroffen sei. Er war zu Anfang des verflossenen Jahres von Tanger aufgebrochen und hatte den Großen Atlas an seinem höchsten Punkte überstiegen. Von dort drang er in die Wüste und durchstreifte mehrere Oasen, in die vor ihm kaum ein Europäer zu dringen vermochte. So Tuat und Tidikelt, obgleich ihm überall Gefahren drohten, die durch den Aufstand der Eingebornen Algeriens gegen die Franzosen noch vermehrt wurden. Von da aus wollte Rohlfs in den Sudan vordringen; die Unzulänglichkeit seiner Mittel (er besaß nur noch 600 Thlr.) und die Verwirrung in Timbuktu, überhaupt am obern Niger, zwang ihn aber, nach Tripoli zu gehen. Hier bereitet er sich aufs Neue zum Eindringen ins Innere vor.

Tod des Afrikareisenden Dr. Baikie. Das Athenäum vom 14. Januar 1865 bringt die betrübende Kunde von dem Tode des Afrikareisenden Dr. W. B. Baikie, der vor neun Jahren mit dem Dampfschiff Plejade nach dem Niger ging, um dort eine Handelsstation für England anzulegen. Der Dampfer ging in den Stromschnellen des Flusses verloren; Baikie ließ sich hierdurch aber nicht abschrecken und fuhr fort, das Land nach allen Richtungen hin zu erforschen. Im Oktober 1863 sprach er den Wunsch aus, seinen alten Vater, von dem er bereits sieben Jahre entfernt war, wieder einmal zu sehen. Er trat die Heimreise an; aber seine Constitution war durch das ungesunde Klima bereits so untergraben, daß er am 30. November 1864 zu Sierra Leone einem Fieberanfall unterlag. Die zahlreichen Abhandlungen, welche er in den Schriften wissenschaftlicher Gesellschaften erscheinen ließ, zeigen, was er mit geringen Mitteln, einem schrecklichen Klima trotzend, ausführen konnte. Wir geben hier nur diese kurze Notiz, weil wir über Baikie's Wirksamkeit schon oft gesprochen haben. Es wäre sehr wünschenswerth, daß seine verschiedene Arbeiten gesammelt, übersichtlich zusammengestellt und kritisch behandelt würden. Namentlich würden seine Reisen nach Haussa und sein Aufenthalt in Kano gewiß viel Interessantes bringen.

Radde's Reise in Swanetien 1864. Ueber dieselbe theilt die „Zeitschrift für Allgemeine Erdkunde" nach dem „Bulletin des Naturalistes de Moscou 1864. III" Folgendes mit: Das Gebiet der freien Swanen (Swanetien) gehört zu dem interessantesten und dem am wenigsten gekannten des Kaukasus. Das Volk lebt in seinen beiden Hochthälern in unumschränkter Wildheit. Das Leben gilt den Swanen so viel wie gar nichts; die Blutrache ist im höchsten Grade ausgebildet, schon Kinder üben sie aus. Als Vertheidigungspunkte dienen ihnen 50 bis 80 Fuß hohe Raubburgen, aus Schiefer gebaute Thürme, in welche sie sich bei Ueberfällen zurückziehen. Nachdem Radde das obere Swanetien durchzogen hatte, wobei er sich zuweilen den Weg durch Geld erkaufen mußte, gelangte er zum mittlern Lauf des Jngur, in eine wilde Engschlucht mit herrlichen Hochwaldungen. Dann tritt der Fluß in die kolchische Ebene hinaus. Dort wechselt die Waldvegetation. An die Stelle der Riesenfichte (Abies Nordmanniana treten die Buche und ein Ahorn, später die Linde und Unterholz von Ilex und Kirschlorbeer, endlich Buchsbaum und Smilaxarten. Mächtige Trachytdurchbrüche scheiden die Jurakalke im Süden von den Urschiefern im Norden dieser Engschlucht des Jngur. Gemsen und Steinböcke beleben die öden Gebiete des Hochgebirges über der Baumgrenze. Der Uebergang über den Jngur und durch die Engschlucht war für Radde mit großen Schwierigkeiten verknüpft, der Proviant war ihm ausgegangen, und er mußte selbst eine Brücke über den Jngur bauen. Radde hat ein reiches Material für Geographie, Ethnographie und Naturgeschichte der bereisten Gegenden gesammelt. Die botanische Ausbeute besteht in 400 Arten; ein Vocabular von 400 Wörtern und einige Volkslieder der Swanen, sowie landschaftliche Zeichnungen und ethnographische Charakterbilder bilden die weitere Ausbeute.

---

v. H. **Compagnie générale de l'Indo-Chine.** Unter diesem Titel bildet sich eine Gesellschaft, deren Zweck die Gründung einer Colonie in den Königreichen Cambodscha und Laos ist. Weiter bezweckt sie die Ausfuhr aller französischen Produkte in diesen Theil Hinterindiens, den Tauschhandel, die Errichtung von Faktoreien an allen wichtigen Punkten des großen Stromes Mekong und seiner schiffbaren Zuflüsse, die Baumwollenkultur, jene der Seidenraupe, die Ausbeutung der Bergwerke und den Handel mit dem Fischfang im großen See Talé-Sab und anderen Gewässern. Die Compagnie, welche unter der Leitung von Ed. Lefèvre u. Comp. und M. Gelley in Paris steht, beginnt mit einem Capitale von 1,500,000 Francs, und zwar mit dem Fischhandel als dem leichtesten und vortheilhaftesten, da der Centner getrockneter Salzfische im Ganzen höchstens auf 3 Francs 50 Cent. zu stehen kommt, außer Landes aber mit 15 Francs verkauft wird. Die Zeit des Fischfanges dauert vier Monate, und ein Mensch kann täglich einen Centner Fische liefern.

Der Sitz der Gesellschaft wird in Phnom-Penh, 35 Lieues von Saigon entfernt, am Zusammenfluß des Mekong und Udong sein, wo auch jetzt sich eine französische Station befindet, welche unter dem Commando eines Marine-Offiziers steht. Das Königreich Cambodscha hat sich bekanntlich im Juli d. J. unter das Protectorat Frankreichs gestellt (siehe Moniteur vom 8. Juli 1864), welches am 20. August 1864 den jetzigen König krönen ließ. Durch die beständigen Kriege mit den Nachbar-

ländern erschöpft, sind die Bewohner dieses schönen und reichen Landes geneigt, sich einem Centrum anzuschließen, welches den Handel und die Kultur zu heben verstände. Man findet in Cambodscha eine Masse ganz vorzüglicher Färbe-, Zimmer-, Mast- und Harzhölzer, deren Harz sehr geschätzt wird. Unter den Nutzpflanzen nennen wir den Ingwer, Kaffeebaum, Curcuma, Tabak und Hanf; der Maulbeerbaum gedeiht überall im Lande, welches überdies Baumwolle, Indigo, Gummigutt, Gummilak, Cardamom, Bienen- und vegetabilisches Wachs, sowie Seide liefert, die nach dem Geständniß der Chinesen die ihrige noch übertrifft. Schildkrotschalen, Elfenbein und Pelzwerk sind gemein. Die Gebirge enthalten Antimon, Ocker, Aluminium, Alabasterbrüche, Kaolin und vorzüglichen Kalk. In jenen von Battomburg, an der siamesischen Grenze, trifft man auch Gold, Steinkohle und Eisen. Stromaufwärts am Mekong, oberhalb der ersten Cascaden und im Lande der Penongs (Nieder-Laos) sind gleichfalls Gold-, Kupfer-, Steinkohlen- und Eisen-Bergwerke; noch höher oben Platina-, Silber-, Blei- und Zinnminen. Das Königreich Laos ist mit Cambodscha durch seine Natur und Produkte innig verbunden.

Es ist also die Absicht der Compagnie, eine französische Colonie in der weitesten Ausdehnung zu gründen, da ihre Comptoirs sich auf 300 Lieues bis an Birma's Grenzen erstrecken werden, um Saigon zu dem Stapelplatze eines dauernden, durch die Produkte des hinterliegenden Landes gesteigerten Verkehrs zu machen. (— Das Projekt hat einen großartigen Anstrich; es steht aber dahin, welches der Erfolg sein werde. Von Gründung einer Colonie durch weiße Menschen kann in jenen Gegenden schon aus klimatischen Rücksichten gar keine Rede sein. Das ist namentlich durch Bineteau, einen erfahrenen Arzt, überzeugend nachgewiesen worden. A.)

Der letzte Tasmanier. Es sind noch keine zwei Jahre verflossen, seit wir den Lesern des Globus mittheilten (Bd. V, S. 318), daß die Ureingebornen der Insel Vandiemensland oder Tasmania bis auf sieben zusammengeschmolzen seien. Jetzt liegt uns, nach der zu Hobarttown erscheinenden Zeitung Mercury, ein Bericht der Times vor, die von dem letzten Tasmanier erzählt. Unter den Gästen, welche zu einem Feste des Gouverneurs von Hobarttown geladen waren, erschien dieser dunkle Mann, der einzige noch auf Erden wandelnde männliche Sprosse seines Stammes in Begleitung von drei Genossinnen, die aber durch ihr Alter und ihre ganze physische Erscheinung den Gedanken an eine Vermehrung nicht mehr aufkommen lassen. Seitdem jene Eingebornen mit der „Civilisation" der Weißen in Berührung gekommen sind, schritten sie rückwärts an Zahl, ohne je Fortschritte in der Kultur machen zu können. Es ist die alte Erfahrung, welche sich stets von Neuem wiederholt, und auf die wir im Globus schon oft hingewiesen haben. Noch im Beginn unsers Jahrhunderts schätzte man die Zahl der Eingebornen Tasmania's auf 4000 bis 5000 Seelen. Ein halbes Jahrhundert hat genügt, sie gänzlich vom Erdboden zu verwischen. Es waren harmlose Menschen, die aber von dem Uebermuthe der Weißen (Tasmanien oder Vandiemensland war Verbrechercolonie) viel zu leiden hatten. Im Jahre 1810 sah der Gouverneur Collins sich schon zum Erlaß eines Befehls gezwungen, zufolge dessen Jedermann streng nach dem Gesetze bestraft werde, welcher grundlos auf einen Eingebornen feuere oder ihn kalten Blutes ermorde. Einige Peitschenhiebe genügten aber für die Weißen, wenn sie einem Farbigen Nasen und Ohren abgeschnitten hatten oder den kleinen Finger abhackten, um ihn als Pfeifenstopfer zu benutzen. Unter Collins Nachfolger, Gouverneur Darey, standen im Jahre 1815 alle diese Scheußlichkeiten wieder in der besten Blüthe; man stahl den Eingebornen ihre Kinder und schändete die Frauen. Unter Gouverneur Arthur verschlimmerten sich die Zustände noch mehr, und die Harmlosigkeit der Farbigen verwandelte sich in ein grimmiges Rachegefühl gegen die „civilisirten" Europäer. Mit 5000 Soldaten rückte Arthur gegen etwa 2000 Wilde an. Die weißen Krieger desertirten aber massenhaft, und als Resultat des pomphaft unternommenen Feldzuges ergab sich die Gefangennahme von zwei Wilden und die Verwundung eines Weißen. Dann brachte man die Tasmanier in den Jahren 1835 bis 1845 in einzelnen Schaaren auf die Flinders Insel. Die Schwarzen aber, von Natur den Wanderzügen ergeben, konnten auf dem kleinen Eilande ihrem alten Hange nicht nachgehen. Sie haben dort ihr Grab gefunden und sind nun von der Erde verschwunden. Man fand sie als Wilde, sie lebten als solche und sind nun auch so gestorben. Europa's „Civilisation" aber war es, die ihnen das Ende brachte; sie war auch hier, wie in so manchen anderen Gegenden der Erde, die wahre — Menschenfresserin.

Aus Palästina. Wir haben früher mehrmals der Expedition erwähnt, welche der Herzog von Luynes nach dem Gelobten Land unternommen hat. Jetzt werden einige Ergebnisse ihrer Forschungen bekannt. Den sorgfältig angestellten Höhenmessungen zufolge liegt Jerusalem 1170 Meter (3604 Fuß 10⅓ Zoll) über der Fläche des Todten Meeres; das seinerseits, eine tiefe Depression bildend, 392 Meter (1206 Fuß 9 Zoll) unter dem Spiegel des Mittelländischen Meeres liegt. Der in das Todte Meer fließende Jordan hat zwei Quellen; jene von Tell el Kady entspringt 185 Meter (569½ Fuß) und die von Banias 383 Meter (1179 Fuß) über dem Mittelmeer; der See von Tiberias liegt 189 Meter unter dem Mittelmeer und 203 Meter über dem Todten Meere.

Ein englischer Lord als indischer Götze. Es kommt durchaus nicht selten vor, daß in Indien Menschen zu Göttern erhoben werden. Wir haben (Globus I, S. 222) erzählt, daß der General Nicholson, der längere Zeit im Pendschab ein zugleich starkes, gerechtes und mildes Regiment über die Eingebornen geführt hatte, in der Stadt Harripur als Guru (heiliger Gott) Nikolsein angebetet wurde. Man dichtete ihm zu Ehre und Preis geistliche Lieder, welche in einem besondern Tempel gesungen wurden, und als Nicholson während des großen Sipahiaufstandes, 1857, im Kampf erschossen wurde, wollten seine Verehrer gar nicht glauben, daß er todt sei.

Jetzt berichtet die „Homeward Mail" einen ähnlichen Vorgang. Im Gebiete der Präsidentschaft Bombay liegt, unter 16° 42′ n. Br., Kolapur, Hauptstadt eines Schutzstaates, der im Norden von Sattara begrenzt wird, und an dessen Ostgrenze der Kistnastrom fließt; ein Theil liegt im Tieflande des Dekkan, ein anderer in und an dem Gatesgebirge. Die Bewohner sind zumeist Maharatten und sogenannte Ramosi. Die Hauptstadt nun hat nicht weniger als 252 Heidentempel und ein christliches Bethaus. Im Stadthause ist eine Statue des Lord Cornwallis errichtet worden, die mit eben so großer Inbrunst verehrt wird wie Gott Brahma oder Siwa. Namentlich bezeigen die Frauen ihm große Andacht, und im Durchschnitt werden täglich 15 bis 20 Kokosnüsse als Opfergaben vor dem neuen Gotte zerschlagen. Dieser Lord-Cornwallis-Kultus ist so allgemein und so beliebt, daß selbst die Mohammedaner sich an demselben betheiligen.

Kapitän Melville im buddhistischen Kloster Hissin. Dasselbe liegt in Kleintibet, und Melville begab sich aus der Hauptstadt Leh dorthin. Er gab dem Abte des Lamaklosters Geschenke, befreundete sich mit den Mönchen und durfte allen ihren religiösen Festlichkeiten beiwohnen. Er erinnerte sich an die Thorheiten bei den christlichen Festen in Schottland, welche Walter Scott in seinem „Kloster" so anschaulich dargestellt hat. Die Mönche in Hissin hatten sich z. B. als Drachen verkleidet, trugen bei dieser geistlichen Maskerade Kleider aus chinesischen Seidenstoffen, Larven aus Papiermaché, und drei Augen, von denen sich eins vor der Stirn befand. Auch führten sie Todtentänze auf; sie erschienen als Gerippe und klapperten, vermittelst mechanischer Vorrichtungen, mit den knöchernen Kinnbacken. Ueber den Ursprung dieser Ceremonien wußten die Mönche nichts.

Volksschulen in Paris. Nach den neuesten Berichten des Unterrichtsministeriums gibt es in Paris 109 Knabenschulen, die von 28,000 Zöglingen besucht werden. 46 von diesen Instituten, also beinahe die Hälfte, stehen unter der Leitung religiöser Gesellschaften. Von den 111 Mädchenschulen werden 54 von Schwestern geistlicher Orden dirigirt. Besucht sind sie von 27,000 Mädchen. Hierzu kommen noch 84 Kinderbewahranstalten, in denen 15,000 Kinder den ersten Unterricht empfangen. Der Kostenanschlag für diese Schulen beträgt eine Mill. Francs. Sehr bemerkenswerth ist der bedeutende Einfluß religiöser Genossenschaften.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Die Religionen in China.

Gleichgültiges Verhalten des Volkes. — Die drei Landesreligionen. — Die Lehren des Lao tse. Doktoren der Vernunft. — Die Pagode zu Fakua. — Confucius und dessen Moralphilosophie. — Der Buddhismus; seine vier Grundlehren und zehn Gebote. — Der Reformator Tsong Kaba und dessen Neuerungen im Kultus. — Kloster der Tausend Lamas. — Lamas und Bonzen. — Die Himmelspagode in Peking. — Ein Besuch im Bonzenkloster zu Ho kien. — Büßer und Gräber.

Alle Reisenden und Missionäre, welche das Leben und Treiben der Chinesen gründlich beobachtet haben, stimmen darin überein, daß sich die Bewohner des Blumenreiches der Mitte in Bezug auf religiöse Dinge so gleichgültig verhalten wie kaum ein anderes Volk der Welt. Der Chinese, sagen sie, gehe so völlig in irdischen Angelegenheiten auf, daß sein ganzes Wesen und Sein einen materialistischen Anstrich bekomme; er denke nur an Gelderwerb und Sinnenfreude. Um Seele, Gott, Unsterblichkeit kümmere er sich gar nicht; oder wenn er es etwa thue, so sei ihm das nicht mehr, als ob er eine Tasse Thee trinke oder eine Pfeife Tabak rauche.

Abbé Huc erzählt einen Vorgang, der allerdings sehr bezeichnend ist. Er unterhielt längere Zeit genauen Verkehr mit einem chinesischen Gelehrten, den er zu bekehren gedachte; er las mit ihm viele christliche Bücher und erörterte die Lehrsätze. Als er dann zur Taufe drängte, sprach der Chinese: „Heute wollen wir über vernünftige Dinge reden. Es ist für den Menschen gar nicht gut, übertriebene Besorgniß zu hegen. Deine Religion, mein Freund, ist ganz hübsch und recht erhaben, sie lehrt mit Klarheit und Methode Alles, was zu wissen dem Menschen ersprießlich ist. Aber wozu soll man sich das Leben mit Sorgen verkümmern? Schon unser Körper nimmt uns sehr in Anspruch; er will bekleidet, genährt und vor Wind und Wetter geschützt sein; er hat allerlei Gebrechen und Krankheiten. Gesundheit ist das höchste Gut; also müssen wir dem Körper die größte Sorgfalt zuwenden und dürfen ihn keinen Augenblick außer Acht lassen. Weshalb sollen wir uns nun auch obendrein mit einer Seele befassen, die wir gar nicht sehen? Das Leben ist kurz und besteht aus einer Reihenfolge schwieriger und wichtiger Dinge; unser Geist und Herz reichen kaum für die Ansprüche aus, welche das gegenwärtige Leben an uns macht; wozu könnte es nun nütze sein, sich auch wegen eines zukünftigen Lebens abzuquälen? Ein Reisender kann gleichzeitig nicht auf zwei Straßen gehen, seine Füße nicht auf zwei Nachen setzen, sonst schlägt er um und fällt ins Wasser. Die Klugheit gebietet, daß man sich nicht um zu Vielerlei bekümmere."

Eine Gebetmühle. (Nach einer Zeichnung von Mettais.)

Diese Ansichten sind durch und durch chinesisch und können zeigen, daß jenes Volk von Religion und religiösem Leben ganz andere Begriffe und Vorstellungen hat als der Christ oder Mohammedaner. Bei ihm beziehen sie sich vorzugsweise auf alte Bräuche, äußere Gewohnheiten und Formeln und moralphilosophische Vorschriften. Der Chinese ist duldsam, er kennt keinen Sektenhaß, keine religiösen Verfolgungen, keine Staatsreligion, und die Regierung duldet jeden Kultus, der ihr nicht staatsgefährlich erscheint. Auch dem Christenthum legte sie erst Hindernisse in den Weg, als sie sah, wie sehr die Engländer in Ostindien erobernd um sich griffen und Frankreich sich zur Schutzmacht aller Katholiken in Asien aufwarf. Die Christen erschienen ihr als ein störendes und eintretenden Falls gefährliches Element in

politischen Dingen; gegen die religiösen Lehren und Begriffe derselben hat sie niemals eine Einwendung gemacht.

Die paar hundert Millionen Chinesen, mit Ausnahme der verhältnißmäßig geringen Zahl von Mohammedanern und Christen, bekennen sich zu einer der drei Landesreligionen. Unter denselben gilt die des Lao tse für diejenige, welche am meisten von der alten Urreligion des Landes bewahrt habe. Der Stifter Lao tse war ein Zeitgenosse des Confucius und wurde von diesem großen Philosophen seines erhabenen Geistes wegen angestaunt und bewundert. Er war „ein Moralist von gesundem Urtheil, ein beredter Theolog und subtiler Metaphysiker; sein Styl erinnert an Plato, und oft entwickelt er Begriffe fast mit denselben Ausdrücken, deren der griechische Weise sich bedient. Vom höchsten Wesen spricht er in folgender Weise: — „Vor dem Chaos, das früher war als Himmel und Erde, gab es ein einziges Wesen, unermeßlich und schweigsam, unbeweglich und doch in unaufhörlicher Thätigkeit. Das ist die Mutter des Weltalls. Seinen Namen weiß ich nicht, aber ich bezeichne dieses Wesen mit dem Worte Vernunft. Der Mensch hat sein Musterbild an der Erde, diese das ihrige am Himmel, der Himmel das seinige an der Vernunft, die Vernunft das ihrige an ihr selber. — Die Vollkommenheit besteht darin, daß man ohne Leidenschaften ist, damit man um so besser zur Betrachtung der Harmonie des Alls befähigt sei."

Abel Remusat, welcher sich eingehend mit dem Studium der Lehre dieses weisen Mannes beschäftigt hat, hebt folgende Stelle hervor: —

„Wer sich mit Lorbeeren schmückt, liebt Blut und verdient ausgelöscht zu werden aus dem Andenken der Menschen. Die Alten sagten, den Siegern müsse man Leichenfeierlichkeiten veranstalten, sie mit Thränen und Wehklagen empfangen, zur Erinnerung an die Menschenmorde, welche sie begangen haben. Die Denkmäler, welche man für erfochtene Siege errichtet, sollten mit Gräbern umgeben sein."

Erste Ursache aller Dinge ist die „Vernunft", ein unerschaffenes, unvergängliches Wesen, das Urbild des Alls, das sein Urbild, wie schon gesagt, nur an sich selber hat. Die menschlichen Seelen sind dem Lao tse, wie dem Pythagoras, Ausströmungen der ätherischen Substanz, welche beim Tode des Menschen sich mit der letztern wieder vereinen. Aber das Böse kann nicht in den Schooß der allgemeinen Seele zurückkehren. Die Grundursache der Dinge bezeichnet der chinesische Weise, gleich dem Pythagoras, mit Zahlen. Die Kette der Wesen knüpft er an das Eins, dann an Zwei, dann an Drei; diese haben alle Dinge gemacht; ein dreieiniges Wesen hat das Universum geschaffen. —

Religionen unterliegen im Fortgange der Jahrhunderte und Jahrtausende manchen Wandlungen und zumeist auch Ausartungen. So ist auch aus den Lehren des Tao tse durch die „Doktoren der Vernunft", die Tao sse, ein wahres Gewirr von Unsinn gemacht worden. Sie machen sich viel zu schaffen mit Geistern und Dämonen; die Priester und Priesterinnen führen ein eheloses Leben, geben sich mit Magie, Sterndeuterei und Nekromantie ab, sind Phantasten, welche den Trank der Unsterblichkeit suchen und auf Mittel sinnen, in den Himmel aufzufliegen und was dergleichen mehr ist. Sie sind in China zum allgemeinen Gespötte geworden.

Die Doktoren der Vernunft haben viele Pagoden; einer dieser Tempel, der von Fa kua, liegt in der Nähe von Peking auf einer Insel. In den großen Sälen sind zahllose Götter und Genien angebracht, alle aus Holz geschnitzt, von monströser Gestalt und bemalt; in den Seitengängen stehen Figuren von Helden und canonisirten Heiligen, und in der Mitte des Gebäudes erheben sich fünf gigantische Gestalten. Die mittlere sitzt auf einem Polster, hat Brust und Bauch entblößt und stellt den Gott vor, welcher die Menschheit erlösen soll; die vier anderen sind Götter zweiten Ranges. Der Leib des einen ist von einer Schlange umwunden, der zweite trägt einen Papierschirm, auf dessen Spitze papierne Wolken angebracht sind; der dritte hat ein höchst grimmiges Antlitz und schwenkt einen gewaltigen zweischneidigen Säbel und der vierte — spielt auf einer Mandoline!

Büßer in einem buddhistischen Kloster. (Nach einer Zeichnung von Mettais.)

Dieser Tempel wird von 15 Priestern bedient, zerlumpten Leuten, die ihr Haupthaar nicht völlig abgeschoren haben, wie die buddhistischen Bonzen, sondern auf dem Scheitel einen Büschel stehen lassen. Durch diesen stecken sie eine Nadel, und das ist ihr Abzeichen. Treves, welcher diesen Tempel besuchte, schildert diese Doktoren der Vernunft als armselige Gesellen, um die Niemand sich bekümmere. Dann und wann erscheinen jedoch Leute, die sich etwas wahrsagen lassen und Räucherstäbchen vor den Götzenbildern verbrennen. Natürlich fällt allemal eine Gabe ab, denn umsonst ist bei den Priestern Nichts. Der arbeitsame Chinese sieht in ihnen verächtliche Faullenzer, Drohnen im Bienenkorbe.

Die respektabeln Leute im Lande bekennen sich zur Lehre des Confucius (geboren 551 vor Christo), welche weder Götzenbilder noch Priester hat, und mit der Jedermann es nach Belieben halten kann. Die Mandarinen haben ihr eine Art vom äußerm Kultus gegeben, z. B. jenen der Vor-

fahren, der Gestirne, der Geister Himmels und der Erden; sie machen sich aber aus diesen officiellen Dingen wenig und spötteln über Horoskope, glückliche und unglückliche Tage, Looswerfen und über den astrologischen Inhalt des kaiserlichen Staatskalenders.

Man kann die Lehre des Confucius mehr als eine Moralphilosophie denn als eine Religion betrachten. Zu Grunde liegt ihr ein philosophischer Pantheismus; Confucius selbst scheint aber die Annahme eines vergeltenden und allmächtigen Gottes nicht ausgeschlossen zu haben. Er schärft vor Allem Gerechtigkeit ein, Bruderliebe, Ehrfurcht vor den Aeltern. Die Anhänger der Lehre kümmern sich wenig um Ursprung, Schöpfung und Ende der Welt, ziehen aus den von Confucius aufgestellten Principien und Lehren praktische Folgen, eignen sich aus den Moralvorschriften den politischen Theil und das an, was sie eben gebrauchen können, und halten sich an das Positive; alles Speculative liegt ihnen fern. Es ist gewiß nicht unrichtig, wenn man sagt, daß diese „Religion" vielmehr ein Stück Civilisation sei, eine Vorschriftslehre für die Kunst in Frieden zu leben, zu befehlen und zu gehorchen. Deswegen empfiehlt sie sich vorzugsweise den Beamten und den Gelehrten, welche in den Staatsdienst treten wollen. Der Kaiser ist gewissermaßen Patriarch dieser Lehre, und der Staat hat, als bürgerliche Einrichtung, Verehrung für die Genien des Himmels, der Erde, der Gestirne, Gebirge, Flüsse und die Seelen der Vorfahren. Eine Tafel mit der Namensschrift des Confucius steht in allen Schulen, vor ihr verneigen sich Lehrer und Schüler; sein Bild hängt in den Akademien und überall, wo die Gelehrten sich versammeln und wo Prüfungen abgehalten werden. Die jetzt noch in nicht geringer Zahl vorhandenen Abkömmlinge des Confucius bilden den einzigen Erbadel, welchen China kennt, und ihr Stammbaum ist ohne Zweifel der älteste in der Welt.

Weihrauch opfernder Bonze in einem buddhistischen Kloster.
(Nach einer Zeichnung von Mettais.)

Confucius hat Tempel in allen Städten; die Hauptpagode in Peking liegt im Norden der Stadt. Sie ist sehr geräumig, die Decken der Säle sind mit Farben und Gold verziert. Ueberall hängen Tafeln, auf denen mit goldenen Schriftzeichen die wichtigsten Lehren der großen Weisen stehen. Die allergrößte Tafel ist auf ein Untergestell gesetzt worden und hat als Inschrift die Worte: „Dem hochheiligen Lehrer Confucius." Uebrigens haben sich auch in diesem Tempel allerlei abergläubige Bräuche eingeschlichen, welche der Lehre selber vollkommen fremd sind. Denn es kommen Leute, um Opfer darzubringen, z. B. Seidenzeug, Töpfe mit Reis und allerlei Früchte, welche dann den Dienern zugute kommen, die den Tempel fegen, die Lichter anzünden und die Tafeln abstäuben. Diese Tempeldiener spielen eine Art von Priestern.

Die meisten Anhänger zählt die Religion des Buddha, chinesisch Fo, welche in der Mitte des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung von den Kaisern der Han-Dynastie zugelassen und anerkannt wurde. Das Wort Buddha bedeutet das Wesen, welches Alles geschaffen hat, die Allmacht, Gott; doch überträgt man die Bezeichnung auch auf die, welche durch Beschaulichkeit und Heiligkeit dahin trachten, sich bis zu Buddha zu erheben. Der Religionsstifter Buddha gilt für eine Fleischwerdung Gottes, einen Gottmenschen, der auf die Erde kam, um die Menschen zu erlösen. Er verkündete in seinem Vaterland Indien vier Grundlehren: 1) die auf unerschütterlicher Grundlage beruhende Kraft des Mitleids. 2) Fernhalten von aller Grausamkeit. 3) Grenzenlose Barmherzigkeit gegen alle Creatur. 4) Unbeugsames Gewissen im Gesetze.

Außerdem verkündet er zehn Gebote: Nicht tödten; nicht stehlen; keusch sein; kein falsches Zeugniß geben; nicht lügen; nicht schwören; alle unreinen Worte vermeiden; uneigennützig sein; keine Rache nehmen; nicht abergläubig sein. Diese Gebote, sagte er, seien ihm offenbart worden, nach den vier großen Prüfungen, welche er bestanden, als er sich dem Zustande der Heiligkeit widmete. Als Bekehrungsmittel hatte er Lehre und Wunder, letztere in sehr großer Menge.

Der Buddhismus trägt den Charakter der Milde, er will Gleichheit und Brüderlichkeit für alle Menschen; der Buddhist soll Tugend üben und nach Vollkommenheit trachten, nicht um sich persönlich allein zu erheben, sondern um auch andere Menschen der Segnungen und Wohlthaten theilhaftig zu machen. Buddha hat gesagt: „Mein Gesetz ist ein Gesetz der Gnade für Alle." Er läßt Jeden ohne Unterschied der Kaste zu priesterlichen und staatlichen Aemtern hier auf Erden und zu Belohnungen im künftigen Leben zu. Wegen dieser subversiven Lehren wurden die Buddhisten von den Brahmanen befehdet und nach einem 1000jährigen Kampf aus Indien vertrieben. Aber sie verbreiteten sich über Tibet und die Mongolei, über Ceylon, ganz Hinterindien, China und Japan und zählen mehr Anhänger als irgend eine andere Religion, weit über 300 Millionen Seelen!

Gegen Ende des Mittelalters, im 15. Jahrhundert, trat unter den Buddhisten ein großer Reformator auf,

Tsong Kaba (geboren im Jahre der feurigen Henne, d. h. 1357, gestorben 1419) in dem mongolischen Land Amdo; er verbesserte die Liturgie und entwarf in seinem Cam rein tsien bo, d. h. „der stufenweise zur Vervollkommnung führende Weg", einen neuen Inbegriff der buddhistischen Lehre. Seine Neuerungen haben Vieles mit den Gebräuchen der katholischen Kirche überein: den Krummstab, die Bischofsmütze, das Meßgewand, den Chormantel, zwei Chöre mit Wechselgesang, Teufelsaustreibung, das Rauchfaß mit fünf Ketten, Segnungen mit der Hand, den Rosenkranz, die Ehelosigkeit der Geistlichen, geistliche Uebungen in Zurückgezogenheit, Heiligenverehrung, Fasten, Processionen, Litaneien und Weihwasser.

Als Tsong Kaba starb, kehrte seine Seele in den Himmel der irdischen Verzückungen zurück; sein Leib aber ruht im Kloster Kaldan. Die Mönche behaupten, er sei nicht verwest und schwebe, durch ein Wunder, frei in der Luft; den Boden berühre er niemals.

Der Himmelstempel in Peking. (Nach einer Zeichnung von Théroud.)

Tsong Kaba's Reform hat sich über alle Länder zwischen dem Himalaya, der russischen Grenze und der chinesischen Mauer ausgedehnt und gilt auch in einigen chinesischen Provinzen des Westens. China, Japan und Hinterindien

Buddhaverehrung im Kloster der tausend Zimmer zu Peking. (Nach einer Zeichnung von Saunier.)

sind dem alten Kultus treu geblieben, und hier haben die Bonzen und Talapoinen sich zu keinen Neuerungen verstanden. Sie tragen in China das graue Kleid und die rothe Mütze. Die Priester des reformirten Kultus dagegen, die Lamas, tragen gelbe Kleider. Bonzen und Lamas betrachten sich übrigens als Angehörige einer und derselben Familie und leben in Eintracht. Sie haben aber ihre besonderen Tempel und besonderen Gebräuche. Tibet ist der Hauptsitz des Lamaismus, dessen eifrige Anhänger auch die Mongolen und Mandschu sind. Diese haben in Peking mehrere Tempel und das weitberühmte Kloster der tausend Lamas.

Diesem hat Frau von Bourboulon, Gemahlin des französischen Gesandten, 1861 einen Besuch abgestattet. Gleich beim Eintritte, sagt sie, fällt uns die große Menge von Bildern auf. Da sieht man Tiger, Löwen und Elephanten auf Granitblöcken; auch die großen Rampen an den Treppen sind mit unzähligen seltsamen Figuren geziert, namentlich Drachen, Chimären, Einhörnern und anderen Fabelthieren. Zur Ehrenpforte führt eine breite Treppe hindurch; man gelangt auf einen großen Perron und hat nun einen Blick auf den Tempel, der aus Holz gebaut und mit Lack überzogen ist. Das Innere erhält ein mattes Licht durch Papierfenster. Balken, Getäfel und alles Andere hat künstliche Schnitzereien, ein unbeschreibliches Durcheinander von Blättern, Früchten, Blumen, dürren Zweigen, Schmetterlingen, Vögeln und Schlangen, und dazwischen an manchen Stellen irgend ein Ungeheuer mit einem Menschenkopfe, weitem Rachen und spitzen, langen Zähnen.

Wir traten ins innere Heiligthum ein, wo ein geheimnißvolles Dunkel uns umgab, denn die Papiervorhänge dämpfen das Licht noch weit mehr als unsere gemalten Kirchenfenster. Die religiösen Feierlichkeiten hatten eben ihren Anfang genommen, und ich hatte einen wahrhaft großartigen Anblick. Uns gegenüber, im Hintergrunde des Tempels, erhob sich in majestätischer Ruhe das Bild der buddhistischen Dreieinigkeit, von einer Menge untergeordneter Götter und Genien umgeben. Diese Kolossalstatue Buddha's, 70 Fuß hoch, ist von Holz und vergoldet, das Gesicht schön und regelmäßig; dasselbe erinnert, wenn man von den unverhältnißmäßig langen Ohren absieht, entschieden an den kaukasischen Typus. Die mongolischen Lamas, welchen dieser Tempel gehört, haben die religiösen Ueberlieferungen weit besser bewahrt als die chinesischen Bonzen.

Vor dem Bilde des Buddha stehen auf einem niedrigen Gerüst verschiedene Räuchergefäße und Leuchter aus vergoldeter Bronze. Das Innere des Tempels ist mit Schnitzwerken und Gemälden verziert, welche Scenen aus dem Leben Buddha's und die Seelenwanderungen seiner berühmtesten Schüler darstellen. In den Seitennischen stehen die Statuen untergeordneter Götter; auf den Stufen brennen in kupfernen Gefäßen Rauchopfer, und das Haupt eines jeden Gottes ist mit goldgestickten Seidentüchern bedeckt, an denen mit Inschriften bedruckte Bandstreifen herabhängen; Laternen aus Papier oder gepreßtem Horn fehlen nicht.

Der Oberpriester, Großlama, sitzt dem Altar gegenüber auf einem vergoldeten Stuhle, und seine Kleidertracht gemahnt an die eines katholischen Bischofs. Er hält in seiner Rechten einen langen Kreuzstab, hat auf dem Haupt eine gelbe Bischofsmütze, und über den Schultern hängt ein von einer Spange zusammengehaltener Chormantel. Die Priester knieen und liegen, meist zu 10, auf Matten, zwischen denen freie Gänge bleiben. Sie tragen eine gelbe Kopfbedeckung, die fast wie ein Helm aussieht, ein gelbes seidenes Gewand mit einem Gürtel von rother Seide und sind barfuß, weil sie, zum Zeichen der Demuth, ihre scharlachrothen Sammetstiefel draußen vor dem Eingange zum Tempel abgelegt haben. Alle haben das Gesicht dem Chor zugewandt und den Platz inne, welcher ihrem Range gebührt.

Plötzlich ertönt der gewaltige Klang des Gong; er mahnt zu Sammlung und Gebet. Der Oberpriester kniet auf das vor ihm liegende Haarkissen hin; die übrigen Lamas werfen sich mit ausgestreckten Armen nieder und beten an. Der Sacristan schellt mit einer Glocke, und die Lamas murmeln leise ihre Gebete, welche sie von kleinen Streifen beschriebenen Seidenpapiers ablesen. Ein zweiter Schlag auf die Kesselpauke deutet an, daß die heiligen Gesänge angestimmt werden sollen, und die Wechselgesänge zweier Chöre beginnen. Auf die gewaltige und ergreifende, aber etwas eintönige Vokalmusik folgt die Instrumentalmusik. Drei Lamas schlagen den Takt; der eine paukt auf eine Trommel, ein zweiter auf ein kupfernes Becken, der dritte hat eine große Ratter oder Schnarre. Zu den Tönen dieser Instrumente kommen noch die von Seemuscheln, Glocken und Gongs, so daß das Ganze eine sehr seltsame Musik, ein geistliches Charivari, bildet. Der Gottesdienst dauerte etwa eine Stunde; die Pausen zwischen der Vokal- und der Instrumentalmusik wurden ausgefüllt durch — Schweigen. Manchmal berührten die Lamas den Fußboden mit der Stirn, während der Großlama seine Arme erhob, um den Segen des Himmels zu erflehen. —

Der Kultus der Lamapriester hat etwas Würdiges und Ernstes; man sieht, daß die Mongolen und Mandschu von religiösen Gefühlen durchdrungen sind und ihre Priester achten, die sich auch anständig und würdig benehmen. Die chinesischen Bonzen dagegen bilden zu allem dem einen schroffen Gegensatz, und das Volk verachtet und verhöhnt sie; sie werden von den Komödianten auf die Bühne gebracht, und man stellt sie in den infamsten Rollen dar. Zumeist führen sie ein sehr armseliges Leben, und ihre Zahl hat in der neuern Zeit beträchtlich abgenommen. Leute aus anständigen Familien werden keine Bonzen, und diese rekrutiren sich in einer eigenthümlichen Weise. Sie kaufen von blutarmen Leuten für wenig Geld einen Knaben, dem sie das Haar abscheeren. Er ist anfangs Laufbursch und Diener, wird von seinem Herrn in geistlichen Dingen unterwiesen, gewöhnt sich an dessen Lebensweise, wird sein Erbe und Nachfolger und verschafft sich später seinerseits Schüler auf dieselbe Weise.

Bonzentempel sind in großer Menge vorhanden, aber selbst die berühmtesten Pagoden sind im Verfall. Das gilt namentlich auch von dem berühmten Himmelstempel in Peking, welchen unsere Abbildung zeigt. Er liegt in einem großen Garten und steht zumeist öde und verlassen da. Die breiten, schnurgeraden Zugänge sind mit Steinen gepflastert und auf beiden Seiten mit marmornen Balkons versehen. Die Bäume stehen in Vierecken, sind alle von einer Größe und gleichmäßig beschnitten; am Boden kann kein Gras, kein Strauch, keine Blume wachsen; er ist mit gelben Ceder- und Fichtennadeln bedeckt. An den alten Stämmen, durch deren Gezweig der Wind pfeift, hämmert der schwarze Specht.

Das Gebäude ist rund und hat zwei Dachaufsätze in der Gestalt chinesischer Hüte, also die Form, welche beim Pagodenbau überhaupt vorwaltet. Aber der Himmelstempel zeichnet sich durch seinen gewaltigen Umfang aus, denn dieser beträgt zwischen 1500 und 1600 Fuß. Die himmelblauen Dachziegel sind wie Schuppen aufgelegt worden; das oberste Dach ist zum großen Theil von einem schwärzlichen Moos überzogen, das untere dagegen nicht so verfallen. Die Scheidemauer, welche sich zwischen den beiden Dächern erhebt, ist mit hellblauen Fayenceplatten bekleidet,

die man mit hellfarbigen Gemälden versehen hat. An den vier Kardinalpunkten, den großen Treppen gegenüber, hängen vier große lackirte Holztafeln mit vergoldeten Schriftzeichen und dem kaiserlichen Drachen. Im untern Theile sind die Fensteröffnungen mit Holzgittern versehen, mit einem prächtigen rothen Lack bemalt und theilweise mit blauem Schmelz überzogen, in welchem überall goldene Sterne schimmern; das Dach besteht aus vergoldetem Kupfer. Das Innere ist wüst und öde, aber kolossale Götterbilder stehen noch, wiewohl von Gewürm angenagt oder schon durchfressen. Das ganze Gebäude hat etwas Plumpes und Schwerfälliges, macht aber in seiner Gesammterscheinung immerhin einen großartigen Eindruck.

Das Volk ist, wie schon bemerkt, ungläubig, aber es macht die überkommenen Bräuche mit, und so kommt es, daß die Bonzentempel manchmal stark besucht werden, allerdings mehr aus Gewohnheit, Neugier und Zeitvertreib denn aus Andacht. Zu manchen Tempeln macht man Vergnügungspartien. Aber in den meisten Pagoden wirft das Geschäft nicht mehr so viel ab, daß die Bonzen gemeinschaftlich und behaglich leben könnten; sie zerstreuen sich daher weit und breit in der Umgegend, suchen Brot und stehen in keinem hierarchischen Verband. Jeder kann sich auf die leichteste Weise von der Welt zum Bonzen machen; er scheert das Haupthaar ab und zieht einen Rock mit weiten Aermeln an; wer nicht länger Bonze sein will, schneidet die weiten Aermel ab und läßt sich wieder einen Zopf wachsen. Im südlichen China besonders giebt es auch Bonzinnen, welche vorzugsweise die Göttin Kuanyin verehren; man sagt diesen Nonnen viele böse Dinge nach. Wie verachtet Bonzen und Nonnen sind, geht schon daraus hervor, daß die Staatsgesetze ihnen verbieten, Vater oder Mutter zu besuchen, ihren Vorfahren Opfer zu bringen oder Trauer um abgeschiedene Verwandte anzulegen; thun sie es dennoch, so bekommen sie 100 Hiebe mit dem Bambusprügel. Alle Bonzen, welche den Taiping-Rebellen in die Hände fielen, wurden von denselben ohne Gnade ermordet.

Uebrigens gibt es noch Pagoden und Bonzenklöster, welche von dem allgemeinen Verfalle noch nicht berührt worden sind. Solch ein Kloster fand Treves in der Stadt Ho kien im Bezirk von Tien tsin. Sie befindet sich am Abhang eines Hügels, auf welchem 25 Pagoden, Tempel und Kioske zerstreut liegen, deren Gesammtheit diese „Bonzerei" bildet. Der Vorsteher nahm den Fremden gastlich auf und lustwandelte mit ihm unter den hundertjährigen Bäumen. Der Garten bildete einen schönen Park, die Wege führten durch Schluchten, an Bächen hin, und zu großen Teichen; an manchen Stellen waren Grotten in den Hügel gehauen, und der Haupttempel stand an einem kleinen See auf einer Anhöhe. Er macht mit seinen Granitsäulen und Marmoreingängen einen sehr vortheilhaften Eindruck; der See ist mit rosenrothen Nymphäen gleichsam überzogen und von vielen Mandarinenenten belebt; im Wasser schimmern Goldfische, und im Gebüsch am Ufer singen und zwitschern die Vögel. Das Ganze bildete eine in hohem Grad anmuthige Landschaft. Der Abt geleitete den Europäer in den Fremdensaal, bewirthete ihn mit Erfrischungen und zeigte ihm dann alle Gebäude; Abends wurde ihm zum Nachtlager ein sauberes Zimmer angewiesen, und am andern Morgen wohnte er dem Gottesdienste bei. Er war überrascht von der Harmonie im Gesange, denn eine solche hatte er nicht erwartet. Unter den 50 Bonzen, welche das Kloster zählte, bemerkte er 15jährige Knaben und 80jährige Greise; er sah, wie man vor den Buddhabildern Räucherstäbchen und Kerzen anzündete. Diese berühmten Räucherstäbchen werden aus Kuhdünger, Wachs und wohlriechenden Harzen verfertigt.

In den Grotten wohnten vereinzelt fünf oder sechs Büßer, die sich von der Außenwelt völlig zurückgezogen hatten und nur noch mit Buddha verkehrten. Sie sind die Heiligen der Klosterbrüderschaft und ziehen manchen Besucher an. Einer dieser Büßer hatte sich an Stirn und Arm vermittelst eiserner Haken im Fleische Ketten befestigt, an denen brennende Lampen hingen. Sie leuchteten zum Besten der Erlösung des Menschengeschlechts. Ein anderer Asket stand mit weitausgebreiteten Beinen und Armen und war mit einer Kette an den Balken der Decke befestigt; diese Stellung wollte er drei volle Monate lang beibehalten. Treves sah sich die beiden frommen Mönche genauer an und bemerkte, daß der eine sich ein Stück fleischfarbiger Haut auf die Stirne geklebt hatte, in welcher der Haken befestigt war; das herabrieselnde Blut wird wohl einer Henne angehört haben. Der andere Büßer mit den ausgespreizten Armen und Beinen hat seine drei Monate nicht ausgehalten, denn am andern Tag erkannte ihn der Reisende unter den Bonzen, welche ihm das Geleit gaben.

In diesem Tempel standen auch mehrere Gebetmühlen. * Sie haben Aehnlichkeit mit einem Haspel oder einer Garnwinde, und auf den an ihnen befestigten Papierstreifen sind die Gebete gedruckt, welche man jeweilig an die himmlische Adresse befördern möchte. Der Fromme dreht am Haspel mit der rechten Hand, während die linke auf dem Herzen ruht. Es reicht hin, daß diese Gebetmühle etwa eine Viertelstunde lang in Bewegung bleibt. Uebrigens gibt es solcher Mühlen vielerlei, und bei manchen ist das fromme Geschäft den Leuten so bequem gemacht, daß sie dabei in aller Gemächlichkeit ihre Pfeife Tabak rauchen können. Manche werden durch Wind oder auch durch Wasser getrieben.

Die Gräber in diesem Bonzenkloster sahen aus wie umgekehrte Pyramiden. Die Leiche eines Bonzen wird in derselben sitzenden Stellung, welche der Mann beim Gebet einzunehmen pflegte, in ein großes Thongefäß gethan; über dieses stülpt man ein zweites längliches Thongefäß als Deckel und vermauert das Ganze bis zur Höhe des letztern.

Die Bonzen sollen bekanntlich keine Speise genießen, die von lebenden Wesen herrührt. Treves war deshalb sehr erstaunt, als auch gebratene Hühner, Schweinebraten, Schöpsragout, Fische und eßbare Schwalbennester auf den Tisch kamen; seine Verwunderung wuchs, als er fand, daß alle diese Fleischgerichte des geschickten Pater Küchenmeisters Werk waren; sie bestanden nämlich aus Erbsen- und Bohnenbrei oder Mehl und waren in Formen geknetet worden.

Selbst die Mönche dieses respektabeln Klosters in Ho kien stehen beim Volk in Mißachtung. Die Kaiser selber haben von Staatswegen das Ihrige gethan, um Religion und Priester gleichmäßig dem Spott und Hohn preiszugeben. Kaiser Kang hi schrieb eine Unterweisung für das Volk, welche sein Sohn und Nachfolger Yung tsching mit Erläuterungen versah; es ist Pflicht der Beamten, sie dem Volke vorzulesen. Die Kaiser dringen auf Beseitigung aller Sekten, die ohne Ausnahme verdammt werden; insbesondere werden die Gebräuche des Buddhismus sehr lächerlich gemacht. Die Chinesen sagen: „Die drei Landesreligionen sind nur eine und alle gleich gut." Es gehört zur guten Erziehung, die Religion des Andern zu loben, denn man hält an dem Grundsatze: „die Religionen sind verschieden, die Vernunft ist nur eine, wir alle sind Brüder."

Ein Besuch bei der Königin von Moheli auf den Comoro-Inseln.

Die Gruppe der Comoren besteht aus vier Eilanden. Diese liegen im nördlichen Theile des Kanals von Mosambik, zwischen der Nordspitze von Madagaskar und der ostafrikanischen Küste zwischen 11 und 13° südlicher Breite, sind vulkanisch und mit Korallenriffen umzogen. Die Hitze wird durch die Seewinde gemäßigt, der Boden ist fruchtbar und liefert Schiffsbauholz, Arekanüsse, Reis, Honig, Wachs, und besonders Zucker. Die beträchtlichste Insel ist Groß-

Dschumbe Suli, Königin der Comoro-Insel Moheli. (Nach einer Zeichnung von Bida.)

Ein Baobab auf Moheli. (Nach einer Zeichnung von Catenacci.)

Comoro; am meisten von Schiffen wird Anjuan (Johanna, Nzuana oder Hinzuan) besucht, weil sie gute Rheden hat; Mayotta ist im Besitz der Franzosen, die sich über die vierte Insel, das kleine Moheli, ein Protektorat anmaßen.

Die gesellschaftlichen Zustände auf diesen Inseln sind von eigenthümlicher Art. Portugiesische Seefahrer, welche im Anfange des 16. Jahrhunderts die Comoren entdeckten, fanden auf denselben eine schwarze Bevölkerung, welche, ihrer Meinung nach, von der afrikanischen „Mutschambaraküste" herübergekommen waren, als bezwungenes Volk, denn den herrschenden Stamm bildeten mohammedanische Araber. Der Sultan von Comoro flüchtete vor den Portugiesen nach Mayotta hinüber und baute dort eine Stadt, von welcher noch einige Ueberreste vorhanden sind. Bald nachher kamen Sekalaven von der Westküste Madagaskars gleichfalls nach Mayotta; ein arabischer Häuptling der Suahelis vom Festlande, Mohammed ben Alissa, eroberte Groß-Comoro, Anjuan und Moheli, heirathete die Tochter des Sultans von Mayotta, wurde auch hier, nach dem Tode seines Schwiegervaters, Gebieter und baute die Ortschaft Schingani.

Bis zum Jahr 1830 wissen wir fast gar nichts über die Geschichte von Mayotta. Um diese Zeit wurden die Howas auf Madagaskar immer mächtiger und brachten die Sekalaven ins Gedränge. Ein Häuptling oder „König" derselben, Andrian Suli, wurde von ihnen vertrieben, aber in Mayotta bot ihm Sultan Amadi gastliche Aufnahme an und — ein seltener Fall — durch seinen Sohn Buanacombe auch die Mitherrschaft. Als Andrian Suli noch nicht auf Mayotta eingetroffen war, wurde Amadi von seinem eigenen Bruder ermordet. Dann aber erschien Andrian Suli, bezwang den Usurpator, und Buanacombe verlieh ihm und den mit ihm gekommenen Sekalaven einen Theil der Insel als Eigenthum. Bald brach jedoch zwischen beiden Theilen in Folge von allerlei Unverträglichkeiten Krieg aus, Buanacombe wurde vertrieben und suchte Schutz auf Moheli bei Ramanateka, welchem er seine Anrechte auf Mayotta abtrat. Dieser erschien dort 1836 und verjagte den König Andrian Suli, der nun seinerseits flüchtete und zwar nach Anjuan zum Sultan Abdallah, mit dessen Beihülfe er dann Krieg gegen Ramanateka führte. Abdallah aber wurde gefangen und starb im Gefängniß Hungers. Sein Sohn Allany wurde mit Beihülfe seines Schwiegervaters Andrian Suli zum Sultan von Anjuan ausgerufen, aber von seinem Oheim Salim befehdet, der auch auf Mayotta eine Revolte gegen Suli anzettelte, die aber ohne Erfolg blieb.

Wir erzählen diese an sich ganz unbedeutenden Einzelnheiten, weil sie recht deutlich zeigen, wie leicht es für die Europäer ist, solche Verwirrungen zu benutzen und Vortheil aus denselben zu ziehen. Im gegebenen Falle thaten das die Franzosen. Im Jahr 1841 kam Lieutenant Jehenne mit dem Schiffe Prevoyante nach Mayotta und fand, daß sie manche Vortheile darbiete; bald folgten andere Fahrzeuge, und am 25. April 1841 schloß der Gegenadmiral de Hell mit Andrian Suli einen Vertrag ab, demgemäß dieser Sultan, gegen eine Jahresrente von 1000 Fünffrankenthaler, die Insel Mayotta an Frankreich abtrat. Drei Prätendenten wurden nacheinander unschädlich, denn Buanacombe starb; Salims Nachfolger, Saïd Hamza, verzichtete auf alle etwaigen Anrechte, und Ramanateka ging auch bald mit Tod ab. Die französische Regierung ratifizirte am 10. Februar 1843 den Abtretungsvertrag und nahm dann in aller Form Besitz von Mayotta. *)

*) Les colonies francaises; Mayotte et dépendances. Revue maritime et coloniale, Paris 1863. VIII. 229 ꝛc.

Moheli (oder Mohilla) liegt südlich von Groß-Comoro, dessen vulkanische Feuersäulen man bei Nachtzeit sehr deutlich bemerken kann. Nach Osten hin liegt, mit einem bläulichen Schleier umhüllt, Anjuan.

Der oben erwähnte Ramanateka hatte zwei Töchter; die eine, Dschumbe Salame, starb sehr jung; die zweite, Dschumbe Suli, wurde seine Nachfolgerin und von den Häuptlingen der Insel als Sultanin anerkannt. Sie gaben aber der noch minderjährigen Prinzessin eine Regentschaft bei, und die junge braune Dame erhielt von einer französischen Gouvernante Abrichtung in der europäischen Civilisation. Sie wurde, sagt Charnay (Le Tour du Monde, Nr. 249. S. 230) mit unseren Sitten und unserer Sprache bekannt, und man durfte auch hoffen, daß sie unsere Religion annehmen werde. Dadurch hätte dann Frankreich eine neue Colonie bekommen, und in der That wäre nichts leichter gewesen als das. Zwei junge Marineoffiziere hatten nicht übel Lust, diese Tochter Ramanateka's zu heirathen; sie war jung, in ihrer Art hübsch, galt auch für intelligent, und die Wahl wäre gewiß ganz leidlich gewesen. Indessen scheiterten diese Projekte, und in Frankreich dachte man nicht weiter an die Prinzessin, welche heranwuchs und der dann die Häuptlinge der Insel einen Gemahl aussuchten. Sie holten aus Sansibar einen Araber von guter Familie und dieser wurde Dschumbe Suli's Mann. Sie bekannte sich nun zur mohammedanischen Religion.

Wir hatten uns, so berichtet Charnay weiter, vorgenommen, der Königin unsere Aufwartung zu machen und ließen uns anmelden. Sie bewohnt einen Palast, dessen Größe mit jener der Insel Moheli in richtigem Verhältnisse steht; nämlich ein kleines Haus von zwei maurisch durchbrochenen Gemächern. Vor dem einen liegt ein Hof, in welchem Kanonen und Flinten aufgestellt sind; dort stand, Gewehr im Arm, die Garnison. Sie bestand aus acht schwarzen, barfüßigen Kriegern, die weiße Hosen und eine rothe englische Jacke trugen; statt der Tschakos hatten sie rothe Bischofsmützen auf dem Kopfe.

Der Prinz-Gemahl war unser Führer und geleitete uns in den ersten, sehr langen und schmalen Saal, der als eine Art von Vorzimmer dient und in welchen auch die Garnison einrückte, während Seine Hoheit uns den hohen Würdenträgern der Krone vorstellte. Mir war es nicht lieb, den Händedruck einiger dieser Herren zu empfangen, die offenbar von Krätze oder Aussatz heimgesucht waren.

Wir nahmen Platz, aber die Unterhaltung war schleppend, obwohl der sehr zungenfertige Dolmetscher sich die größte Mühe gab, sie in lebhaften Gang zu bringen. Die Königin ließ sich noch nicht blicken, weil sie mit ihrem Anzuge beschäftigt war. Endlich erschien ein Kammerherr mit der Nachricht, daß sie uns erwarte. Der Prinz-Gemahl ging voran, wir stiegen vorsichtig eine treppenartige Leiter hinauf und gelangten dann in das Gemach der Königin. Dschumbe Suli saß auf einem Lehnsessel und hatte ein Kissen unter ihren Füßen; hinter dem Stuhle standen eine alte Amme und eine Sklavin. Sie selber war in ein seidenes Gewand von orientalischer Arbeit gehüllt, ließ aber ihre recht hübsche Hand sehen, und durch die Kopf und Gesicht verhüllende Maske strahlten in sanftem melancholischen Glanz ihre schönen schwarzen Augen. Ueberhaupt war die Verhüllung des Gesichts keineswegs vollständig, denn auch Mund und Kinn entzogen sich unseren Blicken nicht.

Dschumbe Suli sieht älter aus als sie ist, und als ich sie bald nachher unverhüllt sah, um eine Zeichnung von ihr zu entwerfen, hielt ich sie für 35 Jahre alt; sie zählt aber erst 28, und schien mir kränklich zu sein. Sie hat zwei sehr hübsche Knaben.

Die Audienz dauerte etwa eine halbe Stunde, und man bewirthete uns mit Erfrischungen, bei denen duftendes Rosenwasser nicht fehlte.

Moheli erschien mir als die hübscheste und grünste unter den Comoro-Inseln; die vielen Kokosbäume geben der Landschaft etwas Anmuthiges, und zwischen diesen Palmen erheben sich, vereinzelt stehend, als Giganten der Pflanzenwelt, gewaltige Baobabs. Das Eiland ist von Fußpfaden durchschlängelt, von den Berghöhen springen klare Bäche herab und verbreiten erquickende Kühle.

Die tatarischen Kolonien in Bulgarien.

Im Jahre 1861 vollzog sich ein merkwürdiges Schauspiel an den Ufern der Donau und an den Gestaden der Krim. Theile großer Volksstämme sah man auf der Wanderung begriffen, hier Bulgaren, dort Tataren ihre Wohnsitze miteinander tauschen. Dieses wechselnde Kehren von Ebbe und Fluth war jedoch nur für unsre Generation eine überraschende Erscheinung, denn im Grunde bildete es blos die Fortsetzung einer Bewegung, die mit ihrem Anfange in das vergangene Jahrhundert zurückreicht.

Unter Kaiserin Elisabeth und deren Nachfolgern begann die große Emigration slavischer, mit ihrem Schicksal unter der türkischen Zwingherrschaft unzufriedener Stämme aus den Ländern der Balkan-Halbinsel nach den neu erworbenen wüsten Grenzgebieten Rußlands am Schwarzen Meer, damals „Neuserbien" genannt. Die in den Jahren 1801 bis 1806 ausgewanderten Bulgaren begründeten in den Gouvernements Taurien und Cherson neue Niederlassungen, und schon 1821 hatte sich die Zahl der bessarabischen Bulgaren, nach zuverlässigen Angaben, auf 38,023 Seelen gehoben. Sie betrug 1850, nach von Köppen, 85,461 Seelen, darunter befanden sich aber über 12,000 Moldauer (Rumänen), einige Kleinrussen, Griechen und Zigeuner. Unter diesen Ansiedlern unterscheidet man die „Crni Bulgari", schwarze Bulgaren, Eingewanderte aus Rumelien, und Türkisch sprechende Bulgaren, „Gagausi" aus der Dobrudscha und dem Süden des Balkan. Im Allgemeinen sind die Bulgaren Bessarabiens wahre Polyglotten. Sie sprechen gewöhnlich außer Bulgarisch und Türkisch auch Rumänisch und Russisch; manchmal auch Griechisch.

Die Tatarencolonie Rabisch in Bulgarien. (Originalzeichnung von F. Kanitz.)

Im Jahre 1861 veranlaßte die türkische Regierung die Ansiedlung der Tataren in den bulgarischen Ländern an der Donau. Um den großen, mit dieser tatarischen Ansiedlung für die christlichen Gemeinden verknüpften Lasten zu entgehen, verließen hingegen etwa 10,000 Bulgaren die Heimat, um ihr Heil an der Küste Tauriens zu suchen. Sie waren dazu bestimmt, Rußland Ersatz für die nach der Türkei auswandernden Krim-Tataren zu bieten.

Im Sommer 1861 verließen die Tataren des schmalen Küstenstriches zwischen der Jaila und dem Pontus ihren fruchtbaren, sanften Seelüften geöffneten Boden, der, im Norden durch einen Gebirgskranz von Balaklava bis Feodosia umsäumt und gegen die rauhen Nordwinde geschützt, mit einem herrlichen Klima gesegnet ist. Sie wollten sich ihren Stammesbrüdern anschließen, die seit langer Zeit, eingeschoben zwischen romanisch-bulgarisch-türkische Elemente, in der Zahl 33,000 Seelen (1850), unter einem von der Pforte abhängigen, erblichen Chan zu Tschetal Orman die Dobrudscha bevölkern. Der schlimme Ruf, der ihnen vorausging, scheint nicht ganz gegründet zu sein. Man findet bei den Tataren der Gebirge nur geringe Spuren unnatürlicher Befriedigung sinnlicher Triebe, die in ihrer großen Verbreitung das Türkenthum geistig und körperlich zu erschöpfen drohen. Der Tatare der Südkrim ist deshalb von weit frischerem, kräftigerem Aussehen als der Türke. Er unterscheidet sich aber auch sehr vortheilhaft durch sein milderes Wesen von den fanatischen Nogaiern Tauriens. Wahrscheinlich ist durch ihre Vermengung mit Griechen und Genuesen der mongolische Typus zum Theil bei ihnen verschwunden. Sie haben oft ganz regelmäßige Gesichter, ohne hervorstehende Backenknochen, ohne geschlitzte schiefstehende Augen und Flachnasen, welche der Steppentatar beinahe immer zeigt. Sie sind von mittlerer Statur, öfter auch darunter und von besonders derbem Knochenbau. Die Gebirgstataren haben im Ganzen weit mehr Aehnlichkeit mit den Türken als die Tataren der Dobrudscha, welche ihren asiatischen Steppentypus vollkommen bewahrten. Beide Zweige sind höchst wahrscheinlich Abkömmlinge der Mongolenhorden, die einst unter dem gefürchteten Batu-Chan die Pontusländer (1240) eroberten und die Russen unterjochten.

Susrat Bai, der von der Pforte mit der Tatarencolonisation beauftragte Commissär, wies den Ankömmlingen die wohlhabendsten christlich-bulgarischen Dörfer zu Wohnsitzen an. Der beste Theil der Ackergründe mußte seinen Schützlingen überlassen, Wohnhäuser und Viehställe sollten ihnen von den Bulgaren ohne Entschädigung gebaut werden. Das kleine Dorf Rabisch am Artscher mußte 80, Kula bei Widin 60 tatarische Häuser herstellen. Die Bevölkerung mancher bulgarischen Gemeinde zog anfänglich die Auswanderung nach der Krim und Serbien solch' ungerechten Zumuthungen vor. Die Auswanderung vergrößerte aber nur die Last für die zurückgebliebenen Familien. Das Dorf Rakoviza, welches F. Kanitz im Sommer 1862 besuchte, mußte bei einer Zahl von 170 bulgarisch-christlichen Familien nicht weniger als 206 tatarische Gehöfte herstellen. Von Florentin, nahe am Timok, entlang der Donau bis Rustschuk hinab vertheilte man die tatarischen Ansiedlungen.

Neben den christlichen Dörfern erhoben sich lange Reihen netter, mit Stroh und Schilf gedeckter Häuser, durch Gartengründe und Holzzäune von einander getrennt. Die Pforte hatte den Colonisten ihrerseits überdies 15 abgabenfreie Jahre und jedem Hause zwei Ackerochsen und eine Kuh zur Milchwirthschaft zugesagt.

Mit nur geringer Habe, ihre halbverschleierten Frauen an der Seite oder mit den kleinsten Kindern auf dem Rücken ihrer mitgebrachten Kameele, zogen die tatarischen Fremdlinge in ihre neuen Sitze ein. Diese gefielen ihnen, wenngleich mancher die rasenbedeckte Veranda des heimatlichen Hauses vermissen mochte, die er in warmer Sommernacht gern zur Schlafstätte benutzt hatte. Aber auch der herrliche gottgesegnete schwarze Humusboden Bulgariens, zum Getreide-, Wein-, Tabak-, Seiden-, Baumwollenbau und zur Obstzucht gleich sehr geeignet, bedeckt mit Hainen von Cypressen und Terebinthen, auf dem neben immergrünen Eichen der Feigen- und Lorbeerbaum gedeihen, fand den vollsten Beifall der Ankömmlinge von den taurischen Gestaden.

Doch selbst der beste Boden muß umgeackert werden — aber womit sollten die Tataren die schönen Felder bearbeiten? Häuser und Ställe hatten ihnen die Bulgaren wohl stellen müssen; aber wer vermochte die säumigen türkischen Regierungsorgane zu drängen, die den Ansiedlern zugesagten Ochsen für den Pflug, die nährende Kuh für das Haus zu stellen?

Nach russischen Berichten sehnen sich die ehemaligen Unterthanen des Czaren wieder nach ihrer alten Heimat. Es soll sie mächtig ziehen nach den Abhängen der Jaila, auf deren Höhen bis zu 3000 Fuß die taurische Fichte, in deren von zahlreichen Wasserläufen durchrieseltem Boden der mit feuerrother Rinde bekleidete Erdbeerbaum und der feurige Krimwein gedeihen, wo Magnolien, Terebinthen, Granaten und Feigen wachsen. (Nach F. Kanitz. Bulgarische Fragmente. Oesterreichische Revue. 1864. VI.)

Cabo Girão und Cama de Lobos auf Madeira.

(Hierzu ein Stahlstich.)

Von Dr. **A. Stübel** in Dresden.

Wenige Gegenden der Erde sind so oft und so ausführlich beschrieben worden, wie Madeira, die kleine Insel im fernen Ocean. Dennoch begrüßt fast Jedermann die Mittheilungen, welche von dort kommen, noch immer mit Interesse. Sei es, daß der Leser selbst auf ermüdender Reise nach einem andern Continente einige Stunden sich dort erfrischte, sei es, daß er, wie so Viele, im längern Aufenthalte einen Nutzen für seine Gesundheit suchte — vielleicht auch fand — oder wissenschaftliche Zwecke verfolgte: immer und immer wieder wird er sich jenes Eiland gern in das Gedächtniß zurückrufen lassen. Aber auch die, welche den Fuß nie darauf setzten, werden durch die Schilderungen großartiger Gebirgsscenerien und einer lieblichen Vegetation, mindestens aber durch die Erzeugnisse des Weinstocks, eine Vorliebe dafür gewonnen haben.

Madeira ist in seiner äußern Erscheinung, in der Configuration seines Bodens, wie alle atlantischen Inseln, höchst wunderbar; d. h. die Gesetze, nach welchen die Berge aufgebaut, scheinen stellenweise gänzlich unerforschbar, und die Kräfte, welche

tiefe Thäler und Kessel aushöhlten, gänzlich zu fehlen oder doch in ihrer Wirkung sehr vermindert zu sein. Wilde Unordnung erblickt der oberflächliche Beschauer, nach Fremdartigem, Absonderlichem suchend, in den grotesken Felsen, die ihn mit Erstaunen erfüllen, während es dem Geologen durch mühsame Untersuchungen gelingt, die vollkommene Symmetrie, welche doch dem Ganzen innewohnt, zu erkennen.

Madeira besteht, gleich den meisten übrigen Gliedern der benachbarten Inselgruppen, aus erloschenen Vulkanen, die sich bei gleichzeitiger Entstehung in ihrer regelmäßigen Ausbildung hemmten, oder bei successiver Thätigkeit gänzlich oder theilweise vernichteten. Noch jetzt sind auf Madeira zwei Haupteruptions-Centra erhalten, welche sich an die Ueberreste der Erzeugnisse früherer Eruptionsperioden innig anschließen, und deren Bergabhänge mit einer Anzahl regelmäßig geformter kleinerer Krater aus späterer Zeit besetzt sind. Das Hochplateau von Paul da Serra ist als das eine Eruptionscentrum anzusehen und wurde durch die allmälige Ausfüllung des Kraterschachtes mit Laven und Schlacken bis zu seinem Rande (circa 4000′) gebildet; der große Curral, ein nahezu 3000′ tiefes Kesselthal, muß als das andere betrachtet werden. An der einen Seite dieses durch die Thätigkeit der Atmosphärilien sehr erweiterten Kraterkessels erhebt sich fast senkrecht bis zu 6000′ aufsteigend der Pico Ruivo, der höchste Berg der Insel. Von diesen Centris, welche gleichsam die Brennpunkte der langgestreckten Insel darstellen, fallen die Tuff- und Lavabänke mit einer Neigung zwischen 12 und 20° nach allen Seiten der Küste zu. Die Dimensionen dieser beiden Hauptvulkane sind schon so bedeutend, daß es nur durch wiederholtes Besteigen ihrer höchsten Gipfel möglich wird, ein deutliches Bild von dem Ganzen zu erlangen und im Geiste zusammen zu ordnen, was zusammen gehört; das gelingt aber um so schwerer, als die Zerstörungen, welche die Niederschläge der Atmosphäre verursachen, sehr beträchtlich sind. Zwischen den tiefen Thälern, die in die Kraterumwallungen eingeschnitten, sind oft nur kleine Ueberreste von jenen stehen geblieben und ragen als zackige Gebirgsgrate empor. Ein solcher Gebirgsgrat, oder hier richtiger Gebirgskamm, zieht sich etwa von der Mitte der Insel nach der Südküste zu und endigt mit einem beinahe 2000′ hohen senkrechten Absturze, dessen Fuß die Wellen des Meeres tosend benagen. Es ist dieses das Cabo Girão (Vorgebirge der Umkehr), welches unsere Abbildung zeigt. Wohl ist es lohnend, den mit der Pinus maritima schwach bestandenen Gipfel dieses Vorgebirges zu ersteigen, um von dort die Aussicht über einen großen Theil der Insel, die sich östlich über die fruchtbaren Höhen von S. Martinho bis nach Funchal und den Palheiro, westlich nach Ponta do Sol erstreckt, zu genießen, doch bei weitem interessanter und lehrreich ist eine Fahrt im Boot, um die Felswand selbst zu betrachten. Vom Meere aus ist der Anblick dieses Vorgebirges noch großartiger, und wir übersehen gleichzeitig seine innere geognostische Beschaffenheit, die hier mit seltener Vollkommenheit der Beobachtung zugänglich gemacht ist. Wir erkennen Schichten sehr verschiedener Dicke, von braunen, rothen und gelben Tuffen, die mit schwarzen Lavabänken abwechselnd in vorherrschend horizontaler Richtung abgelagert sind und von Lavagängen in großer Anzahl mit mannichfaltigen Krümmungen, die jene vielfach verdrückt, verschoben und ausgekeilt haben, durchsetzt werden. Diese, das ganze Schichtensystem wie Adern durchziehenden Gänge sind Felsspalten, die vielleicht schon während der Bildung der Insel oder wenigstens bald darauf durch Erschütterungen und Contractionen der erkaltenden Massen entstanden. Feuerflüssige Gesteine drangen in dieselben ein, um nach dem Erstarren den bröcklichen Tuffen ein für ihre Haltbarkeit unentbehrliches Gerippe zu werden. Es gleicht diese Formation der der Somma am Vesuv, deren geognostischer Bau im Atrio del cavallo für das Auge recht vollkommen aufgeschlossen ist. Unzweifelhaft erstreckte sich der Gebirgszug in vorgeschichtlicher Zeit viel weiter südlich in das Meer, doch wurde der jetzt fehlende Theil von den Fluthen verschlungen. Noch immer branden die Wellen mit großer Heftigkeit gegen die Felsen, aber einleuchtend ist es dennoch, daß diese allein, selbst ungeheure Zeiträume angenommen, so gewaltige Zerstörungen nicht verursachen konnten. Erklärlicher wird diese Erscheinung, wenn man eine Veränderung im Niveau des Meeres damit in Verbindung bringt. Daß aber das Meer in früherer Zeit wirklich höher stand, dafür gibt es nicht nur auf Madeira, sondern auch auf den meisten atlantischen Inseln durch die Ablagerung sedimentärer Schichten in beträchtlichen Höhen, unzweifelhafte Belege. Wir wollen hier nicht entscheiden, ob diese Thatsache durch eine Hebung der Inseln oder vielleicht besser durch ein Zurücktreten des Meeres zu erklären ist. Nicht am Cabo Girão allein, auch an anderen Punkten der Küste treffen wir dergleichen senkrechte Abschnitte, sie übersteigen aber nur selten eine Höhe von 1000 Fuß; überhaupt können schwerzugängliche Ufer, die den Verkehr auf dem Meere zum größten Nachtheile der Bewohner behindern, als ein charakteristisches Merkmal für vulkanische Inseln gelten. Gute Ankerplätze, an denen es in Madeira für größere Schiffe gänzlich fehlt, gehören zu den seltensten Erscheinungen und finden sich nur dann, wenn ganz besondere geologische Verhältnisse ins Spiel kommen.

Das Dorf Cama de Lobos (Wolfslager, der Name bezieht sich auf Seewölfe oder Robben), welches den Vordergrund unsers Bildes einnimmt, erscheint mit seinen blendend weißen Häusern, zwischen denen Bananen, Orangen- und Feigenbäume, auch einzelne Palmen stehen, aus der Ferne recht einladend und nett. Eine andere Ansicht gewinnt man beim Betreten des Ortes selbst. Die Häuser, deren Fensteröffnungen nur mit Läden zu verschließen sind, verlieren bei näherer Betrachtung alles Anziehende, die Straßen sind eng und schmutzig; Kinder, dürftig oder gar nicht bekleidet, umlagern, nach Geld bettelnd, den Fremden. Der größte Theil der Einwohner ernährt sich vom Fischfang, denn Cama de Lobos besitzt einen kleinen Hafen. Aber auch hier bestätigt es sich, was wir so eben sagten, daß nämlich besondere geologische Verhältnisse dazu gehörten, um ihn zu schaffen. — Auf den Abhängen großer Vulkane entstehen fast jederzeit eine Anzahl kleiner Krater, welche die großen wie Vasallen umgeben und sich meist mit einer einmaligen sehr geringen Thätigkeit begnügen. Einige solcher kleinerer Nebenkrater befinden sich in der unmittelbaren Nähe von Cama de Lobos; sie sind mehrere 100 Fuß hoch und aus schwarzen und braunen Tuffen, denen sich etwas weißer Bimsstein beigesellt, aufgebaut. Von ihren Gipfeln haben sie nie Lavaergüsse gemacht, dagegen bilden ihr Fundament Lavaströme, die an höher gelegenen Orten hervorgequollen sich dammartig in das Meer erstrecken; sie sind es, zwischen denen die kleinen Fahrzeuge der Fischer vor den oft mit großer Heftigkeit antobenden Wellen Schutz finden. Diese zusammenhängenden Lavamassen sind jedoch durch die benagende Brandung des Meeres vielfach durchbrochen und stellen so Inseln und Halbinseln dar, an denen eine sehr vollkommene säulenförmige Absonderung des Gesteins, die die Zerstörung begünstigte, zu beobachten ist. Auch die Häuser mehrerer Straßen des Ortes lehnen sich an solche aus fünfseitigen Säulen von der Natur geschaffene Mauern an und tragen dazu bei, das Ganze zu einem sehr malerischen Bilde zu gestalten. An einem kleinen Bergplateau, dicht am Meere, hat der ärmste Theil der Bevölkerung seine dürftigen Hütten aufgeschlagen, oder es sogar vorgezogen, nur Höhlen in den weichen Tuff zu graben, um sie zu bewohnen. Traurig ist der Eindruck, welchen man von hier mitnimmt. Nackte Kinder, müßig herumkauernde Frauen, Schweine, Hunde und Hühner, die bei dem mühsamen Geschäfte, sich ihre Nahrung zu suchen, häufig durch Steinwürfe belästigt werden, beleben den dürren

Boden, von welchem die blendenden Strahlen einer heißen Sonne zurückprallen und der Wind dichte Staubwolken aufwirbelt. Ein Gebirgsbach, der Ribeiro de Vigario, welcher dem Dorfe das nöthige Wasser zuführt und hier in das Meer mündet, hat sich ein tiefes Bett in die säulenförmige Lava gewaschen, doch ist es nur ein kleiner Theil des Wassers, der demselben folgen darf und die kleinen Caseaden speist, weil die Hauptmenge in Kanälen (Levadas) nach kultivirbaren Terrains geleitet wird. Auch zu beiden Seiten des Wassers im Flußbett wird jedes kleine Fleckchen Erde benutzt, um Zucker- und Schilfrohr, Bananen, Ignamen und andere Früchte zu kultiviren. Das Auge, ermüdet von den sterilen Felsen, erfrischt sich bei dem Anblicke der großen saftigen Blätter, an dem üppigen Grün und an manchen zierlichen Blumen, die sich eigenmächtig zwischen die Kulturgewächse drängen. —

Auf den Anhöhen, die hinter Cama de Lobos aufsteigen, wächst ein vortrefflicher Wein, der eigentliche Madeira. Die Traubenkrankheit, welche nicht nur alle Theile dieser Insel stark heimgesucht, sondern sich auch weit südlicher, auf den Inseln am Grünen Vorgebirge gezeigt, hat die Weinberge bald in Zuckerrohr-Plantagen verwandelt, und erst seit zwei Jahren beginnt man wieder der Rebe ihren alten Platz einzuräumen. Die neue Anpflanzung schreitet nur langsam vorwärts, weil der Portugiese die Früchte seiner Bemühungen sofort ernten will, wofür sich der junge Weinstock nicht bereit finden läßt*). — Westlich vom Cabo Girão liegen andere ausgezeichnete Berge, die den Malvasier producirten, jetzt aber dasselbe Schicksal theilen. — In dieser Gegend, unweit des malerisch gelegenen Dorfes Campanario, steht ein sehr großer Kastanienbaum, der insofern besonderes Interesse verdient, als man aus seinem hohen Alter, das er haben muß, den Schluß gezogen hat, daß die edle Kastanie schon vor der Entdeckung der Insel (1419) dort einheimisch war.

Cama de Lobos ist von Funchal, der Hauptstadt, in zwei Stunden zu erreichen, ohne daß man ein gewandter Fußgänger zu sein braucht. Eine schöne Fahrstraße, die einzige, welche das zerrissene Terrain von Madeira anzulegen gestattet, soll beide Orte mit einander verbinden. Jetzt ist sie erst bis zur Ribeira dos Socorridos, ohne besondere Schwierigkeiten verursacht zu haben, geführt; hier wird indessen eine lange Brücke, deren Bau sehr erwünscht wäre, weil der Fluß, welcher das Wasser aus dem großen Curral dem Meere zu leitet, bei den Anschwellungen durch heftige Regengüsse alljährlich seine Opfer unter denjenigen nimmt, die genöthigt sind, das steinige Bett zu durchwaten, die Vollendung sehr verzögern. Schon jetzt ist diese Straße der beliebteste Spaziergang der Bewohner von Funchal und wird besonders bei der eintretenden Kühle des Abends von vielen Reitern belebt; sie ist in der That so herrlich, so schön, daß es wohl wenige in der Welt geben wird, die einen Vergleich mit ihr bestehen können. Bei jeder Biegung, die der Weg macht, indem er genau allen Krümmungen und Steigungen der Küste folgt, ändert sich die Scenerie. Das Meer in seiner immer wechselnden Beleuchtung, die felsige Küste, an der sich das Wasser hochaufspritzend zerstäubt, üppige Plantagen, Pflanzen mit echt südlichem Charakter, kahle Felsen, bewaldete Berge von ansehnlicher Höhe und endlich die Bucht von Funchal mit ihren freundlichen, amphitheatralisch gelegenen Gärten, Terrassen und Häusern sind die einzelnen Theile, die sich mit jedem Schritte zu einem neuen wunderbaren Bilde vereinigen. Wer hier, fern von der im tiefen Winterschlafe liegenden Heimat, dem Schauspiele eines Sonnenunterganges beigewohnt, vielleicht mit Freunden, deren Gemüth in gleicher Weise für die Schönheit der Natur empfänglich war, wird nicht leicht hoffen, genußreichere Augenblicke zu erleben.

*) Vergl. Globus V, 224.

Eisenbahnpassagen über die Centralkette der Alpen.

Von Major **v. Abendroth** in Dresden.

II.

Gehen wir also nun zur Erörterung der technischen Fragen über.

Grundbedingungen einer jeden Hochgebirgsbahn sind:

1) Diejenige Alpenregion, welche den Unbilden der Witterung, den Schneestürmen, Lawinen, Felsstürzen und der vielmonatlichen Einwinterung ausgesetzt ist, bietet keineswegs die für die Ungestörtheit des Verkehrs erforderliche Basis — sie muß vermieden werden. Die einzige Möglichkeit sichern Betriebes bietet der Tunnelbau, mittelst dessen jene Region abgeschnitten wird. Für Tunnels aber von 10,12 und 15 Kilometer Länge liegt vor der Hand keine Erfahrung weiter vor, als daß die Schwierigkeiten des Vordringens sich mit jedem Meter vorwärts in einer alle vorhergehenden Berechnungen überragenden Weise steigern. Die Schwierigkeit der Lufterneuerung, die daraus folgenden Verzögerungen bei Anwendung der Sprengwirkung des Pulvers sind die bis jetzt aufgetretenen hemmenden Elemente. Was dann der Berg in seinem Schooße noch verhüllt — wer mag es wissen? Und wenn weder im Gestein, noch im Wasser, noch in den Gasen etwas Unerwartetes sich fände an den bereits im Gange befindlichen Schwierigkeiten ist es so weit genug, daß man zwar es anerkennen muß, wenn zwei große Staaten auf öffentliche Kosten das Wagniß unternehmen, und 60, 80 oder 100 Millionen Francs möglicher Weise in zwei Löcher stecken, die dann in ihrer trostlosen Oede und Finsterniß eines der schlagendsten Beispiele für die Unbedeutendheit der menschlichen Macht gegenüber den gewaltigen Kräften der Natur liefern würden, die aber, wenn sie die Oeffnungen eines durch die überwundenen Schrecken des Orkus führenden völkerverbindenden Weges werden, eben so ein unvergängliches Denkmal von Kraft und Muth auf die Nachwelt bringen. Aber von der Privatindustrie kann man Solches nicht verlangen. Sie hat die 50 oder 100 Millionen nicht übrig zu Wagnissen, deren glückliches Resultat besten Falls in 15 oder 20 Jahren zu erhoffen steht. Soll die Schweiz die Bausumme beisteuern? Wird Italien sie aufbringen? Wer mag da Ja sagen? Ein Tunnel also à la Mont Cenis ist, wie die Sachen einmal liegen, unausführbar auf den anderen Routen.

Der Tunnel muß entweder eine so geringe Länge haben, daß sein Bau die Grenzen des Gewöhnlichen nicht allzuviel überschreitet, oder er muß mit Hilfe von Schächten künstlich in diese Grenzen hineingebracht werden können. Also: ein Tunnel, dessen Ein- und Zugänge unterhalb der Hochgebirgsgrenze liegen und der entweder nur kurz ist oder von mehreren Punkten aus zugänglich gemacht und angegriffen werden kann.

2) Es muß ein Terrain vorhanden sein, auf dem sich die beiden zum Tunnel führenden Bahnen in dem anzunehmenden Steigungsverhältnisse entwickeln können, und zwar mit der nöthigen Sicherheit für den Verkehr und den Bahnkörper. Die Technik vermag hier zwar sehr viel, wenn nicht nach den Kosten gefragt wird; die Privatindustrie fragt aber sowohl nach den Anlage- als nach den Unterhaltungskosten. Die in die Wurzel des Hochgebirges hineinreichenden tiefen Schluchten, und solche allein sind zu gebrauchen, pflegen in ihren oberen Theilen eine weit beträchtlichere Steigung zu haben, als der Bahnbetrieb anzuwenden gestattet; sie ist nächstdem ungleich verweilt zwischen beckenartigen Erweiterungen und steilsten Abstürzen. Bleibt man auf der Sohle, vorausgesetzt, daß eine vorhanden, so ist man den verheerenden Wirkungen der Gießbäche (Torrents) Stein- und Schneestürze allzusehr ausgesetzt; bleibt man wesentlich höher, so hat man eine Unmasse lateraler Schluchten und Spalten zu überschreiten, und der Brückenbau erhebt dann geradezu unerfüllbare Ansprüche. Es muß also auf die mittleren oder unteren Theile der Thalwände ein genügend günstiges, d. h. menschlichen Kräften und Privatmitteln nicht ganz unmögliches Trace herzustellen sein. Je weniger Entwicklung der Gebirgsfuß in Verhältniß zu seiner Höhe hat, um so schwieriger und an die Unmöglichkeit grenzend wird die Auffindung einer brauchbaren Trace.

3) Endlich ist es vom wesentlichsten Einfluß auf die Förderung des Baues und auf die Verminderung der Kosten, wenn eine fahrbare Straße den Alpenpaß derart kreuzt, daß man von ihr aus ziemlich bequem zu den wichtigeren Bauobjekten gelangen kann. Erst anzulegende Hilfswege müßten ja in vielen Stücken selbst wieder Alpenstraßen werden.

Legen wir nun diese Bedingungen als Maßstab an die vorhandenen und schon erwähnten Alpenpässe:

ad 5) Ueber den Großen St. Bernhard. Die südlichen Zugänge erreichen mit vollkommener Bequemlichkeit die italienische Basisbahn Turin-Venedig durch den Flügel Ivrea-Chivasso; der nördliche Zugang erfolgt von der walliser Bahn her und liegt zwar der Verzweigung in die verschiedenen Richtungen Genf, Basel, Bern näher, als irgend eine andere Alpenbahn der Westschweiz, die Erhebung überragt aber den Simplon um 411, den Gotthardt um 320, den Luckmanier um 514 Meter, und in Verbindung mit der Steilheit des Südhanges, den sehr schwierigen Zugangsthälern und der Abwesenheit einer fahrbaren Straße wird es schon ohne nähere Untersuchung gestattet sein, diese Route zu verlassen.

ad 6) Ueber den Simplon. Die Hauptvortheile der Simplonlinie bestehen in der bequemen Zugänglichkeit der Hochregion mit Hilfe der dicht heranreichenden Seitenthäler, in der geringen Breitenausdehnung des übrig bleibenden Sattels und in dem Vorhandensein einer brillanten Alpenstraße auf nahezu derselben Trace. Es ist ferner anzuerkennen, daß die Linie vom Simplon nach Genua eine nahezu gerade ist, und wenn Genua nur der Hafenplatz wäre, der sich ein Hinterland erwerben könnte, so möchte diese direkte Verbindung schon ins Gewicht fallen. Die Nachtheile dagegen reduciren sich auf den, der Verkehrsbewegung auferlegten Umweg; er muß sich durch das lange Wallis hindurchwinden 20 geographische Meilen, ehe er, vom Genfer See aus, sich weiter verzweigen kann. So nahe der Centralschweiz, ist er doch durch unübersteigliche Schranken von ihr getrennt.

ad 7) Ueber den St. Gotthardt. Die Linie würde von Zürich über Zug, Brunnen, Flüelen, Amsteg und Andermatt zum Nordeingange des Tunnels führen und dann über Airolo, Bellinzona, den Monte Ceuere, Lugano und Como zur italienischen Hauptbahn reichen und auf diese Weise die Mittelschweiz direkt und über Wallenstädt auch die Ostschweiz ziemlich direkt mit Mailand verbinden. Man wird wohl zugeben müssen, daß diese Linie sämmtlichen Interessen der Schweiz, Deutschlands und Mailands völlig gerecht wird, daß sich also auf sie hin alle Bestrebungen koncentriren sollten; allein merkwürdiger Weise hat man sich von den ungünstigen Ergebnissen der ersten Terrainerhebungen abschrecken lassen und die neueren Fortschritte der Betriebstechnik noch nicht in Rechnung gezogen, so daß jetzt die Gotthardt-Projekte ziemlich ruhen. Es wird nicht uninteressant sein, einen Blick auf jene Studien zu werfen.

Man hat mit Steigungen von dem Maxim. 0,026 (1: 38½) eine Höhe von ca. 1200 M. erreicht, etwa 100 M. über den Orten Göschenen und Airolo. Die Linie hat dabei eine Entwicklung von Flüelen bis Biasca von 106 Kilom. und von da bis Lugano von 50,8 Kilom., aber einen Tunnel von 15,4 Kilom., der also den des Mont Cenis noch um ca. 3 Kilom. überragt. Obwohl zwei Schächte, der eine ca. 5 Kilom. vom Südeingange, der andere ziemlich in der Mitte des Tunnels, möglich wären, bleibt doch noch eine Tunnelarbeit übrig, die wir als für die Privatthätigkeit unmöglich bezeichnen müssen. Eine Variante führt die Bahn mit 18,5 Kilom. Mehrentwicklung auf 300 M. höher, also 1500 M. Meereshöhe, reducirt den Tunnel auf 9,5 Kilometer mit zwei Schächten in den Drittheilen, geht aber in schlechtem Terrain und ist immer noch nach Kosten und Zeit inkalkulabel. Es dürfte keinem Zweifel unterliegen, daß man mit stärkeren Steigungen, wie z. B. von Genua nach Alessandria, 0,035 (1: 28,8) oder wie auf dem Semmering und Mont Cenis von 0,030, oder endlich, wie sie bei dem Simplonprojekte angenommen sind, von 0,040 (1: 25), bessere Resultate erlangen könnte.

ad 8, 9, 10) Ueber Luckmanier, Bernardin oder Splügen — alle drei aus dem Rheinthale nach Mailand. Hiervon ist die Luckmanierlinie die entschieden vortheilhafteste in technischer Beziehung, weil sie bei der weitesten Basis (beinahe das Doppelte der Entwicklung für die eigentliche Gebirgsbahn) die geringste absolute Höhe zu überwinden braucht. Der geringe Umweg, den die westliche Ausbiegung, von Mailand aus nach dem Rheinthale gerechnet, mit sich bringt, und im Gegensatze davon, daß die Linie über den Splügen mittelst des Maloggia-Passes in nähere Verbindung zum Engadin tritt, haben wohl verursacht, daß genannte Stadt den Splügen begünstigt, indessen ist hier gewiß der Techniker entscheidend.

Die Studien für die Luckmanierbahn begannen bereits 1845, und die neuerlichen Terrainerhebungen, die auf derselben Basis erfolgten, wie sie für das Simplonprojekt angenommen ist, zeigten die günstigsten Resultate. Der Haupttunnel wird nur eine Länge von 1700 M. zu erhalten brauchen; die steilen Steigungen sind bequem zu vertheilen, nirgends Schwierigkeiten erheblicher Art. — Die Schweiz und speziell Graubündten begünstigen dieses Projekt mehr, weil es ihnen die Möglichkeit gewährt, die Bahn bis Disentis zu bauen und rentabel zu erhalten. Leider aber sind wir nicht in der Lage, nähere Details über die Projekte zu bringen.

Ueber die engadiner Pässe, Maloggia und Bernina, sind keine weiteren Studien erfolgt, weil sie entweder einen zweiten Hochpaß zu überschreiten fordern, den Julier, oder im Innthale fort erst via Innsbruck bei Rosenheim das deutsche Bahnnetz zu erreichen vermöchten.

Eben so verdient das Stilfser Joch, sowohl wegen der kolossalen Höhe als wegen der geringen Basisentwicklung, schließlich auch wegen seiner üblen rückwärtigen Verbindungen keine ernsthafte Erwägung.

Das Resultat dieser Untersuchungen führt also nur den Simplon, den Gotthardt und den Luckmanier als Linien auf, die einen Eisenbahnübergang über die Hochalpen mit verhältnißmäßigen Vortheilen zulassen. Bei keinem von ihnen hat sich das Grabscheit oder der Meißel noch in Bewegung gesetzt, wohl aber haben, wie wir gesehen, bei allen dreien ernsthafte Erwägungen und Detailstudien stattgefunden.

Mir liegt eine Zusammenstellung der auf den Simplon bezüglichen genauen Entwürfe vor. Dieselbe ist von dem k. sächs. Artillerielieutenant Edmund v. Loeben, der durch einen längern Aufenthalt an Ort und Stelle und durch seine Verbindung mit den Ingenieuren der Compagnie Gelegenheit hatte, das Projekt des Simplons genau zu studiren, und ward uns nicht blos zur Einsicht vorgelegt, sondern auch gestattet, die betreffenden technischen Notizen zum Zwecke des gegenwärtigen Aufsatzes daraus zu entnehmen.

Entwurf der Simplonbahn.

Es mag befremden, daß von den drei, vorher schon als möglich erkannten Linien diejenige zuerst speziellen Vorarbeiten unterzogen worden ist, welche für gewisse Distrikte ein Konkurrent der Mont Cenis-Bahn ist, welche ferner das wenigst ausgedehnte eigene Hinterland besitzt und welche endlich dem vorwaltenden Hauptbedürfnisse, Verbindung der Central- und Ostschweiz mit dem Po-Tieflande, nur mit einem störenden Umwege entspricht. Die Compagnie des Chemins de fer de la Ligne d'Italie in ihrem Wege von der savoyischen Bahn durch das Dransethal nach dem Südufer des Genfer Sees und von da durch das Wallis mußte allerdings nach einem Debouchee suchen, allein die Rentabilität, nicht die Existenz eines eigenen Debouchees ist doch die Hauptsache, und wir meinen, der Ligne d'Italie hätte es vom merkantilen Standpunkte aus gleichgiltig sein können, ob sie von den französischen Knotenpunkten aus über Thonon und St. Maurice, oder über Basel, Zürich und den Vierwaldstätter-See ihren Alpenpaß erreicht. Es dürfte also wohl gerathen sein, nach einem durchschlagendern Grunde zu suchen, der gerade diesem Projekte die Unterstützung hoher Kreise zugeführt hat. Wir brauchen nur zu fragen, welche Interessen den Bau der Simplonstraße befürworteten, und wir werden den Schlüssel der Simplonbahn in derselben Antwort finden. Die militärischen oder, wenn wir das, etwas in Verruf gekommene Wort gebrauchen wollen, die strategischen Rücksichten sind es, welche hier überwiegen. So wie im Jahre 1800 der Uebergang des ersten Konsuls über die Alpen die Verbindungslinie der weit vorn in Piemont stehenden österreichischen Armeen derart zerschnitt, daß eine von ihnen verlorene Schlacht (Marengo) zugleich den völligen Verlust der Armee für den fernern Theil des Krieges in sich schloß, so würde wiederum der Besitz eines Debouchees an dem Lago maggiore ein Element werden, das der französischen Strategie in wesentlicher Hinsicht dienstbar wäre. Napoleon I. baute, um die Hand sicher auf Italien halten zu können, die Heerstraßen über Mont Cenis und Simplon; Napoleon III. verwandelt dieselben wichtigen Linien in Eisenstraßen, und wenn sich an die Simplonbahn eine Linie am Südufer des Genfer Sees anschließt, so hat der militärischen Benutzung jener Bahn nur eine Besetzung der aus der Schweiz nach dem Wallis führenden wenigen Pässe vorauszugehen, um sich vor etwaigen Störungen zu sichern. Die Conception ist groß, die Ausführung leicht.

Wir gehen nun zu den Details des Entwurfes über.

Die Bedingungen einer Alpenbahn, wie wir sie schon vorher erörtert haben — Vermeidung der Hochregionen, Terrain zur Entwicklung und Vorhandensein einer fahrbaren Straße — sind für die Vorstudien der Simplonbahn noch wesentlich erweitert worden.

Für die erste der genannten Nothwendigkeiten ist man zu der Einsicht gelangt, daß der Haupttunnel allein nicht schütze und den Betrieb nicht vor Störungen und schweren Unkosten sicher stelle. Aus der Idee, mittelst überwölbter Bahn die Alpen zu überschreiten, die aber unter den dremaligen Steigungsmöglichkeiten unausführbar ist, ha, man Einiges adoptirt; man geht nämlich von der Ansicht aus daß schon von 1200 M. Höhe an die Witterungseinflüsse wesentlich störend werden; von da ab ist die Bahn zu überdachen, an bedenklichen Stellen zu überwölben und mit Rutschflächen zu versehen.

Die Steigungsverhältnisse hat man im Maximum zu 0,040 M. auf 1 M. (1: 25) festgesetzt. Die Maschinen der französischen Nordbahn mit 4 Cylindern und 12 gekuppelten Rädern, mit 62 Tonnen Eigengewicht werden diese Steigung überwinden, wie sie bereits dergleichen von 0,036 überwinden, und ziehen mit einer mittlern Geschwindigkeit von 22 Kilom. in der Stunde (über 3 Meilen) einen Train von 148 Tonnen hinauf, was etwa 11 bis 12 Waggons mit 90 bis 95 Tonnen Beladung entspricht. In der schlechtern Jahreszeit, wo die Adhäsion geringer ist, würden sie immer noch 6 bis 7 Waggons mit etwa 50 Tonnen Beladung ziehen. Zwei Maschinen würden für einen Train von 20 beladenen Waggons ausreichen. Beim Absteigen könnte, wenn die gewöhnliche Bremsvorrichtung nicht ausreicht, das System der Bremsen auf den Schienen — rauhe Körper, die sich auf die Schienen legen und schließlich die Räder neutralisiren — angewendet werden, das bereits auf der Linie Alessandria-Genua an der Rampe von Busalla im Gebrauch ist und absolute Sicherheit gewährt. Hiernächst ward bestimmt, daß die fortgesetzte Länge einer Rampe von 0,040 (1: 25) nicht 6000 M. überschreiten solle, daß sie vielmehr von minder steilen Stellen, 0,025, oder von Horizontalstrecken zu unterbrechen ist, um Zeit zu gewinnen, dem Dampfe wieder die nöthige Spannkraft zu ertheilen. Dem Haupttunnel hat man nur 0,020 Neigung gegeben, weil die Erfahrung bei Busalla gelehrt hat, daß in dem dortigen Tunnel die Räder bei einer Neigung von 0,028 oft schlechter fassen, als bei der offenen Rampe von 0,035.

Die Kurven hat man auf einen Minimalradius von 200 M. gesetzt, durch welche die schon erwähnten Maschinen vermöge ihrer beweglichen Mittelachsen ohne Beschwerden hindurchgehen. Entgegengesetzte Kurven, wie sie an den Thalgehängen bei dem Umschreiten der Klippen und Nasen und dem Eingehen in die anstoßenden Schluchten oft aufeinander folgen, läßt man nicht unmittelbar in einander übergehen, sondern verbindet sie durch ein geradliniges Stück.

Für die Sicherheit des Bahnkörpers war es nicht hinreichend, die Thalsohlen möglichst aufzusuchen und die Bahn nöthigenfalls zu überwölben oder in Tunnels zu führen. Es sind auf der Nordseite breite Gehänge vorhanden, die Rutschungen ausgesetzt sind. Alle derartig unsicheren Bodenverhältnisse waren zu vermeiden, weil sich der Umfang der Arbeiten, die zur Erlangung der Stabilität führen sollen, in diesen Boden- und Witterungsverhältnissen gar nicht übersehen läßt.

Endlich war noch festgesetzt, daß die Kunstbauten eine Bauzeit von drei Jahren nicht überschreiten sollten.

Der Nordpunkt der Bahn ist Gließ mit 731, der Südpunkt Domo d'Ossola mit 278 M. absol. Höhe.

Beschreibung der Trace.

a) Der Haupttunnel. Sein Nordeingang liegt dicht an der Vereinigung des zur Entwicklung der Trace benutzten Saltinathales mit dem Stalden-Wildbache, in der Höhe von 1680 M. Der Südeingang ist am Beginne des sogenannten Simplonthales in 1700 M. Höhe. Die gerade Linie zwischen beiden Punkten mißt zwar nur ca. 4200 Meter, würde aber unter den östlich vom Hospiz liegenden, vom Monte Leone herabsteigenden, beträchtlichen Höhen gelegen und folglich keine Schächte gestattet haben. Um diesen Uebelstand zu vermeiden, hat man die Linie westlich gebrochen und kann nun mit 4 Schächten zu ihr gelangen, den Tunnel also an 10 Punkten angreifen. Daraus folgt ferner, daß die Arbeit in gewöhnlicher Weise erfolgen kann und auf 53 Monate — Maximum 5 Jahre — zu normiren war. Die Länge stieg um ca. 450 Meter und mißt genau 4653 Meter.

b) Die Zugangsstrecken.

Das Saltinathal im Norden mit der Abzweigung des Gantherubaches, so wie das Thal der Diveria im Süden sind die gegebenen und von der Straße benutzten Zugangsstrecken. Die Hauptschwierigkeit bei Benutzung der Thäler bestand darin, daß deren Neigung eine höchst ungleichmäßige ist, anfänglich von 0,12, unterbrochen von flacheren und steileren Strecken. Man wäre mit der Trace und der angenommenen Steigung

von 0,040 sehr bald mit dem Bache selbst in Kollision gerathen oder man hätte so hoch anfangen müssen, daß die zerrissenen oberen Terrassen mit ihren Unsicherheiten und Kostspieligkeiten in das Bahnterrain hineingekommen wären. Es blieben zwei Auskunftsmittel: entweder man ging mittelst eines Kurventunnels herum und kam in genügender Höhe über dem Eingangspunkte, eine Art halber Spirale bildend, wieder aus dem Berge heraus, oder man wählte das System der Zickzacks, in einfachen oder doppelten Rückschlägen, um dasjenige Niveau wieder zu erreichen, auf dem man weiter gehen konnte. Beide Systeme führen die Trace im Rücklaufe, der Tunnel aber in ununterbrochener Steigung und ohne Aufenthalt weiter, während der Zickzack eine Haltestelle bedingt, also ein Stück horizontaler Bahn, und außerdem dazu nöthigt, entweder die Maschine auf dem rücklänfigen Stück schieben zu lassen oder sie mittelst Drehscheibe, wie auf gewöhnlichen Kopfstationen, wieder an die Spitze zu setzen. Die Kurventunnels sind nicht unter 1200 Meter Länge herzustellen, also höchst kostspielig im Verhältniß zu der Haltestelle, die nur einer Weiche bedarf, um denselben Zweck zu erreichen. Man hat überall da, wo es zulässig, die Haltestellen mit Weichenvorrichtung gewählt, die Rückschläge dabei aber auf eine Maximallänge von 2 Kilometer beschränkt, so daß durch eine genaue Bahnüberwachung jeder Gefahr, die im Schieben der Maschine liegt, vorgebeugt werden kann; nächstdem sind diese Rückschläge nur mit 0,025 geböscht, damit beim Ersteigen die Maschine wieder zu der gehörigen Dampfspannung gelange, beim Absteigen aber, wo dann die Last der Maschine am obern Ende des Zuges ist, die Bremsvorrichtungen leichtere Arbeit haben. Wo die Umstände einen langen, aber einfachen Rückschlag erforderten, vermittelt eine Drehscheibe die Umstellung der Maschine; wo aber das Terrain Gefahren zeigte, hat man sich auch zu Kurventunnels entschlossen. Das Maximum der Rückschlagslänge von 2 Kilom. gibt eine Höhendifferenz von ca. 130 M., die überall ausreichend erscheint.

Der Bahnhof Gließ mit seiner Höhe von 731 M. und der Nordeingang des Tunnels mit 1680 M. zeigen eine Höhendifferenz von 949 Meter; zu deren Ueberwindung bietet die Saltina nur eine Entwicklung von 7½ Kilom., während man deren unter den angenommenen Steigungsverhältnissen 24 bedarf. Die Ausbiegungen der Straße auf dem Südhange des Rhonethales gegen den Kalvarienberg und im Gantherthale gegen Berixal reichen bei Weitem nicht aus. Die Trace geht deshalb an dem Thalgehänge hin, nahezu 5 Kilometer, bis in die Gegend des Mattgrabens, der dem Weitergreifen in dieser Richtung ein allzu ernstes Hinderniß entgegensetzt. Hier ist eine Haltestelle mit Drehscheibe projektirt, da es sich um einen langen, aber einfachen Rückschlag handelt. Die Linie geht nun zurück, überschreitet beim ersten Zufluchtshause die Straße, reicht bis nahe an den Steilhang der Saltina, geht in einen doppelten Rückschlag von ca. 1 Kilom. Länge über, umschreibt in einer weiten Kurve das vorspringende Horn des Roßwaldberges und biegt, sich immer unterhalb der Straße haltend, in das Gantherthal ein. Während die Straße dasselbe ziemlich weit oben überschreitet und mit einigen Zickzacks den Weiler Berixal erreicht, konnte die Bahn diese Gegend nicht benutzen, weil der unsolide, bewegliche Untergrund schon für die Straße zu einer ununterbrochenen Reihe von Inkonvenienzen führt; sie zieht deshalb mittelst eines Kurventunnels zwei Mal unter der Straße weg, überschreitet den Gantherbach, dann dessen linke Zuflüsse und gewinnt in der Höhe des Zufluchtshauses Nro. 4 den Hang des Saltinathales wieder. Die Straße ruht hier auf einer Reihe von hohen gemauerten Böschungen, unterhalb deren die Bahn bis fast auf 1 Kilom. an den Nordeingang des Tunnels heranreicht, mittelst eines doppelten Rückschlages wieder zur Zuflucht Nro. 4 zurückkehrt und immer noch unterhalb der gemauerten Eskarpen nach der Vereinigung der Saltina mit dem Staldenbache zuläuft, erstere überschreitet, dadurch die vom Kaltwasser-Gletscher niedergehenden Schnee- und Felsstürze vermeidet und den Tunnel erreicht, nachdem sie eine Entwicklung von ca. 27 Kilometer gefunden hat.

Im Tunnel selbst ist ein zweigleisiges Stück, mit Weichenstellung, damit bei Zügen mit zwei Maschinen auch die hintere sich vor Beginn des Niedersteigens vorsetzen und sonach die Last auf den tiefsten Pmkt bringen kann.

Nach dem Austritte aus dem Tunnel hält sich die Bahnlinie auf dem linken Thalgehänge des Krumbachs und bleibt, bei dem ungeheuren Absturze zwischen dem Dorfe Simplon und der Brücke von Algaby oder, was gleich bedeutend, der Gorge d'Algaby ganz begreiflich, hoch oben über der vordern Thalstufe, die erreicht werden muß. Wer jemals hier an Ort und Stelle gewesen ist und in seine Erinnerung zurückgreift, wird kaum fassen, wie der Ingenieur hier eine Eisenbahntrace hat auffinden können. Wenn man aus dem Dorfe Simplon heraustritt und seine Schritte nach Italien hin lenkt, so erblickt man links vorerst den Schlund, den sich der Krumbach ausgewaschen, und jenseits desselben die vielfach durchfurchten terrassenförmigen Abstürze des eigentlichen Simplongebirges oder Monte Leone, weit nach Osten reichend, die einzelnen Gehänge von 6—800 Fuß, mitunter steilrechter Höhe, verbunden durch spärliche Matten und Geröllflächen. Gerade rückwärts hat man den Roßboden-Gletscher und das Fletschhorn, deren Abhang nach dem Krumbache hin mit etwa 30 Grad Neigung in einer ziemlich öden, mit Blöcken übersäeten Matte niedersteigt, weiter rechts sich nach Süden umbiegt und den linken Thalhang der la Guina Torrents bildet. Der Thalhang selbst wird zugleich mit dieser Umbiegung zerrissen, und allenthalben treten die Spuren der niedergegangenen Schnee- und Schuttmassen deutlich entgegen. Jenseits der la Guina, halb rechts vorwärts, ragen die Hörner und Schneeflächen des Col de la Furca in die Luft, eben so terrassenförmig und mit wild zerrissenen Abstürzen theils zur la Guina, theils zur Diveria niedersteigend. Tief unten aber, so tief, daß der Eindruck ein beinahe schwindelerregender ist, öffnet sich eine enge Felsspalte, mit wohl 1000 Fuß hohen, fast senkrechten Wänden; dahinein stürzt schäumend die Diveria, unmittelbar vorher von einer kühn gewölbten Brücke überspannt, jenseits deren, weil kein Raum weiter vorhanden, die Straße in den Felsen hineingeht. Dort hinunter muß die Bahn, die noch 210 Meter über der Brücke von Algaby sich befindet, als ihrem östlichen Weitergehen sich unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenthürmen. Mittelst eines doppelten Rückschlages geht sie vorerst wieder nach dem Dorfe Simplon hin zurück, überschreitet nicht weit davon den Krumbach, biegt in die Spalte der la Guina ein, geht mittelst eines Kurventunnels unter der la Guina weg, entwickelt sich wieder gegen Osten an den Gehängen des Col de la Furca, wird einem zweiten doppelten Rückschlage unterworfen und kann kurz darauf den linken Thalhang des in Diveria umgetauften Krumbachs gewinnen. Es war eine Entwicklung von fast 15 Kilometer nothwendig, um aus der Gegend des Dorfes Simplon bis hinunter an den Wildbach zu gelangen, während die Straße wenig mehr als 6 Kilometer dazu bedurfte. Wenig unterhalb, in der Höhe des Weilers Gondo, zwingt der gewaltige Fall der Thalsohle abermals zu einem doppelten Rückschlage, der in der Nähe des östlichen Wendepunktes die Eigenthümlichkeit dreier, stufenweise übereinander liegenden Tunnels aufzuweisen hat. Noch ein doppelter Rückschlag ward bei dem 4 Kilometer entfernten Iselle — der italienischen Grenzstation — nothwendig; von hier ab ward es aber möglich, die Trace ohne weitere Umwege, immer auf der linken Seite bleibend, zu fixiren. Vor Crevola wird die Diveria zum letzten Male überschritten, mittelst eines Tunnels das Thal der Toccia auf dem kürzesten Wege und bei Domo d'Ossola der südliche Fußpunkt erreicht. Nahe an 50 Kilom. beträgt die Länge des Südstückes der Bahn.

Um nun eine Uebersicht der Bauschwierigkeiten zu gewinnen, möge noch folgende Zusammenstellung Platz finden.

Die Bahnbedeckungen reichen auf der Nordseite bis 1150, auf der Südseite bis 850 Meter Meereshöhe herab. Sie haben zusammen eine Länge von 21,200 Meter.

Die Tunnels, an der Zahl 99, haben eine totale Länge von 23,200 M.; es wird also eine Summe von 44,400 Meter Bahnlänge bedeckt sein.

Die Steigungen betragen:

Zu 0,040	—	47731,20 M.
„ 0,025	—	7864
„ 0,020	—	4188 im Haupttunnel
		1896 anderwärts
Andere zwischen 0,005 und 0,035		11225,80
Ebene	—	7928,50

Abgerundet 80835 Meter totaler Länge.

Der Kostenanschlag ist auf 66 Millionen Francs oder ca. 807,000 Frcs. p. Kilometer berechnet.

Wie oft auch der Mensch, der gewaltigen Alpennatur gegenüber, klein und ohnmächtig erscheinen mag, so oft erscheint er auch groß, wenn er im verständigen Kampfe mit ihr darnach strebt, sie zu überwinden und im Interesse des Völkerverkehrs Bahnen zu öffnen, auf denen derselbe sich sorglos be-

wegen mag. Wie Mancher wird dereinst diese Straße benutzen, ohne der Männer zu gedenken, in denen jene mächtige Conception reiste und die oft genug Leib und Leben gewagt, um die Möglichkeit künftiger Sicherheit zu erforschen.

Wir erlauben uns hier das Verzeichniß der mit den Vorarbeiten beschäftigten Ingenieure zu geben.

Direktor der Kompagnie: Herr Pierron de Mondésie. Chef Ingenieur der Vorarbeiten für die Simplonbahn: Herr Lehaître. Abtheilungschef auf der nördlichen Seite: Herr Darru. Abtheilungschef auf der südlichen Seite: Herr Raffin.

Mögen sie die Freude erleben, ihre Arbeit ins Werk zu setzen!

Keltenthum und Germanenthum in Schottland.

Von Dr. **Richard Andree.**

II.

IV. Die heutigen Gaelen.

Die gaelische Bevölkerung Schottlands, wie wir sie heute noch finden, ist auf die niedrigsten Klassen der Gesellschaft beschränkt. Alles, was aus diesem engen Kreise heraustritt, sich Bildung aneignet, zu höheren Stellungen gelangt, anglisirt sich damit vollkommen und vergißt dabei gar bald seine keltische Herkunft. Auf diese Weise nimmt das angelsächsische Element fortwährend gaelisches Blut in sich auf, während bei den keltischen Bewohnern das Umgekehrte in ungleich geringerm Maße der Fall ist; Niemand findet darin einen Vortheil, sich zu diesem aussterbenden Volksthum zu bekennen, das darum auch in nationaler Beziehung viel reiner als das angelsächsische uns entgegentritt. Freilich haben wir, namentlich auf den äußeren Hebriden, auch einige Beispiele, daß dort skandinavische Niederlassungen, die weit abgeschieden vom Mutterlande und ohne Nachschub von demselben waren, die gaelische Sprache annahmen; allein dies sind Ausnahmefälle. Jene altskandinavischen Colonien zeichnen sich noch von den umwohnenden Kelten dadurch aus, daß sie den Fischfang und die Schifffahrt schwunghaft betreiben. Dies thaten die Kelten nie; obgleich allseits die britischen Inseln vom Meere umfluthet sind, wagten sie sich doch nie weit auf das Salzwasser hinaus; der Schiffbau blieb stets bei ihnen auf einer untergeordneten Stufe. Während die kühnen germanischen Wikinger weit auf dem Meere umherschwärmten, während normännische Seefahrer schon 500 Jahre vor Columbus an den Küsten der heutigen Neuenglandstaaten landeten, fuhren die Kelten Großbritanniens noch in Kähnen aus Flechtwerk von Ufer zu Ufer. Es ist kein Zufall, daß die Ostküsten Schottlands eine seetüchtige Bevölkerung und blühende Fischerstädtchen aufweisen, denn dort wohnen ja Leute unsers Stammes, während der gaelische Nordwesten für Schifffahrt und Fischerei fast todt ist. Freilich tragen hierzu die gefährlichen, klippenreichen Küsten im Westen das Ihrige mit bei, aber der Unterschied ist zu auffallend.

Es ist in einem Lande, wo Menschen zweier Stämme sich vielseitig vermischten, schwer, durchgreifende Unterschiede für das Aeußere derselben zu finden. Bei meinem mehrjährigen Aufenthalte in Böhmen ging es mir so mit Deutschen und Tschechen, und von Schottland möchte ich fast dasselbe sagen. Im Allgemeinen glaube ich aber behaupten zu dürfen, daß bei den Gaelen härtere Gesichtszüge, dunklere Hautfarbe, meist schwärzere oder doch dunkelbraune Haare, kleinere Gestalten, rundere Gesichter vorherrschen, als bei den Menschen germanischer Abkunft.*) Da wir dieses Volk überall nur in den untersten Schichten der Bevölkerung finden, so muß es uns nicht Wunder nehmen, daß es im Ganzen einen unvortheilhaften Eindruck macht. Wer die Lebensweise dieser Leute gesehen hat, der wird mir gewiß nicht Unrecht geben; im Allgemeinen befinden sie sich auch in so schlechten Verhältnissen, und der Druck der Armuth lastet so auf ihnen, daß auch Menschen andern Stammes in dieser Lage uns elend erscheinen würden.

Der Großgrundbesitz in der ungeheuren Ausdehnung, wie er in Großbritannien herrscht, ist gewiß ein sociales Uebel zu nennen. An die Stelle des freien Bauern tritt der Pachter, auf dessen Lage im Allgemeinen einzugehen hier nicht der Ort ist. Ackerbau im großen Maßstabe finden wir fast nur in den Lowlands und an der Ostküste; die Hochlande, der Sitz der gaelischen Bevölkerung, sind großen Theils mit dürren Schaftriften und Hutweiden bedeckt. Man kann halbetagelang von einem Glen zum andern ziehen, ohne auf einen Menschen oder gar eine Hütte zu stoßen; aber auf den mit spärlichem Gras bedeckten Hügeln weiden zerstreute Schafheerden. Mit der ausgedehnten Einführung der Schafzucht hat die Bevölkerung wesentlich abgenommen, namentlich durch Auswanderung. So ist Sutherland, Roßshire, Inverneß, Argyle und ein Theil von Pertshire verödet. Der Flächenraum Schottlands beträgt 1477 geographische Quadratmeilen, hiervon sind 1030, also volle zwei Dritttheile, unkultivirt; wie dünn gerade in den vorzugsweise gaelischen Grafschaften die Bevölkerung ist, ersieht man aus nachfolgender Zusammenstellung. Es wohnen auf einer Quadratmeile (im Jahre 1851) in

Argyle	581	Menschen
Inverneß	481	„
Nairn	986	„
Perth	1040	„
Roß	556	„
Sutherland	2898	„
Caithneß	1152	„

Und wie lebt nun diese dünne gaelische Bevölkerung? Sie besteht aus Hirten, kleinen Pächtern, Fischern und Küstenschiffern im beschränkten Maße, und hie und da Handwerkern in kleinen Städten.

Die Hirten sind Knechte der Großgrundbesitzer oder der größeren Pächter; statt des Lohns erhalten sie eine Hütte zur freien Benutzung, dabei etwas Land, auf dem sie Kartoffeln, Hafer und Rüben bauen. Auch dürfen sie einige Kühe oder Ziegen halten, die sie mit den Schafen zusammen austreiben.

*) Man hat der Färbung der Haare in Schottland besondere Aufmerksamkeit zugewandt, um daraus einen Schluß auf die Abkunft der Bewohner machen zu können. Im Kirchspiel Duirneß bei Cap Wrath in Sutherland fand man im Jahre 1831 bei einer Zählung unter 370 Leuten 34 rothhaarige, 78 dunkel- und schwarzhaarige und 258 hell- und braunhaarige; ferner 110 schwarzäugige, 95 grauäugige und 165 blauäugige.

Mißräth die Kartoffel- oder Hafererute, so gerathen diese Leute nicht selten in große Noth und ziehen dann bettelnd in die Städte der Nachbarschaft.

Schottland kennt keine Dörfer nach unserm Begriffe; es gibt dort nur sehr wenig Ortschaften, die dem gleich kommen, was wir nach Zahl der Häuser und Beschäftigung der Bewohner ein Dorf nennen. Aber über all' die halbwüsten Berge und Thäler stehen die Hütten vereinzelt oder in kleinen Gruppen zusammen. Das ist charakteristisch für die Hochlande. Werden die Hütten zahlreicher, so dauert es auch nicht lange, bis sie „Stadt" genannt werden. Diese Hütten nun zählen zu den elendesten menschlichen Wohnungen in Europa, und man kann sich bei ihrem Betreten des Gedankens nicht erwehren, warum England durch seine Missionen so viel und mit so wenig Erfolg unter Völkern fremder Erdtheile für die Civilisation und das Christenthum thut, während ihm in der nächsten Nähe daheim noch eine solche Aufgabe erübrigt. Freilich wird der Raum, den jene schrecklichen Behausungen einnehmen, von Jahr zu Jahr kleiner, gerade so wie das Keltenthum verschwindet, aber es ist hier noch ein weites Feld für Civilisationsarbeit offen. Ich will es versuchen, eine solche Hütte zu schildern; sie gleichen sich so ziemlich überall im ganzen Nordwesten und auf den Hebriden. Die vier Wände sind bei den meisten aus rohen Feldsteinen, wie sie der Boden eben bietet, aufgeführt; von Mörtel ist keine Rede, an seiner Stelle dient Moos oder Haidekraut, mit dem man die Ritzen und Fugen verstopft, und über das eine Lage von Lehm geschlagen wird. Das Dach, welches über einigen schwachen Holzsparren aufgeführt ist, hat häufig eine an der First abgerundete Form und erinnert dadurch an die Hütten der Wilden. Als Material zu diesem dienen gewöhnlich große Rasenstücke, die im Sommer lustig grünen und aus denen allerlei Unkraut aufschießt, so daß man einen bewachsenen Schutthaufen statt des Daches einer menschlichen Wohnung vor sich zu haben glaubt. In anderen Fällen belegt man das Dach mit einer dicken Schicht Haidekraut, mit Ginster oder dem in Schottland so üppig gedeihenden Pfriemkraut (Spartium Scoparium). Damit diese lockeren Materialien vom Winde nicht fortgeführt werden, zieht man Seile, die aus Haidekraut oder Stroh geflochten sind, querüber und beschwert diese am untern Ende mit platten Steinen. In der Mitte ist die sehr niedrige Thür, zuweilen zu beiden Seiten derselben je ein Fenster; zuweilen fehlen diese aber in den Mauern, wenn ich die Hauswände so nennen darf, ganz; statt ihrer sind dann einige Scheiben in das Haidekraut des Daches eingesetzt. Treten wir nun ein. Der Fußboden besteht aus hartgestampfter Erde und zeigt bedenkliche Unebenheiten, das Regenwasser dringt häufig durch die Thür von außen herein, da eine Schwelle oft fehlt und selbst bei einigen Hütten, so z. B. am Loch Tummel, statt einer hölzernen Thür eine solche aus Weidenruthen geflochten sich fand. Oft besteht das Innere nur aus einem einzigen Raume, gewöhnlich ist es aber in zwei Hälften geschieden. Sind Schornsteine und Kamine an den beiden Giebelseiten vorhanden, so mag das Ganze noch als höchst ärmliche und elende Menschenwohnung hingehen, wo dies aber nicht der Fall, und häufig genug kommt das vor, so glaubt man einen Stall, aber keine Behausung vernünftiger Europäer vor sich zu haben. Dicht auf dem Fußboden glimmt dann zwischen ein paar Steinen ein qualmiges Torffeuer, über dem an einem eisernen Haken ein eiserner Topf hängt. Rauch erfüllt die Luft und setzt sich als schwarze glänzende Kruste an die Wände, die wenigen Geräthschaften und das Haidekraut des Daches. Für seinen Abzug ist durch ein Loch im Dache gesorgt, über das man zuweilen, um den Zug zu befördern, eine alte unbrauchbar gewordene Häringstonne stülpt. Die innere Einrichtung ist die einfachste, die sich denken läßt: Stuhl, Tisch, eine Art Koje oder Kiste mit Strohsack und groben Decken als Bett und ein roher Wandschrank zur Aufbewahrung der wenigen besseren Habseligkeiten, unter denen eine Bibel in gaelischer Sprache selten fehlt. Ich nehme das specielle Bild zu diesen Hütten von den elenden Behausungen, wie ich sie im Kirchspiel Latheron der Grafschaft Caithneßshire fand, bemerke aber, daß sie auf den Hebriden noch schlechter bestellt sind. Wird eine solche Hütte ganz baufällig, was natürlich bald der Fall ist, so verläßt sie der Eigenthümer und baut sich nicht weit davon eine zweite. Die alte zerfällt nun allmälig, und von ihr bleibt nur ein Haufen Steine und Lehm übrig. Ich habe solche Ruinen zu hunderten in den Hochlanden gesehen, und Niemand schien an ihre Wegräumung zu denken.

Unter den Geräthschaften, welche die gaelischen Bewohner in manchen abgeschiedenen Glens und auf den Hebriden heute noch gebrauchen, erwähne ich nur die Handmühlen. Bruchstücke von kleinen Mühlsteinen fand ich hier und da mit in die Mauern eingebaut, die erste Handmühle oder Quern sah ich aber auf Jona, einer der inneren Hebriden. In Thätigkeit war sie freilich nicht, aber sie wird noch zum Schroten oder Mahlen des Hafers und der Gerste dort benutzt, da auf jener Insel weder eine Windmühle steht, noch ein Bach vorhanden ist, um eine Wassermühle zu treiben. Es bestand diese Handmühle aus zwei flachen granitenen Steinen, jeder von etwa anderthalb Fuß Durchmesser. Mittelst eines hölzernen Zapfens, der im untern Steine fest sitzt, greift der obere in diesen ein; der obere Stein wird als Läufer benutzt und durch einfaches Umdrehen mit der Hand in Bewegung gesetzt. Nun, da überall Mehl leicht hingeführt wird, kommen diese Handmühlen ganz außer Gebrauch. Auf dem Hauptlande sind sie schon sehr selten.

In den Küstengegenden ist der Häring ein Hauptnahrungsmittel im Winter und Sommer; dazu kommen die Kartoffel und der trockene, geschmacklose Haferkuchen, der aussieht, als wäre er aus Sägespähnen zusammengepreßt. Aber da er eine schottische Nationalspeise ist, so fehlt er so wenig wie die merkwürdige Hotsch-potsch Suppe auf den Tafeln der Hotels. Alle Schotten, gleichviel ob gaelischer oder angelsächsischer Abkunft, sind große Whiskytrinker. Die Zubereitung dieses nationalen Getränks erscheint uns sehr einfach, aber es gibt bei der Herstellung Feinheiten, die einem Fremden unbekannte Dinge bleiben. Ich muß sagen, daß ich in Schottland viel, sehr viel vom Whisky berauschte Leute getroffen habe und daß namentlich in allen größeren Städten am Sonnabend, trotz der vielen Straßenprediger, betrunkene Leute fast so häufig waren, wie nüchterne.

Um den geistigen Zustand der Gaelen beurtheilen zu können, ist es nothwendig, den crassen Aberglauben, der unter ihnen noch vielfach herrscht, zu kennzeichnen. Freilich wirken dem die überall verbreiteten Schulen jetzt mächtig entgegen. Aber es sind noch keine 30 Jahre vergangen, daß in vielen gaelischen Gegenden von Schule und Kirche keine Rede war. Somit leidet die damals herangewachsene Generation noch an den Nachwehen ihrer Unbildung, und erst mit ihrem Absterben werden vernünftige Ansichten allgemeiner sein. Aber wie viel ist denn noch vom gaelischen Volke übrig?

Trotz der sehr frühen Einführung des Christenthums in Schottland (St. Columba und seine Culdees errichteten bereits im Jahre 563 ihr Kloster auf Jona) und der langdauernden Einflüsse desselben hat sich eine große Menge abergläubiger Vorstellungen unter der gaelischen Bevölkerung erhalten, die mit der alten heidnischen Religion im Zusammenhang stehen.

Wir wissen ja, wie selbst bei uns noch heute eine Menge Vorstellungen, Sitten und Gebräuche aus unsrer alten germanischen Religion im Volke gang und gäbe sind, wenn auch diesem selbst der Schlüssel dazu fehlt und erst tüchtige Forscher im Gebiete unsers Alterthums uns darüber Aufklärungen geben. In noch weit höherm Maße ist dies bei den gaelischen

Hochländern der Fall. Sie haben drei Arten von Aberglauben. Zunächst glauben sie an übernatürliche, seenartige Wesen, die sie Daoine-shith nennen. Ferner, daß die Gestorbenen und deren umwandelnde Geister auf das Schicksal der Ueberlebenden einen großen Einfluß haben und deren Dasein gleichsam regieren, steht bei ihnen fest. Zuletzt spielt das zweite Gesicht unter ihnen eine große Rolle; Viele behaupten, damit begabt zu sein, und man erzählt sich seltsame Dinge davon; den Lowländern, auf die der Hochländer stolz herabsieht, wird natürlich eine so außerordentliche Begabung abgesprochen. *)

Auch einzelne Tage werden noch besonders von ihnen heilig gehalten, ohne daß gerade damit christliche Ideen verknüpft wurden. So der erste Mai oder Beltain und der erste November oder Samhuin; auf letztern fällt auch der Allerheiligen-Tag. In Caithneßshire gibt es noch viele Tumuli, welche in ihrem Innern alte, aus mehreren Zellen bestehende Wohnungen bergen, die man „Pechtish houses", Pictenhäuser, nennt. Nicht weit von Lybster zeigte man mir einen solchen Hügel und sagte mir dabei, daß das gemeine Volk vor demselben eine große Scheu habe und nicht wage, ihn aufzugraben, denn dort gingen die Feen um.

Ich bin der gaelischen Sprache nicht mächtig und bin im Ganzen zu wenig mit diesem Volke zusammen gekommen, um über seinen Charakter ein Urtheil abgeben zu können. Ich setze daher Armstrongs Aeußerung hierher, die aus einer gründlichen Bekanntschaft mit den Gaelen hervorgegangen ist. „Der heutige Gaele, sagt er, ist ein indolenter und unindustriöser Mensch; wird ihm aber eine besondere Gelegenheit zur Thätigkeit und Anstrengung gegeben, so wird er selten übertroffen; dabei ist er bescheiden und nie stolz. Seine Höflichkeit und sein willfähriges Benehmen sind unstudirt und ehrlich gemeint; nie wird er durch ein Gefühl von Inferiorität zu linkischem Wesen gebracht. Er ist zänkisch, wißbegierig, intelligent und hat stets seine Sinne gut beisammen. Für Güte ist er sehr empfänglich und der Dankbarkeit im hohen Grade fähig, dabei aber abergläubig, übermüthig, leidenschaftlich und rachsüchtig."

V. Kleidung.

Die Kleidung der Hochländer ist jedenfalls eine originale und nicht, wie Manche glauben, der Tracht der alten Römer entlehnt, mit der sie eine entfernte Aehnlichkeit hat. In alten Zeiten unterschied man drei verschiedene Arten der Bekleidung bei den Schotten, die aber in einander übergingen.

Im Jahre 1700 beschreibt Rev. James Broome, in seinen Reisen in England, Schottland und Wales, die Hochländer folgendermaßen: Sie tragen Mäntel, die verschiedenartig gefärbt und gestreift sind, über die Schultern geworfen. Diese nennen sie „pladden"; am Körper tragen sie einen eng anliegenden Ueberrock; die Schenkel sind nackt; an den Füßen haben sie Sandalen. Die Weiber gehen ähnlich gekleidet.

Der französische Cosmograph Nicolaus d'Arfeville besuchte Schottland gegen Ende des 16. Jahrhunderts und veröffentlichte über seine Reisen, die er im Gefolge des schottischen Königs Jacob V. unternahm, im Jahre 1583 zu Paris einen Bericht. „Sie tragen, sagt er, wie die Irländer, ein langes mit Saffran gefärbtes Hemd, und über diesem ein nur bis zum Knie gehendes grobwollenes Kleid. Das Haar lassen sie lang wachsen, der Kopf bleibt unbedeckt. Viele gehen ohne Strümpfe und Schuhe, Andere tragen Halbstiefel."

Ein anderer Franzose, welcher im Jahre 1548 mit französischen Hülfstruppen in Schottland war, erwähnt schon die verschiedenen Farben der Kleider. Die historischen Nachrichten reichen noch bis ins 15. Jahrhundert zurück, und überall finden wir darin den Grundtypus der jetzt abgestorbenen Hochländertracht.

Aber da, wo die schriftlichen Aufzeichnungen über diese alte Kleidung aufhören, treten uns andere noch viel ältere Zeugnisse für dieselbe entgegen. Es gibt vielfach in Schottland alte Grabsteine, unter denen Häuptlinge begraben liegen. Auf ihnen sind die Bildnisse dieser Führer in voller Rüstung und Hochlandstracht angebracht. In dem Dorfe Kilmory in Knapdale steht ein altes, sehr gut erhaltenes Kreuz, das unter dem Namen Macmillans Croß bekannt ist. Es stammt nach der Form der alten Inschrift: „Crux Alexandri Macmillan" mindestens aus dem 14. Jahrhundert. Auf der einen Seite ist ein Hochländer abgebildet, wie er einen Hirsch jagt, und seine Kleidung gleicht ungemein der der heutigen Highlandstracht.

Wir haben aber auch ein untrügliches Zeugniß aus dem 11. Jahrhundert. Der norwegische König Magnus Barfuß eroberte im Jahre 1093 die westlichen Inseln und einen großen Theil der Hochlande. In den alten nordischen Sagen hat sich nun über ihn folgender Passus erhalten: „Als Magnus von seinem Zuge gen Westen heimkehrte, hatte er die Tracht jener westlichen Lande angenommen und mit ihm ein großer Theil seines Gefolges. Sie gingen mit bloßen Beinen, trugen kurze Röcke und Oberkleider und wurden deßhalb die Barbeinigen oder Barfüße genannt."

Als ich über die berühmte Haide von Forres kam, die zwischen Elgin und Inverneß liegt, wo Shakespeare die Hexen dem Macbeth erscheinen läßt, besuchte ich auch den nicht weit vom Städtchen Forres liegenden Sweno Stein. Er ist etwa 20 Fuß hoch, in Obeliskenform aufgeführt und über und über mit Skulpturen bedeckt. Daß er sehr alt ist, steht fest; die Archäologen versetzen ihn in die Zeit König Malcolm II. und glauben, daß er ein Denkmal zur Erinnerung an die Vertreibung der Dänen aus dem Lande sei. Auf diesem Steine nun findet man ganz untrüglich die vollständige Hochländertracht wieder: kurzen Kilt, nackte Beine, kleine runde Schilde u. s. w. Einzelne Figuren sind Reiter, andere stellen im Kampf begriffene Gruppen vor, wieder andere blasen in die kurzen gekrümmten schottischen Jagdhörner.

Die Kleidung des gemeinen Volkes wich in etwas von der des Adels ab, doch treten auch bei ihm die lebhaften Farben in Streifen und Würfeln auf.

Von einer besondern Tracht ist bei den Frauen jetzt gar keine Rede mehr; sie tragen die allgemein übliche nur in einigen Fischerdörfern an der Ostküste, z. B. in Newhaven bei Edinburg und weiter nördlich hinauf fand ich eine etwas abweichende Kleidung. Da aber diese Fischerbevölkerung fast durchweg germanischer — angelsächsischer oder skandinavischer — Abkunft ist, so kommt ihre Tracht hier nicht in Frage, wo wir es mit altkeltischer Kleidung zu thun haben. Die vornehmen Damen in den größeren Städten Schottlands tragen höchst selten Tartan; durchaus nicht so viel, wie er gerade jetzt von unseren Frauen in Deutschland getragen wird.

Fragen wir nun, wie steht es heute mit dieser alten Hochlandstracht, so muß man antworten: sie ist als Kleidung des Volkes bereits gänzlich abgestorben; das aber, was wir heute noch davon sehen, ist künstlich gemacht, nicht viel mehr oder weniger als ein Maskenscherz. Daß der Kilt 1746 von den Engländern verboten ward, habe ich bereits erwähnt, und hierdurch wurde jedenfalls auch das zu Grabe tragen der alten Kleidung mit befördert.

Kommt man jetzt nach Schottland, so findet man, daß die Knaben aus den wohlhabenderen Ständen bis zum 14. Jahre noch häufig mit dem Kilt und nackten Beinen gehen, sonst aber bereits eine mehr civilisirte Tracht angenommen haben. In den größeren Städten erblickt man höchst selten einen erwachse-

*) Das zweite Gesicht heißt auf Gaelisch Darasuil, und ich weiß bestimmt, daß der Glaube daran noch heute, namentlich in der Gegend westlich von Inverneß, sehr verbreitet ist.

nen Mann in Kilt und Plaid, und nur auf dem Lande draußen, in den Bergen, in der freien Natur erlauben sich Einzelne, die mit guten Waden und Schenkeln beglückt sind, die Komödie der Hochlandstracht. Oft sind es Engländer, die, um sich den rechten Hochlandsanstrich zu geben, in Schottlands Bergen den Kilt anziehen oder doch sich wenigstens in dieser Tracht photographiren lassen. Bei den meisten Photographen liegen Highlands garbs vorräthig, damit Liebhaber nach einer schnellen Metamorphose sich in diesem Costüme abconterfeien lassen können. Die Dienerschaft, die Heger, Wildhüter und Hundedresseure der schottischen Adligen gehen meist auf den Landsitzen derselben in Hochlandstracht — aber das gemeine Volk nirgends, und darum erscheinen uns diese Leute ausgezeichnet und abgesondert, wie etwa die gelbröckigen Briefträger in Sachsen.

Wer unter den Adligen noch Sinn für das alte Keltenthum hat, der legt wohl auch noch seinen Familientartan an, wenn er zur Jagdzeit auf seinem Landsitze eintrifft. So ging der vor Kurzem verstorbene Herzog von Atholl nie anders als in Murraytartan. Er war ein großer Protektor aller Highlandgames und Vorstand eines jährlich in Dunkeld abgehaltenen Hochlandsfestes. Sein Beispiel hat auch bewirkt, daß in der Gegend von Dunkeld und Blair Atholl, wo er große Güter besitzt, noch heute mehr als an anderen Orten Schottlands die alte Tracht zum Vorschein kommt; den grün und blauen mit einem rothen Streifen durchzogenen Murraytartan sieht man dort nicht selten.

Tartan nennt man nämlich die bunten gewürfelten Stoffe, die größtentheils nach schottischen Mustern in Sachsen verfertigt werden. Alle die Tartans zu unterscheiden und zu wissen, welchem Clan sie angehören, ist gewiß ohne anhaltendes Studium nicht möglich, doch gibt es darüber eigene Werke, die mit derselben Gewissenhaftigkeit wie eine Heraldik abgefaßt sind und von den Clantartans handeln, das heißt, nur von den buntgewürfelten Stoffen, welche den alten Clans angehörten. Ausgeschlossen sind die Phantasie- oder Fancy-Tartans, die auch in großer Menge getragen und nach berühmten Personen benannt werden, z. B. Victoria and Albert Tartan. Als dritte Art kann der Schäfertartan erwähnt werden; er ist klein weiß und schwarz gewürfelt und wurde ehedem von den Schäfern getragen.

Ein wesentliches Erforderniß bei der Hochlandstracht ist noch die Purse, eine vor dem Bauch über dem Kilt hängende Tasche, gewöhnlich aus Marder-, Ottern- oder Dachsfell gemacht. Manchmal ist sie mit den ausgestopften Köpfen dieser Thiere, wohl gar mit den Schwimmfüßen des Otter verziert. Als Oberkleid dienen gewöhnlich Weste und kurze Jacke, über welche der Plaid in verschiedener Weise geschlungen wird. Auf dem Kopfe sitzt das dunkelblaue Bonnet, dessen Schnitt als „schottisch“ allgemein bekannt ist; bei vollständigem Hochlandscostume gehört noch eine Falkenfeder daran, gewöhnlich aber trägt man jetzt sein Clanzeichen oder eine silberne schottische Distel, das Wahrzeichen des Landes. *)

Bei den jährlich stattfindenden Hochlandsspielen sind von der Highland Society Preise für die beste Kleidung ausgesetzt, die Leute erscheinen einmal bei dem Feste darin, holen sich ihren Preis und legen dann Kilt, Purse, Plaid und Bonnet wieder in die Truhe. Etwas mehr Leben hat die Hochlandstracht durch die Freiwilligen bekommen, die in Edinburg, Glasgow und den anderen großen Städten Sonnabends einmal, aber auch nur dann, in dieser Kleidung aufziehen. Von den schottischen Regimentern tragen mehrere den Kilt, bei anderen treten aber bunt carrirte Hosen an dessen Stelle, die dann ganz abscheulich aussehen.

Aber alle diese Anstrengungen, die Tracht aufrecht zu erhalten, werden zu keinem Resultate führen, sie mag zu den Todten geworfen werden; und so wie dieser Kleidung wird es vielen anderen sogenannten Nationaltrachten in Europa gehen, sie verschwinden vor dem Alles nivellirenden Strome der neuen Zeit. Das beweisen die Beispiele an allen Ecken und Enden.

VI. Waffen, Geräthschaften.

Bewaffnet trugen die alten Hochländer Helme und Kettenpanzer. Ihre Schwerter waren lang, Bogen und Pfeil, Speer, Schlachtart, Schild und Dolch fehlten nicht. Mit diesen Waffen angethan erscheinen sie uns noch heute auf alten Grabmälern; zumal auf der Hebrideninsel Jona, wo der alte ehrwürdige Kirchhof, Reilig Orain, förmlich mit solchen Grabplatten gepflastert erscheint. Interessant erscheint uns jedenfalls der einfache Bogen; er war keine complicirte Armbrust, wie bei uns, sondern genau so gestaltet, wie ihn die Wilden noch heute führen. Der Engländer Moneypennie, welcher um das Jahr 1612 ein Buch über Schottland herausgab, schreibt: „Ihre Waffen gegen die Feinde sind Bogen und Pfeile, die mit Widerhaken versehen sind. Einige führen breite Schwerter und Aexte.“ Also noch im Beginn des 17. Jahrhunderts, als lange das Pulver erfunden worden und die Kriegswaffen schon ziemlich entwickelt waren, bedienten die Hochländer sich eines primitiven Bogens. Pfeil und Bogen spielen in der schottischen Heraldik auch jetzt noch eine große Rolle; so führen die Earls of Strathmore drei blaue Bogen im Wappen, die alt berühmten Gordons von Aberdeen haben einen Arm, der einen Bogen spannt, als Helmschmuck u. s. w.

Sammlungen solcher alten Waffen findet man noch in den meisten Schlössern schottischer Großen und in den Museen des Landes. Die Baronetshallen sind damit oft prächtig ausgeschmückt, so in Taymouth Castle, dem Sitze der Breadalbanes am schönen Loch Tay. Auch in Abbotsford fehlen diese Antiquitäten natürlich nicht. Dort hat Walter Scott sich eine Umgebung geschaffen, welche ihn ganz in die Vorzeit seines geliebten Vaterlandes zurück versetzte, und angeweht von ihrem Hauche konnte er in seinen Romanen jene treuen Bilder der alten schottischen Häuptlinge schaffen, gegen die selbst der strengste Geschichtsforscher nichts einzuwenden weiß. Da hängen an den Wänden die kleinen runden, mit Metallbuckeln versehenen Hochlandsschilder und die Schwerter — Blades — die ich am besten mit den sogenannten „Korbschlägern“ unsrer deutschen Studenten vergleiche.

Zur vollständigen Hochlandstracht gehört auch ein Dolch, der gewöhnlich mit einem großen Halbedelstein am Griffe verziert ist, ein langes Messer, das im Strumpf an der rechten Wade getragen wird, und ein dicker, knotiger Stock zum Bergsteigen.

Halbedelsteine und Kiesel, Kinder der heimischen Berge, sind dem Schotten stets der liebste Schmuck. Große, hellgelbe Topase, Rauchtopase oder Cairngorms, Achate, Amethyste und Jaspis werden, in Silber gefaßt, zu Broschen und anderen Schmucksachen verarbeitet. In der aberdeener Gegend schleift man auch verschiedenartig gefärbte Granite und fertigt aus denselben kolossale Vorsteckknadeln, Armbänder u. s. w. Originell sind diese Putzsachen jedenfalls, wenn auch nicht immer geschmackvoll, dem Schotten aber genügt es, daß sie aus den Hochlandsbergen stammen. Man findet auch in den Wohnungen Mancherlei mit diesen Halbedelsteinen verziert, so vor Allem jene kolossalen Schnupftabaksdosen (Snuff mulls) die aus Widderhörnern verfertigt sind und auf dem Tische zwischen den Anwesen-

*) Der Schotte liebt es, seine Distel möglichst viel an verschiedenartigen Gegenständen anzubringen, so auf Tapeten, als Giebelschmuck der Häuser, als Ornament an allen möglichen Bauwerken und Dingen. Fast eben so häufig trifft man noch auf die Lilien der Stuarts oder auf das schottische Einhorn. Letzteres meistens auf den Stadtsäulen, crosses, so z. B. in Aberdeen, Melrose.

den hin- und hergeschoben werden. Am Ende des Hornes sitzt ein großer Amethyst in Silber gefaßt, der die schottische Distel vorstellt. Ich habe auch in Schottland häufig Spaniol mit kleinen Lösseln schnupfen sehen.

Sehr wesentlich für die Schotten ist auch ein Wappen. Wappen sind in Schottland gleichsam zum Hausgeräth geworden; nicht nur der Adel führt sie, sondern auch bei den anderen Ständen sind sie im Gebrauche. Wer von einem keltischen Clan abstammt, ist gewiß auch im Besitze des Clan- oder Familienwappens, und kann er dasselbe nicht irgendwo ganz anbringen, so trägt er wenigstens den Helmschmuck als Brosche, Leibschnalle ꝛc. Die Wirthshausschilder tragen gewöhnlich die Wappen der nächstwohnenden adligen Familie. So gibt es in Braemar ein „Invercauld arms hotel" und ein „Five arms hotel", in Dunkeld ein „royal arms hotel" und ein „Atholl arms hotel". Die schottischen Wappen sind ungemein complicirt und weichen in vieler Beziehung von unseren deutschen ab. Da treten uns heraldische Figuren entgegen, von denen wir keine Ahnung haben, und denen gegenüber unsre Bären, Adler, Löwen, Eber, Greife und Hirsche sehr gewöhnlich erscheinen. Namentlich sind die Schildhalter merkwürdige Wesen, wie aus folgenden Beispielen zu ersehen ist. Die Macniel haben zwei Lachse als Supporters, dies Geschäft versehen bei den Maclean zwei Seehunde, bei den Robertson eine Schlange und eine Taube, bei den Macintosh und Farquarson Katzen, bei den Grahams Störche, bei den Urquhart Windhunde. Den Schild der Mackay halten ein paar Soldaten in der Uniform des vorigen Jahrhunderts, während vollständig costümirte Hochländer das Wappen der Macnab, Macfarlane, Skene und Macpherson stützen.

VII. Poesie und Musik.

Von einer Literatur ist bei den Kelten Schottlands keine Rede, in den Wissenschaften und Künsten haben sie nichts geleistet, das ganze Denken und Trachten des armen Volkes geht heute in dem Gedanken Brod auf, und da können wohl die höheren Blüthen des menschlichen Geistes nicht zur Entfaltung gelangen. Es gibt keine Zeitung in gaelischer Sprache, während doch die zahlreicheren Erben Irlands einige Blätter in ihrer Muttersprache besitzen, und Alles, was heute noch in gaelischer Sprache gedruckt wird, besteht in der Bibel, einigen Katechismen und anderen religiösen Büchern.

Desto geschäftiger ist der Volksmund gewesen, und in der Tradition leben heute noch uralte epische Gesänge fort. Die Thaten der Vorfahren werden in ein poetisches Gewand gehüllt und gelangen so, von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzend, bis in unsere Zeiten herab. Bei den Hochländern Schottlands ist dies besonders der Fall, denn die natürliche Anlage dieses Hirten- und Jägervolkes zur Dichtkunst ward noch durch die romantische Schönheit ihres Landes erhöht, die auf ihre phantasievollen Gemüther einen besondern Eindruck machen mußte.

Es kann nicht mein Zweck sein, auf die alten Volksgesänge hier näher einzugehen. Aber sie existiren in der That noch; wenn ich sie auch nicht selbst zu hören Gelegenheit hatte, so versicherten mir doch glaubwürdige, mit den Verhältnissen des Landes bekannte Männer, daß sie existirten.

Vor Allem sind es die sogenannten ossianischen Gesänge, die ihrer Zeit hohes Aufsehen erregten. Diese fingalische oder ossianische Poesie hat ihre ersten Keime in Irland; aber unter den Seekelten der Hebriden und Westschottlands hat sie sich zur blühenden Sagenpoesie entwickelt und ist endlich das ausschließliche Eigenthum der Gaelen der schottischen Hochlande geworden. Der schottische Held heißt Fingal, das ist, wie Clement erklärt, der helle Fremdling oder Fin der Fremdling. Alles weist in diesen Liedern auf germanische Helden hin, die den Kelten hoch und erhaben erschienen, ja der dänische Archäolog Finn Magnussen hat nachgewiesen, daß die Religion der ossianischen Gedichte ein genaues Abbild der alten nordischen Religion ist.

Die Macpherson'schen Fälschungen und Ueberarbeitungen darf ich füglich hier übergehen. Sie sind seit Talvjs Buch über „die Unächtheit der Lieder Ossians" in Deutschland zu Genüge bekannt. Hier kommt es nur darauf an, die poetische Begabung der Gaelen hervorzuheben.

Wo bei einem Volke sich Anlage zur Poesie findet, fehlt auch selten die Schwester derselben, die Musik; so haben auch die Hochländer von je eine große Neigung zur Musik gehabt. Die Hochlandsmelodien sind sehr eigenthümlich, ungemein einfach, dabei mild und von starkem Pathos getragen.

Die Harfe scheint das alte Nationalinstrument gewesen zu sein; ihrer wird schon in sehr alten Urkunden gedacht; entweder schlug man sie einfach mit den Fingern oder mit einer Art Plectrum; auch zeigt man in den schottischen Museen noch solche alte Harfen, die mit schottischen Halbedelsteinen besetzt sind. Ein schlagender Beweis für ihr Alterthum ist auch ihr Vorkommen auf alten steinernen Denksäulen, die zum Theil noch vor der Einführung des Christenthums aufgestellt wurden. Mit dem 17. Jahrhundert, zur Zeit als die großen Bürgerkriege in Schottland begannen, gerieth der Gebrauch der Harfe allmälig in Verfall, und an ihre Stelle trat der mehr kriegerische Dudelsack (bag-pipe). Sein Ursprung in Schottland ist unbekannt; doch scheint er nach der ganzen Art und Weise seiner Anwendung eher ursprünglich schottisch als eingeführt zu sein.

Wie lieb dem Schotten sein Dudelsack ist, erkennt man an der Einführung desselben beim Militär, und gewiß ist Ihrer britischen Majestät Armee die einzige, bei der dies merkwürdige Instrument benutzt wird. Als ich das alte Schloß in Stirling betrat, von dem man eine herrliche Aussicht auf die malerischen Krümmungen des Forth und die gleichförmig gestalteten Ochillberge hat, überraschte mich zum ersten Male eine zum Schall des Dudelsacks exercirende Compagnie Bergschotten. Es war ein eigenthümlicher Anblick, diese mit flatternden bunten Bändern besetzten Leute nach dem Takte ihres Lieblingsinstrumentes marschiren zu sehen; aber sie folgten munter den schrillen Tönen, die vor dem Feind sie mächtig begeistern sollen.

Herumziehende Dudelsackpfeifer werden immer seltener, doch findet man unter ihnen eigenthümliche Gestalten, die an die alten ossianischen Barden erinnern. Auf dem Kirchhof zu Melrose, bei den Ruinen der berühmten Abtei, fand ich auf einem Grabstein einen Dudelsack eingehauen, auf einem andern Flöte und Geige. Dort liegen gewiß solche alte Minstrels begraben, von denen aber die Nachwelt noch zu erzählen weiß wie von dem berühmten Highland Sandy, der vor etwa 14 Jahren zu Selkirk im 99. Jahre seines Alters starb. Alexander Roß war in Rossshire an der Cromarty-Föhrde zu Hause; er war ein echter Sohn seiner gaelischen Heimat, der mit der Bagpipe seiner Vorfahren hinauszog in die Welt. Er trug die gaelischen Melodien aus uralter Zeit und aus den Tagen der Clans, deren gewaltmäßige Zersprengung noch immer den Schotten mit Wehmuth erfüllt, von Berg zu Berg, von Glen zu Glen zu den Ohren seiner Landsleute, die bei den schrillen Tönen des urweltlichen Instrumentes, dessen Töne die Seele aufregen, wie der Sturmwind die Wellen, wunderbar ergriffen wurden. Im Lande der Sassanach, weit entfernt von seiner meerumzogenen Heimat, da, wo man keinen gaelischen Laut mehr versteht, liegt auch dieser „last minstrel" begraben.

Im Zusammenhang mit der eigenthümlichen Musik stehen die seltsamen Tänze der Schotten. Reel und Fling sind schwer zu beschreiben und wollen gesehen sein; sie sind es, die nebst dem Golfspiel und dem Curling den Schot-

ten überall dahin begleiten, wo er in der Fremde sich in größerer Zahl ansiedelt. Das Curling wird mit eigens geformten schweren Steinen auf dem Eise gespielt und erinnert an das Klotschießen unsrer Marschbauern. Wie viel von den schottischen Melodien, Tänzen und Spielen keltisch, wie viel germanisch, wage ich nicht zu entscheiden.

Gewiß beachtenswerth ist es, daß die gaelische Sprache ein eigenes Wort für Musik hat; es lautet: Bhinn. Als Grundton waltet in allen schottischen Liedern Trauer und Wehmuth vor; Alles ist bei ihnen naturwüchsig, ursprünglich, nirgends finden wir Kunst. Sie sind tief und mächtig, wild und stürmisch, wie das aufgeregte Weltmeer, das an die felsigen Küsten des Landes brandet. Schmerz, Liebe und Heimatsgefühl sind die bevorzugten Themata der tiefsinnigen schottischen Volkslieder. Anfänge solcher alten Lieder, die mich oft tief ergriffen, sind: „It is pretty to be in Ballinderry", „Should auld acquaintance be forgot?" „Yestreen, I met a winsome lass, a bonnie lass was she", „Why weep ye by the tide, lady", „When ye gang awa, Jamie". —

Daß Robert Burns, der Sohn des Volkes, der unsterbliche schottische Dichter, diesen Ton so herrlich zu treffen verstand, ist als ein Hauptgrund seiner weit verbreiteten Volksthümlichkeit anzusehen.

Die Pflanze und der Mensch.

Vor uns liegt die letzte Arbeit eines zu früh für die Wissenschaft entschlafenen jungen Gelehrten, der in der Blüthe seiner Jahre und im Dienste der Natur plötzlich eines jähen Todes starb. Dr. Kabsch in Zürich, dem sachwissenschaftlichen Publikum als Pflanzenphysiolog durch mehrere vortreffliche Abhandlungen in botanischen Zeitschriften bekannt, hatte mit fast erschöpfender Anstrengung im Winter und Frühjahre 1864 an der Vollendung seines Werkes: Das Pflanzenleben der Erde. Eine Pflanzengeographie für Laien und Naturforscher (Hannover. K. Rümpler 1865) gearbeitet, als schöne Lenztage den leidenschaftlichen Naturfreund zur Erholung und zu neuen Studien hinauslockten in die erfrischende Bergluft der Voralpen. In diesem Jahre blieb der Schnee ungewöhnlich lange in den Vorbergen liegen. Ungeachtet mehrseitigen Abmahnens brach Dr. Kabsch dennoch auf, aber schon am Abend des 20. Juni 1864 traf in Appenzell die Nachricht ein, daß er am Vormittage, ohne Führer botanisirend am Hohenkasten über eine Felswand hinabgestürzt und von zwei Gaisbuben todt, mit zerschmettertem Haupte, auf Alp Soll, gefunden worden sei. Er sollte nicht mehr die Freude haben, sein vollendetes Werk, auf dessen Erfolg er große Hoffnungen gesetzt, im Drucke vor sich zu sehen. Sein Freund H. A. Berlepsch, durch mehrere Arbeiten über die Schweiz und die Alpen rühmlich bekannt, unternahm die Herausgabe, und so ist denn nach dem Tode des Verfassers das von großem Fleiße zeugende Buch Eigenthum der deutschen Lesewelt geworden.

Wie der Titel sagt, ist dasselbe für Laien und Naturforscher bestimmt. Wie schwierig es erscheint, nach beiden Seiten hin gerecht zu werden, ist zu Genüge bekannt, und doch wird der Verfasser allen Ansprüchen gerecht. Seine Sprache ist gewählt, überall beherrscht er den Stoff, und die klare, übersichtliche Zusammenstellung trägt nicht wenig dazu bei, das weitschichtige Material uns nahe zu bringen. Sorgfältig sind die besten Quellen des großen Gebietes benutzt und ansprechende Schilderungen überall eingewebt. Das Werk ist weit davon entfernt, trocken zu sein; die Liebe, welche den Verstorbenen zu seiner Wissenschaft beseelte, blickt auf jeder Seite durch und ergreift auch den Leser; er versteht es, sie auf sein Publikum zu übertragen.

Der erste Theil behandelt in 10 Kapiteln die kosmischen Verhältnisse der Erde in ihrer Einwirkung auf das Pflanzenreich; dann folgt der Hauptabschnitt über die Physiognomik des Gewächsreichs und die allgemeine Verbreitung der Pflanzen auf der Erde. Die Geschichte des Pflanzenreichs macht den Beschluß; in diesem Theile tritt uns der schwächste Abschnitt des Buches, das geologische Kapitel, entgegen, welches allerdings von untergeordneter Bedeutung ist. Hier sind die meisten Resultate der Wissenschaft nicht überall eingearbeitet worden.

Zuletzt behandelt Kabsch die Beziehungen der Pflanzen zum Menschen. Er schildert die Kulturpflanzen und weist nach, welch' großen Einfluß der Mensch auf die Pflanze, ihr Leben und ihre Verbreitung gewonnen. Durch den Menschen sind die bestehenden Verhältnisse der Pflanzenwelt durcheinander geworfen und durch ihn ist die Möglichkeit zu einem neuen Werden angeregt worden. Denn das Beste und Schönste, was die Natur geschaffen, trug der Mensch über Land und Meer, über Berg und Thal; er vereinigte den Westen mit dem Osten, schob Berg und Ebene in einander, um den vorzüglichsten und lieblichsten unter den Kindern Flora's seine besondere Pflege angedeihen zu lassen und zwang die Natur zu neuen eigenthümlichen Schöpfungen, die ohne ihn nicht entstanden wären. Hat sich doch die Natur so mancher Pflanze bis zur Unkenntlichkeit des Zusammenhanges mit dem Urtypus verändert, nicht zu sprechen von den zahllosen weniger beständigen Abweichungen, welche täglich durch die Kunst des Gärtners hervorgerufen werden, und dies natürlich da am meisten, wo die Kultur überhaupt am höchsten gestiegen. Hier wird die Natur veranlaßt, in den mannichfaltigsten Farbenmischungen die ausgewählten Pfleglinge des Menschen mit neuer Schönheit auszurüsten; an einer andern Stelle wird aber durch dieselbe Kultur vielleicht dem gesammten Pflanzenkleide der schönste Schmuck geraubt. Man sehe nur die Verwüstungen an, welche die Kultur in Europa in den dichten ausgedehnten Wäldern, die früher Ebene und Berg bedeckten, angerichtet; verschwunden sind die herrlichen Buchen- und Eichenhaine, und nur selten erinnert ein Riesenstamm aus alter Zeit noch daran, daß einstmals tausende seiner Altersgenossen gelebt und als unumschränkte Waldgebieter geherrscht haben. Unter der Art des Holzfällers sind die Könige des Waldes gefallen, immer lichter sind die Wälder geworden, Stück für Stück ist ihnen entzogen und in Wiese und Feld umgewandelt — und jetzt bedecken volkreiche Städte und Dörfer den Waldgrund.

Die größte Zahl der Kulturgewächse, die jetzt in den Ebenen des europäischen Nordens gebaut werden, entstammen viel südlicher gelegenen Regionen. Zu Plinius Zeiten gelang es noch nicht, den Maulbeerbaum zu kultiviren, der jetzt durch ganz Deutschland hinauf bis nach Schweden und Norwegen gedeiht; zu Aristoteles Zeiten konnten in Griechenland noch keine saftigen Pfirsiche gezogen werden, und selbst auf Rhodos

brachte es der Baum nur zur Blüthe und sehr spärlichem Fruchtansatz. Jetzt finden wir ihn über alle Gärten des mittlern Deutschlands verbreitet. Und bis wohin ist die Rebe getragen worden? Und zu welcher Ausbildung und Mannichfaltigkeit der Abarten sind sämmtliche Obstarten gebracht worden? In der That, Decandolle hatte Recht, wenn er behauptet, der Nachtisch des Lucull würde uns jetzt in bescheidenen, bürgerlichen Verhältnissen kläglich erscheinen. Das Alles vermochte der Mensch über die Pflanze.

Ein einziger Gang durch den Garten kann uns in die fernsten Länder und Zonen versetzen. Blumenschmuck und Duft aus allen Ländern strömen uns entgegen; auch hier wie bei den Kulturpflanzen ist es dem Menschen gelungen, die Pflanze unseren klimatischen Verhältnissen anzupassen. Die größte Zahl unserer Zierpflanzen haben wir freilich aus den Ländern am Mittelmeer, wie die Hyacinthen und Narcissen, die Tulpen und Crocus, Alles, was der Gärtner zur Orangerie rechnet, wie die Cypressen, die Myrthen, den Oleander, den Lorbeerbaum, die Citronen und Pomeranzenbäume. China und Japan haben uns Camellien und Hortensien geliefert. Persien verdanken wir die Pfirsiche, die Kaiserkrone, den Flieder. Aus dem Hochlande Mexico's stammt die Georgine; Chile sandte die Fuchsien. Die Gladiolus-Arten, Eriken, Perlargonien und viele andere stammen aus dem Kaplande u. s. f.

Wenn aber in der That der Einfluß des Menschen auf das Leben der Pflanze ein so bewußter und bedeutender ist, so dürfte schon an und für sich auf eine Rückwirkung zu schließen sein. Diese findet auch statt und nicht blos auf das Leben des Einzelnen, als äußere Anregung auf die geistige Thätigkeit und die augenblickliche Gemüthsstimmung, sondern dieser Einfluß des vegetabilischen Reiches erstreckt sich auf die Existenz ganzer Völker, auf die Entwicklung und den Charakter von Nationen. Eine solche Einwirkung nicht blos der Pflanzenwelt, sondern der Natur ganz im Allgemeinen auf den nationalen Charakter ist vielfach angezweifelt worden. Alles, was wir von den Urbewohnern der Erde wissen und worin sämmtliche mythologischen Ueberlieferungen übereinstimmen, ist, daß die erste Stufe der Selbstthätigkeit, welche die Menschen erlangten, die des Jäger- und Hirtenstandes war. Erst später, als die Menschen zu gesellschaftlichen Verbindungen sich vereinigten und einen Grundbesitz anzustreben begannen, sammelten sie auch die erfahrungsgemäß ihnen nützlichen Pflanzen, wie vorher die nutzbaren Thiere, um ihre Wohnungen. Diejenigen, welche es übernommen hatten, das Land zu bebauen, hielten darum an den alten Wohnsitzen fest, wenn die Hirten und Jäger auszogen, und hiermit war in der Bewirthschaftung des Bodens die erste Kulturstufe erreicht. Die Pflanze also war es, welche den ersten Anstoß gab zur Kulturentwicklung des Menschen.

Es ist keine Frage, die erste Kulturstufe des Ackerbaus konnte an sehr verschiedenen Punkten der Erde erreicht werden und ist auch ganz unabhängig von einander in den entlegensten Zonen und Erdtheilen erreicht worden. Hat doch die Natur auf der Erde überall ihre nützlichen, Nahrung und Kleidung gebenden Pflanzen ausgestreut; hier freilich mehr, dort weniger; und nur die den Polen zunächst liegenden Länder sind leer ausgegangen. In jenen traurigen, jenseits des Getreidebaus liegenden Gegenden, wo der Mensch, wenn er Pflanzennahrung genießen will, zum Wurzelstock der Farne, oder wie auf Island zum Wurzelstock der Otterwurz (Polygonum Bistorta) und des Strandschilfes (Arundo arenaria) greifen muß, da wird er auch nie eine wirkliche Kulturstufe erreichen, denn jede Entwicklung des menschlichen Geistes ist unvermeidlich an die Kultur der Scholle, die er bewohnt, gebunden.

Aber auch südlichere Erdstriche, welche jetzt reich bebaute Kulturländer darstellen, waren ursprünglich kärglich mit Nahrungspflanzen von der Natur versehen, oder doch nur mit solchen, welche den Menschen nicht gerade besonders zum Anbau anregen konnten. Es kann für uns kein Zweifel sein, diejenigen Länder, welche die größte Zahl und zugleich die wichtigsten, d. h. die nahrhaftesten Pflanzen dem Menschen zur Kultivirung zu bieten hatten, werden auch alle wesentlichen Bedingungen zu einer schnellen und glücklichen Kulturentwicklung des Menschengeschlechts in sich getragen haben. Wir werden nicht zögern, als solche Länder die glücklichen fruchtbaren Erdstriche zu bezeichnen, die einen großen Theil des südlichen und westlichen Asiens einnehmen, die Länder um den Kaukasus, zwischen dem Euphrat und Tigris, bis zum Indus. Während Europa noch, in Barbarei versunken, im tiefsten Schlummer lag, da blühte in jenen Ländern bereits ein frischer Götterstaat, und alle Früchte, alle Erträge der Kunst und Wissenschaft bereiteten sich vor, in folgerechter Gesammtentwicklung sich zu erheben und die Grundlage alles künftigen Wissens und Könnens zu bilden. Jene Völker aber, denen wir den ersten Anstoß geistiger und sittlicher Bildung zu verdanken haben, sie blieben auf einer gewissen Kulturstufe stehen oder gingen sogar zurück, während andere, denen die Anfänge der Kultur nur vererbt, nur übertragen waren, sich weiter entwickelten und nun den höchsten Standpunkt menschlicher Ausbildung einnehmen. Nur da, wo, durch die Verhältnisse der umgebenden Welt bedingt, Körper und Geist sich in der Nothwendigkeit einer beständigen Uebung befanden, wo ein hochorganisirter Menschenschlag der Natur ihre Gaben durch Anstrengung aller geistigen und materiellen Kräfte abringen mußte, nur da konnte eine folgerichtige Entwicklung des Geistes vor sich gehen, wie sie im Zwecke der Weltgeschichte liegt.

Und diese Bedingungen waren denn bei den Völkern des mittlern Europa gegeben; darum sind sie es, welche den höchsten Stand der Kultur gegenwärtig erreicht haben und wohl auch stets bewahren werden. Strahlenförmig breitet sich vom Herzen Europa's die Kultur nach allen Weltgegenden aus und wird und muß allmälig die ganze Erde in ihre vergeistigenden Kreise ziehen, bis die höchste Stufe geistiger Ausbildung für die gesammte Menschheit erreicht ist.

Etwas Aehnliches, wenn gleich weniger bestimmt ausgeprägt, finden wir in Amerika; dort weisen die Verhältnisse der Nahrungspflanzen auf Central-Amerika, den Sitz des alten Kulturvolks der Tolteken, als den Ort, von wo jene Kultur ausgegangen, welche Columbus und seine Nachfolger schon auf einer so hohen Stufe antrafen.

Daß die Einwirkung der Natur und insbesondere der Pflanzenwelt auf den Menschen ihre Grenzen hat, daß namentlich alle Phasen der weitern Fortbildung von den Völkern meist selbständig durchlaufen werden, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Und doch, wie tief greift das Pflanzenleben auch da in die Geschichte ein. Oder will man es läugnen, daß sich in dem lichten, fröhlichen Götterstaate der Griechen nicht ein Stück ihres Blumenschmuckes und Duftes, ihres blauen Himmels und ihrer meerumschäumten Felsklippen widerspiegelt, und daß die Schauersagen des Nordens, die düsteren, mythischen Göttergestalten, die dunklen Orakel, die mystischen Zauberformeln der Druiden an das ernste feierliche Rauschen des nordischen Waldes, an dessen feuchte Schattenkühle, an die wolkenumschleierte Sonne und die nebelbedeckte Erde anklingen?

Und weiter, welchen zerstörenden, Geist und Körper zerrüttenden Einfluß hat die Pflanze auf den Menschen! In derselben Pflanze bietet die Natur uns ein kräftiges Nahrungsmittel, ein wirksames Medicament oder auch je nach der Benutzung einen schädlichen Giftstoff, dem ganze Völker unterliegen. Man kann wohl behaupten, daß es das Opium war, dem der Islam eine Zeit lang seine welterschütternde Macht zu verdanken gehabt; jener Saft, der den Menschen zur Nichts achtenden Tollkühnheit, zum fanatischen Wahnsinn trieb. In

Verbindung mit dem eingeimpften religiösen Fatalismus mußte er solch' ungeheure Wirkungen hervorbringen.

Man nehme nur, was dieses Erregungsmittel noch heute bei Malayen und Chinesen bewirkt, und man wird leicht zu der Ueberzeugung gelangen, daß das künftige Schicksal dieser Völker, ihre geistige und physische Beschaffenheit wesentlich an den Genuß des Opiums geknüpft ist. Sie sind ihm rettungslos verfallen und werden in ihm untergehen, gerade so untergehen, wie die rothen Indianer Amerika's im Genuß des Branntweins. Die Kulturpflanzen sind nun einmal, wie die Kultur im Allgemeinen, in der einen Hand eine geistig und physisch belebende Kraft, in der andern ein todtbringendes Gift. Auch der Europäer darf sich, wie bekannt, in den tropischen Ländern nur mit großer Vorsicht der einheimischen Früchte und selbst europäischer Genußmittel bedienen.

Die Lust an Erregungs- und Betäubungsmitteln, die sämmtlich das Pflanzenreich liefert, ist dem Menschen unter allen Zonen eigenthümlich. Es ist wunderbar, wie er instinctmäßig bei der Auswahl auf Pflanzen gefallen ist, die dasselbe wirkende Princip enthalten, oder deren Wirkung auf den Organismus wenigstens nahezu die gleiche ist. Schwächere Erregungsmittel hat der Mensch überall zu seinen Lieblingsgetränken erkoren: den Thee, den Kaffee, den Cacao, den Maté; diese enthalten sämmtlich denselben wirksamen Bestandtheil, das Thëin. Das Opium der Türken, der Haschisch des Inders, die Coca des Peruaners bringen nahezu dieselben Wirkungen, nicht blos auf den augenblicklichen Zustand des Organismus, sondern auch auf den Charakter des ganzen Volkes hervor.

An die verschiedenen Pflanzen, deren sich der Mensch bedient, um geistige Getränke daraus zu bereiten, könnte hier noch erinnert werden; ihre Wirkung auf den Volkscharakter scheint nicht so allgemein und durchgreifend zu sein, obgleich an einem Zusammenhang hier auch nicht zu zweifeln sein dürfte, wenn wir den feurigen Italiener, den lebhaften Franzosen, den bedächtigen Deutschen und phlegmatischen Engländer mit ihren Lieblingsgetränken vergleichen.

Noch zahlreicher sind die Anknüpfungspunkte, welche von einer Wirkung der Pflanzenwelt auf den Menschen zeugen. Hängt doch der Mensch in Nahrung und Kleidung so vielfach von der Pflanze ab; führen doch manche wilde Volksstämme um den Besitz gewisser Nahrungspflanzen sogar Krieg, wie die Eingebornen Brasiliens um den Besitz des Anacardienbaumes (Anacardium occidentale). Fassen wir dies Alles ins Auge, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn auch die Ausbreitung des Menschen sich innig an die Pflanzen knüpft. Mit wenigen Ausnahmen sind nur diejenigen Länder bewohnt, welche eine, wenn auch oft sehr geringe Anzahl von Nahrungspflanzen aufzuweisen haben.

Alexander Michie zu Kiachta an der russisch-mongolischen Grenze.

Der Grenzort Maimatschin. — Rückblick auf die Wüste. — Kiachta-Troitzkosafsk. — Specifisch-englische Ansichten über die Russen. — Russen und Chinesen. — Kaufleute und Handel. Thee. — Leben und Treiben. — Strenges Klima. — Der Weg bis zum Baikalsee.

Wir haben in der jüngsten Zeit mehrere Beschreibungen von Ueberlandreisen aus China nach Europa erhalten, z. B. von Grant und Frau von Bourboulon. Die Beherrscher des Blumenreiches der Mitte sind durch die mit den Seemächten abgeschlossenen Verträge gezwungen, den Reisenden Pässe zu ertheilen und dürfen ihnen keine Hindernisse in den Weg legen. Früher war es nur, in zeitweiligen Fristen, einer russischen nach Peking bestimmten Gesandtschaftsexpedition erlaubt, den Weg durch die Mongolei nach China zu nehmen, jetzt ist die Straße durch die Gobi für alle Europäer offen.

Wir werden demnächst eine eingehende Schilderung der Karawanenreise zwischen China und Sibirien geben und bei derselben auch Michie's sehr lebendig geschriebene Darstellungen benutzen. Heute heben wir aus seinem Werke (The Siberian overland route from Peking to Petersburg, through the deserts and Steppes of Mongolia, Tartaryeti, by Alexander Michie, London 1864) den Abschnitt über die wichtige Stadt Kiachta hervor. Nach einer langen Reise durch die Wüste erreichte die Karawane die mongolisch-sibirische Grenze. Die Schilderung des russischen Volkscharakters ist in mancher Beziehung sehr einseitig, wir wollen sie aber stehen lassen, um zu zeigen, wie ein gebildeter Engländer die Dinge ansieht.

Der Weg führte zunächst durch die chinesische Stadt Maimatschin, welche von Palisaden umgeben ist und anfangs einen ungünstigen Eindruck macht, der sich aber bald verliert. Die Straßen sind regelmäßig, ziemlich rein und, vom chinesischen Standpunkte betrachtet, breit. Die Häuser sind solide gebaut, nett, geschmackvoll verziert, mit kleinen Höfen und hübschen Thorwegen versehen. Die chinesischen Ansiedler haben sich durch die Berührung mit den Russen entschieden gehoben, denn die Bauart der Häuser von Maimatschin, wo die Chinesen doch nur einen vorübergehenden Aufenthalt nehmen, übertrifft selbst die der hübschesten chinesischen Häuser im Kaiserreiche selbst. Der Yamun, das Regierungsgebäude, liegt am äußersten Ende Maimatschins und wird von einem Mongolen überwacht.

Nahe dabei ist ein offener Platz, der als neutraler Boden zwischen China und Rußland betrachtet wird. An der russischen Seite desselben treten wir durch ein Thor und sind nun in Kiachta, unter den Flügeln des russischen Doppelaars, der an allen Ecken und Enden angebracht ist. Ein Blick auf den Ort genügt, uns wirklich davon zu überzeugen, daß wir im Czarenreiche uns befinden: Pfähle mit den Reichsfarben, zierliche, geweißte Häuser mit rothen oder grünen Dächern, und breite, leere Straßen beseitigen die letzten Zweifel.

Der Grenzkommissär Pfaffius empfing mich sehr freundlich, händigte mir Briefe und ein Exemplar der Times ein und erklärte, daß er von seiner Regierung den Auftrag habe, meine Reisezwecke in jeglicher Beziehung zu fördern.

Kiachta selbst ist nur ein kleiner Ort mit wenig Einwohnern, unter denen Beamte und Kaufleute den Hauptstamm bilden. Die meisten Menschen leben in Troitskosafsk, das eine Wegstunde nördlich von Kiachta liegt. Dorthin zogen wir mit unserer Karawane und fanden bald gute Wohnungen. Der Tag neigte sich zu Ende, und unsere Mongolen beeilten sich, zu ihren Weideplätzen zurückzukehren. Die Kameele wurden abgeladen und der Lama erhielt seine Bezahlung für die Benutzung der Thiere. Der Abschied von diesen Leuten that uns weh, und zugleich kam auch unser Mitgefühl ins Spiel, wenn wir bedachten, daß die armen Menschen in der furchtbaren Kälte des Septembers über die wüsten Steppen heimwärts ziehen mußten. Als Rückfracht nahmen sie Waaren von einem Chinesen in Maimatschin, und bald waren sie wieder auf dem

Wege nach der großen chinesischen Mauer; trotz der Winterkälte wollten sie im December nochmals wieder in Kiachta eintreffen. Sie führen in der That ein höchst elendes Leben; Tag und Nacht bringen sie auf den übelriechenden Kameelen zu und sind dabei doch allzeit fröhlich.

Für mich war ein russisches Bad eine große Erquickung; Staub und Sand, die sich während eines ganzen Monates auf mir angesammelt hatten, wurden weggewaschen. Die Mongolen dagegen dachten gar nicht ans Waschen; sie waren nur froh, daß sie genug Wasser zum Kochen des Thees und Hammelfleisches hatten. Ihre Jurten stehen selten in der Nähe von Brunnen, und das Wasser müssen sie immer von ferne herholen. Einen Grund konnte ich dafür nicht ausfindig machen, doch glaube ich, daß man damit die Monopolisirung eines Brunnens durch eine Familie umgehen will. Obgleich sich die Mongolen gar nicht waschen, sahen sie doch nicht so schmutzig aus, wie wir Europäer schon nach 24 Stunden; entweder haftet der Staub nicht so sehr an ihnen, oder man sieht ihn wegen der dunklen Hautfarbe nicht so gut. Jedenfalls belästigt sie der Schmutz nicht und die einzige Reinigung, welche ich sie vornehmen sah, war das Abwischen des fettigen Mundes mit dem Zipfel ihres Schafpelzes!

Wir waren sehr überrascht durch die Annehmlichkeiten, welche sich uns in diesem fernen Außenposten Sibiriens darboten. Die Häuser sind groß und bequem, aus runden Holzstämmen erbaut und mit Moos verstopft, wodurch sie selbst von Außen ein warmes Ansehen bekommen. Die besseren werden an der Außenseite mit behauenem Holze getäfelt, das weiß angemalt ist, mit den rothen und grünen Dächern angenehm kontrastirt und dem ganzen Orte ein freundliches Aussehen verleiht. Die drei Kirchen sind aus Backsteinen erbaut, geweißt und mit grünen Kuppeln versehen.

Die Straßen fand ich gut gehalten, da kein großer Verkehr die Wege beschädigt. Einige haben hölzerne Seitenwege oder Trottoirs, die aber theilweise schadhaft sind und in der Nacht gefährliche Stellen darbieten.

Jeder Russe, der über dem Bauern (Mnschik) steht, fährt nur. Da gibt es alle Arten von Wägen von der einfachen Droschke, die ein Pony zieht, an, bis zum feinen Luxuswagen des Stutzers, vor den europäische Pferde gespannt sind und auf dem Livréebediente stehen. Die Russen reiten hier nie zum Vergnügen oder zur Uebung; in dieser Beziehung gleichen sie den Chinesen, die auch nie reiten, gehen oder tanzen, ohne daß dabei irgend etwas zu erreichen wäre (so meint der Engländer).

Die Russen haben eine Ahnung davon, daß sie von den übrigen Europäern nur als halbcivilisirte Menschen betrachtet werden. Darum sind sie auch ungemein ängstlich in der Beobachtung äußerer Lebensformen, indem sie die Schale für den Kern nehmen. Die Schneider und Modewaarenhändler in Kiachta sind so gut wie ihre Collegen in den größeren Städten Europa's darauf bedacht, die neuesten pariser Muster ihren Kunden vorzulegen. Wenn man bei einem kiachtaer Kaufmann einen Morgenbesuch in einem Jagdanzuge machen wollte, würde man sehr anstoßen. Ich selbst kam sehr früh des Morgens in Pantoffeln und chinesischem Schlafrocke zu einem Herrn, der darüber wohl zwei Minuten lang sprachlos mich anstaunte und während der ganzen Unterredung seine Fassung nicht wieder erlangen konnte. So trägt der wohlhabende Russe seinen Pelz auch meistens nur, weil er theuer ist, und trinkt englischen Porter, nicht weil er ihm schmeckt, sondern weil die Flasche vier Thaler kostet! (Echt englische Anschauung!)

In den Straßen und im Bazar Kiachta's findet man eine Menge von Leuten verschiedener Menschenstämme neben einander. Der behaarte, unsaubere und dem Trunk ergebene russische Bauer und der gewandte, kleinäugige russische Handelsmann treiben sich neben dem schmutzigen, wild blickenden Buriäten tatarischen Stammes, geschäftigen Mongolen und zopftragenden Chinesen umher, die dem Handel am eifrigsten obliegen.

Die Kaufleute Kiachta's stehen im Rufe großen Reichthums; allein in der Wirklichkeit werden die vielen Millionen, von denen die Rede bei einzelnen ist, nicht vorhanden sein. Der Mammon hat hier seine großen Anbeter, allein da die russischen „Stutzer" in Kiachta durch nichts Anderes als Reichthum sich vor ihren Landsleuten hervorthun können, so sind die vielen Millionen, die man ihnen zuschreibt, wohl nicht immer so wörtlich aufzufassen. Daß manche Kaufleute von Kiachta demungeachtet reich sind, darüber herrscht kein Zweifel, und als bestes Mittel dazu zu gelangen, gilt das Bankerottmachen. Dies geschieht von Zeit zu Zeit. Der Kaufmann reist zu seinen Kreditoren nach Nischni Nowgorod oder Moskau, und bietet ihnen 50 Kopeken für den Rubel oder nichts. Gewöhnlich wird aus verschiedenen Gründen auf diesen Vorschlag eingegangen, und der Bankerotteur kauft sich ein neues Haus und einige Felder. Als ganz allgemeine Regel kann dies freilich nicht hingestellt werden, allein man zeigte mir verschiedene Cröfusse, welche auf diese Weise zu großem Reichthume gelangt waren.

Der Handel von Kiachta zieht seinen Gewinn sowohl aus dem Westen Rußlands als aus China. Jeder Kaufmann hat einen Laden im Bazar von Troitskosafsk oder in Kiachta. Der allgemeine Grundsatz ist, lieber wenige Geschäfte mit großem Nutzen zu machen, als viele, die einzeln nur kleinen Gewinn abwerfen. Die Handelsleute gehen nicht leicht der Concurrenz wegen mit den Preisen herunter, sondern vereinigen sich eher alle zusammen, um dem Publikum gegenüber hohe Preise fest zu halten. Daher erscheinen die Summen, welche man für alle Gegenstände fordert, ungeheuer hoch, selbst wenn man bedenkt, daß sie weit her transportirt werden mußten. Natürlich zum Schaden der Handelsausdehnung; überhaupt haben in merkantilen Dingen die Russen keinen weiten Blick und stehen darin hinter ihrer eigenen dem Fortschritt huldigenden Regierung weit zurück.

Die Oeffnung der russischen Häfen für den direkten Theehandel mit China hat in Kiachta viele Mißvergnügte erzeugt, die auf den Ueberlandhandel mit diesem Produkte wie auf ein Erbstück blickten und glaubten, Rußland für alle Zeiten mit theurem Thee versehen zu können.

Auch die Chinesen von Maimatschin werden für reich gehalten, und wenn man ihre behäbigen Figuren anschaut, kann man dem wohl Glauben schenken. Stattlichkeit des Aeußern gilt in China stets als Zeichen der Wohlhabenheit und „reich sein" und „fett sein" sind dort beinahe gleichbedeutend. Manchmal trifft aber dieser Vergleich nicht ein. Die Chinesen betrachten Maimatschin nur als vorübergehenden Aufenthaltsort, in dem sie ohne Familien leben und doch die beste Zeit ihres Lebens zubringen. Sie haben eine unbesiegbare Abneigung, ihre Familien von dem Orte zu entfernen, wo sie und ihre Väter geboren wurden, und selbst innerhalb der Grenzen ihres eigenen Landes wandern sie sehr ungern und nur durch äußere Verhältnisse gezwungen.

Russen und Chinesen haben sowohl in Bezug auf den Handel als auf den diplomatischen Verkehr eine eigenthümliche Stellung zu einander. Beide sind Erzlügner, denn der Russe, abgesehen von seiner weißen Hautfarbe, ist doch ein halber Asiate. Diese Beobachtung ist nicht neu, aber sie dient dazu, zu erklären, wie die Russen auf stille und friedliche Weise ihren Weg in das Innere China's gefunden haben, während die Engländer Feuer und Schwert anwandten. Der Russe begegnet dem Chinesen, wie der Grieche dem Griechen: Kraft wird gegen Kraft, Höflichkeit gegen Höflichkeit und Geduld gegen Geduld

gesetzt. Einer versteht den Andern prächtig, weil sie sich so sehr gleichen. Haben sie etwas mit einander abzumachen, so versteht es sich von selbst, daß man so fern als möglich vom Ziele beginnt. Es wird über dies und jenes geplaudert. Viele Pfeifen werden geraucht und manche Tasse Thee wird getrunken, ehe man auf den Busch klopft. Es geht auf diese Weise viel Zeit verloren, aber sie ziehen diesen Weg zu handeln vor und verstehen sich auf keinen andern. Wenn, so sagt ein Engländer, ein Russe oder Chinese mit einem Europäer zusammentrifft, weicht er stets direkten, geraden Verhandlungen aus, macht Winkelzüge und läßt lieber das Geschäft fallen, ehe er von seiner Weise abwiche, wobei er gewöhnlich den Vortheil hat. Seine geduldige Gleichmuth und die Zeitvergeudung sind für den eifrigen Europäer zu viel. Durch diese Gleichstimmung des Wesens haben die russischen Händler das Vertrauen der Chinesen erworben. Beide stehen in Bezug auf den Geschmack auf gleich niedriger Stufe. Geistige Genüsse und Vergnügungen sind ihnen fremd, aber in Essen, Trinken, Spielen und derlei Sachen fühlen sie sich einander verwandt. Man hat mir gesagt, daß die russischen Kaufleute von Kiachta zuweilen ein chinesisches Essen sich in Maimatschin bereiten lassen — dem gegenüber viele Europäer wohl eher verhungerten, als daß sie es anrührten. Doch hierin und in manchem Andern zahlen die Russen ihren Tribut der höhern chinesischen Civilisation; denn daß die Chinesen im Allgemeinen höher civilisirt sind, unterliegt gar keinem Zweifel, wenn auch ihre Civilisation eine eigenartige, andere ist, als die der christlichen Völker. Aber die Russen bleiben, trotz Allem, was sie von ihren westlichen Nachbarn erborgt haben, im Grunde doch Barbaren. Daß sie in großen Häusern wohnen und theure Weine trinken, dient nur dazu, um in recht grellen Farben zu zeigen, wie Zweige einer höhern Kultur auf den Stamm des Barbarenthums gepfropft wurden. Es gilt dies natürlich nur von den unteren und theilweise von den mittleren Klassen, nicht etwa von feingebildeten Russen, die viel fremdes Blut in sich aufgenommen haben und gleich uns erzogen sind. Es gibt eine Mittelklasse in Rußland, aber nicht nach unserer Weise; sie besteht aus Kaufleuten u. s. w., die sich aus dem Stande der Leibeigenen emporgearbeitet haben und nun den Mittelstand repräsentiren, zwischen denen aber und den uniformirten höheren Leuten ein eben so großer Unterschied ist, wie zwischen einem Kaufmann in Japan und einem Daïmio.

Das größte Gebäude Kiachta's ist das Zollhaus, welches nun aber nicht mehr als solches benutzt wird, da der gegenwärtige Generalgouverneur von Ostsibirien vor Kurzem alle Waarenzölle abgeschafft hat. Jetzt ist das Postamt darin aufgeschlagen; es liegt an einem erhöhten Punkte am Ende von Troitskosafsk.

Um meine Geschäfte in den verschiedenen Theilen der Stadt besorgen zu können, miethete ich für zwei Rubel täglich eine Droschke, ein altes, zerbrechliches Fahrzeug mit mangelhaften Federn und zwei mit Stricken vorgespannten wilden Ponies. Der Kutscher war ein ungekämmter Muschik. So klapperten wir durch die Straßen Kiachta's; ich schämte mich fast darüber und wäre lieber zu Fuße gegangen. Allein die Ehre erfordert in einer russischen, namentlich sibirischen Stadt, daß man fahre, und wir wären um alles Ansehen gekommen, wenn wir gegangen wären.

Kiachta liegt dicht gedrängt in einer Thalschlucht zwischen sandigen Hügeln, die mit Kiefern bestanden sind. Nach Süden, gegen die Mongolei zu, ist es offen, gegen die Nordwinde aber geschützt. Ein kleiner Bach läuft durch das Thal und wendet sich dann westlich nach den sandigen Ebenen der Mongolei. Kiachta und Troitskosafsk sollen zusammen 20,000 Einwohner haben, die aus dem Innern mit den nöthigen Bedürfnissen versehen werden. Alle Morgen langen große Wagenzüge mit Gemüsen, Rindfleisch und Hammelfleisch an; von letzterm essen die Russen jedoch nur wenig. Aber Alles kommt aus weiter Ferne, und die Landleute müssen lange vor Tagesanbruch aufbrechen, um zu rechter Zeit auf dem Markte anzulangen. Der in dicke Schafpelze eingewickelte Mann leitet die Pferde, während das in eine Menge Kleider eingebündelte Weib oben auf dem Kohl und den anderen Waaren sitzt. Ein großer Platz in der Mitte von Troitskosafsk dient als Heu- und Kornmarkt, wo Alles nach dem Gewichte unter Aufsicht der Behörden verkauft wird. Auch in China verkauft man nur nach dem Gewichte, selbst lebendige junge Hühner, denen man, um sie schwerer zu machen, einige Unzen Sand in den Kropf steckt, woran sie aber bald sterben. Auch an guten Fischen fehlt es in Kiachta nicht; dahin gehören namentlich die Störe aus der nahen Selenga, und zum ersten Male aß ich hier frischen Caviar.

Ein öffentlicher, von einer hübschen Einfassung umgebener Park dient den Damen Kiachta's als Spaziergangsort; dort schöpfen sie frische Luft, zeigen ihre neuen Hüte und spielen in den kurzen Sommermonaten ihre Liebesabenteuer ab. Das Ganze heißt der Garten, und vielleicht sieht es im Sommer auch wie ein Garten aus; als ich aber im September dort war, bot das Ganze mit dem gefrorenen Boden und den beschneiten Hügeln einen sehr traurigen Anblick. Jedenfalls ist aber die Anstrengung der Kiachtaiten zu loben, welche unter den ungünstigen klimatischen Verhältnissen überhaupt einen Garten angelegt haben. Blumen kann man fast nur in den Stuben ziehen, und viele gleichen Gewächshäusern, so sehr sind sie mit blühenden Sträuchern angefüllt.

Kiachta's Klima ist sehr kalt im Winter und ziemlich heiß im Sommer; die Luft ist trocken, der Boden sandig; Schnee und Regen fallen wenig. Die Stadt liegt unter 50° 15′ nördl. Breite auf einer Erhebung von 2200 Fuß Meereshöhe. Der Gesundheitszustand ist vortrefflich, und alte Leute über 80 Jahre sieht man so munter wie die Heimchen. Die Häuser sind behäbig, namentlich recht warm, und dies ist hier das erste Erforderniß. Die dicken mit Moos verstopften Holzmauern halten den Winter ab. Alle sind mit Doppelfenstern versehen, deren Ritzen mit Baumwolle verstopft werden. Die großen Oefen dienen zum Heizen und Kochen zugleich und sind so in die Ecken und zwischen die Wände der Zimmer eingebaut, daß sie mehrere zu gleicher Zeit heizen. Leider fehlt aber alle Lüftung in diesen Räumen, die Atmosphäre ist dick und drückend und wirkte auf uns sehr unangenehm, während die Russen sich dabei ganz wohl befanden. Gewöhnlich erhält man die Temperatur auf + 16° R. Als Brennmaterial dient Holz, welches die benachbarten Urwälder in ungeheurer Menge liefern.

Ganz konnten wir die russische Art und Weise zu leben nicht befolgen, obgleich sie schon bedeutend regelmäßiger ist, als wir von der Reise her gewohnt waren. Gewöhnlich wird nur eine Mahlzeit zwischen 12 und 1 Uhr eingenommen. Am Abend und Morgen brodelt der stets thätige Theekessel (Samovar). Man glaubt, daß viel Theetrinken den allzu großen Appetit abstumpfe; wir aßen daher alle das kleine Backwerk, das zum Thee gereicht wird, auf, um uns während des 24stündigen Darbens wenigstens in etwas schadlos zu halten. Das Hauptgericht ist eine Gemüsesuppe mit gekochtem Rindfleisch; sie heißt „Schtschi" und ist je nach den Zuthaten und der Kunst des Kochs gut oder schlecht. Schtschi macht schon an und für sich eine ganze Mahlzeit aus, gewöhnlich folgt aber noch ein Rinderbraten. Das Brot ist gut und weiß; als ein sonderbarer Gebrauch muß erwähnt werden, daß man noch schwarzes Brot neben das weiße auf den Tisch legt; aber Niemand rührt dasselbe an; es ist nur dazu da, um durch seinen Gegensatz die weiße Farbe des andern Brotes hervorzuheben. Das Schwarzbrot, welches von der Landbevölkerung genossen wird, ist sehr schwer und scheint mit Kartoffeln versetzt zu sein.

Die Beamten in Kiachta sind eine Art Wanderbevölkerung; die Angestellten werden oft versetzt, doch bleiben auch viele mit ihren Familien in der Stadt. Auch manche Kaufleute ziehen weiter nach Westen, während die Handwerker und die Leute der niederen Klassen ansässig bleiben. Von Petersburg und Moskau ist wenig die Rede; und spricht man ja davon, so geschieht es mit einer Art von heiliger Scheu, wie von Dingen aus einer höhern Welt. Irkutsk ist der Mittelpunkt ihrer Gedanken; was in Kiachta fehlt, findet man dort in Vollkommenheit: die besten Gasthöfe, Pferde, Wagen, Aerzte, Häuser, Kirchen, Läden. Man reist daher oft nach Irkutsk — aber nach Moskau, das kommt im Leben höchstens einmal vor.

Kiachta ward 1728 als Zwischenplatz für den Karawanenhandel mit China gegründet und diesem verdankt es allein seine Bedeutung. Der Haupthandelsartikel ist Thee; aber obgleich für den Karawanenthee Kiachta der Hauptdurchgangsplatz bleiben wird, so ist diesem Handel doch durch den direkten Verkehr der Ostseehäfen viel Abbruch geschehen. Die Kaufleute haben freilich in letzter Zeit versucht, mit ihren neuen Rivalen in Konkurrenz zu treten, und hat in China an denselben Orten wie diese den Thee eingekauft. Aber die ganzen Handelsbedingungen sind andere geworden. Der Tauschhandel mit russischen Produkten ist nicht mehr durchzuführen, und die Karawanenstraßen können selbst gegen die lange Seereise nicht mehr aufkommen.

Trotz der beschwerlichen Reise, welche wir zurückgelegt hatten, eilten wir weiter. Doch da erhielten wir schlechte Nachrichten. Das ganze Land zwischen dem Baikalsee und Kiachta war von den Fluthen der Selenga überschwemmt. Die europäische Post war schon lange fällig, und seit 10 Tagen waren keine Nachrichten vom Baikalsee angelangt. Wir mußten uns also gedulden, bis die Wasser abliefen, und benutzten diese Zeit zu Reisevorbereitungen. Unser chinesisches Silbergeld ward in russisches Papier umgewechselt, wobei wir nur etwa ein Procent verloren. Für ein Tael erhielten wir 2 Rubel 15 Kopeken. Dann wurde mein Pony für 10 Rubel verkauft; aber mit meinen Wägen hatte ich Schwierigkeiten, da Niemand bisher solche in Kiachta gekauft hatte und alle, die in Gebrauch waren, aus China kamen. Einige chinesische Kaufleute in Maimatschin erstanden sie endlich für 65 Rubel.

Statt dessen mußte ich mir eine Tarantasse, einen großen Reisewagen, anschaffen. Es wäre auch mit einer Kibitka, einem kleinen Fuhrwerk, das man auf den Poststationen erhält, gegangen; dann hätte ich aber bei jeder Station wechseln müssen. In Maimatschin kaufte ich noch einige Ziegenfelle mit fußlangen Haaren, die uns bei der kalten Fahrt die Füße warm halten sollten. An Mundvorräthen nahmen wir Branntwein, Schinken und geräucherte Zungen mit und verließen uns im Uebrigen auf das civilisirte (?) Land, in dem wir nun reisten.

Meine Papiere waren bald in Ordnung; unser Gepäck wurde nirgends visitirt. Eben so wenig fragte man nach einem russischen Paß; nur der pekinger Paß wurde vom Polizeimeister für Irkutsk visirt. Dies war aber nur darum nöthig, um eine Podaroschna, einen Paß für Postpferde, ausgestellt zu erhalten. Ueberhaupt benahmen sich alle russischen Beamten ungemein gefällig und liebenswürdig, und der Commissär, Herr Pfaffius, versah uns sogar noch mit einem besondern Schreiben, das bis nach Irkutsk hin der Padaroschna noch mehr Nachdruck geben sollte.

Die Wasser verliefen sich unterdessen immer mehr, und der 7. Oktober 1863 ward als Tag der Abreise fest gestellt. Denn der Grund war schon gefroren und es schneite gelegentlich. Die Schwierigkeiten, den schweren Wagen über halbgefrorene Flüsse zu bringen, stand lebhaft vor mir, und jeder Tag war unter solchen Umständen kostbar.

Mit vieler Mühe ward die Tarantasse beladen, drei Pferde wurden vorgespannt, und ein Buriäte setzte sich als Jemschik auf das fest gebaute vierräderige Fuhrwerk, das durch ein Lederdach recht gut verschlossen werden kann. Die „Pferde" waren eigentlich nur 13 Faust hohe Ponies. Sie sind aber sehr dauerhaft und nur lose vor den Wagen gespannt. Alle drei gingen nebeneinander, jedes unabhängig vom andern, so daß, wenn eines stürzte, die beiden übrigen dadurch nicht belästigt wurden. Ueber dem Mittelpferde erhob sich ein hölzerner Bogen mit einem weithin schallenden Glöckchen daran, das dem Postmeister auf den Stationen unsre Ankunft anzeigte, sonst aber sehr lästig war. Die Russen nennen diese Dreigespanne Troiki; es können aber auch zwei oder sechs Pferde vorgespannt sein, sie behalten doch denselben Namen.

Des schwedischen Reisenden Anderssons Abenteuer unter den Damaras und Namaquas in Südwestafrika.

Etwa unter dem Wendekreise des Steinbocks, an der südwestlichen Seite Afrika's, liegt die Walfischbay; in diese mündet ein Steppenfluß, der Kuisip, der etwa in jedem fünften Jahre laufendes Wasser hat, denn jene weite Region gehört zu den trockensten Gegenden der Erde. Nördlich vom Wendekreise wohnen die Damaras, südlich von denselben die Namaquas, ein mit dem Hottentotenstamm verwandtes Volk, während jene ersteren an Gestalt und Sprache viel Uebereinstimmendes mit den Bitschuanas, also mit den Kaffernvölkern haben.

Diese Gegenden und Völker sind uns erst seit etwa 20 Jahren näher bekannt geworden, theils durch deutsche Missionäre, theils durch die beiden Reisenden Galton und Anderssson. Diese erforschten den Landstrich zwischen dem 23. und dem 18. Grade südlicher Breite, welcher vor ihnen noch von keinem Europäer besucht worden war. Ihnen folgten mehrere Elephantenjäger, und Anderssson hat sich wiederholt Jahre lang im Gebiete der beiden Völker als Handelsmann aufgehalten. Lange Zeit lebte er mit ihnen in gutem Einvernehmen, dann aber brach, in der Mitte des Jahres 1864, ein Mißgeschick über ihn herein, dessen Schuld er selber trägt. Eine in Kapstadt erscheinende Zeitung, die „Cape and Natal News", erzählt Folgendes:

„Nachrichten von der Walfischbay (die Engländer schreiben Walwich-Bay, was ganz unrichtig ist und auf deutschen Karten nicht vorkommen sollte) melden von einem hartnäckigen Kriege unter den Eingebornen. Längere Zeit waren die mit Schießgewehren wohl bewaffneten Namaquas den Damaras entschieden überlegen und unternahmen sehr oft Raubzüge in das Gebiet derselben. Allmälig wußten aber auch diese sich Flinten und Schießbedarf zu verschaffen und konnten sich mit Erfolg wehren. Beide Theile sind rohe Wilde und die einen

nicht besser als die anderen. Zum Unglück haben die im Lande befindlichen Europäer auf beiden Seiten Partei genommen.

Nun begab es sich, daß der Schwede Andersson, der es mit den Damaras hielt, einige tausend Häupter Rindvieh nach der Kapkolonie treiben lassen wollte. Die Namaquas benutzten eine günstige Gelegenheit, raubten das Vieh und tödteten mehrere Treiber. Anderssons Versuche, sein Eigenthum auf friedlichem Wege wieder zu bekommen, waren vergeblich, und er rief deshalb, gemeinschaftlich mit dem von uns im Globus oftmals erwähnten Engländer Friedrich Green, seine Freunde, die Damaras, zum Kriege gegen die Namaquas auf, und ungefähr 3000 derselben stellten sich unter den Befehl der beiden Europäer. Der Feind hatte sich auf einem Hügel verschanzt, der aber bald erstürmt wurde. Dann mußte eine zweite Verschanzung angegriffen werden, und bei dieser Gelegenheit erhielt Andersson eine Kugel in den Oberschenkel, welche ihm den Knochen zerschmetterte. Ein paar Stunden lang lag er, dem Feuer von Freund und Feind ausgesetzt, hülflos am Boden. Erst nachdem die Damaras den Sieg erfochten und das geraubte Vieh wieder genommen hatten, brachte man ihn nach der Stadt Otschimbingue.

Dazu kommt noch ein tragisches Ereigniß. An dem Kampfe hatten sich auch die Damaras von der deutschen Mission Rehoboth betheiligt. Als sie heimkehrten, wurden sie in der Nähe dieses Dorfes von Namaquas überfallen, welche das Gras in Brand steckten, so daß die Wägen der Damaras Feuer fingen; dabei wurden viele Weiber und Kinder verbrannt. Bei diesem Kampfe war der Missionär Kleinschmidt zugegen; er entfloh und irrte vier Tage lang umher, ohne Speise zu finden; halb verhungert kam er endlich nach Otschimbingue, starb aber dort nach einigen Tagen vor Erschöpfung. Er war ein braver, gastfreier, seinem (höchst undankbaren) Beruf eifrig ergebener Herrnhuter.

Andersson selbst schildert seine klägliche Lage in einem Briefe und hebt hervor, daß die Wilden auf beiden Seiten wie in einer regelmäßigen Schlacht gefochten hätten; sie dauerte volle 10 Stunden, und mehr als 4000 Barbaren standen sich gegenüber. „Die Damaras wurden von mir und noch einigen anderen Europäern befehligt. Ich leide manchmal unerträgliche Schmerzen und liege nun schon seit drei Monaten im Bette. Noch vor Kurzem ging mir Alles nach Wunsch, aber an einem Unglückstage schloß ich Freundschaft mit den Damaras, bewog sie, das Joch der Namaquas abzuwerfen und unabhängig zu werden. Die Folgen davon sind gewesen: Drei Schlachten, in denen wir die Namaqua-Hottentoten geschlagen haben, der völlige Ruin meiner Gesundheit und der Verlust meines Vermögens; ich werde zeitlebens nicht wieder kräftig."

Damit gesteht Andersson ein, daß er durch seine Einmischung in die Händel jener Barbaren eine verhängnißvolle Thorheit begangen habe. Sein Benehmen war um so tadelnswerther, da gerade er diese Völker genau kennt. Er hat sie in seinen Reisewerken eingehend geschildert, und diese sind, nebst jenen Galtons, eine Hauptquelle für die Kunde jener Gegenden. Wir wollen einige Erläuterungen hinzufügen und verweisen auf die Karte von Südafrika, welche dem vorigen Bande des Globus beigegeben worden ist; der Leser hat auf derselben einen deutlichen Ueberblick des Schauplatzes, auf welchem die beiden Völker sich bewegen.

Das sogenannte Groß-Namaqualand liegt zwischen dem Oranjeflusse, der Kalahariwüste, dem Ocean und dem Lande der Damaras. Im nördlichen Theile desselben und auch bei den Damaras haben vorzugsweise deutsche Missionäre mehrere Stationen gegründet und sich alle mögliche Mühe gegeben, die Barbaren zu sittigen, aber die Enkel bleiben, wie Galton ausdrücklich betont, so roh und wild wie die Großväter, trotz Predigt, Unterricht und Kirchengesang. Am Flusse Swakop, der nördlich vom Kuisip fließt, und in welchem viele Wasserlöcher liegen, sind mehrere Missionen angelegt worden, z. B. Otschimbingue, wo immer Wasser zu finden ist und viel Gras wächst, und Schmelens Hoffnung. Die letztere wurde, als Galton im Lande war, von den Namaquas angegriffen; sie erschlugen die dortigen Damaras und verjagten den Missionär Kolbe, weil er sich Mühe gab, sie von ihren Raub- und Mordzügen abzuhalten. Er fand Zuflucht in der Mission Barmen, beim Missionär Hahn, der auch viel Herzeleid auszustehen hatte. Die Namaquas behandelten ihn mit der größten Unverschämtheit, kamen betrunken ins Missionshaus und raubten Menschen und Vieh. Galton sah zwei Frauen, denen jene Hottentoten die Beine abgehauen hatten, um sich ihrer eisernen Knöchelringe zu bemächtigen. Ein Namaqua-Knabe, der ein schreiendes Kind am Boden liegen sah, stach demselben kaltblütig beide Augen aus.

Man theilt die Namaquas, welche in der „Hottentotenwüste, dem verwünschten und verfluchten Lande" wohnen, in zwei Abtheilungen. Jene im nördlichen Theile stammen zumeist aus der Kapcolonie, und unter ihnen befinden sich viele Mischlinge von europäischen Vätern. Sie werden als Urlams bezeichnet, und die unvermischten Namaquas sind auf sie, die sich für besser halten, sehr eifersüchtig; im Haß gegen die Damaras stimmen aber beide überein. Diese letzteren sind schwarz oder schwarzgrau, aber nicht negerartig; die Hottentoten sind gelb. Als Urlams werden übrigens von den Holländern alle jene bezeichnet, die sich bei ihren Dörfern oder Viehgehöften umhertreiben. Vor einem halben Jahrhundert wohnten die Urlams noch an der Nordgrenze der Kapkolonie, am Oranjefluffe, und ihr Häuptling war ein berühmter Räuber, Jonker Afrikaner, welchen die Namaquas im Norden gegen die Damaras zu Hülfe riefen. Er blieb dann dort, raubte große Heerden zusammen und wurde ein mächtiger Mann. Die zweite Abtheilung der Namaquas sind die Topnaars, d. h. die Größten, Höchsten; sie bilden einen Gegensatz zu den Eingedrungenen, den Urlams. Das Volk wohnt in runden Hütten, glaubt an den Kobold Hitschibib, und ißt kein Hasenfleisch. Weshalb? Der Mond ließ einmal den Hasen rufen, welcher an die Menschen Folgendes bestellen sollte: — Wenn ich sterbe und wieder geboren werde (auf- und untergehe), dann sollt ihr sterben und wieder aufleben. Der Hase richtete aber seinen Auftrag ungenau aus und sagte: „Wenn ich sterbe und nicht wieder geboren werde." Darob ergrimmte der Mond, warf im Zorn einen Knüttel nach dem Hasen und spaltete diesem die Lippe. Der Hase aber nahm die Flucht und muß laufen bis diesen Tag. — Die Namaquas hassen den Hasen; kein Erwachsener darf von seinem Fleisch essen; wer es doch thut, wird aus dem Dorfe verstoßen und darf nie wieder an einer Ziege saugen!

Es gibt Zauberer, Kaiaobs, welche Regen machen; ein solcher muß Gift verschlingen und sich von giftigen Kriechthieren beißen lassen. Mit seiner schmutzigen Kopfbedeckung kann er dann Wunderkuren verrichten. Nach dem Tod eines Häuptlings trauert man nicht, sondern veranstaltet ein heiteres Festgelage, bei welchem der Thronfolger mächtige Stücken Rindstalg als Krone auf seinem Wollkopfe befestigen muß; er hat sie so lange zu tragen, bis sie vertrocknet ist, aber dann ist sie auch ein Amulet, mit welchem irgend eine alte Hexe Wunder thut. Ueberhaupt sind die Leichenschmäuse Lieblingslustbarkeiten der Namaquas; die Thiere werden nicht geschlachtet, sondern erstickt. Man glaubt an Währwölfe. Die Sonne ist ein großer Fettklumpen, der allabendlich ins Meer taucht. Dort hält ihn ein weißer Schiffskapitän fest, schneidet sich ein Stück ab und gibt dem Uebrigen einen Stoß; dann versinkt es, geht unter dem Wasser rundum und kommt im Osten wieder zum Vorschein. Die Vielweiberei ist unbeschränkt. Den

Missionären gebührt das Verdienst, einem grausamen Brauche gesteuert zu haben; denn früher ließ man alte oder kranke Leute elend umkommen.

Der Namaqua ist unglaublich träge; tagelang hintereinander liegt er in der Sonne, rührt sich kaum und erträgt lieber Hunger und Durst, als daß er sich rührte. Man fragt ihn, weshalb er so faul sei, und er entgegnet: „Soll ich es etwa so machen, wie die Würmer an der Erde?“ Zur Arbeit wird keine Macht der Welt ihn vermögen; aber beim Tanz ist er unermüdlich. Ein Schaf wird höher geschätzt als eine Frau, aber im allerhöchsten Werthe steht der Tabak.

Die Damaras, mit welchen Anderssion Freundschaft geschlossen hatte, werden von Galton als „ein Volk von Dieben und Kehlabschneidern“ geschildert. In ihrem Lande gibt es keinen Baumschatten, außer auf den hohen Bergen, z. B. auf dem Erongo, der etwa 20 Reisestunden von der Mission Otschimbingue liegt, und auf welchem ein Negerstamm wohnt, die Ghu Damup, welche auf einer so niedrigen Stufe sich befinden, daß sie selbst von den armseligen Buschmännern als untergeordnet betrachtet werden. Diese kamen als Eroberer zu ihnen, zwangen ihnen ihre Sprache auf und bilden eine höhere Kaste! Der Ghu Damup wird von Allen tyrannisirt. Er hat einen prächtigen Wuchs, wolliges Haar, bemalt seine schwarze Haut mit rother Farbe, wimmelt von Ungeziefer und ist unglaublich unsauber. Kleidung und schmutziger Schaum auf stehenden Gewässern werden mit einem und demselben Ausdruck bezeichnet. Stammvater der Ghu Damup ist, wie sie meinen, ein Affe. „Weshalb sollten wir und die Paviane nicht Brüder sein? Gleich ihnen werden wir von Jedermann verfolgt; wir leben auf denselben Bergen, essen dieselben Wurzeln und kratzen sie mit den Händen aus der Erde.“

Die Damaras sind ein hübsch und kräftig gewachsenes Volk, können es aber an Ausdauer einem Europäer nicht gleich thun. Die Hautfarbe ist zumeist schieferfarbig; auch sie gefallen sich in ungeheurem Schmutz, der sich auf der Haut in solcher Menge anhäuft, daß die Grundfarbe nicht zu erkennen ist; sie reiben sich mit rothem Ocker und Fett ein und riechen sehr übel. Die Bekleidung besteht aus Schaf- und Ziegenhäuten.

Die Damaras stammen nicht von einem Pavian, sondern von einem Baum ab. Als Menschen und Thiere aus demselben hervorkamen, war Alles dunkel. Da zündete ein Damara Feuer an, und Zebra, Gnu, Giraffe und andere Thiere erschraken so sehr, daß sie vor den Menschen flohen; nur Kühe, Schafe (welche von einem großen Stein abstammen) und Hunde sammelten sich um das Feuer. Jener Urbaum soll noch vorhanden sein. Der höchste Götze, Omakura, hat seinen Sitz weit im Norden, und jeder Stamm hat seinen eigenen. Die Geister der Abgeschiedenen lassen sich blicken, gewöhnlich in der Gestalt von Hunden mit Straußfüßen. Die Hexenmeister heilen Kranke durch Zauberformeln und mit Hyänenkoth, der für sehr wirksam gilt, wenn man ihn in den Mund und auf die Stirne reibt. Sie haben eine Art von Kastenwesen und zerfallen in zwei Stämme, die Ovahĕreros, welche zunächst dem Meere leben und die Ovapantieren. Die Reichen besitzen Heerden; sie blicken auf die Armen, die Ovatschimbas, mit tiefer Verachtung, machen sie zu Sklaven und halten es für eine sehr gleichgiltige Sache, ihnen das Leben zu nehmen. Kranke Leute finden keine Theilnahme, werden von den Verwandten aus der Hütte geworfen, und diese thun überhaupt Alles, um den Tod zu beschleunigen; gewöhnlich ersticken sie den Kranken, indem sie Ochsenhäute über ihn werfen. Nur wenige Damaras sterben eines natürlichen Todes. Aber der Damara schwört „bei den Thränen seiner Mutter“, die er vielleicht gestern erstickt hat. Er liebt Tanz und Musik und ahmt dabei die Laute der wilden Thiere nach. Er ist eben so träg, wie der Namaqua. Seine Sprache hat im Bau viel Uebereinstimmendes mit dem Sitschuana (der Sprache der Bitschuanas) und der Sprache des Kaffern; er kann kein L aussprechen; aus Kolbe machten sie Korure; aus Galton = Bortonio.

Ovahĕrero bedeutet: das fröhliche Volk; von den Namaquas werden sie als Damup bezeichnet, und im Munde der Urlams und Holländer ist daraus Damara geworden. Galton meint, und Anderssion pflichtet bei, daß die Damaras allmälig verschwinden würden; sie sind ein Hirtenvolk und haben in ihrer Sprache kein Wort für Nahrungsmittel, welche man aus Getreide bereitet. Wahrscheinlich sind sie von Osten her in ihr jetziges Land gekommen, in welchem nur wenige Strecken bewohnbar sind. Vor etwa 100 Jahren waren noch keine Damaras im Süden des Kaokoflusses zu finden. Damals drangen sie in diese von Buschmännern und Ghu Damups bewohnte Gegend und unterwarfen die letzteren zum großen Theil, einige derselben fanden Zuflucht auf hohen Bergen, z. B. auf dem Erongo.

So sind diese Barbaren im südwestlichen Afrika, mit welchen Reisende und Missionäre sich zu schaffen machen.

Aus allen Erdtheilen.

Bericht des Missionärs Jaques aus Sedhiou am Senegal. Derselbe ist mitgetheilt im „Journal des missions évangéliques“ December 1864, und schildert in anschaulicher Weise das Leben und die Gefahren, denen die Europäer in jenen tropischen Gegenden Westafrika's ausgesetzt sind: „Mein Wohnort ist das Dorf Dagorne am obern Senegal, und die Bevölkerung hier in der Umgegend ist eine sehr gemischte. Die Sarakholes herrschen vor, doch leben hier auch viele Mandingos, weniger Jolofs, Bambaras, Futafulas, Bassunkas ꝛc. Bei den Mandingos und Sarakholes herrscht ein gemilderter und nicht sehr strenger Mohammedanismus; die übrigen Völker sind aber Heiden. Für meine Bestrebungen, um sie zu Christen zu machen, finde ich unter der Jugend den besten Boden; aber man kann mit Jedermann frei über religiöse Angelegenheiten sprechen. Die Mandingos sind die ernsthaftesten unter diesen Negerstämmen, und das Laster der Trunkenheit ist unter ihnen am wenigsten verbreitet. In Sedhiou trinkt man allein jährlich für mehrere tausend Franken Palmwein, woraus man sich einen Begriff von der allgemein verbreiteten Trunksucht machen kann.

Das Klima am Casamance ist, wie überall in den Tropen, für die Einen gut, für die Anderen geradezu mörderisch. Ich kenne Europäer, die hier 15 und 20 Jahre in vollkommener Gesundheit lebten, während andere es auf keinerlei Weise aushalten konnten und bald gezwungen waren, das Land zu verlassen. Die gewöhnlichsten Krankheiten sind: Wechselfieber, doch weniger schlimm als am Senegal, Landscorbut, den man mit der häufig hier wachsenden Kresse heilt, Blutgeschwüre und Leberkrankheiten. Vor den am Senegal so häufigen und gefährlichen Dyssenterien und trockenen Koliken braucht man sich am Casamance nicht zu fürchten.

Die gute Jahreszeit beginnt in der Mitte des November, und sehr selten stellt sich nach dieser Jahreszeit Regen ein. Im December weht ein frischer, belebender Wind. Ohne Furcht kann man dann am Tage Reisen unternehmen, selbst

wenn am Mittage die Sonnenstrahlen heiß herabbrennen. Oft habe ich dann mehrere Meilen zu Fuß oder zu Pferde gemacht, ohne irgend wie von der Hitze belästigt zu werden. In dieser köstlichen Jahreszeit steht auch noch das Grün der Gärten in voller Pracht. Früher jedoch kann jede Landreise große Gefahr bringen. Dann verdunstet der gefallene Regen und hinterläßt die durchfeuchteten Pflanzenstoffe, die nun in Fäulniß übergehen und Fiebermiasmen erzeugen; im December ist aber diese Gefahr vorüber und es geht bis zum März Alles gut. Im April und Mai wird es sehr heiß, doch ist es dann Morgens, Abends und in der Nacht noch kühl. Im Juni dagegen wird die Hitze schon erstickend und die Luft ist mit einer ungeheuren Menge Elektricität schwanger; Mosquitos und Fliegen fallen in großen Schwärmen über uns her und verleiden die Nachtruhe. Oft ist der Körper dadurch ganz mit rothen Flecken wie übersäet, die aber keineswegs gefährlich, sondern nur ein Zeichen guter Gesundheit sind, wenn auch das Jucken und Kratzen, welches dadurch hervorgerufen wird, unerträglich fällt. Im Juli regnet es sehr stark, und furchtbare Stürme stellen sich ein, die oft große Verwüstungen anrichten und starke Bäume knicken. Läßt man dann seine Thüre nach der Windseite zu einmal offen, so kann es sich ereignen, daß der ganze Fußboden förmlich überschwemmt wird. Der schlechteste Monat ist aber der September.

Meine Wohnung ist die gesundeste in Sedhiou; dabei sehr geräumig und von einer großen Gallerie umgeben. Sie ist so fest gebaut, daß der Regen nicht durchdringen kann, und da sie etwas hoch liegt, so ist sie stets erfrischenden Winden ausgesetzt. Ein hübscher Gemüsegarten zieht sich am Hause hin, und zwei Brunnen versehen mich fortwährend mit hellem, frischem Wasser in genügender Menge. Hühner, Enten und Puter laufen auf dem Hofe umher und wandern dann in meine Küche. Unentbehrlich ist mir mein treuer Haushund, der mich vor dem Einbrechen der zahlreichen Diebe schützt. Ertappt man einen solchen, so ist der Prozeß kurz; man führt ihn auf den öffentlichen Platz und gibt ihm dort bei der Musik von Becken 70 oder 100 Hiebe mit einem Stricke.

Unsere Briefe erhalten wir am 15. oder 20. jeden Monats mit dem französischen Courier von Gorée (an der Westküste Senegals), und in dieser Stadt versehen wir uns auch mit allen Bedürfnissen; der Markt ist dort gut versorgt, nur ist Alles ziemlich theuer. Brod backen wir selbst, und Jedermann ist sein eigener Fleischer; da wir nun mit dem Schlachten wechseln, so haben wir in jeder Woche ein- oder zweimal frisches Fleisch. Gemüse zieht jeder in seinem Garten.

Wenn ich auf den Straßen von Dagorne erscheine, so werde ich von allen Seiten von den Kindern angehalten. Das eine zupft mich am Rocke, das andere nimmt mich an der Hand und ich spreche mein Salam alëikum (Friede sei mit euch); worauf die Antwort Alëikum salam lautet. Oder man grüßt in der Joloffsprache: Kae herabe? Wie geht's? Heraba, es geht gut. Sehr interessant ist die Art und Weise, wie die Mütter hier ihre Säuglinge tragen. Sie ist dieselbe eigentlich in ganz Afrika. Das Kind liegt in einem Tuche auf dem Rücken, die Zipfel sind vor der Brust zusammen gebunden. Das heißt in der Joloffsprache botter."

Von den Marschallsinseln im Stillen Ocean erhalten wir durch die „Annales hydrographiques", drittes Semester, sehr interessante Nachrichten durch einen Franzosen: „Die Eingebornen sind vielleicht die größten Reisenden unter allen Bewohnern der Südsee. Im verflossenen Jahre kehrten einige Insulaner von der Wellington Insel heim, die 600 Meilen westlich liegt. Sie hatten kein einziges der Instrumente bei sich, welche unsre Seeleute als unentbehrlich betrachten, da sie dieselben für ganz nutzlos halten. Sie haben eine sehr genaue Kenntniß aller Inseln, die in ihrem Meere liegen und construiren sich selbst Karten, die eine genaue Uebersicht der Entfernungen aller verschiedenen Inselgruppen zulassen. Diese Karten werden aus kleinen Stäben gemacht, die man in geraden Linien oder in Kurven aneinander fügt. Die Construktion selbst ist ein streng bewahrtes Geheimniß der Häuptlinge, und der erste Mensch, der es uns verrieth, obgleich er selbst aus der Familie der Häuptlinge war, wurde mit dem Tode bedroht.

Auf den Grabhügeln ihrer berühmten Todten stellen die Marschallsinsulaner in eigenthümlicher Weise Ruder auf. Ein Besuch auf einem solchen Friedhofe ist höchst interessant. Ueberall stehen die alten Ruder unter den Cocosbäumen umher, und tausende von Ratten schwärmen zwischen den Grabstätten. Viele Leichen werden aber nicht beerdigt, sondern unter eigenen Ceremonien in das Meer geworfen.

Ich landete im Jahre 1859 auf Ebon und habe dort sieben Monate, die schönsten meines Lebens, zugebracht. Die Insel ist mit Cocospalmen, Pandanus und allerhand Fruchtbäumen bedeckt. Sie sind hier schöner und selbst fruchtbarer, als auf allen anderen Inseln. Besonders erreicht der Pandanus solche Dimensionen, wie man sie nirgends wiederfindet, und er gilt für viel wichtiger, als selbst die Cocospalme. Auch auf den weniger fruchtbaren Kingsmill- (Gilbert) Inseln machen die Einwohner aus der Cocosnuß nur Oel und nähren sich von den Pandanusfrüchten. Die verschiedenen Arten sind gerade so süß und noch nahrhafter als Zuckerrohr. Während der Erntezeit, die einige Monate dauert, nähren sich die Eingeborenen nur von diesen Früchten und legen auch einen großen Vorrath davon zurück. Die getrockneten Vorräthe sind eine sehr gute Speise, an die sich auch die Fremden gern gewöhnen. Man bewahrt sie mehrere Jahre lang in Gestalt dicker Rollen auf, die in Baumblätter eingehüllt und mit Bindfaden fest umwickelt sind. Sie verderben nicht einmal, wenn sie der Luft ausgesetzt sind oder längere Zeit im Meerwasser gelegen haben. Auch das Holz des Baumes wird jedem andern vorgezogen; besonders auf den Gilbertinseln baut man die Berathungshäuser aus demselben.

Die Missionsanstalt liegt an der Nordwestecke der Ebongruppe, nicht fern von der Lagune. Diese ist beinahe ganz rund; sie ist eine der schönsten in Mikronesien und hat etwa sechs Meilen im Durchmesser. Während des Winters blieben nur etwa 500 Einwohner auf den Inseln; die übrigen, gegen 800, gingen mit dem ersten Häuptling im September 1857 nach der Inselkette des Nordens und kehrten erst im März 1860 zurück.

Der Missionär ist der einzige Repräsentant der Civilisation auf den Marschallsinseln und wird von den Einwohnern als das achte Wunder betrachtet. Sein Haus ist der große Anziehungspunkt, um den sich Alles gruppirt. Dort ist die Schule, das Lesekabinet, das Magazin, der Marktplatz und selbst der Gerichtshof.

Während meines Aufenthaltes feierte man die Wiedergenesung zweier kranken Häuptlinge durch einen großen Tanz. Etwa 600 Personen waren unter den herrlichen Brotfruchtbäumen versammelt, die längs der Lagune stehen. Eine Schaar von etwa 30 Frauen, die in einer Reihe saßen, begannen auf einer Art Trommel, die mit Haifischhaut überspannt war, eine fürchterliche Musik.

Nun trat Kaibuki (d. h. der König) vor die Musikantinnen hin. Er trägt die übliche Kleidung der Marschallsinseln, die aus einer Menge um die Hüften gehängter Pandanusblätter besteht. Der Kopf und die Ohrläppchen sind mit Blumen geschmückt und Federn an Armen und Händen angebracht. Er beginnt nun eine Art schrecklichen, unnatürlichen Gesanges, der kaum zu beschreiben ist. Er kreischt, brüllt und pustet die Töne, rollt dabei die Augen, tanzt, springt und verzieht sein Gesicht in alle möglichen Grimassen, jede Muskel an seinem Körper ist in Bewegung, bis er endlich in eine Art Verzückung verfällt. Dabei folgt ihm die entzückte Zuschauermenge mit ungetheilter Aufmerksamkeit.

Einige Minuten genügen, um den Tänzer zu ermüden; er tritt ab und ein anderer nimmt seine Stelle ein. Nun folgen die Tänzer zu zweien und dreien, vom weißköpfigen Greise bis zum Kinde, das kaum gehen kann, herab. Die Kinder trugen Kleider von Hibiscusblättern, die mit Blumen und Hühnerfedern verziert waren. Endlich steht jedermann auf. Alle Tänzer, etwa 50 an der Zahl, vereinigen sich mit dem Kaibuki an der Spitze. Langsam marschiren sie unter einem wilden Gesange in die Mitte. Dort stellen sie sich in eine Reihe auf und erheben ein fürchterliches Geschrei, wobei sie seltsame Bewegungen machen und das Gesicht verzerren. Nach dieser lächerlichen Komödie geht Einer nach dem Andern davon, bis der Kaibuki allein übrig bleibt. Dieser grüßte mich und fragte: „E moneky", war es hübsch? Worauf ich so höflich wie möglich mit: Bon jour antwortete.

Fortschritt in Australien. Die Colonie Neusüdwales hatte zu Ende des Jahres 1864 Eisenbahnstrecken von 28 deutschen Meilen im Betrieb, und Strecken von ziemlich derselben Länge waren im Bau nahezu vollendet; dazu kam noch ein Schienenstrang, der nach Süden hin bis zur Stadt Colbourn verlängert werden soll.

In Victoria ist die Linie von Sandhurst nach Echuca vollendet und somit der Murrayfluß durch den Schienenstrang erreicht worden.

In Harcourt ist ein 36 Tonnen schwerer Granitblock an-

gekommen; er soll als Grabdenkmal für die Entdeckungsreisenden Burke und Wills auf dem Friedhofe zu Melbourne aufgestellt worden.

In Südaustralien hat die Regierung den Major Warburton beauftragt, das Innere zu erforschen und die zur Viehzucht vorzugsweise geeigneten Weideländereien zu bezeichnen, zunächst in dem Distrikte im Norden des Mount Margaret, und dann das Nomansland, das bis an die Great Bight, also an die Meeresküste, reicht. Vom Margaretheuberge soll auch eine Entdeckungsreise nach der Westküste durch eine bisher noch nicht erforschte Gegend ausgerüstet werden; man will sich überzeugen, ob in jener Region hohe Berge vorhanden seien.

Aus Queensland kommen nur günstige Berichte. Man ist dort sehr eifrig darüber aus, die nordöstlichen Gegenden des großen Festlandes nutzbar zu machen. Vor zwei Jahren war die Gegend, wo jetzt die blühende Hafenstadt Rockhampton steht, eine Einöde, und über den Broad Sound war kein weißer Mann hinausgekommen. Als aber Port Denison gegründet war, gingen die Ansiedler bald über den 20.° südl. Br. hinaus, und jene am Burdekin hatten nun einen Ausfuhrhafen. Der Weg zwischen dem Innern und Port Denison wurde vorzugsweise durch die Bemühungen Dalrymple's eröffnet. Derselbe unternehmende Mann ging dann zwei Grad nördlicher, gründete die Seestadt Port Cardwell und will nun den Weg von dort aus über die Hochebene, welche das Strombecken des Burdekin vom Carpentariagolfe trennt, in Aufnahme bringen. Die neue Station am nordöstlichen Punkt ist Point Somerset. Aber die Regierung von Queensland will eine Ansiedlung auch am Endeavour River, im Distrikte South Cook, gründen, auf dem Wege von der Rockinghambay nach Kap Grenville, und damit hätte sie dann die ganze Nordostküste in Besitz genommen. Port Hitchinbrook an jener Bay hat einen ausgezeichneten Hafen, der sich mit dem von Sydney messen kann. Von demselben führt nach dem Innern hin ein Weg in das Thal des Flusses Herbert, welcher nach Osten hin fließt und in die Halifaxbay mündet. Die Bay hat vortreffliches Trinkwasser und Bauholz im Ueberfluß, es fragt sich aber, ob sie, landumschlossen wie sie ist, auch gesund sei. Am Flinders River und in dem Quellgebiet des Burdekin sind die Horn- und Schafviehzüchter in voller Thätigkeit, und die Heerden gedeihen trefflich. Dalrymple lobt diese Gegenden außerordentlich.

Westaustralien will auch nicht ganz zurückbleiben und seinerseits die West- und Nordwestküste sich sichern. In jenen Gegenden sind vortreffliche Häfen, namentlich der von Brecknock, der aus einer Menge kleiner Buchten besteht und überall tief ist; das letztere gilt nicht von der Roebuck- und von der Lagrange-Bay.

Die englische Regierung ihrerseits hat sich mit der Colonie Queensland ins Einvernehmen gesetzt, damit die beiderseitigen Kräfte für Point Somerset wirken, der ein wichtiger Verbindungsplatz für den Verkehr zwischen Australien, Indien und Europa werden soll, eine Hauptstation für die Schifffahrt durch die Torresstraße und Kohlenniederlage für die Dampfer. Wir wollen daran erinnern, daß England wiederholt den Versuch gemacht hat, Niederlassungen an der Nordküste Australiens zu gründen, z. B. auf Melville's Island, an der Rassles Bay und zu Port Essington, man beging aber dabei viele Mißgriffe und mußte diese Militärstationen wieder aufgeben. Point Somerset wird eine bürgerliche Ansiedlung, und die Lage soll gesund sein.

Ani, die alte Hauptstadt Armeniens. Ein Engländer, John Ussher, machte vor einigen Jahren eine große Reise von London bis Persien. Sein Werk, das den Titel führt: A Journey from London to Persepolis; including Wanderings in Daghestan, Georgia, Armenia, Kurdistan, Mesopotamia and Persia, ist so eben erschienen und enthält lebhafte Schilderungen der angeführten Länder. Nachdem der Verfasser Gumri und Kars besucht hatte, wandte er sich nach Ani, der alten Hauptstadt Armeniens, von der er folgende Beschreibung gibt: „Wir betraten die verlassene Stadt durch das mittlere Thor, denn es führen drei Eingänge durch die Doppelmauern, die aus behauenen großen Blöcken erbaut sind. Ueber dem äußern Thore stand eine armenische Inschrift, über dem innern war ein Leopard in Relief ausgehauen, umgeben von gut gearbeiteten und sehr hübsch verzierten Kreuzen. Der Boden war im Innern ganz mit zerbrochenen Säulen, Kapitälen und Fragmenten von Bildhauerwerken bedeckt. Wir kletterten über den Schutt hinweg und besuchten einige Kirchen, von denen drei oder vier noch so gut erhalten waren, als seien sie eben von den bauenden Arbeitern verlassen worden. Nur die Thüren fehlten. Namentlich eine, die neben einer Brücke, welche einen Abgrund überspannte, stand, war vollkommen gut erhalten. Die Freskogemälde im Innern des Domes hatten noch die ganze Frische ihrer Farben bewahrt und zeigten den Einzug in Jerusalem, Maria am Grabe 2c. Die Kirchen standen ganz verlassen zwischen den Ruinen, in denen, mit Ausnahme einiger Tauben, kein lebendes Wesen zu existiren schien. In der Mitte der Stadt stehen zwei hohe achteckige Thürme, auf denen sich kleinere Thürmchen erheben, und nicht weit von diesen ein einzelner steiler Fels, der auch ganz mit Ruinen der alten Citadelle bedeckt war. Auch die Mauern des Palastes sind noch vorhanden und zeugen von großer Ausdehnung und Festigkeit. Die Maurerarbeit daran ist ganz vortrefflich. Die ungeheuren Steine sind alle viereckig behauen und mit großer Sorgfalt zusammengefügt. Auf der Außenseite sind sie mit Skulpturen, allerhand Verzierungen und Mosaik von sehr künstlicher Ausführung versehen. Auch zwei Moscheen fand ich, deren eine im Innern mit herrlichen Arabesken bedeckt war, die im Charakter ganz denen der Alhambra entsprachen. In der That, Alles schien in dieser verlassenen Hauptstadt von der Zeit aufbewahrt worden zu sein, nur Menschenhände hatten hier Verwüstungen angerichtet. Das Kreuz herrscht in den meisten Verzierungen vor, und über den Thüren vieler Kirchen standen lange Inschriften in altarmenischer Sprache.

Eine Mördergesellschaft in Indien. Im Laufe des verflossenen Jahres wurde, wie das Journal des missions évangéliques meldet, der amerikanische Missionär Janvier zu Lodiana im nördlichen Indien von einem Sikh gemordet, und drei Tage darauf fiel auch ein anderer Missionär, Löwenthal, unter der Kugel seines eigenen Gärtners. Löwenthal, ein Jude von Geburt, hat sich als Linguist hervorgethan und war namentlich der Puschtu-Sprache mächtig, die im Norden Indiens weit bis nach Afghanistan verbreitet ist. Er hat auch eine ausgezeichnete Uebersetzung des neuen Testaments in dieser Sprache herausgegeben.

Diese beiden schnell aufeinander folgenden Mordthaten mußten Aufsehen erregen, und man war nicht wenig erstaunt, daß sie von einer vollständig organisirten, religiösen Mördergesellschaft ausgingen, die unter den Sikhs viele Anhänger zählt. Diese Leute nennen sich Akalis und verehren als den Stifter ihrer Bande einen gewissen Godvind Sing, den Löwen. Der einzige Gott, den sie verehren, ist die blanke Waffe, ein Schwert, Messer oder ein anderes schneidendes Instrument. Es ist ihnen streng verboten, ohne ein solches auszugehen, und sie müssen stets von demselben Gebrauch machen, wo es ihnen die Regeln ihrer Gesellschaft vorschreiben. Diese lauten unter anderm: „Ist der Mensch, dem du begegnest, ein Mohammedaner oder ein Fremder, so tödte ihn; ist er ein Hindu, so prügle ihn und nimm ihm, was er hat." Vielleicht ist diese Bande mit den vielbesprochenen Thugs verwandt oder ein besonderer Zweig derselben. Der Mörder Löwenthals war ein Akali.

Einwanderung in Canada. Die Auswanderer des nördlichen Europa wenden sich im Ganzen noch sehr wenig nach Canada. Der große Zug geht noch immer nach den Vereinigten Staaten, nach Australien und Neuseeland. Von 18,420 Einwanderern, die im Jahre 1864 nach Canada gingen, blieben nur 12,000 im Lande selbst; der Rest, meist aus Skandinaviern bestehend, ganz nach dem fernen Westen weiter. Nach der Nationalität vertheilen sich diese Einwanderer folgendermaßen:

Skandinavier	5438
Irländer	4599
Engländer	2981
Deutsche	2276
Schotten	2250
Amerikaner	653
Belgier	118

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Aus Paul Marcoy's Reisen im Innern von Peru.

III.

Bedeutung der Schifffahrt auf den Zuflüssen des Amazonas. — Der Ucayale und Pachitea. — Der Urubamba und der Quillabamba Santa Ana. — Charakter des letztern. — Die Stadt Urubamba. — Die Schlucht von Occobamba. — Abenteuer in der Hacienda de la Lechuza. — Von Chaco nach Echarati. — Die Mission Cocabambillas; Fray Bobo und Fray Astuto. — Vorkehrungen für die Stromfahrt. — Der Strand von Chahuaris. — Antis-Indianer; bemalte Hunde. — Fahrt auf dem Quillabamba. — Unzählige Stromschnellen. — Die Uferlandschaften. — Allerlei Abenteuer. — Eine Taufe in der Wildniß. — Die Kaskaden von Sanitiato. — Fray Bobo's Untergang. — Ein tropisches Gewitter. — Nach Tunkini.

Wir konnten vor einiger Zeit die wichtige Nachricht melden, daß ein Dampfer, welcher den Amazonenstrom hinaufgefahren war, in einen der Hauptzuflüsse desselben, den Ucayale, hineingesteuert sei. Er fand auf der ganzen Strecke kein Hinderniß und lieferte den Beweis, daß auch diese wichtige Wasserstraße, welche seither nur bis zur Mission Sarayacu benutzt worden ist, weiter aufwärts, bis tief ins Innere ganz praktikabel sei. Noch mehr. Es ergab sich, daß ein Nebenfluß des Ucayale, der Pachitea, gleichfalls auf einer beträchtlichen Strecke schiffbar ist, denn der Dampfer steuerte auf ihm zu Berg bis in die Nähe der deutschen Ansiedlung Pozuzu, über die seit Jahren auch bei uns in Deutschland so viel gesprochen worden ist. Die Tyroler, welche sich dort niedergelassen, waren bis jetzt

Urubamba in Peru. (Nach einer Zeichnung von Riou.)

ziemlich vereinsamt und vom Verkehr mit der Außenwelt dermaßen abgeschlossen, daß sie die Früchte ihres Fleißes nicht verwerthen konnten. Zwar die peruanische Regierung hatte den Bau von fahrbaren Landstraßen versprochen, aber die Ausführung unterblieb. Dergleichen ist in jenem Land an der Tagesordnung.

Peru kann seine reichen inneren Hülfsquellen nicht entwickeln, so lange es versäumt, sich Absatzwege nach dem Amazonenstrome zu verschaffen, dessen oberer Lauf nebst mehreren wichtigen Nebenflüssen innerhalb seines Gebietes liegt. Verkehrsleben wird in das Innere des Landes nur kommen, sobald die wichtigsten Städte durch Landstraßen mit den zum Atlantischen Meere führenden Gewässern in Verbindung gebracht werden. Erst dadurch gewinnt man Absatzwege und erhält eine Möglichkeit, die werthvollen Erzeugnisse des Landes preiswürdig in den Welthandel zu bringen. Der Ucayale mit dem Pachitea bildet einen dieser Wege. Der letztgenannte Fluß hat eben durch den Beweis, daß er für Dampfer fahrbar ist, eine große Bedeutung gewonnen, und wir wollen deshalb einige Notizen über ihn mittheilen.

Der Strom, welcher in seinem untern Laufe Ucayale (nicht Ucayali) heißt, wird aus mehreren beträchtlichen Zuflüssen gebildet, welche tief aus dem Innern von Peru kommen, z. B. dem Camisea (auch Mapocho oder Paucartampu), welcher den Urubamba (oder Quillabamba Santa Ana) aufnimmt, in den weiter nach Westen hin unterhalb der Mission Santa Rosa der Apurimac mündet. Der Fluß heißt von da an bis zur Einmündung des Pachitea Apu Paro, d. h. der große Paro (nachdem er den Quillabamba Santa Ana aufgenommen hat); erst auf der Strecke unterhalb der Vereinigung mit dem Pachitea nimmt er den Namen Ucayale an. *) Der Pachitea seinerseits hat einen Lauf von 82 Leguas; er wird gebildet durch die Vereinigung des Paleaza und Pozuzu, die an zwei verschiedenen Seiten der Cordillera de Huanuco entspringen. Acht Leguas unterhalb dieser Vereinigung nimmt der Pachitea an seiner rechten Seite den Pichi auf; auf der linken Seite den Carapacho, Cosientata und Callisea. Die einzige Ortschaft von einiger Bedeutung ist Mairo, und bis dahin, also bis unter den 10. Grad südlicher Breite ist der Dampfer gekommen. Ein Blick auf eine beliebige Karte kann zeigen, von welcher Wichtigkeit dieser Umstand ist. (Globus VII, S. 222.)

Die oberen Wasserläufe des Ucayale dagegen sind für die Schifffahrt unbrauchbar. Wir haben darüber sehr eingehende Nachweise und Schilderungen durch Paul Marcoy, der unseren Lesern wohl bekannt ist. Er unternahm das große Wagniß, von unterhalb Cuzco aus die Kahnfahrt auf dem untern Urubamba und dem Apu Paro zu wagen; das hat in solcher Weise vor ihm noch kein Europäer gethan. Seine Schilderungen bringen viel Neues, und wir wollen denselben, in freier Bearbeitung, die folgenden Darstellungen entnehmen.

Das Dorf Occobamba in Peru. (Nach einer Zeichnung von Riou.)

Die altperuanische Hauptstadt Cuzco liegt in dem Hochthale, welches im Westen von der sogenannten westlichen Kette der Andes, im Osten von der Sierra de Huilcanota begrenzt und vom Urubamba durchströmt wird. Er wollte zunächst die eben genannte Sierra übersteigen, dann dem Thal und Flußlaufe des Occobamba folgen und unter 11½ Grad südlicher Breite wieder über das Gebirge nach Westen gehen, um bei Echarati den Urubamba (d. h. dort den Quillabamba Santa Ana) zu erreichen und auf demselben abwärts zu fahren. Er zog also von Cuzco aus zuerst in nördlicher, dann in nordöstlicher Richtung durch die Pampa d'Anta, welche sich bis zu 14,000 (?) Fuß Meereshöhe erhebt und etwa 20 spanische Meilen im Umfange hat. Dort fand er Gras und einige Sträucher, aber keinen Vogel und kein Insekt. Am Ostrande liegt das Dorf Mara mit Salzwerken;

*) Das Wort bedeutet, nach Tschudi: „innen fließen", von uca und yellini. Aber Paul Marcoy's Erklärung wird richtiger sein: „Begegnung, Vereinigung, Zusammenfluß". Er sagt: „Die Eingebornen bezeichneten ehemals als Ucayalé nur die Stelle, wo der Apu Paró und der Marañon sich miteinander vereinigen. Die Missionäre und nach ihnen die Geographen nahmen den Theil für das Ganze und nannten den Apu Paro, nach der Vereinigung mit dem Pachitea, Ucayale."

und schon von dort hatte der Reisende einen unbeschreiblich großartigen Anblick auf die Sierra de Huilcanota, welche einem gewaltigen Amphitheater gleicht. Ueber dasselbe steigen drei schneebedeckte Bergriesen empor: der Illahuama, der Malaga und der Salcantay. Er sah hinab in das Thal von Urubamba und in die Schluchten von Silcay.*)

Die Stadt Urubamba hat eine Brücke mit zwei Bögen und eine Kirche, und ist Hauptstadt einer Provinz; auch führt sie die Bezeichnung der „Wohlverdienten", hat aber sonst weiter keine Bedeutung. Auch in dieser Gegend haben die alten Inkas Zeugnisse ihrer Einsicht und Fürsorge hinterlassen: eine schöne Straße, welche in Schraubenwindungen zwei Wegstunden weit von der Pampa d'Anta hinab Sierra de Huilcanota hineingerissen worden ist. Sie gewährt den Bergwassern, welche vom Malagapik herabstürzen, ein Abzugsbett und muß von den Maulthiertreibern passirt werden, welche von Cuzco nach Occobamba gehen; dieses letztere liegt im Osten der Gebirgskette. Die Schlucht bildet eine Menge von Kaskaden, gewaltige Granit- und Sandsteinblöcke liegen in wilder Unordnung durcheinander geworfen. Manche Spalten sind im Laufe der Zeit durch die Zersetzung des Gesteins, durch Moose, Flechten und hineingewehten Staub ausgefüllt worden, und auf ihnen wachsen einige lilienartige Pflanzen. Weiter abwärts tritt die Magueypflanze (Agave americana) neben dem Mulli (Piper americanus) auf. Der Weg war um so beschwerlicher, je höher der Reisende kam, und die Hitze wurde in den

Hacienda de los Camotes im Thale von Occobamba. (Nach einer Zeichnung von Riou.)

in das Thal führt. Die Söhne der Sonne pflegten während der schönen Jahreszeit einige Wochen in demselben zu verweilen.

Der Weg führte in nordöstlicher Richtung weiter zur „Schlucht von Occobamba", welche durch irgend ein gewaltiges Naturereigniß in den westlichen Abhang der engsten Theilen, in welche die Sonne ihre senkrechten Strahlen hinabschoß, wahrhaft senegambisch. Die Maulthiere hatten große Noth, vorwärts zu kommen; Menschen und Vieh athmeten leichter auf, als endlich das Ende der Schlucht vor ihnen lag und eine wellenförmige Ebene erreicht war, die sich nach Norden hin abdachte.

Der Uebergang über die Cordillere war mit großen Mühseligkeiten verbunden, aber die Landschaft bot einen, man kann sagen, gewaltigen Anblick dar. Dicht am Boden krochen manchmal dicke Nebelmassen hin, zogen sich dann wie Spinngewebe an den Höhen hinauf und bildeten nachher ein graues Dach, welches den blauen Himmel und die Sonne verhüllte, dann zuckten Blitze und der Donner rollte und grollte entsetzlich in den Thälern. Bald goß der Regen in förmlichen Strömen herab. Während dieses Unwetters

*) Der Fluß führt an seiner Quelle den Namen Huilcamayo (er entspringt auf der Hochebene von Raya); dann heißt er weiter Fluß von Quiquijana, von Urcos, von Calca, von Yucay, und nimmt bei der Stadt Urubamba den Namen derselben an; bei der Stadt Silcay heißt er dann Silcay und als solcher strömt er in das Thal von Santa Ana ein. Dann heißt er Quillabamba de Santa Ana; im Allgemeinen bezeichnet man ihn als Urubamba, weil es doch zu unbequem wäre, alle diese einzelnen Benennungen streng festzuhalten.

Die Schlucht von Occobamba in Peru. (Nach einer Zeichnung von Riou.)

Uebergang über die Cordillere von Occobamba. (Nach einer Zeichnung von Riou.)

traf der Reisende eine Anzahl indianischer Arbeiter, welche nach dem Thale von Occobamba gingen, um dort eine Art von Sklavenarbeit zu verrichten.

Das schmutzige Dorf Occobamba bietet keinerlei Merkwürdigkeit dar. Der Reisende zog am linken Ufer des gleichnamigen Flusses in nördlicher Richtung und überschritt ihn weiter abwärts etwa unter dem 12. Grade südlicher Breite. Unterwegs berührte er mehrere einzelne Meiereien und Viehgehöfte, namentlich die Hacienda de los Camotes (d. h. der süßen Kartoffeln), welche einen ganz leidlichen Anblick darbot, und jene von Tiocuna, d. h. die Wiege des Oheims. Dann kam er an eine einsam stehende Hütte, Uchu genannt, und war nicht wenig überrascht, in dieser abgelegenen Gegend eine „Señora Doña" zu finden, die einen Schäferhut mit lang herabflatternden Rosabändern trug. Diese Dame Manuela war — ein Wunder — mit Talgkerzen versehen und zündete eine derselben zu Ehren des Fremden an. Sie hielt einen Kaufmannsladen und hatte allerlei schöne Dinge zu verkaufen, als da sind: Pfeffer, Coca, Branntwein und dergleichen mehr. Auch verstand sie das Gericht Chuño, d. h. gefrorene Kartoffeln, sehr wohlschmeckend zu bereiten und Maiskolben gut zu rösten. Aus diesen beiden Gerichten bestand die Mahlzeit, denn ein Huhn war weit und breit nicht zu finden. Etwas besser wurde er auf der einige Stunden entfernten Hacienda Tiantan bewirthet, denn dort schlachtet man an jedem Sonntag einen Ochsen. Hier ist auch das Klima schon so günstig, daß man Cacao pflanzt.

Nachmittags erreichte Marcoy die Hacienda de la Lechuza, und hier erlebte er ein „Abenteuer", das er sehr ausführlich erzählt, über welches wir jedoch uns möglichst kurz fassen wollen. Als er vor der Pforte vom Maulthier stieg, trat ihm eine Art von Haushofmeister entgegen, dem eine zierlich gekleidete Mestizin (eine Cholita) auf dem Fuße folgte. Der Fremde erklärte, daß er nach Chaco im Thale von Santa Ana reisen wolle; aber es sei bald spät am Tage und er bitte deshalb um ein Nachtlager. Die Mestizin entgegnete sofort, daß er bleiben könne, und führte ihn in ein geräumiges, sauber möblirtes Zimmer. Während sie ihn verlassen hatte, um für das Abendessen zu sorgen, ging er in den recht leidlich gehaltenen Garten und nahm sein Skizzenbuch mit, um Pflanzengruppen und Blumen zu zeichnen. Am Hause fiel ihm eine halbgeöffnete Persienne auf, und unter derselben stand eine Bank; diese rückte Marcoy vor und entwarf eine Farbenskizze von einem Hibiscus mutabilis, dessen schöne Blumen in der Morgenstunde weiß sind und gegen Abend in Folge einer Einwirkung der Sonnenstrahlen rosenroth werden. Inzwischen bemerkte er, daß ein weiblicher Kopf hinter der Persienne hervorsah und ihn beobachtete. Er that, als ob er nichts merke, und begann ein castilianisches Lied zu singen.

Als er seine Zeichnung vollendet hatte, sprach er mit Absicht mehr als halblaut vor sich hin: „Wie schade, daß ich den spanischen Namen dieser Blume nicht weiß!" Aus dem Fenster wurde ihm die Antwort: „Man nennt sie Mudadera." Damit war nun eine Unterhaltung angeknüpft, welche sich zunächst auf jene Blume bezog, die sonst in diesen Gegenden nicht vorkommt; sie wurde am Abend fortgesetzt. Die Dame aber nahm ihren Schleier nicht ab und spannte die Neugier des Reisenden auf die Folter. Er konnte auch weiter nichts erfahren, als daß sie Besitzerin der Hacienda sei und schon seit einigen Jahren ein einsames Leben führe, nachdem sie früher als Stern in der vornehmen Gesellschaft der Hauptstadt Lima geglänzt habe.

Am andern Tage reiste Marcoy weiter. Der Haushofmeister hatte ihm reichlich Speise und Trank mitgegeben, namentlich einige Flaschen des in Peru weitberühmten Branntweins von Piseo, welcher in den Thälern von Piseo und Cañete aus der großen Malagatraube fabricirt wird, die dort trefflich gedeiht; sie wird in Peru uva de Italia genannt; der Branntwein gleicht dem besten armagnacer Cognac, hat aber einen Duft, welcher an jenen der Orangenblüthe erinnert.

Die Landschaft wurde bald wieder öde, der Boden war dürr, und die Maulthiere mußten die steilen Pfade hinanklettern nach der Kette der Lomas, welche das Thal des Occobamba von jenem des Santa Ana scheidet. Man bezeichnet derartige Höhenzüge, welche von den Cordilleren auslaufen und sich allmälig im Flachlande verlieren, als Cuchillas, Messerrücken, weil sie einen scharfen Kamm haben. Große Bäume kommen sehr selten vor. Auf der andern Seite der Loma lag das Dorf Chaco, malerisch am Abhang einer bewaldeten Anhöhe, von welcher man einen prächtigen Blick auf zwei Bergriesen hat, nämlich auf den Aputinhia und den Urusayhua, die eine vollkommen regelmäßige Gestalt haben und gleichsam als Schildwachen zur Rechten und Linken das Thal von Santa Ana hüten.

In Chaco fand Marcoy eine sehr freundliche Aufnahme beim Gemeindevorstand, welchen er aus früheren Zeiten kannte. Dieser kam eilig aus dem Hause und war beim Abladen der Maulthiere thätig; seine Frau, deren dunkle Hautfarbe auf eine starke Beimischung indianischen Blutes deutete, beeilte sich, ein Abendessen herzurichten, und die Töchter zeigten sich nicht minder zuvorkommend und geschäftig. In jenen einsamen Gegenden hat man von Erziehung und von dem, was sich schickt, andere Begriffe, als in großen Städten. Jene beiden Mädchen, von 18 und 22 Jahren, benahmen sich vollkommen zwanglos, führten ein durchaus unabhängiges Leben und waren manchmal Wochen, ja Monate lang auswärts auf Besuch bei Freundinnen, von denen manche viele Meilen weit entfernt wohnten. Jetzt eben befanden sie sich zu Hause, und beim Abendessen herrschte allgemeine Heiterkeit. Ein Tisch fehlte natürlich; die Speisen wurden auf eine Matte gestellt; in der Mitte stand ein großer Napf mit Chupe, einem Gericht, das aus gedörrtem Hammelfleisch und allerlei Wurzeln bereitet wird. Die beiden ältesten Töchter, Inês und Carmen, legten dem Gaste die besten Stücke vor, denn das ist ando-peruanische Sitte, die zugleich erfordert, daß man dem Fremden die Bissen mit dem Löffel oder der Gabel in den Mund bringt; er wird also förmlich gefüttert. Dann kam ein Eierkuchen, und beide Mädchen zählten gewissenhaft die Bissen, welche sie dem Gaste reichten. Zum Schlusse gab Marcoy eine Flasche Pomeranzenwein zum Besten, dessen Wirkung die Heiterkeit noch steigerte. Die Damen spielten Guitarre und forderten zum Tanz auf, und der vom weiten Ritt ermüdete Reisende konnte nicht umhin, ihnen zu willfahren. Aber bald übermannte ihn der Schlaf und er legte sich nieder, während die Mädchen unter sich wohl noch eine Stunde lang weiter tanzten.

Von Chaco ging der Weg thalabwärts im Zickzack, und nachdem ein Zufluß des Rio de Santa Ana, der Alcusama, durchwatet war, nach Echarati. Unweit von diesem Dorfe liegt die Hacienda de Bellavista, welche einen so vortrefflichen Cacao liefert, daß man denselben in Peru selbst der berühmten Sorte von Pintobamba vorzieht.

Der Reisende befand sich jetzt schon im tropischen Tieflande und entwarf nun den Plan zu seiner Stromfahrt. Der nöthigen Vorkehrungen wegen machte er einen Ausflug in die unweit entfernt liegende Missionsstation Cocabambillas, wo er einen Kahn und zwei Ruderer miethen wollte. Mit diesen wollte er auf dem Santa Ana bis zum

ersten Dorfe der Antis-Indianer fahren und dort wilde Indianer annehmen, um mit denselben durch die Pampas del Sacramento bis nach Sarayacu, der Hauptmission in jenen Gegenden, am Ucayale zu gehen; dort brauchte er dann des weitern Fortkommens wegen nicht ferner besorgt zu sein.

In Cuzco hatte er zufällig einen Geistlichen, den Fray Bobo, kennen gelernt, und dieser war einer der beiden Vorsteher der Mission von Cocabambillas; der andere, Fray Astuto, war aber die Hauptperson. Beide Geistliche benutzten ihre Muße, und sie hatten solche vollauf, zum Handelsbetrieb. Jener war ein Catalonier, der andere aus Biscaya, und sie gehörten zum Franciskanerorden; die Mission selbst ist im vorigen Jahrhundert von den Jesuiten gegründet worden. Bobo und Astuto ließen von ihren Indianern Coca und Kaffee, Kakao und Zucker bauen; sie hatten das Mönchsgewand bei Seite geworfen, ließen das Haar lang wachsen, trugen sich bürgerlich, lasen aber dann und wann eine Messe, um die zerstreut in den Wäldern lebenden Indianer um sich zu versammeln und für ihre Handelszwecke nutzbar zu machen. Fray Bobo war in seiner Jugend ein unternehmender Mann gewesen. In den letzten Zeiten der spanischen Herrschaft hatte der Vicekönig demjenigen eine Prämie von 4000 Piastern gelobt, welcher den Santa Ana hinabfahren und dann die Reise über Moyobamba und Chachapoyas nach Lima machen werde. Der Franciskaner wagte das Unternehmen und gewann den Preis.

Zu jenen beiden Mönchen begab sich Marcoy. Das Missionsgebäude war nicht mehr und nicht weniger als eine armselige Hütte, aus welcher eben ein langer Mann mit scharf ausgeprägten Zügen, bleicher Gesichtsfarbe und lang herabhängendem Haar heraustrat. Fray Astuto glich viel mehr einem Yankee als einem spanischen Mönch; er nahm den Fremden mit einigem Mißtrauen, aber doch gastlich auf; Fray Bobo war abwesend. Auf die Lieferung eines Kahnes wollte jener sich nicht einlassen, denn offenbar besorgte er Handelsconcurrenz; Andere seien gar nicht zu beschaffen, und wenn man jedem 500 Piaster biete; sie hätten Furcht vor den Chunchos (so werden alle wilden Indianer genannt) und wagten nicht, einen Fuß auf das Land dieser Heiden zu setzen. Aber Marcoy blieb standhaft. In der nächsten Woche, sagte er, haben wir das Carmenfest; dann kommen die Antis nach Echarati, um Affen und Papageien gegen Beile, Messer und Glaswaaren auszutauschen, und ich werde mit ihnen stromab fahren.

Abendessen beim Gemeindevorstand im Dorfe Chaco in Peru. (Nach einer Zeichnung von Riou.)

Auf der Hacienda de Bellavista, wohin der Reisende nach dieser Unterredung zurückritt, erfuhr er vom Besitzer, daß Astuto, vermittelst der bei seiner Mission angesiedelten Cholos (Mischlinge von Weißen und Indianern) einen Verkehr mit den Chuntaquiros und den Antis unterhalte, deren Gebiet eine Menge Cacao, Vanille, Sassaparille, Arzenei- und Färbepflanzen hervorbringt. Das wollte er geheim halten, damit nicht etwa irgend ein unternehmender Mann der peruanischen Regierung Bericht darüber abstatte und diese werthvollen Schätze für sich ausbeute. So erklärt sich sein Mißtrauen.

Er besaß selber vier gute Fahrzeuge und hatte 12 „Che-

napans", Ruderer, stets zur Verfügung. Fray Bobo, der angeblich die Mission verlassen hatte, um einem Kranken die Tröstungen der Religion zu bringen, war in der Gegend von Putucusi, da wo der Lares und der Santa Ana sich

in seinen Schilderungen sehr ironisch behandelt; wir übergehen aber dieselben, weil sie für deutsche Leser gar kein Interesse darbieten. Die Sachen nahmen nun eine ganz andere Wendung, denn es handelte sich nun um eine ge-

Der Garten der Hacienda de la Lechuza in Peru. (Nach einer Zeichnung von Riou.)

vereinigen, mit einigen Cholos in den Chinchonawäldern, um Fieberrinde zu sammeln.

Nun traf es sich, daß um dieselbe Zeit ein Franzose von angesehener Familie mit fünf Begleitern in Echarati und Cocabambillas erschien, um im Innern von Peru Abenteuer zu suchen oder wissenschaftliche Forschungen zu machen. Marcoy fand keinen Gefallen an seinen Landsleuten, die er

meinschaftliche Reise. Von Cocabambillas bis nach Chahuaris, wo die Einschiffung stattfinden sollte, hat man vier spanische Meilen zurückzulegen. Der Weg führt zwischen zwei Bergreihen hin, welche steil noch Nordnordost abfallen. Der Reisende sieht nun wohl, daß er sich dem Punkte nähert, wo die Cordillere endlich in die Ebene ausläuft.

Antis-Indianer vom Rio de Santa Ana in Peru. (Nach einer Zeichnung von Rion.)

Der „Strand von Chahuaris“ liegt auf der Grenzscheide zwischen der halben Civilisation und der Barbarei, denn jenseits hausen wilde Indianer. Der Santa Ana fließt grün und raschen Laufes an einem Hügel hin, auf dem eine armselige, von Mestizen bewohnte Hütte steht. Dort fanden sich Indianer vom Volke der Antis ein, sie hatten aber durch die Berührung mit der Halbcivilisation bereits einige Umwandlung erfahren, hießen Juan, Jose, Maria, Pancha, sprachen etwas Quechua neben ihrer Volkssprache und waren keine urwüchsige Wilde mehr. Als Kleidung hatten sie einen baumwollenen Sack mit Löchern für Kopf und Arme, das Haar hing wie ein Roßschweif herab, und das Gesicht war mit Rocou und Genipahua roth und schwarz bemalt. Alle hatten einen stupiden Ausdruck im Gesichte. Nur mit Mühe konnte man die Geschlechter von einander unterscheiden, denn beide hatten dieselbe Tracht, dieselben Rosenkränze, und Ton wie Ausdruck der Stimme war ganz gleich, eben so der Schmutz. Einige trugen silberne Platten an der Nase; die meisten hatten kleine spitzohrige Hunde bei sich.

Jetzt verstand sich Fray Astuto dazu, drei seiner Kähne herzuleihen; die Antis waren bereit, zwei ihrer Piroguen zu stellen, und diese kleine Flotte konnte 20 Menschen fassen. Aber die Franzosen hatten auch peruanische Soldaten zum Schutze bei sich, und diese, wie auch das Gepäck und die Mundvorräthe, mußten gleichfalls fortgeschafft werden. Dafür wußte man Rath. Die Cholos gingen mit Beilen und Hackmessern in den nächsten Wald, hieben Torohbäume (Cecropia) um, höhlten dieselben aus, und als mehrere dieser korkleichten Kähne zusammen gebunden wurden, hatte man ein Floß fertig. Indeß gleich in der ersten Nacht entliefen nicht weniger als neun Soldaten, um nicht in die Gefahr eines Zusammentreffens mit den Wilden zu gerathen, vor denen diese uniformirten Helden eine heillose Furcht haben. Am andern Tage machten sich von den noch übrigen 12 Kriegern wieder fünf aus dem Staube; die sieben noch übrigen wurden unter besondere Aufsicht einiger erprobten Cholos gestellt und sorgfältig überwacht.

Der Antis-Indianer Simuco.
(Nach einer Zeichnung von Rion.)

Am andern Morgen gegen 10 Uhr sollte die gefährliche und beschwerliche Fahrt angetreten werden. Fray Bobo erinnerte sich bei dieser Gelegenheit, daß er auch geistliche Pflichten habe, holte seinen Priesterornat und die heiligen Geräthe aus einem grün angestrichenen Koffer hervor und hielt am Strande von Chahuaris ein Hochamt. Diese Feierlichkeit hatte dort, in der Einöde, etwas doppelt Ergreifendes und stimmte zur Andacht; die Antis-Indianer ihrerseits standen theilnahmlos da; sie verstanden nicht, was es bedeuten sollte, daß der Geistliche die Hände empor hob und Worte sprach, deren Sinn ihnen fremd war.

In dem einen großen Kahne saßen nun zwei Franzosen, vier Cholos, welche ruderten, und ein Antis, der das Steuer lenkte; in der zweiten großen Pirogue nahmen der Obmann der peruanischen Commission, sein Lieutenant, der Corporal und Fray Bobo Platz; die dritte nahm Marcoy ein, und zu ihm gesellte sich ein französischer Geograph; die beiden anderen Nachen waren mit Cholos und Indianern bemannt, und diese fuhren voraus, um die gefährlichen Stellen zu erforschen und anderweitig Dienste zu leisten, so oft das nöthig sein würde. So schwamm nun der Reisende in einem kleinen, unbequemen Fahrzeuge auf einem Flusse, der wegen seiner vielen Stromschnellen zu den gefährlichsten in der Welt gehört. Das Unternehmen war im höchsten Grade verwegen, und gleich in der ersten halben Stunde überlief ihn mehr als einmal eine Gänsehaut. Der Kahn wurde in Wirbel hineingerissen und über Felsen getrieben, welche nur einen Fuß hoch vom Wasser bedeckt waren und die er streifte; manchmal schlugen Wellen hinein, und die Reisenden mußten ein unfreiwilliges Bad nehmen.

Die Piroguen schossen rasch wie ein Pfeil stromabwärts und gelangten nach mehrstündiger Fahrt an einen Punkt, welcher Manureali genannt wird; dort steht eine Indianerhütte, und die Antis legten an, um etwas auszubessern. Manureali liegt auf einem der niedrigen Höhenzüge, welche hier (etwa unter 11° südlicher Breite) die äußersten Ausläufer der Cordillere bilden. Der Pflanzenwuchs besteht aus Nußbäumen (Pseudo-juglans), drei Arten von Eichen, welche dieser Gegend eigenthümlich sind, Lorbeergebüsch, duftenden Vernonias und aus Jacarandabäumen, die jetzt ohne Blätterschmuck waren und ganz winterlich aussahen. Die Hitze war so stark, daß man im Sande hätte Eier kochen können. Von hier aus betrug die Schnelligkeit des Stromlaufes acht englische Meilen in der Stunde, bis zu dem Punkte, an welchem unter 11° südl. Br. der Yanatili einmündet; er kommt aus dem Thale von Lares (nach welchem er auch zuweilen benannt wird) und nimmt dort den Occobamba auf. Der Santa Ana aber führt von Chahuaris an den Namen Quillabamba, d. h. Ebene des Mondes, und behält denselben bis zu seiner Mündung in den Apurimac, welcher dann, wie wir schon früher sagten, Apu Paro heißt. In den Stromschnellen, welche vor der Mündung des Yanatili liegen, war ein Floß nahe daran, ganz verloren zu gehen; Marcoy büßte dabei einen Waarenballen ein, in welchem sich unter anderen Dingen auch 12 Beile befanden; unter den obwaltenden Umständen war das ein sehr empfindlicher Verlust.

Der Fluß behielt auch jetzt seinen ungemein reißenden Lauf, und sein Bett war mit mächtigen Blöcken wie besäet; es starrte förmlich von Felsen. Das Nachtlager mußte allemal, wie sich von selbst versteht, unter freiem Himmel gehalten werden, gewöhnlich bei irgend einem Remanso, d. h. an einer Stelle, wo der Fluß eine Bucht mit ruhigem Wasser bildet, z. B. bei Chutilugui, wo nicht einmal eine Indianerhütte stand. Als Musik hatten die Reisenden das Heulen der Guaribasaffen (Simia Beelzebuth), das erst gegen Tagesanbruch aufhörte; dann begann das Gezwitscher der Vögel. An manchen Stellen war der Strom

so gefährlich, daß die Reisenden ausstiegen und zu Fuße gingen, während die Indianer unter großen Anstrengungen die Kähne durch das Labyrinth von Felsblöcken und Sandinseln hindurchzubringen sich bemühten. Eine Stromschnelle folgte der andern.

Die nachstehende Schilderung kann zeigen, welchen Gefahren und Unannehmlichkeiten die Reisenden außerdem noch ausgesetzt waren. Sie lagerten in der Einöde am Ufer von Urucampi. Am Abend hatten die Ruderer eine Menge Lebensmittel gestohlen, die Nacht hindurch mit den Antis gezecht, und gegen Tagesanbruch nahmen fünf von ihnen Reißaus; den Soldaten aber fehlten zwei Säbel, mehrere Flinten und Tornister. Die Kriegsleute waren wüthend; einmal sollten sie nun statt der Deserteure das Ruder führen, sodann waren sie ohne Waffen und von Churunpacos (d. h. Nichtsoldaten) zum Besten gehalten und bestohlen worden. Sie baten um Erlaubniß, den Dieben nachzusetzen; sie wollten dieselben todt oder lebendig wieder bringen und nach wenigen Stunden an Ort und Stelle zurück sein. Ohne Erlaubniß abzuwarten, verschwanden sie in den Wäldern, und nun konnte man darauf wetten, daß auch sie nicht zurückkommen würden. Offenbar hatten sie die ganze Geschichte planmäßig eingefädelt. Auch die Indianer machten nun Miene, sich zu entfernen, um irgend wen und irgend etwas zu suchen. Sie nahmen ihre Siebensachen zusam-

Fray Bobo und Fray Astuto. (Nach einer Zeichnung von Riou.)

men: Sack, Topf mit rother Farbe, Spiegel, Tabaksdose, Kämme, Bogen und Pfeile, und wollten ihre Pirogen besteigen. Jetzt aber traten die peruanischen Offiziere ins Mittel und stellten ihnen vor, daß sie bereits im Voraus Messer und Beile als Zahlung für ihre Dienste bekommen hätten und daß es ihre Pflicht sei, die Reisenden bis in das Gebiet der Chuntaquiros zu bringen. Ein Cholo von der Mission diente als Dolmetscher; man suchte die Antis zu begütigen und durch kleine Geschenke, namentlich Glasper-

Fray Bobo liest Messe auf dem Strande von Chahuaris in Peru. (Nach einer Zeichnung von Riou.)

len, zu gewinnen, und brachte nun heraus, daß allerdings ein Complot vorlag. Zwei Flöße hatten Schiffbruch gelitten, weil die Ruderer (Balseros) darüber sich verständigten, um die Ladung zu stehlen, und den Antis war Halbpart geboten, wenn sie behülflich sein wollten. Ueberhaupt benahmen die Balseros sich ganz niederträchtig; sie hatten den Indianern gesagt, daß die Reisenden, die ja Punarunacunas, d. h. Männer von der Hochebene, seien, damit umgingen, sie zu tödten; sie hätten deshalb Lebensmittel vergiftet. Es kostete nicht geringe Mühe, den Söhnen der Wildniß diesen Wahn zu benehmen. Fray Bobo that dazu Alles, was in seinen Kräften stand; er hielt ein Crucifix in die Höhe und beschwor, daß die Reisenden von den besten Absichten für die Indianer beseelt seien. Das machte allerdings einigen Eindruck auf die Antis, sie waren aber von den guten Absichten erst überzeugt, als man ihnen wiederholt Geschenke gab.

In jener Gegend, etwa unter dem 11. Grade südlicher Breite, liegt die klimatische Zone, welche eine Scheidelinie zwischen den verschiedenen Arten der Quinquina (Fieberrinde) bildet. Aber die Grenze ist für diese Pflanze, wie auch für andere, z. B. für die verschiedenen Eichen, bei Weitem nicht so scharf, als man bisher angenommen, und die Handbücher der Pflanzengeographie bedürfen in dieser Hinsicht mancher Berichtigungen.

Ohne erhebliche Unfälle gelangten die Fahrzeuge nach Chapo, das am rechten Ufer des Quillabamba liegt und aus zwei Hütten der Antis besteht. Die Strömung war von dort ab noch heftiger als früher; auf einer Strecke von zwei Wegstunden mußten mehr als 12 Stromschnellen passirt werden, und weiter abwärts, unterhalb Coribeni, auf der acht Leguas weiten Strecke abermals nicht weniger als 11. Die Kähne waren oftmals in der größten Gefahr zu scheitern, aber Ruderer und Steuerleute waren gewandt und thaten ihre Schuldigkeit.

Bei den Kaskaden von Sirialo bot der Fluß einen entsetzlichen Anblick dar. Eine doppelte Felsenleiste reicht quer über, verriegelt gleichsam das ganze Bett und bildet zwei acht Fuß hohe Fälle neben mehreren schäumenden Stromschnellen. Es war für Menschen eine Unmöglichkeit, darüber hinwegzukommen; sie stiegen aus und kletterten am Ufer hin, während die Fahrzeuge von den unbekleideten Ruderern, die bis an Leib und Schultern im Wasser arbeiten, an langen Stricken und Lianen über die Klippen hinabgelassen wurden. Und als nach zweistündiger angestrengter Arbeit alle Schwierigkeiten überwunden waren, gelangten die Kähne bald nachher wieder an zwei andere Stromschnellen, die von Sarnantariqui und Imiriqui. Als man auch über diese hinweggekommen war, gereichte es den Reisenden zum Troste, daß sie an ein Indianerdorf gelangten, wo die Wildniß einmal durch Anpflanzung von Ananas, Baumwolle und Zuckerrohr unterbrochen war; auch waren einzelne Flecke Landes mit Yucca und Erdnüssen bestellt. Diese Pflanzung hieß Polyhatini und gehörte einigen Antis, welche gerade nicht am Platze waren; trotzdem thaten ihre Landsleute sich an den Ananas und am Zuckerrohr eine Güte, denn in jenen Einöden wird es mit dem Eigenthumsrecht nicht so genau genommen.

Fray Bobo und seine Begleiter. (Nach einer Zeichnung von Rion.)

Am Ufer von Sangobatea wurde Nachtlager gehalten. Man hielt die Gegend für unbewohnt, aber sehr bald stellten sich acht langhaarige Antis ein und benahmen sich mehr als vertraulich. Sie betasteten mit einem grinsenden Lächeln, das gewiß recht gut gemeint war, die Kleider der weißen Männer, erzählten, daß sie etwas landein in einer Schlucht hauseten und jetzt eben mit ihren langen Lanzen Fische zu speeren gedächten; auch hatten sie Angelhaken aus Knochen bei sich. Eiserne Fischhaken, die doch sonst ein sehr beliebter Artikel unter den Indianern sind, waren noch nicht bis zu ihnen gedrungen. Diese Indianer führten drei spitzohrige Hunde mit sich, und diese waren von der Schnauze bis zur Spitze des Schwanzes bemalt; zwei hatte man königsblau angepinselt mit wildem Indigo (Pseudo anil indigofera), den dritten mit Orleans (Rocou, Bixa orellana). Der Brauch, den Hunden das Haar zu färben, kommt bei vielen wilden Stämmen in Peru vor. Am andern Morgen holten die Antis ihre Frauen, und diese brachten Hühner, Eier, Bananen und geräuchertes Tapirfleisch, was Alles den Reisenden höchst willkommen war und gegen allerlei Tand eingetauscht wurde. Männer und Weiber hatten sich nach besten Kräften angeputzt, das heißt sich frisch mit rother und schwarzer Farbe die Haut bemalt und mit einer Menge von Hals- und Armringen behängt, die aus auf Stränge gezogenen Körnern und Nüssen verschiedener Art bestanden. Einige Stutzer hatten ein Dutzend Bälge von Vögeln glänzenden Gefieders nebst Tapirklauen um Hals und Schulter gehängt; vor der Stirn war das Haar in gerader Linie abgeschnitten. Vier dieser Indianer ließen sich als Hülfsruderer anwerben, und namentlich einer derselben, Namens Simuco, zeigte sich als ein höchst kühner und gewandter Lenker des Steuers. Er hatte seine beiden Frauen mitgenommen und erzählte, wie er zu den Schönen gelangt sei. Einst war er bei den Missionären in Cocabambillas gewesen und hatte dort ein Beil geschenkt bekommen; für dieses nützliche Werkzeug kaufte er einem Vater die Tochter ab. In jenen Gegenden gilt bei solchen Gelegenheiten ein Raisonnement, das wir Europäer nicht recht verstehen. Der Vater hatte gesagt: „Kinder kann ich wohl noch mehr bekommen, aber ich verstehe nicht, ein Beil zu machen." Marcoy traf später einen Coniboindianer, von welchem er ein Moskitonetz kaufen wollte. Der Mann ließ sich darauf nicht ein und sagte dem Dolmetscher: Eins seiner Kinder wolle er gern abgeben, aber das Netz nicht; denn bis seine Frau Baumwolle genug geerntet und das Netz gesponnen und gewebt hätte, würde so viel Zeit vergehen, daß inzwischen die Mücken ihn unzählige Mal auffressen könnten! Simuco war auch ein gewandter Fischer. Als einmal das Floß, welchem eine Pirogue angehängt war, durch eine Reihe von Felsen hinfuhr, bemerkte er in dem Wogengetümmel einen Sabalo (Salmo andensis), welcher stromauf schwamm. Sofort bückte er sich, ergriff seinen Bogen, und im Nu war der Fisch von dem Pfeile durchbohrt.

Die Fahrt war gefährlich, aber einförmig, weil immer und immer wieder eine Stromschnelle der andern folgte. Der Reisende zählt sie alle auf, wir würden aber unsere Leser ermüden, wenn wir näher auf die Einzelnheiten eingingen. Dann und wann wurde die Einförmigkeit durch einen Zwischenfall unterbrochen. Einst kamen die Pirogen an einer Indianerhütte vorbei, in welcher einige Tage vorher ein Kind das Licht der Welt erblickt hatte. Als die Mutter dasselbe vorzeigte, beschloß Fray Bobo, diese braune Weltbürgerin den Krallen des Satans zu entreißen und ihr die Weihe der heiligen Taufe zu geben. Diese fand denn auch statt und zwar unter freiem Himmel. Die Aeltern verstanden zwar nicht, was die Feierlichkeit bedeuten sollte, waren aber hoch erfreut, als die Mutter von den beiden peruanischen Pathen ein buntes Baumwollentuch, ein Messer und einige blanke Knöpfe erhielt; der Vater ward mit einem Beile beglückt und schloß gute Freundschaft mit den freigebigen weißen Männern.

Auf der kleinen Strecke von der Einmündung des Pachiri bis zu jener des Yaviro zählte Marcoy nicht weniger als 19 Stromschnellen; sie alle waren aber nur ein Kinderspiel gegen die nun folgenden, namentlich gegen jene von Saniriato. Diese versperren den Fluß, und erst bei der fünften Cascade verliert der Quillabamba etwas von seiner wilden Wuth. Es verstand sich von selbst, daß die Reisen-

Der peruanische Lieutenant.

Der peruanische Capitän nach dem Schiffbruch.

(Nach einer Zeichnung von Riou.)

den aussteigen und eine beträchtliche Strecke weit zu Fuß gehen mußten. Das wurde dem Fray Bobo sehr sauer. Der alte Mann fühlte sich durch die magere Kost, öfteres nothgedrungenes Fasten, häufige Platzregen und überhaupt durch die Anstrengungen einer solchen Reise dermaßen angegriffen, daß er sich nur mit Mühe auf den Beinen halten konnte. Marcoy und ein junger französischer Naturforscher übten ein Werk der Barmherzigkeit, als sie ihm den Arm gaben. Trotz alledem hatte er seine heitere Laune nicht verloren.

Doch sein letzter Tag war gekommen. Fray Bobo bestieg mit dem peruanischen Hauptmann und dessen Lieutenant die Pirogue, während Marcoy nebst einigen Anderen zu Fuße weiter ging, um erst unterhalb der Stromschnelle seinen Kahn wieder zu besteigen. Nachdem wir, schreibt er, etwa zehn Minuten weit gegangen waren, vernahm ich ein dumpfes Brausen und Rauschen, und bald nachher kam ein weißer, wallender Wasserstreifen zum Vorschein, der sich scharf von dem dunkeln Grün der Uferwaldung abhob. Diese Stromschnelle war im höchsten Grade malerisch, aber bald zeigte sich, daß sie große Gefahren darbot. Wir sahen, wie die Pirogue offenbar zwischen Widerströme gerieth, denn sie begann im Kreise zu wirbeln; bald aber zog eine Strömung sie unwiderstehlich an und trieb sie mit Pfeilesschnelle, aber zumeist in drehender Bewegung, nach dem Felsenriffer zu. Die Lage war allerdings bedenklich, doch hielten wir, ohnehin an dergleichen gewöhnt, sie nicht für unbedingt gefährlich. Aber bald begriffen wir unsern Irrthum. Die Indianer nahmen einen günstigen Augenblick wahr, sprangen ins Wasser und schwammen an das nahe Ufer, die beiden Peruaner thaten ein Gleiches, nur der unglückliche Mönch war außer Stand, ihrem Beispiele zu folgen. Er stand von seinem Sitze auf, hob flehend und in Verzweiflung die Hände empor, schwankte hin und her, sank nieder und fiel in den Nachen, der vom Strome fortgerissen wurde, umschlug und in dem brausenden Wellengewirbel verschwand.

Ein so tragisches Ende nahm dieser Mann, der länger als 40 Jahre in jenen peruanischen Einöden gelebt hatte. Die beiden Peruaner hatten all ihr Gepäck und insbesondere auch Uniformen und andere Kleider eingebüßt; was sie auf dem Leibe hatten, mußten sie ablegen und trocknen; inzwischen wurden sie von ihren Reisegefährten mit allerlei Tracht versehen, in der sie sich dann wunderlich genug ausnahmen.

Der Tag war schlimm gewesen, aber die Nacht war nicht minder bedenklich; das Blau des Himmels verwandelte sich erst in ein unheimliches Grau und dann in ein düsteres Schwarz. Bald begannen einzelne Blitze aus dem Gewölke zu zucken, und nach einer Viertelstunde sahen die am Strande Lagernden sich von einem wahren Feuermeer umgeben. Aus den Wäldern raste ein Sturm hervor; Stämme und Aeste krachten, und dann ergoß sich ein Platzregen mit einer Gewalt und Heftigkeit, die man nur in den Tropen kennt; er dauerte bis zum Morgen. Erst gegen acht Uhr trat die Sonne aus dem Gewölk hervor, erwärmte die kalten Glieder und trocknete die nassen Kleider.

Nach so vielen Widerwärtigkeiten und Gefahren gelangte Marcoy nach Tunkini, das etwas südlich vom 10. Grade südl. Breite liegt, und wo die Region der Kaskaden und Stromschnellen ein Ende hat. Wir verlassen ihn hier, werden ihn aber demnächst auf seiner Fahrt nach Sarayacu am Ucayale begleiten.

Aus dem Volksleben in der Bretagne.

Die Léonarden, Kernéwotes und Trégorrois. — Allerlei Aberglauben. — Volksthümliche Gedichte.

Die nordwestliche Halbinsel Frankreichs, Klein-Britannien (das alte Armoricum), welche jetzt das Herzogthum Bretagne umfaßt, ist ein armes und rauhes Land, dessen Bewohner gallisch geblieben und nicht französisch geworden sind. Westlich vom 5.° bis zum Cap Finisterre herrscht dort noch die keltische Sprache, freilich vielfach mit französischen Elementen durchsetzt. Wie bei allen keltischen Völkern lebt auch in diesen Bretonen (Breizards), ein tiefes poetisches Gefühl, und ihre Balladen und Gesänge athmen denselben eigenthümlichen Geist, der auch in den irischen, wälschen und schottischen Dichtungen sich ausspricht. Ein so eben in London erschienenes Werk von Tom Taylor*) beschäftigt sich eingehend mit denselben, aber auch die Ethnographie dieses abgeschiedenen Landstriches geht in dem Buche nicht leer aus. Der Einleitung folgend, geben wir hier die Bemerkungen Taylors über die Léonarden, Kernéwotes und Trégorrois in der Bretagne.

Das Léonais (Lemovicus in der Zeit der Merovinger) bildet das äußerste westliche Horn der Bretagne und umschließt fast die ganzen Arondissements Morlaix und Brest. Es ist die reichste und schönste Landschaft des Departements Finisterre. Die Felder sind fruchtbar und die Bevölkerung (wenn man von der französischen Hafenstadt Brest absieht) lebt in ihren zerstreuten Dörfern und vereinsamten Landhäusern ein ungemein einfaches Leben, das an vergangene Tage erinnert. Die Kirche ist für den Léonarden der Angelpunkt, um den sich fast Alles dreht; dort hält er seine „Pardons“ oder Heiligenfeste und den großen Todtentag (2. November). Dann trauert Jedermann, und den ganzen Tag über werden Gottesdienst, Messe und Gebete für die Todten abgehalten. Die Reste eines Mahles, welches die religiösen Uebungen beschließt, bleiben auf der Tafel stehen; sie sind für die Todten bestimmt, welche sich um den Tisch zum Schmause vereinigen. Auch der Johannistag, den das Christenthum an die Stelle des druidischen Sonnenfestes setzte, wird hoch in Ehren gehalten. Auf den Hügeln werden Johannisfeuer angezündet, um welche die Bevölkerung in ihren Feiertagskleidern herumtanzt; dazu erklingt das „Binion“, ein einfaches ländliches Instrument, die Schalmei des Schäfers oder der Wiederhall eines kupfernen Beckens, das mit Rohr überzogen ist. Ein Mädchen, welches noch vor Mitternacht um neun Johannisfeuer herumtanzt, darf darauf rechnen, im Laufe des Jahres noch einen Mann zu bekommen. In vielen Kirchdörfern geht der Geistliche mit dem Kreuz und den Kirchenfahnen selbst zum Holzstoß hin und zündet ihn an.

*) Ballads and Songs of Brittanny. Translated by Tom Taylor from the „Barsay-Breiz“ of Vicomte Hersart de la Villamorqué. With some of the original melodies harmonized by Mrs. Tom Taylor. London, Macmillan. 1865.

Ein angekohltes Holzstück vom Johannisfeuer wird sorgfältig aufbewahrt und schützt, zusammen mit einem am Palmsonntage geweihten Buchsbaumzweige und einem Stückchen Dreikönigskuchen, die Hütte gegen das Einschlagen des Blitzes. Die Blumen des Straußes, welcher die Spitze des Holzstoßes ziert, sind ein mächtiger Talisman gegen alle körperlichen Gebrechen. Eine ungemeine Bigoterie, die oft in den stärksten Aberglauben übergeht, ist ein vorherrschender Charakterzug der Bewohner des Léonais. Sie sind ernst, tiefsühlend, verschlossen, mißtrauisch gegen Fremde und hängen mit zäher Liebe an ihrem Heimatlande, dessen Gebräuchen und Glauben. Die Kleidung der Léonarden ist gewöhnlich von dunkler Farbe, schwarz oder dunkelblau; sie wird bei den Männern nur durch eine rothe oder blaue Schärpe etwas gehoben, während die Frauen einen weißen Ueberwurf, ähnlich jenem der Beguinen, tragen. Die Ehen werden schnell geschlossen, die allgemein geübte Gastfreundschaft erscheint als eine Pflicht, und jeder Arme, sei er auch der niedrigste Bettler, gilt als „Gottes Gast". Die Léonarden sind die ernstesten unter den Bretonen und lassen sich eher mit den Wälschen als mit den irischen Kelten vergleichen.

Die Kernéwotes dagegen, die Bewohner von Cornouaille, zeigen in ihrem Charakter eine Mischung von Frende und Pathos, wie sie dem Iren eigen ist. Ihr Land liegt um die Berge von Arré herum, zwischen Morlaix im Norden und Pontivy im Süden; im Norden haben sie das Léonais, im Süden den Distrikt Vannes zur Grenze. Der nördliche Theil ist wild und unfruchtbar; ganz anders dagegen der südliche: hier überrascht uns eine lachende, liebliche Gegend. An den Küsten, besonders bei Quimper, eröffnet sich eine großartige und furchtbare Scenerie; dort stürmt und wüthet das Wogengedränge des Atlantischen Oceans gegen Penmarch (den Pferdekopf), einen der westlichsten Punkte der Bretagne, mit grimmigem Tosen an. Dort liegt die versunkene Stadt Is, von der eine hübsche Ballade erzählt, und dort wurde noch innerhalb der letzten 40 Jahre die Messe auf einem Boote in der See vor einem Menhirien oder Druidensteine gelesen, der bei niedrigem Wasserstande aus den Fluthen emporragte; das Volk glaubte, er sei einer der Altäre der untergegangenen Stadt gewesen. Also verrichtete die christliche Fischerbevölkerung ihren Gottesdienst vor einem heidnischen Druidensteine. Der Kernéwote der Küste gleicht in vieler Beziehung dem Léonarden. Gleich diesem ist er ernst, finster und verschlossen. Im Innern dagegen spielt ein lustiger Ton in sein Wesen hinein; er ist bei Hochzeiten ausgelassen heiter, hält wilde Zechgelage auf den Jahrmärkten oder bei der Eröffnung der Dreschtennen und erfreut sich an Ringübungen. Seine Kleidung zeigt glänzende Farben; sie ist stets mit Blau, Roth oder Violett eingefaßt, und bei Quimper trägt man die „Bargu-braz", eine Art weiter türkischer Hosen, die ein Ueberrest der alten keltischen Tracht sind. Das Costume von Cornouaille ist weit und breit bekannt; auffallend sind die Jacken und Westen, in welche oft der Name des Schneiders, der sie gemacht, und das Datum, an welchem sie vollendet wurden, mit bunter Wolle auf der Brust eingenäht sind; dazu kommen der breite Gürtel und die Schnalle, die sackförmigen Hosen und der breitrandige Filzhut, unter dem die Haare bis auf die Schultern herabfallen. An der Küste hat man dagegen schmalkrämpige Hüte, die mit vielfarbigen, flatternden Bändern geziert sind. Die alten Heirathsgebräuche werden in Cornouaille am strengsten aufrecht erhalten und die Ringkämpfe häufig und unter großem Zulaufe abgehalten. Bemerkenswerth ist, daß in England das Ringen nur auf jene Seite des Landes (die westliche) beschränkt ist, wo sich das keltische Volksthum am längsten erhielt.

Die Trégorrois, Bewohner von Trégnier, sind weniger rauh und ernst in ihrem Wesen als die Léonarden oder Kernéwotes der Küste, aber auch nicht so erregbar als die Kernéwotes der Gebirge. Es liegt Etwas in ihnen, was im Vergleich mit dem Charakter der übrigen Bretonen als Milde, Sanftmuth und Unterwürfigkeit ausgelegt und in seinem Ursprung auf die Seminarien des Landes zurückgeführt werden kann. Der Trégorrois ist ungemein religiös, aber er hält sich vorzüglich an die friedlichen und hoffnungbringenden Feste der Kirche. So wird Weihnachten ganz besonders gefeiert, und Wallfahrtsörter sind in hohem Ansehen; unter diesen erfreuen sich wieder St. Mathurin und Unsre liebe Frau von Succour zu Guincamp großer Theilnahme. In Trégnier sind die meisten religiösen Gedichte der Bretagne entstanden, und in Lannion werden noch, oder wurden wenigstens noch vor Kurzem jene alten keltischen historischen und religiösen Tragödien aufgeführt, die mit denen, welche einst im englischen Cornwall gespielt wurden, große Aehnlichkeit haben. Dort hielten auch die zu tausenden unter offenem Himmel versammelten Bauern ihre Zauberbündnisse ab. Der Klöarek, oder Seminarist von Trégnier, ist gewöhnlich ein junger Bauer von 16 bis 18 Jahren, der Neigung zum Studium zeigt und von seinen Aeltern in eins der zahlreichen Seminarien geschickt wird, wobei denn etwas von der Ehre des Priesterthums vom Sohne auf die Aeltern zurückstrahlt. Er wohnt nicht im allgemeinen Collegium, sondern in einem Dachstübchen, oft mit vier oder fünf seiner Kameraden zusammen. Er bekommt etwas zu seinem Lebensunterhalte von den Aeltern, aber das reicht nicht aus, und deshalb erwirbt er das Uebrige durch allerlei niedrige Arbeiten, z. B. Holzspalten, Wassertragen oder im besten Falle durch Unterrichtgeben im Lesen und Schreiben, wofür er dann monatlich 10 Sous erhält! An Markttagen bringen ihm Vater und Mutter etwas Schwarzbrod, Butter, Speck und Kartoffeln zur Fristung des armseligen Lebens. Der Gegensatz zwischen dieser elenden Existenz und der darauf folgenden mächtigen und fast übermenschlichen Gewalt als Priester, die Trennung von der Heimat und allen Freuden der Jugend, ja des Lebens wirken natürlich ungemein auf das Gemüth, erregen dasselbe und stimmen es zum Mysticismus, der sich in den von jenem Stande ausgehenden Gedichten wieder Luft macht. Die Schmerzen und Leiden werden in Elegien und Idyllen, die Frömmigkeit wird in Gesängen ausgedrückt. So ist der Klöarek meistens der Held und zugleich der Dichter der „Slones", wie die eben aufgeführten bretonischen Gedichte genannt werden; von ihm stammen auch die „Buhez" oder Heiligenlegenden und die „Kanaouen" oder religiösen Gesänge, die von den Freuden des Himmels, den Schrecken der Hölle und von den Abschiedsgrüßen der verklärten Seele an den gestorbenen Körper handeln. So ist Trégnier durch seine Klöarek die Nährerin der Bretagne in der volksthümlichen elegischen und religiösen Dichtung. Daß aber in der Bretagne auch die Lyrik nicht leer ausgeht, mag die Uebertragung des folgenden Gedichtes, die Schwalben, zeigen.

Zu unserm Dorf ein Pfadweg schmal
Führt nieder von dem Rittersaal.

Ein Weg, viel weißer als er weit,
Maiblümchen blüht an seiner Seit.

Man riecht den Duft schon aus der Fern,
Des Ritters Sohn, er hat ihn gern.

O, wäre doch das Blümchen ich —
Des Ritters Sohn, er pflückte mich

Mit seiner Hand, so zart und klein,
Viel reiner, als die Maiblum rein.

O, wäre doch die Maiblum' ich,
Wohl an sein Herz dann drückt er mich!

Von seinem Schlosse eilt er fort,
Wenn Schnee bedeckt die Dächer dort.

Ins Frankenland dann zieht er weit,
Grad wie die Schwalb' zur Winterszeit.

Wenn Grün und Gras auf's Neue sprießt,
Im Heimatland er wieder ist.

Kornblum' blüht dann im Weizenfeld
Der Wind der Gerste Saaten schwellt.

Die Lerche singt am Himmelssaum,
Der Fink und Hänfling auf dem Baum.

Als lieber Gast kehrt er zurück,
Genießt mit uns der Feste Glück.

Ich wollt', 's wär' Mai das ganze Jahr
Und Festtag jede Stund' fürwahr.

Ich wollt', ich zög von Ort zu Ort
Mit meinen lieben Schwalben fort

Und säh sie fliegen immerdar
Um unser Haus das ganze Jahr.

Die Hongieflotten und die Missionäre in Neuguinea.

Obschon die Holländer bereits 1828 von Neuguinea Besitz genommen haben, und ihre Grenzen in neuerer Zeit mit Ausschluß der Ostküste immer weiter ausdehnten, so haben dieselben doch, außer den aufgerichteten Grenzpfählen, eigentlich keinerlei Herrschaft dort, und selbst während der Zeit, daß sie dort eine Colonie besaßen, übten sie fast keinen Einfluß auf die umliegenden Stämme aus. Die eigentlichen Beherrscher dieses Landes sind die Sultane von Tidore, und schon im 16. Jahrhundert scheinen sie hier ihre Macht mittelst der berüchtigten Hongieflotten ausgeübt zu haben. Diese sind eigentlich nichts als großartige Razzias, die der Sultan von Zeit zu Zeit ausrüstet, um die Küstenvölker zu brandschatzen. Ueberall, wo man ein Dorf am Strande findet, werden dessen Bewohner theils erschlagen, theils zu Gefangenen gemacht, die Häuser angezündet, die Cocosbäume und Anpflanzungen vernichtet und Alles geraubt. Daher flüchten die Bewohner vor den Hongieflotten, so schnell sie nur können, und geben lieber ihre elenden Hütten und mühselig angelegten Pflanzungen Preis, da sie für sich selber weit Aergeres, nämlich den Tod oder Sklaverei zu erwarten haben. So viel sich auch die Holländer bemühten, diesen Mißbräuchen Einhalt zu thun, so konnten sie bisher die Hongieflotten nie ganz unterdrücken; denn obwohl mit dem Sultan von Tidore ein Contract geschlossen wurde, der die Ausrüstung derselben verbietet, so geschieht es dennoch in der Stille. Der Sultan betrachtet daher auch die Bewohner der Küstenstriche südwestlich bis zum Cap Buru und nordöstlich bis zu den Arimoainseln als seine Unterthanen, ernennt ihre Häuptlinge und wird sehr gefürchtet, während die Bewohner des Binnenlandes seine Herrschaft keineswegs anerkennen. Es geht daraus hervor, wie die Herrschaft der Holländer nur dem Namen nach besteht, und es ist nicht zu verwundern, daß diese Raubzüge noch immer stattfinden; ja 1849 mußte es sogar der holländische Kriegsschooner „Circe" ruhig mit ansehen, wie die „Hongie" unter ihren Augen alle Schändlichkeiten ausübte. Jedoch sollen sich in neuester Zeit diese Zustände bedeutend gebessert haben, da die Macht des Sultans von Tidore sehr gesunken ist und es ihm schwer wird, die ansehnlichen Mittel zur Ausrüstung einer solchen Flotte zu bestreiten.

Indeß sind die Interessen dieses Fürsten als Muselmann noch von anderer Art. Es liegt ihm nämlich daran, den Islam auf diesen Küsten auszubreiten. Noch ist es ihm nicht ganz gelungen, obwohl alle diese Völkerschaften entschieden mehr Sympathien für den Islam als für das Christenthum hegen. Jedenfalls verdient es wohl Aufmerksamkeit, daß eine Religion, die soviel später als die christliche entstand, sich in verhältnißmäßig kurzer Zeit über die meisten Inseln des indischen Archipels verbreitete, und es ist thatsächlich, daß die mohammedanischen Priester immer mehr Proselyten machten, als die christlichen Missionäre. Hat doch der Islam für Völker, die auf so niedriger Kulturstufe stehen, schon in der Erlaubniß der Vielweiberei viel Lockendes, und um die höhere humanistische Tendenz des Christenthums aufzufassen, haben diese Menschen noch viel zu kindische Begriffe, da sie sich oft nicht einmal die Existenz eines höhern Wesens denken. Einen schlagenden Beweis dafür liefern die Bemühungen des eifrigen Geistlichen, der die Expedition mit dem Schiffe „Dourga" mitmachte, um die alfurischen Bewohner der Aru-Inseln zu bekehren. Er suchte ihnen begreiflich zu machen: „daß ein großer Geist, Gott, über uns Allen schwebe und jede unsrer Gedanken und Thaten kennend, somit auch allgegenwärtig und allwissend sei". Diese Erklärung war aber für die Insulaner zu hoch, denn, sagten sie, „noch keiner von ihnen habe dieses erhabene Wesen je zu sehen bekommen". Da erklärte ihnen denn der unermüdliche Missionär, daß dieses Wesen zugleich unsichtbar sei, und nun schien es einem der Schlauesten einzuleuchten. „O", sagte er, „nun weiß ich auch, wo sich euer großer Geist am liebsten aufhält, und von wo er sich uns am meisten zu erkennen gibt; in euren Flaschen muß er hauptsächlich sein, denn als ich von dem köstlichen Naß derselben kostete, wurde ich auf einmal so begeistert und glaubte von zwei Geistern beseelt zu sein."

Durch bloße Predigten und Bibelvorlesungen, welche die Wilden doch nicht begreifen, werden noch keine höheren Empfindungen geweckt, und die eben so eifrigen als uneigennützigen Herrnhuter, die ihren Pfleglingen erst Arbeit, Lesen und Schreiben lehren, beweisen, daß man auf diese Manier jedenfalls humanistische Zwecke viel sicherer erreichen kann.

Im Jahre 1855 errichtete die niederländische Missions-Gesellschaft eine Station auf Doreh, an deren Spitze die Missionäre Ottow und Geißler, ein Paar vom Zwecke ihres Berufs erfüllte Männer, standen. Sie bauten sich selbst Hütten und hatten gleich Anfangs vom Fieber viel zu leiden. Ihre ersten Predigten in malayischer Sprache blieben jedoch gänzlich erfolglos, und als sie 1858 in der Papua-Sprache Bibelvorlesungen hielten, versammelten sie nur einige Zuhörer. Bereits 1860 gaben sie ein Gesang- und Lesebuch, das in Macassar gedruckt war, im Papuanischen heraus und unterrichteten in der Schule

im Malayischen, ohne jedoch bei der Bevölkerung einen wesentlichen Einfluß ihrer rastlosen Bemühungen zu sehen.

Unter furchtbaren Mühen, Entbehrungen und Krankheiten lebten die beiden Männer mit ihren Frauen unter den wilden Stämmen fort und hofften immer auf Erfolg. Aber noch hatten sie Keinen getauft, da trat ein Prophet unter den Papuas auf, der mit einem Male ihre jahrelangen Bemühungen zerschmetterte. Alle Zuhörer verließen sie und begannen, so faul sie sonst waren, auf Geheiß des Propheten einen Götzentempel zu bauen und Götzenbilder zu verfertigen. Von nah und fern strömte die Bevölkerung herbei, um die Predigten des Propheten anzuhören.

Geißler begab sich nun an die Küste von Dammans Bai. Doch auch hier war ein Heiliger aufgetreten, der alle Versuche erfolglos machte. Er kehrte unverrichteter Sache zurück, fand in Dorey die Verhältnisse aber noch viel ungünstiger, da die Pocken große Verheerungen angerichtet hatten und in Folge dessen viele Einwohner geflohen waren. Aus allen diesen Umständen erklärt es sich, daß trotz siebenjähriger Mühe gar keine Resultate erreicht wurden. Unter solchen Bewandnissen ist den Missionären nur die Hoffnung übrig geblieben.*)

*) Neuguinea und seine Bewohner von O. Finsch. Bremen, Müller. 1865.

Die Zinzaren.

Ueber die Zinzaren liegt uns eine ethnographische Studie von F. Kanitz*) vor, welche einen Separat-Abdruck aus den Mittheilungen der k. k. geographischen Gesellschaft in Wien bildet und über diesen außer der europäischen Türkei und den Süddonauländern nur wenig gekannten Volksstamm einige sehr interessante Aufschlüsse gibt, die sich theils auf eigene Erfahrung des auf der Hämus-Halbinsel vielgereisten Verfassers, theils auch auf Professor Thunmanns ältere „Untersuchungen", sowie auch auf die „Albanesischen Studien" des Herrn v. Hahn gründen.

Indem wir nun die ethnographische Studie des Herrn F. Kanitz nach den wesentlichsten Punkten einer kurzen Besprechung unterziehen, bezwecken wir zugleich, die Leser des Globus mit den Zinzaren, die ein sehr wichtiges Kulturelement der europäischen Türkei bilden, hiemit bekannt zu machen, wobei wir auch unsere, aus eigener Erfahrung und Anschauung gesammelten Bemerkungen nicht weglassen wollen.

Die Zinzaren sind Walachen oder Rumänen, welche einen von der dako-walachischen Sprache verschiedenen Dialekt sprechen. Da sie die walachische Zahl „tschintsch", fünf, nach ihrer Mundart wie „zinz" aussprechen, ist ihnen scherzweise der Name „Zinzar" gegeben worden, welchen dieselben nun als bleibenden und allbekannten führen.

Wie F. Kanitz bemerkt, nennen sich die Zinzaren selbst am liebsten Rumuni und halten sich für Abkömmlinge römischer in Macedonien angesiedelter Colonien. Von den Griechen werden sie Kutzo-Wlachen, d. h. hinkende Walachen, genannt, ein Spottname, dessen Begründung nicht genügend nachgewiesen ist. Der eigentlich wissenschaftliche und ethnographische Name der Zinzaren, den F. Kanitz aber gar nicht erwähnt, ist: Macedo-Walachen, und zwar zum Unterschiede von den Bewohnern Romaniens, welche sich „Dako-Walachen" nennen. Allerdings ist dem gemeinen Zinzaren die Benennung „macedo-walachisch" eben so wenig bekannt, wie dem gemeinen Slawonier oder Kroaten die Benennung „illyrisch", und doch wird der größte Theil der Südslawen mit dem Namen „Illyrier" bezeichnet, sowie auch die Grammatiken nicht von einer zinzarischen, sondern nur von einer „macedo-walachischen" Sprache sprechen. Die große Aehnlichkeit der letztern mit der walachischen Sprache weist auf die engste Stammverwandtschaft dieser beiden Völkerschaften hin. Dagegen aber zeichnen sich die Zinzaren vor den Dako-Walachen durch ihre Betriebsamkeit und ihren Spekulationsgeist vortheilhaft aus, welche Eigenschaften dieselben auch vorzugsweise zum Kaufmannsstande qualificiren, während sie sonst den Hang zum Hirtenleben mit ihren geistig minder begabten walachischen Brüdern gemein haben.

Den zinzarischen Kaufmannsfirmen begegnen wir, wie Hr. Kanitz sehr richtig bemerkt, nicht allein in den Handelsemporien der untern Donau in Belgrad, Semlin, Pantschowa, Neusatz, Ofen und Pesth, sondern auch in der österreichischen Metropole, wo die Gründer der weltbekannten Firmen: Sina, Dumba, Tirka u. A. dem Zinzarenstamme entsprossen sind, und wo man die Zinzaren allgemein für „Griechen" hält, weil sich dieselben zur griechisch-orientalischen Religion bekennen. Als Hr. v. Hahn im Jahre 1859 die wichtige, ganz von Walachen bewohnte macedonische Handelsstadt Kruschewo (auch Grischewo) besuchte, befanden sich sechs Handelshäuser allein aus Kruschewo in Wien, und es sind namentlich die Goldschmiede von Kruschewo weithin bekannt. In Bulgarien, Macedonien, Thracien und Albanien gehört die Elite des Kaufmannsstandes diesem betriebsamen Volke an.

Als Schlächter und Talgsieder finden wir die Zinzaren, wie wir aus eigener Erfahrung wissen, nicht nur überall in den türkischen Provinzen, sondern selbst in der serbischen Wojwodschaft und im temescher Banate, wo sie ihre wandernden Schlächtereien und Talgsiedereien aus sanitätspolizeilichen Gründen außerhalb der Städte allerdings nur in der kältern Jahreszeit errichten dürfen. Dieses Gewerbe wird denselben so eigenthümlich zugeschrieben, daß auch andere Eigenthümer solcher „Schaf- und Ziegenstiche" vom Volke schlechtweg nur mit dem Namen „Zinzaren" bezeichnet werden. Auch eine Art Kuchenbäckerei wird nur dem Zinzaren zugemuthet, und den Garkoch nennt man in jenen Ländern „Zinzar", unbekümmert, welchem Volksstamme derselbe angehören möge. Somit hat also der Name Zinzar nicht allein eine ethnographische, sondern auch eine technische Beziehung für Gewerbe, welche vorzugsweise von Zinzaren ausgeübt wurden.

Ackerbau und Viehzucht treibend, finden wir, nach H. Kanitz, die Zinzaren in größeren geschlossenen Gruppen im Südwesten der Türkei, eingekeilt zwischen den albanesischen Stämmen Thessaliens, am See von Janina, dann südlich an den Pindusabhängen. Nördlicher, als kleine Inseln umschlossen von albanesischen, griechischen und bulgarischen Elementen in der Nähe von Castoria und am See von Ochrida. Ferner nur wenige Meilen entfernt von der adriatischen Küste Mittel-Albaniens

*) Die Zinzaren. Eine ethnographische Studie von F. Kanitz. Separat-Abdruck aus den Mittheilungen der k. k. geographischen Gesellschaft. Wien 1863.

in den Bezirken von Elbassan, Pekin und Cavaja, in der Nähe des Schumlflusses und in den Küstenebenen der Musakja, im Gebiete von Berat.

Nach Hr. v. Hahn ist auch Uskup (Skopia) von macedonischen Walachen bewohnt. In Thracien gibt es nur eine zinzarische Oase bei Basardschik an der Maritza, mit dem Hauptorte Peristera. Dagegen bewohnen die Zinzaren den nordöstlichen Theil Griechenlands. Als äußerste Vorposten der Rumänen finden wir dieselben selbst in Istrien zwischen dem Monte maggiore und dem Tschepitsch-See, wo sie unter dem Namen Walachen einige Dörfer ausschließlich bewohnen.

Wie Hr. Kanitz bemerkt, soll in der Landschaft Cagorje (Zagorje), welche früher ausschließlich rumänisch war, das neugriechische Element das zinzarische immer mehr verdrängen, und es sollen dort im Gebiete von Mezzowo nur noch 10 Dörfer dieser Zunge angehören. Es ist bemerkenswerth, daß diese Gebirgslandschaft den serbischen Namen: Zagorje, d. h. jenseits des Gebirges, führt, sowie auch die schönste Landschaft Albaniens Lepa schita heißt, was auf Serbisch „schönes Getreide" bedeutet. Diese beiden Gegenden, welche jetzt von Albanesen, Neugriechen und Zinzaren bewohnt werden, sind wohl zur Blüthezeit des serbischen Reichs von dem damaligen mächtigen Serbenstamme bewohnt gewesen, welche Bewohner aber beim Einbruche der Türken sich nordwärts gezogen haben.

Die in Süd- und Mittelalbanien angesiedelten Zinzaren führen größtentheils, wie Kanitz behauptet, ein nomadisirendes Leben, weshalb dieselben von den Albanesen auch sehr charakteristisch „Tschobane" genannt werden, mit welchem Ausdrucke sowohl die Serben, als auch die Walachen und Albanesen die Hirten bezeichnen. Die schönen fleckenähnlichen Dörfer der Zinzaren sind im Sommer ganz verödet, und es bleibt oft nicht eine Seele zur Bewachung der unverschlossenen Häuser zurück. Erst im Winter steigen die Nomaden mit ihren Heerden von den Höhen herab, um die wärmeren Küstenebenen aufzusuchen. Mit Anbruch des Winters kehren auch die Familienväter zurück, die als Wirthe an den Heerstraßen, als wandernde Waffen- und Goldschmiede, als Maurer, Schneider, Kürschner 2c. in weiter Ferne den Sommer zubrachten. Die zinzarischen Steinmetzen aus der Gegend von Castoria haben wir sogar in der österreichischen Militärgrenze als Straßenbauer angetroffen.

Ueber die eigenthümliche, der albanesischen ähnliche Tracht des Zinzaren bemerkt F. Kanitz: Er trägt ein faltiges, bis auf die Knie reichendes Hemd, einen gelben Tuchrock mit engen Aermeln und schwarzen Schnüren. Ueber demselben oft eine schwarze Jacke mit Halbärmeln und langem, nach rückwärts fallendem Kragen, einen rothen Gürtel, einen Feß von gleicher Farbe, und als Fußbekleidung Opanken.

Herr F. Kanitz hebt die große Neigung des Zinzaren für das Kunstgewerbe und dessen außerordentliche Befähigung für die Architektur besonders hervor. Er sagt, daß außer Konstantinopel, Athen und Belgrad die Zinzaren die einzigen Architekten der Türkei und Griechenlands sind und daß dieselben auch in den genannten Städten das niedere Bauhandwerk beinahe monopolistisch betreiben, wovon man sich allerdings auch überall in der Türkei überzeugen kann. Die schwierigsten Aufgaben, die Erbauung vielbogiger Steinbrücken, von Kuppeln und Gewölbeanlagen, soll der Zinzar leicht mit Hülfe des ihm angebornen Scharfsinns zu lösen wissen. Natürlich darf man bezüglich der Stilreinheit an seine architektonischen Leistungen nicht den strengsten kritischen Maßstab anlegen, denn die Schule des Zinzaren ist einzig jene traditionelle Bautechnik, welche der Sohn vom Vater ererbt hat.

Auch als Goldschmied und Ciseleur genießt der Zinzar eines verdienten Rufes, und die bewundernswerthen Filigranarbeiten von Nisch und Widdin werden von seinen Händen gearbeitet.

Daß in der Zinzarensprache manche albanesische Wörter vorkommen, ist wohl sehr natürlich bei dem gegenseitigen Verkehr zwischen Albanesen und diesen macedonischen Walachen; eine sprachliche Uebereinstimmung kann dies aber nicht genannt werden, da die grammatischen Formen und die Wurzelwörter beider Sprachen ganz verschieden sind. Daß die Sprache der schon sehr verminderten und in der Türkei und Oesterreich fast nur sporadisch vorkommenden Zinzaren mit der Zeit ganz aufhören dürfte, darin stimmen auch wir mit Hrn. Kanitz überein, und die von ihm angenommene Gesammtzahl der Zinzaren mit 500,000 Seelen wird in der Wirklichkeit gewiß nicht übersteigen. Nach Pouqueville sollen die Zinzaren am zahlreichsten im Pindus-Gebiet vorkommen, wo ihre Zahl 70,000 erreichen soll. Dagegen sollen im Gegensatze zu den Zinzaren die dacischen Rumänen, Hrn. Kanitz zufolge, täglich mehr unter der slavischen Bevölkerung an Ausbreitung gewinnen, was aber kaum zugestanden werden kann, da das serbische Element dem rumänischen geistig überlegen ist. Die Uebersiedlung der Walachen nach Serbien ist in der freiern Entwicklung und im Colonisationsprojekt des Fürstenthums begründet, und im Banat ist es die Gleichberechtigung, welche die Regeneration der Walachen bewirkt hat, ohne daß eine Ausbreitung derselben stattgefunden hätte. **A. Leist.**

Die Erzeugnisse des preußischen Berg- und Hüttenwesens.

Kohlen. — Eisen. — Zink. — Blei. — Kupfer. — Silber und Gold. — Arsen und Antimon. — Schwefelkies. — Braunstein. — Salz. — Allgemeines.

Der Bergbau hat in Preußen seit den Tagen Friedrichs des Großen einen ungemein raschen Aufschwung genommen, der Hand in Hand mit der Ländererwerbung des Königreichs ging, dessen alte Stammlande Altpreußen und die Mark sehr arm an Schätzen des Mineralreichs sind; seit aber Schlesien, die Rheinlande, Theile von Westfalen und Sachsen mit Preußen vereinigt wurden, steht dieses Reich unter den Zollvereinsstaaten in Bezug auf den Bergbau in erster Linie da. Einen sehr klaren Einblick in alle hier einschlägigen rechtlichen und statistischen Verhältnisse gewinnen wir durch eine so eben erschienene Schrift, die bei gedrängter Kürze doch des Wichtigen viel enthält und davon Zeugniß gibt, wie genau der Herr Verfasser mit Allem, was Preußens Bergbau betrifft, bekannt ist. Wir meinen: Die allgemeinen Verhältnisse des preußischen Bergwesens mit Rücksicht auf ihre Entwicklung von Dr. A. Huyssen. (Essen, Bädecker. Mit vier Karten. 1864.)

Es geht daraus hervor, daß die Steinkohle in jeder Beziehung das wichtigste Bergwerksprodukt Preußens ist, denn fast sieben Zwölftel aller Bergleute sind mit dessen Gewinnung

beschäftigt, und der Werth der jährlich davon geförderten Mengen beträgt 70 Procent des Werthes aller preußischen Bergprodukte. Welch' ungeheuren Aufschwung der Steinkohlenbergbau genommen hat, erkennt man am besten daraus, daß die Förderung im Jahre 1785 nur 640,000 Tonnen (à 3,8 Centner) betrug, während sie im Jahre 1862 bereits auf 65,394,470 Tonnen oder 261,767,816 Zoll-Centner gestiegen war. Der Werth erreichte die Summe von 22,565,053 Thalern, und 434 Bergwerke, die 69,468 Arbeiter beschäftigten, nahmen an der Gewinnung der „schwarzen Diamanten" Antheil. Die Zahl der nächsten Angehörigen der Bergleute, die also unmittelbar vom Steinkohlenbergbau ernährt wurden, betrug nicht weniger als 196,785 Seelen, also ein starkes Hundertstel der ganzen Volkszahl Preußens. Schon allein aus diesen Zahlen geht die große Wichtigkeit des preußischen Steinkohlenbergbaus hervor.

Das Vorkommen der Steinkohlen in Preußen beschränkt sich auf die Steinkohlenformation in Ober- und Niederschlesien, die Provinz Sachsen, die Grafschaften Tecklenburg (Ibbenbüren) und Mark der Provinz Westfalen, die Fürstenthümer Essen und Werden, die Herrschaften Broich und Hardenberg im rechtsrheinischen, endlich die Becken von Aachen und Saarbrücken im linksrheinischen Theile der Rheinprovinz. Ferner besitzt Preußen Steinkohlen in der Kreideformation Niederschlesiens, dem Jura Sachsens und der Wealdenformation bei Minden in Westfalen.

Das Ruhrbecken (Mark, Essen ꝛc.) freilich war von Anfang an und ist noch das wichtigste, denn 1862 förderte es allein 28,506,007 Tonnen; außer demselben ist in Oberschlesien mit 16,738,854 Tonnen und in Saarbrücken mit 11,251,269 Tonnen die Entwicklung die großartigste gewesen. Die riesenhafte Steigerung der Kohlenproduktion wurde möglich durch die nicht minder gewaltige Ausdehnung des Hüttenbetriebes und des gesammten Fabrikwesens, außerdem aber wurde sie durch Mangel an Brennholz und die rasche Zunahme der Bevölkerung begünstigt.

Dieselben Gründe haben die Vermehrung und das Entstehen der Braunkohlenförderung veranlaßt. Es lassen sich für dieselbe allerdings nicht so große absolute Zahlen anführen, aber relativ ist die Steigerung in den letzten Jahrzehnten fast noch größer geworden. Die Braunkohlen sind durch die ganze Tertiärformation der norddeutschen Ebene verbreitet und werden jetzt in allen Provinzen gefördert, am massenhaftesten in den Regierungsbezirken Merseburg und Magdeburg, auf welche drei Viertel der ganzen Erzeugung fallen. Demnächst sind Brandenburg, die Rheinprovinz und Schlesien die am stärksten betheiligten. Die Förderung der übrigen Provinzen ist ganz unbedeutend. Die große Ausdehnung des Braunkohlenbergbaus ist wesentlich durch den Aufschwung der Rübenzuckerfabrikation möglich geworden, wozu in neuerer Zeit noch die Darstellung von Beleuchtungsstoffen trat. Im Ganzen wurden im Jahre 1862 in 442 Gruben mit 11,534 Arbeitern 24,545,975 Tonnen oder 73,637,925 Centner Braunkohlen im Lokalwerthe von 3,332,400 Thalern gefördert.

Der bei Weitem größte Theil aller Kohlen wurde im Lande selbst verbraucht, nämlich über 294 Millionen Centner, was auf den Kopf der Bevölkerung durchschnittlich 15 Centner ausmacht. Freilich bildet dies nicht den ganzen Bedarf an Brennmaterial, da zumal in den östlichen Provinzen noch viel Holz zum Brennen und Holzkohle in der Eisenindustrie angewendet wird. Es tritt außerdem noch der Torf hinzu, der in Preußen zwar nirgends eine wichtige Rolle spielt, der aber doch in manchen Hochebenen und Niederungen mit Nutzen gewonnen wird.

Die Industrie Preußens hat sich natürlich in den Kohlenrevieren selbst angesiedelt und sie ist es, die über die Hälfte der ganzen Produktion verbraucht. Der Rest wurde meist in die übrigen Theile des Staates, theilweise ins Ausland verfrachtet. Frankreich erhielt nahe ein Drittel der Ausfuhr (die ganze Ausfuhr betrug im Jahre 1862: 62,600,000 Centner), die süddeutschen Staaten und die Schweiz nicht viel weniger, Holland ein Sechstel. Auch die Hansestädte und Thüringen bezogen westfälische Steinkohle; Polen und Oesterreich erhielten oberschlesische. Auf Seedampfschiffen ist die Ruhrkohle nach Rußland, ins Mittelmeer, nach Amerika, bis China gelangt. Berlin verbraucht jährlich $2^1/_2$ Mill. Tonnen Kohlen; es ist der wichtige Kampfplatz der Konkurrenz westfälischer, ober- und niederschlesischer, sächsischer, böhmischer und englischer Kohle. Letztere hat noch immer die Hälfte des Marktes, weicht aber mehr und mehr.

Bei dem gesteigerten Bedarfe liegt die Frage nahe, ob die Steinkohlenflötze Preußens nicht bald erschöpft werden; hier kann aber, wenn die Förderung die gleiche wie heute bleibt, die beruhigende Antwort ertheilt werden, daß zufolge der angestellten Berechnungen eine Erschöpfung erst in 5000 Jahren stattfinden werde.

Nächst der Kohle ist das Eisen das wichtigste Montanprodukt. Seine Erze sind durch die meisten Provinzen verbreitet, indem die Niederungen vielfach Raseneisenstein führen. Die größte Menge und reichsten Eisenerze führt das siegener Land, auch das linksrheinische Gebiet erscheint darin begünstigt. Der rheinische Distrikt hat auch die älteste entwickelte Eisenindustrie der heutigen preußischen Lande und lieferte im Jahre 1837 noch die Hälfte, 1862 dagegen nur noch zwei Fünftel von dessen ganzer Roheisenerzeugung. Schlesien hat sehr viele, aber meist arme Eisenerze; dagegen sehr billige Koks. In Westfalen hat sich die Eisenindustrie sehr schnell entwickelt, und sein Roheisen macht jetzt schon nahezu zwei Fünftel der ganzen Industrie aus. Die Eisenerze dieses Bezirks blieben lange Zeit fast unbeachtet und werden erst seit 12 Jahren in größerer Menge gefördert und verhüttet. Die Hochofenproduktion von Sachsen und Hohenzollern ist nicht groß, die von Preußen und Posen unbedeutend, die von Pommern und Brandenburg neuerdings ganz eingestellt.

Die Erzeugung betrug 1823 im ganzen Staate 919,486 Centner an Roheisen, Gußstücken und Rohstahleisen; 1862 dagegen schon 10,521,532 Centner; dazu wurden noch 3,484,180 Centner eingeführt, so daß der inländische Bedarf jetzt 14 Millionen Centner beträgt. Zu dieser Produktion wirkten 246 Hochöfen mit. Man erzeugte 8 Millionen Centner bei Koks, reichlich $1^1/_4$ Million bei Holzkohlen und nicht voll $1^1/_4$ Million bei einer Mengung beider Brennstoffe. Die Verarbeitung des Roheisens zu Gußwaaren, Stabeisen, Eisenbahnschienen, Blechen, Draht und Stahl hat durch die ausgedehnte Anwendung der Koks ihren großen Aufschwung genommen. Die außerordentliche Zunahme der Stahlfabrikation darf nicht unerwähnt bleiben. Der westfälische Distrikt war schon längst der klassische Boden dieses Industriezweiges und hat darin jetzt eine Art Weltherrschaft erlangt, besonders durch den Gußstahl der Kruppschen Hütte bei Essen, eines Werkes, das über 3000 Arbeiter beschäftigt und schon deßhalb das großartigste Montanwerk des Continentes ist. Man erzeugte 1862 in Preußen 441,292 Centner Rohstahl und 274,662 Centner Gußstahl. In der Zahl der Hütten ist durch das Eingehen von Frischfeuern und Holzkohlen-Hochöfen eine Verminderung eingetreten; ihre Zahl betrug im Jahre 1862: 929, wozu etwa eben so viel Eisenerzgruben gehören. Die Zahl der hierdurch beschäftigten Berg- und Hüttenleute beträgt 70,551 mit 158,379 Angehörigen oder über ein Procent der Gesammtbevölkerung.

Preußen ist jetzt in Betreff der Eisenproduktion das vierte Land der Erde; es erzeugt $1^1/_3$ mal so viel Roheisen als Oesterreich, welches hierin mit Belgien etwa auf gleicher Stufe steht; dagegen erzeugen Frankreich und die Vereinigten Staaten von Nordamerika, welche sich ebenfalls beinahe gleichstehen, $1^4/_5$ mal

so viel als Preußen, und Großbritannien hat die siebenfache der preußischen Eisenproduktion.

Eine Specialität des preußischen, sowie des belgischen Hüttenwesens ist das Zink, da die Zinkproduktion aller übrigen Länder verhältnißmäßig gering ist. Die hüttenmännische Erzeugung dieses Metalls gehört erst unserm Jahrhundert an. Alt freilich und berühmt ist die Messingindustrie von Iserlohn in Westfalen und Stolberg bei Aachen und eben so alt der dortige Galmeibergbau. Ganz unbedeutend war jedoch bis in die neueste Zeit der Galmeibergbau in Schlesien, der aber einen raschen Aufschwung nahm und nun mit 10,000 Berg- und Hüttenleuten zwei Drittel der preußischen Zinkproduktion liefert. Zu dem Galmei ist nun, in Folge der Fortschritte des Hüttenwesens, die bisher unbeachtete Blende mit ihrem bösen Namen hinzugetreten; aus ihr gewinnt man bereits den achten Theil des Zinks. Außer Schlesien, Westfalen und der aachener Gegend gewinnt man auch Zink in der untern Moselgegend. Die nach dem Preise sehr schwankende Produktion betrug 1862: 1,195,257 Centner, wozu $6^1/_2$ Million Centner Erze verhüttet wurden, wovon der größte Theil der Muschelkalkformation entstammt. Im Bergbau und Hüttenbetriebe beschäftigte man damit 14,900 Arbeiter. Die Verwendung des Zinks zu Legirungen, zu Zinkblech und Zinkweiß ist sehr im Steigen begriffen, die Nachhaltigkeit der Bergwerke aber sehr unsicher.

Von diesem jugendlichen Bergbau gehen wir zu demjenigen über, der vielleicht der älteste von allen ist, dem Bleierzbergbau. Das metallische Aussehen des Bleiglanzes, seine leichte Reducirbarkeit zogen schon sehr frühzeitig die Aufmerksamkeit an und riefen Bleischmelzen ins Leben. So gehört die Bleierzgewinnung von Commern am nordöstlichen Abhange der Eifel, welche jetzt $^3/_5$ bis $^3/_4$ der preußischen Bleiproduktion liefert und die bedeutendste Deutschlands ist, auch unstreitig zu den ältesten und muß schon in der römischen Zeit von Bedeutung gewesen sein. Daneben ist auch in den übrigen Theilen Rheinlands der Bleibergbau zu erhöhter Wichtigkeit gelangt; derselbe wird im Kohlenkalk und der devonischen Formation betrieben, während der wesentliche Theil der schlesischen Bleierze im Muschelkalk vorkommt. Die übrigen Landestheile liefern nur wenig.

Noch vor 25 Jahren erreichte die inländische Bleiproduktion kaum mehr als ein Drittel des Bedarfs, jetzt ist die Ausfuhr schon eine bedeutende zu nennen. 1862 wurde erzeugt Glasurerz: 30,337; Blei: 416,122; Glätte 41,309 Centner.

Wie in Preußen überhaupt, so ist auch für die Gewinnung der Kupfererze der Flötzbergbau überwiegend. Sehr arm im Procentgehalt und schwach in der Mächtigkeit, ist doch das mansfeldische Kupferschieferflötz bei seinem regelmäßigen Aushalten und seinem meilenweiten Fortstreichen eine der wichtigsten Erzlagerstätten und der Gegenstand eines sehr alten, hochberühmten Bergbaus, der heute $^7/_{10}$ der Kupfer- und nahe $^2/_5$ der Silberproduktion Preußens liefert. Nächstdem ist der siegener Bezirk am reichsten an Kupfererzen; alt, aber weniger ergiebig, der Bergbau von Kupferberg in Schlesien. Im Jahre 1862 betrug die ganze Kupferproduktion 51,640 Centner. Sie steht der österreichischen fast gleich, beträgt aber nur $^2/_7$ der französischen und $^1/_6$ der englischen und entspricht bei Weitem nicht dem Bedarfe des Landes. Ein sehr großer Theil des Kupfers wird zur Darstellung des Messings, namentlich in Iserlohn, Stolberg, Berlin und Neustadt-Eberswalde verarbeitet.

Schließen wir hier die Angaben über die Erzeugung edler Metalle an. Von der Silberproduktion entstammt gegenwärtig ein Drittel den Blei-, zwei Drittel den Kupfererzen. Eigentliche Silbererze sind in Preußen selten. Gold wird in sehr geringer Menge (1862 noch nicht einmal ein halbes Pfund) gewonnen. Die Silbererzeugung steigt dagegen und betrug in dem genannten Jahre 46,157 Pfund.

Als Hüttenprodukte von untergeordneter Bedeutung sind noch die schlesischen Arsenikfabrikate und die Antimongewinnung von Arnsberg zu erwähnen, erstere für das Jahr 1862 mit 4468, letztere mit 1200 Centnern Produktion. Der Bergbau auf Kobalterze brachte nur noch 33 Centner, und die Smaltefabrikation ist, in Folge daß andere blaue Farbstoffe billiger sind, ganz eingegangen.

Von großer und täglich sich steigernder Bedeutung ist dagegen die Gewinnung der Schwefelkiese. Früher fast nur zur Eisenvitriol- und in kleiner Menge zur Schwefelerzeugung benutzt, haben dieselben in neuester Zeit für die Gewinnung von Schwefelsäure in den chemischen Fabriken einen außerordentlichen Werth erlangt und es sind seitdem die Gegenden, wo man sie früher verächtlich stehen ließ oder bei Seite warf, Gegenstand des Bergbaus geworden. Drei Schwefelkiesgruben bei Meggen im Arnsbergischen lieferten im Jahre 1862 allein fast 300,000 Centner, den Rest der 354,221 Centner betragenden Förderung lieferten die übrigen Gruben dieses Regierungsbezirkes, die Grafschaft Stolberg, die Insel Wollin u. s. w.

Eisenvitriol- und Alaunbereitung ist in den letzten Jahren zurückgegangen, weil der Bedarf dieser Produkte abnimmt. Es wurden erzeugt 1862 an Vitriol 41,435 und an Alaun 60,802 Centner.

Als ein den chemischen Fabriken sehr nothwendiges Bergwerksprodukt ist noch des Braunsteins zu gedenken, der theils auf selbständigen Gruben, theils mit Eisenerzen in der Rheinprovinz in ziemlicher, bei Suhl in geringer Menge gefördert wird. Die Gewinnung ist 1862 auf 35,559 Ctr. gestiegen, welche zu $^9/_{10}$ aus dem Kreise Wetzlar herrühren. Flußspath liefert meistens die Grafschaft Stolberg am Harz (im Ganzen 87,834 Ctr.) und Graphit nur Schlesien in ungenügender Menge (1862: 5687 Ctr.).

Auf keins der bisher erwähnten Produkte besitzt Preußen als Staat ein Vorkaufsrecht oder Monopol. Dieses findet nur beim Salz statt und ist in Verbindung mit der Salzsteuer, die mehr als das Vierfache des Werthes beträgt, wohl die einzige Veranlassung, daß die reichen Schätze, die das Land an Salz besitzt, bisher nur in mäßigem Umfange ausgebeutet sind.

Mehrere der noch heute benutzten Soolquellen sind sicherlich schon in der ersten Zeit, wo das Land bewohnt war, ausgebeutet worden; eine große Anzahl früher benutzter Soolen in allen Landestheilen ist versiecht oder wegen Geringhaltigkeit aufgegeben; sehr viele Orte haben ihren Namen von der Salzgewinnung.

Die reichsten Soolquellen besitzt und benutzt die Provinz Sachsen in der Trias- und der Zechsteinformation; ärmere Westfalen in der Kreideformation, ganz arme Pommern und die Rheinprovinz. In den übrigen Provinzen bestehen keine Salinen.

Bis vor wenigen Jahren wurde in Preußen nur aus Soole Kochsalz gewonnen; bis dahin benutzte man auch die seit 1837 in der Provinz Sachsen durch Bohrlöcher gemachten Steinsalzfunde nur zur Gewinnung von gesättigter Soole durch Auslaugung. Eine neue Aera trat mit der Eröffnung des Steinsalzlagers ein, daß in großer Mächtigkeit im Zechstein bei Staßfurt im Regierungsbezirk Magdeburg sich befindet. Als zweites Steinsalzbergwerk ist im Jahre 1858 das zu Stetten in Hohenzollern und als drittes im vorigen Jahre das erfurter hinzugetreten. Preußens Steinsalzbergbau lieferte im Jahre 1862 durch 536 Arbeiter 1,395,757 Centner. Hierunter befinden sich 392,190 Ctr. Kalisalze und Kieserit, welche zu Staßfurt in mächtiger Ablagerung über dem Chlornatrium liegen

und in vielen chemischen Fabriken verarbeitet werden. Bei der sonstigen Seltenheit ihres Vorkommens bilden sie einen Schatz, der noch werthvoller ist, als das eigentliche Steinsalz. Sie werden zu 8 bis 9 Sgr. der Centner abgesetzt, das Steinsalz für Fabriken zu 2 bis 3 Sgr. Ein Theil der Steinsalzförderung wird zu Siedesalz umgesotten. Die ganze Kochsalzproduktion betrug im Jahre 1862: 3,132,765 Centner. Die 18 im Betriebe stehenden Salinen beschäftigten in jenem Jahre 1348, alle Salzwerke zusammen 1884 Arbeiter.

So mannichfaltig wie in Oesterreich sind die Bergwerks- und Hüttenprodukte Preußens allerdings nicht und auch nicht so werthvoll; aber sie erhalten ihren relativen Werth durch ihre Brauchbarkeit für die Industrie durch den Sporn, den ihre Gewinnung, Verwerthung und weitere Verarbeitung für die Thätigkeit der Bewohner abgibt, und sie erreichen durch die große Menge, in welcher die wichtigsten derselben gewonnen werden, einen sehr hohen Gesammtwerth. Wie groß ihre volkswirthschaftliche Bedeutung ist, geht daraus hervor, daß im Jahre 1862, auf welches sich die meisten der oben angeführten Zahlen beziehen, die Zahl der Bergleute 121,238 und der Werth der gewonnenen Bergwerksprodukte 33,248,480 Thlr. betrug; während 67,342 Hüttenleute mit der Verhüttung dieser Produkte beschäftigt waren und daraus Hüttenerzeugnisse im Werthe von 77,517,413 Thlr. darstellten. Mit ihren Angehörigen beträgt die berg- und hüttenmännische Bevölkerung 519,261 Seelen (im Jahre 1861), mithin $^1/_{36}$ der ganzen Volksmasse Preußens.

Als das wichtigste Hilfsmittel beim Bergbau und Hüttenbetriebe gelten in unseren Tagen die Dampfmaschinen. Im Jahre 1858 betrug ihre Zahl beim Bergbau in Preußen 1225 mit 45,920 Pferdekräften und beim Hüttenbetriebe 1117 mit 29,700 Pferdekräften. Von der weitgreifendsten Bedeutung für die Entwicklung des Bergbaues ist ferner die Anwendung von Schienenwegen für die Streckenförderung. Den Westfalen gebührt das Verdienst, denselben als die ersten in Deutschland bei ihrem Steinkohlenbergbau eine allgemeine Anwendung gegeben zu haben. Mit Schluß des Jahres 1862 hatte man auf den Bergwerken des ganzen Staates 421 Meilen Eisenschienenwege und 58 Meilen Holzbahnen, bei Weitem der größte Theil unter Tage. Das unterirdische Eisenbahnnetz ist danach $^4/_7$ so lang wie die für den großen Verkehr bestimmten Eisenbahnen auf der Oberfläche, welche zu Ende 1862 zusammen 756½ Meilen maßen.

Es würde uns zu weit führen, auch hier auf die Verhältnisse der Verwaltung und Gesetzgebung (es bestehen in Preußen noch 12 verschiedene Bergordnungen) im Bergwesen einzugehen, so interessant und belehrend auch dieser Abschnitt der Huyssen'schen Broschüre ist, der eben so wie die anderen sich durch die übersichtliche Klarheit auszeichnet, mit welcher die Fülle des Stoffes beherrscht wird.

Sherard Osborns Vorschlag zur Erreichung des Nordpols.

Capitain Sherard Osborn machte am 23. Januar 1865 der londoner geographischen Gesellschaft folgenden merkwürdigen Vorschlag zur Erreichung des Nordpols. Er ging davon aus, daß in den arktischen Regionen verhältnißmäßig wenig Menschenleben verloren gegangen seien, denn von 1818 bis 1854 verlor England dort nur zwei Schiffe mit 128 Menschen, während 42 Expeditionen glücklich abliefen. Zur Auffindung Sir John Franklins wurden allein 40,000 englische Meilen in jenen eisigen Gegenden zu Fuß zurückgelegt, und dabei ging nicht eine der Reisegesellschaften zu Grunde. Gleiches kann keine geographische Entdeckung auf der ganzen Erdoberfläche sich nachrühmen. Es ist aber eine durchaus falsche Ansicht, wenn man annehmen will, daß diese Reisen weiter kein Ergebniß hatten, als unsre Karten mit so und so viel Meilen Küstenlinien zu bereichern, denn für die physikalischen Wissenschaften waren diese Expeditionen von großer Wichtigkeit. In den arktischen Regionen fand man erst den Schlüssel zu den Gesetzen, nach denen sich die mystischen Wasser des Golfstroms und des Eisstroms bewegen, und in Boothia fand Roß den magnetischen Nordpol, um den die Magnetnadel im Kompaß aller Schiffer auf der nördlichen Halbkugel rotirt, und die vielen Beobachtungen unsrer Nordpolfahrer haben wesentlich zur Kenntniß von der magnetischen Declination beigetragen.

Um den eigentlichen Nordpol zu erreichen, kommen zwei Wege in Betracht. Der eine führt über Spitzbergen, der andere über Nord-Grönland. Hackluyts Head in Spitzbergen ist etwa 600 Meilen vom Nordpol entfernt; Schiffe haben sich schon bis auf 500 Meilen dem Pol genähert, ja Capitain Parry war am 22. Juli 1827 nur 435 geographische Meilen von demselben, als ihn eine Eiswand am weitern Vordringen verhinderte. Seine Boote konnten nicht durchdringen, und er war genöthigt umzukehren. Das war in der Höhe des arktischen Sommers; aber die Erfahrung hat gezeigt, daß er besser gethan hätte, auf Spitzbergen zu überwintern und im Februar aufzubrechen. Gegen den Weg über Spitzbergen ist aber einzuwenden, daß auf dem Meridian dieses Landes kein weiterer Punkt bekannt ist, auf dem man Mund- und Kohlenvorräthe niederlegen könnte. Dagegen ist Smiths Sund in Nord-Grönland ein weit besserer Ausgangspunkt. Es liegt 120 Meilen dem Pole näher, und man kann mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß von dort aus sich Festland oder Inseln noch weiter nach Norden hin ausdehnen. Dies geht vor Allem aus dem Eis hervor, welches hier als Eisberge auftritt, die nur vom Lande oder von Gletschern herstammen können. In Smiths Sund sind die Eisberge sehr häufig, was nicht der Fall wäre, wenn das Land gleich hinter dem Humboldtgletscher aufhörte. So sind sie uns Zeugen von hohen Bergen und tiefen Thälern, welche die Feuchtigkeit und den Schnee von vielen Jahren aufbewahren, und beweisen das Vorhandensein einer gefrorenen Seeküste, auf welcher die Entdecker zum Pole vordringen können. Capitain Osborn setzt kein Vertrauen in Privatexpeditionen zu diesem Zwecke. Er sagt aber, daß viele Holzschiffe nun in den Häfen Englands verfaulen und daß die alten Damen in den Seestädten ihren Thee mit dem Eichenholz überflüssig gewordener Kanonenboote kochten. Aber auch von der Admiralität selbst sei nicht viel zu erwarten, und man müsse durch den Druck der öffentlichen Meinung eine Nordpolexpedition erzwingen.

Osborn nimmt an, daß im Frühjahre 1866 zwei Schiffe zum Auslaufen bereit liegen. Sie würden in die Baffinsbay segeln und Cap York im August erreichen. Ein Schiff müßte mit nur 25 Mann bei Cap Isabella zurückbleiben, während das andere mit 95 Mann am westlichen Ufer in der Richtung von Cap Parry weiter ginge und nur dafür zu sorgen

hätte, daß es sich nicht über 300 Meilen von seinem Gefährten entfernte. Das im Süden zurückgebliebene Schiff müßte sich durch Niederlagen mit dem nördlichen in Verbindung halten, während das nördliche Depots weiter nach dem Pole zu anlegte, die den Operationen des kommenden Frühjahrs zur Basis dienen sollten. Im folgenden Jahre 1867 bis 1868 sollten dann Schlitten und Bootzüge nach dem Pole zu unternommen werden, und 1869 sollte die Expedition zurückkehren, so daß sie im Ganzen nur zwei Winter und drei Sommer in den arktischen Gegenden zubrächte.

Bis jetzt ist ein Flächenraum von 1,131,000 englischen Geviertmeilen rings um den Pol herum für uns unbekanntes Land, das als weißer Raum auf den Karten erscheint, und es ist jedenfalls für uns vom höchsten geographischen Interesse, zu erfahren, ob hier nur ein großer gefrorener Raum, oder, wie Einige annehmen, Land und Wasser mit belebten Wesen zu finden ist. Auch in ethnologischer Beziehung würde diese Expedition von großer Wichtigkeit sein, denn es ist höchst wahrscheinlich, daß der Mensch viel weiter nach Norden zu vorkommt, als bisher angenommen wurde. Seine Lebensweise muß in jenen Gegenden der ähnlich sein, welche unsere Vorfahren führten, als sie Feuersteingeräthe benutzten und ein arktisches Klima im größern Theile unsers Continentes herrschte.

Nicht minder wichtig dürften die Ergebnisse für die Meteorologie ausfallen; in dieser Beziehung sind noch sehr viele Probleme zu lösen, die von wissenschaftlich gebildeten Leuten angegriffen werden müssen. Für die Wissenschaft würde aber der allergrößte Nutzen durch die Messung eines Meridianbogens in der arktischen Zone erwachsen, ein Wunsch, den die Royal Society bereits aussprach, als die schwedische Expedition zu diesem Zwecke nach Spitzbergen unternommen wurde. Bereits am 30. November 1863 hatte General Sabine, der Präsident der Royal Society, erklärt, daß er schon vor 40 Jahren auf die Wichtigkeit des Gegenstandes hingewiesen und sich persönlich zur Ausführung erboten habe. Diese große Sache, die Messung von vier Graden des Meridians, könnte sehr gut von dem Schiff ausgeführt werden, das in der Nähe von Cap Isabella während des Sommers zurück bleiben soll, während das andere seinen Weg zum Pole verfolgt.

Im Anschluß an diesen Vortrag Osborns wieß General Sabine nach, wie gerade jetzt die friedliche Zeit günstig für das Projekt sei, und wie viele englische Marineoffiziere es sich zur Ehre schätzen würden, an einer solchen Expedition Theil zu nehmen. Ja, selbst Leopold Mac-Clintock würde gern das Commando seiner schönen Fregatte aufgeben, um die Unternehmung zu leiten. Die Royal Society würde, so schloß General Sabine, gern ihre Bestrebungen mit denen der geographischen Gesellschaft vereinigen, um den Vorschlag zur That werden zu lassen. *)

*) Diese Vorschläge Osborns sind übrigens nicht ganz neu, denn in England hat das Interesse für die Erreichung des Nordpols seit Cabots Zeit (1497) nicht geruht. Sir William Edward Parry gab bereits im November 1845 in einem Schreiben an Barrow die Grundzüge zu dem jetzt von Osborn entwickelten Plane. Auch er wollte weiter nach Norden zu Niederlagen von Mundvorräthen anlegen. Admiral Wrangel besprach am 12. April 1847 in der londoner geographischen Gesellschaft denselben Gegenstand ausführlich. (Journal of the Royal geographical Society. 1848. Bd. XVIII, S. 19.) A.

Die österreichischen Colonisationsversuche auf den Nikobaren.

Vom 23. Februar bis zum 28. März 1858 hielt sich die durch ihre Erdumsegelung berühmt gewordene k. k. österreichische Fregatte Novara auf den Nikobarischen Inseln auf. An ihrem Bord befand sich auch Dr. Karl von Scherzer, der unermüdliche Chronist dieser Expedition, dem wir bereits einen beschreibenden Theil der ganzen Reise verdanken. Aus diesem weitverbreiteten Werke wurde aber das specifisch Statistische und Commercielle ausgeschlossen, da es in einem besondern Buche veröffentlicht werden sollte. Der erste Theil desselben liegt uns jetzt vor, und er gibt wiederum Zeugniß von dem ausdauernden Fleiß desselben viel gewanderten Autors, den wir schon so oft im Globus erwähnen konnten. Der stattliche Quartband von beinahe 400 Seiten ist so elegant ausgestattet, wie wir es an allen Erzeugnissen der k. k. Hof- und Staatsdruckerei gewohnt sind, und die vielen in den Text eingedruckten Karten sind nach einem neuen Verfahren sehr übersichtlich gearbeitet. Der Titel lautet: Reise der österreichischen Fregatte Novara um die Erde. Statistisch-commercieller Theil von Dr. Karl von Scherzer. Wien. In Commission bei Karl Gerolds Sohn. 1864.

Ueberall in dem ganzen Werke leuchtet uns die Absicht entgegen, dasselbe für das handeltreibende Publikum praktisch nutzbar zu machen. Nach unserer Ansicht ist dieselbe auch vollkommen erreicht und somit den deutschen Kaufleuten ein werthvolles Geschenk gemacht. Gibraltar, Madeira, Rio Janeiro, die Capstadt, die Inseln St. Paul und Amsterdam, die Insel Ceylon, Madras, die Nikobaren und Singapore werden aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, alle Handelsprodukte dieser Plätze aufgeführt und eingehend besprochen. Der Herr Verfasser, welcher sich viel mit dem Colonisationswesen beschäftigt hat, läßt dasselbe auch in diesem Buche nirgends außer Acht, und die gescheiterten Projekte Oesterreichs, im vorigen Jahrhundert auf den Nikobaren eine Ansiedlung zu gründen, geben ihm Gelegenheit, ausführlicher auf dieses Thema einzugehen.

Die Nikobarischen Inseln liegen im Meerbusen von Bengalen auf einem der besuchtesten Handelswege der Erde, welcher durch den Ausbau der Eisenbahnen von Belgrad bis an den Persischen Meerbusen, sowie durch die Vollendung des Suezcanales noch gewinnen muß. Dabei wird der Werth der Inselgruppe auch durch den Umstand erhöht, daß die daselbst herrschenden regelmäßigen Winde die Ueberfahrt von den benachbarten Küsten wesentlich erleichtern. Das Klima des Archipels, obwohl ein tropisches, gehört nur aus dem Grunde nicht zu den heißesten der Erde, weil es ein insulares ist und die Inseln dicht mit Wald bedeckt sind. Nach den angestellten meteorologischen Beobachtungen beträgt die mittlere Jahreswärme nicht über 25° C. Die mittlere Menge des fallenden Regens ist ziemlich bedeutend, denn sie beträgt keinenfalls unter 100 Zoll, ja vielleicht 150 Zoll. Die Gesammtoberfläche des ganzen Archipels beträgt etwa 34 Quadratmeilen, ist also ungefähr doppelt so groß als das Fürstenthum Schwarzburg Rudolstadt; davon kann man 24 Quadratmeilen ertragsfähigen Boden rechnen, die jetzt nur 5000 Wilde ernähren, aber leicht einer Bevölkerung von mehr als 100,000 Seelen zum ersprießlichen Aufenthalt dienen könnten.

Das Hauptprodukt der Inseln ist jetzt die Kokospalme,

die am Seeufer wächst und das Nahrungsmittel für die indolente Bevölkerung abgibt. Kokosnüsse bilden den Hauptausfuhrartikel der Inseln, während eßbare Vogelnester, Schildpatt, Ambra und Tripang von untergeordneter Bedeutung sind. Der Handel geschieht nicht durch Baarzahlung, sondern mittelst Tausch, obschon Silber bereits großen Werth hat und sich auch hier, trotz Allem, was über die Begehrlichkeit der Nikobaren nach Taback, Glasperlen und Flitterwerk verlautet, die Richtigkeit des Satzes bestätigt, daß Geld die allgemeine Waare ist. Ein sehr beliebter Tauschartikel sind Säbelklingen, deren eine gleich 300 Kokosnüssen geschätzt wird; eine Messerklinge gilt nur 100, eine Doppelflinte aber 2500 und ebensoviel ein Faß Rum; eine Flasche Arrak ist gleich 10 Nüssen und ein Halstuch gleich 100. Außer der Kokospalme sind noch der Pandanus, der Brodfruchtbaum, die Banane, das Zuckerrohr, die Cardamome, die Muskatnuß, die Arekapalme und der Betelpfeffer werthvolle Erzeugnisse der Inseln.

Selbst diese flüchtige Skizze über die geographische Lage und die Naturbeschaffenheit der Inselgruppe wird hinreichen, um das Interesse zu erklären, welches nicht nur Seefahrer seit Jahrhunderten nach den Nikobaren zog, sondern das sogar fremde Regierungen zu verschiedenen Malen veranlaßte, von diesem Archipel Besitz zu ergreifen und auf einigen der Inseln Niederlassungen zu gründen. Und unter diesen war es außer Dänemark namentlich Oesterreich, welches durch die merkwürdige Expedition des Schiffes „Joseph und Theresia" im Jahre 1778 von den Inseln Besitz nahm.

Ueber die Reise ist wenig bekannt geworden, und der vorliegende commerciell-statistische Theil der Novaraexpedition bringt zum ersten Male einen ausführlichen Bericht nach den amtlichen Quellen.

Ein Holländer, Namens Wilhelm Bolts, machte im Jahre 1775 der Kaiserin Maria Theresia den Vorschlag einer direkten Handelsverbindung der österreichischen Häfen mit Persien, Ostindien, China und Afrika. Seine Projekte wurden vom Fürsten Kaunitz günstig aufgenommen, und man verlieh ihm außer dem Staatsbürgerrecht ein Privilegium zur Gründung einer Handelsgesellschaft unter folgenden Begünstigungen: Die Verwaltung in Triest wurde beauftragt, ihm die nöthigen Kanonen zur Armirung seiner Schiffe zu überlassen; der Hofkriegsrath mußte die erforderliche Anzahl Matrosen und Unteroffiziere zu seiner Verfügung stellen, und seine Schiffe durften die kaiserliche Flagge führen. Zugleich wurde Bolts autorisirt, im Namen der Kaiserin von Ländereien Besitz zu ergreifen, die er von indischen Fürsten abgetreten erhalten würde.

Bolts gründete nun in den Niederlanden eine Handelscompagnie, erhielt von derselben 25,000 Pfd. Sterl. und kaufte in London das Schiff „Joseph und Theresia", das er mit 155 Mann bemannte. Zugleich wurde er zum österreichischen Oberstlieutenant befördert. Im September 1776 segelte er von Livorno ab, litt aber im März 1777 bei der Delagoabay am Sacramentoflusse, Madagaskar gegenüber, Schiffbruch. Er benutzte seinen unfreiwilligen Aufenthalt, um eine Factorei anzulegen, kaufte von zwei afrikanischen Königen Grundstücke und empfing den Eid der Treue für die Kaiserin. Zur Vertheidigung der Factorei legte er zwei Forts an, die er St. Joseph und St. Theresia taufte und mit Kanonen armirte.

Bolts ging dann nach Bombay und Goa und legte an der Küste von Malabar, im Centrum der Pfefferkultur bei Mangalore, Carwar und Balliapatam, Factoreien an, zu denen er die Grundstücke von dem einheimischen Nabob kaufte. Von den Nikobarischen Inseln hatte Bolts, oder vielmehr der Kapitain des Schiffes Joseph und Theresia, Namens Bennett, bereits im April 1778 Besitz ergriffen und Factoreien dort errichtet. Aus dem Tagebuch des Schiffswundarztes geht hervor, daß die Oesterreicher vom 1. April bis 4. September 1778 dort verweilten und mit Genehmigung der Eingebornen von den vier Inseln Nangkauri, Kar Nikobar, Trincutt und Katschal im Namen Kaiser Joseph II. Besitz nahmen. Die Kosten der Ansiedlung betrugen über 48,000 Gulden.

Im Jahre 1781 kehrte Bolts nach Europa zurück; aber die Ergebnisse seiner Expedition waren für die Handelsgesellschaft ungünstig, die Verluste überstiegen die Einnahmen, und die Gesellschaft befand sich außer Stande, ihren Verbindlichkeiten nachzukommen. Auch eine zweite Gesellschaft wurde zahlungsunfähig, und Bolts starb 1808 in großer Armuth in Paris.

Ueber die Bedeutung einer überseeischen Ansiedlung zur Förderung des Handels und der Industrie, zur Erhöhung des politischen Ansehens und der Weltmachtstellung einer Nation, zur Erhaltung und Entwicklung einer Kriegsmarine ist wohl eine weitere Auseinandersetzung und Beweisführung nicht mehr nöthig, und es mag sich höchstens um die Erwägung der Frage handeln, in wie fern die Nikobarischen Inseln der geeignete Punkt für eine solche Niederlassung seien. Aber auch hier können sich die Bedenken kaum auf etwas Anderes als auf die klimatischen Verhältnisse beziehen; denn was geographische Position, Vortrefflichkeit der Häfen und Fruchtbarkeit des Bodens anbelangt, dürfte sowohl im Indischen, als im Großen Ocean schwerlich mehr eine zweckentsprechendere Inselgruppe zu finden sein, welche nicht schon von einer fremden Macht in Besitz genommen wäre. Die Zahl der herrenlosen Inseln wird auf der Erde mit jedem Jahre geringer.

Das Klima der Nikobaren ist in Folge der überaus üppigen Vegetation, der großen Feuchtigkeit des Bodens und der vielen, an der Küste bestehenden Mangrove-Sümpfe allerdings kein gesundes. Es erzeugt ein sehr bösartiges Fieber, das für Europäer tödtlich werden kann. Allein überall ist das tropische Klima den Einwanderern schädlich, und ähnliche Verhältnisse treten selbst in Europa an Orten auf, wo Sümpfe und unkultivirte Orte dem Einflusse einer hohen Temperatur ausgesetzt sind. Wie man aber durch Unternehmungsgeist und Ausdauer diese Verhältnisse bekämpfen kann, davon liefert die nur 350 Seemeilen vom Nikobaren-Archipel entfernte Insel Pinang am Eingange in die Malaccastraße den treffendsten und glänzendsten Beweis. Denn binnen wenigen Jahrzehnten wurde sie durch die fortschreitende Kultur des Bodens aus einem von Menschen gemiedenen Fieberorte eine der gesundesten Localitäten Indiens, ja sogar eine Erholungsstation für Reconvalescenten.

Die meisten der bisherigen Ansiedlungsversuche auf den Nikobaren scheiterten wegen Mangels an Sorgfalt bei der Wahl und Anlage des ersten Niederlassungsortes, und wegen Unzulänglichkeit der darauf verwandten Geldmittel. Die Missionäre, welche diese Inselgruppe zum Brennpunkte ihrer bekehrungseifrigen Thätigkeit machten, hatten durchaus nicht so gute Häuser und Nahrung, wie es in solchen feindlichen Klimaten die erste Bedingung zur Erhaltung der Gesundheit ist. Mit dem Spaten in der Hand, oft schon fieberleidend, mußten sie, um ihren Lebensunterhalt zu sichern, in der erdrückendsten Hitze den Boden bebauen, oder sie sammelten am Strande Conchylien und jagten im sumpfigen Urwalde Vögeln und Reptilien nach, um durch deren Verkauf in Europa sich die Mittel für ihre weitere Existenz zu verschaffen.

Die Niederlassungsversuche der Dänen waren von keinem glücklichern Erfolge begleitet. Mit geringen Mitteln unternommen und durchgeführt, konnten sie nicht mehr als eine vorübergehende Erscheinung bleiben und höchstens der Wissenschaft einigen Gewinn bringen. Gleichwohl gab man, trotz verschiedenen mißglückten Versuchen, das Interesse für die Nikobaren nicht auf, und im Jahre 1846 nahm Kapitain Steen Bille im Namen des Königs von Dänemark Besitz von den

Inseln. Die Eingebornen erhielten dänische Flaggen zum Aufhissen, diese wurden aber 1848 wieder abgeholt, und dadurch wurde der Besitzanspruch der Dänen faktisch wieder aufgegeben.

Also, was das Klima sowohl, wie den Rechtsanspruch einer andern Regierung auf die Nikobaren betrifft, scheint kein Grund vorhanden, die Flagge Oesterreichs nicht neuerdings und dauernd zu entfalten, da wo sie schon einmal vor 86 Jahren geweht hat.

Nur wenige Tage Seefahrt von Madras, Moulmein und Calcutta entfernt, zwischen Ceylon einerseits und der malayischen Küste anderseits, fast in der Mündung der Malaccastraße ganz nahe von Pinang und Sumatra gelegen und mit den großen Inselgruppen in den japanischen und chinesischen Gewässern im leichten Verkehre stehend, bieten die Nikobarischen Inseln für eine maritime und commercielle Macht Anziehungspunkte genug, um nach deren Besitz zu streben. Soll aber ein Colonisationsversuch nicht neuerdings mißglücken, so dürfen dabei weder Geldmittel noch Menschenkräfte gespart werden. Die Kosten der ersten Kultur und Lichtung müßten auf mindestens ein bis anderthalb Millionen Gulden veranschlagt werden. Die Zahl der unter Aufsicht von Europäern zur theilweisen Lichtung der Wälder, zur Regulirung der Flüsse, Austrocknung von Sümpfen, Kultur des Bodens verwendeten malayischen und indischen Arbeiter müßte wenigstens 4—500 betragen. Die für die erste Anlage verausgabten Summen wären indessen keineswegs als verloren zu betrachten, indem die große Fruchtbarkeit des Bodens, welcher sich zum Anbaue der wichtigsten Tropenprodukte wie Zucker, Kaffee, Cacao, Baumwolle, Indigo, Gewürzpflanzen, Tabak u. s. w. eignet, unter dem Einflusse der Kultur und Industrie rasch unzählige Quellen des Gewinnes erschließen würde.

Alle Inseln sind reich an vortrefflichem Baumateriale. Während sich die plastischen Thonarten der nördlichen Inseln eben so gut zu Ziegeln und Backsteinen, wie zu Töpferwaaren verarbeiten lassen, liefern die Sandsteine der südlichen Inseln vortreffliche Quadern. Dabei bietet der Meeresstrand allenthalben Kalk in unerschöpflicher Menge aus den natürlichen chemischen Laboratorien der Korallenthiere.

Zu den Lichtungsarbeiten wären hauptsächlich Chinesen aus dem benachbarten Singapore oder Pinang zu verwenden und mittelst Vertrag zu werben, während man Handwerker und Maschinen aus Europa mitbrächte.

Was die einheimische Bevölkerung betrifft, von welcher kaum mehr als 500 bis 600 Menschen auf den einzelnen Inseln leben, so dürfte dieselbe der Ansiedlung von Weißen nur geringe Schwierigkeiten entgegenstellen. Es müßte für die Eingebornen wie für Unmündige gesorgt werden, um sie auf solche Weise für die materiellen Zwecke des Unternehmens zu gewinnen und einer weitern geistigen Entwicklung entgegen zu führen. Um aber solche Punkte der Tropenwelt der Kultur, dem Handel und der Industrie zugängig zu machen, sind außerordentliche Maßregeln nothwendig, ähnlich wie sie von den Engländern am Cap der Guten Hoffnung, in Pulo-Pinang, Singapore, Sydney, auf den Norfolk-Inseln u. s. w. mit großartigem Erfolge in Anwendung gebracht wurden. Dr. von Scherzer, welcher aus persönlicher Anschauung den gewaltigen Einfluß kennen gelernt, welchen das System der Deportation in Australien auf die Entwicklung des Landes und die sittliche Umwandlung der Deportirten geübt hat, spricht sich mit Entschiedenheit, trotz der Abneigung gegen derlei Maßregeln in gewissen philanthropischen Kreisen Europa's, für die Gründung der Colonie durch Sträflinge aus, welche sich dabei zugleich wohler und zufriedener befinden und der Menschheit nützlicher erweisen werden, als gegenwärtig daheim in ihren dumpfen Gefängnißzellen.

Die Schutzpatrone der Russen.

Von Prof. Dr. **Hermann Schmidt** in Lemberg.

Beim russischen Volke herrscht der Glaube, daß die Heiligen, seine Patrone, im Himmel in menschlicher Gestalt wohnen, dort überhaupt ganz und gar wie Menschen leben und vor diesen nur den Vorzug haben, übernatürliche Macht zu besitzen und mit den Engeln zu verkehren. Gelegentlich, besonders an ihrem Namensfeste, steigen sie zur Erde herab, um in das Leben und Treiben der Sterblichen einen Einblick zu thun und dabei die Guten zu belohnen und die Bösen zu bestrafen. Sie erscheinen in mannichfaltiger Gestalt, unter Donner und Blitz, in Flammen gehüllt, auf feurigem Rosse oder in Engelsgestalt auf den Wolken schwebend. Der russische Bauer ist überzeugt, daß nichts ohne Vermittlung der Heiligen geschieht, bringt ihnen daher Opfer und bezeigt ihnen göttliche Ehren. Er wird sich eher entschließen, an irgend einem sonstigen hohen Feiertage zu arbeiten, als an dem Tage seines Namenspatrons. Jede Provinz, jede Stadt, ja fast jede Ortschaft und jede Gemeinde hat ihren eigenen Schutzpatron, dem außer der allen Heiligen verliehenen Macht noch eine besondere Befähigung zukommt, an dessen Fest sich irgend ein Naturereigniß knüpft oder dem eine partikuläre Einwirkung auf gewisse Wesen und Sachen zugeschrieben wird, welche er bei der geziemenden Verehrung und den gebührenden Opfern vor Allem zum Besten seiner speciellen Schützlinge ausübt. Diese Ueberantwortung eines gewissen Bezirks an einen Heiligen hat, da häufig ein und derselbe von vielen Gebieten und Corporationen erwählt und daselbst durch ein Bild repräsentirt wird, beim Volke eine Pluralität ein und desselben Heiligen zu Wege gebracht. Es gibt für den Russen nur eine hl. Maria oder Mutter Gottes; gleichwohl ist doch die Mutter Gottes von Kasan eine ganz andere, als die von Theodorow, und diese wieder eine andere, als eine zu Kiew 2c. Dasselbe ist auch mit anderen Heiligen der Fall, aber nur mit solchen, die Gott weiß durch welchen Zufall beliebter und populärer sind, denn auch unter den Heiligen gibt es darin gewaltige Unterschiede. — Vorzüglich steht der Ackerbau mit allen seinen Perioden und Verrichtungen und das zum Gedeihen der Feldfrüchte nöthige Wetter unter der unbedingten Herrschaft der damit belehnten Tagesheiligen. Auch mit der Viehzucht, mit mehreren sonstigen Geschäften und mit den Krankheiten haben sie viel zu thun. Ganz ähnliche Anschauungen findet man auch bei dem Volke in anderen griechisch- und römisch-katholischen Ländern, wie sich viele Leser selbst überzeugt haben werden. Es soll hier in Kürze der russische Kalender ohne Anspruch auf Vollständigkeit einer Revue bezüglich der eigenthümlichen Funktionen und Attribute seiner Heiligen unterzogen werden.

Die H. Tatinena (12. Jan. alten Styls, nach welchem weiterhin stets datirt wird) heißt die Frostige, weil zu dieser Zeit die größte Kälte herrscht. Starke Fröste und ein heiterer Himmel an ihrem Namensfeste verkünden ein gesegnetes Jahr, steht dagegen der Wind aus Süden und fällt feuchter Schnee, so stehen Dürre und Mißwachs bevor. — Es gibt einige deutsche ähnliche Wetterregeln, welche aber wie diese sich wenig bewähren.

Die hl. Xenia (24. Jan.) regulirt die Marktpreise des Getreides. Steigen sie an diesem Tage, so wird das Getreide für dieses Jahr theuer, fallen sie, so wird es wohlfeil.

Die hl. Eudoxia (1. März) hat den Zunamen die Pfeiferin, denn sie erweckt durch ihren Pfiff die Thiere aus ihrem Winterschlafe (in den südlicheren Gegenden) und verkündet das Herannahen des Frühlings. An ihrem Namensfeste läßt sich in Kleinrußland zum erstenmale der Baibak und Bobak (Arctomys Bobak) hören, so wie am Tage des hl. Harasim (Erasmus, 4. März) die Saatkrähen vom Süden angezogen kommen, weshalb er auch der Krähenheilige heißt und an seinem Feste ein Weizengebäck in Form von Krähen gebacken wird.

Der Tag der vierzig Märtyrer (9. März) theilt die großen Fasten in zwei Theile, und am Vorabende kann man in irgend einem Winkel der Hütte den Krach dieser Spaltung hören. An diesem Tage werden Brödchen in Form einer Lerche gebacken, in welchen, so wie in den Harasim-Semmeln auch der geübteste Ornithologe diese Vögel nicht erkennen würde. Indessen muthet man dieß den lebendigen Orginalen zu, denn die Kinder steigen damit auf die Dächer, um diese Frühlingsboten damit herbeizulocken.

Am Tage der hl. Johanna (30. März) wird abermals der Backofen zu frommen Zwecken verwendet und die Andacht in Teig zur Erscheinung gebracht. Es werden Brote von der Form einer Leiter gebacken und an Arme vertheilt, womit ausgedrückt werden soll, daß Almosengeben eine Leiter in den Himmel sei.

Der hl. Alexis (17. März) zieht die Schleußen auf. An diesem Tage beginnt es von den Hügeln herab zu fließen und die Fische fangen an, sich an die Ufer zu ziehen, was denn auch in der That meist der Fall ist.

An Mariä Verkündigung (25. März) und eben so am ersten Ostertage dreht sich die Sonne am Himmel und schießt Strahlen von sich. An diesem Tage ist es sündhaft, ein Feuer anzublasen und am Herde etwas zu essen. Kein Vogel baut an diesem hohen Feiertage an seinem Neste außer den fluchbeladenen Sperlingen, welche das Judenthum repräsentiren, sowie hinwieder die Schwalbe das Sinnbild des Christenthums ist. Dem nestbauenden Vogel werden auf einige Tage die Flügel gelähmt. Sogar die Hexen können an diesem Tage nicht fliegen und müssen still zu Hause sitzen.

Der hl. Antypas (11. April) ist Dentist, aber ohne Geld stillt er die Zahnschmerzen nicht. Man muß nämlich eine kleine Silbermünze auf den schmerzenden Zahn legen, dann ein Loch in sie bohren und sie am Bilde des Heiligen aufhängen. Das hilft zuverlässig. Ein Inquirent ohne Gleichen ist der hl. Iwan, der Krieger (18. April), und hat deshalb den Beinamen der Diebsrichter. Ist man bestohlen oder verleumdet worden, ohne daß man weiß, wer der Dieb oder Verleumder ist, so darf man nur eine Messe für den hl. Iwan lesen lassen und dabei denjenigen, den man als den Uebelthäter im Verdacht hat, im Namen dieses Heiligen beschwören, und es befällt den Schuldigen eine derartige Angst, daß er sofort freiwillig sein Geständniß ablegt. Auf alten Bildern aus dem 17. Jahrhundert ist dieser Heilige in Gold- und Silberstoff gekleidet und sitzt ohne Kopfbedeckung, ein Schwert in der Rechten schwingend, auf einem weißen sich bäumenden Rosse. Eine Umschrift lautet: „Singet Loblieder! Der Wunderthäter ersetzt dem Gekränkten reichlich seinen Schaden und bewahrt die Rechtgläubigen vor jeder Noth."

Der hl. Georg (23. April, das zweite gleiche Namensfest am 26. November) wird als Beschützer der Heerden und des Ackerbaues hochverehrt. Die Bedeutung seines Namens im Griechischen mag hiezu die Veranlassung gegeben haben. Der St. Georgstag wird in mannichfaltiger Beziehung gefeiert. Der von ihm getödtete Lindwurm bedeutet das Heidenthum, auf dessen Trümmern die christliche Kirche sich erhoben, wie es in der Legende heißt:

Swati Juri znamena Christa spasitela
A Drak Satana, zleho nepritela
Panna Cirkow swiatu znamena
Ketera jest Krowi Christoson wykupiena.

(Der hl. Georg bedeutet Christus den Erlöser, und der Drache den Satan, den bösen Feind; die Jungfrau bedeutet die heilige Kirche, welche mit Christi Blut losgekauft [erlöst] ist.)

Der hl. Georg bildet bekanntermaßen einen Theil des russischen Staatswappens und wird auf die Münzen geprägt. Die Münzen des alten Moskau trugen nur das dieses Heiligen, wozu sich gegen das Ende des 15. Jahrhunderts das griechische Wappen, der griechische zweiköpfige Adler, gesellte und erst Peter I. die Attribute des Andreasordens hinzufügte. In Klein- und Großrußland wird an diesem Feste das Vieh mit geweihten Weidenzweigen (sogenannten Palmen) auf die Weide getrieben, an manchen Orten wird es aber zuerst vom Geistlichen nach gehaltenem Gottesdienst, sowie die Rausen und Krippen in den Ställen mit Weihwasser besprengt, wodurch die bösen Geister und Hexen vom Vieh fern gehalten werden. Die Hirten bekommen an diesem Tage Pirogi (Maultaschen mit Quarkkäse gefüllt), welche Festspeise beim Volke sind und überhaupt als die größte Leckerei gelten. Steht das Getreide schon hoch, so wird in vielen Gegenden Rußlands zu Ehren des hl. Georg, dem man den üppigen Stand der Saaten zuschreibt, auf dem Felde eine Andacht gehalten und dieses mit Weihwasser besprengt.

Ueberhaupt ist in ganz Rußland der Georgstag ein Hirten- und Volksfest. Ueberall werden Andachten gehalten, denen gegenseitige Bewirthungen mit Branntwein, Eiern und Pirogi folgen. Der Frühlings-Georg (der stets glänzender gefeiert wird) bildet den Beginn, der Herbst-Georg den Schluß der Feldarbeiten. Noch ist zu bemerken, daß man vor Viehseuchen gesichert ist, wenn es an seinem Festtage reguet. Uebrigens ist er in der Ukraine auch der Patron der Wölfe, und wenn sie heulen, so heißt es, sie bitten ihren Herrn um die nöthige Beute. Das Volk betet daher zu ihm um Schutz gegen diese Viehräuber, da sie ohne seine Erlaubniß kein Stück niederreißen dürfen. Bei den galizischen Kleinrussen ist der St. Georgstag ein Schülerfest, welches unter dem Namen Gregorianki gefeiert wird, wobei die Bretzeln eine Hauptrolle spielen und die Kinder von Haus zu Haus gehen und singen:

Ja maty zaczek — Wylaztem na krzaczek oder Wylaztem na banie — Powiadatem kazanie; d. i. Ich kleines Schülerchen kroch auf ein Sträuchelchen, oder: Ich kroch auf die Kuppel (der Kirche) und hielt eine Predigt.

An den Georgstag knüpft sich in Rußland für das Landvolk eine sehr traurige Erinnerung. In alter Zeit war es an diesem Tage den Bauern gestattet, von einem Grundherrn zum andern überzugehen. Sie hatten demnach jährlich einmal die freie Wahl ihrer Herrschaft und waren nur auf ein Jahr zur Arbeit für den erhaltenen Grund verpflichtet. Erst Boris Godunow hob dieses Recht der Freizügigkeit auf und machte so die Bauern zu eigentlichen Leibeigenen der Herren, auf deren Besitzungen sie sich gerade befanden. Die Freiheit war ihnen geraubt, der Georgstag war dahin, und so ist es in Rußland zur allgemein verbreiteten, stehenden Redeformel geworden, um

eine Täuschung oder etwas Unerreichbares zu bezeichnen: „Da hast du einen Georgstag", oder: „Warte bis zum Georgstage."

Seines Berufs und Wirkungskreises halber gehört der auf den 3. Februar fallende hl. Märtyrer Blasius (russ. Wlasii) hieher, der selbst Kuhhirt gewesen und einst einen Wolf vermochte, das einer Wittwe geraubte Ferkel derselben gesund und frisch wieder zu bringen. Er gilt gleichfalls als ein großer Beschützer des Viehstandes und dürfte wohl wegen der Namensähnlichkeit an die Stelle des Wlos, des Gottes des Viehes bei den heidnischen Slawen, gerückt sein, dessen Standbild erst Wladimir der Große ins Wasser werfen ließ. Sein Tag wird in Rußland als Volksfest gefeiert. Das Hornvieh wird nach dem Gottesdienst mit Weihwasser besprengt, eben so die Pferde, auf denen in manchen Gegenden die Landleute reitend in die Kirche kommen. Dieser Heilige wird auf allen Bildern zu Pferde abkonterfeit, während im Hintergrunde sich Rosse auf einer grünen Wiese herumtummeln.

Bei Viehseuchen wird besonders zum hl. Blasius Zuflucht genommen (in Süddeutschland bei Halsweh) und vor Allem das Bild desselben im Stalle aufgehängt. Wenn aber dieses Verfahren sowie verschiedene Räucherungen und Zaubersprüche fruchtlos bleiben, so wird bei einer heftig wüthenden Seuche zu einem großen Weiberumgange Zuflucht genommen. Sowie dazu geschritten wird, darf sich kein männliches Wesen in den Dorfgassen erblicken lassen. Das ganze schöne Geschlecht, die Unschönen darunter mit eingeschlossen, versammelt sich auf einem bestimmten Platze. Ein junges Mädchen mit dem Bilde des hl. Blasius schreitet voran, und der Umgang um das Dorf beginnt. Auf die Bildträgerin folgen nach Alter und Rang geordnet die Mädchen und Frauen mit Kränzen, Stroh- und Heubüscheln. Dann kömmt ein altes Weib auf einem Ofenwische reitend im bloßen Hemde und mit aufgelösten Haaren, umringt von ihres Gleichen, die mit Ofengabeln bewaffnet, schreien, tanzen, sich im Kreise drehen und Bratpfannen u. dgl. aneinanderschlagen. (Die Alte stellt unzweifelhaft eine Hexe vor.) Endlich wird die nackte Alte in einen Pflug gespannt und unter Begleitung einer Garde von alten Weibern mit brennenden Kienspänen und von untadelhaften Jungfrauen mit Sensen und Sicheln nach verschiedenen Räucherungen der dreimalige Umzug um das Dorf gehalten. An den Kreuzwegen werden Lufthiebe mit den Sensen geführt, gleichsam um der Seuche den Weg abzuschneiden. An jeder Hütte wird Halt gemacht, ein gewaltiges Geschrei erhoben und mit den Bratpfannen aneinandergeschlagen. Jeder Hund und jede Katze, die den Weibern in den Weg kommen, werden in der Meinung, die Seuche damit zu treffen, erschlagen. An manchen Orten wird noch ein schwarzer Hahn als Opfer auf einem angezündeten trockenen Düngerhaufen verbrannt.

In Südrußland wird in mehreren Gegenden der Viehseuche durch ein Noth- oder Wildfeuer ein Ziel gesetzt, wobei fast ganz so verfahren wird, wie in Deutschland, Schottland und Irland. Man sehe hierüber Grimms Mythologie, S. 571 ff., welcher aber von dieser Sitte bei den Slawen noch nichts weiß. Auch in Galizien finden sich Spuren davon.

Nicht nur die Heiligen, sondern auch die Propheten gelten für Beschützer des Feldbaues. Der Prophet Jeremias hat, da sein Namenstag gerade auf den 1. Mai fällt, um welche Zeit der Ackerbau recht in Gang kommt, gar sehr schwere Pflichten auf sich nehmen müssen. Wenn nämlich die Pferde beim Pflügen und bei anderen Feldarbeiten müde werden, so spannt sich, sehr herablassend, der Prophet Jeremias selbst vor, und sofort geht die Arbeit wieder leicht von Statten. Er heißt deshalb Jeremias der Einspanner. Gelegentlich kommen wir noch auf die von manchen anderen Propheten freiwillig und auf höhere Ordre übernommenen Leistungen und Pflichten zurück. Jetzt wollen wir chronologisch weiter fortfahren.

Die hl. Mawra (Maura, 13. Mai) heißt die Kraut- und Kohlpflanzerin, weil man an ihrem Feste das Kraut und den Kohl pflanzt. Viele nennen sie auch die Milchmawra, weil um ihre Zeit die Milch am fettesten ist, natürlich mehr durch den Einfluß der Heiligen, als in Folge des üppigen Grauswuchses. An ihrem Feste kochen sich die Hirten ihr zu Ehren und sich zu Gefallen Buchweizen-(Heidegrütze)Brei mit Milch.

Wir kommen nun zum heil. Nikolai (auch Mikolai), dem Schutzpatron des Zarenreiches, der in Rußland mehr verehrt wird, als irgend ein Heiliger und der in dem großen Reiche eine Anzahl von Kirchen und Kapellen besitzt. Außerdem gibt es nicht eine Hütte, so weit Russen wohnen, in der nicht sein Bild hinge. Bei allen Unfällen im Leben wendet sich der Russe mit inbrünstigem Gebet an den Wunderthäter Nikolai, den besten Vermittler zwischen Gott und den Menschen, dessen Bild der Russe beim Eintreten in eine Kirche stets eher als das des Heilands sucht, vor dem geweihte Kerzen in Masse aufgestellt sind und vor dem er sich anbetend zur Erde wirft. Der Russe begibt sich gänzlich unter seinen Schutz und Schirm und zittert vor seinem Zorn. Bettler und besonders Blinde bitten in seinem Namen um eine milde Gabe, die ihnen dann Niemand abschlägt. Das Fest des heil. Nikolai wird zweimal gefeiert, nämlich am 9. Mai und am 6. December. An diesen Tagen müssen besonders die Pferde vor der Gewalt des Bösen bewahrt werden. Die Seeleute und Schiffer haben einen Meer- und Wasser-Nikolai, der bei Gefahr des Schiffbruches auf dem Meere und auf großen Flüssen angerufen wird, wobei man bei Stürmen sein Bild auf dem Verdeck herumträgt, statt wacker zuzugreifen. Der Metropolit Jefrem (Ephraim) setzte Ende des 11. Jahrhunderts fest, daß der 9. Mai zu Ehren des heil. Nikolai gefeiert werde (bei den römischen Katholiken geschieht dieß nur am 6. December), weil an diesem Tage die Gebeine desselben aus Lycien in die Stadt Bari gebracht wurden.

Selbst wenig bedeutsame Thiere, sowie Pflanzen, ja sogar Insekten haben bei den Russen ihre Heiligen. Am Tage der heil. Glyceria (13. Mai) und wenigstens um diese Zeit kommen die Mücken zum Vorschein; deshalb ist sie die Mückenheilige. Der heilige Isidor (14. Mai) dagegen muß für die Gurken, die sieben heiligen Jungfrauen müssen für den Hanf sorgen, der heil. Mikita (Nicetas) bewahrt die Gänse insbesondere und das Hausgeflügel überhaupt vor den Raubvögeln, so daß man sie ganz ruhig ganz kleinen Jungen zur Hütung übergibt. Die heil. Märtyrerin Theodosia heißt die Aehrenheilige, weil an diesem Tage (24. Mai) die Aehren bereits gefüllt sind, wobei sie natürlich auch zu thun hat. Die heil. Märtyrerin Akilina (13. Juni) steht dem Buchweizen vor, weil er im südlichern Rußland um diese Zeit blüht und unzähligen Bienenschwärmen Nahrung liefert. Man reißt einige Büschel dieser Feldfrucht aus und steckt sie an das Bild der Heiligen. Kurz, der Russe weiß alle seine Geschäfte auf dem Felde und bei der Heerde unter die zahlreiche Schaar seiner Heiligen so zu vertheilen, daß ihm wenig zu thun übrig bleibt, falls die Heiligen nur ihre Schuldigkeit thun, wozu sie durch die Gebete, das Nichtsthun und das Branntweintrinken an ihren Festen eigentlich verpflichtet sind. Gedeihen dann Feldfrüchte und Vieh nicht, so ist das nur ihre Schuld. Wir werden übrigens später noch auf ein paar Heilige stoßen, die der russische Bauer bei der Landwirthschaft angestellt hat.

Die Heiligen Boris und Gljeb (24. Juni) heißen die Schrecklichen, weil sie, wenn es Jemand wagt an diesem Tage zu arbeiten, zur Strafe durch einen fürchterlichen Sturm das auf den Wiesen aufgeschoberte Heu aus einander werfen und zerstreuen und das Getreide durch Blitze in Brand stecken. Wer das Fest aber durch Enthaltung von aller Arbeit gewissenhaft feiert, dem geht Alles flink von der Hand. Obwohl der russische Bauer solche Pflichten sehr gewissenhaft erfüllt, so be-

merkt man doch nicht viel von den ersprießlichen Folgen, die dafür in Aussicht gestellt sind.

Der Apostel Peter (29. Juni) heißt auch der Fischer, und seine irdischen Collegen richten daher ihre Bitten an ihn, wenn sie ihre Netze auswerfen oder wenn ein Sturm sie auf dem Wasser überrascht, sowie sie ihm denn auch für einen glücklichen Fang und für Rettung aus Wassersgefahren ihren Dank darbringen, der gewöhnlich in einer großen Wachskerze besteht. Nach der Behauptung des Volkes bildet die Sonne beim Aufgange am Peter- und Paulstage vielfache Regenbogen.

Am Tage der heiligen Mutter Gottes von Kasan (1. Juli) muß man die Würmer aufsuchen und vertilgen, denn sie sammeln sich an diesem Tage alle an einem Orte. Diese verrichtet also ihr Geschäft nur halb, indem sie das Aufsuchen und das Tödten Anderen überläßt, statt es selbst zu besorgen.

Das Namensfest des heil. Prokop (8. Juli) ist zugleich das Fest der beginnenden Ernte; die Landleute braten an diesem Tage ganze Lämmer und bitten den Heiligen, ihre Ernte zu segnen.

Der Prophet Elias (20. Juli) heißt der Donnerer und ist eine wichtige Person, offenbar der Vertreter des heidnischen Perun. Blitz und Donner, Regen und Ueberschwemmung, Dürre und wohlthätiger Thau hängen von seinem Willen ab, denn schon ein altes Kirchenlied sagt: „Das Wort Eliä zieht den Regen vom Himmel herab.“ Wenn es lange nicht regnet, so stellt man ein Gefäß mit etwas Roggen und Haber vor die Thüre und richtet zugleich Gebote an den Propheten, den Regen herabzusenden. In Kleinrußland sowie in Galizien herrscht der Glaube, daß bei Gewittern Elias auf einem Feuerwagen durch die Lüfte schwebe und den Teufel mit glühenden Pfeilen verfolge. Wer sich beim Donner nicht bekreuzt, in den fährt der Böse (wahrscheinlich, indem er ihn nur als einen sichern Zufluchtsort betrachtet). Der Blitz dringt in die Tiefe der Erde und bleibt dort drei Jahre, nach welcher Frist man ihn als Feuerstein findet. (Ist wohl die unvollständige Ueberlieferung von den allenthalben beim Volke bekannten Donnerkeilen, welche aber fünf und sieben Jahre unter der Erde bleiben und jedes Jahr heraufsteigen, bis sie an die Oberfläche gelangen.) Bei Krankheiten aller Art trinkt man von dem Wasser, in welchem ein solcher Stein gelegen. Hierbei möge gelegentlich bemerkt werden, daß, wer zum erstenmale donnern hört und sich mit Wasser wäscht, in welchem ein Silberstück gelegen, davon eine weiße Haut bekommt. Die Weißrussen betrachten den Eliastag als den Anfang des Herbstes, und es heißt bei ihnen: „Am Eliastag ist bis Mittag Sommer und Nachmittag Herbst.“ Wenn es an diesem Tage regnet, so hat man das ganze Jahr hindurch keine Feuersbrünste zu befürchten. Dem Propheten Elias opfert man nicht selten einen Stier, zu dessen Ankauf mehrere Gemeinden beisteuern und ihn dann gemeinschaftlich verzehren. Da hat man einmal sich in Fleisch satt gegessen und zugleich ein nützliches und frommes Werk gethan!

Der heil. Pantelemon oder Pantaleon (27. Juli) heißt der Ernteheilige, indem an seinem Feste Getreidebüschel in die Kirche gebracht und geweiht werden, welche dann als Heilmittel dienen.

Der Erzdiakonus Stephan (2. Aug.) verleiht den Pferden Kraft und Schönheit; deshalb sind ihm Heu und Haber geweiht. Zur Zeit des griechischen Kaiserreiches wurde er besonders von den Kriegern zu Konstantinopel verehrt.

Am Tage der Enthauptung Johannis des Täufers (29. Aug.) darf man keinen Schtschi (Kohlsuppe) kochen, weil der Kohlkopf an das ihm abgeschlagene Haupt erinnert. Der heil. Sergeï (Sergius, 25. Sept) beschützt die Hühner, und man wendet sich an ihn, wenn man ihnen Eier zum Brüten unterlegt.

Die Mutter Gottes vom 1. Oktober ist den Heirathen günstig; die Mädchen bitten sie deshalb um einen Bräutigam. Wenn sie einen lustigen Mann haben wollen, so müssen sie an diesem Tage auch recht lustig sein.

Der Freitag war bei den alten Slawen zu verschiedenen wichtigen Angelegenheiten, als Zahlterminen und Versammlungen, bestimmt. Landleute und Krämer kommen von Stadt und Land zusammen, um gegenseitig ihre Waaren und Produkte zu verkaufen und zu vertauschen. Der Freitag erhielt dadurch eine solche Wichtigkeit, daß ihn das Volk ohne Weiteres kanonisirte und diesen heilig gesprochenen Freitag auf den 28. Okt. als den Tag der heil. Paraskewa verlegte und feierte. Man schreibt ihm einen großen Einfluß aufs Vieh zu, und es gilt als eine große Sünde, an diesem Tage mit dem Vieh zu arbeiten. Wegen gewissen an bestimmten Tagen vorkommenden Geschäften gelten diese Tage für mehr und weniger glücklich. So darf man am Montag ja keine Reise antreten und überhaupt etwas beginnen. Man schreibt dieß dem Umstande zu, daß bei den baltischen heidnischen Slawen die Fürsten in den heiligen Hainen Gericht hielten und die Schuldigen sogleich strafen ließen, und daß nach Annahme des Christenthums das Volk, das sich dem Zwang des sonntäglichen Kirchenbesuches nicht fügte, am Montag dafür gestraft wurde. Da brachte denn der Montag freilich kein Glück.

Am Feste der heil. Paraskewa wird das Bild dieser Heiligen mit Bändern, Blumen und wohlriechenden Kräutern geschmückt, und das Volk drängt sich, um sich durch Berührung desselben vor Krankheiten zu bewahren. Die Blumen und Kräuter werden in der Kirche aufbewahrt, und ein Dekokt davon gilt als unfehlbares Mittel bei gefährlichen Krankheiten. Diese Heilige, deren Name für den heiligen Freitag als Synonym gebraucht wird (im Russischen ist nämlich pjatniza, der Freitag, weiblichen Geschlechts) nimmt auch die Ehen unter ihren Schutz, und darum werden an ihrem Namensfeste ländliche Bälle abgehalten, bei welchen die jungen Paare Reigentänze ausführen. Auf denselben Tag fällt auch das Fest Simon und Juda, und die römisch-katholischen Polen halten ein Mahl für die Ruhe der Verstorbenen.

Die Märtyrerin Anastasia (29. Okt.) beschirmt die Schafe und ist selbst im Stande, ein Schaf dem Rachen des Wolfes zu entreißen, indem es genügt, ihr Bild an einen Baum zu befestigen, um die unter oder nicht weit von demselben weidenden Schafe vor diesem Räuber zu schützen.

Die Zwillingsheiligen Kosmos und Damian (1. Nov.) heilen alle Krankheiten durch ihr Bild und zwar, wie sie es in ihrem Leben gethan, ohne die geringste Belohnung zu fordern, eine Uneigennützigkeit, welche bei sehr vielen Heiligen nicht zu finden ist. Sie sind außerdem ebenfalls Beschützer der Ehe und werden deshalb von den Bauermädchen in sehr lustiger Weise gefeiert. Schon mehrere Tage vorher erbitten sich diese von ihren Eltern und Verwandten Mehl, Eier, Butter, Bier u. s. w., was man ihnen nicht freiwillig gibt, das nehmen sie sich insgeheim, und manche Speisekammer wird geleert, mancher Hühnerhof decimirt, um mit Schmausen, Tanz und Gesang die Zwillingsheiligen zu ehren, wobei sich die jungen Bursche als Bären, Teufel u. s. w. maskiren.

Im südwestlichen Rußland fasten die Junggesellen einen Tag vor dem Feste der Märtyrerin Katharina (24. Nov.) um sie, die Frauenspenderin, günstig zu stimmen, wogegen der heil. Andreas (wie in Deutschland) sich damit befaßt, Männer zu verschaffen. Wenn ein Mädchen erfahren will, wen sie zum Manne erhält, so braucht sie nur neun Vaterunser stehend, neun kniend und neun sitzend zu beten und dann etwas Leinsamen unter Hersagung des Sprüchleins zu säen: „Sw Andrei! ja na tebe len sija, dai meni uznati z kim budu sbirati“, d. h. „heil. Andreas, ich säe dir Lein, laß mich wissen, mit wem ich ihn einsammeln werde.“ Hierauf muß sie beim

Schlafengehen noch ein Stück Brot rechts unter den Polster zu legen und dann sieht sie im Traume ihren Zukünftigen.

Der heil. Wassili (Basilius) hat die Schweine unter seiner besondern Obhut, und die Schweinehirten verehren ihn daher ganz besonders.

Der Prophet Nahum gilt als Beschützer der Künste und Wissenschaften. Der russische Bauer schickt, wenn er es überhaupt thut, seinen Sohn am liebsten am 1. Dec. als am Namensfeste des Propheten das erstemal in die Schule, wenn nämlich eine da ist, und bittet den Propheten um die Entwicklung von dessen Fähigkeiten. Unbedingt hat Nahum weniger zu thun, als der heil. Wassili.

Der heil. Spiridion (12. Dec.) heißt der Sonnendreher, weil er die Sonne so dreht, daß der harte Winter beginnt.

Sabbatius und Sosius sind die Bienenheiligen, und ihnen werden die ersten Honigwaben dargebracht.

Selbst der König David, der von den Russen bei ihrer religiösen Richtung hoch verehrt wird und dessen Psalmen ein Gemeingut des Volkes auch in den untersten Schichten des Volkes geworden sind, hat seine bestimmten Obliegenheiten, die übrigens seinem Dichterberufe entsprechen. Er heißt der Zornbesänftiger und Thierbändiger und spielt ganz die Rolle des griechischen Orpheus. Bei anhaltendem Gähnen und Schluchzen ist die Erinnerung an ihn ein probates Mittel dagegen.

Schließlich sollen noch einige Heilige erwähnt werden, die bei gewissen bestimmten Gelegenheiten angerufen werden. So wendet man sich bei Feuersbrünsten auch noch an den heil. Nikita (Nikotas), an den heil. Charlampius, um vor einem plötzlichen Tode bewahrt zu werden, an Martinian, um seine Leidenschaften zu zügeln, an die Märtyrerin Photimia, um vom Wechselfieber geheilt zu werden, an den Märtyrer Theodor, um gestohlene Sachen wieder zu erlangen, an Ipatius (Hypatius) und Roman, um fruchtbar zu werden, an die Mutter Gottes zu Theodorow, um leicht zu gebären, an die heiligen Moses und Bonifacius, um von Trunksucht befreit zu werden. Johannes der Täufer heilt auch Kopfschmerzen, der heil. Gurius vermehrt die Liebe des Mannes, und die heil. Evangelisten erhalten die häusliche Eintracht u. s. w. Kurz, es gibt nicht leicht ein Verhältniß im Leben des russischen Bauern, kaum eine bei ihm vorkommende Verrichtung und einen ihm angehörigen wichtigen Gegenstand, womit nicht ein Heiliger zu thun und schützend und helfend einzutreten hätte. Er hat so viele Helfer, daß er sich selbst nicht viel hilft, und der Spruch „Hilf dir selbst, so wird Gott dir helfen" hat bei ihm wenig Geltung. In mehreren dieser hülfreichen oder auch strafenden Schutzpatrone lassen sich leicht die Stellvertreter der altslawischen Götter erkennen, andere gehören aber ganz den christlichen Sagenkreisen an. Hierauf näher einzugehen, ist hier nicht der Ort.

Aus allen Erdtheilen.

Der Nachlaß Moritz von Beurmanns. Der unermüdliche Dr. H. Barth in Berlin hat so eben den fünften Bericht der Karl Ritter-Stiftung veröffentlicht. Leider ersehen wir daraus, daß wenig Aussicht vorhanden ist, den Nachlaß des im Dienste der Wissenschaft in Centralafrika umgekommenen deutschen Reisenden Moritz von Beurmann (Globus V, S. 120) zu erlangen. Der englische Generalconsul in Tripoli, Oberst Herman, ist nämlich von seinem Posten abberufen worden, wodurch die ziemlich sichere Aussicht, den Nachlaß zu erlangen, vereitelt wurde. Der Herrscher von Bornu hatte nämlich Herman angezeigt, daß Alles ausgeliefert werden solle, was der unglückliche Reisende bei Antritt seiner Reise nach Wadaï über Kanem in jenem Lande zurückgelassen habe. Eine spätere Meldung des englischen Viceconsuls in Benghazi benachrichtigte die Karl Ritter-Stiftung aber, daß Beurmanns Habseligkeiten von dem Kaufmann, dem sie in Bornu überliefert waren, angeblich in Zuila, zurückgehalten würden, und daß es fast unmöglich sei, ihre Auslieferung zu erlangen. Zuila bildet aber einen Theil der türkischen Provinz Fezzan; man wandte sich durch den türkischen Gesandten in Berlin an die Pforte, welche auch Schritte in dieser Beziehung gethan hat, die aber bisher ohne Erfolg blieben. Es würde jedenfalls die mit dem Leben bezahlten Bemühungen des kühnen Reisenden krönen, wenn wir die Resultate seiner Arbeiten vollständiger, als es bisher der Fall war, besitzen würden. Ueber seinen Marsch von Murzuk nach Bornu, der auch von europäischen Reisenden bisher noch nicht besuchte Oertlichkeiten berührte, und über seine Reise von Bornu nach Yakoba wissen wir bis jetzt so gut wie gar nichts.

Tod des Dr. Hugh Falconer. Einer der bedeutendsten Kenner Indiens, Dr. H. Falconer, starb am 31. Januar 1865 zu London im Alter von erst 55 Jahren. 20 Jahre seines thatenreichen Lebens hatte er im Dienste der ostindischen Compagnie zugebracht und dieselben dazu verwandt, Indien in naturwissenschaftlicher Beziehung nach allen Seiten hin zu durchforschen. Namentlich auf dem Gebiete der Versteinerungskunde und Botanik hat er sich große Verdienste erworben; seine wissenschaftlichen Kenntnisse wurden von Allen, die ihn kannten, geradezu angestaunt. Geboren war Falconer zu Forres in Nordschottland; seine Studien vollendete er auf den Universitäten von Aberdeen und Edinburg. Im Jahre 1830 ging er nach Indien, wo er zuerst dem botanischen Garten in Suharunpore, dann jenem in Calcutta vorstand. Er war es, der die Kultur der Theestaude in Assam einführte, und auf seine Anregung hin wurde nach vielen mißglückten Versuchen die Chinarinde in Indien gepflanzt. Nicht minder groß als um die Botanik sind seine Verdienste um die Paläontologie, und von seinen bedeutenden Ausgrabungen in den Siwalikbergen zeugen die großen Knochensammlungen, die im britischen Museum aufgestellt sind. Vor etwa 10 Jahren kehrte er aus Indien heim; aber das Klima hatte seine Gesundheit untergraben, und er starb eines zu frühen Todes im besten Mannesalter.

Die Wälder in Algerien. Ueber diesen wichtigen Gegenstand wird der Allgemeinen Zeitung aus Bufarik Folgendes berichtet: — Man hat gefragt, ob es in Algerien Wälder gebe. Die, welche wissen, daß es gute und schlechte Holzarten gibt und unter dem Hauptprodukt eines Waldes das Brennholz verstehen, sagen Ja. Die, welche den Namen eines Waldes für eine mehr oder minder ausgedehnte Bodenfläche zur Gewinnung von Bauholz in Anspruch nehmen, antworten Nein. Ich lasse in Uebereinstimmung mit unserer Forstverwaltung beide Definitionen gelten und sage, daß es in Algerien zahlreiche Wälder gibt. Laut einer Tabelle von 1855 enthält die Provinz Algerien 890,000 Hektaren Waldland. In den großen Ebenen der Seeküste, an den Ufern der Gewässer findet sich in der Form des Hochwalds und in üppiger Fülle der Johannisbrodbaum (caroubier), die Pappel, die Zitterespe (tremble), die Weide, die Tamariske, die Ulme, die Esche, die Sykomore, zuweilen auch die grüne Eiche (chêne vert) und der wilde Oelbaum. Die Waldungen in mäßiger Höhe über der Meeresfläche zeigen den Johannisbrodbaum, die Korkeiche, den wilden Oelbaum, oft auch die grüne Eiche, die Seefichte von Aleppo, den Micocoulier (Lotusbaum), den Sumach Thézéra (Rhus pentaphylla), den Cedernwachholder (genevrier oxycèdre) und den

phönicischen Wachholder, und als Unterholz den Schwarzdorn (nerprun), den Mastix, den Erdbeerbaum (arbousier), den Cistus, die Myrte, den Stachelginster (genêt épineux), das Haidekraut (bruyères arborescentes), die Zwergpalme.

In den großen Gebirgswaldungen herrscht die Korkeiche, die grüne Eiche, Speiseiche (chêne ballotta), die Aleppo-Pinie, die Ceder und besonders eine Eichenart, im Wuchs unserer weißen Eiche, im Blatt dem Castanienbaum ähnlich, daher auch Castanieneiche genannt, jedoch sehr verschieden von dem gleichnamigen amerikanischen Baum (quereus prinus); man hat sie seitdem nach ihrem arabischen Namen Seen oder Sahan, oder, nach dem Officier, der sie entdeckt oder zuerst erwähnt hat, quercus Mirbecki genannt. Dieser Baum scheint riesige Dimensionen zu erreichen, jedoch mehr im Umfang als in der Höhe, eine gemeinschaftliche Eigenthümlichkeit der Baumvegetation Algeriens. Hr. Moll hat auf seiner Reise im Jahr 1842 eine große Zahl dieser Bäume im Wald von Edough gemessen und einen Umfang von 4 bis 5 Metern, einen Meter über dem Boden, gefunden.

Die Provinz Constantine hat nach den letzten statistischen Tabellen der Forstverwaltung 765,973 Hektaren Wald. Für die Provinz Oran hat der Inspektor der Forste, Hr. v. Chérier, in seiner wichtigen, im Moniteur, November 1856 und März 1857, veröffentlichten Arbeit ein Waldgebiet von 444,580 Hektaren angegeben, so daß sich also das gesammte Forstgebiet Algeriens auf 2,100,553 Hektaren beläuft.

Handel mit Straußfedern in der Capstadt. Die Ausfuhr dieses Luxusartikels hat in den letzten Jahren, unterstützt von der Mode, ungeheure Dimensionen angenommen. Trotzdem, daß derselbe auch aus anderen Theilen Afrika's, wo der Strauß noch heerdenweise vorkommt, wie z. B. aus Aegypten, Marokko und Algerien, exportirt wird, beträgt der Werth der jährlich vom Caplande ausgeführten Straußfedern über 60,000 Pfd. Sterling. In den letzten vier Jahren (1860 bis 1864) sind die Preise derselben um 300 Procent gestiegen. Dieselben betrugen zu Anfang 1864: Erste Sorte weiße Straußfedern pr. Pfd. = 27 Lstr., zweite Sorte 23 Lstr., dritte Sorte 16 bis 18 Lstr. Die grauen Federn stehen schon niedriger im Preise, man zahlt für ein Pfund nur 7 Lstr., während die schwarzen Schwanzfedern nur ein bis $3^1/_2$ Lstr. gelten.

London und Paris sind die Hauptmärkte für diesen Artikel, welcher vielfach mit den Federn des südamerikanischen Geiers gefälscht wird. Die Federn des zum Storchengeschlechte gehörigen indischen Marabu, welche früher viel getragen und theuer bezahlt wurden, sind jetzt durch die graciöseren Straußfedern völlig verdrängt worden und aus der Mode gekommen. (Vergl. Globus VII, 287.)

Die Sardellenfischerei im Mittelmeer. Professor L. K. Schmarda macht in einem höchst interessanten Aufsatze der „Oesterreichischen Revue" (1864, Bd. 6) auf die Abnahme der maritimen Produktion im Mittelmeere aufmerksam und erörtert, wie derselben wieder aufgeholfen werden könne. Für ihn ist der österreichische Standpunkt maßgebend, und er beschäftigt sich daher namentlich mit den Erzeugnissen des Adriatischen Meeres. Er sagt: „Daß an unseren Küsten eine Verminderung der Seethiere eingetreten ist, unterliegt keinem Zweifel, wenn sie auch nicht solche Ausdehnung angenommen hat, wie bei den Süßwasserfischen. Der Schrei der Consumenten nach Nahrungsmitteln und des Fischers nach Verdienst lassen sich nicht länger überhören. Nur Venedig wird noch einigermaßen genügend mit Fischen versorgt um fast unveränderte Preise; an allen anderen Orten der Küste ist der Fisch theuer geworden, und trotz den steigenden Fischpreisen decken die Fischer oft nicht mehr ihre Kosten. Leider besitzen wir keine statistischen Angaben über die Höhe und Art der Abnahme; nur in Pirano war ich im Stande, mir für ein Jahrzehnt annähernde Zahlen zu verschaffen. Dort war das Ergebniß der Sardellenfischerei:

1852 — 3500 Centner.
1855 — 3000 „
1856 — 2000 „
1861 — 1000 „

Der Fang der Sardoni (Anschovis) erhielt sich fast unverändert. Die Sardellenfischerei unterliegt auch an anderen Orten Schwankungen, und Risso machte die Beobachtung, daß bei Nizza erst jedes fünfte Jahr ein gutes Sardellenjahr sei. Diejenigen Orte der österreichischen Küste, welche alle vier bis fünf Jahre eine reiche Sardellenfischerei haben, schätzen sich glücklich; an mehreren Punkten haben die Sardellen seit 7 bis 14 Jahren gefehlt. Aehnliches gilt vom Makrelenfang. Die venetianische Regierung hatte schon manche Uebelstände eingesehen und ihnen durch Gesetze abzuhelfen gesucht. Die Gesetze bedürfen aber einer zeitgemäßen Revision um so mehr, als in späterer Zeit Gesetze und Verordnungen erschienen sind, welche früheren Verfügungen nicht entsprechen, ohne daß diese wirklich aufgehoben wären."

Statistik von Neu-Süd-Wales. Der jährliche statistische Ausweis über diese älteste australische Colonie ist jetzt ausgegeben worden. Nach demselben betrug die Einwohnerzahl zu Ende des Jahres 1863: 378,934, was nur eine Vermehrung von 11,439 Seelen während dieses Jahres anzeigt. Ende Juni 1864 ergab eine Zählung 385,893 Seelen, darunter 213,290 Männer und 172,603 Frauen, woraus hervorgeht, wie sehr es noch an letzteren in Neu-Süd-Wales fehlt. Ausfuhr und Einfuhr stellten sich günstig. Erstere erreichte einen Werth von 6,936,839 Pfund Sterling, letztere betrug 8,319,576 Pfund. Hierin ist aber der bedeutende Ueberlandhandel nicht mit einbegriffen. Die Hälfte der Einfuhren kam aus England und der größere Theil der zweiten Hälfte aus anderen Colonien. Von den Ausfuhren gingen für 2,287,000 Pfund Sterling Wolle nach England. Gold ging, meist gemünzt, für 2,361,949 Pfund außer Landes, zumeist nach Indien. Weizen wurde 808,919 Bushels geerntet; Mais nicht weniger als 2,925,950 Bushels. Die Menge des 1863 in Privatbesitz befindlichen Landes betrug 7,310,343 Acker, von denen aber nur 308,260 kultivirt wurden. Die Zahl der Schafe betrug im März 1864: 7,790,969; Rindvieh hatte sich vermindert; man zählte nur 2,032,522 Stück. Die britische Regierung zahlte für Militär und Flotte, die in Neu-Süd-Wales stationirt sind, 46,554 Pfund, die Colonie selbst für Kirchen 32,372 Pfund und für Schulen 92,489 Pfund. Letztere wurden von 46,810 Kindern besucht und zwar von 4600 mehr als im Jahre 1862.

Ein Giftstrauch Australiens, der, wie jetzt die Blätter aus Neu-Süd-Wales melden, viel Unheil anrichtet, ist das Gastrolobium grandiflorum; er wird vier Fuß hoch und hat eine hellrothe Schmetterlingsblüthe. Zuerst fand man diesen Strauch in Arnheims Land. In den nördlichen Gegenden, wo jetzt Colonien angelegt werden und der Schafzucht eine große Zukunft bevorsteht, wird er aber dem Vieh sehr gefährlich. So verloren zwei Farmer, Deolin und Simpson, binnen kurzer Zeit 2200 Stück Schafe, die von dem Strauch gefressen hatten.

Ungeziefer auf Cypern. Dr. Theodor Kotschy erzählt in dem kürzlich erschienenen Werke: „Die Insel Cypern von Dr. F. Unger und Dr. Th. Kotschy (Wien 1865)", wie sehr er dort von der Unreinlichkeit der Menschen und dem zahllosen Ungeziefer zu leiden hatte. Man wurde damit behaftet, wenn man auch nur von fern mit den Eingebornen in Berührung kam. Hier stehen jene kleinen dunklen Insekten obenan, die sich durch alle Hüllen bis auf die Haut des Menschen drängen, und ihm jeden Genuß, jede Ruhe vergällen, von deren blutsaugenden Rüsseln er sich vergebens zu befreien sucht, bevor er das Eiland nicht verlassen hat. Durch vielfältige traurige Erfahrungen veranlaßt, hatte der Reisende, sobald er in einer Bauernhütte sein Lager aufschlug, sich stets nach dem Zustande der Reinlichkeit derselben erkundigt, aber dabei nicht selten die Antwort erhalten: „Fürchtet euch nicht, wir haben eben ausgesloht!"

Wie unangenehm der Bevölkerung selbst endlich diese Peiniger werden, geht daraus hervor, daß man im Sommer, wo die Zahl, sowie die Blutgier derselben den höchsten Grad erreicht, häufig sein Bett auf dem Dache des Hauses, auch wohl zwischen den Aesten eines Baumes herrichtet. Aber wie mit den Heuschrecken, welche jährlich die ganze Insel verwüsten, so geht es auch mit diesen Thierchen; man kann ihrer nicht Meister werden und greift in der Verzweiflung eher zu den abenteuerlichsten Rettungsmitteln als zu den vermeintlich natürlichen. Auch in diesen Fällen werden endlich die Heiligen des Himmels aufgefordert, sich ins Mittel zu legen und dem Ungemache abzuhelfen. So sah Kotschy zu seinem großen Erstaunen einmal in der Nähe einer Stadt auf freier Straße

ein Feuer auflodern und einen Knaben fortwährend darüber hin- und herspringen, der dabei folgendes Liedchen sang:

Flöhe, Flöhe flieht davon,
Tod sei aller Wanzen Lohn,
Denn Johannes nahet schon!

Estancialeben am la Plata. Ein Engländer schreibt darüber in seine Heimat: „Da das Frühjahr nahe vor der Thüre steht, so habe ich alle meine Peones zum Anpflanzen von Pfirsichbäumen ausgeschickt, von denen schon 3000 Stück auf meiner Farm wachsen. Außerdem wird der Garten nicht vernachlässigt; ich habe Reben zu beiden Seiten des Weges angepflanzt, der nach meinem Hause führt, so daß in einigen Jahren dadurch ein schattiger Laubgang entstehen wird. Die Blumenbeete haben ein lachendes Ansehen, Jonquillen, Hyacinthen, Veilchen, Stiefmütterchen und Goldlack, denen später Fuchsias folgen, sind angepflanzt. Baumwolle und Melonen kommen aber wegen des wechselnden Klimas nicht besonders fort. Unser Küchengarten ist wohl versehen, Erbsen, Bohnen, Sellerie, Möhren, Rüben und Zwiebeln versprechen eine gute Ernte, besonders wenn das Klima feucht und warm bleibt. Es thut dies um so mehr Noth, weil wir in den letzten zwei Jahren schlechtes Wetter hatten. Dies milde Klima hat mich auch veranlaßt, Erdbeeren, Stachelbeeren, Aprikosen, Pflaumen, Aepfel- und Birnbäume zu pflanzen. Die Gewächse wurden aus England dazu herübergeschickt.

Das Einbrennen der Marken auf die Lämmer ist ganz gut vorübergegangen. Freilich habe ich viele Thiere durch einen Schneesturm verloren und ein harter Frost, welcher darauf folgte, ist auch nicht ohne Wirkungen vorübergegangen, aber im Allgemeinen sind die Aussichten gut. Am meisten Unheil haben die Fröste in den Obstbaumpflanzungen angerichtet; so sind die Anlagen, welche ich an einer und derselben Stelle fünf Jahre hinter einander pflanzte, stets wieder eingegangen. Wenn der Frost nicht wirkte, so thaten Dürre und Ameisen das Ihrige. Die Pferde sind im besten Stand; vom Hornvieh läßt sich nicht dasselbe sagen. Wir haben lange kein Rindfleisch gegessen und uns mit jungen Hühnern und Putern beholfen. —"

Die deutsche Gesellschaft von Pennsylvanien feierte am 26. Dec. das Fest ihres hundertjährigen Bestehens. Ihr Hauptzweck ist die Unterstützung armer deutscher Einwanderer durch Aerzte; bedürftige Landsleute wurden auch mit Advokaten in vorkommenden Fällen versehen und die deutschen Schulen und Bibliotheken vermehrt. Ausgegeben wurden in 100 Jahren:

für Armenpflege	50,948	Dollars.
„ Krankenpflege	2,500	„
„ die Agentur	6,800	„
„ Schulen	7,500	„
„ Bibliotheken	16,000	„
Zusammen:	83,748	Dollars.

Den Einwanderern ward Arbeit verschafft und, wenn nöthig, Correspondenz für sie geführt. Die jährlichen Einnahmen, welche in den ersten Jahren nur 200 bis 300 Dollars betrugen, sind jetzt auf 4000 Dollars per Jahr angewachsen und die Mitgliederzahl, die bei der Gründung 64 betrug, ist auf 570 gestiegen. Der Gründer der Gesellschaft, welche ihren Sitz in Philadelphia hat, hieß Ludwig Kappele.

Deutschlands Eisenbahnen zu Anfang 1865. Nach der officiellen Zeitschrift des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen von Dr. W. Koch hatte am 1. Januar 1865 das Bahnnetz der 64 zum Verband gehörigen Verwaltungen eine Gesammtlänge von $2641._{94}$ Meilen, wovon $852._{65}$ Meilen Staatsbahnen, $188._{43}$ Privatbahnen unter Staatsverwaltung und $1600._{86}$ Meilen reine Privatbahnen waren. Auf deutschem Bundesgebiete liegen und gehören nicht zum allgemeinen Verband $35._{07}$ Meilen Bahnen (meist Kohlenbahnen), so daß das gesammte deutsche Bahnnetz zu Anfang 1865: 2677 Meilen zählte. Der Zuwachs an neuen Bahnen betrug im verflossenen Jahre nur $58^1/_2$ Meilen, er wird aber 1865 weit bedeutender ausfallen.

---

v. H. **Verein für Landeskunde von Nieder-Oesterreich.** Der in Wien neu gegründete Verein für Landeskunde von Nieder-Oesterreich hielt am 16. Dezember 1864 seine erste Generalversammlung. Unter den 261 Mitgliedern, welche bis jetzt den Verein bilden, zählen viele hervorragende wissenschaftliche Persönlichkeiten, von welchen wir in geographischer Richtung Herrn Dr. Anton von Ruthner, den ersten Alpenkenner und Bergersteiger des Kaiserstaates, und den Schulrath Herrn Becker nennen, der zugleich Vicepräsident des Vereins ist und sich durch sein schönes Werk über den Oetscher um die Landeskunde Nieder-Oesterreichs sehr verdient gemacht hat. Den Geoplastiker Franz Heil, den Präsidenten der wiener geographischen Gesellschaft Herrn Franz Ritter von Hauslab sowie den Geologen Bergrath Franz Foetterle zählt der Verein, dessen Präsident Freiherr v. Pratobevera ist, gleichfalls zu Mitgliedern. Der Zweck desselben ist, das schöne Kronland Nieder-Oesterreich in jeder Beziehung zu durchforschen und auf diese Weise das Material zu einer großen Topographie zu gewinnen, in welcher, an die Oertlichkeiten anknüpfend, alle Wissenszweige vertreten sein sollen. Vom Standpunkte der Wissenschaft darf man dem jungen Vereine jedenfalls nur das beste Gedeihen wünschen.

Die deutsche Besiedlung Preußisch-Polens. Als polnische Lande an Preußen kamen, war die Bevölkerung zumeist polnisch. Das Land war verwildert und völlig verwahrlost, mit einem Worte im schrecklichsten Zustande und „polnische Wirthschaft" herrschte an allen Enden und Ecken. Schon Friedrich der Große hatte daran gedacht, dem Lande „Westpreußen" ein deutsches Ansehen zu geben; er wußte, daß mit den Polen selbst nichts anzufangen sei, und richtete sein Augenmerk auf deutsche Einwanderung. Er befahl daher in einer Kabinetsordre, „die Attention auf Pfälzer, Schlesier, Thüringer, Mecklenburger und Deutsch-Polen zu richten, die im Rufe tüchtiger Arbeiter standen, schlechterdings aber keine Stockpolen anzunehmen".

Es wurden preußische Justiz eingeführt, die Leibeigenschaft aufgehoben, die Roboten ermäßigt, das Hypothekenwesen geregelt und Schulen gegründet. In den verödeten Städten wurden neue Gebäude aufgeführt; dem unbemittelten Adel wurden Vorschüsse bewilligt, den Landleuten setzte man Prämien für Pferde- und Schafzucht aus und brachte Merinoböcke aus Spanien. Die Feldbaumethoden bestimmte der König selbst, die Forstwirthschaft wurde geregelt und Getreidemagazine angelegt. Wie segensreich alle diese Einflüsse wirkten, ersieht man aus dem Werke des Dr. M. Beheim-Schwarzbach: Friedrich der Große als Gründer deutscher Colonien in den 1772 neuerworbenen Landen. Berlin 1864.

Mit ganz besonderer Vorliebe leitete der König persönlich die Einwanderung von Deutschen nach Posen. Friedrich fand seinen Plänen bereits vorgearbeitet; schon im 13. Jahrhundert waren Deutsche als Ackerbauer und Städtegründer in das Weichselthal gedrungen, und zahlreiche Reste hatten sich davon erhalten. Diese Deutschen waren protestantisch geworden und geblieben.

Unter den neuen Einwanderern waren am stärksten die Schwaben vertreten. Ihre Nachkommen sind noch heute an Sprache und Sitte unter der übrigen deutschen Bevölkerung erkennbar. Sie haben den schwäbischen Typus, und ihre Dörfer zeigen manches Besondere. Die Männer sind schlank, die Frauen üppig. Sie sind sinnlich, dabei aber streng religiös. Ihre Haupttugenden sind Fleiß und Ausdauer; sie sind tüchtige Feldbauer, und fast jeder Wirth ist sein eigener Fleischer, Maurer, Zimmermann, Dachdecker. Charakteristisch ist ihr starker preußischer Patriotismus. Dabei sind sie abergläubig und treiben mit Vorliebe Zauberstudien. Die schwäbische Tracht hat sich ganz und gar verloren, dagegen blieben manche Eigenthümlichkeiten in Sitte und Sprache erhalten. In den Colonien bei Kulm, Kulmsee und Gniewkowo tragen die Leute noch zuweilen ihre Körbe und Krüge auf dem Kopfe. Das Kirchweihfest (Kürbe) wird in alter Weise gefeiert. Der Verfasser theilt mehrere schwäbische Volkslieder mit, die noch mit denen im alten Stammlande übereinstimmen. Aber Kirche und Schule führen gegen den schwäbischen Dialekt Krieg, der so immer mehr verschwindet.

Das Buch ist eine werthvolle Arbeit, die in allen Einzelnheiten zeigt, wie segensreich unsre Landsleute in den einstmals slavischen Ostmarken wirken. Jetzt ist etwa die Hälfte der Provinz Posen bereits deutsch, und wir können den Bemühungen der preußischen Regierung zu weiterer Germanisirung des Landes im Interesse des Deutschthums und der Kultur nur Glück wünschen.

Ueber die Auswanderung der Tscherkessen nach der Türkei theilt die „Mosk. Ztg." folgende interessante Nachrichten mit, die ihr Gen.-Maj. Fadejew eingesandt hat:

Die Auswanderung der Tscherkessen machte sich ganz ohne unsern Willen. Die Regierung verfolgte nur das eine Ziel, die Bergbewohner von der östlichen Küste des Schwarzen Meeres zu entfernen und auf dieser Russen anzusiedeln. Diese Maßregel war für die Sicherheit unserer Besitzungen durchaus nothwendig; im Uebrigen hatten wir keinen Grund, die Eingebornen nach der Türkei zu vertreiben, und Raum war genug für sie da. Das Land, über welches die Regierung in der Nähe zur Ansiedlung der Bergvölker disponirte, maß 1,500,000 Deßj. (300 Quadratmeilen). Die Masse der in den Jahren 1863 und 1864 nach der Türkei Ausgewanderten beträgt höchstens 200,000 Personen beider Geschlechter, während sich ungefähr 70,000 auf unseren Besitzungen angesiedelt haben. Dies scheint der ganze Rest der Bergbevölkerung zu sein, den der Krieg übrig gelassen hat. Auf diese Weise wären über 11 Deßj. auf die männliche Seele gekommen, was ein sehr vortheilhaftes Verhältniß gegeben hätte. Auf der Ebene, von allen Seiten von unseren Stanizen umgeben, hätten uns die Bergvölker durchaus nicht mehr gefährlich werden können.

Wir hatten andererseits aber auch keinen Grund, sie wider ihren Willen zurückzuhalten, und der Krieg hätte sicher noch ein gutes Jahr länger gedauert, wenn der Oberbefehlshaber nicht darein gewilligt hätte, die Auswanderungslustigen zu entlassen. Man darf hier nicht vergessen, daß die Tscherkessen und Abasiner*) im wahren Sinne des Wortes Barbaren sind, mit allen guten, aber auch mit allen kindischen Seiten der barbarischen Natur begabt. Von allen Völkern der Welt kannten sie nur uns als Feinde und Giaurs und die Türken als Freunde und ein heiliges Volk. Es war daher natürlich, daß sie, als die Feinde gesiegt hatten, Zuflucht bei den Freunden suchten, und zwar um so mehr, als ihre Habe durch den Krieg fast ganz vernichtet war. Die Bergbewohner haben sich hartnäckig gegen uns vertheidigt. Hätte man die Eroberung aber nicht bloß auf ihr Land beschränken, sondern auch auf ihre Personen ausdehnen wollen, wäre der Kampf doppelt hartnäckig gewesen. Als sie sich unterwarfen, war die erste Bedingung freier Abzug nach der Türkei. Das Land der Transkubaner war uns nöthig, keineswegs die Abadsechen selbst.

Die erste Auswanderung aus dem Kaukasus fand gleich nach dem Falle Schamils statt. Dieses Faktum beweist, daß viele kaukasische Muselmänner unsere Herrschaft nur so lange ertragen wollten, als noch die Hoffnung vorhanden war, daß sie durch ihre Glaubensgenossen würden befreit werden. Als diese Hoffnung schwand, begannen sie, ihre Heimat zu verlassen. Die Behörde erschwerte ihnen Anfangs wohl die Auswanderung, wollte sie ihnen jedoch auch nicht ganz verbieten. Seitdem hat dieselbe fast ununterbrochen fortgedauert. In den Jahren 1859 und 1860 wanderte der größte Theil der Abasiner aus, welche den Gebirgsstrich zwischen Kuban und Urup bewohnt hatten; 1861 folgte ihnen der ganze Stamm der Besleneier und einige kleinere Gesellschaften. Im folgenden Jahre fanden keine Auswanderungen statt, weil die Bergbewohner ihre Heimat zu vertheidigen hofften; sie begannen aber sofort wieder, als diese Hoffnung schwächer wurde. Zum 1. Decbr. 1863 befanden sich in Trapezunt gegen 4000 Bergbewohner; Ende Februar 1864 kamen 20,000 und Mitte März noch über 40,000 hinzu. Die Einschiffung fand ohne unser Zuthun auf den noch nicht eroberten Küstenstrecken auf Fahrzeugen türkischer Kontrebandisten statt, welche zu 10 und mehr nach den Bergbewohnern kamen. Es war sehr natürlich, daß bei der Ueberfahrt zahllose Unmenschlichkeiten vorkamen und unerhörte Leiden zu ertragen waren. Die türkischen Fahrzeuge waren größtentheils nur zum Sklavenhandel nach der östlichen Küste des Schwarzen Meeres gekommen, sie brachten denselben Geist auch in den Transport freier Leute. Da diese weder Geld noch Sachen hatten, wurde mit Weibern und Kindern bezahlt. Für die Tscherkessinnen war dies übrigens ganz gleich; denn sie wußten sehr gut, daß sie, unter welchen Verhältnissen man sie auch nach der Türkei gebracht hätte, bei der Ankunft sogleich auf den Sklavenmarkt wandern würden.

*) Zu den Bewohnern des westlichen Kaukasus gehörten drei verschiedene Völker, welche man gewöhnlich mit dem Namen Tscherkessen belegt: die Abchasen, ein Stamm derselben sind die Abasiner, die eigentlichen Tscherkessen oder Adigé, zu denen auch die Abadsechen, Besleneier ꝛc. als besondere Stämme gehören, und die Ubychen.

Ethnographisches Museum in Moskau. Ueber dasselbe entnehmen wir einem Briefe des Herrn Dr. v. Renard, ersten Sekretair der moskauer naturforschenden Gesellschaft, Folgendes: „Auch bei uns in Moskau beginnt man auf die Ethnographie immer größeres Gewicht zu legen. So hat man auch seit Kurzem eine ethnographische Abtheilung im hiesigen Museum eröffnet, die einen gedeihlichen Aufschwung verspricht. Diese Abtheilung steht unter meiner speciellen Leitung. Wir erhalten wohl im Laufe dieses Jahres einen andern, bessern Etat für das Museum und hoffen so, auch mehr für diese Abtheilung thun zu können. In ganz Rußland wurden die Gouverneurs aufgefordert, von ihrer Seite diese Section des hiesigen Museums zu unterstützen, und so gehen fortwährend Gegenstände zu ihrer Bereicherung ein. Auch das Ausland ließ uns Manches und selbst Bedeutendes zukommen, so reiche Geschenke von den Inseln Timor, Celebes, Zerambe, Sumatra."

Die Verbrechercolonie in Cayenne. Anfang Decembers 1864 segelte der französische Dampfer Ceres mit 500 Gefangenen nach Cayenne ab. Die Verbrechercolonie zählt dort, so melden jetzt französische Blätter 6,425 Einwohner. Von diesen sind 4,248 zu harter Arbeit lebenslänglich verurtheilt, 1,116 wurden zur Transportation nach zweiter Gefangenschaft verurtheilt, 813 sind unter der Bedingung im Lande zu verbleiben in Freiheit gesetzt, 8 sind Fremde, die aus Frankreich ausgewiesen wurden, 102 sind Frauen ꝛc. Französisch Guyana ist seit 1852 Verbrechercolonie. Außer den zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe und wegen wiederholter Criminalvergehen bestraften Franzosen schafft man noch die afrikanischen und asiatischen Verbrecher aus den betreffenden französischen Colonien dorthin. Gefangene, die sich gut aufführen, erhalten ein Stück Land zu eigener Benutzung. Die Niederlassungen befinden sich zu St. Laurent und St. Louis an den Ufern des Marone. Die französische Regierung ist nun auch darauf bedacht, den Verbrechern Weiber zum Heirathen zu verschaffen.

Aberglauben in Frankreich. Der „Courier du Havre" berichtet aus der Nachbarschaft dieser Stadt folgenden Fall, der sich Ende Octobers 1864 zutrug und ein eigenthümliches Licht auf den Bildungsgrad der dortigen Bevölkerung wirft. „Ein Herr Lemonnier jagte in einem Wäldchen, das in der Nähe des Kirchhofs St. Adrasse liegt, und fand dabei den Leichnam einer alten Frau in ein Bahrtuch eingewickelt. Er machte der Behörde Anzeige, welche in dem Leichnam die am 24. October begrabene, 82jährige Frau Allain erkannte. Man glaubte zunächst, daß der Körper in räuberischer Absicht ausgegraben worden sei; bei näherer Untersuchung zeigte sich jedoch, daß die Haut theilweise abgezogen und Bauchhöhle und Brustkasten geöffnet waren. Die Behörde schloß hieraus, daß Fett und Haut der Verstorbenen bei Beschwörungen benutzt worden wäre. Dieser Aberglaube ist in der Umgegend Havre's noch sehr weit verbreitet; denn vor einigen Monaten grub ein junger Maurer einen Leichnam aus, schnitt ihm eine Hand ab, brannte sie zu Asche und mischte diese unter das Schießpulver, in dem festen Glauben, daß die Schüsse, die er damit thue, von den Wildhütern nicht gehört würden, wenn er auf Wilddieberei ausginge."

Photographisches Album der indischen Völker. Die Regierung Ostindiens bereitet ein großartiges photographisches Werk vor, welches im Laufe des Sommers erscheinen wird und in fünf Foliobänden 400 Photographien von den wichtigsten Rassen Indiens enthalten soll. Die verschiedenen Völker sollen nach ihren Kasten, Gebräuchen, Sitten, nach ihrer Lebensweise und ihren Beschäftigungen dargestellt werden. Auf diese Weise wird eine vollständige ethnographische Sammlung Indiens erzielt werden, die neben den Gesichtsmasken, welche die Gebrüder Schlagintweit mitbrachten, uns einen interessanten Einblick in das Völkergewimmel südlich vom Himalaya gibt. Die Herausgeber des photographischen Werkes sind Dr. Forbes Watson und M. Kaye, beide Mitglieder des India Museums.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Globus.

Illustrirte

Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Herausgegeben von

Karl Andree.

Achter Band.

Hildburghausen.

Verlag des Bibliographischen Instituts.

1865.

Vorwort.

Unsere Leser werden bemerkt haben, daß wir in unserer Zeitschrift mehr und mehr Gewicht legen auf die Menschenkunde, die Anthropologie, und auf die Völkerkunde, die Ethnologie. Die eine ist durch die andere bedingt und beide Wissenschaften fallen eigentlich in eine einzige zusammen; sie lehren uns die physische wie die geistige Natur des Menschen kennen.

Die Menschenkunde ist, von diesem Standpunkt aus betrachtet, eine neue Wissenschaft, welcher sich die Forschung in unseren Tagen mit einer gewissen Inbrunst zugewandt hat. Bevor Blumenbach auftrat, hatte man nur ein Aggregat von Einzelnheiten und Wahrnehmungen, in welche nun erst einige Methode kam. Man fing an, die Gesetze aufzusuchen, und dann eröffnete sich für die Forschung ein unendlich weiter Horizont; es wurde begriffen, daß der Mensch der höchste und wichtigste Gegenstand derselben sei.

Wir befinden uns noch in den Anfängen derselben, aber mancher feste Punkt ist bereits gewonnen worden. Das Meiste bleibt noch zu thun übrig; die Untersuchungen haben jedoch nicht nur an und für sich einen großen wissenschaftlichen Reiz, sondern auch eine praktische Bedeutung. Gleichviel, ob man die Menschen, seltsamer Weise, von einem einzigen Paar abstammen läßt, oder von vielen, — wir sehen, daß sie in eine Menge von Gruppen zerfallen, die in manchen Beziehungen viel Uebereinstimmendes, und in anderen wieder viel Abweichendes haben; nicht bloß in physischer, sondern auch in psychischer Hinsicht. Sie stehen, so wie wir sie seit Anbeginn der Geschichte verfolgen können und vor uns haben, mit sehr verschiedenen Anlagen und Begabungen da; wir finden in ihnen nicht dieselben Triebe zur Entwicklung, nicht den gleichen Kulturwerth. Schon früher betonten wir an einem Orte, daß es auch für das Völker- und Staatsleben nothwendig sei, die anthropologische Anlage, gleichviel, ob man sie für immanent, permanent oder veränderlich und wandelbar halte, in Erwägung zu ziehen, um die Geschichte der Völker oder ihren Mangel an Geschichte zu begreifen. Es kommt die Zeit, da in der geschichtlichen Forschung und Darstellung das Rassenelement unendlich mehr gewürdigt und berücksichtigt werden muß, als seither geschehen ist. Die Völkerpsychologie ist, auch von unseren deutschen Geschichtschreibern und Politikern, bei weitem nicht nach Gebühr berücksichtigt werden; Gervinus jedoch streift sie zuweilen an, während der Engländer Buckle in seinem bekannten Werke die fundamentalen Unterschiede und Anlagen kaum berücksichtigt, und der Amerikaner J. W. Draper, in seiner Geschichte der geistigen Entwicklung Europa's (1864), die Ansicht aufstellte, daß das Leben der einzelnen Menschen als ein Abbild im Kleinen des Lebens einer Nation erscheine. Er entwickelt, was an sich sehr verdienstlich ist, jene Geschichte nach physiologischen Principien und gewinnt dadurch allerdings manchen neuen Lichtblick. Buckle meint, daß alle Völker sich nur deshalb in verschiedener Weise entwickeln, weil sie

unter ganz verschiedenen Umständen und Verhältnissen leben. Das ist eine mechanische Auffassung, von welcher Draper sich fern hält; jener ist Pragmatist, der eins aus dem andern ableitet und sich auf Antecedentien stützt. Draper ist eigentlich Fatalist; ihm zufolge entstehen, wachsen und sterben die Völker mit Nothwendigkeit; und nichts kann ihr Schicksal abwenden; Europa eile nun „unvermeidlich" einem Zustande entgegen, in welchem wir China finden, und dieses könne zeigen, was aus uns wird, wenn wir einmal alt sein würden! Wachsthum und Absterben der Völker seien „mit Nothwendigkeit vorher bestimmt".

Man sieht, der Amerikaner *individualisirt* nicht, und das ist gerade in einer Philosophie der Geschichte durchaus nothwendig. *Herders* Ideen sind ein schönes Buch, das viele Anregungen gegeben und viele Irrthümer in die Welt gebracht hat, aber in der Wissenschaft sind die meisten seiner Ideen ein überwundener Standpunkt. Von ethnologischem Verständnisse zeugten E. Burnet *Tylers* „Untersuchungen über die früheste Geschichte der Menschheit und die Entwicklung der Civilisation", London 1865; wir haben aus diesem trefflichen Buche unsern Lesern einige Mittheilungen gegeben und werden auf dasselbe noch zurückkommen.

Lazarus in Bern hat oftmals auf das Durchgreifen der Individualitäten Gewicht gelegt, und namentlich auch darauf, „daß nicht mit jedem psychischen Inhalte jeder psychische Prozeß vollzogen werden könne". Ganz richtig. Wir haben nicht abstracte Menschen und Völker vor uns, sondern *Individualitäten*. Wir müssen dieselben, wenn wir ihnen *gerecht* werden wollen, in ihren wandelbaren oder unwandelbaren *Eigenthümlichkeiten* zu erkennen suchen; denn jeder Mensch und jedes Volk und jede große Familie in der Menschheit, — sie sind und werden nur, was sie sein und werden *können*, und die „unbedingte Perfectibilität", über welche wir so viele wohlwollende Phantasien lesen, blieb bis heute ein Nebelgebilde. Eine hohe Pflicht, jene der *gleichvertheilenden Gerechtigkeit*, sodann jene eines *gerechten Urtheils*, können wir nur dann ausüben, wenn wir jeder Rassen- oder Völkerindividualität nicht mehr zumuthen, als sie zu leisten von der Natur befähigt ist. Gang und Entwicklung der Civilisation und der Kultur versteht man, wenn man die anthropologischen und ethnischen, also die völkerpsychologischen Begabungen zu würdigen gelernt hat; wenn man sich, namentlich auch durch tausendjährige Erfahrungen, durch die Geschichte, dahin belehren läßt, daß der Grad der Kulturfähigkeit und Kulturmöglichkeit nicht bei allen Rassen ein und derselbe sei, daß die Völker eine Summe von Eigenartigkeiten haben, die mit ihnen von Anfang an untrennbar verwachsen sind, und deren Entäußerung nicht in ihrer Möglichkeit und nicht in ihrer Gewalt liegt. Die Natur hat einmal Immanentes gegeben und dasselbe bisher permanent behauptet. Das Blut ist verschieden. Die demselben anhaftende Psyche ist für uns ein Geheimniß, aber die sehr verschiedenen Offenbarungen derselben sehen wir im Rassen- und Völkerleben. Es gibt Wahlverwandtschaften und Abneigungen in denselben; diesen nachzuspüren ist eine Hauptaufgabe der Völkerpsychologie.

Wer von diesem Standpunkte die Dinge ansieht, und wir thun es, wird mit einer Menge von landläufigen Ansichten und Vorstellungen sich nicht nur nicht befreunden können, sondern sich verpflichtet sehen, manchen derselben entgegenzutreten. Dazu veranlaßt die wissenschaftliche Erkenntniß und Ueberzeugung. Man wird insbesondere auf dem Gebiete jener Art von „Philanthropie", welche jetzt gang und gebe ist, Alles als unberechtigt und geradezu schädlich bekämpfen und zurückweisen müssen. Wir wollen hier als Beispiel nur der jetzt so brennenden Frage über die Neger erwähnen. Mit den schwarzen afrikanischen Leuten wird, eben weil man die Lehren der Völkerkunde unbeachtet läßt, im Namen der Pseudophilanthropie ein geradezu grauenhaftes Spiel getrieben. Wir unsererseits halten es, unbekümmert darum, ob wir den Unkundigen Anstoß geben, für eine Pflicht der wahren Humanität, den hergebrachten Floskeln und den Anschauungen eines Radikalismus ent-

gegenzutreten, der jetzt ganze Hekatomben weißer und schwarzer Menschen auf dem Altare eines bornirten Fanatismus schlachtet, und alle Erfahrungen und Lehren der Geschichte in den Wind schlägt. Es wäre leicht, mit dem Strome zu schwimmen, wir aber halten es für eine unserer würdige Aufgabe, Vorurtheile zu beseitigen, die Unkundigen zu belehren, und einen vorurtheilsfreien Einblick in die Verhältnisse zu vermitteln. Wir dienen der Humanität, indem wir Phrasen und Anschauungen entgegentreten, die in der Wissenschaft gar keine Berechtigung haben, in bloßen Abstractionen wurzeln, und während sie sich für philanthropisch ausgeben, nur Unheil und Verderben bringen.

Die vergleichende Anthropologie und Ethnologie gibt eine Menge wichtiger Fingerzeige, auch die Linguistik wird jetzt als eine Naturwissenschaft aufgefaßt, und ihre Ergebnisse sind für die ältesten historischen Zustände, für die Wanderungen und für die Verwandtschaft der Völker von hervorragender Bedeutung. Sehr richtig hat K. E. von Baer hervorgehoben, daß sie noch viel mehr geleistet, indem sie die Geschichte der Menschen zunächst in Europa um ein Bedeutendes verlängert haben. Die Alterthumsforschung hat ein Gleiches gethan, indem sie die Funde in den alten Gräbern und Pfahlbauten genauer untersuchte, und mit Bestimmtheit ermittelte, daß es Perioden gegeben habe, in welchen die Völker nur Werkzeuge aus Stein und Knochen besaßen, weil ihnen die Bearbeitung der Metalle noch nicht bekannt war. Diesem Steinzeitalter folgte dann jenes der Bronce, später das des Eisens; aber vielfach greifen diese verschiedenen Zeitalter in einander über. Man hat Knochenreste nicht bloß aus unserer jetzigen Alluvialperiode gefunden und die vergleichende Anatomie oder Zoologie konnten den Beweis führen, daß die Menschen der frühesten Periode oftmals verschiedener waren von jener der Bronce- und der Eisen-Zeit. Daraus ergeben sich spätere Einwanderungen anderer Völker und Vertilgung, Verschiebung oder Vermischung der früheren. Wir haben aber außer der anatomischen, linguistischen und geschichtlichen Anthropologie auch noch eine geologische.

Wir werden fortfahren im Globus die anthropologischen Gegenstände, die Alterthümer des Menschengeschlechts und die ethnologischen Eigenthümlichkeiten der Völker zu erörtern. Es gereicht uns zur Freude, daß von mancher Seite her sehr wohl begriffen wird, was wir damit wollen und bezwecken. Während wir die Ergebnisse der Wissenschaft einem großen Leserkreise zu vermitteln suchen, glauben wir zugleich der Kultur und der Humanität zu dienen. Ob wir gegen überkommene Vorurtheile anstoßen, das kümmert uns gar nicht; wer aus den Banden derselben sich zu befreien nicht Stärke genug hat, dem ist eben nicht zu helfen. **A.**

Inhaltsverzeichniß.

Europa.

Seite

Deutschland, Oesterreich und die Schweiz.

Tabaksbau im deutschen Zollverein 32
Die Menschen in Oberfranken. I. II. 123 135
Der Hafenbau zu Leba 155
Zur Charakteristik des niederdeutschen Volks. Von Dr. E. Boll. I. II. III. 175 213 272
Quecksilber in Westphalen . . . 192
Pfahlbauten in Neu-Vorpommern —
Die Petroleumquellen von Klein-Schöppenstedt 224
Schulbildung in Mecklenburg . . 320
Aus dem Volksleben in Ostfriesland. Von Hermann Meier . . 343
Die Brennerbahn 96
Ein Panorama von der höchsten Spitze des Groß-Glockners . . 383
Das deutsche Element in Ungarn . 250
Das Romanenthum im Banate . 384
Der Montblanc. Darstellung und Besteigung desselben. Von Dr. W. Pitschner 62
Das Kiltgehen in der Schweiz . . 64
Die Sprachen und Mundarten der Schweiz. Von H. Berlepsch . . 79
Neues über die schweizer Pfahlbauten 192
Neuestes Reisehandbuch für die Schweiz. Von H. A. Berlepsch. Dritte Auflage 190

Amsterdam 384

Seite

Großbritannien und Irland.

Einwohnerzahl Großbritanniens und Irlands 1864 64
Die Engländer in der Fremde . . 224
Baumwollenzufuhr nach Großbritannien 256
Erziehung in England und Schottland . . . . . —
England und Wales 1831 und 1864 320
Auf der Kanalinsel Wight . . . 360

Frankreich.

Geistige Bildung in Frankreich . . 32
Der Tunnel durch den Mont Cenis 128
Die französischen Messageries impériales 255
Die Seidenindustrie in Frankreich . 256
Das Feuersteinlager von Pressigny le Grand . . . . . —

Spanien und Italien.

Das Benedictinerkloster auf dem Monserrat. Von M. Willkomm. (1 Illustr.) 43
Die Alhambra. I. II. (12 Illustr.) 65 97
Granada. I. II. (7 Illustr.) . 264 299
Ein Besuch auf Capri. Von Dr. Wilhelm Aschenbach 23
Der Aetna. Von Dr. A. Stübel. (1 Stahlstich.) 25
Der Ausbruch des Aetna . . . 160
Die Juden in Rom 32

Seite

Im Golf von la Spezia und am Comersee. Von Dr. Schellenberg 62
Die Pfahlbauten im Lago di Fimon im Vicentinischen 141

Südost-Europa.

Die Zigeuner der Süddonauländer. Von A. Leist. (1 Illustr.) . . 15
Gefangene Drusenhäuptlinge in Belgrad. Von A. Leist. (1 Illustr.) 120
Zur Kunde von Bulgarien. (6 Illustr.) 162
Der Sacagiu oder Wasserfuhrmann in Bukarest. Von Wilhelm Hausmann 208
Die Religionssekte der Lippowaner in der Bukowina 320
Der Reichthum Serbiens . . . 384
Die klimatischen Verhältnisse von Corfu 319

Rußland.

Die Polen im Exil 86
Danilewski's Forschungen am Asowschen Meere 128
Militärische Spiele der uralischen Kosaken 224
Die finnische Sprache in Rußland —
Der Ladogasee 256
Die deutschen Colonien bei Tiflis in Georgien . . . . . —

Karl Martins Schilderung des Archipels v. Spitzbergen. (10 Illustr.) 321

Asien.

Vorderasien.

Pelly's Reise vom Persischen Meerbusen nach Riad 288
Das Land an den Quellen des Tigris 317
Eine Eisenbahn zwischen Jaffa am Mittelmeer und Jerusalem . . 127
Bilder aus Persien. (5 Illustr.) . 144
Der Hafen von Beirut in Syrien 224
Die Erforschung Palästina's . . 318
Aus Gifford Palgrave's Reise im mittlern und östlichen Arabien. I. II. III. 312 332 362

Ostindien.

Der Cyclon vom 1. November 1864 in Indien 30
Ostindische Eisenbahnen . . . . —
Geschichtliche Entwicklung des indischen Kastenwesens. Von Emil Schlagintweit 49
Der indische Telegraph 127
J. Campbell's Expeditionen in Indien zur Abschaffung der Menschenopfer und des Kindermordes. I. II. (3 Illustr.) . . . 129 171
Die Herrschaft der Engländer in Ostindien 222
Die Parsis in Indien 254
Zustände von Calcutta . . . . —
Die Bevölkerung in den britischen Besitzungen an der Malaccastraße. I. II. 275 304
Der Ramboddepaß und die Kaffeepflanzungen auf Ceylon. (1 Stahlstich.) 180

Hinterindien und Ostasien.

Die asiatischen Kulis 253
Die preußische Expedition nach Ostasien. Nach amtlichen Quellen. Erster Band 61
Die verwirrten Zustände in China 32
Strafe der Kreuzigung in China . 253
Die Fremden in Schanghai . . . 383
Die Talapoinen, buddhistischen Priester, in Siam. (1 Illustr.) . . 241
Aus dem Volksleben in Siam. (8 Illustr.) 353
Wassermusik auf Borneo. Von Hermann Meier 21
Streifzüge auf der Insel Java. (10 Illustr.) 225
Bilder aus Java 255

Sibirien und Innerasien.

Aus China durch die Mongolei nach Sibirien. I. II. (6 Illustr.) . 1 33
Ethnographische Schilderung der Wogulen. I. II. 91 115
Admiral Butakoffs Fahrten auf dem Jaxartes 113
Struve's und Potanins Erforschung des Tarbagataigebirges . 126
Mittheilungen über die Siahposch im asiatischen Kafiristan . . . 340

Afrika.

	Seite
K. v. d. Deckens afrikanische Expedition	29
Livingstone's neues afrikanisches Reiseprojekt	29 191
Ein Ausflug in den Kleinen Atlas und die Große Kabylie. Von A. Lommatzsch. I. II.	55 75.
Bemerkungen über Algerien	217
Der Weinbau in Algerien	64
Ein arabisches Mineralbad in Algerien. Von A. Lommatzsch	373
Der Quorra oder Niger. Von H. Mezger. I. II.	187 239
Knowles' Fahrt auf dem untern Niger.	375

	Seite
Ein Ausflug nach der Regentschaft Tunis. (8 Illustr.)	193
Die Juden in Marokko	253
Aus Aegypten	223
Barry's Wanderung durch Südafrika von Westen nach Osten	253
Aus Wilhelm Lejeans Reisen in Nubien und Abyssinien. I. II. (10 Illustr.)	257 289
Bericht des Bischofs Massaya über die südabyssinischen Länder	139
Französische Besitzungen am Rothen Meere und am Busen von Aden	278

	Seite
Samuel Bakers Reise in die Quellenregion des Nils	287
Betrachtungen über Samuel Bakers Reise in den Quellgebieten des Nils	316
Bischof Crowthers Besuch beim Ata von Idda im September 1864	90
Nachrichten aus Kassala vom Grafen Krockow	126
Fortschritt in der Capcolonie	380
Stand des Suezkanals	190
Dr. Gunsts Reisen in Madagaskar	191

Amerika.

Nordamerika.

Die schnellste Winterfahrt nach Nordamerika	29
Erforschung von Vancouver Island	30
Die californischen Indianer (1 Illustr.)	88
Leben und Treiben im Yankeelande. I. II.	93 157
Statistik von Britisch-Nordamerika	159
Der Gold-Export von Californien	223
Die Aufhebung der Negersklaverei in Nordamerika in Theorie und Praxis. Von K. Andree	108
Eine Telegraphenlinie von San Francisco nach Britisch-Columbia	254
War Amerika den alten Chinesen bekannt? Wo lag das Land Fusang?	346
Die Behandlung der Neger im Yankeelande. (1 Illustr.)	370
Zur Kennzeichnung der Zustände in Nordamerika	381
Die Deutschen in Cincinnati	382

Mittel- und Südamerika.

Ethnographische Schilderungen aus dem Gebiete des Amazonenstroms. I. II. (10 Illustr.)	8 37
Expedition in die Serra von Rio Grande do Sul	31
Die Sklavereifrage in Brasilien	143
Aus der Provinz Pará	158
Wasserverbindungen im Innern Brasiliens	159
Agassiz' Erforschungsreise	—
Weiße Barbaren in Brasilien	—
Erforschung der brasilianischen Provinz Alto Amazonas	191
Die Erforschung des Purus. Von K. von Koseritz	220
Notizen aus Brasilien	221
Rio grande do Norte	222
Brasilianische Verwaltung	288
Die Tropfsteinhöhle von Cacapava	31
Das südamerikanische Rindfleisch	59
Aus Süd- und Centralamerika	63
Karl Ferdinand Appuns Reisen in Britisch Guyana	178
Der Paß von Guanacas	191
Petroleum in der argentinischen Provinz Jujuy	—
Der Hafen San Juan de Nicaragua	221
Colonisation der Westseite von Patagonien	222
Der Bayanosfluß in Mittelamerika	223
Achtzehn Projekte für einen interoceanischen Kanal durch die Landenge von Darien	380
Aus der Republik Paraguay	255
Die alten Missionen der Jesuiten in Paraguay	382
Der italienische Handel auf dem La Plata	—
Aufschwung in Chile	351

Australien.

Telegraphen in Australien	63
Der Goldreichthum Australiens	83
Ludwig Leichhardt in Australien	95
Expedition des Obersten Finnis	158
Australien	192 221
Zur Erforschung Ludwig Leichhardts	—
Ein neues Gesetz über Landverkauf	254
Australien der älteste Continent	318
Buschfeuer in der australischen Colonie Victoria	319
Die Niederlassung Somerset am Cap York in Nordaustralien	351
Betrachtungen über die Colonien in Australien	365
Hectors Erforschung der Westküste von Otago auf Neuseeland	351
Whitcombe's Tod auf Neuseeland	—
Barbarei der Engländer auf Neuseeland	383

Allgemeines und Verschiedenes.

Die neuesten Erfahrungen und Ansichten über die Ursachen der Stürme. Von Dr. H. Birnbaum	52
Der Magnetismus der Erde. Von Dr. H. Birnbaum	377
Meteorologische Perturbationen	64
Wie verhält es sich mit der Entwicklungsfähigkeit der Negerkinder	95
Eine Ansicht über den Kulturwerth der Neger	336
Die Schlangenverehrung bei verschiedenen Völkern	246
Eine neue Geschichte der Entstehung der Erdoberfläche	128
Uebereinstimmung von Sitten und Gebräuchen bei verschiedenen Völkern	182
Die Kulturbedeutung der Oceane. Von Karl Andree. I.	203
Die Dolmen	223
Die geographische Verbreitung der Hünengräber. Von Karl Andree	307
Nilsons Ansichten über die Broncezeriode Skandinaviens	339
Dorf und Stadt. Von A. Bolts. I. II.	236 280
Eine anthropologische Merkwürdigkeit	255
Die Verbreitung der Polyandrie	319
Der fossile Mensch aus dem Neanderthal	283
Ueber das deutsche Element in der französischen Sprache. Von Rudolf Rost	348
Häringssang im Schwarzen Meere	64
Die Ankunft der Zugvögel im nordöstlichen Deutschland	211
Die Einbürgerung der Elodea canadensis in der Mark Brandenburg	288
Die Erreichung des Nordpols	47 118
Ein mißlungener Versuch, den Nordpol zu erreichen	383
Die Hypothese eines offenen Polarmeeres	96
Die ersten Schritte zur Nutzbarmachung der Hausthiere	152
Das atlantische Telegraphentau	158
Ein weißer Othello auf Haïti	253
Schwammfischerei in Creta	351
Zur Völkerpsychologie	352
Auswanderung aus Skandinavien	—
Altisländische Volksballaden und Heldenlieder der Färinger. Von J. P. Willatzen	160
Tod des Viceadmirals Fitzroy	190
Karl Ernst von Baer. (Mit Porträt.)	215

Inhaltsverzeichniß zu Band V bis VIII des Globus.

Europa.

Deutschland.

Die ehemaligen Reichsunmittelbaren in Preußen. V. 160.
Die Heimat der Bernsteingräber. Von K. Ruß. V. 309.
Swante Wustrow und der Darß an der Ostsee. V. 318.
Auf der Grenze von Hinterpommern und Westpreußen. Von K. Ruß. VI. 24.
Durch die Kassubei. Von K. Ruß. VII. 234.
Die frische Nehrung. Von Fr. Deutler. VI. 333.
Land und Leute am frischen Haff. Von Fr. Deutler. VII. 82.
Der Leba-See in Hinterpommern. Von Dr. E. Boll. VII. 284.
Der Hafenbau zu Leba. VIII. 155.
Pfahlbauten in Neu Vorpommern. VIII. 192.
Die Orts- und Familiennamen im preußischen Polen. Von K. Ruß. VI. 152.
Die deutsche Besiedlung Preußisch Polens. VII. 383.
Quecksilber in Westfalen. VIII. 192
Sprachenkarte Preußens. VII. 192.
Die Erzeugnisse des preußischen Berg- und Hüttenwesens. VII. 371.
Die Bevölkerung Mecklenburgs. VI. 96.
Die Pfahlbauten in Mecklenburg. VI. 349.
Schulbildung in Mecklenburg. VIII. 320.
Die Ankunft der Zugvögel im nordöstlichen Deutschland. VIII. 211.
Zur Charakteristik des niederdeutschen Volks. Von Dr. E. Boll. VIII. 175. 213. 272.
Die Haidschnucken im nordwestl. Deutschland. VI. 32.
Die Lüneburger Haide. Von H. Jastram. VII. 181. 213.
Petroleumquellen von Kl. Schöppenstedt. VIII. 224.
Das Harzgebirge I. II. (12 Illustr.) V. 257. 289.
Die Küstenlandschaft Ostfrieslands und deren Bewohner. Von H. Meier. V. 343. 367.
Die Moore Ostfrieslands. Von H. Meier. VI. 141. 179.
Die Geest in Ostfriesland. Von H. Meier. VI. 218.
Aus dem Volksleben in Ostfriesland. Von H. Meier. VIII. 343.
Das Saterland und seine Bewohner. Von H. Meier. VII. 274. 301.
Die Nordsee-Insel Borkum. Von H. Meier. V. 139. 173.
Die Insel Neuwerk. VI. 64.
Verkehr der Stadt Meerane. V. 30.
Wendische Ortsnamen in der Lausitz. V. 224.
Bevölkerung Altenburgs. VI. 160.
Der Volksschulunterricht in Leipzig. VII. 128.
Bavaria. Landes- und Völkerkunde des Königreichs Bayern. VII. 125.
Volksmedizin in Oberbayern. V. 192.
Die Entdeckung der Pfahlbauten im Starnberger See. VI. 287.
Die Pfahlbauten in den bayerischen Seen. VI. 318.
Nürnberg. Von Fr. Brinkmann. (19 Illustr.) VI. 289. 321. 353.
Die Industrie Nürnbergs. Von Fr. Brinkmann. VII. 11.
In den Voralpen. Skizzen aus Oberbayern. VII. 316.
Das nordfränkische Bauernhaus. Von G. Brückner. (2 Illustr.) VII. 59.
Die Menschen in Oberfranken. VIII. 123. 135.
Kindermärkte in Schwaben. VI. 96.
Ein Eisberg und Alterthümer am Fuß des nassauischen Westerwalds. VI. 350.
Die Eishöhle bei Roth an der Eifel. Von Dr. E. Boll. VII. 146.
Statistik des deutschen Zollvereins. VI. 383.
Tabacksbau im deutschen Zollverein. VIII. 32.
Deutschlands Eisenbahnen 1865. VII. 383.
Leben und Treiben der Zigeuner in Deutschland. VII. 110.
Das Richtige über die Stammes- und Sprachverhältnisse im Herzogth. Schleswig. V. 370.
Schleswig-Holstein's Handelsflotte. VI. 256.
Die neue Grenze zwischen Jütland und Schleswig. VII. 192.
Der große nordische Kanal zwischen Ostsee und Nordsee. VII. 126.

Oesterreich.

Aus dem Oetschergebiet in Nieder-Oesterreich. V. 83.
Schulbesuch in Oesterreich. V. 224.
Oesterreichs Kriegsflotte. V. 319.
Baumwollenkultur in Oesterreich. VII. 160.
Pfahlbauten und Alterthümer in Mähren. VI. 350.
Neue Karte von Mähren. VII. 64.
Heidnisches aus Böhmen. V. 32.
Kaffee aus Böhmen. V. 160.
Petroleumquellen in Galizien. VII. 191.
Die hohe Tatra und ihre Anwohner. (6 Illustr.) VII. 33.
Pflanzenleben in den ungarischen Wäldern. VII. 121.
Von Baja bis Mehadia. Von A. Leist. (3 Illustr.) VII. 193.
Das deutsche Element in Ungarn. VIII. 250.
Die Religionssekte der Lippowaner in der Bukowina. VIII. 320.
Das Romanenthum im Banat. VIII. 384.
Die Lungauer im Salzburgischen. VII. 128.
Die südliche Grenze des deutschen Bundes. VI. 213.
Die slavischen Bewohner an der südöstlichen Grenze des deutschen Bundes. Von L. Ißleib. VI. 311.
Die Seen der Vorzeit in Oberkrain und die Felsengeschliffe der Save. V. 384.
Kroatische Tischsitten. VII. 160.
Das Karstgebirge und seine Bewohner. Von L. Ißleib. VI. 186.
Ragusa in Dalmatien. Von v. Reinsberg-Düringsfeld. (11 Illustr.) VI. 10. 43.
Die Boka. Von v. Reinsberg-Düringsfeld. (10 Illustr.) VI. 232. 263.
Flußkarten der Donau und Theiß. Von Dr. Klun. VII. 316.

Alpenländer.

Das deutsche Element in Südtyrol. V. 206.
Eine Besteigung des Großglockner. VI. 58.
Panorama vom Großglockner. VIII. 383.
Der tyrolische Lechgau. VI. 93.
Rhätische Gräber zu St. Ulrich in Gröden. VII. 256.
Die Brennerbahn. VIII. 96.
Reisebilder aus dem Etschlande. Von Dr. F. Brinkmann. (1 Stahlstich.) VI. 277. 301. VII. 117.
Die am höchsten gelegene Kirche Deutschlands (Dobratsch). VII. 160.
Eisenbahnen über die schweizer Alpen. V. 29.
Eisenbahn über die Centralkette der Alpen. Von v. Abendroth. VI. 311. 334.
Die Bevölkerung der schweizerischen Eidgenossenschaft. V. 212.
Die Romanen und Ladiner in Graubünden. V. 318.
Neues über die schweizer Pfahlbauten VIII. 192.
Das Kiltgehen in der Schweiz. VIII. 64.
Die Sprachen u. Mundarten der Schweiz. Von H. Berlepsch. VIII. 79.
Neuestes Reisehandbuch für die Schweiz. Von H. A. Berlepsch. Dritte Auflage. VIII. 190.
Pflanzen und Thiere auf der Höhe des Montblanc. VII. 251.
Der Montblanc. Besteigung desselben von Dr. W. Pitschner. VIII. 62.
Ersteigung des Monte Viso. VI. 158.
Der Tunnel durch den Mont Cenis. VII. 96. VIII. 128.
Im Golf von La Spezia und am Comersee. Von Dr. Schellenberg. VIII. 62.

Niederlande.

Volksmenge in Holland. V. 96.
Topographische Karte von Holland. VII. 256.
Amsterdam's Einwohnerzahl. VIII. 384.

Skandinavische Länder.

Die Kirche von Hiterdal in Norwegen. (1 Illustr.) V. 159.
Bevölkerung Schwedens. VII. 256.
Stockholms Wasserverbindungen. VI. 383.
Die Mücken in Lappland. VI. 381.
Ein Magnetberg in Schwedisch-Lappland. VI. 159.
Nilsons Ansichten über die Broceperiode Skandinaviens. VIII. 339.
Auswanderung aus Skandinavien. VIII. 352.

Großbritannien und Irland.

Der Mineralreichthum Großbritanniens und Irlands. V. 160. VI 383.
Armuth in England. V. 160.
Die Irländer und Schotten in England. V. 187.
Wohnungen der englischen Feldarbeiter. V. 191.
Die englischen Bergleute in Durham. V. 191.
Birmingham's Einwohnerzahl. V. 320.
Steigerung der Eisenproduktion in Großbritannien. V. 351.
Feuersbrünste in England. V. 351.

Die Lachsfischerei in den Flüssen von Süd-Wales. V. 351.
London's Kohlenverbrauch. V. 352.
Ziffern aus dem Budget Großbritanniens. VI. 128.
Der höchste Berg in Großbritannien. VI. 352.
Eisenbahnen in Großbritannien und Irland. VII. 32.
Zahl der Fremden in England. VII. 128.
Großbritanniens Einwohnerzahl 1864. VIII. 64.
Die Engländer in der Fremde. VIII. 224.
Erziehung in England und Schottland. VIII. 256.
England und Wales 1831 und 1864. VIII. 320.
Archäologisches aus England. V. 351.
Eröffnung eines altbritischen Grabes. VII. 256.
Die überseeische Packetschifffahrt Englands. V. 288.
Die überseeischen Besitzungen Großbritanniens. VI. 96.
Handelsverkehr und Schifffahrt Großbritanniens und Irlands im Jahr 1862. VI. 96.
Sterblichkeitsverhältnisse in England und Wales. VI. 96.
Wohin gehen die Ausfuhren Englands? VI. 160.
Großbritanniens Schifffahrt. VI. 256.
Der Einfuhrhandel Großbritanniens 1863. VI. 384.
Eiereinfuhr nach England. VII. 256.
Baumwollenzufuhr nach England. VIII. 256.
Auf der Kanalinsel Wight. VIII. 360.

Häringsfang in Schottland. VI. 32.
Ein Ausflug von Inverneß bis zur Pentland-Föhrde. Von Dr. R. Andree. VI. 367.
Keltenthum und Germanenthum in Schottland. Von Dr. R. Andree. VII. 306. 338.
Ueberreste aus der Steinperiode in Nord-Schottland. VII. 256.
Muschelhügel und vorhistorische Gräber in Nordschottland. VII. 288.

Das allmälige Aussterben der irischen Sprache. V. 31.
Aus Irland. V. 187.
Glaubensbekenntnisse in Irland. VI. 96.
Gerichtliche Statistik Irlands. VII. 159.

Alterthümer auf den Orkadischen Inseln. VI. 288.
Ein Ausflug nach den Farören. VI. 309.
Von Oban nach Staffa und Jona. Von Dr. R. Andree. VII. 77.

Frankreich.

Omnibusverkehr der Stadt Paris. V. 31.
Vergrößerung von Paris. V. 320.
Bevölkerung von Paris. VI. 352.
Volksschulen in Paris. VII. 320.
Unterrichtswesen in Frankreich. V. 352.
Aberglauben in Frankreich. VII. 384.
Geistige Bildung in Frankreich. VIII. 32.
Bereicherung des zoologischen Gartens in Paris. VII. 128.
Frankreichs Bevölkerung. V. 352. VII. 256.
Seidenindustrie Frankreichs. VIII. 256.
Frankreichs Eisenbahnen. VII. 192.
Die Messageries imperiales. VIII. 255.
Feuersteinlager von Pressigny le Grand. VIII. 256.
Aus dem Volksleben in der Bretagne. VII. 367.

Rußland.

Eisenbahn von Moskau nach Sebastopol. V. 96.
Rußlands Eisenbahnen. VI. 31.
Abzug des Silbergeldes aus Rußland. V. 186.
Russische Staatsschuld. V. 186.
Seidenbau in Rußland. V. 224.
Einwohnerzahl in den kurländischen Städten. V. 186.
Charakterskizzen der Großrussen und Kleinrussen. V. 315.
Russische Landstreicher. VI. 51.
Steppenvieh Rußlands. VI. 128.
Die Jahrmärkte Rußlands, insbesondere von Nischni-Nowgorod. Von M. v. Bulmerincq. VI. 298.
Steinwerkzeuge aus dem Gouvernement Olonetz. VI. 382.
Nationalitätsstatistik Westrußlands. VII. 313.
Die Schutzpatrone der Russen. Von Dr. H. Schmidt. VII. 377.
Die finnische Sprache in Rußland. VIII. 224.
Der Ladogasee. VIII. 256.
Die deutschen Colonien bei Tiflis. V. 32. VIII. 256.
Auswanderung der Tscherkessen aus dem Kaukasus. VI. 256.
Censurvorlagen in Kiew. V. 186.
Die deutsche Realschule in Odessa. V. 186.
Fischfang und Fische bei Odessa. V. 213.
Verkehr in Odessa. VI. 96.
Häringsfang im Schwarzen Meer. VIII. 64.
Danilewski's Forschungen am Asowschen Meer. VIII. 128.
Militärische Spiele der uralschen Kosaken. VIII. 224.
Radde's Reise in Swanetien 1864. VII. 319.
Die Kurgane in den südrussischen Steppen. V. 217.
Alterthümerfund in südrussischen Kurganen. VI. 320. VII. 127.
Getreidehafen Rostow am Don. V. 288.
Die Südküste der Krim. V. 341.
Das Gouvernement Jekatherinoslaw in Südrußland. VI. 49.
Die deutschen Mennoniten an der Molotschna in Südrußland. VI. 150.
Die Tschumaken Südrußlands. VI. 158.
Die neuesten Nachrichten über die Auerochsen in Bialowitzer Wald. V. 380.
Volksmenge im Königreich Polen. VI. 96.
Moskau's öffentliche Gebäude. Von V. Lohse. (1 Stahlstich.) VII. 85.
Ethnographisches Museum in Moskau. VII. 384.

Spanien.

Bergbau in Spanien. V. 31.
Die deutschen Colonien in Spanien. V. 318.
Spaniens Kriegsflotte. V. 319.
Streifzüge in der spanischen Provinz Valencia. (14 Illustr.) VI. 161. 193.
Der Golf von Gibraltar. Von M. Willkomm. (1 Stahlst.) VII. 26.
Von Alcoy über Alicante nach der Palmenstadt Elche. (11 Illustr.) VII. 97.
Von Orihuela nach Granada. (8 Illustr.) VII. 225.
Der Felsenpaß von Despeñaperros in der Sierra Morena. Von M. Willkomm. (1 Illustr.) VII. 184.
Die Zigeuner in Spanien. (3 Illustr.) VII. 268.
Das Benedictinerkloster auf dem Monserrat. Von M. Willkomm. (1 Illustrationen.) VIII. 43.
Die Alhambra. (12 Illustr.) VIII. 65. 97.
Granada. (7 Illustr.) VIII. 264. 299.

Italien.

Das Kolosseum in Rom. Von Prof. Dr. Kayser. (1 Stahlst.) VI. 215. 247.
Die Juden in Rom. VIII. 32.
Die Ausgrabungen in Pompeji. VI. 224.
Pompeji und seine Bewohner. (24 Illustr.) VII 1. 43. 65.
Zur Statistik der Mönche und Nonnen in Italien. VII. 96.
Pfahlbauten im Lago di Fimon im Vicentinischen. VIII. 141.
Ein Gemeinderath in Sicilien. VI. 96.
Der Aetna. Von Dr. A. Stübel. (1 Stahlst.) VIII. 25.
Der Ausbruch des Aetna. VIII. 160.
Briganten in Italien. VIII. 352.

Die Insel Ischia. (1 Illustr.) V. 220.
Ein Besuch auf Capri. Von Dr. W. Aschenbach. VIII. 23.

Europäische Türkei.

Expedition nach Albanien. V. 64.
Der See v. Janina in Albanien. VI. 148.
Die Finanzen des osman. Reichs. V. 224.
Die türkischen Frauen. (4 Illustr.) V. 335.
Die türkische Armee. V. 352.
Die Sklaverei im osmanischen Reich. VII. 159.
Die Einwanderung der Tscherkessen nach der Türkei. V. 382. VII. 384.
Religiöse Bewegungen in der Türkei VI. 381.
Die Krönungshalle der byzantinischen Kaiser. VI. 381.
Die Südslaven. Von v. Reinsberg-Düringsfeld. (5 Illustr.) V. 97.
Bemerkungen über Montenegro und die Montenegriner. Von v. Reinsberg-Düringsfeld. (2 Illustr.) V. 196.
Die Erforschung des Drinflusses. V. 317.
Von der Ostküste des Adriatischen Meeres. Von v. Reinsberg-Düringsfeld. (5 Illustr.) V. 321.
Serbien und seine Bewohner. Von A. Leist. (7 Illustr.) VII. 161.
Der Reichthum Serbiens. VIII. 384.
Die tatarischen Colonien in Bulgarien. (1 Illustr.) VII. 331.
Zur Kunde von Bulgarien. (6 Illustr.) VIII. 161.
Die Zinzaren. Von A. Leist. VII. 370.
Die deutsch-evangelischen Gemeinden in den Donaufürstenthümern. Von A. Leist. VII. 305.
H. Barth's Reise von Rustschuk nach Philippopel. V. 180.
H. Barth in Kozane. VI. 64.
Der Saeagiu oder Wasserfuhrmann in Bukarest. Von W. Hansmann. VIII. 208.
Die Zigeuner der Süddonauländer. Von A. Leist. (1 Illustr.) VIII. 15.
Die Drusenhäuptlinge in Belgrad. Von A. Leist. (1 Illustr.) VIII. 120.

Griechenland.

Aus dem alten und neuen Athen. (4 Illustrationen.) V. 73. 105.
Urtheil über die Neugriechen. V. 319.
Räuber in Hellas. VIII. 352.

Inseln des Mittelländischen Meeres.

Telegraph v. Albanien nach Corfu. V. 160.
Die klimatischen Verhältnisse auf Corfu. VIII. 318.
Die Volksmenge auf der Insel Malta. VI. 30.
Fossile Elefantenknochen auf der Insel Malta. VI. 94.
Ungeziefer auf Cypern. VII. 382.
Ueber die Schwammfischerei an den Küsten Creta's. VIII. 351.

Asien.

Vorderasien und Arabien.

Ein Ausflug nach Brussa. Besteigung des Olympos. V. 20.
Eine Konsularreise durch das General-Gouvernement Smyrna. VI. 207. 243. 273. 342.
Heuschreckenfang in Kleinasien. VII. 254.
Konstantin Tischendorfs Reise nach dem Sinai. (7 Illustr.) V. 353.
Eine wissenschaftliche Expedition nach Syrien. V. 254.
Der Hafen von Beirut in Syrien. VIII. 224.
Das Land an der Quelle des Tigris. VIII. 317.
Höhenmessungen in Palästina. VII. 320.
Die Erforschung Palästina's. VIII. 318.
Gifford Palgrave's Reise von Gaza in Syrien durch das nördliche Central-Arabien nach El Khatif am Persischen Meerbusen und nach Oman. VI. 23.
Aus Gifford Palgrave's Reise im mittlern und östlichen Arabien. VIII. 312. 332. 362.
Eisenbahn zwischen Dschidda und Mekka. V. 287.
Eisenbahn zwischen Jaffa und Jerusalem. VIII. 127.
Die deutschen Colonien bei Tiflis. VIII. 256.
Ani, die alte Hauptstadt Armeniens. VII. 352.

Persien.

Das Grab des Hafis in Schiras. V. 31.
Kermanschah in Persien. (1 Illustr.) V. 51.
Die Entzifferung der Keilschriften von Bisutun. Von G. Ebers. (3 Illustr.) V. 238.
Die Inschrift von Bisutun. (1 Illustr.) V. 320.
Die Karawanenstraße von Trapezunt nach Erzerum und Täbris. VI. 29.
Pelly's Fahrten im Persischen Meerbusen. VII. 222. VIII. 288.
Bilder aus Persien. (5 Illustr.) VIII. 144.
Safiabad am Kaspischen Meer. (1 Illustration.) VIII. 144.
Das Flußthal des Sentschan. (1 Illustr.) VIII. 146.
Eine persische Hochzeitsfeier. (1 Illustr.) VIII. 147.
Karawanserai Gebr-abad bei Kaschan. (1 Illustr.) VIII. 149.
Die Straße von Buschir nach Schiras. (1 Illustr.) VIII. 150.

Innerasien. Die Mongolei.

Ein berliner Kind unter den Afghanen. V. 96.
Katholische Missionen zu Hlassa in Tibet. V. 254. VI. 104.
Assam, das mittlere Stromgebiet des Brahmaputra. Von Hermann von Schlagintweit. V. 266.
Die Verhältnisse Kaschmirs. V. 382.
Die Russen in Kokan. V. 127.
Die Zustände in Bhutan. V. 221. VI. 330. 379.
Ashley Edens Reise nach Bhutan und dessen Verhaftung. V. 221. VI. 189.
Admiral Butakoffs Fahrten auf dem Jaxartes (Syr Darja). VIII. 113.
Struve's und Potanins Erforschung des Tarbagataigebirges. VIII. 126.
Mittheilungen über die Siahposch im asiatischen Kafiristan. VIII. 340.
Arminius Vambery's Schilderung der centralasiatischen Hauptstadt Buchara. VII. 278.
Der Reisende Vambery und die Stadt Samarkand im Chanate Buchara. VII. 31.
A. Lehmann's Reise nach Buchara und Samarkand 1811 und 1812. VII. 48.
Die Turkomanenstämme in Centralasien. VII. 190.
Kapitän Melville im buddhistischen Kloster Hissin. VII. 320.

Alte Denkmäler der eingebornen Mongolen in der transbaikalschen Provinz. V. 31.
Alex. Michie zu Kiachta an der russisch-mongolischen Grenze. VII. 345.
Michie über China, die Mongolei und Sibirien. VII. 243.
Aus China durch die Mongolei nach Sibirien. (6 Illustr.) VIII. 1. 33.

Sibirien.

Die Man-gut Grotte in Ostsibirien. V. 31.
Leben und Treiben in den Grubenrevieren Ostsibiriens. VI. 121.
Die sibirische Telegraphenlinie. VI. 224. VII. 255.
Ethnographische Schilderung der Wogulen. VIII. 91. 115.

Ostindien.

Zur Kennzeichnung der Zustände Ostindiens. V. 94. 221. VI. 123. 126. 254. 318.
Wittwenstand und Vielweiberei in Ostindien. V. 127.
Geschichte des Blutaberglaubens in Indien. V. 178.
Die Göttin Parisnath in Delhi. V. 221.
Wittwenverbrennung in Ostindien. VI. 30.
Krieg wegen eines Menschenopfers in Orissa. VI. 316.
Das Opferfest der Dschaggannatha zu Puri in Orissa. VII. 20.
J. Campbell's Expeditionen in Indien zur Abschaffung der Menschenopfer und des Kindesmords. (3. Illustr.) VIII. 129. 171.
Freimaurerei unter den Hindus. V. 94.
Verkehr in der Indusregion. V. 128.
Die Handelsbewegung Indiens. V. 128.
Fortschritt des Theeanbaus in Ostindien. V. 190. VI. 126.
Baumwolle in Ostindien. V. 221.
Der Silberabzug aus Europa nach Indien. V. 224.
Bombay, die wahre Hauptstadt Ostindiens. V. 256.
Orientalische Bibliothek in Bombay. V. 221.
Einwohnerzahl in Bombay. VI. 318.
Die Bevölkerung der Präsidentschaft Bombay und die Missionen. VII. 124.
Heuschreckenplage in Ostindien. V. 256.
Felsentempel in Indien. (3 Illustr.) VI. 134.
Eine indische Fürstin. VI. 146.
Tod der indischen Fürstin Rani Baïdscha Baïe. V. 221.
Das ostindische Budget.. VI. 192.
Expeditionen in Ostindien. VI. 255.
Finanzen Ostindiens. VI. 352.
Geistige Regsamkeit unter den Hindus. VI. 380.
Der Telegraph zwischen Indien und Australien. VII. 157.
Die Maharattenstadt Puna. VII. 286.
Eine Mördergesellschaft in Indien. VII. 352.
Wilde Stämme im südwestlichen Indien. VII. 189.
Der Cyclon vom 1. November 1864. VIII. 30.
Ostindische Eisenbahnen. V. 94. 221. VIII. 30.
Geschichtliche Entwicklung des indischen Kastenwesens. Von Emil Schlagintweit. VIII. 49.
Der indische Telegraph. VIII. 127.
Die Herrschaft der Engländer in Ostindien. VIII. 222.
Die Verwicklung der Engländer mit dem Radscha von Manipur. VI. 126. 254.
Die Parsis in Ostindien. VIII. 254.
Zustände von Calcutta. V. 94. VIII. 254.
Landwirthschaftliche Ausstellung in Calcutta. V. 221.
Die Bevölkerung in den britischen Besitzungen an der Malaccastraße. VIII. 275. 304.

Präsident Napier auf den Andamanen. V. 221.
Die österreichischen Colonisationsversuche auf den Nikobaren. VII. 375.
Der südwestliche Theil von Ceylon. Von Ludwig K. Schmarda. (1 Stahlst.) VIII. 178. 209.
Der Ramboddepaß und die Kaffeepflanzungen auf Ceylon. (1 Stahlst.) VIII. 180.

Hinterindien.

Ein Besuch in Bangkok, der Hauptstadt des Königreichs Siam. (15 Illustr.) V. 193. 225.
Die Talapoinen, buddhistischen Priester in Siam. (1 Illustr.) VIII. 241.
Aus dem Volksleben in Siam. (8 Illstr.) VIII. 353.
Heinrich Mouhots Wanderungen in Siam, Cambodscha u. Laos. (22 Illustr.) VI. 65. 225. 257.
Die Lage der Dinge in Cambodscha. VI. 285.
Die Stadt Saigong im französischen Cochinchina. VI. 286.
Adolf Bastian über das alte Cambodscha und die Ruinen von Ongkor. VI. 348.
Heinrich Mouhots Wanderungen nach Korat und nach Luang Phraban am Mekong im Lande der Laos (8 Illustr.) VII. 129.
Ein Besuch bei den Stiengs in Nieder-Cochinchina. VII. 222.
Compagnie generale de l' Indo-Chine. VII. 319.
Die asiatischen Kulis. VIII. 253.
Plaudereien aus Hinterindien. VII. 252.
Reisen in Hinterindien. V. 254.

China.

Die chinesischen Angelegenheiten. (2 Illustrationen.) V. 12. 209. VIII. 32.
Kuhpockenimpfung in China. V. 160.
Dr. Marfels' Reise von Barma überland nach China. V. 187.
Griechische Kirche bei Peking. V. 190.
Chinesische Justiz. Nach einer Schilderung aus dem Roman Gin-ping-mei von H. v. d. Gabelentz. V. 348.
Europäische Generale bei den chinesischen Rebellen. V. 127.
Dänischer Vertrag mit China. V. 128.
Die Stadt Tien-tsin in Nordchina. (1 Illustr.) VI. 138.
Trauben- und Eishandel in China. VI. 192.

Das Aufblühen von Schanghai in China. VI. 224.
Die Fremden in Schanghai. VIII. 383.
Schanghai's Theeausfuhr. VI. 384.
Die alte Sternwarte der Jesuiten in Peking. VII. 287.
Der Handelsverkehr auf dem Yangtsekiang. VII. 191.
Die Religionen in China. (5 Illustr.) VII. 321.
Aus dem Leben des Volkes in China. (5 Illustr.) VII. 23. 112.
Baumwollenausfuhr aus China. VII. 64.
Strafe der Kreuzigung in China. VIII. 253.
Nachrichten über die Insel Formosa. VI. 120.

Japan.

Der Handel Japan's mit dem Auslande. V. 223.
Aus Japan. Handelsvertrag. VI. 127.
Die Verhältnisse in Japan. VI. 224.
Der Ausfuhrhandel von Hakodade. VI. 352.
Yeddo. (4 Illustr.) VII. 295.
Die preußische Expedition nach Ostasien. Nach amtlichen Quellen. VIII. 61.
Die preußische Expedition nach Ostasien. Von G. Spieß. VII. 125.

Das Volk der Ainos auf der japanischen Insel Jeso. VI. 86. 190.
Die Insel Tsu-sima in der Koreastraße. VII. 219.

Der ostasiatische Archipel.

Der Vulkan Gedeh auf Java. (1 Illustr.) V. 50.
Streifzüge auf der Insel Java. (10 Illustrationen.) VIII. 225.
Bilder aus Java. VIII. 255.
Wassermusik auf Borneo. Von H. Meier. VIII. 21.
Ein Streifzug a. d. Insel Sumatra. V. 182.
Steinkohle auf Sumatra. VII. 254.
Sitten und Gebräuche auf der Insel Karimon. Von R. Dach. V. 218. 275.
Neuere Mittheilungen über das Erdbeben in Manila. Von H. Birnbaum. V. 313.
Mittheilungen über Manila. Von H. Birnbaum. VI. 144.
Fortschritte der Civilisation im nördlichen Celebes. VII. 188.

Afrika.

Der Nordrand und die Sahara.

Die blondhaarigen, blauäugigen Kabylen in Algier. VI. 184.
Die Eingebornen Algeriens unter der Herrschaft Frankreichs. VI. 313. 338.
Das Wettrennen und die Messen in Algier. Von A. Lommatzsch. VII. 108.
Bevölkerung der Stadt Algier. VII. 128.
Die Wälder in Algerien. VII. 381.
Ein Ausflug in den Kleinen Atlas und die Große Kabylie. Von A. Lommatzsch. VIII. 55. 75.
Bemerkungen über Algerien. VIII. 217.
Der Weinbau in Algerien. VIII. 64.
Ein arabisches Mineralbad. Hammam Melnane im Kleinen Atlas. Von A. Lommatzsch. VIII. 373.

Rohlfs Reise durch die südlichen Provinzen von Marokko. V. 152.
Die Juden in Marokko. VI. 20. VIII. 253.
Der Ordensbund der Issanah in Marokko. VI. 54.
Heinrich von Maltzahn's Besuch in der Hauptstadt Marokko, im Jahre 1859. VI. 83. 112.
Ein Ausflug in die Regentschaft Tunis. (8 Illustr.) VIII. 193.
Colomieus Zug durch die nördliche Sahara, nach der Oase Warghla. (21 Illustr.) V. 129. 161.
Freundschaft zwischen den Franzosen und den Tuaregs der Sahara. V. 188.
Die Oase Tuat in der nordwestlichen Sahara. VI. 252.
Eine Stadt in der afrikanischen Wüste. Von Alfred Brehm. VI. 304.
Der Ritan. Anbau der Dattelpalme in der Oase des Suf. VII. 64.

Der Nordosten. Die Nilländer.

Baumwollenkultur in Aegypten. V. 128.
Universität u. Studenten in Kairo. V. 185.
Die Ueberschwemmung in Aegypten. V. 188.
Die ägyptische Hieroglyphenschrift und ihre Erklärer. Von Dr. J. Kayser. (3 Illustrationen.) VI. 80. 107.
Aufschwung in Aegypten. VI. 125.
Ein Besuch auf der Messe von Tanta in Aegypten. Von R. C. Pleimes. VII. 52.
Aus Aegypten. VIII. 223.
Dr. Schweinfurth in Suez. (8 Illustrationen.) VI. 19. 33.
Stand des Suezkanals. VIII. 190.
Vegetationsschilderung der Landschaft Senaar. Von Dr. R. Hartmann. V. 43. 77.
Ein Bericht Petheriks vom obern Nil. V. 92.
Vom obern Nil. V. 126.
Kapitän Speke's Wanderung vom Nordgestade des Nyanzasees nach Madi am obern Weißen Nil. V. 249.
Die österreichische Mission zu Gondokoro am obern Weißen Nil. V. 287.
Sclavenhandel am Weißen Nil. VII. 30.
Eine Schilderung der Zustände im ägyptischen Sudan, Chartum und der Weiße Nil. VII. 63.
Französische Besitzungen am Rothen Meer und am Busen von Aden. VIII. 278.
Von der abyssinischen Küste. V. 157.
Soll man Abyssinien oder Aethiopien sagen? VI. 316.
Theodoros, Beherrscher von Aethiopien. (1 Illustr.) VI. 16. 284.
Krankheiten im abyssinischen Mensa. VI. 63.
Die Europäer in Abyssinien. VI. 223.
Nähere Nachrichten über das Schicksal der Judenmissionäre und König Theodor. VI. 284.
Aus Wilh. Lejean's Reisen in Nubien und Abyssinien. (10 Illustr.) VIII. 257. 289.
Nachrichten vom Grafen Krockow aus Kassala. VII. 318. VIII. 126.
Bericht des Bischofs Massaya über die südabyssinischen Länder. VIII. 139.
Die Wanderung der fünf nasamonischen Jünglinge zur Auffindung der Nilquellen. V. 23.
Goldregion im Osten Afrika's. V. 223.
Die Ostküste von Afrika und die Nil-Entdeckungen. VI. 222.
Burton über das Problem der Nilquellen. VII. 94.
Samuel Baker's Reise in die Quellenregion des Nils. VII. 94. VIII. 287. 316.

Westafrika. Die Nigerländer.

Sklavenhandel in Dahome. V. 126.
Eine Negerzeitung in Abbeokuta. V. 128.
Von der afrikanischen Westküste. V. 187.
Der Löwentödter Gerard beim König von Dahome. V. 187.
Menschenopfer an der Westküste von Afrika. V. 188.
Kulturgeograph. Erläuterungen zur Karte von Nordwest-Afrika. Von K. Andree. (Mit 1 Karte.) V. 270. 299. 329. 363.
Nachrichten von der Guineaküste. V. 382.
Die Kämpfe der Franzosen in Senegambien. VI. 30.
Protestantische Mission in Freetown. VI. 63.
Land, Leute und Kriegführung an der Westküste von Afrika. VI. 286.
Das Leben der Europäer an der Westküste von Afrika. VI. 379.
Die Dampferstationen an der Westküste von Afrika. VI. 379.
Bericht des Missionärs Jaques von Sedhiou am Senegal. VII. 350.
Ausfuhrprodukte vom Senegal. VII. 191.
Krokodilthränen in Congo. VII. 287.
Die gegenwärtigen Zustände am obern Niger und in Timbuktu. V. 144.
Die Verwirrung am obern Niger. V. 287.
Neuere Nachrichten vom obern Niger. VII. 31.
Winwood Reade's Bemerkungen über Sierra Leone. VI. 191.
Mage's Reise am obern Senegal und Niger. VI. 29. 190.
Mage geht von Sego nach Handallahi, Perraud von St. Louis nach Timbuktu. VI. 254.
Der Krieg der Engländer gegen den König von Aschanti. VI. 279.
Der Quorra oder Niger. Von H. Mezger. VIII. 187. 239.
Knowles' Fahrt auf dem untern Niger. VIII. 375.
Bischof Crowther's Besuch beim Ata von Idda 1864. VIII. 90.
Ermordung Moriz von Beurmann's an der Grenze von Wadai. V. 120.

Südafrika.

Aus der südafrikanischen Kapregion. V. 188.
Ausrottung der Buschmänner in der Kapregion. V. 188.
Handel mit Straußfedern in der Kapstadt. VII. 382.
Fortschritt in der Kapcolonie. VIII. 380.
Züchtung gezähmter Strauße in der Kapcolonie. VII. 287.
Aus Südafrika. VI. 94.
Dampferfahrt zwischen Kapstadt und Port Elizabeth. VI. 94.
Die Provinz Natal. V. 382. VI. 94.
Die transvaalsche Republik und das Natalland. VI. 94. 155.
Kulturgeographische Erläuterungen zu der Karte von Südafrika. Von Karl Andree (m. 1 Karte). VI. 375. VII. 16. 143.
Thomas Baines' Reisen in Südwestafrika. VII. 249.
Die Austrocknung des Innern von Südafrika. VII. 157.
Krieg zwischen den Damaras und den Namaqua-Hottentoten. VII. 32.
Des schwedischen Reisenden Andersson's Abenteuer unter den Damaras und Namaquas. VII. 348.
Barry's Wanderung durch Südafrika von Westen nach Osten. VIII. 253.

Südostafrika.

Die katholischen Missionäre beim Sultan von Sansibar an der Ostküste von Afrika. VI. 63.
Der Handel Zanzibar's i. J. 1863. VII. 157.
Karl v. d. Decken's afrikanische Expedition. VIII. 29.
Livingstone's neues Reiseprojekt. VIII. 29. 191.
Fossile Knochen im Delta des Sambesi. VII. 94.

Neue Reisen in Afrika. V. 121. 157.
Portugiesisches Afrika. V. 189.
Ein afrikanisches Klagelied. V. 223.
Afrikanische Studien. Von Werner Munzinger. VII. 88.

Afrikanische Inseln.

Madagaskar. Radama II. †. V. 126.
Revolution auf der Insel Madagaskar. V. 27.
Seidenraupen auf Madagaskar. V. 190.
Eine neue Krisis auf Madagaskar. V. 255.
Die Zustände auf der Insel Madagaskar. V. 382.
Spinnen auf Madagaskar. VI. 63.
Die Namenanzas auf Madagaskar. VI. 379.
Unruhen auf Madagaskar. V. 126. VII. 221.
Neue Nachrichten von Madagaskar. VII. 95.
Streifzüge an den Küsten von Madagaskar. (8 Illustr.) VII. 257.
Kaffeebau auf Nossi-beh bei Madagaskar. VII. 254.
Dr. Gunst's Reisen in Madagaskar. VIII. 191.
Die Maskarenischen Inseln Mauritius u. Réunion im Indischen Ocean. (15 Illustrationen.) V. 33. 65.
Der Vulkan auf der Insel Bourbon. VI. 62.
Von den Maskarenischen Inseln. VII. 221.
Einweihung einer Kirche auf Mauritius. VII. 254.
Ein Besuch bei der Königin von Moheli auf den Comoro-Inseln. (2 Illustr.) VII. 328.

Der Curral auf Madeira. (1 Stahlstich.) VI. 53.
Cabo Girao und Cama de Lobos auf Madeira. Von Dr. A. Stübel. (1 Stahlstich.) VII. 332.
Hungersnoth auf den Inseln des Grünen Vorgebirges. VI. 223.
Wieder Wein auf Madeira. V. 224.

Amerika.

Vereinigte Staaten.

Mosaik aus dem Yankeelande. V. 114. 142.
Die Seelenverkäuferei in den Amerikanischen Nordstaaten. VI. 89.
Miscegenation und Melaleukation in Nordamerika. VI. 94.
Die Miscegenation im Yankeelande. VI. 204.
Eine Probe nordamerik. Freiheit. VI. 255.
Ausrottung der Indianer in Nordamerika. VI. 287.
Thatsachen und Stimmen aus dem Yankeelande. VI. 372.
Was hat der Unterjochungskrieg in Nordamerika schon gekostet? VII. 158.
Leben und Treiben im Yankeelande. VIII. 93. 157.
Die Aufhebung der Negersklaverei in Theorie und Praxis. VIII. 108.
Die Behandlung der Neger im Yankeelande. (1 Illustr.) VIII. 370.
Zur Kennzeichnung der Zustände in Nordamerika. VIII. 381.
Eine Diebsgalerie in Neuyork. V. 124.
Neuyork am Ende des Jahres 1863. V. 346.
Die Neuyorker Jugend. V. 96.
Die Deutschen Philadelphia's. V. 351.
Das deutsche Schulwesen in den Vereinigten Staaten. VI. 21.
Die deutsche Gesellschaft in Pennsylvanien. VII. 383.
Die Deutschen in Cincinnati. VIII. 382.
Theebau in Nordamerika. V. 190.
Die Eisenbahnen in den Vereinigten Staaten. VI. 31.
Die Eisernte in Nordamerika. VI. 63.
Aus den Berichten über die Petroleumquellen in Pennsylvanien. VII. 191.
Aus der Steinölregion in Nordamerika. VII. 220.
Die schnellste Winterfahrt nach Nordamerika. VIII. 29.
Sterblichkeit unter den freien Negern in Nordamerika. VI. 30.
Einwanderung in Nordamerika über Neuyork. V. 384. VI. 63.
War Amerika den alten Chinesen bekannt? Wo lag das Land Fusang? VIII. 346.
Verluste der Handelsmarine in den Vereinigten Staaten während des Jahres 1863. V. 384.
Rückgang der nordamerikanischen Seeschifffahrt. VI. 256.
Der neue Staat Nevada. VII. 223.
Ein Gang durch die Mammuthgrotte in Kentucky. (4 Illustr.) V. 372.
Hebung und Senkung der Küsten Nordamerika's. V. 383.
Eine Dampferfahrt auf dem Missouri und eine Wanderung zu den Mauvaises Terres am White Earth River. (9 Illustrationen.) VI. 1.
Die geologischen Verhältnisse der Mauvaises Terres. VI. 57.
Neue Goldminen in Californien. V. 159.
Der ganze weite Westen Nordamerika's goldhaltig. VI. 30.
Aus Californien. VI. 31.
Die californischen Indianer. (1 Illustr.) VIII. 88.
Der Golderport von Californien. VIII. 223.

Britisch-Nordamerika.

Hind's Wanderung in Labrador. V. 208.
Der große Wasserfall im südlichen Columbiastrom. V. 384.
Goldminen in Canada. V. 223.
Einwanderung in Canada 1863. VI. 223. VII. 352.
Die Geologie Canada's. VII. 151.
Weinbau in Canada. VII. 126.
Küchenabfälle und Muschelhügel bei Halifax in Neuschottland. VI. 319.
Die Goldfunde in Britisch-Columbia. VI. 287.
Der Telegraph im Gebiet der Hudsonsbay-Compagnie. VI. 380.
Kapitän Halls Reise nach Frobishersbay 1860 bis 62. VII. 315.
Handel der Colonien in Britisch-Nordamerika 1863. VII. 254.
Eisenlager am Oberen See. VII. 254.
Milton und Cheadle's Expedition durch die Felsengebirge. VII. 244.
Erforschung von Vancouver Island. VIII. 30.
Statistik von Britisch-Nordamerika. VIII. 159.
Eine Telegraphenlinie von San Francisco nach Britisch-Columbia. VIII. 254.

Die russischen Colonien an der Nordwestküste von Amerika. V. 176.

Mexiko.

Eisenbahnen in Mexiko. V. 96.
Betrachtungen über Mexiko. Von Karl Andree. VI. 75.
Räuber, Wegelagerer und Banditen in Mexiko. VI. 127.
Eine große, wissenschaftliche Expedition Frankreichs nach Mexiko. VI. 157.
Aufschwung des Bergbaus in Mexiko. VIII. 63.

Mittelamerika.

Unruhen und Verkehr in Centralamerika. V. 63.
Expeditionen in Panama und Chiriqui. V. 158.
Nicaragua. Interoceanischer Kanal. V. 222.
Der Hafen San Juan de Nicaragua. VIII. 221.
Costarica. V. 222.
Perlenaustern in Costarica. VIII. 64.
Ein Zug über die Landenge von Darien. VI. 223.
Achtzehn Projecte für einen interoceanischen Kanal durch die Landenge von Darien. VIII. 380.
Einnahmen und Ausgaben der Staaten Mittel- und Südamerika's. VII. 127.
Der Bayanossluß in Mittelamerika. VIII. 223.
Aus dem Natur- und Völkerleben im tropischen Amerika. Von Dr. K. v. Scherzer. VII. 153.

Westindien.

Die Rebellion auf St. Domingo. V. 127.
Die Insel St. Thomas. (1 Illustr.) V. 154.
Anbau der Fieberrinde auf Jamaica. V. 350.
Kulturverhältnisse in Westindien. VII. 246.
Zustände auf der Insel Martinique. VII. 283.
Menschenfresser unter den Negern auf Haïti. Die Schwarzen und die Gelben. VI. 182.
Dampfschifffahrt nach Haïti. V. 191.
Ein weißer Othello auf Haïti. VIII. 253.

Südamerika.

Brasilien.

Grashofs Reise von Rio Janeiro über Bahia nach Madeira. (5 Illustr.) V. 201.
Martino da Silva Coutinho's Expedition auf dem Purus in Brasilien. V. 286.
Der Madre de Dios und der Purus im Gebiete des Amazonenstroms. (4 Illustr.) VI. 198.
Die Erforschung des Purus. Von K. v. Koseritz. VIII. 220.
Aus meinem brasilianischen Tagebuche. Von Woldemar Schultz. (11 Illustrationen.) VI. 97. 129.
Der Naturforscher Bates zu Ega am Amazonenstrom. VII. 139. 174.
Dampfschifffahrt und Handel auf dem Amazonenstrom. VI. 317.

Bates über das Delta des Amazonenstroms. VII. 244.
Eine Karte des Amazonenstroms. VII. 64.
In den Einöden des Amazonenstromgebiets. VII. 286.
Ethnographische Schilderungen aus dem Gebiet des Amazonenstroms. (10 Illustrationen.) VIII. 8. 37.
Ein deutsches Sängerfest in Brasilien. V. 158.
Brasilianische Baumwolle. V. 288.
Die Entdeckung von Kohlen in Brasilien. V. 350.
Der Nutzen des brasilianischen Wachsbaumes. V. 384.
Der Paraguaythee in der Provinz Rio Grande do Sul. VI. 56.
Kautschuk, Gattapertscha, Guarana und Copaiba-Oel in Brasilien. VI. 92.
Die Lagoa dos Patos in Südbrasilien. Von K. v. Koseritz. VI. 347.
Der Riesenbaum Sumaneira in Brasilien. VI. 380.
Brasilianische Nachrichten. VII. 223.
Die brasilianische Academie St. Paulo. VII. 223.
Die deutsche Colonie Brusque in der brasilianischen Provinz St. Catharina. VII. 126.
Die Schiffbarmachung des Tocantins. VII. 286.
Schifffahrt auf dem Araguay und dem Tocantins. VII. 94.
Expedition in die Sierra von Rio Grande do Sul. VIII. 31.
Englische Zeitung in Rio de Janeiro. VIII. 63.
Die Sklavereifrage in Brasilien. VIII. 143.
Aus der Provinz Para. VIII. 158.
Wasserverbindungen im Innern Brasiliens. VIII. 159.
Agassiz' Erforschungsreise. VIII. 159.
Weiße Barbaren in Brasilien VIII. 159.
Erforschung der brasilianischen Provinz Alto Amazonas. VIII. 191.
Notizen aus Brasilien. VIII. 221.
Der Rio grande do Norte. VIII. 222.
Brasilianische Verwaltung. VIII. 288.
Tropfsteinhöhle von Cacapava. VIII. 31.
Das südamerikanische Rindfleisch. VIII. 59.

Neu Granada.

Der Essigfluß in Neu Granada. V. 96.
Die wilden Goajiros-Indianer auf der Halbinsel Maracaibo. V. 181.
Neu Granada. Unruhen. V. 222.
Der Paß von Guanacas. VIII. 191.

Venezuela.

Pflanzen und Schlangen in Venezuela. V. 147.
Die Landschaft am Apurestrom in Venezuela. V. 244.
Die neue Verfassung in Venezuela. VII. 95.

Guyana.

Die Verbrecher-Colonie in Cayenne. VII. 384.
Karl Ferdinand Appun's Reisen in Britisch Guyana. VIII. 178.

Ecuador und Peru.

Ecuador. V. 222. VIII. 63.
Päpstliches Konkordat mit Ecuador. V. 63.
Muschelhügel an der Westküste Ecuadors. VI. 31.
Peru. V. 63.
Die deutschen Colonien in Peru. V. 158.
Peruanische Verhältnisse. V 158.
Erdbeben in Arequipa. V. 159.
Die Schicksale der polynesischen Kulis in Peru. V. 189.
Französischer Einfluß in Peru und Ecuador. V. 189.
Menschenfresser in Peru. V. 190.
Aus Paul Marcoy's Reisen im Innern von Peru. (28 Illustr.) VII. 202. 289. 353.
Ein englischer Consulatsbericht über Peru. VII. 150.
Dampfschifffahrt auf dem Ucayali und Pachitea. VII. 222.

Chile.

Neue Ansiedlungen in Chile. V. 222.
Eisenbahn in Chile. V. 32. 158. VIII. 63.
Die Araukaner. (2 Illustr.) V. 376.
Erdbeben in Copiapo. VI. 126.
Zwei fahrbare Pässe über die chilenische Cordillere und eine interoceanische Eisenbahn durch Südamerika. VI. 210.
Leben in Chile. VII. 32.
Aufschwung in Chile. VIII. 351.
Queckfilber in Valparaiso. VIII. 63.

Bolivia. La Platastaaten.

Bolivia. V. 64. VI. 191.
Grashof's Reisen von Buenos-Ayres durch die argentinischen Pampas und die Cordillere nach Copiapo in Chile. (7 Illustr.) V. 1.
Argentinische Mittagsmahlzeit. V. 32.
Die La Plata-Region. Petroleum. Ueberschwemmung. V. 95.
Baumwolle am La Plata. V. 256.
Einwanderung in den Staaten am La Plata. VI. 31. 126. 317. VIII. 63.
Verkehr in den Staaten am La Plata. VI. 317. VII. 96.
Baumwollenbau in den La Plata Staaten. VI. 126.
Exporte aus Buenos Ayres. VI. 126.
Silbergruben in San Juan. VI. 126.
Estanzia-Leben am La Plata. VII. 383.
Goldfelder in Catamarca entdeckt. VII. 158.
Erforschung des oberen Parana. VII. 222.
Merinos am Parana. VIII. 63.
Petroleum in der argentinischen Provinz Jujuy. VIII. 191.
Der italienische Handel auf dem La Plata. VIII. 382.

Paraguay. Uruguay.

Paraguay. V. 95.
Fortschritt in der Republik Paraguay. V. 317. VII. 96. VIII. 63.
Aus der Republik Paraguay. VIII. 255.
Die alten Missionen der Jesuiten in Paraguay. VIII. 382.
Neue Kupferminen in Uruguay. VI. 192.
Die deutsche evangelische Gemeinde in Montevideo. VII. 223.

Patagonien.

Dampfschifffahrt in der Magellan-Straße VI. 95.
Walisische Kolonien in Patagonien. VI. 158.
Colonisation der Westseite von Patagonien. VIII. 222.

Australien.

Australischer Continent.

Nachrichten aus Australien. V. 157. 255. VI. 95. 380. VII. 127. VIII. 192. 221.
Eine neue Faserpflanze in Queensland. V. 95.
Gold und Wein in Australien. V. 190.
Expeditionen in Westaustralien. V. 127. 222.
Panter's und Martin's Entdeckungen in Westaustralien. VII. 190.
Neue Karte von Australien. V. 128.
Census von Victoria. 1861. V. 383.
Die Wollausfuhr Australiens. V. 383.
Der Acclimatisirungsverein zu Melbourne. VI. 30.
Bevölkerung in Victoria. VI. 95.
Die Deutschen in Victoria. VI. 287.
Port Denison in Queensland. VI. 318.
Eingewöhnung europäischer Nutzthiere in Australien. VI. 320.
Die Chinesen in Australien. VII. 148.
Fortschritte in Australien. VII. 351.
Ein Giftstrauch Australiens. VII. 382.
Australische Expeditionen. VII. 255.
Volksmenge in Südaustralien. VII. 287.
M. Douall Stuart über einige Sitten der Australier. VII. 245.
Telegraphen in Australien. VIII. 63.
Goldreichthum Australiens. VI. 95. VIII. 83.
Ludwig Leichhardt in Australien. VIII. 95.
Zur Erforschung Ludwig Leichhardts. VIII. 221.
Expedition des Obersten Finnis. VII. 255. VIII. 158.
Ein neues Gesetz über den Landverkauf. VIII. 254.
Australien der älteste Continent. VIII. 318.
Buschfeuer in der australischen Colonie Victoria. VIII. 319.
Die Niederlassung Somerset am Cap York. VIII. 351.
Betrachtungen über die Colonien in Australien. 365.
Die Einkünfte der Colonie Neusüdwales. V. 190.
Volkszahl in Neusüdwales. VI. 224.
Zur Statistik von Neusüdwales. VI. 95. VII. 158. 382.

Oceanien.

Von den Inseln der Südsee. VII. 95.
Englisch-französische Rivalität im Großen Ocean. Missionsangelegenheiten. VII. 255.
Ueber die Fidschi-Inseln der Südsee. V. 24.
Abenteuer eines Seemannes unter den Kannibalen des Fidschi-Archipels. V. 60. 87.
Die Ureingebornen der Insel Tasmanien. V. 318.
Fortschritt Tasmaniens. VII. 157.
Der letzte Tasmanier. VII. 320.
Barbarei der Engländer auf Neuseeland. V. 95.
Die Unruhen auf Neuseeland und deren Veranlassung. V. 215.
Geographische Entdeckungen auf Neuseeland. V. 255.
Auckland. V. 256.
Eine Maorifestung. V. 319.
Militäransiedlungen in Neuseeland. V. 319.
Statistisches. VI. 95.
Mittheilungen des Goldgräbers K. Goltz aus Otago in Neuseeland. VI. 306. 335.
Der Krieg in Neuseeland. VI. 381.
Merkwürdige religiöse Erscheinungen unter den Eingebornen Neuseelands. VII. 149.
Auswanderung der Maoris auf Neuseeland. VII. 287.

Hector's Erforschung der Westküste von Otago auf Neuseeland. VIII. 351.
Whitecombe's Tod auf Neuseeland. VIII. 351.
Barbarei der Engländer auf Neuseeland. VIII. 383.
Entdeckung von Moaciern auf Neuseeland. VII. 287.
Unruhen auf den Markesasinseln. V. 189.
Zustände in Neucaledonien. VI. 380.
Kamehameha IV., König der Sandwichsinseln. VI. 30.
Die Hongieslotten und die Missionäre in Neuguinea. VII. 369.
Von den Marschallsinseln im Stillen Ocean. VII. 351.

Die Polarländer.

Karl Martins Schilderung des Archipels von Spitzbergen. (Mit 10 Illustr.) VIII. 321.
Hall's Expedition nach den Nordpolarländern. VI. 223. VII. 315.
Sherard Osborne's Vorschlag zur Erreichung des Nordpols. VII. 374.
Die Erreichung des Nordpols. VIII. 47. 118.
Ein mißlungener Versuch, den Nordpol zu erreichen. VIII. 383.
Die Hypothese eines offenen Polarmeeres. VIII. 96.

Verschiedenes.

Anthropologie und Ethnologie. Alterthümer des Menschengeschlechts.

Ethnologische Beiträge. V. 16. 56. 81.
Die Ethnographie im Sprichwort. V. 53. 85.
Zur Völkerpsychologie. V. 319. VIII. 352.
Zur Völkercharakteristik. Dänen und Deutsche. VI. 288.
Ueber das deutsche Element in der französischen Sprache. Von Rud. Rost. VIII. 348.
Vorschule der Völkerkunde und Bildungsgeschichte. Von Dr. L. Diefenbach. VII. 317.
Uebereinstimmung von Sitten u. Gebräuchen bei verschiedenen Völkern. VIII. 182.
Die Beziehungen des Menschen zu den Affen. V. 116.
Der Mensch und die klimatischen Einflüsse. VI. 27.
Ernst Renan über den Gegensatz zwischen den semitischen und indoeuropäischen Völkern. VI. 159.
Kann der Neger seine Haut verändern? V. 223.
Eine Ansicht über den Kulturwerth der Neger. VIII. 336.
Wie verhält es sich mit der Entwicklungsfähigkeit der Negerkinder. VIII. 95.
Prof. Phillips über das Alter des Menschengeschlechts. VII. 127.
Neue Beweise für das hohe Alter des Menschengeschlechts. VII. 14.
Die Beständigkeit der Menschentypen. VII. 188.
Menschenseele und Thierseele. VII. 91.
Die Pflanze und der Mensch. VII. 343.
Die Gegensätze zwischen Morgenland und Abendland. VII. 239.
Eine anthropologische Merkwürdigkeit. VIII. 255.
Die Schlangenverehrung bei verschiedenen Völkern. VIII. 246.

Der fossile Mensch aus dem Neanderthal. VIII. 283.
Das Vorkommen der Muschelhügel in allen Erdtheilen. V. 149.
Die dänischen Kjökenmöddings, die Pfahlbauten in der Schweiz und Deutschland u. die irischen Seewohnungen. (1 Illustr.) VI. 269.
Kunstwerke in alten Knochenhöhlen. VI. 351.
Die Dolmen. VIII. 223.
Die geographische Verbreitung der Hünengräber. VIII. 307.
Pfahlbauten in Mecklenburg. VI. 349.
Die Entdeckung der Pfahlbauten im Starnberger See. VI. 287.
Die Pfahlbauten in den bayerischen Seen. VI. 318.
Pfahlbauten in Neu Vorpommern. VIII. 192.
Alterthümer am Fuß des nassauischen Westerwaldes. VI. 350.
Pfahlbauten und Alterthümer in Mähren. VI. 350.
Rhätische Gräber zu St. Ulrich in Gröden. VII. 256.
Die Seen der Vorzeit in Oberkrain und die Felsengeschliffe der Save. V. 384.
Neues über die schweizer Pfahlbauten. VIII. 192.
Nilson's Ansichten über die Bronceperiode Skandinaviens. VIII. 339.
Keltenthum u. Germanenthum in Schottland. Von Dr. R. Andree. VII. 306. 338.
Ueberreste aus der Steinperiode in Nordschottland. VII. 256.
Muschelhügel und vorhistorische Gräber in Nordschottland. VII. 288.
Alterthümer auf den Orkadischen Inseln. VI. 288.
Feuersteinlager von Pressigny le Grand. VIII. 256.
Steinwerkzeuge aus dem Gouvernement Olonetz. VI. 382.
Alterthümerfund in südrussischen Kurganen. VI. 320. VII. 127.
Pfahlbauten im Lago di Fimon im Vicentinischen. VIII. 141.
Küchenabfälle und Muschelhügel bei Halifax in Neuschottland. VI. 319.
Muschelhügel an der Westküste Ecuadors. VI. 31.

Verkehrsmittel.

Deutschlands Eisenbahnen 1865. VII. 383.
Eisenbahn über die Schweizer Alpen. V. 29.
Eisenbahnpassagen über die Centralkette der Alpen. Von v. Abendroth. VI. 311. 334.
Die Brennerbahn. VIII. 96.
Eisenbahnen in Großbritannien und Irland. VII. 32.
Der große nordische Kanal zwischen Ostsee und Nordsee. VII. 126.
Die überseeische Paketschifffahrt Englands. V. 288.
Handelsverkehr und Schifffahrt Großbritanniens und Irlands 1862. VI. 96.
Großbritanniens Schifffahrt. VI. 256.
Omnibusverkehr der Stadt Paris. V. 31.
Frankreichs Eisenbahnen. VII. 192.
Die direkten Eisenbahnfahrten zwischen Paris und Madrid. VII. 64.
Eisenbahn von Moskau nach Sebastapol. V. 96.
Rußlands Eisenbahnen. VI. 31.
Telegraph von Albanien nach Corfu. V. 160.
Eisenbahn zwischen Dschidda und Mekka. V. 287.
Eisenbahn zwischen Jaffa und Jerusalem. VIII. 127.
Die sibirische Telegraphenlinie. VI. 224.
Der sibirisch-amerikanische Telegraph. VII. 191. 255.
Ostindische Eisenbahnen. V. 94. 221. VIII. 30.
Der indische Telegraph. VIII. 127.
Der Telegraph zwischen Europa und Indien. V. 123. VI. 224.
Der Telegraph nach Indien und die mesopotamischen Araber. VI. 29.
Die Karawanenstraße von Trapezunt nach Erzerum und Tabris. VI. 29.
Suez-Canal. VI. 19. 33. VIII. 190.
Die Eisenbahnen in den Vereinigten Staaten. VI. 31.
Rückgang der nordamerikanischen Seeschifffahrt. VI. 256.
Der Telegraph im Gebiet der Hudsonsbay-Compagnie. VI. 380.
Eine Telegraphenlinie von San Francisco nach Britisch-Columbia. VIII. 254.
Die Eisenbahn zwischen dem Atlantischen und Stillen Ocean. V. 255.
Eisenbahnen in Mexiko. V. 96.
Achtzehn Projekte für einen interoceanischen Kanal durch die Landenge von Darien. VIII. 380.
Dampfschifffahrt auf dem Ucayali und Pachitea. VII. 222.
Eisenbahn in Chile. V. 32. 158. VIII. 63.
Telegraph in Paraguay. VIII. 63.
Telegraph in Chile. VIII. 63.
Dampferfahrt zwischen Kapstadt und Port Elizabeth. VI. 94.
Dampfschifffahrt in der Magellansstraße. VI. 95.
Dampfschifffahrt und Handel auf dem Amazonenstrom. VI. 317.
Schifffahrt auf dem Araguay und dem Tocantins. VII. 94.
Die Schiffbarmachung des Tocantins. VII. 286.
Wasserverbindungen im Innern von Brasilien. VIII. 159.
Noch eine Dampferlinie aus Europa nach Südamerika. VI. 95.
Die Westindia and Pacific Steam Navigation Company. VIII. 63.
Dampfschifffahrt nach Haïti. V. 191.
Telegraphen in Australien. VIII. 63.
Telegraph zwischen Indien und Australien. VII. 157.
Dampferlinie rund um den Erball. V. 191.
Eine neue Art von Dampfern. V. 288.
Die Peninsular and Oriental Steam-Navigation Compagnie. V. 320.
Das Schiff und die Seefahrt. VI. 60.
Die englischen Sturmsignale. VI. 64.
Die neuen Seewege Maury's. VI. 158.
Das atlantische Telegraphentau. VIII. 158.

Verschiedenes.

Temperatur der Erdrinde. V. 191.
Temperaturzunahme mit der Tiefe. V. 191.
Einfluß der Rotation der Erde auf den Lauf und die Uferbildung der Flüsse. VI. 128.
Die neuesten Erfahrungen und Ansichten über die Ursachen der Stürme. Von Dr. H. Birnbaum VIII. 52.
Der Magnetismus der Erde. Von Dr. H. Birnbaum. VIII. 377.

Meteorologische Perturbationen. VIII. 64.
Eine neue Geschichte der Entstehung der Erdoberfläche. VIII. 128.
Eine internationale Gaunerbande. V. 160.
Zur Statistik der Juden. V. 160.
Das Scalpiren bei den Indianern. V. 184.
Die wiener Gesellschaftsreise nach Konstantinopel 1864. V. 221.
Neue Goldfunde. V. 223.
Zur Statistik der französischen Colonien. V. 350.
Kohlen- und Eisenerzeugung. V. 351.
Kostenaufwand der stehenden Heere. V. 352.
Die Namen der höchsten Berge. V. 383.
Der Silberabzug aus Europa nach dem Orient. VI. 32. VII. 158.
Die Elephantenzähne als Handelswaare. VI. 32.
Erdbeben. VI. 126. VII. 96.
Ein geographischer Schnitzer. VI. 126.
Die Temperatur der Alpenseen. VI. 158.
Der Handel mit Butter. VI. 160.
Die Weinrebe als Kulturpflanze und der Wein als Getränk bei den verschiedenen Völkern. Von G. Ebers. VI. 172. 238.
Elfenbein in einem Elephantenmagen. VI. 192.
Neue Reisen. VI. 254.
Wie indische Fürsten von den Engländern behandelt werden. VI. 281.
Die Kilkennykatzen und die Deutschen. VI. 288.
Versendung von Champagnerweinen. VI. 320.
Aus den slavischen Ländern. VI. 352.
Nachrichten über Reisende. VI. 378.
Lyell's Eröffnungsrede auf der britischen Naturforscherversammlung zu Bath. VII. 54.
Aus den geographischen Verhandlungen der „British Association" zu Bath 1864. VII. 188. 243.
Die Produktion der Edelmetalle. VII. 96.
Die vergifteten Pfeile der Wilden. VII. 188.
Branntweingenuß bei verschiedenen Völkern. VII. 159.
Woher nahmen die Alten ihr Zinn? VII. 245.
Götzenbilderfabrik im frommen England. VII. 224.
Ein englischer Lord als indischer Götze. VII. 320.
Die Polen im Exil. VIII. 86.
Die Kulturbedeutung der Oceane. Von Karl Andree. VIII. 203.
Die Verbreitung der Polyandrie. VIII. 319.
Dorf und Stadt. Von A. Boltz. VIII. 236. 280.
Die Einbürgerung der Elodea canadensis in der Mark Brandenburg. VIII. 288.
Auswanderung über Liverpool. V. 319.
Auswanderung vom Clyde. V. 319.
Auswanderung über See. VI. 256.
Die europäische Auswanderung. VII. 242.
Aus dem Orient. Von Dr. H. Brugsch. VII. 27.
Oesterreichische Revue. 1864. VII. 126.
Russische geographische Werke. VII. 224.
Photographisches Album der indischen Völker. VII. 384.
Das Wetter im Sprichwort. VII. 216.
Altisländische Volksballaden und Heldenlieder der Färinger. Von J. P. Wilatzen. VIII. 160.
Atlas zur Industrie und Handelsgeographie. Von Klun und Lange. VII. 125.

Die geographische Gesellschaft in St. Petersburg. V. 254.
Die k. k. österreichische geographische Gesellschaft zu Wien. VII. 128.
Der österreichische Alpenverein. VII. 160. 316.
Das militärisch-geographische Institut in Wien. VII. 160.
Verein für Landeskunde in Niederösterreich. VII. 383.
Die geographische Gesellschaft in London VII. 224.

Aus der Thierwelt.

Die Abstammung der Hauskatze. V. 32.
Seidenraupen auf Madagaskar. V. 190.
Die neuesten Nachrichten über die Auerochsen im Bialowitzer Wald. V. 380.
Die Bedeutung der Hausthiere für die Kulturentwicklung der Völker. (6 Illustr.) V. 281. 305. VI. 115.
Eingewöhnung europäischer Nutzthiere in Australien. VI. 320.
Merinos am Parana. VIII. 63.
Die Haidschnucken im nordwestlichen Deutschland. VI. 32.
Die Mücken in Lappland. VI. 381.
Der Riesenalk. VII. 288.
Der Cucujokäfer in Mexiko. VII. 158.
Die Ankunft der Zugvögel im nordöstlichen Deutschland. VIII. 211.
Die ersten Schritte zur Nutzbarmachung der Hausthiere. VIII. 152.
Züchtung gezähmter Strauße in der Kapcolonie. VII. 287.
Die Sardellenfischerei im Mittelmeer. VII. 382.
Die Lachsfischerei in den Flüssen von Südwales. V. 351.
Häringsfang in Schottland. VI. 32.
Fischfang und Fische bei Odessa. V. 213.
Häringsfang im Schwarzen Meer. VIII. 64.

Personennachrichten.

Agassiz, in Brasilien. VIII. 159.
Baikie, Dr. V. 157. 187. †. VII. 319.
Baker's S. afrikanische Reise. VI. 378. VII. 94. 156. VIII. 287.
Banès in Sambesi. V. 188.
Baer, K. E. von. (m. Porträt) VIII. 215.
Barry, in Südafrika. VIII. 253.
Bates, am Amazonenstrom. VIII. 139. 174.
Beurmann, M. v. †. V. 120.
- - Nachlaß. VII. 381.
Bigandet, Bischof in Barma. V. 254.
Birby, Missionär, am Kambodschafluß. V. 254.
Brooke, Sir James. V. 189.
Burton, R. V. 187. 382. VI. 285. VII. 94.
Casanova, in Afrika. VII. 30.
Chaillu, Du, Nachrichten. VI. 379. VII. 156.
Chapman, in Sambesi. V. 188.
Constantin, Georg, in Indien. V. 221.
Crowther, Bischof, am Niger. V. 382. VIII. 90.
Dempster, die Brüder, in Australien. V. 127.
Decken, Karl v. d., in Zanzibar. VIII. 29.
Eden, Ashley, in Bhutan. V. 221. VI. 189.
Esselbach Dr. †. VI. 29.
Falconer, Dr. Hugh. †. VII. 381.
Finnis, Oberst, in Australien. VII. 255. VIII. 158.
Fitzroy, Kapitän, in Indien. V. 254.
- Viceadmiral. †. VIII. 190.
Gerard, der Löwentödter. V. 187. 382. VI. 379. †. VII. 222.
Gunst, Dr. in Madagaskar. VIII. 191.
Hall, Cap. VI. 223. 378.
Haug's, Dr. Auffindung von Zendmannscripten. VI. 29.
Hector auf Neuseeland. VIII. 351.
Heuglin, Th. v. V. 121. 157. VI. 222. VII. 31.
Howitt, auf Neuseeland verschollen. V. 287.
Jagues, Missionär, am Senegal. VII. 350.
Junghuhn, Fr. †. VI. 223.
Krockow, Graf, in Afrika. VII. 30. 318. VIII. 126.
Larnach, in Australien. V. 127. 222.
Lejean. V. 121. VII. 63.
Leon, Pedro de Cieza. VII. 250.
Livingstone, Dr. VI. 94. 157. 222. VIII. 29. 191.
Londo, in Afrika. VI. 379.
Mage, Lieutenant am Senegal. VI. 29. 190. 254. VII. 31.
Magnan, Kapitän an der Guinea-Küste. V. 382.
Marfels, Dr. Reise nach den Schanländern. V. 187. 221. 254.
Martens, von, der Zoolog. V. 160.
Martin, Vivien de St., gegen H. Speke. VI. 189.
Martin Dr. in Westaustralien. VII. 190.
Massaya's, Bischof, Gefangenschaft. V. 121.
Miani's Expedition. VII. 31. 157.
Mücke, Dr. in Tanunda. V. 158.
Napier, Präsident, auf den Andamanen. V. 221.
Panter, Dr., in Westaustralien. VII. 190.
Pelly, Oberst, am Persischen Meer. VII. 222. VIII. 288.
Perrand, Lieutenant, in Timbuktu. VI. 254.
Petherick, Konsul, am obern Nil. V. 92. 157.
Quentin, Dr., am Senegal. VII. 32.
Rohlfs, Gerhard. V. 152. VII. 319.
San Roman, M. Präsident. †. V. 63.
Schläfli, Dr. A. V. 121. 157. 247. 277.
Schmarda, Dr. L. K., am Adriatischen Meer. V. 96.
Schomburgk, R., †. VII. 63.
Schweinfurth, G. V. 121. VI. 19. VII. 31.
Seoner, Lieutenant, am Salwenfluß. V. 254.
Seemann, Berthold. VI. 254.
Speke. H. VI. 157. 189. 285. VII. 221.
- †. VII. 93.
Spruce, Rich. VI. 254.
Squier, E. G. in Peru. V. 287.
Struve, F. G. W. VII. 255.
Stübel, Dr. A. VI. 254.
Thornton, Richard, †. V. 121.
Vambery, H. VI. 254. VII. 31.
Watson, Lieutenant, am Salwenfluß. V. 254.
Whitecombe, Neuseeland †. VIII. 351.

Aus China durch die Mongolei nach Sibirien.*)

I.

Weltstellung der Mongolei. — Der sibirische Telegraph. — Kalgan als chinesisch-mongolische Grenzstadt. Handel und buntes Völkergewühl. — Wie die Mongolen in der Stadt leben. — Der Roßmarkt und das Handeln vermittelst der Fingersprache. — Die große Mauer. — Ausrüstung für die Reise durch die Wüste. — Chinesische Ackerbauer am Rande der Gobi. — Die Kameeltreiber. — Geselliger Verkehr unter den Mongolen; Gutmüthigkeit und Gastfreiheit. — Guruschantilopen. — Die Jurten. — Ein Schmaus. — Feiner Instinkt der Mongolen. — Ebene Tsagan tugurnk. — Ein Tempel in der Steppe. — Diebstahl und Beschwörung. — Die russischen Couriere. — Paß über die Ulin dabha-Berge. — Nordwinde. — Murmelthier der Steppe. — Ein junger Pilger.

Die Steppen und Wüsten der Mongolei werden gegenwärtig in die Wellenschläge des großen Weltverkehrs hinein gerissen, und das „Land der Gräser" erhält eine gesteigerte Bedeutung für den Handel. Bis vor wenigen Jahren war diese weit ausgedehnte Region den Europäern verschlossen, nur allein Rußland hatte das Recht, zu genau

Ein Eilwagen in den Steppen der Mongolei. (Nach einer Zeichnung von E. Bayard.)

*) The Siberian Overland route from Peking to Petersburg, through the deserts and steppes of Mongolia, Tartary etc. By Alexander Miehie. London 1864. S. 72 bis 165. — Le Tour du Monde, Nr. 253, 254 und 255, enthält die Reise des französischen Gesandten Bourboulon im Mai 1862. — Journey from Peking to St. Petersburg, across the desert of Gobi. By. C. M. Grant. (März und April 1862) im Journal of the royal geographieal Society, 1863. XXXIII. S. 167 ff.

bestimmten Fristen und auf vorgezeichnetem Wege eine Gesandtschaftskarawane von Kiachta an der sibirisch-mongolischen Grenze nach Peking zu schicken. Heute ist, in Folge der mit dem Kaiser von China abgeschlossenen Verträge, seit dem Jahre 1859 die Mongolei eröffnet; Reisende und Kaufleute aus dem fernen Abendlande können ungehindert diese innerasiatischen Einöden nach allen Richtungen durchziehen, und schon 1863 sind russische Karawanen mit Waaren, welche sie auf der Messe von Nischni Nowgorod eingekauft, bis nach Tien tsin am Gelben Meere gewandert.

Die Mongolei ist vom chinesischen Kaiser abhängig; dieser kann sich aber den Anforderungen der europäischen Großmächte nicht entziehen. Er mußte ausgedehnten Handelsverkehr mit dem Auslande bewilligen, nicht bloß an der Küste, sondern bis tief ins Innere hinein, z. B. auf dem Yang tse kiang bis zu dem großen Stapelplatze Hau kön und nicht minder in der Mongolei. Bis zur Nordgrenze derselben reicht nun von Europa aus der elektrische Telegraph, denn gegen Ende des Jahres 1864 haben die Russen ihre Linie bis Kiachta vollendet. Diese Drähte sollen in südöstlicher Richtung durch die Mongolei bis Peking weiter geführt werden; die Vorbereitungen zu diesem wichtigen Unternehmen sind im Gange, und an der Ausführung ist nicht zu zweifeln.

Die große Gobi, die Sandwüste oder Steppe, wird also zu einem Passagelande. Wir haben über dasselbe auch heute noch keine umfassende Kunde, und jeder Beitrag, welcher dieselbe vermehrt, ist willkommen. Vor etwa 10 Jahren erschien des Lazaristen Abbé Huc Reise durch die Mongolei nach Hlassa in Tibet; sie ist ein höchst anziehendes, ungemein lehrreiches Buch, durch welches wir recht in die Mitte des Lebens und Treibens der Mongolen eingeführt werden. Der Missionär durchwanderte aber nur die südlichen und westlichen Theile des Graslandes; die drei Reisenden hingegen, welche wir begleiten wollen, folgten der Karawanenstraße, die in der Richtung von Südost nach Nordwest zur sibirischen Grenze führt.

Den eigentlichen Ausgangspunkt für die lange und weite Wanderung durch die Wüste bildet nicht Peking selber, sondern das 28 deutsche Meilen entfernte Kalgan an der großen Mauer. Nachdem man die Hauptstadt verlassen und das große Siegesthor hinter sich hat, findet man an der Straße eine Menge von Landhäusern und Pagoden; zudringliche Bonzen schellen mit Glocken, schlagen auf Tamtams und bitten um Almosen. Die vielen Wirthsschänken sind blau, roth, grün oder bunt bemalt und haben Aushängeschilder, auf welchen zu lesen steht, daß man Thee, Sorghobranntwein, hartgesottene Eier, gebratene Fische, eingemachte Früchte, Melonen und Schmalzkuchen bekommen könne. Eine Kameelkarawane folgt der andern; die Treiber sind Mongolen oder Turkomanen oder auch Tibetaner mit etwas wildem Gesichtsausdruck; an diese Fremden drängen sich chinesische Hausirer heran. Lange Züge von Maulthieren sind mit allerlei Lebensmitteln und Salz beladen, und aus dem mongolischen Lande Tschakar werden zahlreiche Ochsenheerden herbei getrieben. Tschakar liegt am Rande des Graslandes zwischen der großen Mauer, der Biegung, welche der Hoang ho macht und der Mandschurei; es liefert dem chinesischen Reiche nicht nur das beste Schlachtvieh, sondern auch die keckſten Reiter, welche vor einigen Jahren in der Schlacht von Pali kiao dem Ansturm der Engländer und Franzosen tapfern Widerstand entgegensetzten, nachdem das chinesische Fußvolk schon längst die Flucht ergriffen hatte.

Allmälig hören die Baumgänge auf und das sorgfältig beackerte platte Land fängt an, in welchem Dörfer zerstreut umher liegen. Unter diesen ist Tschaho eines der größten und mit einer Mauer umgeben. Frau von Bourboulon war nach angestrengtem Ritt ermüdet, wollte während der Mittagshitze im Schatten ausruhen und trat an ein geräumiges Haus, um sich auf eine Stunde ein Unterkommen zu erbitten. Sie war in eine Schule gelangt. Der Schulmeister, ein mürrischer, galliger Mensch, benahm sich sehr grimmig wegen der Störung, sprang zur Thür hinaus und verwehrte der weißen Dame den Eintritt. Der Mann bot eine so frappante Erscheinung dar, daß ein Reisebegleiter in aller Eile eine Skizze von diesem chinesischen Cerberus entwarf. (S. 8.)

Ueber Suan hoa fu gelangten die Reisenden nach Kalgan. Dieses Wort ist durch die Russen aus Halgan, Thor oder Pforte, verderbt worden, denn die Chinesen nennen diese Stadt Schan kia kön. Sie bildet einen wichtigen Stapelplatz für den Handel zwischen Sibirien und Nordchina, und seit mehreren Jahren sind auch russische Kaufleute dort ansässig. Es kann für den Umschwung der Dinge in China zeugen, daß im Jahre 1862 in dieser Stadt an der mongolischen Grenze gleichzeitig die Gesandten dreier europäischen Großmächte sich eingefunden hatten: der Russe Balusseck, der Franzose Bourboulon und der Engländer Bruce, und daß ihnen zur Ehre die chinesischen Gasthöfe festlich mit Fahnen geschmückt waren.

Kalgan hat enge, schmutzige, übelriechende Straßen, ist schlecht gebaut, aber volkreich, denn die Einwohnerzahl mag immerhin an 200,000 Seelen betragen. An den Häuserseiten ist stets ein Gedränge von Fußgängern, während die Fahrwege von Karren, Kameelen, Eseln und Pferden belebt sind. Nicht selten stürzt ein Wagen um, und dann entsteht allemal ein großes Gedränge.

Für den Europäer bietet diese Grenzstadt manches Interessante dar. Einmal ist die Gewerbsamkeit nicht gering, und die Kaufleute rufen mit lauter Stimme Kunden herbei; ein Blick in die verschiedenen Läden verlohnt sich schon der Mühe. Lastträger keuchen unter einer schweren Tracht Ziegelthees, der in Matten gewickelt ist und an Riemen über den Rücken hinab hängt; diese Leute ziehen in langer Reihe hinter einander her und jeder trägt einen eisenbeschlagenen Stab, auf welchen er sich stützt, wenn er ausruht. An ambulanten Garköchen ist eben so wenig Mangel, wie an bettelnden Bonzen, die ein Buddhabild vor sich stehen haben.

In dem Menschengewühl unterscheidet man leicht die Mongolen, welche barfuß und zum Theil in zerlumpter Kleidung Ochsen, Schafe oder Pferde vor sich hertreiben; die Tibetaner erkennt man an dem blauen Rocke mit schwarzen Sammtaufschlägen und dem langen Haar, in welchem sie allerlei Gold- und Korallenschmuck befestigt haben, und die mohammedanischen Kameeltreiber aus Türkistan an der Adlernase, dem langen schwarzen Bart und dem Turban; sie haben Salz auf ihren Kameelen hergebracht. Eine auffallende Erscheinung bilden die mongolischen Geistlichen mit gelbem oder rothem Rock und geschorenem Haupte; sie sprengen im Galopp durch die engen Gassen und thun sich offenbar nicht wenig darauf zu Gute, daß sie die wilden Rosse so gut zu bändigen und so gewandt zu reiten verstehen. Der sibirische Kaufmann hat russische Tracht und einen Filzhut; ein chinesischer Lintsai (Licentiat) geht sinnend durch das wirre Menschengewühl, um das er sich nicht kümmert; er denkt wohl an das demnächst bevorstehende Staatsexamen. Dann und wann erschallt Musik aus einem Hause.

Es ist erklärlich, daß ein Reisender, welcher sich eben

anschickt, die Wüste der Mongolei zu durchwandern, den Mongolen besondere Aufmerksamkeit zuwendet. Diese Leute leben in der Stadt Kalgan gerade so, als ob sie mitten in ihren Steppen sich befänden. Allerdings kehren sie in Wirthshäusern ein, stellen aber ihr Vieh nicht unter Dach und Fach, sondern binden es an Pfähle im Hofe, wo sie auch ihre Zelte aufschlagen, in denen sie kochen und schlafen. Nicht einmal des Brennholzes bedienen sie sich, sondern des Kuhdüngers (der Argols), welchen sie in Säcken aus der Wüste mitbringen.

Wir sagten schon, daß Kalgan ein wichtiger Handelsplatz sei. Die Mongolen und Mandschu bringen dorthin Pelzwerk, Champignons, Ginseng, Tuche und andere russische Waaren, sodann Vieh in großer Menge. Dagegen tauschen sie ein: Ziegelthee, Tabak, Baumwollenzeug, Pferde- und Kameelgeschirre, Gerste- und Hirsemehl und allerlei Eisenwaaren. Für sogenannte pekinger Waaren haben sie große Vorliebe, und von den chinesischen Kaufleuten werden sie allemal über das Ohr gehauen.

Michie besuchte den Roßmarkt, der an jedem Morgen auf der Esplanade an der großen Mauer abgehalten wird. Zum Verkauf waren einige hundert zumeist mongolische Pferde ausgestellt; sie standen in langen Reihen angebunden und wurden von wild aussehenden Burschen den Käufern vorgeritten. Den Handel vermitteln Mäkler, die allemal Chinesen sind und das Geschäft vermöge der Fingersprache abmachen. Wenigstens beginnen sie damit gegenseitig unter ihren Rockärmeln zu manipuliren, sobald die Verhandlung aber einmal in vollem Gang ist, wird sie auch wohl mit lauter Stimme fortgeführt.

Bemerkenswerth sind die zahlreichen von Ochsen gezogenen Karren, an denen auch nicht ein Stückchen Eisen zu sehen ist. Sie bringen Holz aus dem Gebirge bei Urga im Lande der Kalkas-Mongolen, das beinahe 150 deutsche Meilen von Kalgan entfernt ist, legen diese Strecke durch die große Wüste gewöhnlich in 40 Tagen zurück und finden in der holzarmen Gegend immer willige Abnehmer für ihre Waare.

Kalgan liegt hart an der weltberühmten großen Mauer, die oftmals beschrieben worden ist; sie weist aber fast nur Trümmer auf, welche auch die Richtung bezeichnen, in der sie einst gelaufen ist. Doch stehen noch manche Thürme ziemlich unversehrt. Weiter nach Osten hin befindet sie sich noch in besserm Stande, und bei Kalgan selbst wird sie in gutem Zustand erhalten. Unter ihr hinweg führt hier ein gewölbtes Stadtthor, durch welches alle Karawanen und Kaufleute einziehen, die aus der Mongolei kommen.

Nach Grant liegt Kalgan unter 40° 45′ nördl. Br., 115° östl. L. und hat mit den Vorstädten eine Länge von etwa einer deutschen Meile. Wer durch die Wüste reisen will, findet dort Alles, was zur Ausrüstung nöthig ist. Der ebengenannte Engländer miethete fünf Kameele, einen Karren und zwei mongolische Diener bis Kiachta und zahlte dafür im Ganzen nur 110 Taels, also 35 Pfund Sterling. Michie entrichtete für 8 bis 12 Kameele und drei mongolische Begleiter 150 Taels oder 50 Pfund Sterling, was für eine Reise von anderthalbhundert deutschen Meilen nicht zu viel war. Bourboulon reiste mit Frau und Gefolge als großer Herr, und er ist manchmal in einem jener Karren, welche von chinesischen Arbeitern für die Wüstenreise sehr dauerhaft hergestellt und von vier muthigen Rossen gezogen werden, wie vom Sturmwinde getrieben im Lande der Gräser dahin gesaust!

Auch Michie, den wir jetzt auf seiner Wanderung begleiten wollen, hatte sich weislich mit mancherlei Vorräthen versorgt, denn von Städten oder Dörfern konnte bis Urga keine Rede sein; er mußte darauf gefaßt sein, nur Wanderhirten zu treffen. Unter den Gegenständen seiner Ausrüstung fehlten Pelze, Decken und große Filzstiefel natürlich nicht; diese sind, auch während der Sommermonate, wenigstens für einen europäischen Reisenden unbedingt nöthig.

Jenseits Kalgan steigt das Gelände auf einer Strecke von etwa drei deutschen Meilen wohl 2000 Fuß hoch an, und weiterhin gelangt man auf die Hochebene, welche etwa 5000 Fuß über dem Meere liegt. Die Chinesen haben sich bis an den Rand der Wüste vorgeschoben und betreiben mit unermüdlichem Fleiße den Ackerbau selbst in Gegenden, die sehr undankbar sind. Denn auf regelmäßige Witterungsverhältnisse ist nicht zu rechnen, häufig tritt Dürre ein, Sandstürme, Orkane und gewaltige Regengüsse richten großen Schaden an, und dann folgt dem Mißwachs eine Hungersnoth. Die Mongolen sehen das Vordringen der Chinesen sehr ungern, denn diese „Kitat“ sind ihnen verhaßt, wie den Mandschu auch, in deren Lande gleichfalls die Zahl der Chinesen stark anwächst, so sehr, daß die eigentlichen Landeseingebornen sich schon seit langer Zeit in der Minderheit befinden.

Michie hatte in den letzten Tagen des August unter dem 41. Grade nördlicher Breite am Tag eine drückende Hitze und Nachts eine so empfindliche Kälte, daß er alle seine Decken hervorholen mußte. Am Morgen schmetterten die Lerchen, und die Wiesen, auf denen Roß- und Rindviehheerden in großer Zahl weideten, waren ungemein frisch und duftig. Sowohl das Land der Gräser, wie der Mensch, welcher in denselben als Nomade umherzieht, machten einen günstigen Eindruck auf den Reisenden, welcher sich selber recht vollfrei fühlte.

Sein Oberkameeltreiber und Führer war ein Geistlicher, ein Lama, ein schlichter, guter Mann, mit welchem sich sehr gut verkehren ließ; sein erster Gehülfe hieß Tellig. Dieser treffliche Bursche behielt unter allen Umständen seine fröhliche Laune, war immer fleißig und anstellig, kurz ein Mensch von ganz vortrefflichem Charakter. Der zweite Gehülfe hatte einen etwas verschlagenen Ausdruck im Gesichte, und da sein mongolischer Name schwer auszusprechen war, taufte Michie ihn als Kitat, Chinesen, was er Anfangs nicht leiden wollte.

Die Mongolen singen gern und allemal mit voller Stimme, nicht in Fisteltönen, wie die Chinesen, deren Gesang ganz abscheulich klingt. Der Lama sprach in den Zelten vor, spendete den Leuten seinen Segen und trank Thee mit ihnen. Alle Dinge ließen sich gut an, die Kameele gingen ihren langsamen, aber sichern Schritt. Michie rechnete aus, daß jedes Thier ein jedes seiner Beine mindestens 700,000 Mal aufheben und niedersetzen müsse, ehe das Reiseziel erreicht war. Auch die Pferde waren frisch und munter.

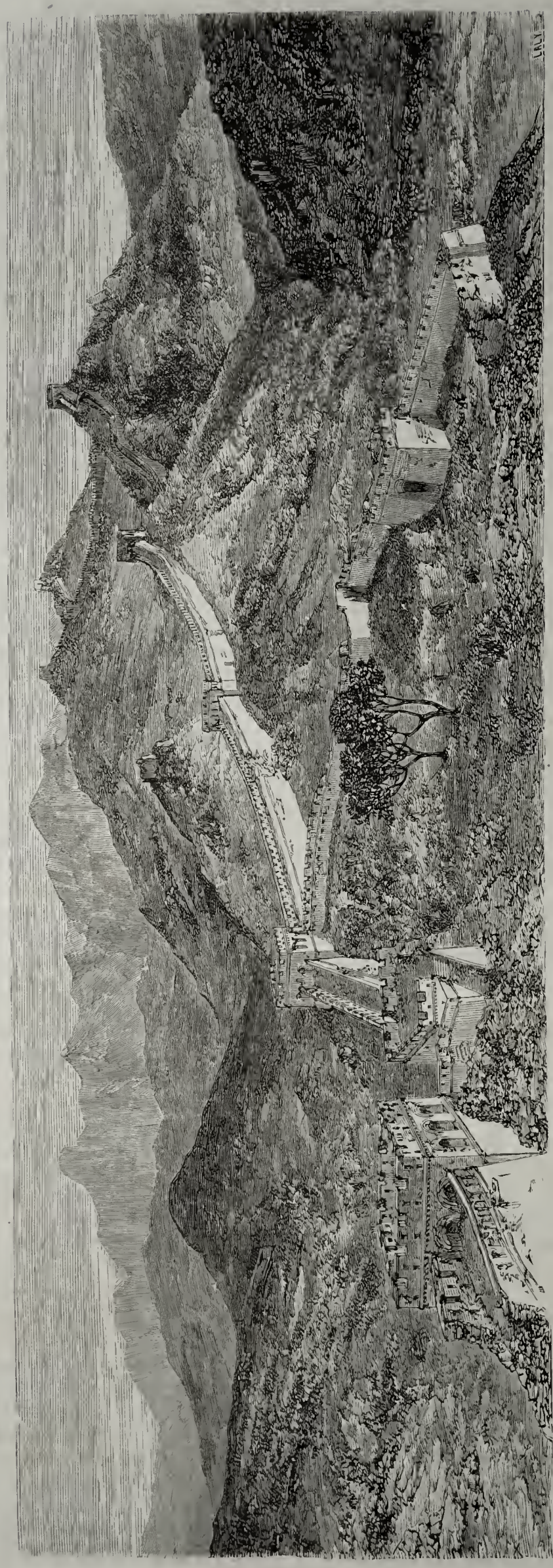
Allemal gegen Abend wurden die Zelte aufgeschlagen, in welchen die Mongolen sofort ein Feuer anmachten. Sobald der Kuh- und Roßdünger brannte, hingen sie den Topf mit Wasser auf, um Thee zu kochen. Da wo andere Zelte in der Nähe waren, kamen gewöhnlich Frauen herbei und brachten in Körben diesen werthvollen Brennstoff. Das ist bei diesen gastlichen Leuten einmal Herkommen und Landesbrauch. Die Reisenden nehmen bei der Auswahl ihrer Rastpunkte gern Rücksicht auf Wasserstellen. In der Gobi fehlt es nicht an Wasser, aber wer mit den Oertlichkeiten nicht bekannt ist, findet dasselbe nur schwer, weil die Brunnen nicht ins Auge fallen. Die Mongolen haben übrigens in hohem Grade den scharfen Instinkt,

welcher gerade für Nomaden so viel werth ist. Wasser und Gras sind für sie zwei Hauptsachen; das letztere namentlich auch deshalb, weil Ochsen und Kameele in 24 Stunden nur einmal Zeit zum Grasen bekommen.

Die Mongolei bildet in jenen südöstlichen Theilen eine Reihenfolge von Ebenen und sanft gewelltem Gelände; dann und wann wird auch der Boden rauh und hügelig, und im Allgemeinen erinnert die ganze Gegend an den Anblick des Meeres. Denn man sieht keinen Baum oder überhaupt irgend einen Gegenstand, welcher dem Auge Ruhepunkte darböte, außer in weiten Zwischenräumen Heerden und Zelte; Aufgang und Untergang der Sonne erhöhen noch die Täuschung, und das „Schiff der Wüste" fehlt ja auch nicht.

Nun lassen sich auch die wilden Ziegen blicken. Von den Chinesen werden sie als gelbe Schafe, Whang Yang, bezeichnet, bei den Mongolen heißen sie Gurusch; sie sind aber weder Ziegen noch Schafe; das Thier ist eine Art Antilope, Procapra gutturosa, von der Größe des Damhirsches und von gelblichbrauner Farbe, die nach den Beinen zu ins Weiße übergeht. Diese Antilopen sind scheu, ungemein rasch im Lauf, und es erscheint fast unmöglich, ihnen auf Schußweite nahe zu kommen; sie schwärmen in Heerden von einigen hundert Stück umher.

Weiter landein wird der Graswuchs spärlicher, und die Thiere finden mit Noth ein spärliches Futter; Zelte und Heerden sieht man nun nicht mehr, da hier nur für Kameele und Schafe Weide vorhanden ist. Zum ersten Male schlug Michie sein Lager an einer Stelle auf, in deren Umgegend keine Jurten zu sehen waren, also blieb er auch von Besuchern verschont. Das aber war für seine mongolischen Begleiter eine wahre Erquickung, weil sie bisher an jedem Abend außerordentlich stark in Anspruch genommen worden waren; Landessitte und Gastfreundschaft gebieten, daß man mit Jedermann sich unterhalte, und so war es gekommen, daß die Leute während der Nacht kaum eine Stunde Zeit zum Schlafen fanden; höchstens konnten sie unterwegs auf dem Kameel ein wenig einnicken. Ihr Tagewerk ist ohnehin keineswegs leicht.



Die große chinesische Mauer bei Kalgan. (Nach einer Photographie.)

Den Ausdruck Jurte haben die Mongolen nicht. Sie nennen ein solches Gebäude Giraï; man kann dasselbe als ein Zelt bezeichnen, es unterscheidet sich aber wesentlich von dem Wanderzelte, Maitschung, denn es besteht aus einem Gitterwerk von Holz, über welches man Filzmatten befestigt, ist rund und hat ein kegelförmiges, aber ziemlich flaches Dach. In diesem befindet sich ein Loch, aus welchem der Rauch abzieht; in der Mitte des Giraï brennt bei Tag ein Argolfeuer; am Abend wird dasselbe ausgelöscht und die Oeffnung verstopft. Die Seitenwände sind nicht viel über fünf Fuß hoch; beim Eintreten muß man sich bücken, die Thür ist weiter nichts als eine vorgehängte Filzdecke, und das Zelt selbst hat ungefähr acht Schritt im Durchmesser. Kein Mongole besitzt ein Bett; er schläft in seinen Kleidern und auf und unter Filzdecken. Der Nomade kann solch eine Wohnung mit leichter Mühe in eine andere Gegend verpflanzen; er nimmt die Filzbe-

Auf dem Kleidermarkt in Kalgan. (Nach einer Zeichnung von Vanmort.)

deckung ab, packt diese sowohl wie das Lattengerüst auf ein Kameel oder ein paar Ochsen und zieht fort. Die Mongolen können sich das Leben ohne Jurte nicht denken. Selbst da, wo sie in Ortschaften wohnen und wo durchaus kein Mangel an Holz ist, z. B. in Urga, halten sie doch an ihren Steppenjurten fest und umgeben dieselben nur mit einem rohen Pfahlwerk. Michie hebt ausdrücklich hervor, daß er während seiner Reise keinen einzigen Mongolen gesehen habe, dessen Wohnung ein Haus gewesen sei.

Die Geräthschaften sind sehr einfach. Als liegende Habe kann nur der Herd in der Mitte des Zeltes betrachtet werden, alles Andere ist fahrende Habe. Hauptgeschirre sind eine Pfanne und ein Topf von Eisen zum Kochen des Thees und des Hammelfleisches, ein paar Näpfe und Krüge zum Aufbewahren der Milch, sodann die Eiga, eine Schale, welche der Mongole immer auf der Brust trägt, und ein Messer. Die Kleider werden in eine hölzerne Kiste gepackt; Tisch und Stühle sind überflüssig, denn man sitzt auf Matten oder Filzdecken.

Die Mongolei wird von einer sehr großen Menge Karawanen durchzogen und diese verirren sich nie, weil der Weg selbst im Sande deutliche Spuren zeigt, wären es auch nur die Gerippe oder Knochen von Kameelen, welche zerstreut umher liegen.

Wir haben schon gesagt, daß Dörfer oder überhaupt feste Wohnsitze nicht vorhanden sind; man bezeichnet die Oertlichkeiten nach einem Wasserplatz, einem Berg oder sonst einer auffallenden Erscheinung.

Außer Zelt oder Jurte hat der Mongole noch eine Wohnung — das Pferd. Er ist ein schlechter Fußgänger, aber reiten lernt er, sobald er nur die Beine auseinander halten kann, und die Frauen stehen an Geschicklichkeit hinter den Männern nicht im Mindesten zurück; sie reiten unverzagt und ohne Sattel.

Auf der großen Karawanenstraße von Kalgan nach Kiachta bildet etwa der 45. Breitengrad die Grenze zwischen der innern oder südlichen und der äußern Mongolei; diese letztere gehört den Stämmen der Kalkas. Hier kam Michie in die Steppe Gunschandak, wo kein Gras wächst; dafür tritt aber nun ausschließlich wilder Lauch auf, der von Kameelen und Schafen sehr gern und auch von den Pferden ohne Widerwillen gefressen wird; die letzteren haben freilich keine andere Wahl, wenn sie nicht hungern wollen.

Der Mongole hat einen unverwüstlichen Magen und ist gefräßig wie ein Raubthier. Von früher Jugend wird er daran gewöhnt, zu essen, wenn sich die Gelegenheit darbietet, zu fasten, wenn es nicht anders geht, und dabei geräth sein Magen niemals in Unordnung. Es ist mit den Kameelen derselbe Fall. Michie's Mongolen hatten sich seit der Abreise von Kalgan nicht ein einziges Mal satt gegessen, während voller sieben Tage nur dann und wann etwas Hirse oder Mehlteig zum Thee genossen, dabei kaum etwas Schlaf gehabt, und dennoch waren sie munter und wohl auf.

Jetzt aber thaten sie sich gütlich. Sie schlachteten ein Schaf und zwar in der Weise, daß sie ihm ein Messer gerade unter dem Brustknochen in den Bauch rannten; dadurch wird der Tod augenblicklich herbeigeführt, und das Blut bleibt im Thiere. Das Abledern ist die Sache weniger Minuten; man wirft das Schaf mit dem Rücken auf den Sand, legt die Haut, je nachdem sie abgetrennt wurde, nach beiden Seiten hin ab und läßt einen Streifen an dem Thiere fest, damit man das Fleisch gemächlich zerlegen könne. So dient die Haut auch als Tisch, und Verunreinigung durch Sand findet nicht statt. Die Mongolen verstehen sich ausgezeichnet auf die Anatomie des Schafes, trennen jeden Theil mit Leichtigkeit ab und haben dazu weiter nichts als ein kleines Taschenmesser. Das Blut wird in eine vertiefte Pfanne, die Taga, gethan, gekocht und mit Mehl oder Hirse zu einem Teige geknetet. Diesen verzehrt man, während das Fleisch im Topfe brodelt, und höchstens eine Stunde nach dem Abschlachten des Thieres beginnt der Schmaus. Die Schafe der Mongolen sind meist in recht gutem Zustande, haben aber nur mageres Fleisch, weil alles Fett im Schwanz ist, der manchmal 10 Pfund wiegt. Jeder greift nach Belieben in den Kessel, langt ein paar Stücke heraus, legt sie vor sich hin oder thut sie auch in seinen hölzernen Napf und schneidet mit seinem Messer Stücke herunter. Von Salz, Brot, Gewürzen oder Brühe ist keine Rede, wohl aber gilt das Knochenmark für einen Leckerbissen, natürlich nächst dem Schwanze, welcher allemal dem Priester zugebilligt wird, falls ein solcher Lama zugegen ist; der aber theilt großmüthig den Anderen davon mit. Es hat übrigens einen guten Grund, daß die Mongolen das fette Fleisch dem magern vorziehen, und sie folgen darin einem ganz richtigen Instinkt. Fettige und mehlige Speisen erfüllen im Haushalte des Körpers zuletzt einen und denselben Zweck, und die einen oder anderen sind unbedingt erforderlich. Völker, welche kein Getreide und überhaupt keine Mehlfrüchte haben, müssen sich an Fett halten, und deshalb besteht auch das Nahrungsmittel der Eskimos aus Thran.

In der wüsten Steppe Gunschandak fand der Reisende nur an sehr vereinzelten Stellen ein paar Jurten, deren Nähe am Abend gewöhnlich durch das Anschlagen der Hunde angezeigt wurde. Die Mongolen halten viele Hunde, welche den gewöhnlichen chinesischen gleichen, nur sind sie größer und dichter behaart. Sie leisten diesem Hirtenvolke sehr nützlichen Dienst, werden aber, was ja auch zumeist in China der Fall ist, von ihren Besitzern nicht gefüttert, sondern müssen sich ihr Futter suchen, so gut sie eben können.

In der Gobi sind viele salzige Ebenen, die theils trocken liegen, theils Wasser haben. Auf solchem Boden wächst in Büscheln eine dunkelgrüne Pflanze, mit der sich, aus Mangel an Gras, das Vieh behelfen muß; die Kameele fressen sie sogar gern.

Während der Nachtreise bewunderte Michie oftmals, mit welcher Leichtigkeit seine Mongolen in der offenen Wüste den richtigen Weg fanden, und am Morgen sagten sie allemal genau, wo sie waren. Sie bedurften gar keiner Landmarken und wußten bestimmt, wo die Brunnen lagen. Ihr nomadischer Instinkt, dessen sie allerdings in hohem Grade bedürfen, den sie aber auch in bewundernswürdiger Weise ausgebildet haben, leitet sie ganz richtig. So kreuzen auch die chinesischen Seefahrer bei Nacht und Nebel mit großer Sicherheit an ihren gefährlichen Küsten, ohne sich zu irren; in Australien sind die erfahrensten Buschklepper allemal ganz ungebildete Leute. Der Mann von Erziehung und Bildung bedarf künstlicher Mittel, um jenen Instinkt einigermaßen zu compensiren. Der Nomade schärft seine äußeren Sinne, die bei ihm ununterbrochen in Thätigkeit sind, denn er bedarf ihrer im täglichen Leben.

Am 7. September erreichte die kleine Karawane das „gelobte Land", nämlich die wohlbewässerte, grasbedeckte Ebene Tjagan-tuguruk, auf der nach allen Richtungen hin zahlreiche Viehheerden weideten und viele Jurten zerstreut umherstanden. Auch ein Sume oder Tempel fehlte nicht. Das kleine recht hübsche Gebäude war aus Stein aufgeführt und wohl das kleinste gottesdienstliche Gebäude in der Welt. Ein Lama, dessen Zelt in der

Nähe stand, kam herbei und öffnete die Thür. Das Innere war freilich in keinem erbaulichen Zustande, mit Staub bedeckt und mit Jurtengestellen und Filzdecken angefüllt; offenbar hatte ein wandernder Mongole diese Sachen der Sicherheit wegen im Tempel untergebracht. Bald erschien noch ein anderer Lama, und die beiden Priester gaben sich große Mühe, auf alten Trompeten zu blasen, die aber in so üblem Zustande waren, daß kein Ton herausgelockt werden konnte.

Der Aufenthalt in Tsagan-tugurnk war nicht unangenehm, und ein junger Bursche von etwa 15 Jahren, Namens Haltsundoriki, machte dem Reisenden manchen Spaß. Er kam jeden Morgen, blieb bis zum Abend, erwies sich vielfach nützlich, scheuchte unwillkommene Besucher durch allerlei Scherz und Witz zurück, spielte eine Art Ceremonienmeister und schonte weder Jung noch Alt. Gelegentlich sprang er auf das erste beste Pferd oder Kameel und rannte wie rasend umher. Er war kein Lama, hatte aber guten Unterricht erhalten und sprach und schrieb Tibetanisch.

Im Allgemeinen sind die Mongolen ehrliche Leute und Diebstähle kommen selten vor, doch traf es sich, daß einmal Nachts den Reisenden einige Kleinigkeiten gestohlen wurden. Michie stellte sich darüber sehr aufgebracht und erklärte, daß Niemand wieder in sein Zelt kommen dürfe, bis der Dieb entdeckt sei, auch erhielt Keiner mehr eine Gabe. Als sein Oberkameeltreiber, der Lama, von dem Diebstahl hörte, rief er noch zwei andere Lamas herbei, um gemeinschaftlich mit denselben allerlei Beschwörungen zur Ermittelung des Diebes zu veranstalten. Dieselben fanden in einer Jurte statt; Glocken, Gebetbücher, Rosenkränze und Kerzen spielten dabei eine wichtige Rolle, auch Wein, welchen Michie hergegeben hatte, wurde bei der Ceremonie mit verwandt. Der Lama goß denselben in drei kleine Messingschalen, welche auf der Kleiderkiste standen. Am andern Morgen hieß es, die Beschwörung sei erfolgreich gewesen und der Dieb ermittelt worden, aber vom Einfangen desselben und von Zurückgabe der gestohlenen Sachen war natürlich keine Rede.

Auch nordwestlich von Tsagan tuguruk wuchs noch viel wilder Lauch. Der Weg führte durch Sümpfe und Wasserstellen, und die Treiber mußten sehr vorsichtig zu Werke gehen, weil das Kameel schlüpfriges Erdreich und Wasser ungern hat. Sein breiter, weicher Fuß sinkt nicht tief genug ein, um festen Halt zu bekommen, was beim Pferd allerdings der Fall ist, und die langen Beine hängen lose zusammen und sind für solchen Boden nicht geeignet. Eine Karawane von 17 Kameelen hatten einen unrichtigen Weg eingeschlagen, und die Kameele saßen fest im Schlamm. Michie's Lama hatte vorsichtig einen Bogen gemacht und kam gut hindurch; triumphirend fragte er dann: „Wer kennt den Weg?"

Auf der andern Seite des Morastes lagerte eine aus mehr als 60 Kameelen bestehende Karawane, die aus Kiachta kam und für Rechnung chinesischer Kaufleute nach Peking bestimmt war. Zwei „Himmlische", lustige Burschen, hatten die Waaren unter Obhut, und Michie ließ sich mit ihnen in ein längeres Gespräch ein, das sich um den Zustand des Weges, um Weideplätze und dergleichen mehr drehte. Die Reisenden lügen in der Regel, was das Zeug halten will, und schwätzen, was ihnen gerade auf die Zunge kommt. Sie sagen, es sei schön Wetter, wenn es auch Katzen, Hunde und Bauernjungen regnet. Es ist aber doch immerhin der Mühe werth, sich mit solchen Leuten zu unterhalten, weil man zuweilen nützliche Winke von ihnen erhält.

Weiterhin, in der Steppe Butyntala, war Wasser vollauf und an gutem Grase kein Mangel, eben so bei Sain kutul, wo sich der kleinen Karawane ein russischer Courier anschloß. Er war ein Lama, ritt ein Kameel und sprach auch Russisch. Der Courier- und Postdienst, welchen Rußland durch die Mongolei unterhält, wird zum großen Theil durch buddhistische Priester besorgt, die große Vorliebe für ein herumschweifendes Leben haben. Es gehört zu den Ausnahmen, daß sie Kameele reiten; gewöhnlich haben sie Pferde, welche nach einem Ritte von 12 bis 15 Wegstunden gewechselt werden. Sie legen die 780 englische Meilen weite Strecke zwischen Kalgan (Schan kiu kön) bis Kiachta in 10 bis 12 Tagen zurück; bei zweckmäßiger Einrichtung des Dienstes könnte das aber in der Hälfte Zeit geschehen. Michie traf mehrere solcher Couriere, die es sich sehr bequem machten; der oben erwähnte zum Beispiel ritt gemächlich neben dem Engländer von sechs Uhr Abends bis zum andern Morgen 10 Uhr. Nicht selten sprechen sie in den Jurten vor, trinken Thee und unterhalten sich Stunden lang mit den Leuten. Bisher sind allmonatlich drei Couriere von Kiachta nach China abgegangen; einer steht im Dienste der russischen Regierung und geht nach Peking, die beiden anderen werden von russischen Kaufleuten bezahlt, und ihr Bestimmungsort ist Tien tsin.

Allmälig nahm die Gegend einen andern Charakter an, denn aus der Ebene stiegen sehr unregelmäßig gestaltete Höhen empor. Der schlimmste Theil der Wüste war jetzt überwunden und das Land weniger dünn bewohnt. Michie gelangte nun an die Ulin dabha-Berge, in denen die Karawanenstraße von 3700 bis zu 4900 Fuß ansteigt. Das ist die Höhe des bequem zu überschreitenden Passes, der tief in das Gebirge einschneidet und nach Norden in ein schönes Thal ausläuft, das sehr belebt war. Die Mongolen trafen eben Vorkehrungen, um in ihre Winterquartiere zu ziehen; sie schlugen die Jurten ab und packten Lattenwerk und Filzbekleidung auf Kühe, Kameele oder Karren und trieben Schafheerden vor sich her. Im Sommer breiten sie sich über die weite Wüste aus, weil sie Futter genug für das Vieh finden, im Winter dagegen verweilen sie an Stellen, die gegen das Ungewitter Schutz gewähren und wo noch Gras genug wächst. Schon hatte sich in der ersten Hälfte des Septembers der Nordwind fühlbar gemacht, und einzelne heftige Stöße gaben den Nomaden warnende Vorzeichen für das Herannahen des Winters. Am 15. September setzte ein kalter Südwestwind ein, der bald nach Nordwest umschlug; es war ein richtiger „Nordwind", ein „Tschoinar saltschin", und vor diesem haben die Mongolen eine heillose Furcht. Er war im September schlimm genug, wie muß er erst im Januar sein? Nicht selten bricht solch ein eiskalter Nordwind urplötzlich herein. Der Tag ist heiter und die Hitze beinahe drückend gewesen; dann steigt ein Gewölk auf, dicke Tropfen fallen, der Nordwind fängt zu pfeifen an und schneidet in Mark und Bein. Der jähe Uebergang vom tropischen Sommer zum arktischen Winter ist das Werk weniger Stunden.

Bei Bombatu war das Gras ungemein üppig, und hier folgte eine Ochsenkarawane der andern. Alle waren nach China bestimmt, jede einzelne bestand aus 100 bis 200 Karren, und sie folgten einander in so gedrängter Reihe, daß es schien, als ob meilenweit und während der ganzen Nacht der lange Zug gar keine Lücke habe. Das Schellen- und Glockengeläute der Thiere macht einen eigenthümlichen Eindruck.

In vielen dieser Steppen lebt eine kleine Aretomys (welche an die sogenannten Prairiehunde Nordamerika's erinnert) in Erdhöhlen. Dieses Murmelthierchen sitzt auf den Hinterbeinen neben dem Eingange der Höhle, läßt einen zirpenden Ton hören, wenn es sich bedroht glaubt, schlüpft ins Loch, dreht sich in demselben um und streckt dann den Kopf wieder hervor. Jedes Loch hat mehrere Eingänge, die etwa 20 Schritt entfernt von demselben liegen. In manchen Gegenden ist der Boden nach allen Richtungen hin durchwühlt. In der Gutungulinsteppe fand Michie eine weit größere Art, welche an Farbe und Größe dem Hasen gleicht, aber viel plumper ist und sich oft weit von seiner Höhle entfernt; dieses Murmelthier ist sehr schüchtern.

Am 17. September Morgens bemerkte Michie das erste Eis.

In der Boreljn-Steppe schloß sich der kleinen Karawane ein junger Pilger an, ein Lama, welcher nach Urga wollte, um dort in einem Kloster seine Studien zu machen. Er war fast noch ein Knabe und wollte eine mehr als 60 deutsche Meilen lange Reise zu Fuße machen. Seine ganzen Habseligkeiten bestanden in dem, was er auf dem Leibe hatte; zum Seelentrost führte er einige mit Gebeten bedruckte Papierblätter bei sich, welche zwischen zwei Brettern lagen und die er auf der Brust trug. Lebensmittel und Geld besaß er nicht, denn er verließ sich auf die Gastfreundschaft und den wohlthätigen Sinn seiner Landsleute. Als der europäische Reisende äußerte, der 15jährige Knabe habe doch ein großes Wagstück unternommen, bemerkten die Mongolen, das sei keineswegs der Fall, und die Sache vollkommen in der Ordnung. Der junge Pilger konnte übrigens seine Wanderung von nun an mit größerer Bequemlichkeit fortsetzen, weil er sofort als ein Zubehör der Karawane betrachtet wurde. Er war gleichsam aus den Wolken in dieselbe hineingeregnet, denn man fand ihn in einem Zelte, ohne daß vorher etwas von ihm gesehen worden war. Michie nannte ihn den kleinen Lama, Paga lama. Er hatte die Jurte seiner Mutter an einem heißen Sommertage verlassen; nun war er vom Winter überholt worden, denn Herbst und Frühling fehlen in der Mongolei, und seine dünne Bekleidung schützte ihn nicht gegen das rauhe Wetter. Der Oberkameeltreiber warf ihm einen Schafpelz über, gab ihm statt der zerrissenen Fußbekleidung eine andere und ließ ihn auf einem Kameel reiten.

Ein chinesischer Schulmeister im Dorfe Tscha ho.
(Nach einer Zeichnung von Vanmort.)

Das Ende der Wanderung durch die Wüste stand nun in baldiger Aussicht; in der nächsten Nummer werden wir den Reisenden bis Urga und Kiachta begleiten.

Ethnographische Schilderungen aus dem Gebiete des Amazonenstroms.

I. Die Campas oder Antis.

Der Amazonenstrom und seine Nebenflüsse. — Große Ausdehnung der Waldregion. — Die Zerklüftung unter den eingeborenen Stämmen. — Die Antis und ihre geographische Verbreitung. — Keine weißen und bärtigen Indianer im Gebiete des Amazonas. — Die Stechmücken. — Bemalen des Körpers. — Kleidung, Geräthschaften. — Das Tabakschnupfen. — Wohnungen. — Fischfang. — Die Frauen. — Medicinmänner. — Die Sprache. — Sitten und Gebräuche.

Der gewaltige Strom, welcher das südamerikanische Festland fast in dessen ganzer Breite durchzieht und, selber einem Meere vergleichbar, unter dem Aequator seine gewaltige Wasserfülle in den Ocean wälzt, bewässert ein Gebiet von mehr als 100,000 deutschen Geviertmeilen. Alle Flüsse, welche auf der weiten Strecke vom 3. bis 19. Grade südlicher Breite von der Cordillere nach Osten hin ziehen, fallen in den Amazonas. Nahe an 20 seiner

Gefichtsmasken der Muras. (Nach einer Zeichnung von Rion.)

größeren Zuflüsse haben einen Lauf, der an Länge unsere Donau und unsern Rhein bei Weitem übertrifft; jene des Hauptstroms selber beträgt 1600 Stunden.

In die weiten Einöden, welche dieser Amazonas durchzieht, dringt in unseren Tagen ein regeres Handelsleben als früher. Vor etwa zehn Jahren schwammen die ersten Dampfer auf diesem mächtigen Wasser und gelangten bis Nanta, an der Mündung des Ucayale, wo die Stromrinne noch eine Tiefe von 180 Fuß hat! In den folgenden Jahren sind sie dann weiter hinauf bis Loreto gegangen, und gegenwärtig werden auch die Nebenströme befahren; so der Aragnaya und Tocantins, der untere Purus, der Madeira und nicht minder der Ucayale. Wir haben über die verschiedenen Dampferexpeditionen im vorigen Bande des Globus mehrfach gesprochen und gehen heute auf den Gegenstand nicht näher ein; wir wollen aber bemerken, daß alle diese Fahrten nur erst als schwache Anfänge zur Erforschung des ungeheuern Gebietes betrachtet werden können. Das Innere, der mittlere und theilweise der obere Lauf mancher Zuflüsse und deren Verzweigungen sind uns auch jetzt noch mangelhaft bekannt. Für die Wissenschaft bleibt hier noch ein weites und dankbares Feld zu erobern.

Das Gebiet des Amazonas umfaßt eine Waldregion, deren Flächeninhalt jene Deutschlands um mindestens das Fünffache übertrifft. Sie reicht fast ohne Unterbrechung über den weiten Raum vom 7. Grade nördlicher bis zum 18. Grade südlicher Breite, und vom Atlantischen Ocean bis an den Fuß der Cordillere. Keine andere Gegend auf dem Erdball hat auch nur annähernd eine solche Urwaldfülle und eine solche Mannichfaltigkeit im Pflanzenwuchse. Denn es ist kennzeichnend für die Selva oder Hyläa des Amazonenstromes, daß in derselben eine merkwürdige Verschiedenartigkeit des Baumwuchses auftritt und daß kaum zwei Exemplare desselben Baumes dicht neben einander stehen. Nicht selten kommt es vor, daß auf einem Raume von 20 Quadratruthen 30 oder 40 ganz verschiedene Species von Bäumen auftreten. Der Zwischenraum ist dann mit allerlei Unterholz ausgefüllt und das Ganze von Schling- und Kletterpflanzen zu einem, man möchte sagen vegetabilischen, lebendigen Filz ineinander gewoben, oft so dicht, daß kein Mensch und kaum ein vierfüßiges Thier hindurch dringen kann. Nur an vereinzelten Stellen sind Oeffnungen in dieser grünen Mauer vorhanden, durch welche die Jaguare und andere wilde Thiere zu ihren Tränkestellen an den Flüssen gelangen. Diese allein bilden die Wege, auf denen man in den Urwald eindringen kann. Etwas landein dehnen sich dann in manchen Gegenden grasbewachsene Ebenen von größerm oder geringerm Umfang aus; so am linken Ufer des Ucayale die berühmten Pampas del Sacramento, welche wir später einmal schildern werden.

In diesen Wäldern und auf diesen Wiesenflächen lebt kein Volk. Die Städte oder Ansiedlungen weißer Menschen und der halbcivilisirten Mischlinge oder Indianer liegen, allemal in weiter Entfernung von einander, am Ufer des Hauptstroms und einiger Nebenflüsse; alles Andere ist Wildniß und Barbarei der trostlosesten Art. Eine der schönsten und fruchtbarsten Regionen der Erde bleibt noch immer rohen Indianerhorden preisgegeben, von denen manche auch Menschen fressen. Sie bilden sehr viele vereinzelte Stämme, von denen kein einziger zahlreich ist; die meisten reden verschiedene Sprachen und leben in ewiger Feindschaft mit einander. Alles ist zerklüftet und ohne Zusammenhang. Als unser großer Naturforscher Martius den Strom befuhr, waren manchmal 20 Ruderer an Bord; von diesen verstanden insgemein nur drei oder vier eine und dieselbe Sprache. Ich hatte, sagt er, den niederschlagenden Anblick, Menschen vor mir zu sehen, welche einerlei Arbeit verrichteten, im Uebrigen aber sich ganz und gar von einander isolirt fühlten. Diese Indianer handhabten das Ruder in düsterm Schweigen; sie saßen auf Strecken von 100 Meilen neben einander, ohne unter sich ein Wort zu wechseln, denn sie hätten sich gegenseitig ja nicht verstanden!

Wir wollen später einmal nach den Mittheilungen, welche in dem lehrreichen Buche des Naturforschers Bates über den Amazonas zerstreut sind, ein Gesammtbild der Indianer, die am Hauptstrome vereinzelt leben, zu entwerfen suchen. Jetzt kommt es uns darauf an, die Stämme zu schildern, welche am Ucayale wohnen. Mit ihnen kommen die weißen Menschen mehrfach in Berührung, weil die Mission Sarayacú, welche an diesem Flusse liegt, einen Sammelpunkt bildet, wo sehr verschiedene Stämme sich einfinden, um gegen Landeserzeugnisse europäische Waaren einzutauschen.*)

Am Ucayale und dessen Nebenflüssen leben folgende Stämme: Die Campas oder Antis; die Chuntaquiros oder Piros, die Maseas, Amoaeas, Conibos, die Sepibos oder Chipibos, die Setibos, Remos, Kasibos, Sensis und Mayorunas. Alle diese am Ostabhange der Cordillere und in den Stromthälern wohnenden Völker wurden von den alten Peruanern als östliche bezeichnet (Antis; anti im Quechua: Osten) oder als Chunchos (sprich Tschuntschos), und mit diesem letztern Ausdruck belegt man auch heute noch alle wilden Indianer jener Region, im Gegensatze zu den ansässigen und getauften. Ein Theil dieser Barbaren gerieth in Abhängigkeit von den Inkas; von den peruanischen Kriegern aus dem Gebirgslande ließen sich dann viele unter den Chunchos nieder; doch gediehen sie, die an ein kaltes Klima gewöhnt waren, in dem heißen Niederlande nicht; was übrig blieb, vermischte sich mit den hier eingebornen Stämmen.

Der Name Antis wird gegenwärtig nur in engerm Sinne gebraucht und den Campas-Indianern beigelegt, die am Urubamba, von Hillapani bis zur Mündung in den Apurimac und in den Nebenthälern wohnen. Marcoy nimmt an, daß zwischen ihnen und den Quechuas eine gewisse Verwandtschaft vorhanden sei. Wir lassen dahin gestellt sein, ob diese Behauptung zu rechtfertigen sei; richtig aber bleibt, daß, wie schon gesagt, in früheren Jahrhunderten manche Unterthanen der Inkas aus dem Hochgebirge in das Unterland gekommen sind, daß aber von reinem, unvermischtem Quechuatypus dort nichts mehr zu finden ist.

Bevor wir auf eine nähere Schilderung der Antis eingehen, wollen wir einen Irrthum berichtigen, der viel verbreitet ist und auch jetzt noch aus einem Buch in das andere übergeht. Es wird nämlich behauptet, die Antis und einige andere Indianervölker in der Region des Ucayale hätten eine ziemlich weiße Hautfarbe, welche jener der Europäer sich annähere. So haben auch Missionäre gesagt, daß die Carapachas am Pachitea und die Conibos weiße Haut und geröthete Wangen hätten; ein

*) Pöppig und Graf Castelnau haben früher manche Mittheilungen über die Indianer am Ucayale gegeben. Wir folgen hier den Schilderungen von Reisenden der neuesten Zeit: Grandidier, Voyage dans l'Amérique du Sud, Paris 1861. S. 118—146; und Marcoy, Voyage de l'Ocean pacifique à l'ocean atlantique à travers l'Amerique du Sud, 1848—1860; in Le Tour du Monde, Nr. 221 ff. Die Bilder, welche wir mittheilen, haben Ausdruck und Lebenswahrheit.

Gleiches wird von den Mayorunas am Flusse Tapichi hervorgehoben und obendrein hinzugefügt, diese letzteren hätten einen sehr starken Bartwuchs. Das Alles ist nicht der Fall. Marcoy schreibt: „Ich habe unter den Antis und den verwandten Völkern nichts davon bemerken können, nicht einmal etwas, das auch nur annähernd solche Behauptungen zu rechtfertigen im Stande wäre. Dagegen gewahrte ich bei den Antis manche Aehnlichkeit, die in Bezug auf Typus und Farbe mehr oder weniger an die Quechuas erinnerte. Nur ein einziges Individuum, ein Antis von etwa 25 Jahren, der zwei Tage lang unsere

pos, Copiris und Tomiristis im Norden; die Cobaros und Pisiataris im Osten), und der Ostabhang des Hochgebirges bildete die westliche Grenze. Gegenwärtig sind neun von diesen Stämmen erloschen oder doch zu einem einzigen zusammen geschmolzen, jenem der Antis-Campas y Maseas, der sich zusammen hält, um den ihn umgebenden Feinden mehr gewachsen zu sein. Sein Gebiet umfaßt das linke Ufer des Quillabamba Santa Ana, einige westliche Zuflüsse desselben und die beiden Ufer des Apurimac zwischen dem Chanchanayo, Pangra und Mantaro.

Die Antis sind gleich den meisten Indianerstämmen

Waffen und Geräthschaften der Antis. (Nach einer Zeichnung von Rion.)

Pirogue ruderte, hatte auf der Oberlippe etwas Bart, aber doch auch nur einen dünnen spärlichen Flaumstreifen. Ein solcher kommt dann und wann wohl auch bei reinblütigen Quechuas vor."

Das Volk der Campas-Antis hatte noch im vorigen Jahrhundert eine weitere Ausdehnung als jetzt; es wohnte nämlich auch in den Thälern von Haruancalqui und Yanama, im Pajonal und an beiden Ufern des Apurimac bis zu dessen Vereinigung mit dem Quillabamba Santa Ana. Die 10 oder 12 Stämme des Volkes lebten in friedlichem Verkehr mit einander (die Maseas, Pangoas, Menearos, Anapatis und Pileosmis im Süden; die Satijener Gegend einigermaßen ausgeartet und bei Weitem nicht mehr so tapfer und grausam wie ihre Vorfahren im 15. und 16. Jahrhundert, von denen die Missionäre so viel zu erzählen wissen. Namentlich fallen jene, die im Westen mit den Quechuas und den Mischlingen (Cholos) in häufige Berührung kommen, durch eine düstere Stimmung und ein sehr gedrücktes Wesen auf, und in dieser Beziehung haben sie Aehnlichkeit mit den Indianern in den Sierras, im Gebirge. Dieselbe erklärt sich aber auch aus den vielen Heerzügen, welche von den Inkas nach diesen Gegenden hin unternommen wurden und dann mancherlei Mischungen zur Folge hatten.

Der Antis hat durchgängig einen mittlern Wuchs, und die einzelnen Theile des Körpers stehen in richtigem Verhältnisse, die Formen sind zierlich, schlank, gerundet, und die Muskeln mit Fett überzogen. Beide Geschlechter bemalen sich die Wangen und oft auch die Gesichtsgegend unter den Augen mit Rocou roth und bepinseln andere Körpertheile, namentlich jene, welche der Luft ausgesetzt sind, schwarz mit Genipa; aber sie thun es nicht, um sich durch Auftragen der Farbe gegen die Stiche der Mücken zu schützen, denn in dem Lande der Antis kommen eigentliche Moskitos gar nicht vor. Sie bepinseln sich, um ihre — Schönheit zu erhöhen.

Die geographische Verbreitung der Mücken stellt sich in diesen Gegenden folgendermaßen heraus: Im Thale von Santa Ana schwärmt von da an, wo der Cacaobaum beginnt, eine kleine Mücke mit langen Flügeln, die nur während der heißesten Tagesstunden und immer nur sehr unbedeutend sticht und bei Sonnenuntergang verschwindet. Weiter abwärts folgt eine ganz winzige, kaum sichtbare Art, von den ersten Wasserfällen an bis über Tunkini hinaus; auch sie ruht gleich bei Eintritt der Dunkelheit. Nun folgen etwa auf der Grenze des Gebietes der Antis und der Chuntaquiros zwei andere sehr kleine Arten, die auch nur am Tage stechen, aber scharf, und erst im Lande der Conibos tritt die eigentliche, die fürchterliche Stechmücke auf, der Blutsauger, Zancudo, bei den Brasilianern Carapana genannt. Von diesem entsetzlichen Thiere, das, wenn es sich vollgesogen hat, so dick wie ein Weizenkorn wird, zählt man sieben Abarten. Die Carapana sticht Tag und Nacht, trotz Wind, Regen und Rauch, und dringt bis ins Fleisch, auch durch das dichteste Wolltuch. Schon Humboldt hat bemerkt, daß alle diese Abarten auf bestimmte Gebiete beschränkt sind, über welche sie nicht hinausgehen, und Mareoy fügt aus eigener Erfahrung hinzu: „Diese Gebiete sind so scharf begrenzt, daß man eine Wegstunde abseits eine Nacht unter freiem Himmel schlafen kann, ohne von einer Mücke gestochen zu werden, während man jenseits ohne ein Moskitonetz gar kein Auge würde schließen können."

Die Kleidung der Antis (siehe Globus VII, S. 361) besteht für beide Geschlechter aus einem sackartigen Rock, Tsangarintschi, welche an den Unen der alten Peruaner und den Itschkahuepilli der alten Azteken erinnert. Er wird von den Frauen gewoben; diese weben auch Umhängetaschen in Form von Körben, in welchen die Männer ihre Habseligkeiten mit sich führen. Zu diesen gehören Kämme, welche aus den Stacheldornen der Chontapalme bereitet werden, ein Teig, den sie aus Rocou bereiten, und der ihnen die rothe Farbe liefert, die Hälfte eines Genipaapfels (Huitosch) zum Schwarzfärben, ein Spiegel, etwas Draht, Wachs, eine Zange zum Ausrupfen der Haare, welche aus den beiden Klappen einer Muschel besteht, und eine Schnupftabaksdose. Diese besteht aus dem Schalengehäuse einer großen Helix (Schnirkelschnecke), die mit einem Pfropfen von Baumwolle verstopft wird. Die Antis zerreiben den grünen Tabak zu einem feinen Pulver

Wie die Antis Tabak schnupfen. (Nach einer Zeichnung von Riou.)

und schnupfen ihn vermittelst eines Instrumentes, das sie aus zwei kleinen Binsenröhren oder Affenknochen verfertigen; es bildet einen spitzen Winkel. Das ist der kleine Schnupfapparat, und vermittelst desselben kann jeder ohne Beihülfe seine Prise nehmen; es gibt aber noch einen großen Apparat, und bei Anwendung desselben muß Jemand zu Hülfe genommen werden, der erst die eine und dann die andere Röhre an das Nasenloch hält und den Tabak hineinbläst. Unser Bild zeigt, wie man dabei verfährt. Die Chontaquiros und Conibos nehmen den Schnupftabak auf ähnliche Weise; weiterhin hört das auf, weil man den grünen Tabak nicht mehr gegen „Gehirnschnupfen" nöthig zu haben glaubt.

Ein Indianer, der so reich und glücklich ist, Messer, Scheeren, eiserne Angelhaken und andere eiserne Geräthschaften zu besitzen, trägt auch diese in seinem Simbo, d. h. der gewebten Umhängetasche.

Das Haar hängt bei Männern und Frauen lang herab und wird vorn nur so weit abgestutzt, daß es die Augen nicht bedeckt; es wird abgeschoren, wenn ein naher Verwandter gestorben ist. Gold und edle Steine werden nicht als Schmuck verwandt; dagegen spielt ein Stück Silbers eine wichtige Rolle beim Putz. Sie nehmen eine Silbermünze, etwa einen Real, klopfen denselben zwischen ein paar Steinen so dünn als möglich, bohren ein Loch hindurch und befestigen ihn am Nasenknorpel. Außerdem haben sie Halsbänder von Glasperlen und verschiedenen Pflanzenkörnern, Bälge von Vögeln mit glänzendem Gefieder, Schnäbeln des Tukan (Pfeffervogels), Tapirklauen und Hülsen der Vanille. Das Alles hängt in Troddeln an ihnen herum, über Brust und Nacken und auch an der Umhängetasche.

Die Wohnungen der Antis stehen fast immer etwas landeinwärts, an Nebengewässern der Hauptflüsse, und zwar so, daß sie von dichtem Baumwuchs verdeckt werden und nicht sofort ins Auge fallen. Denn die feindlichen Chontaquiros schiffen oft stromauf und stromab und nehmen keinen Anstand, die Hütten auszuplündern. Mareoy traf von Manenreali bis Bitiricaya, auf einer Strecke von 91 Leguas, am linken Ufer des Quillabamba Santa Ana nur fünf oder sechs Antishütten; alle anderen, die etwa vorkamen, bildeten nur ein zeitweiliges Obdach. Die

Antis an den Stromschnellen im Quillabamba Santa Ana. (Nach einer Zeichnung von Rion.)

ständigen Hütten sind so niedrig, daß man beim Eintreten sich tief bücken muß, länglich rund und mit Rohr oder geflochtenen Binsenmatten gedeckt, die auf Pfählen ruhen. Manche sind so groß, daß sie zwei Familien beherbergen können; in allen aber ist die Unsauberkeit ganz abscheulich und der Geruch für einen Europäer geradezu unerträglich. In buntem Durcheinander liegen am Boden Thiergerippe und abgeschälte Wurzeln oder Früchte; in der Hütte selbst hausen neben den Menschen auch Hunde, Hühner, Affen, Aras und Peccaris. Die Feuerstelle befindet sich bald in der Mitte, bald an der Seite.

Die Männer sind Jäger oder Fischer, in der Regel beides zugleich; zu Hause leben sie ganz müßig und trinken Chicha, welche sie aus Maniokwurzeln bereiten. Als

Waffen haben sie Keulen, Bogen und Pfeile, und der letzteren bedienen sie sich auch beim Fischfang. Manchmal vergiften sie mit Barbasco (Menispermum cocculus) nicht etwa die Flüsse, wie von Reisenden behauptet worden ist (denn das Gefäll ist dafür zu rasch und die Strömung zu reißend), sondern Nebenbäche und die Remansos, d. h. die Einbuchtungen, in welchen das Wasser beinahe ganz ruhig bleibt. Durch die Cocculuswurzel wird das Wasser so weiß wie durch Seife oder Kalk, die Fische werden davon momentan betäubt, schwimmen mit dem Bauche nach oben und sind dann eine leichte Beute des Fischers.

Das Töpfergeschirr ist von plumper Arbeit, wird aber bemalt und mit einer Glasur überzogen. Unser Bild zeigt die Muster. Der Topf enthält Chicha, in einem andern wird Brühe aufbewahrt; ein Löffel und ein kleiner Napf dienen zum Ausschöpfen. Die Conibos haben zierlichere Geräthschaften als die Antis. Manche Hausgeräthe stammen aus dem Thierreiche; die Antis machen zum Beispiel Löffel und Kellen aus Affenschädeln, und Maniokreibeisen (freilich ist dabei von Eisen keine Rede) aus der Zunge des Manus osteoglossum. Als Trinkgefäße dienen halbe Kalebassen (Crescentia cujete), welche lackirt und mit allerlei rohen Zeichnungen verziert werden.

Von irgend einem Gemeindeverband ist auch keine Spur zu bemerken. Jede Familie lebt vereinzelt oder auch beliebige Zeit mit einigen anderen zusammen, und ein Häuptling wird nur in Kriegszeiten gewählt.

Eine Antis-Familie auf einem Floß. (Nach einer Zeichnung von Rion.)

Die Mädchen sind schon mit dem zwölften Jahre mannbar und heirathen den ersten Besten aus dem Stamme, vorausgesetzt, daß die Eltern ein Geschenk erhalten. Sie bereiten ihrem Mann und Gebieter die Speisen, weben die Kleider, thun die Ernte von Mais, Maniok ꝛc. ein, schleppen ihm unterwegs das Gepäck, begleiten ihn in den Krieg und auf die Jagd, sammeln die abgeschossenen Pfeile wieder ein,

helfen beim Rudern und tragen die Kriegs- oder Jagdbeute heim. Das Alles erscheint ihnen keineswegs als eine drückende Bürde.

Beim Herannahen der Niederkunft verläßt die Frau ihre Wohnung und begibt sich in eine kleine Hütte in der Nähe. Dort steht ihr niemand bei, sie bleibt ganz allein; denn selten sind andere Frauen in der Nähe, und der Mann bekümmert sich nicht um sie. Nach der Geburt trinkt sie einen Aufguß von Huitoch oder Genipaäpfeln, wäscht sich mit dem schwarzen Wasser dieser adstringirenden Rubiaceæ und geht dann mit ihrem Kinde nach des Mannes Wohnung. Dieser macht ein freundliches oder ein böses Gesicht, je nachdem das Kind ein Knabe oder ein Mädchen ist. Er hat inzwischen ruhig auf einer Matte gelegen, Tabak geraucht oder geschnupft, sich am Feuer bald den Rücken und bald den Bauch gewärmt und mit seinen Freunden, falls deren in der Nähe waren, Chicha getrunken. Was inzwischen aus seiner Frau wurde, das war nicht seine Sache!

Das Kind wächst auf, wie es den Göttern gefällt. Mit dem fünften Jahre lernt es schwimmen und Pfeile schießen; es kann dann auch bis fünf zählen. Die Mädchen helfen beim Weben, beim Bereiten der Speise und der Chicha. Das ist die Erziehung.

Vielweiberei kommt bei den Indianern am Ucayale nur ausnahmsweise vor. Einige Huayris, d. h. „Kapitäne", haben allerdings zwei bis fünf Weiber, aber häufig ist dergleichen nicht. Die Medicinmänner schreiben sich übernatürliche Kräfte zu und beuten die Beschränktheit ihrer Nebenmenschen aus. Durch narkotische Mittel wird der Kranke in tiefen Schlaf versenkt, oder er bekommt Purgirmittel von solcher Wirkung, daß ein europäischer Leib dabei zu Grunde ginge. Leichen werden in einen Sack gesteckt und in den Fluß geworfen. Sobald das geschehen ist, reißt man die Hütte des Verstorbenen nieder, zerbricht Bogen, Pfeile und Töpfe, nimmt die Asche vom Herd, verstreut sie in alle vier Winde, zerstört Alles, was auf dem Acker wächst, haut die Bäume um, welche der Verstorbene gepflanzt hat, und brennt die Hütte nieder. Die ganze Stelle gilt von nun an für unrein, Niemand mag sie betreten, und bald ist sie von Pflanzenwuchs überwuchert. So bleibt nichts von dem Menschen oder seinen Werken übrig.

Vater und Mutter werden in vorgerückten Jahren von den Kindern sehr schlecht behandelt und gleichsam für nichts geachtet. Sie müssen Wasser und Holz tragen, das Feuer schüren und Pfeile verfertigen.

Die religiösen Vorstellungen sind ein buntes Gewirr von allerlei rohen Vorstellungen, unter denen Belohnung und Bestrafung nach dem Tode eine große Rolle spielen. Der Gute und Gerechte wird in einen Tiger, Tapir oder Affen verwandelt, der Böse in ein Kriechthier oder in einen Papagei.

Die Gesammtzahl der Antis beträgt jetzt keine tausend Köpfe mehr. Ihre sehr weiche Sprache wird mit dumpfem, umschleiertem Tone ungemein schnell geredet, immer in derselben gleichmäßigen Weise, nie tiefer oder höher. Wir wollen aus einem größern Vocabularium Mareoy's einige Wörter mittheilen.

Baumwolle, anpechini,	Affe, osiato,
Zucker, impuco,	Hund, ochiti,
Cacao, sarhui miniqui,	Geier, tusini,
Canneel, metaqui,	Hahn, atua sirari,
Rocou, puchoti,	Henne, atahua,
Genipahua, ana,	Papagei, niniro,
Maniok, caniri,	Taube, sirumiga,
Mais, sinqui,	Fisch, humani,
Tabak, sairi,	Spinne, gheto,
Tapir, quimalo,	Fliege, chiquito,
Bär, maini,	Mücke, siquiri,
Schlange, malanqui,	Ameise, chibuquiro,
Peccari-Schwein, siutuli,	Banane, parianti.

Das Jahr wird nach Monden eingetheilt, die Jahreszeit nach der Baumblüthe. Ueber die Zahl der Finger an den Händen und der Zehen an den Füßen können sie nicht zählen. Grandidier behauptet, daß von Zwillingen der zuletzt geborene lebendig begraben werde, weil er ein Kind des bösen Geistes sei, und daß auch Leichenverbrennung vorkomme. Wenn zwei Männer in Zank gerathen, fangen die Weiber zu weinen und zu heulen an, aber Niemand mischt sich in den Streit. Sie kennen den Faustschlag nicht, sondern packen einander bei den Haaren oder Armen und reißen sich zu Boden. Uebrigens sind sie unter sich gastfrei, haben aber keine Feste und Tänze; die Gesänge lauten eintönig und traurig, die einzigen musikalischen Werkzeuge sind eine Flöte und eine Trommel.

Die Zahl der Antis ist so sehr zusammen geschmolzen und ihr Absterben nimmt einen so raschen Fortgang, daß vielleicht im Anbeginn des neuen Jahrhunderts auch von diesem Stamme keine Seele mehr auf Erden sein wird.

Die Zigeuner der Süddonauländer.

Von **A. Leist.**

Wenn man Reisen in fremde Länder mit Nutzen und Vergnügen unternehmen will, erscheint mir die Kenntniß der Sprache der von uns zu bereisenden Länder ein wesentliches Erforderniß zu sein, falls man nicht, wie eben angedeutet, auf den halben Genuß und eine nur oberflächliche Kenntnißnahme auf der Reise angewiesen sein will.

Man kann allerdings die schöne Oberfläche eines Landes auffassen und seinem Gedächtnisse zur künftigen Erinnerung einprägen, ohne auch nur ein hierauf bezügliches Wort mit den Landesbewohnern zu sprechen, aber diese Auffassung wäre ja immer nur der Rahmen zu dem Bilde, welches uns erst das eigentliche Volksleben durch den sprachlichen Verkehr gewähren soll. Den Charakter und die Eigenthümlichkeiten eines Volkes wird man erst dann richtig aufzufassen im Stande sein, wenn man die Sprache desselben versteht und dadurch gewissermaßen in den Geist des Volkes eingeweiht wird. Und es ist gewiß kein geringer Werth dem Umstande beizumessen, wenn man durch Kenntniß der Sprache sich das Vertrauen und Wohlwollen eines Volkes erwirbt.

Wenn wir nun die von uns gestellte Forderung insbesondere bei Reisen in die noch viel zu wenig bekannten unteren Donauländer berücksichtigt wissen wollen, bei Ländern, die von einem Völkergemisch bewohnt werden, das ein interessanter Gegenstand ethnographischer Forschungen ist, — so erscheint diese Aufgabe nur dem ersten Anscheine nach schwierig. Denn abgesehen davon, daß sich der Fremde schon durch eine oberflächliche Kenntniß der Landessprache empfiehlt, ist der Umgang mit den anders sprechenden Bewohnern ein so guter Lehrmeister, daß es gewöhnlich mehr Vorurtheile als Hindernisse sind, die uns bei Erlernung der Sprache entgegenstehen. Abgesehen nun von der schwierigen, von allen abendländischen Sprachen ganz abweichenden ungarischen, sowie von der gleichfalls isolirt dastehenden türkischen Sprache, ist die serbische und rumänische Sprache nicht allein in den Süddonauländern, sondern auch in der europäischen Türkei ausreichend, da eine von diesen beiden wohltönenden Sprachen von allen Bewohnern dieser großen Ländergruppe mehr oder weniger gesprochen wird. Eine oberflächliche Kenntniß dieser Sprachen, die im gegenseitigen Verkehr zur Verständigung genügend ist, ist aber für jeden wissenschaftlich Gebildeten sehr leicht zu erwerben. Wer des Lateinischen, Italienischen oder einer andern romanischen Sprache kundig ist, der wird sich auch mit dem Walachen und Zinzaren auf der Balkanhalbinsel sehr bald verständigen können. Und wer nur mit irgend einer slavischen Sprache vertraut ist, dem wird das Serbische mit allen seinen Dialekt-Nüancirungen und auch das Bulgarische sehr bald verständlich sein. Beide, oder wenigstens eine dieser schönen Sprachen hört man dort im Donaugebiete und in den Abzweigungen des Balkan mit mehr oder weniger Abweichungen in allen Städten und größeren Ortschaften, ja auch in Dörfern bis Konstantinopel hin sprechen, wenn sich die Sprechenden in Bezug auf ihre Abstammung auch nicht immer zu dieser Zunge bekennen.

Dem Reisenden nun, welcher mit diesem Verständigungsmittel ausgerüstet ist, werden sich dort nicht nur alle jene interessanten Nationalitäten mit ihren noch fast ursprünglichen Eigenthümlichkeiten in anziehender Weise darstellen, sondern es werden diese Völkerschaften wieder in ihren mannigfaltigen Berufserscheinungen, die sich durch unterscheidende Merkmale von einander kennzeichnen, sich ihm als interessante ethnographische Bilder offenbaren. Der walachische Tschoban (Hirt) in seinen Opintschen (Sandalen) der Unkultur, der serbische Bettler mit seiner uranfänglichen Geige, Gusle genannt, ja selbst der umherziehende Zigeuner in seiner ärmlichen Tracht erscheinen uns bei all ihrer Uncivilisirtheit als poetische Gestalten, wenn wir ihre Sprache und durch dieselbe ihren Gesang und ihre Musik verstehen! —

Wenn wir nun hier die Zigeuner zum Gegenstande unserer Besprechung wählen, so geschieht dies nicht etwa deshalb, als wäre das Wesen der Zigeuner überhaupt noch zu wenig bekannt, sondern weil die in den Süddonauländern massenhaft vertretenen Zigeuner gerade dort in den mannigfaltigsten Gestalten erscheinen und vermöge ihrer technischen Fertigkeiten bei der dortigen ländlichen Bevölkerung das überall aushelfende Volk sind und durch ihre Leistungen nicht selten das mangelnde Kulturelement ersetzen. Den gewerbe- und kunstscheuenden Rumänen in der Walachei und Moldau sind daher die Zigeuner bei all ihrer sittlichen Verwahrlosung ein nothwendiges Uebel, und auch der Bojar konnte die kunstfertige Hand des Zigeuners, welcher bis in die neueste Zeit sein Leibeigener war, nur selten entbehren. Ja selbst die geistige Kultur, insofern dieselbe auf Wissenschaft keine Ansprüche macht, wird dort von Zigeunern ausgeübt, denn diese sind vermöge ihrer glücklichen Anlagen nicht nur Musiker und Tänzer, sondern auch Graveure, Möbel- und Kunsttischler u. s. w.

Das höhere Handwerk ist in den Donaufürstenthümern nur in den Städten vertreten, und dort wird es ebenfalls nur von Ausländern und vorzugsweise von Deutschen ausgeübt. In der sehr aufblühenden Hauptstadt Bukarest, welche in neuester Zeit mit Hermannstadt durch eine vortreffliche Kunststraße verbunden worden ist, gibt es sehr viele deutsche und ungarische Handwerker, welch letztere besonders aus Siebenbürgen herunter kommen. Von der Geltendmachung des ausländischen Elements in Bukarest liefern uns die dort bestehenden Theater einen klaren Beweis, denn außer dem walachischen National-Theater befindet sich dort jetzt auch ein französisches, ein deutsches und ein ungarisches Theater, welch letzteres erst im verflossenen Jahre fertig geworden ist. Außer den ungarischen Zigeuner-Musik-Gesellschaften sorgt für das Vergnügen der Deutschen auch eine deutsche Musikkapelle, und damit dem Deutschen auch sein beliebter Nationaltrank nicht fehle, haben sich dort auch mehrere wiener Bierbrauer etablirt. Nur die in geographischen Büchern vorkommende, längst veraltete Angabe, daß es in der Walachei bloß 4000 Deutsche gebe, hat uns zu dieser kurzen Abschweifung veranlaßt.

Bevor wir aber die Zigeuner der Süddonauländer einer speciellen Betrachtung unterziehen, mögen hier einige Bemerkungen über dieses Volk im Allgemeinen vorangehen.

Ueber die Abstammung und Herkunft der Zigeuner haben selbst die Gelehrten lange Zeit sehr abweichende Meinungen gehegt, denn man hat dieselben nicht nur für Abkömmlinge der Aegypter, sondern auf eine gar nicht zu rechtfertigende Weise selbst für Tataren gehalten, mit welchen sie weder in Bezug auf Typus noch Sprache irgend eine Aehnlichkeit haben. In Ungarn nannte man sie außer ihrem gewöhnlichen Namen „Czigany“ bezüglich ihrer vermeintlichen Abstammung auch „Pharao' népe“, d. h. Pharao's Volk; die Zigeuner selbst aber schmeichelten sich mit der Bezeichnung: „Uj Magyarok“, d. h. Neu-Magyaren. Doch war der ungarische Geschichtsforscher Istvánfi schon vor 300 Jahren über die unbestimmte Abkunft nicht mehr im Zweifel, denn indem er die Zigeuner nach Gebühr als vilissimum et abiectissimum, infame vagumque genus humanum charakterisirt, setzt er hinzu: ac incertae originis. Allein, heut zu Tage ist man über die Abstammung der Zigeuner nicht mehr im Zweifel, denn es ist aus den Sprachvergleichungen hervorgegangen, daß diese Leute zu dem großen indoeuropäischen Völkerstamme gehören und daß demnach Indien der ursprüngliche Wohnsitz der Zigeuner war. Wann dieselben ihre Auswanderung aus dem Stammlande begonnen und wie lange Zeit sie auf ihren weiten Zügen nach Europa zugebracht haben, ist nicht ermittelt, und sie bleiben in dieser, wie in vieler andern Beziehung ein räthselhaftes Volk.

Als Stammvolk existiren die Zigeuner heut zu Tage in keinem Gebiete Indiens mehr, und es ist auch der Sprachforschung bisher noch nicht gelungen, dort irgend einen Stamm ausfindig zu machen, dessen Sprache in einer engern Verwandtschaft mit der Zigeunersprache stünde. Wohl gibt es auch in Vorderindien etwa 15,000 Zigeuner, aber diese sind dort ebenfalls eingewandert und haben nirgends feste Wohnsitze. Auch findet man in Indien keine Stämme, die in ihrem Wesen den Zigeunern gleichen und ein Leben wie diese führen, obgleich auch manche Indier die Leichtigkeit in Erwerbung gewisser Fertigkeiten mit den Zigeunern gemein haben.

Es scheint in der Natur der Sache zu liegen, daß die Zigeuner nach dem Verlassen ihres Stammlandes ihr ursprüngliches Wesen geändert und daß ihr Hang zum Umherziehen erst aus dem Umstande hervorging, daß sie vermöge ihrer Fähigkeiten häufig lohnende Gelegenheit gefunden haben, bei minder begabten Völkern ihre Dienste anzubieten. Ihr lügnerisches, verschmitztes Wesen, ihre Verwahrlosung und Entsittlichung war dann eine natürliche Folge ihres Lebens und Treibens. Wenn erst der Einfluß der Kultur in den osteuropäischen Ländern allgemeiner sein wird, dann wird auch der Zigeuner dort überflüssig erscheinen, nach

Mohammedanische Zigeuner in Belgrad. (Originalzeichnung von F. Kanitz.)

und nach unter anderen Völkern aufgehen, und somit wird das Zigeunervolk, wenn auch spät, gänzlich verschwinden.

Ueberall, wo die Zigeuner aufgetreten sind, haben sich dieselben die Sprache des Landes angeeignet, die ihnen natürlich zur Ausübung ihres Gewerbes unentbehrlich war, und als fast nothwendige Beigabe besitzen sie wieder die Fähigkeit, fremde Sprachen mit Leichtigkeit zu erlernen. Unter sich jedoch sprechen sie fast immer nur ihre eigene Sprache und zwar auch in Gegenwart von Fremden, wenn es sich um einen beabsichtigten Betrug, oder doch um eine Uebervortheilung handelt. Daß sich die Rom-Sprache (so heißt sie bei den Zigeunern) überall der Landessprache anbequemt hat, ist eine natürliche Erscheinung, und es ist deshalb zwischen dem Idiom der Gitanos in Spanien und jenem der Zigeuner in den Donauländern ein ziemlicher Unterschied; namentlich ist die Sprache der spanischen Zigeuner bedeutend hispanisirt. Auch haben die Zigeuner auf ihrer Wanderung persische, armenische, türkische, rumänische und andere Wörter aufgegriffen und sich angeeignet, wobei aber in Bezug auf die in der Rom-Sprache vorkommenden indoeuropäischen Wörter zu bemerken ist, daß sich diese auch auf die ursprüngliche weitere Verwandtschaft zurückführen ließen.

Um dem Leser nur oberflächlich die Verwandtschaft der Zigeunersprache mit dem Sanskrit und anderen von diesem abstammenden Sprachen zur Anschauung zu bringen, wollen wir denselben der leichtern Orientirung wegen hier nur die Grundzahlwörter der Zigeunersprache mit dem Bemerken vorführen, daß die vielfache Entstellung der Wörter wohl zu berücksichtigen ist. Diese Grundzahlen sind:

ek eins, scheint mit dem ungarischen egy und dem finnischen iksi, also mit Wörtern finnisch-tatarischen Stammes verwandt zu sein. duj zwei, im Sanskrit dwe, lat. duo, duae. trim drei, in der Sanskritsprache und im Slavischen Aehnlichkeit habend. schtar vier, zusammengezogen aus tschatwar im Sanskrit. pantsch fünf, mit dem Sanskrit, Griechischen, Slavischen u. s. w. verwandt. scho

bei den ungar. Zigeunern, sonst auch schow sechs. efta sieben, erinnert sehr an das Griechische, eben so wie okto, acht und echnya neun. desch zehn, im Sanskrit daça. desch u jek elf, d. h. zehn und eins. desch u duj zwölf, zehn und zwei u. s. w. bisch zwanzig. bisch u jek, zwanzig und eins u. s. w. tranda dreißig. schtarwal vierzig, pantsch war disch, fünfzig, d. h. fünfmal zehn. scho war disch sechsmal zehn. efta war disch siebenmal zehn, okto war disch achtzig, echnya war disch neunzig. schil hundert. milj tausend.

In Bezug auf die grammatikalische Form hat die Rom-Sprache Aehnlichkeit mit den meisten europäischen Sprachen; eine natürliche Folge ihrer Abstammung, ausgenommen das Türkische, Ungarische, Finnische und andere nicht indoeuropäische Sprachen. Die Bezeichnung rom'sche Sprache bedeutet so viel als die Sprache der Männer, denn Rom heißt Mann, eben so wie Manusch das deutsche Mann oder Mensch ausdrückt, mit welchen Wörtern es ja auch augenscheinlich verwandt ist.

Die indische Abstammung der Zigeuner ist also durch die Wissenschaft der Sprachvergleichung unwiderleglich begründet; dieser ihrer Herkunft nach gehören sie der kaukasischen Rasse an, wie dies ihre meist schönen Gesichtszüge und ihr wohlgebildeter Körperbau offenbar zeigen. Ihre braune oder gelblichbraune Gesichtsfarbe, welche sie unter allen Abstufungen des Klimas Jahrhunderte hindurch bewahrt haben, ist jedenfalls ein augenscheinlicher Beweis ihrer indischen Abstammung.

Wann die Zigeuner im östlichen Europa zum erstenmale erschienen, darüber fehlen bestimmte historische Daten. In der Moldau wurden sie im Jahre 1440 erwähnt, und die ungarische Geschichte nennt sie viel später, erst im Jahre 1514, aber in einer Weise, die voraussetzen läßt, daß die damaligen Zigeuner bezüglich ihrer Verworfenheit, Schlechtigkeit und Grausamkeit in Ungarn ein längst gekanntes, aber tief verachtetes und allgemein verabscheutes Volk waren, wozu dieselben durch ihr feiles, schändliches Treiben auch alle Veranlassung gaben. Nach dem Zeugnisse des schon genannten Istwanfi verrichteten nämlich damals die Zigeuner in Ungarn die schrecklichsten Folter- und Marterdienste mit thierischer Grausamkeit und Unempfindlichkeit, sie waren Henker und Henkersknechte und haben namentlich die empörendste und martervollste Hinrichtung des Bauernkönigs Georg Dosa und seiner Gefährten vollzogen. Als eine verachtete Volkskaste mögen aber die Zigeuner zur Ausübung des Marterhandwerks wohl auch gezwungen worden sein. Auch in Siebenbürgen und in den beiden walachischen Ländern (Moldau und Walachei) haben die Zigeuner zu jener Zeit (1514) das „infame" Geschäft der Tortur ausgeübt. Später, 1565, finden wir die Zigeuner im Lager der Türken, aber keineswegs etwa als Kämpfer, sondern als Kugelgießer, wodurch sie dem christlichen Heere wesentliche Nachtheile zugefügt haben. Aber auch als Streiter erblicken wir die Zigeuner im Heere Zápolya's, welcher ein Gegenkönig Ferdinands von Oesterreich war; dieselben haben sich aber wenig kriegerische Ehre erworben, denn sie haben die Burg Nagy-Ida im abaujvárer Comitate nach einigem Widerstande den belagernden Truppen des Königs Ferdinand überliefert. Dieses historische Faktum hat in Ungarn zu mehrfachen Volkssagen und Spottliedern über die Zigeuner Veranlassung gegeben, mit welchen dieselben noch heute geneckt werden, wozu auch schon die Erwähnung der Veste Nagy-Ida hinreichend ist. Der Volks-Ueberlieferung zufolge hätten die Zigeuner die Burg tapfer und sehr lange mit glücklichem Erfolge vertheidigt, bis denselben endlich der Schießbedarf ausging. Dies geschah aber gerade in dem Augenblicke, wo die Belagerer, des hartnäckigen Widerstandes müde, die fruchtlose Belagerung aufhoben und sich zum Abzuge anschickten. Als dies der wachthabende Zigeuner bemerkte, schrie er dem Feinde nach: „Schon recht, daß Ihr abziehet, wir haben ohnedies kein Pulver mehr!" Die Abziehenden, unter welchen sich auch Ungarn befanden, machten hierauf wieder Kehrt und nahmen bald darauf die Veste mit Sturm.

Während die ungarischen Zigeuner von dem kultivirenden Einflusse der seither verflossenen Jahrhunderte nicht unberührt geblieben sind, stehen jene in den Donaufürstenthümern und der Türkei nahe auf der Stufe tiefster Erniedrigung, woran freilich die Sklaverei schuld sein mag, in welcher dieselben bisher geschmachtet haben. Im Wesentlichen, nämlich in Bezug auf Farbe und Sprache, und was das Bezeichnende ist, hinsichtlich ihres Charakters, oder was richtiger ist, — ihrer Charakterlosigkeit sind die Zigeuner aller Länder gleich. Gäbe es aber in dieser Charakterlosigkeit noch Stufen, so müßte unsers Erachtens die niedrigste derselben dem mohammedanischen Zigeuner zuerkannt werden. Es darf aber diese Charakterlosigkeit und die totale Verkommenheit der türkischen Romie keineswegs dem Einflusse der mohammedanischen Religion zugeschrieben werden, denn es ist in den seltensten Fällen erwiesen, daß diese Tschingani wirkliche Anhänger Mohammeds sind, und der Türke ist auch viel zu stolz, um sich in dieser Beziehung über diese verachtete Kaste Gewißheit zu verschaffen. Es ist aber auch gleichgültig, welcher Religionsgenossenschaft die Tschingani angehören, denn sie werden nie von Grundsätzen der Religion geleitet, die Gesetze der Sittlichkeit geben ihnen keine Richtschnur, und die Triebfedern ihrer Handlungen sind Habsucht und Sinnlichkeit, deren Befriedigung nie durch moralischen Einfluß gezügelt werden kann. Die totale Verwahrlosung, in welcher die türkischen Zigeuner leben, trägt mit die Schuld ihrer Verworfenheit, während der ungarische Czigány doch in seinem Handeln und Wandeln gebildeteren Elementen begegnet und bei aller Verschmähung der Schule und Kirche sich belehrender Vorbilder erfreut und sich daher auch einigen Anstrich von Civilisation aneignet, dem freilich jeder innere Gehalt abgeht. Es gibt in Belgrad, Widdin und fast in den meisten größeren türkischen und walachischen Städten sogenannte Zigeunerviertel, gewöhnlich schlecht gebaute Winkel in den äußersten Vorstädten, die von ansässigen Zigeunern bewohnt werden. Diese seßhaften Zigeuner unterscheiden sich von den als Nomaden umherziehenden nicht allein durch eine bessere Bekleidung, sondern auch dadurch, daß ihre Beschäftigung einen höhern Grad von Geschicklichkeit und Verstand in Anspruch nimmt, wie dies z. B. die Ausübung der Musik, des Tanzes, Gravierens und anderer von den Zigeunern betriebenen Künste erfordert. Auch die Kochkunst wird von Zigeunern ausgeübt, und es gibt namentlich in der Moldau und Walachei Zigeunerköche, die von den Bojaren, welche meist Kenner einer feinen Küche sind, sehr geschätzt werden. Noch vor wenigen Jahren, als die Tschingani noch zum Theil Leibeigene der Bojaren waren, wurde ein guter Zigeunerkochkünstler oder Bäcker theuer vermiethet. Es wurde daher von den Herren immer Sorge getragen, daß die fähigeren irgend ein Gewerbe oder eine Kunst erlernten, wozu dieselben Anstelligkeit und Neigung zeigten, um dann von der Arbeit derselben Nutzen und Gewinn zu ziehen. Die minder Befähigten dagegen erhielten gegen Erlegung eines jährlichen Tributs die Erlaubniß, im Lande umherziehen zu dürfen, und diese konnten ihrem eigenen Verdienste nachgehen. Diese, sowie überhaupt die als Nomaden um-

herziehenden Zigeuner beschäftigen sich vorzugsweise mit groben Schmiede- und Holzarbeiten, Kesselflickerei u. s. w.

Eine fast ausschließliche Beschäftigung der Zigeuner ist in Siebenbürgen die Goldwäscherei in den dortigen Goldsand führenden Flüssen und Bächen, welche streckenweise von den Gutsbesitzern zum Zwecke der Goldgewinnung gepachtet werden. Daß diese Beschäftigung manchmal eine lohnende sein müsse, geht aus der Thatsache hervor, daß konkurrirende Zigeuner eine solche Pacht auf 1000, ja auf 1500 Gulden für ein Jahr getrieben haben, und die Pächter sind doch dabei zum Wohlstande gelangt. In Ungarn haben sich die seßhaften Zigeuner schon seit längerer Zeit auf den Pferdehandel verlegt, und es erscheinen z. B. auf den großen Jahrmärkten zu Baja viele derselben als Pferdehändler und sie machen sich durch ihr großes Geschrei und ihre ungewöhnliche Rührigkeit im Anpreisen ihrer meist schlechten Thiere bemerkbar. In Slavonien, wo es nicht viele Zigeuner gibt, haben die Behörden einzelner Städte denselben zur Niederlassung unentgeltliche Bauplätze unter der Bedingung überwiesen, daß sie zum Kehren der Straßen verpflichtet seien, wogegen sie aber auch ihr Gewerbe in der Stadt ausüben dürfen. Das Kartenlegen, Wahrsagen, die Bettelei, Betrügerei, Dieberei und dergleichen sind den umherstreifenden Zigeunern mehr eigen, als den seßhaften; doch machen in dieser Beziehung jene städtischen Zigeuner Ungarns, welche sich bis zu einer gewissen Kunsthöhe emporgeschwungen und das zigeunerische Wesen schon großentheils abgestreift haben, eine rühmliche Ausnahme.

In der europäischen Türkei und in den Donaufürstenthümern gibt es auch ganze Zigeunerdörfer aus elenden Hütten oder Erdlöchern bestehend. Ein solches Dorf ist Rokrilul, etwa eine starke Meile von Belgrad entfernt, wo es von schmutzigen Zigeunern und ihren halb- oder wohl auch ganz nackten Kindern wimmelt und von wo aus dieselben von Zeit zu Zeit ihre Bettelzüge in das Land unternehmen und die Bewohner durch ihre Verschmitztheit nach Möglichkeit übervortheilen. Bekanntlich schlagen die familien- oder hordenweise umherziehenden Tschingani in der Nähe von Städten und Dörfern, wo sie Erwerb zu finden hoffen, über ihre Wägen Zelte auf, vor welchen sie dann unter freiem Himmel ihre Schmiedestätten errichten. Ist aber der Winter sehr strenge, so graben sie sich elende Erdwohnungen. Größere Zigeunerhorden hatten früher ihre sogenannten „Könige", Wojwoden, in Ungarn Czigány Vajda genannt, welche von den Behörden oder von dem Bojaren denselben zur Aufsicht und Ueberwachung übergeben wurden und zwar mit gewissen sie kennzeichnenden Attributen. Seit der Emancipirung der Zigeuner dürften sich in den walachischen Fürstenthümern nur noch wenige solcher Könige vorfinden. In Ungarn sind sie längst verschollen, und ich habe als Knabe nur noch das feierliche Begräbniß eines solchen letzten Zigeunerkönigs gesehen.

Was die Musik der belgrader und überhaupt der türkischen Zigeuner anbelangt, so umfaßt dieselbe viele Instrumente, als da sind: das Tambourin oder die türkische Schellentrommel, den Triangel, die große Trommel, die Piecolo-Flöte, den Dudelsack, das Zimbal oder Hackebrett, die Maultrommel und verschiedene Saiteninstrumente. Schon aus dieser Herzählung der Instrumente ist es ersichtlich, daß die Musik der türkischen Zigeuner mit jener weit vollkommenern der ungarischen gar nicht verglichen werden kann. Diese Art von Musik hört man in den Vorstädten Belgrads sehr oft in den schönen Abendstunden, wenn die Zigeuner ihren Gönnern mit der großen Trommel, mit Dudelsack und Pieeolo-Flöte ein Ständchen darbringen. Anfänglich war ich bei solcher Gelegenheit der Meinung, daß Bärenführer — Ursari — mit Tanzbären angekommen seien und wunderte mich nur, daß man selbst noch nächtlicher Weile dem Bären zum Tanze aufspiele! — Und doch hat diese türkische Zigeunermusik mit Trommel und Pfeife, mit Tschinellen (Becken) und Triangel unserer schönen Janitscharenmusik die Entstehung gegeben! —

Der Tanz, welcher besonders von dem jugendlichen Zigeunervolke ebenfalls als Erwerbsquelle betrieben wird, ist sehr verschieden, umfaßt aber besonders die Nationaltänze Aora und Kolo, sowie die Nachahmung der Haremstänze und einen andern unverschämten Zigeunertanz, dessen Schilderung hier nicht gegeben werden kann. Diese Tänze werden sowohl vereinzelt, als auch in größeren Gruppen und zwar mit oder ohne Musik ausgeführt.

In den Gasthöfen, im Han und in den Kaffehäusern erscheinen die Zigeunermädchen (Romne Tschè) und Zigeunerknaben (Romne Tschavo) und beginnen mit Castagnettenschlägen in abgemessenen Bewegungen ihren Tanz, der, mit graziösen und schnelleren Wendungen abwechselnd, endlich wild und konvulsivisch wird und mit immer neuen Abwechselungen so lange sich wiederholt, so lange die geforderten Gaben von den Zuschauern den frechen und unermüdlichen Tänzern verabreicht werden.

Den walachischen Nationaltanz, die Itora, tanzt der Zigeuner mit seinem Mädchen unter Begleitung des Tambourins auch auf öffentlicher Straße, und wenn der Tanz zu Ende ist, sammelt das braune Mädchen auf dem Tambourin die oft reichlich ausfallenden Gaben von den Zuschauern.

Der Anzug der Tänzer und Tänzerinnen ist gewöhnlich bunt und phantastisch, die Jacken sind gewöhnlich goldgestickt und mit Schnüren besetzt. Die Frauenzimmer lassen ihr dichtes schwarzes Haar zumeist in nachlässiger Toilette über die braunen Schultern herabhängen und suchen die Reize ihres gelbbraunen Gesichts mit rother Schminke und angebrachten Goldschaumfleckchen zu erhöhen. Das Staatmachen mit durchlöcherten und an eine Schnur gezogenen Silbermünzen statt einer Halskette gehört ebenfalls zu den Koketteriemitteln solcher Dirnen, was diesen aber um so weniger zu verargen ist, als man ja in jenen Gegenden vornehme serbische und reiche jüdische Damen erblickt, die ihren Hals mit schweren Gold- oder Silbermünzen-Gehängen zu zieren pflegen. Auch zum Kopf- und Haarputze werden in der Türkei Gold- und Silbermünzen verwendet.

Eine eigenthümliche Tracht haben die Zigeuner nicht und sie adoptiren überall die landesübliche, die freilich bei den umherschweifenden Zigeunern nur noch in elenden Lumpen besteht. Sonst aber lieben sie in ihrer Tracht alles Phantastische und Harlekinmäßige, und es sind besonders grelle, auffallende Farben sehr beliebt; daher kaufen sie gern alte abgelegte rothe, blaue, grüne Montirungsstücke von Soldaten, Paudren, Tschetniken u. s. w. und machen mit denselben noch lange Staat. Das Ideal und Ziel der Wünsche in Bezug auf Kleidungsstücke sind dem türkischen Zigeuner rothe Tschakschire, d. h. türkische Beinkleider (Schalwars), welche bis an die Kniee sehr weit sind und unter dem Knie mit einem Bande festgehalten, von da ab aber enger werdend bis zu den Knöcheln mit Häkchen geschlossen werden. Hosenträger kennt man in jenen Gegenden nicht, und es werden die Tschakschire mit einer Schnur um den Leib befestigt.

Der Sinn für das Familienleben scheint bei den Zigeunern tief begründet zu sein, und es ist namentlich die Liebe zu den Kindern und die Sorge für dieselben sehr groß unter ihnen. Auch die Zigeunerweiber nehmen keineswegs jene

gedrückte, untergeordnete Stellung ein, welche sonst die Frauen bei uncivilisirten, namentlich östlichen Völkern einzunehmen pflegen. Die Sorge für seine Kinder dient dem Zigeuner zum Vorwande bei seinen Streifereien und Betteleien; er bettelt, weil seine Kinder hungern und frieren, und er glaubt dein Herz zu erweichen und dich zur Milde und Freigebigkeit zu stimmen, wenn er sagt, daß er sechs oder neun Kinder habe, wenn dies mit der Wirklichkeit auch gar nicht übereinstimmt, denn der Zigeuner spricht nie ein wahres Wort.

Da die Heiraten unter allen, aber vorzüglich unter den türkischen Zigeunern sehr frühzeitig geschehen, so werden sie gewöhnlich von den Eltern bestimmt, und es hat weder der zur Verheiratung bestimmte Knabe noch die Jungfrau gegen die zugefallene Ehehälfte etwas einzuwenden, denn auch der Gehorsam gegen die Eltern ist im Familienleben der Zigeuner tief begründet. Auch haben ja die jungen Ehepaare die Hoffnung, daß diese meist nur von den Eltern bewirkten Ehen nicht ewig dauern, denn wie man zusammen gekommen, so geht man wieder aus einander, wozu ja Grund und Veranlassung in dem lieben Zigeunerleben von jeder Seite genügend gegeben wird. — Allein das lose Spiel mit der ehelichen Treue ist selbst in den Augen einer Zigeunerin kein solches Vergehen, daß es oft zur Lösung des ohnehin sehr lockern Ehebandes führen sollte, zumal dieselbe ja selbst in dieser Beziehung auf dem hohen Standpunkte der Emancipation steht. — Was die Verheiratung der mohammedanischen Zigeuner anbelangt, so ist diese mehr ein Civilakt, als eine religiöse Ceremonie, obgleich solche von einem Imam vollzogen wird.

In früheren Zeiten ließen die christlichen Zigeuner ihre Kinder erst taufen, wenn sie im Stande waren, dem Papa und der Mama die Pfeife zu stopfen und anzurauchen, aber jetzt werden sie in christlichen Staaten in dieser Hinsicht strenge controlirt, und es dürfte denselben nicht leicht gelingen, die gesetzliche Frist der Taufe mit ihren Neugeborenen zu überschreiten.

Hat der Zigeunerknabe (Naklo) etwa das 10. Jahr erreicht, so kauft demselben der stolze Vater einen Tschibuk, denn das Tabakrauchen ist ein solch herrlicher Genuß, daß dieses auch dem „braven Sohne“ (wörtlicher Zigeunerausdruck) nicht entzogen werden darf. Es ist aber der Organismus des Zigeunerstammes ein so gesunder und kräftiger, daß ein Zigeuner vom frühen Morgen bis späten Abend den stärksten türkischen Tabak rauchen, oder nach türkischer Weise den „Tabaksrauch trinken“ kann, ohne nur irgend eine Beschwerde oder schädliche Einwirkung desselben zu verspüren. Für eine schöne Tabakspfeife, für Tabak — auch für starke Cigarren — gibt der Zigeuner seinen letzten Para (eine sehr kleine türkische Silbermünze, so genannt, weil sie wie ein Hauch [türk. Para] weggeblasen werden kann) hin, und es kommt ihm auch gar nicht in den Sinn, sich nur irgend einen Genuß aus Rücksichten der Sparsamkeit zu versagen. Der Zigeuner ist ganz Sinnesmensch und lebt in zügelloser Ausgelassenheit, wenn ihm dies seine Mittel verstatten, ist stets heiter und fröhlichen Sinnes. In den Tagen der Noth, die über den immer leichtsinnigen, von heute nicht auf morgen denkenden Zigeuner auch sehr oft hereinbrechen, weiß derselbe aber auch zu entbehren und wenn es sein muß, auch zu darben. Aber verzweifeln wird dieser Mensch nie, und es ist mir kein Beispiel bekannt, daß ein Zigeuner zum Selbstmörder geworden wäre. Ja, trotz der moralischen Verkommenheit dieses Volkes ist mir kein Fall bekannt, daß unter den sehr zahlreichen Zigeunern der Süddonauländer auch nur einer des Verbrechens des Mordes oder Todtschlags überführt worden wäre. In den Jahrhunderten des Aberglaubens und der Tortur hat man nur unsinnigerweise die Zigeuner der Menschenfresserei beschuldigt und man hat in Ungarn an zahlreichen Opfern des Vorurtheils schreckliche Justizmorde begangen. Die Beschuldigung, daß diese Leute Kinder rauben, ist ein Vorurtheil, welches nicht allein auf diese verachtete Kaste, sondern auch auf die Juden angewendet worden ist. Schwer hat sich überhaupt die Menschheit an diesem unglücklichen Volke versündigt, indem sie dasselbe von den staatlichen und socialen Einrichtungen ausgeschlossen hat. Kann ein Zigeunerkind die Schule besuchen, ohne ein Gegenstand des Spottes und der Verachtung zu sein? Ja, so tief wurzelt das Vorurtheil in der Menschheit, daß ein Beschluß des tridentinischen Conciliums die Zigeuner für immer vom Priesterstande ausgeschlossen hat!

Zu einem Wohlstande gelangt der Zigeuner nur selten, denn sein Verdienst wird immer verlebt, verschwendet und vergeudet. Je reichlicher sein Verdienst, um so zahlreicher sind seine Neigungen, um so größer ist die fast kindische Sucht, diese und jene Dinge, bunte unnütze Sachen, Flittertand, selbst Gegenstände der Eleganz und des modernen Luxus zu besitzen, die er aber schon morgen wieder veräußert, vertauscht, oder als ihm werth- und reizlos gewordene Dinge verschenkt und zwar — um dieselben bei nächster Gelegenheit wieder zurück zu verlangen. So groß ist die Wankelmüthigkeit und so kern- und kraftlos ist der Wille des leichten Zigeunervölkchens. In der Noth ist dem Zigeuner kein Dienst und keine Verrichtung zu gering, nur wird er sich der sogenannten Tagearbeit selten und dem Feldbau fast nie unterziehen, denn dergleichen Beschäftigungen würden ja den ewig Unstäten binden und widerstreiten somit seinem eigentlichen charakteristischen Wesen. Eher stiehlt der Zigeuner, und wo dies nicht zulässig, nimmt er zum Betteln seine Zuflucht.

Die größte Strafe für den Zigeuner ist die Entziehung der Freiheit. Während die weisesten Gesetzgeber unsers humanen Zeitalters die Ueberzeugung hegen, daß unsere heutigen Gesetze weit milder sind, als jene der „guten alten Zeit“ waren, haben die Zigeuner, die in diesem Punkte gewiß gehört zu werden verdienen, eine andere Anschauung. So klagte mir ein solcher, daß das Zeitalter in seinem Strafverfahren immer roher und barbarischer werde. „Wir werden heut zu Tage nirgends geduldet“, seufzte derselbe, „von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt werden wir mit unseren Frauen und unseren lieben und so schönen Kindern gejagt, und es ist uns nicht einmal vergönnt, unsere Zelte auf der Pußta aufzuschlagen, während der Vogel (Tschirikle), der doch nur ein Thier ist, sein Nest dahin bauen kann, wohin er will! — O, früher war dies anders! — Hatte man damals für seine hungrigen Kinder eine Kleinigkeit gestohlen, so erhielt man heute seine 25 Prügel, war morgen wieder ein freier Mann und konnte sein Brot weiter suchen, — aber jetzt muß man wegen eines Knopfes wochen- ja monatelang sitzen, und Weib und Kinder müssen betteln gehen! — O mro Dewlo! (o mein Gott) es ist nichts mehr im Ungarlande!“

So weit ist es allerdings in den Donaufürstenthümern noch nicht gekommen, aber es sind Anzeichen vorhanden, daß nicht nur der von den Bojaren bisher ausgeübte kurze Prozeß mit den Zigeunern verschwinden wird, sondern daß man dieselben in ihrem umherschweifenden Leben beschränken und an eine bleibende Stätte gewöhnen will, da sie nun einmal zur Bebauung der Scholle sich nicht hergeben wollen. Was und wohin aber dann? Da der Zigeuner als solcher, wie er wirklich ist, unter civilisatorischen Einrichtungen nicht existiren kann, so muß er allmälig nothwendigerweise unter

anderen Nationalitäten aufgehen und daher gänzlich verschwinden.

Schließlich nun, bevor ich von meinen guten Bekannten scheide, muß ich denselben doch noch etwas Gutes nachrühmen, das ich oft mit Wohlgefallen bemerkt habe. Die alten Leute werden nämlich unter den Zigeunern sehr geachtet und in Ehren gehalten. Für die Alten müssen die jungen Leute, deren es, da alle Zigeuner sehr frühzeitig heiraten, gewöhnlich genug gibt, arbeiten und denselben alle Nahrungssorgen ersparen. Es gibt bei den Zigeunern kein größeres Glück, als mit Ehren alt zu werden. „Me hom pchuro Manusch“ (Ich bin ein alter Mann) ist ein Ausspruch, durch welchen der Zigeuner seine Umgebung mit Ehrfurcht erfüllt. Du brauchst noch kein graues Haar und keine 35 Jahre zu zählen, und es wird dich der Zigeuner mit dem Titel: „alter Herr“ beehren, natürlich nur dann, wenn er dir seine besondere Hochachtung bezeigen will. Es haben aber auch schon 30 Jahre beim Zigeuner einen hohen Werth, denn er ist in diesem Alter, wenigstens in den Donaufürstenthümern, gewöhnlich schon Großvater, und eine 42- oder 43jährige Zigeunerin als Urgroßmutter ist dort nicht schwer zu finden, natürlich mit längst verwelkten Reizen, was bei den Zigeunerinnen in diesem Klima eine Folge der zu frühen Verheiratung ist.

Die Zahl der Zigeuner in den beiden walachischen Fürstenthümern beträgt 120,000, in Ungarn, in der serbischen Wojwodschaft mit dem Banate und in Siebenbürgen dürften sich fast 100,000 befinden, und in Serbien zählt man 15,000 Zigeuner. In Ungarn ist das Zigeunerthum, wie schon erwähnt, im Abnehmen begriffen, weil dasselbe besonders in den Städten durch die Pflege der Tonkunst allmälig von dem magyarischen Elemente absorbirt wird. Mit Verleugnung des Zigeunerwesens verschwinden dort auch die Farbe und der Typus des Zigeunervolkes immer mehr und mehr.

Wassermusik auf Borneo.

Nach holländischen Quellen bearbeitet von **Hermann Meier** in Emden.

Eine Reise durch Borneo ist eben so einfach wie eintönig; wenigstens lassen sich die Binnenländer nur längs des Wasserweges bereisen. Man wählte dazu die hier eigenthümlichen Fahrzeuge, Djukons. Ein solches besteht aus einem ausgehöhlten Baumstamm, ist 40—60 Fuß lang und läuft vorn und hinten scharf aus. Auf dem Vordersteven sitzt rittlings ein Ruderer auf den Ausquell, er gibt zugleich Maß und Ton der Bewegung an. Hinter ihm sitzen an jeder Seite auf gekreuzten Beinen fünf bis acht Ruderer, die gleich den Reisenden von einem der ganzen Länge nach über das Fahrzeug gebauten Dach von Binsen oder Rohr (atap) gegen Sonne und Regen geschützt werden. Hinter dem Aufenthalt der erstern befindet sich das Lokal der Passagiere; dieses ist mit Atapschirmen versehen, die man beliebig aufstellen und niederlegen kann. Läßt man vor und hinter sich die Schirme falten, dann befindet man sich in einem kleinen, aber netten und luftigen Kämmerlein, gegen jeden neugierigen Blick geschützt.

Wie der Römer nur liegend seine Mahlzeit einnahm, so reist der Borneer nicht anders als liegend, und verbringen Naturforscher, die oft Monate — ja wohl ein Jahr lang hier die gefahrvollen Wasserreisen machen, diese ganze Zeit in solchen Djukons. Abtreibende Baumstämme, überhängende Zweige, Felsenblöcke und -Spitzen, besonders aber die starke, hier und da wirbelnde Strömung machen eine solche Reise zu einer gefahrvollen.

Eine große, hier sehr allgemeine Landplage sind die Moskitos; auch muß man gegen die Krokodille auf seiner Hut sein. Im Innern des Landes findet man viele Giftschlangen, auch trifft man das Rhinozeros, den Büffel, das wilde Schwein, den Elephanten, den kleinen schwarzen Bär, den Orang-Utan ꝛc. Pferde findet man auf Borneo nicht; die wenigen, die durch die Fürsten oder von Kaufleuten auf Java hiehergebracht wurden, wollen nicht recht fort.

Das Reisen längs der Flüsse hat übrigens auch den Vortheil, daß man dadurch in steter Berührung mit der Bevölkerung bleibt, deren Wohnungen in der unmittelbaren Nähe der Flußufer liegen, und daß man dadurch den auf Flüssen reisenden malayischen Kaufleuten begegnet.

Höchst unangenehm sind dahingegen die vielen und heftigen Stürme und Windstöße, und scheint Borneo daran reicher zu sein, als jede andere Insel des indischen Archipels, wie man denn nach Helfrich hier jährlich 230 und mehr Regentage zählt. Die Fahrt stromaufwärts wird dadurch oft plötzlich höchst mühsam.

Die Farbe des Wassers erhält alsdann oft auf einmal eine braune, ja schwarze Farbe. Verschiedene Reisende schreiben dies der plötzlichen Vermengung von entsetzlichen Quantitäten verfaulter Blätter und anderen Pflanzentheilen aus den Gebüschen zu. Ida Pfeiffer bemerkte dagegen, daß sie unter Anderm auf Ceram, woselbst die Flußufer ebenfalls mit dichten Wäldern bedeckt sind, diese Farbe niemals wahrgenommen habe. Andere Reisende fragen, ob die Färbung des Wassers vielleicht den vielen und ausgebreiteten Steinkohlenlagern zuzuschreiben sei, welche auf Borneo an verschiedenen Stellen die Flußufer unmittelbar berühren.

Eine andere interessante Beobachtung machte Dr. Schwäner auf seinen Stromfahrten, wir meinen die sogenannte Wassermusik jener Ströme. Diese eben so merkwürdige, wie anziehende Erscheinung scheint nur an den Mündungen der Flüsse vorzukommen. Sie besteht in einem eigenthümlichen melodischen Ton, der in der Tiefe des Wassers erzeugt wird, jetzt stark und anhaltend, dann kurz und abgebrochen. Es klingt wie ein Sirenengesang, den man von unten aufsteigen hört; einmal voll und kräftig, wie Orgelstimmen, ein andermal sanft und schmelzend wie jene Melodien, die ein leises Lüftchen der Aeolsharfe entlockt. Diese Erscheinung naturkundlich, also in richtiger Weise zu erklären, hat recht lange auf sich warten lassen. Dr. Schwaner fragt, ob es ein Reibungston des Wassers auf dem Boden sein könne. Die Eingebornen schreiben es einfach der Vermischung und Durchdringung des süßen Flußwassers mit dem um so viel schwerern Seewasser zu — und man

glaubt hierin die richtige Lösung dieser schönen, aber räthselhaften Wassermusik zu haben, denn je weiter das Seewasser in den Strom dringt, desto weiter landwärts wird dieselbe vernommen.

L. F. Präger, ein Holländer, der, wie er selbst sagt, manche Gegend des indischen Archipels durchirrte, die noch nie eines Weißen Fuß betrat, und der in den Jahren 1860 und 61 den größten Theil von Süd-Borneo theils zu Wasser, theils zu Fuß durchreiste, hat ganz neuerdings in einer holländischen Zeitschrift seine Beobachtungen über jene Erscheinung der Wassermusik mitgetheilt, und der bekannte Professor Marting hat dazu ein Nachwort geschrieben, wodurch das Verständniß dieser Sache gefördert zu sein scheint.

Präger erzählt: Im April 1860 lag der eiserne Kriegsdampfer Madura auf dem größten Flusse der Westküste Borneo's, dem Pontianak, d. h. Geist. Am meisten hörte ich hier die Musik während der Flut und des Hochwassers. Bei voller Flut fehlte sie nie. Man hört sie bald höher, bald tiefer; klingt es nun, als ob sie mit verschiedener Schnelligkeit sich von einer Stelle zur andern bewege, so scheint sie dann wieder richtig an einem Punkte zu bleiben.

Deutlich hört man diese Töne am Ufer, deutlicher aber, wenn man den Kopf halb ins Wasser taucht. Legte man das Ohr an die Wand des eisernen Schiffes, so verstärkten sie sich; man hörte dann deutlich abgebrochene Töne, wie wenn man Baßsaiten mit Bogen und Fingern bearbeitet. Dann aber merkt man auch, daß die Töne aus zahlreich verschiedenen und an verschiedenen Stellen anwesenden und durcheinander schießenden Munden kommen. Zu Anfang der Flut hört man einen, zwei, vier und endlich unzählige besondere Töne. Der Ton ist ziemlich tief, stoßend, gleichartig, so daß sie in einem ermüdenden Orchester durcheinander brummen. Das Schiff, seine Wände und Höhlung üben gewiß nicht wenig Einfluß auf diese Töne, die dadurch so hell, so voll und deutlich abgebrochen erscheinen.

Im Juli waren wir mit dem Schiffe in der Mündung des Tawaflusses, 77 geographische Meilen oberhalb Sintang, welcher Ort mehr als siebenmal so weit von der See entfernt liegt. Von salzigem Wasser kann hier also nicht mehr die Rede sein. Und doch, während wir in einem inländischen Fahrzeug die herrlichsten Fische fingen, hörten wir dasselbe Conzert; nur schien die Zahl der Musicirenden eine geringere zu sein.

Die Eingebornen glaubten mit uns, daß Fische diese Töne hervorbrächten. Vielleicht zwingt das Eindringen des salzigen Wassers sie, jene starken Töne auszustoßen, denn die Naturgeschichte erwähnt vieler Fischarten, die brummen und summen. Die Gymeodoten können sich aufblasen, dadurch richten sie ihre Stacheln zur Vertheidigung auf; faßt man sie dann an, so knurren sie. Am 25. Juli hörten wir die Töne wieder um drei Uhr, obgleich es nicht Flut war. Doch läßt sich solches daraus erklären, daß das Seewasser, wenn es in den Fluß strömt, erst den untern Theil desselben mit salzigem Wasser anfüllt, weil solches wegen seines Salzgehalts schwerer ist, und erst später bei der vollen Flut ist alles Wasser des Flusses salzig.

Am folgenden Tage hörte man die Töne um 1 Uhr. Flut- und Ebbezeiten sind hier wenig bekannt, soviel aber ist gewiß, daß man jene Töne immer einige Zeit vor der Flut bemerkt, wenn die Oberfläche noch Ebbe angibt. Am 10. August begannen sie wieder um 1 Uhr. Am 13. Aug. war um 1 Uhr die Flut zu Ende, das Wasser war ruhig, nur ein einziger brummender Ton wurde gehört. Es war, als ob der letzte Seefisch dem Flusse, in dem nun wieder das Flußwasser die Oberhand bekam, seinen Abschiedsgruß zuriefe und davoneilte. Am 15. August hörten wir die Musik um 2 Uhr, mehr als eine Stunde später, nachdem das Schiff von der Flut umgelegt war. Man hörte wiederum keine bestimmten Töne, sondern ein nahes Brummen, dann lange Ruhe, dann nahes und entferntes Brummen, und endlich einen allgemeinen Brummchor. Verschiedentlich fuhr ich mit der Schaluppe über brummende Individuen hin. Nach der Flut verstummten die Töne gewöhnlich; sie gingen mehr in die Tiefe. Sind vielleicht die Flußfische an die Oberfläche gekommen, dem salzigen Wasser zu entfliehen, welches den untern Theil der Flüsse füllt? Nach Eintritt der Flut steigen jene Töne immer höher, wodurch sie natürlich lauter und deutlicher werden.

Am 6. September hatte die Flut das Schiff in drei Tagen nicht gewendet, so schwach war diese; die Töne waren sehr undeutlich, nur in der untern Strömung und schienen von wenigen Individuen herzurühren. Am Schluß des Monats verstummten sie ganz, weil die Flut so schwach war, daß das Flußwasser des Pontianak nicht salzig wurde. Am 1. Oktober kamen mit Flut auch wieder jene Töne.

Am 10. Februar 1861 befand sich Präger mit demselben Schiffe in der Kwala Ninr an der Ostseite Sumatra's und hörte dort dieselben ihm bekannten Töne unter dem Schiff. Er wagt es aber nicht, eine bestimmte Deutung dieser Erscheinung auszusprechen, doch geht aus nachfolgendem Nachworte des Professor Harting hervor, daß er auf richtiger Fährte gegangen.

Harting sagt: Die Vermuthung Prägers, daß die von ihm gehörten Töne Fischen zugeschrieben werden müssen, dürfen wir als sehr wahrscheinlich betrachten, denn erstens reicht, wie es scheint, jede andere Hypothese nicht aus, zweitens aber gibt es ziemlich viele Fische, die Töne erzeugen. Johannes Müller hat im Archiv für Anatomie und Physiologie 1857 eine Uebersicht über dieselben gegeben. Er zählt dazu folgende: Familie Cataphracti: Dactylopterus, Trigla, Cottus scorpius; Sciaenoidei: Sciaena aquila, Corvina ronchus, C. ocellata, C. dentex, Otolithus regalis, Pristipoma Jubelèni, Pr. crocro, Pr. cora, Pr. guoraca, Pogonias chromis, P. fasciatus; Scomberoidei: Zeus faber; Pediculati: Batrachus grunniens; Cyprinoidei: Cyprinus tinca, C. barbus, C. fossilis, C. taenia; Sibnroidei: Synodontis; Sclerodormi: Balistes; Gymnodontes: Diodon, Tetrodon, Orthagoriscus.

Die Töne, welche in den verschiedenen Fällen von einander abweichen, werden ohne Zweifel bei diesen Fischen auch auf verschiedenen Weise hervorgebracht. Nur von einigen ist dies mit Gewißheit bekannt. Jene Töne können durch Reibung harter Körpertheile gegen einander hervorgebracht werden. So bei Synodontis vielleicht durch die Bewegung der starken Stacheln an den Brustflossen. Dactylopterus volitans, ein fliegender Fisch des Mittelmeers, macht, den Beobachtungen von Johannes Müller zufolge, sowohl unterhalb als außerhalb des Wassers einen knarrenden Ton durch das Oeffnen der Kiemendeckel. Bei den verwandten Knurrhähnen, von denen einige Arten auch an unsrer norddeutschen Küste leben, entsteht jener knurrende Ton indeß auf andere Weise, indem sie nämlich die in der Luftblase eingeschlossene Luft gewaltsam herausstoßen. Auch beim Sonnenfisch (Zeus faber), der ebenfalls, wiewohl selten, in der Nordsee vorkommt, scheint jener Ton auf dieselbe Weise hervorgebracht zu werden. Die Anwesenheit von Sciaena aquila, der Ombrina der italienischen Fischer, erkennt man am Brummen, welches diese Fische hören lassen, und das selbst dann noch vernehmbar ist, wenn sie sich bis

auf 20 Faden Tiefe befinden. Die Arten des Geschlechts Pogonias begleiten im Atlantischen Ocean die Schiffe oft stundenlang und bringen starke Töne hervor, die von Einigen mit Glockengeläute, von Anderen mit dem Quaken großer Frösche, von noch Anderen mit dem Trommeln verglichen wird. Letztere haben ihnen den Namen Trommelfische gegeben, welcher Name von den Nordamerikanern besonders Pogonias chromis beigelegt wurde.

Ein Besuch auf Capri.

Von **Dr. Wilhelm Aschenbach.**

Wer den Blick von Neapel nach dem Meere wendet, den fesseln noch mehr als die schöne Pyramide von Ischia die kühnen Contouren von Capri, zwei mächtige Felsenhäupter, die sich aus der Ferne gesehen so verschieben, daß sie überhangend erscheinen. Der wüste Schatten des Tiberius umwandelt die Insel; man weiß so viel Grauenvolles aus dem Tacitus, daß man schon darum Capri besuchen würde.

Der Dampfer hielt; in Böten stiegen wir ans Land. Sofort sprangen ein Dutzend hochgeschürzter Insulanerinnen ins Wasser und verbanden das ersehnte Festland mit unserm Boote durch ein Brett. Die brandenden Wogen aber spülten höher hinauf; ein Entschluß wurde nicht abgewartet; schon fühlten wir uns bei den Beinen erfaßt und flugs wurden wir auf nervigem Arme zum gastlichen Ufer durch die Brandung getragen. Um den Engländern zu entgehen, die im Hotel di Tiberio einzukehren pflegen, wählte ich das Hotel Gagano. Ein schönes Zimmer mit doppelter Aussicht, auf die Insel und auf das weite sicilische Meer, ward mir eingeräumt. Eines meiner Fenster war von dem prächtigen Palmenbaum überschattet, der in jeder Reisebeschreibung figurirt.

Als ich in den Speisesaal trat, sah ich auf dem Tische das Journal de Genève. Das Journal de Genève in Capri? Am selbigen Tage noch machte ich die Bekanntschaft eines genfer Bankiers, der auf Capri seit mehr als einem Jahre in strengster Isolirung den Spinoza studirte. Eine der größten Merkwürdigkeiten des Südens sind wahrlich die Fremden! Die ungebildetsten, aber mit natürlichem Mutterwitz begabten Insulaner urtheilen mit mitleidig schalkhaftem Lächeln über die halben Narren. Ein englischer Lord, der sich mit einer blutarmen Capriotin verheiratet hatte, beschäftigte sich jahraus jahrein damit, Pudel aufs Apportiren aus dem Meere zu dressiren. Ein Deutscher war kurz vor meiner Ankunft dem kläglichsten Säufertode erlegen. Solche Beispiele, verbunden mit Excessen unaussprechlichster Art, denen sich hier in weiter Ferne vom strengdenkenden Mutterlande selbst der biederste Gentleman hingeben zu können glaubt, wirken magisch auf den Einwohner und machen selbst das ehrlichste Missionswerk verdächtig. Es ist hier nicht der Ort eine Chronique scandaleuse zu schreiben; es gehörte wahrlich auch ein Entschluß dazu!

Die meisten Fremden besuchen nur die blaue Grotte und das Schloß des Tiberius und fahren noch an demselben Tage nach Sorrent. Nach der Uhr sehen zu müssen auf Reisen, ist eine wahre Strafe; 10 Stunden auf Capri, wovon gar noch drei oder vier in der unvermeidlichen Gesellschaft der Engländer, sind das Geld nicht werth. Eine Woche, die ich dort zubrachte, verlief mir nur zu schnell.

Zwei Promenaden vor Allem haben einen unvergeßlichen Eindruck auf mich gemacht. In schlankem Boote, gerudert von vier kräftigen Matrosen, machte ich eine Umfahrt um die Insel bei hochgehendem Meere. Ich spreche kaum von der azurnen Grotte, in die wir mit einiger Mühe eindringen konnten, wie auch auf der gegen den Westwind geschützten Seite die immerhin hohen Wellen den Eingang momentan sperrten. Mochte das Wetter ungünstig sein, der Himmel nicht, das Meer nicht blau genug, — kurz, die Wunder, die Mendelssohn in seinen reizenden Briefen schildert, ich sah sie nicht. Ich meinte aber, daß ich diesen Zauber der azurnen Luftspiegelung vergessen hätte, als ich um die schroffe Nordspitze herumbog und unser Schifflein fast willenlos tanzte und schwankte auf den freien Wellen. Mein Herz klopfte trotz der Versicherung meiner Matrosen, daß sie mich retten würden, wenn wir umschlügen. Nackt und starr steigen die senkrechten Felswände zu jäher Höhe aus dem Meere empor. Kein Port rings um die mächtige Felsenburg! Die weißen Wellen springen an den Felsenmauern empor und fahren zischend und grollend in die dunkeln Höhlen, die sie im Laufe der Jahrhunderte in den harten Stein gewühlt haben. Jenes schmale Sandufer, wo ich zuerst gelandet, und ein kleiner Ankerplatz im Westen, nur zugänglich bei ruhigem Wetter, sind die einzigen Landungsplätze.

Weil es leider Mode ist, vielmehr Curiositäten aufzusuchen, als einfach große Erscheinungen zu bewundern, so hat man heute fast ein halbes Dutzend Grotten aufgefunden, noch eine grüne, eine weiße, eine rothe, die zum Theil mit der azurnen rivalisiren sollen. Gegenüber dem Cap Campanella an der Südspitze von Capri ragen zwei senkrechte Felsblöcke, an 400 Fuß hoch, mitten in der Brandung. Schaaren von Seemöven nisten dort oben und flattern beim Annähern eines Fahrzeuges kreischend um die Klippen. Sie wissen, daß sie nicht sicher sind, denn auf schwindeludem Pfade klimmen die Insulaner hinan, um sich die Eier zu holen. — Die rastlosen Wogen brachen ein Thor durch einen der Felsen; eine mächtige Welle hob und trug uns hindurch. Nach dreistündiger Fahrt langten wir wieder am Landungsplatze an. Da war gut rasten! Brod, Käse und Wurst, Alles aus capriotischer Küche, und Landwein wurden aufgetischt. Das Caliber der Flaschen reichte bald nicht mehr aus, denn bald kamen Onkel und Vetter und die sechs wilden Kinder eines meiner Matrosen, die aus Bescheidenheit nichts verschmähten. Eine Corona bildete sich um uns, die Blicke Aller waren auf den Tisch mit seinen Schätzen gerichtet. Ein schlankes Mädchen mit feingeschnittenem Profil und malerisch gewundenen, reichen Haarflechten trat zu mir mit einem Körbchen voll Muscheln und Korallen. Sie nahm das gebotene Glas und blieb

stehen, und nachdem sie mich eine Weile gemustert hatte, fuhr sie mit der Hand nach meinen Haaren, deren blonde Farbe ihre Aufmerksamkeit beschäftigte. Eine Indianerin kann sich bei einem Rencontre mit einem Fremden nicht naiver geberden als diese reizende Insulanerin.

Das Schloß des Tiberius liegt auf der südlichsten Felsspitze. Man gelangt von der Stadt Capri aus dorthin auf einem steinigen Pfade durch Weinberge. Ehe man den höchsten Punkt erreicht, wird man an der Thür einer improvisirten Kneipe von einem französischen Veteranen der großen Armee haranguirt. Er zeigt bei seiner Hütte den Salto di Tiberio, einen schwindelnden Abgrund von mehr als 1100 Fuß senkrechter Tiefe. Ein hinabgeworfener Stein erreichte erst nach mehreren Sekunden das Meer. Ich enthielt mich aller kritischen Untersuchungen darüber, ob hier oder anderswo Tiberius seine unglücklichen Opfer hinabgestürzt habe, überhaupt mochte ich meine Phantasie nicht mit wüsten Bildern erfüllen. Ich stieg noch ein wenig höher, und bald zog mich nur noch die einzige Aussicht an.

An 1200 Fuß unter mir das weite Meer, dessen tausendstimmiger Gesang wie im Traume zu mir heraufschell. Zur Rechten die sich verschränkenden Felsenhäupter von zackigen Ruinen gekrönt. In der Vertiefung zwischen den beiden Haupthöhen der Insel die weiße Stadt Capri mit ihren dachlosen gewölbten Häusern mitten im Dunkelgrün der Citronen- und Orangenwäldchen, mächtige Cactus und Aloeblumen zwischen den Klippen höher hinauf. Der Himmel war tiefblau, das Auge fand keine Grenzen. Der herrliche Inselkranz lag vor mir, Ischia, Graeida, Nisida. Weiter schweifte das Auge zum Golf von Bajae und Pozzuoli und zum Cap Misenum und darüber hinaus die Küste der dreifach gesegneten Terra di Lavoro entlang. Dann folgte mein Blick den mächtigen, prachtvollen Kurven, welche die Contouren der neapolitanischen Landschaft bilden.

Die Hauptmauern des Schlosses sind arg zerfallen, dagegen findet man noch gut erhaltene zierliche Mosaikböden. Die capriotischen Gassenjungen, andere gibt es leider hier nicht, kommen dem Zahne der Zeit mit erschreckendem Erfolge zu Hülfe. Sie brechen die Mosaikwürfel los, stellen deren zwei aufrecht, legen einen dritten darüber und werfen mit einem vierten danach.

Für einen Mönch, im Capriotischen heißen Seinesgleichen naiv genug Santo, hat man eine Kapelle und eine elende Klause zwischen die Ruinen geklekst. Schon einmal hat sich der Schatten des Tiberius gegen solche Profanirung empört und in wilder Wetternacht eine geborstene Mauer auf den winzigen Eindringling hinabgestürzt. Durch ein Wunder der heiligen Jungfrau war der Santo just abwesend. Die unbarmherzige Profanhistorie mit ihrer prosaischen Kritik wollte wissen, daß der Santo die Zeit seiner Abwesenheit in einer den Ansichten der heiligen Jungfrau sehr fernliegenden Weise angewendet habe, wagt es aber nicht, das Wunder zu läugnen.

Man staunt in Capri nicht, man findet das Wunder natürlich. Mein Führer erzählte mir, und der Heilige bestätigte es ausdrücklich, daß vor Kurzem ein Fremder gekommen sei. Angelangt beim Schlosse pflanzte er seinen Spazierstock stillschweigend in die Erde, und ohne sich weiter umzusehen, sprang er im elegantesten Bogensatze in die schaurige Tiefe hinab. Zwei Frauen, die das Gräßliche sahen, eilten nach Capri und setzten Alles in Bewegung. Man suchte mit langen Haken den ganzen Tag nach dem Leichnam, aber vergebens. Der Stock war oben auf der Höhe gefunden, die Wahrheit also außer Zweifel. Einige Tage nachher kam eine Aufforderung an die Polizei von Capri von Seiten eines in Sorrent residirenden Fremden, daß man seinen auf der Höhe von Capri zurückgelassenen Stock gefälligst ausliefern möchte. Mein Führer schloß damit, daß es der Satan selbst gewesen; auch dieses bestätigte der Heilige. Nachdem ich unter der Form eines Opfers für die Sanctissima ein Trinkgeld für den Heiligen in die Büchse auf dem Altar geworfen hatte, löschte ich in dem gastlichen Locale des Veteranen meinen persönlichen Durst in Capri Bianco.

Capri's Straßen sind eng, gewunden und sehr steil, eigentlich nur für Menschen und Esel zugänglich. Oft sind es nur sogenannte Alleen, tunnelartige Gänge. Die Häuser haben nur eine Etage, dicke Mauern und eine dicke, flachgewölbte Decke anstatt des Daches. Dort sieht man die Bewohner einen guten Theil des Tages sitzen, sich mit häuslichen Arbeiten beschäftigend oder selig träumend. Geht man vorüber an solchem Hause, so biegt sich der Kopf mancher schönen Capriotin über den Rand und schaut dem Fremdling mit dem großen dunkelleuchtenden Auge fragend nach. Sind ihrer Zwei, so fangen sie wohl an zu kichern und zu flüstern. Dann sitzen sie wieder halbe Stunden in sich versunken. Ihr Profil erinnert an den griechischen Sanctypus, das schöne Oval, der feine Schnitt von Nase und Kinn. Der Fremde findet sie sinnig, sie scheinen ihm respektvolle Zurückhaltung zu fordern; aber welche Enttäuschung, wenn er anfängt, den wüsten Dialekt der Insel zu verstehen!

Jahre können hingehen, ehe dieses Volk eine Ahnung von seiner Menschenwürde haben wird. Das bourbonische Regiment, hier in engster Verbindung mit der heiligen Kirche, hat noch immer mehr Sympathien als Victor Emanuel. Die Priester sind hier mächtiger, als irgendwo, ehemals überließ man ihnen fast Alles. Daß ein Priester Kinder hat, ist in Süditalien überhaupt nicht auffallend; weiß man doch, daß ein Knabe seinem Papa bis zum Altar nachlief und ihn am geweihten Gewande zerrte, um eine Petition anzubringen. Einer meiner Bekannten sah in öffentlicher Herberge in Calabrien mehrere Priester mit ihren Maitressen in mehr als rosiger Laune zechen. Entehrungen, die im Beichtstuhl eingeleitet sind, sollen an der Tagesordnung sein. Grade als ich in Capri war, entstand auf der Insel eine Bewegung. Ein niedliches Mädchen von kaum 15 Jahren war einem Heuchler im Priestergewande zum Opfer gefallen. Eine englische Familie hatte sich bisher des Kindes angenommen und verhehlte nun ihre Entrüstung nicht. Die ganze Insel nahm Partei für den Priester, der die Rache gleich in das Gebiet der Religion zu ziehen wußte. Einige Exemplare des bekannten Turiner Amico di Casa, welche von der Familie vertheilt waren, wurden öffentlich verbrannt; von dem Mädchen war gar nicht die Rede. Abends fiel ein Schuß in das Fenster des Engländers; ein an der Thür gefundener Drohbrief verwies ihn und die Seinen bei Todesstrafe binnen 24 Stunden von der Insel. Man wollte wissen, daß dem Mörder im Voraus Absolution ertheilt sei. Requirirte Truppen mußten endlich Ruhe stiften.

Die Bewohner sind einer außerordentlichen Lebhaftigkeit fähig, haben dunkle Gesichtsfarbe, schwarze Augen und sprechen mit der lebendigsten Gesticulation. Wie sie leicht zum Zorn und zu leidenschaftlicher Rache zu erregen sind, so sind sie auch wieder gutherzig und anhänglich; nur muß man nicht auf wirkliche Treue und Hingebung rechnen. Die Fremden werden im ganzen Süden auf oft allzudreiste Art ausgebeutet; die meisten unter ihnen aber sind außer Stand, Land und Leute genügend zu würdigen, weil sie

voll Mißtrauen beständig auf ihrer Hut gegen die Eingebornen sind und mit kleinlichem Aerger gegen die oft gar unverschämten Ansprüche aneifern. Fängt man dagegen an zu lachen und reicht dem Fordernden eine verhältnißmäßig bescheidenere Summe, so lacht er mit und ist überaus zufrieden. Offenes, freundliches Entgegenkommen imponirt ihnen und nimmt sie völlig ein. Ich habe mir so in allen Klassen mehr Freunde gemacht als Andere für schweres Geld. Was man gibt, muß man frischen Muthes geben; abgerungenes Geld wird wie eine rechtmäßige Kriegssteuer eingesteckt.

Essen die Bewohner, wie alle Süditaliener, im Allgemeinen verhältnißmäßig wenig, so rührt dieser Umstand mehr vom Mangel an Geld als an Appetit her. Bietet sich nur die Gelegenheit, so arbeiten sie bei Tisch mit dem vierschrötigsten englischen Sackträger um die Wette. Von capriotischen Fischern sah ich unglaubliche Quantitäten Macaroni und Fleisch verschlingen. Sie lieben auch den Wein bis zur Trunkenheit, freilich aber ist es ein heiterer Rausch als der dämonische Schnapsrausch des Nordens. Die Matrosen englischer Schiffe erregen durch ihre pöbelhaften Boxermanieren im Rausch allgemeines Aufsehen und nationalen Unwillen in Neapel. Ein ländliches Mittagsmahl, das ich mit der Familie eines Weinbauern einnahm, bestand in einem warmen Salat von den zarten Spitzen eines unserer Rübsaat ähnlichen Krautes, der zu einem Stück Brot und einer Zwiebel aus der gemeinsamen Schüssel gegessen wurde. Den zweiten Gang bildete ein Haufen in Wasser gesottener Lupinen, der mitten auf den Tisch ausgeschüttet wurde. Ein Jeder langte mit den Fingern zu. Ein irdener Topf voll mit Wasser gemischten Landweins machte die Runde.

Ein Hauptreichthum der Insel besteht in den Weinbergen. Leider hat die Traubenkrankheit in den letzten Jahren arg gehaust, so daß ganze Felder ausgerottet und neu bepflanzt werden mußten. Der rothe Capri (rosso) ist feuriger als der weiße, fast so feurig wie der Rothwein von den vulkanischen Inseln Lipari. Dem weißen gibt man leider durch eine Beimischung von Reismehl ein unnatürliches Veilchenbouquet. Der gewöhnliche Landwein hat oft in ganz Süditalien einen starken Beigeschmack, der von der Bestreuung der Trauben mit Schwefel zur Verhütung der Traubenkrankheit herrührt.

Oliven-, Citronen- und Orangenwäldchen zieht man in ausgedehnten Gärten. Die letzteren erreichen hier ganz die Höhe der Ostbäume in Deutschland und haben nichts mehr von der Treibhaussteifigkeit derer in Norditalien und Südfrankreich. Die Fülle der Früchte war so groß, daß man im Februar und März die größte ganz reife Orange um einen Pfennig im Dutzendpreise kaufte, die schönste reife Citrone um zwei Pfennige, und zwar Citronen fünfmal so groß, als die verkümmerten, boshaften Dinger, die unsere Krämer um das Zehnfache verkaufen. Fischfang und Korallenfischerei ernähren ebenfalls einen Theil der Bevölkerung. Viele Männer dienen auf Kauffahrern aller Nationen; sie sind vorzügliche Matrosen. Sie kommen oft Jahr und Tag nicht nach Haus. Mein täglicher Führer war ein junger Matrose, der auf einem Schiffe aus Marseille diente, welches augenblicklich in Neapel vor Anker lag. Seine junge Frau war während seiner letzten Fahrt gestorben und ließ ihm zwei kleine Kinder. Vermöge nordischer Empfindsamkeit könnte man solchen Situationen und ähnlichen viel Elegisches abgewinnen. Ein nordischer Dichter ließe die Gelegenheit schwer vorüber, eine trauernde Ingeborg auf jenem jäh über den brausenden Wogen hangenden Felsen zu träumen, das thränenumflorte Auge hinausgerichtet über das weite, unendliche Meer, das schimmernde Segel des Geliebten zu erspähen. Die allzugroße Erregbarkeit scheint überhaupt in der Menschennatur Tiefe der Empfindung zu verhindern. Eine Art halb unbewußten Fatalismus gibt außerdem den Süditalienern Resignation.

Neuerdings hat ein neapolitanischer Musikalienhändler die Volksweisen des italienischen Südens mit Text gesammelt. Der Süden hat durchweg nur lyrische Ergüsse, meist heiterer Art. Die Jeremiaden unglücklicher Liebhaber schließen wenigstens mit einem etwas burschikosen Ausdrucke der Verzweiflung. Düsterer Melancholie ist der heitere Süden einmal nicht fähig. Schwelgen in peinigendem Schmerz ist diesen leicht erregten und schnellvergessenden Naturkindern etwas Monströses. Darum existirt hier auch keine Spur von jenen wilden, trotzigen Balladen und Romanzen, obwohl poetisch-historische Erinnerungen nicht fehlen.

Ein schlankes Boot von vier kräftigen Fischern gerudert, die Segel gebläht von einem frischen Frühlingswinde, trug mich endlich nach Sorrent hinüber. Capri ist eine ganz besondere Welt, ist wie ein Stück gigantischer Felsennatur Norwegens mitten in das lichtvolle Reich des Südens versetzt.

Der Aetna.

(Hierzu ein Stahlstich.)

Von **Dr. A. Stübel** in Dresden.

Alle Inseln, die in der Nähe großer Continente aus dem Meere auftauchen, geben sich durch ihre geologische Beschaffenheit entweder als abgetrennte Theile derselben zu erkennen, oder sind, indem sie anderen Formationen, als denen des benachbarten Landes, angehören, selbstständige Gebilde. Während einige dieser Inseln aus den ältesten metamorphischen Gesteinen bestehen, gehören andere den neueren und neuesten Sedimentbildungen an. Die meisten jedoch verdanken ihre Entstehung den vulkanischen Reactionen des Erdinnern und erscheinen, fast immer zu Gruppen vereinigt, in allen Meeren. In dem Großen Ocean sind es besonders die Aleuten, die Philippinen, die Gallapagos und die Sandwichs-Inseln; viele der Molukken, die Freundschafts-Inseln und andere mehr, Mauritius und Bourbon der afrikanischen Ostküste nahe. Auch im Atlantischen Ocean fehlt es an solchen Archipelen nicht, denn die Azoren,

Madeira und die Canaren, die Inseln am Grünen Vorgebirge, die vereinzelten wie Fernando Po, St. Helena, Tristan d'Acunha und im hohen Norden Island und Jan Mayen, stiegen nur durch die Anhäufung vulkanischer Materialien auf einer uns unbekannten Basis über das Niveau des Meeres empor. Im Mittelländischen Meere, das für Europa der Schauplatz gewaltiger Aeußerungen vulkanischer Kräfte war und noch ist, müssen neben dem Vesuv und Aetna, die sich fast wie vulkanische Inseln verhalten, die Liparen, die Insel Pantellaria und einige der Kykladen namhaft gemacht werden. Hieraus könnte man schließen, und das hat man auch gethan, daß das Seewasser in einer gewissen Beziehung zu den vulkanischen Erscheinungen stehe. „Der Umstand", bemerkt Arago sehr treffend, „daß sich die meisten Vulkane in der Nähe der Küsten befinden, zwingt nicht zu der Annahme, daß das Meerwasser bei den vulkanischen Erscheinungen eine vorwaltende Rolle spielen muß, vielmehr scheint die Annahme angemessen zu sein, daß der Meeresboden und die Küsten, da sie mehrere tausend Fuß unterhalb des festen Landes der Continente liegen, im Allgemeinen der Wirkung der unterirdischen Kräfte einen geringern Widerstand darbieten müssen, als die mehr kompakte und dickere Masse der übrigen Theile der Erdoberfläche." So hat z. B. in Amerika der Gebirgszug der Cordilleren unzweifelhaft die reihenförmige Anordnung der Vulkane bedingt.

Neben diesen rein vulkanischen Inseln, auf denen sedimentäre Ablagerungen, wenn sie vorkommen, sehr untergeordnet auftreten, jederzeit aber für das relativ geringe Alter ihrer Fundamente Zeugniß ablegen, gibt es andere, welche, obgleich sie vulkanische Erscheinungen zeigen, doch nicht zu diesen gerechnet werden dürfen. Sicilien ist zu dieser Art von Inseln zu zählen. Hier dienten der Gneiß und älteste Schiefer, die Appenninen und Tertiärformation den vulkanischen Gebilden als eine sichtbare Basis. Nur an einigen Punkten der Südküste, besonders aber auf der Ostseite, wo sich der größte Vulkan Europa's, der Aetna, bis zu einer Höhe von mehr als 10,000 Fuß erhebt, trug die vulkanische Kraft, zerstörend und neubildend, zur Gestaltung des Bodens bei.

Der Aetna, welcher von den Sicilianern Monte Gibello oder kurz Mongibello genannt wird, in welchem Namen das arabische „Dschibel", Berg, italienisirt und zum Ueberflusse noch mit Monte verschmolzen wurde, bedeckt eine nahezu kreisförmige Grundfläche, deren Durchmesser circa sieben deutsche Meilen beträgt. Seine Abhänge steigen in schön geschwungenen Linien an und werden nach der Spitze zu immer steiler. Alle noch thätigen oder auch erloschenen Vulkane, deren Kraterumwallungen durch einzelne, zeitlich weit auseinander gelegene Eruptionen allmälig aufgeschüttet und erhöht wurden, lassen sowohl in ihrer äußern Gestalt, als auch in dem innern Aufbau der ausgegossenen und ausgeworfenen Materialien, sowie in der verschiedenartigen Beschaffenheit derselben diese periodische Entstehungsweise nicht selten deutlich erkennen. Der ursprüngliche, zuerst gebildete Kegelberg wurde in den meisten Fällen nicht in den Dimensionen, in welchen er angelegt war, vollendet, sondern ein anderer kleinerer Krater um die Mündung des in die Tiefe reichenden Schachtes aufgeworfen. Dieses Verhältniß, worin sich eine Abnahme der vulkanischen Kraft ausspricht, findet auch am Aetna Statt. Dieser kleinere Krater, der sogenannte Aschenkegel, wurde am Mongibello in einer Höhe von 9100 Fuß auf die flache Spitze des Hauptberges aufgesetzt und erhebt sich nur 1100 Fuß hoch. Während die Flanken des letztern sanft abfallen, steigen die Abhänge des erstern unter einem Winkel von 32 Grad an. Auch hinsichtlich des Materials, welches beide bildet, gibt sich eine große Verschiedenartigkeit kund. Der Fundamentalberg besteht aus mächtigen Lava- und Tuffbänken, die in allen Richtungen von Gesteinsgängen, Adern gleich, durchsetzt werden; der Aschen- oder Eruptionskegel dagegen aus einer Anhäufung von Schlacken, Asche, Lapilli und Gesteinstrümmern.

Da auch diejenigen Lavabänke, welche die Hauptmasse des Berges ausmachen, vom Centrum ab, wie man im Val del Bove vortrefflich beobachten kann, mit einer Neigung von etwa 27 Grad einfallen, ist die Ansicht geltend gemacht worden, daß die feuerflüssigen Gesteine nicht in dieser steilen Lage erstarrt sein könnten, sondern durch eine centrale Erhebung, die mithin den ganzen Berg betroffen, erst in dieselbe gebracht wären. Sir Charles Lyell*) hat indessen nachgewiesen, daß diese, besonders von Dufrénoy und Elie de Beaumont vertretene Ansicht, welche zu einer Hauptstütze für die von Leopold von Buch geschaffene Hypothese der Erhebungskrater wurde, durch die Beobachtung in der Natur durchaus keine Bestätigung finde.

Der eigentliche Kraterkessel, welchen die nach innen fast senkrecht abfallenden Wände des Aschenkegels einschließen, hat einen Durchmesser von etwa 1500 Fuß, doch bleibt sich derselbe nicht immer gleich, da gerade die Eruptionskegel bei neuen Ausbrüchen häufig theilweise oder gänzlich zerstört werden. Im Jahre 1858, als ich den Aetna besuchte, befanden sich auf dem Boden der Katereinsenkung, welcher wohl mehrere hundert Fuß unterhalb des zackigen Kraterrandes, über den man hinabblicken konnte, gelegen war, mehrere kleine Kegel, aus denen Dampfsäulen, die auch Schlackenstücke zeitweilig mit emporrissen, bald ein stärkeres, bald ein schwächeres Geräusch verursachend, aufstiegen. Durch den zersetzenden Einfluß, welchen die Gase und Dämpfe, besonders die Schwefelsäure, auf die Gesteine ausüben, haben dieselben im Innern des Kraters alle möglichen gelben, rothen, braunen und weißen Farben, da, wo sie von ihnen getroffen werden, angenommen.

Schon aus der bisher gegebenen Beschreibung, aus dem Verhältniß des eigentlichen Berges zum Aschenkegel, geht hinlänglich hervor, daß der Aetna ein zusammengesetzter, d. h. ein solcher Vulkan ist, an welchem sich mehrere Epochen der Entstehung unterscheiden lassen. Noch in einer andern Art bestätigt sich das im Val del Bove. Dieses großartige Halbkesselthal, welches auf der Nordost-Seite in die Flanke des Hauptberges fast bis zu seiner Mitte eingeschnitten ist, liefert sowohl durch sein Vorhandensein als auch durch die Einsicht, welche es in den innern architektonischen Bau des Berges gewährt, den Beweis, daß die Masse des Aetnagebirges eine doppelte Axe besitzt. Wir verstehen nämlich unter Axe die Canäle, um deren Mündung sich die ergossenen feuerflüssigen Gesteine und ausgeworfenen Materialien mehr oder weniger symmetrisch anordneten. Als das eine Eruptionscentrum ist der jetzige Mongibello anzusehen, das andere bezeichnet der Kegel von Trifoglietto im Val del Bove. Sartorius von Waltershausen glaubt, und gewiß mit Recht, daß dieses Centrum dem ältesten Theile des Aetna angehöre; Charles Lyell behauptet das Gegentheil. Das Val del Bove entspricht dem Atrio del Cavallo am Vesuv, dem weiten Thale, welches die Cañadas-Berge vom Pic de Teyde auf Teneriffa trennt, dem Riesenthale, das zwischen dem über 8000 Fuß aufsteigenden Aschenkegel und der gleich hohen mit senkrechten Wänden abfallenden Serra auf der Insel Fogo gelegen ist.

*) Sir Charles Lyell. Ueber die auf steilgeneigter Unterlage erstarrten Laven des Aetna und über die Erhebungskrater. Abdruck aus der Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft. Jahrgang 1859.

Oftmals ist es, als wolle die Natur ihrem Erforscher einen Fingerzeig für das richtige Verständniß geben oder auch nur seine scharfsinnigen Schlüsse bestätigen. — Unfern der Stelle, wo wir das älteste Eruptionscentrum vermutheten, deutete das Hervorbrechen von feuerflüssigem Gestein darauf hin, daß sich sogar jetzt noch ein Herd für vulkanische Reactionen dort in der Tiefe befinde. In den Jahren 1852 und 53 fand im Val del Bove eine der großartigsten Eruptionen Statt. Die während neun Monaten ergossenen Lavamassen breiteten sich stellenweise bis zu einer deutschen Viertel Meile aus und wälzten sich bis an die Mauern des Ortes Zafarana, der 1½ Meile vom Austrittspunkt entfernt liegt, fort.

Nicht immer spielt der Hauptschacht eines Vulkans eine vermittelnde Rolle für die Ergießung feuerflüssiger Gesteine; sehr häufig brechen dieselben am Fuße des Berges hervor. Die Lava von 1696 entquoll dem Boden unfern Nicolosi (2120 Fuß über dem Meere) und zerstörte, indem sie sich in drei wieder vielfach verzweigte Ströme theilte, von denen der am weitesten geflossene, welcher Catania vernichtete, nur einen Weg von drei deutschen Meilen zurücklegte, 49 Ortschaften mit 700 Kirchen. Ueber 90,000 Menschen fanden ihren Tod. Die Monti Rossi, zwei Ausbruchskegel, von denen der eine 420 Fuß hoch ist, sind gleichsam als die Monumente für das allerdings furchtbare Ereigniß, wenn man den Menschen und seine Werke als Maßstab für die Aeußerung der Naturkräfte setzt, am Orte des Ursprungs zurückgeblieben. Im Ganzen weist die Geschichte des Aetna einige 80 größere Eruptionen nach, von denen 11 auf die Zeit vor Christi Geburt fallen.

An den Abhängen des Aetna lassen sich drei Regionen unterscheiden. Der ganz flach verlaufende Fuß, welcher aus den ältesten Laven besteht, über die nur hier und da neuere Ströme geflossen sind, die Region Piemontese, bildet den fruchtbarsten Theil des Gebirges. Die berühmten Wein- und Orangengärten liegen auf den schwarzen Lavafeldern, deren Unebenheiten oft eine terrassenförmige Anlage nöthig machten. Die für die Kultur des Bodens hinderlichen Schlackenschollen und Steine wurden aufgelesen und zu Mauern und Wällen, die gleichzeitig das Eigenthum schützen, aufgehäuft; sie thun das um so besser, als gerade auf ihnen die Aloë und der stachlige Cactus, beides Pflanzen, welche die sicilianische Landschaft so sehr charakterisiren, ihren Standort angewiesen erhalten oder wo sie doch gern geduldet werden.

Die Gehänge der mittlern Region, Nemorosa, sind von Kastanien, Steineichen und Pinien bestanden; es ist der Boseo di Paterno, wo das Kloster St. Niccolo dell' Arena gelegen ist und die äußerste Grenze bezeichnet, bis zu welcher der Aetna während des ganzen Jahres bewohnbar bleibt. Die oberste, in welche die zweite durch Buschwerk und etwas Graswuchs, der aber auch in größerer Höhe aufhört, übergeht, ist eine ganze sterile. Schnee und Eis bedecken den größten Theil des Jahres hindurch den Boden, daher sie die Namen Nevosa, Deserta, oder Discoperta führt.

Die höchste Spitze des Mongibello ist in jeder Jahreszeit zu ersteigen, jedoch im Winter, wo die für das Maulthier unpassirbaren Schneefelder bis zur Waldregion herabreichen und eine 5—6stündige Fußwanderung nöthig machen, mit großer Anstrengung verbunden. Die Besteigung ist so oft unternommen und beschrieben worden, daß wir uns darauf beschränken können, sie ganz flüchtig auszuführen. Es war in den ersten Morgenstunden des 25. Juli 1858, als ich mit drei Führern und zwei Maulthieren, von denen ich das eine bestieg, während das andere, bestimmt, unsern Proviant und etwas Feuermaterial zu tragen, von meinen Begleitern abwechselnd geritten wurde; die mondhelle Nacht begünstigte unsern Zug. Mit dem Anbruch des Tages begann ich die Wanderung zu Fuß, um die dem Aetna eigenthümlichen Gesteinsarten kennen zu lernen und Handstücke zu sammeln. Dabei verstrich die Zeit so schnell, daß die Mittagsstunde bereits vorüber war, als wir die Casa degl' Inglesi erreichten. Es ist das eine größere, aus Steinen roh aufgeführte Hütte mit drei Abtheilungen, welche auch jetzt noch, nachdem sie durch heftige Erschütterungen des Bodens in baufälligen Zustand versetzt war, einen sehr erwünschten Schutz gegen Wind und Kälte gewährt. Lord Forbes und sein Bruder haben sich durch die Errichtung derselben ein großes Verdienst für die Aetna-Besucher erworben. Das Wetter war schön, kein Wölkchen stand am Himmel, die Strahlen der Sonne brannten aber selbst noch in den höchsten Regionen empfindlich; nur ein kalter Luftzug erinnerte dann und wann an die Höhe, in der wir uns befanden, und an die unmittelbare Nähe des Eises. Unerwartet jagte eine leichte Wolke an uns vorüber, bald folgte eine andere, und mit einem Male waren wir in den dichtesten Nebel gehüllt. Dumpfe Detonationen ließen sich zeitweilig hören, und etwas Schwefelgeruch führte der über den Krater streichende eiskalte Nebel mit sich. Die Situation in der rauhen, sehr verdünnten undurchsichtigen Luft war keine sehr angenehme. Die Hoffnung, die Landschaft, welche ich im Heraufsteigen nur flüchtig betrachtet hatte, in der Abendbeleuchtung vom Gipfel klarer und vollständiger zu überblicken, schwand immer mehr. Erst als die gleichmäßig zunehmende Dunkelheit inmitten der Wolken auf einen tiefen Stand der Sonne schließen ließ, zerriß der Wolkenschleier an einer Stelle, gleich darauf an einer andern, indem sich die erste Oeffnung wieder schloß. So ging das Spiel, Hoffnung bringend und wieder vernichtend, eine Zeit lang fort. Bis dahin hatten die entstandenen Lücken nur eine Aussicht auf den blauen Himmel und auf das Meer gewährt; jetzt ballten sich die Wolken fester zusammen, Calabrien wurde sichtbar, und wenige Augenblicke später lag auch Sicilien, so weit es das Auge von diesem Standpunkte aus zu beherrschen vermag, nur hier und da noch von den Strahlen der hinter dem Aetna sich verbergenden Sonne getroffen, klar zu den Füßen. Ueber diesem Bilde ruhte eine dünne scharf begrenzte Schicht blendend weiß gesäumter Wolken, die aber doch so niedrig stand, daß darüber hinweg noch ein großer Theil des Meeres sichtbar blieb. Je tiefer die Sonne sank, um so mehr vergrößerte sich das Schattenbild des Aetna auf der spiegelnden Meeresfläche, die es so genau wiedergab, daß selbst die schwankende Rauchsäule darin aufstieg. Die volle Scheibe des Mondes tauchte auf, und ihr Licht übertönte schnell die letzten Effekte der Sonnenstrahlen. Es war ein Schauspiel, so großartig, wie es gewiß nur wenige Reisende, die den Gipfel des Aetna ersteigen, zu genießen das Glück haben. Die Ruhe der Nacht war kurz. Schon nach 2 Uhr verließ ich, von einem Führer begleitet, das Nachtquartier, um die letzten 1100 F. bis zum Rand des Aschenkegels vor Tagesanbruch zurückzulegen. Die Anstrengung, welche der unsichere Tritt in der losen Asche auf einer unter 32° geneigten Fläche verursacht, wird durch die Dünne der Luft bedeutend erhöht. Wenigstens habe ich weder bei der wiederholten Besteigung des Vesuvs, noch am Stromboli eine ähnliche Ermüdung verspürt. Ein eben so herrlicher Sonnenaufgang, als der letzte Untergang gewesen war, machte die Strapaze schnell vergessen. Erst vom Kranze des Kraters aus kann man die ganze Insel, deren fernes Westende allein in unbestimmten Umrissen verschwimmt, übersehen. Die Abhänge des Aetna mit ihren 700 kleinen und großen Ausbruchskegeln, mit den vielen

freundlichen Ortschaften und Gärten bilden den Vordergrund. Nochmals warf ich einen Blick nach Calabrien, über Sicilien und auf die Liparischen Inseln und nahm Abschied von den zuletzt durchreisten Ländern. Eilig kehrten wir nach der Casa degl' Inglesi zurück, sendeten die Maulthiere nach Zafarana voraus und traten den Weg nach dem Val del Bove an, nachdem wir noch zuvor den Torre del Filosofo, eine alte Thurmruine von unbekanntem Ursprunge, besucht hatten. Wahrscheinlich ist es eine normännische Warte gewesen; sie wurde an einem Punkte erbaut, von wo aus man das ganze Val del Bove vortrefflich überblicken kann. Auf einem sehr steilen nur für Menschen passirbaren Pfade gelangten wir auf den Boden des Thales, überschritten die Lava von 1852—53 und trafen nach etwa 10stündigem Marsche, während welchem einige Zeit mit Sammeln von Gesteinen hingebracht wurde, in Zafarana ein. Noch am selben Tage ritt ich nach Catania zurück, woselbst ich freilich spät und sehr ermüdet an einem glühend heißen Tage nach 18stündiger Wanderung, die nur durch kurze Rast zuweilen unterbrochen wurde, anlangte. Die Besteigung des Aetna auf direktem Wege, ohne Berührung des Val del Bove, läßt sich von Catania aus auch in einem Tage ausführen. Diese letztere Stadt erreicht man von Messina in etwa 12 Stunden mit dem Dampfschiff oder durch eine zweitägige Fahrt im Wagen auf der an der Küste entlang führenden Kunststraße, die nur den Mangel hat, daß die reißenden Gebirgsbäche nicht überbrückt sind. Bei plötzlich eintretenden Regengüssen geschieht es nicht selten, daß den Reisenden durch zwei solche Ströme der Weg nach rück- und vorwärts abgeschnitten wird und sie auf offener Straße das Fallen des Wassers abwarten müssen. Alljährlich wurden Fuhrwerke, welche die Durchfahrt wagten, in das Meer gespült, und viele Menschen verloren das Leben. Man versicherte mich, daß eine französische Gesellschaft dem Gouvernement das Anerbieten gemacht habe, gegen Ueberlassung des Terrains, welches bei der Regelung des Flußbettes gewonnen würde und jetzt nicht nur unbenutzt bleibt, sondern auch Gefahr bringt, Brücken anzulegen. Daß ein derartiges Anerbieten unter der damaligen Regierung der Bourbonen unberücksichtigt blieb, kann nicht Wunder nehmen.

Diese kurze Beschreibung, welche nur dazu bestimmt sein kann, das Bekannte in das Gedächtniß zurückzurufen, wird dem Leser um so willkommener sein, als der Aetna gegenwärtig eine Eruption begonnen hat und vielleicht für längere Zeit das Interesse im erhöhten Grade auf sich zieht. Man berichtet schon jetzt aus Sicilien: „In der Nacht vom 13. zum 14. Febr. konnte man ein ungewöhnliches, überraschendes und großartiges Schauspiel sehen. Der ganze ungeheure Berg schien durch die glühende, Alles verzehrende Lava, die aus den Kratern quoll, und welche sich in verschiedenen Strömen in die Ebene ergoß, in Flammen gesetzt. Donner und Erdstöße waren fortwährend zu vernehmen und so stark, daß sie einem lebhaften Artilleriefeuer glichen. In der Nacht warf auch der Stromboli dichte Rauchsäulen mit Flammen vermischt aus. Der starke Ausbruch des Aetna scheint eine Schwächung der vulkanischen Phänomene am Vesuv zur Folge zu haben." Einen andern Bericht über die letzte Eruption des Aetna, datirt den 18. Febr. 1865, entlehnen wir dem italienischen Blatte „Nazione": Der Ausbruch des Aetna. „Der Krater hat einen Umfang von sechs Kilometern mit vier großen Hauptöffnungen, aus welchen ungeheure Steinbrocken wenigstens einen Kilometer hoch ausgeworfen werden. Die Lava ist gegenüber der von früheren Ausbrüchen sehr spröde, hat einen gewissen Schwefelgeruch und bewahrt auffallend lang ihre Hitze. Sie floß die ersten zwei Tage sehr schnell und rückte etwa drei Meilen vorwärts. Dann begann sie sich langsamer zu bewegen und bahnte sich ihren Weg unter der allmälig erstarrenden, zuerst abgeflossenen Decke, wie Wasser unter einem gefrorenen Flusse. Eine ungeheure Staubwolke hing über dem Ganzen und überdeckte Alles, was sich ihr näherte. Der Ausbruch ist auf den Fuß des Monte Fromento beschränkt; er bedroht mit seinen Lavamassen die Gegenden von Piedmonte und Linguagrossa. Der Strom, welcher in Giarre viel Unheil anrichtete, trennte sich in sieben Theile und verschlang mit seiner zerstörenden Wuth Alles, was er erreichen konnte. Die großen Besitzer haben furchtbaren Schaden erlitten, und viele kleine Bauern sind durch den Verlust ihrer gesammten Ländereien dem äußersten Elende preisgegeben.

Indem die Lava zunächst durch ein enges Thal hinabfloß, bildete sie einen Berg, welcher die beiden Arsihügel überdeckte und zu einem einzigen verband. Früher waren diese durch eine Ebene getrennt. Dieser Theil des Lavastroms, welcher sich nach Norden zu ergießt, dringt in den Distrikt von Mascali ein. Am Monte Struneddo theilte sich das Feuer in zwei Theile, von denen der bedeutendste nach Norden zu weiter sich verbreitet und auf das Dorf la Vina in der Ausdehnung von einer halben Stunde Breite vorrückt. Im Allgemeinen wechselt die Hauptbreite der Lavamassen zwischen sechs und acht Kilometern.

Man glaubte nach Verlauf von etwa acht Tagen, daß das wüthende Element aufgehört habe, seine zerstörenden Wirkungen zu äußern. Allein in der Nacht vom 8. Febr., der zwei ungemein stürmische Tage vorangegangen waren, fühlte man ein großes Erdbeben, und der Krater begann mit neuer Gewalt zu toben. So bedeutend, wie im Beginne, war seine Heftigkeit freilich nicht mehr, aber nach Pumazze zu, in der Richtung von Giarre, floß die Lava immer noch mit einer Geschwindigkeit von 40 Metern pr. Tag."

Ferner schreibt man aus Neapel über den neuen Ausbruch des Vesuvs.: „Bis jetzt beschränken sich die vulkanischen Erscheinungen auf die Oeffnung eines neuen kleinen Schlundes, der jedoch noch keine Lava, sondern nur Rauch und Feuer speit, welches nach der Richtung von Pompeji und Ottajano dringt. Der neue Krater ist auf $^2/_3$ Höhe des Vesuvs. Während bereits drei Nächten ist der Kegel des Vesuvs von einem lebhaften röthlichen Lichte beleuchtet, das bald ab-, bald zunimmt. Was aber den eigenthümlichsten Anblick gewährt, ist, daß, während die Spitze des Berges Feuer speit und der Rauch ein furchtbar dichter ist, der übrige Theil des Berges mit dichtem Schnee bedeckt ist und an dessen Fuß die Orangenbäume in vollster Blüthe stehen."

Zu der Zeit, wo die Flanken der Vulkane noch unter Schnee und Eis verdeckt liegen, sind die Bewohner der an ihrem Fuße befindlichen Ortschaften auch noch der Gefahr ausgesetzt, wenn nämlich die Ausbrüche über den Kraterrand erfolgen, von Wasser und Schlammströmen, die oft weit größere Verheerungen anrichten als Feuerströme, überfluthet zu werden. So veranlaßten zwei Lavaströme, welche am 2. März 1755 vom Gipfel des Aetna herabströmten, durch das schnelle Schmelzen der Schneemassen eine Ueberschwemmung, welche die Abhänge des Berges auf mehrere Meilen verwüstete. Man hat in diesen ganz natürlichen Vorgängen sehr häufig räthselhafte Wassereruptionen der Vulkane zu erkennen geglaubt. Oft werden die einfachsten Erscheinungen unabsichtlich, zuweilen aber auch absichtlich, mißverstanden. Dafür ein Beispiel. Bei der Eruption des Vesuvs im Sommer 1858 ergoß sich ein sehr bedeutender Lavastrom von Atrio del Cavallo nach Resina zu. Als derselbe schon so weit erkaltet war, daß er nur noch an we-

nigen Punkten rauchte, trat eines Tages ein heftiges Gewitter ein. Das auf der noch immer heißen Lava niedergeschlagene Regenwasser verdunstete mit großer Heftigkeit und hüllte den ganzen Strom in eine dichte Wolke. Er gewann dadurch das Ansehen, so eben dem Krater erst entquollen zu sein. Das nicht verdampfte Wasser strömte in kleinen heißen Bächen nach den Ortschaften. Die Geistlichkeit erkannte darin ein Wunder; sie gab vor, daß ein heißer Regen gefallen sei und rief durch schriftliche Anschläge und Glockengeläute die Gläubigen zur Messe.

Wir sehen also gegenwärtig die drei nur periodisch erlöschenden Vulkane des südlichen Europa in gesteigerter Thätigkeit. Man kann dadurch leicht zu der Ansicht gelangen, daß sie sich in einer bestimmten Beziehung zu einander oder auch in einer gewissen Abhängigkeit von einander befinden. Es ist daher nicht selten die Aktivität des einen mit der Passivität des andern in Verbindung gebracht worden. Bis jetzt ist es nicht gelungen, ein Gesetz für den Synchronismus und Antagonismus der vulkanischen Erscheinungen benachbarter Gegenden zu erkennen und daraus einen Schluß auf das Wesen der vulkanischen Kraft selbst zu ziehen. Zunächst müßte man die Frage aufwerfen: Wie weit dürfen thätige Vulkane oder die Schauplätze anderer vulkanischen Erscheinungen auseinander liegen, um sie noch als benachbarte betrachten zu können?

Nur so viel kann mit Gewißheit behauptet werden, daß Erdbeben und vulkanische Ausbrüche in einem gewissen Zusammenhange stehen, d. h. verschiedenartige Aeußerungen einer und derselben Kraft sind, ohne sich jedoch gegenseitig zu bedingen oder auszuschließen.

Aus allen Erdtheilen.

K. v. d. Deckens afrikanische Expedition. Die letzten Nachrichten von dem kühnen deutschen Reisenden melden, daß er mit seinem gesammten Personal wohlbehalten in Zanzibar (Südostküste Afrika's) angelangt sei. Die Befürchtungen und Hoffnungen, welche sich an das großartig angelegte Unternehmen knüpfen, hat jetzt H. Barth in der „Zeitschrift für allgemeine Erdkunde, Januar 1865" zusammen gestellt. Wir geben daraus im Folgenden das Wesentliche wieder. Barth bezweifelt, daß Zanzibar eine sichere Basis für das Reiseunternehmen sei, denn wenn Decken auch unter englischem Schutze steht, so herrscht doch auf der genannten Insel weniger England, als das anglo-indische Reich, und Burton, Speke und Grant, welche Offiziere der indischen Armee waren, erhielten ihre Unterstützung wesentlich aus Indien.

Die Begleiter v. d. Deckens sind Dr. Otto Kersten aus Altenburg, welcher bereits seit 1862 in Afrika reist und als Geolog thätig ist; Graf Götzen aus Schlesien; Graf v. Schlickh, Kapitain in der österreichischen Marine; Dr. med. Link; Landschaftsmaler Trenn; Ingenieur Hitzmann; Oberfeuerwerker Deppe; Zimmermann Bergmann; Maschinenmeister Kantz; Jäger Brenner. Alle diese Männer beziehen eine Besoldung.

Die Hauptgegenstände der materiellen Ausrüstung bestehen in einem eisernen Dampfschiff von 90 Fuß Länge, 15 Fuß Breite, 18 Zoll Tiefgang und 45 (?) Pferdekraft mit zwei Schrauben und hinreichender Einrichtung, um 12 Europäer aufzunehmen. Außerdem ein kleineres Dampfboot und die nothwendigen Boote; sämmtlich in Hamburg gebaut und bewaffnet.

Es ist nun v. d. Deckens Absicht, die hauptsächlichsten der Aequatorialflüsse der ostafrikanischen Küste zu erforschen; vorzüglich den Sabaki, den Osi-Dana und womöglich den Djuba. Ein Hauptplan besteht in der selbstständigen Untersuchung des Höhenknotens, zu dem der Kenia gehört, der nach allem Anschein die Wasserscheide zwischen dem Indischen Ocean und dem Nilbecken bildet. Ist dies erreicht, so ist die Hauptaufgabe gelöst und v. d. Decken wird versuchen, zum Nilbecken vorzudringen.

Die letzten Nachrichten des Reisenden erhielt Dr. Barth am 18. Januar 1865. Der Brief war am 10. Dezember 1864 von Zanzibar abgegangen und in 40 Tagen über Bombay nach Berlin gelangt. In dem Brief heißt es unter Anderm: „Von Speke's Leuten hier, die ihn auf seiner Unternehmung zur Entdeckung der Nilquellen begleiteten, werde ich nur sehr wenige mitnehmen können. Es sind die größten Müssiggänger, Trunkenbolde und Schwätzer, die ich je gesehen. Die Royal Geographical Society hat einem jeden derselben eine kupferne, dem headman eine silberne Medaille zustellen lassen mit vollkommen demselben Gepräge, wie die große Victoria-Medal." (Es folgen hier Auslassungen v. d. Deckens gegen dieses Verfahren der Engländer, welche Dr. Barth augenblicklich nicht mittheilt.) „Der englische Konsul Playfair beweist mir nach wie vor große Freundlichkeit — mit dem Sultan Seyd Medjid stehe ich auf besserm Fuße als früher. Gleich nach Weihnachten denke ich mit dem kleinen Dampfer nach Norden zu gehen, um etwas zu recognosciren und die nothwendigen Einverständnisse mit den Häuptlingen längs der Küste zu meiner freundlichen Aufnahme abzuschließen. — Livingstone hat bei seiner Abreise von hier geäußert, daß er wieder hierher zurück kommen wolle, um die Länder nördlich von den portugiesischen Besitzungen und besonders den Djuba zu erforschen. Er hat sich hier keine Freunde gemacht. Ich habe an Murchison geschrieben, daß es wohl kaum fair play wäre, jetzt, ehe meine eigenen Versuche gescheitert wären, eine neue Expedition nach dem Djuba zu schicken. Ich habe damals, als Livingstone mir schrieb, daß er nördlich vom Niassa vorgehen wolle und die Aeußerung that, daß für jeden Reisenden ja genug Land da sei, um ein besonderes Feld der Forschungen für sich zu haben, ohne daß es nöthig wäre, in das Gebiet des Andern einzugreifen, sofort die von mir beabsichtigte Reise nach Bena im Norden des Niassa aufgegeben. Ich wünschte nun, daß Livingstone dieselben Rücksichten gegen mich nehmen möge, die er von mir für sich verlangt. — Kersten fand den Vulkan auf den Komoren, d. h. den größten Krater, 7000 F. hoch, mit einem Durchmesser von 2000 und einer Tiefe von 400 F. Der höchste Punkt der Insel übersteigt nicht 7500 F." — Dr. Barth bezweifelt, daß Livingstone jetzt die Absicht habe, in dasselbe Gebiet wie der deutsche Reisende vorzudringen, was um so weniger fair play wäre, da ja doch die englische geographische Gesellschaft unserm Landsmann ihre Unterstützung zugesagt habe.

Livingstone's neues afrikanisches Reiseprojekt. Zur Aufklärung über die eben mitgetheilte Absicht Livingstone's, wieder nach dem Osten Afrika's zu gehen, dienen die Nachrichten, welche jetzt englische Blätter bringen. Danach will der unermüdliche Missionär eine Expedition nach den Gegenden zwischen dem Niassa- und Tanganyika-See ausrüsten. Die geographische Gesellschaft hat ihm 500 Pfd. Sterling, das auswärtige Amt dieselbe Summe versprochen, und ein anonymer Freund und Bewunderer hat 1000 Pfund gegeben. Daneben bezieht Dr. Livingstone noch immer den 500 Pfd. betragenden Gehalt als Consul bei den ostafrikanischen Negerstämmen, obgleich keine Leistungen mehr von ihm verlangt werden. Dies genügt, seiner Versicherung nach, um die Kosten einer einfach und sparsam angelegten Expedition zu bestreiten.

Die schnellste Winterfahrt nach Nordamerika machte nach der „Neuyorker Handelszeitung" der bremer Lloyddampfer „Amerika", Kapitain H. Wessels. Bei den großen Schwierigkeiten, mit denen Winterfahrten über den Atlantischen Ocean verbunden sind, ist eine Fahrt von $10^1/_2$ Tagen außerordentlich zu nennen. Die „Amerika" verließ Southampton am 18. Januar und traf am 29. desselben Monats früh in Hoboken bei Neuyork ein. Englische Schiffe haben diese Schnelligkeit während der Wintermonate noch nicht erreicht.

Erforschung von Vancouver Island. Das Athenäum Nr. 1946 theilt Auszüge aus dem Berichte des Zeichners F. Whymper über die Erforschung der, an der Nordwestküste Amerika's gelegenen, Vancouver Insel mit. Im Mai 1864 ward eine unter Dr. Browns Leitung stehende Expedition zur Bereisung des Innern dieser Insel abgesandt, die namentlich auf die Entdeckung nutzbarer Mineralien und von Ackerland ihr Augenmerk zu richten hatte. Am 7. Juni brach man in dem Kanonenboot „Grappler" nach dem Großen Cowichan-See auf und kehrte in demselben Schiffe von Nanaimo (an der Georgiastraße) zurück. Während dieser fünf Monate wurde das Land nach den verschiedensten Richtungen durchstreift, viele Breitenbestimmungen vorgenommen und die ganze Südhälfte gründlich erforscht. Gegen 600 englische Meilen wurden zu Fuße, mehr als 700 zu Schiff und 40 auf Flößen zurückgelegt.

Besonders glücklich war die Expedition in der Auffindung nutzbarer Mineralien. Kupfer kommt in fast unerschöpflicher Menge vor; Gold ward am ganzen Cowichanflusse gefunden, und Anzeichen von sehr reichen Lagern zeigten sich an vielen Orten. Eben so entdeckte man mächtige Eisenerzlager. In der Umgebung des Cowichan erstrecken sich bedeutende Flächen kulturfähigen Landes, das nur auf den Pflug harrt. Auch Nickel und Graphit wurden angetroffen, aber die wichtigste Entdeckung ist ein Lager von bituminöser Kohle, das sich dicht an der Küste hinzieht und dessen Ausbisse allein einen Fuß mächtig sind.

Viele Landstrecken waren mit Pappeln von 12 bis 20 Zoll Durchmesser dünn bestanden, während in anderen die herrliche Douglasfichte in großen Wäldern vorkommt. Untermischt sind diese mit Weißtannen und Schierlingstannen. Dr. Browne, der Führer der Expedition, entdeckte eine ganz neue Art Fichte. Der Erdbeerbaum (Arbutus) gedeiht prächtig und liefert ein sehr gutes Nutzholz. Schon allein das Zimmerholz würde hinreichen, um hier Menschen wohlhabend zu machen; denn, wenn man es an die Küsten hinabflößt, besitzt es einen großen Werth. An eßbaren Früchten ist kein Mangel. Von größeren Thieren schoß man Hirsche und Elens, die in großen Rudeln vorkommen. Bären, Biber und Wölfe sind zahlreich vorhanden; eben so Marder und Waschbären, Feldhühner und wilde Enten.

Die Zahl der Seen im Innern ist sehr beträchtlich; so zieht sich von Comox nach Albarni eine Reihe von sieben Seen durch die ganze Insel hindurch, deren größter 22 englische Meilen lang ist. Am Barclay Sund führten zwei Flüsse so viel Gold, daß ein Mann für zwei bis drei Dollars täglich gewinnen konnte. Dieser Gewinn kann aber durch ein verbessertes Verfahren noch sehr gesteigert werden. Auch am Sooke und Leechflusse wurde Gold in so großer Menge entdeckt, daß dadurch die Hauptstadt Victoria fast entvölkert wurde; denn Alles zog dorthin, und in wenigen Wochen war für 40,000 Dollars Gold gewonnen, das mit 20 Dollars pr. Unze verkauft wurde.

Gegen das Ende der Reise hatten die Mitglieder der Expedition große Beschwerlichkeiten zu ertragen; die Lebensmittel waren ihnen ausgegangen, und am Barclay Sund entgingen sie kaum den Indianern, die kurz vorher von englischen Kanonenbooten gezüchtigt worden waren.

Wie schließen hier noch einige Notizen aus dem Briefe eines canadischen Reisenden an, der im Herbst 1864 auf Vancouver landete.

Am 17. November landete ich in Esquimalt, das drei Miles von Victoria entfernt ist. Der Ort ist ganz neu und gleicht einer jungen canadischen Stadt; die Häuser sind zumeist von Holz, die hölzernen Seitenwege (Bohlwege), in den Straßen vortrefflich. Das Leben ist aber sehr theuer, und Geldstücke unter 10 Cents (Bits) laufen gar nicht um. Das Pfund frische Butter kostet 1 Dollar, das Dutzend Eier 1½ Dollars; frisches Wasser, von dem man allwöchentlich 2 Fässer voll bekommt, monatlich 17 Dollars und so fort. Die Kutscher berechnen für eine Stunde Fahrzeit 5 Dollars; ein geschickter Handwerker erhält täglich 3½ bis 8 Dollars, ein Feldarbeiter 2 Dollars. Ich fand hier eine nicht unbeträchtliche Anzahl Indianer, die mir sehr häßlich vorkommen, sodann Chinesen, Canadier, Nordamerikaner, Engländer, Irländer und Schotten. Das Klima ähnelt dem von England. Das Gold, welches an der Küste gefunden wird, ist sehr fein, kommt aber nicht in großer Menge vor.

Der Cyclon vom 1. November 1864 in Indien. Ueber die furchtbaren Verheerungen, welche der Cyclon vom Allerheiligentage des verflossenen Jahres anrichtete, sind bereits viele Einzelnheiten zu uns gedrungen; der großartige Schaden, den er angerichtet, läßt sich aber erst jetzt ganz übersehen. Nach einer Zusammenstellung unterlagen ihm nicht weniger als 60,000 Menschen unmittelbar, während eine große Anzahl allmälig an den Wunden, die sie erlitten, hinsiechte. Auch beim Erdbeben von Lissabon wurden an einem andern Allerheiligentage vor nun beinahe 100 Jahren 60,000 Menschen getödtet, aber der Gesammtschaden war doch lange nicht so bedeutend wie hier. Auf der Insel Sangor allein blieben von 8200 Bewohnern nur 1200 am Leben! Die übrigen 7000 hatten binnen einer Stunde aufgehört zu leben. An der ganzen Ostküste Indiens wüthete der Orkan wie ein Würgengel mit dem Schwerte in der Hand; aber er kam nicht schleichend, wie heftige Seuchen, sondern er stand plötzlich in seiner ganzen Wuth da und überfiel die unvorbereiteten Menschen „in ihrer Sünden Maienblüthe". Es war zur Zeit der Springflut, die unter dem Einflusse des Sturms zu einer furchtbaren Höhe anschwoll und, den Ganges in seinem Lauf zurücktreibend, über die Ufer sich ergoß und die Dorfschaften überschwemmte. Wen das nasse Element verschonte, der starb aus Hunger, denn das Korn versaulte und die Ernten verdarben, weil das bittere Salzwasser Alles durchfeuchtet hatte. Die Scene der größten Noth entwickelte sich aber in Masulipatam, das an der Mitte der Ostküste liegt, etwas nördlich von der Mündung der Kistna, auf der Ebene, die sich von hier zum Godavery hinzieht. Der Schlamm, den diese Flüsse mit sich führen, hat hier eine Fläche gebildet, die sich nur wenig über den Spiegel des Meeres erhebt. In der nassen Jahreszeit ist sie von den Wogen der Kistna überschwemmt; gegen das Meer hin ist sie durch Dämme und Deiche geschützt. Hier hatten sich zuerst die Holländer niedergelassen, welche die Aehnlichkeit des Landes mit ihrem eigenen anzog. Aber für den Orkan wurde diese Gegend eine leichte Beute. Der Cyclon wüthete über den Busen von Bengalen daher, und in der Allerheiligennacht, als der Himmel rabenschwarz verfinstert war, brach er um 10 Uhr über die Stadt daher. Eine Flutwelle, die 13 Fuß über den bisherigen höchsten Flutstand reichte, ging über die Deiche hin und begrub das ganze Land mit ihren Wassergüssen. Eine Stunde lang stiegen die Fluten und bedeckten beinahe 1100 englische Quadratmeilen. Als sie gegen 11 Uhr sich zurückzogen, war das Werk der Zerstörung gethan. Eine Fläche von 80 englischen Meilen Länge hatte unter Wasser gestanden, ja auf einem Platze war die Sturmwoge bis auf 17 Miles ins Innere vorgedrungen. Wir können uns nur ein schwaches Bild von der grauenvollen Zerstörung machen. Die niedrigen Hütten der Eingebornen waren gänzlich fortgewaschen worden, Menschen und Vieh darin ertrunken und die Ernte unter einer dicken Ablagerung von Sand und Schlamm begraben. Schrecklich für die Untergegangenen, schrecklicher noch für die wenigen Ueberlebenden, die Kind und Kindeskinder hatten ertrinken sehen! Von Madras aus kam Hilfe, aber diejenigen, welche herbeieilten, wurden starr vor Schrecken, sie werden den entsetzlichen Anblick nie wieder vergessen. Ueberdeckt mit den Leichen der Ertrunkenen boten sich die schlammbedeckten Ufer ihren Augen dar. Dicht neben einander lagen sie da; bei dem Einen erblickte man noch die Ergebung in das Schicksal in den Zügen, während der Andere in wilder Verzweiflung gestorben war. Die halbe Stadt lag in Ruinen. Umgestürzte Bäume, angeschwemmte Gegenstände, zerbröckelte Mauern, tiefe Lachen von Salzwasser machten die Straßen und Wege fast ungangbar. Die größten Steinblöcke waren wie leichte Spielbälle 60 und 70 Ellen weit fortgespült worden. Der Anblick dieser Todtenstadt muß grauenvoll gewesen sein; groß und schrecklich war das Bild, das man sich nach den Berichten der Ueberlebenden zusammenstellte, aber weit furchtbarer wurde es noch, als man allmälig alle Einzelnheiten kennen lernte. Ein Dritttheil der Einwohner war umgekommen. 1000 allein waren in der Festung, 15,000 in der Stadt ertrunken. In den umliegenden Ortschaften hatten weitere 20,000 Menschen ein nasses Grab gefunden. Von den 700 Einwohnern eines Brahminendorfes vor den Thoren Masulipatams blieben nur 70 Menschen am Leben. Eine Nacht, ja nur eine Stunde hatte der Würgengel gewüthet, und als sein Werk vollendet war, da war es, als ob das Leben von den Menschen und aus der Natur entflohen wäre. Statt einer üppigen, fruchtbaren Ebene lag eine leere Wüste da, und blühende Dörfer waren menschenlos geworden. „Das war ein Wirbelsturm!!"

Ostindische Eisenbahnen. Es ist nun einmal unbestreitbar, daß, wo sich der Engländer nur immer niederläßt, er sich sofort als Samenträger und Verbreiter europäischer Bildung und Einrichtung erweist. Oede Wildnisse werden in fruchtbares Ackerland umgewandelt, Wälder gelichtet, Städte, Dörfer, Vereine gegründet, Landstraßen, Eisenbahnen, Telegraphen angelegt, Dampfschifffahrten eröffnet u. s. w. So durchbricht er nun durch Anlegung eines ausgedehnten Bahnnetzes allmälig auch die Schranken des indischen Kastengeistes und macht den eingebornen

Volksstamm immer mehr der europäischen Kultur zugänglich. Nach dem Bericht des Herrn Danvers (Direktors der ostindischen Eisenbahnen) erweisen sich die Inder nicht allein als vollständig befähigt zur Uebernahme von Betriebsdiensten, so daß ungefähr 94 Procent der bei den indischen Eisenbahnen angestellten Personen, darunter selbst Locomotivführer, aus Eingebornen bestehen, sondern die Eisenbahnen werden von den Einheimischen aller Classen auch stark benutzt. Gegenwärtig sind schon 2700 engl. Meilen Eisenbahnen in Ostindien im Betrieb, und die Gesammtlänge der Bahnen einschließlich der im Bau begriffenen Linien beträgt gegen 5000 Meilen. Zu Anfang vorigen Jahrs waren auf den indischen Bahnen 709 Locomotiven, 1421 Personen- und 12,272 Güterwägen im Gebrauch. Schienen und Zubehör und alles Betriebsmaterial der indischen Bahnen wurden aus England dorthin geschickt; es erforderte der Bau nahezu 55,3 Millionen Centner Eisenbahnmaterialien, die auf 3570 Schiffen verfrachtet wurden. Daß bei solchem Absatz die englischen Fabrikanten und Schiffseigenthümer eine ständige Zunahme der ostindischen Bahnen wünschen, ist einleuchtend. Obwohl die Fahrpreise sehr niedrig sind, so ist doch die finanzielle Lage der indischen Eisenbahngesellschaften im Allgemeinen eine befriedigende. Das ganze Actienkapital der zur Zeit concessionirten neun Bahngesellschaften (East-India-Gesellschaft, Great-Indian-Peninsular-, Bombay-, Baroda and Centralindia-, Calcutta-South-Eastern-, Punjab-, Great-Southern of India-, Scinde-, Eastern-Bengal-, Madras-Bahngesellschaft) beträgt über 62 Mill. Pf. St., und es dürften immer noch etwa 70—75 Mill. erforderlich sein, um alle projektirten Linien der Gesellschaften zu vollenden. Die Great-Indian-Peninsular-Gesellschaft hat als niedrigsten Fahrpreis $^1/_5$ Penny per Person und englische Meile für eine vierte Wagenklasse eingeführt und damit gleich im ersten Halbjahr eine halbe Million Passagiere für diese Wagenklasse sich gewonnen. (Es sind auf den meisten indischen Bahnen sehr große einfach gebaute Personenwagen mit zwei Stockwerken über einander im Gebrauch.) Bezüglich der Sicherheit des Betriebs stehen die ostindischen Eisenbahnen allerdings den europäischen sehr nach. Denn während man in Deutschland z. B. auf je sechs Millionen Passagiere nur einen Unglücksfall durchschnittlich rechnet, kommen in Indien auf je vier Millionen Reisende ungefähr 50 Tödtungen und 40 Verletzungen, darunter wohl allerdings auch viel selbstverschuldete.

Expedition in die Serra von Rio Grande do Sul. Im nördlichen Theile der südbrasilianischen Provinz Rio Grande do Sul erstreckt sich in der Richtung von Osten nach Westen ein hoher Gebirgszug, die Serra, welcher in vieler Beziehung noch nicht gehörig erforscht ist. Die bekannten Theile derselben sind in Woldemar Schultz' neuer Karte von Rio Grande do Sul höchst anschaulich niedergelegt, wie denn überhaupt diese neue Karte uns das beste Bild des südöstlichen Theiles von Brasilien gibt.

Einiges Licht über einen bisher unbekannten Theil der Serra verbreitet nun eine von deutschen Colonisten unternommene Erforschung dieses Gebirges. Es handelte sich darum, eine gute Straße vom Süden nach der nördlichen Cima da Serra aufzufinden, und zu diesem Zwecke verbanden sich 23 junge Deutsche aus der Pikade Feliz. Ihr Führer war Johann Weißheimer und ein brasilianischer Vagueano (Wegaufspürer). Anfangs Dezember 1864 brachen sie auf und am letzten Tage des alten Jahres kehrten sie zurück, nachdem ihr Versuch mit vollkommenem Erfolge gekrönt worden war.

Sie waren bis auf eine Tagereise Entfernung vom Kamme der Serra angelangt, als ihnen die Lebensmittel ausgingen. Sie waren gezwungen umzukehren, was sie um so eher thun konnten, als von dem Orte, bis zu dem sie gelangt waren, ein Indianerweg direkt nach dem Kamme führt, mithin ihre Aufgabe gelöst war. Sie haben eine 7 Leguas lange und etwa $1^1/_2$ Brassen breite Pikada (Straße) eröffnet, welche bequem mit Mauleseln und Cargueiros passirt werden kann. Diese Pikade zieht sich von den äußersten Colonien der Linie Feliz im Halbbogen auf dem Rücken des Gebirges hin, und bis oben auf die Serra hinauf ist nur ein unbedeutender Fluß zu passiren.

Aber die Expedition der muthigen Deutschen verlief nicht ohne Gefahren. In der Serra hausen noch unabhängige wilde Indianerstämme, mit denen unsre Landsleute zweimal feindlich zusammenstießen. Das erste Mal wurden sie eine ganze Nacht von solchen umzingelt gehalten und entkamen erst am andern Morgen nach Abfeuerung einiger Flintenschüsse. Das zweite Mal gelangten sie nach dem Campo dos Bugres, der so eben erst von den Wilden verlassen worden war. Bei der Annäherung der Colonisten hatten jene sich auf die Flucht begeben.

Unsere Landsleute fanden dort zwei große geräumige Hütten, die mit allen Geräthschaften noch reichlich versehen waren, sowie einen Begräbnißplatz, auf dem sich neben anderen alten ein ganz frisches Grab fand. Die Hütten waren reinlich und alle Geräthschaften in Ordnung aufgestellt. Die Wände waren mit Schädeln und Knochen von Thieren ausgeschmückt; Flaschen, Kürbisse voller Honig, Körbe, Töpfe von Thon und andere Geräthschaften standen aufgereiht da oder hingen an der Wand, ja sogar eine Art von Flöte wurde dort vorgefunden. In einem großen thönernen Gefäße befand sich noch ein Rest Xicha (das aus Milho bereitete gegohrene Lieblingsgetränk der Bugres), und sonstige Anzeichen bewiesen, daß die Hütten eben erst verlassen worden waren.

Alles, was von diesen Sachen transportirt werden konnte, nahmen die Leute der Expedition mit sich, ohne von den Bugres, die übrigens vom schlimmsten Schlage sein sollen, belästigt zu werden.

Die um das Deutschthum in Südbrasilien sehr verdiente, von unserm Mitarbeiter Herrn Karl v. Koseritz trefflich redigirte „Porto Alegre deutsche Zeitung" vom 11. Januar 1865, welcher wir diesen Bericht entnehmen, fordert nun die brasilianische Provinzialregierung auf, diese wichtige Landstraße vollständig herrichten zu lassen, damit die Mühe und Gefahr der Deutschen nicht vergeblich gewesen sei.

Die Tropfsteinhöhle von Caçapava in der südbrasilianischen Provinz Rio Grande do Sul wurde von einem deutschen Geologen, Ph. Helm aus St. Leopoldo, entdeckt. Derselbe berichtet darüber in der „Porto Alegre deutschen Zeitung" vom 21. Dezember 1864 folgendermaßen: „Vor mehreren Jahren besuchte ich einen ungefähr zwei Stunden von Caçapava gelegenen Gebirgszug, um denselben in geologischer Hinsicht näher zu untersuchen. Nachdem ich das dort befindliche Gneiß-Gebirge passirt, in welchem ich außer einigen interessanten Emporhebungen von Diorit- und Hornblende-Gesteinen mit Eisen- und Kupferkies einige nicht unbedeutende Oligist-Lager angetroffen, gelangte ich in ein ungefähr $^1/_4$ Legoa von dort gelegenes Haus, dessen Eigenthümer mir sehr viel von einer, in einem etwa $^3/_4$ Legoa von da befindlichen Walde vorkommenden Höhle erzählte und mir bei dieser Gelegenheit einen Stein vorzeigte, der aus dem von der Decke dieser Höhle tröpfelnden Wasser entstanden sei.

Ich erkannte hierin sogleich den Kalksinter oder sogenannten Tropfstein und hielt es der Mühe werth, diese Höhle zu besuchen, über deren Entdeckung sich die Bewohner dieser Umgegend ein wunderbares Mährchen erzählen; auch sei dieselbe von einer weißen Dame bewohnt, die sich zuweilen in eine Schlange verwandle, weshalb Niemand hier in der Nähe dieser Höhle eine Schlange zu tödten wagt, aus Furcht, er raube dieser Dame ihr zartes Leben.

Die Höhle liegt in einem Sandsteingebirge, das sich, ungefähr zwei Stunden westlich von Caçapava gelegen, ziemlich genau von Norden nach Süden zieht, größtentheils von Wald umgeben, sehr steil, mitunter beinahe unersteiglich, und von furchtbaren Schluchten zerrissen ist.

Es ist dies für den Wanderer eine höchst traurige und trostlose Gegend, denn die mit ihren nackten Gipfeln hoch in die Luft emporragenden Felspartien sind nur von Raubvögeln bewohnt, welche sich oben an den senkrechten Wandungen derselben, wo sich einzelne größere Conglomerate von dem Gesteinskitt losgemacht, eingenistet haben; und unten am Fuße sind sie theilweise von hohen Waldungen umgrenzt, zwischen deren Baumstämmen sich mächtige von oben herabgestürzte Gesteinsblöcke eingezwängt haben, so daß auch hiedurch schon dem Wanderer oder vielmehr dem Neugierigen beinahe jeglicher Durchgang versagt bleibt. Vom Fuße dieser Wandungen aus erblickte ich vier Palmbäume, die mir die Bewohner dieser Umgegend als den Eingangspunkt der Höhle bezeichneten, so ordnungsgemäß stehend, als seien sie von Menschenhänden aufgepflanzt worden. Ich arbeitete mich bis zu jener Richtung hin und stand vor dem Eingange der Zauberhöhle.

Die Weite des Einganges derselben beträgt 152 Palmen und hat eine Höhe von 30 Palmen. Von dem Eingange bis zu dem Hintergrunde, wo sich die Höhle auswölbt, beträgt die Entfernung 96 Palmen. Die Decke der Höhle hat nach dem Schichtenfalle des Sandsteingebildes eine Steigung von 22 Grad gegen Osten. Gleich bei dem Eintritt in die Höhle erblickt man in deren Mitte eine bedeutende Masse von Kalksinter oder Tropfstein. Von der Decke herab hängt gerade über einer auf dem Boden ruhenden Masse von Tropfstein eine andere sehr umfangreiche, die der untern bis auf einige Zoll nahe kommt. Rund

um diese hängt eine Unzahl kleiner Stalaktiten, Eiszapfen gleich. Auch auf dem Boden der Höhle, der über eine Palme hoch mit ganz feinem Sande bedeckt ist, in dem man jedoch blos Spuren von Füchsen, Eidechsen und Raubvögeln, aber keinen Abdruck von einem zierlichen Füßchen einer zarten Dame bemerkt, liegen ebenfalls bedeutende Massen eines Tropfsteines, der sich theils hier angesammelt hat, theils von der Decke, sobald er eine gewisse Schwere erhalten, losgebrochen ist. Die meisten Blöcke aber, welche von der Decke losbrechen, rollen, da der Boden der Höhle eine starke Steigung gegen den Ausgang hat, heraus und den Berg hinunter, denn sonst müßte sie in einem gewissen Zeitraume von diesem Kalksinter schon angefüllt sein."

Die verwirrten Zustände in China. Im vorigen Jahre eroberten die Truppen des Kaisers, von europäischen Soldaten unterstützt, Nanking, die Hauptstadt der Rebellen. Der „Himmelskönig" wurde hingerichtet, mit ihm mußten sein Sohn, seine Brüder und die Heerführer der Rebellen sterben. Man wähnte damals und schrieb nach Europa, daß nun bald Ruhe im Lande sein werde, namentlich in den Seiden- und Theedistrikten. Wir unsererseits fanden das nicht glaublich, und unsere Zweifel werden durch die neuesten Berichte aus China vollkommen gerechtfertigt. So finden wir in einer Correspondenz aus Schanghai (in der Times) folgende Mittheilungen.

Die Taïping-Rebellion hat allerdings, nachdem sie ihre Führer verloren, ein Ende; aber Rebellion ist darum doch immer noch nicht Ausnahme, sondern Regel im ganzen Reiche. Die besiegten Banden fanden eine Zuflucht in der Provinz Kiang si, wo sie eine Menge anderer Rebellenhaufen an sich zogen und dann mit großer Macht in den Provinzen Schikiang und Fo kien erschienen. Die Regierung hat in aller Eile auf Dampfern 5000 Mann nach Amoy und Fu tschen gesandt, aber diese schwache Truppenzahl ist bei Weitem nicht hinreichend.

Eine andere Abtheilung Rebellen überzog die Provinz Schekiang und eroberte die drei Städte Yen tschen, Kin tschen und Tschin tschen, ohne Widerstand zu finden; auch soll der Seehafen Wan tschen, welcher demnächst für den auswärtigen Handel eröffnet wird, in ihre Hände gefallen sein. Noch in anderen Theilen des Landes stehen die Rebellen mächtig da, z. B. in An huey, wo sie vor der großen Stadt Lu tschan lagen. Im Nordwesten gewinnen die aufständischen Mohammedaner immer mehr Grund und Boden; die Provinzen Knei tschan, Honan, Hupe, Sse tschuen, Schantung, Kuang tung und Kuang si, welche zusammen weit über 100 Millionen Einwohner zählen, sind sämmtlich Schauplatz ausgedehnter Rebellionen. Von politischen Bestrebungen ist dabei kaum noch die Rede; man kann fast alle diese Insurgenten als Räuberbanden bezeichnen. Es zeugt aber von den schlimmen gesellschaftlichen Verhältnissen China's, daß diese Banden so mächtig und in so großer Zahl auftreten können. Tausende und aber tausende schließen sich ihnen an, weil sie keinen andern Lebensunterhalt zu finden wissen. Das Land ist übervölkert, und die Beamten verüben die schamlosesten Bedrückungen und Erpressungen. Uebrigens glaube ich nicht, daß die Chinesen, als Nation betrachtet, sich viel darum kümmern, ob ein Mandschukaiser sie regiert oder ein anderer; wohl aber wollen sie gut regiert sein. Die Ursachen der Rebellionen sind schlechte Ernten, schlechte Beamten und Uebervölkerung. Die Verderbtheit der Mandarinen hat den höchsten Grad erreicht, sie sind bestechlich, und in vielen Fällen kann ein armer Mann gar kein Recht bekommen. Alle Beamten bis zum Thürsteher herab wollen „geschmiert" sein. Die Gefängnisse sind in fürchterlichem Zustande, Erpressungen der ärgsten Art an der Tagesordnung. So wird das Volk einerseits von den Mandarinen und deren Anhang, andererseits von den Insurgenten ausgeplündert. Dazu kommt dann noch, daß die kaiserlichen Truppen eben so arg plündern und nicht minder barbarisch hausen.

Tabaksbau im deutschen Zollverein. Ueber denselben berichtet die Allgemeine Zeitung Folgendes: Die seit 1862 steigenden Preise für Rohtabak ließen den Anbau mit Tabak wieder lohnender erscheinen, und wir finden, daß die Tabakskultur im Zollverein um ein Namhaftes zugenommen hat. In Bayern beträgt die Zunahme 50 Prozent, denn die Zahl der mit Tabak bepflanzten Tagwerke betrug 1862 nur 10,067 gegenüber 15,080 im Jahre 1863. Pfalz und Mittelfranken produciren in Bayern den meisten Tabak. Die Ernte lieferte 1863 ein günstiges Ergebniß; denn Bayern allein producirte 139,719 Entr. mit dem mittlern Durchschnittspreis von 12 fl. 6 kr. pr. Entr. In Baden, das unter den süddeutschen Zollvereinsstaaten den bedeutendsten Tabaksbau hat, stieg der Anbau vom Jahre 1862 auf 1863 von 20,616 auf 29,468 preußische Morgen. In Würtemberg von 262 auf 673; in Kurhessen von 888 auf 1058; in Hannover von 1545 auf 2143; in Preußen von 21,906 auf 25,870 preußische Morgen. Die Ernte betrug 1863 in Baden 258,049, in Würtemberg 4351, in Kurhessen 12,881, in Hannover 14,175 Zollcentner. Die Resultate aus den übrigen Staaten sind noch unbekannt.

Geistige Bildung in Frankreich. Auf diese schwache Seite des Kaiserreiches haben wir zu wiederholten Malen hingewiesen. Die Erziehung und Schulbildung liegt bei der grande nation, „die an der Spitze der Civilisation marschirt", noch sehr im Argen. Das beweisen jetzt die 90 statistischen Karten über das Erziehungswesen in Frankreich, die zum Neujahrswechsel in Paris erschienen und deren genaue Durchsicht ganz dazu angethan ist, den Franzosen eine große Warnung zuzurufen. Sie bestehen in einer Hauptkarte und den Karten der 89 Departements, jede mit einem statistischen Ausweis versehen, in dem die neuesten Angaben über Bevölkerung, Sterblichkeit, Geburten ꝛc. enthalten sind. Wir wählen, um einen Einblick in das Ganze zu ermöglichen, hier zwei Departements als Beispiele aus, die Departements Doubs und Gers. Ersteres gilt als das in jeder Beziehung vorgeschrittenste in Frankreich, in dem die Erziehung in höchster Blüthe stehe. Dort werden durchschnittlich 2169 Ehen im Jahre geschlossen. Von sämmtlichen Eheleuten konnten 288 auf der Bürgermeisterei ihren Namen nicht schreiben. Gers dagegen ist ein kleines armes Departement, das selten besucht wird und in der Civilisation sehr weit zurück ist. Man schloß dort 2536 Ehen, und 1566 Personen konnten ihren Namen nicht schreiben. Die Bevölkerung von Doubs beträgt 296,280, die von Gers 298,931 Seelen. In letzterm Departement wurden während des letzten Jahres 780 Personen von den verschiedenen Gerichten verurtheilt, in dem civilisirtern Doubs dagegen 2200! Was die mittlere Lebensdauer betrifft, so ergibt sich für Paris der geringe Durchschnitt von 28 Jahren, er steigt im Departement Charente auf 40 und in Calvados auf 46 Jahre.

Die Juden in Rom. Wie die gegenwärtige Lage der Juden in Rom ist, darüber berichtet ein Herr de Carrien in der Opinion nationale folgendermaßen: Die Juden müssen im Ghetto wohnen; dieser ist ein niedrig gelegenes und schmutziges Quartier, das von der Tiber alle Jahre vier- oder fünfmal überschwemmt wird. Der Ghetto ist für 1500 Personen groß genug, es wohnen aber zwischen 3000 und 4000 in demselben; zuweilen schlafen 14 Menschen in einem und demselben Zimmer. Der Anblick ist dann ein furchtbarer und abschreckender. Es ist den Juden nicht gestattet, in irgend einem andern Stadttheile zu wohnen, und diejenigen, welche in einem andern Quartiere sich ansiedeln wollen, werden mit ungeheuern Abgaben belegt. In allen römischen Zeitungen ward kürzlich gemeldet, daß zwei Läden im Corso geschlossen und die Waaren confiscirt wurden, weil die Polizei erfuhr, daß sie Juden gehörten, während christliche Handlungsgehilfen den Namen zur Firma hergegeben hatten. Ein französischer Uhrmacher mosaischen Glaubens wurde in den Ghetto verwiesen, und nur den Anstrengungen des französischen Gesandten gelang es, daß ihm weiter nichts geschah. Noch heute dürfen die Juden nicht aus den öffentlichen Brunnen der Stadt trinken; sie dürfen keine Ländereien besitzen, ja nicht einmal solche bebauen. Juden können in Rom keine Advokaten, Notare, Aerzte, Stadträthe werden, oder sonst ein öffentliches Amt verwalten. Ein Jude darf nicht die höheren, wissenschaftlichen Institute in Rom besuchen oder einen akademischen Grad erlangen. Unter den schlimmsten Strafen, die in der neuesten Zeit noch verstärkt wurden, ist ihm verboten, christliche Dienstboten zu halten. Ohne einen Paß darf er sich nicht vor die Mauern der Stadt wagen, und kehrt er zurück, so muß er diesen Sicherheitsbrief in die Hände des Vicars der Inquisition wieder abliefern. Noch ist den Juden untersagt, bei Strafe von 30 Kronen, mit Christen sich in freundschaftliche Gespräche einzulassen, und hierüber hat einzig und allein die Behörde ohne Verhör zu entscheiden. — Welch ein Kulturzustand im heiligen Rom!

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Aus China durch die Mongolei nach Sibirien.

II.

Die Obous, Opferstätten in der Wüste. — Teufelsglaube. — Nordwinde und Schnee im September. — Das Thal des Flusses Kul. — Am Flusse Tolla. — Maimatschin bei Urga. — Der russische Consul Schischmareff und dessen Arbeiten über die Mongolen. — Rußlands Politik und Vordringen in Innerasien. — Die Stadt Urga oder Kuren. — Mongolische Frauen als Kaufleute. — Klöster. — Die Hierarchie des Guison Tamba. — Pilger und Wallfahrten. — Die alte mongolische Hauptstadt Karakorum. — Ackerbauende Mongolen. — Ankunft in Kiachta.

Wir haben in unserer ersten Mittheilung den Reisenden Alexander Michie nach Nordwesten hin bis über die Grenzen der innern Mongolei begleitet. Er hatte nun die Borelju-Steppe hinter sich und den größten Theil der Gobi durchwandert. Am 18. September 1863 gelangte seine Karawane an eine Stelle, wo das Gelände urplötzlich steil abfiel. Die Aussicht von dieser Höhe in das weite Land war herrlich; das Auge fiel auf ein Amphitheater von Bergen, die in scharfen Ketten sich aufthürmten und in chaotischer Verwirrung durch einander gewürfelt zu sein schienen. Manche waren bewaldet, und dieser Anblick war für Leute, die seit Wochen eine baumlose Einöde durchwandert hatten, sehr angenehm. Dann zog die Karawane durch ein breites Thal, das ein Gefäll von etwa 500 Fuß hatte.

Am Eingange zu demselben befand sich ein großer Obon, ein Steinhaufen, welcher eine Art von Altar bildete. Solcher Obons gibt es in der Mongolei sehr viele, und das abergläubige Volk betrachtet sie mit großer Ehrfurcht. Eigentlich soll jeder, der an einem solchen Haufen vorüber kommt, denselben einen Stein hinzufügen, damit der Altar immer größer werde, doch wird es damit nicht allzugenau genommen. Der Lama zum Beispiel, welcher Michie's Oberkameelführer war, begnügte sich damit, seinem Kameele einen Büschel Haare aus dem Höcker zu raufen und denselben derart wegzuwerfen, daß der Wind ihn nach dem Obon hintrieb; dabei murmelte er ein kurzes Gebet.

Ein Teich in der Gobi; Mongolei. (Nach einer Zeichnung von Baumort.)

Diese Steinhaufen findet man gewöhnlich an schwierigen oder gefährlichen Stellen des Weges, und an solchen pflegte der Lama abzusteigen, um den guten Geist anzurufen. Vor den bösen Geistern haben die Mongolen große Furcht, und sie glauben nicht, wie manche Leute, an nur einen persönlichen Teufel, sondern an eine ganze Schaar. Sie sprechen von ihrem Tschutgur (Teufel) nicht so leichtfertig, wie die Chinesen von ihrem Kuei; ihrer Meinung zufolge bringt er den Menschen Krankheiten und sonst allerlei Böses, aber die Beschwörungen der Lamas sind ein gutes Gegenmittel, und ein guter Mensch, besonders ein frommer Lama, bekommt den Tschutgur nie zu Gesicht.

Als im Thal einige Regentropfen fielen, entstand unter den Mongolen eine große Aufregung. Die Karawane hielt still, die Kameele wurden entlastet, die Zelte aufgeschlagen und die Leute riefen einander zu: „Borro beina, der Sturm kommt.“ Es regnet so selten im Lande, daß man in keiner Weise darauf eingerichtet ist, und wenn das Wasser vom Himmel fällt, laufen die Mongolen durch einander wie Hühner. Dann werden die Argols naß, und wenn dieser Kuhdünger nicht trocken ist, kann man kein Feuer machen, kann nichts kochen. Am andern Morgen lag Schnee weit und breit, und der Nordwind stürmte heftig. Die Karawane aber mußte vorwärts ziehen nach den Tsagan Dypsy-Bergen, die mit einem weißen Kleide bedeckt waren. Die Sonne drang nur selten durch das dicke Schneegewölk, der Wind war schneidend kalt, die Menschen stiegen, um sich durch Gehen zu erwärmen, von den Kameelen, welche dem Unwetter tapfer Trotz boten. Das zweihöckerige Kameel von mongolischer Art eignet sich vortrefflich für ein strenges Klima, während es an heißen Tagen bald ermüdet.

Durch die Tsagan Dypsy-Berge führt ein langes, sehr enges Thal, in welchem der Kul fließt; er mündet in den Tolla. Die Höhen waren auf beiden Seiten mit Tannen und Birken bewachsen, und Michie bemerkte mehrere Holzhauerstationen. Von dort aus wird viel Holz vermittelst der Ochsenkarawanen nach China geschafft. Jetzt ließen sich auch Elstern, Dohlen und Tauben blicken, welche in der Wüste fehlen; man sieht auch in beträchtlicher Menge den Yak, den langhaarigen, tangutischen Grunzochsen (Bos oder Poëphagus grunniens), der etwas kleiner als das gewöhnliche mongolische Rindvieh ist; er wird seiner Stärke und Ausdauer wegen hier nur als Zugthier benutzt.

Im Kulthale kaufte der Lama zwei kleine Fichtenbäume für einen halben Theeziegel und äußerte, daß von nun an die Argols überflüssig seien, weil man Brennholz haben könne. Der Reisende hatte nun wieder ein „civilisirtes Feuer“, und die Wüste lag hinter ihm. Aber die Wanderung blieb trotzdem noch beschwerlich. Gerade als der Fluß Tolla in Sicht kam, an welchem die chinesische Niederlassung Maimatschin liegt (die aber nicht mit der gleichnamigen bei Kiachta verwechselt werden darf), wurde vom scharfen Nordwind ein gewaltiges Schneegestöber herbei getrieben. Mehrere Karawanen lagen still, weil sie den Tolla nicht überschreiten konnten, denn der Fluß war gewaltig angeschwollen, und bei einem Versuch, hinüber zu kommen, waren zwei Menschen und ein Pferd verunglückt; das einzige Fährboot war von den Wellen hinweg gerissen worden. Es blieb nichts übrig, als in Geduld zu warten. Michie vertrieb sich die Zeit durch allerlei Scherz mit den Mongolen, die in vielen Dingen wie Kinder und leicht aufzuheitern sind. Während der Nacht wurden Posten ausgestellt, um über Waaren und Vieh zu wachen; zwar gelten die Mongolen durchgängig für rechtschaffene Leute, aber Diebstahl kommt doch vor. Ein Chinese würde sagen, er halte Wacht gegen Wölfe und Tiger, der Mongole dagegen ist aufrichtig und sagt, daß er den „bösen Mann“, Motschong, d. h. den Dieb, fern halten wolle. Die Wachen werden nicht abgelöst, allemal bleibt derselbe Mann vom Abend bis zum Morgen auf seinem Posten.

Der Wind heulte die ganze Nacht hindurch mit wilder Wuth und erschütterte das Zelt unaufhörlich; am Morgen war es bitter kalt und Schnee fiel in dichten Flocken; wohlgemerkt am 20. September! Gegen Mittag war eine große Menge Volks am Ufer des Tolla versammelt; Reiter sprengten ab und zu zwischen dem Flusse und den Plätzen, an welchen die verschiedenen Karawanen lagerten; aber das Wasser fiel nicht, sondern schäumte und brauste wie ein Katarakt mit rasender Schnelligkeit. Es reichte den Leuten bis ans Kinn; das Bett ist mit großen Kieselsteinen besäet und ein Durchwaten selbst bei gewöhnlichem Wasserstande schwierig. Das Fährboot war, wie schon bemerkt, stromab gerissen worden, und ein von den Mongolen in aller Eile verfertigtes Floß taugte nichts. Michie mußte sich in Geduld fassen und hatte Muße vollauf, die prächtige Landschaft zu betrachten. Das Thal des Kul zieht nach Norden und vereinigt sich mit dem breitern des Tolla in einem rechten Winkel; die Berge, welche sich hinter Urga erheben, sind nur theilweise mit Holz bestanden. Der Tolla stürzt von Osten her aus einer Gebirgsschlucht, und sein Ufer ist von Gebüsch und Weidenbäumen eingesäumt.

Gegen Abend legte sich der Sturm, und die Sterne leuchteten mit funkelndem Glanze; der Morgen des 21. September war klar, die Sonne schien, aber der Erdboden war hart gefroren. Das Vieh blökte, die Hunde bellten, und die Mongolen standen in Gruppen am Flusse, der jetzt nicht mehr so wild stürmte und etwas gefallen war. Ein großer Jubel erhob sich, als einige Kameele glücklich hinüber kamen. Nun verstand auch Michie's Lama sich zu dem Wagstück und brachte Kameele, Pferde und Karren, allerdings nicht ohne Gefahr, ans andere Ufer hinüber. Der europäische Reisende setzte sich nebst einem Mongolen auf das stärkste Kameel; im Flusse mußten die beiden Männer sich nach der Seite hin überbiegen, von wo der Strom kam, und ein paarmal war das Thier nahe daran, den Boden unter den Füßen zu verlieren. Indessen lief Alles gut ab, und ein Schnaps machte die Mongolen überglücklich. „Sie sind ein tüchtiger Menschenschlag und es ist kein Wunder, daß sie so gute Soldaten abgeben.“

Michie übernachtete in der Jurte eines gastfreien Nomaden, und dieser war kein anderer, als sein früher erwähnter Kameeltreiber, welchen er Kitat getauft hatte. Während der Mann in der Wüste umher gezogen war, hatte seine Frau Zelthütte und Vieh bewacht; hier in der Nähe von Urga war ihre Heimat. Sie brachte Milch und Käse, kochte Hammelfleisch, und ohne die leidige Unsauberkeit wäre Alles gut gewesen. Aber die Mongolen sind entsetzlich unreinlich, ihr hölzernes Geschirr starrt von Schmutz, und wenn sie ja sich die Mühe nehmen, denselben einigermaßen zu entfernen, dann geschieht es mit dem Daumnagel oder — durch Auslecken!

Etwa eine Wegstunde von der Fährstelle liegt die chinesische Handelsniederlassung Maimatschin; die Mongolen sagen, sie sei von den Kitat zu keinem andern Zwecke gegründet worden, als um sie zu betrügen. Der Ort ist mit einer Pfahlmauer umgeben, innerhalb derselben stehen die hölzernen Gebäude, und vermittelst eines Thors kann jeder Eingang verwehrt werden. Die beiden Völker haben Abneigung gegen einander und trauen sich gegenseitig nicht. Die chinesischen Kaufleute stammen zumeist aus der Provinz Schan si und sind wohlhabend; einige derselben sprechen auch Russisch. Die Straßen sind sehr uneben und unsauber dazu.

An der Straße von Maimatschin nach Urga steht das russische Consulatsgebäude, und dort sprach Michie beim Viceconsul Schischmareff vor. Er wurde von demselben gastlich empfangen und mit einem „civilisirten Frühstück“ bewirthet. Der Anblick eines saubern, weißen Tischtuches machte auf ihn einen höchst angenehmen Eindruck. „Das war für mich größerer Luxus, als mein freundlicher Wirth wohl ahnen mochte; seit 24 Tagen hatte ich kein Ei gesehen, denn in der Mongolei gibt es keine Hühner. Herr Schischmareff führt ein sehr vereinsamtes Leben in Urga und hat zum Umgang weiter Niemand als einen höhern

chinesischen Mandarin und einen mongolischen Chan. Alles, was er zum Haushalt bedarf, kommt aus der 175 Miles entfernten russischen Grenzstadt Kiachta. Uebrigens hat der Consul eine Leibwache von 20 Kosacken; auch waren etwa 20 russische Zimmerleute beim Bau beschäftigt.“*)

„Schon längst sind die Russen von der Ansicht durchdrungen, daß die Kette der Khingangebirge, welche westlich und östlich von Urga läuft und sich bis in die Quellengegend des Amur erstreckt, die „natürliche Grenze“ Sibiriens bilde. Russische Kaufleute haben sich in Urga niedergelassen, und Rußland wird erst auf weiteres Vordringen verzichten, wenn der ganze Landstrich, welcher von dieser Kette und dem Kerulun, dem Hauptarm des obern Amur, bis zum Dalaï nor (Hurun See) Sibirien annektirt worden ist. Vielleicht findet man dann aber auch, daß die natürliche Grenze noch weiter nach Süden hin liege. Rußland hat aber gar keine Eile, dieses neue Gebiet in Besitz zu nehmen; vorerst ist dasselbe erforscht und in die Karte von Ostsibirien eingetragen worden. Die Uebertragung wird in aller Ruhe und ohne Blutvergießen von statten gehen, sobald der rechte Augenblick gekommen ist; denn die russische Diplomatie versteht sich vortrefflich auf das suaviter in modo. Durch die Veränderung wird Niemand Schaden haben, denn der Kaiser von China verliert die ohnehin nur nominelle Oberherrlichkeit über ein Land, das ihn wohl mehr kostet als einbringt. Die mongolischen Stämme und Häuptlinge würden lediglich einen Autokraten mit dem andern vertauschen, und im Uebrigen würde Alles den seitherigen Verlauf behalten, Veränderung nur allmälig stattfinden. Den chinesischen Kaufleuten ist es vollkommen einerlei, wer herrscht, wenn man sie nur in ihren friedlichen Beschäftigungen nicht stört, und die russische Regierung ist verständig genug, einem Handel, welcher so viel dazu beiträgt, die Hilfsquellen Sibiriens zu entwickeln, irgend welche Hindernisse in den Weg zu legen.“

Der Engländer sagt hier das Richtige. Was das Annektiren betrifft, so haben seine Landsleute bekanntlich dasselbe auf die blutigste Art in Indien, und zwar auch systematisch, durchgeführt, aber die im Allgemeinen friedliche Methode der Russen in Centralasien verdient entschieden den Vorzug.

Michie war nun in Urga. Das Wort bedeutet Lager, bei den Mongolen heißt aber die Stadt Kuren oder Ta Kuren, großer, eingefriedigter Ort. Sie hat eine äußerst romantische Lage auf einer Hochebene und ist etwa eine Stunde weit vom Tolla entfernt. Durch die im Hintergrund emporsteigenden Berge wird sie gegen die rauhen Nordwinde geschützt; auf der andern Seite hat man den Anblick der Ufergebüsche des Stroms. Die Menschen wohnen über die Hochebene zerstreut, von regelmäßigen Straßen ist keine Spur vorhanden, und zwischen den Wohnungen laufen krumme Gänge hindurch. Als Gebäude oder Häuser kann man nur die Tempel und die Wohnungen der Chinesen und Russen bezeichnen, denn die Mongolen leben in Zelten, als wären sie in der Wüste, nur mit dem Unterschiede, daß hier jede Familie das Zelt mit Pfahlwerk umgibt, weil unter den vielen Pilgern, welche nach Kuren wallfahrten, manche Diebe sind. Kaufmannsläden sind nicht vorhanden, das wäre gegen die Natur der Mongolen; eine Art von Zeltbazar ist allerdings zu sehen, aber dort besorgen mongolische Frauen die Handelsgeschäfte, und das Zahlmittel besteht in Ziegelthee. Dafür kauft man Pferde, Hornvieh, Zelte, Ledergeschirr, Sättel, Rind- und Hammelfleisch, Filz, Weiberputz, kurz alles Mögliche, dessen ein Mongole bedarf. Michie lobt die Ehrlichkeit dieser Mongolinnen im Gegensatze zu dem Verfahren der chinesischen Krämer.

Den Kern des Ortes Urga bildet das große Kloster, das „Kuren“, des Guison Tamba oder höchsten Lamas der Mongolen. Dieser Kutuktu, Stellvertreter des Dalaï Lama, steht bei ihnen in großer Verehrung. Man hat behauptet, daß in Urga 30,000 Geistliche leben, aber diese Angabe ist außerordentlich übertrieben. Die beiden größten Lamaserais oder Klöster, das Dobordscha und das Daischenalon, sind in eine Einbuchtung des Gebirges hineingebaut worden. Die Gebäude haben eine große Ausdehnung und sind fast so nackt und kahl wie Kasernen; die wenigen Verzierungen, welche man angebracht hat, zeugen jedoch von gutem Geschmacke. Von chinesischem Baustyl haben sie nicht die Spur, wohl aber erinnern sie an tibetanische Muster. Auf einer Anhöhe über dem Kloster befindet sich eine tibetanische Inschrift, deren Buchstaben aus weißen Steinen zusammengesetzt sind und eine so kolossale Größe haben, daß man das Ganze in einer halbstündigen Entfernung lesen kann. Michie selber hat diese Klöster nicht besucht, wir wissen aber aus anderen Nachrichten, daß die Tempel sich in gutem Zustande befinden. Jene im Berge Chan ula sind mit einer viereckigen Mauer umgeben; im Innern befindet sich eine achteckige Mauer mit Thoren, über denen sich abermals Tempel erheben, und in allen befinden sich viele Bilder aus dem buddhistischen Pantheon.

Lhassa in Tibet und Kuren in der Mongolei sind für die Buddhaverehrer, was Mekka für die Mohammedaner ist; auch haben sie für den Verkehr und für die Berührung von Menschen aus weit von einander liegenden Regionen dieselbe Bedeutung und sind der Zielpunkt für eine unzählige Menge von Pilgern. Es ist eine Ehre für jeden Lama, wenn er sagen kann, daß er eine Wallfahrt nach Kuren gemacht habe, und sogar aus der Mandschurei kommen alljährlich Priester. Auf der Hochebene stehen viele Heiligenschreine umher, vor denen die Pilger ihre Gebete verrichten. Michie sah einen frommen Lama, der sich zu einem solchen Betorte begeben wollte. Er war noch eine

*) Michie wundert sich und fragt, weshalb Rußland ein kostspieliges Etablissement zu Urga unterhalte, wo es doch „gar keine Interessen zu beschützen habe“. Er gibt aber selber gleich die richtige Antwort, indem er auf die traditionelle Politik dieser Großmacht in Asien hindeutet. Schon ein Blick auf die Karte zeigt, daß Urga, die Hauptstadt der Kalkasmongolen und Sitz eines buddhistischen Hierarchen, ein äußerst wichtiger Punkt ist, der in unseren Tagen eine gesteigerte Bedeutung gewonnen hat. Es kann gar nicht fehlen, daß dieses mächtigste unter den mongolischen Völkern im Fortgange der Zeit mehr und mehr von den Russen abhängig wird, und dadurch wird es keinen Schaden erleiden, denn Rußland behandelt seine asiatischen Unterthanen besser, als von Seiten der Chinesen geschieht.

Was Herrn Schischmareff betrifft, so wäre gerade er der rechte Mann, ein Werk über die Mongolen zu schreiben, die er gründlicher kennt als irgend ein Anderer. Ich las mit Vergnügen folgende Notiz in dem Compte rendu de la société impériale géographique de Russie pour l'année 1863, Petersburg 1864. S. 35. „Schischmareff beschäftigt sich mit geographischen, ethnographischen und geschichtlichen Studien über die Mongolei. Er hat an die Gesellschaft einen bemerkenswerthen Aufsatz über das Radan dolon cho schuney, ein mongolisches Nationalfest, eingesandt; sodann einen Artikel über die Urian chaitzi oder sogenannten Darchaten, welche am Issikol (See Issi) wohnen, und außerdem eine Denkschrift mit Auszügen aus der mongolischen Geschichte, welche zur Zeit des chinesischen Kaisers Kang hi von Undur Ghyghen verfaßt worden ist. Dieser war der erste Kutuktu (geistliches Oberhaupt) in Urga. Diese Denkschrift enthält auch das von Undur Ghyghen verfaßte Alphabet, welches im Mongolischen die Lautwerthe für die tibetanischen und Sanskritwörter gibt.“ Die Fortschritte der Russen in Innerasien gewähren der Civilisation und der Wissenschaft erheblichen Nutzen; die Arbeiten der petersburger Akademiker und der russischen geographischen Gesellschaft liefern dafür glänzende Beweise. A.

Strecke weit von demselben entfernt, machte allemal drei Schritt vorwärts, warf sich dann platt nieder auf den steinigen Boden, betete, stand auf und wiederholte dasselbe, bis er endlich an Ort und Stelle kam. Das erinnert an die Springprocessionen im Luxemburgischen.

Der Guison Tamba, Kutuktu (oder vielmehr Chutuchtu) oder Lamakönig von Kuren kann niemals sterben, denn seine Seele wandert in einen andern Leib. Er ist der eigentliche Herrscher aller Kalkasstämme und deshalb von der chinesischen Regierung immer sorgfältig überwacht worden. Sie hat sich stets sehr diplomatisch gegen die Theokratie in der Mongolei und in Tibet benommen, und theilweise kann dieselbe als ihr Werk betrachtet werden. Der letzte König von Tibet war des irdischen Treibens müde und wurde, etwa um 1100 nach Christus, Geistlicher. Bald nachher kam Tibet in Abhängigkeit von den Chinesen; als später der Mongole Kublai Chan China unterwarf, machte er einen Lama zum Könige von Tibet, und die nachfolgenden chinesischen Kaiser thaten nach und nach mit acht anderen Geistlichen dasselbe. Die Könige von Tibet nahmen 1426 den Titel eines Großlamas an, und der oberste von ihnen wurde als Dalai-Lama das Haupt der buddhistischen Religion. Es war ihm unmöglich, für sich allein die über einen weit ausgedehnten Raum verstreuten Nomadenstämme zu überwachen, und seine Gewalt verlor an Nachdruck, seitdem die große Region, welche man gewöhnlich als chinesische Tatarei bezeichnet, den chinesischen Kaisern unterthan wurde. Der Kaiser Kang hi erklärte den Oberlama der Kalkasmongolen für unabhängig, um diese letzteren von den stammverwandten Oelöten (Kalmücken) zu trennen. Gleichzeitig hielten die chinesischen Diplomaten in Lhassa den Dalaï-Lama unter strenger Aufsicht.

Lastkameel auf der Wanderung in der Mongolei. (Nach einer Zeichnung von E. Bayard.)

Das „Kuren" befand sich nicht immer auf der heutigen Stelle. Um das Jahr 1720 stand es am Flusse Orchon,

unweit von der Mündung desselben in die Selenga, also etwas nördlich von dem gegenwärtigen Urga; aber einige Zeit vorher hatten die Kalkas an letzterm Punkt ihren Sammelplatz. Es wird nämlich gemeldet, daß im Jahr 1688 die Oelöten den prachtvollen Tempel zerstörten, welchen der Kutuktu aus gelbverglasten Steinen unweit vom Flusse Tula (Tolla) aufgeführt hatte.

Das Changai-Gebirge im Südwesten von Urga, welches gleichsam den Rand der großen Wüste bildet, eignet sich vortrefflich zum Sammelplatz für große Heeresmassen und kann flüchtigen Armeen sichere Rückzugslinien darbieten. Die Wiesen haben üppigen Graswuchs, und an Wasser ist kein Mangel. Lange vor der christlichen Zeitrechnung hatten die Hunnen Lagerplätze in der Gegend des heutigen Urga; die altberühmte mongolische Hauptstadt Karakorûm lag etwa 36 deutsche Meilen südwestlich von demselben. Von dort zogen die Mongolen zur Eroberung Asiens und Europa's aus; dort auch sammelten sie sich wieder, als sie 1368 aus China vertrieben worden waren, und gründeten unter einem Chan der Kalkas ein neues mächtiges Reich. Dort war auch im 12. Jahrhundert der vielbesprochene Priester Johann, zu welchem Könige aus dem fernen Abendlande Gesandte schickten. In Karakorum thronte Dschingis Chan.

Durch das dämonische Ingenium Dschingis Chans erhoben sich die Mongolen wie ein Wirbelwind und wurden zu einer weltverheerenden Macht. Was der größte Theil Asiens und des östlichen Europa's an Kulturgewinn besaß, erlag dieser wilden Stromfluth, welche aus der gelben Wüste, aus dem Sandmeer herausbrauste und sich nach Westen hin bis zu unserm deutschen Oderstrom, östlich bis an die Gestade des Chinesischen und Japanischen Meeres ergoß und vom nördlichen Polarkreise bis zum Persischen Golf fluthete. Aber in diesem wild zusammen eroberten Weltreiche war kein innerer Halt. Nach dem Tode des Gewaltigen zerfiel es, weil knüpfende Bande fehlten, allerdings unter mongolischen Herrschern, in seine natürlichen Bestandtheile auseinander, aber auch in diesen Trümmerstücken des zerrissenen Drachenleibes lebte die Mongolenherrschaft noch lange fort und wurde noch einmal, unter Tamerlan, ein Schrecken der Welt!

Von Kuren geht der Weg nach Kiachta in nördlicher Richtung, er war aber uneben und wegen des zerflossenen Schnees sehr schlüpfrig; er führt über Berge und Thäler. Diese letzteren sind alle wohlbewässert und anbaufähig; in einigen, z. B. in jenem des Flusses Boro, wohnt eine ziemlich dichte Bevölkerung. Dort bauen die Mongolen eine grobe Art von Roggen, den sie Buta nennen, und sie waren eben jetzt, in der letzten Woche des Septembers, mit der Ernte beschäftigt. Daraus scheint hervorzugehen, daß sie, bei günstigen Bodenverhältnissen, dem Ackerbau doch nicht ganz so abhold sind, wie man gewöhnlich annimmt. Auch jene im westlichen Tunet bestellen die Felder.

Bald nachher setzte Michie über den schwarzen Fluß, Kara gol, der ohne Gefahr passirt wurde, ritt dann über eine Reihenfolge von Höhen und Thälern, überschritt in einem Floße den Iro gol und war am 29. September in Sicht der Stadt Kiachta. Er hatte in 34 Tagen eine Strecke von 780 englischen Meilen zurückgelegt und war nun wieder im Bereich europäischer Gesittung, obwohl erst an der Südgrenze Sibiriens. Seine Schilderung Kiachta's haben wir schon (Globus VII, S. 345 ff.) mitgetheilt.

Ethnographische Schilderungen aus dem Gebiete des Amazonenstroms.

II. Die Chontaquiros oder Piros.

Wohnungen. — Gebrauch beim Essen. — Ein Schiffbruch. — Die Indianer auf der Insel Santa Rosa und ihre Missionsprojekte. — Diebstahl. — Der Chontaquiro Hieronymus und der Pater Bruno. — Betrachtungen über die Abstammung dieser Indianer. — Sprache, Sitten und Körperbildung. — Auch die Chontaquiros sterben aus.

Das Gebiet der Antis- oder Campas-Indianer, welche wir in unserer vorigen Nummer geschildert haben, reicht von Süden her am Quillabamba Santa Ana bis etwa 9½ Grad südlicher Breite; auch gehört ihnen das Land zu beiden Seiten des untern Apurimac. Da, wo dieser mit dem Quillabamba sich vereinigt und dann den Apu Paro, den Ucayale, bildet, treten die Tschuntaquiros oder Tschontaquiros auf. Die Region, welche dieses Volk inne hat, wird vom 9.° südl. Br. und dem 75.° westl. Länge von Paris durchschnitten; weiter nach Norden hin wohnen die Conibos, welche wir später gleichfalls schildern werden.

Paul Marcoy hatte auf seiner gefährlichen Stromfahrt nur mit Antis-Indianern zu verkehren gehabt, die wir bereits beschrieben haben. Weiter als bis zu dem Punkte Bitiricaya durften diese nicht rudern, denn die Chontaquiros würden es nicht geduldet haben. Sie nahmen also Abschied von dem Reisenden, an welchen ein indianischer Redner zu guter Letzt eine Ansprache hielt. (S. 38.)

Fortan bestand die Bemannung der Piroguen nur aus Chontaquiros, die mit dem Ruder so gewandt umzugehen wissen, wie irgend ein Schiffer in der Welt. Sie lenken ihren Nachen wie ein tüchtiger Stallmeister ein gut abgerichtetes Schulpferd; sie sind gleichsam Wassercentauren und mit ihren Piroguen wie zusammen geschmiedet. Dabei schreien, lachen und lärmen sie unaufhörlich, bespritzen einander mit Wasser und treiben allerlei lustigen Unfug.

Die Wohnungen dieser Indianer liegen nicht hinter Gebüsch und Bäumen versteckt, wie jene der Antis, sondern unweit vom Ufer der Flüsse jedem Auge sichtbar, denn die Chontaquiros fürchten sich vor keinem andern Stamme. Ihre Hütten sind nicht armselig, sondern groß und geräumig. Marcoy sah die erste bei Sipa am Quillabamba, und sie bot einen ungemein zierlichen Anblick dar. Nach Osten und Westen war sie ganz offen, nach Norden und Süden neigte sich das Dach bis etwas über Mannshöhe

hinab; das Ganze ruhte auf Pfeilern und war ungemein luftig. Zur Bedeckung werden Palmenblätter verwandt; sie ist zugleich dauerhaft und zierlich, 40 Fuß hoch, 50 Fuß breit, 25 Fuß tief und widersteht vollkommen den tropischen Regengüssen und Stürmen. Diese Hütten gewähren einen sehr malerischen Anblick, besonders wenn in der Nähe Gruppen von Tarapote-Palmen stehen.

Gewöhnlich wird in der Nähe der Wohnung ein Stück Landes urbar gemacht und mit Bananen, Zuckerrohr, Baumwolle, Tabak und Rocou bepflanzt; eine solche Anpflanzung nimmt aber allemal nur einen kleinen Raum ein und wird schlecht unterhalten. In jener Hütte bei Sipa wohnten drei Familien beisammen; sie bestanden aus 20 und einigen Köpfen und benahmen sich sehr gastfreundlich. Dem Reisenden wurde sogleich, ehe man auch nur eine Frage über das Wer und Woher an ihn gerichtet hatte, ein mit frischen Bananen gekochtes Stück Peccarifleisch vorgesetzt. Freilich gehört eine nicht geringe Abhärtung dazu, bei einer solchen Mahlzeit den Appetit nicht zu verlieren. Alle Indianer langen in denselben Kessel hinein, jeder nimmt ein beliebiges Stück, kaut daran herum und wirft das, was er davon nicht mehr mag, zu dem Uebrigen in den Kessel. Dieser widerwärtige Gebrauch ist aber in Peru nicht bloß bei den Wilden anzutreffen, sondern sogar, wie Marcoy ausdrücklich hervorhebt, auch bei der „peruanischen Aristokratie".

An den Querbalken der Hütte hingen große und kleine Körbe, Maiskolben, Erdnüsse, Coloquinthen und im Rauche gedörrtes Fleisch. Dazu kamen allerlei von den Frauen gewebte Sachen: Umhängetaschen, Säcke, Kapuzen, welche an den Röcken zum Schutz gegen die Sonnenstrahlen befestigt werden, rohe Baumwolle, gesponnenes Garn, Bogen, Pfeile, Ruder, Keule, Federschmuck, Hals- und Armbänder, Trommeln, Flöten und noch sonst mancherlei.

Nördlich von Sipa verlor der Pflanzenwuchs seine Ueppigkeit, und die Ufer des Quillabamba sahen ziemlich kahl aus; er macht in dieser Gegend eine weite Krümmung von etwa 30 spanischen Meilen, bildet manche Felseneilande und hat einen äußerst schnellen Lauf. Marcoy erfuhr das Mißgeschick, in einen engen Kanal zu gerathen, in welchem seine Pirogue pfeilschnell dahin schoß. Zum Unglück wurde sie gegen einen riesigen, im Wasser liegenden Stamm einer Siphonia elastica getrieben und zwischen die Aeste desselben eingeklemmt. Der Anprall war gewaltig und der Schiffbruch vollständig. Die beiden Chontaquiros, welche den Nachen gerudert hatten, sprangen sofort ins Wasser, der Reisende blieb mit einem schwarzen Atelesaffen zurück, klammerte sich an den entwurzelten Baum und mußte in Geduld zuwarten, bis Rettung kam. Nach Verlauf einiger Zeit erschien dann auch eine größere Pirogue und nahm Mann und Affen an Bord. Hier befand sich aber auch ein rother Ateles. Beide Affenarten sind einander spinnefeind; als der schwarze den rothen erblickte, sprang er wie besessen gegen denselben ein, und zwischen beiden erhob sich ein grimmiger Kampf. Man konnte den Ateles niger und den Ateles rufus nur mit großer Mühe auseinander reißen.

Zehn Tage lang blieb Marcoy in Gesellschaft der Chontaquiros; als sie ihn bis an die Vereinigung des Apurimac mit dem Quillabamba gerudert hatten, wurden sie abgedankt, und an ihre Stelle traten dann andere, welche auf der Insel Santa Rosa angenommen wurden.

Auf diesem Eilande lagen sieben Hütten der Chontaquiros, die aber nicht so kunstreich gebaut waren, wie die oben geschilderten; sie hatten statt der Palmenblätter eine gewöhnliche Rohrbedachung. In der Nähe war das Gesträuch niedergebrannt und der ein wenig aufgelockerte Boden mit Manioc und Bananen bepflanzt worden. Diese Indianer gingen mit dem Plan um, aus der Mission Sarayacu, welche weiter abwärts von Ucayale liegt, einen Geistlichen herbei zu rufen, der auch bei ihnen eine Station gründen sollte. Es ist dabei wohl auf äußere Vortheile abgesehen, denn eine Mission bildet allemal auch einen Anziehungspunkt für den Handel, von welchem die Bewohner ihren Vortheil haben. Aber sie ist nicht ohne Gefahr für die Priester, und Marcoy berichtet in dieser Beziehung eine wohlbeglaubigte Thatsache. Der Chontaquiro, mit welchem er für die 10tägige Stromfahrt bis Santa Rosa einen Vertrag abgeschlossen hatte, hieß Jeronimo; er war zugleich Dolmetscher. Die Antis hatten dem Reisenden im Vertrauen zugeraunt: „Traue den Chontaquiros nicht, sie sind Diebe."

Ein Redner der Antis-Indianer. (Nach einer Zeichnung von Riou.)

Ein Franciskanermönch, Pater Bruno, war aus dem apostolischen Seminar zu Ocopa nach Sarayacu gekommen und dann den Ucayale-Apu Paro bis zu den Chontaquiros hinaufgefahren, um Bekehrungsversuche zu machen. Er kam auch in die Schlucht von Sicotscha, wo Jeronimo wohnte. Der junge Heide hieß damals noch Huitsi und schien ein sanftmüthiger Mensch zu sein, ging mit nach Sarayacu, wurde getauft, erhielt den Namen Hieronymus und läutete drei Jahre lang die Glocken. Pater Bruno wähnte, daß dieser junge Bekehrte ihm bei der Gründung einer Mission unter seinen Landsleuten nützlich werden könne. Er belud ein Fahrzeug mit Messern, Beilen, Glasperlen und dergleichen Dingen mehr, die erforderlich waren, um bei den Chontaquiros Gunst zu erwerben. Aber sein Ende war nahe; in der Schlucht von Sicotscha durchbohrte Hieronymus ihn mit einem Pfeil und eignete sich alle Habe an.

Die Chontaquiros von Santa Rosa schienen friedlicher Natur zu sein, hatten die Mission Sarayacu mehrfach besucht und sich christliche Vornamen beigelegt, z. B. die unvermeidlichen Pedro, Juan und José, Mariquita, Maria und Juana. Manche wollten auch wissen, daß sie vor Zeiten getauft worden seien, und deshalb tauchten sie ihre neugebornen Kinder tief ins Wasser ein. Sie wollten, sagten sie, dem Padre, der zu ihnen komme, gern eine Kirche bauen, was freilich nicht viel heißen will, denn es handelt

sich dabei lediglich um eine große Hütte; an Schildkröten, Wildpret und Fischen solle der Geistliche nie Mangel leiden.

Der Chontaquiro, welcher diese Mittheilungen dem Cholo Antonio gab, war ein stämmiger Mann, trug Mantel und Kapuze und hatte sich das Gesicht mit schwarzen Streifen „verschönert".

Am andern Morgen fehlte dem Hauptmanne der peruanischen Begleitung, mit welchem Mareoy reiste, ein rothseidener Gürtel, dem Fähnrich ein baumwollenes Tuch, dem Franzosen selber eine Reisetasche. Die oben erwähnte Warnung der Antis hatte also guten Grund; diese missionsfremdlichen Chontaquiros, welche sich so unschuldig anstellten, waren ausgemachte Diebe. Die Reisenden durften sich nicht einmal beklagen, um nicht den Zorn der Wilden zu erregen, welche gleich mit Pfeilen oder der schweren Maeana, der Keule, bei der Hand sind.

Woher stammen diese Chontaquiros? Mareoy meint, und das spricht gegen die Einerleiheit der Abstammung, welche Marcoy annimmt. Er wirft die Frage auf: „Liegt die Ursache dieser Verschiedenheit in dem abenteuerlichen Geiste (!!), welcher die Piros-Chontaquiros schon früh bewog, am Apurimae und am Apu Paro bis zu den Völkern am Ucayale und an der Tunguragua (dem obern Amazonenstrom) vorzudringen? In welche Epoche fallen diese ersten Völkerverschiebungen, und wie lange Zeit war erforderlich, um die Wurzelwörter und überhaupt die Vocabeln der transandinischen Sprache durch die Berührung mit anderen Idiomen zu verderben und umzugestalten? Bei dem gegenwärtigen Stand unserer Kenntnisse erscheint es unmöglich, diese Frage vollständig aufzuhellen." Der Reisende theilt dann ein Vocabularium der Chontaquiro-Sprache mit, aus welchem wir eine Anzahl Wörter hervorheben, und zwar vorzugsweise solche, deren Bezeichnung im Antis wir S. 15 gegeben haben.

Ein Kampf zwischen zwei Ateles-Affen. (Nach einer Zeichnung von Riou.)

daß sie gleichen Ursprungs mit den Antis-Quechuas seien, „Abkömmlinge eines und desselben Grundstammes, Mitglieder derselben Familie". Seine Beweisführung will uns nicht recht einleuchten, wir wollen aber doch mittheilen, wie er seine Ansicht zu begründen sucht.

Unter dem Namen Chichirenis, Piros und Simirinchis besaß das Volk der Chontaquiros im 16. Jahrhundert das Land an beiden Ufern des untern Xauja oder Mantaro, der aus dem Chinchay-See am Ostabhange der Cordillera de Bombon abfließt. Sie streiften bis an den Apurimae und an den Apu paro, kamen also durch das Gebiet der Antis, welche diesen Zügen kein Hinderniß in den Weg legten. Aus diesem Umstande folgert, etwas gewagt, Mareoy, daß beide Völker „durch gewisse natürliche Bande" verknüpft seien, die vielleicht schon schwach geworden, aber doch vorhanden gewesen wären. Der beiderseitige Typus ist ähnlich, nicht minder die Bekleidung und mancher Brauch. In Berichten der Missionäre aus dem 17. Jahrhundert werden unter den Collektivbenennungen Antis, Simirinchis y Piros alle Indianerstämme begriffen, welche damals das Pajonal bewohnten.

Die Sprache der beiden Völker ist ganz verschieden,

Baumwolle, gojapujé,	Affe, peri,
Zucker, pochoacsiri,	Hund, quiti,
Cacao, turampi,	Geier, mairi,
Canneel, pitacsi,	Hahn, achauripa tiajini,
Roeon, apisiri,	Henne, achauripa,
Genipahna, iso,	Papagei, pullaro,
Maniok, timeca,	Taube, nocaji,
Mais, siji,	Fisch, capiripa,
Tabak, nictiti,	Spinne, macsi,
Tapir, siemo,	Fliege, sisiri,
Bär, saji,	Mücke, llusla,
Schlange, amuini,	Ameise, isiqui,
Schwein, illavi,	Banane, parianta.

Ein Vergleich mit dem Antisvocabularium zeigt, daß die Ausdrücke für Thiere und Pflanzen bei diesen, angeblich einem und demselben Stamm angehörigen Völkern ganz radikal verschieden sind, bis auf die zwei Wörter für Mais und Banane.

Die alten Missionäre wissen viel von dem kriegerischen Muthe und der Wildheit der Chontaquiros zu berichten. In den Jahren 1628 bis 1641 werden nicht weniger als 17 Geistliche namhaft gemacht, welche von den Pfeilen

Gesichtstypen der Chontaquiros. (Nach einer Zeichnung von Riou.)

Chontaquiros am Ucayale. (Nach einer Zeichnung von Riou.)

dieser Indianer durchbohrt worden sind oder ihren Keulenschlägen erlagen. Seit jenen Tagen ist nach und nach eine große Veränderung eingetreten, denn die Chontaquiros sind zu gemeinen Dieben herabgesunken und wollen sogar eine Mission haben!

Sie sind, wie schon bemerkt, aus der Gebirgsgegend des Flusses Xaura oder Mantaro abwärts gegangen, und wir finden sie nun am linken Ufer des Apu Paro, wo sie einen scharfen Gegensatz zu den sanften und melancholischen Antis und zu den schweigsamen, zurückhaltenden Quechuas der Gebirge.

Marcoy sucht seine künstliche und höchst unwahrscheinliche Hypothese von der gänzlichen Umwandlung in Sprache, Wesen und Charakter der Chontaquiros eben so künstlich aus klimatischen Verhältnissen herzuleiten, aber die äußeren Einwirkungen haben doch nimmermehr die Kraft und den

Gruppe von Tarapote-Palmen. (Nach einer Zeichnung von Riou.)

namentlich an den vier kleinen Nebenflüssen Sipahna, Sipa, Sinipa und Sicolscha ihre Hütten haben.

Die Aehnlichkeit zwischen ihnen und den Antis bezieht sich lediglich auf Körpergestalt, Kleidung und manche Sitten und Gebräuche, weiter geht sie nicht. Sie „empfinden ein natürliches Bedürfniß, sich Alles anzueignen, was ihnen gefällt", das heißt, sie sind Erzdiebe. Sie sind wunderlich und unberechenbar, störrigen Wesens, kennen keinen Zwang, in ihrem Gebahren liegt etwas Ueppig-Uebermüthiges, sie sind lärmend und schwatzhaft. Mit alle dem bilden sie einen Einfluß, um die Sprache und die Naturbegabung eines Volks radikal umzugestalten; sie können höchstens einen bedingten Einfluß ausüben. Diese Indianer leben jetzt in einer schönen, warmen Region, in der sie Nahrungsmittel im Ueberflusse finden; die Antis dagegen sind mehr auf die Flüsse in der Nähe der Sierra angewiesen, die sehr kaltes Wasser und keinen Reichthum an Fischen haben; auch ist die Ausbeute der Jagd nicht ergiebig, und der Antis leidet oft Mangel. (Das ist aber einfach seine Schuld, weil er zu träg ist, Ackerbau zu treiben.) Der Chontaquiro

ist kräftiger und gedrungener von Körper und viel beweglicher; er hat kurzen Hals, breite Schultern und stark ausgewirkte Muskeln.

Wir sagten schon oben, daß er ein ganz ausgezeichneter Schiffer sei; für ihn ist der Kahn, was für den Gautscho in den argentinischen Pampas das Roß.

Unsere naturgetreuen Abbildungen zeigen die Tracht der Chontaquiros und die Gesichtstypen. Die Kapuze hält die Sonnenstrahlen ab und schützt vor den Stichen der Mücken. Die Frauen bekleiden sich nur mit einem Streifen baumwollenen Zeuges, das sie selber weben und braun färben. Dieser Schurz reicht von den Hüften bis auf die Hälfte des Oberschenkels; Gegenstand des Putzes sind hauptsächlich Glasperlen, die als Hals- und Armbänder getragen werden. Dieser Tand wird in den peruanischen Missionen und den brasilianischen Ortschaften eingetauscht; die Indianer geben dafür Wachs und Thran vom Lamantin oder Schildkrötenfett. Vollendete Stutzerinnen hängen auch ein paar Silber- und Kupfermünzen an sich, und diese müssen bis auf den Nabel hinab bammeln.

Die Frauen sowohl der Antis wie der Chontaquiros sind sehr häßlich, die Größe beträgt durchschnittlich 4 Fuß 4 Zoll; das Haar ist grob, straff, schwarz mit gelblichem Schein und über den Augen in gerader Linie abgeschnitten. Die Haut ist dick und in Folge der Insektenstiche, Dornenrisse, und von Wind und Wetter so rauh, daß sie sich anfühlt wie die Blätter mancher Pflanzen auf der Rückseite. Bis etwa zum 16. Jahre ist die Gestalt noch leidlich schlank, dann aber wird sie dick und plump. Bei der Geburt wird der Nabelstrang ungeschickt abgeschnitten und bei Vielen wächst der Nabel faustdick hervor. Das Gesicht ist rund, die Stirn eng und schmal, die Backenknochen stehen weit vor, die Augen sind klein, schräg, eng geschlitzt, das Weiße darin hat einen gelblichen Anflug, und oft sind sowohl Augenwimpern wie Brauen ausgerissen. Die Nase ist entweder sehr platt oder übermäßig gebogen, der Mund groß, die Lippen sind dick, die Zähne kurz und blendend weiß wie bei einem jungen Hund. Die Farbe des Gesichts ist wie Sepia, die man mit etwas Okergelb versetzt hat, obendrein werden die Wangen und die Ränder unter den Augen oft mit Genipa schwarz gefärbt, und ein Gleiches geschieht mit den Händen und Füßen bis zu den Knöcheln. Die Männer mischen unter die Genipa auch Rocou und beschmieren sich mit diesem Schwarzbraun.

So sind diese „Natursöhne der Wildniß"! Indessen muß zugestanden werden, daß die Chontaquiros in allerlei Handfertigkeiten weit geschickter sind, als die Antis; sie bauen bessere Hütten und Kähne, sodann sind ihre Waffen- und Töpfergeschirre viel hübscher.

Auch der Chontaquiro lebt vereinzelt, und selten wohnen mehr als drei Familien neben einander. Früher gab es wohl Dörfer, die aus sechs bis sieben Hütten bestanden, aber diese sind nun längst verschwunden. Das Volk war in Stämme getheilt, diese zerfielen in Familien, Alles vereinzelte sich. Diese Waldindianer treiben nur Jagd und Fischfang; zum Ackerbau mögen sie sich nicht bequemen. In vielen Gegenden ist die Ausbeute schwächer und unsicher geworden, und daraus entsteht Noth. In jedem Jahrhundert sind einige Male Seuchen wie Würgengel unter diese Indianer gekommen und haben ganze Völker hinweggerafft. Marcoy macht folgende, wir glauben ganz richtige Bemerkung: „Ich sage den Optimisten, welche da meinen, einst werde die Morgenröthe der Civilisation über diesen verkommenen Völkern aufgehen, daß sie sich einer Utopie hingeben. Diese Völker sind vom Schicksal verdammt, zu Grunde zu gehen."

Häuptlinge hat der Chontaquiro nur im Kriege. Gleich dem Antis wirft er seine Todten ins Wasser, aber er legt sie zuvor in einen Kahn, den er mit Sand oder Steinen belastet. Vielweiberei ist gestattet, bildet aber doch nur die Ausnahme, und selten hat ein Mann mehr als vier Frauen. Die älteren derselben sind gleichsam Aufseherinnen der jüngeren, müssen aber die schwersten Arbeiten verrichten, z. B. Holz und Wasser holen, kochen und im Feld arbeiten, während jene nur spinnen und weben.

Die religiösen Ansichten sind eben so roh und ohne innern Zusammenhang, wie bei den Antis.

Wie entsetzlich rasch gehen auch diese Indianer dem Untergang entgegen! Sämmtliche Chontaquiros an den oben genannten Flüssen Sipahua, Sipa, Sinipa und Sicotscha, zusammen genommen mit der Familie von Sipa und Consaya zählen allerhöchstens 4 bis 500 Männer! An jenen vier Flüssen stehen im Ganzen nur dreizehn Wohnungen; auf der Insel Santa Rosa zählte Marcoy 71 Seelen, in Sipa 20, in Consaya 40; die Zahl seiner Ruderer betrug 16; etwa 50 streiften auf der Jagd umher. Rechnet man, was gewiß zu hoch ist, auf jede der 13 Wohnungen 12 Köpfe und nimmt die übrigen hinzu, so kommen höchstens 350 Seelen heraus. Nach einem Vierteljahrhundert wird der letzte Chontaquiro verschwunden sein!

Das Benedictinerkloster auf dem Monserrat.

Von **Moritz Willkomm.**

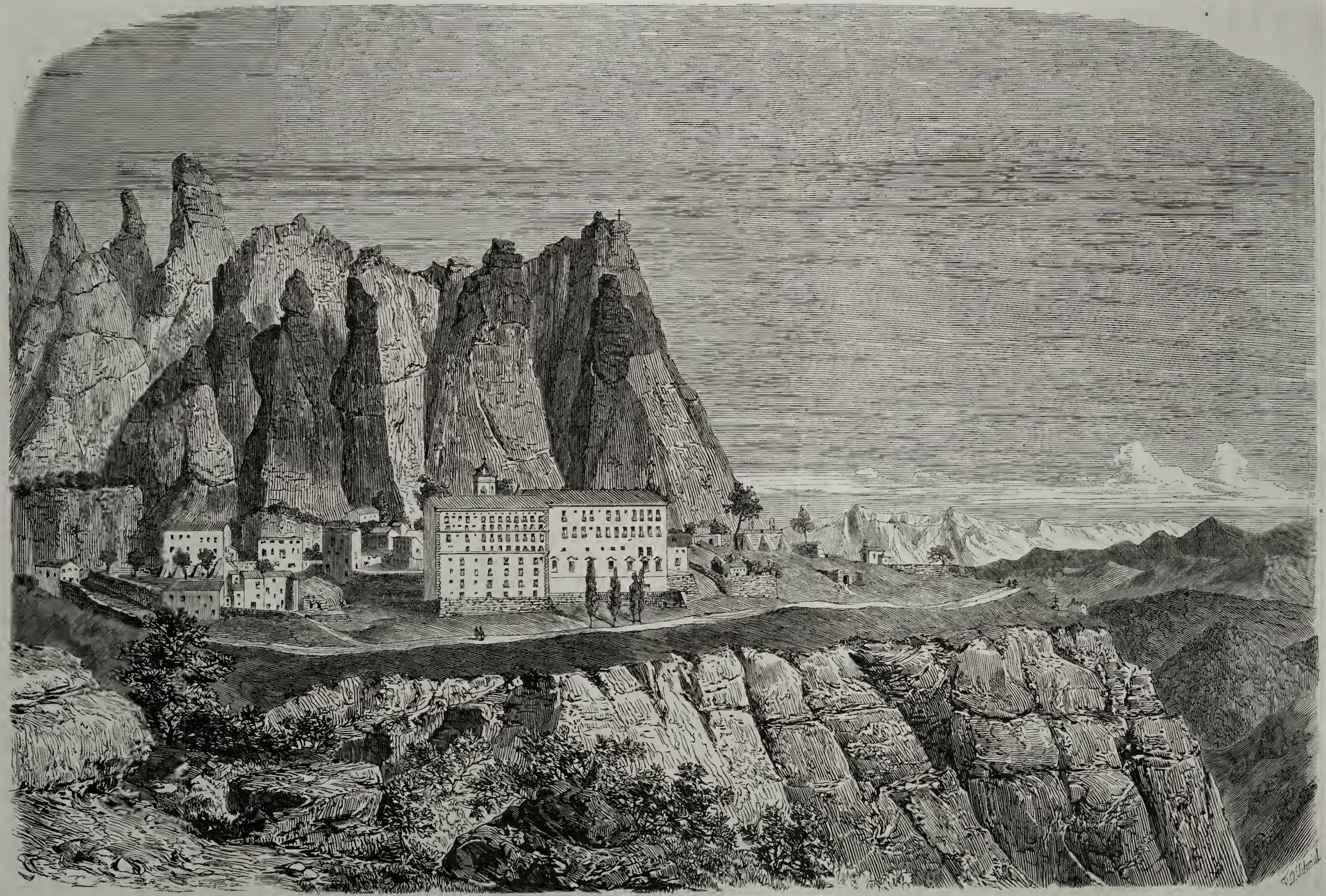
Es gibt Oertlichkeiten auf der Oberfläche unsers Planeten, welche so einzig in ihrer Art sind, daß sie sich mit keiner andern Gegend vergleichen lassen und von keiner andern übertroffen werden, Oertlichkeiten, denen Natur, Geschichte, Poesie und Kunst einen so wunderbaren Zauber eingehaucht haben, daß, wer jemals eine Schilderung derselben las, von dem Verlangen erfüllt werden muß, sie zu sehen, und Jedem, der so glücklich war, sie besuchen zu können, die Erinnerung daran mit Flammenzügen in Geist und Herz eingegraben bleibt. Eine solche Oertlichkeit ist der Monserrat. Welcher Gebildete hätte nicht schon als Kind von diesem phantastischen Felsgebirge Spaniens gehört und gelesen, von dem „gesägten Berge" — denn das bedeutet sein catalonischer Name —, der sich gleich einem gewaltigen verzauberten Schlosse stolz aus dem grünen, mit allen Reizen der südeuropäischen Natur verschwenderisch geschmückten

Hügellande zwischen den reichbevölkerten und prächtig angebauten Thälern der Flüsse Llobregát, Noya und Besór erhebt und in hunderte von riesenhaften Felskegeln verläuft, die ernst und feierlich, gleich versteinerten Zeugen der Allmacht Gottes, bis in den reinen Aether des glänzend blauen Himmels aufzuragen scheinen! Und welche Fülle der Romantik hat die Natur gerade diesem Berge verliehen, welch' hohes historisches Interesse knüpft sich gerade an seine erhabenen Zinnen, welch' poetischen Reiz hat nicht gerade ihm sowohl die Erinnerung an tausende von Wundern, die sich auf seinen Höhen ereignet haben sollen, als auch die sinnigen Sagen und Mährchen, welche im Munde des Volks über ihn gäng und gäbe sind, verliehen? Wie schön ist doch die eine Sage, an welcher der starrgläubige Catalonier so fest hält, wie an dem Evangelium selbst, daß nämlich der Monserrat ursprünglich ein fest zusammenhängendes Gebirg gewesen und erst in jener hochheiligen Stunde in seine hunderte von Felskegeln zerspalten sei, wo der Welterlöser am Kreuz verblutete!

Eine Schilderung dieses Zauberberges nach allen hier einschlagenden Beziehungen würde viele Bogen füllen. Wir wollen uns daher nur allein auf die Beschreibung des berühmten an seinem Osthange erbauten Benedictinerklosters beschränken, dessen südliche Ansicht der nebenstehende Holzschnitt zeigt.

Der Convento de Nuestra Señora del Monserrat (das Kloster unserer lieben Frau vom Monserrat) steht etwa in der halben Höhe des Gebirges (die höchste Spitze desselben liegt 3937 par. Fuß über dem Spiegel des Mittelländischen Meeres) auf einem schmalen Plane hart am Rande eines Schwindel erregenden Abgrundes, welcher den nach dem Llobregatthale sich öffnenden Ausgang einer tiefen Thalschlucht bildet, die das ganze Gebirge der Länge nach spaltet und den einzigen Aufweg zu seinem höchsten Gipfel gestattet. In Vogelperspektive erblickt man vom Kloster aus das hier zu einer schmalen, romantischen Schlucht verengte Thal des Llobregat, während unmittelbar hinter dem imposanten Gebäude kolossale Felsmassen in den wunderlichsten Gestalten hoch emporragen. Drei isolirte, hinter den Nebengebäuden des Klosters stehende Felskolosse sehen fast aus, wie menschliche Gestalten. Jeder derselben trägt einen riesigen fast wie eine Bischofsmütze gestalteten Block, weshalb diese drei Felsen die drei Bischöfe genannt werden. Das Kloster besteht aus drei gewaltig großen, aus mächtigen Quadern zusammengefügten Gebäuden, welche einen viereckigen Hof umschließen, und nimmt mit seinen zahlreichen Nebengebäuden, von denen eines seit der Säcularisirung als Gasthaus dient, einen bedeutenden Raum ein. Das nach Osten gerichtete Gebäude enthält die Kirche, daneben erhebt sich der oben achteckige, blos mit einem spitzen Ziegeldach bedeckte Glockenthurm, welcher die kolossalen Gebäude nur wenig überragt. In den beiden, seit dem Brande von 1814 inwendig theilweise zerstörten Seitengebäuden befinden sich über 100 geräumige Zellen, deren jede ein großes Fenster mit Balkon besitzt. Das nach Süden schauende Seitengebäude ist acht Stockwerke hoch und mit 55 Balkons geschmückt. Eine hohe, mit dem Kirchhause parallel gehende Mauer, welche die beiden Klosterflügel an der Westseite verbindet, scheidet den innern von dem Kreuzgang umgebenen Hof von den beiden Vorhöfen, deren zum Theil in gothischem Styl ausgeführte Gebäude in Ruinen liegen. Dieser Riesenbau stammt aus dem 16. Jahrhunderte, wo er auf Befehl und Kosten Philipps II. errichtet wurde, da sich das bis dahin bestandene viel kleinere Kloster im Laufe der Zeit sowohl für die immer mehr anwachsende Zahl der Mönche, als zur Beherbergung der tausende von Wallfahrern, die alljährlich nach dem Monserrat strömten, um die Wunderkraft des in der Kirche des Klosters ausgestellten Madonnenbildes zu erproben, als unzureichend erwiesen hatte.

Das Monserratkloster verdankt nämlich seine Entstehung einem hölzernen Bilde der heiligen Jungfrau, welches im neunten Jahrhunderte in einer unweit des Klosters befindlichen Höhle gefunden worden sein und zahllose, unerhörte Wunder bewirkt haben soll. Einer Legende zufolge wurde dieses Bild vom Evangelisten Lucas in Jerusalem verfertigt, durch den Apostel Petrus nach Spanien gebracht und von diesem dem heiligen Etherias, erstem Bischof von Barcelona, übergeben. Als die Mauren nach Catalonien einbrachen, brachte es der damalige Bischof von Barcelona heimlich auf den Monserrat und versteckte es in die erwähnte Höhle, wo es im Jahre 880 zufällig von einem Hirten gefunden wurde. Sifredo el Velloso, Graf von Barcelona und Vasall Karls des Dicken, ließ hierauf ein kleines Kloster an derselben Stelle bauen, wo das jetzige steht, und übergab dasselbe den Nonnen von San Pedro de les Puellas in Barcelona. Im Jahre 976 ließ Borell, fünfter Graf von Barcelona, diese Nonnen zurückkehren und versetzte Benedictinermönche auf den Monserrat. Dieser, durch seine Gelehrsamkeit berühmte Orden blieb im Besitz des später durch Philipp II. reich dotirten Klosters, dessen Neubau 32 Jahre erforderte (vollendet wurde es 1599), bis zum Jahre 1836, wo bekanntlich sämmtliche Mönchsklöster in Spanien aufgehoben wurden, und häufte hier allmälig eine große Menge der werthvollsten literarischen Schätze und Kunstwerke auf, während er zugleich die Kirche des Klosters mit verschwenderischer Pracht und vielen Kostbarkeiten ausschmückte. Berühmt war die an seltenen Manuskripten reiche Bibliothek des Klosters, enorm der Werth der Kirchengeräthe und Meßgewänder! Brannten doch allein am Hochaltar, auf welchem das Madonnenbild aufgestellt ist, Tag und Nacht, ununterbrochen, schwere dicke Wachskerzen auf 80 massiv-silbernen Candelabern! Diese ganze Pracht ging während des Befreiungskrieges durch die Franzosen zu Grunde. Schon im Jahre 1808 besetzten dieselben das Kloster, verschonten es jedoch, da sie hier auf keinen Widerstand stießen. Nach ihrem Abzuge diente das Kloster den Spaniern als Operationspunkt und Waffenplatz. Deshalb erstürmten die Franzosen gegen Ende des Krieges den Monserrat, worauf sie die Mönche vertrieben, das Kloster plünderten und, vermuthlich aus Rache dafür, daß die klugen Mönche die größten Kostbarkeiten versteckt hatten (sie waren auf die Balearischen Inseln gebracht worden), dasselbe zu sprengen versuchten. Die Stärke der wie für die Ewigkeit gebauten Mauern vereitelte dieses Unternehmen großentheils; als aber die Franzosen gezwungen wurden, Catalonien zu räumen, steckten sie das Kloster in Brand. Dadurch wurden nicht allein die meisten Nebengebäude zerstört, welche seitdem in Ruinen liegen, sondern auch die Bibliothek und viele der frühern Plünderung entgangene Kunstwerke und Kostbarkeiten, indem die eigentlichen Klostergebäude, deren Mauern die Flammen wenig anhaben konnten, innerlich ausbrannten. Dies geschah im Jahre 1814. Nach der Rückkehr Ferdinands VII. bauten die Mönche fleißig an der Wiederherstellung ihres verwüsteten Hauses. 1820 zum zweiten Male vertrieben, begannen sie die Restauration des Klosters 1823 abermals und setzten dieselbe, soweit es ihre mittlerweile sehr zusammengeschmolzenen Mittel erlaubten, bis 1835 fort. Seit der Aufhebung des Ordens geschieht nur das Allernothdürftigste für die Erhaltung der Kirche und zur Verhütung weiterer Zerstörung, und daher ist das Kloster, so stattlich es sich noch immer von Außen und namentlich in einiger Entfernung ausnimmt, genau



Das Benedictinerkloster auf dem Monserrat bei Barcelona. (Nach einer Originalzeichnung von M. Willkomm.)

besehen, eine grandiose Ruine. Bei meinem Besuch des Monserrat im April 1846 wohnten in den verödeten Gebäuden noch acht ehemalige Benedictiner, welche hier als Weltgeistliche in den ärmlichsten Verhältnissen lebten. Aber nicht allein Kriegserinnerungen knüpfen sich an das Kloster des Monserrat, sondern auch kulturhistorische von hoher Bedeutung. Manches gelehrte Werk theologischen, philologischen, historischen, selbst naturgeschichtlichen Inhalts ist in den einsamen Zellen dieses Gebäudes geschrieben worden, mancher berühmte Mann hat hier für immer als frommer Bruder, oder zeitweilig in beschaulicher Zurückgezogenheit, ernsten Studien oder Bußübungen hingegeben, gelebt! Nur ein solcher Mann sei hier erwähnt, der heilige Ignatius von Loyola, welcher, wie Manche behaupten wollen, während seines Aufenthalts auf dem Monserrat zuerst auf die Idee zur Gründung seines weltbeherrschenden Ordens gekommen sein soll.

Betrachten wir das einst stolze Kloster des Monserrat in seinem jetzigen herabgekommenen Zustande. Sämmtliche Gebäude sind aus einem röthlichgelben Stein erbaut, welcher im Sonnenlicht einen überaus warmen und reichen Farbenton annimmt, weshalb namentlich die in Ruinen liegenden, von der gütigen Natur mit üppigen Gewinden von Epheu und anderen Schlingpflanzen mitleidig geschmückten Theile des Klosters einen unbeschreiblichen Reiz erhalten und wo die Sonnenstrahlen auffallen wie vergoldet erscheinen. Der Haupteingang zu dem eigentlichen Kloster befindet sich an der Westseite. Von einem auf drei Seiten von verfallenen Nebengebäuden, von denen nichts als die vier Wände übrig sind, umgebenen, mit Trümmern und Graswuchs bedeckten Platze aus tritt man durch einen wohlerhaltenen Thorbogen einer zerstörten Mauer in den äußern und durch ein verfallenes Portal in den zweiten Vorhof. Beide Höfe sind von gesprengten, höchst malerische Ruinen bildenden Gebäuden umgeben. Einen überaus pittoresken, zugleich aber auch in hohem Grade betrübenden Anblick gewährt namentlich der zweite Hof. Die ihn umringenden Gebäude waren im prächtigsten maurisch-gothischen Style erbaut, wie ihre Ueberreste bezeugen. Ganz besonders fesselt die eine Wand, aus zwei zierlichen über einander gesetzten Bogenreihen, die auf schlanken Marmorsäulen ruhen, bestehend, durch deren leere Fenster man auf das wildromantische Felsenlabyrinth hinausschaut, die Blicke des Besuchers. Noch sind an den Wänden hier und da prächtige gothische Ornamente vorhanden, desgleichen einzelne Theile des diesen Hof umgebenden Kreuzganges mit theils verblichenen, theils halb abgeschabten oder von Moos und Schlingpflanzen überwucherten Resten ehemaliger Freskogemälde. Ein kleiner Ziehbrunnen von eigenthümlicher Construction ist allein erhalten und liefert noch gegenwärtig das Trinkwasser für die wenigen Bewohner des Klosters; dagegen liegen auf dem ganzen Hofraume herabgestürzte Statuen mit zerbrochenen Gliedern, Trümmer von Säulen und Capitälern, von Grabdenkmälern, gothischen Gesimsen und Ornamenten, Mauersteine und Stücken von Mörtel bunt durch einander, überwachsen zum Theil von Nesseln, allerhand Kräutern, Schlingpflanzen und wilden Rosen. Besser erhalten ist der innere von den äußerlich unverletzt gebliebenen Hauptgebäuden eingeschlossene Hof, doch wächst überall Gras und Unkraut in üppigen Büscheln aus den Mauerspalten und zwischen den großen, zum Theil zersprungenen, wohl auch ganz zerstörten Marmorplatten hervor, mit denen der Hof gepflastert ist. Auch hier sind die Gemälde in den Nischen des Kreuzganges längst verblichen und theilweise ganz verschwunden. Die beiden gewaltigen Gebäude rechts und links von dem Kirchhause enthalten lange Reihen leerstehender Zellen, in welchen Fledermäuse nisten, voll Spinnweben, Staub und Trümmer; nur einige wenige sind wohnlich hergerichtet für die noch hier lebenden Priester. Durch ein verschlossenes Portal gelangt man in die im edlen Styl des Escurial erbaute, aus drei Schiffen bestehende, nothdürftig erhaltene, doch reinliche Kirche. Noch ist in ihr der Boden kunstvoll aus glänzend polirtem schwarzen und weißen Marmorgetäfel zusammengesetzt, dagegen sind die Marmorbekleidungen der Wände längst verschwunden und ist eine einfache Uebertünchung mit Kalk an ihre Stelle getreten. Im Tabernakel des marmornen Hochaltars steht die fast lebensgroße Statue des berühmten Marienbildes in einer Nische, deren Fenster durch Vorhänge von rother Seide verschlossen sind, allein anstatt der Kerzenpracht, welche früher vor diesem Heiligthum strahlte, erhellen dasselbe jetzt nur spärlich einige davor hängende Oellampen von Messing. Gesicht und Hände dieses uralten Bildes sind beinahe schwarz, ob in Folge des hohen Alters oder des dunklen Colorits des Holzes selbst, mag unentschieden bleiben. Seltsam sticht gegen die dunkle, matte Farbe der Haut der eigenthümliche Glanz der sehr natürlich nachgeahmten Augen ab, die den Beschauer förmlich ansehen. Die prächtigen, seidenen, goldgestickten Gewänder und die mit Juwelen reich besetzten Goldreife, welche Finger und Arme dieser Madonna schmücken, deren angebliche Wunderkraft noch jetzt viele Gläubige und Kranke nach dem Monserrat lockt, bilden die einzigen Kostbarkeiten, die dem Kloster verblieben sind.

Wenn aber auch der Vandalismus roher Kriegerhorden das Kloster seiner Pracht, seiner Reichthümer und Kunstschätze beraubt hat, die reizende Lage, die pittoresken Umgebungen, die entzückend schönen Aussichten konnte er ihm doch nicht nehmen. Es gibt schwerlich ein anderes Kloster in der Welt, welches sich in diesen Beziehungen dem des Monserrat an die Seite stellen könnte. Jeder Punkt in seinen Umgebungen gewährt die überraschendsten und imponirendsten An- und Aussichten, nichts aber geht über die Großartigkeit und zauberische Schönheit des Gemäldes, welches sich dem entzückten Auge von der Terrasse des Klostergartens eröffnet. Ein kühner Brückenbogen führt an der hintern Seite des Kirchengebäudes aus dessen viertem Stockwerke nach dem Klostergarten hinüber, welcher sich lang und schmal am Fuße der kolossalen Felsenmassen hinzieht und großentheils in das Gestein gesprengt ist. Nur dadurch, daß die Mönche Erde auf jene schmale Felsenleiste hinauftrugen, war es möglich, hier einen Garten herzustellen. Derselbe war zur Zeit meines Besuchs größtentheils verwildert, nur stellenweise ein sauber gepflegtes Gemüse- oder Blumenbeet zu sehen. Mächtige Gruppen verwilderter Rosensträucher ließen erkennen, daß die Mönche nicht verabsäumt hatten, dieses liebliche Plätzchen, dessen bemooste Steinbänke köstliche Blicke in das Llobregatthal, über das lachende Hügelgelände und das Meer darbieten, durch Anpflanzung duftender Blumen in ein wahres Eden zu verwandeln. Am südlichsten Vorsprunge des Felsens endet dieser vom üppigsten Baumwuchs überschattete Garten mit einer Terrasse, deren eisernes Geländer mit den kolossalen, aus Stein gemeißelten Standbildern der Apostel geschmückt ist. Von hier aus überschaut man mit einem Blick das in grausiger Tiefe zu den Füßen liegende, mit Dörfern, Kirchen, Fabrikgebäuden und Villen besäete Llobregatthal, den ganzen, zwischen dem Monserrat und der Küste befindlichen Theil Cataloniens, ein Meer von Hügeln und Bergen, und darüber gegen Südost den glänzendblauen Spiegel des Meeres, während gegen Nordost die gewaltige Kette der

Pyrenäen den Horizont begrenzt. Diese unbeschreiblich schöne Aussicht mag zu jeder Zeit des Jahres bei heiterm Wetter bezaubernd sein; entzückender aber, als ich dieselbe an einem Frühlingsabende gesehen habe, kann sie sich wohl niemals gestalten. In Folge eines heftigen Gewitters, welches in den späteren Nachmittagsstunden bis gegen Sonnenuntergang getobt und mir vom Fenster meines hochgewölbten Gemachs aus eines der großartigsten Naturschauspiele, die ich jemals erlebt, gewährt hatte, war die Luft ungemein durchsichtig und klar geworden, so daß auch die fernsten Gegenstände sich mit scharfen Umrissen darstellten. Noch war der Himmel nicht rein. Aber das in einzelne, wunderlich gestaltete Massen zerrissene Gewölk hob, von den Strahlen der untergehenden Sonne wie aus flüssigem Gold umsäumt, desto mehr seine azurne Bläue. Ein reicher, goldiger Duft lag über der bergigen Landschaft, welche in der Ferne in blauen und violetten Tönen schimmerte, ausgebreitet, hundert Arome stiegen aus den von blühenden Sträuchern und Kräutern erfüllten Schluchten des Monserrat empor, eine feierliche, blos vom Gesange einiger Vögel lieblich unterbrochene Stille, ein wahrer Gottesfrieden war über das ganze paradiesische Stück Erde, welches ich überschaute, ausgegossen. Bald entzündeten sich leuchtende Purpurflammen an den Gipfeln der noch tief hinab beschneiten Pyrenäen, bis zuletzt die ganze Kette der Schneeberge in ein glühendes Purpurviolett getaucht erschien. Jetzt erloschen die farbigen Töne des Hügelgeländes, dunkelblaue Schatten breiteten sich mehr und mehr darüber aus, hunderte von Lichtern blitzten in dem nunmehr in nächtliches Dunkel gehüllten Llobregatthale auf, und geisterhaft hoben sich die düsteren Felsenkegel des Berges von dem dunkelblauen Himmel ab. Da erscholl auf einmal feierlich das harmonische Geläute der schönen Glocken des Klosters, welches die Bewohner zum Avemariagebet rief, und mahnte mich, daß es Zeit sei, in meine Wohnung zurückzukehren. Nie wird dieser hochpoetische Abend meinem Gedächtniß entschwinden! — Eine noch umfassendere, doch deshalb nicht schönere Aussicht genießt man von dem äußersten mit einem Kreuz geschmückten Vorsprunge des über die Terrasse mehrere hundert Fuß hoch emporragenden Felsens, wo die Ueberreste einer der 12 durch das Monserratgebirge zerstreuten und jetzt sämmtlich in Trümmern liegenden Einsiedeleien sich befinden.

Bis vor wenigen Jahren war der Besuch des Monserrat mit vielem Zeitverlust und großen Unbequemlichkeiten verknüpft. Man mußte mitten in der Nacht von Barcelona aufbrechen und sich fünf bis sechs Stunden lang in einer engen Diligence auf zum Theil holpriger Straße bis zum Flecken Esperraguera fahren lassen, von wo aus man immer noch drei Stunden braucht, um auf dem kürzesten Wege, über das Dörfchen Collbaro, sei es zu Fuße oder mittelst eines Saumthieres, bis zum Kloster emporzusteigen. Seit Eröffnung der Eisenbahn von Barcelona nach Martorell ist diese Reise sehr abgekürzt und viel bequemer gemacht worden, da man von der Hauptstadt Cataloniens bis zu dem genannten Fabrikort nur eine Stunde fährt. Benutzt man den ersten früh 5 Uhr von Barcelona abgehenden Zug, so kann man, da in Martorell fortwährend Fuhrwerke nach Esperraguera bereit stehen, schon um 10 Uhr im Kloster sein und dann bequem zum letzten Abends halb 7 Uhr von Martorell abgehenden Zuge dort wieder eintreffen. Wer freilich den höchsten Gipfel des Monserrat besuchen will, wozu man vom Kloster aus, die Rückkehr mit eingerechnet, wenigstens sechs Stunden braucht, muß auf dem Berge übernachten, kann aber bequem am Mittag des andern Tags wieder in Barcelona sein. Es sollte daher jetzt kein Reisender, welcher nach Barcelona kommt und dort sich einige Tage aufhalten kann, verabsäumen, diesem interessantesten und zauberischsten Berg der an Naturwundern so reichen Pyrenäenhalbinsel einen Besuch abzustatten.

Die Erreichung des Nordpols.

Der Vorschlag Kapitän Osborns zur Erreichung des Nordpols (Globus VII, S. 374) hat in England eine große Aufregung hervorgerufen, und es sind die verschiedensten Meinungen für und wider laut geworden. Namentlich hat sich ein großer Theil der Presse dagegen ausgesprochen, an der Spitze die „Times“, welche sagt: „Es sind jetzt mehr als 100 Jahre, seitdem die britische Regierung eine Belohnung für die Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt ausschrieb, und von jener Zeit an bis noch vor wenigen Jahren wurden in kurzen Intervallen Ausfahrten nach dem Polarmeer unternommen. Die Namen Roß und Parry, Franklin, M'Clure und M'Clintock wurden berühmt, die Configuration einer öden von Eis umstarrten Küste ward theilweise bestimmt, einige wissenschaftliche Beobachtungen gemacht, die Annalen der Admiralität um Beispiele von Muth und Ausdauer bereichert; aber die Schlußfolgerung, zu welcher jeder Denkende gelangt sein muß, ist, daß im Vergleich mit den verursachten Kosten und den erduldeten Leiden diese arktischen Entdeckungen das unfruchtbarste Feld sind, auf welches sich die wissenschaftliche Forschung je gewagt hat. Seit dem furchtbaren Geschick des „Erebus“ und „Terror“, die vor 20 Jahren von England absegelten, hat diese zwecklose Neugier geschlafen, aber nun soll sie wieder aufgeweckt werden. Kein Seemann ist dem Pol weiter als auf 435 englische Meilen nahe gekommen; ihn wirklich zu erreichen und so zu sagen auf der Spitze der Erdaxe zu stehen, soll dem Kapitän Osborn zufolge der Ehrgeiz der neuen Forscher sein; welcher praktische Nutzen aber mit der Ueberschreitung jener 400 oder 500 englischen Meilen Eisregion gewonnen werden soll, das hat er nicht nachgewiesen. Es handelt sich da mehr um bloße Neugier, als um Wißbegier.... Wir senden keine Expedition aus, um das Matterhorn zu ersteigen, und hoffentlich wird unsere Regierung auch kein einziges Menschenleben mehr aufs Spiel setzen für Erreichung des Nordpols.“

In der Sitzung der londoner geographischen Gesell-

schaft vom 27. Februar 1865 kam diese Angelegenheit vor den zahlreich versammelten Mitgliedern wieder zur Sprache, und diesmal waren es gewichtige Stimmen, welche sich für Osborns Vorschlag aussprachen. Zunächst ging Markham, Sekretär der Gesellschaft, auf die Frage näher ein, indem er einen Vortrag über den „Ursprung und die Wanderungen der Grönland-Eskimos" hielt. Markham suchte zu beweisen, daß die Wanderungen der Menschen innerhalb der arktischen Zone eng mit der Geographie jener eisigen Gegenden zusammen hingen, und daß alle darauf bezüglichen Fragen nur durch eine neue wissenschaftliche Polarexpedition gelöst werden könnten. Während der letzten neun Jahrhunderte war das ganze große Grönland fast unbewohnt, und doch hat es auch Zeiten gehabt, in denen Bäume die Hänge der Berge bedeckten. In dem mildern Klima von Banksland und der Melvilleinsel gediehen Wälder, wuchsen Schwämme, und Korallen lebten in den nun gefrorenen Wassern der Barrowstraße. In späterer Zeit traten die Normänner auf und nahmen das Land den alten Eigenthümern, den Eskimos, ab. Die letzten Nachrichten von den Normännern zeigen sie uns in zwei Distrikte vertheilt, in welchen sie in Dörfern wohnten. Als aber nach Verlauf einer langen Zeit Grönland gleichsam wieder entdeckt wurde, waren alle Spuren jener kühnen Seefahrer verschwunden; einige Runeninschriften, die sich nach Norden hin bis Upernavik erstreckten, einige Ruinen und die zerbrochenen Kirchenglocken von Gardar waren Alles, was von ihnen übrig blieb.

Die Wiege*) der Eskimos stand in Centralasien, und dieses Wandervolk hat jedenfalls auch bei seiner Ankunft in den arktischen Gegenden Ureingeborne vorgefunden.

Es gibt genügende geographische Beweise, daß ein großer Theil der noch unerforschten Gegenden am Pol mit Land bedeckt ist. Die furchtbaren Eismassen, welche man am Nordwestufer von Prinz Patricksinsel findet, sind durch jahrelange Anhäufungen entstanden und zeugen daher von einer wesentlich landumschlossenen See. Die bedeutendsten Nordpolfahrer haben Ueberbleibsel von Hütten, Fuchsfallen und Thierhörnern auf Baringsinsel, Byam-Martin-, Melville-, Bathurst- und Cornwallisinsel gefunden, aus denen man auf die Richtung der Wanderzüge schließen konnte, welche die ersten Eindringlinge verfolgten, um ihren Lebensunterhalt zu gewinnen, und die sich längs der ganzen Parry-Gruppe von der Baringsinsel bis zum Cap Warrender erstrecken. An den Küsten Grönlands fanden sie endlich eine Ruhestätte. (sic!) Ein Theil wandte sich nach Süden und vertrieb die Normänner, während ein anderer in dem Fall nordwärts gezogen sein dürfte, wenn dort die Bedingungen zur Existenz geboten waren. Alle ihre Ueberlieferungen deuten auf ein eisfreies Meer im Norden; offenes Wasser ist beim Eskimo gleichbedeutend mit Leben. Ein nach dem Nordpol hin gezogenes Eskimovolk wird vollständig isolirt dastehen, und die Ergründung seiner Lebensweise, Sitten und Sprache würde, so schloß Markham, eins der werthvollsten Ergebnisse der neuen Nordpolerpedition sein.

Nach Beendigung dieses Vortrags trug Kapitän Osborn auszugsweise eine Abhandlung von Dr. Petermann in Gotha über die Nordpolerpeditionen vor. Petermann gibt Spitzbergen als Ausgangspunkt den Vorzug gegenüber dem von Osborn empfohlenen Smith Sund, weil er vermuthe, daß dort das Meer fast stets frei von Eis sei. Osborn sagte, daß er nicht gegen Petermanns Meinung, am Pole sei ein offenes Meer, auftreten wolle, da auch Maury diese Ansicht vertheidige.*) Als praktischer Seemann glaube er aber, daß das Wasser nur in einer gewissen Jahreszeit zu erreichen sei, wenn alle Schifffahrt zu Ende sei. Er bezweifle auch, daß der ganze Raum von 150,000,000 englischen Geviertmeilen um den Pol nur ans Wasser bestände. Es sei nun die Pflicht der geographischen Gesellschaft und des Publikums, die Regierung zur Ausführung zu drängen. Er leugne geradezu, daß die Expedition große Opfer erfordere, und er verweise auf Dr. Rae, den die Eingebornen monatelang mit Nahrungsmitteln versorgten. An Freiwilligen für die Expedition sei auch kein Mangel, und M'Clintock und Allen Young würden gern an die Spitze treten. Was die nöthigen Gelder betreffe, so könne er für deren Herbeischaffung allerdings nicht wirken. Aber die englische Nation habe in den letzten 10 Jahren 150 Millionen auf ihre Flotte verwandt, und von dieser großen Summe sei nur eine halbe Million der Wissenschaft zu Gute gekommen — es könne also von diesem Budget etwas mehr und namentlich für die Nordpolerpedition verwandt werden. — Der berühmte Zoolog Owen erklärte schließlich, daß er für die Zoologie werthvolle Resultate von der Expedition erwarte.

---

*) Mir wird immer seltsam zu Muthe, wenn ich von der „Wiege" eines Volkes oder einer Rasse lese. Irre ich nicht, so ist diese Phrase durch unsern Herder in die Welt gekommen. Was den Eskimo betrifft, so ist er ganz zuverlässig ein von der Natur für seine eisigen Regionen eigens geschaffener Circumpolarmensch. Und wären die Eskimos in Labrador und in dem Inselgewirr des arktischen Labyrinthes auch aus der „centralasiatischen Wiege" gekommen? Die absolute Wanderungstheorie ist freilich sehr bequem, aber sie macht oft, wissenschaftlich genommen, Bankerott. A.

*) Sie ist gar nicht etwa eine neue Hypothese. Schon 1818 suchte Barrow dieselbe plausibel zu machen, und seitdem sind die etwaigen Gründe für und wider sehr häufig erörtert worden; das Für zuletzt von Mühry in Göttingen, in Petermanns Mittheilungen 1864, S. 424. Ich meinerseits glaube platterdings nicht an ein offenes Polarmeer und nehme an, daß es allerdings große offene Wasserstellen (Stromhols, Polinjen) auch am Pol oder in dessen Nähe gebe. Diese aber sind höchst wahrscheinlich nicht immer an denselben Punkten vorhanden, sondern bald mehr bald weniger eisfrei, und sie verschieben sich, je nach der Jahreszeit. Dafür spricht wenigstens alle Analogie, und wir haben keinen Grund anzunehmen, daß es sich mit der Beschaffenheit des Polarmeers und des Polareises unter dem 90. Grad anders verhalten sollte, als unter dem 75., 80. oder 83. Grade. Ich will bemerken, daß ein mit den arktischen Regionen so wohl bekannter Reisender wie Richardson auch nicht an Mortons angeblich offenes Polarmeer glaubt. Er sagt „The open water of Kennedys Channel, in the month of Juni, is not of greater extent, than the spaces clear of ice, that have occasionally been seen in summer by the whalers north of Spitzbergen. The Polar Regions by Sir John Richardson, Edinburgh 1861. S. 225": Von Zeit zu Zeit tauchen geographische Modehypothesen auf, die um so glänzender auf- und ausgeputzt werden, je weniger Sicheres man weiß. Sie kommen gewöhnlich bald in Vergessenheit; nachher bringt sie der Eine oder Andere wieder einmal vor. Es ist wohlgethan, sich kritisch gegen solche Aufstellungen zu verhalten. Als Sir John Franklin verschollen war, demonstrirte man uns, daß er nothwendig vor den Mündungen der sibirischen Lena angekommen sein müsse; es traf sich aber, daß M'Clintock die Ueberreste an der geradezu entgegengesetzten Seite, im nordamerikanisch-arktischen Labyrinthe fand! A.

Geschichtliche Entwicklung des indischen Kastenwesens.

Von **Emil Schlagintweit.**

Die eigenthümliche Entwicklung eines Volks, seine staatlichen Einrichtungen, seine Geschichte, sein Gedeihen oder Verfall sind stets in Uebereinstimmung mit den äußeren Verhältnissen, unter denen es lebt, sowie mit den natürlichen Anlagen der Rasse. Die Bewohner von Indien, die Hindus, sind gleicher Abstammung mit den Germanen, den Griechen, den Lateinern; in Sprache ganz besonders, dann in den Proportionen der Körpertheile und in den Sagen zeigt sich sehr deutlich ihre Gemeinsamkeit. Und dennoch, welche große Verschiedenheit in den gesellschaftlichen Zuständen, in Kultur und selbst im Aeußern, — dieses eine Folge des heißen Klimas und der Vermischung mit fremden Elementen, theils mit Aboriginern, theils mit semitischen (arabischen) und türkischen Stämmen.

Einige nähere Angaben über die Gliederung der Gesellschaft in Indien mögen das Gesagte erläutern. Ganz besonders möchte ich die merkwürdige Erscheinung hervorheben, daß sich die Kastenordnung bis auf die Gegenwart erhalten hat, obgleich in der Geschichte Indiens zwei Ereignisse eintraten, von deren jedem man erwarten sollte, daß es ihr ein Ende gemacht haben würde; es sind dieß der Buddhismus und die Bildung muselmannischer Reiche. Der Buddhismus, indem er sich an Alle wandte, ließ die Glieder aller Kasten zur höchsten Weisheit zu; Jahrhunderte lang blieb er die Staatsreligion und hielt den Einfluß der Brahmanen fern. Die Verbreitung muselmannischer Macht begann in Indien schon durch die Araber; ihnen sowie den Afghanen und Moghuls, welche ihnen in der Herrschaft folgten, war das Kastenwesen fremd gewesen.

Um die Gründe darzulegen, welche ungeachtet dieser so ungünstigen Umstände die Fortdauer dieser Einrichtung erklären, seien in Kürze die wichtigsten Momente in der Geschichte der Kastenbildung erläutert.

Die Arier waren als eroberndes Volk nach Indien gekommen. In kleinen Schaaren, so wie sie Familienverbände und die Vereinigung während der Wanderung aus Central-Asien gebildet hatten, griffen sie die Bewohner an, welche sie in den Ebenen am Indus angesiedelt fanden. Auch diese kämpften nicht in großen Haufen; so kam es, daß die siegreichen Arier die Gründer vieler kleinen Fürstenthümer wurden. Bei der Vertheilung des eroberten Landes erhielten die Führer größere Antheile; bei den Uebrigen bestimmten mehr zufällige Ursachen, besonders Kriegsglück, den Antheil der Beute. Nothwendig kamen im Laufe der Zeit diejenigen Familien, welche nur einen geringen Besitz hatten erhalten können, zu den größeren Grundbesitzern in das Verhältniß von Pächtern, von Arbeitern gegen Antheil an der Ernte, oder sie machten sich durch Verfertigung von Geräthschaften Allen nützlich. Der Pachthof vererbte sich auf die Kinder, eben so die Geschicklichkeit des Handwerkers und seine Kunden. In Europa zeigt die Rechtsgeschichte des Mittelalters dieselben Erscheinungen; hier führte sie zu Hörigkeit, zu Zunftzwang und zu Handelsmonopolen, in Indien suchten sich die einzelnen Klassen vor Eindringlingen dadurch zu schützen, daß die Erwählung des Berufes des Vaters als eine Nothwendigkeit, als Pflicht erklärt wurde.

Für die richtige Beurtheilung des Antheils, welchen die Brahmanen an der Bildung der Kasten haben, ist es wichtig, das Resultat der neueren Forschungen in den Vedabüchern hervorzuheben, welches in den Compendien über indische Kulturgeschichte nicht immer hinreichend betont ist, nämlich daß die alten Arier keinen Priesterstand kennen, daß also eben so wenig eine Priesterkaste, ein Brahmanenthum als Rasse körperlich charakterisirt, damals existiren konnte. Es scheint dieß den Resultaten der Untersuchung der anatomischen Formen zu widersprechen, da durch Messungen die Brahmanen-Rasse nicht nur deutlich markirt ist, sondern auch als die höchste sich herausstellt, stammverwandt den Europäern und sich am wenigsten von ihnen unterscheidend. Allein die historische Forschung erläutert, wie es geschah, daß diese Gruppe von dem ganzen Volke der Indier sich am reinsten erhielt und so nach und nach in ihren Körperformen bestimmte Eigenthümlichkeiten entwickelte; die übrigen Klassen der Bevölkerung erhielten sich nicht in gleichem Maße unvermischt.

Schildern wir jetzt die historische Entwicklung der Kasten. Die Sonderung der Gesellschaft in erbliche Berufsstände war bereits vollendet, ehe eine eigene Priesterkaste sich ausschied, und lange schon, ehe diese zu Reichthum und Macht gelangte. In den Liedern der Vedas sehen wir Macht und Ansehen in innigster Verbindung mit Reichthum. Fürst, Radscha (mit der Grundbedeutung von leuchten, glänzen, welche wir im lateinischen radiare wieder finden), ist derjenige, welcher durch Länderbesitz, durch Glanz in der äußern Erscheinung, durch Pracht in Kleidern und die Zahl seiner Diener vor den Uebrigen sich auszeichnet. Die Opfer vollzieht jeder Hausvater; Jedem sind die heiligen Lieder und Opferceremonien noch bekannt, die Hausgenossen unterstützen das Familienhaupt, damit nichts übersehen werde. Die heiligen Lieder, in der ältesten Zeit meistens Loblieder zur Verherrlichung der Götter, waren in der Zahl nicht begrenzt; auch im Dichten neuer Hymnen konnte sich Jeder versuchen.

Allein es fehlte dessenungeachtet schon in alter Zeit nicht an Solchen, welche in Betrachtungen über göttliche Dinge, im Dichten einer Hymne zum Preise und Lobe der Götter eine größere Befriedigung fanden, als in den Geschäften des Ackerbauers oder Handwerkers. Zur Ausscheidung auch dieser Klasse zu einem besondern Stande trug wesentlich der Umstand bei, daß Schrift damals in Indien, wenn überhaupt bekannt, nur wenig benutzt wurde. Für die Ueberlieferung des Liederschatzes war man deßhalb auf Vorsagen und Einprägen in das Gedächtniß beschränkt; und um den Schüler zu befähigen, sich Theile, die ihm weniger lebhaft gegenwärtig blieben, selbst reconstruiren zu können, wurde den Gesetzen der Sprache besondere Aufmerksamkeit zugewendet; der Recitirende sollte sich von jeder Form Rechenschaft geben können. Auch hier waren die Söhne der Lieder- und Opferkundigen die natürlichen

Zöglinge, in ihnen vererbte sich die volle Kenntniß der Hymnen und ihrer Anwendung.

Diejenigen, welche sich solcher Beschäftigung widmeten, vernachlässigten aber den Bau der Ländereien, oder das Handwerk, und standen den Uebrigen in Wohlhabenheit und Einkommen nach. Zu Reichthum und Macht gelangten sie erst, als man aufhörte, vertrauensvoll sich zu den Göttern zu wenden, seitdem man anfing, die Götter, welche als die Personifikationen der Naturkräfte gedacht wurden, sich als dem Menschen feindlich zu denken, deren Zorn aber durch Opfer besänftigt werden konnte; man vermeinte, auch ihren Grimm zu erregen, wenn beim Opfer nicht jede Vorschrift beachtet würde. Die Großen, die Fürsten, waren die ersten, welche einen Hymnenkundigen als „Vorbeter", als Opferverrichter gegen Bezahlung in Dienste nahmen; bald wurde es immer allgemeiner, wenigstens bei wichtigeren Gelegenheiten, Vedakundige mit der Vornahme der Opfer zu betrauen. Diese zögerten auch nicht, zur Befestigung ihres Ansehens die Opferceremonien zu vermehren; „Seher" war, der neue Lieder von sich zu geben verstand; die Gottheit selbst, so wurde angenommen, habe sie ihm gezeigt. Einzelne Familien der „Seher" hatten durch die schlaue Benutzung der Furcht vor dem Zorne der Götter große Reichthümer angesammelt; von ihnen ging dann die Umwälzung aus, und nach heißem, blutigem Vernichtungskriege gegen die Reichen und Mächtigen waren die Weisen und Priester die Mächtigsten geworden und nahmen den höchsten Rang ein.

In dem Kastenwesen trat jetzt eine wichtige Neuerung ein; die Erblichkeit der Berufsstände wurde auf göttliches Gebot zurückgeführt; die Gottheit selbst habe schon bei der Schöpfung der Welt Stufen der menschlichen Gesellschaft gewollt. Die Auflehnung gegen die Rechte und Pflichten einer Kaste wurde als Verhöhnung des göttlichen Willens mit der Strafe der Ausstoßung aus der Gesellschaft geahndet, der größten und empfindlichsten Strafe, welche nicht nur den Ausgestoßenen, sondern auch seine Nachkommen auf ewige Zeiten aus dem Gemeinwesen verbannte und ihnen die unsaubersten, wenigst lohnenden Geschäfte zuwies.

So bildete sich nach und nach ein scharf begrenztes Kastenwesen aus. An der Spitze stehen die Brahmanen mit der Bewahrung und Pflege der heiligen Gesänge und Opferhandlungen; die Krieger, die Kschattrias, haben die Aufgabe der Aufrechthaltung der Rechtsordnung und der Vertheidigung gegen außen; die Vaisyas sind die Ackerbauer und Handwerker; die Sudras sind die Knechte; unter diese sind auch diejenigen Ueberreste der früheren Bewohner aufgenommen, welche unter den Ariern verblieben. Außerhalb der Kastenordnung stehen die Mischrassen, sie sind die Unreinen, die Verstoßenen.

Die Kastenrechte wurden in der vollen Strenge des Gesetzes Jahrhunderte lang aufrecht erhalten; der Erste, welcher es wagte, sie anzugreifen, war der Gründer der Buddhareligion. Die Brahmanen hatten gelehrt, daß nur diejenigen, welche die Vedas sich angeeignet hätten, der vollsten Glückseligkeit theilhaftig werden können, das Studium der Vedas hatten sie aber sich selbst vorbehalten; der Buddha hingegen lehrte, daß alle Menschen fähig seien, die höchste Vollendung zu erringen. Er bestritt demnach den Brahmanen das Recht, die Auserwählten zu sein, es ist aber irrig, anzunehmen, wie es gewöhnlich geschieht, daß er sich auch gegen die Kastenverfassung selbst gewandt habe. Wenn wir bedenken, daß sie aus dem Bestreben entsprang, Andere von der Mitwerbung um Reichthum und Ansehen auszuschließen, so würde der Versuch, diese Schranke niederzureißen, dem Erfolg seiner Lehre sehr schädlich geworden sein. Ja, die Geschichte des Buddhismus zeigt uns sogar die merkwürdige Erscheinung, daß schon im zweiten Jahrhundert seines Bestehens auch das ursprüngliche Dogma der geistigen Befähigung Aller von den Buddhisten im Sinne der brahmanischen Auffassung so formulirt wurde, daß nur die Asceten die Befreiung vom Jammer des Daseins — dem Arieme des Buddhismus — erlangen werden. Zwar konnte in dieser Fassung die Ausschließung der Uebrigen nicht aufrecht erhalten werden, allein bis zur ursprünglichen Gleichberechtigung Aller kehrte man nie mehr zurück. Ausgehend von der Wahrnehmung, daß die geistigen Fähigkeiten nicht Allen in gleichem Maße zukämen, wurden Stufen der Erkenntniß angenommen und jeder Stufe eine besondere Glückseligkeit bestimmt, welche von der Befreiung der Wiedergeburt unter den schlimmen Wegen — der Geburt in der Hölle, als Ungeheuer oder vernunftloses Thier — in drei Graden aufsteigt bis zur vollkommenen Vernichtung der Existenz und der Bedingungen der Wiedererzeugung.

Wenn sich der Buddhismus dadurch auch annäherte an das System der Kastenabschließung, so ist durch seine Erscheinung die frühere strenge Sonderung doch tief erschüttert worden. Nicht bloß daß ursprünglich und periodisch auch später wieder der Zutritt zur höchsten Erkenntniß Allen zugestanden wurde, — dadurch, daß Jahrhunderte lang die Buddhalehre die Staatsreligion verblieb und die Brahmanen von den Höfen der Großen ferne hielt, waren viele den niederen Kasten entstammende Familien zu den höchsten und einflußreichsten Aemtern gelangt. Als die Brahmanen nach etwa 800 Jahre langer Verdrängung wieder die Rathgeber der Fürsten wurden, verbannten sie zwar die buddhistischen Familien, die Klöster wurden zerstört und die Klostergüter eingezogen; allein sie vermochten nicht mehr der Anschauung entgegen zu treten, welche in dieser langen Periode Wurzel gefaßt hatte, daß Energie die Schranken zu durchbrechen vermöge. Selbst zur Königswürde hatten sich Sprößlinge aus Sudrafamilien emporgeschwungen, wie z. B. die Gupta-Dynastie zeigt; die Spaltung der Brahmanen-Anhänger in zahlreiche Sekten begünstigte, daß auch in Beziehung auf die Uebernahme der Pflichten des Brahmanen die alte Sonderung weniger streng vertheidigt wurde.

In der Kriegerkaste bewirkte die Völkerwanderung der Indo-Skythen eine völlige Umwälzung. Türkische Horden waren von den Ufern des Hoang ho ausgezogen, um sich neue Wohnsitze zu suchen; etwa um den Beginn unserer Zeitrechnung gründeten sie ein mächtiges Reich in Kaschmir und den Ländern von dort nach Süden hin. Die arischen Stämme, welche durch sie von dort verdrängt wurden, wandten sich gegen ihre Stammesgenossen, um neue Ländereien zu erkämpfen. In Folge des Kampfes gegen die nordischen Eindringlinge hatten sich Alle der kriegerischen Beschäftigung gewidmet, und glücklich im Streite um neue Ländereien beanspruchten die Sieger für sich Alle die Rechte der Krieger. Die alten Kschattriageschlechter mußten zurücktreten vor dem Glanze der stolzen Sieger, die sich Söhne der Fürsten, Radschaputra, nannten, ein Name, der seitdem in ganz Indien an die Stelle des ältern Kschattria tritt.

So waren die Verhältnisse bereits verändert, als die Anhänger des Islam, zum Fanatismus aufgereizt durch die Lehre des Koran von ihrer religiösen Mission, als Bekehrer der Welt durch Belehrung oder durch Zwang zu wirken, und lüstern gemacht nach den Schätzen Indiens,

ihre verheerenden Raubzüge unternahmen. Seit den Zügen Mahmuds von Ghazni, welcher um 1000 n. Chr. gegen Indien anstürmte, blieben auch die Gangesländer von mohammedanischen Eroberern nicht mehr unbelästigt. Die mächtige Dynastie der Großmoghuls zu Delhi entstand im 15. Jahrhundert durch die glücklichen Erfolge, welche Baber errang. Thronstreitigkeiten erschütterten zuerst die Macht der Moghuls. Verhängnißvoll wurde auch das Emporkommen eines ehrgeizigen Statthalters, welcher die Stämme der Mahratten vereinigte und an ihrer Spitze Indien brandschatzte.

Im Jahre 1756 legten die Engländer den Grund zu ihrer Macht; heute entscheidet in ganz Indien britischer Einfluß.

In Folge der langen Fremdherrschaft finden wir jetzt die Kastenverhältnisse vollständig anders gestaltet. An die Stelle der vier alten großen Gruppen, welche im muselmannischen Staat keine Anerkennung hatten finden können, traten eine große Zahl neuer, kleinerer Verbände. Sie schließen sich zwar eben so streng gegen einander ab, wie früher, ja das Streben nach Kastenordnung hat sogar noch zugenommen, indem auch die Mohammedaner in Kastenverbände zusammengetreten sind; allein darin liegt der große Unterschied gegen früher, daß nicht mehr Geburt die Stellung in der Gesellschaft bestimmt, sondern Einfluß, sei er die Folge von Wohlstand oder eines öffentlichen Amtes. Lieferanten, Geldwechsler, Weber, Geschmeidehändler, Grundbesitzer gelangen nicht selten durch die bessere Verwerthung ihrer Produkte zu Wohlstand, und man kennt zahlreiche Beispiele, daß selbst Brahmanen, bestochen durch reiche Brautgeschenke, ihre Töchter ihnen zur Frau gaben. Andererseits suchen Brahmanen in ganz weltlichen Dingen Erwerb; sehr viele werden bereits im Dienste der englischen Regierung als Beamte verwendet. Im Militär dienen zwar die Söhne aus angesehenen Kriegerfamilien von Anfang an als Offiziere, allein auch den Gemeinen ist die Offiziers-Carrière nicht verschlossen; die Kinder der Soldaten und Offiziere werden in Militärschulen erzogen, und die Fähigkeit, nicht die Kaste, entscheidet über das Aufrücken.

So sehen wir die vier alten Kastengruppen sich mengen, allein das noch herrschende Kasten-Vorurtheil, welches von der Religion getragen wird, bewirkt immer wieder Vereinigung Gleicher in ein abgeschlossenes Ganzes. Als ein Beispiel der Assimilirung der früher so scharf sich trennenden Abtheilungen sei der allgemeinen Klage unter den Hindus erwähnt, daß keine Kaste mehr auf ihre angebornen Beschäftigungen sich beschränke. Ferner sei einer Vereinigung gedacht, welche in Hindostan als Dal bezeichnet wird. Bei diesem Dal ist besonders hervorzuheben, daß hier bereits verschiedene Kasten in demselben Dal vereinigt sind, und in Bengalen entscheidet schon mehr der Dal, dem man angehört, als die Kaste, in der man geboren wurde, über die gesellschaftliche Stellung. Die Mitglieder überwachen sich streng hinsichtlich ihres Verhaltens, und sobald eine mit der Würde des Dal nicht vereinbare Handlung nachgewiesen ist, wird sie mit Geldbuße oder je nach der Größe des Vergehens mit Ausstoßung geahndet. Noch jetzt gilt Essen verbotener Speisen, gemeinschaftliche Mahlzeit oder Lagerstätte mit einer Person einer niedern und darum nicht in den Dal aufgenommenen Kaste, ja, selbst Wohnen in gleichem Hause als Vergehen. Da solche Uebertretungen in Städten selbst bei Vorsicht nicht vermieden werden können, sind Geldbußen häufig; der Ertrag wird zu gemeinschaftlichen Schmausereien verwendet.

In ihrer jetzigen Gliederung zeigen die Kasten große Aehnlichkeit mit den Verhältnissen der Gewerbsleute im Mittelalter. Damals führte die Sorge für die eigene Erhaltung ebenfalls zur Abschließung gegen Andere; auch die Schranken unter den Gewerben beruhten häufig auf haarspaltenden Unterscheidungen — ich erinnere an die Sonderung von Sattler und Riemer, Weiß- und Schwarzriemer, Küfer und Kübler, Schuh- und Pantoffelmacher —, und die Gelage bei Meisterprüfungen und Freisprechungen, die Gesellengelder wandernder Handwerksgenossen an fremden Orten als Bedingung des Eintretens in Arbeit waren eben so große, die Einzelnen belastende Mißbräuche, wie das Bußensystem der Dal in Indien. Nur hat das Christenthum verhindert, daß die Verhältnisse in Europa auch eine religiöse Weihe erhielten. Bei uns sind diese Zustände jetzt überwunden, in Indien dagegen hat die Nothwendigkeit ihrer Aufhebung unter den Eingebornen noch keine Vertreter gefunden, und es werden noch Jahrhunderte vergehen, bis die Zustände den unsrigen gleich werden. Die Gesellschaft steht dort noch auf derjenigen Stufe, wie wir sie im Mittelalter hatten.

In anthropologischer Beziehung hat die Beschränkung in der Wahl der Frau auf die eigene Kaste die interessante Erscheinung zur Folge gehabt, daß sich die Mitglieder einer Kaste auch in den Körperformen als eine besondere Klasse erkennen lassen. Die Unterschiede z. B. zwischen den Dhobis, den Wäschern, und den Bhutis, den Wasserträgern, welche Beide nach dem alten Schema der Eintheilung in vier große Gruppen zu den Sudras zu rechnen wären, sind so groß, wie die Verschiedenheit zwischen der semitischen Rasse und den Europäern. Es würde zu weit führen, wollte ich auch hierauf noch die Erörterung ausdehnen; ich möchte nur noch die Grundtypen vorführen. Am meisten den Europäern ähnlich, häufig nur in Farbe davon verschieden, sind die Brahmanenfamilien der Gangesebenen; sie sind die Repräsentanten des arischen Typus. Die zweite große Familie sind die Tamulen der südlichen Halbinsel; sie sind aus sprachlichen Gründen als Reste der vorarischen Rasse zu betrachten; durch zahlreiche Vermengung mit arischem Blute hat ihr Aeußeres aber viel von dem ursprünglichen Typus verloren, der sich ungeschwächt nur noch in den Stämmen der barbarischen Ureinwohner ausspricht, welche die waldigen Höhenzüge im Innern des Landes bewohnen. Semitisches und türkisches Blut brachten die muselmannischen Eroberer; in der mohammedanischen Bevölkerung des Pandschab und des mittlern Indiens finden sich die deutlichsten Spuren.*)

Wenn wir zurückblicken auf den großen Zeitraum, welcher zwischen der Einwanderung der Arier liegt, deren Anfänge sich unserer Berechnung entziehen, und zwischen der Gegenwart, so sind als die wichtigsten Resultate, welche uns in Beziehung auf die Kastenfrage entgegen treten, folgende zu nennen. —

Die Sonderung in Berufsstände reicht bis in die ersten Zeiten der arischen Einwanderung hinauf, eben so auch die Ansicht, daß es ein Bruch in die gesellschaftliche Ordnung sei, wenn der Sohn dem Berufe des Vaters nicht folge. Später erst schieden sich die Opfer- und Hymnenkundigen als eine besondere Klasse aus, und wieder verfloß noch eine

*) Sehr belehrend ist es, in den Schlagintweit'schen 275 Gesichtsmasken (Leipzig, J. A. Barth) die Verschiedenheiten in den Formen zu verfolgen; es ist zu bedauern, daß diese so wichtige und in der Gipsausgabe so wohlfeile Sammlung in Deutschland noch nirgends, außer in Darmstadt, in die Museen für vergleichende Zoologie aufgenommen ist.

lange Periode, ehe die Beschränkung in der Wahl des Berufes auf die Beschäftigung des Vaters als auf göttlichem Rechte beruhend erklärt wurde. In Europa versagte das Christenthum allen Schranken, welche im Mittelalter zwischen den verschiedenen Klassen aufgerichtet wurden, die göttliche Weihe; deßhalb gediehen die Verhältnisse hier nie bis zu der Anschauung, daß Geburt Rechte verleihe, welche selbst durch die größte Ausdauer nicht zu erlangen seien. Auch die geistige Macht des christlichen Klerus wird nicht schon durch die Geburt erworben, sondern erst durch die Priesterweihe, und deßhalb finden wir selbst in denjenigen Kirchen, welche ihren Priestern die Verehelichung gestatten, keinen priesterlichen Geburtsstand, keine Priesterkaste.

In Indien bewirkte der Buddhismus, dessen Gründung in das sechste Jahrhundert vor Chr. Geb. fällt, die erste Lockerung, aber nicht Aufhebung der Kastenverfassung. Die Niederlassung der Indo-Skythen in Kaschmir, welche im ersten Jahrhundert nach Chr. Geb. dort ein mächtiges Reich gebildet hatten, brachte eine große Veränderung hervor in den Kriegergeschlechtern; die Fremdherrschaft endlich der muselmannischen Eroberer brachte auch in die übrigen Theile des westlichen und mittlern Indiens neue ethnographische Elemente; Araber, Afghanen und türkisch-mongolische Horden mischten sich mit dem arischen Blute der Hindus.

Gegenwärtig ist der ursprünglichen Gliederung in vier große Kastengruppen die Bildung einer großen Menge von Kasten gefolgt; aber nicht mehr Geburt allein bestimmt die Ordnung im Staate, auch demjenigen Einflusse ist schon eine Einwirkung gestattet, welchen Wohlhabenheit oder ein öffentliches Amt gewährt. Schon seit langer Zeit sind, wie bemerkt, diejenigen, welche sich über die anderen Mitglieder ihrer Kaste emporgearbeitet haben, in Verbände zusammengetreten, in Dal; Leute aus verschiedenen Kasten finden sich in demselben Dal, und der Stellung, dem Ansehen, welches das Angehören einem solchen Dal gewährt, ist bereits gleiche Anerkennung gesichert, wie den Rechten, welche den höheren Kasten, besonders den Brahmanen, die Geburt gewährt.

Die neuesten Erfahrungen und Ansichten über die Ursachen der Stürme, über ihre Fortpflanzung und Vorausbestimmung.

Von Dr. H. Birnbaum.

Die Geographie der Atmosphäre ist seit einer Reihe von Jahren durch die ausgezeichnetsten Denker aller gebildeten Nationen weiter entwickelt und immer mehr vervollkommnet worden. Sie enthält allerdings noch viele Lücken, läßt noch manche Wünsche unbefriedigt, aber sie schließt auch einen reichen Schatz vollkommen reifer Früchte in sich und zeigt überall die Befähigung zu einer stets bessern Befriedigung der Anforderungen des praktischen Lebens. Jedenfalls ist sie in ihrer Entwicklung hinter keiner andern auf Erfahrung gestützten Naturlehre zurückgeblieben. Sie ist besonders zur Geographie des Meeres eine durch und durch gleichberechtigte Schwester. Beide sind für die Länder- und Völkerkunde von der allergrößten Wichtigkeit, ja sie sind dazu das eigentlich belebende Princip, die Mittel zum Zweck. Und so wie schon hierbei keine für sich allein bestehen kann, sondern beide sich gegenseitig unterstützen und durchdringen müssen, so bildet die gesammte Erdkunde ein organisches Ganze, in welchem jeder Theil wohl für sich betrachtet werden kann, weil die Beschränktheit des menschlichen Geistes und die Ungleichheit der menschlichen Anforderungen es nothwendig machen, aber dennoch seinen Abschluß nicht eher erreicht, als bis der Begriff der Zusammengehörigkeit in ein klares und befriedigendes Licht gestellt worden ist. Darin liegt die hohe Bedeutung der wahren Erdkunde, darin spiegelt sich auch die gesammte Thatkraft unsers wissenschaftlich hochgehobenen 19. Jahrhunderts. Das ist das Hauptprincip einer Erdkunde im Geiste Humboldts und Ritters.

Man darf die atmosphärische Geographie ziemlich gleichbedeutend mit der geographischen Wetterkunde ansehen, nur muß man sich hüten, damit auch auf das Prophetische hindeuten zu wollen, welches sie so lange Jahre verdunkelt und in Mißkredit gebracht hat. Sie darf keinen andern Zweck verfolgen als den des Zurückführens der Phänomene auf die Naturgesetze und ihre Ursachen. Daß damit auch oft eine gewisse Möglichkeit der Vorausbestimmung in Verbindung gebracht werden kann, wollen wir durchaus nicht in Zweifel stellen; wir glauben nur, daß sich dies mit dem Ernst der wissenschaftlichen Forschung nicht eher in Einklang bringen läßt, als bis man davon Anwendung im praktischen Leben machen will. Wir verstehen darunter eine Wetterkunde, wie sie Arago, Kämtz, Dove u. A. ins Leben gerufen haben, eine Physik der Atmosphäre. Und um in dieser Hinsicht nur auf einen Punkt besonders aufmerksam zu machen, so erwähnen wir die Theorie der Drehung der Winde auf Erden, wodurch sich Dove einen so weltberühmten Namen erworben. Aber mit dieser Theorie steht die der Stürme in der allerinnigsten Beziehung, welche jedoch für das praktische Leben eine noch viel höhere Bedeutung hat und gerade aus diesem Grunde zu der Hoffnung berechtigt, daß zu ihrer Ausbildung und Vollendung alle seefahrenden Staaten bereitwillig die Hand bieten werden. Wir wollen nun für heute diesem Gegenstande unsere besondere Aufmerksamkeit widmen. Er ist an sich sehr interessant, besitzt aber in seiner praktischen Beziehung zur Länder- und Völkerkunde eine hohe Bedeutung.

Eine mehr als 200jährige immer aufs Neue wiederholte Erfahrung hat zu der festen Ueberzeugung geführt, daß ein plötzlich eintreffender tiefer Barometerstand stets einen Sturm zur Folge habe, und wenn man damit den Gang der Wetterfahne in Verbindung bringt, so ist es sogar möglich, mit großer Wahrscheinlichkeit auch die Richtung anzugeben, in welcher der heranbrechende Sturm zu

erwarten steht. Der Erste, welcher in dieser Hinsicht Wahrnehmungen machte und fruchtbare Folgerungen daraus zog, war Otto von Guerike, der berühmte Erfinder der Luftpumpe. Er besaß ein Wasserbarometer von beinahe 40 Fuß Höhe, wobei also der Spielraum der Aenderung des Luftdrucks über zwei Fuß ausmachte und daher viel stärker ins Auge fiel, als bei dem Quecksilberbarometer, dessen Aenderungsgrenzen noch nicht einmal zwei Zoll auseinander liegen. Das Steigen und Fallen wurde bei dem Guerike'schen Barometer durch einen kleinen Wetterpropheten angezeigt, der im Innern der Röhre oben auf dem Wasserstande schwamm und mit diesem zugleich stieg und fiel. Neben dem obern Ende der Röhre war die zum Theil noch jetzt gebräuchliche, von ihm erfundene Wetterskala angebracht. Außer diesem mit Wasser gefüllten Wetterglase hatte Guerike noch Quecksilberbarometer in allen bis dahin bekannten Formen, damit er sich durch mehrfaches Beobachten eine um so sichrere Erfahrung verschaffen konnte. Die Stelle, welche nun für unsere Untersuchung von Wichtigkeit ist, findet man im 21. Kapitel der Mirabilia Magdeburgica; sie lautet so: „Im Jahre 1660 war die Luft so ungewöhnlich leicht geworden, daß die Figur des Männchens unter den tiefsten Punkt, der auf der Skala angegeben war, zeigte. Als ich dies sah, sagte ich den Anwesenden, es sei ohne Zweifel irgend ein Sturm entstanden, und kaum waren zwei Stunden vergangen, als jener Orkan, wenn auch mit geringerer Heftigkeit als auf dem Ocean, auch in unserer Gegend einbrach." — Diese mit Glück gekrönte Voraussbestimmung eines Sturmes erregte großes Aufsehen und lenkte die Aufmerksamkeit viel mehr als zuvor auf das Guerike'sche Wetterglas. Man fand auch durch Versuche, daß eine horizontal bewegte Luft weniger stark auf das Quecksilber im Barometer drücke als eine stillstehende, und hatte dadurch zugleich den Schlüssel zu jenem prophetischen Phänomen. Wenn nämlich in den oberen Luftregionen sich der Sturm durch horizontale Strömung vorbereite und dann allmälig zu tiefen Regionen herabsinke, so würde diese plötzliche Druckverminderung in der Atmosphäre sogleich vom Barometer angezeigt. Man besaß also einen befriedigenden Zusammenhang zwischen Wirkung und wahrscheinlicher Ursache. Allerdings lag hierin nur erst der bescheidenste Anfang zu einer gründlichen Untersuchung des interessanten Gegenstandes, aber man verlor die Sache nie wieder aus dem Auge und arbeitete sogar noch bis auf den heutigen Tag an einer immer schärfern und allgemeinern Begründung derselben. Wir wollen jetzt nur noch einige von den unzählig vielen zutreffenden Beispielen anführen, damit der Leser Gelegenheit habe, mit dem Gegenstande selbst noch näher bekannt zu werden, der gerade in unseren Tagen eine große Berühmtheit erlangt hat durch die viel besprochenen englischen Warnungssignale bei herannahendem Sturm.

Der große Weltumsegler Krusenstern spricht es wiederholt aus, daß er nur der sorgfältigsten Beobachtung des Barometers es zu danken habe, wenn sein Schiff nicht ein Opfer der Stürme geworden sei. Wir wollen in dieser Hinsicht nur ein Beispiel aus seiner ersten Reise um die Welt, welche von 1803 bis 1806 ausgeführt wurde, zur Mittheilung bringen. Er hatte im September schon mehrfach trübes, regniges und windiges Wetter zu ertragen gehabt, als er sich Japan näherte. Am 30. wollte er früh Morgens mit einem SO. eine Landung versuchen, das Meer war aber zu gewaltig aufgeregt, auch zeigte sich plötzlich ein ungewöhnlich tiefes Fallen des Barometers, so daß das Losbrechen eines starken Sturmes zu befürchten stand; dies Alles bestimmte ihn, den Vorsatz des Landens aufzugeben und wieder mehr nach dem offenen Meere zu halten. Die Sonne besaß eine glanzlose bleiche Farbe, sie wurde oft verdunkelt durch rasch vorüberfliegende niedrige Wolken. Der Wind wurde allmälig immer heftiger und besaß um 1 Uhr schon ganz den Charakter eines Sturmes, die Steigerung seiner Gewalt war aber fortwährend noch im Zunehmen. Um 3 Uhr Nachmittags zerriß der Orkan die Sturmsegel, und das ganze Fahrzeug schwebte nun in der Gefahr des Unterganges. Krusenstern gesteht, daß er durch das Studium der Taïfune an den chinesischen und japanischen Küsten allerdings schon eine abschreckende Vorstellung gehabt habe, daß aber seine wirklichen Erlebnisse die früheren Befürchtungen noch weit übertroffen hätten. Das Barometer, worauf sich seine Beobachtungen bezogen, war auch in der Röhre mit einem Holzschutz überdeckt und besaß nur oben eine Oeffnung zum Sehen und Abmessen des Quecksilberstandes, der gewöhnlich nur auf einen Spielraum von 2 Zoll berechnet ist. Um 5 Uhr Nachmittags war das Barometer so tief gefallen, daß das Quecksilber gar nicht mehr in der Beobachtungsöffnung sichtbar war, daß es selbst bei den großen Schwankungen des Fahrzeugs unsichtbar blieb. Der niedrigste Stand des Barometers war auf 27,6 engl. Zoll berechnet, und Krusenstern schätzte den damaligen Quecksilberstand noch um 4 bis 5 Linien tiefer, so daß derselbe zur Zeit der höchsten Gewalt des Sturmes nur wenig über 27 engl. Zoll betragen habe; dies wäre nach pariser Maß 25,3 Zoll, also zeigte das Krusensternsche Barometer bei dem beschriebenen Sturme noch um 7 Linien tiefer als die in Europa durchschnittlich für die tiefste Grenze angenommene Höhe von 26 pariser Zoll. Um Mittag stand das Barometer noch auf 29,35 engl. Zoll, also war dasselbe in Zeit von 5 Stunden um 2¼ Zoll gefallen. Später schlug der Wind nach WSW. um und zeigte auf einen Augenblick eine unheimliche Stille, dann eine abermalige Neigung zu Sturm, wobei er aber den Zweck nicht vollständig erreichte. Um 10 Uhr Abends war er wieder in seinem gemäßigten normalen Zustande, auch stieg jetzt das Barometer wieder in die Beobachtungsöffnung.

Am 17. Januar 1818 brach über preußisch Litthauen ein furchtbarer Sturm herein, der ganz entsetzliche Verheerungen anrichtete; auf einer Strecke von 240 Meilen Länge und 41 Meilen Breite waren tausende von Bäumen entwurzelt und zerbrochen, waren unzählig viele Gebäude beschädigt, zertrümmert und umgestürzt, selbst Menschen und Thiere hatten dadurch das Leben eingebüßt. Das Barometer hatte auf diese gewaltige Katastrophe schon mehrere Tage vorher aufmerksam gemacht; es fiel vom 3. bis zum 17. Januar um volle 21 Linien, und als der Sturm selbst eintraf, so sank dasselbe plötzlich noch um 8 Linien. Dies Herabsinken des Quecksilbers betrug also über zwei Zoll, es überschritt die gewöhnlich tiefste Grenze um mehr als einen ganzen Zoll. Uebrigens dauerte der Sturm in seiner größten Heftigkeit volle acht Stunden. Das war ein Ereigniß, welches in Europa noch nicht seines Gleichen gehabt hatte.

Scoresby, der berühmte Walfischfahrer und Naturforscher, versichert, daß er die Zeit und Stärke der Stürme aus dem Verhalten des Barometers mit einer unter 18 Malen 17 Male zutreffenden Gewißheit vorausgesagt habe, ja einst sei er durch diese Beobachtung von dem Untergange errettet worden. Am 5. April 1819, wo er sich unter 70° 49′ nördl. Br. und 70° 15′ westl. L. befand, bemerkte er, daß sein Barometer plötzlich 9,29 Linien, also beinahe einen ganzen Zoll gefallen war. Er ließ sogleich alle Vorsichtsmaßregeln gegen einen zu erwartenden Sturm

treffen. Dieser stellte sich auch sehr bald ein und wüthete zwei volle Tage auf das Furchtbarste. Meistens zeigte sich während des Sturmes ein noch tieferes Fallen des Barometers, aber er hat auch zuweilen mitten im Ausbruch der größten Heftigkeit plötzlich wieder ein Steigen desselben beobachtet, woraus sich aber keine bestimmte Folgerung ziehen ließ, denn die Dauer des Sturmes war nach einer solchen Wahrnehmung eben so oft kurz als lang.

Am 2. August 1837 kündigte der Hafenmeister von Puerto Rico um 4 Uhr Nachmittags den Führern der Schiffe an, sie hätten sich auf einen wahrscheinlich bald eintreffenden starken Sturm gefaßt zu machen, denn das Barometer sei plötzlich sehr bedeutend gefallen. Der mittlere Stand des Queckſilbers ist am genannten Orte 337 Linien, gegen 8 Uhr Abends war er zu 333,28‴ herabgesunken, um 11 Uhr zeigte er 329,9‴, und nun fiel er rasch auf 315,27. Die vorläufige Warnung und der nachfolgende sorgenvolle Bericht über die weiteren Beobachtungen blieben natürlich nicht unbeachtet. Aber ungeachtet aller nur möglichen Vorsichtsmaßregeln brach dennoch das Unglück mit der furchtbarsten Wuth herein. Von den 33 vor Anker liegenden Schiffen konnte nicht ein einziges vom Untergange gerettet werden. Die Gewalt des Sturmes war so groß, daß in St. Bartholome allein 250 Gebäude zerstört wurden. Noch schrecklicher war die Verwüstung auf St. Thomas; hier sperrten die Trümmer von 36 gescheiterten Schiffen den Hafen, das Fort am Eingange desselben war zerstört, als wenn es auf das Furchtbarste mit schwerem Geschütze beschossen worden wäre; die Wuth des Orkans war so groß gewesen, daß ein großes schönes Gebäude von seinem Fundamente losgerissen und mitten auf die Straße geschoben wurde, viele andere Häuser waren in sich zusammengestürzt, aus einander gerissen, andere umgeworfen und auf den Kopf gestellt. Das furchtbarste Erdbeben hätte kaum eine schrecklichere Verwüstung anrichten können.

Nach den neuesten Forschungen wird es nun sehr wahrscheinlich, daß die Sturmbewegungen den Charakter eines großartigen Wirbelwinds haben, wozu vorzugsweise in der Region der Calmen vielfach die Veranlassung vorkommt. Die Erfahrung hat auch gelehrt, daß selbst kleine leicht zu übersehende Wirbelwinde eine bedeutende mechanische Kraft ausüben können. So entstand am 8. April 1833 zwischen Calcutta und dem großen Salzwassersee, der ungefähr drei engl. Meilen östlich von der Stadt gelegen ist, eine solche kreisende Luftbewegung, welche in Zeit von vier Stunden nicht weniger denn 215 Menschen tödtete, 223 verwundete und außer vielfachen anderen Verwüstungen 1239 Fischerhütten umwarf; ein langes Bambusrohr wurde durch einen fünf Fuß dicken Wall so hindurchgetrieben, daß die beiden Enden aus der Mauerbekleidung hervorsahen, welche davon durchbohrt war. Der Herausgeber der India Review bemerkt dabei, daß kaum ein Sechspfünder eine ähnliche Wirkung habe hervorbringen können. — Am 25. October 1820 hatte man auf einer Bleiche zu Antsdorf in Schlesien so eben einige hundert Schock weiße Leinwand, die auf derselben ausgespannt waren, begossen, und die Leute saßen eben bei Tische, als nach 12 Uhr ein stürmender Wirbelwind hereinbrach, der plötzlich so viel Staub aufwirbelte, daß sich das Tageslicht in finstere Nacht verwandelte. Der Wirbelwind zerdrückte die Fenster des Bleichhauses, zerbrach unter fürchterlichem Krachen die Flügelthüren des Gebäudes und hob die Thüre aus ihren Angeln, so daß der Sturm quer durch das Haus hindurchfuhr und auf der andern Seite einen großen Leiterwagen umstürzte, mit den Rädern nach oben gekehrt. Die Leinwand wurde vom Winde losgerissen, in mehrere Knäule aufgewickelt, der größte Knäul hoch emporgehoben und 40 Fuß weit über das Bleichhaus hinüber fortgeführt, bis er in einer Entfernung von 150 Schritt zwischen Sträuchwerk im Graben seinen Ruhepunkt gefunden hatte. Man hatte mehrere Stunden damit zu thun, um diese ganze in einander gefilzte Masse wieder zu entwirren; sie bestand aus 27 Schock, wovon jedes 23 Pfund wog. In der Mitte dieses Knäuls steckte ein 7 Fuß langes, 11 Zoll breites und 2½ Zoll dickes Brett, welches als Steg über einen nahen Graben gedient hatte. Dies furchtbare Ereigniß war in Zeit von zwei Minuten durchgeführt worden.

Die Wirbelwinde fallen mit dem Phänomen der Tromben zu Wasser und zu Lande in eins zusammen; der Unterschied besteht blos darin, daß dort der Beobachter sich innerhalb der Peripherie der kreisenden Luftbewegung befindet, während er hier seinen Stand außerhalb des Wirkungskreises hat. Man weiß jetzt ziemlich gewiß, daß die Ursache zu dieser Klasse von Naturereignissen hauptsächlich in einer plötzlichen Störung des Gleichgewichts der Temperatur und der Elektricität der Atmosphäre ihren Grund hat. Die Phänomene ereignen sich gewöhnlich an windstillen heißen Tagen, wo die hochgehende Sonne mit ihrer ganzen Kraft den Boden erhitzt; aufsteigende Luftströme erzeugen dann ein gar leicht zu störendes Gleichgewicht, während die kältere Luft von oben begierig ist einzudringen; gelingt ihr dies, so entsteht aus beiden sich widerstrebenden und bekämpfenden Windbewegungen der Wirbelsturm. Wo aber ungleich erwärmte Luft mit einander in Contact oder in Kampf geräth, fehlt die Ursache zur Elektricität nicht. Brnee hat diese Naturerscheinung in der nubischen Wüste oft beobachtet. „In der weiten wüsten Ebene“, erzählt er im IV. Bande seiner berühmten Reisen, „von Westen nach Nordwesten sahen wir in gewissen Entfernungen eine Anzahl erstaunlich hoher Säulen von wirbelndem Sande, die sich bald sehr hurtig bewegten, bald mit majestätischer Langsamkeit fortrückten. Zuweilen dachten wir, sie würden uns in wenig Minuten überschütten, und es flogen auch dann und wann kleine Quantitäten Sand zu uns herüber, bald zogen sie sich wieder zurück und kamen uns fast ganz aus dem Gesichte.“ Mit Hülfe der Elektrisirmaschine lassen sich jetzt die Wasser- und Sandhosen im Kleinen durch Versuche nachahmen. — Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß in der Region der Calmen zu Land und zu Wasser die eben erwähnte Voraussetzung nicht blos sehr oft, sondern auch im großartigsten Maßstabe stattfindet, so daß es recht gut denkbar ist, wie daraus Wirbel entstehen können, welche große Länderstrecken und Meeresflächen zu überziehen im Stande sind.

Was nun das Erforschen der Gesetze der großen Stürme betrifft, welche sich oft über Oceane und Welttheile, ja zuweilen über die ganze Erde ausgebreitet haben, so haben Reid, Redfield, Maury, Fitzroy, Dove u. m. A. schon sehr erfreuliche Resultate zu Stande gebracht. Besonders ist ihnen die Seefahrtskunde zu großem Danke verpflichtet, weil sie zunächst den größten Gewinn davon eingeerntet hat. Sie sind allerdings noch nicht einerlei Meinung über die Ursachen und über die Art der Bewegung der Stürme, und es wird wohl noch einige Zeit darüber hingehen, bis dieser Ansichtenstreit ausgefochten ist; aber darin haben sie sich jetzt alle geeinigt, daß diese Luftbewegung mit den Schwankungen des Barometers in innigster Beziehung steht, daß es sogar möglich sei, die Richtung der Sturmbewegung aus der Art der Barometerschwankungen mit großer Wahrscheinlichkeit voraus zu bestimmen. Und gerade hierauf bezieht sich eine in Eng-

land durchgeführte praktische Nutzanwendung, welche großen Segen über den Seeverkehr gebracht hat. Davon nur noch ein ferneres Wort.

Alle Seehäfen Englands sind jetzt telegraphisch mit dem Centralbureau der Admiralität der Hydrographie verbunden. Diese Verbindung hat sich ganz besonders für meteorologische Zwecke sehr günstig herausgestellt. Man kann darnach mit sehr großer Wahrscheinlichkeit den Gang des Wetters für nahe liegende künftige Zeit voraus bestimmen. Und es war besonders der in der Meteorologie sehr erfahrene Admiral Fitzroy, welcher dadurch auf den Gedanken kam, daß man den Seefahrern durch zweckmäßig eingerichtete Warnungssignale die Andeutung eines heranrückenden Sturmes geben könne. Seine Vorschläge wurden sogleich angenommen und die praktische Durchführung ihm selbst überlassen. Er ließ nun an passenden hochgelegenen Punkten der Küsten der gesammten Inselgruppe Großbritanniens Signalmasten errichten, an denen die Sturmsignale aufgezogen werden konnten, die dann in weiter Ferne sichtbar waren. Hierzu gehörten ein Würfel und zwei Kegel, welche alle drei von sehr bedeutender Dimension, aber hohl und mit schwarzem Zeuge überzogen waren, damit man sie leicht handhaben konnte und sie um so besser sichtbar wurden, wenn sie den lichten Himmel zum Hintergrunde hatten. Später wurden diese Signale auch für die Nacht passend zum Erleuchten eingerichtet. Der Würfel, welcher den Namen Trommel erhalten hat, zeigte von weitem gesehen die charakteristische Gestalt eines Vierecks, während die Kegel als Dreiecke erschienen. Die Erfahrung lehrte nun, daß die Zeichen bei einigermaßen günstigem Wetter zwei bis drei Seemeilen weit gesehen werden konnten. Die Grundlage der Zeichen war eine sehr einfache, so daß sie selbst vom gemeinen Manne leicht begriffen und gedeutet werden konnte; man sorgte auch für das allgemeine Bekanntwerden derselben durch öffentliche Anschläge und durch Anfertigung billiger Tabellen. Wir wollen nur einige davon zur Mittheilung bringen. Es bedeutet nämlich

□ einen nahen Sturm aus der südlichen Richtung der Windrose, d. h. zwischen SO. und SW.
△ einen nahen Sturm aus der nördlichen Richtung der Windrose, d. h. zwischen NO. und NW.
▽ einen nahen Sturm aus der östlichen Richtung der Windrose, d. h. zwischen NO. und SO.
△ einen nahen Sturm aus der westlichen Richtung der □ Windrose, d. h. zwischen NW. und SW.

In ähnlicher Weise sind die übrigen Combinationen leicht verständlich durchgeführt. Das englische Volk hat Vertrauen zu der Sache gewonnen, da die Vorausbestimmung fast ohne Ausnahme immer mit dem besten Erfolge gekrönt worden ist. Die Zahl der Schiffbrüche ist nach statistischer Bewahrheitung auch in der That schon merklich verringert worden. In dem Munde des Volkes ist daher das „God bless the old Admiral Fitzroy" zu einem allgemein gekannten Sprichworte geworden. Und wenn der plumpe Fischer und Küstenfahrer scherzweise ausruft: „Hol' der Teufel den verdammten Fitzroy! — Der Kerl braucht nur seine große Trommel auszuhängen, um uns das böse Wetter auf den Hals zu schicken" —, so liegt darin ein ganz ausgezeichnetes Lob für die wahrhaft praktische Bedeutung des Gegenstandes selbst.

Neben der Vorrichtung zu den Sturmsignalen besteht auch noch der Barometer-Indicator, welcher darauf berechnet ist, daß man den Barometerstand ebenfalls in großer Entfernung ablesen kann. Die Form desselben fällt mit der des gewöhnlichen Barometers in eins zusammen, nur ist seine Größe kolossal. Hat man nur nach einer Weltgegend hin das Signal zu geben, so wählt man das Bild des Hooke'schen Radbarometers in 60facher Vergrößerung, wobei also jeder Zoll zu fünf Fuß geworden ist. Soll dagegen dieser Anzeiger rund herum sichtbar sein, so wählt man die gewöhnliche Röhrenform; wobei eine dunkle auf und niedersteigende Hülse, welche einen hellen massiven Cylinder umgibt, das Steigen und Fallen des Quecksilbers zur Anschauung bringt; der Umfang dieser Nachahmung der Barometerröhre beträgt 24 Fuß, und jeder Zoll der Skala wird durch vier Fuß dargestellt, so daß hier eine 48fache Vergrößerung vorkommt. — Mit diesen Riesenapparaten wird der Gang des Barometers in dem Bureau der Admiralität angegeben. Außerdem gibt jedes mit der Admiralität verbundene meteorologische Localbureau über alle anderen Wetternachrichten von den sämmtlichen anderen Stationen jeden gewünschten Aufschluß. Man sieht, die Sache ist in guten Händen. Es ist schon jetzt Großes erzielt, obgleich man damit noch nicht gar lange über die Anfangsversuche hinaus gekommen ist.

Ein Ausflug in den Kleinen Atlas und die Große Kabylie.

Von **Lommatzsch**, k. sächs. Oberlieutenant.

I.

Reisevorbereitungen. — Paläste in Algier. — Ball bei Pelissier. — Der Herzog v. Malakoff. — Algier. — Blidaher Eisenbahn. — Versuchsgärten. — Bellabfest der Neger. — Maison carrée. — Ebene Metidja und ihre Anpflanzungen. — Getreide, Baumwolle, Tabak, Wein ꝛc. — Die Eintheilung des Bodens.

Nach einer längern Reise in die algerische Wüste waren meine Frau und ich in die Stadt Algier zurückgekehrt. Die herrlichen Umgebungen dieser Stadt, deren Lieblichkeit vielleicht unübertroffen dasteht in der ganzen Welt, fesselten uns mehrere Wochen aufs Neue. Außerdem war es uns angenehme Nothwendigkeit, die vielen Strapazen einer Wüstenreise in dem Comfort des algier-französischen Lebens zu vergessen. Der Abend vereinigte uns gewöhnlich mit

lieben deutschen Landsleuten, und die Abenteuer unserer Reise bildeten den Hauptgegenstand unserer Gespräche. Gar bald hatten unsere Schilderungen, in denen selbst die mannichfachen Gefahren und Unannehmlichkeiten ein wohlgefälliges Colorit annahmen, eine allgemeine Reiselust hervorgebracht, welcher Richtung und Ausdruck zu geben, mir aufgetragen wurde. Ich schlug die kleine Reisetour vor, deren Erlebnisse ich unten berichten werde. Sie führte auf gebahnten, reizenden Wegen durch den Kleinen Atlas bis zu dem sehr hoch gelegenen Städtchen Medeah. Von hier aus auf einem Marsche von einigen Tagen bis Aumale, einer Stadt nördlich des Djebel Dira, war es möglich oder vielmehr unumgänglich, einen Geschmack des Steppenlebens der Araber zu bekommen, auf deren Gastfreundschaft wir allein angewiesen waren. Den interessantesten Theil bildete der Schluß unserer Reise.

Auf einem Passe das mächtige Gebirge des Djerdjera überschreitend, dessen Gipfel vom Gouvernementsplatze in Algier aus gesehen noch vollständig mit Schnee bedeckt waren, wollten wir in die sogenannte Große Kabylie vordringen. Bekanntlich ist es erst 1857 den Franzosen gelungen, das tapfere Bergvolk dieser Gegend zu unterjochen. Die Sahara war längst schon von französischen Colonnen durchschritten, als die Bewohner eines so nördlich und unfern von Algier gelegenen Reiches noch mordend und brennend in die Ebene hinunterstiegen. Die Kabylen sind ein in jeder Hinsicht höchst interessantes, noch allzuwenig beachtetes Volk. Nirgends aber haben sich Gesetz und Sitte reiner erhalten, als in der Großen Kabylie, so genannt zum Unterschied von der östlich davon gelegenen Kleinen. So durften wir denn hoffen, wie erst die Araber, so auch nun die Kabylen in ihrer Heimat und Eigenthümlichkeit kennen zu lernen und auf einem pittoresk schönen Wege über Fort Napoleon, das französische Zwinguri der Großen Kabylie, nach Algier zurückzukehren.

Der Vorschlag wurde einstimmig belobt und angenommen. Als es jedoch zur Entscheidung kam, trat erst der Eine, dann ein Anderer und Dritter wieder zurück. Man meinte, die Hitze sei schon zu groß, die Jahreszeit dem Fieber zu günstig. Man verwies auf das Schicksal zweier Reisenden, welche vor wenigen Tagen nach den Anstrengungen einer ähnlichen Reise dem Typhus erlegen waren. Außerdem hatte man von einzelnen französischen Offizieren gehört, daß die Reise durchaus nicht so bequem und ungefährlich sei, als es scheine, die Kabylie bei Weitem nicht so beruhigt, wie die Regierung versichere. Schließlich waren meine Frau, Herr F., ein junger, wohlhabender Gutsbesitzer in der Ebene Metidja, und ich die Einzigen, welche entschlossen waren, die Partie unter allen Umständen zu unternehmen. Der Sommer war bereits so weit vorgeschritten, daß es räthlich erschien, ohne längern Aufschub die Reisevorbereitungen sofort ins Werk zu setzen.

Zu Einholung der nothwendigen Empfehlungsbriefe begab ich mich in das Bureau arabe in Algier, dem, wie noch heute, ein Prinz Polignac vorstand. Derselbe empfing mich freundlich, aber herablassend; er fügte mehrere Privatbriefe an ihm befreundete höhere Persönlichkeiten hinzu. Mein Versuch, ihn durch eine deutsche Ansprache an seinen mehrjährigen Aufenthalt in München zu erinnern, schlug jedoch gänzlich fehl.

Ohne diese Briefe vom Bureau arabe ist eine Reise in das Innere von Algerien geradezu unmöglich. Ein Tourist ist aber sicher, fast ohne große Umstände die Briefe, einen kundigen Führer und einen Spahi als Schutzbegleitung zu erhalten. Als Kamerad mit mehreren französischen Offizieren befreundet, durfte ich speciell sicher sein, überall den möglichsten Vorschub zu erhalten. *)

Die weiteren Reisevorbereitungen waren bald beendet. Für 4½ Fr. den Tag erhielten wir auf unbestimmte Zeit kräftige Pferde für einen Ausflug in das Innere von Algerien geliehen. Unsere Tracht war der orientalischen nach Möglichkeit angepaßt, obschon mir das Tragen meiner sächsischen Offiziersuniform vorgeschrieben wurde. Namentlich war der Kopf durch eine weiße Hülle gegen die sengenden Sonnenstrahlen geschützt. In den rothseidenen Leibbinden befestigten wir banditenmäßig Dolch und Revolver; ein stets geladenes Gewehr hing über der rechten Schulter.

Unter dem nothdürftigen Gepäck, das wir bis zur Stadt Medeah voraus schickten, war eine kleine Reiseapotheke nicht vergessen, deren Wichtigkeit wir bei unserer ersten Reise kennen gelernt hatten. Sie enthielt das nöthige Chinin gegen Anfälle des Fiebers, Landaunm gegen die häufig vorkommenden und gefährlichen Diarhöen, Ammoniak gegen den Biß giftiger Thiere u. s. w. Als wirksamstes Mittel gegen den Stich der Skorpionen hatte uns der Apotheker „Skorpionenöl" aufgenöthigt, d. h. Oel, in welchem Skorpione ihren selbstmörderischen Tod gefunden haben. Daß sich diese Thiere, eben so Skolopender, bei der Unmöglichkeit zu entkommen, mit dem Stachel in den Kopf stechen und so scheinbar selbst umbringen, habe ich selbst oftmals erprobt.

Meine Frau, die unter keiner Bedingung zurückbleiben wollte, zeigte von Anfang herein einen entschiedenen Muth und eine ungewöhnliche Ausdauer, die auch bei selbst außerordentlichen Strapazen nicht ermüdete. Unser Reisebegleiter Herr F., dessen schönes Landgut wir vorerst für einige Tage besuchten, trug durch seine Bedachtsamkeit, seine Vorsorge für Alles, was uns selbst und unser Fortkommen betraf, zum guten Verlauf der Sache nicht wenig bei. Ich selbst ritt fast unbekümmert und mich ganz den Eindrücken der Natur und Menschenwelt überlassend, in die Welt hinein. Wie bei einer Studentenreise vertheilten wir die Rollen, meine Frau erhielt das Schiedsrichteramt für zweifelhafte und streitige Fälle, Freund F. war Intendant und Cassier, ich spielte den Hofpoeten und schrieb die Reisenovelle.

Wenige Tage vor unserer Abreise erhielten wir noch eine Einladung zu einem Balle des Gouverneurs Marschall Pelissier, an den ich durch die Gesandtschaft in Paris bestens empfohlen war. Der Gouverneur bewohnte einen prachtvollen maurischen Palast, welchem durch das französische Ingenieurcorps der europäische Comfort beigefügt worden ist. Breite marmorne Treppen führen in den viereckigen mit Mosaik ausgelegten Hof. Ein Gang, dessen Marmorsäulen durch saracenische Spitzbogen unter einander verbunden sind, trennt den Hof von den eigentlichen Gemächern. Diesem untern Säulengange entspricht ein gleicher im ersten und zweiten Stock, nur durch eine schön geschnitzte hölzerne Balustrade nach der Seite des Hofes zu geschützt. Ueberall zeigte sich eine reiche Entfaltung von Marmor, Fayence und Mosaik. In der Mitte des Hofes sprudelte ein Springbrunnen aus einem Kranze prachtvoller, duftender Blumen, wie sie nur der Süden aufzuweisen hat.

Außer dem Palaste des Gouverneurs glänzen noch mehrere algierer Gebäude im reichsten maurischen Geschmacke. Aber auch das Wohnhaus des Aermern zeigt

*) Ueber die Stellung und Bedeutung der Bureaux arabes, namentlich im Militärgebiete, vergl. den Aufsatz „Die Eingebornen Algeriens unter der Herrschaft Frankreichs." Globus VI, 313.

dieselbe innere Einrichtung, wenn auch Marmor und Fayence fehlen. Der Totaleindruck der maurischen Bauart hat etwas das Auge ungemein Erfreuendes, fast wie das malerische Kleid des Mauren selbst.

Wunderschön schildert diesen Eindruck Wagner in seinen „Reisen in der Regentschaft Algier 1836—38" (Band I, S. 41), eine Stelle, die ich hier nicht umhin kann, wörtlich wieder zu geben: „Bei Tage, wenn ein blauer, golddustiger Himmel über diese Säulenhalle sich wölbt, wenn die Adern des Marmors die verwundene Farbenzeichnung der Fayencewände, die seltsam gestalteten Colonnaden, die gewölbten Bögen, das fremdartige Schnitzwerk der Thüren von der flüssigen Helle oben beleuchtet sind, da hat der Anblick eines maurischen Hauses die bunte Zierlichkeit wie ein farbengeputzter Vogel des Tropenlandes. Das Fremdartige der Form kommt so wenig unheimlich vor, als ein freundliches Feenmährchen den kleinen Kindern. Es ist nichts Mysteriöses in den ungewohnten Gestalten, weil der Tagesstrahl sie verklärt. Man gefällt sich, durch die Galerien zu wandeln in der feierlichen Haltung des Orientalen, bald mit Hand und Wange die glattkühle Porzellanwand zu streicheln, bald dem Murmeln der Fontäne zuzuhören. Gegen Abend wechselt das Bild bei dämmernder Beleuchtung. Die freundliche Magie der Halle verschwindet, es sieht recht spukhaft in den weiten Galerien aus, und wandelt man durch die stillen Gänge, wo jeder feste Tritt dem Wandler nachhallt, und schaut empor nach dem hohen Gemach, wo die Säulen wie versteinerte Riesen oder Grabwächter lagern, da hat man eine Ahnung von den Gefühlen Champollions, als er in dem alten Königsmausoleum der thebaischen Todtenebene sein einsames Quartier aufschlug. Der Schauer des Gebäudes mildert sich aber wieder, wenn die Nacht völlig hereingebrochen und jene „tausend Schafe silberweiß" aus ferner Heimat herunter trösten".

Es braucht nicht gesagt zu werden, daß zum Zwecke des Balles der Gouverneurpalast ein ganz besonders festliches Gewand angezogen hatte. Ein Blumengarten schmückte Treppen und Wände, ein Lichtmeer von Kerzen flammte und gab den eleganten Damen, unter denen die Marschallin selbst durch imponirende Schönheit hervorstrahlte, Gelegenheit, sich unbemerkt in den vielen hohen Krystallspiegeln zu beschauen und vielleicht zu bekritteln.

Das herzogliche Paar empfing die kommenden Gäste in der Halle, welche für den Abend durch eine schwere Decke von purpurrothem Sammet, mit goldenen Bienen gestickt, überdeckt war. Der Marschall selbst lag nachlässig auf einer Ottomane und empfing auch die Damen, welche nicht ohne einiges Bangen ihn zu begrüßen kamen. Pelissiers Grobheit ist weltbekannt, und unzählige Anekdoten davon laufen namentlich in der Stadt Algier herum. Nicht minder wurde aber seine Biederkeit und Wohlthätigkeit gerühmt. Ein Spahi, der ihn haßte, schlug einst sein Gewehr auf ihn an, welches jedoch versagte; der Marschall bestrafte ihn mit 24 Stunden Arrest „da sein Gewehr nicht in gutem Stande gewesen sei". Zwei Thaten haben den Marschall unsterblich gemacht. Die eine, die Erstürmung des Malakoff, brachte ihm den Herzogstitel ein, die andere, die Ausräucherung der Uled-Riah in ihren Höhlen, verdient nicht ganz den Fluch der Mitwelt. Namentlich hat die Journalistik zu ihrer Zeit diese Thatsache reichlich ausgebeutet und Schmähung auf den Urheber gehäuft. Hört man jedoch das Urtheil französischer Offiziere, welche der damaligen Expedition beigewohnt haben, so erscheint das Ganze mehr als ein Akt militärischer Nothwendigkeit.

Wer nur einigermaßen die Kriegsführung in Afrika kennt, weiß, daß ein Rückzug einer Niederlage gleichkommt. Der damalige Oberst Pelissier hatte nun die Wahl, sich den Weg durch das Gebiet der Uled-Riah zu erzwingen, gleichviel auf welche Weise das geschah, oder sein Heer der fast sichern Gefahr des Unterganges Preis zu geben. Der Fanatismus der Araber verweigerte jede Unterhandlung; so blieb denn, bei der Unmöglichkeit, sich den Durchzug mit bewaffneter Hand zu erzwingen, nur der eine, wenn auch entsetzliche Ausweg. Auf die Vorstellungen seiner Offiziere, daß sich auch Weiber und Kinder in der Höhle befänden, soll Pelissier geantwortet haben: „Machen die Bomben, die man in eine belagerte Stadt wirft, in dem Geschlechte einen Unterschied? Thut es etwa der Hunger innerhalb einer blokirten Festung?" Als man in die Höhlen eindrang, fand man etwa 500 erstickte Leichname; gegen 100, in denen noch eine Spur von Leben war, wurden gerettet.

Die Thätigkeit Pelissiers als Gouverneur anlangend, glaube ich, daß er die kurze Zeit seiner Verwaltung gut benutzt hat und durch sein Ableben die Colonisten viel verloren haben. Die Franzosen warfen ihm eine zu große Milde gegen die Araber vor. In der letzten Zeit seines Lebens wurde er hinfällig, fast altersschwach, so daß europäische Zeitungen die unwahre Nachricht verbreiteten, der Marschall sei wahnsinnig geworden. Ich habe ihn noch zwei Monate vor seinem Tode gesehen und gesprochen. Martinprey, der Vicegouverneur, ersetzte ihn thatsächlich schon das ganze letzte Jahr, so daß er sich wohl auch die Hoffnung gemacht haben mag, sein Nachfolger zu werden. Nur gekränkter Ehrgeiz sprach wohl aus dem rüstigen tüchtigen Soldaten, als er nach der Ernennung Mac Mahons seinen Abschied vom Kaiser forderte. Neuerdings hat ihn dieser mit der Commandantur von Lille entschädigt, während Mac Mahon das alte strenge Regime den Eingebornen Algeriens gegenüber wieder einzuführen bemüht ist.

Pelissiers Andenken wird übrigens in Algerien durch die Route de Malakoff von Algier nach Laghuat und das Dorf Pelissier bei Mostaganem verewigt. Es ist eine gewiß schöne Sitte, welche viele ähnliche Beispiele in Algerien findet, die Namen tapferer Militärs oder geachteter Beamten auf diese Weise der Nachwelt und der Geschichte zu erhalten.

Am 26. April Nachmittags brachen wir von Algier auf, begleitet von einer ziemlich großen Cavalcade der Freunde. Der Weg führt durch die gewerbreiche Vorstadt Bab-a-zun, jetzt durch die neuen Wälle mit der Stadt verbunden, bis zum Dorfe Agha, wo sich seit dem August 1863 der Bahnhof der Algier-Blidaher Eisenbahn befindet.

Diese Eisenbahn ist ein Actienunternehmen und ruht, wie beinahe alle größeren Unternehmungen in Algerien, in den Händen der Engländer. Die Bahn führt immer dicht am Meere hin, dessen blaue Wellen fast den Damm bespülen, bis zum Dorfe Hussein-Dey; bei Maison carrée biegt sie nach Südwest um und durchläuft, indem sie den Sahel umgeht, in fast gerader Richtung die Ebene Metidja über Buffarik, Beni-Mered nach Blidah. Von hier aus soll sie über Orléansville und St. Denis du Sig nach Oran weitergeführt werden, während eine dritte Bahn Algier über Aumale und Setif mit Constantine verbinden soll. Auf diese dem Meere fast parallele Bahn sollen wieder von den vorzüglichsten Hafenorten: Bona, Philippeville, Bougie, Tenès, Arzew, Oran (nach Tlemsen) senkrechte Zweigbahnen laufen, so daß die vorzüglichsten Gegenden und Städte unter sich und mit der Küste in Verbindung stehen. Ich fürchte aber, daß die Bahn von

Algier nach Blidah für längere Zeit die einzige befahrene Strecke bleiben wird. Die Lokomotive braucht beiläufig gesagt von Algier nach Blidah — eine Entfernung von 12 Stunden (48 Kilometer) — volle zwei Stunden, eine Langsamkeit, welche selbst die unserer deutschen Fahrbahnen (26 K. die Stunde) übertrifft. Die Araber, zuerst entsetzt über das Rauch speiende Ungethüm, benutzen jetzt diese Fahrgelegenheit viel und gern, und mancher zärtliche Vater fährt zum Vergnügen seines Söhnleins am Bairamfeste mit ihm auf der Eisenbahn.

Die Landstraße theilt sich bei dem Dorfe Mustapha inférieur, rechts nach dem Dorfe Houba, links nach Hussein-Dey und Maison carrée führend. Am Champ de Mars vorbei, dem großen Exercierplatz des algierer Militärs, im Oktober außerdem der Schauplatz der berühmten Wettrennen (turfs), berühren wir die Nordseite des großen Versuchsgartens (Jardin d'essai). Gärten dieser Art gibt es einige 90 in Algerien. Ihnen verdankt man namentlich die Einführung und Verbreitung der wichtigsten Kulturen, z. B. auch des Tabaks und der Baumwolle. Man berechnet, daß allein der Jardin d'essai bei der Stadt Algier jährlich 200,000 Bäume an die Colonisten abliefert. Nächstdem ist dieser Garten wegen seiner herrlichen Palmen- und schattigen Platanenalleen ein beliebter Spaziergang der algierer Welt, und man hat besonders Freitags Gelegenheit, lustwandelnde maurische Frauen, oft sogar unverschleiert, zu beobachten.

Nicht weit von dem nördlichen Portale des Gartens an der Einmündung des Khrenis in das Meer sieht man eine Kubba aus dem Sande hervorragen. Es ist der Grabtempel des Sidi Bellal, berühmt durch ein mysteriöses Fest, welches die Neger alljährlich daselbst feiern. Der Name Bellal scheint auf den Namen Beel oder Baal der Phönizier hinzudeuten und dieses Fest eine überlieferte Feier zu Ehren dieser Gottheit zu sein. (??) Die Ceremonien sind ekelhaft genug. Nach dem Beten der ersten Sura des Korans wird ein bekränzter Stier unter wilden Tänzen geschlachtet, die zuletzt in förmliche Raserei ausarten und damit enden, daß sich die ganze schwarze Bande, von Schweiß triefend, heulend in das Meer stürzt. Tänze und Musikaufführungen wechseln den ganzen Tag mit Schmäusen von Lammfleisch und Kuskussu. Außerdem ist der Festtag an einem Mittwoch in der Zeit des Nissam der erste Tag im Jahre, wo die Neger junge grüne Bohnen genießen, woher das Fest auch den Namen „Aïdel-Tonel", „Fest der Bohnen", hat.

An der Einmündung des Oued Khrenis in das Meer setzte Karl V. am 23. October 1541 seine Truppen, 24,000 Mann, ans Land. Schon acht Tage später schiffte er die Trümmer seiner geschlagenen Armee am Cap Matifou wieder ein auf den wenigen Schiffen, welche den großen Stürmen am 26. entgangen waren.

Das Dörfchen Hussein-Dey, das sich fast unmittelbar anschließt, verdankt seinen Namen dem unglücklichen Hussein, dem letzten Dey von Algier, welcher einer Ohrfeige, oder, wie die Franzosen lieber sagen, einem „Coup d'eventail" den Verlust seines Reichs zu danken hat. Sein weitläufiger Palast dient heut zu Tage als Tabaksmagazin der Regierung.

Die ganze Wegstrecke von Mustapha bis Maison carrée ist im buchstäblichen Sinne ein fortlaufender Blumen- und Gemüsegarten, welcher sich vom Strande des Meeres in reichster schönster Abwechslung, um reizende maurische Villen sich schlingend, bis zum Kamme des Massif von Algier hinaufzieht. Der in maurischem Geschmacke erbaute Dom von Kubba steht wie ein riesiger Wächter an der Pforte dieser paradiesischen Gegend. Die Aussicht von seiner Höhe auf Stadt, Gebirge und Meer gehört zu den schönsten der Welt. Hussein-Dey ist es übrigens vorzüglich, welches dem kältern Europa zur Zeit der Weihnacht das schönste feine Gemüse, Blumenkohl, Schoten und besonders Erdbeeren liefert.

Ueber dem freundlichen Städtchen Maison carrée erhebt sich ein großes Mauerviereck, ehemals türkisches Fort, das zur Zeit als Gefängniß für die Eingebornen, Männer wie Frauen, dient. Wir hatten zu einer andern Zeit Gelegenheit gehabt, die Anstalt zu besuchen und die verschiedenen Gruppen von Arabern, Kabylen, Mauren und Negern zu betrachten, welche, mit einer unglaublichen Apathie dasitzend, niedliche Körbchen, Teppiche und andere Kunstgegenstände fertigen. Sie fühlen sich doch sämmtlich mehr oder weniger als Märtyrer ihres Glaubens und Patriotismus.

Jenseits Maison carrée schweift das Auge über eine ungeheure hellgrüne Fläche, aus welcher jedoch bei aufmerksamerer Betrachtung sich unzählige kleine und größere weiße Punkte herausheben. Blaue duftige Höhen schließen den Horizont. Es ist die Ebene Metidja, begrenzt von den Bergen des Kleinen Atlas und des Jaecar bei Milianah mit vielen niedlichen Farmen und Dörfchen übersäet. In fast südlicher Richtung erkennt man deutlich das in eine schöne grüne Waldung versteckte Städtchen Buffarik, darüber hinaus und dicht am Fuße des Atlas die weitläufigen Orangengärten des reizenden Blidah.

Die Ebene Metidja hat eine Länge von 12 bei einer Breite von höchstens 2½ deutschen Meilen. Vom Ued (Fluß) Budnarn zieht sie sich in südwestlicher Richtung bis zum Ued Dja. Das Meer und der Sahel bilden die Grenze im Norden, das Gebirge im Süden. Der algierer Geograph theilt die Ebene in drei bestimmte Zonen: die östliche Zone vom Harrasch begrenzt mit den Städtchen Rovigo, l'Arbah, Fonduk, und von den arabischen Stämmen der Khraschna und der Beni Muffa bewohnt; die mittlere Zone, wo sich die Dörfer und Städte Joinville, Montpensier, Beni-Mered, Schebli, Birtuta, Quatre-Chemins, Buffarik und Blidah finden und die Beni Khretil die Eingebornen vertreten, und die westliche Zone mit den Dörfern Schiffa, Muzaïaville und Marengo und dem früher so gefürchteten Räuberstamm der Hadschuten.

Von den Flüssen, welche die Ebene durchströmen, sind der Mazafran, entstanden aus der Vereinigung des Ued Djer und der Schiffa, und der Harrasch die größten. Ihr Wasser, im Winter groß und reißend, versiecht im Sommer beinahe ganz und bildet unzählige Sümpfe, welche gefährliche Fieber erzeugen. Durch die Canalbauten von Seiten der Regierung ist nicht nur der Lauf der Gewässer zum Nutzen der Bodenkultur geregelt, sondern auch der Gesundheitszustand wesentlich erhöht worden. Dennoch kenne ich keinen Colonisten in der Metidja, welcher dem Wechselfieber gänzlich entgangen wäre.

Die Ebene Metidja hieß schon zu den Zeiten der Römer die Kornkammer Italiens. Im Mittelalter war sie nicht weniger gut angebaut und mit 30 größeren Städten bedeckt. Mendil, der Chef der Maghana, verwüstete sie gänzlich, verlor jedoch ihren Besitz später an die Almoraviden. Nach der französischen Occupation wurde sie eine Beute französischer Spekulanten, welche oft um Spottpreise den Boden von den Arabern kauften. Freilich gedachten diese nicht, die Franzosen dauernd im Besitze zu lassen, und in der That war es wegen der Unsicherheit viele Jahre hindurch nicht möglich, eine vielleicht am Atlas gekaufte Besitzung auch nur in Augenschein zu nehmen. Die

vielen Lager und Blockhäuser vermochten den allgemeinen Verkehr nicht zu schützen, und noch in den vierziger Jahren konnte man nach Blidah nur in Begleitung eines Expeditionscorps gelangen. Heut zu Tage, nachdem die Sicherheit hergestellt und die öffentlichen Verkehrsmittel von der Regierung geschaffen oder verbessert worden sind, bildet der Boden der Metidja das Eldorado der Colonisten. Das Hauptprodukt, namentlich im östlichen und mittlern Theil, besteht noch immer im Getreide. Zu den einheimischen Sorten — blé dur, Gerste und Mais — haben die europäischen Colonisten noch blé tendre und Hafer eingeführt. Der Aufschwung der Kultur in einer verhältnißmäßig kurzen Zeit ist außerordentlich. Noch 1848 war man genöthigt, für über 23 Millionen Frs. Getreide und Mehl aus Frankreich einzuführen; 1855 dagegen betrug die Ausfuhr in Getreide schon 24 Millionen Frs. Der gegenwärtig mit Getreide bepflanzte Boden beträgt für ganz Algerien ziemlich eine Million Hektaren Landes.

Nächst dem Getreide ist es besonders die Kultur des Tabaks und der Baumwolle, welcher sich in neuerer Zeit die öffentliche Aufmerksamkeit zuwendet und welche die Regierung durch Ertheilung öffentlicher Prämien zu unterstützen sucht. Der Tabak braucht einen fetten nassen Boden und gedeiht daher vorzüglich in den sumpfigen Gegenden der Flüsse el Halley, Tlata und Schiffa. Neben den einheimischen geringeren Sorten „Arbi und Schebli“ (so genannt nach dem Tribus der Schebel) baut man mit Glück die vorzüglicheren amerikanischen Sorten von Havana, Virginia, Maryland u. s. w. Die Kultur des Tabaks beginnt im Januar, die Ernte im Monat August. Die Regierung selbst ist der Hauptkäufer des guten Tabaks, und man rechnet einen Reinertrag von 8 bis 900 Frs. auf die Hektare. Wenn der Tabak namentlich in der Provinz Algier gedeiht, ist die Kultur der Baumwolle nur ausnahmsweise in derselben und so auch in der Ebene Metidja gewinnreich, mehr jedoch in der Provinz Oran und namentlich an den Ufern des Sig und der Habra. An der Habra besteht eine englische Compagnie, welche gegen 2000 Hektaren Baumwolle bebaut; eine französische Aktiengesellschaft am Ued-el-Halley ist dagegen bis heutigen Tages noch nicht zu Stande gekommen. An Qualität, versichert man, soll die algierische Baumwolle (namentlich coton longue soie) der von Carolina und Georgia durchaus nicht nachstehen, die ägyptische dagegen entschieden übertreffen. Es ist übrigens erwiesen, daß schon im Mittelalter die Kultur der Baumwolle hier betrieben wurde.

Das Thema der Bodenkultur Algeriens ist zu interessant, um es ganz zu übergehen, und zu reichhaltig, um hier mehr als nur flüchtig behandelt zu werden. Erwähnen wir nur kurz, daß die Umgegend von Blidah allein die Märkte von Paris und Marseille mit Orangen versieht, daß die Versuche mit Hanf, Lein, Seide u. s. w. die vortheilhaftesten Resultate geliefert haben. Guten aber schweren Wein liefern Medeah, Milianah, Koleah, Maseara. Ebendaselbst gedeihen Geranium zu Essenz, Farbekräuter (Indigo, Krapp und namentlich das von den Arabern benutzte Henna) vortrefflich. Weniger haben sich Zuckerrohr, sowie der Cactus, auf dem die Cochenille lebt, zu acclimatisiren vermocht. Die edelsten Nutz- und Obstbäume enthalten die Berge in Menge.*)

Es fehlt nur an Capital und Arbeitskräften, um den ungeheuern Reichthum des Tell einigermaßen auszubeuten.

Es sei hier eine Bemerkung gestattet. Man theilt den Boden Algeriens hinsichtlich seiner Kulturfähigkeit in den Tell, abgeleitet von dem lateinischen Worte tellus, d. i. das fruchtbare anbauungsfähige Land, und die Sahara, das unfruchtbare Land. Natürlich hat aber wiederum die Produktivität des Tell, abhängig von Bodenerhöhung, Wind und Wasser, gar viele Abstufungen.

Das Littoral enthält, wie schon erwähnt, die fruchtbarsten Strecken und ist daher auch verhältnißmäßig am meisten von Europäern bebaut. Die erste große Gebirgskette südlich davon, welche den Namen Massif méditerané führt und die Wasserscheide zwischen den Steppen und dem Mittelländischen Meere bildet, ist arm an Cerealien, dagegen reich an Nutzhölzern aller Art; 1,300,000 Hektaren Waldung kommen allein auf die Provinz Constantine. Die Steppen Algeriens haben die Naturbeschaffenheit, welche derartige Landstrecken überhaupt charakterisirt: Mangel an Bäumen, Reichthum an Kräutern. Die Flüsse verlieren sich im Sande oder in großen Salzseen — Shotts oder Sebkhra genannt. Durch die klüftenreiche, baumlose Kette des Massif saharien werden die Steppen von der Sahara geschieden.

*) Eine Uebersicht in letzterer Hinsicht gibt die Schilderung des Atlasgebirges in der folgenden Nummer.

Das südamerikanische Rindfleisch.

Südamerika hat uns schon die Kartoffel geschenkt, und nun erhalten wir von dort noch Rindfleisch in ungeheurer Menge. Freilich sind seit der Einführung der Knollenfrucht 300 Jahre verflossen; diese hat sich allmälig über alle Theile Europa's ausgebreitet und eine große Wichtigkeit erlangt, aber sie muß vielleicht zurückstehen gegenüber dem segensreichen Geschenke, das uns nun zukommt. Man hat nachgewiesen, daß ein sicherer Zusammenhang zwischen dem Genusse von Fleisch und der menschlichen Muskelkraft bestehe, und darum wird vermehrte Fleischnahrung vor Allem unseren Arbeiterklassen zu Gute kommen.

Reine Pflanzennahrung mag im Paradiese am rechten Orte gewesen sein; aber schon Noah genoß sicher neben dem Weine auch Fleisch, und der Schweiß der Arbeiter zeigt uns, daß der Mensch etwas mehr als blos Kräuter und Gras genießen soll. Mit der zunehmenden Strenge des Klimas finden wir auch eine allmälige Zunahme der thierischen Nahrung, obgleich nirgends die Vegetabilien ganz ausgeschlossen werden. Der arktische Reisende sucht selbst unter der krustigen Hülle des Schnees dürftige Flechten und Kräuter, die ihn gegen den Scharbock schützen sollen; aber ohne animalische Nahrung von diesen allein zu leben, das wäre ihm eine Unmöglichkeit. Der Eskimo, welcher doch in jenen Gegenden acclimatisirt ist, sucht sich durch den Ge-

muß großer Mengen von Thran und Fleisch gegen die Kälte zu schützen, und der Volksglaube sagt den Moskowitern nach, daß sie Talglichte verzehren. Freilich gibt es Leute, welche zu beweisen suchen, daß der Mensch nur von Pflanzennahrung leben solle, allein nur einer derselben brauchte die Polarregionen zu besuchen, um an sich selbst zu zeigen, wie höchst nothwendig das Fleisch dort für die Erhaltung des Menschen ist.

Die gemischte Nahrung sagt dem menschlichen Körper am besten zu. Je näher wir dem Aequator kommen, desto mehr nimmt auch die Pflanzennahrung zu, während umgekehrt nach den Polen hin der Fleischgenuß vorherrschend wird. Bei uns hält der Landmann seine Hausschweine und zehrt im Winter von dem geräucherten Fleische derselben. Aber fast von Tage zu Tage steigen die Preise für Milch, Butter und Fleisch, und Gesetze zur Einschränkung derselben lassen sich selbstverständlich nicht geben. Viele Arbeiter können kaum so viel erschwingen, daß sie einmal wöchentlich Fleisch essen, und doch wäre gerade für sie Fleischnahrung von der höchsten Wichtigkeit. Wenn der Körper hart arbeiten soll, muß er reichlich genährt werden, und die Arbeitskraft muß durch Nahrung unterstützt werden. „Wenn von Pferden und Pferdearbeit die Rede ist, sagt Mulder, so bezweifelt Niemand, daß die Nahrung der Arbeit entsprechen müsse. Nicht das Heu, sondern der Hafer ist, wie man weiß, dazu geeignet, den Erfordernissen der Pferdenahrung zu genügen, wenn diese Thiere wacker arbeiten sollen. Und wenn sie angestrengt arbeiten, genügt nicht einmal der Hafer, sondern sie brauchen Bohnen. Den Pferden gibt man, was die Pferde brauchen. Und den Menschen?“ —

Bei den Menschen sieht man noch vor Allem auf die Billigkeit der Nahrung, und Billigkeit derselben scheint eine sehr einfache Forderung zu sein. Und doch ist dieselbe nicht einfach nach dem Kostenpunkte, sondern nach verschiedenen sehr wichtigen Eigenschaften der Nahrungsmittel zu beurtheilen. Niemand schafft sich einen Tuchrock an, ohne zu wissen, daß das billigste Tuch sehr leicht durch seine geringe Dauerhaftigkeit das theuerste werden kann. Es ist fürwahr nichts thörichter, als wenn man blos von der Billigkeit der Nahrungsmittel spricht. Sind zwei derselben gleich nahrhaft, so wird man für einen kräftigen Magen dem billigern den Vorzug geben. Was hilft aber der vielleicht doppelt so geringe Preis, wenn eine Speise einer andern, doppelt so viel kostenden vierfach an Nahrhaftigkeit nachsteht?

Wer diese Weisheit für überflüssig hält, denke an die Kartoffeln. Wie viele Armen in Irland, in Schlesien, in Flandern und überall unter uns haben tagelang keine andere Speise zu ihrer Verfügung als Kartoffeln und ein spärliches Stück Brot. Diese Kartoffeln empfehlen sich durch nichts als ihre Billigkeit und durch geringe Kosten der Zubereitung. Sie enthalten 10- bis 20mal mehr Fettbildner als Eiweiß, während das Blut mindestens 35mal so viel Eiweiß als Fett enthält. Mit diesem einfachen Vergleiche ist erwiesen, daß Kartoffeln allein ein schlechtes Nahrungsmittel darstellen; sie lassen von den unter uns gebräuchlichen Speisen nur die Gemüsearten und das Obst hinter sich zurück. Kartoffeln enthalten kaum ein Fünfzehntel der Menge der Eiweißkörper, die im Blute regelmäßig vorkommt.

Aber nun scheint Südamerika die Frage lösen zu wollen, wie man zugleich gute und billige Nahrung erhält. Dort kommt das Rind in so ungeheurer Menge vor, daß es fast werthlos erscheint; aber sein Werth wird dort auch von jetzt ab steigen. Die Heerden sind in den Provinzen am La Plata recht eigentlich die Hauptnahrungsquelle. Eine Heerde, aus welcher man kein Stück schlachtet und die von Seuchen verschont bleibt, verdoppelt sich in drei Jahren, und da Buenos Ayres binnen 24 Jahren drei Blokaden (von zusammen 2953 Tagen) auszuhalten hatte, in Folge deren keine Haut- und Talgausfuhren statt fanden, so vermehrte sich der Viehbestand in großartiger Weise. Im Jahre 1851 betrug die Ausfuhr

Gesalzenes Rindfleisch . .	431,873	Ctr.
Rindshäute	2,601,140	Stück
Hörner	2,365,720	„

Dazu kam Talg im Werthe von mehr als 237,000 Pfd. Sterling. Man sieht, wie verhältnißmäßig unbedeutend die Fleischausfuhr noch war, die sich nun mächtig heben wird.

Das Innere der Länder am La Plata und seinen großen Zuflüssen besteht zumeist aus spärlich bewaldeter oder offener Prairie und bildet auf weiten Strecken Weideland, das sich mit jeder künstlichen Wiese messen kann. Der Landmann ist dort meistens Viehzüchter und weiter nichts. Sein Hirtenleben erinnert an asiatische Zustände, an das Zelt des Kalmücken, an den Araber, an ein barbarisches stationäres Leben und Treiben. Der Hirt besitzt den Boden, welchen sein Vieh beweidet, als Eigenthümer. Er lebt vereinzelt, zwei bis drei Stunden von dem nächsten Nachbar entfernt. Der Viehzüchter (Estanciero) fühlt nicht das Bedürfniß, mit Anstand aufzutreten; er kommt mit Niemand als mit seines Gleichen in Verkehr, und Alles gewinnt bei ihm einen barbarischen Zuschnitt.

Die Zucht des Hornviehs überwiegt alle andere. Ueberall sind Saladeros, Schlacht- und Pökelhäuser, verstreut. Eine solche Schlächterei hat d'Orbigny sehr anschaulich beschrieben. Es kam darauf an, 5000 Stück Hornvieh möglich rasch abzuthun und einzusalzen. Die Thiere wurden auf den verschiedenen Weiden eingefangen und Abends in einen umhegten Platz getrieben. Man bringt allemal nur so viele dorthin, als am nächsten Tage geschlachtet werden sollen. Nach Sonnenaufgang vertheilten die Arbeiter unter sich das Tagewerk. Einige steigen zu Pferde, nehmen die Fangschnur zur Hand, reiten in den „Coral“, werfen jeder einem Thiere die Fangleine um die Hörner und ziehen es hinaus, wo es dann zum Schuppen gebracht wird. Sobald es dort angelangt ist, versetzt der Reiter ihm sehr geschickt einen Messerschnitt, welcher ihm die Flechsen an einem Hinterbeine durchsäbelt. Nun kann der Ochs nicht mehr gehen, er fällt, und sogleich kommen andere Arbeiter herbei, welche ihm die Kehle abschneiden. Manchmal rennen sie ihm auch das Messer in den Nacken und treffen das Rückgrat, und nun bleibt er liegen, bis die Reihe an ihn kommt, bis er in die Hände jener Schlächter übergeht, welche ihm den Hals völlig abschneiden und das Fleisch herauslösen. Etwa um neun Uhr Morgens sind auf solche Weise 80 bis 100 Ochsen abgethan, und dann nehmen je zwei Mann ein Stück vor. Sie ritzen mit einem einzigen Messerschnitte die Haut der ganzen Länge des Bauches nach auf, vom Kopfe bis zum Schwanz; jene an den Beinen erhält den Schnitt auf der innern Seite bis an das Gelenk; der untere Theil der Füße wird abgehauen und auf die Seite geworfen. Darauf ledern sie den Ochsen ab und zerlegen ihn auf seiner eigenen Haut. Zuerst werden die vier Viertel abgetrennt; darauf wird das übrige Fleisch in vier bis sechs großen Stücken von den Knochen gelöst; Alles geht ungemein rasch, und Kinder kratzen das Fett von den Eingeweiden. Häute, Fleisch und Knochen werden im Schuppen auf gesonderte Haufen geworfen. Sodann breitet man Häute aus und bestreut sie dick mit Salz; über dasselbe wird eine Lage Fleisch gelegt, diese wieder mit Salz belegt und so fort, bis ein hoher Haufen da ist, der 10 bis 14 Tage unberührt

bleibt. Dann trocknet man das Fleisch an der Luft. Aehnlich salzt man die Häute. Die Zungen und das Fett kommen gesondert in den Handel. Ebenso sind die Knochen ein werthvoller Handelsartikel geworden; sie werden zu Beinschwarz, als Düngmittel und zur Phosphorfabrikation verwendet.

Aber es geht noch immer viel Fleisch verloren. Durch das Salzen werden dem Fleische alle werthvollen Bestandtheile bewahrt. Wenn es in die Salzlauge getaucht und an der Sonne getrocknet wurde, heißt es „Charque" oder „Charqui". So erhält es sich mehrere Monate lang und ist zum Transporte vollkommen geeignet. Mit gewöhnlichem gesalzenen Fleische darf es nicht verwechselt werden, denn es ist viel nahrhafter. Die Chemiker haben bewiesen, daß nach dieser Weise der Zubereitung der ganze nahrhafte, eiweißhaltige Saft dem Fleische bewahrt bleibt, während in dem gewöhnlichen gesalzenen Fleische ein großer Theil desselben verloren geht und in Folge dessen durch fortgesetztes Essen dieses Salzfleisches leicht Unregelmäßigkeiten in der Ernährung entstehen, wie sich dies auf langen Reisen bei Schiffsmannschaften oft zeigt. Das neue Fleisch ist auch ganz ohne Knochen und enthält nur 22 Prozent Wasser, während frisches Rindfleisch 75 Prozent und darüber hat. Und zugleich fehlt der große, weniger nahrhafte Fettgehalt, denn man präparirt nur die mageren Stücke.

In Südamerika genießen alle Klassen, Europäer sowohl wie Eingeborne, dieses Fleisch gern, aber die ungeheure dort erzeugte Menge kann im Lande selbst nicht verbraucht werden. Zahllose Heerden schwärmen durch die Pampas und Llanos dieses ganzen Halbkontinentes und leiden niemals Futtermangel. Bis jetzt aber schlachtete man die Thiere hauptsächlich nur wegen der Häute, für die bisher in der Welt ein größeres Bedürfniß als für das Fleisch vorhanden zu sein schien. Wir dachten nur an das Leder und übersahen, daß mit dem Fleische so viele Hungrige in unseren Ländern gesättigt werden konnten.

Noch heute sterben viele Menschen in Europa Hungers, und die Rubrik „death by starvation" ist in den englischen Zeitungen eine stehende geworden, während in Südamerika tausende von Centnern Fleisch verfaulen. Jetzt beginnt sich der Speculationsgeist auf diesem Felde zu regen, und wieder zeigt es sich, wie der Handel der wahre Vorläufer der Civilisation ist. Die Einfuhren werden bald große Dimensionen annehmen, und wenn auch dieses südamerikanische Rindfleisch nicht so gut wie unser frisches ist, so ersetzt es dies doch durch seine Billigkeit. Denn das Pfund kommt bei uns auf 2½ Groschen zu stehen, und dabei ist es wohlschmeckend und nahrhaft.

In London haben sich einige große Handelshäuser ganz auf diesen neuen Importzweig geworfen. Am 13. Februar gab ein Herr Madden ein großes Essen, bei dem in der „London Tavern" nur Gerichte aus „Charqui" vorgesetzt wurden. Ueber 2000 Personen folgten seiner Einladung, und alle waren einmüthig der Meinung, daß mit Bezug auf die Billigkeit dieses Nahrungsmittel von keinem andern übertroffen werde.

Wir wollen dabei nicht übersehen, welche Verdienste unsere Landsleute sich in dieser Angelegenheit erworben haben. Justus von Liebig empfahl in seiner „Zeitschrift für Chemie" statt des gesalzenen und getrockneten Fleisches einen Fleischextrakt, welcher gleichsam in komprimirter Form alle nahrhaften Bestandtheile enthält. Er sagt: „Die Einführung des Fleischextrakts zur Hälfte oder zu einem Drittel des gegenwärtigen Preises in Europa, aus Ländern, wo das Fleisch kaum einen Werth hat, würde für die europäischen Bevölkerungen als ein wahrer Segen anzusehen sein. Ich hatte in Podolien, Buenos Ayres und Australien die Aufmerksamkeit sehr eindringlich auf die Fabrikation von Fleischextrakt gelenkt und war stets bereit, Personen, die sich geneigt dazu zeigten, mit der Methode der Darstellung bekannt zu machen und mit meinem Rath zu unterstützen; meine Bemühungen sind 15 Jahre ohne Erfolg geblieben, bis endlich vor zwei Jahren sich eine sichere Aussicht darbot, meine Wünsche zu verwirklichen. Im Frühling 1862 empfing ich den Besuch eines Hrn. Giebert aus Hamburg, eines Ingenieurs, welcher, mit Straßen- und anderen Bauten beschäftigt, viele Jahre in Südamerika und unter Anderm auch in Uruguay zugebracht hatte, wo hunderttausende von Ochsen und Schafen lediglich der Häute und des Fettes wegen geschlachtet werden; er erzählte mir, wie peinlich für ihn im Rückblick auf Europa immer die Empfindung beim Wahrnehmen der Vergeudung des Fleisches dieser Thiere gewesen sei, von dem nur der allerkleinste Theil zum Einsalzen verwendet und das übrige meistens in die Flüsse geworfen wird, und daß stets der lebhafteste Wunsch in ihm thätig gewesen, dieses Fleisch auf eine nützliche Weise zu verwerthen. Da seien ihm meine chemischen Briefe zu Gesicht gekommen, worin der Fleischextrakt beschrieben sei; er sei darum nach München gereist und entschlossen, wenn er die Fabrikation desselben erlernen könne, nach Südamerika zurückzukehren, um dort eine Anstalt zu dessen Gewinnung zu gründen. Es war Hrn. Giebert Ernst mit seinem Vorhaben; er kehrte im Sommer 1863 nach Uruguay zurück, aber es dauerte beinahe ein Jahr, ehe er mit den in Berlin angefertigten Apparaten, bei den vielen Schwierigkeiten, die sich dort der Aufstellung derselben, überhaupt der Einrichtung und Einführung einer neuen Sache entgegenstellten, so weit war, um die Fabrikation beginnen zu können. Ich habe kaum jemals eine größere Freude empfunden, als die, welche mir ein Brief von ihm gewährte, worin er mir die Anzeige machte, daß das erste Produkt seiner Fabrikation von Fleischextrakt nach Europa von ihm abgesendet worden sei."

Neue Bücher.

Die preußische Expedition nach Ostasien. Nach amtlichen Quellen. Erster Band. Mit 12 Illustrationen und 2 Karten. Berlin. Verlag der königlichen geheimen Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker) 1864.

Selten hat wohl ein Reiseunternehmen eine so zahlreiche Literatur im Gefolge gehabt, wie die preußische Expedition nach Ostasien. Es sind darüber außer dem vorliegenden, welches den Beschluß macht, noch vier andere Werke erschienen, nämlich von Werner, Heine, Maron und Spieß. Sie sämmtlich handelten nur von den gegenwärtigen Verhältnissen der Länder, die man besucht hat und gaben nur hier und da, wo es die Erläuterung des Gegenstandes erforderte, historische Blicke in die Vorzeit des „Sonnenaufganglandes". Werners Buch ist bei Weitem das

anziehendste und am besten geschriebene, an feinen Beobachtungen reichste; aber in allen zuletzt genannten waltet doch das touristische Element vor, und die mitgetheilten Beschreibungen der Länder und Völker waren eigentlich nichts Neues, denn an Reisebeschreibungen über jene Gegenden und an eingehenden Werken überhaupt war ja kein Mangel. Namentlich liegen englische, amerikanische und holländische Bücher zu Genüge vor; trotzdem war es erfreulich, auch die Dinge vom deutschen Standpunkte besprochen zu sehen.

Einen ganz andern Plan als die bisher erschienenen Werke verfolgt die offizielle Darstellung. Es ist bei derselben kein Verfasser genannt, und das persönliche Interesse tritt dabei ganz zurück; so wird das Buch zu einer Chronik der Reise, in welcher Excurse über alle einschlagenden Gegenstände angebracht sind. Nicht nur das, was die Reisenden sahen, wird uns mitgetheilt, sondern die ganze Entstehungsgeschichte der Expedition wird uns erzählt. Außer dem allgemeinen beschreibenden Theile, dessen erste Abtheilung uns vorliegt, wird noch ein rein wissenschaftlicher Bericht von den der Expedition beigegebenen Fachgelehrten und ein artistischer aus landwirthschaftlichen Darstellungen bestehender veröffentlicht werden.

Das Buch beginnt nicht gleich mit der Beschreibung der Reise, sondern es gibt eine sehr werthvolle einleitende Schilderung über die Geographie, Geschichte und Religion Japans, die in ihrer übersichtlichen gedrängten Kürze denen sehr willkommen sein muß, die nicht im Besitze größerer Werke über diese Gegenstände, wie z. B. des Siebold'schen, sind. Höchst nothwendig war es auch, um ein Verständniß der eigenthümlichen Zustände Japans zu erlangen, daß die so wenig gekannten politischen Verhältnisse dieses Landes, die Absperrung desselben gegen Fremde und dessen endliche Aufschließung besprochen wurden. Nur durch diesen einleitenden Abschnitt gewinnen wir einen Einblick in die wundersamen staatlichen Einrichtungen dieses Volks, dessen ganze Gesittung von der unsrigen so grundverschieden ist, das auf einer selbstständigen und bedeutenden Stufe der Kultur steht und durchaus nicht nach europäischem Maßstabe beurtheilt sein will.

Der amtliche Reisebericht beginnt mit einer Schilderung Singapore's, dann werden die Seefahrten der beiden Schiffe Thetis und Arkona von dieser hinterindischen Hafenstadt nach Yeddo geschildert. Es folgt eine Beschreibung der diplomatischen Unterhandlungen und eine lebhafte Schilderung dieser Hauptstadt Japans selbst, mit der wir unsere Leser bereits im Auszuge bekannt machten.

Die künstlerische Ausstattung dieses ersten Theiles zeichnet sich dadurch aus, daß bei den mitgegebenen photolithographischen sehr treuen und charakteristischen Landschaftsbildern das neue Verfahren Osborne's angewendet ist. Obgleich die Mitteltöne in den Schraffirungen weniger gut hervor treten, so sind doch die Vegetationsansichten sehr hübsch; weniger gelungen erscheinen die Uebersichtskarten.

Der Montblanc. Darstellung der Besteigung desselben am 31. Juli, 1. und 2. August 1859. Ein Blick in die Eislandschaften der europäischen Hochalpen. Von Dr. W. Pitschner. Zweite Auflage. Genf 1864. Selbstverlag des Verfassers. In Commission bei F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wir haben bereits mehrfach Gelegenheit gehabt, im Globus (II, S. 29; VII, S. 251) auf das kühne und glücklich durchgeführte Unternehmen des Dr. Pitschner hinzuweisen. Seine mit vielen Kosten und Mühen durchgeführte Besteigung des europäischen Bergriesen wird stets unter den vielen Erklimmungen, welche in letzterer Zeit stattfanden, einen der ersten Plätze einnehmen. Der Verfasser war mit allen wissenschaftlichen Kenntnissen, die zu einem solchen Unternehmen erforderlich sind, vollkommen ausgerüstet, und darum ist die Ausbeute, welche er von seiner gefahrvollen Tour mit zurück brachte, bei Weitem größer, als die aller bisherigen Besteiger. Er bietet uns eine ziemlich vollständige Monographie des Montblanc, und das vorliegende Werk, welches für das größere Publikum eben so wie für die Männer der Wissenschaft geschrieben ist, liest sich klar und anschaulich; wir wünschen ihm auch in seiner zweiten Auflage eine weite Verbreitung. Die Beschreibung der Schwierigkeiten, welche sich dem Alpenwanderer entgegenstellen, ist so klar und ausführlich gegeben, daß Pitschner von nun an wohl der beste Führer für alle Montblanc-Besteiger sein wird. Nach einigen einleitenden Worten gibt er uns eine Geschichte der 26jährigen vergeblichen Versuche zur Erreichung des Gipfeldomes. Dann schildert der Verfasser seine eigene Besteigung des Berges, die wir früher (Globus II, S. 29) mittheilten. Die specifisch wissenschaftlichen Resultate derselben sind in den betreffenden Fachzeitschriften veröffentlicht worden. Die beigegebenen Farbendrucke dienen zur Veranschaulichung der Reise und geben ein deutliches Bild derselben. Vom künstlerischen Standpunkte aus betrachtet genügen sie aber nur mäßigen Ansprüchen.

Im Golf von la Spezia und am Comersee. Skizzen und Studien aus dem Sommer und Winter 1862 bis 1863. Von Prof. Dr. Schellenberg. Leipzig und Stuttgart. Otto Purfürst. 1865.

„Jede neue Schrift über Italien scheint der Entschuldigung und Rechtfertigung zu bedürfen. Ich würde es für eine Thorheit halten, dem Publikum die meinige anzubieten, wenn ich nicht im guten Glauben stünde, in dem umgewühlten Boden noch einige unbeachtet gebliebene Merkwürdigkeiten aufgefunden zu haben."

Mit diesen Worten führt der Verfasser sein Buch ein; wir haben uns dasselbe auch unter diesem Gesichtspunkte angesehen und gefunden, daß er Recht hat. Ihm war es vergönnt, unter den günstigsten Verhältnissen in der Tremezzina am Comersee einen ganzen Herbst, Winter und Frühling in beschaulicher Muße zu verbringen. So lernte er eine bestimmte Gegend *genau* kennen und kann sie uns somit besser schildern, als diejenigen Touristen, welche schnell von einem Ort zum andern ziehen und überall nur flüchtige Eindrücke mitnehmen. Die Schilderungen vom Comersee erscheinen uns freilich hier und da als alte Bekannte; ganz anders aber ist es bei der Beschreibung des Golfes von la Spezia. Schellenberg war der erste Deutsche, welcher dort die Badekur gebrauchte, und er kann unseren Landsleuten nicht dringend genug das hübsche Seebad, das mit zweckmäßigen Einrichtungen den Reiz der landschaftlichen Schönheit und mit der städtischen Bequemlichkeit den Genuß des ländlichen Stilllebens verbindet, empfehlen. Seine Mittheilungen haben hier den vollen Reiz der Neuheit, und er weiß das von unseren Begriffen ganz verschiedene *Badeleben in la Spezia* sehr anschaulich zu schildern.

Der Italiener betrachtet das Seebad nicht etwa wie eine anstrengende, mit Vorsicht und nach gewissen Regeln zu betreibende Kur, sondern genießt es zusammen mit seinem Sorbetto wie eine Erfrischung, und es ist für ihn ein dringendes Bedürfniß und gehört zu seiner Zeiteintheilung, alljährlich den Sommer im Wasser, wie den Herbst auf dem Lande zuzubringen. Hieraus ist es erklärlich, daß in den italienischen Seebädern alle einem Kurort zukömmlichen Einrichtungen vermißt werden, daß man namentlich nach dem Badearzt vergebliche Nachfrage halten würde. Für Bälle, Conzerte und grüne Tische ist nicht gesorgt, mit einem Worte es fehlt Alles, was wir „Saison" nennen. Für Oberitalien sind die Hauptbäder Nizza, Genua und Pegli; für Mittelitalien Spezia. Der Preis der Bäder in la Spezia ist gering, denn man zahlt für ein Dutzend Billete, einschließlich der Wäsche und der Badebekleidung, nicht mehr als fünf Frank. Die Anstalt besteht aus 15 mit Jalousien und dem unentbehrlichsten Mobiliar versehenen, auf Pfählen im Wasser ruhenden Häuschen. Der Badegrund ist fest und weich, das Wasser ist von einladender Reinheit und Klarheit, der Gehalt an Bittersalz beträchtlicher als in Nizza. Die Temperatur zeigte vom 10. August bis zum 6. September einen ziemlich beharrlichen Charakter. Das Minimum, um 6 Uhr früh, schwankte zwischen 15 und 17 Grad; das Maximum trat gewöhnlich Nachmittags um 3 Uhr ein, regelmäßig mit einem Grad mehr als die Luftwärme. Die Italiener bleiben sehr lange im Wasser, und wenn auch nicht immer ein handgreiflicher Schaden in Folge dieses Mißbrauches nachgewiesen werden kann, so leidet es doch keinen Zweifel, daß dadurch die Einwirkung auf die Nerven entweder überreizt oder abgestumpft wird. Die Art und Weise, wie sie sich im Bade selbst gebahren, hat für uns etwas geradezu Unbegreifliches, Verblüffendes. Abwechselnd gehen sie, höchstens bis zur Brust im Wasser, einzeln oder zu zweien wie auf der Promenade ruhig hin und her, abwechselnd stehen sie, allein oder im Gespräch, Viertelstunden lang auf einer und derselben Stelle. Hierbei sieht sie weder die Sonnenhitze an, denn sie baden am liebsten während der heißen Tageszeit, noch der scharfe Luftzug, der die trägen Wellen aus ihrer Ruhe aufstöbert. Die Trennung der Geschlechter hört auf, sobald man im Kostüm ins freie Wasser hinaus tritt. In dem gemeinschaftlichen Bassin gruppiren sich die Badenden je nach Belieben und nach den stattfindenden Beziehungen. Anfangs beschleicht uns wohl bei diesem ungewohnten Anblicke eine ängstliche Empfindung, allein die

Unbefangenheit, der tadellose Anstand, womit dieser Kultus der Natürlichkeit ausgeübt wird, hilft uns bald über jede Bedenklichkeit hinweg, und am Ende finden wir sogar, daß der wahren Humanität die offene rück- und hinterhaltlose Bekennung der natürlichen Verhältnisse besser anstehe als der durchsichtige Schleier, in den die Prüderie dieselbe zu verhüllen liebt. Nuditäten werden in Italien weder geflissentlich, noch verschleiert zur Schau getragen, wenn sie aber da stattfinden, wo sie hingehören, nimmt man daran kein Aergerniß. Uebrigens bedienen sich die Männer, selbst der niederen Klassen, im Bade durchgehends des bekannten einfachen Kostüms, während den Frauenzimmern die Sitte eine weit vollständigere Verhüllung vorschreibt, nämlich kurze Pantalons und eine Blouse von dunklem Zeuge, gewöhnlich aus Einem Stück; der Kopf wird durch einen groben, sehr umfänglichen Strohhut geschützt, die Füße, wo die Beschaffenheit des Bodens es erheischt, durch korksohlige Gurtschuhe.

Abgesehen von den besonderen Heilkräften, die der Luft und dem Wasser des Südens zukommen, erregt das Mittelmeer das ästhetische Interesse in ungleich höherem Grade als jedes nördliche Gewässer. Der Stoff ist derselbe, aber Bewegung, Farbe, Licht und Schatten, Einfassung so ganz verschieden, wie auch Sonne, Himmel, Luft und Erde. Mit dem Charakter der Größe und Majestät verbindet es den ausschließlichen Ruhm der Schönheit, welche unter immer neuen Formen die Bewunderung erregt. An der Küste, wo die Schaumtropfen aufspritzen, auf den Felsen, an deren Fuß die Brandung nagt, auf der Höhe der Berge, überall kleidet sich diese auf Farben und Bewegung beruhende Schönheit in eine besondere Gestalt.

Aus allen Erdtheilen.

Telegraphen in Australien. Nach einer melbourner Zeitung ist die Telegraphenverbindung zwischen Brisbane, etwa 1200 Miles nördlich von Melbourne und Adelaide, etwa 600 Miles südlich von dieser Stadt, zusammen 1800 Miles, vollständig hergestellt. Die Linie geht durch Sydney und Melbourne, wird aber bald weiter nördlich bis zu der rasch emporwachsenden Stadt Rockhampton in Queensland ausgedehnt. Die schwarzen Eingebornen haben sich noch nirgends an den Drähten vergriffen.

Aus Süd- und Central-Amerika. In Rio de Janeiro erscheint seit Anfang des Jahres 1865 eine englische Zeitung, „um den britischen Interessen Vorschub zu leisten, dieselben zu entwickeln und Vorurtheile zu beseitigen". Drei oder vier deutsche Blätter kommen schon seit längerer Zeit in Brasilien heraus. Die bedeutendste unter denselben ist die „Deutsche Zeitung" zu Porto Alegre in der Provinz Rio Grande. Der Herausgeber, Herr Karl von Koseritz, vertritt die deutschen Interessen mit großer Wärme, und wir wollen ihm dafür ausdrücklich unsere Anerkennung zollen.

In Paraguay ist die Telegraphenlinie von der Hauptstadt Asuncion, den Paraguaystrom entlang, bis nach Villa Oliva, 72 Miles, vollendet worden. Sie wird bald bis Humaytá vollendet und dann 75 Legnas lang sein.

Der Plan, eine Eisenbahn zwischen Chile und den argentinischen Landen über die Andes zu bauen, kann erst in späterer Zeit verwirklicht werden. Es ist aber den Bewohnern auf beiden Seiten des Hochgebirges viel daran gelegen, daß der jetzt nur auf Saumpfade angewiesene Verkehr durch eine fahrbare Straße erleichtert werde. Jetzt hat sich ein Unternehmer aus England, Carpenter, erboten, eine solche binnen drei Jahren herzustellen; sie soll mindestens 15 Fuß breit sein. Der argentinische Präsident Mitre hat den Vorschlag angenommen und das Privilegium ertheilt; von Chile verlangt Carpenter die Ermächtigung auf die Dauer von 20 Jahren zur Erhebung einer Abgabe von jedem Karren oder Wagen, und daß die chilenische Regierung ihre Chaussee von Curico bis zum Fuße des Gebirges in gutem Stand erhalte.

Der Telegraph zwischen Taena und Talcahuano (Chile) wird bald vollendet sein. Er berührt die Städte Parral, Linares, San Carlos, Chillan und Concepcion, und hat auch eine Abzweigung von Parral nach Canquenes.

Eine Quecksilbergrube ist in den Straßen von Valparaiso entdeckt worden. Ein Professor der Mineralogie, Larroegne, hat dieselbe von Amtswegen untersucht und sein Gutachten dahin abgegeben, daß sie sehr ergiebig sei.

Zu Rosario am Parana war im Februar ein Vließ von einem einzigen Schafe ausgestellt, das allgemeine Verwunderung erregte. Dieses Wollvließ wog volle sechszehn Pfund. Die Schafart, welche dergleichen trägt, ist sehr groß, stammt von den Merinos ab und weidet im Gebirgslande der Provinz Catamarca. Die Wollfaser hat eine Länge von 10 bis 14 Zoll. In Dublin, wohin dieses Vließ zu Ausstellung kommt, wird es gewiß große Aufmerksamkeit erregen.

Einwanderung nach Buenos Ayres. Es ist Thatsache, daß die europäischen Einwanderer in den argentinischen Landen sich vortrefflich befinden. Die von der Regierung eingesetzte Commission, welcher die Fürsorge zu Gunsten der Ankommenden obliegt, machte im Februar Folgendes bekannt: Was die Arbeitslöhne betrifft, so bekommen Gärtner monatlich 500 bis 600 Dollars (Papier, deren etwa 25 auf einen Silberdollar gehen), Schäfer 300 bis 400, Feldarbeiter 400 Dollars, alle inclusive Essen und Trinken. Auf den Landgütern in unmittelbarer Nähe der Hauptstadt können tausende von Feldarbeitern sofort lohnende Beschäftigung erhalten, andere ein Unterkommen in den blühenden Colonien von Santa Fé, Baradero und San Juan finden. Im Sommer erhält ein Feldarbeiter täglich 40 bis 50 Dollars. Hausdiener erhalten monatlich nebst Beköstigung 300, Mägde bis zu 400, Köche 400 bis 500, Knaben von 10 bis 15 Jahren 100 bis 150 Dollars; Kleidermacherinnen und Näherinnen 350 Dollars, Wäscherinnen eben so viel. Maurer täglich 40, Zimmerleute bis 55, Schmiede bis 45, Schuhmacher 40 bis 50, Schneider 25 bis 30 Dollars, Taglöhner eben so viel. Jeder Handwerker findet sofort nach seiner Ankunft lohnenden Erwerb; Eisenbahnarbeiter bekommen täglich 40 Dollars. Bergleute sind in den Provinzen San Juan, Mendoza, La Rioja, Catamarca, Jujuy, Salta und Cordoba sehr gesucht.

Die Stadt Buenos Ayres gewinnt einen immer größern Umfang; im Jahr 1864 sind nicht weniger als 827 neue Wohnhäuser aufgeführt und 450 verbessert und vergrößert worden. Arbeitslöhne und Baustoffe sind dort sehr theuer.

In Ecuador ist von der fahrbaren Straße, welche von Quito nach Esmeraldas am Stillen Weltmeere führen soll, mehr als ein Drittel vollendet.

Die Westindia and Pacific Steam Navigation Campany hat jetzt nicht weniger als 19 Dampfer in der Fahrt. Sie vermittelt bekanntlich den Verkehr auch mit der Westküste von Südamerika und hat jüngst in ihrem Dienste viele Reformen eingeführt, die allerdings sehr nöthig waren.

Aufschwung des Bergbaus in Mexico. Wenn es dem neuen Kaiserreiche gelingt, in diesem Lande Wurzeln zu treiben und Ruhe herzustellen, dann ist nicht daran zu zweifeln, daß insbesondere der Bergbau einen bedeutenden Aufschwung nehmen werde. Dem londoner Mining Journal zufolge setzt man zunächst besonders große Hoffnungen auf die Provinz Sonora, die bekanntlich von der pariser Politik scharf ins Auge gefaßt wird, und wo jetzt eben französische Ingenieure mit einigen Compagnien Soldaten das Land durchforschen. Von Wichtigkeit ist besonders der Umstand, daß man in dem holzarmen Mexico an mehr als einem Punkte Steinkohlen gefunden hat; so z. B. fand Baron Mörner dergleichen in Guerrero, zwei andere wurden bei Iturbide entdeckt, wo auch Erdpech gewonnen wird; bei Tenancingo hat man das jetzt, wie es scheint, unvermeidliche Petroleum gefunden. Zinnober bei Sultepec und Jaspis bei Acatlan. Mehrere Franzosen haben angefangen, neue Eisengruben in Angriff zu nehmen. Für Mexiko kommt übrigens zunächst Alles darauf an, so viele fahrbare Wege als irgend möglich herzustellen.

Perlenaustern in Costarica. Ausgedehnte Austernbänke liegen nicht nur vor der Küste dieses Staates, sondern auch vor jener von Chiriqui. Vor etwa 12 Jahren wurde ein Versuch zur Ausbeutung derselben gemacht, derselbe gerieth aber ins Stocken; jetzt wird er wieder aufgenommen. Die Bänke ziehen sich viele Meilen weit an der Küste hin und sollen „unerschöpflich" sein. Zwar wimmelt es gerade bei ihnen von Haifischen, man hofft aber, daß sie den Tauchern unter der Glocke nichts werden anhaben können.

Der Weinbau in Algerien. Amtliche Berichte melden über dessen Fortschritte Folgendes: Im Jahre 1862 waren in Algerien 16,000 Acker Land mit Reben bepflanzt; von diesen lagen 8000 in der Provinz Algier, 5500 in der Provinz Oran und 1500 in der Provinz Constantine. In diesen Weingärten wurden 43,222 Hectoliter Wein und 18,472,912 Pfund Eßtrauben erzeugt. Die hauptsächlichen angepflanzten Rebensorten waren Chasselas-Burgunder, Alicante und Grenache. Aber die algerischen Weine leiden alle an starker Säure, und man versucht jetzt auf allerlei Art, diese zu beseitigen. Im Jahre 1863 wurden eine Menge neuer Rebenpflanzungen sowohl von Colonisten als heimischen Arabern angelegt. Die Zahl der Winzer betrug 27,281, von denen etwa 22,000 Eingeborne und 5000 Colonisten waren. In dem eben genannten Jahre war die mit Weingärten bebaute Fläche auf 87,000 Acker gestiegen; 50,000 derselben waren mit blauem und der Rest mit weißem Weine bestellt. Diese vertheilten sich nach den Provinzen: Algier mit 10,500 Acker lieferte 83,000 Hectoliter Wein und 8½ Million Pfund Eßtrauben; Constantine: 64,000 Acker, 30,000 Hectoliter Wein und 4,100,000 Pfund Trauben. Oran: 12,500 Acker, 20,000 Hectoliter und zwei Miltionen Pfund Trauben. Die Pflanzungen in Constantine sind noch zu jung, als daß sie schon viel Wein liefern könnten.

Häringsfang im Schwarzen Meere. Man schreibt dem Odessaer Boten aus Feodosia: Nachdem im Jahre 1861 der Häringsfang bei Feodosia ungemein reich gewesen war, hat er in den letzten Jahren beinahe ganz aufgehört. Die Ursache hiervon ist nicht etwa das Verschwinden des Fisches, sondern die mangelhafte Art des Fanges. Dieser findet gewöhnlich im November und Dezember statt. Bei ruhigem Wetter nähern sich die Häringe in ungeheurer Menge der Küste, bei stürmischem Wetter entfernen sie sich von derselben und suchen die Tiefe auf, wo sie ruhigeres Wasser finden. Die Monate November und Dezember waren in den Jahren 1862 und 1863 sehr stürmisch. Nun sind aber die Netze, die zum Häringsfang gebraucht werden, sammt und sonders zu klein und zu enge. An flachen Stellen fängt man mit ihnen noch eine ziemliche Menge von Fischen, an tiefen aber nicht. Statt daß aber die Fischer ihre Netze verbessern, bleiben sie lieber vom Meere weg, und so liegt der Häringsfang gänzlich darnieder.

Einwohnerzahl Großbritanniens und Irlands 1864. Im Jahre 1864 wurden in England 739,763 Kinder geboren, und 495,520 Menschen starben. In Schottland betrug die Zahl der Geburten 112,445 und der Todesfälle 74,303. Die Geburten betrugen in England 3.65 Prozent der Gesammtbevölkerung und in Schottland 3.60 Prozent. Das Prozent der Todesfälle 2.38 und 2.35. Beide, Geburten und Sterbefälle, überstiegen die gewöhnliche Durchschnittssumme. Die natürliche Zunahme der Bevölkerung während des verflossenen Jahres durch Ueberwiegen der Geburten über die Sterbefälle war 244,243 in England und 38,142 in Schottland, mithin in Großbritannien zusammen 282,385. Unter den Einwanderern nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika finden sich 73,365 Schotten und Engländer angeführt. Die Zahl der Bevölkerung in der Mitte des Jahres 1864 ward angenommen für

England mit 20,772,000 Einw.
Schottland mit 3,118,700 Einw.

Mithin für Großbritannien 23,890,700 Einwohner.

Die Einwohnerzahl Irlands beträgt 5,764,543. Diese Zahl muß immerhin, wenn man irische Zustände und die starke Auswanderung bedenkt, sehr hoch erscheinen. Im Jahre 1841 hatte die Bevölkerung Irlands die Ziffer von 8,175,124 erreicht. Ohne Mineralreichthum, ohne große Industrie oder große Städte, war das Land mit Menschen überfüllt, deren Existenz für den Volkswirth ein dunkles Räthsel war. Da trat die amerikanische Auswanderung in großartigem Maßstabe auf, und zu tausenden zogen die Kinder der „Smaragdinsel" nach der neuen Welt, und ihre Anzahl auf beiden Erdhälften wird jetzt auf 16 Millionen geschätzt.

Das Kiltgehen in der Schweiz. Ueber diese Sitte finden wir in der so eben erschienenen trefflichen Schweizerkunde von H. A. Berlepsch folgende Auskunft: Die Zahl der unehelichen Geburten beträgt in der Schweiz durchschnittlich nur 5½ Prozent. Diese Quote der unehelichen Geburten würde sich aber größer zeigen, wenn nicht in sehr vielen Fällen durch die der Geburt noch kurz vorhergehende Heirat die Zahl noch um ein Wesentliches gemindert würde. In vielen Kantonen besteht nämlich noch die wohl aus burgundionischen Zeiten herstammende Sitte des Kiltgangs. Hiermit, oder wie es in einigen Alpengegenden heißt, „z Liecht goh", bezeichnet man im Allgemeinen die nächtlichen Besuche junger lediger Bursche bei heiratsfähigen Mädchen mit Wissen der Eltern. Ist der Knabe mannbar geworden, so muß er sich bei der Knabenschaft, d. h. bei den Jünglingen des Orts durch irgend ein Positum, gewöhnlich ein bestimmtes Quantum Wein, einkaufen und von ihnen die Berechtigung erhalten, mit ihnen als „Nachtbube" die Gassen des Orts nächtlicher Weile zu durchstreifen. Die Knabschaften des Orts sind ungemein eifersüchtig untereinander; sie wollen durchaus nicht gestatten, daß ein „Fremder" Liebschaft mit einem Mädchen ihres Orts anknüpft; sie wollen das Vermögen des Orts durch Wegheiraten wohlhabender Mädchen nicht schmälern lassen. Ist einer wirklicher Kilter, hat er die Gunst eines Mädchens errungen, so eilt er vermummt, den Kopf mit einem Tuche verhangen, nächtlich zu ihr. Im raschen Laufe geht es über Stock und Stein, und zwar nicht ohne Gefahr und Abenteuer; er muß Umwege machen, oder, da Haß, Neid und Eifersucht im Spiele sind, sich mit „Nutzen" durchschlagen. In dem Faustkampfe geht es oft blutig her; schon Mancher ist zum Krüppel oder zum Todtschläger und Züchtling geworden. Hat er sich durchgefechtagen, so findet er sein harrendes Mädchen, steigt durchs Fenster zu ihr ein, koset mit ihr, wird mit Naschwerk und Kirschwasser bewirthet und bringt die Nacht bei ihr zu. Der Waadtländer nennt es „aberdzi", beherbergen. Der Gebirgsbewohner dieses Kantons, sowie auch namentlich derjenige Graubündens, respektirt die jungfräuliche Ehre und hat Achtung vor der Enthaltsamkeit; im Mittellande wirds weniger genau genommen. Die Eltern wissen es und müssen es geschehen lassen, wenn sie ihre Tochter unter der Haube sehen wollen, weil es einmal so Sitte ist. Denn der Kiltgang ist, wo der Volksbrauch, so allgemein, daß Arm und Reich demselben huldigen. Es gibt in der Schweiz nicht wenig einsichtsvolle Leute, die dem Kiltgang ernstlich das Wort reden. Uneheliche Kinder sind das endliche Ergebniß. Auch hier hat die Gesetzgebung über Unzuchtsvergehen gesucht, hemmend einzugreifen. Die Strafpraxis ist in manchen Kantonen sehr streng, mitunter sogar spartanisch und trifft in der Regel die armen Opfer der Leichtgläubigkeit härter als deren Verführer.

---

v. H. **Meteorologische Perturbationen.** Der k. k. geographischen Gesellschaft in Wien wurde von Herrn Dr. Friedmann in München eine Abhandlung über die Unregelmäßigkeiten der Witterungserscheinungen eingesandt. Derselbe erklärt die Perturbationen der meteorologischen Prozesse durch den Contact der äußern Luft mit den Erdinnern! Er sagt: Nach Humboldt zählt man 425 Vulkane, von welchen 207 thätig sind. Die äußere Luft steht also durch 207 Feuerschlünde mit dem Erdinnern in Verbindung. Man darf annehmen, daß von diesen 207 Vulkanen täglich ungefähr einer eine Eruption habe, welche in den oberen Luftschichten bedeutende Störungen verursache, die durch die weithin sich mittheilenden erschütterten Luftwellen in großer Entfernung von dem betreffenden Vulkane die Unregelmäßigkeit in den täglichen Witterungserscheinungen zur Folge habe. Diese Abhandlung dürfte demnächst in der wiener geographischen Gesellschaft der Gegenstand einer eingehendern Erörterung werden. Wir werden uns erlauben, auf diesen interessanten Punkt seiner Zeit ausführlicher zurück zu kommen.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Die Alhambra.

I.

Lage derselben. — Pilar de Carlos Quinto. — Thor der Gerechtigkeit. — Inschriften. — Der Cisternenplatz. — Palast Karls V. — Der Wachtthurm. — Der Myrtenhof. — Die Alhambravase. — Der Gesandtensaal und Comaresthurm. — Die Azulejos. — Maurische Architektur.

„Wer Granada nicht sah, der hat nichts gesehen!“ So lautet der stolze Spruch der Granadiner, und wahr ist es: die Schönheit der Lage unmittelbar am Fuße der mächtigen Ausläufer des Gebirges mit dem Hintergrunde der schneegekrönten Gipfel der Sierra Nevada, die köstlich frische Vegetation, durch die Fülle der überall hervorsprudelnden Wasser bedingt, und dann das herrliche Königsschloß der Alhambra, das Alles fesselt mit zauberischem Reiz. Hier begreift man wohl die schmerzliche Sehnsucht, mit der die vertriebenen Söhne Granada's nach der verlornen Heimat zurückblickten, und die so Viele in freiwilligen Tod trieb. Noch jetzt ist drüben in Afrika die Erinnerung daran nicht erloschen. Granada ist dem Marokkaner das irdische Paradies, seine einstige Wiedergewinnung das höchste Ziel nationalen Ehrgeizes; und ist ein Maure in düstres Nachdenken versunken, so sagt man von ihm: er denkt an Granada!

Schon die Lage der Stadt ist so zauberisch, daß sie allein genügt, von Fern und Nah Fremde zur Beschauung herbeizulocken; aber was wäre Granada ohne die Alhambra, ohne dieses steingewordene Märchen aus Tausend und Eine Nacht! Unter den maurischen Bauwerken nimmt sie unbestritten den ersten Rang ein, ja, sie gehört entschieden zu den ersten Architekturen der Erde. Wie oft ist sie nicht geschildert worden! Bald waren es Reisende aller europäischen Kulturnationen, die ihre Feder in die Glut der Poesie tauchten, bald ernste Männer der Wissenschaft, bald Künstler, die uns je nach ihrem Standpunkte lebenswahre Schilderungen vorführten. Aber dieser Architektur gegen-

Thor der Gerechtigkeit. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

über muß die beredteste Sprache arm erscheinen; das Wort, und sei es noch so treffend gewählt, genügt nicht, uns dieses Wunder zu beschreiben. Wer die Alhambra an Ort und Stelle nicht sehen kann, dem mag die herrliche, verkleinerte Nachbildung im Sydenhamer Krystallpallaste das beste Bild liefern, und wem auch diese unzugängig blieb, dem bieten wir heute die mit photographischer Treue wiedergegebenen und durch geniale Staffage belebten Bilder des großen französischen Zeichners Gustav Doré. Mit Hilfe dieser Bilder und an der Hand der besten Beschreiber*) erhalten wir ein deutliches Bild des unvergleichlichen Königsschlosses.

Die Akropolis der maurischen Könige thront östlich von der Stadt auf dem Cerro de Santa Elena genannten Ausläufer der Sierra Nevada. Der Hügel senkt sich nach Süden zu sanft in das breite Thal des Jenil hinab, während er nach Norden zu schroff in das steile Thal des Darro abfällt. Er ist durch eine breite Schlucht, welche der Park der Alhambra ausfüllt, in zwei Hälften getheilt, von denen die niedrigere die berühmten Torres bermejas (rothen Thürme), die höhere die Alhambra trägt.

Die Straßen in dem Stadttheil Granada's, welcher nach der Alhambra zu liegt, sind allesammt erstaunlich eng, doch deuten häufig alte Frescomalereien und Skulpturen an den Häusern, sowie noch einige leidlich erhaltene Patios (Höfe) voll Lorbeersträucher und Rosen nach der poetischen Maurenzeit zurück. Riesige Aloes und Cactus schauen zwischen ärmlichen Hütten und Schutthaufen hervor und gemahnen an die ewige Kraft der Natur, der Gebrechlichkeit menschlicher Bestrebungen gegenüber.

Durch die Straße des los Gomeles gelangt man an das von Karl V. erbaute äußere Thor der weitläufigen Burg, deren röthliche Wallmauern und 13 viereckige Thürme hier zuerst sichtbar werden. Das mit Granada's Wappen, dem Granatapfel, gezierte Thor, de los Granadas genannt, ist von plumper Architektur und nur mäßig groß; doch erschließt es den Eingang zu einem prächtigen Park, durch den drei breite, wohlerhaltene Alleenwege nach den verschiedenen Theilen der Burg hinansteigen. Der mittlere Weg ist die schöne von Wellington gepflanzte „Allee der Rothen". Schlanke Ulmen begleiten diesen langen, schattigen, trefflich erhaltenen Gang, vielleicht den schönsten in ganz Spanien, dem es an hochstämmigen Schattenspendern sonst so sehr fehlt. Rechts und links rieseln, zum Theil unsichtbar, in Steinrinnen gefesselte Quellen, plätschern vielgeschwätzige Wasserfälle zwischen Rosenhecken und Buschwerk hervor, und silberklare Springbrunnen vermischen ihr anmuthiges Lispeln mit dem Gesange der Vögel. Zum Theil sind diese Marmorbecken von recht hübscher Skulptur; auch passirt man einen durch seinen Wasserreichthum ausgezeichneten Brunnen, den der Marquis von Mondejar zu Ehren Karls V. errichten ließ. Dieses Monument, welches el Pilar de Carlos Quinto genannt wird, liegt an der mächtigen Terrassenmauer, welche die Burg von dieser Seite umschließt, und ist im Renaissancestyl erbaut. Der Marmor, aus welchem es besteht, ist mit Genien, Delphinen, Flußgöttern und anderen mythologischen Gestalten bedeckt.

Bald darauf steht man vor dem Thurme der Gerechtigkeit oder dem Arco de justicia, dem alten hohen Eingangsthore mit dem schönen hufeisenförmigen Bogen, unter dem der Kadi Recht zu sprechen pflegte. An der Pforte befindet sich eine höchst interessante Inschrift, welche uns die Zeit der Erbauung und den Meister, welcher sie schuf, angiebt. Nach der Uebersetzung des spanischen Orientalisten Pasqual de Gayangos lautet sie folgendermaßen: „Dieses Thor, Thor des Gesetzes genannt, ward auf Befehl des Herrschers der Gläubigen, des gerechten und kriegerischen Sultans Abulhadschadsch Jusuf, erbaut, der ein Sohn des kriegerischen und frommen Herrn, des Sultans Abul Walid Ibn Nasir war. Möge Gott seine treue Befolgung der Religion und seine Verdienste um die Vertheidigung des Glaubens belohnen! Das Thor ward im ruhmreichen Monate Juni 749 (im Jahre 1348 der christlichen Zeitrechnung) vollendet. Möge der Allmächtige diese Pforte zu einer Schutzmauer machen und seinen Bau unter die Thaten der Gerechten einschreiben."

Die Inschriften der Alhambra, welche über den größten Theil des Palastes verbreitet sind, zerfallen in drei ganz verschiedene Arten. Zunächst die Ayat, religiöse dem Koran entnommene Sprüche; dann die Asja, gleichfalls religiöse oder mystische Verse, die aber nicht im Koran stehen, und endlich die Aschar, Lobsprüche auf diejenigen Könige von Granada, die allmälig an der Alhambra gebaut oder zu deren Verschönerung beigetragen haben. Die beiden ersten Arten von Inschriften sind gewöhnlich in kufischen Charakteren ausgeführt. Diese Schriftzeichen haben ein ungemein nobles Ansehen, sie schneiden sich in rechten Winkeln oder krümmen sich in eleganten Biegungen, welche sich in passender Weise mit der ganzen Ornamentik verschlingen.

Die Aschar, welche oft langathmige, von Lob überfließende Gedichte auf die Herrscher enthalten, sind in den gewöhnlich Neskhy genannten afrikanischen Charakteren ausgeführt. Ihr Anblick ist weniger streng als der, welchen die kufischen Zeichen darbieten; trotzdem sind sie sehr sauber ausgeführt und verbinden sich auch sehr hübsch mit den Arabesken, ohne die sie nie vorkommen. Meistens sind die Buchstaben golden aufgetragen. Sie zogen sich in langen Streifen sowohl im Innern der Gemächer, als an den äußeren Wänden des Hofes hin. Durch die nöthigen Ausbesserungen ist die Farbenpracht verschwunden, und wo in den Inschriften Stellen fehlten, hat man die Lücken auf die Weise ausgefüllt, daß einzelne Wörter abgeformt und die Abgüsse ohne Berücksichtigung der Wortbedeutung eingefügt wurden. Auch findet man alte Streifen, die keine Inschriften enthalten und nur Verzierungen sind, welche aus der Wiederholung eines, mit afrikanischen Buchstaben geschriebenen Wortes bestehen, worüber selbst die spanische Akademie keine Auskunft geben konnte. Viele der Inschriften wiederholen sich, so namentlich das: Kein Sieger als Gott. Andere lauten: „Mein Bau, Werk erlesenster Kunst, ist schon zum Sprichwort geworden, und mein Lob ist in jedem Munde." „Vielleicht hat die Wirklichkeit nicht mehr Dauer, als der leichte Dampf, der von dem Löwen aufsteigt." „Bewundere die Löwen, denen nur der Athem fehlt, um in Wuth zu gerathen." „Dieser Palast ist ein Edelstein. Wer ihn sieht, hält ihn für ein Meer, welches seine Ufer übersteigt und sich in der Ebene ausbreitet." „Gelobt sei Gott, daß er den Islam gesendet hat." „Gott allein sei Ehre und ihm sei Dank gebracht."

Wir kehren zum Thore der Gerechtigkeit zurück, welches außer der erwähnten Inschrift noch zwei Skulpturwerke enthält, an die sich eine Prophezeiung knüpft. An der Spitze des äußern Bogens erblickt man auf einer weißen Marmorplatte eine ausgereckte Hand, und etwas höher

*) Reise- und Lager-Briefe aus Spanien und vom spanischen Heere in Marokko von A. v. Göben. Hannover 1864. — Doré et Davillier: Voyage en Espagne. In le Tour du Monde, Nr. 257 bis 259. — Reise nach Spanien von A. v. Wolzogen. Leipzig 1857. — Reise in Spanien von A. Ziegler. Leipzig 1852. — Briefe aus Spanien von J. G. von Quandt. Leipzig 1853.

auf dem Fries einen Schlüssel in Basrelief. Diese maurischen, mittelmäßig ausgeführten Skulpturen contrastiren seltsam mit dem in einer Nische angebrachten Madonnenbilde, welches uns daran erinnert, daß wir nun auf katholischem Boden stehen. Ueber die Bedeutung der Hand und des Schlüssels sind viele Erzählungen im Umlaufe. Nach der Tradition des Volkes legten die Mauren von Granada dieselben folgendermaßen aus: Wenn die Hand den Schlüssel ergreift und damit das Thor öffnet, so werden die Christen über Granada herrschen. Schlüssel und Hand befinden sich noch an ihrem alten Platze, aber das Kreuz erhebt sich auf den Zinnen der Alhambra.

Der Schlüssel hat aber bei den Mohammedanern eine religiöse Bedeutung, denn nach ihrer Vorstellung erhielt ihn der Prophet von Gott, um damit die Pforten der Welt zu öffnen. Dieser Glaube ist auch in einer Sure des Korans ausgesprochen, welche beginnt: Gott hat den Gläubigen geöffnet — —. Der Schlüssel ist ein oft benutztes symbolisches Zeichen, wie das Kreuz bei den Christen. Hiernach wäre wohl die einfachste Erklärung, daß die Pforte der Schlüssel zur ganzen Festung sei; so gewahrt man ihn noch an den Thoren vieler anderen Schlösser, welche von Mauren in Spanien erbaut wurden.

Was die Hand betrifft, so deutet man sie als Emblem der göttlichen Vorsehung, die ihre Segnungen über die Menschen ausschüttet, oder als die Hand des Gesetzes, deren fünf Finger die fünf Hauptgebote bezeichnen: den Glauben an Gott und seinen Propheten, das Beten, Almosengeben, Fasten und die Pilgerschaft nach Mekka und Medina. Außerdem diente die Hand als ein Amulett gegen alles Böse, und der Gebrauch, ein solches Schutzmittel zu tragen, war in Granada so eingebürgert, daß Karl V. noch 30 Jahre nach der Eroberung verbot, kleine Hände von Gold, Silber oder Kupfer zu tragen. Aber alle diese Verfolgungen halfen nichts; abergläubige Gebräuche haften tief im Volke und lassen sich schwer aus demselben heraus bringen, denn Davillier fand noch heutigen Tages, daß das Landvolk in Andalusien kleine Hände aus schwarzem Schmelz besitzt, welche um den Hals der Kinder, an den Kopf der Maulthiere und Pferde, ja selbst an die Käfige der Vögel gehangen wurden, um diese gegen den bösen Blick zu schützen, ja sie führen heute noch den arabischen Namen Mano de Azabache.

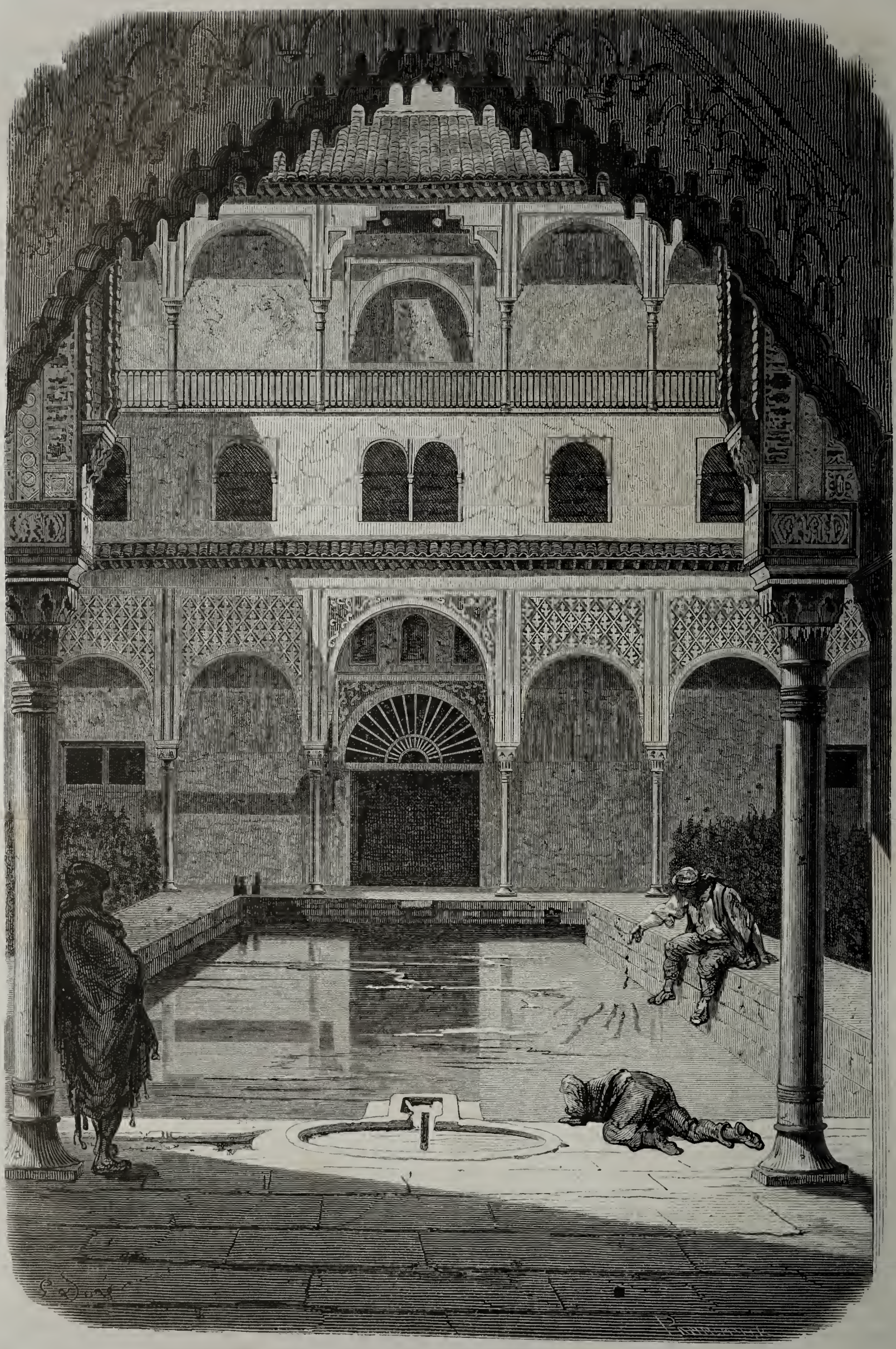
Das Thor, welches alle Abende zugeschlossen wird, befindet sich in dem Zustande vollkommener Erhaltung. Tritt man durch dasselbe ein, so zeigt sich zur rechten eine Inschrift in hübschen gothischen Charakteren, die uns auf 10 Linien in der schönen und sonoren spanischen Sprache des 15. Jahrhunderts die Einnahme Granada's erzählt: „Die sehr erhabenen, sehr katholischen und sehr mächtigen Herrscher, Don Fernando und Doña Isabel, unser König, unsere Königin, unsere Herren, haben mit Waffengewalt Königreich und Stadt Granada erobert, nachdem sie lange von Ihren Hoheiten belagert worden war. Ueberliefert wurde sie ihnen von dem Maurenkönige Mulei Hasen, eben so die Alhambra und andere Festungen, am 2. Januar 1492. An demselben Tage ernannten ihre Hoheiten den Don Inigo Lopez de Mendoza, Grafen von Tendilla, zum Gouverneur und Platzcommandanten und ließen diesen, ihren Vasallen, mit 500 Rittern und 1000 Mannen in der Alhambra zurück. Ihre Hoheiten befahlen, daß die Mauren in der Stadt und in ihren Dörfern wohnen bleiben dürften."

Wenn man durch das als Wachthaus benutzte Thorgewölbe geschritten ist, geht man eine Strecke lang auf schmalem, ansteigendem Wege zwischen hohen Mauern hin und an einem zweiten Thurme vorbei, der jetzt Torre del Vino heißt und höchst zierlich gebaut ist. Dann gelangt man auf die Plaza de los Algibes, den Cisternenplatz, so genannt, weil sich unter ihm zwei durch ihr eiskaltes Wasser berühmte Cisternen befinden, welche der Darro speist, der das Schloß auf der Nordseite, in tiefer Schlucht dahinbrausend, bespült und dann, meist überbrückt, die Stadt Granada durchschneidet. Das Wasser des Algibe, welches Jahr aus, Jahr ein dieselbe Temperatur zeigt, erfreut sich eines wohlverdienten Rufes. Es ist das beste in Granada, und dieses Lob will viel sagen, denn dort gibt es so feine Wasserschmecker, wie bei uns Weinschmecker. Darum kommen und gehen auch den ganzen Tag über Aguadores oder Wasserträger in ihren pittoresken Trachten und schleppen entweder große Mengen in Tonnen auf dem Rücken fort, oder sie füllen ihre thönernen Krüge, welche zu beiden Seiten der Lastesel herabhängen.

Der vorhin erwähnte Torre del Vino ist ein ungemein zierliches maurisches Bauwerk, welches Jusuf I. im Jahre 1345 zur Zeit der höchsten Blüthe Granada's erbaute. In der Mitte des Thores erhebt sich ein hufeisenförmiger Marmorbogen, der mit Inschriften zur Ehre Gottes und einem Schlüssel, gleich dem am Thore der Gerechtigkeit, geschmückt ist. Die Azulejos oder Fayenceplatten, welche dieses Thor verzieren, sind die schönsten und größten, welche in Granada zu finden sind. Sie bringen den glücklichsten Effekt hervor und sind so hoch angebracht, daß sie von vandalischen Touristen nicht leicht erreicht werden. Ueberhaupt wurde und wird noch mit denselben in barbarischer Weise vorgegangen. Man verkaufte sie eselladungsweise für wenige Realen nach auswärts. Als Doré und Davillier in der Alhambra waren, sahen sie einen Engländer, welcher mit seiner blondlockigen Gemahlin in der ungenirtesten Weise Azulejos stahl. Dieser Rivale und Landsmann Lord Elgins verstand sich trefflich auf sein Geschäft; mit einem kleinen Hammer und Meisel arbeitete er die schönsten Stücke heraus und ließ sie in seiner Tasche verschwinden. Zur Strafe verewigte Doré diese vandalische That des Insulaners durch seinen unübertroffenen Griffel. — Der Weinthurm hat seinen Namen erst nach der Eroberung erhalten, weil dort die Weinvorräthe des Gouverneurs aufbewahrt wurden — es ist dies eine Profanation, welche gewiß die Manen des Propheten erzürnen wird.

Rechts vom Cisternenplatze erhebt sich der riesenhafte, doch unvollendete Palacio de Carlos Quinto, ein majestätisches, aber kaltes Bauwerk im Renaissancestyl, dessen Architekt, Alonzo Berruguete, ein Liebling des römischen Kaisers war. Als Karl V. Granada besuchte, faßte er den vandalischen Gedanken, den Theil der Alhambra, welcher den Winterpalast der maurischen Könige bildete, niederreißen zu lassen und an seine Stelle ein modernes Schloß zu bauen. Alles, was an die Mauren erinnerte, sollte unnachsichtlich vertilgt werden. Hatte doch schon Kardinal Ximenes den Anfang damit gemacht und über eine Million arabischer Manuskripte auf öffentlichem Markte in Granada verbrannt! Die christliche Barbarei kannte keine Grenzen; auch die großartige Moschee zu Cordova, das tausendsäulige Wunderwerk mohammedanischer Kirchenbauten, fiel ihr zum Opfer, denn mitten hinein baute Karl eine große christliche Kathedrale, was ihn jedoch, zu seiner Ehre sei es gesagt, später gereute. Aus jener Verfolgungsperiode stammt wohl auch das heutigen Tages noch gebrauchte Sprichwort: Buscar a Mahoma en Granada, Mohammed in Granada suchen, d. h. etwas Unmögliches thun wollen.

An einem andern Platze, nicht umgeben von den herrlichen maurischen Bauwerken, würde uns der Palast Karls V. immer als ein schönes Renaissancegebäude erscheinen. Die



Der Myrtenhof. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Gallerie des Myrtenhofes. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Façade mit ihren dorischen und jonischen Säulen, mit ihren Trophäen und klassischen Ornamenten erinnert in mancher Beziehung an den Palast Pitti. Die angebrachten Basreliefs zeigen uns Reitergefechte, die sauber und hübsch gearbeitet sind. Man bemerkt an ihnen eine ungemein streng durchgeführte Symmetrie, welche bei zwei einander entgegengesetzten Medaillons so weit geht, daß auf dem einen die Kämpfenden ihre Schwerter in der rechten, auf dem Gegenstücke aber in der linken Hand halten, nur um vollkommene Harmonie zu erreichen!

Der Bau des Palastes begann im Jahre 1526, und er ward, mit verschiedenen Unterbrechungen, bis 1633 fortgeführt und dann unvollendet gelassen. So steht er als dachlose Ruine vor uns, mit offenen Thüren und Fenstern. Nach den spanischen Unabhängigkeitskriegen dachte man daran, ihn als Nationalgeschenk dem Herzog von Wellington zu verehren, doch kam dieser Vorschlag nicht zur Ausführung.

Es ist, als ob das Schicksal die Barbarei, welche man durch Erbauung dieser Königsburg begangen, rächen wollte, denn höchst öde und trostlos erscheint der mächtige Palast. Eulen nisten in seinen Nischen und grüne Eidechsen schlüpfen über das Steingeröll und das Unkraut des Hofes, in dem früher Stiergefechte und Hahnenkämpfe abgehalten wurden. Das ist Alles, was Kaiser Karl von seinem Vandalismus hatte, einen Theil der Alhambra niedergerissen zu haben, um für sein Prunkschloß Raum und Steine zu gewinnen! Warum bezog er nicht lieber die alten, so unübertrefflich schönen, zauberhaften Gemächer der Alhambra selbst, die ihm eine Residenz bot, wie sie prächtiger und origineller kein zweiter Erdenbeherrscher aufzuweisen gehabt? Welch' ein Wahnsinnsgedanke, ein Stück Alhambra abzubrechen, um einen neuen Königssitz zu schaffen, der so fremdartig und altklug in die phantastische Märchenwelt des Orientes hineinschaut, daß man seufzend ausrufen möchte: Guter Freund, du hast dich sicher nur verirrt, du gehörst nach London oder St. Petersburg, aber nicht nach Granada!

Nicht ferne von diesem Palast, auf der nach Westen zu vorspringenden Ecke der Burg, liegt ein Gebäude, die Alcazaba genannt, an dessen äußerstem Westende sich die mächtige Torre de la Vela (Wachtthurm) erhebt. Wie alle maurischen Thürme ist er massiv und viereckig gebaut. Oben ist er mit einer großen freihängenden Glocke gekrönt, die allnächtlich den Wärtern der die Vega durchrieselnden altmaurischen Wasserleitungen das Signal zu der streng nach Stunden gemessenen, fruchtbringenden Schleusenöffnung gibt.

Hier auch war es, wo der Kardinal Pedro Gonzalez de Mendoza am 2. Januar 1492 vor den Augen seines Herrscherpaares, Ferdinand und Isabella, das Kreuz als Symbol der Einnahme der Alhambra und des Endes der Maurenherrschaft in Granada aufpflanzte. Die lange Belagerung, welche spanische Chronisten mit der Troja's vergleichen, war zu Ende, und die Stadt Granada mit ihrem unvergleichlichen Königsschloß huldigte dem katholischen Königspaare. Noch heute gilt der zweite Januar als ein hoher Festtag für Granada, und eine unabsehbare Menschenmasse strömt von Nah und Fern in die Mauern der Alhambra. Die jungen Mädchen steigen dann auf die Torre de la Vela und schlagen an die Glocke, denn ein alter Glaube berichtet, daß sie dann noch im laufenden Jahre einen Mann bekommen werden, und die, welche am stärksten klopft, erhält den besten! Man kann sich daher vorstellen, welch ein Getümmel auf der Spitze des Wachtthurms stattfindet.

Eine spanische Inschrift auf einem der Pfeiler, welche die Glocke tragen, verkündet das wichtige Ereigniß, daß „Granada ganada", Granada genommen war. Durch alle christlichen Lande erscholl die große That, die mit eben so großem Jubel aufgenommen wurde, wie einst die Moslem den Fall Konstantinopels begrüßten. In Rom las der Papst Messe, und feierliche Prozessionen wallten durch die Straßen; in Neapel führte man ein Festspiel, Farsa, auf, in welchem der Glaube, die Freude und der falsche Prophet Mohammed die Hauptrollen spielten.

Die Aussicht vom Wachtthurm in die Landschaft ist eine entzückende und großartige. Da liegt Granada zu den Füßen des Beschauers mit seinen 100 Kirchen; etwas weiter die Höhen, welche die Stadt beherrschen, überstreut mit weißen Häusern, welche aus buschigem Grün hervorblicken, so daß man unwillkürlich an die Worte des arabischen Poeten erinnert wird, welche Granada mit einem von Perlen umgebenen Smaragd vergleichen. Noch ferner hin dehnt sich die fruchtbare Ebene, Vega, wie ein ungeheurer Teppich aus, durch den sich der Jenil wie ein silbernes Band hindurchschlängelt.

Dazu gesellen sich die umgebenden Berge, welche alle in der Geschichte Granada's eine Rolle spielen. Da liegen die Sierra de Elvira, auf welcher die Phönicier ihre erste Niederlassung gründeten, der majestätische Mulahazen und die schneebedeckten Gipfel von Alpujarras und der abgerundete Parapanda, den die Arbeiter in der Vega als eine Art Barometer betrachten und von dem sie sagen:

Cuando Parapanda se pone la montera
Llueve aunque Dios no lo quisiera.

(D. h. wenn der Parapanda seine Wolkenhaube anzieht, regnet es, der liebe Gott mag wollen oder nicht.)

Ehe wir in den maurischen Königspalast eintreten, werfen wir noch einen flüchtigen Blick auf die Kirche Santa Maria de la Alhambra, welche gegen das Ende des 16. Jahrhunderts erbaut wurde, die aber kein besonderes Interesse gewährt, außer daß hier eine Zeitlang Isabella die Katholische begraben lag, ehe ihre Gebeine in die Kathedrale Granada's übergeführt wurden, wo sie nun neben ihrem Gemahle Ferdinand ruht.

Durch eine unscheinbare Pforte gelangt man in die eigentliche Burg. Je weniger die plumpen, kunstlosen äußeren Mauern des aus so vielen Theilen bestehenden Palastes, der vormals eine Armee von 40,000 Mann aufnehmen konnte, ihren innern Reichthum verrathen, um so geblendeter wird das Auge vom plötzlichen Anblicke dieser unbegreiflichen Wunderwelt. Es ist dies ein sehr eigenthümlicher Zug, der durch die ganze maurische Architektur durchgeht, hinter möglichst unansehnlichem Aeußern das glänzendste Innere zu verbergen. Ohne Ordnung und Gleichmaß, völlig schmucklos und kahl erscheinen die Gebäude der Alhambra, eines unregelmäßig an das andere geschoben, von außen. Man tritt hinein und sieht sich von allen Zeugnissen des Geschmacks und der Pracht feenhaft umringt. Wie kein anderes Volk verstanden es die Mauren, in ihren Wohnungen die Annehmlichkeiten des künstlerischen Luxus mit den Reizen der Natur zu verbinden. Kühle Säle und Hallen wechseln mit duftenden Gärten, Springbrunnen mit Ruhebänken, des Himmels ewiges Blau mit gewölbten zierlichen und reich geschmückten Plafonds ab. Blumen, Myrten- und Orangenbüsche kosen zwischen glänzenden Fayencewänden und weißmarmornen Fußböden.

Zuerst tritt man in den Patio de la Alberca oder den Hof des Wasserbehälters. In der Mitte zieht sich ein viereckiges Wasserbecken hin, in dem Goldfische ihr Spiel treiben, und das von Marmorplatten umgeben ist, aus

denen sich Myrtenhecken erheben. Darum heißt diese Eintrittshalle auch der Myrtenhof, Patio de los Arrayanes. Arraghan bedeutet im Arabischen die Myrte, und dieses Wort ist unverändert in die spanische Sprache hinübergenommen worden. Es ist schwer, eine Beschreibung von der Eleganz dieses Hofes zu geben, welcher der größte und zugleich am meisten ausgeschmückte der Alhambra ist. Zur rechten und linken an den Schmalseiten laufen offene von schlanken Marmorsäulen auf niedrigen runden Sockeln getragene Hallen mit je sieben zierlichen hufeisenförmigen Bogen, deren wohl erhaltene Stuckornamente eben so hohe Bewunderung abnöthigen, als der innere Arkadenraum, der mit mannichfaltigen phantastischen Skulpturen bedeckt ist, während buntglänzende Azulejos oder Fayenceeplatten die Gesimse und Wandnischen schmücken. Die zierlichen Einfassungen der einzelnen Arkadenbogen finden sich überdies mit Sprüchen aus dem Koran bedeckt. Die Langseiten des Hofes sind einfacher gehalten und die Wandflächen hier nur von einigen Thüren und darüber befindlichen kleinen runden Fenstern zur Erleuchtung des obern Stockwerkes unterbrochen. Doch trifft man auch hier auf die glänzenden Fayenceeplatten an den Gesimsen, und schöne Stuckarbeit legt sich als Rahmen um Thüren und Fenster.

Azulejos stehlende Engländer. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

In der Gallerie zur Linken steht die berühmte Alhambravase, unstreitig das schönste keramische Werk maurisch-spanischer Fayencearbeit, weithin bekannt durch ihre herrliche Form und den Reichthum der Zeichnungen, mit denen sie ganz bedeckt ist. Sie ward mit zwei ähnlichen Geschwistern unter den Festungsmauern der Burg entdeckt; die beiden anderen sind im Laufe der Zeit verloren gegangen, und nur diese, wiewohl nicht ganz unbeschädigt, ist übrig geblieben. Der eine Henkel fehlt ihr nämlich, um aber den schönen Totaleindruck nicht zu zerstören, hat ihn Doré auf seiner Zeichnung ersetzt.

Die Form erinnert an die antiken Amphoren; sie ist wie bei diesen eleganten Vasen oval und verlängert sich nach der Basis hin. Die Henkel, welche in Flügelform gearbeitet sind, ziehen sich bis fast an die Mündung hinauf; sie sind mit Cenefas oder langen Reihen Inschriften in arabischen Charakteren bedeckt. Eben solche umziehen den Bauch und theilen ihn in zwei Hälften. Im obern Theile sind zwei große Antilopen von ziemlich naiven Formen abgebildet, welche den Dekorationen gleichen, die man auf mittelalterlichen Schmelzarbeiten und Gläsern von Damaskus erblickt. Der untere Theil zeigt herrliche Arabesken von köstlicher Zeichnung im besten arabischen Stile. Der emaillirte Grund ist gelblichweiß; die Inschriften und Verzierungen auf ihm sind in Blau und Gold angebracht, und sie gewähren so zusammen eine sehr glückliche Zusammenstellung der Farben. Nach arabischen Schriftstellern des 14. Jahrhunderts war namentlich die Stadt Malaga wegen ihrer Fayencearbeiten berühmt, u. es stammt möglicherweise diese herrliche Vase von dort her.

Die Estanque oder das Wasserbecken des Myrtenhofes war bis zum Beginne unsres Jahrhunderts mit einer schönen maurischen Balustrade umgeben. Aber der Gouverneur Bucarelli, dieser große Zerstörer der Alhambra, entfernte auch diese. Zur Zeit der Mauren bildete der Patio de la Alberca den Mittelpunkt der Alhambra; zur rechten erhob sich das große Eingangsthor, das nun, gleich dem Winterpalast, zerstört wurde, um der Schöpfung Karls V. Platz zu machen.

An die Halle linker Hand stößt die Sala de la Barca, das Vorzimmer zum Gesandtensaale. Der Name entstammt wahrscheinlich dem arabischen Worte barkah, was Segnung bedeutet. An jeder Seite des Eingangsthores sind zwei kleine Nischen aus weißem Marmor angebracht, die mit herrlichen Skulpturen bedeckt sind. In diesen Nischen wurden die Sandalen der Besucher vor dem Eintritte in den Saal abgelegt, sowie dies noch heute vor den

. Die Alhambravase. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Der Comaresthurm. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Moscheen des Orientes geschieht. Zugleich dienten sie zum Aufstellen der Alcarazzas, jener porösen Thonkrüge, deren durchsickerndes Wasser angenehme Kühlung verbreitet.

Der Saal der Gesandten, Sala de los Embajadores, gilt gleichfalls für ein Wunder und Meisterwerk der Alhambra. Er nimmt das ganze Innere der Torre de Comares ein, des größten der Alhambrathürme. Hiernach nennt man ihn auch den Saal des Comares. Seine Gestalt ist die eines regelmäßigen Vierecks, das auf jeder Seite 40 Fuß lang ist. Die Höhe beträgt 70 Fuß; sie ist im Vergleich mit den Dimensionen der anderen Gemächer bedeutend zu nennen. Der Plafond ist aus dem Holze einer Cedernart gearbeitet, welche die Spanier mit ihrem arabischen Namen Alerce bezeichnen. Die unzähligen Holzstücke, welche die Kuppel (Media-naranja) bilden, verbinden sich untereinander in unendlicher Mannichfaltigkeit, die aller Beschreibung Trotz bietet. Diese Art Arbeit wird von den Spaniern Artesonado genannt. Die Farben, mit denen das Ganze übermalt ist, sind blau, roth und grün mit reichlich angebrachten Vergoldungen.

Auch an den Wänden ist derselbe Turus von Stuckarabesken angebracht. Was die teppichartigen Muster dieser Zierrathen eigentlich vorstellen, ob Blumen, Thiergestalten, Sterne, Bänder, das entziffert kein Auge, so bunt durcheinander sind sie verschlungen; aber das Ganze eint sich zur wohlthuendsten und graciösesten Harmonie. Wie versteinerte auf der Wand fixirte Traumgebilde, so schauen sie uns an, diese seltsamen hieroglyphischen Ornamente. Man versichert, daß der Saal der Gesandten im 16. Jahrhundert durch den berühmten Berrugueta, den Baumeister Karls V., restaurirt wurde und daß er sich dabei, um die Stuckarabesken abzugießen, der alten noch vorhandenen maurischen Formen bedient habe.

In der Höhe von fünf oder sechs Fuß über dem Boden treten Azulejos an die Stelle der Arabesken. Der Name dieser Fayencewürfel bedeutet im Arabischen blau, weil wahrscheinlich die ersten dieser Ziegel in jener Farbe hergestellt wurden. Jetzt sind aber ihre Farben und Formen höchst verschieden. Zuweilen bilden sie nur einfache blaue, grüne, gelbe oder violette Platten, die durch Aneinandersetzung die verschiedenartigsten Combinationen hervorbringen; zuweilen aber zeigt jeder einzelne Würfel eine Zeichnung in verschiedenen Farben, deren jede von der andern durch einen Reliefstrich getrennt ist. Am seltensten sind diejenigen, wo zwischen den Zierrathen noch die braune Farbe vorkommt, wie auf den Azulejos, welche das Wappenschild der Könige von Granada mit dem Wahlspruche: „Kein Sieger als Gott" enthalten.

Die mit Reliefs versehenen Azulejos dienten wahrscheinlich auch zur Pflasterung der Säle; denn die hervorspringenden Leisten derselben schützten den bunten Grund vor Abnutzung durch das ewige Darüberhingehen. Man hat dagegen bemerkt, es sei doch kaum wahrscheinlich, daß die Azulejos, welche den Namen Gott enthielten, als Bodenplatten benutzt wären, da die Mohammedaner eine große Scheu davor haben, denselben mit Füßen zu treten, ja um dessentwillen sich sogar hüten, auf Papierschnitzel zu treten, da dieselben möglicherweise mit Allahs Namen beschrieben sein können. Dem gegenüber läßt sich aber erwiedern, daß die spanischen Mauren die Gesetze des Koran weniger streng beobachteten als die orientalischen Muselmänner, denn sie stellten Bildnisse dar, wie am Brunnen des Löwenhofes, im Gerechtigkeitshofe und an der Alcazaba der Alhambra. Und das verbietet doch der Koran.

Die Azulejos sind stets aus einer Art Fayence, niemals aus Porzellan gearbeitet, wie oft irrig behauptet wurde, und selbst die erwähnte schöne Vase ist aus diesem Stoffe und nicht aus dem erst viel später in Europa fabrizirten Porzellane gebildet.

Der Saal der Gesandten war, wie sein Name schon andeutet, dasjenige Gemach der Alhambra, in welchem die Könige die Ambassaden fremder Monarchen empfingen. Hierher brachten die afrikanischen Fürsten ihren Tribut; hier empfing Jusuf II. das vergiftete Gewand, das ihm Achmed, König von Fez, überschickte, an dem er später elendiglich sterben mußte, und hier ertheilte auch Abul Hasen, zur Zeit als Granada in höchster Blüthe stand, den Abgesandten des Königs von Kastilien, die tributfordernd zu ihm kamen, die stolze Antwort: „Sagt Eurem Herrn, daß in meiner Münze gegenwärtig eiserne Lanzenspitzen für ihn geschlagen werden."

Mehr auch als einmal waren diese Wände Zeugen blutiger Thaten. Ihre Arabesken und Azulejos waren oft mit dem Blute der Könige und Großen des Reiches bedeckt.

Aus der den zwei Eingängen in die Sala de la Barca gegenüberliegenden Fensternische tritt man auf einen weit und frei aus der Thurmwand hinausragenden Balkon, von wo sich eine herrliche Aussicht auf das Thal des Darro, die Stadt Granada und die dahinter liegenden Gebirge öffnet. Unmittelbar unter dem Beschauer am Fuße des steilen, baumbewachsenen Alhambrahügels dehnt sich eine kleine liebliche Alameda aus, die hauptsächlich der untern Bevölkerungsschicht Granada's zum Spaziergange dient und auf der man das originelle Treiben der andalusischen Majos fast noch besser studiren kann, als auf der, vorzugsweise den höheren Ständen überlassenen, Promenade am Jenil.

Eine steile und düstere Wendeltreppe führt zur Spitze des Comaresthurmes hinauf, und von hier aus kann man den ganzen verwickelten Bauplan der Alhambra ordentlich übersehen; es gehört daher wesentlich zur Orientirung in dieser weitläufigen, unregelmäßigen Architektur, jene Höhe erklommen zu haben.

Einige Bemerkungen über die maurische Architektur mögen hier am Platze sein. Der Franzose Laborde schreibt die Ausbildung der maurischen Baukunst einer Nachahmung der byzantinischen und römischen zu. Die Aehnlichkeit, welche sich in der innern Einrichtung eines maurischen Gebäudes mit einem römischen findet, scheint nicht auf Nachahmung, sondern auf dem gleichen Zwecke, der unter ähnlichen klimatischen Bedingungen erfüllt werden soll, zu beruhen. Daß in einem schönen Klima sich die Wohnzimmer um einen Hof reihen, der von Säulenstellungen eingeschlossen ist, war in Granada und Sevilla eben so zweckmäßig wie in Pompeji, und die Araber brauchten nicht den Plinius gelesen zu haben, um einen luftigen kühlen Hofraum anzulegen, welchen der Römer zwar auch kannte und Atrium oder Peristylum nannte. Daß aber der Hof von Säulen eingefaßt ward, welche Bogen tragen, mögen die Araber von den Byzantinern entlehnt und letztere den Gebrauch, Bogen mit Säulen zu stützen, von dem Palast des Diocletian in Salona angenommen haben. Man darf jedoch nicht außer Acht lassen, daß die arabischen Bogen nicht von der Bedeutung sind, wie diejenigen bei spätrömischen und neugriechischen Gebäuden.

Die Araber hatten als ein nomadisches, sodann räuberisches und eroberungssüchtiges Volk keine Baukunst, und ihre Wohnungen waren Zelte. Wir geben also zu, daß die Byzantiner, mit welchen sie zuerst bekannter wurden, ihre Lehrer in der Baukunst und byzantinische Gebäude die Muster für jene Bane waren, welche die Araber in Gegen-

den anführten, die sie nicht wieder verlassen wollten; allein demungeachtet können wir ihnen eine eigenthümliche Architektur nicht absprechen, das heißt eine Baukunst, welche aus ihrem Volkscharakter hervorging.

Wenn wir eine von Säulen getragene Bogenreihe am Palast des Diocletian mit einer an der Alhambra vergleichen, so wird man den wesentlichen Unterschied gewahr. Jene zeigt einen entschiedenen Fortschritt der constructiven Baukunst, indem nun der Bogen den Architrav ersetzt, der eine Versteinerung des Holzes und doch eigentlich dem Steinbau nicht angemessen war, indeß der arabische Bogen blos dekorativ ist, nichts tragen kann und blos durch die runde Form dem Auge schmeicheln sollte. Denn die Mauerlatte und flache Decke werden nicht von den Bogen, sondern von jenen kurzen Schäften, die oben auf den Kapitälen der Säulen stehen, getragen. Damit aber Niemand getäuscht werde und den Bogen für einen Träger halte, bestehen solche aus Kacheln mit durchbrochenen Mustern, und jene Schäfte treten deutlich als die wirklichen Stützen des Gebälkes hervor. Eben so besteht die Decke in jedem größern Zimmer aus eng zulaufenden Flächen, bildet kein eigentliches Gewölbe und gleicht der Spitze eines Zeltes. Der Maure konnte und wollte die ursprüngliche Lebensweise des Arabers nicht vergessen und hätte sich im prächtigsten, aber seine Festigkeit verkündenden Gebäude unheimlich gefühlt. Zwar liebte er den Bogen wegen der weichen Form, aber zog ihn doch unten hufeisenförmig zusammen, um den streng constructiven Halbkreis aufzuheben.

Auch darf man nicht unbeachtet lassen, daß bei den Bogen der Alhambra, an der verletzbarsten Stelle, dort, wo eigentlich der Schlußstein zu suchen wäre, gerade eine Kerbe als Verzierung angebracht ist, um ihm völlig das Ansehen von Festigkeit zu nehmen. Ja der Araber scheint den Bogen als Träger durchaus vermieden und wegen seiner Festigkeit, die mit der Nomadenneigung im Widerspruche stand, man möchte glauben, gehaßt zu haben, denn wo ein Träger in horizontaler Richtung nöthig war, zog er die sogenannte scheitrechte Wölbung oder Spannschicht, die aus einer Reihe keilförmiger Steine zusammengesetzt ist, dem eigentlichen Bogen vor. So ist auch die Zusammenziehung des Bogens eine Aufhebung seiner Festigkeit, denn er ruht nun nicht, sondern drückt nach innen. Die maurische Baukunst steht also mit der indischen, ägyptischen, dorischen, römischen, byzantinischen, gothischen in entschiedenem Widerspruche; denn indem diese nach Gleichmaß von Last und tragender Kraft und Befolgung statischer Gesetze streben, zeigt jene ein Verschmähen aller Festigkeit und architektonischen Regeln, und dieser Charakter der Wandelbarkeit macht sie zu einer eigenthümlichen Baukunst der Mauren, welche nicht erlernt und von fremden Völkern angenommen wurde. Diese Zeltbaukunst erreichte in Granada und in der Zeit der höchsten Kultur der Mauren ihren Culminationspunkt, also von 1273 bis 1379 unserer Zeitrechnung.

Werfen wir noch einen Blick auf die innere Ausschmückung der Gemächer, so finden wir auch diese mit der ganzen Bauweise in einer glücklichen Uebereinstimmung. Ganz abgesehen von der großen Leichtigkeit und unerreichten Feinheit der Ornamente besitzen diese doch eine große Festigkeit. Sie bestehen aus verhärtetem Mörtel oder aus Stuck, ähnlich dem Gesso duro, welchen die Italiener im 15. Jahrhundert zur Darstellung von Basreliefs benutzten. Als bindenden Kitt benutzte man eine Art Leim (Safne), Mennig und Knoblauch. Der Knoblauch sollte dazu dienen, den Wurmfraß zu verhindern. Marmor ist in der Alhambra im Ganzen selten verwandt, meist nur zu Säulenschäften und zur Umpflasterung der Springbrunnen.

Ein Ausflug in den Kleinen Atlas und die Große Kabylie.

Von **Lommatzsch**, k. sächs. Oberlieutenant.

II.

Oasen. — Buladjurak. — Die Colonisten. — Schlechte Viehzucht. — Arbeiterverhältnisse und Ernten. — Die Pächter. — Die Schwierigkeiten der Colonisation. — Die Concessionen.

In der Sahara zeigt sich das vegetabilische Leben nur in den Oasen, welche die Natur mit wahrhaft verschwenderischer Pracht ausgestattet hat. Zahlreiche Obstbäume wechseln mit dichten Wäldern majestätischer Palmen, unter deren kühlem Blätterdache ein von Quellen reich getränkter Boden Blumen, Getreide und Gemüse aller Art erzeugt. Massen von Singvögeln geben den ermüdeten Karawanen ein unentgeltliches Concert.

Die Dattelpalme bildet den Reichthum dieser grünen Inseln im Sandmeer. Ihre Frucht dient als Nahrungs- wie als Tauschmittel im Völkerverkehr. Die besten Datteln erzeugt der Süden von Constantine (Biscra, Tuggurt) und Algier (Laghuat). Die Oase Tuggurt besitzt allein 40,000 Palmen. Man unterscheidet der Güte nach mehrere Sorten. Die Primasorte — deglet-en-Nur — ist ein Monopol der Regierung; nach Europa gelangt meist nur die schlechteste Waare. Die Dattelernte beginnt Ende Oktober und dauert gegen fünf Wochen. Aus dem Stamme der Dattelpalme gewinnen die Araber eine Art süßen Liqueurs, den Laghni.

Nach einem etwa dreistündigen Ritt gelangten wir nach der Farm Buladjurak, wo uns die Gastfreundlichkeit des Herrn F. ein angenehmes Unterkommen bereitet hatte. Die Farm lag inmitten eines Waldes von Oliven-, Johannisbrot-, Citronen- und Orangenbäumen. Auf schattigen Wegen gelangte man überall zu den Feldern, welche mitten in der Waldung zerstreut lagen. Verfolgte man den einen von dem Hauptweg abzweigenden Seitenpfad, so erreichte man einen freien mit Ulmen und Palmen bepflanzten Platz, wo Mahomed, der Feldhüter, mit seiner Frau und

Schwester in einer elenden Lehmhütte wohnte. Beide Frauen, jung und hübsch, zeigten sich stets unverschleiert.

Der Fluß Harrasch bildete die westliche Grenze und trennte die Besitzung von dem ½ Stunde entfernten Städtchen Rovigo; im Süden zeigten sich scheinbar ganz nahe die hier kahlen steinigen Gipfel des Kleinen Atlas. Das Gut mit seinen europäischen Gebäuden gehörte, wenn auch eines der kleineren, hinsichtlich des guten Bodens zu den bevorzugten in der Ebene Metidja. Der Reichthum an Wasser, erhöht durch die Nähe der von der Regierung angelegten Kanäle, welche das Wasser bis auf die Felder führen, machte es besonders zur Kultur von Tabak geeignet. Von der Eisenbahn lag die Farm ungefähr 1½ Stunde, von dem Städtchen Buffarik 2½ Stunde entfernt.

Noch schlechter gestaltete sich die Verbindung nach Westen, wo der Harrasch ohne Brücke durch seine Tiefe im Winter, sein steiniges, zerrissenes Bett im Sommer das Fortkommen sehr erschwerte, obschon die nöthigen Victualien, namentlich Brot und Fleisch, gerade von dort her, von Rovigo und l'Arbah bezogen werden mußten. Der Werth des Gutes betrug ziemlich 300 Frs. für die Hektare.*) Wegen der Nähe des Harrasch, der im Sommer versumpfte, hatten übrigens seine Bewohner fast unausgesetzt an Wechselfiebern zu leiden.

Mit der Nachbarschaft hielt Herr F. eine ächt freundliche, gastliche Verbindung. Man traf sich regelmäßig auf dem Montagsmarkt von Buffarik, man veranstaltete gemeinsame Ritte oder Eberjagden und besuchte sich, wenn es die Zeit gestattete. Leider läßt sich jedoch ein derartiges durchgängiges Verhältniß zwischen den Colonisten nicht behaupten und stehen besonders die deutschen Gutsbesitzer im Rufe der Ungastlichkeit. Ich habe ein Jahr später bei einem längern Aufenthalte in der Metidja deutsche Ansiedler kennen gelernt, welche von den französischen Nachbarn sichtlich gemieden wurden.

Das Verhältniß zu den eingebornen Feldbesitzern anlangend, so schienen diese intelligent genug, um die Person von der Sache zu unterscheiden und im Ansiedler speciell nicht den Räuber ihres Landes zu sehen. Sie erhalten in Krankheitsfällen öfters Rath bei dem gelehrten Rumi; umgekehrt waren die Europäer ihre wohlbewirtheten Gäste am Feste des Mulud oder des Aïd Kebir.**)

Die Beschäftigung eines Colonisten in Algerien, sei er ein großer oder kleiner Besitzer, erstreckt sich fast lediglich nur auf die Ausbeutung des Bodens. Wenig oder gar nicht wird die Viehwirthschaft betrieben. Man treibt das vorhandene Vieh des Morgens in die Brousseille, des Abends wieder zurück, wodurch nicht nur der Dünger verloren geht, sondern auch das Vieh selbst durch Vernachlässigung der Nahrung (obschon der Reichthum an guten Futterkräutern groß ist) nicht überwachte Kreuzung u. s. w. verschlechtert werden muß. Das Rindvieh ist klein, dürr und wenig fleischhaltig; eine Ausnahme davon habe ich nur in dem deutschen Colonistendorf el-Ibrahim auf dem Sahel bei Algier gefunden. Nicht besser steht es mit den Schafen, obschon vereinzelte Beispiele zeigen, welche vorzügliche Wolle bei besserer Pflege erzielt werden könnte. Auch die arabische Pferderasse ist aus gleichen Gründen im Zurückgehen begriffen, und haben die von der Regierung errichteten Gestüte bei der Indolenz und dem Glauben der Araber, welche die eigentlichen Pferdehalter sind, noch nicht den gewünschten Zweck erreicht. Bei der Bodenkultur hat der Ansiedler mit vielen Mühseligkeiten zu kämpfen, da nur wenige Güter bereits vollkommen anbauungsfähig sind. Da gilt es denn mit vieler Arbeit die den Boden überwuchernden Zwergpalmen und Stachelgesträuche auszuroden.

Der Morgen in der Metidja ist meist kühl, nasse Nebel steigen auf und fallen erst gegen 9 Uhr. Nachdem steigt die Wärme sehr rasch und es herrscht um die Mittagszeit eine drückende Hitze. Man arbeitet daher fast unausgesetzt von 4 Uhr Morgens bis 11 Uhr Mittags, um dann eine wenigstens zweistündige Rast zu halten. Das Frühstück nach französischer Sitte besteht in warmen Speisen und Wein. Noch beschwerlicher ist die Gluth des Nachmittags. Ein heftiger Durst plagt den Arbeiter, und kühlende Getränke dienen nur dazu, ihn zu vermehren. Dennoch wird mit Ausnahme einer halben Stunde, wo ein Salat genossen wird, wiederum bis 6 Uhr Abends gearbeitet. Es ist begreiflich, daß eine gute Gesundheit dazu gehört, diese Strapazen auszuhalten. Dazu kommen Unannehmlichkeiten mancher Art. Ein Knecht ist krank geworden, aber der von der Regierung angestellte Arzt, welcher die unentgeldliche Praxis an Eingebornen und Armen auszuüben hat, wohnt sehr weit entfernt oder ist überhaupt nicht aufzutreiben. Die bestimmten Lieferungen von Brot und Fleisch — man bäckt und schlachtet aus Mangel an Arbeitskräften auf den meisten Farmen nicht selber — bleiben aus, oder das Fleisch kommt der Hitze wegen fast halb verwest an. Dann murren die Kabylen, welche das Brot auf dem Gute zu empfangen haben, und die Knechte gehen mürrisch fort. Letztere sind nicht gesetzlich zurückzuhalten und sind gewiß, überall wieder ein Unterkommen zu erhalten. Ich erlebte es selbst, daß eines Morgens zur Zeit der Ernte sämmtliche Arbeiter weggelaufen waren, mit Ausnahme eines Deutschen — und dieser war betrunken. Die Erntezeit ist die beschwerlichste des ganzen Jahres, gleichviel ob Getreide, Tabak, Baumwolle eingebracht werden soll. Sie muß rasch vollendet werden, da ein einziger Sirokko, ein heftiges Gewitter bei reifer Saat genügen, die ganze Ernteaussicht mit einem Schlag zu vernichten. Die Getreideernte geschieht meist durch Kabylen, welche das Korn einfach mit der Sichel schneiden und fußhohe Stoppeln stehen lassen. Jeder Kabyle erhält täglich ein Brot und 35—40 Sous. Es gibt Güter, wo deren zur Erntezeit gegen 500 arbeiten. Ein immer gefährlicher Ersatz für andere Arbeitskräfte. Wenn bei Gelegenheit des arabischen Marktes von Buffarik, welcher, wie erwähnt, jeden Montag Statt findet, sich die versammelten 4—5000 Kabylen verbänden mit den auf den Farmen arbeitenden — welche Macht, welche gewaltige Gefahr für die Colonisten, deren Leben und Güter einem fanatischen Feinde Preis gegeben wären. Ehe eine algierer Truppe Hülfe bringen könnte, hätten sich die Mordbrenner längst in die nahen, schluchtenreichen Berge geflüchtet. Uebrigens ist der Kabyle ein fleißiger Arbeiter, der alle Tage der Woche schafft und durch seine Nüchternheit die Europäer beschämt.

Zum Dreschen des Getreides bediente man sich auf vielen Gütern zur Zeit meines Aufenthalts einer Dampfmaschine, welche merkwürdig genug die einzige in der ganzen Metidja war und von ihrem Eigenthümer gegen den Preis von 9 Frs. die Stunde an die größeren Gutsbesitzer verliehen wurde. Meist aber wird das Getreide

*) 172—200 Frs. in den fruchtbarsten Gegenden von Oran, wohl wegen des entschieden geringern Verkehrs und des Mangels an Verbindungswegen.

**) Das Fest des Mulud wird zu Ehren der Geburt Mahomeds gefeiert und dauert sieben Tage. Am viertägigen Feste Aïd-Kebir wird in jeder Familie ein Hammel geschlachtet und Stücke davon werden auch an die Armen vertheilt zu Ehren der Pilger, welche das Jahr vorher die Wallfahrt nach Mekka gemacht haben und in Folge dessen den Titel Hadj — Pilger — annehmen.

von Pferden ausgetreten oder mittelst einer Walze von den Körnern befreit.

Wie viele Arbeit der Tabak vor und nach der Ernte bedingt, wird sich kaum Jemand träumen lassen, der gemüthlich seine Cigarre raucht. Jede Pflanze erfordert ihre eigene Behandlung durch Bewässerung, Kürzung der Blüthen, Abschneiden einzelner Blätter; mit höchster Sorgfalt muß hier auch das Abschneiden, Trocknen, Sortiren und Legen der einzelnen Blätter erfolgen, welche man in Dutzenden übereinandergelegt in Paqueten verkauft. Eine eben so sorgfältige Pflege ist bei der Baumwolle nöthig.

Neben diesen Schattenseiten wollen wir nicht die Annehmlichkeiten dieses Pflanzerlebens vergessen; so namentlich die gänzliche Ungebundenheit des Lebens, unbehelligt durch eine drückende Controle der Regierung; die jungfräuliche Schönheit einer afrikanischen üppigen Natur, die so leicht Niemand wieder vergißt, welcher ihre Genüsse einmal gekostet hat; dabei die Möglichkeit, sich leicht bei dem Vorhandensein der Verkehrswege jeden europäischen Genuß verschaffen zu können; die lohnenden Jagden, die Sturmritte auf den flinken arabischen Pferden; der Reiz der Gefahren durch Klima, wilde Thiere oder Menschen; endlich die Aussicht, für gehabte Mühe einen sichern hohen Lohn zu finden.

Dagegen scheint allerdings der Erfahrungssatz zu sprechen, daß es nur wenig bemittelte Farmer gibt, ja daß ein großer Theil derselben, schon nach wenigen Jahren vermögenslos geworden, den erworbenen Besitz wieder verloren hat. Ein Hauptgrund dafür ist der, daß die meisten Colonisten Algeriens mit sehr großen Hoffnungen, aber mit desto kleinerem Beutel dahin gekommen sind. In Algier liegt das Geld nicht auf der Straße. Einen Länderbesitz zu erwerben ist leicht; aber ihn bewirthschaften oder gar Nutzen daraus ziehen kann nur derjenige, welchem neben dem Gelde zum Ankauf noch ein hinreichendes Betriebskapital zur Seite steht.

Was gehört nicht Alles zu einer ersten Einrichtung, selbst wenn sie noch so einfach bestellt würde. Ein Haus, ein Stall, ein Brunnen — dieß Alles muß in den meisten Fällen noch erst geschaffen werden. Dann die Urbarmachung des Bodens. Dazu gehören Arbeitskräfte, und wir haben schon gesehen, wie schwierig und mit welchen pekuniären Opfern dieselben zu erlangen sind. Die Saat muß gekauft und die Arbeiter müssen bezahlt werden, trotzdem, daß auf die Ernte der ersten Jahre vorerst nicht gerechnet werden kann. Und selbst dann muß ein Colonist im Stande sein, einen Sirocco, einen Gewittersturm, einen der nicht seltenen Getreidebrände, die seine Ernte zerstören, aushalten zu können. Eben so muß er das Opfer zu tragen vermögen, wenn er nicht einen höchst nachtheiligen Verkauf in den Garben riskiren will, das wirklich Geerntete — bei den oft sehr mangelhaften Verkehrswegen — in den Verkehr und auf den Markt zu bringen.

Günstiger gestaltet sich allerdings das Verhältniß beim Erwerb von schon ganz oder theilweise kultivirtem Boden. Hier liegt die Hoffnung einer baldigen Ernte näher. Aber abgesehen davon, daß ein solcher Ankauf bedeutend größeres Anlagekapital erfordert, wird dieser Vortheil auf den meisten Gütern, besonders der Metidja, durch eine lästige Zugabe vermindert, ich meine die förmlich als Eigenthumsrecht auf dem Grundbesitz liegenden Pachtungen. Ein oder mehrere Pächter theilen sich in der Regel in die Benutzung des Bodens so, daß sie das Ganze oder einen Theil auf Kosten des Besitzers bewirthschaften, mit diesem aber den Reingewinn auf eine der Arbeit angemessene Weise — gewöhnlich zur Hälfte — theilen. Eine solche Pachterfamilie erhält sich während der Zeit zwischen Aussaat und Ernte vollständig durch die Vorschüsse des Gutsherrn, welcher außerdem die Aussaat zu bestreiten hat; bei einer einzigen mißrathenen Ernte hat somit der letztere einmal die Kosten der Aussaat und den Unterhalt seiner Pächter, resp. die Zinsen für geleistete Vorschüsse bis zu dieser und in gleicher Weise bis zur nächsten Ernte zu tragen.

Sicherlich wird sich aber in Algerien bald derjenige ruiniren, welcher Credit zu suchen genöthigt ist. Wie an Arbeitskräften fehlt es auch an Capital und Credit, und 10 bis 15 Procente sind keine Seltenheit. Dennoch glaube ich, daß ein Einwanderer in Algerien als Grundbesitzer sich, wenn nicht Millionen, doch ein hübsches Vermögen erwerben kann, wenn er erstens außer dem entsprechenden Capital zum Ankauf über das nöthige Betriebskapital — ich rechne in Algier die Hälfte — zu verfügen vermag, d. h. also mit gleichen Worten nicht mehr Grundbesitz von Anfang herein sich erkauft, als er ohne pekuniäre Schwierigkeit zu bewirthschaften vermag. Durch Nachkauf den Grundbesitz auszudehnen, bleibt noch immer Gelegenheit, obschon es im Allgemeinen wegen mangelnder Arbeitskraft nicht zu rathen ist, über 200 Hektaren Landes hinaus zu gehen.

Zweitens, wenn der Colonist sein Grundstück rationell bewirthschaftet. Es klingt diese Bemerkung überflüssig, und doch sind nicht wenig Colonisten durch Vernachlässigung dieser Regel zu Grunde gegangen.

Der einwandernde Europäer und namentlich der Deutsche darf nicht vergessen, daß er einen afrikanischen Boden bebaut und afrikanische oder doch nicht landsmännische Arbeiter hat. Leider gelten sogar die deutschen Arbeiter — und nicht mit Unrecht — größtentheils für Trunkenbolde und Taugenichtse. Die deutschen Sitten und bis zu gewissem Grade die bürgerliche Beschränktheit und Regelmäßigkeit des Lebens mag er ruhig in der Heimat zurücklassen. Heimatliche wirklich gute Grundsätze anzuwenden wird schon die Zeit ihn lehren.

Ein fernerer großer Fehler ist es, die Ertragsfähigkeit des Bodens zu überschätzen. Wohl jeder Boden ist für die Erbauung von Cerealien geschickt und liefert mit der Zeit einen guten Ertrag, wogegen Tabak und Baumwolle einen besondern Boden erfordern und nur in diesem einen wirklich bedeutenden Reinertrag gewähren. Etwaige Versuche dürfen daher nur im Kleinen und mit Vorsicht ausgeführt werden.

Endlich muß ein Colonist in Algerien selbstthätig sein, wenn er nicht gewissenlosen Verwaltern und Arbeitern in die Hände fallen will. Einige Kenntniß der französischen Sprache scheint demnach unumgänglich. Die große Pflanzung des polnischen Fürsten Mir in Rassuta ging nur dadurch zu Grunde, daß er seinen Beamten und Knechten zu viel traute. Ich glaube daher auch namentlich aus diesem Grunde, daß ein kleiner Ansiedler, der weder Mühe noch Arbeit scheut, weit eher zu etwas kommen wird, als ein verwöhnter, vielleicht nur mäßig bemittelter Mann, welcher nur wenig selbst arbeitet und den Verkauf seiner Erzeugnisse fremden Händen anvertraut.

Werfen wir einen Blick auf das, was die französische Regierung seit 1830 zur Förderung der Colonisation und der Einwanderung nach Algerien gethan, so erhalten wir ein interessantes, wenn auch trauriges Bild.

Die ersten Versuche der Colonisation nahmen einen meist unglücklichen Ausgang. Der unaufhörliche Krieg erzeugte eine allgemeine Unsicherheit, welche die Schwäche und Unthätigkeit der Regierung zum Schutze und für das Erblühen des eroberten Landes nur vermehren mußte.

War die Regierung doch eine lange Reihe von Jahren noch zweifelhaft, ob sie nicht besser thue, die ganze Eroberung überhaupt wieder aufzugeben. Daher kam es denn, daß schwindlerische Spekulanten ungestört ihr Wesen trieben und sich auf Kosten wirklich braver Ansiedler bereicherten, während diese verarmten. Später dann erging sich die Administration in Colonisationsprojekten aller Art, die, auf keinen reellen Grund basirt, natürlich nur unglückliche Resultate aller Art zur Folge haben konnten. In diese Zeit fällt die Errichtung der großen Etablissements zu Reghaïa, der Militärdörfer St. Ferdinand, Beni Mered u. s. w. Es gibt wohl kein System, das man nicht einmal vorgeschlagen und versucht hätte, wie die Gründung geistlicher, militärischer oder landsmannschaftlicher Bezirke, so selbst die Verpflanzung von Chinesen oder Negern an die Nordküste von Afrika. Erst nach der Gefangennehmung Abdelkaders und der Beendigung dieses Krieges trat ein besserer Zustand ein. Das öffentliche Vertrauen und der Credit hoben sich, der ungemein hohe Zinsfuß sank wenigstens um die Hälfte, und die Regierung suchte durch Begünstigungen aller Art nicht nur die Einwanderung zu fördern, sondern auch durch eine zweckmäßige Verwaltung im Innern, durch Anlage von Straßen, Austrocknen von Sümpfen, Kanälen u. s. w. die Wohlfahrt der Colonisten zu begründen. Diese großartigen Arbeiten sind meist nur von französischen Soldaten verrichtet worden.

Der Einwanderer erlangt einen Grundbesitz in Algerien gewöhnlich auf dem Wege der sogenannten Concession. Gegen Einreichung eines Gesuches an die bestimmte Behörde erhält der Bittsteller neben vollständig freier Ueberfahrt mit seiner Familie von Marseille aus in der von ihm bezeichneten Provinz ein Stück unbebauten Landes angewiesen, das er auf seine eigenen Kosten bebauen muß. Vor der Uebernahme muß ein Capital von wenigstens 3000 Frs. und sodann je 3—400 Frs. für jede Hektare Landes nachgewiesen werden. So viel rechnet man auf das gewöhnliche Betriebscapital, sowie auf die erste Einrichtung, namentlich aber die Errichtung eines Wohngebäudes und eines Brunnens. Nach Ablauf einer festgesetzten Zeit wird der Besitzer, welcher sein Land vollständig bebaut hat, gegen eine jährliche Rente Eigenthümer des Grundstücks, andererseits fällt es an den Staat zurück.

Neben diesen Concessionen hat man auch neuerdings den Verkauf durch öffentliche Versteigerung oder zu einem festen Preis mit Erfolg angewandt. Die Regierung hält bei beiden Verfahrungsweisen das System fest, die Colonisten in Dörfern zu vereinigen, um welche die Felder herumliegen. Nur ausnahmsweise wird noch die Erlaubniß zu Errichtung von Einzelfarmen, bei Gesuchen von größeren Landabschnitten, gewährt.

Letztere sind daher fast nur durch Privatkauf zu erlangen. Die Eingebornen, welche früher, nach Tribus vertheilt, einen großen Landstrich vom Staat zur Nutznießung inne hatten, den sie natürlich nur theilweise bebauen konnten, sind dieses Rechtes zu Gunsten der Einwanderung verlustig gegangen; dagegen hat Jeder den von ihm wirklich bebauten Boden oder einen seinem Vermögen angemessenen Theil zum Grundeigenthum erhalten.

Man kann in Wahrheit sagen, daß bereits viel geschehen und daß der Grund zur Colonisation Algeriens gelegt worden ist. Das größte Hemmniß bleibt jedoch das noch immer fehlende Vertrauen auf eine ungestörte Ruhe und Sicherheit. Das Gespenst der Empörung, des blutigen, grausamen Religionskrieges von Seiten der Araber läuft auf offener Straße einher. Man drängt sich in die Nähe volkreicher, mit Garnison belegter Städte zusammen. Schon die erste Kette des Atlas bildet eine mächtige Scheidewand. Will man aber die Grenze bezeichnen, bis zu welcher wirklich von Colonisation gesprochen werden kann, so möge man die Städte Medeah, Milianah, Orléansville, Mascara, Sidi-bel-Abbès durch eine Linie verbinden. Jenseits derselben dürfte bei den jetzt wieder ausgebrochenen Unruhen schwerlich Jemand eine Concession nachsuchen, und selbst der Werth der Güter in der Metidja dürfte zur Zeit sehr im Sinken begriffen sein. Die Zeit mag noch Vieles bringen; Frankreich kann die gemachte Eroberung nicht wieder aufgeben, aber ich fürchte, daß es das Land jenseits des Tell, selbst große Opfer an Menschen und Geld vorausgesetzt, für die Dauer nicht wird halten können.

Vorübergehend sei hier noch erwähnt, daß für andere Stände als Ackerbauer eine Auswanderung nach Algerien im Allgemeinen nicht zu rathen ist. Der Kaufmannsstand, die Gewerbe sind hinreichend vertreten. Die Anlage von Fabriken hat fast immer mit dem Ruin der Unternehmer geendet, da Geld und Arbeitskräfte schwer zu schaffen sind und eine Concurrenz mit den billig aus Frankreich eingeführten Artikeln demnach eine Unmöglichkeit wird. Taglöhner können in einem Lande kein Glück erwarten, wo es für weniges Geld eingeborne Arbeiter — Berranis — in Menge gibt, welche außerdem die Einfachheit des Lebens und Gewohntsein an das Klima voraus haben. Gute Ackerknechte finden indessen auf den größeren Farmen noch immer Beschäftigung und einen Verdienst von 60 bis 80 Frs. für den Monat. Sehr gut werden Köchinnen, überhaupt weibliche Dienstboten bezahlt.

Wir verweilten mehrere Tage in Buladjurak. Diese gehören zu den reizendsten unseres ganzen algierer Aufenthalts. Ein schöner Garten zog sich längs des Harrasch hin. Dort im Grünen versteckt brachten wir die heißen Stunden des Tages zu, hohe, dichte Gebüsche blühender Granaten und Oleander faßten den Fluß ein, der in seinem steinigen Bette mächtig brausend die Ausbrüche unserer Gesangeslust übertönte. Araber im weißen Haïk auf flüchtigen Pferden jagten grüßend und verwundert an uns vorüber. Schmutzige Kabylen auf den Feldern lauschten aufmerksam bei ihrer beschwerlichen Arbeit. Jenseits lag mit seinen weißen Häuschen in der Sonne glänzend das freundliche Städtchen Rovigo, die Metidja flimmerte in melancholisch bleichem Grün, und ein bläulicher Duft umhüllte die Höhen des Kleinen Atlas.

(Fortsetzung in einem der nächsten Hefte.)

Die Sprachen und Mundarten der Schweiz.*)

Von **H. Berlepsch.**

Ueber kaum ein Land mögen so verschiedenartige, gegenseitig sich selbst und der historischen Möglichkeit widersprechende Behauptungen bezüglich der Urbewohner und der Abstammung der gegenwärtigen Bevölkerung aufgestellt worden sein, als über das Alpenland. Bald sollen Kelten, bald Cimbern und Teutonen, die selbst unter den Römern ihre Selbstständigkeit zu bewahren wußten, die Autochthonen gewesen sein, bald sollen aus dem Süden vertriebene Völker, namentlich Etrusker unter dem mythischen Anführer Rhätus, das östliche und mittlere Alpenland in frühester Zeit bevölkert und den rhätischen Volksstamm gegründet haben; noch andere Meinungen beleben das ganze Land zuerst mit einem unabhängigen, freien Volke, den Helvetern, als den eigentlichen und allein echten Urvätern der heutigen Schweiz.

Aus dem gegenwärtigen Stande der wissenschaftlichen Forschung geht hervor, daß in den ältesten Zeiten das eigentliche Gebirge schwerlich bewohnt war, sondern höchstens das die Alpen umgebende Hügelland, und daß Einwanderung und Belebung vom Norden, Westen und Süden her allmälig stattfanden. Wie im Bau der Erdoberfläche sich uns eine Reihenfolge geologischer Gebirgsschichten darlegt, so mögen auch hier, nur minder deutlich erkennbar, gleichsam viele Völkerschichten über einander liegen, die eindringend und wieder vertrieben, anbauend und zerstörend, zeitweise im Besitze des Landes waren. Doch auch über diese Einwanderung verirrt sich die Tradition in die abenteuerlichsten Behauptungen. Ost- und Westgothen, Longobarden, Schweden, Friesen und noch andere Völker müssen nach der Chronisten Meinung die ältesten Colonisten gewesen sein, und namentlich die Bewohner der Urkantone halten mit der unverwüstlichsten Zähigkeit an diesen oft völlig haltlosen Ueberlieferungen fest.

Die Klangverwandtschaft des Wortes Schwyz, im mittelalterlichen Latein Swites geschrieben, mit dem Namen Schweden gilt in den Augen derer, die diese Abstammung um jeden Preis als Beweis eines von allem Anfange an freien Volkes festhalten wollen, als unumstößliches Argument. Eben so wird das Wappenthier des Kantons Uri, der Stierkopf und das Wurzelwort Ur (Auerstier), mit dem lateinischen Taurus (Stier) in Verbindung gebracht und an der daraus entwickelten Hypothese die Abstammung der Urner von den Tauriskern nachzuweisen gesucht. Historische Forschungen haben mit ziemlicher Gewißheit festgestellt, daß die ersten Bewohner der jetzigen Schweiz Kelten waren, und daß Germanen kaum vor dem sechsten Jahrhundert festen Fuß faßten. Darauf deuten auch die noch vorhandenen romanischen Namen von Bergen, Thälern ꝛc. hin, wie im appenzeller Land: Kamor, Sentis. Im Kanton Schwyz: Muotta.

Nach Sprache, Körperbau, Schädelbildung und Farbe der Haare, Augen und der Haut lassen sich gegenwärtig nur drei verschiedene Stämme, freilich durch eine Menge von Zwittergattungen in einander übergehend und die prägnanten Eigenthümlichkeiten verwischend, erkennen. Nämlich 1) der romanische Stamm. Er bevölkert den ganzen Kanton Tessin, den größten Theil Graubündens, sowie die westliche oder sogenannte wälsche Schweiz. Er ist leicht kenntlich an rundlicher Schädelbildung, scharf markirten, oft kecken Gesichtszügen, größtentheils sehr dunkelfarbigem, oft sogar krausem Haar und dunklerer Hautfärbung. Er redet die Sprachen romanischer Abkunft: Französisch, Italienisch und Romanisch. Die Rhätoromanen Graubündens zeigen in vielen Gegenden noch entschieden eigenthümlichen Typus; die Romanen des Kantons Tessin sind gänzlich italienisirt, und die Romanen der französischen Kantone, durch Mischung mit burgundischen Völkern legirt, lassen nur bedingungsweise ihre Abstammung noch erkennen. 2) Der alemannische Stamm in der nördlichen, östlichen und innern Schweiz zeigt länglichen Schädelbau, vorherrschend braune Haare, gröbern, festern Gliederbau, namentlich an den Extremitäten, und eine harte an Konsonanten reiche Sprache. Er ist jedoch auch vielfach vermischt mit den Abkömmlingen anderer Stämme. 3) Der burgundische Stamm, westlich von der Reuß, besonders in den Kantonen Freiburg, Bern, Solothurn, dem luzerner Entlebuch, dann in Oberwallis, Urserenthal, dem graubündner Davos, Prätigau und dem österreichischen Walserthal (Illthal), mit feinerm Knochenbau, kleineren Händen und Füßen und weicherm Dialekte.

Die Uebersiedlung der Völker burgundischer Abkunft nach dem obern Wallis, und von hier aus über die Furka nach Urseren, über die Oberalp nach Graubünden und Vorarlberg hat zuverlässig nicht vor dem 13. Jahrhundert stattgefunden. In gleiche Zeit fällt wohl auch die Gründung der deutschen Colonien am südlichen Fuße des Monte Rosa, im Formazzathale, jenseits des Simplon und im

*) Wir entnehmen diesen Aufsatz der „Schweizerkunde. Land, Volk und Staat, geographisch-statistisch, übersichtlich vergleichend dargestellt. Unter Mitwirkung der Herren Gengel, G. Vogt, A. v. Orelli, H. v. Marschall, herausgegeben von H. A. Berlepsch. Braunschweig, Schwetschke und Sohn, 1864". Wenn es schon ein schwieriges Unternehmen ist, in einem zusammengedrängten Bande von über 900 Seiten ein ganzes Land nach allen Seiten hin zu schildern, so müssen wir uns wundern, daß hier die Aufgabe von einem Manne gelöst wurde, dessen Wiege nicht an den Alpen stand. Und doch ist gerade Herr Berlepsch zur Herausgabe des vorliegenden Werkes wie Wenige geschaffen gewesen, und er hat wieder gezeigt, was rastloser Fleiß und Ausdauer zu leisten vermögen. Seit einer Reihe von Jahren widmet er sich unermüdlich der Kunde des Schweizerlandes, er versteht es, pietätvoll in alle intimen Einzelheiten des Landes und Volkes einzudringen; davon zeugt jede Seite des Buches, das uns in keiner wichtigen Frage im Stiche läßt. Dadurch, daß überall die einschlägige Literatur angegeben ist, wird auch der Leser, welcher eingehendere Belehrung wünscht, zufrieden gestellt, da er nun an der Hand der angegebenen Quellen seinen weitern Wissensdurst befriedigen kann. Es ist in dem Buche nichts Wesentliches übersehen, und Herr Berlepsch schien schon durch seine früheren Arbeiten über die Schweiz (Die Alpen in Natur und Lebensbildern. Leipzig 1861, und Neuestes Reisehandbuch für die Schweiz. Hildburghausen, Bibliographisches Institut, dritte Auflage, 1865) vor Allem befähigt, die schwierige Aufgabe der Darstellung einer Landeskunde zu lösen. Aber da ein einziger Autor, wenn er noch so vielseitig ist, nicht alle hier in Frage kommenden Disciplinen gleichmäßig gut bearbeiten kann, so wurde zum Vortheil des Unternehmens der Verfasser von den oben genannten Mitarbeitern unterstützt, welche alle die ihnen nahe liegenden Specialitäten behandelten.

tessinischen Dorfe Bosco, wo noch jetzt in Mitten italienischer Bevölkerung Deutsch gesprochen wird. Selbst in der Kleidung unterschied sich bis ins vorige Jahrhundert der Burgunder vom Alemannen.

Früher traten die charakteristischen Merkmale im Typus der Stämme bedeutender heraus, als wir sie in unseren Tagen noch zu erkennen vermögen. Jede Thalschaft mit natürlich abgegrenzten Marken bildete in Sprache, Sitte und Gesetzgebung eine kleine selbstständige Welt für sich. Handel und Verkehr bewegten sich nur auf den großen, von der Natur selbst geöffneten Wegen und Pässen; Verbindungsstraßen gab es wenige, die Beziehungen zu den Nachbarländern waren erschwert. Hierdurch war das Eindringen fremder Menschen und fremder Sitten sehr gehindert. Geschlechter und Ortsaristokratien beherrschten in vielen Gauen das Volk als halbleibeigene Unterthanen und wehrten jede Neuerung ab, die nicht in ihrem Interesse lag. Heiraten aus dem einen Thale in das andere, aus einem Ort in den andern kamen selten vor. Unter solchen Umständen konnte die Stammeseigenthümlichkeit, wo sie nicht durch große politische Ereignisse gewaltsam zerstört wurde, sich leichter und länger erhalten.

Wenn wir auch im Aeußern des Volkes nicht immer charakteristische Kennzeichen seiner Abstammung finden können, so gibt uns doch meistens die Sprache in dieser Beziehung einen sichern Anhaltspunkt. In der Schweiz werden *vier Sprachen* gesprochen: Deutsch, Französisch, Italienisch und Romanisch. Jede derselben hat wieder viele Mundarten, und keine der drei zuerst genannten wird von einem namhaften Theile des Volkes in der grammatikalisch festgestellten Schriftsprache benutzt. Es gibt wohl kein Land der Erde, in welchem auf so kleinem Flächenraum so viel verschiedene Mundarten gesprochen werden, als eben in der Schweiz. Die Sprache, welche auf die Nationalität hinweist, welcher die verschiedenen Kantone und Kantonstheile ursprünglich angehören, grenzt auch das Volk in Charakter, Sitte, Lebensweise und Wohnung ziemlich genau ab. Man hat oft die Alpen als Grenzscheide der Sprachen aufgestellt; dies trifft nur beim Italienischen zu. Deutsch, Französisch und Romanisch wird diesseits und jenseits der Alpen vom Volke noch in ganzen Dorf- und Thalschaften herüber und hinübergreifend gesprochen.

Die *deutschen Mundarten* werden von beinahe 70 Procent der Gesammtbevölkerung gesprochen. Jene Formen, welche im schweizer Dialekt der deutsch-redenden Kantone vom Fremden bald bespöttelt und als der Ausdruck minderer Bildung mißachtet — bald von Schwärmern mit der Romantik der Landschaft verschmolzen oder nachgeäfft werden, sind ein hehres Denkmal sprachlicher Uralterthümlichkeit. Man lese die Lieder der Minnesänger aus den Zeiten der hohenstaufischen Kaiser, um zu erkennen, daß die Dichter der Vorzeit in fast der gleichen Sprache sangen, welche heutzutage in der deutschen Schweiz die landesübliche ist, und ein flüchtiger Blick in Urkunden des Mittelalters wird überzeugen, daß vor einem halben Jahrtausend Kaiser und Könige eben so sprachen, wie gegenwärtig der Schweizer im Volksdialekt. In Deutschland hat sich mit der Volksmundart schon mehr oder minder der Begriff des Niedrigen, Gemeinen verbunden; sie ist aus den Kreisen der Gebildeten verbannt. In der Schweiz sind es aber nicht blos die unteren Schichten der Bevölkerung, welche, wie in Deutschland und Frankreich, das Idiom sprechen, — es ist Landessprache von Vornehm und Gering, sogar die Sprache, in welcher die Debatten in den Großrathssälen mancher Kantone gehalten werden und in welcher der Offizier mit seinen Soldaten verkehrt. Derjenige Schweizer, welcher nach längerm Aufenthalte im Auslande oder aus Neigung sich ausschließlich der Schriftsprache im täglichen Verkehre mit dem Volke bedienen wollte, dürfte leicht Gefahr laufen, als schlechter Patriot zu gelten.

Die Klänge alemannischer Sprache, die durch Hebels schöne Gedichte in die entferntesten Welttheile gedrungen sind, können mit Recht als einer der eigenthümlichsten Reize des Schweizerlandes bezeichnet werden. Viele Wortbildungen und Redeformen sind in ihrer direkten, kräftigen Ausdrucksweise der lebendige Reflex des im Volke vorherrschenden Charakters, und namentlich die deutsche Sprache könnte sich um eine gute Zahl trefflich bezeichnender Wörter bereichern, wenn sie wieder aufnehmen wollte, was ursprünglich ihr Eigenthum war.

Dem ungeübten Ohre klingen die Schweizermundarten der verschiedenen Thäler fast gleich, höchstens daß man beim Berner etwas Breites, Feierliches in der Betonung, beim Entlibucher eine jagende Hast, beim obern Freienämtler im Aargau eine schleppende Langsamkeit, bei den Hirten der Hochgebirge von Uri und Bern einen melodischen Tonfall, beim Glarner und Zürcher etwas ungemein Volles und Tiefes in den Vokalen bemerkt, und der Appenzeller durch seinen näselnden, neckisch auf- und absteigenden Humor der Sprache auffällt. Und dennoch wird man bei aufmerksamer Beobachtung finden, wie wesentlich die Mundarten eines einzigen Kantons, oft einer Thalschaft, untereinander verschieden sind. Ein wesentlicher Grund, daß selbst die Dialekte in ihrer Eigenthümlichkeit sich conserviren, beruht einerseits in der geographisch abgeschiedenen Lage mancher Gegenden, anderseits in dem noch immer fortbestehenden „Kantönli Geist".

Deutsch ist die Hauptsprache der Schweiz; sie wird in 14 ganzen Kantonen (St Gallen, Appenzell, Thurgau, Schaffhausen, Zürich, Aargau, Basel, Solothurn, Luzern, Unterwalden, Uri, Glarus, Schwyz und Zug) von 1,211,000 Einwohnern, in fünf Kantonen theilweise (in Bern von 385,700, Freiburg 24,000, Wallis 24,300, Graubünden 35,500, Tessin 400) von etwa 470,000 Einwohnern, im Ganzen also von 1,681,000 Einwohnern oder sieben Zehntel der ganzen Bevölkerung gesprochen.

Zu den auffallenden Erscheinungen gehören die sprachlichen Oasen im Alpenlande. Mitten in dem Sprachgebiete einer Zunge taucht plötzlich, wie eine einzelne Insel im Meere, eine Ortschaft auf, in welcher eine andere Sprache im Volksgebrauche ist. Dies zeigt sich besonders in den italienischen transalpinen Thälern mit dem deutschen walliser Dialekt. So entschieden der Hauptkamm der Walliser- und Gotthards-Alpen die deutsche Sprache von der italienischen trennt, um so sonderbarer ist das sporadische Vorhandensein der deutschen Sprache am Südabhange des Monte Rosa im savoyischen Gebiet, namentlich in den Dörfern Gressoney la Trinité, Gressoney St. Jean, Gabe, Issime, Allagna, Rima, Maeugnaga und Rimella, wo nach Schlagintweit im Jahre 1851 zusammen 6000 Menschen Deutsch sprachen. Aehnlich verhält es sich mit den 380 Bewohnern des tessinischen Dorfes Bosco, jenseits der Alpen, in einem einsamen von hohen Bergen eingeschlossenen Seitenthale des Valle Maggia. Eben so auffallend ist der Sprachenwechsel in den Ortschaften des graubündner Vorderrheinthales; dreimal wechselt der Gebrauch der deutschen und romanischen Sprache, wenn man von Chur aus, wo Deutsch gesprochen wird, gegen den Lauf des Rheines hinaufsteigt. Denn in dem eine Stunde von Chur gelegenen Dorfe Ems wird Romanisch gesprochen, in Reichenau, eine Stunde weiter, wieder Deutsch, dann für eine Strecke von etwa sechs Stunden

wieder in allen am Rheine liegenden Dörfern Romanisch, und in Obersaxen Deutsch, worauf gegen das Tawetsch hinauf die romanische Sprache herrschend bleibt, bis man über die Oberalp in das deutschredende Urserenthal gelangt.

Uebrigens dringt die schriftdeutsche Sprache in allen sogenannten „Kulturkantonen" mächtig in die Volksschichten ein; denn die Schweiz beherbergt tausende von Arbeitern aus Deutschland als Hausgenossen — an den meisten Schulen und Universitäten lehren deutsche Professoren neben den schweizerischen — Handelsbeziehungen nöthigen zum gründlichen Studium der hochdeutschen Sprache — auf den Kanzeln, in den Rathssälen und in größeren gesellschaftlichen Kreisen hört man von Jahr zu Jahr mehr schriftdeutsche Weise sich einbürgern, und in allen Volksschulen muß der Unterricht in grammatikalischem Deutsch gegeben werden.

Ein charakteristisches Merkmal, an welchem man den deutschen Schweizer, selbst wenn er reines gutes Hochdeutsch spricht, erkennen wird, ist der scharfe Gaumenlaut beim Gebrauche der Buchstaben ch, g und k. Der eigenthümliche Guttural ton, welcher hierdurch entsteht, läßt sich annähernd dadurch wieder geben, wenn man die Worte „freundlich, schrecklich, höflich", wie „fründlach, schrecklach, höflach" ausspricht. Am Anfange vieler Wörter, die ursprünglich mit einem K geschrieben werden, behält das Ch seine volle Kraft und Schärfe, so in Chille, Chatz, Chrätz, chli, chlofe (Kirche, Katze, Kreuz, klein, klopfen). Als eine in allen Kantonen deutscher Zunge herrschende Eigenthümlichkeit ist ferner die Verwandlung der Doppellaute in einfache Vokale zu bezeichnen. So wird der Diphthong au in u oder o umgewandelt, z. B. Haus in Hus, Baum in Bom.

An alten, in der Schriftsprache längst nicht mehr gekannten Wörtern ist die schweizer Volkssprache noch sehr reich. Wir erinnern nur an losen (hören), fürben (kehren), lismen (stricken), tädigen (Streit schlichten), verheyen (zerbrechen), Gaden (Scheune), häl (glatt) u. s. w. Da es nicht in unserm Zwecke liegt, auf alle Einzelheiten des schweizer Dialektes hier näher einzugehen, so verweisen wir auf „die Schweizerkunde", wo auch die einschlägige Literatur angeführt ist.

Französisch wird als Volkssprache in der Schweiz nur in den sechs westlichen Kantonen: Waadt, Genf, Neuenburg, Wallis, Freiburg und Bern von 540,000 Einwohnern, also von ungefähr 23 Procent der Gesammtbevölkerung gesprochen. Die drei zuerst genannten Kantone bedienen sich ausschließlich der französischen Sprache; in den drei letzteren wird sie nur theilweise geredet. So herrscht im Kanton Wallis nur in den westlichen Bezirken das Französische, und in den Gemeinden Sitten und Bramois bestehen beide Sprachen neben einander. Die Zahl der Französisch sprechenden Walliser beträgt 57,000, während 24,000 Deutsch reden. Im Kanton Freiburg kommen auf 76,000 Franzosen 24,000 Deutsche, und im Kanton Bern endlich bedienen sich nur die Jurabewohner, zusammen 72,500 Einwohner, der französischen Sprache.

Es läßt sich eine ziemlich genaue Grenzlinie zwischen dem Gebrauche der deutschen und französischen Sprache von Delsberg (Délémont) im Norden über Biel und Freiburg nach Sitten ziehen.

Das in den Kantonen Genf und Neuenburg von den Gebildeten gesprochene Französisch zeichnet sich durch grammatikalische Reinheit, richtigen Accent und Eleganz des Ausdruckes aus. In den übrigen vier Kantonen herrscht ein Patois, welches zu verstehen mitunter dem sprachkundigsten Franzosen schwer fallen würde. Es wird romanisches Französisch genannt. Dem Geiste nach sind diese französisch-romanischen Volksdialekte zwar gallisch, aber sie haben sich unter einem aus Norden wehenden harten Lufthauche entwickelt und zeigen gewissermaßen Verwandtschaft mit den Dialekten der Bretagne. Schon viele Gelehrten versuchten es, grammatikalische Regeln für einzelne Mundarten dieses Patois aufzuschreiben; aber sie mußten ihre langen und mühevollen Arbeiten wieder aufgeben, weil die Mundarten wenig mit einander gemein haben und ihnen durchaus alle feststehenden Regeln mangeln. Worte, Wandlungen derselben, Orthographie, Aussprache und Betonungen weichen von Ort zu Ort auffallend ab, und nicht ohne Noth versteht der jurassische, Französisch redende Schweizer den walliser Alpenbewohner, oder der Bauer von den Ufern des Genfersees denjenigen, der am Murtnersee lebt. Dagegen ist es der Fall, daß der eigentliche Rhäto-Roman aus Graubünden sich viel leichter dem Gallo-Romanen des Einfisch- und Hérins-Thales (Wallis) verständlich machen kann. Um nur ein kurzes Beispiel zu geben, so sagt der Bewohner des Jourthales für „Ich weiß nicht" — ne sa pé — der Hirt von Ollon im Rhônethale — ne sè pò — und der am Genfer-See — ne sé pa —.

Die französischen Mundarten der Schweiz enthalten eine große Menge Wörter, die in der Schriftsprache nicht vorkommen, und von denen man nicht weiß, wo man die Wurzel suchen soll. Nachstehende kleine Auswahl aus dem Thal von Illiez mit daneben gesetzter schriftfranzösischer Bedeutung mag als Beispiel dienen.

Ameten (homme laborieux), aventro (polisson), aucala (guêtre), bortzau (le rideau), brecet (cage), cothairla (chèvre), corzoï (lampe), detzc (défaut), druoze (fumier), erlitton (arc-en-ciel), farba (poche), fefion (épingle), fiza (le dessein), alluga (espionner), avaighi (accoutumer), avoiri (contredire), brellhi (gater), catahi (dédaigner).

Wie sehr die Bezeichnungen für einen einzigen Begriff, z. B. für „cau" (Wasser), auseinander gehen, beweisen folgende allein im Waadtlande vorkommenden: égue, aigué, évoué, ivoué, igué, ive. Im Flußgebiete der Broye und den an Freiburg grenzenden Gegenden hat sich das eigentliche Patois am reinsten von fremden Einmischungen im Waadtlande erhalten. Die Sprache der Bewohner des waadtländischen Jura zeichnet sich durch starke Betonung, derer im Innern des Waadtlandes durch schleppende Schwerfälligkeit, derer am Genfersee durch hüpfende Anmuth und gewissermaßen leichtsinnige Gefälligkeit und im Gebirge durch eine biderbe Gefälligkeit aus. Naiver Humor neben rauher Kraft kennzeichnen, wie bei den schweizerdeutschen Dialekten, auch heute noch die jugendliche Zeit der Entstehung dieser franko-romanischen Mundarten. Als Volkssprache ist sie unbedingt musikalischer als die französische Schriftsprache, aber ihre Harmonie wird von harten, schwankenden, unvollendeten und sinkenden Tönen oft gestört. Die Dichtungen in diesen Mundarten heben die Originalität und Kraft, den malerischen Anstrich und die liebliche Tonfülle derselben am besten hervor. Wenn sie auch an Geistesschwung und glänzender Diction mager sind, so eignen sie sich zur Darstellung des Natur- und Landlebens ungemein; sie sind lebendiger Wiederhall der Berge und Thäler, der hüpfenden Heerden mit ihren Glocken und der Hirten, wenn sie die Alpen mit jauchzendem Jodler erfüllen. Naiver Frohsinn weht aus den Liedern, Wehmuth und tiefer Ernst aus dem Reigengesange, wie folgende Bruchstücke zeigen:

Cil amueiraux bergir correseit c'on servageo
Tits les geouars se catchir dins deis epés follageos.
Ll'est lé qu'avant condit ses troppis livuessants,
Eil sospiravé on geour staus doliraux accens:
Fournidez, sombres geouars d'ouna pidausa ya.

Dieser verliebte Hirt lief wie ein Wilder
Alle Tage sich verbergen in das dichte Gebüsch.
Hier ist es, wohin er hatte geführt seine Heerden
schmachtenden,
Und klagte eines Tages in diesen schmerzlichen Tönen:
Endet, düstere Tage eines armseligen Lebens.

Beinahe völlig unverständlich sind die Dialekte der walliser Seitenthäler. Ein Fremder, der in eine Hütte des Eringerthales kam und von dem Sennen bewillkommnet wurde, hörte, wie dieser einer jungen Frau zürief: „Neura! freinde bretschi on cabé à zu saho!“ Das heißt: „Schwiegertochter! lauf und bring einen Schemel für diesen Fremden!“ und zwar nach folgender etymologischen Analyse: neura kommt vom lateinischen nurus (Schwiegertochter); freinde stammt vom bretonischen freing (springen); bretschi vom deutschen bringen (?); cabé ist eine Verstümmelung des lateinischen Scabellum (Schemel); zu soll das ce vertreten und saho ist ein Ehrentitel, den man einem gelehrt aussehenden Fremden gibt und der dem keltischen sahé entspricht.

Der Gebrauch der italienischen Sprache beschränkt sich lediglich auf den Kanton Tessin und die graubündner Thalschaften Puschlav, Bergell, Misor und die beiden Gemeinden Bivio und Marmorera im Oberhalbstein mit zusammen 129,300 Einwohnern. Auch hier sind es, wie beim Französischen, korrumpirte Dialekte der eigentlichen italienischen Sprache, die durch die große Wanderlust der Tessiner und „Grigioni“, als Maurer, Gypser, Glaser, Konditoren, Kaffeewirthe, Straßenarbeiter ꝛc., und die von diesen wieder mit heimgebrachten, aufgeschnappten fremden Wörter noch mehr mit fremden Ausdrücken vermischt wird. So hat die tessiner Sprache eine namhafte Menge von Bezeichnungen aus dem Schweizerdeutsch aufgenommen. Sie sagt nicht scrivano für Schreiber, sondern scribar; nicht sartore für Schneider, sondern snidar; nicht facchino für Lastträger oder Spetter (Schweizerdeutsch), sondern spetter; nicht allegro für lustig, sondern lostig u. s. w. Der tägliche Verkehr mit deutschen Schweizern über die vier großen Bergstraßen mag zur Einbürgerung dieser Worte das Seinige beigetragen haben.

Wie sehr die schweizerisch-italienischen Dialekte auseinander gehen, mögen einige Beispielsworte nachweisen. Carne, Fleisch, wird abgeändert in carn, chiarn, chern, chiern und c'ern. Fuoco, Feuer, wandelt um in foeugh, feugh, fegh, feui, fiu und fu, welches dann im Rhäto-Romanischen als fiuk erscheint.

Noch mehr stellt sich die Verschiedenheit der Ausdrücke und zugleich das Hereinragen germanischer Elemente bei folgenden neben einander gestellten Uebersetzungen des 11. Verses aus der Parabel vom verlornen Sohn (Luc. 15. 11 bis 32) heraus. Man sagt:

Im Val Leventina: Un cert om l'a avut dui fioi,
im Val Blegno: Un taa hum o gh'eva doi fant,
in Bellinzona: Oum certo uom al gha avü dii fiö,
in Locarno: On cert qual oumm l'ha avunt du fieu,
im Val Verzaska: Un omen udgdieva duu fiue,
im Val Lavizzara: On jera oum l'ha du tosoi,
im Bergell: Ün om veva dui fi,
zu Deutsch: Ein (gewisser) Mann hatte zwei Söhne.

Vergleichen wir damit die franko-romanische Weise:

im Unter Wallis: Oun omoz avey dou fet,
im freiburger Mittellande: Oun amou l'avei dou fe,
im delsperger Thal: In enne ävä dou fé,
Schriftfranzösisch: Un certain homme avait deux fils.

Rhäto-Romanisch:

im Unter-Engadin: Ün tschert ômm vera duus figls,
im Ober-Engadin: Un hom havaira duos figls,
im bündner Oberlande: In tschiart omm veva dus fegls,
Lateinisch: Unus homo habebat duos filios.

Man erkennt hierbei deutlich die Verwandtschaft der verschiedenen Dialekte, wie sie alle nur eine Wurzel haben, aus der sie wie Zweige eines Baumes auseinander rankten.

Die rhäto-romanische Sprache, noch jetzt die Volkssprache in einem großen Theile des Kantons Graubünden, wie im enneberger und grödner Thale Tirols, ist in jüngster Zeit vielfach Gegenstand sprachforschlicher Erörterungen geworden. Es herrscht darüber nämlich ein alter Streit unter den Archäologen, ob die Rhätier (die ersten oder Urbewohner der südöstlichen Schweizer- oder Tiroleralpen) keltischer oder etruskischer Abstammung seien, und wenn letzteres, ob sie ursprünglich in den Alpen lebten und von hier aus sich über Italien verbreiteten, oder ob umgekehrt die durch den Einfall nordischer Völker, namentlich der Kelten, aus Italien verdrängten Tuscier oder Etrusker sich in diese Alpenthäler flüchteten und die Ursprache Italiens, die „lingua vulgara Romana“ mit hierher brachten. Die wissenschaftliche Forschung hat sich in Ermangelung aufgezeichneter historischer Quellen fast lediglich an die Epigraphik (Kunde von den Inschriften an aufgefundenen Denkmalen, Grabsteinen, Gebäuden) und das vergleichende Studium der romanischen Sprache halten müssen. Letzteres wird jedoch für den historischen Zweck wesentlich erschwert, weil die romanische Sprache bis zum 16. Jahrhundert ausschließlich nur Umgangssprache, nicht aber Schriftsprache war, somit keine Schriftdenkmale aus älteren Zeiten in Urkunden, Dokumenten, Chroniken u. s. w. aufzuweisen hat; ferner weil die in den verschiedenen Thalschaften üblichen, unter verschiedenen Einwirkungen gebildeten Mundarten oft so außerordentlich von einander abweichen, daß eine gemeinschaftliche Orthographie nicht nur nicht möglich ist, sondern auch die Wurzelwörter mitunter gänzlich andere für einen und denselben Begriff sind.

Daß das graubündner Romanisch wie alle anderen Sprachen aus dem Lateinischen hervorgegangen ist, wird nicht mehr bestritten. Die durch die Umgebung rauh und kräftig ausgebildete Natur des Gebirgsbewohners trug sich eben so charakteristisch auf seine Sprache über, wie in gleicher Weise der Flachlandbewohner mit der Abglättung und Verfeinerung der Sitten auch die der Sprache verband. Doch nähert sich dieses Idiom auch vielfach den Dialekten Norditaliens. Anderseits enthält es eine bedeutende Anzahl Wurzeln, die sich aus dem Lateinischen nicht erklären lassen und vermuthlich keltischen Ursprungs sind.

Die rhäto-romanische Sprache wird in Graubünden von 42,400 Einwohnern in zwei Hauptdialekten gesprochen, deren jeder wieder mehrere Abänderungen erfährt. Es sind diese der oberländer Dialekt im Rheingebiete (Vorderrheinthal, Domleschg, Schams) und der engadiner Dialekt im Gebiete des Inns (variirend im Ober- und Unterengadin, hier Ladin genannt). Beide nähern sich einander an den Grenzen jener Gebiete; daher stehen sie gleichsam in der Mitte des Oberhalbstein- und des Albulathales. Die rhätische unterscheidet sich von den übrigen lebenden

romanischen Sprachen durch eine anscheinende Härte und durch eine große Anhäufung von Konsonanten, die aber in der Aussprache sehr weich klingen.

Deutsche Wörter oder Wurzeln haben zuweilen die alten, nicht romanischen Ausdrücke verdrängt oder ganz in Vergessenheit gebracht, besonders im Oberland, theils in Folge einer gewissen Nachlässigkeit des Volks, theils weil das Oberland mehr mit Deutschredenden im Verkehr steht. Die Engadiner hingegen haben von ihren italienischen Nachbaren viel entlehnt und bereichern damit ihr Ladin. Die offizielle Sprache des Kantons ist die deutsche, und schon hierdurch drangen viele deutsche Wörter ein.

Auch im Engadin treffen wir die schon früher erwähnte Erscheinung einzelner Sprachoasen. Während im ganzen Engadin Romanisch gesprochen wird und die Bevölkerung sich zur reformirten Kirche bekennt, spricht das katholische Taraſp Deutsch. Diese Gemeinde stand nämlich als österreichische Besitzung bis in neuere Zeit in enger Verbindung mit Tirol.

Die romanische Literatur ist arm. Sie beschränkt sich hauptsächlich auf Bibelausgaben, Gesang-, Andachts- und Schulbücher, meistens Uebersetzungen. Sie beläuft sich im Engadin auf etwa 100 Werke, im Oberland nur auf die Hälfte. Das erste neue Testament in romanischer Sprache ließ Jachiam Bifrun schon um 1560 in Puschlav drucken. In oberländer Dialekt wurde es 1648 von Luzius Gabriel in Basel herausgegeben. Auf Veranlassung der Bibelgesellschaft von Graubündten erschien 1856 in Chur: Ilg niew Testament. Revedida a corregida tont sco passeivel, suenter ilg original grec da Otto Carisch. Es erscheinen auch mehrere romanische Zeitungen, die jedoch zum Theil mit der Sprache sehr grausam umgehen (vergl. Globus V, S. 318).

Der Goldreichthum Australiens.

Die Weltumsegelung der österreich. Fregatte Novara (in den Jahren 1857 bis 59) hat für die Wissenschaft eine reiche Ausbeute gegeben. Die drei Bände umfassende Beschreibung der Reise erschien 1861; dann folgte eine Anzahl von werthvollen Monographien, und vor Kurzem der erste Band des statistisch-commerciellen Theiles. Auch dieser ist von dem unermüdlich fleißigen Karl v. Scherzer (im Auftrage der kaiserlichen Akademie der Wissenschaft) verfaßt. Das Werk enthält eine so reiche Fundgrube von Nachrichten für den Handel, wie kaum ein anderes, und ein hervorragender Platz in der Geschichte der Handelswissenschaften ist ihm für alle Zeiten sicher. Es steckt in dem Buch eine ungeheure Summe gewissenhafter Arbeit, und der Verfasser hat es verstanden, die Gegenstände so zu behandeln, daß sein Werk einen wichtigen Beitrag auch zur Geschichte der Kulturentwicklung bildet. Wir werden es eingehend besprechen, sobald das Ganze vorliegt, und begnügen uns hier mit der Bemerkung, daß nicht bloß die reiche Fülle der Mittheilungen, sondern auch die verständige Umsicht und Gewissenhaftigkeit des Verfassers, dem wir namentlich auf praktischem Gebiete so gern begegnen, Respekt einflößen.

Der zweite Band des vielleicht zu luxuriös ausgestatteten und leider mit lateinischen Lettern gedruckten Werkes wird im Laufe des Sommers erscheinen. Inzwischen hat Herr von Scherzer die Güte gehabt, dem Herausgeber des Globus eine Reihe von Aushängebogen zu beliebigem Gebrauche zu übersenden. Wir sagen ihm dafür unsern Dank an dieser Stelle und heben zunächst den Abschnitt über das australische Gold hervor.

Mit der Auffindung von reichen Goldfeldern im März 1851 und deren praktischer Ausbeute begann für Australien eine neue Aera wirthschaftlichen Segens. Der Ruhm dieser Entdeckung gebührt dem Geologen und protestantischen Pfarrer, Herrn W. H. Clarke in Sydney, welcher bereits im Jahre 1841 in den Bergen westlich vom Val de Clyde Gold fand und schon zu jener Zeit Proben von goldhaltigem Quarz einflußreichen Personen mit der Bemerkung zeigte, daß in Australien und namentlich in Victoria alle wissenschaftlichen Anzeichen eines großen Goldreichthums vorhanden seien. Allein der gelehrte Landprediger fand wenig Gehör und Theilnahme, sowohl wegen der Unkenntniß, welche damals noch in der Colonie über den Werth solcher geologischen Anzeichen herrschte, als auch aus Furcht vor der Tragweite und den Folgen, welche das Lautwerden einer solchen Entdeckung auf eine, meist aus Deportirten und Sträflingen bestehende Colonie üben könnte. Erst im Jahre 1851 unternahm es ein gewisser Herr Hargreaves, nachdem er vorher Californien besucht und sich daselbst mit den verschiedenen Methoden der Goldgewinnung vertraut gemacht hatte, am sogenannten Summer Creek Hill in Victoria Gold zu waschen, und sein Versuch war von einem so überaus glänzenden und praktischen Erfolg gekrönt, daß nun auch die Ungläubigsten nicht länger mehr an dem Vorhandensein der bereits 10 Jahre früher wissenschaftlich entdeckten Goldfelder zu zweifeln vermochten.*)

Das erste australische Gold von 18 Unzen Gewicht wurde am 20. August 1851 am Bord des Schiffes Honduras nach London gesendet. Seitdem stieg mit jedem Monat die Quantität des gewonnenen Goldes. War gleich in Neu-Süd-Wales die Goldausbeute nicht so ergiebig als in der Nachbarcolonie Victoria, so erschienen doch auch dort die neu entdeckten Schätze verlockend genug, um eine

*) Das vom gesetzgebenden Rathe der Colonie Victoria mit der Untersuchung der Ansprüche verschiedener Individuen auf die Entdeckung der australischen Goldfelder beauftragte Comité stellte in dem, unterm 10. März 1854 erstatteten Bericht den Antrag, daß Hr. Hargreaves, welcher mit so edler Uneigennützigkeit den Weg zu fast unerschöpflichen Schätzen bahnte, von der Colonialregierung eine Summe von 5000 Lstl., und Rev. W. H. Clarke in Anerkennung seiner Verdienste um die Untersuchung des Mineralreichthums der Colonie ein Betrag von 1000 Lstl. als Geschenk zuerkannt werden soll. Murchison machte bereits im Jahre 1844 auf die frappante Aehnlichkeit aufmerksam, welche in Bezug auf Richtung, Alter und mineralogische Beschaffenheit zwischen dem Ural und der ostaustralischen Gebirgskette herrsche, und meinte, der einzige Unterschied bestehe wohl nur darin, daß in den australischen Bergen noch kein Gold gefunden worden sei. Die Wissenschaft hat Wort gehalten.

ungeheure Menge von Spekulanten und Abenteurern anzuziehen, welche die bloße Hoffnung auf reichlichen Gewinn die größten Anstrengungen, Mühseligkeiten und Entbehrungen ertragen ließ.*) Binnen vier Monaten war die Zahl der Goldsucher von 29 auf 20,000 gestiegen. Zwei Jahre später, im März 1853, erreichte sie bereits 75,600 Seelen! Die Colonialregierung setzte jetzt eine besondere Behörde, die sogenannten „Goldcommissioners" zur Ueberwachung der Golddistrikte ein, veröffentlichte eine Reihe von Vorschriften für die goldsuchende und goldgrabende Menge und verkaufte gegen Erlag von 20 bis 40 Schillinge Licenzen oder Erlaubnißscheine für die Ausbeute gewisser abgegrenzter Localitäten. Der Zudrang war darum nicht weniger groß. Binnen 10 Jahren (1851 bis 1861) wurden aus der Colonie Neu-Süd-Wales 3,281,000 Unzen Goldes im Geldwerthe von zusammen 11,683,857 Lstl. ausgeführt.**)

Während der Jahre 1862 bis 1863 erreichten die, monatlich mittelst Escorte aus den westlichen, südlichen und nördlichen Goldfeldern***) abgelieferten Quantitäten Goldes folgende Ziffern:

Der Gesammtertrag der Goldfelder der Colonie war im Jahre 1863, wo er 422,722 Unzen Goldes ausmachte, um 161,497 Unzen oder 26 Pere. geringer als im Jahre 1862, wo die Gesammtausbeute 584,219 Unzen Goldes ergab. Im Jahre 1863 waren die westlichen Goldfelder um 34 und die südlichen um 26 Pere. weniger ergiebig, als im vorgegangenen Jahre; dagegen war der Ertrag der nördlichen um 35 Pere. gestiegen.

Seit der Entdeckung und ersten Ausbeute der Goldfelder von Neu-Süd-Wales im Jahre 1851 war der geringste Ertrag derselben im Jahre 1855, wo durchschnittlich nur 2061 Unzen per Woche nach Sydney abgeliefert wurden, während das reichste Wochen-Ergebniß des Jahres 1862 11,234 Unzen Goldes lieferte. Folgendes sind die, nach offiziellen Ausweisen sowohl jährlich als auch wöchentlich von 1851 bis 1863 aus den verschiedenen Goldfeldern der Colonie eingelangten Quantitäten Goldes:

	Jährlich		Durchschnittlich per Woche	
1851	161,880	Unzen	6,226	Unzen
1852	199,500	„	3,836	„
1853	173,960	„	3,143	„
1854	148,900	„	2,860	„
1855	107,250	„	2,061	„
1856	134,950	„	2,597	„
1857	148,126	„	2,846	„
1858	255,535	„	4,721	„
1859	293,574	„	5,645	„
1860	355,328	„	6,833	„
1861	403,139	„	7,752	„
1862	584,219	„	11,234	„
1863	422,722	„	8,129	„
Zusammen	3,389,083	Unzen.		

Außer diesen an den Staatsschatz und das Münzamt abgelieferten Quantitäten Goldes kommt indeß noch eine nicht unbeträchtliche Menge Goldstaub auf Privatwegen nach der Hauptstadt, um dort theils eingeschmolzen und im Münzamt geprägt, theils in der Form von Barren ausgeführt zu werden, so daß die seit 1851 in sämmtlichen Goldfeldern der Colonie gewonnenen Quantitäten Goldstaubes mindestens um Ein Dritttheil höher als die obigen offiziellen Angaben angenommen werden können.*) Geologische Autoritäten ersten Ranges veranschlagen den Werth der Goldmenge, welche in sämmtlichen bisher in Australien entdeckten Goldfeldern enthalten sein dürfte, auf 3000 Millionen Dollars,**) oder circa 6,300,000,000 Gulden ö. W. In eine Masse zusammen gegossen, würde sie einen Raum von 23 Kubikfuß ausfüllen; der Werth des Quadratzolles Goldes ist hiebei auf 146, der Quadratfuß auf 255,288 und die Quadrat-Yard (3 Fuß) auf 6,000,576 Dollars angenommen.

Weit reichlicher als in Neu-Süd-Wales ist die Goldausbeute in der Schwester-Colonie Victoria, wo nach den letzten uns vorliegenden Ausweisen zu Anfang des Jahres 1863 die Golddistrikte von 229,945 Seelen bevölkert waren, während die Zahl der Verglente 92,000 Seelen überstieg.***)

Außer dieser Händekraft waren in den verschiedenen Golddistrikten 804 Dampfmaschinen mit zusammen 13,567 Pferdekraft und einem Werthe von 1,431,000 Lstl. bei den verschiedensten Manipulationen thätig. Der Preis des Goldes variirte zwischen 3 Lstl. 10 Sh. und 3 Lstl. 19 Sh. 6 Pence. Binnen 10 Jahren (1851 bis 61) wurden in der Colonie Victoria 26,762,432 Unzen oder 1,793,995 Pfd. Gold gewonnen, welche einen Werth von 104,349,728 Lstl.

---

*) Wenige Monate vor der Ankunft der Novara in Sydney waren auf die Kunde von einem neu entdeckten Dorado im Norden Australiens am Fitzroy-Flusse bei Port Curtis über 10,000 Menschen aus Neu-Süd-Wales und Victoria dahin gewandert. Dieses massenhafte Zuströmen in einer bisher unwirthbaren Gegend, ohne Ansiedlung und Anbau, wo man weder Obdach noch Lebensunterhalt fand, verursachte namenloses Elend. Denn die Goldfelder hatten sich nicht als ergiebig erwiesen, und ein gesetz- und ordnungsloses Heer von Menschen, getäuscht in seinen Hoffnungen, ohne Nahrung und Verdienst, sah sich plötzlich dem furchtbarsten Nothstande Preis gegeben.

**) Der Werth einer Unze Goldes wechselt zwischen 68 bis 70 Sh. und stieg in einzelnen Fällen schon bis auf 78 Sh. 8 Pence. Die Landesbanken machen Vorschüsse von 40 bis 50 Sh. per Unze und tauschen gegen 8½ bis 10 Perc. Disconto Goldstaub für geprägte Münzen ein.

***) Die wichtigsten Goldfelder sind in westlicher Richtung: Stoney Creek, Bathurst, Sofala, Tambarura, Hargreaves and Windeyer, Mudschi, Orange und Forbes; in südlicher Richtung: Braidwood, Adelong, Goulbourn, Kiandra, Burrangong; in nördlicher Richtung: Rocky river, Timbarra, Rundel und Tamworth. Die geringste Entfernung der bisher entdeckten Goldfelder von der Küste beträgt 110 engl. Meilen (Bathurst; die größte 357 Meilen (Rocky river). Die Fracht beträgt per Unze 4½ Pere.; die Assecuranz 1¾ bis 2½ Pere.

Westliche Goldfelder		Südliche Goldfelder		Nördliche Goldfelder	
1862	1863	1862	1863	1862	1863
326,372	215,631	231,207	171,007	26,522	36,084

*) Im Jahre 1863 wurden an das seit 1855 in Sydney bestehende königliche Münzamt 495,264 Unzen Goldstaub abgeliefert. Der Werth der in der Anstalt im nämlichen Jahre gemünzten Goldstücke betrug 1,612,750 Lstl. Im Jahre 1862 wurden 717,071 Unzen Goldstaub abgegeben und für 2,560,500 Lstl. Goldmünzen geprägt. Die Prägekosten betrugen 1¼ Pere. oder 11¼ Pence per Unze. Bei einer Quantität von mehr als 1000 Unzen werden nur 1 Perc. oder 9¼ Pence per Unze als Prägekosten berechnet.

**) Bis Ende des Jahres 1862 betrug, nach einer annähernden Schätzung, der Werth des seit 1851 aus sämmtlichen australischen Colonien ausgeführten Goldes 120,650,000 Lstl. oder über 1200 Millionen Gulden ö. W. und zwar:

Colonie Victoria	109,500,000	Lstl.
Neu-Süd-Wales	10,400,000	„
Süd-Australien	200,000	„
Neu-Seeland	540,000	„
Tasmanien	10,000	„
	120,650,000	Lstl.

***) Von diesen waren 76,256 (darunter 23,504 Chinesen) sogenannte Alluvial miners oder Goldwäscher, während 16,647 (darunter nur 28 Chinesen) systematisch die Minen bearbeiteten (quartz miners).

oder ungefähr den siebenten Theil der britischen Staatsschuld repräsentiren.*)

Seit der Auffindung von Gold (engl. gold; franz. or; russisch soloto; span. oro; arab. tibr oder zeheb; chines. kin; hindost. suna; malay. maas; sanscr. swarna) in Australien und Californien hat sich die Gesammtproduktion von edlen Metallen in den verschiedenen Ländern der Erde vervierfacht. In den Jahren 1846 bis 1848 veranschlagte man sie auf circa 128 Millionen Gulden, wozu Rußland und Mexiko das Meiste beitrugen. Dermalen übersteigt der Werth der jährlichen Gold- und Silberausbeute 570,000,000 Gulden ö. W.; und zwar entfallen auf die einzelnen Länder:

	1846		1863	
Californien	—	fl. ö. W.	147,000,000	fl. ö. W.
Andere Theile der nordamerik. Freistaaten	2,730,000	„	63,000,000	„
Britisch-Columbien .	—	„	12,600,000	„
Mexico	38,850,000	„	52,500,000	„
Südamerika	27,300,000	„	27,300,000	„
Ganz Amerika zusammen .	68,880,000	fl. ö. W.	302,400,000	fl. ö. W.
Rußland	37,800,000	„	46,200,000	„
Andere Theile Europa's	13,860,000	„	14,280,000	„
Asien und Afrika . .	9,660,000	„	12,127,500	„
Australien	—	„	157,500,000	„
Neuseeland u. Tasman.	—	„	25,200,000	„
Alle übrigen Länder .	—	„	12,600,000	„
Zusammen .	130,200,000	fl. ö. W.	570,307,500	fl. ö. W.

Von dieser Summe entfallen ungefähr $75_{,33}$ Percent oder 429,618,000 Gulden auf die Gold- und 24_{67} Percent oder 140,689,500 Gulden auf die Silberproduktion.**)

Der gewaltige Aufschwung der Goldproduktion erscheint um so augenfälliger, wenn man in Betracht zieht, daß die Quantität Goldes, welche während eines Zeitraumes von vierthalb Jahrhunderten der Erde entrungen wurde, nur um die Hälfte größer ist als jene Masse, welche innerhalb der letzten 15 Jahre aus den Bergwerken und goldführenden Flüssen Amerika's, Australiens und Asiens zu Tage gefördert und dem Handel und der Industrie dienstbar gemacht worden ist.

Von 1500 bis 1848 wird die Goldproduktion auf der ganzen Erde zu 8,800,000 Pfund Gewicht oder einem Werthe von 6,141,000,000 Gulden ö. W. veranschlagt, während von 1848 bis 1863 nicht weniger als 5,000,000 Pfd. Gold im Werthe von beiläufig 3,455 Millionen Gulden meist aus Californien und Australien ***) dazu gekommen sind!

Trotz dieser ungeheuern Vermehrung der edlen Metalle hat der beständige und massenhafte Abfluß von Silber nach Ostasien wiederholt die Aufmerksamkeit der Staatsmänner und Nationalökonomen auf sich gezogen.

Während von 1851 bis 1857 aus den verschiedenen goldproduzirenden Ländern für 130,876.000 Lstl. Gold nach England eingeführt wurde, betrug der Werth des importirten Silbers nur 29,870,000 Lstl.; dagegen erreichte im nämlichen Zeitraume der Werth des aus England ausgeführten Goldes nur 5,420,000 Lstl., jener des Silbers aber 56,676,000 Lstl.!*) Es wurde also der europäische Silberschatz um 26,100,000 Lstl. oder 268,000,000 Gulden vermindert, für welche ungeheure Summe nur wenig Hoffnung vorhanden ist, daß sie wieder aus Osten nach Westen zurückfließen werde!

Mehrere Länder, wie Nordamerika, Frankreich u. s. w. versuchten dem zunehmenden Silbermangel durch die Einführung der Goldwährung zu begegnen und selbst für solche Werthe Goldmünzen zu prägen, für welche bisher ausschließlich Silbermünzen dienten.

In den nordamerikanischen Freistaaten wurden die cursirenden Goldmünzen von 9,007,760 Dollars im Jahre 1849 auf 80,708,400 Dollars im Jahre 1862 vermehrt, während die Silbermünzen nur mehr einen Werth von 2,883,700 Dollars darstellten. Eben so besteht gegenwärtig in Frankreich das metallene Tauschmittel zum größten Theil aus geprägtem Golde. Von 86,000,000 Frs. im Jahre 1851 war der Werth der in ganz Frankreich cursirenden Silbermünzen im Jahre 1858 auf 3,809,000 Frs. gesunken; dafür aber hatte sich jener der Goldmünzen von 85 Millionen Frs. im Jahre 1851 auf 572,561,225 Frs. im Jahre 1860 gehoben!! —

---

*) In der allgemeinen Industrie-Ausstellung in London im Jahre 1862 hatte die Colonie Victoria die Quantität des seit der Entdeckung der Goldfelder aus dieser Colonie exportirten Goldes (800 Tonnen oder 1,600,000 Pfd.) durch einen Obelisk aus Goldblech, von $44^3/_4$ Fuß Höhe und 10 Fuß im Geviert in der Basis, plastisch darzustellen versucht.

**) In Verhältniß zu den Ländern produziren jährlich:

Nord- und Südamerika . .	202,335,000 fl. Gold,	100,065,000 fl. Silber.
Australien, Rußland und die übrigen metallreichen Länder	227,283,000 „	40,624,500 „
Zusammen .	429,618,000 fl. Gold,	140,689,500 fl. Silber.

Auch die Silberproduktion ist seit 1848 merklich im Steigen begriffen und dürfte dermalen jährlich einen Werth von 112 Millionen Gulden übersteigen. Von 1500 bis 1848 betrug sie 2,950 Millionen Pfund im Gewicht, oder 13,275,000,000 Gulden; seither hat sie um $33^1/_2$ Millionen Pfund an Gewicht oder 1,500 Millionen Gulden an Werth zugenommen.

***) Von diesen Quantitäten kommen:

auf Californien . . .	2,012,000 Pfd. Gold im Werthe von	1,398,280,000 fl.
„ Australien u. Neuseeland	1,701,700 „ „ „ „ „	1,169,445,000 „
„ alle übrigen Länder	1,286,300 „ „ „ „ „	887,275,000 „
	5,000,000 Pfd. Gold an Gewicht.	

Der Werth der in den civilisirten Ländern der Erde als Tauschmittel circulirenden edlen Metalle beträgt nach Mac Culloch 500,000,000 Lstl., und zwar in Großbritannien 75 Millionen, Frankreich 140 Millionen, in den übrigen europäischen Ländern, sowie in Nord- und Südamerika, Australien, Capland, Algier u. s. w. 285 Millionen Lstl. Der Werth der in Form von Geschmeiden, Hausgeräthen und Toilettegegenständen u. s. w. vorhandenen edlen Metalle wird nach der nämlichen Quelle auf ungefähr die Hälfte des geprägten Goldes und Silbers oder circa 250 Millionen Lstl. geschätzt. In Europa, Amerika und Australien dürften jährlich 16 bis 20 Millionen Lstl. für Gold- und Silberwaaren aller Art verausgabt werden.

*) Nach einer von der Bank von England im Jahre 1858 dem Parlamente vorgelegten Schätzung hatte sich der europäische Metallvorrath von 1851 bis 1857 in folgender Weise vermehrt:

	Aus metallproduzirenden Ländern eingeführt.		Nach Indien und China aus England und den Ländern des Mittelmeeres ausgeführt.	
	Gold	Silber	Gold	Silber
1851 . .	8,654,000 Lstl.	4,076,000 Lstl.	192,000 Lstl.	1,716,000 Lstl.
1852 . .	15,194,000 „	4,712,000 „	922,000 „	2,630,000 „
1853 . .	22,435,000 „	4,355,000 „	974,000 „	5,559,000 „
1854 . .	22,077,000 „	4,199,000 „	1,222,000 „	4,583,000 „
1855 . .	19,875,000 „	3,717,000 „	1,192,000 „	7,934,500 „
1856 . .	21,275,000 „	4,761,000 „	479,000 „	14,108,000 „
1857 . .	21,366,000 „	4,050,000 „	529,000 „	20,146,000 „
Zusammen	130,876,000 Lstl.	29,870,000 Lstl.	5,420,000 Lstl.	56,676,000 Lstl.

Der Gesammt-Import an Gold betrug daher von 1851 bis 1857 ungefähr	130,876,000 Lstl.
Die muthmaßliche Ausfuhr im nämlichen Zeitraume nach China, Ostindien, Australien, Capland, Westindien, Nordamerika, Brasilien u. s. w.	22,500,000 „
Somit wurde der europäische Goldvorrath vermehrt um	108,376,000 „
Die Ausfuhr an Silber nach China und Ostindien betrug . . . . . 56,676,000 Lstl.	
Die Einfuhr von Silber aus silberproduzirenden Ländern . . . . . 29,870,000 „	
Es wurden daher dem europäischen Metallvorrath an Silber entzogen	26,800,000 „
Die Vermehrung des europäischen Metallschatzes beträgt also binnen sieben Jahren beiläufig	81,576.000 Lstl.

Die Polen im Exil.

Die Urtheile, welche wir in der europäischen Presse über das Verhalten Rußlands gegenüber den Vorgängen in Polen vernehmen, sind meistens von Unparteilichkeit weit entfernt. Eine ungemein einseitige Anschauung hat Platz gegriffen und man hat sich gewöhnt, das blutige Drama, das in Polen jüngst abgespielt wurde, nur im parteiischen Lichte zu betrachten. Um so mehr muß es uns willkommen sein, wenn wir von Seiten unabhängiger Männer, die weder zu der einen noch zu der andern Partei gehören, Urtheile vernehmen, die auf eigene Anschauung gestützt der Wahrheit die Ehre geben. Zu diesen gehört auch Alexander Michie, welcher in seiner „Siberian Overland Route from Peking to Petersburg", einem Werke, das wir bereits einige Male im Globus erwähnten, auch auf die Verhältnisse der Polen im Exil genau Obacht gab.

Michie befand sich auf der Reise von Perm nach Kasan. Der Weg führte uns, so erzählt er, durch eine unfruchtbare, flache Gegend. Die Erde war mit Schnee bedeckt; zerstreute Bauerndörfer tauchten hier und da auf und zeigten an, daß das Land ziemlich gut bewohnt war. Eichen, die auf der sibirischen Seite des Urals fehlten, zeigten sich jetzt; die weißstämmigen Birken schossen dazwischen üppig auf, während die Kiefer mehr in den Hintergrund trat.

Die Zahl der polnischen Gefangenen, welche wir auf diesem Weg antrafen, trug viel dazu bei, unsere Reise aufzuhalten. Schon in Sibirien hatten wir sie einzeln gefunden, allein zwischen Perm und Kasan begegneten wir ihnen kompagnieweise. Namentlich waren die Poststationen sehr in Anspruch genommen; die Postmeister konnten nicht genug Pferde schaffen. Wir mußten stets warten, bis die Polen weiter expedirt waren und hatten dann das Vergnügen, uns mit den ermüdeten Pferden, welche die Gefangenen gebracht, behelfen zu müssen. Die Polen reisten gleich uns zu dreien oder vieren in einem Schlitten; kein einziger ging zu Fuße, und wo die Schlitten nicht ausreichten, wurden ihnen Telegas gegeben. Außerdem waren sie mit Pelzen gut versehen, und es fehlte wahrlich nichts, um ihnen die Fahrt so bequem wie möglich zu machen. Wenn wir einer solchen Reisetruppe begegneten, so war für uns gewöhnlich kein Raum mehr im Posthause zu finden, es sei denn, daß wir eher als sie anlangten. Durch den Offizier, welcher die Gefangenen führte, wurde die Küche gleich für dieselben in Beschlag genommen, und wir waren dadurch oft gezwungen, unser Essen bis zur nächsten Station zu verschieben. Die Gefangenen wurden von den Offizieren und Gensdarmen stets mit der größten Güte behandelt; freilich waren sie unter strenger Aufsicht. Aber ich sah keinen einzigen in Banden, obgleich man mir erzählte, daß einige gefesselt wären. Einer der Offiziere, welcher einen Trupp zu führen hatte, war ein wohlbeleibter, lustiger Bursche, dem sein Dienst hart ankam, denn ihm schien die Reise nach Sibirien schwerer zu werden, als den Polen selbst. Er beneidete uns wegen der Heimreise und sagte: „Ihr Glücklichen werdet bald in Moskau sein, während ich armer Teufel mit meinen Gensdarmen nach Tobolsk ziehe!" Mit einem der Gefangenen, der unter Garibaldi schon gedient hatte und dann als Bandenführer in Polen gefangen wurde, schien er im freundschaftlichsten Verhältnisse zu stehen. Es war ein hübscher junger Mann mit wildblickenden Augen. Das Essen ließen sich die Polen sehr gut schmecken, dabei schwatzten sie laut, und der Lärm, den sie machten, fiel mir oft unerträglich. Nichts zeigte uns an, daß sie Verbannte waren, denn Scherze und Gelächter wechselten mit einander ab, und es kam mir vor, als ob sie ganz gern gingen.

Spät in der Nacht, am 24. November 1863, erreichten wir Kasan, die hübsche alte Stadt, die in der russischen Geschichte eine bedeutende Rolle spielt. Am andern Morgen erhielten wir unangenehme Nachrichten über den Eisgang auf der Wolga, über welche kein Schlitten passiren könne. Trotzdem reisten wir nach der Wolgafähre ab. Der Weg führte über einen Damm, der durch die Marschen gebaut ist, welche die Stadt mit den Vorstädten verbinden. Von hier aus hat man einen herrlichen Blick auf Kasan, das mit seinen Thurmspitzen und Kuppeln sich auf einer Erhöhung prächtig repräsentirt; das Bild war selbst an dem trüben, schneeigen Novembertage entzückend, wie anders muß es sich im Sommer in der Umgebung von Bäumen und grünen Wiesen gestalten! Die meisten Häuser und alle öffentlichen Gebäude sind aus Backsteinen erbaut, während Holzhäuser die Ausnahme bilden.

Fünf englische Meilen von Kasan erreichten wir die Wolga, einen noblen Fluß, dessen hohe Ufer uns eine Art Vogelschau auf das breite mit Eis und Schnee bedeckte Wasser gestatteten. Die Oberfläche war mit großen Eisblöcken überdeckt, die mit bedeutender Schnelligkeit dahinschossen. An der Fähre drängten sich russische Muschiks, Kosaken und Tataren zusammen. Es war ein lebhaftes Bild. Kleine Boote bemühten sich, Passagiere überzusetzen, aber wegen des Eisganges kamen sie nicht von der Stelle, und die Bootsleute weigerten sich schließlich, weiter zu fahren, ehe sich nicht größere Lücken in den Eismassen zeigten. Eines der Boote wurde vom Eise erfaßt und eine weite Strecke den Fluß hinabgetrieben; diese Boote sind aber auf besondere Weise gebaut, so daß sie sich zur Schifffahrt zwischen Eisschollen sehr gut eignen. In der Nacht fror aber der Fluß vollständig zu, und das Eis kam zum Stehen. Unterdessen hatten wir Zeit und Gelegenheit, die Menschen zu beobachten. Besonders standen viele Soldaten an der Wolga; sie waren gut uniformirt, trugen kleine französische Mützen und den traditionellen grauen Mantel. Auch Tataren fehlten nicht. Ihre runden Pelzmützen waren von denen der russischen Bauern verschieden, und die Physiognomie mit den flachen mongolischen Gesichtszügen wich bedeutend vom slawischen Typus ab.

Polnische Exilirte setzten fortwährend in großer Anzahl über die Wolga, und unter ihnen befanden sich namentlich auch viele Frauen; denn es ist nichts Ungewöhnliches, daß Mütter, Frauen und Töchter die politischen Gefangenen in die Verbannung begleiten. Die russische Regierung scheint dieses sogar gern zu sehen und leistet der Auswanderung von ganzen Familien allen möglichen Vorschub; dies hängt mit der Absicht, Sibirien zu kolonisiren, zusammen, und wenn ein Verbannter seine Familie in Sibirien bei sich hat, so wird er viel weniger an eine Heimkehr den-

ken, als ohne dieselbe. So sah ich auch zwei alte Damen ankommen, die von zwei Soldaten begleitet wurden. Sie waren in schwarze Seide gekleidet und trugen warme Pelzmäntel. Eine war so alt, daß sie kaum gehen konnte und sich auf eine Krücke stützen mußte; auch die andere war sehr schwach. Uns thaten diese alten Frauen, die Tag für Tag dem schrecklichen Klima ausgesetzt waren, leid; aber die russischen Soldaten behandelten sie mit der liebenswürdigsten Aufmerksamkeit und setzten sie so zart in die Schlitten, als ob die Damen ihre eigenen Mütter wären. Ein junges Mädchen, das mit ihnen kam, wurde von einem Offizier ungemein höflich weiter transportirt.

Ueber die polnische Frage ist viel gesagt und geschrieben worden, und eine große Menge verdrehter und leidenschaftlicher Urtheile sind in Europa über diesen Gegenstand verbreitet. Allerdings ist es nicht leicht, aus den entgegengesetzten Ansichten der Russen und Polen das Richtige herauszufinden, aber das steht fest, daß das Schicksal der rebellischen Polen bei weitem nicht so schlimm ist, als man gewöhnlich annimmt. Ich habe mir besondere Mühe gegeben, mir hierüber Aufklärung zu verschaffen und je mehr ich von gut unterrichteten Personen erfuhr, desto mehr bin ich davon überzeugt worden, daß es den Polen in Sibirien besser geht, als durchschnittlich in Polen. Die Russen selbst mögen den Polen gegenüber parteiisch erscheinen, allein Fremde, die auch im Lande wohnen und keinerlei Rücksichten zu nehmen haben, dürfen doch wohl als unparteiisch hingestellt werden, und sie alle unterschreiben die Ansichten der Russen. Die Engländer, welche ich in Sibirien traf, versicherten mir, daß die polnischen Verbannten in Sibirien eines solchen Friedens und Wohlstandes genössen, wie sie in ihrem eigenen Vaterlande nicht kannten. Daß die Polen im Allgemeinen unzufrieden sind, darüber kann kein Zweifel herrschen. Aber die empfänglicheren unter ihnen gestehen doch zu, daß ihre materiellen Verhältnisse sich durch die Auswanderung nach Sibirien verbessern, und viele andere sind mit dem Wechsel bereits so zufrieden, daß sie unter keiner Bedingung wieder in die Heimat zurückkehren möchten. In Polen, sagen sie, sind sie der Gnade und Ungnade jeder Bande Unzufriedener ausgesetzt, die nichts zu verlieren hat. Sie müssen, willig oder nicht, an der Revolution Theil nehmen und Zeit und Geld für einen Schatten aufopfern; vor den Folgen der Thorheit ihrer Landsleute fühlen sie sich nicht sicher. Aber in Sibirien entgehen sie all den endlosen Verschwörungen, und viele segnen den Urtheilsspruch, der sie nach einem mehr zusagenden Lande verweist.

Die russische Regierung nimmt jedoch den verbannten Polen gegenüber stets auf eine Vorsichtsmaßregel Rücksicht; sie sieht nämlich darauf, daß dieselben nie in größeren Gemeinschaften zusammen angesiedelt, sondern über das ganze Land vertheilt werden. Die Vertheilung selbst liegt in der Gewalt des General-Gouverneurs von West-Sibirien. Alle Verbannten werden zunächst nach Tobolsk gebracht, wo ihnen ihre Wohnsitze angewiesen werden. Ob diese nun den Verbannten angenehm sind, das hängt einzig vom Gouverneur ab, der einige in größere Städte schickt, während andere unwirthsame, wilde Gegenden zum Aufenthalt nehmen müssen. Daß in früherer Zeit die Exilirten sehr oft grausam behandelt und unterdrückt wurden, unterliegt wohl keinem Zweifel; auch jetzt mag dies noch hier und da vorkommen, aber im Allgemeinen werden sie sowohl auf der Reise, als an ihrem Bestimmungsorte gütig behandelt, und die harten Urtheilssprüche, die über sie ergingen, werden in der Praxis stets gemildert. Es vereinigt sich Alles, um ihnen das Leben so angenehm wie möglich zu machen; jedoch das Gefühl der Bitterkeit, welches durch die Verbannung und durch die Trennung von ihrem unglücklichen Vaterlande erzeugt wird, läßt sich nicht hierdurch austilgen. Und dieses eine Gefühl genügt auch in tief empfindenden Gemüthern all das Gute zu neutralisiren, was ihnen in der Verbannung zu Theil wird. Die Zeit wird das freilich mildern. Diejenigen, welche gebildet genug sind, ihr Loos philosophisch zu betrachten, und ihr Leben nicht in bloßen Seufzern verbringen, haben vergleichsweise sehr wenig Ursache zur Unzufriedenheit. Der Zweck der russischen Regierung ist vor allem der, Sibirien zu kolonisiren, nicht aber die Gefangenen zu bestrafen. Versuche zu entweichen, die aber selten vorkommen, werden sehr hart bestraft.

In Bezug auf die letzte Erhebung hat man den Polen mehr Mitgefühl und den Russen mehr Haß entgegen getragen, als beide verdienten. Es steht fest, daß der Kaiser den Polen gegenüber liberale Absichten hatte; diese verlangten aber nicht nach größerer Freiheit, sondern nach absoluter Unabhängigkeit; das milde Regiment Alexanders II. verleitete die Polen zur Revolution, die unter dem strengern Nikolaus nicht möglich war. Die Intelligenz der Polen ward in Rußland stets anerkannt. Sie gelangten schnell zu einträglichen Vertrauensposten im kaiserlichen Dienste, und eine der ausgezeichnetsten Personen, die wohl zu einem Urtheil befähigt war, versicherte mir, daß, wenn die Polen ihre Rebellion noch 10 Jahre hinaus geschoben hätten, jede Ursache zum Aufstande weggefallen wäre, weil sie dann in Rußland mit regiert hätten.

Es ist nothwendig zu konstatiren, daß die russische Regierung, seit die polnische Rebellion unterdrückt wurde, durchaus keine Rache gegen die Polen ausübt, sondern bestrebt ist, durch liberale Maßregeln, durch Verbesserung der socialen Verhältnisse und Hebung des Erziehungswesens die Lage des Landes und das Werk des Fortschrittes zu fördern, das durch den Ausbruch des Aufstandes gestört wurde.

Was wäre aber aus Polen geworden, wenn die Revolution gesiegt hätte? Die Rückkehr zu den Verhältnissen, wie sie vor der Theilung bestanden mit ihren feindlichen Parteien und Verbindungen, würde kein Vortheil für Polen gewesen sein. Polen wäre ein kleines, schwaches, armes Königreich gewesen, das zwischen drei mächtigen Feinden lag, denen es an einem casus belli nie gefehlt hätte. Wie lange hätte es unter diesen Umständen existiren können?

Die californischen Indianer.

Es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, daß von der Behringsstraße bis zum Cap St. Lucas, der Südspitze der Halbinsel Californien, eine Menge kleiner Indianerstämme wohnen, die ganz verschiedene Sprachen reden, während das Land hart im Westen der Felsengebirge von einigen weitverzweigten Völkerfamilien bewohnt wird.

Die Indianer im Westen der Sierra Nevada, welche parallel mit der Küste Obercaliforniens verläuft, gehen wie so viele andere Stämme ihres Geschlechts nun auch mit Schnelligkeit einem nahen Untergange entgegen. Die Kulturstrahlen, die sich von der Küste und namentlich von dem rasch emporgeblühten San Francisco nach dem Innern hin erstrecken, sind für sie wie ein verheerender Gifthauch, vor dem sie dahin sterben. Diese Indianer haben im Allgemeinen die physischen Eigenthümlichkeiten ihrer Nachbaren im Norden und Osten, aber sie sind von dunklerer Farbe, die auf der californischen Halbinsel beinahe an das Schwarze streift. Obwohl die Spanier auch ihnen Pferde in das Land brachten, sind sie doch keine Reiter geworden; sie blieben allerdings vortreffliche Fußgänger und sind Lastträger. Dieses phlegmatische, in manchen Stämmen bis zum australischen Stumpfsinn erniedrigte Geschlecht konnte von den spanischen Missionären „wie eine Heerde Vieh in großen Umhegungen, Missionen genannt" zusammen gehalten werden, wiewohl nicht ganz ohne scharfen Zwang. Kein einziger von diesen Stämmen der Saintskla, Kiliwatschat, Kaus, Totune und der Kinkla (unter letzterm Namen faßt man alle Indianer am San Sacramento zusammen), ferner der Puzhune, Sikamne, Tsamak und Talatui flößt uns das Interesse ein, welches wir an den Indianern im Osten der großen Felsengebirge und in den Ebenen am Missouri nehmen. In keiner andern Gegend auf Erden, sagt Hale*), trifft man auf ein solches Gewimmel verschiedener Völker und Sprachen auf einem so beschränkten Raume. Allein zwischen San Diego und San Francisco zählt man an der Küste 17 Stämme.

Vor nun 20 Jahren, als der neue Staat Californien noch im Entstehen begriffen war, besuchte der amerikanische Schiffslieutenant Joseph Warren Revere im Auftrage seiner Regierung diese Indianer, und die Schilderungen **), welche er von denselben entwirft, sind noch heute mustergiltig und darum von großem Werthe, weil sie uns das jetzt vielfach modificirte Leben dieser Indianer in ihrer Ursprünglichkeit darstellen. Ihre seitdem ungemein zusammengeschmolzene Anzahl schätzte er damals auf 60,000, von denen etwa ein Drittel durch die eifrigen Bestrebungen der spanischen Missionäre einem zweifelhaften Christenthum gewonnen waren. Sie sind nach Revere gelehrig, mild, leicht zu dirigiren, dabei aber sehr faul und träge, obgleich sie gegen Bezahlung an Waaren bei der Ernte und anderen landwirthschaftlichen Arbeiten Aushilfe leisten. Dabei wollen sie aber streng überwacht sein. Auf eine Dieberei kommt es ihnen nicht an, und das Gefühl der Dankbarkeit ist ihnen unbekannt; dabei sind sie jedoch keineswegs rachsüchtig und den Weißen gegenüber stets feige. Das Spiel lieben sie über Alles, und ganze Nächte können sie mit einer Art Würfelspiel zubringen. Merkwürdig ist, daß ihnen Werthbegriffe zu mangeln scheinen. So setzt einer ein Hemd, das zwei Dollars kostet, oft gegen ein Stückchen Tabak von wenigen Groschen Werth.

In physischer Beziehung sind sie eine untergeordnete Rasse. Ihre Gesichtszüge sind flach und häßlich, das Haar grob und schwarz; meistens wird es kurz getragen. Der Mund ist dick; die Haut dunkel und so kalt, daß sie sich wie die eines Frosches anfühlt.

Die „Gentiles" oder freien Indianer gehen beinahe nackt. Ihr Hauptbekleidungsstück ist ein Mantel aus Kaninchenfellen; dazu kommt noch ein merkwürdig gestalteter Kopfputz aus den Federn der wilden Ente. An ihrem Körper sind sie ungemein schmutzig, und ihre kegelförmig gestalteten Wigwams wimmeln von Flöhen.

Als Nahrung dient ihnen eine Art Brot aus Eicheln. Diese kommen in Californien in großer Menge vor, werden von den Indianern in Mörsern zerstoßen und in rohen Oefen gebacken. Das so bereitete Brot gleicht schwarzem Thone in Bezug auf Ansehen und Geschmack. Dazu essen sie noch Fische, sowie ein Gericht, das aus den rothen Beeren des Manzanitabaumes gekocht wird, und selbst kleine Thiere, wie Feldmäuse, werden von ihnen nicht verschmäht. Im Jagen auf Hirsche sind sie sehr gewandt; sie setzen sich dabei Geweihe auf den Kopf und beschleichen so die Thiere im hohen Grase. Pferdefleisch gehört zu ihren Lieblingsnahrungsmitteln, und wenn der Hunger sie plagt, stehlen sie auch gelegentlich einen Ochsen. An das Einsammeln von Vorräthen denken sie niemals, und wenn in der Regenzeit sich die Thiere in die unzugänglichen Gebirge zurückziehen, leiden sie oft Hunger.

Sie sind auch in gewisser Beziehung kriegerische Leute. Ihre Bogen sind sehr hübsch aus festem und elastischem Holze bereitet und mit guten Sehnen versehen. Die Pfeile sind auch aus einem eigenthümlichen Holze verfertigt und laufen in Obsidianspitzen aus. Am untern Ende sind sie gefiedert. Man hat zwei Arten von Pfeilen, kleine, die zur Jagd benutzt werden, und ellenlange, zum Kriegsgebrauche. Diese werden an der Seite in einem Köcher aus Bären- oder Fuchsfell getragen. Die Sehne des Bogens bereiten sie aus wildem Flachse.

Ein Casus belli zwischen benachbarten Stämmen ist leicht gefunden. Die Ueberschreitung der Landesgrenzen zur Zeit der Eichelernte oder das Rauben eines Mädchens genügen schon. Wenn die Feinde aneinander gerathen, lösen sie sich in lange Linien auf und schießen unter fortwährenden wilden Sprüngen ihre Pfeile aufeinander ab. Die Erschlagenen werden aber nicht, wie bei den Indianern östlich von den Felsengebirgen, skalpirt.

Der Körper wird gewöhnlich mit Zinnober, Ocher, Holzkohle oder Pfeifenthon bemalt. Außer ihren Waffen verfertigen sie aus einer Art Gras sehr hübsche Körbchen von kegelförmiger Gestalt, welche sie „Coras" nennen. Sie sind verschieden groß und so stark und dicht gearbeitet, daß sie Wasser halten.

*) United States Exploring Expedition Vol. VII. Philology. Quartausgabe S. 221 ff.

**) A Tour of Duty in California. Neuyork 1849. S. 119 ff.

Was ihre Religion betrifft, so verehren sie eine Menge Götter; gewöhnlich haben sie auch eine Sammlung kleiner Taschengötzen bei sich, welche rohe Bilder von Bibern, Ottern oder Bären darstellen und in Holz oder Knochen geschnitzt sind. Häufig werden sie an einem Bande rund um den Hals getragen. Ein höchstes Wesen ist ihnen nicht unbekannt, und zu diesem richten sie ihre Gebete um Gewährung eines glücklichen Feldzuges, einer gesegneten Ernte u. dergl. Auch orakelnde alte Weiber spielen bei ihnen eine Rolle und diese sitzen stundenlang in der Einsamkeit auf der Erde und rufen durch ihr Geheul die Gnade des höchsten Wesens auf den Stamm herab.

Ihre Niederlassungen liegen meist in der Nähe von Bächen und Strömen an hübsch ausgewählten Orten; sie bleiben an diesen Stellen, so lange nicht Nahrungssorgen sie zwingen, einen andern Platz zu wählen.

Unter den Häuptlingen herrscht zuweilen Polygamie. Die Weiber können verstoßen oder vertauscht werden; im übrigen werden dieselben besser behandelt, als von den meisten anderen Wilden. Der Weiberraub wird aber in sehr ausgedehntem Maße betrieben, und junge Burschen ziehen aus, um auf diese Art eine Frau zu gewinnen.

Ein sehr bemerkenswerther Gebrauch ist die Anwendung von Schwitzhäusern oder „Tamascal“ unter diesen Indianern. Diese bestehen aus konischen Erdhügeln, die auf der Innenseite mit Balken ausgefüttert sind und nur eine kleine Eingangsöffnung haben. Bei jeder Indianerniederlassung findet man eine oder mehrere dieser Tamascal und selbst kleine Gemeinschaften von 20 oder 30 Seelen haben ihr Schwitzhaus, das gewöhnlich neben einem Teiche oder Strom liegt, in den man nach gemachtem Gebrauche hineinspringt. Die Schwitzbäder sind für sie nur eine Art Luxus, der nur an Fest- oder „Puitagen“ zur Anwendung kommt und mit ihren religiösen Vorstellungen im Zusammenhange steht. Männer, Weiber und Kinder

Californischer Indianer. (Nach einer Photographie.)

versammeln sich dann vollkommen nackt in der Mitte des Tamascal, schließen die Eingangsthür und bleiben unglaublich lange um die glimmende Asche im Mittelpunkte versammelt, indem sie eine einförmige Weise absingen. Wenn der Ritus zu Ende ist, wird die Thüre geöffnet und alle stürzen in das kalte Wasser des Stromes. Diese Schwitzbäder sollen gegen manche Krankheiten heilsam sein, aber gewiß ist, daß durch sie andere, namentlich Rheumatismen, hervorgerufen werden.

Die Gleichgültigkeit gegen den Tod, die unter den meisten Indianern an der Küste Californiens herrscht, ist sehr bemerkenswerth. Sie denken, daß an ihrem armseligen Leben, das sie nur Entbehrungen kennen lehrt, doch nichts verloren sei. Mit der größten Ruhe erzählen die Kinder den Tod ihres Vaters, und jedes Gefühl gegen die Unerbittlichkeit des Schicksals scheint ihnen zu mangeln. Für sie hat der Tod seine Schrecken verloren. Und doch ist der Tod ihr schlimmster Feind, denn er rafft sie massenhaft dahin; die Krankheiten und der Branntwein, welche ihnen die civilisirten Europäer brachten, richten unglaubliche Verheerungen an. General Vallejo erzählt, daß im Jahre 1836 das Thal von Sonoma von 20,000 Indianern bewohnt war, die aber alle im Laufe eines einzigen Jahres von den Pocken vernichtet wurden.

Bischof Crowthers Besuch beim Ata von Idda im September 1864.

Am 24. Juli 1864 verließ der schwarze anglikanische Bischof S. A. Crowther Liverpool und langte am 22. August desselben Jahres zu Lagos an der Bucht von Benin im äquatorialen Westafrika an, um von dort aus weiter in das Innere, an den untern Lauf des Niger vorzudringen und dort in Idda, Onitscha und Igbebe „das Christenthum auszubreiten". Das Tagebuch seiner Mission, welches interessante Streiflichter auf die Zustände der Negervölker am untern Niger wirft, ist im Church Missionary Intelligencer, Februar 1865, mitgetheilt, und wir entnehmen demselben folgende für die Länder- und Völkerkunde belangreiche Mittheilungen, indem wir die auf das Missionswesen bezüglichen Stellen ausschließen.

In der Stadt Idda war eine Streitigkeit zwischen dem Könige oder Ata und der zahlreichen Familie Aboko ausgebrochen. In Folge dessen waren viele Mitglieder der letzteren aus Idda fortgezogen und hatten sich an einem andern Orte niedergelassen. Crowther wollte die Versöhnung beider Parteien veranlassen und kam mit dem englischen Dampfer „Investigator" nach Igbebe, wo er mit vieler Schwierigkeit sich ein Fahrzeug verschaffte. Von da ging er unter Begleitung eines christlichen Negers, Abraham Ayikuta, nach Idda und kehrte dort im Hause Aboko's ein. Es war für den Bischof die schwierigste Aufgabe, zu einer Unterredung mit dem Könige zu gelangen. Drei verschiedene Boten kamen stets ohne Erfolg zurück. Es hieß, man solle dem Ata die Geschenke nur übersenden, das Andere werde sich finden. Crowther weigerte sich dessen und erklärte, nur mit den Geschenken zugleich auftreten zu wollen. Dann vergingen noch mehrere Tage, ehe er den König zu sehen bekam. Als er ungeduldig wurde und abzureisen drohte, erfuhr er durch seinen Freund Aboko, daß die Weigerung des Königs, sich sehen zu lassen, mit einem Aberglauben im Zusammenhange stehe.

Man glaubt nämlich in Idda, daß, wenn ein König, Häuptling oder sonst ein angesehener Mann stirbt, dieser in das Land der weißen Menschen wandere, dort deren Sitten annehme und als Reisender in das alte Heimatland zurückkehre. So wurde auch Crowther, der selber ein Neger ist, für einen umgewandelten todten Neger gehalten. Aboko fragte ihn, ob das Land der Weißen nicht in der Nähe von Gottes Aufenthalt läge und ob die Europäer aus ihren Büchern nicht ersehen könnten, wie lange Jemand auf dieser Welt leben könne.

Ferner ist man der Meinung, daß Europäer schwarze Personen hohen Ranges in ihren Büchern mit fortnehmen könnten. Dies erklärt sich durch die Photographie, vor der die Neger einen großen Respekt haben, und der Ata wäre ganz gewiß nicht zum Vorschein gekommen, wenn Bischof Crowther seinen Photographen bei sich gehabt hätte.

Außer diesen beiden Arten von Aberglauben hält der Ata an glücklichen und unglücklichen Tagen fest. Der Cyclus der Wochenrechnung besteht dort aus vier Tagen, von denen der erste ein Markttag ist und jeder zweite dem Ata Unglück bringt, wenn er an diesem einen Fremden empfängt. Die Reihenfolge ist: Eke, Markttag, unglücklich; Ede glücklich; Afo unglücklich; Uke glücklich. Es folgt dann wieder der Markttag. Diese Art der Wocheneintheilung ist durch ganz Joruba bis Igara und Ibo gebräuchlich. Außer diesen glücklichen und unglücklichen Tagen haben die Schwarzen von den Mohammedanern den Freitag (Aljima) als Unglückstag angenommen. So häuft sich zuweilen eine Reihenfolge von schlimmen Tagen, während welcher der Ata für alle Fremden unsichtbar bleibt.

Crowther wartete daher bis zu einem Sonntage und zog unterdessen Erkundigungen über die Länder in der Gegend von Idda ein. Von Idda nach Onitscha (weiter südlich am Niger) führt ein Landweg durch das Igara-land, allein dieser war gerade durch die Igbos, einen Stamm der Ibos, unsicher gemacht. Sie beraubten alle Reisenden und verkauften sie als Sklaven; finden sie ein Pferd, so verzehren sie es auf der Stelle. Die Sicherheit dieser Straße ist aber für den Handel wichtig, denn europäische Handelswaaren und Schießpulver gelangen von der Küste auf diesem Wege nach Idda. Die Macht des Ata erstreckt sich auch über die Eingebornen der Akpoto-Berge, die sich in jenem Dreieck hinziehen, welches südlich vom Einfluß des Tschadda in den Niger liegt und sich bis zum Nitschilande hinzieht. Das Volk, welches Idda gegenüber am Niger wohnt, führt den sonderbaren Namen Kukuruku; denn ähnlich wie dieses Wort klingt der Schrei, mit dem sie sich gegenseitig anrufen.

Endlich am Sonnabend erschienen zwei Eunuchen des Königs bei Crowther, dankten demselben für die bewiesene Geduld, legten ihm den Titel Lemamu, Hauptpriester, bei und versprachen, daß er am kommenden Tage vorgelassen werden solle. Wirklich führte am andern Tage ein Eunuche Herrn Crowther nebst seinen Begleitern Aboko und Abraham zum Palaste des Königs. Zuerst mußten

sie bei einer alten Dame, die Onupata hieß, vorsprechen, welche sie dann zu Ogbe, dem Haupteunuchen des Königs, entließ. Bei diesem mächtigen, einflußreichen Mann wurde Crowther mit Kolanüssen und Palmwein bewirthet und darauf zum Könige geführt. Eine halbe Stunde mußte unter einem Baume gewartet werden, bis alle Vorbereitungen zum Empfange gemacht waren. Crowther hatte den Ata bereits einmal im Jahre 1859 besucht. Er fand ihn nun in demselben Zimmer, ganz in der nämlichen Kleidung. Der König begrüßte den Reisenden herzlich und hieß ihn auf einer Matte Platz nehmen. Nach einer Pause begann das Gespräch, und Abraham machte den Dolmetscher; der Bischof sprach Nupe, was Abraham in Igara übertrug, obgleich der König selbst das Nupe, die Handelssprache an diesem Theile des Niger, versteht.

Crowther trug nun sein Anliegen vor; er wünschte dreierlei: Erstens, daß der König die Erbauung einer Kirche und Schule in Idda gestatten möge. Zweitens, daß er die Offiziere des englischen Schiffes „Investigator" bei sich empfangen möge. Obgleich diese schon dreimal durch Idda gekommen und von anderen Fürsten freundlich begrüßt worden seien, habe er sie doch noch nie bei sich gesehen. Endlich möge der König den Streit mit Aboko's Familie beilegen, in Folge dessen ein großer Theil der Stadt jetzt leer stehe.

Während dieser Ansprache war der kleine Hofraum von einer neugierigen, aber lautlosen Menschenmenge angefüllt, welche auf die Entscheidung des Ata wartete. Diese fiel sehr diplomatisch aus. Gegen die Erbauung von Schule und Kirche sei nichts einzuwenden, allein, ehe eine endgiltige Antwort ertheilt werden könne, müsse noch die Meinung der Räthe gehört werden. Daß die Offiziere des Investigator noch nicht empfangen worden seien, läge an diesen selbst, denn ihr Aufenthalt habe stets nur sehr kurze Zeit gedauert. Der dritte Punkt aber müsse so wohlweislich überlegt werden, daß er unmöglich schnell zu beantworten sei.

Es folgte nun die Ueberreichung der Geschenke, welche in einem großen weißen Kalikogewande, seidenen Schärpen, Sammetmützen u. s. w. bestanden. Der Ata war darüber hoch erfreut und gab als Gegengeschenk 20 Kolanüsse, zwei Centner Yams, vier Töpfe Palmwein, ein Schaf und eine Ziege. „Dann verlangte er meine Uhr zu sehen, und ich mußte sie ihm ans Ohr halten, damit er ihr Ticken vernehmen konnte. Außerdem machte er einige Bestellungen auf europäische Artikel, die ihm zugesandt werden sollten."

Bischof Crowther hatte viel Mühe und Noth, sein Fahrzeug wieder zu erlangen. Denn während er auf Audienz beim Könige wartete, hatten die Neger dasselbe anderweitig vermiethet, und so verlor er wiederum einige Tage. Die Neger, welchen die Zeit überhaupt ein gleichgiltiges Ding ist, belogen und betrogen den guten Bischof, der selber ein Schwarzer ist, überhaupt wo sie konnten. Er traf später in Igbebe mit Dr. Baikie zusammen, der sich damals auf dem „Investigator" einschiffte und seine letzte Reise antrat. Er starb bald darauf in Sierra Leone.

Ethnographische Schilderung der Wogulen.*)

I.

Die Begrenzung des Wogulengebietes. — Geringe Kopfzahl des Volkes. — Sie sind ein Jägervolk. — Elenthiere, Zobel, Eichhörnchen und ihre Jagd. — Fischfang. — Ackerbau, Viehzucht. — Rennthiere.

Oestlich von dem mittlern Ural, zwischen dem 59. und 64. Breitengrade, laufen parallel mit diesem Gebirge neben einander drei oder vier niedrige und schmale Landrücken, welche ganz und gar vom Ural isolirt sind und auch unter sich in keiner Verbindung stehen. Zwischen diesen, in dem Russisch der dortigen Gegend Uwal genannten, Landhöhen entstehen und fließen eine Menge zum Theil recht großer Flüsse, welche entweder unmittelbar oder durch andere Flüsse in den Riesenfluß des Irtysch-Ob fallen, und von denen die bedeutendsten folgende sind: 1) die Tura, welche von W. nach O. fließt und in den Tobol fällt; 2) die Tawda, die aus zwei parallel nach SO. laufenden Flüssen, der südlichen Soswa und Loswa entsteht; die Tawda nimmt den von N. kommenden Pelym auf und fällt gleichfalls in den Tobol; 3) die Konda, welcher große Fluß während seines hufeisenförmigen Laufes eine große Menge kleinerer Nebenflüsse in sein Bett aufnimmt und in den Irtysch fällt; 4) die nördliche Soswa, die am Fuße des Urals durch Vereinigung mehrerer kleineren Flüsse entsteht, fast in der Form eines S fließt und unfern der Stadt Beresow in den Ob fällt; ihr größter Nebenfluß von W. ist die Sigwa oder Ljapina (Wogulisch Sakujä) und von S. Tapsjä.

Mit Ausnahme der Gegenden um die Tura und die südliche Soswa, wo der Ackerbau noch ganz gut gedeiht, besteht das von diesen Flüssen durchströmte Gebiet aus Wäldern und bodenlosen Moräften, auf denen der Mensch es nie versucht hat und wohl auch nie versuchen wird, seine Herrschaft geltend zu machen. Die gewöhnlichsten Baumarten in diesen unermeßlichen Wäldern sind die Fichte, Birke, Tanne, Silbertanne, Ceder, Lärche und Eberesche. Der Reichthum dieser Wälder und somit auch des ganzen Landes besteht aus den in ihnen lebenden Thieren, nämlich Bibern, die jedoch jetzt selten angetroffen werden; Füchsen (auch schon selten), Steinfüchsen, die nördlicher vorkommen; Zobeln, welche noch in großer Menge gefangen werden, nebst Hermelinen und Eichhörnchen. Neben diesen wegen ihres Felles verfolgten Thieren müssen hier als Bewohner des Waldes noch erwähnt werden das Elenthier und die gewöhnlichen Waldvögel (Haselhühner, Birkhühner und Auerhähne), welche die Bewohner zu ihrer Nahrung fangen. Die Flüsse, namentlich die nördliche Soswa und der Ob, sind reich gesegnet an Fischen von so vielen Arten, daß ihre Kenntniß und Aufzählung demjeni-

*) Nach Ahlquist in den „Mélanges russes" Tom. III.

gen unmöglich ist, der nicht längere Zeit an Ort und Stelle gelebt hat.

In diesem Lande leben seit Menschengedenken die Wogulen, welche nebst ihren nahen Verwandten, den Ostjaken, schon in alten Zeiten unter dem Namen Jugrier oder Ugrier bekannt waren, die sich selbst aber Mansi nennen.

Die südliche Grenze ihres gegenwärtigen Gebiets bilden die Flüsse Loswa und Tawda, an welchem letztgenannten Flusse man jedoch Wogulen nur noch in drei kleinen Dörfern in der Koschutschen Wolost findet; im Westen ist der Ural ihre natürliche Grenze gegen das Land der Syrjänen; im Norden geht sie nicht höher als bis zu den von Norden kommenden Nebenflüssen der nördlichen Soswa, und im Osten erstreckt sich ihr Gebiet bis zu dem vereinigten Irtysch-Ob-Fluß nur in der Gegend der Stadt Beresow, denn südlicher sind die Ufer sowohl des Ob als des Irtysch in der Gewalt der Ostjaken. In administrativer Hinsicht gehören sie zu zwei Gouvernements, nämlich zum Gouvernement Perm, wo ihr Gebiet zu den Kreisen Werchoturie und Tscherdyn gehört, und zu dem Gouvernement Tobolsk, wo ihr Land sich in den Kreisen Turinsk und Beresow befindet. Ihre Anzahl ist im Verhältniß zu dem großen Ländergebiet, das sie besitzen, höchst gering. Im Gouvernement Tobolsk gibt es etwa 900 abgabenpflichtige Seelen, wonach, wenn auf jede abgabenpflichtige Seele sechs steuerfreie gerechnet werden, was ungefähr das richtige Verhältniß zu sein scheint, die Zahl der Wogulen in diesem Gouvernement sich auf etwa 5400 Personen belaufen würde; im Gouvernement Perm dagegen soll ihre Zahl nicht 900 Personen übersteigen; somit beträgt die Gesammtzahl der Wogulen nicht ganz sechs und ein halbes Tausend Personen beiderlei Geschlechts. Ursache dieser so schwachen Bevölkerung sind die Strenge des Klimas und die rauhe Lebensweise, die Abnahme der Pelzthiere und die daraus entstehende allgemeine Armuth, die hohe Trauungsabgabe, welche Veranlassung ist, daß mancher wogulische Jüngling aus Unvermögen dieselbe zu erlegen unbeweibt bleiben muß. Im beresow'schen Kreise wird das Heiraten auch durch die Sitte, den Kalym (Brautgabe) zu zahlen, erschwert. Zu den allgemeinen Ursachen der geringen Bevölkerung müssen auch Seuchen gerechnet werden, von denen die Blattern und die Syphilis große Verheerungen unter den Wogulen angerichtet haben. In der Nachbarschaft der Russen nimmt ihre Anzahl auch dadurch ab, daß mancher Wogule sich zu den Russen auf Arbeit begibt, der Lebensweise seiner Heimat fremd wird, sich an die der Russen gewöhnt, Geschmack am Branntwein gewinnt und auf diese Weise sich von seinem Volke verliert. Ueberhaupt klagen die hiesigen Beamten darüber, daß die Zahl der Wogulen wie der Ostjaken von Jahr zu Jahr abnehme, ein Loos, das sicher allen solchen Völkern zu Theil wird, welche mit der Civilisation in Berührung kommen und sich nicht unter ihre Herrschaft beugen wollen.

Hinsichtlich der Lebensweise können die Wogulen ein seßhaftes Jägervolk genannt werden. Nebenerwerbszweige sind im Süden an der Loswa und am Pelym etwas Ackerbau und Viehzucht und im Norden an der Soswa Fischfang und etwas Rennthierzucht. Die Jagd aber ist die vornehmste und liebste Beschäftigung des Wogulen. Diese betreibt er sowohl von Hause aus als auch aus Jurten, die er in Entfernung einer, zweier oder dreier Tagereisen von den Heimatsjurten errichtet. Die Jagd beginnt im August und September mit der Elensjagd, da diese Thiere in dieser Jahreszeit sehr fett sind. Die Elenthiere halten sich gern auf trocknen Morastinseln auf, wo das grüne Gras ihr Hauptfutter ausmacht, und um solchen Graswuchs zu befördern, geschieht es nicht selten, daß der Wogule solche Stellen anzündet, wodurch die vielen Waldbrände zu erklären sind, welche auch in Sibirien die hier freilich noch werthlosen Wälder verheeren. An solchen Stellen findet der Wogule bald die Spur der Elenthiere und beginnt dieselben mit seinen Hunden zu verfolgen, welches Verfolgen oft vier bis fünf Tage, bisweilen sogar eine Woche dauert, bevor das Elenthier den Jäger so nahe kommen läßt, daß er es schießen kann. Ist der Schuß glücklich, so schlachtet er das gefällte Thier auf der Stelle und errichtet in einem Baume oder auf hohen Pfosten ein kleines Vorrathshaus, wo er das in dünne Streifen geschnittene Fleisch trocknet und es vor Bären und anderen Raubthieren bis zum Winter, wo er es abholt, verwahrt. An solchen Aufenthaltsörtern der Elenthiere werden auch große Bogen aufgespannt, welche beim Herannahen des Thiers losgehen und dasselbe tödten. Deshalb heißen sie im Russischen Selbstschießer. Später im Herbst, wenn die Pelzthiere volles Haar bekommen haben, wenn durch das Frieren der Sümpfe und Wasserzüge der Waldgang leicht geworden ist, und wenn der erste Schnee die Spuren der Thiere verräth, beginnt die eigentliche Jagd, die hauptsächlich aus Zobeljagd besteht. Dieses Thier wird fortan auf mancherlei Weise den ganzen Winter hindurch bis zum Frühling gefangen, da der Schnee nicht mehr Mann und Hund tragen kann. Bei dieser Jagd ist ein guter Hund ein unschätzbares Ding, und für einen solchen bezahlt man auch bei den Wogulen bis gegen 30 Rubel, und die kleinen Schooßhunde, welche alte Damen in den Städten lieben, werden nicht so gut gehalten, als die Wogulen ihren Hund halten, welcher auch an Treue und Gehorsam diese seine Stadtfreunde weit hinter sich läßt. Der Preis des Zobels ist verschieden nach seiner Güte: von 4 bis 10 Rubel Silber, und bei dem Erlegen des Jasaks nimmt die Regierung einen guten Zobel für die Steuer dreier Seelen an. Ein anderes kleines Thier, das noch öfter als der Zobel sein Fell den Wogulen überlassen muß, ist das Eichhorn, welches das ganze Jahr hindurch erlegt wird und zwar eben so sehr zum Vergnügen wie auch als wirkliche Arbeit. Der Wogule begibt sich nämlich nie ohne Hund, Gewehr und Axt aus seiner Jurte. Tritt er seine Wanderung zu Fuß an, so folgt ihm der Hund; begibt er sich zu Boot irgendwohin, so läuft der Hund am Flußufer entlang, während er sich selbst allgemach im Boote vorwärts arbeitet. Der Hund findet dann bald ein Eichhorn und gibt dies durch Bellen seinem Herrn zu erkennen, welcher jedoch allzu sparsam mit Pulver und Schrot ist, um dasselbe zu schießen. Mit dem Axtrücken klopft er auf den Baum, wo das Eichhorn sitzt; fällt dieses bei dem Sprunge auf einen andern Baum nicht zu Boden, so wird das Scheuchen durch Baumklopfen so lange wiederholt, bis das Eichhorn nicht mehr von Baum zu Baum springt, sondern störrisch sitzen bleibt. Dann wird der Baum niedergehauen und bei seinem Fall das Thier der sichere Raub des aufmerksam wartenden Hundes. Der Preis des Eichhorns wechselt zwischen 6 und 10 Kopeken Silber. Seltener wird der Fuchs erlegt, der schwer zu fangen ist, und noch seltener ist natürlich die Erlegung eines Bären. Waldvögel fängt man mit Fallen, die nicht allzu weit von der Heimat aufgestellt werden, so daß die Weiber und andere schwächere Personen sie leicht beaufsichtigen können. Im Frühjahr werden auch eine große Menge Seevögel getödtet, die man in Reusen fängt oder mit dem Bogen schießt, welche Waffe noch in jeder Wogulenjurte vorkommt.

Der Fischfang, welcher an der Tawda und deren

Nebenflüssen nicht besonders einträglich ist, wird dort im Winter gewöhnlich so betrieben, daß ein Fluß oder Bach an einer geeigneten Stelle in der Nähe der Wohnung ganz und gar gesperrt wird und große aus Kienspleißen verfertigte Reusen in die Oeffnungen, welche man in dem Wehre gelassen hat, ausgestellt werden. Dieser Fang kann eben so von Weibern und anderen Hausgenossen betrieben werden. Für die Wogulen an der nördlichen Sosiwa aber ist der Fischfang von größerm Werth und größerm Nutzen. Sobald die Flüsse im Frühjahr aufgegangen sind und das Flußwasser ein wenig gesunken ist, sammeln sie sich in großen Schaaren an den Flußmündungen und Sandbänken sowohl an der Sosiwa als am Ob und bleiben an diesen Stellen in Borkenjurten den ganzen Sommer hindurch bis zum September, so daß die Elensjagd dadurch Vielen unthunlich wird. Das gewöhnliche Fischgeräth ist hier das Zugnetz, und derjenige, der kein Fischerdorf an der Sosiwa oder am Ob gesehen hat, kann sich schwerlich eine Vorstellung machen von der Fischmasse, die hier jährlich gefangen wird. Der Wogule salzt seine Fische nie ein, theils weil er dies für überflüssigen Luxus hält, theils auch aus der Ursache, daß er schwerlich Rath schaffen könnte, um so viel Salz einzukaufen, als dazu erforderlich sein würde. Was er nebst seiner Familie und seinen Hunden nicht an Ort und Stelle verzehrt — und dies ist nicht wenig —, wird zum Winterbedarf in der Sonne getrocknet oder auf Gerüsten um die Feuerstelle herum geräuchert.

Wer etwas in Rußland gereist ist, hat wohl bald genug bemerkt, daß in den Städten neben Pfefferkuchen und anderen solchen Leckerbissen auch ihm unbekannte Körner von der Größe einer Bohne verkauft werden, welche das niedere Volk allgemein namentlich an Sonn- und Festtagen kaut, und von denen die russischen Kaufmannsfrauen so fett werden sollen. Diese Körner sind Nüsse, die in den Cederzapfen wachsen, und deren Sammeln für die armen Wogulen Sibiriens und auch für die Russen im nördlichen Theil Sibiriens ein wichtiger Nebenerwerbszweig ist. Ein Pfund dieser Nüsse kostet z. B. in Kasan 7 bis 8 Kop. Silber, an Ort und Stelle aber ist der Preis eines Puds zwischen 90 Kop. und 1 Rubel 50 Kop. Silber. Ist das Jahr reich an Nüssen, so kann eine Familie ohne große Mühe mehrere Zehente von Puden einsammeln und auf diese Weise leicht ein hübsches Stück Geld verdienen.

Wie oben erwähnt wurde, beginnen die an der Losiwa und am Pelym wohnenden Wogulen auch etwas Ackerbau zu treiben, womit Viehzucht und Halten von Pferden natürlich verknüpft sind. Die Russen in Pelym und in dessen Nähe führen allgemein Klage, daß der Ackerbau in diesen Gegenden nicht mehr so recht gedeihen wolle. Aber einen ganzen Breitengrad nördlicher als die Kirche von Pelym oder ein Stück südlich vom 61. Grade hat in einem Wogulendorfe Namens Massau, das nach dem Ural zu vom Pelymfluß abwärts liegt, ein Wogule sich nach und nach so gute Aecker angelegt, daß er sammt seiner großen Familie hinreichenden Brotvorrath von seinen eigenen Aeckern hat und in guten Jahren auch eine bedeutende Menge Getreide verkauft. Dies scheint zu beweisen, daß der Ackerbau hier noch die Mühe des fleißigen Arbeiters lohnt, obwohl freilich der Frost recht oft seine Hoffnungen zerstört. Es muß jedoch bemerkt werden, daß dieses Dorf der letzte Ort gegen Norden ist, wo Ackerbau vorkommt, denn in dem 30 Werst nördlicher belegenen Aetimje-paul werden nur Rüben gebaut und auch diese nur in geringer Menge. Dieses letztere Dorf ist an diesem Fluß die letzte Stelle, wo Pferde vorkommen.

Statt der Pferde halten die berefow'schen Wogulen Rennthiere. Wenige haben jedoch mehr als einige Zehente, und ein Wogule am obern Lauf der Tapsjä, der ungefähr 200 Rennthiere besitzt, wird in diesen Gegenden für einen sehr reichen Mann gehalten, während er in der Gegend von Obdorsk, wo reichere Samojeden mehrere Tausende dieser Thiere besitzen, fast für einen armen Schlucker angesehen werden würde. Die Vortheile der Rennthierzucht sind zu allgemein bekannt, um hier beschrieben zu werden; es mag jedoch bemerkt werden, daß die Nomaden des sibirischen Nordens es nicht so wie die Lappen in dem finnischen und skandinavischen Norden verstehen, die Rennthiere zu melken, wodurch kein geringer Theil ihres Ertrages ihnen verloren geht. In der Gegend von Berefow trifft man jedoch bei wohlhabenden Wogulen auch Viehzucht und Pferde, obwohl das hohe Flußwasser in den beiden letzten Jahren alle Heuernte unmöglich machte, wodurch sowohl die Russen als Wogulen und Ostjaken in diesen Gegenden gezwungen waren, ihr Vieh abzuschaffen.

Das Land oder vielmehr der Wald ist den Wogulen Gemeingut, so daß ein jeder das volle Recht hat, dort, was er vermag, zu fangen und zu erlegen. Am Pelym, wohin südlicher wohnende Russen kommen, um im Winter zu jagen, lassen die Wogulen sie nicht anders in ihre Wälder als in ihrer Gesellschaft, und so vereinigen sich Russen und Wogulen zu einer kleinen Jagdgesellschaft, in welcher der Wogule sein Jagdrecht mit dem Russen theilt und dieser ihn dagegen mit Brot versieht, alle Beute aber zu gleichen Theilen getheilt wird. Mit dem Fischwasser dagegen ist man genauer, so daß jede Flußmündung oder jede andere Fischstelle ihre bekannten Eigenthümer hat, von denen die Russen dieselbe nur durch Pacht zum Benutzen erhalten können.

Aus allen Erdtheilen.

Leben und Treiben im Yankeelande.

I.

Unsere politischen Zeitungen enthalten nur sehr dürftige Nachrichten aus und über Nordamerika. Sie geben dann und wann Sensationsberichte über Kriegsbegebenheiten, schildern die Operationen der Generale und machen „große Politik" vom Parteistandpunkte der respektiven Correspondenten aus. Nun trifft es sich, daß fast alle diese Correspondenten einer und derselben Partei angehören, der radikal-republikanischen, und im Sinne derselben schreiben sie. Manche unserer rothen Demagogen von Anno 1848 und 1849 sind auf der andern Seite des Atlantischen Oceans recht in ihrem Fahrwasser; nachdem ihre Partei im Yankeelande zur Herrschaft gelangt ist, können sie triumphiren. Es wiederholt sich dort eine Erscheinung, die unter Napoleon dem Ersten beobachtet wurde, die nämlich, daß die wildesten

Jakobiner die gefügigsten Werkzeuge des Autokraten wurden und alle Gewaltmaßregeln desselben vertheidigten. Die alten Künste haben manche unserer deutschen Demagogen in Amerika nicht verlernt; sie wissen noch eben so gut wie vormals mit hochtönenden Phrasen umzugehen und das, was sie plausibel machen wollen, einseitig von ihrem Parteistandpunkt aus zu schildern. Sie verstehen es meisterhaft, Dinge zu verschweigen; sie sind auch mehr als dreist geworden, denn sie haben von den Yankees Allerlei gelernt. So lasen wir jüngst in einer leipziger Zeitung den Nachweis, daß die Vereinigten Staaten sich, auch finanziell, nie in einer glänzendern Lage befunden hätten als gerade jetzt. Die Geldhändler in Neuyork haben nämlich ein Interesse daran, behaupten zu lassen, daß es mit den Finanzen der Union keineswegs schlimm stehe.

Das Stellenjagen hat man den Yankees auch abgelernt und manche Correspondenten sind mit, wenn auch nicht gerade fetten Aemtern begnadigt worden; denn die letzteren bleiben zumeist den Native Amerieans vorbehalten. Indessen man hat ein Amt, und wess' Brod man ißt, dess' Lied singt man. Mit der Moral wird es ohnehin nicht genau genommen; wir selber haben das erfahren. Die erörternden Artikel, welche der Globus dann und wann über die Verhältnisse im Yankeelande gebracht hat, sind von manchen nordamerikanischen Blättern abgedruckt und gebilligt worden. Das war verdrießlich für die radikal-republikanischen Lincolnmänner, und einer derselben ging so weit, in einem augsburger Blatte scoptisch zu bemerken, daß die südlichen Rebellen kein Geld sparten, um auch auf dem europäischen Festlande Federn für ihre Sache zu gewinnen! Wir unsrerseits wissen zwar nicht, ob die Finanzen der Südstaaten für dergleichen Bestechungen ausreichen, aber so viel ist ausgemacht, daß Präsident Jefferson Davis nicht, wie Präsident Lincoln, an neuyorker Correspondenten Stellen zu vergeben hat.

An diesen Leuten selbst ist allerdings wenig gelegen, sie treiben eben ihr Handwerk, theils als Fanatiker, theils als Industrielle; es ist aber schlimm, daß sie das lesende Publikum in Deutschland irre führen, indem sie die Begebenheiten nur einseitig und zumeist in falschem Lichte darstellen und, wir wiederholen es, viele charakteristische Thatsachen verschweigen. Wir wissen nicht, ob in den Redaktionen der Zeitungen Deutschlands viele Männer sind, welche sich die Mühe gegeben haben, den amerikanischen Verhältnissen ein eingehendes Studium zu widmen, aber so viel ist uns klar, daß die meisten Blätter, welche Correspondenzen aus Neuyork mittheilen, durchaus einseitige Parteiberichte bringen, nicht bloß in Bezug auf die gegenseitige Stellung von Norden und Süden, sondern auch in Betreff der inneren Verhältnisse.

Wir unsrerseits können uns auf eine Polemik nicht einlassen; der Globus ist ohnehin keine politische Zeitung, aber er ist eine Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde, und es liegt innerhalb seines Bereiches, den Umwandlungen zu folgen, welche sich in einem so großen und jedenfalls interessanten Gebiet ereignen. Es gewährt außerdem ein nicht geringes Interesse, zu beobachten, wie das Volk in einer großen Republik mehr und mehr von den Ueberlieferungen aus der bessern Zeit abfällt und sich selber Zustände bereitet hat, die in vieler Beziehung weit schlimmer sind, als die von den Yankees so oft und so arg geschmäheten Verhältnisse der europäischen Staaten. Der Hochmuth ist vor dem Fall gekommen.

Wir wollen jetzt, wie wir auch früher zumeist gethan haben, Thatsachen reden lassen und amerikanische Stimmen hören, in buntem Durcheinander. Heute theilen wir Allerlei, aus einer Reihe von Nummern der kriegsdemokratischen „Neuyorker Staatszeitung" mit; in späteren Aufsätzen werden wir auch andere Quellen benutzen.

*

Zur Polizei-Statistik der Stadt Neuyork. Während des am 31. October 1864 abgelaufenen Jahres wurden in der Stadt Neuyork 51,751 Verhaftungen vorgenommen. Von den Verhafteten waren 36,273 männlichen und 18,478 weiblichen Geschlechts. Unter denselben sind beinahe alle Nationen vertreten, jedoch sind mehr als die Hälfte davon Irländer; 29 Proc. sind Amerikaner und 21. Proc. kommen auf alle anderen Nationen, von welchen die Deutschen am stärksten vertreten sind. Nach Deutschland kommt England, und am Ende der Reihe kommen Sicilien, Griechenland und die Türkei, welche je ein Procent zu der Gesammtzahl stellten.

Die tabellarische Uebersicht des Alters der verschiedenen Verhafteten zeigt, wie früh die Jugend, und besonders das männliche Geschlecht, die Verbrecherlaufbahn beginnt, und wie bedeutend noch die Zahl der über 50 Jahre alten Gesetzesübertreter ist. Folgendes sind die offiziellen Zahlen:

Alter.	Männl. Geschlechts.	Weibl. Geschlechts.	Zusammen.
Von 10 zu 15	3,020	429	3,440
„ 15 zu 20	3,753	1,588	5,441
„ 20 zu 25	6,980	3,745	10,725
„ 25 zu 30	7,167	4,312	11,477
„ 30 zu 40	8,517	5,038	13,555
„ 40 zu 50	4,709	2,479	7,188
„ Ueber 50	2,127	787	2,914
Total			54,751

Nach ihrer Beschäftigung klassifizirt findet man unter den Verhafteten „die gebildeten Stände" auffallend stark vertreten. Es waren darunter 67 Advokaten, 2 Schriftsteller, 30 Künstler, 17 Schauspieler, 23 Schauspielerinnen, 1336 Clerks, 5 Copisten, 5 Redakteure, 11 „Gentlemen", 405 Kaufleute, 84 Musiker, 3 Marineoffiziere, 18 Reporters, 3 Studenten, 23 Polizisten und 56 „Wächter". Von den Verhafteten waren 23,432 verheiratet und 31,319 ledig; 37,890 konnten lesen und schreiben; 564 konnten nur lesen und 16,297 konnten weder lesen noch schreiben.

Eine kleine Vergnügungsreise. Warren Leland, Vorsteher des Metropolitan Hotels in Neuyork, traf wieder in hiesiger Stadt ein, nachdem er eine viermonatliche Reise durch den großen Nordwesten gemacht hat. Leland benutzte die Ueberlandroute vom Missouri durch Kansas, Nebraska, Colorado und Utah, und von da nördlich durch Montana, Idaho und Washington Territorium nach Victoria auf Vancouvers Island. Von da wandte er sich wieder südlich, berührte Oregon und hielt sich einige Tage in San Francisco auf, um sich für seine Heimreise über das Nevada-Gebirge via der Salzseestadt vorzubereiten.

Leland hat in der kurzen Zeit von vier Monaten ungefähr 9000 Meilen zurückgelegt, davon fuhr er wenigstens 4000 im Wagen, 500 auf Dampfbooten auf dem Columbia, 1000 zur See, von Victoria nach San Francisco, und die übrigen 3000 legte er mit der Eisenbahn zurück.

Er hatte auf dieser Reise Gelegenheit, zwei oder drei Indianergefechten zuzusehen. Am Platte River amüsirte er sich mit der Büffeljagd, auf den Laramie Plains mit dem Jagen von Antilopen. In den Bannock Mountains beschäftigte er sich mit dem Fangen von Bären und an den Cascade Falls mit Lachsstechen. Leland wohnte einer Gerichtssitzung des Sam Patche, Haupt der Schlangen-Indianer, bei, welch letzterer einen Krieger tödtete und skalpirte, weil er sich bei dem Stehlen von einem Pferde hatte erwischen lassen. In der Salzseestadt wohnte Leland dem Jahresball bei, welchen Brigham Young den Mitgliedern der Utah Assembly zu geben pflegt. Er wurde bei dieser Gelegenheit ungefähr 20 Frauen des alten Sünders vorgestellt und tanzte mit einem halben Dutzend derselben. So angenehm die Reise im Ganzen war, so hätte sie doch bald ein sehr unglückliches Ende genommen. Als Leland durch Julesburgh, 500 Meilen westlich vom Missouri, kam, überfiel eine Bande Sioux-Indianer das Städtchen, ermordete die Einwohner und unterbrach jede Postverbindung.

Zur Dampferfahrten-Statistik. Die verschiedenen zwischen Neuyork und europäischen Häfen fahrenden Dampfer haben im verflossenen Jahre 135,317 Passagiere befördert.

Die kürzeste Fahrt ostwärts machte der Cunard-Dampfer Scotia, welcher am Weihnachtstag nach einer Fahrt von neun Tagen und drei Stunden in Liverpool ankam. Die längste Fahrt ostwärts war die der Hansa, welche von hier nach Southampton, wo sie am 14. April ankam, 18 Tage und eine Stunde brauchte. Die kürzeste Fahrt hierher machte der Cunard-Dampfer China, welcher am 23. August nach einer Fahrt von nenn Tagen und 17 Stunden von Liverpool hier ankam. Die längste Fahrt westwärts machte die Bavaria, welche am 7. December nach einer Fahrt von 20 Tagen und 19 Stunden hier eintraf.

Gescheitert sind im Jahre 1864 vier Dampfer, nämlich der Bohemian von der Montreal-Compagnie, mit welchem 39 Passagiere zu Grunde gingen, der Jura von derselben Compagnie, die City of Neuyork von der Inman-Linie, und die Jowa von Maleomsons londoner Linie, im Dezember bei Cherbourg gescheitert.

Kriegsgerichtliche Urtheile. Die Aussprüche des Kriegsgerichts, das im November 1864 über die Fälle von 48 Offizieren aburtheilte, sind offiziell veröffentlicht worden. Unter den gerichteten Offizieren befanden sich zwei Oberstlieutenants, drei Majore, 15 Hauptleute und 26 Lieutenants. Sie waren verschiedenartiger Vergehen angeklagt, haben falsche

Meldungen gemacht, sind ungehorsam gegen die erhaltenen Befehle gewesen, haben betrügerischer Weise Geld empfangen, sich vor dem Feinde schlecht betragen, mit gemeinen Soldaten gespielt und getrunken ꝛc. und 15 waren besoffen. Beinahe alle wurden mit Dienstes-Entlassung bestraft. Ein westlicher Major wurde zur Cassation verurtheilt, weil er einem andern Offizier eine Herausforderung zum Duell geschickt hatte; das Urtheil wurde jedoch gemildert und die Dienstes-Entlassung in einen Verweis umgewandelt.

Das Brandmal für weiße Soldaten. Es war vor etwa 10 Jahren im Staate Kentucky Brauch, bösartigen Verbrechern die ganze Nase mit Höllenstein schwarz zu färben, damit Jedermann sie erkenne, falls sie etwa entkommen wären. Diesen sinnreichen Gedanken hat Präsident Lincoln anderweitig verwerthet. Wir lesen nämlich in der „Neuyorker Staatszeitung" Folgendes:

„General-Profoßmarschall-Amt
Washington, 13. August 1864.

Dr. Z. H. Whitmore, Arzt des Enrollirungs-Board zu Springfield, Illinois.

Doktor! Nachträglich zu meiner Empfehlung alle verworfenen Rekruten und Substituten zu zeichnen, empfehle ich auch das Markiren aller aeceptirten Rekruten und Substituten durch ein in das Kreuz eingeätztes I.

Dadurch wird, wie ich glaube, in großer Ausdehnung dem Bounty jumping vorgebeugt werden. Ihr Freund

J. H. Baxter, Surgeon
der Vereinigten Staaten Vol. und Chef des Medicinal-Bureau des General-Profoßmarschall-Amts."

Wir ersehen also aus dieser infamen Ordre, daß es, wir können nicht angeben wie lange vor dem 19. August, die Praxis der Lincoln'schen Profoßmarschälle, resp. der ihren Offieen beigegebenen Militärärzte war, den weißen Mann, der für den Militärdienst untauglich erklärt wird, wie einen auf den Viehmarkt getriebenen Vierfüßler mit einem Brandmal zu versehen. In einer neulich in Connecticut gehaltenen Rede machte Mr. Burn eine Angabe, die ihm Niemand glauben wollte, nämlich: „daß in Morris County, New-Jersey, zehn Leute von Militärärzten gebrandmarkt worden seien, und daß in anderen Staaten ebenso verfahren werde".

Wie wir aus verschiedenen Blättern entnehmen können, ist diese entwürdigende Praxis ziemlich allgemein eingeführt. So weit ist es also mit dem „freien" Weißen unter der „väterlichen" Regierung des Mr. Lincoln gekommen, daß man nicht nur denen ein Brandmal aufdrückt, welche körperliche Gebrechen nicht für den Felddienst befähigen, sondern der obigen Ordre nach hat man auch im Sinn gehabt, die Unionskämpfer mit diesem republikanischen Ehrenzeichen zu versehen. Die Markirung wird durch eine Höllenstein-Auflösung hervorgebracht, die bekanntlich unter der Einwirkung des Lichtes eine theilweise Zersetzung des salpetersauren Salzes und Reduktion des Silbers zu schwarzem Oxydul erleidet, das lange auf animalischer und vegetabilischer Faser haftet. Welches Entzücken müssen diese Negromanisten empfinden, wenn sie die Haut eines Kaukasiers unter dieser Operation sich schwarz färben und so das weiße „Subjekt" ihren ebenholzfarbenen Idealen ähnlicher werden sehen!

Und sollte man es für möglich halten, daß es einen Lincoln'schen Schreibknecht gibt, der sich in die Rüstung legt, die schändende Operation zu beschönigen? Man höre diesen republikanischen Volksaufklärer:

„Das schrecklich sein sollende Brandmal, über das man so viel Aufhebens im „Argus" macht, bedeutete nicht mehr, als wenn man Jemandem mit dem Finger über das Gesicht fährt. Es ist eine bloße Färbung der Haut, die noch nicht einmal wund macht.

„Der „Argus" nennt die Operation Brandmarkung, um die Weisung des Doktors als eine „infame" erscheinen zu lassen; aber wenn dieses Markiren zur allgemeinen Ausführung gekommen wäre, würde es nichts mit einer gehässigen Brandmarkung gemein gehabt haben; denn wie der Arzt selbst sagt, handelte es sich dabei nur um ein einfaches Merkzeichen. Die salpetersaure Silberlösung, welche die Entfärbung der Haut hervorbringt, verursacht keine Schmerzen, nicht einmal ein Geschwür, und die Operation hatte den löblichen Zweck der Verhütung von Betrug."

Doch selbst der Bande in Washington war die Dr. Baxter'sche Medicin zu drastisch, denn am 26. August schrieb derselbe an das „Surgeon Board" für die Enrollirung in Albany:

„Doktor! Der General-Profoßmarschall weist mich an, daß, im Falle Sie Substituten oder Rekruten auf irgend einem Wege markirt haben, diese Praxis ohne Weiteres eingestellt werden soll.

Ich bin ꝛc. ꝛc.

J. H. Baxter,
Chef des Med.-Off. des Gen.-Prof.-Marsch.-Bureau."

Ludwig Leichhardt in Australien. Endlich sind Spuren unsers Landsmannes aufgefunden worden, doch vermissen wir noch immer genaue Kunde über sein Schicksal. Leichhardt war der erste Reisende, welchem es, 1845, gelang, von der Moretonbay in der heutigen Colonie Queensland, welche früher zu Neusüdwales gehörte, landeinwärts bis zum Carpentariabusen und Port Effington vorzudringen. Im Jahr 1847 trat er, wohlausgerüstet, eine zweite Expedition nach Nordwesten an, um Australien in seiner ganzen Breite bis zum Schwanflusse zu durchwandern, und ist seitdem verschollen. A. Gregory, Walker und Burke, der bekanntlich selber verunglückte, waren angewiesen, auf ihren Entdeckungsreisen in Nordaustralien Alles aufzubieten, um über Leichhardt ins Klare zu kommen, doch blieben ihre Bemühungen vergeblich, und nur Walker fand Spuren von Fußtritten, welche seiner Vermuthung zufolge von Leichhardts Expedition herrührten. Nun aber ist im Dezember 1864 der Reisende Duncan Mac Intyre aus Glendower in der Colonie Victoria von einer Expedition nach dem Carpentariabusen zurück gekommen und hat sichere Nachrichten mitgebracht. Er war (das Datum finden wir nicht angegeben) vom Paroo aufgebrochen, unter 26° 10″ südlicher Breite über den bekannten und in Folge der jüngsten Entdeckungsreisen vielgenannten Coopers Creek gegangen und folgte dem Laufe dieses Flusses bis 25° 50′. Dann nahm er seine Richtung nach Nordwesten und entdeckte einen bisher unbekannten Fluß, welchen er Dock River benannt hat. Immer eine nordwestliche Richtung inne haltend, kam er zu dem von Mac Kinlay entdeckten Müllerfluß, welchen er unter 23° südlicher Breite überschritt. Einen Längengrad weiter westlich, etwa unter 22° südlicher Breite, fand er Spuren, die von Ziegen oder Schafen, Ochsen oder Pferden herrührten, und zwar in einer Gegend, welche bisher kein Entdecker betreten hatte. Dort entspringt auf einem nordwestlich laufenden Gebirgszug ein bisher nicht bekannter Hauptnebenfluß des Flinders; jenem folgend erreichte Mac Intyre den letztern unter 20° 40′ südlicher Breite, etwa einem Längengrad westlich von dem Punkte, wo Burke und Wills zwei Pferdegerippe gefunden hatten. Kein Reisender, der nach Leichhardt dort gewesen ist, hat in jener Gegend Pferde eingebüßt. Als Mac Intyre auf seiner Rückreise den östlichen Hauptstrom des Flinders entlang zog, fand er an dessen westlichen Ufern, unter 20° südlicher Breite zwei Bäume, in deren jedem ein großes L, ohne Nummerbezeichnung, eingeschnitten war. Diese Buchstaben rühren ganz gewiß von Leichhardt her, der dort ein Lager gehabt haben muß. Die Rinde auf den Einschnitten ist einige Zoll hoch überwachsen, die Einschnitte sind also nicht in der neuern Zeit gemacht worden. Andere Spuren sah man an jener Stelle nicht, denn die Bäume finden sich an einer Stelle, welche in der Regenzeit überschwemmt wird. — Man kennt also nun wieder einen Punkt, wo Leichhardt verweilt hat; über das Ende seiner Expedition wissen wir aber immer noch nichts, während es an Sagen und Vermuthungen keineswegs mangelt. So haben im vorigen Jahr Eingeborne erzählt, daß vor etwa 16 Jahren im heutigen Distrikt Bunderaballa mehrere Weiße getödtet worden seien; nach Anderen wären sie aus Mangel an Wasser verschmachtet; wieder Andere sagen, sie seien durch einen furchtbaren Hagelsturm erschlagen worden. In Australien nehmen auch jetzt manche Colonisten die Wahrscheinlichkeit an, daß Leichhardt selbst oder irgend einer seiner sechs Gefährten noch am Leben sein könne, und sie berufen sich dafür auf die Thatsache, daß Buckley, ein entronnener Sträfling, nicht weniger als 31 Jahre unter den Eingebornen in der Gegend von Port Phillip verweilt habe, ehe er wieder einen weißen Menschen erblickte. Auch King, ein Mitglied von Burke's Expedition, lebte längere Zeit unter den Eingebornen. Wie dem aber auch sein mag, seit Mac Intyre's Heimkehr sind die Colonisten in Victoria, Neusüdwales und Queensland entschlossen, eine Expedition auszurüsten, die keine andere Aufgabe verfolgen soll, als über Leichhardts Schicksal ins Klare zu kommen.

Wie verhält es sich mit der Entwicklungsfähigkeit der Negerkinder? Mit der seichten Redensart: „ein Mensch ist so

gut wie der andere" reicht man in der Ethnologie nicht aus; die Wissenschaft und die Erfahrung lehren, daß die verschiedenen großen Menschengruppen sehr verschiedene Anlagen und ganz verschiedene Kulturwerthe haben. Wer verständig ist, wird z. B. den Neger demgemäß behandeln und wird nicht Ansprüche an ihn machen, denen er seiner ganzen Naturanlage und Begabung zufolge nicht gerecht werden kann. Die ganze Art, der Gang und die Möglichkeit seiner Entwicklung ist anders als z. B. bei den Menschen der sogenannten kaukasischen Rasse oder bei Japanern, Chinesen 2c. Es ist darum wohlgethan, den Satz von der „unbedingten Vervollkommnungsfähigkeit des Menschengeschlechts", der aller Erfahrung zum Trotz immer noch aufgestellt wird, als das zu nehmen, was er wirklich ist, als eine durchaus unbegründete Hypothese. Die „Perfectibilität" hat bei den verschiedenen Menschenrassen auch sehr verschiedene Grenzen, über welche, in der Regel und im Durchschnitt, die Angehörigen einer solchen Gruppe nicht hinaus können.

Wir lasen eben einen Bericht des Abbé Borghero an den Superior der afrikanischen Missionen zu Lyon, in welchem wir ganz verständige Bemerkungen finden. Borghero ist ein sehr gebildeter und inteltigenter Mann. Er hat den König von Dahome besucht und in dessen Hafenstadt Waidah (Whydah) an der Sklavenküste eine Missionsstation gegründet. Am 10. Februar 1862 eröffnete er dort eine Schule, welche im Ganzen von etwa 150 Negerkindern besucht wird, die zwar sehr unregelmäßig erscheinen, aber guten Willen zeigen. Nun schreibt Borghero (**Annales de la propagation de la foi**, März 1865) Folgendes:

„Unser Unterricht beschränkt sich für jetzt auf Lesen, Schreiben und etwas Rechnen; Anlagen und Fassungskraft der Schüler sind ganz zufrieden stellend. Bekanntlich entwickeln sich die Menschen in den heißen Erdgegenden körperlich und auch geistig frühzeitiger als in den gemäßigten Regionen, aber ihre Intelligenz wird von dem physischen Wesen sehr stark beeinflußt und entwickelt sich nur schwach; entschieden vorwaltend sind die secundären geistigen Eigenschaften: Gedächtniß und Einbildungskraft. So lange es sich darum handelt, Etwas mechanisch zu lernen, machen die schwarzen Kinder hier rascher Fortschritte, als die europäischen, sie bleiben aber in diesem hitzigen Anlaufe bald stehen, und während die Europäer im Lernen vorwärts kommen und jeden Tag, vermöge ihrer höhern geistigen Begabung, ihre Kenntnisse vermehren, bleiben unsere Neger stationär. Ich muß diesen wichtigen Punkt stark hervorheben, denn wer unsere Negerkinder mit den europäischen vergleichen wollte, könnte das oberflächliche Urtheil fällen, daß diese Schwarzen den Weißen bei Weitem überlegen seien. Allein der Unterschied zwischen beiden wird aus Folgendem klar. Ein Schwarzer begreift schneller und leichter ein Rechenexempel als ein Weißer; sobald es sich aber darum handelt, diese Operation auf etwas Anderes als auf bloße Zahlen anzuwenden, wenn er beobachten und mit Hülfe dieser arithmetischen Operation räsonniren und daraus Schlüsse ziehen, davon Anwendung machen soll, dann weiß er sich nicht zu helfen. Der Europäer dagegen, der viel langsamer gelernt hat, wird ohne Mühe das arithmetische Gesetz verallgemeinern und aus demselben eine Menge praktischer Folgerungen ziehen. Diese Verschiedenheit tritt vom Kindesalter an durch das ganze Leben hervor; wir finden sie besonders auch in den Sprachen; in denen, welche hier in diesen Regionen geredet werden, fehlen die Bezeichnungen für abstrakte Gegenstände, und wir haben die allergrößte Mühe, einem Schwarzen abstrakte Dinge begreiflich zu machen. Man darf ein ephemeres Aufleuchten nicht für wirkliches und dauerhaftes Licht halten."

Borghero bemerkt dann, daß die größte Schwierigkeit darin liege, die Negerkinder zum regelmäßigen Schulbesuch anzuhalten; bei den Erwachsenen ist es derselbe Fall mit dem Arbeiten.

Die Brennerbahn ist etwas über $16^1/_2$ Meilen lang und erhält zwischen Innsbruck und Bozen noch 17 Stationen, nämlich: Patsch, Matrei, Steinach, Gries, Brenner, Scheltenberg, Gossensaß, Sterzing, Freienfeld, Gratzstein, Franzensveste, Briren, Clausen, Waidbruck, Atzwang und Blumau. Die Bahn zieht sich also bald auf dem linken, bald auf dem rechten Sill-Ufer, und nach Ueberschreitung des Brennerjochs dann im Eisackthal weiter. 30 Tunnel und 25 größere Brücken sind zu bauen. Unter den Brücken erhalten 17 Eisenconstruction, 8 werden von Stein ausgeführt. Der Tunnel im Pflerschthal bei Ast ist 2360′, jener im Mühlthal bei St. Peter 2734′ lang. Das sind die beiden längsten Tunnel; erwähnenswerth sind noch der Tunnel durch den Berg Isel bei Innsbruck mit 2086′ Länge, der St. Jodocus-Tunnel mit 1470′, der Hofklausen-Tunnel mit 1212′ Länge, der Staffach-Tunnel mit 972′ und der Sonnenburg-Tunnel mit 788′ Länge. Die gewölbten Sillbrücken bei Steinach und Sonnenburg haben je 80′, jene bei Schloß Matrei und die bei Markt Matrei je 60′ Spannweite; die eisernen Brücken bei Atzwang, Röthele und Kartaun über die Eisack erhalten je 180′ Lichtweite. Gegen Ende des Jahrs 1864 waren von der auf 17,950′ sich berechnenden Gesammttänge des Tunnels ungefähr 20 Procent durchbrochen, von den Erd- und Felsarbeiten überhaupt etwa 24 Procent, von den Fluß- und Uferschutzbauten 12, und von den Stütz- und Futtermauern etwa 6 Procent sämmtlicher Arbeiten vollendet, endlich von den 451 Brücken und Durchlässen bereits 88 fertig, an 64 wurde noch gearbeitet, und 299 mußten erst ausgeführt werden. Die Station Brenner liegt 4325′ hoch. Im August bis October v. J. waren auf der Bahnlinie durchschnittlich immer 11,100 Arbeiter beschäftigt. Ungeachtet der mannichfaltigen Bauschwierigkeiten besteht doch bei reger Fortsetzung der Arbeit die Hoffnung, daß die ganze Bahnstrecke bis längstens Frühjahr 1867 in Betrieb gesetzt werden kann.

Die Hypothese eines offenen Polarmeeres. Wir haben unsere Ansicht darüber bereits ausgesprochen und hervorgehoben, daß diese jetzt wieder von Sherard Osborne und Anderen aufs Tapet gebrachte Annahme durchaus nicht neu sei. Es wird in aller Ruhe abzuwarten sein, ob sie durch eine neue Polarexpedition ihre Bestätigung findet; bis dahin ist Alles lediglich Spekulation und Muthmaßung, für welche keine Thatsache spricht. Nachdem Kane's Gefährte Morton im Norden des Kennedy-Kanales ein „offenes Polarmeer" gefunden haben wollte, erhoben sich viele Einwendungen dagegen; auch wir machten unsere Zweifel geltend (in der Einleitung zu Seybts deutscher Uebersetzung von Kane's Zwei Polarreisen. Leipzig 1857. S. XVIII und folgende). Aehnliche Zweifel erhob namentlich der ausgezeichnete Kenner Grönlands, der Däne H. Rink, von welchem nachgewiesen wird, daß Kane sich mehr als eine „geographische Schwindelei", z. B. mit dem Humboldtgletscher, habe zu Schulden kommen lassen. Morton habe nur einige Breiten annähernd bestimmen können. In Polarländern sei es nicht möglich, auf größere Entfernungen zu unterscheiden, wo offenes Wasser aufhöre und die Eisdecke beginne. So hielt z. B. Kapitän Inglefield, der ein Jahr vor Kane im Smithsund war, den äußersten Punkt des letztern für eine Insel („Napoleons des Dritten Eiland"), und hinterher hat sich ergeben, daß sie ein Vorgebirge des Grinnelllandes ist. Das offene Polarmeer, sagt Rink, ist lediglich eine Hypothese Mortons und Kane's, und Kane selber äußert, „es sei wohl möglich, daß ein späterer Polarfahrer an der Stelle, wo Morton offenes Wasser sah, eine Eisdecke finden könne". So fuhr Inglefield 1852, Kane 1853 durch den Smithsund, als er offenes Wasser hatte; hinter beiden Seefahrern schloß er sich aber dann mit Eis und blieb 1854 und 1855 fest zugefroren. Das angeblich offene Polarmeer, so betont Rink, ist weiter nichts, als eines jener Wasserlöcher, dergleichen sich zeitweilig und örtlich in dem arktischen Meere bilden. Die Eisdecke im Kennedykanal wurde allmälig dünner und trug Mortons Schlitten nicht mehr; dann kam offene See. „Dieser plötzliche Uebergang vom stehenden Eise zu einem beinahe eisfreien Wasser erklärt sich, wenn man an einer Wasserinsel in der arktischen Eisdecke angelangt war. Wenn der Kennedykanal der südliche Zipfel eines eisfreien Polarbeckens gewesen wäre, so hätte er, da doch starker Nordwind wehete, den Kanal in größerer Ausdehnung mit Treibeis füllen müssen; auf das stehende Eis mußte zuvor ein Saum von Treibeis folgen, ehe das offene Wasser begann. Ganz richtig betont Kane, daß eine brandende Bewegung gegen die Ufer ein Kennzeichen großer offener Wasserräume sei; allein in dem gegebenen Falle wird damit nichts entschieden, denn das Wasser mußte branden, weil eben ein sehr starker Nordwind blies, und es kam nichts darauf an, ob es lediglich eine Wasserinsel oder ein Theil des Oceans war." Morton hebt hervor, daß er sehr viele Seevögel gesehen habe, die nur in offenem Wasser leben, und dann seien ihm alle Zweifel geschwunden. Gerade das, meint Rink, entscheide gegen das Vorhandensein des offenen Polarmeers im Norden des Kennedykanals; denn eben solche einzelnen offenen Wasserstellen dienen weit und breit den arktischen Vögeln zum Sammelplatz, und dorthin ziehen auch Seehunde und Walrosse. Morton konnte auch gar nicht angeben, wie weit das angeblich offene Meer sich nach Norden hin erstreckt; was hinter dem steilen Cap lag, an welchem er umkehren mußte, weiß er nicht zu sagen. Und in diesen ungesehenen Raum verlegt Kane sein „offenes Polarmeer"; diese „geographisch-poetische Sünde".

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Die Alhambra.

II.

Tocador de la Reina. — Mirador de Lindaraja. — Saal der Geheimnisse. — Der Nymphensaal. — Die maurischen Bäder. — Die Mesquita. — Der Löwenhof. — Der Löwenbrunnen. — Zegris und Abencerragen. — Saal der Abencerragen. — Saal der zwei Schwestern. — Halle der Gerechtigkeit. — Maurische Deckengemälde. — Geschichte der Alhambra. — Die Torres Bermejas. — Der Generalife.

Wir verlassen den Gesandtensaal und steigen auf einer breiten Treppe zu einer Gallerie hinauf, welche die späteren christlichen Herrscher auf der Höhe der Festungsmauer angelegt haben, die sich an den Comaresthurm anlegt und deren Dach auf maurischen Säulen von weißem Marmor ruht. In einer mit eisernen Stäben vergitterten, seitwärts ausbiegenden Fortsetzung dieses Ganges soll die Mutter Karls V., die wahnsinnige Johanna, Tochter Ferdinands des Katholischen und Isabella's von Kastilien, bis zu ihrem Tode gefangen gehalten worden sein.

Weiter im Gange fortschreitend, gelangt man zu einem kleinen viereckigen Thurme, welcher den Namen Tocador de la Reina oder Peinador de la Reina führt, zwei Ausdrücke, welche Toilettenzimmer der Königin bedeuten. Dieser kleine Pavillon, welcher früher als Betgemach der Sultane diente, scheint in der Zeit Karls V. restaurirt worden zu sein. Die Wände sind mit Fresken italienischen Geschmackes aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts geziert. Ihr Stil ist ausgezeichnet, nur sind sie furchtbar verwüstet, denn Reisende aus allen Ländern haben ihre unbedeutenden Namen und allerhand dumme Sprüche darauf gekritzelt. Die Deckengemälde sind vermöge ihrer Lage besser erhalten; sie sind in Medaillonform angebracht und stellen Büsten, Flüsse, Metamorphosen und andere mythologische Gegenstände dar. Die Meister dieser Malereien waren die Spanier Bartolomé de Ragis, Alonzo Perez und Juan de la Fuente. Ausgeführt wurden sie im Jahre 1524.

Um den Thurm zieht sich eine kleine Loggia, von wo aus sich die herrlichste Aussicht auf die buschigen Umgebungen der Burg, das schroffe Hochgebirge und die blühende sanfte Vega eröffnet. Gegen Osten blickt man zugleich in das schäumende Felsenbett des Darro hinab, und rechts davon, der Alhambra gegenüber, erhebt sich die zwischen mächtig hohen, 400jährigen Cypressen herausschauende maurische Villa, der märchenhafte Generalife, über welchem der steile Hügel der Silla del Moro und noch weiter, rechts dahinter das Schneehaupt des Picacho de Valata (10,802 F.) emporragt. Der Contrast, den diese ewige Winterlandschaft mit der grünen Guirlande von Orangen, Granaten, Feigen und Lorbeerbäumen bildet, welche die rothe ehrwürdige Alhambra umblühen, gewährt einen unvergeßlich zauberhaften Anblick. Deshalb vergleicht mit Recht ein spanischer Dichter die Stadt mit einem blühenden Garten, der aus einer Schneewüste emporragt. Entschieden ist dies der landschaftlich kostbarste Punkt der ganzen Alhambra.

Vom Tocador de la Reina steigt man in den Garten der Lindaraja hinab, der ehemals wegen seiner zauberischen Blumenreize weltberühmt war; jetzt liegt er aber in trauriger Verwilderung da, und Akazien, Orangen, Citronenbäume bilden ein wirres Durcheinander. Auch die in der Mitte befindliche, in maurischen Romanzen viel besungene Fontaine ist überwuchert von Unkraut aller Art. An den Seiten ziehen sich von weißen Marmorsäulen getragene Gallerien hin.

Der Mirador de Lindaraja, von dem man in diesen kleinen Garten schaut, wird durch ein paar gekuppelte Fenster gebildet, die durch eine weiße Marmorsäule getrennt werden. Es gibt kaum einen zweiten Raum in der Alhambra, in welchem die Verzierungen reicher und in besserem Stile ausgeführt wären, als im Mirador. Die Wölbung, welche sich über den Fenstern erhebt, zeigt eine wundervolle Composition, die aus kufischen Charakteren besteht, welche sich in der verschiedenartigsten Weise verschlingen und für das schönste Beispiel dieser Art Ornamentik angesehen werden können. Der Mirador führt seinen Namen nach einer Prinzessin, die häufig in den maurischen Romanzen und Legenden unter dem Namen Zelindaraja, Lindaraja oder einfach Daraja vorkommt. Die „Hermosa Lindaraja", wie sie oft genannt wird, war vom Stamme der Abencerragen und eine Tochter Mohammeds, des Alcayden von Malaga. In den Liedern erscheint sie als Geliebte des tapfern Mauren Gazul.

An das oben erwähnte Toilettenzimmer reiht sich eine Folge von Gemächern aus Karls V. Zeiten, in denen die arabischen Wandornamente recht ungeschickt nachgeahmt sind; namentlich erreichen die Fayenceplatten weder an Farbenpracht noch an Zierlichkeit in der Zeichnung die altmaurischen. Der Wahlspruch des rastlosen Kaisers: „Plus oultre", findet sich häufig angebracht und ist allerdings, sofern er sich auf die hier zur Schau getragene Kunst beziehen soll, recht ungeschickt gewählt. Der Saal der Geheimnisse hat seinen Namen von einem bekannten akustischen Effekt: denn wenn Jemand in einem Winkel noch so leise einige Worte spricht, so hört sie eine im entgegengesetzten Theile des Gemaches an der Wand aufgestellte Person ganz deutlich. Es ist dies eine gewöhnliche Erscheinung, die man auch in der londoner Paulskirche, im bremer Rathskeller u. s. w. beobachten kann, welche von den Granadinern aber als ein besonderes Wunder hervorgehoben wird.

Der Nymphensaal hat seinen Namen von zwei

Der Mirador der Lindaraja. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Marmorstatuen, welche diese Gottheiten darstellen. Unter der innern Arkade zeigt man auch ein sehr schönes Basrelief, welches Leda mit dem Schwane vorstellt. Diese bemerkenswerthe Skulptur fällt hier sehr auf; sie ist aber wahrscheinlich das Werk eines der vielen italienischen Künstler, die in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts nach Spanien kamen, vielleicht des Florentin Torrigiano, der einige Zeit in Granada arbeitete.

Unter dieser Zimmerreihe, an der Seite des Gartens der Lindaraja, liegen die alten maurischen Bäder, los baños de la Sultana, die auch el baño de Rey genannt werden und von Mohammed V. gegründet wurden. Der Untertheil der Wände ist mit schönen Azulejos belegt, die Platten des Fußbodens bestehen aus Marmor, und die ganze Einrichtung zeigt viel Aehnlichkeit mit den luxuriösen Bädern, die wir heute noch im Oriente finden. Vor dem Badesaale liegt ein kleines quadratisches Vorgemach, in welchem die Badenden ihre Kleider auszogen. Der obere Theil des Ruhezimmers bei den Badegemächern war zur Aufnahme von Musikanten eingerichtet, die hier auf der Dulcayna, dem Anafil, den Atabales und anderen maurischen Instrumenten ihre Melodien erklingen ließen.

Denn wie die Mauren Granada's es mit vielen Gesetzen des Korans sehr lax nahmen, so handelten sie auch hierin gegen das ausdrückliche Gebot: „Musik zu hören, heißt gegen das Gesetz sündigen; Musik machen ist eine Sünde gegen die Religion; daran Freude haben ein Vergehen gegen den Glauben; man macht sich dadurch eines Verbrechens schuldig."

Die Wölbung ist mit Oeffnungen in Form von Sternen versehen, welche von Azulejos umgeben sind. Durch diese Fensterchen drang das Licht nur gedämpft ein, und ein angenehmes Halbdunkel erfüllte den Raum. Der venetianische Gesandte Andrea Navagero sah diese Bäder im Jahre 1524, also nicht sehr lange nach der Eroberung. Nach seiner Beschreibung waren die sternförmigen Oeffnungen mit bunten Glasscheiben versehen, die aber jetzt verschwunden sind.

Ehe wir zu größeren und bedeutenderen Räumen der Alhambra gelangen, bleibt uns noch übrig, einige kleinere Baulichkeiten zu besichtigen. Die Mezquita, eine alte Moschee, ward von Karl V. in eine christliche Kapelle umgewandelt und erhielt den Namen la Capilla real. Von ihrer ursprünglichen Bestimmung ist nur noch wenig zu entdecken. Man sieht noch das Mihrab, das alte Sanctuarium der Mohammedaner mit der anspornenden Inschrift: Sei kein säumiger Zahler! Andere arabische Inschriften haben der Devise Karls „Plus oultre" Platz machen müssen. Wenig Interesse bietet die Sala de las Frutas, die ihren Namen von den auf die Decke gemalten Früchten trägt.

Durch einen gewölbten Gang gelangt man zu dem Allerheiligsten der Alhambra, dem berühmten Löwenhofe, Patio de los Leones. Er ist der vollkommenste Theil der Alhambra und durchaus nicht so groß, wie man ihn sich gewöhnlich nach Abbildungen vorstellt. Er ist ein 120 Fuß langes und 60 Fuß breites Parallelogramm, das von einem aus 168 schlanken, glatten Marmorsäulen bestehenden Portieus umgeben ist, der in der Mitte der beiden Schmalseiten zu zwei viereckigen, in den Hof hineinragenden Pavillons anwächst. Die Säulen werden durch Bogen von ungemein graciöser Arbeit verbunden, ihre Kapitäler, die alle dieselben Umrisse zeigen, erscheinen auf den ersten Anblick gleichförmig gearbeitet. Bei näherer Betrachtung gewahrt man jedoch, daß die Zeichnungen, Ornamente und Inschriften auf dem Marmor alle ganz verschieden sind. Die Kapitäler waren früher bemalt und vergoldet; da, wo die Farben noch erhalten sind, sieht man, daß die Arabeske blau und der Grund roth war; die Inschriften, wie ein Theil der Verzierungen, waren golden. Das dazu verwandte Gold kam aus Afrika und wurde in Granada zu feinen Blättchen ausgeschlagen, und allein schon die ungeheure Menge, die man zur Ausschmückung des Gebäudes verbrauchte, gibt uns einen Begriff von dem großen Reichthum der Könige von Granada.

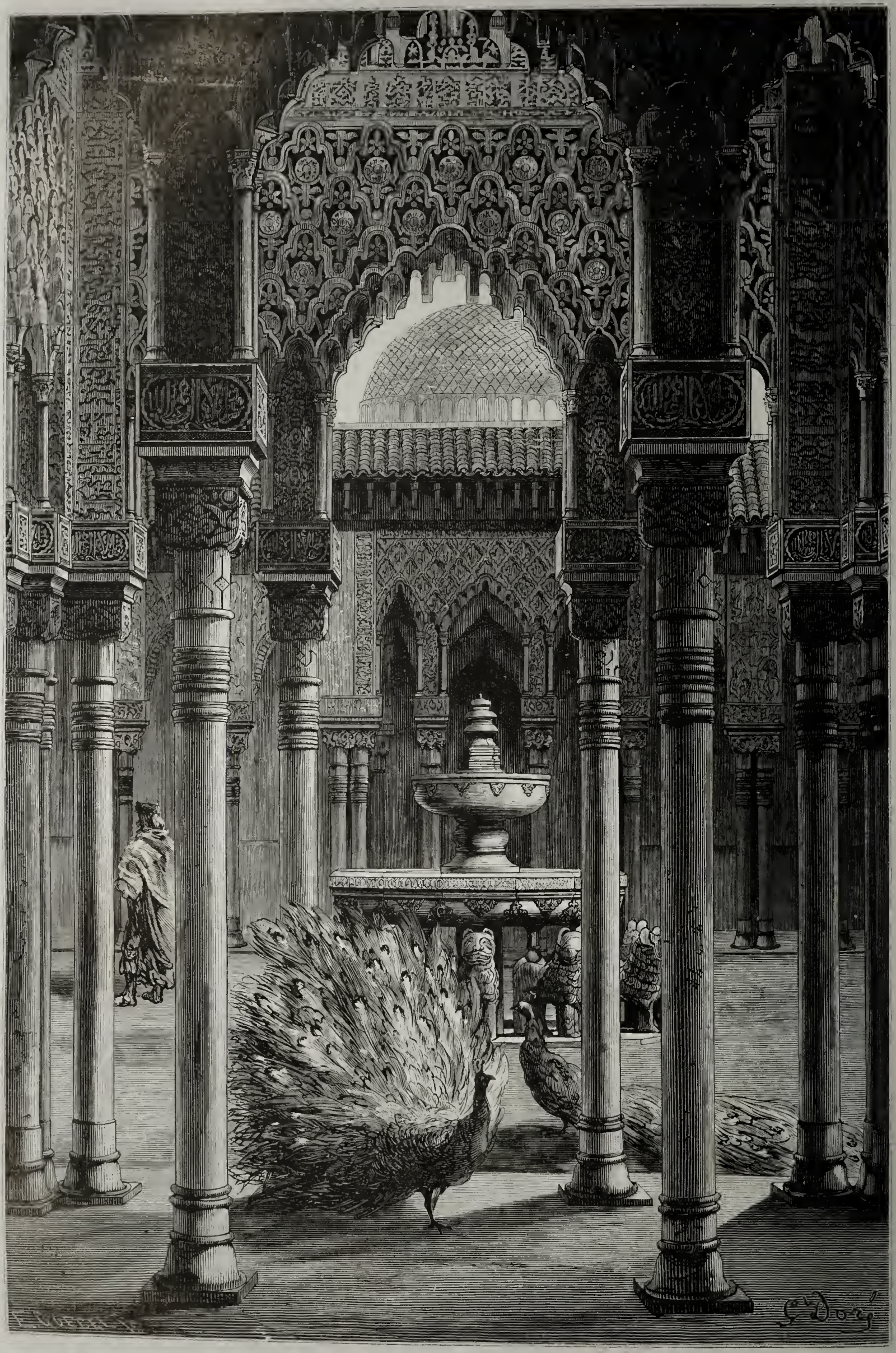
In der Vertheilung der vielen Säulen bemerkt man eine kleine Unregelmäßigkeit; theils sind sie zu zweien und zweien gekuppelt, theils stehen sie vereinzelt da. Aber der Eindruck, den diese Abweichung von der Symmetrie hervorbringt, ist ein durchaus wohlthuender und gewiß mit Vorbedacht ausgeführt, um die Monotonie zu zerstören. Auch die Säulen waren einst ganz vergoldet, und statt sie nach der Eroberung wieder neu aufzuschmücken, fand man es zweckdienlicher, das Gold ganz abzukratzen. Die Inschriften, in kufischen Zeichen, ergehen sich ausnahmslos im Lobe Gottes. Unter dem Giebelfelde des Hauptbogens zieht sich eine elegante Inschrift in Cursivcharakteren hin, welche Segenswünsche für den Sultan enthält.

Im Mittelpunkt des Patio erhebt sich der Löwenbrunnen, eine große zwölfeckige Schale aus weißem Marmor, welche noch von einer kleinern runden überragt wird. Beide sind mit sehr schön ausgeführten Ornamenten und Inschriften bedeckt. Die untere Vase wird von zwölf Löwen getragen, die auch in weißem Marmor ausgeführt sind. Diese Löwen, welche man eben so gut für Panther oder Tiger ansehen könnte, sind aber weit davon entfernt, naturwahr gearbeitet zu sein. Die maurischen Künstler, welche sich am liebsten von der Phantasie beherrschen ließen, gaben nichts auf die treue Nachahmung der Natur. So erscheinen uns denn diese Löwenköpfe viereckig, plump und durchaus mißgestaltet. Der Rachen wird durch ein rundes Loch bezeichnet, durch welches sich Wasser in ein Bassin ergießt; die Mähne ist durch einige rohe Striche angedeutet und vier eckige Stützen stellen die Füße dar. Aber ganz abgesehen von dieser rohen, fast barbarischen Darstellungsweise bietet der Brunnen doch einen sehr hübschen Totaleindruck. Die Inschriften des Brunnens lauten folgendermaßen:

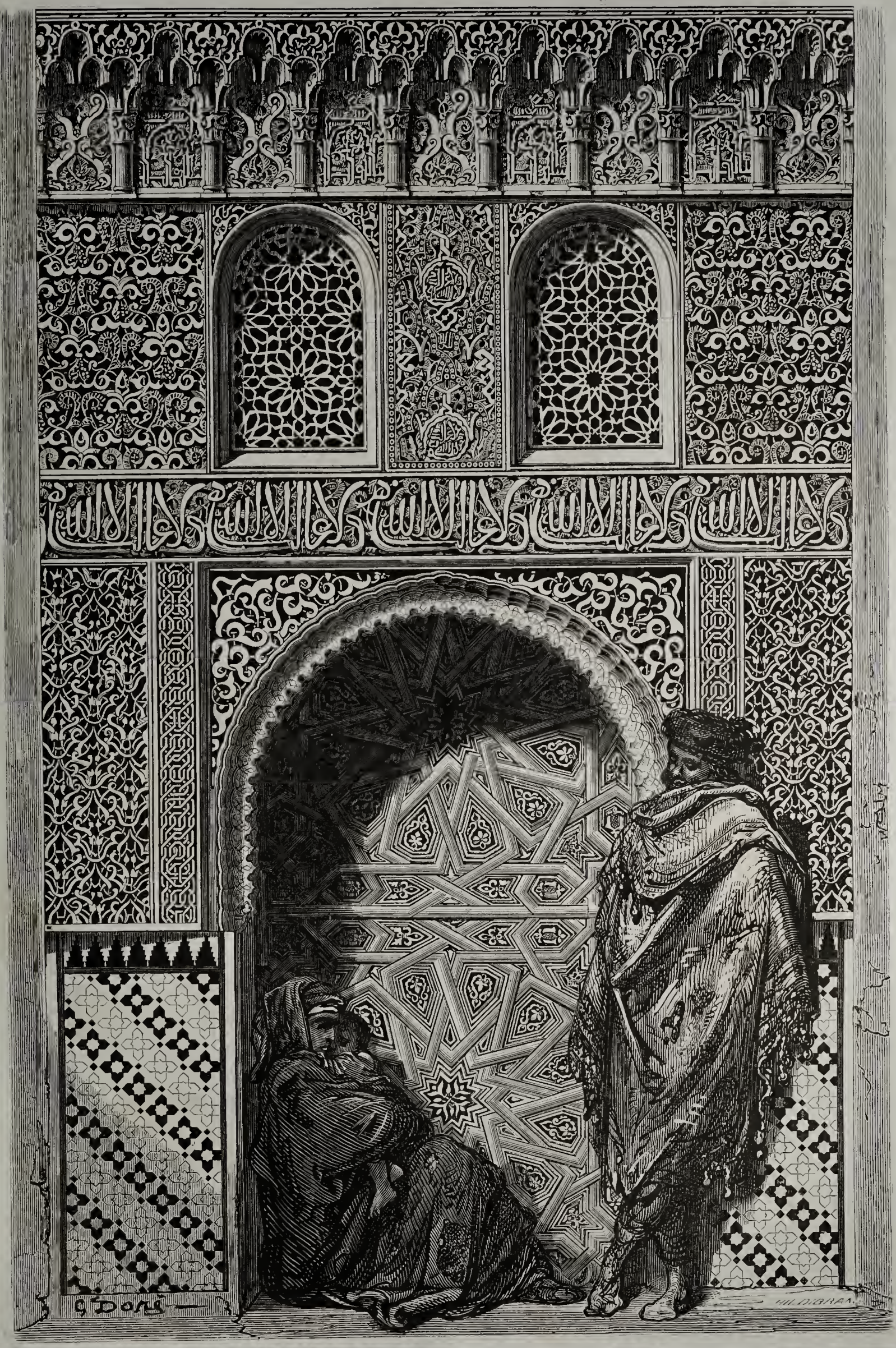
„Betrachte diese schimmernden Perlen, die gleich kleinen Kugeln in die Luft steigen und in einem Bogen von silbernem Schaum wieder zurückfallen, um zu neuen Spielen sich zu erheben. Selbst den Marmor übertreffen sie an Glanz und Durchsichtigkeit. Wenn man dieses Becken anschaut, so glaubt man eine feste Masse Eis vor sich zu sehen, von welcher Wasser herabfließt, und dennoch ist es unmöglich zu unterscheiden, welches von beiden flüssig ist. Ist dieser Springbrunnen nicht eine wohlthätige Wolke, welche ihr Wasser reichlich auf die Löwen herabschüttet? So sind auch die Hände des Kalifen, welcher seine Belohnungen unter die Soldaten, die Löwen des Krieges, vertheilt. O Du, der Du diese Löwen betrachtest, sei ohne Furcht; ihnen fehlt das Leben, und sie können ihre Wuth nicht zeigen!"

Nichts ist geeigneter, eine gute Vorstellung von dem üppigen Leben der Mauren vor 400 Jahren zu geben, als dieser Löwenhof. Man stelle sich den König von Granada vor, wie er auf seidenen Kissen, die in Granada selbst so herrlich fabrizirt wurden, umgeben von seinen Lieblingsfrauen und Kurtisanen in diesem Hofe ruht und dem Plätschern der Fontaine zuhört. Von den Gallerien erscholl dann maurische Musik und die Dichter recitirten ihre Verse.

Als der Venetianer Andrea Navagero 1524 die Alhambra besuchte, machte der Löwenhof auf ihn, der doch durch die Schönheiten seiner Vaterstadt verwöhnt sein



Der Löwenhof. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)



Thür der Torre de las Infantas. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

mußte, einen mächtigen Eindruck. Er schildert die Einzelheiten des Löwenbrunnens und erzählt, daß, wenn man ganz leise in die Maulöffnung des einen Löwen hineinspräche, an dem Munde eines der anderen Löwen dies ganz deutlich zu hören sei. Natürlich mußten die Wasser dann nicht fallen. Jetzt liegt dieser Prachtbrunnen das ganze Jahr über trocken und verstaubt, und nur am 2. Januar, dem Jahrestage der Uebergabe Granada's an die Christen, speien die Löwen wieder Wasser.

Noch heute ist dieser Patio das vollständigste maurische Monument der Art in Spanien. Leider ist aber auch im Laufe der Zeit Vieles an ihm zerstört oder durch Modernisirung verdorben worden.

Wenn man den Löwenhof besucht, dann unterläßt es der Führer nie, die Fremden sofort auf einige rothe Flecken am Brunnen und den Platten, welche diesen umgeben, aufmerksam zu machen. Das ist das Blut der Abencerragen, welches der Marmor hier getrunken hat und das noch heute nach 400 Jahren ihre Mörder anklagt. Der Skeptiker freilich sagt, daß dies nur eine Art rother Rost sei, der im Laufe der Zeit auf dem weißen Marmor entstand, und daß die Zegris niemals die Abencerragen hinterlistig überfielen. Andere gehen noch weiter und behaupten, daß diese beiden Familien niemals existirten und daß sie lediglich eine Phantasie der Dichter seien. Doch sehen wir hiervon ab und geben wir die Geschichte, wie sie im Munde des Volkes lebt oder von Chronisten erzählt wird.

Die Zegris und Abencerragen waren zwei edle granadinische Familien, die sich tödtlich haßten. Die letzteren erscheinen in den maurischen Romanzen unter dem Namen Beni-Serraj, d. h. Söhne des Serraj; dieser war in der Mitte des 11. Jahrhunderts Vezir des Königs von Cordova. Als aber diese Stadt im Jahre 1235 in die Hände der Christen fiel, flüchteten die Abencerragen nach Granada und hier gelangten sie zu großem Ansehen; ihre Zahl wuchs so ansehnlich, daß man gegen Ende des 15. Jahrhunderts 500 ihres Geschlechtes zählte.

Die Zegris stammten aus Saragossa und anderen Städten Arragons. Als auch dieses Land in die Hände der Spanier fiel, zogen sie sich gleichfalls nach Granada zurück, wo sie, nach dem arabischen Namen für Arragon Tseghr, als Tsegri oder Zegris bezeichnet wurden.

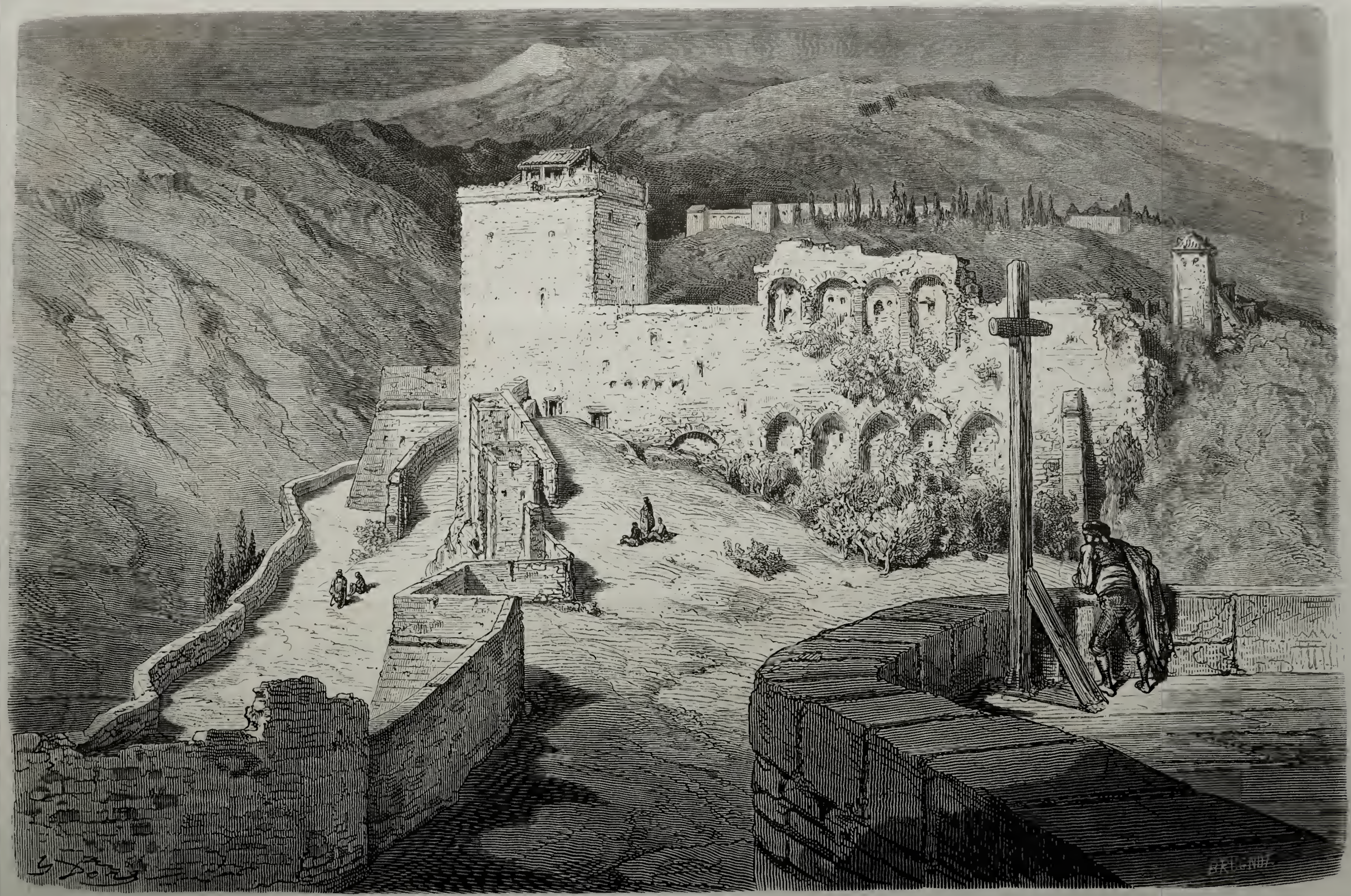
Der Haß, welchen diese beiden Geschlechter gegen einander nährten, ward noch durch die Rivalität der beiden Frauen des Königs Abdallah von Granada vergrößert. Die eine, Ayescha, war des Königs Base. Die andere war von Geburt eine Spanierin, welche den arabischen Namen Zoraya, Abendstern, angenommen hatte. Nach maurischen Geschichtsschreibern war sie die eigentliche Ursache des Unterganges von Granada. Als die Stadt Martos von den Mauren eingenommen ward, wurde Isabella de Solis, so war ihr christlicher Name, als Gefangene nach Granada geführt. Dort kam sie in den Harem Abdallahs, der, entzückt von ihrer großen Schönheit, sie zu seiner Gemahlin erkor. Ayescha sah bald in ihr eine gefährliche Feindin, gegen welche sie im Geheimen zu intriguiren begann, und nun bildeten sich am Hofe und in der Stadt zwei Parteien; die Abencerragen gingen mit Zoraya, während die Zegris sich für Ayescha erklärten. Blutige Fehden brachen aus und schwächten das Königreich, welches allmälig seinem Untergange entgegen ging.

Um Zoraya zu verderben, beschlossen die Zegris, sie des Ehebruches mit einem Abencerragen anzuklagen. Abdallah schenkte ihren Worten Glauben und beschloß, alle Abencerragen durch die Zegris ermorden und die Königin verbrennen zu lassen. Die tapferen Abencerragen hatten gerade in der Vega einen siegreichen Kampf gegen die Christen bestanden, aus dem sie mit zwei eroberten Fahnen und 30 abgeschnittenen Köpfen heimkehrten. Der König schien über die Nachricht erfreut zu sein und ließ sie einzeln, einen nach dem andern, in den Löwenhof rufen. Dort standen die Zegris und ihre Verwandten, die Gomelas und Masas, zum Meuchelmorde bereit. Das erste Opfer war Abencarrax; als er eingetreten war, schloß man hinter ihm die Thüren und von allen Seiten überfallen, endete er lautlos, ohne daß seine draußen stehenden Freunde etwas von dem Morde ahnten. Dann ward der schöne Halbinhamad hereingerufen, welcher des Ehebruchs mit der Königin beschuldigt worden war. Es erging ihm wie seinem Vorgänger, und noch 34 edle Abencerragen färbten mit ihrem Blute die weißen Marmorplatten des Löwenhofes. Da wollte es der Zufall, daß ein kleiner Abencerragenpage seinem Herrn neugierig durch das Thor nachschaute. Mit Entsetzen erkannte er das blutige Schauspiel und stürzte eilig zurück, um die übrigen Abencerragen vor dem ihnen bereiteten Schicksal zu warnen. Ihr General Musa ließ die Anafilen, jene weithin schmetternden maurischen Kriegstrompeten, erschallen, und sämmtliche Abencerragen versammelten sich zum Werke der Rache auf dem Bibarambla-Platze. Wüthend drangen sie mit stürmender Hand in die Alhambra ein, und mehr als 500 Zegris, Gomelas und Masas fielen unter ihren Streichen. Das ist die Geschichte von den Abencerragen und Zegris. Die Vertretung der Wahrheit müssen wir den alten spanischen Chronisten überlassen.*)

Dem Saal der Abencerragen gegenüber, also links vom Löwenhofe, tritt man, einige Stufen hinanschreitend, in die nur mäßig große Sala de las dos hermanas, in den Saal der zwei Schwestern. Er empfing seinen Namen nach zwei schönen, gleich großen Marmorplatten, die in der Mitte des Fußbodens an beiden Seiten eines Wasserbeckens eingelegt sind. Der Saal ist unten vier-, oben achteckig und endigt in eine phantastisch gezierte, zellenförmige Kuppel. Sie läßt durch acht kleine Fenster das Licht von oben hereinfallen, und dieses reflectirt auf der reichen Goldmosaik der Wände in höchst zauberhafter Weise. Zwei angebaute zierliche Alkoven, worin vermuthlich Betten standen, und ein längs der äußern Wand dem Eingange gegenüber laufender Corridor, der zu einem Erker, el cuartito del infante, führt, ziehen durch ihre schöne, gleichfalls zellenförmige Deckenwölbung und zahlreiche maurische Sprüche, sowie sonstige Zierrathen an den Wänden die Aufmerksamkeit auf sich. Der rings um den Saal laufende Porticus trägt eine in halber Höhe angebrachte Gallerie, hinter deren, in durchbrochener Arbeit gefertigten Jalousien die Bewohnerinnen des die östliche Seite der Burg einnehmenden und mit der Gallerie in Verbindung stehenden Harems den Festlichkeiten ungesehen beiwohnten, welche in dem reizenden Prunkgemache veranstaltet wurden. Vom Cuartito del infante blickt man abermals in den von einer Marmorsäulenhalle eingeschlossenen Garten der Lindaraja herab. Er bildete den Hof des Harems, unter

*) Florians berühmter Roman: „Gonzalve de Cordoue" hat zur Verbreitung so mancher, die Geschichte der granadinischen Mauren betreffenden Mythen viel beigetragen, und erst der neuesten Geschichtsforschung gebührt der Ruhm, Dichtung und Wahrheit thunlichst von einander gehalten und nach den besten Urquellen das Zeitalter der spanischen Maurenherrschaft historisch ins Licht gesetzt zu haben. Großes Verdienst erwarb sich hierbei vor Allem der Spanier Conde. In der neuesten Reiseliteratur finden wir in v. Göbens angeführtem Werke die maurische Geschichte am ausführlichsten berücksichtigt.

Thür des Saals der Gerechtigkeit. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)



Die Torres Bermejas und der Generalife. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Der Generalife. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

dessen Fontainen und Orangenbäumen die schönen Huris wandelten.

Drei große Bogenportale öffnen sich auf der dem Eingange in den Löwenhof gegenüber befindlichen Langseite des ihn umschließenden Säulenganges nach der 90 Fuß langen und 16 Fuß breiten Sala de la justicia, Halle der Gerechtigkeit, welche einzig aus diesen Portalen ihr Licht empfängt. Drei tiefe, an der gegenüber befindlichen Saalwand angebrachte Nischen correspondiren mit jenen Eingängen, und hohe Kuppeln wölben sich über denselben. Die Plafonds der Nischen sind mit drei auf goldüberzogenem Pergament aufgetragenen Gemälden geziert. Diese Deckenmalereien sind für die Geschichte der Malerei in Spanien von der größten Wichtigkeit. In ihrer Ausführung gleichen sie alten illuminirten Holzschnitten. Die verschiedensten Völker stehen ohne Wechselwirkung bei gleichem Bildungsgrade auf gleichem Stande der Kunst, und so sind diese Bilder den Briefmalereien der Deutschen ähnlich, wobei aber an keinen gegenseitigen Einfluß gedacht werden kann. In den Architekturen, welche in den Bildern vorkommen, ist doch schon etwas perspectivische Wirkung angedeutet, dahingegen kein Schimmer von Luftperspective.

Laborde widerspricht bestimmt der Meinung, daß diese Gemälde von maurischen Künstlern gemalt seien; irren dürfte er dagegen, wie Quandt meint, wenn er glaubt, daß sie erst nach der Eroberung von Granada entstanden wären. Kein Mohammedaner konnte im Zeichnen von menschlichen Figuren einen solchen Grad von Fertigkeit erreichen, wie in diesen Bildern zu finden ist, denn er durfte nicht wagen, sich in der Kunst zu üben, da seine Religion damit drohte, daß die Bilder in jenem Leben von ihren Malern Seelen fordern würden, eine Drohung, welche auch christliche Künstler beherzigen sollten. Dagegen befinden sich die Bilder wieder auf einer so niedrigen Stufe der technischen Fertigkeit und haben ein so alterthümliches Gepräge, daß sie den Malereien aus der Zeit Ferdinands und Isabella's weit nachstehen. Auch die Trachten sind älter als in den Bildern des 15. und Anfangs des 16. Jahrhunderts.

Den Mohammedanern ist nicht verboten, Gemälde zu sehen oder zu besitzen; nur solche zu verfertigen dürfen sie nicht wagen. Diese Bilder wurden wahrscheinlich von einem Christensklaven oder einem Künstler, der in maurische Dienste trat, für einen König von Granada im 14. Jahrhundert gemalt. Daß in den Bildern Spanier und Mauren dargestellt sind, hindert die Annahme dieser Meinung nicht, da keine kirchlichen Gebräuche, sondern Scenen aus dem Leben beider Völker dargestellt sind. Nur kann man dann dem einen Bilde nicht die Auslegung geben, daß es sich auf die Untreue einer Maurenkönigin bezöge; aber eben so wenig würde ein solches Ereigniß nach dem Sinne Ferdinands und Isabella's darzustellen gewesen sein. Es ist unbefangener und leichter, jedem Bilde für sich eine Auslegung zu geben, als zwei Darstellungen in einen Roman zu verflechten, da es drei Deckenbilder in getrennten Zimmern sind. Was der Auslegung, die Laborde giebt, entschieden widerspricht, ist, daß die Damen unverschleiert erscheinen und also keine maurischen Frauen sein können. Auch die Burgen sind in gothischer Art gebaut und daher deren Bewohnerinnen christliche Damen. Daß christliche Ritter im Kampfe mit Bären, Löwen und Ungethümen dargestellt sind, konnte den Mauren nicht anstößig erscheinen, denn sie sprechen den Christen nicht Muth ab und wußten wohl, daß, wer seine Gegner, zugleich sich selbst ehrt; denn es ist rühmlicher Helden, als Schwächlinge zu besiegen. Doch wo Christen und Mauren mit einander kämpfen, sind letztere Sieger. Das eine Bild, welches Mauren und Christen in feindlichen Verhältnissen zeigt und das Leben der einen und anderen im Gegensatze darstellt, enthält vielleicht eine versteckte Schalkheit. Indeß die christlichen Ritter im tiefsten Waldesdunkel Bären und Löwen aufsuchen, um sich mit ihnen herumzuschlagen, vertilgen die Mauren den Felder und Gärten verheerenden Eber, und gewiß ist letzteres verständiger; jene stürzen sich zwecklos in Gefahren, und diese beschützen die von ihnen gepflegten Fluren. Ein Eber wird in dem Augenblicke von einem Mauren erlegt, als das Unthier sich dem Garten naht, wo eine schöne Christin am kühlen Brunnen mit einem jungen Mönche andächtig spricht. Diese Schilderung der reinen romantischen Liebe der Christen in dem Hause eines Mohammedaners ist wohl nicht ganz arglos gemeint, denn schon eine solche Zusammenkunft mußte dem Mauren anstößig erscheinen.

Der Eber ist erlegt, da aber diese Thiere von den Arabern für unrein gehalten werden, so heben ihn Christen auf einen Esel, der damit beladen wird. Sodann sieht man den jungen maurischen Jäger in Gesellschaft eines Freundes sich mit einer Dame unterhalten, der eine ältere Frau folgt, wodurch der Anstand von jeder Seite beobachtet wird. Jäger und Damen zeigen auf die Beute der Jagd, die zwischen beiden liegt, und daraus ist zu erkennen, daß diese die Zusammenkunft veranlaßte. Das Gespräch scheint wortarm zu sein, aber um so mehr sagen die Blicke, und dem Freunde des jungen Jägers bleibt es überlassen, die Verwüstungen, welche der Eber in den Besitzungen der Dame angerichtet hat, die Gefahren der Jagd und die Gewandtheit und Kraft, mit welcher das Unthier erlegt wurde, zu schildern. Wir bemerken auf einem Baume in der Nähe das Gesicht eines alten Mannes, welches aus dem Laube herausblickt, und neben diesem heimlichen Beobachter einen Affen, das eifersüchtigste von allen Thieren. Daß der glückliche Erfolg der Jagd ein wichtiges Ergebniß sein mochte, kann man daraus schließen, daß aus allen Fenstern und Thüren des nahegelegenen Schlosses Männer und Frauen neugierig herausblicken.

Zeigt uns dies Bild den Mauren als Eroberer christlicher Frauenherzen, so läßt uns ein zweites denselben als Besieger von christlichen Helden bewundern.

Das Leben der Frauen unter den Christen ist auch hier sehr harmlos geschildert. Man sieht eine Dame beim Brettspiel und eine andere lockt Täubchen in ihre Burg, vielleicht um sie zu Briefträgern zu gebrauchen. Ein Jüngling reitet leicht gekleidet, als ginge es zum Tanze, auf die Jagd und erlegt spielend einen Bären.

Ein anderer Ritter befreit eine Dame, die von einem Löwen und einem gräßlichen Riesen, dessen Haare Flammen sind, bewacht wird. Alle diese großen Thaten läßt der Maler den Christen, wie es scheint, nur darum verrichten, damit wir seinen maurischen Helden um so mehr bewundern sollen, der den christlichen Ritter besiegt und ihm einen solchen Stoß versetzt, daß der Harnisch durchbohrt und das Pferd niedergeworfen wird. Da nun diese Scenen den Mauren zur Ehre gereichen, so kann man überzeugt sein, daß sie zwar von keinem guten Christen, aber doch von einem spanischen Maler geschaffen wurden, als die Alhambra in ihrem vollsten Glanze strahlte und das Obdach aller Künste war. Wir dürfen also wohl annehmen, spanische Bilder zu sehen, die spätestens der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts angehören, mögen sie nun von einem Renegaten, Christensklaven oder spanischen Maler herrühren, der dem Maurenkönig die Hand zur Ausschmückung seines Palastes bot.

Daß es ein Künstler war, der die Gewohnheiten beider Völker genau kannte, zeigt sich bis ins Einzelne, nicht nur in der Kleidung, denn so sehen wir z. B. bei den christlichen Rittern die leichten reifenförmigen Steigbügel, bei den Mauren aber die breiten Kasten, in welchen der Fuß ganz bequem stand. Später nahmen die Christen viele Gewohnheiten der Araber an, die sich noch bis auf den heutigen Tag bei dem Volke erhalten haben. Noch jetzt bedienen sich die Landleute der kastenartigen Steigbügel.

Ehe wir das Schloß der maurischen Könige verlassen, werfen wir noch einen flüchtigen Blick auf die Geschichte der Alhambra. Ihre Gründung fällt in die Zeit des Königs Ibn-al-hamar des Rothen, und nach ihm trägt auch die Burg den Namen; nach Anderen jedoch soll der Name eine Abkürzung von Medinat Alhambra sein, was wegen der rothen Farbe des Baumaterials rothe Stadt oder rothe Burg bedeutet. Die prachtvolle Ausschmückung und insbesondere die Farbenmalerei wird Jusuf I. zugeschrieben. Nach der Eroberung suchte der christliche Eifer möglichst viel von dem übrig gebliebenen mohammedanischen Charakter zu zerstören. Glaubenseifrige Mönche kratzten die Inschriften weg, und Karl V. ließ, wie bereits früher bemerkt, einen großen Theil der Burg niederreißen, um seinen Palast an die Stelle zu setzen. Während des 17. Jahrhunderts hörte man kaum etwas von der Alhambra, die eine Zufluchtsstätte für allerlei müssiges und räuberisches Gesindel geworden war. Später, als von der spanischen Regierung eigene Gouverneure für die Alhambra eingesetzt wurden, trugen diese mehr zu ihrem Ruine, als zu ihrer Erhaltung bei. Der Gouverneur Savera errichtete in einem maurischen Mirador seine Küche, und Don Luis Bucarelli, ein alter catalonischer Kriegsmann, verkaufte die schönsten Azulejos, um damit die Ausgaben für ein Stiergefecht zu bestreiten. Man weiß nicht, was aus der herrlichen Bronzethüre der kleinen Mesquita geworden ist; wahrscheinlich ward sie zerschlagen und als altes Kupfer verkauft. Die geschnitzten Holzthüren des Saals der Abencerragen ließ noch im Jahre 1837 der Gouverneur verbrennen. Nach so viel Akten des Vandalismus ist es endlich besser geworden, und man beginnt langsam, doch nicht ohne Geschick mit den Restaurationsarbeiten. Die dazu aufgewandten Summen sind aber sehr unbedeutend und reichen oft kaum aus, um das noch Vorhandene vor dem gänzlichen Untergange zu bewahren.

Abgesondert von der Alhambra liegen auf einem Hügel, fast der Torre de la Vela gegenüber, die Torres Bermejas, welche ihren Namen, rothe Thürme, von der Farbe des Baumaterials erhielten. Es sind mehrere kastellartig angelegte Thürme, die bald von den Phöniciern, bald von den Römern erbaut worden sein sollen und den Zweck hatten, die im Stadtviertel des heiligen Cecilio wohnenden rebellischen Mozaraben im Zaume zu halten. Zur Zeit des Marquis Mondejar sind sie restaurirt worden und noch heute, obgleich sehr im Verfall, doch wegen ihrer eigenthümlichen Bauart der Aufmerksamkeit werth. Unweit hiervon gelangt man auf eine Ebene, welche Campo de los Martires genannt wird und eine der reizendsten Aussichten auf das Jenilthal, auf den südlichen Theil der Stadt, auf die Vega und auf die Sierras bietet.

Wenn man von diesem Punkte wieder in den nahegelegenen Alhambrapark eintritt, so kommt man zu zwei sehr hohen und stark gebauten, viereckigen Thürmen, die früher zur Vertheidigung des hier befindlichen Hauptthores der Festung gedient haben mögen, jetzt aber als los siete Suelos bekannt sind. Durch dieses Thor soll der König Boabdil el Chico mit seinen Getreuen zum letzten Male die Alhambra verlassen haben. Das Volk behauptet, daß obengenannter, ehemals so starker Festungsthurm sieben Stockwerke enthalte, von denen fünf, unter der Erde liegend, große Schätze bergen sollen, welche von Zauberern und Ungeheuern bewacht werden. Dieser geheimnißvolle Thurm, der Gegenstand vieler Zauber- und Rittergeschichten, ist von Backsteinen erbaut und soll vermittelst eines unterirdischen Ganges mit der Alhambra in Verbindung stehen.

An diesen Thürmen vorbei, durch schattiges Buschwerk und Blumen führt der Weg zu dem schönen maurischen Gartenpalaste, dem Generalife, dessen arabischer Name Jennatularif, Garten des Architekten, bedeutet. Einer der Baumeister der Alhambra soll der erste Besitzer gewesen sein; als aber 1320 König Ismail dieses Lusthaus besuchte, war er von dessen Lage und Schönheit so sehr entzückt, daß er es ankaufte. Am Eingange des weitläufigen Gebäudes trifft man ein schönes, langes Wasserbecken, über welches sich Lorbeergesträuche hinabneigen, und parallel mit diesem Bassin verläuft eine im Styl der Alhambra gehaltene Gallerie, von welcher man die ganze herrliche Burg deutlich übersehen kann.

Gegenüber den Eingangsgebäuden liegt der Palast, welcher als eigentlicher Generalife bezeichnet wird. Außer der schönen Architektur und den sehr eleganten Verzierungen bietet er nichts mehr dar, was uns nach dem Besuche der Alhambra überraschen könnte. Das Aeußere ist ungemein einfach gehalten; die wenigen Säle sind kaum ausmöblirt, und in einem derselben hängen Porträts des Königs Boabdil, des Gonsalvez von Cordova in durchaus unhistorischen Trachten und ein Stammbaum der genuesischen Familie Palavicini, von welcher der gegenwärtige Besitzer, der Marquis von Campotejar, abstammt. Derselbe benutzt aber diese Räume niemals. Auch eine Anzahl schöner maurischer Waffen wird vorgezeigt.

Als größte Sehenswürdigkeit des Generalife gelten aber die Cypressen der Sultanin, gigantische Bäume, unter denen einst die schöne Sultanin Zoraya ihr Liebesabenteuer mit dem Abencerragen Halbinhamad bestand, wobei sie von einem Zegris überrascht wurde. Die Folgen dieser Liebesgeschichte und die Hinmordung von 36 Abencerragen haben wir oben bereits mitgetheilt.

Was den Generalife zu einem besonders angenehmen Aufenthalte macht, das ist sein großer Reichthum an Wasser. Ueberall trifft man auf Bassins, kleine Gerieſel und größere Wasserleitungen, welche die Mauren mit großem Geschicke anzulegen verstanden. Wasserspiele und Fontainen gehörten wesentlich mit zum maurischen Luxus, und sie scheuten die große Mühe eben so wenig wie die Kosten, um zwei Meilen weit vom Darro das Wasser hierher zu leiten. Auch die Alhambra war mit dem Generalife durch einen Aquäduct verbunden.

Die Aufhebung der Negersklaverei in Nordamerika in Theorie und Praxis.

Von **Karl Andree.**

I. Die Emancipation und der Congreß zu Washington.

Am 31. Januar hat der Congreß zu Washington die Abschaffung der Negersklaverei dekretirt. Dadurch erfährt die alte Bundesverfassung eine wesentliche Abänderung, und erst wenn jenes Dekret von zwei Drittheilen der Einzelstaaten gut geheißen worden ist, erhält dasselbe gesetzliche Kraft. An dieser Genehmigung kann wohl nicht gezweifelt werden; in der Stimmung der Gemüther liegt ein Zug, welcher auf die Abschaffung der unfreiwilligen Dienstbarkeit der schwarzen und gelben Menschen hindrängt. Einzelne Staaten mit gemäßigtem Klima, in welchen die Negersklaverei wirthschaftlich längst nicht mehr lohnte, z. B. Maryland und Missouri, sind auf eigene Hand mit der Emancipation ihrer Schwarzen vorangegangen. Diese rentirten nicht mehr, und man hat an eingewanderten weißen Arbeitern ein billigeres Ersatzmittel. Ich habe schon 1857 mit Bestimmtheit vorausgesagt, daß in diesen Staaten die Sklaverei binnen einem Jahrzehnt aufhören werde, und daß ein Gleiches in Delaware, Kentucky, Tennessee und theilweise Virginien der Fall sein werde.

In Illinois, dessen Boden bis jetzt kein einem andern Staat angehörender Neger betreten durfte, ist diese Beschränkung endlich aufgehoben worden; während man noch im Februar dieses Jahres den Schwarzen und Gelben in Philadelphia verboten hat, in Omnibus- und Eisenbahnwägen neben weißen Menschen zu sitzen, hat man in Neuyork diese Beschränkung aufgehoben. In Washington sollen, einem Senatsbeschluß zufolge, keine Wägen, die allein für Farbige bestimmt, fernerhin geduldet werden; im Repräsentantenhause hat ein farbiger Kaplan das Gebet sprechen dürfen, und ein schwarzer Jurist wurde an einem Tribunal als Richter angestellt. Das Alles sind Dinge, die früher unerhört waren, und welche man für unmöglich gehalten hätte.

Von 175 anwesenden Mitgliedern im Repräsentantenhause der Nordstaaten, welche eine Einrichtung der südlichen Staaten in Abgang dekretirten, stimmten 56 gegen das Amendement, 119 dafür; es ging also mit knapper Noth durch, denn 117 Stimmen waren erforderlich. Dann folgte eine eigenthümliche Scene; Haus und Publikum waren wie berauscht. Ein Augenzeuge sagt, es sei gewesen, als ob Oberons Horn sich habe hören lassen. „Das Parquet schien sich plötzlich in einen Ballsaal verwandelt zu haben; Hüte und Taschentücher wurden geschwenkt; mehr kreischendes als donnerndes Hurrah stieg auf zu den Gallerien und wurde von diesen aufgenommen. Würdige Volksvertreter faßten sich um den Leib und sprangen wie die Böcklein; beredsame Münder (sic!) schienen in übermäßigem Jubel ihre Ohren verschlingen zu wollen. Einige weinten, umarmten und küßten sich wie betrunkene Polen, Andere rannten umher und schüttelten Anderen die Hände fast aus dem Gelenk, und die Damen waren nicht weniger aufgeregt. Die Herren Senatoren und Repräsentanten benehmen sich bei solchen Gelegenheiten oft wenig anständig, aber sie handeln anständig und oft groß. Der Jubel rollte von Corridor zu Corridor, und bald verkündete der Donner der Kanonen, daß der Congreß des größten Volks der Erde (!!) die größte That der neuen Geschichte geboren hatte!“ — So schreibt ein deutscher Exdemagog von Anno 1849, jetzt wohlbestallter Stelleninhaber von Lincolns Gnaden, in einer süddeutschen Zeitung.

Gewiß eine der verhängnißvollsten Thaten! Wäre diese Aufhebung der Negersklaverei eine Handlung der wahren Menschenfreundlichkeit, wäre sie nicht eins der gefährlichsten politischen Experimente, die je gemacht worden sind, wäre sie begleitet gewesen von wirklich philanthropischer Fürsorge zum Besten der Neger, wäre sie nicht eine der großartigsten Confiscationen, welche die Welt je gesehen, und lägen in ihr segensreiche Momente für Gegenwart und Zukunft, — gewiß, man müßte jubeln darüber, daß nahe an vier Millionen farbiger Menschen eines Joches enthoben sind, welches so lange auf Hams Söhnen gelastet hat.

Wer aber die thatsächlichen Verhältnisse kennt, wird eine solche Art der Emancipation, bei welcher politischer Fanatismus und Sensationseindruck eine so große Rolle spielen, nur mit Trauer und mit tiefem Mitgefühl für die Neger betrachten, welche man zu unverantwortlichen Experimenten mißbraucht. Wir hoffen in den folgenden Betrachtungen nachweisen zu können, daß diese angebliche Freilassung eine Handlung der Inhumanität sei, und in jenem Auftritt im washingtoner Repräsentantenhause sehen wir unsrerseits lediglich eine Orgie, welche die politische Gewissenlosigkeit gefeiert hat, und deren Folgen eine unermeßliche Summe von Jammer und Elend gerade über die Neger bringen muß.

Die abstracte Philanthropie freilich, welche sich an die Phrase hält, feierte am 31. Januar einen Triumph. Aber sie hat vier Millionen schwarzer Proletarier geschaffen, Neger und Mulatten ohne Grundbesitz. Sie läßt den Neger an sich, wie er einmal ist, denn sein Wesen kann sie nicht umgestalten und eine praktische Gleichstellung kann sie nicht erzwingen. In England ist man längst darüber einig, daß die unvermittelte Emancipation, eine Freigebung der Schwarzen ohne geregelte Uebergänge, am meisten für die Neger selbst ein Unheil gewesen sei. Das aber ist einmal geschehen, und man kann nichts mehr daran ändern. Wir werden weiter unten zeigen, wie die niederländische Regierung sich aus diesem Mißgriff eine weise Lehre gezogen hat, und wie unendlich viel umsichtiger und in wahrem Sinne philanthropischer sie zu Werke gegangen ist, als die Repräsentanten „des größten Volkes der Erde“ in Washington, oder vor 30 Jahren das britische Parlament.

In der Nordunion hat man nur den abstracten Begriff der Sklaverei hinweg dekretirt, und gleich von vorn herein kommen aus Missouri wie aus Maryland die Klagen, daß „die Umwandlung der Verhältnisse ein ungemein schwieriges Werk sei; die unfreiwillige Dienstbarkeit habe nicht bloß in einer Rechtsformel bestanden und könne durch Streichung einer solchen nicht beseitigt

werden; diese Formel sei lediglich das äußere Merkmal eines sehr verwickelten gesellschaftlichen Zustandes, der nun von Grund aus umgeändert werden müsse". So schreibt ein anderer neuyorker Correspondent jenes süddeutschen Blattes.

Als man in Rußland die Leibeigenschaft aufhob, als weiße Edelleute den weißen Bauer freigaben, handelte es sich um Menschen einerlei Stammes, die von demselben Fleisch und Blut sind, und die keinen tief eingewurzelten Rassenantagonismus kennen. Auch hat der russische Bauer Eigenthum, und doch ist die Regelung der Verhältnisse im Reiche des Czaren so schwierig, daß schon viele tausende von Bauern freiwillig wieder in ein Verhältniß zurückgetreten sind, welches in mancher Beziehung dem frühern gleicht. Der Nordcongreß in Amerika macht durch sein Emancipationsdekret die Neger lediglich vogelfrei; und was kann oder wird er dazu beitragen, sie moralisch, wirthschaftlich oder gesellschaftlich zu heben? In den „loyalen" Staaten hat er nicht über Congreßländereien zu verfügen, nach dem fernen Westen darf er „freie, gleichgestellte" Leute nicht deportiren, um ihnen etwa dort liegende Aecker anzuweisen. Im Süden hat er allerdings mit der Confiscation begonnen und „rebellischen" Pflanzern ihre Gütern weggenommen. Vielleicht um den Negern Eigenthum zu verleihen? Im Gegentheil; die confiscirten Plantagen wurden an Yankees vergeben und die Neger zur Dienstleistung gezwungen, wobei man ihnen auch die Arbeitslöhne zudekretirte. Wir werden weiter unten den Inhalt des Gesetzes mittheilen.

Ein hervorragender Abolitionist, Wendell Phillips, sprach in einer großen Versammlung zu Neuyork 1863 wörtlich Folgendes: „Wir wollen der Sklaverei ein Ende machen, und wenn alle Neger darüber zu Grunde gehen."

Als man in Lincoln drang, ein Dekret zur Abschaffung der Sklaverei zu erlassen, sprach der Präsident, das würde etwa eben so viel bedeuten, als wenn der Papst eine Bulle gegen den Kometen schleudere. Wenige Monate später erklärte er aus eigener Machtvollkommenheit: „Die Sklaven sind frei für immer und — alle Zukunft." (sic!) Aber sie sollten frei sein nicht in den „loyalen" Staaten, sondern nur in den „rebellischen". Er gab, ohne irgend welche gesetzliche Befugniß, die Freiheit da, wo er keine Macht hatte, und ließ dort, wo er anerkannt wurde, die Sklaverei bestehen!

Vor Jahren trieb ein Buschklepper aus dem Staate Kansas in Missouri abscheuliche Wüthereien. Dieser Montgomery, von welchem eine Zeitung seiner Partei, die Tribune, sagte, daß er „zehnmal den Galgen verdient habe, denn er sei Raubmörder von Profession", ist nun Oberst in Lincolns Unionsarmee und befehligt ein Regiment von Negern, das er, wohlgemerkt laut republikanischen Mittheilungen, in folgender Weise anredete: „Ihr schwarzen Hallunken (scoundrels) seid von den Abolitionisten am Narrenseil herumgeführt worden. Freuen solltet ihr euch, daß man euch das Privilegium gewährt, Waffen zu tragen, und ihr sollt der (rückständigen) Löhnung halber nicht räsonniren. Ihr seid eine Sklavenrasse. Noch vor wenigen Jahren beteten eure Väter Schlangen und Krokodile an, und eure Gesichter haben einen viehischen Ausdruck (your features partake of a beastly character). Die Religionsübungen, welche ihr hier im Lager anstellt, sind ein Gemisch von Barbarei und Christenthum. Euer Gesicht kann nicht anders gemacht werden, und in demselben prägt sich Nichtswürdigkeit aus. Euer schlechtes Blut soll euch abgezapft werden. Ich will euch einen Rath geben: Wer von euch die gelbste Haut hat, soll sich das schwärzeste Mädchen zum Weibe nehmen."

So sprach ein Raubmörder und Uniousoberst, ein Hauptwerkzeug der Abolitionisten. Wie spricht der Präsident Lincoln?

Im Jahr 1863 faßte er den Plan, so viele Neger als möglich zu deportiren, um sie aus der Union los zu werden. Sie sollten nach Chiriqui auf den centralamerikanischen Isthmus, andere nach Westindien geschafft werden. Aber sowohl die neugranadinischen wie die britischen Behörden verweigerten die Aufnahme. Lincoln ließ am 14. August 1863 eine Deputation von Negern und Mulatten vor sich kommen und sprach Folgendes zu ihnen:

„Ihr seid eine von uns Weißen durchaus verschiedene Rasse; zwischen euch und uns ist ein weit größerer Unterschied, als wir ihn unter zwei anderen verschiedenen Rassen finden. Ob das recht oder unrecht ist, habe ich hier nicht zu untersuchen, aber dieser physische Unterschied ist ein großer Nachtheil für uns beide. Ich glaube, eure Rasse leidet sehr dabei, daß sie unter uns lebt, und unsere Rasse leidet dadurch, daß ihr da seid. Es ist wohlgethan, wenn wir uns trennen. Meiner Meinung zufolge erleidet eure Rasse das größte Unrecht. Wenn ihr auch keine Sklaven mehr seid, so seid ihr doch noch weit von einer Gleichstellung mit den Weißen entfernt. Auf diesem großen Continente ist nicht ein einziger Mann eurer Rasse vorhanden, der uns gleich stände. Ueber die Sache selbst mag ich nicht disentiren; ich habe nur die Thatsache ins Auge zu fassen und diese kann ich nicht ändern, wenn ich auch wollte. — Es mag euch etwas hart erscheinen, aber es ist wahr, daß unsere weißen Leute euch, die freien Farbigen, los sein wollen und euch nur höchst ungern unter sich sehen." So der Abolitionist Lincoln!

Dann empfahl der Präsident diesen freien Farbigen, nach Centralamerika zu gehen und dort, „um sich nützlich zu machen", Steinkohlen zu graben.

Lincoln erklärte die Unverträglichkeit der weißen und der farbigen Menschen; er betonte, daß eine Gleichberechtigung und Gleichstellung der letzteren mit den ersteren ein Ding der Unmöglichkeit sei. Er sprach damit ganz entschieden den „amerikanischen Gedanken" aus, an welchem die Emancipationsklausel nichts ändern wird.

II. Wie die „freien" Neger von Yankee-Abolitionisten wieder zu Sklaven gemacht werden.

Präsident Lincoln also hat amtlich erklärt, daß eine wirkliche Gleichberechtigung der freien Farbigen ein Ding der ‚Unmöglichkeit" sei; nützlich könnten dieselben sich nur außerhalb des Gebietes der Vereinigten Staaten machen.

Im Repräsentantenhause des durch und durch abolitionistischen Staates Massachusetts wurde offen ausgesprochen: „Wir verabscheuen die Sklaverei, aber nicht minder verabscheuen wir den Neger." Um die Schwarzen aus jenem Staate zu entfernen, gab man ihnen hohe Anwerbeprämien und sandte sie auf den Kriegsschauplatz, wo allerdings die meisten zu Grunde gegangen sind. Diese Art der „Philanthropie" war ganz smart; man opferte die Schwarzen und schonte die Weißen.

Unter den abolitionistischen Zeitungen ist die Newyork Tribune, welche in mehr als 100,000 Exemplaren erscheint, am einflußreichsten. Seit länger als 20 Jahren ist buchstäblich kein Tag vergangen, an welchem sie nicht den Neger in den Vordergrund gestellt hätte. Aber gerade durch sie gewinnen wir einen tiefen Einblick in das, worauf die Abolitionisten hinarbeiten. Wir wollen aus einer Novembernummer vom Jahre 1862 folgende Stelle ausheben:

„Die Indianer sind durch das unaufhaltsame Vordringen über unsere Grenzen hinausgetrieben worden und dasselbe wird auch mit den Schwarzen geschehen, sobald das mächtige System, vermittelst dessen die Sklavenhalter den Neger schützen, beseitigt wird. Es ist Wille des Schicksals, daß nur freie weiße Arbeiter unser Land besitzen. Durch die Sklavenhalter ist der freie Weiße um die eine Hälfte unsers Landes bestohlen worden (sic!), denn dort arbeiten Schwarze. Ohne die Sklavenhalter wären die Neger schon längst bei uns auf eine geringe Zahl zusammengeschmolzen."

Demnach wäre es also Absicht der Abolitionisten, die Schwarzen aus dem Lande zu treiben und mit ihnen zu verfahren, wie einst und noch jetzt mit den Rothhäuten. Es ist aber ein durchaus frevelhaftes Spiel, welches mit den armen Negern getrieben wird. In Virginien waren von den Unionstruppen einige hundert Schwarze ihren Herren geraubt und dann sich selbst überlassen worden. Man wandte sich an den Gouverneur Andrew von Massachusetts mit der Bitte, ihnen in seinem Staat ein Unterkommen zu verschaffen, er erklärte jedoch, daß man in Massachusetts keine Neger gebrauchen könne! Den „befreiten" Negern geht es überall schlimm. Wir citiren abermals aus der in solchen Dingen gewiß unverdächtigen Tribune: „In St. Louis liegen (Winter 1862) etwa 3000 dieser Unglücklichen ohne Beschäftigung oder Brot; nun ist das kalte Wetter eingetreten, und die Armen wissen nicht, was sie anfangen sollen. Unter denen in Fortreß Monroe ist die Noth entsetzlich (awful). In der Nähe, bei Camp Hamilton, liegen ein paar hundert Männer, Weiber und Kinder in halboffenen Scheunen, ohne Schuhe, Kleidung und Nahrung und ohne Decken auf der kahlen Erde. Zwar liefert die Bundesregierung ihnen etwas Mehl und Bohnen, aber es fehlt an Kochgeschirren."

Im Journal of Commerce las ich Folgendes: „Hier in Washington herrscht unter den aus Virginien hergebrachten Negern ein so grenzenloses Elend, daß selbst ein verhärtetes Herz darüber jammern muß. Sie schreien nach Brot und Obdach. Es wäre doch wenigstens die Pflicht derer, welche diesen Exodus der Neger veranlaßt haben, für die Verlassenen zu sorgen, aber das geschieht mit nichten." —

„Die Abschaffung der Sklaverei wird mit Nothwendigkeit die Ausrottung oder Vertreibung der Neger im Gefolge haben." So äußert der Newyork Herald; er sagt weiter: „Die Regierung hat ungefähr 150,000 entlaufene oder ihren Herren geraubte Sklaven zu füttern, deren Unterhalt täglich an 50,000 Dollars kostet. Sie bringen dem Proletariat und dem Pauperismus einen ungeheuern Zuwachs. Der Wahnsinn der verrückt gewordenen Puritaner ist gleichbedeutend mit Mord und Vernichtung für den Neger."

Im Januar 1863 mußten etwa 25,000 „befreite" Neger für nördliche Rechnung auf den Pflanzungen zwischen Cairo und Natchez arbeiten. Der Präsident des westlichen Sanitätsdistriktes, Yeatman, schreibt in seinem amtlichen Berichte an Lincoln: „Diese Unglücklichen werden überall unbarmherzig ausgenutzt; in Memphis erhalten sie von den Arbeitgebern 10 Dollars Papier monatlich, während der gewöhnliche Arbeitslohn 45 steht; man zwingt sie für ein Viertel dieses Lohns zur Arbeit. Man versprach dem Sklaven Freiheit, aber wie steht es mit ihm? Er wird in der Straße aufgegriffen; er muß, mit oder wider Willen, beim Ausladen eines Dampfers arbeiten, oder an den Gräben, oder für den Quartiermeister, oder er muß für Regierungsrechnung Holz hacken, — Alles das Monate lang, ohne etwas Anderes zu bekommen als Rationen, und am Ende bezahlt man ihn mit Versprechungen, Knüffen, Püffen und Flüchen. So spürt er bald, daß er lediglich den Herrn gewechselt hat; hier wird er unablässig mißbraucht. Das macht ihn verdrossen und er ist niedergedrückt; er seufzt nach seiner alten Heimat, wo man ihn nährte, kleidete und ihm Obdach gab. Hier wird er überbürdet, denn der Weiße, welchem man ihn zutheilt, will von ihm möglichst viele Arbeit für den geringsten Lohn erpressen. Sobald er krank wird, gibt man ihm keinen Cent mehr, wirft ihn bei Seite, und er mag verhungern. So sind die Sklavenhalter niemals zu Werke gegangen. Dazu kommt noch ein abscheuliches Truckfystem, denn der schwarze, angeblich freie Arbeiter muß von seinem Arbeitgeber jeden Artikel zu exorbitanten Preisen kaufen, und der Betrag wird ihm von dem spärlichen Arbeitslohne abgezogen; was 1 Dollar werth ist, muß er mit 2½ Dollars bezahlen. Bei Youngs-Bend liegen 2100 Schwarze, Männer, Weiber und Kinder, in elenden Hütten, Zelten und Erdlöchern unter mehr Schmutz, Verkommenheit und Elend, als ich je zuvor gesehen habe. Krankheit und Sterblichkeit sind entsetzlich. Im Sommer starben täglich 30 bis 40 und in der zweiten Hälfte des August durchschnittlich 75! In dem Lager der Schwarzen bei Natchez finde ich es eben so arg; hier sind schon an 2000 gestorben, denn die, welche keine Arbeit erhalten, verhungern, und die, welche Arbeit haben, befinden sich nun in einer weit ärgern Sklaverei, als jene war, aus welcher man sie entführte."

So lautet der offizielle Bericht eines Lincolnbeamten.

Der Präsident wollte durch einen Federstrich die Neger emancipiren; das war seine „Bulle gegen den Kometen". Der Congreß hat nun einen Paragraphen der Verfassung gestrichen; die Folge wird lehren, ob sein Dekret ein lediglich papiernes bleibt. Aber so viel ist gewiß, daß im Staate Louisiana, so weit er sich im Besitze der Yankees befindet, an die Stelle der Sklaverei eine Leibeigenschaft der Neger getreten ist, durch welche diese in eine drückendere Abhängigkeit gekommen sind, als je zuvor.

Als im Frühjahr 1862 die Yankees Neuorleans besetzten, dekretirte Lincoln für die Neger Freiheit und für die Weißen das Martialgesetz. Viele Pflanzungen wurden den „Rebellen" confiscirt und an Günstlinge der Regierung vergeben. Aber es fehlte an Arbeitern, denn ein beträchtlicher Theil der „freien" Neger wurde mit Gewalt in die Armee eingestellt, und die anderen Schwarzen wollten gar nicht arbeiten. Sie beriefen sich darauf, daß sie nun eben so freie Leute seien, wie die Weißen. Der Gouverneur, General Banks, ein abolitionistischer Yankee aus Massachusetts, setzte dann beim Präsidenten durch, daß die Regierung darauf verzichtete, fernerhin Neger unter die Soldaten zu pressen, er bedürfe derselben zur Arbeit. Er führte Zwangsarbeit ein.

Unterm 3. April 1863 erließ er eine Generalordre, die auch jetzt noch in voller Gültigkeit besteht, und durch welche

die Sklaverei in einer andern Gestalt wieder eingeführt wird. Es ist sehr kennzeichnend, daß die Yankees nun, da sie im Süden Pflanzungen sich angeeignet haben, genau so raisonniren und strenger handeln als die von ihnen so sehr geschmäheten „Sklavenzüchter, Niggerbarone und Syrupsaristokraten".

Banks sagt den Negern, § 20 der Generalordre, seine Anordnungen stützten sich darauf: „daß Arbeit eine öffentliche Pflicht, Faulheit und Landstreicherei dagegen ein Verbrechen ist. Jedes erleuchtete Gemeinwesen hat die Arbeit erzwungen, wenn erforderlich durch die schärfsten Strafen, und zwar von allen Klassen des Volks." Der Abolitionist hält also gegenüber den Negern Zwangsarbeit für unbedingt nothwendig. Der fromme Puritaner erklärt dann salbungsvoll, daß Mühe und Arbeit ein Erbtheil aller Kinder Gottes sei und deßhalb Faulheit, Unordnung und Verbrechen nicht geduldet werden dürfen. Dann folgen einzelne Bestimmungen, die strenger sind, als sie bei den Sklavenhaltern waren.

§ 5. Plantagenarbeitern ist nicht erlaubt, von einer Plantage nach einer andern sich zu begeben, außer gemäß den Befehlen, welche der Profoßmarschall erläßt.

§ 7. „Das Zusammenleben der Familien bei der Arbeit soll berücksichtigt werden, so weit das möglich ist." Was ist Alles gegen ein Trennen der Negerfamilien gesagt worden, das doch nur eine seltene Ausnahme war, — hier aber wird sie von den Abolitionisten „freien" Negern octroyirt! Die Lincoln-Correspondenten der deutschen Zeitungen sind über diesen Punkt, wie über so manchen andern, mit Schweigen hinweggegangen!

§ 6. „Die Arbeiter sollen nicht gepeitscht, auch keiner grausamen Bestrafung unterworfen sein." Man hält für nöthig, dergleichen den „freien" Negern erst zu sagen!

§ 10. „Kein Arbeiter darf, gleichviel unter welcher Bedingung, Branntwein kaufen, selbst dann nicht, wenn der Profoß es erlaubt hat." Also Zwang des — Wassertrinkens.

§ 12. Die Arbeiter müssen im Sommer 10, im Winter 9 Stunden arbeiten und sich dabei respektgemäß, ordentlich und treu benehmen. Dafür sollen sie bekommen: Essen, Kleidung, Wohnung, Kohlen, ärztliche Behandlung, Unterricht für ihre Kinder und monatlich — zwei bis acht (Papier) Dollars, je nachdem sie in eine der vier Klassen gehören. „Wer wegen Krankheit nicht arbeiten kann, dem wird das Versäumte am Arbeitslohn abgezogen." Welch' ein Abstand des „freien" Zwangsarbeiters gegen jenen des Sklaven!

„Trägheit, Unverschämtheit, Ungehorsam und Verbrechen bestraft der Profoßmarschall nach den Kriegsartikeln." — Bekanntlich ist in der Armee der republikanischen Yankees das Peitschen an der Tagesordnung. Also: der Privatbesitzer darf nicht mehr peitschen, das läßt nun der Profoß besorgen!

„Am Sonntage sollen sie nur arbeiten, wenn es für nöthig befunden wird, und erhalten dafür eine Bezahlung." Also Arbeitszwang auch am Sonntage.

§ 17. „Die Wegführung von Negerfamilien nach anderen Bezirken findet keine Billigung." Die Yankeebesitzer der confiscirten Plantagen hatten nämlich die Neger wie Vieh aus dem Stalle von einer Plantage nach der andern weggenommen.

Eine größere Satisfaction als diese Generalordre eines Abolitionisten hätten die Sklavenhalter sich nicht wünschen können. In Summa läuft sie auf Folgendes hinaus:

Der freie Neger hat gar kein Recht, sich selber zu bestimmen; er wird gezwungen, dort zu arbeiten, wohin man ihn befehligt, und nicht wie er, sondern wie der Profoß will. Um seine Genehmigung wird er nicht befragt, und in Bezug auf den Arbeitslohn hat er gar kein Wort zu sagen; er muß mit dem Wenigen zufrieden sein, was man ihm geben will. Ist er nicht zufrieden, wird er „ungehorsam", dann läßt der Profoß ihn als einen Widerspänstigen, gemäß den Kriegsartikeln, auspeitschen.

Der Neger darf keine Einwendung machen, wenn man seine Frau und seine Kinder nach anderen Gegenden schickt und sie von ihm trennt. Alle freie Selbstbestimmung hört für ihn auf; er ist lediglich Arbeitsmaschine, ein Werkzeug, das sich ausnutzen lassen muß, aber er ist in der Theorie „ein freier Mann". In der Praxis ist er ein Sklav, doch ein Sklav ohne die vielen guten Seiten, welche anerkanntermaßen auf den Plantagen zu finden waren. Niemand sorgt für den kranken Taglöhner-Sklaven, der nun lediglich von Profoßen der Yankeeregierung abhängt. Er bekommt nur Medicin unentgeltlich.

Wie steht es nun mit den Deklamationen der „Negerfreunde", wenn ein in der Wolle gefärbter Abolitionist wie Banks, um den einst blühenden Staat Louisiana vor völliger Verödung zu bewahren, kein anderes Mittel weiß, als die Wiedereinführung der Sklaverei, unter anderem Namen zwar, aber in einer für den Neger weit härtern Weise? Das also ist das Ergebniß des Kreuzzugs, welchen die Exterminatoren unternommen haben, angeblich um den Neger zu befreien.

Meiner festen Ueberzeugung nach beginnen mit dem Emancipationsdekrete des Congresses unabsehbare wirthschaftliche und politische Verlegenheiten bedenklicher Art. Was bisher für Emancipation ausgegeben worden ist, läuft lediglich auf Trug und Lüge hinaus, und auf eine Versündigung an dem Neger, die ich mir schmachvoller und verächtlicher gar nicht vorstellen kann. Freilich ist auch das ganze politische Treiben im Yankeelande zu einer großen Lüge geworden, und ein Mehr oder Weniger kann nicht Wunder nehmen.

III. Das wohlwollende und verständige Verfahren der niederländischen Regierung bei der Negeremancipation in Surinam.

In Nordamerika ist der Neger auf dem Papier ein emancipirtes Geschöpf, in der Praxis bleibt er, wie gezeigt worden ist, im Durchschnitt ein Zwangsarbeiter oder ein Proletarier. Für den Sklaven sorgte der Besitzer; für den freien Farbigen ist keine Fürsorge getroffen worden, er bleibt sich selbst überlassen oder er kommt in ein neues Zwangsverhältniß.

Einen schroffen, aber in hohem Grade wohlthuenden Gegensatz zu dem durchaus leichtsinnigen, durch und durch inhumanen Verfahren der Nordamerikaner bildet die Art und Weise, mit welcher die niederländische Regierung bei der Freigebung der Sklaven in Surinam zu Werke gegangen ist. Hier sehen wir wirkliche Menschenfreundlichkeit, wohlwollende Fürsorge, wirthschaftliche Einsicht und ein verständiges, vermittelndes Ueberleiten aus dem frühern Zustande in neue Verhältnisse. Hier wird nicht in frevelhafter Weise mit dem Neger experimentirt, sondern er wird als das behandelt, was er, wie die Ethnologie und die Geschichte aller Jahrtausende bezeugt, wirklich ist, als ein Mensch, der, in vielem Wesentlichen anders geartet als der Weiße, der wohlwollenden Fürsorge und Leitung bedarf.

Die niederländische Colonie Surinam liegt an der Nordküste Südamerika's zwischen dem britischen und französischen Guyana. Die Sklaven im englischen Demerara wurden schon vor 30 Jahren freigegeben, jene in Cayenne 1848. Hier wie dort traten dieselben Erscheinungen zu Tage wie in Westindien und in allen heißen Regionen, wo der Neger sich selber bestimmen kann. Die Schwarzen arbeiteten entweder gar nicht, oder höchst unregelmäßig; ein großer Theil ging in die Wälder, baute sich dort Hütten, ließ einen kleinen Fleck Landes durch Weib und Kinder anbauen und „marunte" d. h. streifte müssig im Land umher. Die Pflanzungen wären völlig verödet, wenn die Besitzer auf Negerarbeit oder vielmehr Nichtarbeit sich hätten beschränken müssen. Sie waren in die Nothwendigkeit versetzt, Kulis aus Indien und China zu holen; Britisch-Guyana hat dafür schon mehr als zwei Millionen Pfd. Sterl. verausgabt, und die Franzosen haben in Cayenne außer Asiaten auch noch „afrikanische Einwanderer" eingeführt, Neger, welche einem Zwangscontrakt unterworfen sind.

Für das zwischen Demerara und Cayenne mitten inne liegende Surinam war die Sklaverei unter solchen Umständen auf die Dauer nicht zu halten. Die holländische Regierung erkannte ihre Pflicht und begriff das Interesse der Weißen wie der Schwarzen; das Beispiel der Franzosen wie der Engländer hatte warnend gezeigt, wie man bei einer Emancipation der Neger nicht zu Werke gehen müsse. Umsichtig und mit sorgfältigem Bedacht bereitete sie wohlerwogene Anordnungen vor, und am 17. September 1862 erschien eine königliche Verordnung, durch welche die Sklaverei in Surinam, Curaçao, Buen Aire, Aruba, St. Eustachius, Saba und St. Martin aufgehoben wurde.

Dieses Aktenstück erfüllt uns entschieden mit Hochachtung vor dem praktischen Verstand und dem Wohlwollen der niederländischen Regierung; auffallender Weise hat, so viel wir wenigstens wissen, die politische Presse bei uns in Deutschland keine Notiz von demselben genommen. Es ist legislative Weisheit und wahre Humanität darin. Holland will versuchen, was in einem tropischen Land aus dem Neger zu machen sei; es bahnt ihm den Weg zur Sittigung, läßt ihn gewissermaßen Schuljahre durchmachen und vermeidet jene Uebereilungen, die sich anderwärts als nach allen Seiten hin so unheilvoll erwiesen haben. Sie wirft den weißen Pflanzer nicht aufs Trockene und gibt ihm Zeit, sich anderweitig Arbeitskräfte zu verschaffen; sie unterstützt ihn dabei peenniär und wendet so den fast allgemeinen Ruin ab, von welchem einst die Pflanzer im englischen Westindien heimgesucht wurden. Wenn dann, nach Ablauf von 10 Jahren, die Befürchtung sich verwirklicht, daß die Mehrzahl der Neger in die Wälder geht und verwildert, wie das schon mit den Aukas, Saramakkas und Cottikas geschehen, dann ist doch die Colonie nicht zu Grunde gerichtet, weil eben andere Arbeiter vorhanden sind, und Holland hat, unter allen Staaten, allein die Ehre, für die frei gegebenen Neger gethan zu haben, was durch Einsicht und Humanität geboten war.

Die Bevölkerung von Surinam beträgt etwa 54,000 Seelen, wovon 1863 ungefähr 39,000 Sklaven waren, und die Emancipation trat am 1. Juli 1863 in Wirksamkeit. Die darauf bezügliche Verordnung hebt hervor, daß die Regierung es für ihre Pflicht erachte, solche Maßregeln zu treffen, welche geeignet seien, die Industrie und den Ackerbau der Colonie zu erhalten und selbst auszudehnen. Dann wird bestimmt:

Die Sklavenbesitzer erhalten eine Entschädigung; die Freigelassenen werden längstens auf die Dauer von zehn Jahren unter die Aufsicht des Staates gestellt; die Regierung befördert die freie Einwanderung (Kulis). Sie bewilligt für die vom 1. Juli 1863 anfangenden fünf Jahre zur Einführung freier Arbeiter in Surinam Prämien im Gesammtbetrag von einer Million Gulden und überwacht die Einführung freier Arbeiter.

Sie zahlt dem Sklavenbesitzer für jeden Freigelassenen 300 Gulden; 60 Gulden gibt sie ihm für solche Sklaven, welche ein Recht auf Freilassung hatten. Sie verabfolgt alle diese Gelder drei Monate nach der Emancipation.

Die Aufsicht über die Freigelassenen wird von besoldeten Regierungsbeamten wahrgenommen, und diese dürfen weder Plantagenverwalter sein, noch ein peeniäres Interesse bei irgend einer Unternehmung in Surinam haben. „Bei dieser Aufsicht verfolgt der Staat den Zweck, die Freigelassenen zu erziehen und sie in das gesellschaftliche und in das Familienleben einzubürgern. Er will der Trägheit vorbeugen, die Verpflichtung zur Arbeit regeln, den Schul- und Religionsunterricht befördern."

Zu diesem Behuf ordnet er Maßregeln an, welche er „im Interesse des befreiten Sklaven" für nothwendig erachtet. Er verfügt, daß solche Leute, welche durch Fleiß und gute Führung sich auszeichnen, durch den Gouverneur von der Staatsaufsicht entbunden werden können. Jeder nimmt einen Familiennamen an und steht unter dem gewöhnlichen Gesetz, so weit nicht die Staatsaufsicht eine Ausnahme bedingt. Er ist zu regelmäßiger Arbeit verpflichtet. Dieser wichtigste Punkt wird dann in folgender durch und durch billigen und verständigen Weise geregelt:

Wer zu einer Plantage gehört oder an Feldarbeit gewöhnt ist und zwischen 15 und 60 Jahren alt ist, muß mit einem Besitzer, welchen er sich selbst wählen kann, eine Vereinbarung treffen über die von ihm zu leistende Feldarbeit. Den Vertrag schließt der Beamte ab auf nicht weniger als ein, und nicht mehr als drei Jahr. Im Interesse der Ruhe und Ordnung kann der Gouverneur während der ersten zwei Jahre nach Eintritt der Emancipation die Wahl des Freigelassenen auf den Distrikt beschränken, in welchem jener sich am 1. Juli 1863 befunden hat.

Jemand, der binnen drei Monaten keine Beschäftigung bekommen hat, wird entweder bei Plantagenarbeiten der Regierung oder bei öffentlichen Arbeiten verwandt. Die über 60 und unter 15 Jahr alten, welche letzteren in allen Fällen der Mutter folgen, bleiben in ihren Familien und sind gehalten, gegen einen ihren Kräften und Fähigkeiten entsprechenden Lohn Dienste bei dem Herrn zu verrichten, mit welchem die Familienhäupter oder Mütter Verträge abgeschlossen haben.

Wer nachweist, daß er ein Handwerk oder den Handel versteht, zahlt die Patentsteuer; der Staat unterstützt den Schul- und Religionsunterricht. Nur unter außerordentlichen Verhältnissen erhalten die Freigelassenen das Recht, Waffen zu besitzen und zu tragen.

Die Regierung stellt für die Arbeiten auf ihren Plantagen einen Tarif fest, der auch auf die Privatplantagen Anwendung findet, falls nicht anderweitige Vereinbarung stattgefunden hat. Ein Arbeitstag beträgt acht Stunden auf dem Feld oder zehn im Hause. Das Jahr hat 300 Arbeitstage. Müssiggang und erwerbloses Vagabundiren werden in Gemäßheit der gesetzlichen Verordnungen bestraft.

Der Staat gründet Spitäler und wird darüber wachen,

daß die Arbeiter (auch jene, welche einwandern) ärztliche Hilfe und Verpflegung erhalten. Wer Freigelassene beschäftigt, muß für sie und ihre Familien angemessene Wohnungen beschaffen und ihnen das zum Anbau von Feldfrüchten nöthige Land anweisen. Für das Alles zahlt jeder arbeitsfähige Mann einen Jahresbeitrag von 3, eine Frau von 1½ Gulden. Diesen Betrag hat der Arbeitgeber vom Arbeitslohne abzuziehen und der Staatskasse abzuliefern. Wer die Vertragsbestimmungen verletzt, wird bestraft: der Arbeitgeber durch Geldbuße und Entschädigung an den Arbeiter, der letztere durch Innehalten des Lohns und Zwangsleistung bei öffentlichen Arbeiten. —

Dies ist der wesentliche Inhalt der holländischen Emancipationsverordnung. Man sieht, wie das Ganze von einem Zuge praktischen Wohlwollens durchweht ist. Alles zielt darauf ab, die Nachtheile des Erbübels zu beseitigen, welches dem Neger von Natur inne wohnt, — der Trägheit. Sobald er einmal ins Vagabundiren geräth, verwildert er, ist als Glied der menschlichen Gesellschaft nichts mehr nütze und wird gemeingefährlich. Das ist überall in tropischen Ländern die Regel. In kalten Regionen muß er freilich etwas arbeiten, denn dort fehlt ihm der Wald und das herrenlose Land und die heiße Sonne; aber er wird hier von dem Uebel betroffen, daß er die Concurrenz mit weißen Arbeitern nicht aushalten kann.

Indem wir noch einmal die Humanität dieser holländischen Verordnung gegenüber den Verfügungen des Yankeeproconsuls Banks in Louisiana hervorheben, wollen wir in Bezug auf das eben Gesagte einen Beleg durch Ziffern geben. Im Staate Neuyork war bisher jeder freie Neger stimmberechtigt, sobald er ein Vermögen von 250 Dollars nachweisen konnte. Im Jahr 1850 waren in der Stadt Neuyork unter 11,939 Farbigen 103 Individuen stimmfähig; nur so wenige hatten da, wo der Arbeitslohn doch sehr hoch steht, so viel Betriebsamkeit gezeigt, um dritthalb hundert Dollars zu erwerben! Das ist kennzeichnend.

Admiral Butakoffs Fahrten auf dem Jaxartes.

Dieser Strom, der Syr Darja, oder, wie die Araber ihn bezeichnen, Dschihun, hat in unseren Tagen eine gesteigerte Bedeutung gewonnen. Er kommt aus dem Thianschan-Gebirge, durchzieht das Chanat Chokand und mündet, gleichsam als Zwillingsstrom des Oxus (Amu Darja), in den Aral-See, welcher jetzt durchaus in russischem Besitz ist. An und in ihm haben die Russen Festungswerke angelegt, sie haben dergleichen auch am Jaxartes, und dieser Fluß dient ihnen als Grundlage ihrer Operationen gegen den Chan von Chokand.

Schon seit Jahren haben sie Dampfer auf dem Jaxartes, und 1863 hat man etwa 10 deutsche Meilen östlich von demselben im Schwarzen Gebirge (Kara tau) sehr gute Steinkohlen entdeckt. Die Stromverhältnisse selbst sind in demselben Jahre vom Gegenadmiral Butakoff auf der Strecke vom Fort Perowski bis aufwärts zu der Ortschaft Baïldyr Tugaï näher erforscht worden, d. h. 807 Werst landein. Er hat, wenn man seine früheren Fahrten hinzu rechnet, im Ganzen 1505 Werst des Stromlaufes untersucht und viele Punkte astronomisch bestimmt. Er wäre noch weiter aufwärts gekommen, wenn es ihm zuletzt nicht an Brennstoffen gefehlt hätte; künftig wird ein solcher Mangel nicht eintreten, vorausgesetzt, daß man jene Kohlengruben in Angriff nimmt.

Die allgemeine Richtung des Syr Darja, stromaufwärts vom Fort Perowski, ist anfangs südlich, dann südöstlich, und auf der ganzen 807 Werst langen Strecke zwischen dem Fort und Baïldir Tugaï fließt er als imposante Masse zwischen niedrigen, theils thonigen und salzhaltigen, theils sandigen Ufern, über welche er bei Hochwasser weit hinaus tritt. Sobald das letztere abgelaufen ist, bietet das überschwemmte Land prächtigen Graswuchs dar, und deßhalb finden sich dort in den Wintermonaten viele Kirgisen mit ihren Heerden ein. Inmitten dieser Wiesen erheben sich da und dort Sandhügel von 30 bis 40 Fuß Höhe; sie sind zumeist mit Tamarix, Turanga und Dschida bewachsen, die sieben bis acht Fuß hohen Ufergegenden mit Tamarix, Disteln und Sacksaul. Die vielen Inseln, von denen manche bis zu drei Werst Länge haben, sind gewöhnlich mit fast undurchdringlichem Gestrüppe bedeckt, in welchem Tiger hausen; sie schwimmen hinüber, um den Wildschweinen nachzustellen. Die Breite des Stromes beträgt von 150 bis 400 Saschenen (Klafter), die Tiefe von 3 bis zu 5 und 6 Saschenen, die Schnelligkeit des Laufes bis zu 7 Werst in der Stunde (also eine deutsche Meile), die mittlere Geschwindigkeit 4½ bis 6 Werst. Das Wasser ist trüb und gelblich, schmeckt aber süß und angenehm, sobald es sich gesetzt hat.

Butakoff fand am Ufer des Jaxartes nirgends eine menschliche Wohnung und bemerkte nur selten bebaute Felder. Da, wo solche vorkommen, gehören sie armen Kirgisen, welche dieselben bewässern; sie bauen zumeist Hirse und Melonen, selten Gerste. Die Ursachen dieser gänzlichen Verödung der Jaxartesufer sind lediglich darin zu suchen, daß gar keine Sicherheit für Menschen und Eigenthum vorhanden ist, denn in diesen turkestanischen Gegenden nehmen die Fehden und Raubzüge gar kein Ende. Auch ist die Bevölkerung dünn, und sie wohnt lieber an den kleinen Flüssen, welche aus dem Kara tau-Gebirge herabkommen; diese bieten für die Bewässerung der Felder bessere Gelegenheit, als der Syr Darja, welcher an den Ufern große Verwüstung anrichtet. Gegenwärtig ist dieser majestätische Strom bis zum Fort Dschulek, der am weitesten gegen Osten vorgeschobenen unter den Festungen, welche die russische Linie des Jaxartes decken, eine Einöde, und doch könnte er, unter besseren Verhältnissen, eine wichtige, von Schiffen belebte Handelsstraße bilden. Und das ist er in alten Zeiten auch gewesen; Butakoff fand die Ruinen von Städten, z. B. von Otrar, wo Tamerlan starb, und von Tunkat, das von diesem gewaltigen Herrscher zerstört wurde. Bei diesen Trümmerstädten erkennt man noch die Ueberbleibsel von Bewässerungskanälen, die auch sonst noch oft vorkommen. Sie beweisen, daß einst

in diesen Gegenden eine ansässige und betriebsame Bevölkerung wohnte.

Die Uferregionen des Jaxartes oberhalb und unterhalb des Fort Dschulek bilden einen schroffen Gegensatz. Das Dschulek ist eine Wüsteuei, über welche der Tod vernichtend hinweg gegangen ist, dagegen findet man vom Fort Perowski ab Leben und Thätigkeit, denn hier sind Personen und Eigenthum, unter dem Schutze der Russen, gesichert. Weit und breit sind die Felder gut bestellt und liefern reichen Ertrag, die Aule der Kirgisen haben zahlreiche Bewohner, viele Heerden und gute Kibitkas, d. h. Wägen, welche den Menschen zur Wohnung dienen. (Die Kirgisen sind also Hamarobier, wie die alten Griechen gesagt haben würden.)

Diese fleißigen Leute vereinigen sich (oft einige hundert Mann) und graben Bewässerungskanäle; sie leiten das Wasser aus den Sümpfen, Morästen und Rohrbrüchen ab, die noch im Jahre 1848 kein menschlicher Fuß betreten hatte. Jetzt sieht man dort hohe Deiche, welche dem Eindringen des Wassers wehren; das Gestrüpp ist in Asche verwandelt worden, und in der frühern Wüsteuei finden manche tausend Menschen Lebensunterhalt. In der Umgegend der sämmtlichen russischen Forts ist die Einöde gleichfalls in Ackerland umgewandelt worden; bei Fort Nr. 1, wo eine Kosackencolonie sich befindet, wächst vortrefflicher Wein, und die Versuche mit dem Anbau der Baumwolle sind gelungen.

Diese der Kultur gewonnenen Stätten bilden Anziehungspunkte für die wandernden Kirgisen und Karakalpaken aus dem Chanat Chiwa, und sie sind schon in so beträchtlicher Menge ins russische Gebiet gekommen, daß es ihnen hier schon fast zu eng wird, denn Nomaden bedürfen weiter Räume. Die Forts, welche in jenen Gegenden einst den Chiwenzen und den Chokanzen gehörten, waren lediglich Zwingburgen und dienten einer quälenden Tyrannei zum Stützpunkte; die russische Festungen sichern den Nomaden Schutz, und sie können nun unbelästigt ihre Produkte verkaufen. Sie begreifen das auch vollständig.

12 Werst von Baïldyr Tugaï, dem Endpunkte von Butakoffs früheren Dampferfahrten, fand er am linken Ufer die Ruinen von Baïr Kurgan. Dieses kleine Fort der Chokanzen wurde, den Ueberlieferungen der Kirgisen zufolge, vor etwa 100 Jahren zerstört. Etwa 60 Werst weiter, gleichfalls am linken Ufer, liegen die Trümmer des oben schon erwähnten Tunkat. Gegenwärtig wird dieser Punkt Iskilleh genannt, nach einem mohammedanischen Heiligen, dessen Grab sich in der Nähe befindet.

In der Umgegend von Tunkat sind die Kirgisen sehr zahlreich und auch wohlhabend. Sie besitzen eine erstaunliche Menge von Kameelen, Rindvieh und Schafen. Weiter aufwärts, gegen Taschkent hin, traf Butakoff auch noch zwei sehr reiche Auls und dann einen solchen, welcher sich, ausnahmsweise, in der Nähe des Flusses befand.

Von der Mündung des Arys, in der Nähe der Ruinen von Otrar, bis zum Fort Utsch Kajuk, das auf sumpfigem Boden steht und vor drei Jahren von den Chokanzen verlassen worden ist, beträgt die Entfernung 127 Werst. Dieser Fluß hat denselben Charakter wie der Syr Darja, ähnliche Krümmungen und Inseln, niedrige, der Ueberschwemmung ausgesetzte Ufer und dieselbe Vegetation. Die kleinen Forts: Utsch Kajuk, Din Kurgan, und die jetzt den Russen gehörenden Dschulek, Ach Metschet (jetzt Fort Perowski), Kumysch Kurgan, Tschim Kurgan und Kosch Kurgan (die drei letztgenannten liegen unterhalb Fort Perowski) waren Burgen, von denen aus die Chokanzen einst ihre Herrschaft über die Kirgisen ausübten, Tribut erhoben und alle möglichen Vergewaltigungen sich zu Schulden kommen ließen. Yani Kurgan wurde von den Chokanzen 1857 und Din Kurgan 1860 angelegt. Aber sie konnten dem Fortschreiten der Russen keinen Einhalt thun, weil die Kirgisen in Masse auf das Gebiet der letzteren hinüberzogen. Beide Zwingburgen wurden 1860 und 1861 erobert. Utsch Kajuk liegt dem Gebirgslande Turkestan (Hazret, am östlichen Ufer des Jaxartes) am nächsten; vom Strom aus kann man dieses Fort nicht sehen, weil es sich in einem Thal am Fuße des Kara tau versteckt.

Von den Zuflüssen des Syr Darja hat Butakoff nur zwei gesehen, die beide am rechten Ufer münden, nämlich den Arys und den Sauran su. Dieser letztere fällt in den Hauptstrom bei An Dschar, 33 Werst unterhalb Utsch Kajuk. Die anderen Flüsse, welche vom Kara tau herab kommen, sind: der Juitschke, an welchem die Stadt Turkestan liegt, der Karaïtschik neun Werst weiter abwärts und der Sart su; sie alle gelangen aber nicht eigentlich bis zum Hauptstrom, sondern verlieren sich in Morästen.

Unterhalb Utsch Kajuk überschwemmt der Syr Darja weit und breit das Land und bildet auch Moräste, in der Nähe von Dschulek dagegen treten Bäume auf, und beim gleichnamigen Fort prangen stattliche Weiden.

Vom 2. Juli an fing das Wasser des Syr Darja merklich zu fallen an. Butakoff war damals 190 Werst oberhalb Utsch Kajuk und bemerkte ein stetiges Abnehmen, obwohl die Hitze auf 30 Grad R. stieg. Ohne Zweifel waren die Schneelager im Quellgebiete des Stroms erschöpft. Bei Fort Perowski begann das Fallen erst am 18. Juli und bei Fort Nr. 2 am 24.

Butakoff hält das Land am Syr Darja für gesund; Fieber kamen nicht vor, obwohl mehrmals in sumpfigen Gegenden übernachtet wurde. Wir ersehen aus den Sitzungsberichten der petersburger geographischen Gesellschaft (Proces verbal vom 2. December), daß der Reisende eine Karte vom Syr Darja veröffentlichen wird, die um so willkommener ist, weil wir seither über den Lauf dieses wichtigen Stromes sehr mangelhaft unterrichtet waren.

Ethnographische Schilderung der Wogulen.

II.

Dörfer; Sommer- und Winterjurten. — Hausgeräthe. — Tracht. — Tättowirung. — Elende Nahrung. — Körperbau. — Charakter der Wogulen. — Sie sind nur äußerlich Christen. — Ihr Schamanismus. — Tauschhandel. — Regierungsverhältnisse.

Wenige Menschenwohnungen dürften ihrem Aeußern nach so anspruchslos sein, als es die Dörfer oder Paule der Wogulen sind. Sie sind stets auf einer hohen Stelle an einem Flusse oder der Vereinigung zweier Flüsse belegen, da der Fischfang an den Flußmündungen weit besser als anderswo ist und es außerdem sowohl im Winter als im Sommer leichter ist, auf Flüssen als durch Wälder zu fahren. Die Dörfer stehen in großer Entfernung von einander, eine oder zwei Tagereisen, damit jedes Dorf ein hinlängliches Jagd- und Fischgebiet habe. In jedem Dorfe gibt es gewöhnlich nur zwei oder drei Jurten; fünf Jurten bilden schon ein ansehnliches Dorf, und das größte Dorf, welches ich auf meiner Reise angetroffen habe, das obengenannte Aetimje-paul, besteht aus sieben Jurten. Die Jurten sind von zweierlei Art: Winter- und Sommerjurten. Die ersteren werden aus Balken errichtet, mit Moos kalfatert und mit einem Borkendach nebst Latten bedeckt. Sie sind selten größer als drei Klafter lang und tief. Die Thür, vor welcher sich selten irgend eine Vorstube oder eine andere Vorkehrung befindet, liegt gewöhnlich nach Süden, wahrscheinlich aus der Ursache, weil der Wind von dieser Seite weniger scharf ist als andere Winde. In einem Winkel bei der Thür steht eine kleine aus Lehm und Gras zusammengebackene Feuerstelle, die einem englischen Kamin vollkommen ähnelt und in der das Feuer den ganzen Tag brennt, in der Nacht aber der Rauchfang vom Dache aus mit Birkenrinde bedeckt wird. Die Wärme von dieser Feuerstätte ist, nachdem das Feuer in derselben erloschen ist, nicht groß, denn dazu ist sie zu klein und aus zu schlechtem Material aufgeführt; auch friert man in der Nacht recht tüchtig in diesen Jurten, und das einzige Mittel gegen die Kälte in ihnen ist, sich so nah als möglich aneinander zu packen. Das Tageslicht dringt durch ein kleines Fenster, das gewöhnlich aus Glas, in Ermangelung desselben auch aus Fischhaut oder Papier ist. Längs den Wänden der Jurte laufen an zwei Seiten eine halbe Elle hohe und sehr breite Bänke oder Schlafstellen, welche den Bänken in einer tatarischen Stube ähnlich sehen und mit Birkenrinde oder mit einem Binsengewebe bedeckt sind. Tritt ein höher geehrter Gast in die Jurte, so werden auf dieser Bank für ihn mehrere Rennthierfelle ausgebreitet; aber so lockend auch die weißen und weichen Felle aussehen, ist es doch nicht gerathen, sich auf dieselben zu setzen, denn sie sind voll von Flöhen; der Fremde thut am besten, sich auf den kleinen niedrigen Stuhl zu setzen, der als Tisch benutzt wird; denn dieser ist von aller Berührung mit den Bänken isolirt, und die Flöhe können so fast vermieden werden. Zu jeder Jurte gehören ein oder zwei kleine Vorrathshäuser, die auf hohen Pfosten errichtet sind, und hinter diesen steht schon der düstre Föhrenwald, dessen Rauschen und frischen Duft der Wogule so sehr liebt. Die Sommerjurten, in welche er stets während der warmen Jahreszeit zieht, auch wenn er bei den Winterjurten zurückbleiben sollte, sind von Birkenrinde und an der Soswa von konischer Form. In diesen brennt das Feuer mitten in der Jurte, und der Rauch steigt durch eine Oeffnung im Dach; sie sind ohne Fußboden und auch in anderer Hinsicht mangelhafter als die Winterjurten.

Solcher Art sind die Wohnungen der beresow'schen Wogulen. Die südlichen Wogulen oder die an der Loswa und am Pelym wohnenden halten selten Sommerjurten, sondern leben den Sommer und Winter in Wohnungen aus Balken. Diese unterscheiden sich von den Jurten der nördlichen Wogulen nur dadurch, daß neben der oben beschriebenen Feuerstelle ein ziemlich großer Grapen eingemauert steht, unter welchem hier der Rauch durch eine besonders gewundene Röhre zum obern Theil der Feuerstelle geleitet wird. Diese südlichen Wogulen fangen auch an russische Stuben zu bauen, welche hinter die Jurte gestellt werden, so daß letztere eine Art Vorhaus zur Stube bildet, welche bei ihnen das Gastzimmer vertritt.

Das Hausgeräth und sonstige Werkzeuge können bei einem so lebenden Volke nicht mannigfaltig sein. Außer dem Hunde bildet das Gewehr das theuerste Eigenthum des Wogulen, obwohl seine Büchsen gewöhnlich von der schlechtesten Art sind. Seine anderen Waffen sind ein Bärenspieß, eine Axt und ein großes Messer, das nebst dem Feuerzeug stets an seiner Seite hängt. Außer dem Kochgeschirr sind alle anderen Gefäße aus Birkenrinde, sogar der Löffel und die Kinderwiege machen hiervon keine Ausnahme; die Birkenrinde verstehen sie im Allgemeinen gut zu behandeln, obwohl ihre Arbeiten aus derselben lange nicht so stattlich und nett sind als die im nördlichen Finnland verfertigten. Die Boote auf den kleinen Flüssen sind aus einem einzigen Stamm ausgehöhlt und so geformt, daß sie sehr leicht einherlaufen, aber so niedrig, daß man sie nicht mit gewöhnlichen Rudern, sondern nur mit Steuerrudern vorwärts bewegen kann. Auf der Soswa und dem Ob aber sind auch die Boote der Wogulen größer und mit einem Mast versehen; gewöhnlich werden zwei solcher Boote zu einem Fahrzeug vereinigt, wenn sich eine ganze Familie aufs Wasser begibt.

Die Tracht der südlichen Wogulen ist ungefähr der Art, wie die Tracht der dortigen Russen, nur gewöhnlich schlechter und zerlumpter. Die Tracht der Sosswa-Wogulen ist die wohlbekannte Maliza, welche im Sommer aus russischem Bauerntuch, im Winter aus Rennthierfellen und doppelt ist, so daß die Haarseite der obern Maliza nach außen, der untern aber nach innen gekehrt ist. Mützen kennen die Sosswa-Anwohner nicht. Im Sommer bildet das lange und dichte Haar, das in zwei Flechten hart geflochten getragen wird, den einzigen Schutz des Kopfes, im Winter dagegen werden Kopf und Gesicht mit einer Art von Rennthierfellsack bedeckt, der an den Kragen der Maliza angenäht ist. Die Fußbekleidung besteht im Sommer und im Winter aus den sogenannten Pimy, einer Art langschaftiger Rennthierfellstiefeln, welche im Sommer aus haarlosem Fell, im Winter aus behaartem verfertigt werden und im letztern Fall doppelt sind. Die Unterkleider (Hemde

und Hosen) sind bei einigen aus russischer Leinwand, bei anderen aber auch aus gegerbten Rennthierhäuten und werden so lange auf dem Körper getragen, bis sie von selbst in Lumpen zerfallen. Die Weibertracht ist gleichfalls aus Rennthierfellen, der Rock ungefähr von demselben Zuschnitt wie der Oberrock der Tatarinnen; auf dem Kopfe tragen sie ein loses großes Tuch, mit dem sie beim Herannahen eines Fremden ihr Gesicht ebenso wie die Tatarinnen bedecken. Auch sind ihre Haarflechten, gerade wie die Flechten der Tatarinnen mit bunten Bändern, Glasperlen und anderm Flitterwerk der Art durchflochten. Die Finger sind mit Messingringen bedeckt, welche auch die Männer zu tragen pflegen. Merkwürdig ist es, daß die wogulischen Weiber sich tättowiren; die Tättowirung kommt an Händen und Füßen vor und bildet nicht einige bestimmte Figuren, sondern besteht aus gewundenen symmetrischen Linien; sie wird in der Kindheit durch Nadelstiche und eingeriebenes Schießpulver bewerkstelligt.

In seiner Nahrung ist der Wogule nicht verwöhnt oder wählerisch. Seine einzige Speise besteht im Sommer und Winter aus Waldvögeln und Fischen, mit dem Unterschied, daß diese im Sommer frisch, im Winter dagegen getrocknet sind.

Rennthier- und Elenfleisch kommt selten und nur bei den Wohlhabenden vor. Den südlichen Wogulen sind Salz und Brot zum Bedürfniß geworden, die Soswa-Anwohner sehen dieselben aber für Luxusartikel an, von denen der Wogule, wenn er von einer Reise nach der Stadt heimkehrt, ein wenig seinen Kindern als Heimkehrgabe mitbringt, ungefähr so wie der Bauer in Finnland Zucker und Weizenbrot heimträgt. Im Allgemeinen kann der Wogule lange hungern, und es geschieht nicht selten auf seiner Waldfahrt, daß er in Ermangelung von Kochgeschirr wochenlang von rohen Fischen oder rohem Birkhuhnfleisch, das ohne die geringste Zubereitung genossen wird, lebt. Kommt er aber zum Essen, so holt er seinen Schaden wieder ein, und es ist durchaus kein Wunder, daß ein Wogule bei einem einzigen Mahle mit vier oder fünf Birkhühnern fertig wird, die Brühe, in der sie gekocht sind, herunterschlürft und noch als Brot getrocknete Fische dazu ißt. Der einzige Ueberfluß-Artikel, den die Wogulen gebrauchen, ist der Tabak, dessen Rauchen unter den pelymschen Wogulen so allgemein ist, daß sogar Weiber und Mädchen daran Theil nehmen und gewöhnlich eigene Pfeifen besitzen; die Soswa-Wogulen rauchen nicht, sind aber dagegen starke Schnupfer.

Ihrem Körperbau nach sind die Wogulen von mittlerer Größe. Kleine Männer sieht man unter ihnen selten, dagegen recht oft Männer von einem stattlichen Körperbau. Als Jäger ist der Wogule leicht auf den Füßen und in der Waldwanderung unermüdlich, an Schulterstärke kann er sich nicht mit dem Russen messen. Das Gesicht ist rund, die Backenknochen ein wenig hervorstehend, wie bei allen Finnen, die Nase breit, aber nicht abgeplattet, die allgemeinste Haarfarbe ist dunkelbraun, aber bei recht vielen findet man auch ganz helles Haar; die Augen sind offen und rund, wie bei anderen Menschen, obwohl sie in Folge des vielen Rauchs, in dem auch dieses Volk lebt, oft krank werden. Etwas Mongolisches, was einige Reisende bei den Wogulen zu sehen geglaubt haben, habe ich nicht entdecken können, wenn man als solches nicht das bei den südlichen Wogulen, namentlich bei den an dem Konda-Flusse wohnenden, starke Hervortreten der Backenknochen, die dunkelbleiche Gesichtsfarbe, das pechschwarze Haar und den schwachen Bartwuchs dafür ansehen will. Vielleicht sind diese Konda-Wogulen mehr mit fremden Elementen vermischt als ihre nördlichen Brüder, welche sich in ihrem Aeußern mehr anderen europäischen Völkern nähern. Diese Vermuthung gewinnt an Stärke auch dadurch, daß ihr Gebiet offener dasteht und den von Süden oder Osten kommenden Fremden näher liegt als das übrige Wogulenland.

Seinem Charakter nach ist der Wogule ein stiller, harmloser Mensch. Die Wogulen sehen nie betrübt aus, sondern unter sich plaudern und lachen sie beständig, und in ihrer Sprache herrscht ein eigenthümlicher Ton von Wohlwollen, der unzweifelhaft von einem milden und neidlosen Gemüth zeugt. Dies gilt besonders von den Soswa-Wogulen; denn bei denen, welche den Russen näher leben, sind die Offenheit und das wohlwollende Gemüth mehr oder minder verschwunden. Obwohl nicht rachgierig, wird der Wogule leicht böse auch bei kleinen Beleidigungen, versöhnt sich aber auch leicht und zwar herzlich. Während eines Rausches ist er jedoch wüthend, und dann ist es gefährlich, mit ihm zu streiten; allein in einen solchen Zustand geräth er glücklicher Weise nur ein paar Mal im Jahr, wenn er die Stadt oder seine Kirche besucht; denn mit weiser Vorsorge hat die Regierung allen Branntweinhandel in den Wogulen-Dörfern streng verboten. Ein großer Fehler in dem Charakter des Wogulen ist seine Trägheit, welche auch Schuld ist, daß er als Arbeiter gewöhnlich nur einen halb so hohen Lohn als der Russe erhält. Zum Handwerk zeigt dieses Volk wenig Lust. Die Weiber nähen zwar ihre eigenen Kleider und die der Männer, wobei sie als Zwirn entweder Rennthiersehnen oder Nesselfäden gebrauchen. Die Männer aber verfertigen nicht einmal selbst alle ihre eigenen Geräthschaften, denn merkwürdig genug gibt es unter ihnen keine Schmiede, sondern die Gewehre müssen in weiter Entfernung bei russischen Schmieden reparirt und daselbst auch andere Schmiedearbeit bestellt werden. Castréns und Hagemeisters Angabe, daß die Ostjaken gute Zimmerleute sein sollen, ist aus der Luft gegriffen und erweckt bei jedem Sibirier Lächeln, da er gar gut weiß, daß man beim Bau hier Zimmerleute aus weiter Ferne herbeiholen muß, obwohl man überall in der Nähe von Wogulen und Ostjaken umgeben ist.

Das religiöse Bekenntniß des Wogulen ist der Schamanismus, in dem so viele Völker Nordasiens eine Befriedigung ihres geistlichen Bedürfnisses finden. Er ist zwar getauft, hat einen christlichen Namen erhalten und ist in die Bücher einer Kirche eingetragen; auch läßt er sich von einem Priester trauen, seine Kinder von einem Priester taufen und das Grab von einem Priester einsegnen, wenn ein Glied seiner Familie stirbt, falls nämlich der Priester in seine Gegend kommt. Besucht er ein oder zweimal im Jahr in anderen Geschäften das Pfarrdorf, so geht er wohl auch in die Kirche, zündet ein Wachslicht vor einem Heiligenbilde an und bekreuzt sich ein paar Mal vor demselben. In allem Uebrigen und innerlich ist er noch dem Glauben seiner Väter ergeben. Die Bekehrung der Wogulen zum Christenthum begann in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und bestand mehr in einer gewaltsamen Zerstörung der Götterbilder als in der Verkündigung der Lehre. Von diesem Zeitpunkt an sind sie dem Namen nach Christen geworden, aber obwohl die Götzenbilder nicht wiederum aufgerichtet zu sein scheinen, sollen die Wogulen noch an gewissen Stellen in den Wäldern Opferstellen haben, wo sie Rennthiere, Pelzwerk und Silbergeld den Göttern opfern, um von ihnen Glück in der Jagd zu erlangen. Obwohl diese Opfer und Opferstellen vor den Beamten und im Allgemeinen vor den Russen geheim gehalten werden, geschieht es dennoch, daß auch Russen an dem Opfer theilnehmen, wenn sie sich, wie oben erwähnt wird, zusammen mit den Wogulen auf

die Jagd begeben. Die Mitglieder der kleinen Compagnie schwören sich dann einander den Eid der Treue bei der Bärenschnauze, d. h. sie schneiden mit einem Messer in eine Bärenschnauze oder beißen in dieselbe zum Zeichen, daß derjenige, der in der gemeinsamen Jagd unehrlich ist, vom Bären aufgefressen werden möge, was nach der festen Ueberzeugung der Russen wie der Wogulen sicher eintreffen soll. Von der großen Bärenverehrung, die auch bei den Voreltern der Finnen allgemein war, gibt es bei den Wogulen auch andere Spuren. Wie in den waldreicheren Gegenden Finnlands, wo dieses Thier noch allgemeiner vorkommt, dieses aus Verehrung oder Furcht selten mit seinem wahren Namen, sondern Honigtatze benannt oder mit ähnlichen schmeichelhaften Namen beehrt wird, so vermeiden auch die Wogulen die Nennung seines Namens und nennen ihn gewöhnlich den Alten (andnel), mit welchem Namen man ohne Zweifel eine Ehrfurcht ausdrücken will. Und wie man in der Kalevala die alten Finnen dem Bären ein Todtenmahl halten und seinen Tod feierlich begehen sieht, so wird sein todter Körper auch bei den Wogulen mit Gesang, Musik und unter Abfeuerung von Schüssen zum Dorfe geschleppt, wo sein Tod sodann mit einem Schmaus und Trinkgelage gefeiert wird.

Der jugrische Pelzhandel war in früheren Zeiten berühmt. Vor der Befestigung der russischen Herrschaft in dem Lande war er ganz und gar in der Gewalt der Syrjänen, welche in späterer Zeit freilich den Gewinn mit russischen Kaufleuten haben theilen müssen, aber noch bis jetzt einen großen Antheil an dem Handelsbetrieb des Landes haben. Es sind namentlich Syrjänen vom mesenschen Kreise des Gouvernements Archangel, welche diesen Handel treiben, und jährlich kommen sie auf zwei Wegen über den Ural auf die Märkte von Beresow und Obdorsk. Der südlichere dieser Wege geht von Beresow längs der Soswa und deren Nebenfluß Sigwa und darauf über den Ural, welcher an dieser Stelle so schmal ist, daß man von den letzten Jurten auf der berefow'schen Seite, an den Quellen der Sigwa, wenn der Weg gut ist, in 24 Stunden mit Rennthieren bis zum Ufer der Petschora kommen kann, und ist so leicht zu passiren, daß auf diesem Wege jährlich mehrere Tausend Pud Mehl nach Petschora transportirt werden, von dort zurück aber verschiedene schwere Waaren, wie Gewehre, Aexte, Grapen, Talglichte, Lachs u. s. w. Der andere nördliche Weg führt von Obdorsk längs der Flüsse Sob oder Synja zu den Quellen des in die Petschora fallenden Flusses Ussa und sodann längs der Ussa zur Petschora. Aller Handel in diesem Lande ist Tauschhandel, wobei das Eichhorn das allgemeine Maß für den Werth der Waare ausmacht. Wie im Tscheremissischen das Wort „ur" (finnisch orava) sowohl Eichhorn als Kopeken bedeutet, so auch in den Mundarten der Wogulen das Wort lin (len), so daß z. B. eine russische Griwna (10 Kopeken) wogulisch lon lin (10 Eichhörnchen), ein Rubel set lin oder sat lin (100 Eichhörnchen) heißt. Da aber der Preis des Eichhorns jetzt weit größer ist als in den Zeiten, da dieser Sprachgebrauch aufkam, fügen die Wogulen, wenn sie vom Gelde sprechen, das dem Tatarischen entlehnte Wort oksa an die Summe, um es von den wirklichen Eichhörnchen zu unterscheiden und sagen z. B. zehn Rubel: lon set lin oksa (10 hundert Eichhörnchen Geld), wogegen lon set lin allein 1000 wirklichen Eichhörnchen entsprechen würde, deren Werth jetzt weit größer als 10 Rubel ist. Im Handel der Syrjänen und Russen mit den hiesigen Völkern ist ein Creditsystem eingerissen, das für die letzteren nicht anders als sehr verderblich sein kann. Der Handelsmann gibt nämlich seine Waare dem Käufer als Darlehen bis zum Fang der nächsten Jagdzeit, wobei er natürlich für dieselbe einen höhern Preis berechnet, als sie bei sofortiger Baarzahlung (d. h. mit Fellen) haben würde, und bei der Bezahlung der Schuld drückt er nach Möglichkeit den Preis der Waare des Schuldners herab. Dies macht den letztern träge im Bezahlen und bringt ihn dazu, lieber seine Waare anderen als seinem Creditor zu verkaufen; und theils deshalb, theils um die durch Todesfälle und Unehrlichkeit entstandenen Verluste zu decken, muß der Kaufmann bei der nächsten Creditirung auf seine Waaren einen noch höhern, oft doppelten Preis aufschlagen. Die Folge dieses Credithandels ist für manchen Wogulen und Ostjaken die, daß, nachdem er sehr verschuldet und die Jagd nicht glücklich gewesen ist, er sich entweder selbst zum Creditor auf Arbeit begeben oder, falls er einen Sohn hat, diesen zu ihm schicken muß, was sich oft in lebenslängliche Knechtschaft verwandelt, in welcher der Wogule oder Ostjake für sein Geschlecht und für sein Volk verloren geht.

Die Wogulen zerfallen nicht wie die Samojeden und manche andere sibirische Völker in Geschlechter, sondern sind auf russische Art in Woloste eingetheilt, in welchen sie ihre eigenen Golowas (Häupter) und Starschinas (Aelteste) haben. Von ihrer alten selbstständigen Verfassung findet sich keine andere Spur mehr als die, daß an der Soswa ein paar Familien auf den Namen Knjäs Ansprüche machen. Als ich dort zwei solcher Prätendenten antraf, konnte ich nicht finden, daß sie sich von ihren Stammverwandten durch etwas Anderes unterschieden als nur dadurch, daß ihr Gesicht zufälliger Weise reiner gewaschen war als das der anderen, wogegen ihre Wohnung, Tracht und Beschäftigung mit derjenigen der anderen völlig gleich war, wie sie denn auch von den letzteren keine besondere Aufmerksamkeit zu fordern schienen. Uebrigens werden die Wogulen von den gewöhnlichen Beamten aus Beresow und Obdorsk regiert, welche Regierung bei ihrem Gehorsam und ihrer Fügsamkeit auch nicht schwer ist, denn treuere Unterthanen als sie gibt es wohl kaum; überall wird der Reisende gefragt, wie sich der sorni khan (der goldene Chan, d. h. der Kaiser) befinde, wie seine Wohnung aussehe, ob er sich in die Felle kleide, mit denen sie ihren Jasak bezahlen, ob Friede im Lande herrsche u. s. w. Auch haben diese Völker keine Ursache sich eine bessere Regierung, als sie haben, zu wünschen. Ihr Jasak ist höchst gering und wird ihnen dadurch mehr als gut ersetzt, daß die Krone ihnen Schießpulver und Mehl zu ihrem eigenen Preis liefert. Von Seiten der Beamten erleiden sie auch keinen großen Druck, denn ihre Streitigkeiten machen sie gewöhnlich unter sich ohne Prozeß ab und leben übrigens so weit von den Beamten, daß diese sie nur einmal im Jahr bei Erlegung des Jasaks zu Gesicht bekommen; außerdem haben sie es auch schon gelernt, Klage zu führen, wenn sie bedrückt werden, und dies hat die Beamten in ihrem Benehmen gegen sie vorsichtig gemacht.

Also ist in gegenwärtiger Zeit das Leben der Wogulen. Uns scheint es voll von Noth und Elend zu sein, vom wogulischen Standpunkt aus betrachtet ist das Sachverhältniß ein ganz anderes. Er ist keines Menschen Herr, aber auch keines Menschen Knecht, arbeitet, wann und wo er will, ißt, was Gott gibt und fürchtet Niemand, sobald er seinen Jasak erlegt hat.

Die Erreichung des Nordpols.

Der Vorschlag Kapitän Osborns (Globus VII, 374, VIII, 47, 96) erhält die Gemüther der Geographen und des Publikums in England fortwährend in Aufregung, während er in Deutschland und Frankreich die Stimmung durchaus kalt läßt und geringe Aufmerksamkeit erregt. Wir wollen indessen nicht ermangeln, über den Verlauf der Erörterungen zu berichten; unsere Ansicht haben wir bereits ausgesprochen.

Die londoner geographische Gesellschaft hielt am 27. März unter dem Vorsitze Murchisons abermals eine Sitzung, in der man sich mit diesem Gegenstande eingehend beschäftigte. Die Theilnahme war eine außerordentliche. Unter den Anwesenden bemerkte man den Grafen von Paris, den Herzog von Wellington, den Admiral Sir Georg Back, Eduard Belcher, Kapitän Maury, John Crawfurd, Admiral Collinson, Dr. Rae und den Isländer Vigfusson. Die Gesellschaft sollte über die beiden vorliegenden Pläne, den Osborns und den Petermanns, entscheiden. Doch gelangte man, obgleich die Sitzung bis Abends 11 Uhr dauerte, zu keinem Resultate.

Die „Times", welche von der ganzen Expedition gar nichts hält, widmete dieser Sitzung einen ironischen Leitartikel, in welcher sie unbarmherzig die Schwächen des ganzen Projektes aufdeckt. Folgendes ist ein Auszug aus ihrer Nummer vom 30. März 1865.

„Daß die Geographen nun fest entschlossen sind, auf Kosten des britischen Volkes nach dem Nordpole zu gehen, ist eine ausgemachte Thatsache. Was sie aber dort finden werden, das ist ungewiß. Einer der Sekretäre (Markham) bildet sich ein, daß man dort ein asiatisches Volk entdecken werde, welches isolirt in einem glücklichen Thale lebe. Professor Owen ist weniger romantisch gestimmt und begnügt sich mit der Wiederentdeckung eines Lieblings-Seeschweines, das er an den Küsten Grönlands vermißte und nun auf einer Seegraswiese im offenen Polarmeere wiederzufinden hofft. Einige Admiräle, verzeihlicherweise vom Geschäftsgeiste getrieben, glauben, daß aller Vortheil zukünftiger Expeditionen in der Entdeckung einer neuen See liege, in der man eine Schiffsstation errichten könne. Eduard Belcher fragt: Was fangen wir mit diesem Meere an, wenn wir es auch entdeckt haben? Die Schlittenfahrer können doch ihre kleinen Hundekarren nicht in die offene See fahren und ihre Hunde, das einzige Mittel zur Rückkehr, auf den eisigen Klippen der Küste lassen, wo sie sich in der gefährlichen Gesellschaft von Walrossen, Eisbären und Professor Owens Seeschweinen befinden würden. — —

Es liegen zwei Pläne zur Ausführung dieser vielversprechenden Reise vor. Kapitän Sherard Osborn, welcher nun nach Indien abgereist ist, schlug den Weg durch den Smith-Sund in der Baffins Bay vor, während ein deutscher Professor, welcher aus der Tiefe seines innern Bewußtseins sich ein vollständiges System der arktischen Schifffahrt und eine Vision des Nordpoles construirt hat, einen andern Plan vorschlägt. Dieser preußische Weise, welcher einen hohen Begriff von der Mission Englands hat, alle Fragen, welche sich auf Eisberge beziehen, zu lösen, aber auch sehr wenig mit der öffentlichen Meinung über die Ausführung dieses Gegenstandes in England bekannt ist, verlangt, daß England direkt über Spitzbergen mit einem Dampfer durch das Packeis nördlich von dieser Insel nach dem Nordpol vorgehe.

Zwischen beiden Plänen sollte nun entschieden werden. Belcher, der selber mit arktischen Schlitten gereist ist, erklärte sich entschieden gegen diese Art des Vorgehens und für eine Ausführung der Expedition durch Schiffe. Eines sollte hinter dem andern hergesandt und dadurch eine Verbindungslinie von der Themse bis zum Nordpole unterhalten werden.

Sir Georg Back dagegen sprach für Osborns Plan und gegen den deutschen Professor, den er auslachte, weil er in seiner gemüthlichen Bibliothek in Berlin Pläne der Eiszone zeichne, während er, Back, die Dorothea dort vom Packeise zusammengequetscht gesehen habe, wo Dr. Petermann so herrliches schiffbares Wasser sieht. Wenn aber Osborns zwei Schiffe das Eis so locker finden, daß sie hindurch segeln können, und wenn im folgenden Winter das Eis so fest zusammengeschoben sein wird, daß Schlitten über dasselbe passiren können, wenn ferner die Schlittenpartien nicht mit dem offenen Wasser zusammentreffen, welches Jedermann zu finden hofft, so sieht Back auch nicht ein, warum man auf diese Weise auch nicht den Nordpol erreichen solle!

Die Bemerkungen der anderen Admiräle, Collinson und Fitzroy, förderten die Angelegenheit eben so wenig, und der Präsident Roderich Murchison, welcher seine Propheten zusammen berufen hatte, um über eins der beiden Projekte zu entscheiden, sah sich in eine ungemüthliche Lage versetzt.

Seit Sherard Osborn abgereist ist, haben die Geographen den einzigen Kopf verloren, welcher dieser phantastischen Thorheit den Anschein einer Möglichkeit geben konnte. Osborn sagte öffentlich, daß die arktischen Abenteuer schon um deßwillen ihm willkommen wären, weil sie manchen in Friedenszeiten unbeschäftigten Seeoffizieren einen Wirkungskreis eröffneten. Er führte viele im arktischen Dienste erworbene Namen an. Aber das Interesse an den Eiswildnissen ist verschwunden. Die Idee einer Nordwestpassage ist zu den Irrthümern geworfen, wie das Perpetuum mobile und der Stein der Weisen. Wir haben keine Hoffnung, daß auch nur der allergeringste praktische Nutzen aus diesen Expeditionen für die Menschheit erwachse. Man wird sich mit mehr Interesse dem Seemanne zuwenden, welcher zu Handelszwecken ein Korallenriff untersucht, als jenen, die drei Jahre lang im ewigen Eise Pemmikan essen und ihre Nasen mit dem Schnee des Nordpols reiben, um sie vor dem Erfrieren zu schützen. Aber die Zeiten sind vorbei, da man sich für Roß, Franklin, M'Clintock und ihre kühnen Fahrten in den arktischen Regionen interessirte."

So weit die „Times", der wir in der Sache selbst vollkommen beipflichten. Aber eine entschiedene Rüge verdient die Unart, mit welcher sie sich allemal gebärdet, sobald von deutschen Gelehrten die Rede ist. Im Allgemeinen sind die Engländer, auch viele in der londoner geographischen Gesellschaft, nicht mit zu vielen geographischen Kenntnissen beschwert, und das gilt namentlich auch von dem Präsidenten Murchison. Wir wollen nur daran erinnern, daß er nicht einmal wußte, wie schon Ptolemäus den

Nil aus äquatorialen Seen abfließen läßt, und wie er später seinen staunenden Collegen in jener Gesellschaft verkündete, daß Vambery seit Clavijo der erste Europäer gewesen sei, welcher Samarkand betreten habe. Unter den hunderten anwesender Mitglieder war nicht ein einziger, welcher ihn zurechtwies. Murchison und nicht Rawlinson ist es gewesen, der jene Behauptung zuerst aufstellte, die leider von deutschen Zeitschriften unbesehen weiter verbreitet wurde. Dann nahmen wir, indem wir unsrerseits lediglich eine allen wissenschaftlich gebildeten Geographen bekannte Thatsache hervorhoben, die Priorität für Alexander Lehmann in Anspruch, und dessen Reisegefährte Chanykoff wahrte sich in einer Zuschrift an die „Weisen" in London (um einen höflichen Ausdruck der Times zu gebrauchen) gleichfalls seine Anrechte. Die „Weisen" jener geographischen Gesellschaft nahmen dann kurze Notiz von der Sache, indem vorgelesen wurde, daß von Chanykoff eine Mittheilung des und des Inhalts eingelaufen sei. Sie mußten den Wischer ruhig einstecken.

John Bull kann sich nicht vorstellen, daß ein deutscher Gelehrter nicht auch ein „Professor" sei, und mit diesem Titel verbindet er dann einen unliebsamen Nebenbegriff. Ein deutscher Professor ist aber kein richtiger und vollwüchsiger Professor, wenn er nicht die Luft der Mark Brandenburg athmet, die denn doch immerhin den Ausdünstungen der Themse vorzuziehen ist. Admiral Back muß Dr. Petermanns „Mittheilungen" nie angesehen haben, sonst hätte er den ausgezeichneten Kartographen nicht nach Berlin versetzen können. Es hätte den Präsidenten Murchison nur ein Wort gekostet, seinen Protegé der Stadt Gotha zu vindiciren, wir finden aber in dem uns vorliegenden Berichte nicht, daß er sich diese Mühe gegeben habe. Wir Deutschen sollten die Engländer ihre eigenen Wege gehen lassen und ja nicht sehr höflich gegen sie sein, denn das verstehen sie nicht; ja, sie sehen wohl gar darin eine Aufdringlichkeit. Ruhm oder Anerkennung brauchen wir Deutschen uns bei den Ausländern gar nicht zu holen, am allerwenigsten in den geographischen Wissenschaften, in denen wir ja, wie anerkannt und weltbekannt, allen anderen Völkern weit voraus sind. Billig und gerecht sollen wir gegen die Engländer sein, das versteht sich von selbst, was darüber, das ist vom Uebel. Ihnen gegenüber ist nur Stolz angebracht; den Franzosen gegenüber, die viel mehr gute Manieren haben und nicht neidisch sind, können wir auch höflich sein, denn in Paris ist man höflich. Selbst ein Mann wie Richard Burton, der vielleicht der vorurtheilsfreieste Engländer ist, wird albern, wenn er von Deutschen redet. So macht er es z. B. den würtembergischen Missionären, welche in englischer Sprache Grammatiken einiger westafrikanischen Idiome verfaßt haben, zum Vorwurf, daß ihr Englisch nicht elegant sei! Wie viele Engländer würden denn wohl ein Deutsch reden oder schreiben können wie Lessing und Göthe, und was kommt bei der Grammatik einer Negersprache auf Zierlichkeit des Stils an? Rein gar nichts; die Hauptsache ist, daß man sich klar und verständlich ausdrücke.

Doch das nur beiläufig. In der obenerwähnten Sitzung äußerte Admiral Back: Theorie und Praxis sind zweierlei. Es kann sein, daß eine Meeresströmung zwischen Nowaja Semlja und Spitzbergen nach Norden geht, daß Spitzbergen nur 2400 Seemeilen von England entfernt und vom frühen Sommer bis zum Spätherbst zugänglich ist. Es mag Häfen besitzen und Ueberfluß an Rennthier- und Polarhasen sammt Millionen von Seevögeln haben. Aber Niemand ist im Stande zu bestimmen oder voraus zu sagen, wie weit auch der bestausgerüstete, von erfahrenen Seeleuten geführte Dampfer in jener See durch offenes Wasser vorzudringen im Stande sei, weil der Wind dasselbe durch Eismassen versperren könne. Dr. Petermann behauptet, die Bewegung des arktischen Meeres werde das Eis am Rande des Packeises aufbrechen; ich bin aber ganz entschieden anderer Meinung und nehme gar nicht an, daß eine Expedition westlich von Spitzbergen nach dem Nordpol gelangen könne. Im Jahre 1818 war ich mit meinen beiden Freunden Sir John Franklin und Beechey bei der ersten Polarexpedition. Wir waren Tag und Nacht bemüht, uns eine Fahrbahn nach Norden zu erzwingen; aber unsere beiden Schiffe, Dorothea und Trent, wurden stark beschädigt, und trotz aller Anstrengung kamen wir nicht über 80° 30′ N. hinaus. Das Eis dort war nicht wie jenes im Westen; es hatte oft fünf Miles im Durchmesser und 40 bis 42 Fuß Dicke bei nur 2 bis 3 Fuß Dicke über dem Wasser. Wir harrten trotzdem aus; die Dorothea wurde beinahe zerquetscht, aber wir besserten sie nothdürftig aus; nachdem wir aber drei Monate lang versucht hatten, in einerlei Richtung nach Norden vorzudringen, mußten wir, obwohl ungern, die Sache aufgeben. Wir fuhren dann von Spitzbergen gen Grönland, immer am Rande des Packeises, bis wir auf der Höhe der grönländischen Küste auf undurchdringliche Eismassen trafen; auf der ganzen weiten Strecke fanden wir keine Oeffnung, die auch nur eine halbe Mile breit gewesen wäre. Unter solchen Umständen mußten wir gegen Ende Septembers nach England zurückkehren. Dr. Scoresby, der Walfischfahrer, hat mir übrigens oft erzählt, daß er einmal bis 82° N. vorgedrungen sei, aber dann niemals wieder. Was Osborns Plan anbelangt, so sehe ich nicht ab, weßhalb man nicht bis in die Nähe des Pols oder an den Pol gelangen könne, vorausgesetzt, daß die beiden Schiffe so glücklich wären, offenes Wasser zu finden, das heißt, so lockeres Eis, daß sie hindurch fahren und am Smiths-Sunde stationiren können, und daß dann im Winter das Eis dicht zusammen getrieben ist und unbeweglich fest liegt.

Back meinte, daß dann die Schlittenpartie zum Pol auf diesem „unbeweglich festliegenden" Eise fahren könne. Ob aber seine Hypothese zutreffen werde, darüber konnte er natürlich nichts sagen; Admiral Belcher wollte davon nichts wissen. Ich habe, sagt er, selber erfahren, was arktische Schlittenfahrten bedeuten wollen. Es ist schon mit großen Schwierigkeiten verbunden, ein Schiff bis in den Smiths-Kanal zu bringen. Bekanntlich haben mehrmals Expeditionen, welche die Regierung ausgerüstet, den Versuch ohne Erfolg gemacht. Was jene von 1818 betrifft, so hat sie sich wohl zu weit an der grönländischen Küste gehalten. Vom Schlittensystem halte ich nichts; die Schlitten würden eine lange, mühsame und gefährliche Reise haben, um offenes Wasser im Smiths-Sunde zu erreichen. Angenommen, daß die Schiffe im ersten Jahr eine sichere Station erreichen und Schlittenexpeditionen gehörig vorbereitet sind, angenommen auch, daß, was wahrscheinlich ist, die See im Maimonat offen sei, — sind dann die Schlitten zugleich Boote und dazu geeignet, auf offenem Wasser zu reisen? Wenn das der Fall, dann ist der Versuch noch wilder als jener Parry's. James Roß hat mir oftmals geschildert, was solche Schlittenreisen sagen wollen; die Leute hätten eine entsetzlich mühsame Arbeit, wenn die Schlitten in den Schnee geriethen. Man muß abladen und kann sie auch dann nur unter großen Anstrengungen frei machen; und wenn der Schnee im Schmelzen war, ist man oft in zwei Tagen keine Mile weit gekommen. Ich habe im Jahre 1826 in Petropawlowsk den Baron Wrangell und Herrn Matiuschkin getroffen, die eben eine mißz-

lungene Schlittenreiſe gemacht hatten, und ſie ſagten ganz einfach: „Was konnten wir machen, als wir offenes Waſſer antrafen?“

Admiral Collinſon machte einige Bemerkungen über das ſogenannte offene Polarmeer; „aber iſt das, was man als ſolches bezeichnet, wirklich eine ausgedehnte freie See, oder ſind es nicht vielmehr lediglich offene Waſſerlöcher?“ Er wies dann ſeinerſeits auf die Unthunlichkeit der Schlittenreiſen hin, die er aus eigener Erfahrung kenne. Herrn Petermanns Behauptung, daß die Nordpolar- und die Südpolar-Meere viel Uebereinſtimmendes und gleichartige Verhältniſſe aufwieſen, beſtritt er ganz entſchieden. Er ziehe eine Expedition vom Smiths-Sund aus jener über Spitzbergen vor.

Admiral Fitzroy ſprach dann über die früheren Reiſen nach den arktiſchen Meeren und meinte, der Pol könne erreicht werden; ein Holländerſchiff ſei ja einmal ſogar zwei Grad über denſelben hinaus gekommen. Auf Specialitäten darüber ging er aber nicht ein und erklärte ſich ſchließlich für eine Expedition „mit Spitzbergen als der Baſis und von dieſer aus zur geeigneten Zeit nach Norden hin und um den Norden herum“!

Gefangene Druſenhäuptlinge in Belgrad.

Von **A. Leiſt.**

Die Druſen ſind bekanntlich keine permanenten Bewohner der Stadt Belgrad, und wir haben es deshalb nur mit einigen Scheiks oder Oberhäuptern derſelben zu thun, die ſich an dem blutigen Gemetzel und der ſchrecklichen Chriſtenverfolgung im Libanon mit beſonderer Wuth betheiligt haben und welche von der türkiſchen Regierung zur Strafe in die Gefangenſchaft nach der Feſtung Belgrad gebracht worden ſind. Dort wurden dieſelben von dem berühmten Zeichner F. Kanitz in den Kaſematten der Feſtung beſucht, und wir verdanken dieſem Beſuche das beifolgende Bild.*)

Schon die Art und Weiſe der Internirung und die milde Behandlung in der Gefangenſchaft, in welcher dieſe Häuptlinge gemüthlich ihre Tſchibuks und Narghiles (Waſſerpfeifen) rauchen können, zeigt uns zur Genüge an, daß das Verbrechen der Chriſtenniedermetzelung in den Augen der Türken kein ſo großes iſt, als zum Beiſpiel der Uebertritt eines Mohammedaners zum Chriſtenthum, welcher bis in die neueſte Zeit in der Türkei mit dem Tode beſtraft wurde, und welche Strafe in der That, wenn wir nicht irren, erſt 1854 zum Hohne der chriſtlichen Geſandten in Konſtantinopel an einem Armenier vollzogen worden iſt. Derſelbe war früher Chriſt und trat zum Islamismus über. Reue und Gewiſſensbiſſe bewogen ihn aber ſpäter wieder in den Schooß der chriſtlichen Kirche zurückzukehren, worauf derſelbe dem türkiſchen Geſetze zufolge öffentlich hingerichtet worden iſt. Seit dem Jahre 1856 werden nun allerdings die vom Mohammedanismus zum Chriſtenthum übergetretenen Türken nicht mehr mit dem Tode, ſondern, wie neuere Fälle ergeben haben, mit Verweiſung in entlegenere Gegenden beſtraft. Es haben auch jüngſt in Konſtantinopel Ereigniſſe ſtattgefunden, in Folge deren die Religionsfreiheit dort zur leeren Phraſe zu werden droht.

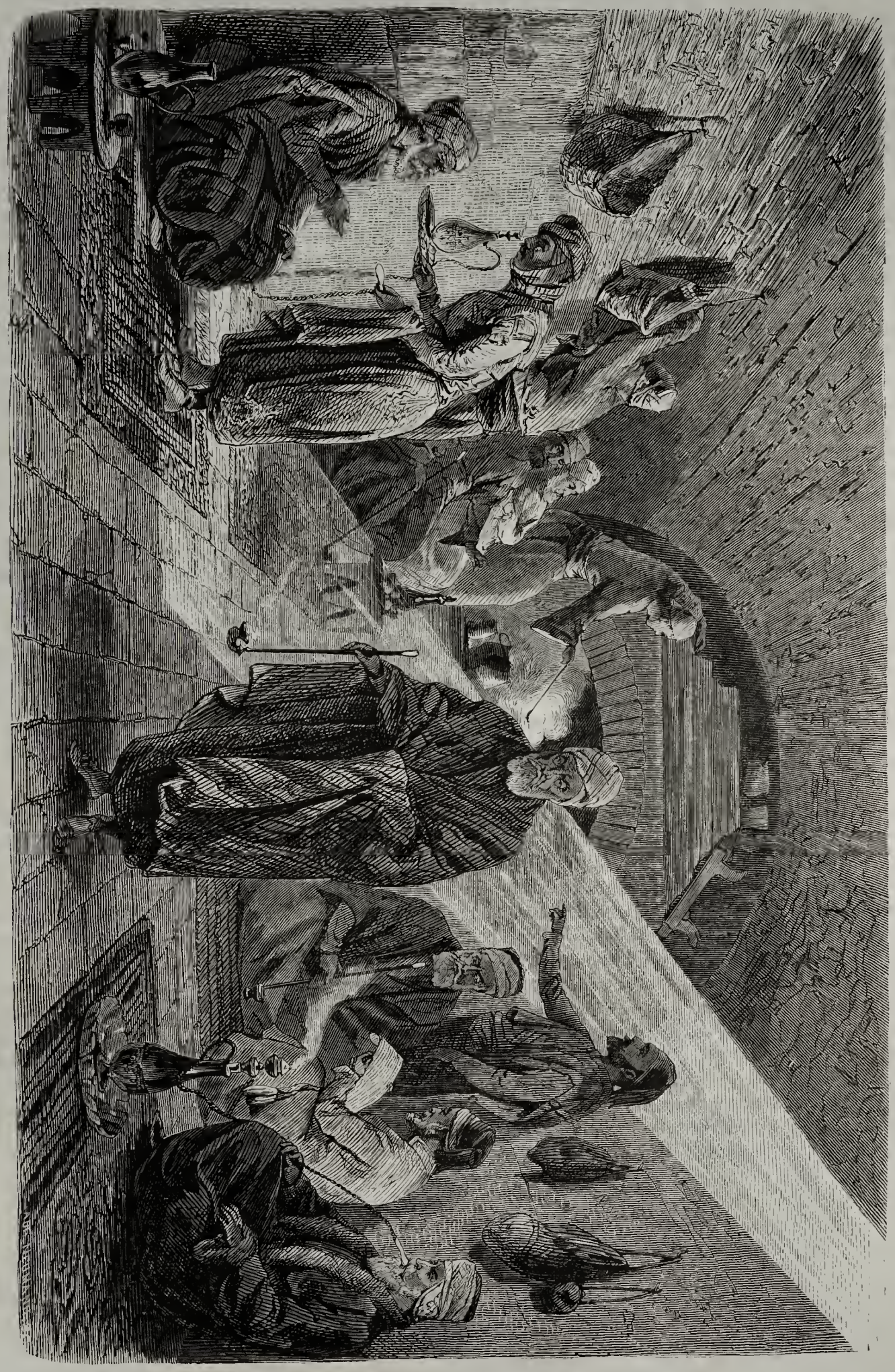
Auch das, was die türkiſche Regierung in der Beſtrafung der Druſen überhaupt gethan hat, iſt auch nur auf energiſches Auftreten der chriſtlichen Mächte geſchehen. Haben ja doch ſelbſt die türkiſchen Behörden den ſchrecklichen Blutſcenen in Damaskus, Deir-el-Kamer, Hasbeiah, Raſchejah u. ſ. w. gegen die chriſtlichen Maroniten allen nur möglichen Vorſchub geleiſtet. Ja, das treuloſe Verhalten der Türken hat überhaupt das Blutbad verſchuldet, deſſen Veranlaſſung wir hier nur andeutungsweiſe erwähnen wollen, da die Greuelſcenen ſelbſt, welche die druſiſchen Chefs in die Kaſematten von Belgrad geführt haben, im Gedächtniſſe der Leſer noch nicht erloſchen ſein dürften.

Die Druſen ſind eine Völkerſchaft, welche in Syrien den Landſtrich ſüdlich von den Maroniten, mit dieſer chriſtlichen Sekte aber zum Theil vermiſcht den weſtlichen Abhang des Gebirges Libanon und faſt den ganzen Antilibanon von Beirut bis Jur und vom Mittelländiſchen Meere bis Damascus bewohnen. Sie ſind ein kriegeriſches Gebirgsvolk, welches erſt in neuerer Zeit nach vielen blutigen Kämpfen mit den Türken in ein größeres Abhängigkeits-Verhältniß gerathen iſt, während es früher von einem eigenen Groß-Emir, der ein ziemlich loſer Vaſall der Türken war, regiert wurde. Der Groß-Emir wurde von den Emirn und Scheiks gewählt, welche mit dem Adel eine Art Landſtände bildeten und ſich im Hauptorte Deir-el-Kamer Behufs der Regelung ihrer Landesangelegenheiten verſammelten. Der Groß-Emir beſaß keine eigenen Truppen, ſondern es wurden ihm ſolche von den übrigen Emirn und Scheiks zur Verfügung geſtellt. Sowohl die Beſchaffenheit des Landes, als auch die politiſchen und geſellſchaftlichen Zuſtände der Druſen haben viele Aehnlichkeit mit dem Lande und den Zuſtänden der chriſtlichen Montenegriner in Europa. Beide Völkerſchaften ſind freiheitliebend, tapfer und grauſam. Beiden iſt die Gaſtfreundſchaft heilig, aber auch von beiden wird die Blutrache ausgeübt. Beide Völker bewohnen ein kleines Gebiet von nur etwa 100 Quadratmeilen, und von einer Bevölkerung, welche je kaum 130,000 Köpfe erreicht, ſtellen beide beim

*) F. Kanitz beſuchte dieſe Druſen im Jahre 1861. Es waren 55 Internirte und darunter 20 Beys und Häuptlinge. Er ſchreibt darüber: „Ein kleiner Kreis vereinigte die vornehmſten Häuptlinge, darunter Männer von außerordentlicher Schönheit, untadelhafter Haltung und voll ſtolzen ungebeugten Selbſtgefühls. Huſſein-Beg von Aitez, ein Greis mit ſchönem weißen wallenden Barte, Selim-Beg von Wibadaran, ein junger Mann aus vornehmer Familie, Schumbalad-Juſſuf von Amatur, Hali-Ara von Raſchaja, Haſſein-Effendi von Deir-el-kamr und namentlich Abdullah Ellakaili von Beirut, letzterer ein Mann von herkuliſchem Körperbau, waren nur zumeiſt durch ihre echt aſiatiſchen, höchſt charakteriſtiſchen Köpfe auffallend. Mit wahrem Vergnügen zeichnete ich mir die Phyſiognomien der Genannten; doch hatte ich zu thun, die feurigen, ſtechenden, unverwandt auf mich gerichteten Blicke auszuhalten.“

Ausbruche eines Kampfes verhältnißmäßig bedeutende Streitkräfte in das Feld. Man behauptet, daß die Druſen 30 bis 40,000 streitbare Männer stellen können.

Das Gebirgsland des nördlichen Libanon ist das Hauptgebiet der christlichen Maroniten, welche zumeist den Weinbau und die Seidenzucht betreiben. Im Libanon sollen 85,000, im Antilibanon und anderen syrischen Gebirgen bis 140,000 Maroniten leben. Ihr Patriarch reſidirt im Kloster Kanobin, am Fuße des 8790′ hohen Berges, Dschebel-Makmel, so lange dies die Gunst der schönen Jahreszeit gestattet, zur Winterszeit zieht sich derselbe gewöhnlich nach Bkerke zurück. Der von der Pforte einge-



Gefangene Druſenhäuptlinge in den Kasematten Belgrads. (Originalzeichnung von F. Kanitz.)

setzte Kaimakan der Maroniten hält sich gewöhnlich in Dschunieh auf. Die Anzahl der Klöster im Lande der Maroniten übertrifft noch die Niederlassungen der griechischen Mönche auf dem heiligen Berge Athos, denn die

Maroniten ſollen mehr als 200 Klöſter beſitzen. Der 20 Meilen lange und 4 Meilen breite Libanon iſt reich an maleriſchen Anſichten und reizenden Landſchaften und Naturſchönheiten, obgleich der bis 9000 Fuß hohe Kamm gar keine Zacken und Hörner hat, ſondern nur einförmig fortlaufende Wellenlinien bildet. Von den berühmten Cedern des Libanon ſollen noch 300 bis 400 vorhanden ſein, deren Alter auf 3000 und zum Theil ſogar auf 6000 Jahre geſchätzt wird.

Die kriegeriſchen Druſen erreichten die höchſte Macht im Anfange des 17. Jahrhunderts unter ihrem berühmten Emir Fakkardin, welcher ſelbſt den Türken gefährlich wurde, aber zuletzt der Uebermacht unterlag und 1631 in Conſtantinopel hingerichtet wurde.

Seit Anfang dieſes Jahrhunderts machten die Druſen mehrfach Gemeinſchaft mit den rebelliſchen türkiſchen Paſchas und wurden 1823 Bundesgenoſſen Mehemed Alis, des Paſchas von Aegypten. Allein die tyranniſche Behandlung der Aegypter nöthigte ſie wiederholt zu Aufſtänden, und ſie wurden von Ibrahim Paſcha abermals den Aegyptern unterworfen. Alle dieſe Schickſale haben die, eine griechiſch-orientaliſche Sekte bildenden, Maroniten, welche unter dem Oberhaupte der Druſen ſtanden, mit denſelben gemeinſchaftlich getheilt. Beide abgeſonderten Völkerſchaften bildeten vereint eine in der That gefährliche Macht, welche ſich beſonders unter Emir Beſchir bald gegen die Pforte, bald gegen die Aegypter erhob, bis Beſchir im Jahre 1840 dem Vicekönig treu blieb, aber von der Pforte in Folge ſeiner Erhebung ſeiner Würden entſetzt wurde, was denſelben veranlaßte, Syrien zu verlaſſen. Von den Engländern aufgehetzt und mit Waffen von denſelben verſehen, erhoben ſich die Druſen und Maroniten endlich auch gegen die Herrſchaft Mehemed Alis und führten deſſen Sturz in Syrien herbei, aber ihre alten Freiheiten erhielten dieſelben nicht wieder. Und als der alte Kampf zwiſchen den druſiſchen und maroniſchen Scheiks wegen der Oberemirſchaft neuerdings entbrannte, benutzte die hohe Pforte dieſe Entzweiung und brach die Selbſtſtändigkeit beider Völker, die, zuletzt unter dem Ober-Emir Beſchir vereint, ihr ſo gefährlich waren. Jetzt ſchickte die Pforte den bekannten Renegaten Omer Paſcha nach dem Libanon, damit derſelbe die Druſen und Maroniten gemeinſchaftlich regiere. Allein das harte Verfahren Omer Paſchas veranlaßte die Druſen, ihre Streitigkeiten mit den Maroniten ruhen zu laſſen, und ſie erhoben ſich abermals gegen die Türken und ſtellten das Begehren, ihnen und den Maroniten gemeinſam wieder einen Groß-Emir zu geben. Da dieſes Verlangen auch von den chriſtlichen Mächten durch ihre Geſandten in Conſtantinopel unterſtützt wurde, gab die Pforte nach und traf die Beſtimmung, daß fortan beide, Druſen und Maroniten, abgeſondert unter der Leitung eines türkiſchen Kaimakans ſtehen ſollen, dem ein Verwaltungsrath aus beiden Völkerſchaften beigegeben werde.

Allein die Druſen waren weder mit der türkiſchen Oberherrſchaft, noch mit der Gleichberechtigung, welche jetzt den Maroniten zugefallen war, zufrieden, und die Streitigkeiten mit letzteren dauerten fort, bis dieſelben 1859 zu einem offenen Kampfe führten, in welchem die Maroniten unterlagen. Wie ſchon früher oft, waren letztere auch diesmal bereit, auf die von den Druſen geſtellten Forderungen einzugehen, aber die Türken traten ins Mittel und überredeten die Maroniten, ſich lieber ihnen, als den Druſen zu übergeben. Leider gaben die chriſtlichen Maroniten den Einflüſterungen der Türken Gehör und lieferten den Türken Waffen aus, wurden aber dann wehrlos von den Druſen, die von den türkiſchen Soldaten ohne jeden Widerſtand in die Städte und Feſtungen eingelaſſen worden waren, niedergemetzelt. In Damaskus, wo mehrere tauſend Chriſten hingemordet wurden, nahm ſich Abdel-Kader großmüthig der verfolgten Chriſten an und rettete vielen das Leben, während die Verfolgten in Maſſen nach der Hauptſeeſtadt Syriens, Beirut, flüchteten, wo das chriſtliche Element ſchon das vorherrſchende iſt und wo ſich auch viele angeſiedelte Europäer befinden. Endlich eilten die Franzoſen zum Schutze der Chriſten herbei und beſetzten den Libanon mit ſeinen Städten, welche Intervention bei Einigen zu der Beſchuldigung Veranlaſſung gab, als hätten franzöſiſche Agenten in dieſer blutigen Angelegenheit ihre Hand im Spiele gehabt, um für Frankreich eine Gelegenheit herbeizuführen, ſich in Syrien feſtzuſetzen, was ſich aber in der Folge nicht bewährt hat. Auch nahm ſich Frankreich mit den chriſtlichen Mächten der Sache energiſch an, und es wurden einige der druſiſchen Rädelsführer hingerichtet, die kompromittirten Häuptlinge aber in die Caſematten Belgrads verwieſen. Auch der Maroniten-Häuptling, Joſeph Karam, wurde zu ſeiner Beſchützung in Smyrna internirt, und es iſt derſelbe erſt im Monate Dezember 1864 wieder heimlich nach dem beruhigten Libanon zurückgekehrt.

Zur Regierung des Libanon iſt im verfloſſenen Jahre ein neues Reglement ausgearbeitet und am 24. November in Bittedin feierlich kund gemacht worden. Bei derſelben Gelegenheit hat auch die Feier der Verleſung des kaiſerlichen Fermans ſtattgefunden, womit der bisherige Gouverneur, Daud Paſcha, auf weitere fünf Jahre beſtätigt worden iſt. Bei dieſer Feierlichkeit waren anweſend: die 6 Mudire des Libanons, etwa 50 druſiſche und maroniſche Emire und Scheiks, 2 armeniſch-katholiſche, 2 griechiſch-katholiſche Biſchöfe, dann der Vorſtand ſämmtlicher griechiſch-katholiſcher Klöſter des Gebirges. Der einige Stunden von Bittedin reſidirende Patriarch der Maroniten hatte ſich bei dieſer Feier vertreten laſſen. Aus Beirut waren anweſend: der Mollah, der Militärpaſcha und ein Mitglied des großen Medſchliſſes.

Die Menschen in Oberfranken.*)

I.

Ethnographische Eintheilung Oberfrankens. — Bamberger und bayreuther Land. — Slavische Ansiedlungen. — Die Dörfer des Fichtelgebirges und der Ebenen. — Der Hausbau. — Die Außenseite der Menschen. Charakter derselben.

Die bayrische Provinz Oberfranken scheidet sich ethnographisch in zwei große Gruppen, das bayreuther und bamberger Gebiet. Jenes umlagert den Knotenpunkt des Fichtelgebirges. Der Hochländer trägt seine wesentlichen Kennzeichen gegenüber dem westlichen bayreuther Unterländer, und eine noch schärfere Linie scheidet im östlichen Vorlande den Bewohner des ehemaligen Sechsämterlandes vom nördlichen Voigtländer.

Auch das bamberger Gebiet umfaßt zwei getrennte Gebirgsmassen, Jura und Frankenwald, und die Bevölkerung in jedem zeigt wieder ihr eigenthümliches Gepräge. Zwischen beide legt sich das breite Band des Mainstromes, das südwärts eine Fortsetzung im Rednitzgrunde findet. In diesen ausgeweiteten Thalungen hat sich nicht minder ein bestimmter Volkscharakter gebildet, westwärts in jenen des Steigerwäldlers und des mit ihm verwandten Siedlers am Haßwalde übergehend.

Wie es kam, daß auf einem verhältnißmäßig so kleinen Gebiete Deutschlands so verschiedene Menschen dicht neben einander wohnen und sich in Sitte und Mundart wesentlich von einander scheiden, werden wir aus Folgendem ersehen. Freilich stießen hier auch Thüringer, Franken und Slaven zusammen, und noch heutigen Tages lassen sich in deren Nachkommen die Eigenthümlichkeiten der Väter erkennen.

Hier in Mitteldeutschland flutete das germanische Völkerleben am gewaltigsten. Hier begegneten sich in wechselvoller Bewegung Stamm um Stamm, Gesellschaft um Gesellschaft, gegenseitig sich verdrängend oder durchdringend. Hier bildete sich auf kleinerem Gebiete je nach den Mischungsbestandtheilen eine Reihe bestimmter, abgeschlossener Charaktere. Aus historischen Gründen fehlt daher der Bevölkerung der ganzen Provinz jene Einheit und Gleichstimmung, wie sie uns in den anderen bayrischen Provinzen, bei Schwaben und Altbayern entgegentritt.

Oberfranken besitzt im Innern drei Gebirgsmassen, bedeutsame Punkte nicht nur für den Naturforscher, sondern auch für den Ethnographen: Die Granithöhen des Fichtelgebirges im Süden des Osttheiles, die Ausläufer des Frankenjura's, die den Westen in zwei Hälften theilen, und das Thonschieferplateau des Frankenwaldes mit einem Stückchen Thüringerwald im äußersten Norden.

Fassen wir zunächst die Umgebungen des Fichtelgebirges ins Auge, so lehnt sich im Westen an dieses das bayreuther Unterland im Stromgebiete des Rothen Maines; nördlich das bayrische Voigtland und östlich das Gebiet des ehemaligen wunsiedler Kreises, die sogenannten Sechsämter in den Thalungen der Eger, Rößla und Kössein.

Strabo erzählt von dem großen suevischen Stamme der Hermunduren jenseits der Elbe, der mit Leichtigkeit seine Wohnsitze änderte, da er kein Land bebaute und nur in flüchtig aufgeschlagenen Hütten lebte. Wir finden sie im ersten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung im Südostviertel der oberfränkischen Provinz. Dann zogen Markomannen, Quaden, Gothen und Thüringer über das Gebiet; letztere hatten sich im fünften Jahrhundert im Voigtlande festgesetzt, und noch heute gemahnt eine Reihe ethnologischer Momente im Fichtelgebirge und Voigtlande an thüringische Verwandtschaft. Viele Lokalbezeichnungen finden sich am Harze wieder, wie denn auch manche Sitten und Gebräuche in beiden Gegenden dieselben sind.

Im fünften Jahrhundert tritt ein neues Volkselement auf den Schauplatz. Die Wellenschläge der Völkerwanderung hatten slavische Stämme von ihrer chorwatischen Heimat an den Karpathen auf deutsches Gebiet gedrängt. Von Böhmen nach dem Fichtelgebirge kommend, breiteten sie sich den Main entlang aus und drangen im Laufe zweier Jahrhunderte bis an die Regnitz, Aisch und Wörnitz vor. Da die Macht der Thüringer von den Franken gebrochen war, so war ihnen das Nachrücken erleichtert, so daß sie, unterstützt durch ihre Colonisirungen, im siebenten Jahrhundert in ganz Oberfranken festsaßen. Ihre Heerbannfreiheit, ihr Verständniß im Ackerbau und in der Gewinnung des Erzes festete ihre Seßhaftigkeit neben den alten Einwohnern und verschaffte ihnen theilweise das Uebergewicht über dieselben. Es bildete sich eine Mischung wendisch-germanischen Blutes. Die heidnischen Wenden wohnten so neben den christlichen Franken, und ihre Ueberwältigung und Bekehrung bildete vom achten Jahrhundert an aus politischen und kirchlichen Gründen die Aufgabe der Frankenkönige. Der slavisch-germanische Rednitzgau gehörte bereits im neunten Jahrhundert zu Frankonien. Allmälig ging die Wiedergewinnung des slavisirten Bodens für die Deutschen nun mit sicheren Schritten vorwärts.

Noch ist die religiöse Spaltung zwischen dem bayreuther und bamberger Lande hier zu erwähnen. Das erstere bekannte sich im 16. Jahrhundert unter Markgraf Georg dem Frommen zum Protestantismus, während Bamberg, wo der Krummstab regierte, beim Katholicismus verblieb. Auch die Merkmale, welche das Glaubensbekenntniß dem Volke aufdrückt, tragen dazu bei, die Verschiedenheit zwischen Bambergern und Bayreuthern recht zur Schau treten zu lassen.

Wir wenden uns nun zum Gebiete des weiland Hochstiftes Bamberg. Hier drängt sich zwischen Jura und Frankenwald die reizende Thalebene des Maines. Wie der Ansiedler im untern Main- und Rednitzgrunde von den Bewohnern des Juraberglandes sich unterscheidet, so trägt auch der Frankenwäldler sein eigenes Gepräge und macht seinen Anspruch auf volksthümliche Selbstständigkeit geltend. Doch sind es vorzugsweise topische Verhältnisse

*) Bavaria. Landes- und Volkskunde des Königreichs Bayern. Bd. III. 1864. Die hier ausgezogenen Kapitel fanden an Eduard Fentsch einen gründlichen Bearbeiter.

und die eingreifenden Wirkungen von Besitz und Arbeit, welche hier eine stammverwandte Bevölkerung in drei Partien gruppiren. Nur das eine Moment erscheint noch einflußreich, daß im Nordosten die slavische Sitte und Tracht noch merklicher nachklingen als im Westen, welcher ostfränkischer Kultur und Uebersiedlung in höherem Maße ausgesetzt war.

Daß am Bewohner des Frankenwaldes slavische Eigenheit fester haften blieb, mag wohl auch der Oertlichkeit zugeschrieben werden. An der obern Saale saßen die Sorbenwenden schon im fünften Jahrhundert. Der Frankenwald war demnach ihrer Colonisirung vor Allem ausgesetzt. Abgesehen von dem wirksamen Umstande weiterer Entfernung von fränkischer Nachbarschaft und fränkischer Kultur, boten die mächtigen Bergwälle den slavischen Siedelungen in den verborgenen Thalschluchten dieses altthüringischen Gebietes mächtigen Schutz.

Der Rennsteig bildet die alte Landmarke zwischen Franken und Thüringen und er ist auch, so weit er in das hier in Rede stehende Land eingreift, eine confessionelle Scheidelinie; denn er trennt den bambergischen Frankenwald von dem protestantischen bayreuther Amt Lauenstein. Trotz der durchweg analogen Voraussetzungen, aus denen sich die Gleichartigkeit des Volkes ableiten ließe, hat diese spätere territoriale und kirchliche Scheidewand einen ganz auffallenden Unterschied hervorgerufen. In den ersten Dörfern südlich des Rennsteiges klingt uns die rauhere bamberger Mundart entgegen, während nördlich der weichere, mehr singende thüringer Dialekt vernommen wird. Nicht minder besteht ein fühlbarer Unterschied zwischen der Lebens- und Beschäftigungsweise hüben und drüben, und der nachbarliche Verkehr ist so auffallend gehemmt, daß der protestantische Dörfler den unmittelbar angrenzenden Katholiken kaum dem Namen nach kennt. Gleiches gilt auch dem östlichen Voigtländer gegenüber.

Die Dörfer des Fichtelgebirgshochlandes liegen zum größten Theile ganz in der Thalsohle, da die Kuppen der Centralmasse wenig den Anbau gestatten. Auf den nördlichen Terrassen des Voigtlandes liegen die geschlossenen und zusammengebauten Dörfer auf den weiten Hochebenen, tragen aber nicht den Charakter der Gebirgsdörfer.

Bei den Gebirgsdörfern schmiegen sich die Häuser in langgestreckten Zügen den Windungen des Thales an oder zerstreuen sich planlos nach allen Richtungen. Der Ort Warmensteinach bildet das Beispiel eines solchen fichtelbergischen Gebirgsdorfes, dessen Hütten weit zerstreut über das Thal und den sanftgewölbten Höhenrücken hingewürfelt sind. Der ganze Kessel, in welchem der Ort liegt, bildet die Gemarkung desselben, zu deren Durchwanderung es nahezu einer Stunde bedarf, und der Bauer mag sich einen hübschen Weg nicht verdrießen lassen, wenn er den nächsten Ortsnachbar besuchen will.

Den Gegensatz finden wir im bayreuther Unterlande und dem ehemaligen Sechsämter-Bezirk. Ersteres hat eine beträchtliche Zahl stattlicher hübsch zusammengebauter Dörfer, und Aehnliches finden wir auch in den Sechsämtern. Viele Ortsnamen tragen dort die unverkennbare Spur wendischen Ursprungs, andere sind rein deutsch und liefern den Beweis, daß hier slavische und germanische Siedelungen nebeneinander bestanden. Die vollständige Germanisirung war blos Wirkung der imprägnirenden Macht des deutschen Geistes.

Auf dem Fichtelgebirge lag ein Reichthum an weichem Werkholz zur Benutzung für den Hausbau zur Hand, daher sind dort auch Fachwerk und Schindeldachung vorherrschend. Das Giebeldreieck des Wohnhauses ist mit Brettern verschalt, und vollständige Blockhäuser finden sich häufig im tiefern Gebirge. Namentlich findet sich im Warmensteinachthale ein Reichthum an Hütten, die blos aus Balkenwerk auf steinerner Grundlage errichtet sind. Im Voigtlande hat auch das Fachwerk meist eine Bretterverschalung zum Schutze gegen Wetterstürme. Bloßliegendes Riegelwerk mit gemauerten Füllungen ist in den Sechsämtern vorherrschend. Dem nordwestlichen Voigtlande liefern die Schieferbrüche des Frankenwaldes ein billiges Material, das seine Verwendung zur Dachdecke und Bekleidung der Fronten findet.

Eine Erscheinung ist es aber vorzüglich, welche das Bauernhaus im bayreuther Land von jenem Südbayerns unterscheidet. Während hier wie in der Oberpfalz bekanntlich die Fenster der Hütte zum förmlichen Guckloche sich verengen, sind sie dort breit und hoch, selbst im Gebirge und trotz der Witterungsverhältnisse. Vielleicht hat dies seinen Grund im Charakter des Volkes. Der Thüringer und Franke ist offener und zuthunlicher, mittheilsamer als der Oberpfälzer und Altbayer. Dieser tritt in allen Dingen, wo der enge Familienkreis nicht genügt, aus der gefriedeten Sphäre des Hauses sofort in die Oeffentlichkeit hinaus. Dagegen will er in seinem Hausleben unbelästigt bleiben. Er macht es deshalb den spähenden Blicken möglichst schwer, sein Thun und Treiben zu belauschen. Der Franke aber legt sein Familienleben mehr blos. Er zieht Vieles herein; er verhandelt Manches innerhalb der vier Pfähle seiner Hütte, wozu der Altbayer unumgänglich des Wirthshauses bedarf. Zudem ist er neugieriger und schwatzhafter und will in der Aussicht ebensowenig behindert sein, als in der Einsicht. Was die innere Einrichtung des Hauses anbetrifft, so sind die Gelasse auf den nothwendigsten Bedarf beschränkt. Die Hausflur trennt Stube, Schlafkammer und Küche von der in einer Flucht angebauten Stallung.

Am ursprünglichsten, nur der Nothdurft dienend, sind die armen Weberhütten im nördlichen und östlichen Bergvorlande. Gewöhnlich sind Küche, Schlafkammer und Wohngelaß in einen Raum vereinigt, um allen Verwechslungen vorzubeugen. Sind Flur und Küche abgetrennt, so will dies schon etwas bedeuten. Der Schmutz in den dumpfen, durchräucherten, mit feuchtem Garngeruche erfüllten Stuben ist eingebürgert, und der Platz größtentheils so beschränkt, daß neben dem Webestuhl und der Familienlagerstätte kaum ein Raum neben dem Kachelofen übrig bleibt, auf dem man sich frei bewegen kann. Es ist erklärlich, daß ein bleiches, schmächtiges Männergeschlecht aus diesen Hütten hervorgeht. Das Weib, welches mehr im Freien beschäftigt ist, erscheint dagegen durchschnittlich stärker und kräftiger als der Mann.

Auch die Dörfer des bamberger Landes bieten einen Gegensatz zwischen denen im Flach- und im Berglande. Wo sich der Regnitzgrund zum ebenen Tafellande erbreitet, gleich einem Flachgaue, da beginnen die compakten, abgeschlossenen Dörfer, Haus an Haus gereiht, von förmlichen Zeilen durchschnitten. Andere Charaktere zeigt uns die Juragruppe, je nachdem die Ortschaften auf der Hochplatte oder in den Thalrissen liegen. In jenen findet sich wohl ein engerer Anschluß der Gehöfte, denn die trostlose, kahle Fläche mußte den Drang hervorrufen, sich enger aneinander zu siedeln. In den Flußthälchen dagegen, die nicht viel Raum für Bauplätze gewähren, bauten sich die Ortschaften zeilig längs des Flußrandes oder Berghanges hin, doch regelloser und mehr auseinander gezogen, als die Hochstraßendörfer des Flachlandes.

Die Herdstätten schmiegen sich in die Bewegung dieser reizenden Thalgründe und bilden nicht selten eine malerische Staffage.

Eine bemerkenswerthe Erscheinung darf schließlich nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Die slavischen Siedelungen zeichnen sich bekanntlich dadurch aus, daß die Häuser im Oval, Kreis oder Halbkreis aneinander gebaut sind und in der Mitte einen Raum frei lassen. So wie die Rosse auf der Steppe, wenn Gefahr herannaht, in engem Kreis sich zusammendrängen, so sind diese Dörfer angelegt. Eine überraschende Aehnlichkeit mit diesem Bilde bieten einzelne Ortschaften des Frankenlandes. Zedlitz bei Stadtsteinach, Reitsch im Landgerichte Kronach, noch auffallender Förtschendorf an der Haslach sind nicht nur ihrem Namen, sondern augenscheinlich auch ihrer Anlage nach Slavendörfer.

Beim Bauernhause und Gehöfte im Bambergischen zeigen der untere Regnitzgrund und das flache Mainthal vorwaltend Steinbau. In der vermittelnden Hügelregion herrscht der Riegelbau mit blosliegendem Fachwerk vor. Das Bauernhaus ist meist einstöckig, mit mäßig steiler Dachung und hohem Giebel. Die Hausthüre ist an der Breitseite angebracht, die Fensteröffnungen sind groß. Aehnlich ist das Bauernhaus auf der Jurahöhe, meist aber, in Folge der Armuth der Insassen, baufällig. Aeußerst beengt und originell ist das Bauernhaus im Frankenwalde, namentlich im Herzen desselben an der Rodach, Haslach und Kronach. Die Holzconstruction ist in allen möglichen Formen vom einfachen Blockhause bis zum buntesten und launigen Riegelbau vertreten. Häufig tritt der Oberstock einige Fuß breit hervor, und die Balken, auf denen er ruht, haben profilirte Köpfe, darauf baut sich ein zierliches Fachwerk mit Bug und Andreaskreuz und mit gekehltem und geschnitztem Fenstergewände. An den Hausecken kommen erkerartige Anbaue vor. Höher hinauf nach dem Thüringer Wald nimmt die Anwendung der Schieferplatte vorzüglich überhand und die schwarzen Dörfer in den engen, waldumschatteten Thalungen erhalten dadurch einen eigenthümlichen Anblick.

Der Stammesverschiedenheit zum Trotz findet sich überall in Bayern eine auffallende Gemeinsamkeit der Sitte, das Mal süddeutscher Volksthümlichkeit. Wie auf dem Gebiete der Sage, so bildet auch auf jenem der Ethnographie dieses Gemeingiltige den Schaft, an dem sich je nach Lage, Licht und Erdreich die Blüthe in wundersamer Verschiedenheit aufsetzt. Das Rassenverhältniß gibt die Lokalfarbe; die Oertlichkeit bedingt Form und Fülle. In dieser Beziehung ist auch wieder bayreuther und bamberger Land zu unterscheiden.

Kaspar Bruschius läßt sich in seiner Beschreibung des Fichtelgebirges also vernehmen: „Es hat der Fichtelberg und schier das ganze umgelegene Land ein fromm, getreu, freundlich, aber doch fast grob, bäurisch, hart und starkes Volk, das Hitze und Frost in aller Müh und Arbeit wohl vertragen mag. In Summa, es seynd Leute, umb von Natur angeborner Stärke willen wilde Säue und grausame Bären zu fällen und zu fahen, fast geschickt, wiewohl sie nicht von Leib grob und ungeheuer, sondern auch sonsten von Art des Hölzleins seynd, das sie selbst gemeiniglich an den Spießen tragen, daß, wann man von einem guten Knittel sagen will, spricht man, es seye ein grober Fichtelberger.“ Seit Bruschius schrieb, hat die Flut von dritthalb Jahrhunderten gar manches Rauhe hinweggespült, Vieles abgeschliffen und geglättet. Wenn wir das zu- und abrechnen, so läßt sich sagen, daß die obige Schilderung noch auf den heutigen Fichtelberger passe. Seine markige, stämmige Figur deutet noch auf einen bedeutenden Rest jener körperlichen Vorzüge, die freilich nicht mehr zum „Bärenfällen“ verwendet werden.

Aber je näher wir nach Norden und Osten dem Flachlande rücken, wo die Zahl der Webstühle fast größer ist, als die der Eggen und Pflüge, desto seltener begegnen wir strammen Burschen und drallen Dirnen. In den eigentlichen Weberdistrikten des Voigtlandes und wunsiedler Kreises wohnt ein schmächtiges, bleiches Völklein, an dem man die Stubenluft wittert. Das ewige Einerlei des Weberschiffleins, der seltene Genuß der freien Luft und die schlechte Nahrung, das sind die naheliegenden Gründe dieser Erscheinung.

Ein fester Bauernschlag sitzt im westlichen Vorlande, um Bayreuth und bis zum Ostrande des Jura's. Lassen wir den Mistelgauer als Prototyp gelten. Wenn nicht gerade stattlich und hochwüchsig, ist er doch derb und robust; der breitkrämpige Bauernhut beschattet einen echten Bauernkopf mit groben Gesichtszügen. Sein Auftreten bekundet bäuerliches Selbstbewußtsein. Dabei ist er elastischer, körperlich und geistig regsamer als sein östlicher Nachbar. Er ist eine Mischung von slavisch-thüringischem und ostfränkischem Wesen. Daß überhaupt in Bezug auf Körperbildung die slavische Vorzeit nachwirke, ist unverkennbar. Tiefliegende, kleine Augen, stark hervortretende Backenknochen und dunkles Haupthaar, namentlich bei Kindern neben den blonden germanischen auffallend, sind nicht vereinzelte Vorkommnisse. Besonders im Voigtlande mahnen bei den Frauen üppiger Wuchs und ansprechende Gesichtszüge an slavische Mischung. Das Mädchen und das jugendliche Weib überragt nicht selten den schmächtigen Burschen; aber es verblüht schnell, und seine Reize überdauern kaum die Flitterwochen.

Im Ohre des Voigtländers, der das bayreuther Fränkische mit einiger Schattirung spricht, klingt der singende, an gebrochenen Lauten reiche, oberpfälzische Dialekt rauh und mueben, und nach dem Klange seiner Rede beurtheilt er auch den Nachbar. Etwas derber als der Voigtländer ist der „Sechsämterer“. Nach dieser Richtung ist es charakteristisch, daß z. B. in Redwitz, welches bis in die neueste Zeit ein egerer Lehn war und wo österreichisches Landrecht galt, eine Ohrfeige jede Verbalinjurie von Rechtswegen compensirte. Eine boshafte Sage nennt die Dörfer Nagel und Reichenbach am Fusse der Kössein „des Teufels Leibgeding“ und stellt damit die Sitten der Ortsnachbaren nicht in das günstigste Licht. Und dennoch hat auch der Bewohner dieses Theils der alten wunsiedler Hauptmannschaft wieder recht, wenn er sich selbst für „feiner“ hält, als die Leute jenseits der Kornberge. Er weiß klug hinter den Bergen zu halten; er ist schlau und listig und kann mit großer Gewandtheit Viel reden, ohne seine Gesinnung zu verrathen. Wir stehen auf einem Stückchen oberpfälzischen Bodens, das die Verwandtschaft mit dem Süden nicht zu verleugnen vermag. Im Egerländchen ist der Ausdruck „lauschet“ im Schwange, wenn man nicht recht weiß, ob das Wetter sich zum Guten oder Schlimmen wenden will. Die Bezeichnung paßt auch für diese Leute, sie sind „lauschet“. Ihr zurückhaltendes, mißtrauisches Wesen löst sich schwer, und nur dann, wenn man sie treuherzig zu machen weiß, was nicht Jedem gelingt, der des Idioms nicht mächtig ist. Dagegen sind sie ungemein fleißig und ausdauernd; selbst bei wohlhabenden Bauern herrscht eine Genügsamkeit, die große Anerkennung verdient.

Grader und offener ist der Bewohner der nördlichen Vorberge des Fichtelgebirges, er steht dem Franken näher,

als dem Egerländer, obwohl er jenem weder an Beweglichkeit und Lebendigkeit noch an Witz gleichkommt. Am gewandtesten und beweglichsten ist der bayreuther Unterländer. Dem Mistelgauer merkt man das schon am wiegenden Gange ab. Er ist heiter, lebenslustig, anregend, zum Genusse schneller bereit als der Voigtländer.

Die Bevölkerung des bayreuther Landes besteht zum größten Theile aus Protestanten und rühmt sich selber der Toleranz. Neigung zum Pietismus findet sich wenig, namentlich wo die frische Bergluft weht.

Es bedarf keiner besondern Unterscheidungsgabe, um mit dem ersten Schritte, den wir auf bambergisches Gebiet setzen, den gewaltigen Abstand zu fühlen, der zwischen Sprache und Sitten seiner Bewohner und jener Bayreuths herrscht. Der Bamberger hat bereits ostfränkische Lasur, aber auf rauhern Grund aufgetragen. Körperlich und geistig ist er schwerfälliger als sein Nachbar gegen Abend, und sein Nachbar im Osten rühmt sich gleichfalls eines feinern Schliffes. Die Mundart klingt breiter und härter als das Unterfränkische und Voigtländische.

Das Kernvolk des Erzstiftes sitzt um Bamberg selbst, gegen den Haßwald und Steigerwald, dann den Main und die Regnitz aufwärts bis gegen Lichtenfels und Forchheim. Es ist ein untersetzter, kräftiger Schlag Leute, zum größten Theil wohlhabende Bauern, die sich gefallen lassen müssen, für grobkörnig zu gelten. Im Vorlande des Frankenwaldes und um Lichtenfels, wo die Korbflechterei sich Geltung verschafft hat und dem geringern Erträgniß des zersplitterten Besitzes nachhelfen muß, hat sich der Bauerntrotz schon merklich gebrochen.

Der Bamberger ist lebenslustig und will genießen. Er ist sinnlich, leicht anregbar, plaudert gern und viel, und sein Mutterwitz ist von drastischer Wirkung. Er ist leichtblütig und heiter, und der „lachende Engel" im bamberger Dome ist nicht umsonst das Wahrzeichen der Stadt.

Bei der Bevölkerung des Frankenjura's herrscht vielfach Verkommenheit. Kräftige, untersetzte Gestalten bilden die Ausnahme, und die Armuth äußert überall ihre Wirkungen. Die Leute sind weniger offen, lebensfrisch und selbstständig; sie sind höflich und artig, aber versteckt und mißtrauisch, leicht zu Prozessen geneigt, dabei aber nüchtern und fleißig.

Ein eigenes Völkchen wohnt im sogenannten „schwarzen Winkel", den Dörfern Obertrubach, Gschwand, Bärenfels und Kühlenfels, das sich durch Unstätigkeit und Wanderlust auszeichnet. Die Leute treiben Hausirhandel mit Sämereien, Zwiebeln, gedörrten Früchten u. dergl. und kaufen sich von ihren Ersparnissen Flachs ein, der während des Winters versponnen wird.

Im Frankenwalde drängt sich dem Beobachter der Unterschied zwischen Mann und Weib in Bezug auf die somatischen Verhältnisse auf. Neben den massiven, stämmigen Burschen trifft man durchschnittlich Dirnen von kaum mittlerer Größe, verhältnißmäßig fein gebaut, mit hübschen Gesichtszügen, aber selten drall und vollbusig. So steht im gleichen Widerspruche die stattliche Voigtländerin ihrem gebrechlichen Eheherrn gegenüber. Wo der slavische Typus am kennbarsten auftritt, sind die Mädchen durchschnittlich am üppigsten und schönsten.

Früher waren die Zigeuner in großer Zahl in Oberfranken verbreitet, und manche Benennungen, wie Sagen erinnern noch an sie. Im Frankenwalde, etwa anderthalb Stunden nordwärts von Kronach, befand sich noch vor 10 Jahren ein vollständiges Zigeunerdörflein, Neuenbach an der Grümpel, bekannter unter dem Namen Wilhelmsthal, dessen winzige Holzhütten wie Schwalbennester an den Wänden des Thalgrundes angeklebt sind. Aber eines schönen Morgens ergriff das Völklein die alte Wanderlust, und mit Kind und Kegel war es spurlos verschwunden.

Aus allen Erdtheilen.

Nachrichten aus Kassala vom Grafen Krockow. Ueber einen von Kassala aus in südlicher Richtung unternommenen Ausflug berichtet uns dieser Reisende: „Seit dem 1. Januar 1865 sind wir hier (in Kassala) von einer dreiwöchentlichen sehr anstrengenden Reise wieder eingetroffen und Gott sei Dank! im besten Wohlsein. Am 11. Dezember 1864 gingen wir in südlicher Richtung nach dem Atbara vor, überschritten diesen und blieben fünf Tage in Gedaref, um weitere Einkäufe zur Reise zu machen. Der Marktplatz Gedaref ist ein recht armseliger Ort, der nur aus elenden Strohhütten besteht, in dem kein Baum und kaum ein Tropfen Wasser zu finden ist. Eine traurige, einförmige Grasebene umgibt ihn nach allen Seiten. Die Zahl der Einwohner beträgt 4 bis 6000, unter diesen befinden sich auch einige Takruri, welche, von Darfur nach Mekka pilgernd, hier sitzen geblieben sind.

Von Gedaref reisten wir in anderthalb Tagen nach Tomat, einem Marktdorfe, das in der Dabaina am rechten Ufer des Atbara (hier Guangue?) liegt. Dort nahmen wir einen Führer, der uns in nördlicher Richtung, aber sehr schlecht, an den Fluß Setit brachte. Wir durchritten die hellen klaren Fluten dieses Flusses und gelangten in das nördlich davon gelegene Land der Homran; der Schech derselben war uns schon von früher her bekannt; bei ihm blieben wir vom 26. bis zum 28. Dezember des verflossenen Jahres und eilten dann, immer nördlich, durch das Tiefland nach einem Homrandorfe; nach kurzem Aufenthalte daselbst setzten wir unsre Reise sehr schnell fort und langten am letzten Tage des Jahres wieder wohlbehalten hier an. Der letzte Theil unsrer Reise führte uns durch mächtige Grasebenen, die nur durch zwei kleine Flußbetten, einige niedrige Höhenzüge und einen 500 bis 700 Fuß hohen Felsen unterbrochen waren. Von Wild war außer einem Strauß wenig zu sehen, ebenso zwei Tage lang keine menschliche Wohnung.

Am 9. Januar wollen wir wieder nach dem Setit aufbrechen, dann im März nach Galabat gehen und Anfang April wieder über das Rothe Meer den Weg nach Europa nehmen. (Ueber die Reise des Grafen Krockow vergl. Globus VII, 30. 318. Die beste Uebersicht derselben gewährt die ausgezeichnete Petermann'sche Karte von Ost-Afrika zwischen Chartum und dem Rothen Meere in den Ergänzungsheften 1861. — In einem frühern Briefe unsres Freundes beklagt derselbe sich bitter über Werner Munzinger, mit dem er im Dezember in Kassala zusammentraf. Letzterer kokettirte mit den Franzosen, wollte, wie man dort erzählte, an Lejeans Stelle französischer Consul in Massaua werden und suchte eine Bravour darin, recht auf die Deutschen zu schimpfen. A.)

Struve's und Potanins Erforschung des Tarbagataï-Gebirges. Im innern Asien, südlich vom Dsaisansee und im Norden des Ala kul erhebt sich das etwa 30 deutsche Meilen weit hinziehende Tarbagataï-Gebirge, das man seither bald

zum Gebirgssystem des Thian schan, bald zu jenem des Altaï gerechnet hat. Der Name bedeutet Murmelthiergebirge. Diese in vieler Beziehung interessante Region ist 1864 von C. Struve und dessen Begleiter Potanin genauer, als seither der Fall gewesen, ersorscht worden. Der Erstgenannte gab in der Sitzung der petersburger geographischen Gesellschaft vom 2. Dez. einen Bericht über seine Reise. Nachdem er den Charakter der Ebenen am Dsaisan und am Ala kul geschildert, wies er dann nach, welchen Einfluß die örtlichen Verhältnisse auf die nomadischen Kirgisen ausüben, die in jenen Gegenden wohnen. Sie haben in der jüngsten Zeit Versuche gemacht, feste Wohnorte zu gründen. Im Süden des Tarbagataï, etwa sechs deutsche Meilen vom Gebirge am Katyn Su, bauen gegenwärtig Kirgisen und tatarische Handelsleute ein Dorf von etwa 50 Feuerstellen, und etwas weiter abwärts ist der Bau eines zweiten Dorfes in Angriff genommen worden. Die Ansässigmachung würde sicherlich in größerem Umfange statthaben, wenn es nicht, selbst im Gebirge, an Holz mangelte. Die Kirgisen bauen jetzt Häuser vorzüglich zu dem Zweck, um sich den Besitz der Ländereien, auf welchen sie bisher nomadisch umherzogen, für die Dauer zu sichern. Uebrigens bemerkt man seit einiger Zeit in den Ebenen am Dsaisan, im südlichen Altai und im oder am Tarbagataï ein entschiedenes Vordringen der Kirgisenstämme nach Westen.

Eine Eisenbahn zwischen Jaffa am Mittelmeer und Jerusalem projektirt ein Herr Dr. med. et phil. Ch. F. Zimpel in einer soeben erschienenen kleinen Schrift: Straßenverbindung des Mittelländischen mit dem Todten Meere und Damaskus über Jerusalem (Frankf. a./M., Brönner, 1865). Den Verfasser leiten bei seinem Vorschlage außer ökonomischen Gründen noch wesentlich biblische. Er nennt Jerusalem „die erste Stadt der Welt", den religiösen Mittelpunkt für 600 Millionen Menschen und erwartet, daß demnächst noch 600 Millionen Heiden in China, Japan und Innerafrika von den christlichen Missionären bekehrt sein werden! Für diese 1200 Millionen Menschen muß nun eine Eisenbahn geschaffen werden, welche sie bequem nach Jerusalem und den anderen heiligen Stätten des gelobten Landes bringen soll; denn die jetzigen Transportmittel entsprechen keineswegs den Bedürfnissen. Alljährlich wandern über 60,000 Pilger zum heiligen Grabe, und die Kosten für jeden einzelnen betragen mindestens 40 Frcs. auf dieser Strecke.

Der Landweg vom nächsten Seehafen am Mittelländischen Meere, Jaffa, dem alten Joppe, bis Jernsalem hat mit Rücksicht auf die Unebenheiten des Bodens eine Länge von neun deutschen Meilen. Die neue Bahn soll in südöstlicher Richtung über Ramleh bis zum Wadi Surar führend und dann, östlich weiter gehend, in dessen Thal bis Jernsalem aufsteigen. Eine Seitenbahn wird über Bethlehem nach Hebron führen, eine andre im Jordanthale zum Todten Meere und nach Damascus. Dr. Zimpel will das Werk „im Namen Gottes" unternehmen und verlangt dafür die Kleinigkeit von $7\frac{1}{2}$ Millionen Thaler. „Was die Aufbringung der genannten Summe betrifft", so sagt der chiliastische Ingenieur, — „so rufe ich hiermit alle wahren, nicht nominellen Christen, die nach Jesaias 66, 10—14 Jerusalem lieb haben und an die ganze Bibel, und mithin auch an eine persönliche Rückkehr unsres Herrn und Heilandes zur Etablirung Seines Millenniums auf Erden glauben, auf, wohl zu bedenken, daß alle irdischen Glücksgüter ein Geschenk dieses Herrn sind u. s. w."

Dr. Zimpel fordert alle Kapitalisten, namentlich „Seine Majestät von Rothschild" und alle Juden auf, ihm ihr Geld für seine Eisenbahn anzuvertrauen. „Ich weiß eine Bank, die allen Zeitverhältnissen Trotz bietet, solider als irgend eine Bank der Welt ist und höhere Zinsen zahlt, als eine derselben. Wollt Ihr wissen, welches diese Bank ist? Es ist die Bank des Herrn von Jerusalem! Vertrauet seinem Worte, legt euer entbehrliches Geld dahin, und so wahr der lebendige Gott im Himmel lebt, Er wird es Euch reichlich vergelten, nicht allein in dieser, sondern in jener Welt."

Die ganze Schrift ist eine geographische Curiosität, obwohl auch nicht geläugnet werden kann, daß eine Bahn zwischen Jaffa und Jernsalem, wie überhaupt jeder Schienenweg, recht nützlich sein würde, wenn auch das tausendjährige Reich immerhin wie bisher so auch künftighin noch etwas auf sich warten läßt und die 600,000,000 Buddhisten und Mohammedaner auch ausbleiben.

B. **Der indische Telegraph.** Dies seit zwei Jahren in Aussicht gestellte und auch im Globus oft besprochene große Werk ist bekanntlich jetzt vollendet. Seit Anfang März gehen die Depeschen zwischen Indien und England ihren ungestörten zuverlässigen Gang. Man sah diesem glücklichen Erfolg schon seit Monaten mit der größten Zuversicht entgegen und schloß daran die Hoffnung, daß nun auch der schon zweimal mißglückte Versuch, England mit Amerika telegraphisch zu verbinden, wirklich zu Stande gebracht werden möchte. Die Vorbereitungen zu diesem Unternehmen sind fertig, und man erwartet nur den sturmfreien Monat Juli, um die Versenkung des Kabels mit wahrscheinlicher Sicherheit durchführen zu können. Der Himmel gebe dazu seinen Segen.

An der Spitze der kühnen Männer, welche die telegraphische Verbindungsbrücke zwischen Hindostan und Albion soeben vollendet haben, stand Pat Stewart. Er bildete die begeisterte und begeisternde Seele aller dabei nöthigen gefahrvollen Thaten und setzte sich dadurch ein Denkmal der Unsterblichkeit. War er schon vorher berühmt als ein Mann von hoher Begabung, von einer umfassenden Seelengröße und Charakterfestigkeit, so steht er jetzt da als der seltene Glückliche, der von keinem Rival beneidet werden kann, und der „Scotsman" hat Recht, wenn er hierzu bemerkt: „on few men's tombes can such a noble epitaph be carved." Aber neben ihm sind auch Charles Bright und L. Clark mit gebührender Auszeichnung zu nennen; sie waren des großen Meisters ausübende geschickte Hände.

Das Kabel, welches von Bombay bis zu der vereinigten Mündung des Euphrat und Tigris reichen und ins Meer versenkt werden sollte, war über anderthalb Tausend englische Meilen lang, sein Gewicht überstieg noch die enorme Höhe von dreizehn Millionen Pfund. Und wenn wir hierbei staunen, so wird unsere Verwunderung noch viel höher gesteigert durch die Geschwindigkeit, mit welcher es angefertigt worden ist; es soll in der unglaublich kurzen Zeit von neun Monaten ganz vollendet worden sein. Sechs Schiffe wurden damit befrachtet, welche dasselbe zunächst nach Bombay brachten. Dies kleine Geschwader war übrigens auch zum Kriegsdienst ausgerüstet, da man voraussah, daß die Arbeit nicht überall als Friedenswerk betrachtet werden dürfte, obschon die englische Regierung alle Vorbereitung dazu getroffen hatte. Der Versenkung trat im Anfange auch nicht das geringste Hinderniß entgegen. Als man sich aber der Küste Belutschistans näherte, waren es nicht bloß die furchtbaren Klippen, welche Gefahr drohten, sondern vielmehr noch die räuberischen Nomadenhorden. Diese viel gefürchteten kriegerischen Belutschen rotteten sich zusammen und warfen einen finstern Blick des Mißtrauens auf die verhaßten Briten. Die Sache blieb aber bei dieser bloß drohenden Beobachtung.

Man erreichte glücklich die Straße von Ormus und gelangte in den offenen Persischen Meerbusen. Hier machte man an der Küste Arabiens Halt, um mit dem bis dahin versenkten Kabel die ersten Proben anstellen zu können. Es läßt sich denken, mit welcher Spannung man auf die Antwort einer nach Bombay gesandten telegraphischen Depesche harrte. Aber kaum hatte der Telegraph in Arabien seine Arbeit vollendet, so erfolgte auch schon die triumphirende Rückäußerung von Indien. Und nun war die Freude über alle Maßen groß. Der submarine Weg betrug schon 150 deutsche Meilen, und dennoch war in der elektrischen Thätigkeit und Kraft nicht die geringste Abnahme zu verspüren; die Sache ging so vortrefflich, als wäre zwischen beiden Orten ein Draht isolirt durch die Luft geführt worden. Die Anwesenheit der Engländer erregte aber die Aufmerksamkeit der Araber. Es versammelten sich in kurzer Zeit große Schaaren berittener Beduinen, von denen nicht gerade Freundschaftsbezeugungen zu erwarten waren. Indeß ward auch hier die Gefahr durch einen geschickten Parlamentär beseitigt. Die Araber waren zufrieden gestellt mit der Nachricht, daß man bald wieder abziehen würde und nicht daran dächte, sich dort einen bleibenden Aufenthaltsort zu begründen. Die Reise wurde dann weiter fortgesetzt. Aber mitten im Persischen Meerbusen ereilte die Reisenden ein gewaltiger Sturm, vor dem sie sich kaum retten konnten. Sie mußten sich in den Hafen von Buschir flüchten. Hier wurden sie sehr unfreundlich begrüßt, denn der Zufall hatte es gewollt, daß das Geschwader gerade aus den Fahrzeugen bestand, welche sechs Jahre früher die Stadt bombardirt hatten. Es wurde aber die Verständigung bald zu Stande gebracht. Sie reisten dann weiter und kamen glücklich an dem Schat el Arab, der Mündung des Euphrat und Tigris, an. Besonders der letztere führt dem Meere ein sehr schlammiges reißendes Wasser zu, dadurch stellte sich dem Vorschreiten der kleinen Flotte ein starkes Hinderniß entgegen. Dies wäre aber leicht zu überwinden gewesen, wenn das Wasser mehr Tiefe gehabt hätte. Sie versuchten die Weiterfahrt an verschiedenen Stellen, kamen jedoch nur sehr langsam

vorwärts und saßen zuletzt ganz fest im schlammigen Flußbette. Hier war es nun, wo Bright seiner Mannschaft mit muthigem Beispiel voranging. Er sprang in den Fluß und arbeitete mit Riesenkraft an dem Flottmachen des Fahrzeugs. Sein Beispiel wirkte bezaubernd auf alle Uebrigen. Alles legte mit Begeisterung Hand ans Werk, und in kurzer Zeit schwamm das Fahrzeug wieder aufs Neue und konnte nun glücklich dem beabsichtigten Landungsplatze zugeführt werden. Leider kostete aber diese letzte furchtbare Anstrengung ein Menschenleben, es war indeß das einzige, welches das ganze gefahrvolle Unternehmen zum Opfer gefordert hat. (— Hier möchte ich doch beifügen, daß um die Herstellung des indischen Telegraphen sich gerade ein Deutscher, Dr. Esselbach, große Verdienste erworben hat, und daß er das erste Opfer war. Unter seine Leitung sollte der ganze Strang von Karratschi bis Bagdad gestellt werden. Er fuhr am 6. Februar 1864 auf einem Dampfer, litt am Fieber und sprang in einem Fieberanfall, 180 Miles westlich von Guadel, plötzlich über Bord. So fand er sein Grab in den Wellen. Da die Engländer ihre Landsleute rühmen, so wollen wir unsrerseits auch die großen Verdienste unsers Landsmannes nicht mit Schweigen übergehen. Globus VI. S. 29. — A.) Man säumte nun nicht, das ans Ufer gebrachte letzte Ende des submarinen Kabels mit dem Telegraphen-Apparate in Verbindung zu bringen, um die glückliche Ankunft nach Bombay zu melden. Kaum hatte man indeß die Depesche abgeschickt, so traf auch schon die freudenvolle Antwort ein. Man fragte nach der Zeit in Bombay und erhielt eine Angabe, welche um mehr als zwei Stunden vorauf lag und genau der 30° östlichern Lage entsprach. Das Besprechen der beiden mehr als 300 deutsche Meilen von einander entfernten Stationen wurde noch länger fortgesetzt, damit man sich überzeuge, daß die Verbindung auch andauernd ohne Fehler blieb. Der Erfolg fiel ganz nach Wunsch aus, und so war denn die Hauptaufgabe dieser Expedition auf das glücklichste gelöst.

Die Fortsetzung des Ueberland-Telegraphen geht dann über Bagdad nach Mossul und Constantinopel. Die Störungen, welche Anfangs durch die arabischen Beduinenzüge veranlaßt wurden, sind jetzt auch glücklich beseitigt, so daß man die telegraphische Verbindung zwischen Europa und Indien für vollständig zu Stande gebracht ansehen kann. Die Männer, welche den submarinen Draht bis zum Schat el Arab geleitet haben, sind durch ihre unmittelbare Erfahrung fest davon überzeugt, daß derselbe sicher seine Dienste nicht versagt haben würde, wenn seine Länge auch noch einmal so groß gewesen wäre, also mehr als die Entfernung zwischen Irland und Neufundland betragen hätte. Darin liegt nun aber der Hauptgrund zu der sichern Hoffnung, daß der in diesem Jahre durchzuführende dritte Versuch, Europa mit Amerika telegraphisch zu verbinden, wirklich gelingen werde.

Danilewski's Forschungen am Asow'schen Meere. Dieser Reisende hat das Jahr 1864 darauf verwandt, die ganze Küste des Asow'schen Meeres zu Fuß zu umwandern, und er hat sich dabei immer so viel als möglich dicht am Gestade gehalten. Besondere Aufmerksamkeit widmete er dem Delta des Kubanstroms und dann den verschiedenen Landzungen, welche manche Eigenthümlichkeiten darbieten. Er untersuchte jenes Delta bis nach Ekatherinodar aufwärts und hat die Grenzen des Golfes bestimmt, welcher durch die Ablagerungen, die der Kuban verursacht, ausgefüllt wird. So bilden sich nach und nach niedrige Inseln, Plawni, welche bald zu Steppen werden, und diese Arbeit nimmt ununterbrochenen Fortgang. Auch die Halbinsel Taman gehört zum Delta des Kuban, aber in der Weise, daß ihr ursprünglicher Ausgangspunkt gebildet wird von einer Inselgruppe, deren geologische Formation dieselbe ist, wie jene der Halbinsel von Kertsch. Die Beschaffenheit des Deltas hat großen Einfluß auf die Art und Weise der Ausfüllung des Asow'schen Meeres, denn sie hemmt die Ablagerungen, welche solchergestalt nicht in das eigentliche Seebecken gelangen. Die Ausfüllung nimmt auch deshalb einen geringen Fortgang, weil das Meer eine so geringe Tiefe hat. Denn bei jeder heftigen Wellenbewegung wird das Abgelagerte wieder aufgewühlt und durch die Strömung ins Schwarze Meer getrieben. Im Kubandelta aber geht die Ausfüllung sehr rasch vorwärts; ausgedehnte Limans, in denen vor ein paar Jahrzehnten ergiebiger Fischfang betrieben wurde, sind jetzt in Wiesen verwandelt und liefern Heuernten. Freilich, wenn einmal das Delta völlig ausgefüllt sein wird, dann muß der Kuban die ganze Masse seiner Ablagerungen ins Meer selber führen. Künftighin wird aber nicht mehr ein so großer Theil derselben seinen Abzug ins Schwarze Meer finden, denn der enge Sund, welcher dasselbe mit dem Asow'schen Meere verbindet, ist durch einen künstlichen Damm, eine Fortsetzung der Landenge von Tusla, beträchtlich verengert worden. Die Abnahme der Tiefe wird aber erst nach einigen Jahrhunderten merkbar verspürt werden und es wird weniger eine eigentliche Ausfüllung als vielmehr ein progressives Anwachsen der Küste stattfinden, welches zunächst im südöstlichen Winkel beginnt. Danilewski hat alle 20 Landzungen des Asow'schen Meeres untersucht. Er theilt dieselben in Limanzungen, welche sich dadurch bilden, daß die Strömung des Flusses, welcher den Liman durchzieht, sich mit der Meeresströmung begegnet, und in maritime Zungen, welche in Folge des Begegnens zweier Seeströmungen entstehen. Der Don trägt nur äußerst wenig zur Versandung des Asow'schen Meeres bei; Aehnliches gilt auch von den übrigen Flüssen, den Kuban allein ausgenommen.

Danilewski wird, wie wir aus den Protokollen der petersburger geographischen Gesellschaft vom 2. December 1864 ersehen, seine Untersuchung in den Jahren 1865 und 1866 fortsetzen.

Der Tunnel durch den Mont Cenis. Ueber den Fortgang der Arbeiten haben wir bereits früher (Globus VII, 96 und 312) berichtet. Jetzt liegen neue Angaben vor, welche auf das Unternehmen ein im Ganzen günstiges Licht fallen lassen. Die Maschinen des Ingenieurs Fell, welche auf der französischen Seite bei Lanslebourg angewandt werden, sollen sehr gut arbeiten, und man scheint sogar von dem Projekte, eine Eisenbahn über den Berg zu legen, wieder abzukommen. (?) Diese würde allerdings sich noch immerhin rentirt haben, je länger die Tunnelarbeiten gedauert hätten, und man hatte schon berechnet, daß im Jahre 1872 derselbe keineswegs vollendet sein könne. Die wichtigste Meldung aber ist die, daß in dem nördlichen Theile des Tunnels bei Fourneaux, in der Nähe von Modane, eine weiche Gebirgsart, statt der bisherigen harten, angebohrt wurde. Die Fortschritte des Werkes betrugen bisher zwischen 1½ und 4 Fuß täglich; die niedrige Ziffer von 1½ Fuß gilt jedoch nur für die Zeit des Beginns der Arbeiten, seitdem hat man die Maschinen verbessert und Erfahrungen gesammelt. Nimmt man Alles in Allem zusammen, so läßt sich mit Gewißheit sagen, daß der Fortschritt alljährlich 800 Meter beträgt und zwar 400 an jeder Seite. Da nun aber die weiche Gebirgsader angebohrt wurde, so wird das Werk sehr beschleunigt werden können; wie weit dieselbe aber reichen wird, darüber lassen sich nicht einmal Muthmaßungen anstellen. Die italienischen Blätter geben sich bereits sehr rosenfarbenen Hoffnungen hin und sprechen von 250 Metern Fortschritt monatlich und einer Vollendung des ganzen Werkes binnen drei Jahren.

B. **Eine neue Geschichte der Entstehung der Erdoberfläche.** Sie rührt von Franz Grafen von Marenzi her, welcher sie in seinen „Zwölf Fragmenten über Geologie" veröffentlicht hat. Derselbe ist nicht bloß ein zweifelnder Gegner der durch Leopold von Buch, Alexander v. Humboldt u. A. ins Leben gerufenen Erhebungstheorie, sondern er sucht Alles durch Erdeinstürze zu erklären. Er ist der festen Meinung, „daß alle Gebirge der Erde, die bekannten und unbekannten Hochländer aller Welttheile, — die Sandwüsten Asiens und Afrika's und überhaupt alle Festbildungen, an denen die Spuren einstiger Meeres-Ueberspülungen sichtbar sind, im Allgemeinen nicht durch Hebung, sondern durch Einsturz der anliegenden Festbildungen entstanden seien. „Ja selbst den thätigen Vulkanen, — sie mögen nun einzelne hohe Berge oder lange Bogenlinien zahlreicher oceanischer Inseln bilden, — können wir keine eigene Bildungskraft zuschreiben, sondern müssen dieselben nur für Ergebnisse und naturgemäße Wirkungen von Einsturzbewegungen erklären." — Bisher hat man diese Einsturztheorie nur zur Erklärung der Erdbeben zu verwenden gesucht. Man sieht, die Sache erhält durch Marenzi eine sehr umfassende, fast allgemeine Grundlage. Die Anhänger der Erhebungslehre sind in neuester Zeit schon recht oft in ihrer Glaubensruhe gestört worden; das ist ganz gut, und in so fern können wir die neue Ansicht der sorgfältigsten Beachtung bestens empfehlen. Gerade in der Geologie ist ein Ansichtenkampf die allernatürlichste Grundbedingung des wissenschaftlichen Fortschritts. Unser ganzes Wissen auf diesem Gebiete der Erfahrungsnaturkunde ist in der That nichts Anderes als eine Summe von Resultaten aus solchen Kämpfen.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

J. Campbells Expeditionen in Indien zur Abschaffung der Menschenopfer und des Kindermordes.

I.

In den alten Schriften der Inder hat das Königreich Orissa hohen Ruhm. Es wird als ein Paradies geschildert, mit herrlichen Städten und vielen Heiligthümern; auf dem geweihten Boden lebten Braminen in großer Menge, und Pilger von weit und breit wallfahrteten zu den Tempeln. Die Hauptstadt Bhawaneschgar erhob sich am Ufer des Mahanaddy.

Der Glanz von Orissa ist längst dahin; seit 1558 war es dem Großmogul unterworfen, und von der Hauptstadt wußte man nichts mehr, bis im Jahr 1838 ein englischer Offizier die Spuren derselben auffand. Diese liegen in einer jetzt höchst ungesunden Gegend und bestehen fast nur aus Mauern des Herrscherpalastes. Seit 1859 sind in einer Einöde die Trümmer einer andern großen Stadt entdeckt worden, Bhahanesan, die als ein zweites Palmyra geschildert wird. Wenige Stunden entfernt sind die in Felsen eingehauenen Grotten von Khandigiri, in welchen einst buddhistische Eremiten hausten. Man findet dort noch Inschriften im Pali, die mindestens 2000 Jahre alt sind. Es unterliegt keinem Zweifel, daß in diesen Gegenden einst ein Kulturvolk gelebt hat. Auf die Herrschaft der Großmogule folgte 1740 jene der Maharatten, und seit 1803 ist das Land den Engländern unterthan.

Die Regierung der Präsidentschaft Calcutta forderte von den Radschas einen Jahrestribut von etwa 120,000 Rupien, ließ einige Straßen bauen, unternahm einige Arbeiten von öffentlichem Nutzen, mischte sich aber nur sehr wenig in die inneren Angelegenheiten. Von den zwei Stämmen, welche das Land bewohnen, waren die Khonds das unterworfene Volk, über welches seit der mohammedanischen Eroberung die Uryahs eine gewisse Herrschaft ausübten. So lange nun die Uryah-Radschas, welche im Unterland und in den Gestadegegenden wohnten, über die Bergstämme der Khonds so viel Gewalt hatten, daß die britische Compagnie von diesen auf indirekte Weise Tribut bezog, hüteten sich die Engländer vor jeder Einmischung; ohnehin ist das Volk halbwild und das Land in hohem Grade ungesund. Aber jene Radschas sind hochmüthige und doch sehr verkommene Leute; sie hatten keinen Begriff von einer auch nur annähernd regelmäßigen Verwaltung und verfuhren durchaus willkürlich. Solch ein Radscha sollte jährlich einen Tribut von 8 bis 10,000 Pfund Sterling zahlen, blieb aber damit im Rückstand, und die Schuldsumme wurde immer größer. Dann nahmen die Engländer die Finanzverwaltung seines Landes in die Hand und verkauften die Domänen; gewöhnlich mußten sie selber diesen Grund und Boden an Zahlungsstatt annehmen. Die Radschas rebellirten, und man mußte Truppen gegen sie aussenden, welche in dem ungesunden Lande sehr zusammenschmolzen; das war namentlich während der Jahre 1836 und 1837 der Fall. Die Khonds fochten auf Seiten der Radschas, und es ist mehr als einmal vorgekommen, daß Abtheilungen englischer Soldaten buchstäblich in Stücke gehauen worden sind, nachdem man sie in den Naliahs, d. h. Engpässen, der Gebirge von Orissa überfallen hatte. Am Ende wurde aber das Land bezwungen, und es kam darauf an, dasselbe zu beruhigen und vor allen Dingen die Bissaïs, d. h. die Häuptlinge der verschiedenen Gebirgsstämme, zu gewinnen. Zum Unterhändler wählte die Regierung einen ganz ausgezeichneten Mann, den Generalmajor John Campbell, welcher von 1840 bis 1854 sich seines Auftrags in einer geradezu bewundernswürdigen Weise entledigte. Durch ihn haben wir einen tiefen Einblick in das Leben und Treiben dieser merkwürdigen Bergvölker erhalten. (A personal narrative of 13 years service among the wild tribes of Khondistan for the suppression of human sacrifices. London 1864.) Campbell malt, mit photographischer Treue, ein fürchterliches Nachtstück, auf welches aber zuletzt ein lichter Sonnenstrahl fällt. Wir lassen ihn selber erzählen und bemerken nur noch, daß die ausgedehnte Landschaft, welche auf den Karten als Gondwana verzeichnet ist, vom Mahanaddy durchströmt wird, dessen Delta südwestlich von den Gangesmündungen unter dem 20. Grade nördlicher Breite liegt. Den östlichen Theil von Gondwana bildet die Landschaft Orissa; westlich und südlich liegt Berar.

Der Krieg gegen die Radschas war zu Ende. Während desselben hatten wir merkwürdige Entdeckungen gemacht. Die Stämme der Khonds standen zwar seit etwa 40 Jahren unter unserer Hoheit, wir konnten aber keine wirksame Kontrole über sie ausüben. Die seltsamsten Gebräuche und die gräßlichsten Verirrungen, die uns schaudern machen, waren im Schwange; wir fanden, daß ein scheußlicher Aberglaube und ein eben so scheußlicher Fanatismus bei diesem Volke tief eingewurzelt war. Wir wußten mit völliger Bestimmtheit, daß in manchen Bergdistrikten, namentlich in Gumser, Boad, Tschinna Kimedy und Dscheypur, Menschenopfer vorkamen. Man schlachtete sie theils dem Tado Pennor, dem Gotte der Erde, theils dem Maneck Soro, dem rothen Gotte der Schlachten, — jenem, weil man Unglücksfälle abwenden oder gute Ernten erzielen wollte, diesem, wenn man in

den Krieg zog, um günstigen Erfolg zu haben. Aber auch einzelne Leute brachten solche Opfer dar, um die Gunst der Götter für ihre eigene Person zu erwecken. Die Feierlichkeiten dabei waren bei den verschiedenen Stämmen etwas abweichend, aber die entsetzliche Grausamkeit war aller Orten dieselbe.

Eine Hauptbedingung war, daß die „Schlachtopfer", die „Meriahs", angekaufte Personen sein mußten; auf Alter, Geschlecht oder Religionsbekenntniß kam es weniger an, doch zog man erwachsene Leute in kräftigem Alter vor, weil diese theurer bezahlt werden mußten und deshalb der Gottheit willkommener waren, als wohlfeil angekaufte Kinder oder Greise. Ein recht wohlbeleibtes Opfer war das angenehmste. Die Lieferung der Meriahs war eine gewinnbringende Handelsspekulation in den Händen von besonderen Agenten oder Aufkäufern, welche fast alle zur Pann-Kaste gehörten. Diese Menschen hatten mit dem Aberglauben der Khonds gar nichts zu schaffen, ihnen kam es lediglich auf das Geschäft an. Sie zogen, namentlich wenn Hungersnoth war, in den Dörfern der Ebene umher und handelten den armen Leuten Kinder ab, stahlen auch wohl dergleichen und verlockten junge

Khonds-Häuptlinge. (Nach einer Zeichnung von Castelli.)

Bursche und Mädchen ins Gebirg unter dem Vorwand, ihnen dort eine lohnende Arbeit nachzuweisen. Dort wurden sie manchmal jahrelang aufgespart und immer gut behandelt; sie wußten sehr wohl, was ihnen bevorstand, ergaben sich aber mit orientalischem Fatalismus in ihr Schicksal. Inzwischen arbeiteten sie auf dem Felde; die Mädchen verheirateten sich auch wohl mit einem Khond oder auch mit einem männlichen Meriah, und die Kinder wurden dann ebenfalls Schlachtopfer.*)

Der Ankaufspreis wechselte von 60 bis 300 Rupien, jede zu zwei Drittel Thaler gerechnet, er wurde aber selten in baarem Gelde bezahlt, sondern lieber in Rindvieh, Schweinen, Ziegen und Broncegefäßen. Noch war kein Europäer Augenzeuge bei einem solchen Menschenopfer gewesen, aber die Regierungskommissarien in Gumser und Kattack erhielten auf amtlichem Wege die allergenaueste Kunde über alle dabei üblichen Vorgänge.

Die religiöse Feierlichkeit muß unbedingt öffentlich sein. In dem Monate vor dem zum Opfern bestimmten Tage werden viele Festlichkeiten veranstaltet; man hält Trinkgelage und tanzt um das Meriah herum, welches mit Blumen bekränzt und mit den besten Kleidern geschmückt wird. Am Abend vor dem Todestage führt man das berauschte Meriah an einen großen Pfahl, auf welchem das Sinnbild einer Gottheit angebracht ist, ein Elephant z. B. oder ein Pfau. Man macht Musik, tanzt und stimmt heilige Gesänge zu Ehren der Gottheit an. „Wir bieten dir dieses Opfer. Gewähre uns gute Jahreszeiten; gib uns gute Ernten und Gesundheit.“ Dann wird das Schlachtopfer angeredet: „Du bist unser, nicht durch Gewalt; wir haben Dich gekauft und jetzt sollst Du geopfert werden nach altem Brauch. Auf uns fällt keine Schuld.“

Am andern Tage muß das Meriah sich abermals berauschen und wird mit Oel eingesalbt, namentlich an gewissen Körpertheilen. Jeder Anwesende berührt dieselben und streicht das an seinen Fingern haftende Oel in sein Haar. Dann beginnt der feierliche Umzug mit Spielleuten voran, und man trägt das Meriah um das Dorf herum und auf die Felder. Der Priester oder Zani, bei welchem nichts darauf ankommt zu welcher Kaste er gehört, geleitet den Zug um den Pfahl, welcher allemal neben dem Ortsgötzen (Sacari Pinn) steht; dieser wird durch drei große Steine repräsentirt. Dann übt er den heiligen Brauch Puga aus, d. h. er läßt durch ein Kind, welches noch nicht sieben Jahr alt sein darf, Blumen und Weihrauchdüfte darbringen. Das Kind ist auf Gemeindekosten gekleidet und ernährt, auch immer abseit gehalten worden, damit es rein bleibe; man bezeichnet es als Sumba. Inzwischen ist am Pfahl eine Grube gegraben worden, und am Rande derselben opfert man ein Schwein. Das Blut fließt in das Loch, und in dieses muß nun das betrunken gemachte Meriah hineinsteigen. Man drückt den Kopf in den blutigen Schlamm und erstickt es. Nachher schneidet der Zani ihm ein Stück Fleisch vom Leibe und rennt damit zu den Götzensteinen, wo er der Göttin der Erde dieses zum Opfer bringt. Sobald das geschehen ist, schneidet jeder Anwesende sich auch ein Stück ab; wer aus einem andern Dorfe gekommen ist, rennt mit seinem Stücke heim, damit er es recht bald unter seinen Ortsgötzen vergraben könne. Der Kopf des Meriah bleibt unberührt in dem blutigen Schlammloche, das zugeschüttet wird.

Man bringt dann einen jungen Büffel an den heiligen Pfahl, haut ihm alle vier Beine ab und läßt ihn liegen bis zum andern Tag. An diesem erscheinen Frauen, die wie Männer gekleidet und bewaffnet sind; sie trinken, singen und tanzen um den Büffel herum, der nachher verspeist wird. Nun schickt man den Priester heim, vorher hat er ein Geschenk bekommen. Diese hier beschriebene Opfermethode ist noch die am wenigsten grausame; in manchen Oertlichkeiten wird dem lebendigen Meriah Stück nach Stück abgeschnitten.

So lautet der Bericht des einen Commissars, Russel; der andere, Ricketts, welcher seine Erkundigungen an der Grenze von Bengalen einzog, erfuhr, daß dort die Meriahs besonders dann geschlachtet würden, wenn man gute Safranernten haben wolle. Auf Gegenvorstellungen antworteten sie, daß der Safran keine schöne Farbe bekomme, wenn man nicht ein Blutopfer dargebracht habe. In manchen Gegenden zerquetschte man das Meriah zwischen Bambusbrettern, die nach und nach immer mehr zusammengepreßt wurden; zuletzt hieb der Priester mit einer Axt den Kopf ab. In anderen Gemeinden wurde die Leiche nicht verstümmelt; in diesem Falle bringt das Opfer aber nur dem Einzelnen, welcher dasselbe bezahlt hat, die Gunst der Göttin ein. Aus solchem Wahn erklärt sich die Hast, mit der jeder ein Stück Fleisch abhaben will, denn es kommt ja darauf an, die göttliche Gunst auf eine möglichst große Fläche von Ländereien herabzuziehen. Auch ist das Opfer nur wirksam, wenn das Fleisch des Meriah noch an demselben Tage auf einer Gemeindeflur eingescharrt wird. Es ist sehr oft vorgekommen, daß an bestimmten Punkten Eilboten aufgestellt waren; einer übergab das Stück Fleisch dem andern, der dann wie besessen weiter lief; so ging es fort, bis dasselbe an seinem weit entfernten Bestimmungsort anlangte.

Uebrigens sind nicht alle Menschen, welche die Khonds von den Panus kauften, als Sühnopfer gefallen. Manche dienten als Possia puhs im Hause oder arbeiteten auf dem Felde und wurden gleichsam als Mitglieder der Familie betrachtet. Freilich war ihr Schicksal immerhin ein ungewisses, denn es konnte sich ereignen, daß ein Opfer

---

*) Ich will zur Erläuterung des Obigen Einiges aus der „Kulturgeschichte Indiens“ beifügen, welche Professor Böttger in Dessau (Leipzig 1861. S. 41 u. 247 ff.) aus Leopold von Orlichs Nachlaß herausgegeben hat. Leider hat Orlich die indischen Namen in der abscheulichen unphonetischen Weise der Engländer geschrieben, die für reine Vokale keinen Gehörsinn haben. — Es gibt unter den Khonds (richtiger Chonds) Leute, welche weder zu diesem Stamme noch zu jenem der Hindu gehören. Dazu gehören die Klasse der Dombango, welche im Unterland als Panga, d. h. Weber bezeichnet werden. „Sie haben im Allgemeinen keinen Grundbesitz; ihre Hauptbeschäftigungen sind Weben, Schacher und Diebstahl; sie sind die Vermittler des Verkehrs zwischen Khonds und Hindu; auf ihnen ruht auch zunächst der Verdacht, daß sie die Menschen zu den Opfern der Kali herbeischaffen.“

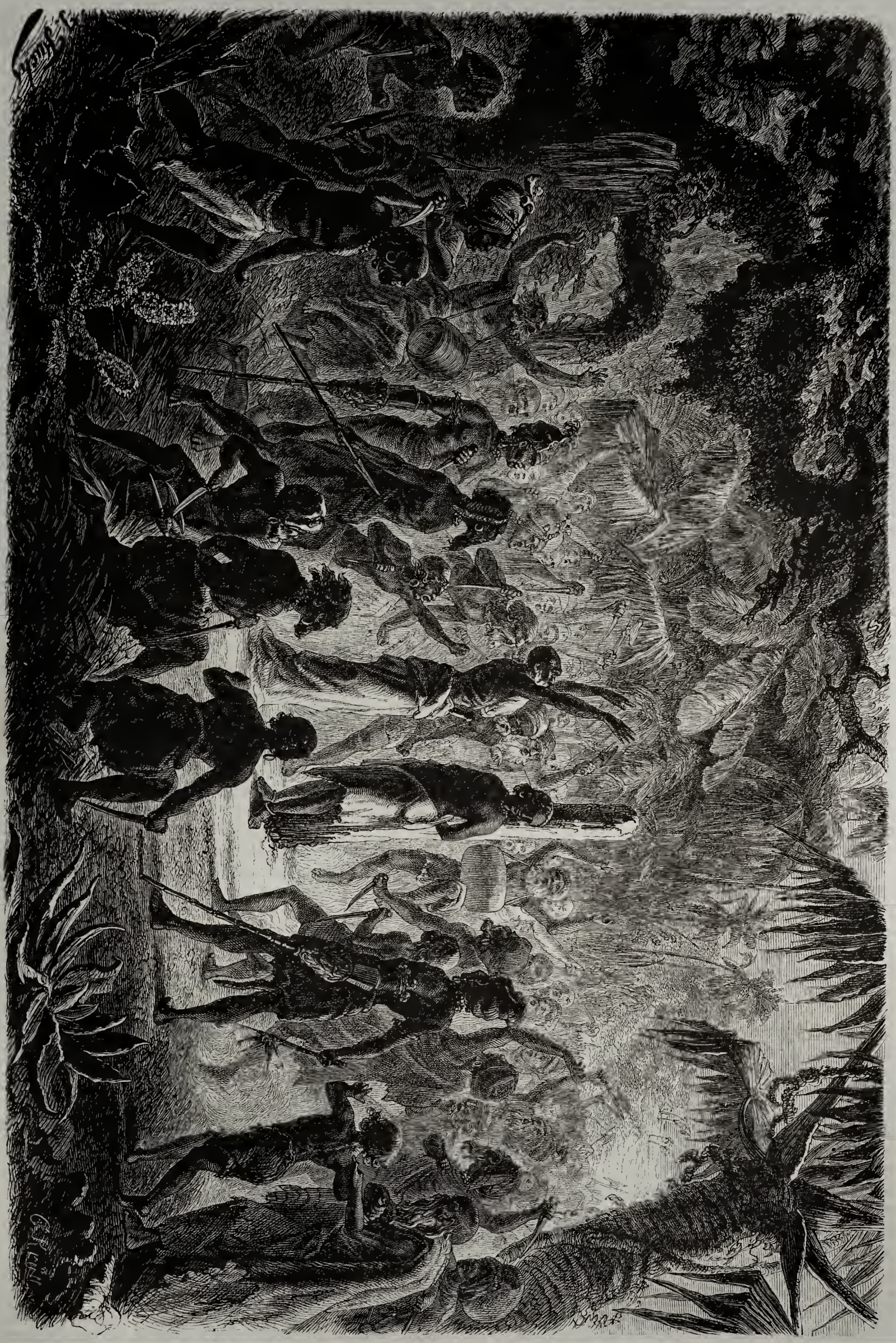
Die Khonds zerfallen in zwei große Sekten; sie glauben alle an ein höchstes Wesen, einen Gott des Lichtes, der Quell alles Guten ist und sich eine Gattin geschaffen hat, die Erdgöttin, Göttin der Finsterniß, von der alles Uebel herrührt. Viele halten dieselbe schon für besiegt, Andere nicht. Sie hält, in letzterem Falle, die Wage des Guten und Bösen in ihrer Hand, lenkt die Schicksale der Menschen, und jede Wohlthat, welche diesen zu Theil wird, muß dadurch erkauft werden, daß man sie durch Opfer günstig stimmt. Unter diesen sind die Menschenopfer am wirksamsten, und diese sind ein heiliger Gebrauch. Daß die Kinder gesund heranwachsen, daß die Ernte gedeiht, die Heerde sich mehrt, der Feind besiegt wird, keine Krankheit kommt, kein Blitz trifft, — das Alles hängt von der gewissenhaften Beobachtung dieses heiligen Brauches ab, und deshalb beobachtet das ganze Volk denselben gegenüber der Erdgöttin, der Tari Pennu. Die Meriahs wurden nicht selten schon als Kinder der Erdgöttin geweiht; man verheiratete sie dann, sie konnten auch Vermögen erwerben, und die Gemeinde, für welche sie ihr Leben dahin geben sollten, erwies ihnen manche Wohlthaten. A.

nöthig und kein anderes Meriah zur Hand war; dann kamen sie an die Reihe.

Im Dezember 1837 begann ich meinen ersten Kreuzzug gegen die Menschenopfer. Ich hatte nur eine kleine

Befreite Meriah-Mädchen. (Nach einer Zeichnung von Castelli.)

Anzahl Sibandis, unregelmäßige Truppen, bei mir; aber diese Leute waren unerschrockene Jäger und kannten die Gegend. Jeder führte einen ehrenden Beinamen; der eine hieß Löwe des Krieges, der andere Stark im Kampfe ꝛc. Einige konnten mir als Dolmetscher dienen; von ganz besonderem Nutzen war mir aber ein Häuptling aus dem obern Gumser, der sich während des Krieges treu bewährt hatte und deshalb zum Bahader Backschi ernannt worden war. Dieser Sam Bissaï war ein gescheidter Kopf, sehr ehrgeizig und uns völlig ergeben. Ich hatte in manchem Scharmützel neben ihm gekämpft, und er zeigte wirkliche Anhänglichkeit an mich. Ein anderer Häuptling, Penda Naïk, leistete mir gleichfalls gute Dienste. Beiden theilte ich meinen Plan mit, und sie sollten mir eine günstige Aufnahme bei den Khonds vorbereiten. Das geschah auch. Durch ihre Vermittlung wurden alle Dorfhäuptlinge, Mutahs, eingeladen, sich zu einer Versammlung bei mir



Ein Meriah-Rudschah, Menschenopfer in Khondistan. (Nach einer Zeichnung von Fuchs.)

einzufinden und ihre Dolmetscher, Digalus, mitzubringen. Die Zusammenkunft fand statt bei dem kleinen Fort Bodiagherry.

Ich war nicht ohne Besorgniß, wie die Sache ablaufen werde. Doch schien sich Alles gut anzulassen. Die Leute kannten mich schon und hatten eigentlich kein Mißtrauen; gerade durch meine Fürsprache war diesen Dorfhäuptlingen ihr Rang und Titel gegeben worden, gemäß einer alten Sitte, welche früher bei den Radschas galt, und wir behielten den Brauch bei; die Häuptlinge wurden bestätigt. Fast alle kamen meiner Aufforderung nach, und am anberaumten Tage waren etwa 3000 um den großen Baum versammelt, unter welchem ich sie empfing. Die Häuptlinge mit ihren Gefolgen bildeten einen Halbkreis; hinter ihnen stellten sich die anderen Khonds auf, rauchten Tabak und horchten aufmerksam. Die meisten waren junge Leute verschiedener Stämme.

Bei halbwilden Völkern darf man sich beim Reden nicht kurz fassen; im Gegentheil, die Beweisführung muß so breit und weitschweifig als irgend möglich sein, und man hat den Gegenstand, um welchen es sich handelt, bis in die allergeringsten Kleinigkeiten auseinander zu setzen, muß hundertmal auf denselben Ueberzeugungsgrund zurückkommen. Deshalb war auch meine, von Penda Naïk und Sam Bissaï verdolmetschte Anrede über alle Gebühr ausgedehnt. Sie lief auf Folgendes hinaus:

Es handelt sich nicht darum zu tadeln, was früher geschehen ist, wir wollen eine bessere Zukunft anbahnen. Die englische Regierung hat mit Betrübniß vernommen, daß alljährlich Menschen geopfert werden, um den Zorn der Götter abzuwenden. Auf einen so grausamen und barbarischen Brauch sollt ihr ein für allemal verzichten, sonst bleibt ihr ja hinter anderen Völkern weit zurück und bleibt uncivilisirt. Für euch soll eine neue Zeit anheben. Ihr steht nicht mehr unter dem Joch und Herrscherdruck eines unwissenden Radscha, der sich um euer Glück und Wohlergehen gar nicht kümmerte, sondern unter der Obhut der englischen Regierung, die väterlich zu Werke geht und unter ihren Kindern keinen Unterschied macht; sie behandelt Khonds und Uryahs mit gleichem Maße, schützt bei den einen wie bei den anderen das Leben und bestraft Menschenmord mit dem Tode. Menschenmord wird im ganzen englischen Reiche gar nicht geduldet. Und ihr Khonds, gilt nicht auch bei euch die Bestimmung: Blut für Blut, Kopf für Kopf? Was würdet ihr sagen können, wenn an euch Wiedervergeltung ausgeübt wird für die Mordthaten, welche ihr am heiligen Pfahl verübt? Solche Opfer sind ganz überflüssig. Die Vorfahren meines Volks in Europa haben in uralten Zeiten auch Menschen geopfert; sie glaubten, daß sie durch Abschlachten derselben den Zorn der Götter abzuwenden vermöchten. Das war aber, als sie noch dick in Rohheit und Unvernunft steckten, sie waren unsinnige Leute, nicht viel besser wie das Vieh; diese Finsterniß machte aber dem Lichte Platz, und jene nichtswürdigen, abscheulichen Gebräuche hörten auf. Seitdem gediehen bei uns Land und Volk, wir sind verständig, groß, reich und mächtig geworden. Ihr könnt an unserm, der Engländer, Beispiel abnehmen, daß jene Opfer zu eurem Wohlergehen gar nichts beitragen. Ihr glaubt, ohne dieselben würden eure Ernten nicht gedeihen? Wie thörig ist das! Blickt nur auf eure Nachbaren, die in der Ebene wohnen; haben die nicht eben so gute Ernten wie ihr, haben sie nicht stattlicheres Vieh, leben sie nicht in viel größerem Wohlstand als ihr Gebirgsleute? Ihr müßt sagen: ja; und doch kennen jene Leute in der Ebene keine Menschenopfer.

Diesen Vergleich spann ich des Allerbreitesten aus und bemerkte dann, sie wüßten ja wohl, daß ich ihr Freund sei und ihnen nützlich zu sein wünsche; ich sei Vertreter der Regierung, und ihnen solle alle Gunst erwiesen werden, aber nur, wenn sie die Menschenopfer abgeschafft hätten. Es sei gar keine Rede davon, sie in ihrer Religion und ihrem Glauben zu beeinträchtigen, aber jene Opfer verstießen gegen göttliche und menschliche Gesetze. Also schafft sie ab, lebt in Frieden unter euch, und vertragt euch mit euren Nachbarn. Nun haltet unter euch Berathung. —

Die ganze Versammlung hatte mich mit Ruhe und Aufmerksamkeit angehört, jetzt trennte sie sich in Gruppen, deren jede von den übrigen entfernt ihre Sitzung hielt. Ich sah dem Ergebniß einigermaßen besorgt entgegen, denn man hatte mir vorher unter der Hand mitgetheilt, daß sie verlangen würden, ich solle wenigstens ein einziges Opfer im Jahre für sämmtliche Khonds in der ganzen Landschaft Gumser gestatten. Darauf hatte ich natürlich nicht eingehen können.

Nach Schluß der Berathungen traten sechs bejahrte und einflußreiche Khondhäuptlinge auf mich zu und eröffneten mir sehr kaltblütig und in fließender Rede Folgendes:

Wir haben zu allen Zeiten Menschen geopfert und den Brauch von unseren Vätern ererbt. Sie glaubten damit nichts Böses zu thun; wir auch nicht. Im Gegentheil, wir meinen damit eine Pflicht zu erfüllen. Früher sind wir Unterthanen des Radscha von Gumser gewesen; jetzt stehen wir unter der großen Regierung und müssen den Befehlen derselben gehorchen. Wenn wir nun schlechte Ernten bekommen, wenn Krankheiten ausbrechen, dann wird das nicht unsere Schuld sein. Wir wollen also auf die Menschenopfer verzichten und, wenn es uns erlaubt wird, Thiere opfern, wie es bei den Leuten in der Ebene Brauch ist.

Der Hauptzweck war also erreicht, und im Ganzen waren meine Erwartungen bei Weitem übertroffen. Es wurde an jenem Tage noch vereinbart, daß demnächst wieder eine Versammlung stattfinden solle, dann werde ich die nun dem Opfertod entrissenen Meriahs in Empfang nehmen. Und richtig; die Khonds stellten sich auf Tag und Stunde ein und brachten mir etwa 100 weibliche und männliche Meriahs. Ich hielt wieder eine Rede und wurde von mehreren Häuptlingen unterstützt, welche scharf betonten, daß die Khonds alle der Regierung Gehorsam schuldig seien.

Nun folgte die Eidesleistung nach landesüblichem Brauche. Die Häuptlinge setzten sich auf Tigerfelle; in den Händen hielt jeder etwas Erde und angefeuchteten Reis; dann wurden folgende Worte gesprochen: „Die Erde soll mir ihre Früchte verweigern und der Reis soll mich ersticken, das Wasser mich ertränken, der Tiger mich und meine Kinder verschlingen, wenn ich das Gelübde nicht halte, welches ich hier heute ablege: — ich entsage für mich und mein Volk auf immer dem Menschenopfer."

Dann machte mein Säbel die Runde; jeder Häuptling nahm ihn in die Hand. Das war von ihrer Seite ein Zeichen der Unterwürfigkeit, von meiner Seite ein Beweis wohlwollenden Schutzes. Hinterher wurden Geschenke vertheilt, und alle gingen heim in ihre Dörfer. So war auch mein zweiter Derbar (Rathsversammlung) glücklich abgelaufen.

Einige Häuptlinge von entfernt wohnenden Stämmen zögerten Anfangs mit der Ablieferung ihrer Meriahs, aber das gute Beispiel wirkte auch auf sie, und nach Verlauf eines Monats waren mehr als 500 in meinen Händen,

und es lag mir nun ob, für sie zu sorgen. Eine beträchtliche Anzahl ließ ich wieder zu ihren Familien in der Ebene bringen, andere gab ich zu Handwerkern oder brachte sie bei verschiedenen Leuten im Niederlande unter. Etwa ein Dutzend behielt ich als Diener zurück, und sie sollten mir bei meinem Verkehr mit den Khonds als Dolmetscher dienen. Ich besuchte die Dörfer, verkehrte viel mit dem Volke und gab mir Mühe, mich recht beliebt zu machen. Ich hatte über alle Streitigkeiten in letzter Instanz zu entscheiden, und während ich mich über die Ursachen der Zwiste genau unterrichtete, zog ich bei der Entscheidung allemal einen Rath der Aeltesten herbei. So verstieß ich niemals gegen ihre Rechtsbegriffe, wandte nur die Landesgesetze an und gewann allmälig großen Einfluß. Die Häuptlinge stellte ich ihren Untergebenen gegenüber niemals bloß, sie fanden an mir eine zuverlässige Stütze und gewährten hinwieder mir allen Beistand. Mit der bloßen Ueberredung allein wäre ich nie dahin gelangt, ein so unbändiges und kriegerisches Volk für meine Zwecke zu gewinnen; gelegentlich mußte ich sie merken lassen, daß ich nöthigenfalls meinen Willen auch mit Gewalt durchsetzen würde, und daß es mir dazu an Mitteln nicht fehle. Doch erließ ich solche Drohungen nur im äußersten Falle. Indem ich ihnen in manchen anderen Dingen gern allerlei Zugeständnisse machte und mich nachgiebig finden ließ, blieb ich unbeugsam und unerbittlich, sobald die Hauptsache, das Menschenopfer, aufs Tapet kam; in dieser Beziehung schonte ich sie gar nicht.

Vier Jahre hintereinander beobachtete ich sie mit größter Schärfe und kam dann und wann aus der Ebene ins Gebirg, um hier eine Rundreise zu machen und meinen Einfluß zu befestigen oder auch auszudehnen. In allen irgend belangreichen Zerwürfnissen mußte ich Schiedsrichter sein, auch bei Familienstreitigkeiten, und in diesen spielten die Frauen allemal eine sehr bedeutende Rolle. Auch betheiligte ich mich an den Jagdzügen der Khonds, weil ich dabei in immer freundschaftlichere Beziehungen zu ihnen kam und sie mir meine Theilnahme hoch anrechneten.

Noch mehr; sie kamen oft in Schaaren aus dem Gebirg herab und besuchten mich in meiner Residenz, wo ich sie stets freundlich aufnahm und mit den Leuten der Ebene in möglichst viele Berührung brachte. Auch bewog ich sie, die Märkte im Unterlande zu besuchen und traf dabei Vorkehrungen, um sie gegen Betrügereien sicher zu stellen. Nach ein paar Monaten waren sie aber schon so gewandt und pfiffig, daß sie meiner Fürsorge gar nicht mehr bedurften. Gegen die elenden Menschenräuber oder Kinderaufkäufer verfuhr ich mit äußerster Strenge; drei, welche mir angezeigt waren, stellte ich vor Gericht, und sie wurden eingesperrt. Der Regierung lieferte ich den Nachweis, daß sie der Civilisation die besten Dienste leiste, wenn sie eine große Landstraße bis ins Herz von Khondistan hineinbaue, denn es kam darauf an, die Menschenopfer auch in Boad und Tschinna Kimedy abzuschaffen, nachdem in Gumsér selber keine Meriahs mehr geschlachtet wurden. Für die Possia puhs, die freigegebenen Meriahs, hatte ich eine Art von Rechtszustand geschaffen. Sie wurden im Allgemeinen gut behandelt, und ihr Leben schwebte nicht in Gefahr. Aber wer stand mir dafür, daß nicht eine religiöse Reaction eintrat und der wilde Aberglaube, welcher doch nur der Gewalt gewichen war, einmal aufflackerte? Also wurden Register angelegt und in diesen die Possia puhs mit Namen, nach Alter und Geschlecht genau eingetragen. Dann erst gab ich sie, die ja gekaufte Leibeigene waren, ihren Herren zurück, aber gleichzeitig mußte ein einflußreicher Häuptling mir Bürgschaft geben, daß die Possia puhs sich zu jeder von mir anberaumten Zeit vor meinen Bevollmächtigten persönlich zu stellen hätten.

Jene vier Jahre kann ich als meine erste Campagne bezeichnen. Sie war sehr angreifend und aufreibend in dem sumpfigen, höchst ungesunden Lande, in welchem die Gesundheit der Europäer rasch untergraben wird. Auch die meinige war schon äußerst geschwächt. Da erhielt in den ersten Monaten des Jahres 1842 mein Regiment Befehl, nach China abzugehen, und mein Amt bei den Khonds wurde dem Hauptmann Macpherson übertragen. Er verwaltete dasselbe zwei Jahre lang, traf aber eine unglückselige Maßregel, als er Sam Bissaï absetzte, welchen Ränkeschmiede bei ihm angeschwärzt hatten. An seine Stelle trat Utan Singh, ein Priester von Tintelgar. Die Khonds, welche man als Feinde Sam Bissaï's geschildert hatte, nahmen Partei für diesen und rebellirten gegen ihren neuen Oberaufseher Utan Singh, der sich durch Habsucht und Feigheit verhaßt und verächtlich machte. Macpherson selber mußte seinen unbrauchbaren Schützling entfernen.

Die Menschen in Oberfranken.

II.

Beschäftigung. Tafelmacher. Flößer. Bauern. — Sitten und Gebräuche. — Die Mistelgauer. — Volkstrachten. — Sagen und Mythen.

Der Oberfranke ist im Allgemeinen rührig und fleißig. In den Bezirken, wo eine industrielle Beschäftigung vorwiegt, bei den Paterlmachern, den Verfertigern von Holzschuhen und den Schwingenmachern im Gebirge, den Korbflechtern am Main und an der Rodach, den Tafelmachern im Thüringerwalde, in den Weberdistrikten des Voigtlandes und des wunsiedler Kreises, dann um Berneck, wo viele Mädchen für die Fabrikanten in Plauen Stickereien liefern (Plauisch-Nähen), ist die Arbeit fast zur Mühsal geworden. Der geringe Verdienst gestattet nur wenig Ruhepunkte, und auf dem Werktagsleben lastet eine unerquickliche Einförmigkeit, deren Wirkung sich in einem Mangel an Frische und Freudigkeit verkündet. Der Körper leidet darunter, und nachtheilige sittliche Folgen bleiben nicht aus. So entwöhnen sich z. B. die Mädchen, welche sich mit Weißstickerei beschäftigen, der Unterordnung im Haushalte; sie

können sich als Dienstboten nicht mehr fügen, schätzen schließlich ihre Unabhängigkeit höher als ihre Ehre und gerathen bei der schlechten Bezahlung auf Abwege. Die vielen Tafelmacher empfangen den Rohstoff, wie er aus dem Schieferbruche kommt, kaufsweise vom Bruchbesitzer, der größtentheils zugleich Tafelhändler ist. Dann mühen sie sich zu Hause als sogenannte „Heimarbeiter" ab. Sie schaben und glätten den Schiefer, fügen ihn in Rahmen ein und liefern die fertige Waare um feste Preise wieder an den Händler ab. Wenn eine ganze Familie, sechs bis acht Hände, die Woche über unermüdlich fleißig ist, so bringt sie es zu einem Lohne von 10 bis 11 Gulden, wovon die Hälfte als Baarauslage in Abzug zu bringen ist. Und dabei ist kaum noch eine Sonntagsrast in Anschlag gebracht. Die Hütten der Tafelmacher geben Zeugniß von einer stammenswerthen Bedürfnißlosigkeit, von einer Genügsamkeit, die nur demjenigen erträglich ist, der eben der gewohnten Arbeit ein Opfer bringt. Es ist ein armes Stückchen Landes, jene Südspitze Thüringens, die bis zum Rennsteige zu Bayern geschlagen ist, der Grundbesitz beschränkt, Klima und Boden nicht besonders günstig, und selbst im Hauptorte Ludwigstadt („Luderstadt" bei Merian) ist das Gewerbe schlecht und der Verdienst gering.

Wir setzen dem ein Bild von lichterer Farbe und heiterer Stimmung entgegen. Das derbe, körnige und genußsüchtige Völklein der Flößer im innern Frankenwalde unterscheidet sich von den Nachbarn so sehr, als ob es aus anderem Samen entsprossen wäre. Wieder offenbart sich hier der weittragende Einfluß der Arbeit auf Gemüth und Körper. Der Flößer bedarf zu seiner Handthierung der Kraft und Ausdauer. Sein Gewerbe selbst und die frische Berg- und Waldluft stählen ihn. Er selber bringt sein Produkt in den Handel, besieht sich dabei draußen die Welt und ist ein gereister Mann. Unstät und beweglich, auf Gewinn bedacht und mit dem Gelde Dritter arbeitend, nicht fremd in der Fremde, streift er mehr oder minder den Bauerntypus ab und giebt auch seinem Hauswesen eine andere Physiognomie, als wir sie im Bauernhofe finden. Der Floßherr trägt in Allem den Zuschnitt eines behäbigen, wohlhabenden Bürgers; er gilt sich selber etwas, lebt und genießt danach und wird auch zu gehöriger Zeit „protzig". Die Floßknechte aber, die theils im Accord, theils im Stücklohne arbeiten, überlassen die Sorge für das Stückchen Wiese und Ackerland, das ihnen gehört, dem Weibe und machen im Winter, wenn die Flößerarbeit beendigt ist, Daubholz.

Zu all' diesen Schichten der Bevölkerung tritt der echte Bauer mehr oder minder in einen Gegensatz. In Oberfranken finden wir eine reine Bauernschaft eigentlich blos im Bambergischen, im Regnitzthale, im ebermannstädter Grunde, auf dem Jura und im Mistelgau. Im Fichtelgebirge, dem Sechsämterbezirke und Voigtlande, im Franken- und Thüringerwalde ist die Bevölkerung aber vielfach von industriellen Elementen durchsickert.

Sitten und Gebräuche sind bei den Bauern des Gebietes von überraschender Gleichstimmung, und die uralten germanischen Erinnerungen an eine pantheistische Naturverehrung klingen vielfach durch. Alt ist auch die Achtung vor der Unverletzlichkeit der Marksteine, und Markverrücker müssen an der Stelle ihres Verbrechens noch nach dem Tode umgehen. Bei der Aussaat des Weizens ist im Bambergischen noch Sitte, daß der Sämann einen goldenen Ring ansteckt, damit der Weizen schön gelb werde. Um bestimmen zu können, welche Saatzeit die beste sei, gräbt der Bauer drei Kornähren ein, eine vor Sonnenaufgang, die zweite zur Mittagszeit und die dritte am Abend. Welche am schönsten wuchert, zeigt an, daß die Früh-, Mittel- oder Spätsaat sich am günstigsten gestalte. Auch im Stalle haben althergebrachte Gewohnheiten ihre Geltung. Um Redwitz bringt man Schweine, Tauben und Hühner in den neuen Stall mit einer Art Bannspruch. Man sagt bei Schweinen:

Sau, eil' in dein G'stall
Wie der Advokat in die Höll'!

und bei Geflügel:

Flieg auffi, flieg eini
Flieg ein in dein G'stall
Wie der Advokat in die Höll!

Ein eigenthümliches Völkchen Oberfrankens sind die Mistelgauer; bei ihnen hat sich noch verhältnißmäßig am meisten in Sitte und Tracht erhalten. Sie sind tüchtige Wirthshausgänger, und der sonst fast verschollene „Willkommstrunk" ist bei ihnen noch in vollem Schwange. Tritt ein neuer bekannter Gast in die Schenke, so reicht ihm der Anwesende mit der Linken den Krug, während er die Rechte zum Handschlage darbietet. Darauf nickt er mit dem Kopfe und trinkt, ohne ein Wort zu sagen. Alte und neue Volkslieder beleben die Schenken in Mistelgau, und dabei klingen noch die Erinnerungen an die Preußenzeit oft durch. Man hört das „Testament des alten Fritz" oder die schöne Weise von den „preußischen Husaren", die also anhebt:

Mein Mann der ist geblieben
Auf grüner, grüner Haid,
Dem Husaren wird Gott geben
Die reine Himmelsfreud.

Der Mistelgau ist ein meist tafelförmiges Getreideland, vom Ostabhange der sogenannten Neuburg bis an den Sophienberg und die waldbewachsenen Hügel um Dondorf zunächst Bayreuth reichend. Vorzugsweise im Hauptdorfe Mistelgau und seiner nähern Umgebung gilt jene volksthümliche, eigenartige Tracht, auf die wir ausführlicher zurückkommen müssen. Der Mistelgauer streicht sein langes Haupthaar von der Stirne zurück. Unterhalb des Wirbels wird es durch einen halbrunden Kamm festgehalten. Ein breitkrämpiger Schlapphut mit rundem Köpfchen sitzt ihm keck auf den Ohren. Schnüre halten die Krempe nach oben zu fest. An der innern rechten Seite der mehr als schuhbreiten Krempe aber prangt eine Rosette von schwarzen Seidenbändern mit einem golddurchsponnenen Knopfe in der Mitte, das eigentliche Abzeichen des Mistelgauers, dem der Volksmund den Namen „Hummelnest" beilegte. Denn der Bauer dieses Gaues heißt durchweg nur „Hummelbauer", ein Spitzname, der aber bereits gang und gäbe geworden ist. Als einmal lange Zeit im Mistelgau schlechtes Wetter gewesen war und die Ernte zu mißrathen schien, da ging ein Mistelgauer nach Bayreuth, um sich dort gutes Wetter zu holen. Man gab ihm ein Kästchen mit, und als dies die Bauern zu Hause öffneten, flog eine Hummel heraus. Da sie nun glaubten, diese bringe das schöne Wetter, so riefen alle: Nach Mistelgau! Seitdem heißen die Mistelgauer Hummeln.

Statt des Filzhutes dient Werktags eine mit Marderfell verbrämte Sammetmütze. An die Stelle der Weste tritt ein schmales, zuweilen mit Goldschnüren besetztes Leibchen. Darüber wird der lederne Hosenträger angehakt, dessen beide Hälften durch einen mit Pfauenfedern und Seide verzierten „Brusterfleck" zusammengehalten werden. Der kurze Rock ist schwarz, grün gefüttert, und die Taille sitzt beinahe unter den Achseln. Dazu kommen eine bis ans Knie gehende schwarzlederne Pumphose, weiße Strümpfe und Wadenstiefeln.

Minder kleidsam, aber nicht weniger eigenthümlich ist die Weibertracht. Die Hauptrolle am Kopfschmucke spielt das Schlingtuch. Es ist von roth und schwarz gestreiftem Wollzeuche, oder schwarz und weiß bei der Trauer und sitzt wie ein Turban senkrecht am Vorderhaupte. Darunter das „Neschenhäubchen" mit goldenem oder silbernem Boden und mit Spitzen (Neschen) besetzt. Das Mieder („Mützchen") ist dunkelgrün, mit kurzer Taille, vorn offen und läßt so das Leibchen von schwarzer Seide sehen. Letzteres ist ausgeschnitten und oft mit Silberborten verbrämt. Der schwarze faltenreiche Wollrock geht bis an die Knöchel und ist mit blauen Bändern eingefaßt. Weiße Strümpfe mit rothen Zwickeln vollenden den Anzug. Eine originelle Sitte der Frauen macht den Pelzmuff Jahr aus Jahr ein zu einem Bestandtheil des Kirchenstaates.

Wie der Mistelgauer lustig in der Schenke ist, so ist er auch fröhlich beim Tanze, und vor Allem beim Plantanze. Dieser findet in der Kirchweihzeit statt; die unbescholtenen Bursche des Dorfes wählen unter sich den Platzmeister, und jeder wählt sich seine Dirne, die Platzmad. Der Platz (Plan) um die Dorflinde herum wird geebnet und der Baum mit Fähnchen gepntzt. Im Frankenwalde ist die Linde häufig so zugestutzt, daß ihre Krone zwei oder drei ringförmige Absätze bildet. Im feierlichen Zuge geht es vom Hause des Dorfschulzen, die Musik voran, ins Wirthshaus. Jeder Bursche hält mit der Rechten die „Mad", in der Linken aber ein zierliches, grünes Trinkglas, das am obern Ende eine Reihe Glasringe enthält, die beim Schütteln einen fröhlichen Klang geben. In der Schenke werden drei Reigen aufgeführt. Dann erst geht es auf den Platz, und hier muß wieder jeder Bursche die drei ersten Touren mit seiner „Mad" tanzen. Außer den Platzburschen und ihren Genossinnen darf Niemand den Plan betreten. Als Tänze gelten neben dem guten alten „Dreher und Schleifer" noch einige moderne, aber verunstaltete Tanzweisen.

Viele Theile der verschiedenen Abänderungen der oberfränkischen Volkstracht sind bereits im Anzuge der Mistelgauer oben geschildert worden. Doch verschwindet ein Stück nach dem andern; selbst da aber, wo die nivellirende Gegenwart jede volksthümliche Eigenheit, jeden originalen Schnitt des Kleides verdrängt hat, griff sie mit auffallender Schonung an den Kopfputz, namentlich an jenen der Frauen. Das Volk scheint sich dessen bewußt zu sein, daß die Kopfbedeckung vorzugsweise der Tracht den Charakter verleihe. Darum hängt es wenigstens in dieser Beziehung noch gern an alter Ueberkommniß. So weit ostfränkische Kultur nachdrücklich sich geltend machte, so weit reichen auch die Varietäten der „Frankenhaube", einer Abart der Bänder- oder Backenhaube. Jenseits dieser Grenze, welche nur das bamberger Mainland, den untersten Regnitzgrund und zum Theil das bayreuther Unterland umfaßt, tritt das Kopftuch an die Stelle der Haube. So im Fichtelgebirge, am Jura, im Frankenwalde und dem Voigtlande, und dort hält man das Kopftuch für slavischen Ursprungs. Die Vermischung deutscher und wendischer Elemente spricht sich in der entweder abwechselnden oder gleichzeitigen Benutzung von Kopftuch und Haube aus.

Aber besser noch als Gebräuche und Trachten kennzeichnen Sagen das Wesen eines Volkes, und auch für dieses Gebiet ist die Oberpfalz klassischer Boden. Namentlich haftet dort am Berglande die älteste Mythe, denn im flachen Gau versickert der Märchenquell mehr oder weniger; es fehlt die äußere Anregung, die Stimmung in der Landschaft, welche hier von maßgebender Bedeutung ist. Deshalb ist auch das Fichtelgebirge unerschöpflich an Sage und Mythe, reicher als Frankenwald und Jura, als das südbayrische Hochland und die übrigen Höhenzüge Ostfrankens.

Der Bergbau des Fichtelgebirges ist wohl der älteste in ganz Deutschland. Der Mönch Otto v. Weißenburg setzt die ersten derartigen Versuche bereits ins neunte Jahrhundert. Eine Berechtigung dieser Annahme liegt darin, daß die harzischen Bergwerke, welche durch die Pest von 1005 entvölkert waren, wieder durch fränkische Bergleute aufgenommen wurden.

Die frühesten Bauversuche gingen unstreitig von den alten slavischen Siedlern am Fichtelgebirge aus. Derselbe Hang, welcher dieses Volk zum Ackerbau trieb, veranlaßte es auch, den geheimen Schätzen unter der Erde nachzuspüren. Slaven waren die ersten Saifner und Erzwäscher an den Bergbächen bei Weißenstadt und Kirchenlamitz, an der Saale und Fattiga, an der Regnitz und am Weißen Main. Spätern Datums sind die Schürfversuche nach Gold, sie fallen etwa in die Mitte des 14. Jahrhunderts.

Was ausgeteuft wurde, — mehr noch was die Phantasie hineinlegte, die schimmernden Spuren, die einen märchenhaften Reichthum in der granitenen Tiefe ahnen ließen, verbreiteten den Ruf des Fichtelgebirges. Wo seine Bergleute hinkamen, wußten sie von den Schätzen zu erzählen, die noch zu heben wären. Da entstand die Sage, daß am güldenen Sonntage oder am St. Johannistage, wenn in Bischofsgrün zum Vaterunser geläutet würde, der Ochsenkopf seine Kammern öffne und seine Goldwände zeige, von denen das Gold wie Eiszapfen, und Edelsteine wie Zwiebelstränge herabhängen. So lange der Pfarrer von Bischofsgrün das Evangelium liest, kann der fromme und einfältige Mensch die Wunderblume pflücken, die am Eingangsfelsen wächst. Sie dient ihm als Schlüssel, welcher die Pforten dieser Goldhallen öffnet, und er kann sich daraus Schätze holen, so viel er eben zu tragen vermag. Nur darf er den Zeitpunkt nicht versäumen, wo das Evangelium schließt, sonst wird er in der Tiefe zurückbehalten.

Besser als den Autochthonen — so erzählt die Sage — ist es zugewanderten fremden Gesellen gelungen, von den Schätzen des Fichtelberges Kenntniß zu erlangen. Aus dem fernen Welschlande, sonderlich aus Venedig, kamen sie vor vielen Jahrhunderten hergezogen, angelockt von dem Rufe der unerschöpflichen Erzführung. Des Bergbaues kundig und wohlbewandert in der Scheidekunst, kannten sie besonders das Geheimniß, aus allerlei Zeichen die Erzfunderte zu entdecken. Sie zogen durch die Thalschluchten und krochen durch die Felsklüfte, meist einsam und nicht geheuerlich von Ansehen. Einer oder der andere mag wohl einen Pakt mit dem Bösen unterzeichnet haben. Das sind die „Walen" oder „Walonen" (Venediger, Welsche), von denen noch viel Sagenhaftes im Munde des Volkes lebt. Noch finden sich in einzelnen Exemplaren die Büchlein, in welchen jene goldsuchenden Fremdlinge ihre Erfahrungen niederlegten. Das sind die fichtelbergischen Walen- oder Geheimnißbüchlein, und wer davon Einsicht erhält, mag sich einer besondern Gunst rühmen. Da heißt es unter Anderem: „Wenn die Bäume am Gipfel verdorren, als wären sie erfroren, oder sind kröpficht und zwieselicht, oder wo viel Hirschschwämme stehen, daselbst sind gern Erze enthalten. Wo viel Molche und andere giftige Thiere sich häufig aufhalten, da pflegen gern Goldgänge zu sein, denn sie lieben derlei Oerter sehr."

Noch heutzutage behauptet mancher am Fichtelgebirge, daß seine Heimat dem Welschen besser bekannt sei, als ihm selber. Ihm genügt die Ahnung der vorhandenen Schätze

und er gibt ihr Ausdruck in dem gemeingiltigen Sprichworte:

Wirft mancher einen Stein nach einer Kuh,
Ist der Stein mehr werth als die Kuh.

Ob aber die Sage von diesen bergkundigen Walen nicht eine bloße Erinnerung an jene uralte Zeit ist, wo das Volk der Wenden vor den deutschen Eroberern in die geschützten Bergthäler zurückfloh, dort Gold wusch und nach Erz schürfte, läßt sich schwer ermitteln. Die Zwerge, die in den unterirdischen Gemächern des Fichtelberges hausen, verwechselt der Volksmund nicht selten mit jenen Walen und trägt damit das Gedächtniß einer unterjochten fremden Bevölkerung fort. Vielleicht ist es selbst die nachklingende Erinnerung einer vorgermanischen Zeit, der keltischen Epoche.

Um die Höhen des Fichtelgebirges tönt jene gewaltige deutsche Sage vom Kaiser Karl dem Großen, der in der Tiefe des Ochsenkopfes schläft. Sie gehört der Oberpfalz wie dem äußersten Ostfranken an, denn das Gebirge bildet die Grenzscheide zwischen den beiden Stämmen. Vom Fichtelgebirge klingen die Sprüche der „Sibylle Weiß", von denen nach dem allgemeinen Volksglauben bereits viele in Erfüllung gegangen sind. Einmal schritt sie über einen Steg von Wachholderholz. Der brach und sie fiel in die Tiefe. Da fluchte sie dem Wachholderbaum, und seitdem kriecht er als niederer Strauch am Boden hin. So quillt geschichtliche und vorgeschichtliche Sage, Mythe und Märe, kaum irgendwo in bayrischen Landen reicher als am Fichtelgebirge. Selbst das Paradies versetzt der Volksglaube dahin und wendet die mosaische Urkunde von den vier Hauptwassern in Eden auf die vier Flüsse Main, Naab, Saale und Eger an.

Nicht weit von Teuschnitz im Frankenwalde, gen Mitternacht, erhebt sich der „Gerichtshügel". Darauf stand noch vor etlichen Jahrzehnten ein thurmähnliches Blockhaus, halb weiß, halb schwarz angestrichen, der alte Richtplatz. Von Norden her werden dereinst die Heerzüge der Ungläubigen hereinbrechen und hier mit den Völkern vom Mittag- und Abendlande zusammenstoßen. Da beginnt ein schrecklicher und grausamer Kampf. Vier Tage wird die „Wiesenmühle", ein Viertelstündchen unterhalb Teuschnitz, vom Blute der Erschlagenen getrieben. Der Heidenkönig füttert sein Pferd auf dem Altar der Kirche, und die Stadt geht in Flammen auf. Sengend und verwüstend werden dann die Schlachthaufen der Ungläubigen durch Deutschland ziehen, bis endlich der Führer zwischen Mainz und Köln von einem Weibe erschlagen wird. Dann wird wieder Friede einkehren. Mittlerweile sind aber durch den Krieg der Männer so wenige geworden, daß sich „neun Weiber um eine Mannshose prügeln".

Oberfranken ist auch reich an Legenden, die sich auf die Entstehung von Kirchen und Klöstern beziehen. Als einst an einem Quatemberfreitage ein junger Hirt in der Nähe der Cisterzienser-Abtei Langheim seine Heerde heimwärts trieb, da däuchte es ihm, als vernähme er die Stimme eines weinenden Kindes. Er sah auch wirklich ein solches auf dem Acker sitzen; als er aber näher hinzutrat, verschwand es. Beklommenen Gemüthes beschleunigte er den Heimweg, warf aber unterwegs noch einmal den Blick zurück und sah die Erscheinung zum zweiten Male. Diesmal aber erschien das Kind in verherrlichter Gestalt zwischen zwei brennenden Kerzen, verschwand jedoch wieder bei seinem Annähern. Der Hirte vertraute seinem Beichtvater diese Geschichte. Der rieth ihm an, die Erscheinung im Namen des dreieinigen Gottes anzusprechen. Am Vorabende des Festes der Apostel Petrus und Paulus erschien das Kind zum dritten Male dem Hirten. Es war glänzend wie die untergehende Sonne, von vierzehn strahlenden Kindlein umgeben und gab auf die gestellte Frage den Bescheid: Ich bin das Christkind und diese sind die vierzehn Nothhelfer. Wir begehren hier eine Kapelle zur Ruhe. Sei unser Diener, so wollen wir auch Deine Diener sein! — Darauf ward es mit seiner Umgebung in die Wolken entrückt. Bald darauf wurde auch an der Stelle eine Kapelle gebaut, aus der allmälig die stattliche Wallfahrtskirche von Frankenthal oder „Vierzehnheiligen" entstand.

Etwas ganz Sonderbares nimmt das Städtchen Forchheim für sich in Anspruch. Der Sage nach soll nämlich dort der römische Landpfleger Pontius Pilatus geboren worden sein, was sich noch in dem alten Spruche

Vorchemii natus est Pontius ille Pilatus,
Teutonicae gentis, crucifixor omnipotentis

bewahrt hat. Eine Waldparzelle in der Nähe des Dorfes Burk führt noch die Bezeichnung Pilatushölzchen; dort stand eine alte Kiefer, der Pilatusbaum.

Mahnungen an keltischen und slavischen Götterkultus fehlen in der Oberpfalz keineswegs.*) Natürlich sind die germanischen Göttersagen reicher. Da tritt uns zunächst Wodan in Wald und Wind und als wilde Jagd entgegen. Eine Sage lautet: So man auf dem Fahrenberge steht, erblickt man einen Theil des Fichtelgebirges. Da haust ein König im Berge; er sitzt auf einem Stuhle vor dem steinernen Tische, um den sein Bart schon zweimal gewachsen ist. Seine Füße ruhen auf einem Hunde, während ein zweiter vor der Thür Wache hält. Dem König dient ein Knappe. Aus einem Fäßchen trinken sie Wein und jeder hat seinen eigenen Humpen. Doch der Wein wird nicht alle. Auf dem Fäßchen sitzt ein Vogel, der fliegt um den Berg, so oft der Bart seines Herrn um den Tisch gewachsen ist, und schaut, wie die Sachen draußen in der Welt stehen, und bringt seinem Gebieter davon Nachricht. Der König selber trägt nur ein Hüftenkleid; doch wenn Besuch kommt, kleidet er sich in altdeutsche Tracht und empfängt die Gäste in dem großen Saal neben dem Gemach. Der Knappe trägt ihm dabei den langen Bart nach. Mit ihm lebt ein großes Heer in dem Berge; er übt es oft in den Waffen, und damit man den Lärm nach außen nicht vernehme, entsteht jedesmal arges Donnerwetter. Ist der Bart dreimal um den Tisch gewachsen, dann ist auch der Wein alle, und der König bricht mit seinen Schaaren hervor aus dem Berge zum letzten Streite!

Der alte Donnergott, Donar, wird noch in seiner Wirkung verehrt, daher die heilige Scheu vor dem Gewitter. Donar hat seine Priester und Priesterinnen, welche durch die christliche Vorstellung zu Unholden wurden. Sie treten besonders als Hexen und Truden auf, die allenthalben eine bedeutsame Rolle spielen. Der Hexenglaube steckt noch tief im Volke; bei Forchheim darf man gar nicht von den Hexen sprechen, sonst plagen sie Einen. Aber gegen das Hexendrücken hilft, wenn man das Kissen unter dem Kopfe vorzieht; dann muß sich die Hexe darauf setzen, und man ist selbst von ihrem Drucke befreit. Ein paar Stachelbeerstauden unter die Thürschwelle gelegt, machen, daß die Hexen wieder umkehren müssen. Am Walpurgisabend werden in Streitberg und Umgebung die Hexen von den

*) Die in der Bavaria von Fentsch hierfür beigebrachten Beispiele erscheinen aber höchst unglücklich gewählt, und mit der Etymologie hapert es sehr. Es ist eine arge Verwechslung, wenn er von der slavischen Verehrung des „Bockes" spricht. Bog oder Buh ist im Slavischen Gott. Der Name des Dorfes Rimlas wird abgeleitet von hrimi, es donnert, und Les, Wald!
D. Red.

jungen Burschen „ausgeblasen". Sie machen sich Schalmeien aus Weidenrinde und blasen damit vor den verdächtigen Häusern. Im Regnitzgrunde werden sie mit Peitschen ausgeknallt; dabei rufen die Burschen:

In Eglsham und Buttenham
Da kommn' d' Hexen und Trud'n z'samm.

Eine vielgestaltige Sage erzählt von elbischen Jungfrauen, welche in versunkenen Schlössern oder der Tiefe der Erde hausen. Bei Marktschorgast ging einmal eine Frau mit ihrem Kinde in den Wald zum Beerensammeln. Da gewahrte sie plötzlich eine weite Oeffnung in der Erde. Neugierig stieg sie hinab, und drei weiße Jungfrauen traten ihr in der von Gold und Edelsteinen glitzernden Höhle entgegen. Sie erlaubten ihr von den Schätzen zu nehmen, was sie mit einem Griffe fassen könne. Aber aus Habsucht machte sie drei Griffe und sprang dann hinaus. Die Thür fiel krachend zu, aber ihr Kind hatte sie vergessen. Am nächsten Johannistage fand sie die Pforte offen und ihr Kind frisch und munter wieder. Aber diesmal achtete sie der Schätze nicht und nahm ihr Kind mit sich.

Bericht des Bischofs Massaya über die südabyssinischen Länder Kafa und Guera.

Aus den südlichen Landschaften Abyssiniens dringt nur selten eine Kunde zu uns nach Europa. Diese von der Natur reich gesegneten Gegenden sind im Verlauf der letzten drei Jahrhunderte immer mehr in Barbarei versunken und befinden sich in einer ethnischen, staatlichen und religiösen Anarchie, die kein Ende nehmen zu wollen scheint. Es wäre sehr zu wünschen, daß wir über diese südabyssinischen Bergländer Guragne, Kambuat, Enarea, Wollamo, Dschindschiro, Kafa ꝛc. endlich einmal gründlichen Aufschluß erhielten, denn gerade dort harren noch manche wichtige ethnographische und geographische Fragen auf Antwort.

Auch in diesen Gegenden, wie in Schoa und Amhara, spielen die Gallas eine Hauptrolle, und es scheint, als ob sie den Sidamas, d. h. christlichen Gongas altabyssinischer Abkunft, gegenüber mehr und mehr an Macht gewinnen. Es ist sehr dankenswerth, daß wir jetzt eben durch den muthigen Bischof Massaya einige werthvolle Nachrichten bekommen, welche einen interessanten Einblick in die Verhältnisse jener Gegenden gewähren. Die katholischen Missionäre sind mit großer Unerschrockenheit dorthin eingedrungen und bethätigen eine preiswürdige Standhaftigkeit und Ausdauer. Sie geben sich alle Mühe, die sogenannten Christen in Südabyssinien aus dem Schlamme tiefer Versunkenheit und Barbarei herauszureißen, es liegt aber in den Verhältnissen, daß sie nur sehr wenig ausrichten. Wie dem aber auch sei, Bischof Massaya „apostolischer Vicar bei den Gallas und Sidamas" ist ein vortrefflicher Mann, den wir hochachten müssen. In seinem neuesten Berichte (in Nr. 218 der Annales de la propagation de la foi, Januar 1865) finden wir manche interessante Mittheilungen. Wir vermissen in denselben ein Datum; es scheint aber, als ob seine Schilderungen sich auf die Jahre 1863 und 1864 beziehen.

Das sogenannte „Land der Gallas" bildet die südliche Verlängerung des abyssinischen Plateaus, oder vielmehr es ist der südliche Theil des „äthiopischen Plateaus". Der vor etwa 300 Jahren von den Gallas eroberte Theil reicht vom 10. bis 6. Grade nördlicher Breite; was sie sonst noch gegen den Aequator hin in Besitz haben, ist uns völlig unbekannt, und die Südgrenzen des abyssinischen Gallalandes sind nicht genau bestimmt. Doch ist so viel ausgemacht, daß im Allgemeinen der Barro, der größte Zufluß des Weißen Nil, theilweise die Grenze bildet. Der südöstliche Theil des Plateaus, welchen das Königreich Kafa einnimmt, erstreckt sich wahrscheinlich bis in die Quellgegend des Weißen Nils. Im Norden haben die Gallas Gadschan und im Osten Schoa, also die beiden südlichen Provinzen des heutigen abyssinischen Reiches (das Theodor beherrscht). Ihre (der Gallas) westliche Nachbaren sind die Thaniallas, ein chamitischer Volksschlag, der bis in das von Aegypten abhängige Fasogl reicht.

Dieses Gallaland ist ein prächtiges Land, ungemein fruchtbar, eine Abwechslung von Berg und Thal, wo vom März bis in den Oktober hinein Regen fällt, dessen Wasser den Nil anschwellt und dazu beiträgt, daß derselbe in Aegypten über seine Ufer tritt. Das Klima steht vielleicht einzig in der Welt da, denn der Thermometerstand hält sich zwischen 18 und 22 Grad Réaumur.

Auf diesem äthiopischen Plateau wohnen heute gewiß 12,000,000 Menschen. „Ich glaube nicht, daß darin eine Uebertreibung liegt. Europäische Reisende veranschlagen die Volksmenge im eigentlichen Abyssinien auf drei Millionen; ich nehme an, daß die Sidamas und die Gallas zusammen neun Millionen ausmachen. Abyssinier, Sidamas und Gallas nehmen von Norden nach Süden hin diese ganze Region ein." Massaya fügt hinzu, daß er, der seit 15 Jahren unter diesen Völkern lebe, zu der Ueberzeugung gekommen sei, daß keine von ihnen eingeboren, sondern „daß sie aus Aegypten, Arabien und selbst aus Syrien gekommen seien". Das ist freilich eine ethnologische Phantasie, für welche der Nachweis fehlt, und für welche Bischof Massaya, wie er selber sagt, nur „Vermuthungen" beibringen könnte. Er gibt auch selber zu, daß die verschiedenen Sprachen dieser Völker „fast gar keinen Punkt der Berührung in Bezug auf Aehnlichkeit und Ableitung der Wörter unter sich hätten; wohl aber sei das grammatikalische System bei allen dasselbe, und in dieser Richtung ständen sie unbestreitbar in Verbindung mit der großen Familie der semitischen Sprachen".

In sittlicher und intellectueller Beziehung gleichen diese Völker einander sehr. Die Sittenverderbniß der Abyssinier ist bekannt, aber die Sidamas (die Bewohner von Kafa) sind noch weit ärger, die Gallas dagegen nicht so arg. Uebrigens sind sie, so lange Frieden ist, sanft, wohlwollend und gastlich und in den Kriegen, durch welche diese Gegenden so oft verheert werden, tapfer bis zur Tollkühnheit. Sie besitzen eine große Handfertigkeit, dazu eine Intelligenz, welche jener der Europäer nahe kommt, aber vielleicht noch raffinirter ist, und erlernen fremde Sprachen mit ungemeiner Leichtigkeit.

Wir gehen auf die Spekulationen über die Herkunft

der alten Bewohner des Landes nicht ein und bemerken nur, daß im 16. Jahrhundert ein neuer Schwarm arabischer Einwanderer nach Ostafrika hinüber kam und die Gallas von Osten nach Westen, auf das äthiopische Plateau, drängte, dessen mittlern Theil sie eroberten. Dadurch wurde das alte, bis dahin christliche Reich in zwei Rümpfe zerstückelt: Abyssinien im Norden und Kafa im Süden der Gallas. Kafa hatte seit jener Zeit keinen Berührungspunkt und auch keine Verbindung mehr mit anderen christlichen Ländern, und seitdem haben sich die christlichen Elemente theils sehr abgeschwächt, theils sind sie völlig verloren gegangen.

Kafa ist ein Land, das nicht etwa ein Königreich unter einem einzigen Herrscher bildet, kann auch nicht als eine Conföderation mehrer kleineren Staaten betrachtet werden; es enthält oder umfaßt eine fast unzählige Menge kleiner Staaten, die von einander ganz unabhängig sind und sehr verschiedene Regierungsformen haben. Das eigentliche Kafa bildet ein Königreich für sich und zwar das größte; dann folgen dem Flächenraume nach: Dschemmakaka, Guma, Guera, Goma und Nerea. Die Beherrscher dieser eben genannten Reiche sind Mohammedaner, obwohl das Volk noch dem Islam widerstrebt. Massaya hat aber ganz recht, wenn er gerade in der Ausbreitung des Mohammedanismus, welcher in Afrika reißende Fortschritte macht, ein Hinderniß für die Bekehrungen zum Christenthum erblickt.

Außer den eben bezeichneten Staaten gibt es noch viele andere, z. B. Dschindschiro, dessen Bewohner die grausamsten unter allen sind. Dort veranstaltet man noch Menschenopfer, und beim Regierungsantritt eines neuen Königs werden blutige Festlichkeiten begangen, welche an jene in Dahome erinnern. Neben allen diesen Königreichen sind noch etwa 15 kleine Republiken vorhanden, unter denen Gudron und Dschemmala gamara in erster Reihe stehen. Geschriebene Gesetze findet man in keinem einzigen dieser Staaten, doch sind Herkommen und Gebräuche in allen so ziemlich dieselben. Das Eigenthum bildet die Grundlage der Gesellschaft und wird mehr respektirt, als in Europa der Fall ist.

In dem Missionsbezirke, in welchem Massaya bei den Sidamas und Gallas wirkt, herrschen ein dem Fetischismus nahe stehendes Heidenthum und eine Menge abergläubiger Bräuche. Die Sidamas (wie schon bemerkt, die Einwohner von Kafa) nennen sich zwar Christen, kennen aber Christus nicht einmal dem Namen nach; eben so wenig wissen sie etwas von Mysterien. Ihr ganzes Christenthum besteht darin, daß sie aus dem heiligen Georg einen Gott machen und die Namen von Michael und Gabriel kennen; die Gallas, welche sich doch nicht für Christen ausgeben, haben wenigstens von der Mutter Maria und dem Kreuze etwas gehört.

Die Geschichte des apostolischen Vicariates bei den Gallas und Sidamas bietet einige bemerkenswerthe Zwischenfälle dar. Der Papst schickte 1846 den Pater Massaya nebst zwei anderen Missionären nach Ostafrika, aber die letzteren starben bald. Fünf Jahre vergingen, bevor er zu den Gallas gelangen konnte; inzwischen wurden Missionen auf den Seychellen in Aden und Sansibar gegründet. Im Jahr 1851 kam er endlich in das Land der Sidamas und Gallas und machte sich mit Sprachen, Sitten und Oertlichkeiten bekannt; mit seinem Bekehrungswerke fing er 1855 an. Gegenwärtig arbeiten mit ihm zwei europäische Priester, Leon des Avanchers und Tocina nebst sechs einheimischen Priestern und einer Anzahl Katechisten. Die vier Missionsstationen sind in Kafa, Guera, Gammora und Barro; zwei andere, in Gudron und Nerea, hat man aus Mangel an geistlichen Kräften und der Verfolgung wegen wieder aufgeben müssen.

In Gudron wurde Massaya von der abyssinischen Regierung schlecht behandelt und vertrieben. An den übrigen Stationen sind wohl einige hundert Menschen getauft worden, es geht aber nicht aus Massaya's Bericht hervor, ob der Bildungs- und Gesittungszustand dieser Leute von jenem der anderen wesentlich verschieden sei. „Wir haben große Hoffnungen für die Zukunft. Der Galla entscheidet sich nicht leicht, wenn er es aber einmal gethan hat, bleibt er fest, denn er ist nicht so leichtfertig, wie der Sidama oder wie der Abyssinier; der letztere ist leicht zu bekehren, springt aber bei der geringsten Prüfung wieder ab." Massaya kauft so viele Sklaven frei, als seine Mittel ihm gestatten, und tauft sie dann. Er klagt bitter über das Mißtrauen der abyssinischen Regierung gegen alles Europäische.

Das Königreich Kafa ist zum großen Theil von Abkömmlingen der alten abyssinischen Christen bewohnt, welche durch die Invasion der Gallas im 16. Jahrhundert auf die andere Seite des Gudscheb gedrängt wurden. Dieser Strom bildete früher die Südgrenze des abyssinischen Reiches; er entspringt im Westen von Kafa, läuft in Hufeisenform von Westen nach Norden, dann östlich von diesem Königreich und mündet an der Zanguebarküste in den Indischen Ocean.

In Kafa fand Massaya noch einen Abuna, Bischof, der eine schwache Erinnerung von hierarchischer Würde sich bewahrt hatte; die Regierung rief den europäischen Geistlichen herbei, um durch ihn größern Einfluß, namentlich auf die im Land ansässigen Amharas, zu gewinnen, eben jene Abkömmlinge der alten abyssinischen Christen. Für den König von Kafa ist die Religion wie ein Polizeimittel, das für den Herrscher gut ist. Drei Jahre lang unterhandelte Massaya, ehe der König in die Bedingung willigte, daß er nach Belieben das Land Kafa wieder verlassen könne.

Im Jahr 1859 kam er dann und wurde glänzend mit fast königlichen Ehren empfangen, vom Könige mit Geschenken überhäuft und erhielt eine Ehrengarde von 50 Reitern, die freilich alle seine Schritte überwachten. Er baute eine Kirche und ging sehr umsichtig zu Werke, indem er nicht etwa gegen den tief eingewurzelten Aberglauben direkt ankämpfte, sondern so viel kirchliche Pracht und so vielen Pomp als irgend möglich entfaltete und kirchliche Musik machte. Das gefiel dem Volk, paßte aber dem Könige nicht, der keinen, nicht einmal Gott, als über ihm stehend anerkennen wollte. Auch nahm er Anstoß an der Ehelosigkeit der Geistlichen, wollte dieselben zum Heiraten zwingen und nebenbei sie veranlassen, an den abergläubigen Bräuchen der „Zauberpriester" Theil zu nehmen, welche in den drei oder vier sogenannten Kirchen ihr Wesen trieben; der König ließ die von Massaya Bekehrten in diese Kirchen treiben, und dagegen protestirte der Missionär. Der Conflict war nun da; die Gehülfen Massaya's wurden, als Unterthanen des Königs, aufgegriffen und ins Gefängniß geworfen, der Missionär selbst ohne Weiteres auf einen Maulesel gesetzt und fortgeschafft. Man brachte ihn über die Grenze und verbreitete dann eine Menge von nachtheiligen Gerüchten über ihn.

Sehr bezeichnend für den Gesittungszustand des Königs von Kafa ist Folgendes. Während bei Sturm und Regenwetter der arme Missionär, dem man nicht einmal etwas zu essen gegeben hatte, auf seinem Maulthiere saß, ging ein Mann vor ihm her, der einen todten Hund an einer Stange trug; dadurch sollte dem Volk angedeutet werden, daß Massaya mit dem Plan umgegangen sei, die Pest ins Land

zu bringen! Und um das recht anschaulich zu machen, ging hinterher ein Zauberer, der dann und wann einen Schöps opferte. Weshalb? Um den Schutzgeist des Europäers zu beschwichtigen, damit dieser an dem Könige für die üble Behandlung und das rücksichtslose Verfahren nicht vergeltende Rache nehme. Auch im Missionshause wurden dergleichen Opfer veranstaltet.

Erst am folgenden Tage gab man dem mißhandelten Mann etwas Kaffee. Er war auf dem Wege nach Guera, einem kleinen Königreiche, dessen Herrscher dem Missionär befreundet war. Aber gerade deshalb schlug man dann eine andere Straße ein, am Gudscheb hin; der König von Kafa hatte die Absicht, ihn umkommen zu lassen, ohne doch seinerseits Blut zu vergießen, und deshalb schickte er ihn nach Dschindschiro, in der Meinung, daß dort die grausamen Leute schon das Ihrige thun würden.

Er kam in die Wüste von Dschemmakaka und verweilte dort einige Zeit, weil seine Begleiter erst den König dieses Landes um Erlaubniß fragen mußten, ob sie weiter gehen dürften. Sie suchten diesen König gegen den Missionär einzunehmen; er war aber ein gutmüthiger Mann und erklärte, daß er sich auf keine Schandthat einlassen wolle; er wisse wohl, daß man den Fremden nach Dschindschiro bringen wolle, um ihn dort zu verderben; deshalb werde er seinerseits nur gestatten, daß man denselben nach dem Lande bringe, aus welchem er ursprünglich gekommen sei, nämlich nach Nerea. Zehn Tage lang dauerten die Unterhandlungen; inzwischen hatte der König von Guera Boten geschickt, welche den Herrscher von Dschemmakaka in seinen guten Vorsätzen bestärkten.

Halbbarbaren sind immer unberechenbar; es fällt uns darum auch nicht auf, daß der König von Kafa dem Missionär durch einen besondern Eilboten Kleider, Wäsche, Geld und sonst allerlei nothwendige Dinge, welche er im Missionshause gefunden, nachsandte. Massaya erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß seine einheimischen Priester und Gehülfen standhaft geblieben seien, obwohl man ihnen Ketten angelegt habe. Der König wähnte, daß Massaya durch Briefe einen nachtheiligen Zauber auf ihn üben könne und vergriff sich dann weiter nicht an jenen Gehülfen, hielt sie aber in seinem Palast eingeschlossen. Nach Verlauf von etwa dritthalb Monaten gelang ihnen die Flucht, sie wurden aber wieder eingefangen. Was that nun der Halbbarbar? Er schickte diese Priester zu Massaya und ließ diesem sagen, daß er mit ihm in Frieden leben wolle. Er befürchtete, daß ein Zauber der Rache auf ihn fallen könne, und diesen wollte er abwenden.

Der Missionär ging nach Nerea, wo sich eine von ihm gegründete Kirche befand. Einen Monat nach seiner Ankunft starb der alte König und sein Sohn und Nachfolger war ein Muselmann, dessen Umgebung dem europäischen Priester abhold war. Man behauptete, die Mission sei eine Waffenniederlage, und die Fremden gingen damit um, das Land zu erobern. Massaya erhielt Befehl, das Land sofort, spät am Abend, zu verlassen. Er mußte gehorchen. Bald gelangte er an das Thor, denn diese kleinen Königreiche sind mit Gräben umzogen und haben Eingangsthore, wie eine regelrechte Festung. Zu seiner nicht geringen Ueberraschung ließ der König ihn zurückholen und benahm sich dann wohlwollend, weil die Königin-Mutter ein gutes Wort eingelegt hatte. Aber die Mission und die Kirche, in denen die Muselmänner nach Waffen gesucht hatten, waren völlig verwüstet, und bald folgten wieder allerlei Quälereien und eine abermalige Verbannung. —

Man sieht, wie roh, zerklüftet und zusammenhanglos alle Zustände in diesen südabyssinischen Regionen sind. Es wird große Anstrengungen und viele Zeit kosten, um dort europäischen Einfluß zur Geltung zu bringen; sie sind ohne alle Berührung mit der civilisirten Außenwelt, von welcher sie also auch keine anregenden oder befruchtenden Elemente empfangen. Wie schwer diese letzteren selbst in dem heutigen nordabyssinischen Reiche Theodors Eingang finden, ist bekannt, denn auch diese Gebiete des Negus von Aethiopien, also Tigre, Amhara und Schoa sind unablässig theils dem Despotismus, theils der Anarchie preisgegeben, und Theodor selber ist ein Halbbarbar. Ein solcher aber, und das ist allemal kennzeichnend, ist ein Geschöpf, in dessen Denken der logische Zusammenhang fehlt; er bewegt sich, wie alle seines Gleichen, lediglich in Wallungen und Sprüngen, und den Halbbarbaren ist eben deshalb so schwer beizukommen und sie sind so völlig unberechenbar, weil in ihnen Alles naturalistisch durcheinander gährt. Sie begreifen lediglich den Zwang, die Gewalt des Stärkern und die Uebermacht; wer bei ihnen diese nicht geltend zu machen weiß, richtet bei ihnen nichts aus. Die Missionäre, so preiswürdig und opfermuthig sie auch sind, scheitern allemal, weil sie Männer des Friedens sind und nur das Wort haben, und auf dieses legt der Halbbarbar keinen Werth, die Hingebung für eine Idee begreift er nicht.

Die Pfahlbauten am Lago di Fimon im Vicentinischen.

Wir erhalten von einem Fremde des Globus aus Triest einen italienischen Bericht über die am Lago di Fimon im Vicentinischen entdeckten Pfahlbauten (palafitti), aus welchem die Uebereinstimmung der italienischen Pfahlbauten mit vielen anderen hervorgeht und der zugleich ein wichtiges Zeugniß für die große geographische Ausdehnung dieser vorhistorischen Wohnungen unsers Geschlechts ist. Er lautet in der Uebersetzung:

Die Untersuchungen und Ausgrabungen wurden von Herrn Paul Lioy unternommen. Die Pfahlbauten des genannten Sees hatten eine ziemlich bedeutende Ausdehnung, und aus ihrer ganzen Anlage, sowie aus den aufgefundenen Resten menschlicher Kunstthätigkeit geht hervor, daß hier ein sehr zahlreiches Jäger- und Fischervolk gehaust haben muß. Vom Wildschwein, dem zahmen Schwein und einem andern kleinen Schwein, das wahrscheinlich mit dem Sus Scrofa palustris der schweizer Pfahlbauten identisch ist, wurden Knochen in ziemlicher Anzahl vorgefunden; ebenso vom Hirsch und Reh. Alle Knochen sind der Länge nach gespalten und zerbrochen, wahrscheinlich um das Mark daraus zu gewinnen. Nüsse und Schalen von Eicheln, Kornelkirschen und Haselnüssen kommen so häufig vor, daß

man sie korbweise sammeln kann. Es gibt uns dies auch einen schätzbaren Aufschluß über die Art, in welcher sich die Bewohner der Pfahlbauten nährten; die Eicheln kommen häufig geröstet vor. Sehr auffallend erscheinen auch die vielen Schalen der gemeinen Schildkröte (Emys lutaria), die man in großer Menge findet und welche darauf hindeuten, daß man dieses Thier verzehrte.

Wenn man die menschlichen Spuren des Sees von Fimon mit denjenigen der Schweizerseen und der lombardischen Seen vergleicht, so ist man geneigt anzunehmen, daß dieselben von viel älteren oder von barbarischeren Bewohnern herrühren. Aber es ist schwer zwischen beiden Annahmen zu entscheiden.

Die geologische Beschaffenheit des Seebettes weist auf die Eisperiode und die Diluvialzeit hin, und man könnte vermuthen, daß der See von Vicenza bereits vorhanden war, als die Thäler der Schweiz und Lombardei noch unbewohnt waren. In jener Zeit muß das Klima verhältnißmäßig mild gewesen sein, weil damals noch ein beträchtlicher Theil des Flachlandes im heutigen Trevisanischen, Paduanischen und Vicentinischen vom Meere bedeckt war. Die Gletscher füllten das Val Sugana von Fleims bis Primolan und bis zur Höhe der Sette Communi, wo Parolini erratische Blöcke fand. Sie lagerten auch im obern Thale der Piave von Paralba bis ins Bellunesische, sodann in jenem des Tagliamento von den Kärnthner-Alpen bis zu den Höhen von St. Daniel und Colalto, wo Pirone gestreifte Felsen und erratische Blöcke entdeckt hat. Sie hatten also wahrhaft gigantische Verhältnisse angenommen, und wir haben dafür in den Muränen den Beweis, welche auch in anderen tiefer landeinliegenden Gegenden vorkommen. Während der Ueberschwemmungen der Diluvialepoche ist das Thal von Fimon seiner Lage wegen dem Andrange der schlammigen Gewässer weniger ausgesetzt gewesen, als andere Thäler.

Die Vermuthung liegt nahe, daß die Pfahlbauten von Fimon früher errichtet worden sind, als jene in der Schweiz oder in der Lombardei. Sie tragen alle Kennzeichen des höchsten Alterthums; ihre Bewohner müssen sich in einem sehr rohen Zustande befunden haben und reichen sicherlich weit hinauf über die Tage der Kelten, der Pelasger und der Umbrier. In jenen Urzeiten boten die Stämme verschiedene Abstufungen in ihrer Barbarei und Wildheit dar, etwa in ähnlicher Weise, wie heutzutage die schwarzen Stämme in Centralafrika. In diesen Pfahlbauten des Sees von Fimon hat man keine Spur gefunden von Metallen, von Leder oder von Geweben, während dergleichen in den lombardischen allerdings vorkommen; hier sind sie von Stoppani nachgewiesen worden. Die Töpfergeräthschaften hier und dort sind ganz verschieden; denen am Fimonsee fehlen alle Verzierungen, während die lombardischen gereift waren und zwar vermittelst eines spitzigen Werkzeuges. Alle Geräthe sind plump und unförmlich, und man gelangt zu der Annahme, daß diese Pfahlbauer sich dicker Steine als Waffen bedienten; sie gaben ihnen eine solche Gestalt, daß sie dieselben mit der Faust packen und dann damit schlagen konnten. Sie hatten nur stumpfe Werkzeuge; das kann man abnehmen an den Wunden, die wir an den Schädeln der Hirsche sehen, an den Knochen, welche sie zerspalten haben, an den Baumstämmen, die als Pfähle dienten. Die kleinen Messer und steinernen Pfeilspitzen gleichen den vor Kurzem bei San Vito im Bette des Tagliamento entdeckten; ganz ähnliche sind auch in der Nähe von Treviso gefunden worden. Auch mit denen in der Lombardei haben sie Aehnlichkeit und sie sind recht hübsch gearbeitet.

Von den steinernen Geräthschaften kommen meistentheils nur Bruchstücke zum Vorschein, weil die Bewohner der Pfahlbauten wohl nur solche wegwarfen, die zerbrochen oder unbrauchbar waren; ebenso findet man nur Scherben von Töpfen und Schalen. Uebrigens sind im Herbste des Jahres 1864 zwei sehr hübsche Schalen von Terra cotta ausgegraben worden, die fast ganz erhalten blieben. Werkzeuge aus Knochen kommen sehr häufig vor. Namentlich sind Schulterblätter und Rippen zu Löffeln verarbeitet worden; auch Messer findet man häufig. In zwei Schienbeinen des Hirsches wurden zwei kleine Rippenknochen gefunden, vermittelst welcher man offenbar das Mark hatte herausziehen wollen. Außerdem fand man noch folgende Gegenstände, über deren Gebrauch wir im Allgemeinen noch im Unklaren sind: Serpentinsteine, etwas kleiner als eine geballte Faust, sechseckige Sandsteine, abgerundete Kalksteine von der Dicke eines Thalers und in der Mitte mit einem Loche, sodann Kalkspathkrystalle, Quarzkrystalle, ferner Hirschhörner, die künstlich zugespitzt sind und an ihrem dicken Ende ein regelmäßiges Loch haben, in das man einen Finger stecken kann u. s. w.

Die Wände und die Dächer dieser Pfahlhütten haben aus Wedeln und Stengeln einer Farrnart (Polypodium filix mas) bestanden; man findet dergleichen in ungeheurer Menge zwischen den verkohlten Balken. Die Ueberreste von großen Fischen liefern den Beweis, daß diese alten Stämme nicht nur der Jagd, sondern auch dem Fischfang oblagen. In geringer Entfernung von der Pfahlbaute ist ein prächtig erhaltenes Bruchstück eines Kahns aufgefunden worden; derselbe bestand aus einer ausgehöhlten Eiche und ist an einem Ende zugespitzt, ganz in ähnlicher Art, wie bei den Pirogen der Indianer am Amazonenstrom und am Orinoko.

Im hohen Grade bemerkenswerth ist Folgendes. Nachdem man auf einer Wiese, il Pascalone genannt, Nachgrabungen veranstaltet hatte, nahm man dergleichen auch in einem naheliegenden Thale vor, wo man sofort auf menschliche Ueberreste stieß. Das Töpfergeschirr, welches dort vorkam, war aber sowohl in Bezug auf Gestalt, wie auf Zeichnung und Zierrath durchaus von dem oben erwähnten verschieden. Es war viel feiner, hatte weit mehr Glanz, die Reliefs treten schärfer hervor, die Linien sind nicht wie dort kreisrund, sondern in die Quere gezogen. Auf einem Geschirr findet man eine tief eingegrabene Zeichnung, die einem Pilz oder Phallus gleicht. Ein Stück von röthlicher Terra cotta hat die Gestalt eines Halbmondes, dessen innere Seite vortrefflich erhalten ist. Manche Töpfe, die unversehrt erhalten sind, waren mit gekochten Eicheln angefüllt. Jede Vase, jeder Becher, jeder Napf ist mit der Hand geformt und hat seine eigenthümliche Gestalt. Die Kochtöpfe, welche dem Feuer ausgesetzt worden sind, unterscheiden sich wesentlich von den Geschirren, welche man an der Sonne getrocknet hatte. Manche haben eine recht zierliche Gestalt; die Handhaben sind theils rund, plump und ungleich, theils zierlich und leicht; bei mehreren bilden sie spitze Winkel. Manche Kochkessel haben eine beträchtliche Größe, anderseits kommen aber auch sehr kleine Schalen und Becher vor. Von den letzteren sind viele aus sehr rohem Ton geknetet und merkwürdig klein, denn ihr Durchmesser beträgt nur fünf und ihre Tiefe höchstens vier Centimeter. Bemerkenswerth ist eine ganz vortrefflich erhaltene steinerne Lanzenspitze, deren Länge neun und deren Breite sechs Centimeter beträgt. Ein Porphyrmesser ist 10 Centimeter lang. Außerdem hat man durchlöcherte Hirschhörner gefunden und sehr viele Ueberbleibsel von Thieren, die in diesen Torfgegenden gewohnt haben. Dann auch den Hauzahn eines Ebers und Horn und Kinnbacken

eines kleinen Ochsen, der mit dem Bos Urus oder Bos longifrons verwandt sein muß. Zähne von Pferden, Unterkiefer von einem kleinen Hunde, von derselben Art, wie sie Rütimeyer in den schweizerischen Pfahlbauten gefunden, die aber vielleicht eine Varietät bildet. Hervorzuheben sind ferner ein Geweih, das wahrscheinlich einem Rennthiere angehört, und der Zahn einer Bärenart.

Man hat den Plan der Pfahlhütten in der Art aufnehmen können, daß man nun weiß, wie die Wohnungen des ganzen Dorfes vertheilt waren. Dasselbe bestand aus einer Reihenfolge von Hütten mit länglich runder Basis, die in regelmäßigen, aber schmalen Abständen unweit von einander lagen. Der Grundbau jeder einzelnen Hütte wird sehr deutlich durch senkrecht eingerammte Pfähle bezeichnet. Keine derselben ist länger als $4^1/_2$, keine breiter als $3^1/_2$ Meter. Das Pfahldorf bei Pascalone hatte mindestens 30 Hütten und das in der Nähe liegende, weiter oben erwähnte, offenbar noch mehr. Die Pfähle sind von Eichen- und Pappelholz. Außer Haselnüssen, Kornelkirschen und Eicheln findet man auch Haufen von Sämereien und Samen einer Doldenpflanze, die noch nicht näher bestimmt ist. Den vorhandenen Knochen nach zu urtheilen, aßen die Bewohner dieser Pfahlbauten nicht blos Fleisch von Wiederkäuern, Dickhäutern und Schildkröten, sondern auch Hunde, wie jene der schweizer Pfahlbauten und die heutigen Chinesen.

Die Sklavereifrage in Brasilien.

Die Zeit wird nicht mehr fern sein, da auch in diesem Kaiserreiche Hand angelegt werden muß, um die Negersklaverei zu beseitigen. In Nordamerika ist diese Einrichtung im Verenden, auf Cuba wird sie auch nicht mehr lange Zeit aufrecht erhalten werden können. Was man aber mit den, zusammen etwa sieben bis acht Millionen, freigelassenen Negern anfangen, wie man sie nutzbar für die Civilisation machen und zur regelmäßigen Arbeit anhalten wird, — das ist ein Problem, welches zu den allerschwierigsten gehört. Mit der bloßen Emancipationsformel ist noch gar nichts gethan, es kommt darauf an, zu organisiren. Dazu sind aber, wie die Leser des Globus wissen (S. 111), nur allein im holländischen Amerika Schritte gethan worden, sonst nirgends.

Wir ersehen aus den südamerikanischen Berichten, daß seit etwa einem halben Jahre die Sklavenerhebungen in verschiedenen Landestheilen förmlich an der Tagesordnung sind. Allerdings kommen sie bis jetzt nur vereinzelt vor, es ist kein Zusammenhang darin, und diese kleinen Revolten wurden allemal verhältnißmäßig rasch und ohne große Mühe niedergeschlagen. Aber sie erscheinen als ein wohlzubeachtendes Zeichen der Zeit und beweisen, daß unter den Negersklaven Brasiliens eine dumpfe Gährung herrscht. Erhebungen in größerm Maßstabe sind nicht nur möglich, sondern auch wahrscheinlich.

Wir finden, daß man in Brasilien die Tragweite dieser verhängnißvollen Frage nicht verkennt; sie ist allerdings von der größten Wichtigkeit. In der „Deutschen Zeitung", welche zu Porto Alegre in der Provinz Rio Grande do Sul erscheint, wird der Gegenstand durch Herrn Karl von Koseritz (Nr. vom 1. Februar) aufs Tapet gebracht. Wir können annehmen, daß in diesem Aufsatze die Ansichten enthalten sind, welche bei unseren Landsleuten in Brasilien vorherrschen, und schon deßhalb wird es für die Leser von Interesse sein, dieselben kennen zu lernen.

„Früher oder später muß die Krisis eintreten, und Brasilien würde wohl thun, sie aus eigenem Antrieb und ungezwungen auf passendem Wege zu beschleunigen.

Nun müssen wir von vornherein bemerken, daß wir durchaus nicht zu den Negrophilen gehören, und wenn wir der Abolition das Wort reden, so geschieht dies weniger vom Standpunkte eines Wilberforce oder Buxton, sondern nur in Rücksicht auf Brasilien und seine Entwicklung.

Die philanthropischen Theorien jener englischen Redner, sowie die sentimentale Effekthascherei einer Harriet Beecher Stowe oder Fr. Bremer können uns nicht verführen; wir haben die feste Ueberzeugung, daß die afrikanische Rasse die intellektuelle Entwicklung der weißen Völkerstämme nicht erreichen kann. Die Fähigkeit abstrakt zu denken, zu systematisiren, strenge Vernunftgesetze zu befolgen und sich auf den Grund derselben zu vereinigen, geht ihnen gänzlich ab. Sie sind dem Vernunftleben fremd und gehören dem Naturleben an. Diese Disposition schließt die Empfänglichkeit für Bildung nicht aus, doch kann dieselbe nur unter dem energischen Drucke einer mehr entwickelten Rasse entstehen und wird nie über die Grenzen einer eigenthümlichen Halbbildung hinausgehen. (Sehr richtig!)

Die Sklaverei ist unserer Meinung nach eine Schule für die Afrikaner, in der sie zu einer einstigen Selbstregierung in ihrem Vaterlande erzogen werden. Im Augenblicke leben die afrikanischen Stämme in Verhältnissen, die sie nicht viel höher als die Thierwelt stellen, und der Afrikaner findet im Sklavenleben in Brasilien, so traurig es für Menschen anderer Rasse sein würde, Genüsse und Lebensfreuden, die ihm seine traurige Heimat nie bieten kann.

Der schlagende Beweis für die Wahrheit des Gesagten liegt darin, daß viele Sklaven die Freiheit gar nicht annehmen wollen, und daß keiner daran denkt, wenn freigeworden, nach Afrika zurückzukehren.

Die Schwarzen können also nur gewinnen durch die Sklaverei, gegen die wir vom philanthropischen Standpunkte aus nichts einwenden können, weßhalb es auch stets unsere Meinung war, daß Brasilien Unrecht gethan hat, sich am Köder der Negrophilen-Ideen von England fangen zu lassen und seinen Feldern und Plantagen die Arme zu entziehen, die es so nöthig brauchte.

Damals verlor Brasilien beinahe die Hälfte seiner Einkünfte und seines Exportgeschäftes durch die Aufhebung des Sklavenhandels, was es nicht hätte thun sollen, denn

diesem Geschäfte hätte man allmälig und unter vortheilhafteren Bedingungen ein Ende machen können. Mit der Zeit jedoch hat sich Brasilien entwickelt; die Verhältnisse sind heute andere, und, wenn auch nicht aus philanthropischen Rücksichten, so doch des eigenen Interesses halber muß Brasilien ernstlich darauf denken, der Sklaverei ein Ende zu machen.

Heute ist die freie Bevölkerung schon ziemlich stark; die Gründe, die bisher eine starke Einwanderung verhinderten, schwinden nach und nach, und das eigene Interesse fördert mithin Brasilien auf, sich von diesem Uebel zu befreien, welches ein moralischer Krebsschaden des Landes ist.

Der verderbliche Einfluß, den die Existenz der Sklaverei auf die Erziehung und die Familie ausübt, das Hinderniß, welches sie der Verwerthung der freien Arbeit in den Weg legt, und die Gefahr, die dem Staate aus der Anhäufung dieses feindlichen Elementes erwächst, sind die wahren Gründe, die Brasilien zu einem entscheidenden Schritt in der Sklavenfrage treiben müssen.

Der Contakt der Sklaven mit den Kindern ist eine Quelle der moralischen Verderbniß der Gesellschaft. Die Existenz von Sklaven verhindert den freien Mann, grobe Arbeiten zu thun. Arme Familien lassen ihre Kinder oft der Prostitution in die Arme eilen, denn diese können ja (nach ihrer Meinung) sich nicht vermiethen, nicht mit den Sklaven auf einer Stufe stehen.

Die Sklaverei ist also ein wahrer Krebsschaden, und nicht im Interesse der Sklaven, sondern in dem ihrer Herren steht es zu wünschen, daß ihr endlich ein Ende gemacht werde, hauptsächlich da ja dem Laude die befreiten Arme nicht entzogen werden, sondern nur dem vortheilhaften Principe der freien Arbeit die Bahn brechen. Einen ernsten und wichtigen Schritt hat die Regierung bereits gethan; sie hat allen Prisenuegern, sowie allen Afrikanern, die Staatseigenthum waren, ihre Freiheit geschenkt, und dieser wichtige Schritt ist in Europa genügender Weise gewürdigt worden.

Doch das ist nicht genug, hiermit ist Brasilien nur seinen Verbindlichkeiten England gegenüber nachgekommen. Jetzt handelt es sich darum, einen entscheidenden Schritt bezugs der Sklaverei im Allgemeinen zu thun, damit die Arbeit für den freien Mann nicht mehr als Schande betrachtet werde.

Eine Freierklärung sämmtlicher Sklaven ist ein Ding der Unmöglichkeit, denn die Regierung kann und darf nicht auf solche Weise über das Privateigenthum verfügen, und Gefahren jeder Art würden aus einem derartigen Schritte für das Land erwachsen, denn abgesehen von der verzweifelten Opposition, welche die großen Sklavenhalter des Nordens, um deren Ruin es sich handelte, machen würden, wäre die fesselloſe Existenz von etwa drei Millionen bisheriger Sklaven eine wahre und unvermeidliche Gefahr.

Hiervon muß also ganz abgesehen werden. Der einzige Weg, der zur Erreichung des Zwecks offen steht, ist die allmälige Hebung dieses Uebelstandes durch ein Gesetz, welches alle nach Veröffentlichung desselben hier geborne Kinder von Sklaven frei erklärt und für die Erziehung und Heranbildung derselben auf Staatskosten Sorge trägt.

Wie wir hören, hat man die Absicht, dieses Gesetz in der nächsten Sitzung des Parlamentes in Anregung zu bringen. Es wird einen harten Kampf geben, doch ist vorauszusetzen, daß der Sieg der Vernunft bleiben und die Maßregel, wenn auch mit Verzögerung, angenommen werden wird. Gott gebe es, denn das würde ein mächtiger Hebel zur Entwicklung des Landes und zur Heranziehung der Einwanderung sein. Die intelligente Arbeit des freien Mannes würde dem Laude einen wichtigen Impuls geben; die öffentliche Moral sowie das Familienleben würden unendlich dabei gewinnen, und der deutsche Einwanderer würde lieber nach Brasilien kommen, hier mit mehr Lust und Ausdauer arbeiten.

Brasiliens Zukunft erfordert diesen Schritt; möge er vom Parlamente gethan werden und Gott gebe, daß der Egoismus der Volksvertreter, die allerdings selbst alle Sklavenbesitzer sind, sich zur Höhe dieser großartigen Idee erheben könne, damit sie nicht falle, sondern zur Wirklichkeit werde.

Dann wird es bald ganz anders um Brasilien stehen."

Bilder aus Persien.

Sasiabad am Kaspischen Meere.

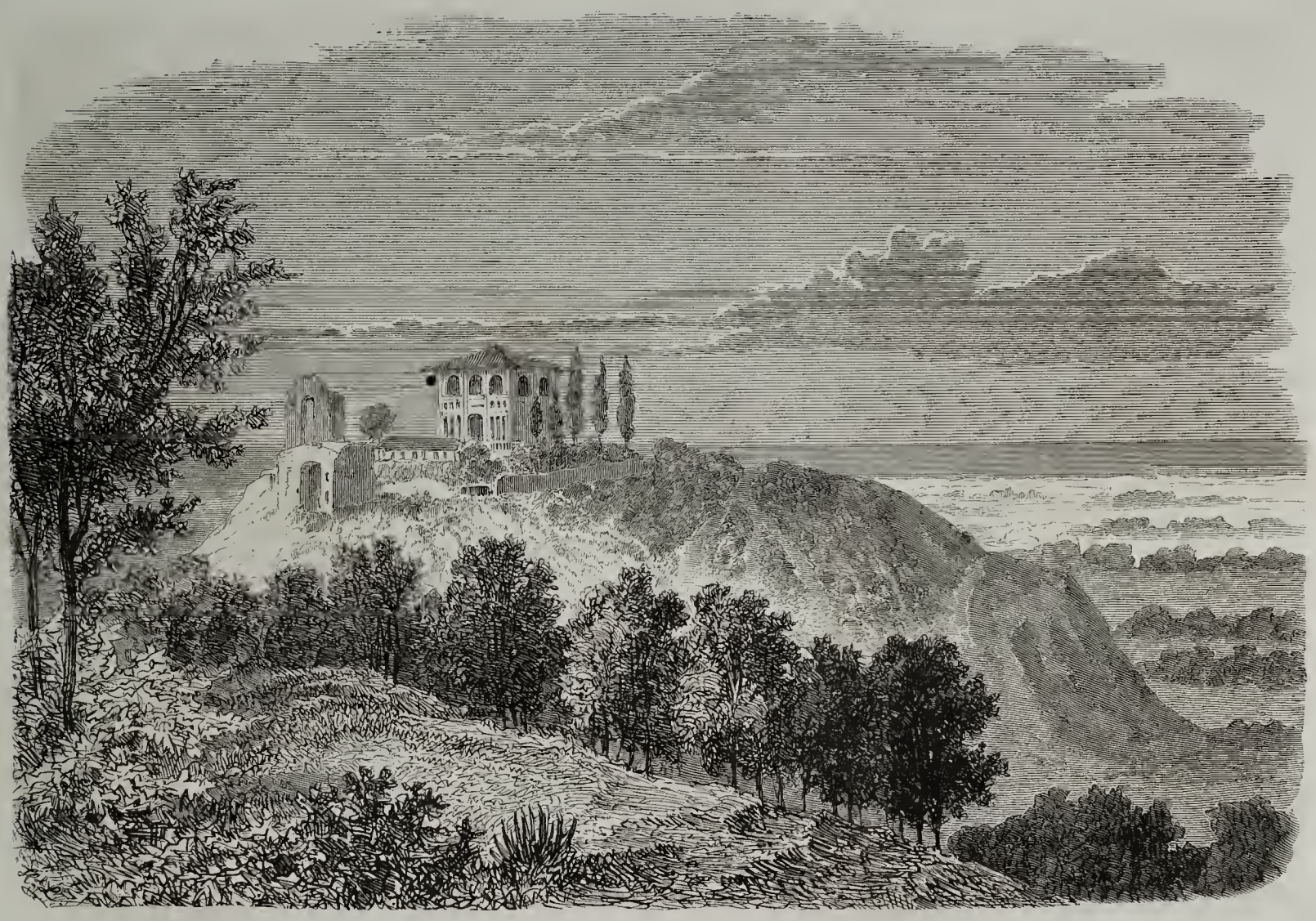
An der Südküste des Kaspischen Meeres zieht sich die fieberreiche persische Provinz Mazenderan hin, die im Ganzen von europäischen Reisenden noch wenig besucht wurde. Sie liegt abseits von der großen Straße, die von Täbriz in das Innere Persiens nach Teheran führt; wer aber das weitberühmte Astrabad besuchen will, der durchwandert, wenn er über das Elburz Gebirge gestiegen ist, einen großen Theil der Provinz. Von Astrabad schrieb ein Tyroler, von Gasteiger, der als Ingenieur des Schahs von Persien angestellt ist, im Frühjahr 1861 Briefe in die Heimat, welche in der „Zeitschrift für Allgemeine Erdkunde" N. F. XII, mitgetheilt sind. Auf dem Wege von Sari nach Astrabad kam er zunächst über eine wunderschöne von Schah Abbas erbaute Brücke, die sich aber, wie so viele Bauten in Persien, in einem sehr vernachlässigten Zustande befand. Acht Ferfach entfernt zieht sich der Weg nach Aschräf durch Gebüsch, urbar gemachte Waldlichten und Felder in der Ebene fort. Das nahe Mittelgebirge bleibt rechts liegen, und der Raum zwischen ihm und der Straße ist mit Wäldern von Granatbäumen bepflanzt, deren in Blüthe stehende Bäume mit ihrem rothen Schimmer den weiten Horizont in Feuer und Flammen aufgehen zu lassen scheinen. Diese Gegend versorgt Teheran mit seinen Granatäpfeln. Die Stadt Aschräf liegt am Fuße einer anmuthig bewaldeten vorgeschobenen Hügelkette und ist mit vier prachtvollen auf der Anhöhe liegenden Ruinen dekorirt. Hier mußte v. Gasteiger mehrere Tage verweilen, um die Gebäude aufzunehmen, welche der Schah zu restauriren

beabsichtigte; aber auch hier hat weniger der Zahn der Zeit, als persische Indolenz und Vandalismus, den Verfall beschleunigt. Gasteiger wurde in einem alten weitläufigen düstern Garten mit hohem Graswuchse, beschattet von Cypressen und Orangebäumen, in einem alten Sommerpalast einquartirt. Die Frösche und Kröten in dem schlammigen Teiche quakten ihr Abendlied; das nach allen Seiten offene Nachtquartier hatte weder Fenster noch Thüren, und es war nöthig, dieselben mit Brettern zu verbarrikadiren, denn die Turkmanen begannen ihr Unwesen zu treiben. Noch an demselben Abend brach eine räuberische Horde derselben in ein nahegelegenes Dorf ein, wurde aber abgeschnitten und gefangen genommen. Sie kommen von dem ein halb Fersach entlegenen Meeresufer, wo sie aus ihren Ruderschiffen aussteigen und ihre Raubzüge veranstalten, indem sie, gedeckt durch die Wälder, zu Fuße heranschleichen und ihre Beute ergreifen. Wenn sie den Kampf vermeiden können, gehen sie mehr auf Menschenraub aus und wissen die Gefangenen sehr einträglich als Sklaven zu verhandeln. In der hier stets sehr feuchten, naßkalten Abendluft, den geladenen Revolver und die Flinte in der Hand, schlief Gasteiger ein, bis ihn die vor den Fenstern heulenden Schakale mit ihrer disharmonischen Serenade erweckten.

Der Garten bot, wie jede von Menschen und ihrer Obsorge entfremdete Stätte, einen wahrhaft grauenvollen Anblick dar. Es war ein Ort der Verwesung, der Verlassenheit, das Grabmonument vergangener Tage persischer Pracht und Herrlichkeit. Orangen, Limonen, Süß-Citronen, Granat- und Lorbeerbäume, Platanen, Rosen, Jasmine und Cactus wechselten, von Schlingpflanzen überwuchert, mit einander ab. Die Orangen, zu tausenden am Boden liegend, wurden von weidenden Pferden zertreten, und noch tausende guckten goldgelb aus den saftig grünen Blättern hervor.

Die Gebäude bestanden aus mehreren Eingangsthoren und Vorhallen mit Stallungen, einst prachtvollen Wasserleitungen, Bassins und einem großartigen luftigen Sommerpalast mit abgesonderten Baderäumen. Bei der Aufnahme dieser letzteren unterirdisch gelegenen Räumlichkeiten zischte eine Schlange empor, und ein enormes Nest von Fledermäusen verbreitete einen unerträglichen Gestank.

Zur Rechten von diesen Gebäuden befindet sich ein prachtvolles Schloß im großartigen Alhambrastyle erbaut, von wunderschönen Anlagen umgeben; leider aber Alles in Schutt und Trümmern liegend. Es ist von Schah Abbas I. im Jahre 1612 angelegt worden, von dem Herrscher, auf den man in Persien fast alle großartigen Gebäude zurückführt. Zur linken Seite des erstgenannten Gartens erhebt sich ein anderes Schloß im luftigen Bogenstyle von Springbrunnen und anmuthigen Baumgruppen umgeben. Alle diese verschwenderischen, einst mit Fresken, Mosaik und Spiegeln dekorirten Räume sind jetzt jeder Zierde entblößt. Der Alabaster und die Glasurziegel sind gewaltsam aus den Wänden herausgerissen und die Gemächer, in denen einst der Luxus und die Wollust ihren Sitz hatten, sind nun zum Kuhstalle herabgesunken. Auf einer dritten Anhöhe, dem Ausläufer eines vorgeschobenen Hügels, liegt die Ruine des vierten Gebäudes, ein Meisterstück orientalischer Pracht und Herrlichkeit, mit entzückender Aussicht über Land und Meer. Mit vollem Recht verdient es den Namen: Safiabad.



Safiabad am Kaspischen Meere. (Originalzeichnung von A. Krziz.)

Das Flußthal des Zendschan.

Bereits früher (Globus IV, S. 353) haben wir den Zug der preußischen Gesandtschaft von Täbriz nach Teheran auf der großen Karawanenstraße geschildert. Zur Ergänzung tragen wir die Beschreibung des interessanten Flußthales des Zendschan hier nach, von dessen Wildheit die beifolgende Originalzeichnung des k. k. Major Krziz einen Begriff gibt.

Dieser Fluß, welcher sich durch die reißende Schnelligkeit auszeichnet, mit der seine Wasser dahinfluten, entspringt in den südlich von dem berühmten Ruinenorte Sultanijeh gelegenen Gegenden und nimmt im Ganzen einen nordwestlichen Verlauf, um seine Wogen mit denen des Kyzyl-yzen zu vereinigen. Seine Breite ist sehr verschieden, doch meist beträgt sie, wenigstens in der Gegend, wo die Karawanenstraße an ihm hinläuft, etwa 70 Fuß. Das Bett ist mit Gesteinsmassen und Gerölle übersäet, und hier und da führen schadhafte Brücken über die schäumenden Wogen.

Die preußische Gesandtschaft durchzog sowohl auf der Hin- als auch der Rückreise von Teheran dieses Thal, und der Chronist derselben, Heinrich Brugsch, klagt genug über die schlechte Beschaffenheit der Straße. Bei der Rückreise erzählt er: „Wir verfolgten den Karawanenweg auf dem rechten Ufer des Zendschan-tschai, der auf beiden Seiten von niedrigen Höhenzügen eingeschlossen ist. Diese treten bisweilen ganz dicht, bis zum Steilabfalle hin, an den schlammigen Fluß heran, der von zahllosen Bächen und Rinnsalen in der winterlichen Jahreszeit der Schneeschmelze gespeißt wird. Das Durchwaten und Durchreiten dieser allzu zahlreichen feuchten Einschnitte der Karawanenstraße ist eine eben so mühsame als langweilige und zeitraubende Arbeit für ein Menschenkind, das die Sehnsucht nach der Heimat mit aller Gewalt vorwärts treibt und das nirgends einen Aufenthalt erdulden will. Nach einem Ritte von einer Stunde von Nikkebey aus bogen wir rechts ab in das Bergland hinein, sprengten einen steilen Weg aufwärts und befanden uns oben auf dem Rücken des Berges im Angesicht eines elenden, aus etwa 40 Hütten bestehenden Dorfes, dessen Bevölkerung wie überall das Malzeichen bitterer Armuth an sich trug.“

Südöstlich von Mianeh (Globus IV, S. 355) liegt auch im Flußthale des Zendschan die Grenze zwischen der türkischen und persischen Sprache. Denn während noch in Mianeh die Bevölkerung wie in der ganzen Provinz Azerbeidschan Türkisch spricht, gelangt man weiter nach Südosten, nach Nikkebey und Zendschan hin, zu rein Persisch redenden Iraniern. Brugsch beschreibt diesen Theil des Flußlaufes und ein interessantes Abenteuer, das der preußischen Gesandtschaft dort aufstieß, im ersten Theile seiner Reise, auf dem Zuge nach Teheran. „Rechts von unserer Straße wirbelte der schmutzige Zendschan-tschai in seinem breiten steinigen Flußbette hin, am andern Ufer stiegen niedrige Hügel in die Höhe, ganz in der Ferne dahinter zeigten sich schwarze Berge, mit langen Schneestreifen bedeckt. Wo es grün war an unserm Wege, da sahen wir heute, wie gestern bereits, die dunklen Zelte der wandernden Ilat, die mit ihren Heerden Station gemacht hatten. Auf halbem Wege nach Nikkebey hatten wir am hohen Ufer unsere Raststätte aufgeschlagen, als

Flußthal des Zendschan; zwischen Zendschan und Mianeh. (Originalzeichnung von A. Krziz.)

zur Begrüßung der Abgesandten ein schlecht Französisch sprechender Perser sich vorstellte, der uns im Namen des persischen Unterrichtsministers Schazadeh-Ali-qui-Mirza willkommen hieß. Der Wezir der Wissenschaften lagerte in Nikkebey, um den Telegraphen zwischen Zendschan und Täbriz zu vollenden.

Der Freiherr v. Minutoli beeilte sich dort dem Schazadeh seinen Besuch zu machen. Der Königssohn hatte auf einer grünen Wiese zwischen dünnen Baumgruppen seine zahlreichen Zelte aufschlagen lassen und den ganzen Raum mit einem Wassergraben umzogen, über den der preußische Gesandte hinüberspringen sollte. Als dieser aber Miene zum Umkehren machte, legten die Diener des Prinzen etliche Stangen über den Wassergraben, und so zogen wir in das prinzliche Gebiet ein. Das größte Zelt, auswendig weiß, inwendig roth, diente als Empfangssalon. Seine Hoheit hatten eben geschlafen, hatten aber doch die Güte, unter Thee- und Pfeifenbegleitung ein lehrreiches Gespräch über den Fortschritt der Civilisation in Persien zum Besten zu geben. Der Telegraph, den der Prinz zu vollenden im Begriffe stand, nachdem die Strecke zwischen Teheran und Zendschan bereits zu Stande gebracht war, gab der Unterhaltung die erwähnte Richtung.

Ihr seht, Eltschi, begann der Schazadeh, daß wir immer Schritt halten mit den neuesten Entdeckungen und Erfindungen in Frengistan. Wir werden bald die langweilige Post zwischen Täbriz und Teheran ganz entbehren können, sobald der Telegraph vollendet sein wird, und das wird nicht lange mehr dauern.

Aber gute Landstraßen und regelmäßige Postverbindungen, fiel der Eltschi ein, bilden ja die Grundlage alles Verkehrs; wie in aller Welt will man die Post durch den Telegraphen ersetzen, da, von sonstigen Schwierigkeiten abgesehen, die Beförderung von Nachrichten durch den Telegraphen viel Geld kostet.

Geld?! — Allah sei Lob und Preis, Geld haben wir. Dabei lachte der Prinz, daß ihm der Bauch wackelte und das Gesicht blutroth wurde.

Neben der überflüssigen Post nahm die fernere Unterhaltung Physik und Mineralogie in so starken Angriff, daß mich noch schwindelt, wenn ich an die Fortschritte der Wissenschaften in Persien denke.

Unsere kleine Karawane befand sich auf der Straße nach Zendschan. Einige persische Reiter dienten als Bedeckung, da Raubgesindel den Weg seit einiger Zeit unsicher machte. Die Bergzüge auf der linken Seite verschwanden immer mehr und mehr und erschienen zuletzt am fernen Horizonte in Gestalt niedriger Hügel. Stärker und massenhafter trat dagegen die Gebirgslandschaft auf der rechten Seite hervor. Sonderbar gestaltete Hügel fallen in das fruchtbare Thal des Zendschan-tschai ab, dessen Ufer hellgrüne Pappelbaumschulen in abwechselnder Fülle schmücken. Nach zweistündigem Marsche in der angenehmsten Morgenkühle hielten wir in einer wasserreichen, mit Baumgruppen bepflanzten Senkung Rast. Auf unserer Weiterreise nach Zendschan wurde die Hitze äußerst drückend. Nach dreistündigem Marsche, immer auf dem rechten Ufer des Flusses entlang, der nach Westen zu sich in den Kyzyl-üzen ergießt, sahen wir die Stadt auf einer bedeutenden Hochfläche lang ausgestreckt vor uns liegen."

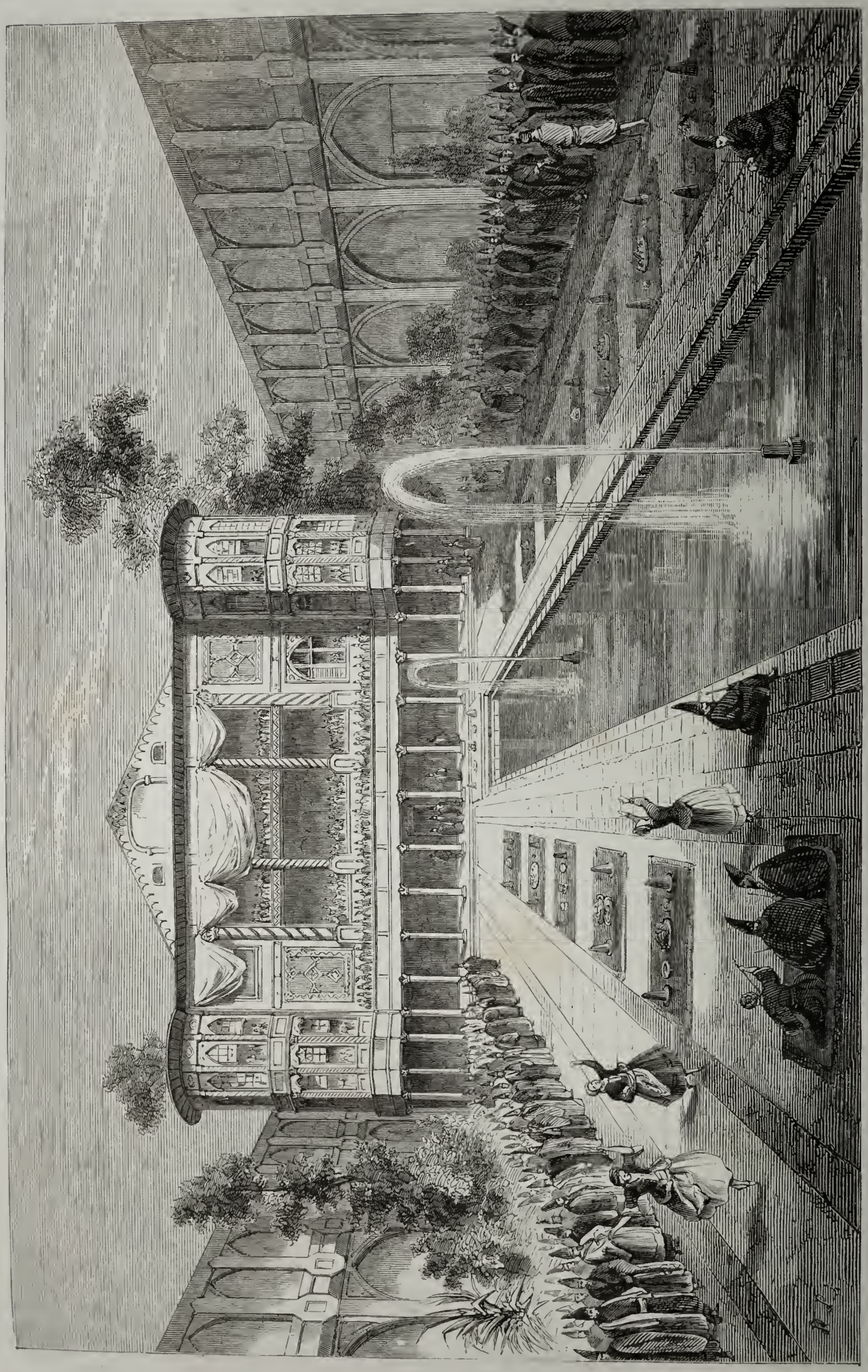
Eine persische Hochzeitsfeier.

Wir verdanken dem k. k. Major Hrn. August Krziz in Chrudim, welcher lange Zeit als Instructor des Schahs von Persien sich in jenem Lande aufhielt, die beifolgende Zeichnung einer persischen Hochzeitsfeier. Das dargestellte Gebäude ist einer der inneren Höfe im Palaste des persischen Kriegsministers Sepah-Salar zu Teheran. Am 14. Mai 1860 wurde in diesem Raume die Vermählung des 14jährigen Sohnes des Kriegsministers mit einer 15jährigen Tochter des Schahs abgehalten. Denn in Persien werden die Hochzeiten nie im Hause der Braut, sondern immer in der Wohnung des Bräutigams oder in jener seiner Eltern gefeiert. Die drei Tänzerinnen, welche auf dem Bilde erscheinen, sind Knaben in Frauentracht, denn unter keiner Bedingung dürfen Frauen, selbst wenn sie von zweifelhaftem Charakter sind, in der Oeffentlichkeit unter der Männerwelt erscheinen.

Allen Persern ist es nach dem Gesetze gestattet, vier rechtmäßige Frauen, aber nicht mehr, zu halten. Das Ehebündniß, welches sie mit denselben eingehen, hat auf Lebenszeit Gültigkeit, wenn nicht der Ausnahmefall einer Trennung der Ehe eintritt. Trotz dieser Erlaubniß, den Harem mit höchstens vier Weibern anzufüllen, ist die legitime Vielweiberei in Persien wie in der Türkei eigentlich nur auf die reiche Welt beschränkt. Der Türke, Araber und Perser vom gewöhnlichen Schlage begnügt sich mit einer Frau und sehnt sich durchaus nicht nach einer zweiten daneben. „Viel Frauen", pflegen die Orientalen zu sagen, „viel Kosten und viel Aerger!" Und das ist in der That der Fall.

Neben den rechtmäßigen vier Frauen haben die Perser die Freiheit, sich auf eine bestimmte Zeit von einer Stunde bis zu 99 Jahren eine beliebige Zahl von Weibern zu halten. Diese Art, eine Ehe oder richtiger gesagt ein Concubinat einzugehen, nennen sie sigèh kerdèn. Unter dem Schutze des religiösen Gesetzes hat diese Ehe eine Verbreitung und eine Bedeutung gefunden, welche von der europäischen Prostitution in keiner Weise verschieden ist, ja viel schlimmere Folgen für das innere Familienleben durch Verletzung des Ansehens der Frau mit sich führt. Daß unter solchen Verhältnissen die Eifersucht der Frauen oft einen so hohen Grad erreicht, daß sie dem Manne das Leben kostet, darf um so weniger Wunder nehmen, wenn man bedenkt, daß die Leidenschaft in diesem Lande wie im ganzen Oriente viel stärker hervortritt als bei uns im Abendlande, wo Natur, Erziehung, Verstand und das Gesetz die Pläne rachedürstiger Regungen zu dämpfen und zu unterdrücken wissen.

Die Hochzeitsfeierlichkeiten selbst schildert Brugsch in seinem mehrerwähnten Werke während seines Aufenthaltes in Teheran. Die preußische Gesandtschaft wohnte einer solchen im Palaste des Gouverneurs dieser Stadt bei. „Die Höfe des großen Hauses waren mit einer überaus vergnügten und ausgelassenen Menge angefüllt, die bereits seit einigen Tagen im höchsten Entzücken über die glänzenden Tamascha oder Belustigungen der Hochzeitsfeier schwelgte. Der erste Hof, in den man uns zunächst einführte, war so dicht von den Zuschauern besetzt, daß Kopf an Kopf stand und wir kaum den Weg durch die Menge finden konnten. Am Eingange hatte sich die Musikbande der persischen Artillerie aufgestellt, die, befreit von dem Taktstocke ihres europäischen Kapellmeisters, einen Höllenlärm zum Besten gab. Er war auf persische Ohren berechnet und für uns Europäer geradezu unerträglich. In der Mitte des Hofes hatte man ein Gerüst, von allen Seiten sichtbar, als Schaubühne aufgeschlagen. Tänzer in Weibertracht aus rothen und gelben Seidenstoffen, sowohl Kinder als Erwachsene, führten die Tänze der persischen Kunst-



Hochzeitsfeier im Palaste des persischen Kriegsministers zu Teheran. (Originalzeichnung von A. Kriß.)

genossinnen auf, wobei sie die Täuschung durch langes Haar und stark aufgetragene Schminke zu erhöhen wußten. Ihre Leistungen waren ziemlich unzüchtiger Natur, allenfalls erträglich für die zuschauenden Männer im Hofe, aber nicht für die zahlreichen Weiber und Kinder, welche die Dächer der anstoßenden Häuser erfüllten und unter dem Zelttuche, mit welchem der ganze Hof überspannt war, neugierig nach den Tänzern herniederguckten. Neben den Tänzern gaben Jongleurs ihre Kraftproduktionen zum Besten, während verwachsene Zwerge, Hunde, Affen und ähnliche Figuren der persischen Volksschaubühne durch Possirlichkeiten ersetzten, was ihnen an Kunst und Geschicklichkeit zu leisten versagt war. Dazu die bunte lachende Menge, das Pauken und Gerassel der persischen Musik, die schrillenden Freudenklänge überseliger Zuschauer, das allgemeine Lachen bei einer kindischen Narrenposse, das Schelten der Diener des Hauses, welche mit Stöcken Ordnung zu halten suchten — und man wird sich eine ungefähre Vorstellung von dem tollen Leben und Treiben in dem ersten Hofe machen können.

Uns schwindelte es fast im Kopfe bei so bunter Wirthschaft; zum Glück fand uns der Intendant des Hauses sehr bald, um uns zu seinem Herrn, dem Schahzadeh, mit gehörigem Anstand zu geleiten. Die Menge machte endlich Platz, und wir gelangten durch eine kleine Thür nach einem Nebenhofe, auf welchem es um Vieles ruhiger und würdevoller herging. Auf einem niedrigen Gerüste, auf welchem kaum zwei Europäer Platz gefunden hätten, saßen acht persische Musikanten mit ihren Instrumenten, wobei noch für drei riesige Rosensträuße in ihrer Mitte hinlänglich Raum war. Die Musikanten spielten auf kleinen Violinen mit Metallsaiten, die mit einem kurzen Bogen gestrichen wurden, etliche auf kleinen Handpauken, und ein als Virtuos bezeichneter Perser auf einer Guitarre, die vor ihm auf dem Schooße ruhte. Die Musik war, sobald die Pauken schwiegen, gerade nicht übel; melancholisch, traurig, wie überhaupt die morgenländische Musik. Der Hof war mit Lampen und bunten Ballons geschmückt, die zur späteren Beleuchtung dienten, da selbst in der Nacht der Taumelbecher der Freude nicht von den trunkenen Lippen abgesetzt wurde. In einem Talar, der sich nach diesem Hofe hin öffnete, saßen auf Teppichen die eingeladenen vornehmen Gäste. Zwischen ihnen standen ganze Ladungen von Zuckerwerk, und der Kalian (Wasserpfeife) machte, wie es Stand und Rang erforderten, die streng abgemessene Runde.

Wir blieben einige Zeit im Hause. Ein befreundeter Perser, der lange in Paris gelebt hatte und mit Sitten und Sprachen Europa's ziemlich vertraut war, führte uns über die Höfe nach dem Ausgange des Hauses zu. Verlegen bemerkte er: Messieurs, j'ai honte de vous faire voir ces barbaries! und reichte uns die Hand zum Abschied."

Karawanserai Gebr-abad bei Kaschan.

Wenn man in Persien den gemeinen Mann fragt, von wem dieses oder jenes großartige Gebäude erbaut worden sei, so erhält man gewöhnlich die Antwort: vom Schah Abbas, und die Perser bezeichnen demnach solche Gebäude als Abbassijeh, d. h. Werke des Abbas. Dieser Schah Abbas (1586 bis 1628) lebt in Iran in Aller Munde und genießt eines Rufes, wie ihn Friedrich der Große oder Napoleon I. unter uns hat.

Seine Regierung, besonders ausgezeichnet durch fortdauernd glücklich geführte Kriege gegen die Türken, bildet einen Glanzpunkt in der traurigen Geschichte der persischen Spätzeit. Handel und Wandel blühten zum letzten Male unter dem, wenn auch despotischen und zu hoch geschätzten Scepter Abbas-des Großen. Die an den Karawanenstraßen durch ganz Persien angelegten Karawanseraien, Herberge für Menschen, Thiere und Waaren gewährend, sind selbst in ihren Ruinen so stattliche, so herrliche Bauwerke seiner Zeit, daß kein Königspalast der modernen Beherrscher den Vergleich mit einer Karawanserai Abbas auszuhalten im Stande ist. Die soliden aus großen behauenen Blöcken bestehenden Fundamente und Unterbaue, die prächtigen mit Inschriften und Arabesken in Mauerwerk und bunten Glasuren ausgeführten, gewölbten Portale, die künstlich und sehr geschickt zusammengefügten Mauersteine, die Treppen, Corridore, Zimmer, Ställe, Brunnen u. s. w., sie geben einmüthig Zeugniß davon, daß einst glücklichere, bessere Tage in Persien geblüht haben, und daß die gegenwärtigen Zustände so riesenhafte Rückschritte der älteren Zeit gegenüber darstellen, daß der Vergleich nach allen Seiten hin zum Nachtheil der modernen staatlichen Verhältnisse ausschlägt.

So leicht und so vortheilhaft es wäre, die mehr oder weniger verfallenen Abbassijen durch passende Restaurationen in brauchbaren Zustand zu versetzen, so wenig geschieht, d. h. gar nichts, um sie ihren alten Zwecken wieder zu geben. Im Gegentheil, man zerstört und bestiehlt alte Bauwerke, um ein bequemes Material zu elenden Wohnungen und Khans in Städten und Dörfern zu gewinnen.

Die Perser haben ein schändliches Sprichwort, das genau dem französischen après moi le déluge entspricht und den Schlüssel zu mannichfachen sonderbaren Erscheinungen im Charakter der Perser liefert. Sie sagen gewöhnlich: „Die Welt mag nach meinem Tode ein Meer oder leerer Wüstenschein werden." Mit diesem saubern Sprichwort erklärt man leider allzudeutlich die Sorglosigkeit für jede Art dauernder Wohlthat, welche möglicherweise der Nachkommenschaft oder zukünftigen Geschlechtern zu Gute kommen könnte. Eine solche Zerfahrenheit rächt sich aber andrerseits durch die Theilnahmlosigkeit, welche Kinder und Erben den Werken der dahingeschiedenen Vorderen schenken. Wenn es ein Haus ist, da verläßt der Sohn nach dem Tode des Vaters die Wiege seiner Kindheit und baut sich ein neues Nest. Das alte Haus zerfällt, stürzt ein und dient höchstens armen Bettlern und lungernden Hunden als eine vorübergehende Zufluchtsstätte.

Daß der Anblick derartiger zerfallenen Karawanseraien der guten alten Zeit kein besonderes Vergnügen dem Menschenfreund einflößt, wird um so glaubhafter erscheinen, als die gegenwärtigen Tschaparkhanehs und Khane in so auffälligem Gegensatze zu den alten Werken stehen.

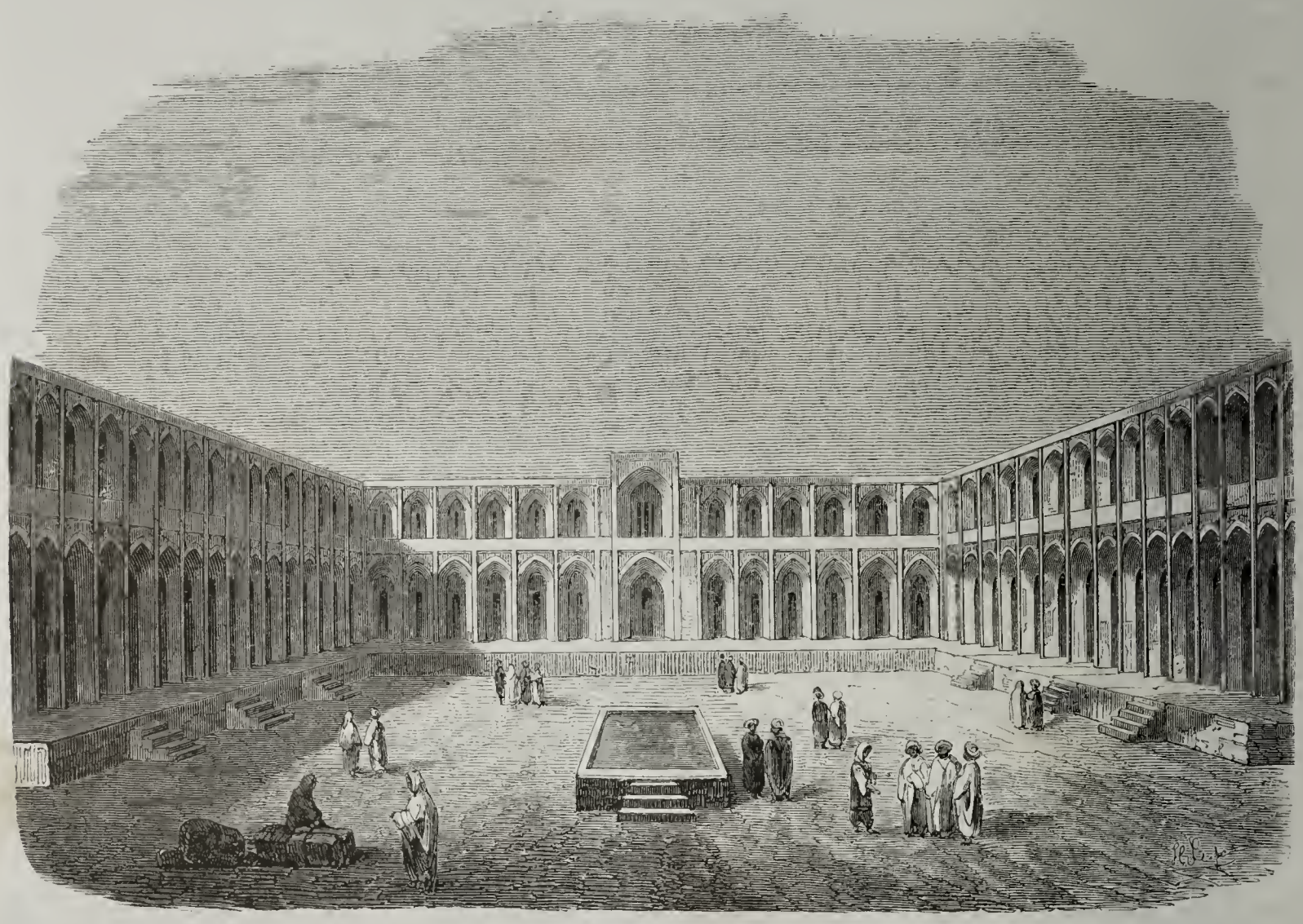
Als Dr. Heinrich Brugsch auf der Heimkehr von der preußischen Gesandtschaftsreise nach Persien (Reise der k. preußischen Gesandtschaft nach Persien. Bd. II, S. 259) auf der Straße zwischen Isfahan und Teheran dahin zog, überschritt er auch die höchste Spitze des Kuhrud-Gebirges, dessen Kamm mit Schnee bedeckt war und von dessen Höhen er einen großartigen Blick in das nördlich liegende Längenthal hatte, welches ihn unwillkürlich an die malerischen Thäler und Schluchten im Kaukasus erinnerte. Hinter dem Dorfe Kuhrud zogen sich an der nach Kaschan führenden Karawanenstraße anmuthige Gebirgspartien hin, und der Weg ging bald aufwärts über Hügel, bald abwärts durch ausgetretene Bäche bis zum Bend-e-Kuhrud, einem künstlich aufgestauten See, den gleichfalls Schah Abbas angelegt hatte, um die Ortschaften der Ebene

bei Wassermangel hinreichend mit dem wohlthätigen Naß versehen zu können.

Nicht weit von diesem See, südlich von der Stadt Kaschan, befindet sich auf einem hoch gelegenen Punkte linker Hand und dicht an der Karawanenstraße gelegen wieder einmal eine Karawanserai, die mit ihren Schwestern den gleichen Zustand traurigen Verfalls theilt. Sie führt wie die ganze Gegend, durch welche sich die auf- und abwärts steigende Straße hinzieht, den Namen Gebr-abad, d. h. Land der Feueranbeter, vermuthlich, weil hier in älteren Zeiten der Feuerkultus eine besondere Zufluchtsstätte gefunden hatte. Ueber der Eingangsthüre des höchst solide und reich ausgeführten Baues befindet sich eine schöne Mosaikarbeit aus bunten Glasursteinen. Der

Die Straße von Buschir nach Schiraz in Süd-Persien.

Buschir oder Buschehr ist der einzige Hafenplatz, durch den Persien im Süden mit dem Auslande in Verbindung steht, seitdem die Unsicherheit der Verhältnisse der Provinz Lar den Karawanenverkehr durch dieselbe hat aufhören lassen. Aber da die Perser in keiner Zeit sich zur Schifffahrt verstanden, so ist der Seeverkehr vollständig in fremde Hände gerathen. Die Ausfuhr des Hafens ist aber ziemlich bedeutend, denn man rechnet allein für persische Artikel gegen drei Millionen Thaler, während die Einfuhr auf fünf Millionen steigt. Aus-



Karawanserai Gebr-abad bei Kaschan. (Originalzeichnung von A. Krziz.)

breite blaue Streifen unmittelbar über dem Eingange ist mit vielfach verschlungenen Schriftzügen aus gelben und weißen Steinbändern durchzogen und beinahe noch vollständig erhalten. Rechts davon ruht eine Steintafel in Stelenform an der Wandung; die Inschrift darauf sagt aus, daß Schah Abbas II. den linken Seitenflügel der Karawanserai erbaut habe. Musivische Spielereien in der Umgebung fehlen nicht, denn alle nur möglichen mathematischen Figuren sind zusammengestellt worden, um die persisch geschriebenen Worte Ja Ali, d. h. O Ali, zu bilden, natürlich nur für den verständlich, welcher in das Geheimniß ähnlicher Schrifträthsel eingeweiht ist. Die soliden Steinfundamente der Karawanserai, ähnlich wie die massiven Platten, mit welchen der Hof gepflastert ist, enthielten jene eigenthümlichen Steinmarken, mit welchen die Baumeister die Quadern zu bezeichnen pflegten.

geführt werden Rohseide, Wolle, Färbestoffe, Datteln, Rosinen und Pferde. Der Hauptübelstand, an dem dieser Handelsplatz leidet, ist die unglaublich schlechte Beschaffenheit der Verkehrsmittel nach dem Innern. Die Regierung hat nichts gethan, um die bedeutenden Terrain-Schwierigkeiten irgendwie zu überwinden. Dazu kommt noch das merkwürdige Ungeschick der Perser in der Anlage von Straßen. Man hat sich fast immer die steilsten Punkte ausersehen, um die Berge zu erklettern oder hinabzusteigen, während mit Hilfe von Felsensprengungen die Flußthäler geeignet wären, bequemere Communicationen herzustellen.

Wir beschwerlich nun diese Wege aus dem Innern, von Schiraz her, nach der Hafenstadt Buschir sind, davon erhalten wir ein sehr anschauliches Bild durch den Reisebericht des Herrn von Grolman, der als Mitglied der

preußischen Gesandtschaft diese Handelsstraße durchzog.*) Am 24. Oktober 1860 brach der Reisende von Schiraz auf und gelangte nach dreistündigem Steigen auf steinigen Wegen auf die 7000 Fuß hohe Paßhöhe von Kotal-i-pir-i-zen, die erste der sieben Parallelketten, welche die Straße nach dem Meere überwinden muß. Nach einem eben so schwierigen Hinauf- und Hinabklettern gelangten die Reisenden um Mittag auf die Höhe der zweiten Kette, Kotel-i-Dukhtar, zu Deutsch Mädchenpaß. In der wildesten Felsennatur des Hochgebirges breitet sich eine herrliche Aussicht nach allen Richtungen aus. Steil, zerrissen und zerklüftet fällt der Bergrücken 5000 Fuß zu der breiten Ebene von Kasrun ab. Unmittelbar zu den Füßen ein beträchtlicher See, dunkelgrün und durchsichtig wie die schönsten Alpenseen. Weiter rechts die Ebene, belebt durch die grünen Orangen- und Palmenwälder. Jenseits des Thales steigen wieder die gewaltigen Bergketten schroff und steil empor, eine über die andere sich aufschichtend. Ein glänzender Nebelstreifen am fernen Horizont deutet den Persischen Meerbusen an. Wenige Punkte sind so geeignet wie dieser, einen Ueberblick zu geben über die eigenthümliche Struktur des großen persischen Randgebirges in seiner fortlaufenden Reihe von schroffen Parallelketten und breiten Ebenen.

Auf der Höhe des Passes steht eine neue Karawanserai, die einem lange gefühlten Bedürfnisse abhilft. Der Weg führt noch zwei Stunden weiter auf der Höhe des Kammes entlang durch Anpflanzungen einer Art Eiche, deren Früchte von den armen Bergbewohnern zu Brot verbacken werden. Das Hinabsteigen in die Ebene war so steil, daß die Reisenden von den Pferden absitzen mußten. Trotzdem ein schirazer Kaufmann diesen Theil des Weges in Folge eines Gelübdes hatte ausbessern und mit einem Geländer versehen lassen, stürzen dennoch von den beladenen Karawanen oft schwache Maulthiere die jähen Abgründe hinab.

Die Ebene von Kasrun trägt die Spuren einer frühern Kultur; zahlreiche Dorfruinen, trockene Wasserläufe bezeichnen den traurigen Zustand der persischen Südprovinzen. Die Stadt Kasrun selbst muß ehemals sehr bedeutend gewesen sein, die verfallenen Festungswerke zeugen von ehemaliger Größe. Umgeben ist sie noch jetzt von einem Walde herrlicher Palmen, die bei Schiraz nur sehr vereinzelt vorkommen.

Bergpaß Kotel-i-Mallu unweit Dollaki. (Originalzeichnung von Krziz)

Am andern Morgen führte der Weg an einigen Zuckerpflanzungen vorüber zur nächsten Parallelkette Teng-i-Turkan. Auf höchst beschwerlichen Wegen erkletterten die ausdauernden Pferde den Kotel-i-Komaretsch, von wo es wieder in die Ebene von Schapur hinabging. Die Pferde drängten unwiderstehlich zum Wasser hin, schienen aber sehr enttäuscht, als sie den starken Salzgehalt desselben merkten. Sehr bald führte der Weg wieder aufwärts, und die Reisenden waren hoch erfreut, als sie die reich bebaute, von Palmenwäldern überdeckte Ebene von Kischt oder Gischt erreichten, wo das Nachtquartier aufgeschlagen wurde.

Auf den südlichen Gebirgen sollen noch bedeutende

*) Reise der k. preußischen Gesandtschaft nach Persien. Bd. II, S. 238. Leipzig 1863.

Reste alter Befestigungen in großen Quadern, sowie mächtige Cisternen vorhanden sein, von denen Niemand angeben konnte, aus welcher Zeit sie herstammen. Leider konnte Herr v. Grolman wegen Mangels an Zeit sie nicht in Augenschein nehmen. Nach dreistündigem Ritt erreichte er die Vorhöhe der letzten Kette des Kotel-i-Mallu. Das Hinabsteigen war wieder ungemein schwierig. Eine Karawane, welcher die Reisenden begegneten, hatte eben ein Maulthier verloren, und zahlreiche Gerippe von Lastthieren zeigten, daß dies kein vereinzelter Fall war. Der Weg führte weiter in das Thal des Sefid-Rud (Weißfluß), der eben so klar und salzig wie der Schapur, aber bedeutend wasserreicher sich mit diesem in der Meeresebene vereinigt. Die Straße übersetzt den Fluß wohl zehnmal. In der nassen Jahreszeit wächst derselbe so an, daß Karawanen oft Tage lang warten müssen, um ihn zu passiren. Endlich erreichte v. Grolman, wieder ansteigend, die Höhe der letzten Gebirgskette beim Dorfe Dollaki. Das Meer und die weite Meeresebene, das heiße Land, Germesir, breitete sich vor den Reisenden aus. Die Gebirge treten etwa drei Meilen vom Meere zurück. Lang gezogene grüne Streifen bezeichnen den einzigen vegetabilischen Reichthum dieser Gegend: die Palmenwälder. Der Weg führte längs des Gebirges über mehrere stark nach Schwefel riechende Bäche nach Borasdschan, und am 27. Oktober erreichte v. Grolman nach einem langweiligen Marsche durch die mit einer Salzkruste überzogene Ebene das Ziel seiner Reise, die Stadt Buschir.

Die ersten Schritte zur Nutzbarmachung der Hausthiere.*)

Wie und unter welchen Bedingungen die Zähmung unserer wichtigsten Hausthiere stattfand, darüber haben wir keine Kunde. Sie fällt in vorgeschichtliche Zeit, und wir können nur Muthmaßungen darüber anstellen. Jedenfalls erscheint es auffallend, daß unsere Vorältern etwas vollbracht haben sollen, was uns nun ganz unmöglich erscheint, denn die neuere Zeit kennt kein Beispiel von völliger Umwandlung eines wilden Thieres in ein echtes Hausthier. Es scheint, als ob alle Thiere, welche sich überhaupt zur nutzbringenden Zähmung eignen, längst unter das Joch des Menschen gebeugt sind, und daß uns daher nichts mehr übrig blieb.

Aus der Zähmung der Hausthiere kann man auf die frühere gesellschaftliche Lage der Menschen in vorhistorischen Zeiten schließen, und höchst wahrscheinlich ist das Halten von Lieblingsthieren, wie wir es heute noch weit verbreitet namentlich auch bei wilden Völkern finden, die erste Stufe zur Nutzbarmachung der Thiere für den Haushalt des Menschen gewesen. Fast alle Reisenden erzählen uns von solchen als Spielzeug von den Wilden benutzten Lieblingsthieren, welche sie als Curiositäten verkaufen oder verschenken. Die menschliche Natur ist sich überall verwandt. Die Wilden mögen noch so roh sein, sie gleichen uns doch darin, daß sie junge Thiere liebkosen und zähmen, ja, es ist nicht unwahrscheinlich, daß einige Volksstämme diese Liebhaberei in noch höherem Maße als wir besitzen, denn sie ist an und für sich kindisch, und ein erwachsener Barbar handelt oft aus den nämlichen Beweggründen wie ein civilisirtes Kind. Wie weit aber die Sitte, Lieblingsthiere zu halten, über den Erdball verbreitet ist, möge an folgenden Beispielen ersehen werden, die sich noch bedeutend vermehren ließen.

In Nordamerika zeigen die rothen Menschen viel Anhänglichkeit an junge Thiere. Der Reisende Hearne, welcher gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die Länder der Hudsonsbay besucht hat, beobachtete, wie die Indianer in Fort Churchill Elenthiere (Musethiere) der Art zähmten, daß sie so zuthunlich wie junge Schafe wurden. Ein Indianer besaß ein junges Musethier, welches am Flußufer wie ein Hund neben ihm herlief, wenn er in seinem Kahne nach dem Fort Prince of Wales fuhr; sobald er landete, kam es ihm wie das zahmste Hausthier entgegen. Hearne steht in Bezug auf seine Beobachtungen und die Genauigkeit seiner Erzählungen über die Rothhäute noch unübertroffen da, und so dürfen wir ihm wohl auch glauben, wenn er berichtet, daß sie ohne Gefahr junge Wölfe aus den Höhlen der Alten nehmen durften, um mit ihnen zu spielen. Unbelästigt setzten sie die Thiere wieder an ihre Stelle, nachdem sie ihnen das Gesicht mit rothem Ocher oder Zinnober bemalt hatten. Auch Sir John Richardson berichtet, daß die nordamerikanischen Indianer junge Büffel und Wölfe zähmen, und daß er selbst beobachtete, wie indianische Weiber junge Bären an ihrer eigenen Brust aufsäugten. Der rothe Mensch ist auf Lieblingsthiere mehr erpicht, als irgend ein anderer Volksstamm, und als Richardson einen jungen Bären von den Indianern kaufen wollte, berieth die Familie, welcher er gehörte, nicht über die Höhe des Preises, sondern darüber, ob das Thier überhaupt fortgegeben werden solle.

Aus Südamerika lassen sich auch viele Beispiele beibringen. So erzählt Ulloa, daß er auf seinen Reisen sehr häufig Indianer getroffen, welche zahmes Geflügel hielten; ihre Anhänglichkeit an dasselbe war so groß, daß sie es nie verkauften oder gar schlachteten. Um sich ein Nachtessen zu bereiten, tödtete Ulloa einst selbst ein solches Huhn. Die Besitzerin brach in Weinen und Wehklagen aus und rang die Hände, als ob sie ein Kind verloren hätte.

Die Liebhaberei der südamerikanischen Indianer erstreckt sich aber keineswegs auf Vögel allein. Bates, der tüchtige Naturforscher, welcher das interessante Buch über den Amazonenstrom geschrieben hat, stellt eine Liste von 22 Säugethieren auf, die er an jenem Strome bei den dort wohnenden Indianern gezähmt vorfand. Wir finden darunter den Tapir, das Aguti, das Guineaschwein (Meerschweinchen) und das Peccari (Flußschwein). Außerdem beobachtete er noch fünf Säugethiere, welche man in der Gefangenschaft hielt, aber nicht zähmte, darunter den wilden Jaguar, den großen Ameisenfresser und das Armadill.

Wir wenden uns nach Afrika. Bei den alten

*) Nach F. Galton: The first steps towards the domestication of animals. In den Transactions of the ethnological Society of London. 1865. Bd. III, S. 122.

Aegyptern finden wir eine Vorliebe für Antilopen, Affen, Krokodile, Panther und Hyänen ganz entschieden ausgesprochen. Dort waren auch die Vorläufer unserer zoologischen Gärten, die solchergestalt in die Zeit vor Christi Geburt zurückreichen. Auf den frühesten Gemälden der alten Denkmäler (2000 und 3000 v. Chr.) sind schon zahme Thiere abgebildet. Aber nicht blos das Alterthum kennt in den Nilländern gezähmte Lieblingsthiere, auch die heutigen Negervölker haben dergleichen. Mansfield Parkyns, welcher längere Zeit in Abyssinien und am obern Nil reiste, fand bei verschiedenen Negerstämmen gezähmte Thiere, z. B. wilde Katzen, Schakale, Panther, wilde Hunde, Löwen und besonders Affen, welche von den Besitzern verkauft oder verschenkt wurden.

Das merkwürdigste Beispiel dieser Art ist aber die Menagerie, welche bis zum Beginn der Regierung des gegenwärtigen Königs der Wallumas an den Ufern des Nyanzasees existirte. Burton berichtet von dem Despoten dieses Landes mit Namen Suna, welcher bis zum Jahre 1857 regierte, daß er eine Menagerie von Löwen, Elephanten, Leoparden und ähnlichen Thieren hielt. Außerdem hatte er zu seinem Vergnügen 15 oder 16 Albinos und war auf alle naturwissenschaftlichen Gegenstände sehr erpicht. So fand ein Huhn von besonderer Form oder Farbe vor seinen Augen große Gnade. Speke erzählt ferner, daß Mtese, Suna's Nachfolger, die Thiere der Menagerie vor den Augen seiner Frauen zusammenschießen ließ; nur ein Büffel und wenige Papageien blieben übrig.

Im Innern Afrika's fand Dr. Barth zu Kuka unweit vom Tschadsee gezähmte Strauße und Antilopen. Auch aus Südafrika lassen sich Beispiele anführen. Dort züchten namentlich die Boers Antilopen, Zebra's und dergleichen. Die Eingebornen selbst aber, welche meist Nomaden sind und viel vom Hunger zu leiden haben, schlachten lieber die Thiere, deren sie habhaft werden können. Livingstone erzählt aber doch von kleinen gezähmten Singvögeln, und sein Begleiter Dr. Kirk bemerkt, daß Perlhühner im Schirésthale als Lieblingsthiere gehalten werden. An der Küste sind gezähmte Thiere in den portugiesischen Besitzungen sehr häufig, und hiermit steht auch im Zusammenhange, was ein Portugiese im Anfange des 16. Jahrh. aus dem Königreiche Congo berichtet. Dort war der König von den schwarzen Missionären getauft worden; in seinem neuen Glaubenseifer bestimmte er, daß alle Götzen an ihn abgeliefert werden sollten. Da kamen merkwürdige Dinge zum Vorschein, und im Laufe eines Monats brachte man eine ungeheure Menge häßlicher Schlangen, großer Ziegen, Leoparden, unsaubrer Vögel ꝛc. Die Eingebornen begnügten sich damals nicht allein damit, diese Thiere während des Lebens zu verehren, sondern beteten auch noch die Haut derselben an, welche sie mit Stroh ausstopften.

Aus Australien, wo die Eingebornen zu den niedrigsten Menschenrassen gehören, theilt Woodfield folgende Anekdote mit, welche von großer Anhänglichkeit der dortigen Schwarzen an gewisse Thiere zeugt. Während des Sommers 1858 auf 1859 waren große Schwärme Weihen von der Haifischbai nach dem Murchisonflusse in Westaustralien gezogen, wo sie in Menge geschossen und von den Schwarzen verzehrt wurden. Eines Tages kamen auch zwei Eingeborne, Mann und Weib, von der Haifischbai zum Murchison. Als aber die Frau sah, wie man die Vögel aus ihrer Heimath, welche sie recht gut wieder erkannte, schoß, weinte sie bitterlich und war unter keinem Vorwande dahin zu bringen, Fleisch von diesen Vögeln zu genießen. Sie erzählte, die Thiere wären an der Haifischbai so zahm, daß sie sich den Frauen auf die Schultern setzten und ihnen aus der Hand fräßen.

Eigenthümliche Beispiele lassen sich auch aus den Inseln des Großen Oceans beibringen. Kapitän Develyn berichtet von Neu-Britannien, daß die Eingebornen dort Casuare gewissermaßen für heilig halten und als Lieblingsthiere aufziehen. Sie tragen den Casuar auf den Armen umher und beweisen ihm große Anhänglichkeit. Professor Hurley sah, wie auf den Inseln der Neu-Guineagruppe Spanferkel von eingebornen Weibern gesäugt und als Lieblingsthiere gehalten wurden.

Die wilden kannibalischen Fidschi-Insulaner machen keine Ausnahme, denn nach Dr. B. Seemann sind der fliegende Fuchs, eine Eidechse und Papageien bei ihnen Lieblingsthiere. Auf den Samoa- oder Schifferinseln hält man zahme Tauben. Ein Offizier von der Expedition des Kapitän Wilkes schoß unglücklicherweise eine derselben, die einem Könige gehörte; dadurch entstand eine große Aufregung, denn das Tödten eines dieser Thiere ist dort gleichbedeutend mit einem Menschenmorde.

Nach Ellis hält man auf diesen Inseln große Aale als Lieblingsthiere; sie werden gezähmt und bis zu einer seltenen Größe und Stärke aufgefüttert. Man bewahrt die Thiere in großen, zwei bis drei Fuß tiefen Wasserlöchern; auf den schrillen Ton einer Pfeife steckten sie den Kopf aus dem Wasser und fraßen aus der Hand ihres Herrn.

Abgesehen von den Zeugnissen, welche wir aus Aegypten für das hohe Alter der Sitte, Lieblingsthiere zu halten, haben, bewahrt uns die Bibel in den Worten des Propheten Nathan an den König David noch einen Beweis auf. Dort heißt es: Der arme Mann hatte nichts als ein kleines Lamm, welches er auferzogen hatte. Es wuchs auf mit seinen Kindern, aß von seinem Mahl und trank aus seinem Becher, lag an seinem Busen und war ihm wie eine Tochter.

Aber nicht blos einzelne Wilde halten sich gezähmte Thiere, sondern ganze Gemeinden und Städte, für die sie dann den Charakter der Heiligkeit annehmen. An den heiligen Ochsen in Indien, an die Thiergottheiten Aegyptens braucht nur erinnert zu werden. Bei den Negern spielen Schlangen eine große Rolle als Gottheiten, und besonders berühmt ist der Schlangentempel in Waïdah, Westafrika, geworden. Der bekannte Löwentödter J. Gérard fand dort 30 dieser scheußlichen Gottheiten zusammen, welche stets gegen Sonnenuntergang von den Priestern mit Schafen, Ziegen und Geflügel gefüttert wurden. Niemand durfte diese heiligen Schlangen anrühren oder gar tödten, und nur den Priestern war es gestattet, sie in ihren Tempel zurückzubringen, wenn sie fortgekrochen waren.

Es würde überflüssig sein, noch weitere Beispiele anzuführen; fast jeder Reisende theilt Erzählungen mit, die zur Unterstützung der Ansicht dienen, wie weit die Sitte, Lieblingsthiere zu halten, verbreitet ist. Die meisten Wilden sind gute Jäger, aber ihre Waffen sind unvollkommen; um große und wilde Thiere lebendig zu fangen, müssen sie auf die Erfindung von künstlichen Fallen denken und sich mit der Lebensweise und den Gewohnheiten der wilden Thiere genauer bekannt machen, als es unsere Jäger thun, welchen gute Schießgewehre zu Gebote stehen. Zudem sind ihre eigenen Gewohnheiten mit denen der wilden Thiere in mancher Beziehung verwandt. Es geht hieraus hervor, daß die Wilden gute Thierwärter und Wildhüter sein müssen, und daß sie es in der Fertigkeit, mit wilden Thieren umzugehen, ziemlich weit gebracht haben. Das alte Rom brauchte für seine Kampfspiele eine große Menge von Tigern, Löwen, Elephanten ꝛc., die aus Afrika und Indien

herbeigeschafft wurden. An vielen Orten wurden deshalb Menagerien unterhalten. Eines der ältesten Zeugnisse enthält in dieser Beziehung der schwarze Obelisk aus Ninive (9. Jahrh. v. Chr.), welcher im britischen Museum aufgestellt ist und dessen Keilinschriften erzählen, wie man die verschiedenen wilden Thiere in eigenen Umzäunungen hielt, sie fütterte und ihre Jungen so sorgfältig wie Lämmer zählte.

Rom hatte großartige Menagerien. Kaiser Probus ließ einen künstlichen Wald inmitten eines großen Circus errichten und füllte ihn mit 1000 Straußen, 1000 Edelhirschen, 1000 Damhirschen und 1000 wilden Ebern. Am folgenden Tage wurden 200 Löwen und Löwinnen, eben so viele Leoparden und 300 Bären niedergemetzelt. Später gab der jüngere Gordian ein Schauspiel, in welchem 20 Zebra's, 10 Elenthiere, 10 Giraffen, 30 Hyänen, 10 indische Tiger, ein Nashorn, ein Nilpferd und 32 Elephanten auftraten.

Im alten Mexico kannte man Aehnliches. Gomara berichtet, daß man in großen, aus starkem Holze erbauten Käfichen Pumas, Jaguare, Wölfe und andere vierfüßige Thiere hielt, die mit lebenden Thieren gefüttert wurden. Schlangen, Alligatoren und Eidechsen bewahrte man in Thongefäßen auf. Vögel saßen in einem besondern Gehöfte; die Raubvögel, getrennt von den übrigen, erhielten lebende Truthähne als Nahrung. Die Spanier, welche dies Schauspiel zum erstenmal sahen, waren darüber erstaunt und fürchteten sich vor dem Brüllen der wilden Bestien und dem Zischen der Schlangen.

Gareilasso de la Vega, der in Perv geborne Sohn eines spanischen Conquistadoren, sah in Cuzco, der alten Hauptstadt dieses Reiches, eine Menge Behältnisse, in denen man Schlangen, Pumas, Bären und Jaguare aufbewahrte; sie waren von den Häuptlingen des Landes den Incas geschenkt worden. König Salomo hielt sich Affen und Papageien, Alexander der Große befahl, daß man alle möglichen wilden Thiere für Aristoteles einfange, damit dieser sie bei seinen naturwissenschaftlichen Studien benutzen könne. Bemerkenswerth ist auch die Stelle in der Epistel St. Jakobi (III. 7), wo es heißt: „Denn alle Natur der Thiere und der Vögel und Schlangen und der Meerwunder werden gezähmt und sind gezähmt von der menschlichen Natur." Bedarf es noch weiterer Beweise, daß zu allen Zeiten die Menschen an der Zähmung der Thiere arbeiteten?

Löwen, Jaguare, Hyänen, Bären, Hirsche, Schlangen ꝛc. sind aber niemals dem Menschen als *Hausthiere* nutzbar geworden, weil ihnen die Bedingungen dafür abgehen; wir wissen aus Erfahrung, daß nur wenige Arten sich dazu eigneten, Gefährten des Menschen zu werden. Thiere, welche sehr großer Sorgfalt und Pflege bedürfen, werden nie zu ordentlichen Hausthieren werden; diese müssen auch Beschwerden ertragen und womöglich für sich selbst sorgen können, wenn sie von den Menschen vernachlässigt werden. Ziegen und Schweine, die man auf unbewohnten Inseln zurück- und sich selbst überließ, gediehen prächtig weiter; das Roß tummelt sich munter in den Pampas von Südamerika, ohne von Menschen überwacht zu sein; Rindvieh und Schafe haben Besitz von den Ebenen Australiens ergriffen, und der Hund treibt sich herrenlos in großen Massen in den Städten des Orients umher. Als zweite Bedingung muß das Thier trotz aller Vernachlässigung eine gewisse natürliche Anhänglichkeit an den Menschen haben. Ohne diese würde es sich zu Tode grämen, oder in die Wildniß zu entfliehen versuchen. Schon eine theilweise Nichterfüllung dieser Bedingung ist ein großes Hinderniß vollständiger Zähmung, wie man das an den Rennthieren sehen kann. Die Lappen müssen sich in vieler Beziehung nach den Gewohnheiten ihrer Thiere richten, und je nach den verschiedenen Jahreszeiten ihnen vom Schnee zur See und von der See zum Schnee nachfolgen. Das nordamerikanische Rennthier ist noch nicht gezähmt worden, und in Südamerika hat man wohl Llama und Alpaka an den Menschen gewöhnt, nicht aber die diesen so nahe verwandten Huanacas und Vicuñas. Mit dem Zebra haben sich die Boers in Südafrika viel Mühe gegeben, und obgleich seine Wildheit bis zu einem gewissen Grade gebrochen wurde, schlug die wilde Natur immer wieder durch, und alle Zähmungsversuche mißlangen. Unter den hirschartigen Thieren hat nächst dem Rennthiere das Elen noch am meisten Fähigkeit (individuell) gezähmt zu werden. Bereits oben wurden nach Hearne Beispiele angeführt. In Schweden benutzte man sie früher zum Schlittenziehen, wie dies hin und wieder in Canada noch jetzt geschieht. Die Sache selbst lohnt aber nicht.

Es giebt ganz entschieden in der Natur *Anziehung* und *Abstoßung* zwischen den verschiedenen lebenden Wesen; Menschen haben zu Thieren, Thiere zu Thieren gewisse Neigungen oder Abneigungen. Schwalben, Krähen und Störche fühlen sich zu den Menschen hingezogen; Büffel und Elenthier, Strauße und Zebras halten in Gruppen zusammen; eine kleine Eulenart (Athene cunicularia) haust gemeinschaftlich mit den Prairiehunden in den Erdlöchern der Prairien. Andrerseits meiden sich so nahe verwandte wie Schaf und Hirsch, die doch beide in Heerden leben und dieselbe Nahrung zu sich nehmen. Die dänische Dogge, der Spitz und manche andere Hundearten fühlen sich zu den Pferden hingezogen, während die Abneigung zwischen Hund und Katze sprichwörtlich geworden ist.

Ein wichtiger Beweggrund für viele Thiere, sich an den Menschen zu gewöhnen, ist auch die Sorge um Erhaltung des Lebens; denn grasfressende, wehrlose Thiere müssen stets in Furcht vor den angreifenden Fleischfressern sein. Thiere aber, die sich in der Wildheit durchaus wohl befinden und sich vor ihres Gleichen nicht zu fürchten brauchen, werden geringe oder gar keine Neigung zeigen, sich dem Menschen anzuschließen. Das wichtigste aller Motive zur Zähmung der Thiere ist jedoch deren Nützlichkeit für den Menschen. Sie hören bald auf, ihm nur Spielzeug oder Lieblingsthier zu sein, er denkt vielmehr daran, Nutzen von ihnen zu ziehen. Galton erzählt, wie ein Fischer einen jungen Seehund zähmte, der aber, als er älter wurde, durch sein Beißen den Kindern gefährlich wurde. Man nahm ihn in einem Boote auf die offene See hinaus und warf ihn dort ins Wasser. Am andern Tage war er wieder heimgekehrt, und wegen dieser Anhänglichkeit wollte man ihn trotz seiner Gefährlichkeit nicht entfernen. Zufällig ward er später getödtet. Wäre nun der Seehund im gezähmten Zustande ein nützliches Thier, so würde man ihn beschützt, mehrere eingefangen und eine Zucht veranstaltet haben, um ihn als Hausthier zu verwenden.

Die Benutzung des Fleisches und der Wolle ist entschieden der wesentlichste Grund für das Halten von Hausthieren, aber bei wilden Völkern scheint dies erst später zur Erkenntniß gekommen zu sein. Das Vergnügen an den Heerden ging dem wohl noch eher voraus, und noch heute halten die Damaras in Südafrika ihre Heerden mehr wegen der schönen Farbe des Rindviehs und überhaupt wegen der Stattlichkeit, als wegen des Fleisches, ähnlich wie bei uns große Herren ihre Marställe voll Pferde haben, die sie doch nicht alle benutzen können. Ein Ochse darf im

Damaralande nur unter besonderen Bedingungen getödtet werden; er gilt gleichsam für heilig, und zwei Ochsenleben sind dort gleich einem Menschenleben.

Die Milch der Thiere, namentlich jene der Ziegen, bildete auch einen natürlichen Anhaltepunkt zur Zähmung und Nutzbarmachung derselben. Galton sah in Südafrika Negerkinder, die noch kaum kriechen konnten, sich instinktmäßig an das Euter der Ziegen legen und dort saugen. Geschichten wie die vom Romulus und Remus beruhen auf wahren Thatsachen, und General Sleeman erzählt sechs unzweifelhafte Fälle, daß Kinder mehrere Jahre lang in Audh von Wölfinnen gesäugt wurden.

Ein Hausthier muß sich im gefangenen Zustande freiwillig fortpflanzen, und hierdurch wird ihre Zahl sehr beschränkt. Liegt diese Bedingung und deren Erfüllung nicht im Thiere selbst, so kann es auch kein wahres und ächtes Hausthier werden. Unser Truthahn stammt aus Meriko; der nordamerikanische dagegen hält sich in der Gefangenschaft nicht über die dritte Generation hinaus. Bates hat erzählt, wie die Indianer Schildkröten am Amazonenstrom in Wasserlöchern aufbewahren (Globus VII, S. 176); die Spanier nannten diese Thiere daher „Indianer Rindvieh", und sie wären auch gewiß Hausthiere geworden, wenn sie sich in der Gefangenschaft fortpflanzten, was nicht der Fall ist.

Hausthiere müssen auch leicht zu hüten und zu übersehen sein. Sie dürfen nicht umherschweifen, sondern müssen sich heerdenweise zusammenhalten, so daß ein Hirt sie leicht controliren kann. Die einzige Ausnahme macht die Katze; alle anderen Hausthiere leben gesellschaftlich oder in Heerden. Und dieses heerdenweise Zusammenleben ist auch der wichtigste Grund dafür, daß manche derselben im wilden Zustande ausgerottet sind. Die wilden schlossen sich den zahmen Heerden an, und der Rest, der etwa noch übrig blieb, ward von Jägern und wilden Thieren vernichtet. Können wir uns das Kameel allein und ohne Menschen in einem Lande mitten zwischen wilden Thieren vorstellen?

Die Bedingungen, unter welchen ein Thier zum Hausthier werden kann, sind im Vorhergehenden auseinandergesetzt worden. Es darf nur verhältnißmäßig wenig Pflege verlangen, muß Anhänglichkeit an den Menschen haben und bei diesem frei von Sorge und Angst um Erhaltung des Lebens sein. Dem Menschen muß es Nutzen bringen, sich in der Gefangenschaft fortpflanzen und gesellschaftlich leben.

Die ersten Schritte zur Nutzbarmachung der Thiere, den Elephanten ausgenommen, verlangen keinen hohen Grad von Civilisation. Es war keine wohlbedachte Vorüberlegung nöthig; eben so wenig gingen die Zähmungsversuche von einzelnen Menschen aus. Im Gegentheil, tausende von unbewußten Anfängen und Versuchen zur Zähmung fanden zu allen Zeiten und bei vielen Völkern statt, und allmälig, nach manchen Jahrhunderten und nach fortgesetzter Einwirkung des Menschen, wurden unsere Hausthiere stabil.

Aus allen Erdtheilen.

Der Hafenbau zu Leba.*)

Band VII, S. 284 des Globus enthält einen Aufsatz des Herrn Dr. Boll zu Neu-Brandenburg wider den projektirten Hafenbau zu Leba, der auf „Veranlassung" veröffentlicht sein soll. Von welcher Seite diese „Veranlassung" ausgegangen, können wir nicht errathen, da unsere Behörden dem Hafenprojekt günstig zu sein scheinen und die Ausführung nur aus Mangel an Mitteln verlegt wurde, die durch den verwüstenden Sturm vom November vorigen Jahres zur Reparatur der bis jetzt bestehenden Häfen verwandt werden mußten.

Das jetzige Hafenprojekt bei Leba hat mit dem frühern sogenannten Hafenbau nichts gemein und soll weder an derselben Stelle, noch überhaupt im Leba-See, sondern im Leba-Strom ausgeführt werden. Daß dies nicht allein möglich, sondern sogar mit verhältnißmäßig geringen Mitteln in einer Weise ausführbar ist, wie sie kein zweiter Punkt unserer pommerschen Küste mit Ausnahme von Swinemünde und höchstens noch Colberg bietet, ist durch die königlichen Baubeamten, die seit Jahren Untersuchungen dieserhalb angestellt haben, bejaht, wobei wir erwähnen, daß der Leba-Strom der einzige an der pommerschen Küste, einschließlich Oder, ist, der keinen Sand mit sich führt und dadurch erheblich geringere Unterhaltungskosten verursachen würde.

Indem wir es für unsere Pflicht halten, einer falschen Beurtheilung des Projektes entgegenzutreten, nehmen wir Veranlassung, etwas Spezielles auf den Mahnruf des Herrn Dr. Boll an die Väter der Stadt und die anderen Interessenten einzugehen, und hoffen durch Widerlegung der Unrichtigkeiten und falschen Folgerungen auf ein richtiges und ungetrübtes Verständniß.

Die Charakteristik, welche uns Herr Dr. Boll in seiner Einleitung über Herrn von Genzkow gibt, kennzeichnet diesen Herrn als Projektenmacher, der viel beginnt und nichts ausführt. Die Art und Weise, wie der Kanal durch die 300 Ruthen breiten Dünen — also in reinem Flugsande — bei einer Breite von 108 Fuß in die Ostsee geführt wurde, beweist auch jedem Nichteingeweihten die schnelle, aber gänzliche unpraktische Art, mit welcher Herr von Genzkow hierbei vorging. Der Kostenaufwand von nur 12,000 Thalern, das Fehlen jeder sichernden Uferbewehrung, der Mangel an Molen, die allein die Fahrt durch die Riffe möglich gemacht hätten, bekunden außerdem zur Genüge, daß der sogenannte Hafenbau eben weiter nichts als ein etwas leichtsinnig ausgeführter Abzugskanal aus dem Leba-See war, der in seinen Urgedanken bei richtiger Ausführung unseren Kreisen großen Vortheil gebracht hätte, denn sicher würde unsere Gegend, d. h. der östlichste Theil Hinterpommerns, nicht so, wie jetzt, von dem Weltverkehr vollständig ausgeschlossen sein, weil jeden Falls eine richtige Benutzung des Kanals unter der produktiven Regierung unsers großen Königs einen wirklichen Hafenbau zur Folge gehabt haben würde.

Sehen wir aber ab von den Widersprüchen und Unglaublichkeiten, in denen sich Herr Dr. Boll ergeht, und betrachten uns den gefährlichen „Seebären" näher, so ist dies eine Erscheinung, die fast jährlich in den Aequinoktialzeiten wiederkehrt, und der die Stadt Leba mit ihren Wiesen und Brüchern in ihrer jetzigen Lage mehr ausgesetzt ist, als früher, da an der Mündung des Leba-Stroms, der kurz vorher eine Schwenkung nach Osten macht, westlich bis zu dem Anfange der Dünen eine sandige Niederung von fast 100 Ruthen Breite liegt, welche ein bis zwei Fuß über dem Meeresspiegel erhaben ist, und über welche das Meer ungehindert bei Stürmen sich in der ganzen angegebenen Dimension in den Strom ergießt, der, an seiner Mündung alsdann im Abfluß durch die Brandung behindert, das Salzwasser rückgängig nach dem Leba-See führt, welchen es oft um zwei bis drei Fuß anstaut. Bei Ausführung des jetzigen Hafenprojektes, der also im Leba-Strom und nicht im

*) Wir halten uns für verpflichtet, die oben stehenden Bemerkungen mitzutheilen, doch ist für unser Blatt die Erörterung hiermit abgeschlossen. D. Red.

Leba-See angelegt werden soll, würde bei Geradlegung des Stromes und Erhöhung sowie Befestigung der Ufer durch Bohlenwände und im Meere, bei Weiterführung, durch Molen das Eindringen des Meerwassers nur in der Strombreite möglich sein; es wäre hiernach also einfach eine derartige Ueberflutung, wie sie jetzt fast jährlich stattfindet, abgeschnitten.

Wie Herr Dr. Boll überhaupt dazu kommt, jenes alte Entwässerungsprojekt mit dem jetzigen Hafenprojekt zu verwechseln, erscheint kaum erklärlich; denn der Leba-Strom bietet bei einer Breite von mindestens 120 Fuß und einer Tiefe bis zu 22 Fuß eine so vorzügliche Lokalität für einen Hafen, daß es Niemand, der einigermaßen damit bekannt ist, in den Sinn kommt, den Leba-See durch den kostspieligen Durchstich der breiten Dünen hierzu zu verwenden, wenngleich der See, den der Strom mit dem Hafen verbindet, durch seine Tiefe und durch seine sichere Lage in Kriegszeiten ein geeigneter Zufluchtsort für unsere Marine werden könnte.

Zur Aufregung der Gemüther ist die Wassersnoth der Stadt Leba in jenem Artikel in einer Art geschildert, der selbst die kühnste Phantasie nicht recht zu folgen weiß.

Es ist geradezu unmöglich, daß die nordwärts der Stadt und ostwärts vom Strome befindlichen Dünen vom Meere überflutet werden können, weil, wenn das Meer die aus losem Sande bestehenden Dünen mit seinen durch die Brandung andrängenden Wogen überflutet, diese Dünen nicht auch sofort weggewaschen worden wären, und das Meer dann auch Leba weggespült haben müßte. Ebenso irrig ist die Angabe in Betreff des Schiffes, welches bei den lebaer Gärten gestrandet sein soll, weil zwischen diesen und dem Leba-See Aecker und Wiesen liegen, das Wasser aber in der Stadt hätte zu den Fenstern hereinlaufen müssen, um auch nur das allerflachste Seeschiff bis zu den Gärten treiben zu können.

Richtig ist, daß Stadt Leba ost- und nordwärts Seen hat, ebenso richtig, daß zu jener Zeit die Verbindung mit dem Lande nur durch eine schlechte Straße hergestellt war. Jetzt ist eine Gefahr durch die Seen nicht zu befürchten, weil der Sarbsker See gesenkt, der Leba-See durch den Strom ungehindert und genügend abfließt, und aus dem schlechten Wege eine Chaussee geworden ist, die durch Aecker und Wiesen nach Lauenburg führt. Daraus, daß eben nicht der Leba-See, sondern der Leba-Strom Hafen werden soll, widerlegt sich die Drohung in Betreff der Versandung, die aber auch im Uebrigen uns jetzt nicht mehr so nahe steht, weil jene große Düne seit 50 Jahren nicht mehr vorhanden ist, und die westwärts gelegenen, gefährlichen Dünen $1^1/_2$ Meile entfernt sind und von der königlichen Hofkammer bereits bepflanzt werden. Sämmtliche Dünen bei der Stadt sind vollständig ungefährlich, werden überdem aber auch von der Königlichen Regierung, der die von der Stadt abgetreten sind, bepflanzt.

Aus Vorhergehendem wird einleuchtend sein, daß eine Anstauung des Sees, um den Abfluß nach dem Meere offen zu halten, nicht mehr nothwendig ist, und beträgt in Wirklichkeit das Niveau des Sees zur Ostsee 13 Zoll.

Daß aber nationales und internationales Interesse bei Anlegung dieses Hafens vertreten ist, beweist nachstehende Verlustliste, welche amtlich über die gescheiterten Schiffe für die Küstenstrecke von Rowe bis Rixhöft, also drei Meilen westwärts und sechs Meilen ostwärts von Leba, in den letzten 15 Jahren festgestellt ist.*)

Diese Liste beweist am besten die Nothwendigkeit einer Hafenanlage gerade bei Leba, da die vorgeschobene Lage unserer Küsten und Strömungen im Meere eine unverhältnißmäßig große Anzahl von Strandungen gerade hier veranlaßt. Jedem aufmerksamen Beobachter unserer Schifffahrt wird außerdem die große Zahl der in der Ostsee verschollenen Schiffe auffallen; es hat dies seinen Grund darin, daß zwischen Danzig und Swinemünde nicht ein einziger Hafen vorhanden ist, der einem einigermaßen tiefgehenden Schiffe die Einfahrt gestattet; alle diese Schiffe müssen, sobald sie Havarie leiden, rettungslos untergehen.

Schließlich erlauben wir uns noch anzuführen, daß Herr Dr. Boll den Stoff zu seinem Artikel voraussichtlich aus den pommerschen Provinzialblättern von Haken geschöpft hat, die wiederum ein Abdruck jener älteren, feindseligen und ungerechten Angriffe gegen Herrn von Brenkenhoff sind, um diesem genialen Manne die Gnade seines Königs zu entziehen. Das Urtheil über Herrn von Brenkenhoff hat unsere Zeit wohl am besten dadurch festgestellt, daß fast alle seine Verbesserungen, selbst auch die damals nicht zu Ende geführten oder bereits wieder verfallenen aufs Neue in Angriff genommen werden.

Wir glauben mit unseren Wünschen in Betreff der Hafenangelegenheit nicht unbillig zu sein, die pommersche Küste bietet keinen zweiten so günstigen Punkt, und sind wir überdem der Meinung, daß auch für unsere Gegend von Seiten des Staates zur Hebung der gedrückten Verhältnisse etwas geschehen muß, da sämmtliche anderen Provinzen sich einer Hebung des Verkehrs erfreuen, von dem wir fast ganz abgeschnitten sind.

v. Strantz
auf Neuhoff.

Sassenhagen,
Bürgermeister zu Leba.

Vom Herrn Dr. Boll, welchem wir von diesem Aufsatz Kunde gaben, geht uns folgende Mittheilung zu:

Wenn Herr S. meint, daß mein Artikel über Leba „veranlaßt" sei, so hat er damit vollkommen Recht. Derselbe ist wirklich veranlaßt und zwar durch die Studien, welche ich über die geschichtlich nachweisbaren Veränderungen der südbaltischen Küste gemacht habe, sowie durch die völlig uneigennützige, wohlmeinende Absicht, davor zu warnen, daß man, vielleicht bestochen durch die glänzenden Aussichten, welche sich durch eine Hafenanlage bei Leba für die Stadt eröffnen würden, die Hindernisse, welche der Ausführung dieses Projektes möglicher Weise entgegen stehen könnten, ja nicht zu leicht nehmen möge. Wer mehr aus meinen darüber handelnden Zeilen herausdeutet, mag seine Auslegung selbst verantworten. — Ich selbst habe auch nicht das allergeringste persönliche Interesse bei der ganzen Angelegenheit, sondern lediglich ein wissenschaftliches, und ich gönne es der Stadt Leba von ganzem Herzen, wenn sie einen recht guten Hafen erhält.

Was nun aber jenes Ereigniß vom Jahre 1779 betrifft, für welches Hake's pommer. Prov.-Bl. vom Jahre 1820 meine hauptsächlichste Quelle gewesen sind, so will Herr S. in dem Berichte über dasselbe eine große Uebertreibung des Sachverhaltes sehen, die in einer gegen Herrn v. Brenkenhoff gespielten Intrigue ihren Grund habe. Diese Intrigue ist mir gänzlich unbekannt und ich fürchte, daß Herr S. zu Gunsten jenes Projektes etwas zu viel auf Rechnung derselben setzt. Zwar verwirft er in der Ostseezeitung das Zeugniß des dänischen Kammerherrn v. Buchwald, welcher im Jahre 1782 Hinterpommern bereiste und der gleichfalls von der „verwüstenden Gewalt des Meeres" spricht, die sich damals bei Leba bethätigt habe, ich kann ihm aber dafür, daß damals die hinterpommerschen Küsten von einer außergewöhnlich gewaltsam andrängenden Fluth betroffen worden sind, noch einen ganz andern unverfänglichen Zeugen stellen. Aus Kolberg meldet nämlich am 4. März 1779 (d. i. an dem Tage der lebaer Katastrophe!) der „Hamburger Korrespondent" Folgendes: „Heute früh gegen 9 Uhr ist hier die Ostsee auf acht Fuß plötzlich dergestalt in die Höhe gestiegen, als man sich seit Menschengedenken nicht erinnert; sie war aber nach Verlauf von drei Stunden schon wi der in ihr gewöhnliches Ufer zurückgetreten. Der Wind kam NNO. und weil derselbe eben nicht zu heftig war, so vermuthet man, daß ein auswärtiger Sturm, oder auch ein Erdbeben diesen Anwachs verursacht habe." — Derartige plötzlich binnen wenigen Minuten, ja selbst Sekunden erfolgende Wasseranschwellungen, welche durch den an der Küste herrschenden Wind nicht motivirt werden, nennt man Seebären, und es ist einfach nicht wahr, wenn Hr. S. behauptet, daß dergleichen jährlich zur Zeit der Aequinoktien an der Ostseeküste einzutreten pflegten. Sie sind vielmehr zum Glücke so selten, daß ich deren seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts überhaupt nur fünf erwähnt gefunden habe, und zwar haben sich diese alle am hinterpommerschen (einer auch am preußischen) Strande gezeigt, kein einziger aber am vorpommerschen und meklenburgischen, wonach also der Schluß ziemlich nahe liegt, daß der hinterpommersche Strand diesem Phänomen am meisten bloßgestellt sei. — Daß nun eine solche Wassermasse, die durch den Leba-Kanal, den sie weit aufriß, in den See eindrang, den Ufern desselben erhebliche Beschädigungen zugefügt haben muß, liegt auf der Hand, wenn sich dieselben auch im Einzelnen (falls man die Glaubwürdigkeit jenes ältern Berichtes in Frage stellt) nicht mehr werden feststellen lassen. Sollte es nun aber wohl einen bedeutenden Unterschied machen, ob die Wassermasse durch einen direkten Kanal (wie 1779) in den See eindringt, oder durch den Leba-Strom?

Aus der ganzen Art und Weise, wie Hr. S. mir hier und in der Ostseezeitung geantwortet hat, ersehe ich, daß man in L.

*) Leider verbietet uns der Raum, die von dem königlichen Stadtkommissär zu Leba aufgestellte Liste hier abzudrucken. Aus derselben geht hervor, daß in den Jahren 1850 bis 1864 im Ganzen 32 Schiffe strandeten und zerschellten. Es waren meist preußische, englische und dänische Schiffe, mit einem Gehalt von 2525 Lasten. Der Werth derselben betrug die erhebliche Summe von 211,189 Thlr.; die Ladungen 138,380 Thlr., der Verlust 356,770 Thlr. Der Verlust von 36 Menschenleben war dabei zu beklagen.
D. Red.

selbst über jene Katastrophe vom Jahre 1779 nichts Bestimmtes mehr weiß, und um so mehr glaube ich im Interesse der Sache selbst gehandelt zu haben, indem ich das Wenige, was sich darüber noch ermitteln ließ, öffentlich zur Sprache gebracht habe.

Leben und Treiben im Yankeelande.

II.

Verluste zur See. Während des Monates November 1864 gingen 42 Fahrzeuge auf der See verloren; dieselben werden zusammen auf 1,937,000 Dollar geschätzt. Unter diesen Fahrzeugen waren 10 Schiffe, 9 Barken, 4 Briggs, 19 Schooner, 1 Dampfer und 2 Schaluppen. Acht wurden gekapert und zerstört, sechs aufgegeben, eins versank nach einem Zusammenstoß. Folgendes ist eine Tabelle der Marine-Verluste in den letzten 11 Monaten. Totalverlust im

Januar	35	Fahrzeuge . . .	1,927,500 Dollar,
Februar	33	„ . . .	2,600,500 „
März	49	„ . . .	1,508,300 „
April	62	„ . . .	2,100,550 „
Mai	24	„ . . .	1,085,000 „
Juni	22	„ . . .	875,500 „
Juli	33	„ . . .	2,359,000 „
August	50	„ . . .	1,580,000 „
September	33	„ . . .	901,600 „
Oktober	37	„ . . .	1,395,500 „
November	45	„ . . .	1,937,000 „
Total .	423	Fahrzeuge . . .	18,270,450 Dollar.

Wie der Krieg die Yankee's veredelt. Einem Soldaten, der in Memphis an einer Straßenecke stand, wurde die Zeit etwas lang, weshalb er einem Kameraden erklärte, er werde zur Zerstreuung den ersten Besten, der vorübergehe, niederschießen. Und der Kannibale hielt wirklich Wort, indem er einen armen Deutschen, der zufällig des Weges kam, mit seinem Revolver auf der Stelle niederstreckte. Der uniformirte Mörder machte sich davon, und der Erschossene wurde begraben. Weitere Folgen hatte der Vorfall nicht.

Gen. Burbridge. Dieser Mann scheint auf den Ruf der Burnside, Hascall, Hunter und Butler eifersüchtig zu sein. Preßknebelung, Exilirung, Füsiladen und politische Prosekution machen seine Kriegsthaten aus. Statt durch weise und erfolgreiche Dispositionen die Guerillas aus seinem Departement zu vertreiben, sucht er sie an Brutalität zu übertreffen. Vor Kurzem verübte eine Guerillabande an einem unionistisch gesinnten Bürger in Meade County, Kentucky, einen Mord; anstatt die Uebelthäter verfolgen und wo möglich aufgreifen zu lassen, ließ er vier gefangene Guerillas (die zudem darauf bestanden, zur regulären conföderirten Armee gehört zu haben) nach des ermordeten Mannes Farm durch ein Detachement geleiten und sie dort den Manen desselben durch Erschießen zum Opfer bringen. Das ist der „energische Krieg" von Abraham Lincolns und Stantons militärischen Kreaturen, der „energische Krieg" der Abolitionsgeneräle.

Der Süden zahlt seine Schulden. Eine Anzahl der ersten Handlungshäuser in Savannah hat, wie die Evening Post berichtet, bereits bedeutende Fonds zur Abtragung der vor dem Ausbruch des Krieges von ihnen contrahirten Schulden nach Neuyork geschickt. Einige der Häuser, welche Abschlagszahlungen machten, haben ihren Gläubigern zugleich angezeigt, daß sie allen ihren Verbindlichkeiten, so bald als nur immer möglich, nachzukommen beabsichtigen.

Die „Sun" bemerkt über denselben Gegenstand: „Es verdient, allgemein bekannt zu werden, daß ein großer Theil der Schulden des Südens bereits gedeckt ist. Viele unserer früher mit dem Süden in Handelsverbindung stehenden Häuser haben bereits 70% ihrer alten Forderungen erhalten, und wir könnten einige bedeutende Firmen nennen, die vollständig bezahlt worden sind. Es hat die Abtragung der alten Schulden Seitens des Südens bereits in solchem Maße stattgefunden, daß nach zuverlässigen Quellen von der enormen Schuld, welche der Norden beim Ausbruch des Krieges an den Süden zu fordern hatte, 60% schon vollständig abgezahlt sind."

Profitabler Patriotismus. Die Anhänger und Angestellten der Administration haben sehr triftige Gründe, warum sie so entschieden gegen jeden Frieden sind. Es ist nicht ein einziger Beamter zu finden, der nicht irgendwie einen Vortheil aus dem Krieg zieht, wenn sein jährliches Einkommen auch nicht gerade 80,000 Dollar beträgt, wie das Van Wycks Comité Mr. Barney's Erübrigungen pro 1862 berechnet hat. Der Distrikts-Attorney hat durch die Prisenprozesse ein immenses Vermögen verdient, und Marschall Murray muß sich in der kurzen Zeit seines amtlichen Wirkens auch etwas erspart haben, denn er hat sich kürzlich in der fünften Avenue einen Palast für 30,000 Dollar gekauft. Warum sollten die Herren nicht für den „Krieg bis zum Messer" sein?

Die Einwanderung in einem Jahre, vom 30. Sept. 1863 bis 30. Sept. 1864, betrug in den nachfolgenden Häfen die beigesetzte Anzahl von Personen:

Boston	5,204
Neuyork	177,823
Philadelphia	4,483
Baltimore	2,203
Zusammen .	189,713
In 1862 waren	76,306
In 11 Monaten, endigend mit dem 30. Nov. 1863 .	146,519

Die außerordentliche Sterblichkeit in Neuyork ist die Folge verschiedener Ursachen, deren hauptsächlichste aus nachstehendem Bericht des Kapitäns Lord von der Sanitäts-Polizei ersichtlich ist. Derselbe lautet:

Die Gesammtzahl der Tenementhäuser wird auf 12,374 angegeben, mit einer Bevölkerung von 401,376, von welchen 22,095 in Kellern wohnen — eine unterirdische Bevölkerung, die groß genug wäre für eine kleine Stadt. Einige mehr als zwei Drittel dieser Tenementhäuser, nämlich 8546, sind mit den nöthigen Einrichtungen versehen, um bei Ausbruch von Feuer entrinnen zu können, während 3801 Häuser mit 125,880 Bewohnern nicht mit solchen Einrichtungen versehen sind. In 8126 Häusern mit 238,113 Bewohnern ist die Ventilation gut, während 4221 Häuser mit 141,163 Bewohnern schlecht ventilirt sind.

Unsere Regierungsausgaben. Nachstehende Tabelle zeigt die Ausgaben unserer Nationalregierung von den Tagen Washingtons bis herab auf die Administration Buchanans, ein Zeitraum von 68 Jahren.

Washingtons Administration vier Jahre . .	3,797,493	Dollar,
Washingtons zweiter Termin	12,083,205	„
Adams, vier Jahre	21,338,351	„
Jeffersons erster Termin	17,174,436	„
Jeffersons zweiter Termin	23,927,244	„
Madisons erster Termin	36,147,856	„
Madisons zweiter Termin	108,537,086	„
Monroe's erster Termin	58,698,087	„
Monroe's zweiter Termin	45,665,421	„
Jacksons erster Termin	56,249,379	„
Jacksons zweiter Termin	37,130,428	„
Van Buren, vier Jahre	112,186,691	„
Tyler, vier Jahre	81,216,623	„
Polk, vier Jahre	146,924,402	„
Fillmore, vier Jahre	191,647,610	„
Pierce, vier Jahre	211,099,307	„
Zusammen	1,163,832,619	Dollar.

Die Ausgaben unter Buchanans Regierung beliefen sich nahe an 260 Millionen Dollars, wonach die Gesammtausgaben unserer Nationalregierung von ihrer Organisirung an bis auf die Zeit, da Lincoln ans Ruder trat, 1520 Millionen Dollars. Diese Angaben schließen Alles ein, was uns zwei Kriege mit auswärtigen Feinden kosteten, der eine mit England, der andere mit Mexiko. Auch sind die Kosten der langwierigen Indianerkriege mit eingeschlossen; ferner Alles, was bezahlt wurde im Ankauf von Louisiana, Florida, Californien und Neumexiko. Und dennoch haben alle diese Kriege und alle diese Gebietserwerbungen nicht so viel gekostet als die ersten paar Jahre von Abraham Lincolns Administration.

Steuer auf Katzen. Die Ohio Legislatur hat eine Steuer auf — Katzen eingeführt. Dies ist etwas ganz Neues und verdient von unseren Solonen berücksichtigt zu werden.

Ein Ohio Blatt bemerkt dazu: „Hoffentlich werden indeß die Solone, wenn sie an die Besteuerung der Miäuzchen gehen, auch die spitzbübischen Ratten nicht vergessen. Ihnen sollten sie fortan, und zwar nicht ad valorue, sondern mit einer Prohibitiv-Steuer auf den Pelz rücken. Wenn wir nicht sehr irren, so behauptete ein gewisser Herr Stanley jüngst in einer Kriegsversammlung dahier, daß die Bäuerinnen von Ohio im Laufe von wenigen Jahren unsere ganze Nationalschuld aus dem Erlöse ihrer Butter werden tilgen können. Das war gewiß eine fette und geistreiche Behauptung, aber würde es nicht weiser sein, diese Schuld aus einer Rattensteuer zu decken? Wir meinen man blos; denn die Herren von der Administrationspartei lieben die Butter doch auch!"

Die Schuljugend braucht keine Pässe. Es gereicht uns zu besonderer Genugthuung, dem Volke der Vereinigten Staaten und den Bewohnern der angrenzenden Länder die erfreuliche Mittheilung machen zu können, daß unser liberaler Staatssekretär, der größte Staatsmann seiner Zeit, William H. Seward die Verfügung erlassen hat, Schulkinder bedürften zum Passiren der Grenze keine Pässe. Einige Kinder aus Windsor in Canada West pflegten nämlich die Schule in Detroit zu besuchen, wurden aber nach Erlassung des Paß-Ukas an der Grenze angehalten und zurückgewiesen. Auf Anfrage Seitens des Distrikts-Attorneys in Detroit hat der Staatssekretär die überaus weise Entscheidung abgegeben, Schulkinder seien keine „Reisende" im Sinne der Paß-Verordnung und bedürften zum Ueberschreiten der Grenze keiner Pässe. Was werden wir unter dieser Partei der Aufklärung und des Fortschritts nicht noch Alles erleben!

Ein Lumpensammler-Ball. Ein höchst ungewöhnliches Ereigniß war ein Ball der Lumpensammler in Toronto, Canada, welchen der „Leader" ausführlich beschreibt. Der Ball fand an einem Montage statt; gegen 300 Lumpensammler mit ihren Weibern und Geliebten, Freunden und Bekannten hatten sich dazu eingefunden. Eine Mrs. Ashal, eine Frau, welche viel Geld im Lumpengeschäft gemacht hat, war die Veranstalterin des Balles, welchen sie zur Feier der Einweihung eines von ihr errichteten großen Lumpen-Lagerhauses gab. Die Dame hatte eine allgemeine Einladung an alle Bettler und Lumpensammler der Stadt und Umgegend erlassen, welche derselben denn auch Folge leisteten. Für Essen und Trinken war in Hülle und Fülle in einem großen Saale auf dem untern Flur gesorgt, zu welchem während des Balles der Eintritt Jedem frei stand. Im Saale des obern Stockwerkes wurde getanzt; der Anblick des Ballsaales soll ein höchst origineller gewesen sein. Tanzen und allgemeine Heiterkeit hielten die Gesellschaft bis beinahe um vier Uhr Morgens beisammen, dann zogen sich die Gäste nach ihren Höhlen in den verschiedenen Theilen der Stadt zurück, um mit Haken und Sack wieder ihrem Geschäfte nachzugehen. Auf dem Balle fiel nicht die geringste Störung vor; die Anwesenheit eines Polizisten genügte, um Störungen der Ordnung vorzubeugen.

Maßregeln gegen illoyales Betragen. St. Louis, 25. Jan. General Sanborn, der den Distrikt von West-Missouri kommandirt, hat 48 Familien und 100 anderweitige Männer und Frauen auf eine Entfernung von 50 Meilen außerhalb seines Distrikts verbannt, weil sie Guerillas und Buschklepper fütterten und beherbergten. Die Verbannten hatten den Distrikt bis zum 20. Februar d. J. bei Vermeidung der Verhaftung und strenger Bestrafung zu verlassen.

Expedition des Obersten Finnis nach Nord-Australien. Ueber die von Oberst Finnis angelegte Colonie in Nord-Australien gaben wir (Globus VII, 255) eine kurze Nachricht. Die melbourner deutsche Zeitung „Germania" enthält darüber jetzt Ausführlicheres. Sie sagt: Land und Klima im Norden sind, so weit die Erfahrung der Expedition bis jetzt reicht, sehr günstig, und es steht der Anlage einer erfolgreichen Niederlassung nichts im Wege. — Das Schiff „Henry Ellis" mit der Expeditionspartie traf am 20. Juni 1864 nach einer ziemlich zweimonatlichen langen Fahrt in Adam-Bay ein, woselbst die „Beatrice", Kapt. Hutchinson, schon 20 Tage vorher eingetroffen war. Letzteres Schiff hatte den Adelaide-River etwa 70 Meilen weit befahren und ihn bis dahin tief und schiffbar gefunden. Die Fahrt des Schiffes „Henry Ellis" war so weit gut von statten gegangen, wenn auch dasselbe durch widrige Winde etwas zurückgehalten worden war, und wurden die Mannschaften, deren Pferde und sonstiges Vieh durch die „Beatrice" nach einem Lagerplatze ungefähr 50 Meilen stromaufwärts hinaufgeschafft, wo Finnis ein Depot anzulegen beschlossen hatte, und wo auch — wenn sich sonst kein besserer Platz finden sollte — die Hauptstadt abgesteckt werden soll, während der Hafenplatz am Ausgange des Adelaide-Flusses, ungefähr zwei Meilen von dessen Mündung, bestimmt ist und Port Daly (zu Ehren des Gouverneurs Sir Daly) genannt werden soll. Der Fluß ist hier eine Meile breit und 15 Faden tief und hat noch 20 Meilen weiter hinauf eine Breite von 900 bis 1800 Fuß nebst einer genügenden Tiefe, daß große Schiffe weiter hinauf ihn befahren können. An dem Platze des Depots verengert sich der Fluß bis zu 450 Fuß. Das Land nahe der Küste und dem Ufer des Adelaide ist niedrig und zum Theil morastig, wird aber besser, je weiter man sich von diesen entfernt; dasselbe ist gut beholzt, und sind schon mehrere Bäche und Creeks aufgefunden, an deren Ufer hohe, tropisch aussehende Bäume wachsen. In den Creeks und dem Adelaide sind Schwärme von Fischen, und auf dem Lande gibt es Känguruhs, Wallabies und sonstiges australisches Wild in Menge. Das bis jetzt gesehene Land hat guten Boden, ist freilich zu sofortiger Kultur nicht offen genug, dagegen wird solches sich weiter im Innern finden.

Das Klima ist sehr angenehm und zu der Jahreszeit, in welcher die Berichte geschrieben wurden, Juli und August, das lieblichste und schönste der Welt, die Nächte mild, die Morgen kühl mit einem kräftigen Seewind und die Mittage und Abende warm und schön. Weiter nach innen werden die Nächte und Morgen fühlbar kälter und die Tage heißer, weil die Seebrise die Temperatur nicht ausgleicht. Eine große Plage am Depotplatze sind die Mosquitos, welche eine ganz gewaltige Größe erreichen.

Die Eingebornen, dort sehr zahlreich, sind groß und stark gewachsen, im höchsten Grade diebisch und von feindseliger, kampflustiger Gemüthsart, auch wird vermuthet, daß sie Menschenfresser seien. Während die Europäer mit ihnen sprachen, verstanden sie diesen unbemerkt die Taschen auszuleeren. Leider ist auch schon mit ihnen ein blutiger Zusammenstoß erfolgt, der den Tod eines derselben sowie die Verwundung zweier Mitglieder der Expedition herbeiführte. In der Nacht des 8. August 1864 hatte eine Partie Eingeborner etwa 15 Sack Mehl aufgeschnitten und dasselbe verschüttet, um sich der Säcke zu bemächtigen; ferner waren ein paar Segel und mehrere andere Sachen vom Depot gestohlen. Sobald dies am Morgen bemerkt wurde, setzten drei Mitglieder der Expedition unter Anführung des Herrn Pearson zu Pferde den Eingebornen nach und trafen dieselben in einem Gehölz, wurden aber von ihnen vermittelst ihrer Speere angegriffen. Durch Unachtsamkeit oder aus anderen Ursachen wollten die Revolver nicht losgehen, und die drei Leute wären verloren gewesen, wenn nicht ein Mr. Ward mit mehreren anderen Gefährten zu ihrer Rettung angekommen wäre und die Eingebornen durch ein paar Flintenschüsse verjagt hätte, deren einer den Anführer der Eingebornen in die Stirn traf und tödtete. Pearson erhielt vier Speerwunden und Litchfield eine Wunde am Arm, beide waren aber auf dem Wege der Besserung. In Folge dieses Angriffes hat nun Mr. Finnis einen regelmäßig militärisch geordneten Wachtdienst eingerichtet; es zeigt sich dabei aber auch, daß die jetzige Expedition zu schwach ist, um den Eingebornen die Spitze zu bieten, sowie die Vermessung und Auslegung des Landes vornehmen zu können. Da auch viele der mitgebrachten Provisionen verdorben sind, so muß die Regierung so schnell als möglich eine weitere Sendung von Leuten, Provisionen und Waffen nach dem Adelaide-River abgehen lassen.

Der Resident schließt seinen Bericht über das Land folgendermaßen: „Meine Ansicht bestätigt sich immer mehr, daß hier die Hauptstadt zur Niederlassung angelegt werden muß, mit Adam-Bay als Außen- und der Mündung des Adelaide-Flusses als Innen-Hafen. Mir scheint, daß wir Alles erlangt haben, was wir suchten, und sicher mehr, als das Ministerium Süd-Australiens je erwarten konnte."

In einem Privatbrief vom 5. Oktober wird — das alte Lied! — über Mangel an Regen, sowie über das Austrocknen der Wasserlöcher geklagt und die Verwunderung ausgesprochen, wie Schafe sich auf den Weiden hätten ernähren können.

Aus der Provinz Pará in Nordbrasilien wird gemeldet, daß in der dortigen gesetzgebenden Versammlung ein Deputirter, Raymundo Peter Anzier, folgenden Antrag gestellt habe.

„Die Assemblea provincial möge beschließen: 1) Von jetzt an wird in allen Städten des Innern auf öffentliche Kosten eine Schule für Klavierunterricht gegründet, und die Lehrer sind verpflichtet, außer Pianospielen auch Gesang und gregorianische Musik zu lehren. — 2) Jeder Lehrer erhält eine Besoldung von 1600 Milreis und außerdem eine Gratifikation von 800 Milreis jährlich. Jeder Lehrer hat das Recht, auch im Flöten-, Waldhorn- und Violoncello-Spielen zu unterrichten."

Die deutsche Zeitung in Porto Alegre bemerkt dazu: — Da hört doch Alles auf! Die Leute haben keine Brücken und keine Landstraßen und nicht einmal ABCschulen und wollen öffentliche Klavierschulen einrichten!!

Das atlantische Telegraphentau, welches das eigens hierzu eingerichtete Riesenschiff Great Eastern zu Sheerneß aufnimmt, ist vollendet, und schon mehr als 1200 Miles desselben, das ist etwa die Hälfte der ganzen einzuschiffenden Quantität,

waren Ende April an Bord gebracht worden. Die ganze Länge des Taus vom Ausgangspunkte in Irland, bis zum Landungspunkte in Amerika, beträgt genau 2253 Miles; doch schifft man der Vorsicht halber 2400 Miles Draht ein. Drei große Behältnisse, die eigens im Schiffe eingerichtet wurden, nahmen das Kabel auf, welches fortwährend im Wasser liegt und von Telegraphenbeamten mit den vorzüglichsten Instrumenten untersucht wird, damit auch der geringste Schaden gleich wahrgenommen werde. Bisher war nicht der kleinste Fehler zu entdecken, und in Bezug auf elektromagnetische Befähigung wird das Kabel fehlerfrei eingeschifft werden. Man hat bis jetzt täglich 20 bis 30 Miles an Bord gebracht, und wenn die Arbeiten in den Werkstätten von Glaß, Elliot u. Comp. in Greenwich, wo das Tau gefertigt wird, nicht ins Stocken gerathen, so wird die Einschiffung etwa Anfang Juni vollendet sein. Das Gewicht des neuen Kabels ist beinahe doppelt so groß, wie das des alten. Letzteres wog 261 Pfund per Seemeile, ersteres dagegen 400 Pfund. Der Kohlenbedarf des Great Eastern für die bevorstehende Reise beträgt 160,000 Centner.

Wasserverbindungen im Innern Brasiliens. Verbindung des Tocantins mit dem Paraguaystrom. Einer Mittheilung des Herrn Karl v. Koseritz aus Porto Alegre entlehnen wir das Nachfolgende:

Drei große Flüsse setzen Para und Matto Grosso in direkte Verbindung, und auf jedem derselben würde die unbehinderte Schifffahrt, wenn auch mit einigen Opfern, zu ermöglichen sein.

Es sind die beiden Nebenflüsse des Amazonas: Madeira und Tapajos und der Tocantins.

Der Madeira würde die beste schiffbare Straße nach Matto Grosso bilden, wenn nicht die große Linie von Felsen und Wasserfällen wäre, die in einer Ausdehnung von fast 70 Meilen die Dampfschifffahrt unmöglich macht, und die Hinwegräumung dieses Hindernisses (d. h. die Eröffnung eines Kanals) liegt noch nicht in den finanziellen Kräften des Kaiserreiches.

Den kürzesten Weg von Para nach Matto Grosso bietet der Tapajos; aber auch dieser Fluß ist mit so zahlreichen Riffen und Wasserfällen von der Natur bedacht worden, daß es noch leichter sein würde, den Madeira für Dampfschiffe zugänglich zu machen, als den Tapajos, der selbst in Canoen und Piroguen nur mit Lebensgefahr befahren wird.

So bleibt also nur der Tocantins, der wirklich die beste Gelegenheit bietet.

Mit Ausgabe von 200 oder 300 Contos de Reis können die Hindernisse beseitigt werden, damit der Tocantins bis fast zu den Quellen des Araguaya, d. h. in einer Ausdehnung von ca. 500 brasil. Meilen für Dampfer schiffbar werde.

Schon heute, versichert uns unser Freund, der talentvolle Rio Grandenser Cap. José de Costa Azevedo, welcher die hydrographische Karte jener Gegenden aufgenommen hat, können große Dampfer auf dieser ganzen Strecke ohne Gefahr den Fluß hinauf fahren, und nur der Rückweg bietet Gefahren. Der Tocantins hat in seiner ganzen Ausdehnung keinen einzigen Wasserfall, und die Schifffahrt auf demselben wird nur durch die Strömungen und Strudel gefährlich gemacht, welche sich in Folge häufiger Riffe und großer Steine unter dem Wasserspiegel bilden.

Die Beseitigung dieser Felsen ist leicht zu bewerkstelligen, wie die Arbeiten beweisen, welche zu diesem Ende auf Befehl des Dr. Couto Magalhaes, Präsidenten der Provinz Para, so eben auf dem Araguaya vorgenommen werden. Mit der oben genannten Summe kann der Tocantins, resp. Araguaya, fast bis zu den Quellen dieses letztern für größere Dampfschiffe fahrbar werden, und von diesem Augenblicke an bilden diese Flüsse die beste Wasserstraße nach Matto Grosso, da die des Paraguay über den La Plata, auch unabhängig von Krieg und Frieden, eine lange und beschwerliche ist. Der Araguaya ist bis dicht an seine Quellen schiffbar und von dort bis nach Martyrios durchfließt er mit seinen Wassern die Provinz Matto Grosso in einer Ausdehung von 300 bis 350 brasil. Meilen. Von den Ufern des Araguaya gehen sehr besuchte und gute Landwege bis Cuyabá, welches höchstens 80 brasilianische Leguas abliegt.

Man geht jetzt mit aller Kraft daran, diese neue und äußerst wichtige Wasserstraße, welche Matto Grosso und Goyaz in direkte Verbindung mit dem Amazonas bringen würde, von den Hindernissen zu befreien, welche der Dampfschifffahrt noch gefährlich sind, und sobald dies geschehen ist, wird Brasilien wieder einen bedeutenden Schritt auf dem Wege des Fortschrittes gethan haben.

Dann würde eine Eisenbahn vom Araguaya nach Cuyabá und von dort nach Albuquerque oder Dourados (Brasiliens bestem Hafen im Paraguay) die beiden mächtigen Lebensadern von Südamerika, den Amazonenstrom und den La Plata, in direkte Verbindung setzen.

Von welchen weit ausgreifenden Folgen dieser Schritt sein würde, um dieses Land der Civilisation und dem Verkehre zu öffnen, liegt auf der Hand. Goyaz, Matto Grosso und Parana so wie Maranhon ꝛc. würden schnell erblühen, und der unendliche Reichthum jener Regionen würde Bevölkerung herbeiziehen.

Agassiz' Forschungsreise in Südamerika. Der berühmte Geolog und Naturforscher ist im März von Boston nach Brasilien abgefahren, um das Innere Südamerika's zu erforschen. Er wird zuerst den Amazonenstrom besuchen; dort will er Beobachtungen und Studien über die Metamorphose der Fische machen, dann den Huallaga hinauf und weiter nach Süden über die Andes nach Lima gehen. Seine weitere Wanderung führt ihn nach Bolivia und an den Titicaca-See, und wenn es möglich ist, wird er den Maderafluß in dessen ganzem Laufe bis zur Mündung in den Amazonenstrom verfolgen. Er hat zwei Geologen, zwei andere Naturforscher, einen Muschelkundigen und einen Zeichner mitgenommen. Wir dürfen von Agassiz namentlich auch Tüchtiges über die eingebornen Stämme erwarten; auch will er in den Andes Forschungen über die Moränen und Gletscher anstellen.

Weiße Barbaren in Brasilien. Die deutsche Zeitung in Porto Alegre meldet aus der Provinz St. Paulo folgende Abscheulichkeiten, die keine Phantasiegemälde sind wie jene in der lügenhaften Onkel Toms Hütte: —

Am 15. Dez. 1864 wurde in der Sklavenabtheilung der Wohngebäude des Modesta Ribeiro de Mendonsa in Ribeiro, bei Iguape, die Leiche eines Schwarzen schon im vorgerückten Verwesungszustande gefunden, welche sich als die eines Sklaven des Genannten, Namens Antonio, herausstellte. Die polizeiliche Untersuchung ergab, daß dieser unglückliche Sklave schon in vorgerücktem Alter, also untauglich zur Arbeit, von seinem unmenschlichen Herrn sich selbst überlassen wurde, ohne Nahrung und Hülfe erkrankte, von den Würmern buchstäblich aufgefressen seinem Elende unterlegen und gestorben ist.

Die Notiz über diese empörende Thatsache entnehmen wir einer Correspondenz der „Revista Commercial" und wir fügen ihr aus derselben Correspondenz noch folgende bei, die an Unmenschlichkeit und Abscheulichkeit die erste bei Weitem noch übertrifft: Der reiche und aus einer angesehenen Familie stammende Fasendeiro José Bicudo de Siqueira Salgado hat eine Reihe von Verbrechen begangen, die mit so schauderhaften und schrecklichen Umständen verbunden sind, daß man ihres Gleichen vergebens in den Lebensgeschichten der größten Verbrecher suchen dürfte. Die polizeilichen Verhöre ergaben nicht weniger als fünf Mordthaten an Sklaven, unter welchen eine Sklavin von 14 Jahren, mit der er lange im Conkubinat lebte. Diese züchtigte er auf die schrecklichste Weise, knebelte sie und schloß sie in ein Zimmer ein, worin er sie ohne Pflege und Nahrung ließ, bis die Würmer ihren mit Wunden bedeckten Körper buchstäblich aufgefressen und der Tod sie von ihren Leiden erlöste. Desgleichen soll er ein Kind von drei Jahren, wie die Zeugen aussagen sein eigenes, eigenhändig verbrannt haben. Die Thatsachen, die Sklaven zu verbrennen, ihnen glühende Kohlen in den Mund zu geben und sie zu zwingen, diese zu verschlucken, nachdem von vorhergegangenen Züchtigungen die Körper noch mit Wunden bedeckt waren, dieselben mit Peitschenhieben derart zu züchtigen, daß das Blut in Strömen floß und von den Hunden aufgeleckt wurde, sind eben so viele schwarze Punkte, um dieses Schreckensbild zu vollenden.

Statistik von Britisch-Nordamerika. Die „Times" vom 4. April 1865 theilt folgende statistische Daten mit, welche sich auf die fünf britischen Colonien in Nordamerika beziehen.

Die Bevölkerung betrug im Januar 1865 in

Canada	2,783,079
Neu-Schottland	349,300
Neu-Braunschweig	272,780
Neu-Fundland	137,800
Prinz Eduard Insel	85,992
Summa	3,628,951

Der Gesammtflächeninhalt beträgt 419,345 engl. Geviertmeilen. Die Einnahmen betrugen 1863: 12,523,320 Dollars. Die Einfuhr hatte in dem genannten Jahre einen Werth von

70,601,460 Dollars, die Ausfuhr von 66,847,036 Dollars. Die Bevölkerung beträgt auf die engl. Geviertmeile 8.40 in Canada; 18.72 in Neu-Schottland; 10.66 in Neu-Braunschweig; 3.41 in Neu-Fundland; 40.95 auf Prinz Eduard Insel.

Der Ausbruch des Aetna. Zur Ergänzung des Aufsatzes „Der Aetna" (Globus VIII. S. 25), theilen wir heute den Bericht eines Herrn Fonqué über den Ausbruch dieses Vulkans an die französische Akademie mit, wie er im Moniteur vom 29. März 1865 abgedruckt ist: Der Ausbruch begann um halb 11 Uhr in der Nacht vom 30. auf den 31. Januar 1865. Am vorhergehenden Tage hatte man zwei Erdstöße gefühlt, den einen am Mittag, den andern um halb 5 Uhr Nachmittags. Ein sehr heftiger Stoß ging auch dem Ausbruche unmittelbar voran, wobei man verticale Oscillationen und horizontale Bewegungen von S.W. nach N.W. verspürte. Diese bemerkte man jedoch nur an der Nordwestseite des Berges. In Lavina bei Piedimonte flohen die erschreckten Einwohner aus ihren Wohnungen und kehrten während der ganzen Nacht nicht in dieselben zurück. In Catania dagegen ging die Erscheinung unbemerkt vorüber. Nach dem Stoß sah man, wie sich Flammensäulen an der Nordostseite des Aetna bis zu einer Höhe von 1700 Meter über den Spiegel des Meeres und 500 Meter vom Fuße des Berges Frumento erhoben; letzterer war früher auch ein vulkanischer Kegel, aber er ruht nun schon lange. Jetzt öffnete sich der Erdboden, und die Lava begann mit ungeheurer Schnelligkeit zu strömen. In zwei bis drei Tagen hatte sie sich auf eine Ausdehnung von sechs Kilometern ergossen. Der Strom war drei bis vier Kilometer breit und erreichte eine Dicke von zehn bis zwanzig Metern. Was dieser glühenden Fluth in den Weg kam, wurde zerstört, und nur wenige Spuren von Vegetation blieben übrig. Nachdem der Strom bis zum Stornello geflossen war, theilte er sich in zwei Aeste; der eine floß von diesem Berge langsam nach Westen zu, während der andere östlich von dem genannten vulkanischen Kegel sich in das tiefe und enge Thal des Colla Vicchio hinabstürzte. Der Fall betrug über 50 Fuß, und die festen Blöcke von Lava und Felsgestein, welche der glühende Strom mit sich führte, wurden auch in die Tiefe hinabgerissen, welche bald ausgefüllt war.

Am 6. Februar begann der westliche Zweig wieder zu fließen und sich in einer Höhe von 1321 Meter nochmals zu gabeln. Diese beiden Secundäräste flossen der eine bis zum 21., der andere bis zum 25. Februar. Der erstere hörte bei einer Höhe von 1309, der zweite bei einer Höhe von 1186 Meter auf. Zuletzt am 6. März bildete sich im Westen des Kraters ein neuer rasch vordringender Strom.

Im Ganzen bestehen sieben Krater, von denen fünf in elliptischer Form zusammengereiht liegen, und diese fünf haben correspondirende Kegel. Am Westende der Ellipse ist eine Oeffnung, welche den Austritt mehrerer Lavaströme gestattet. Von der Basis des Frumento bis zum nächsten Kegel erstreckt sich eine 500 Meter lange Spalte nach Osten zu, welche als eine Fortsetzung des Kraters betrachtet werden kann. Ihre Weite übersteigt zehn Meter, und ihre Tiefe ist sehr beträchtlich. Zur Hälfte ist diese Spalte mit festen Lavablöcken erfüllt, welche erstarrt sind, denn der Schnee hat sich hier in beträchtlicher Menge angesammelt. Die Lava hat selbst die stärksten Pinien verkohlt, was einen hohen Grad von ursprünglicher Wärme anzeigt.

Die Fumarolen am Aetna können in trockene, saure, alkalische und kohlensaure eingetheilt werden. Die ersteren enthalten Chlor und Jod, jedoch keinen Wasserdampf, keine sauren oder alcalischen Bestandtheile. Sie stehen mit dem Maximum vulkanischer Thätigkeit in Verbindung, während die kohlensauren Exhalationen das Minimum derselben anzeigen und die anderen die mittleren Grade darstellen. Die Eigenthümlichkeit des gegenwärtigen Ausbruches besteht jedoch in der gänzlichen Abwesenheit alles Schwefels und seiner Verbindungen in den Ausströmungen, was um so bemerkenswerther erscheint, als sonst doch Schwefel bei vulkanischen Ausbrüchen nicht zu fehlen pflegt. Andrerseits jedoch ist Seesalz, Kupferchlorür, Chlorwasserstoffsäure, Eisenchlorür und Ammoniak in Menge aufgetreten. Eine andere bemerkenswerthe Thatsache ist die, daß in den alcalischen Fumarolen kohlensaures Ammoniak und kein Chlorammonium auftritt.

Der aktive Sitz der gegenwärtigen Eruption muß im niedrigsten Theile des von den sieben Kratern eingeschlossenen Ellipsoides gesucht werden. Die drei Krater des Frumento sind weniger thätig als die vier anderen. Die letzteren speien flüssige Lava und stoßen einen farblosen Rauch aus, während die drei anderen feste Massen Gestein und Lava nebst Asche, Wasserdampf und braunem Rauch von sich geben. Die Schläge, welche aus dem Innern des Berges ertönen, lassen sich am besten mit denen eines Riesendampfhammers vergleichen, und es ist nicht zu verwundern, daß die Alten die Werkstätten ihrer Cyklopen hierher verlegten.

Tänze und Heldenlieder der Färinger. Von Meeresföhrden tief zerschnitten tauchen aus den kalten Wogen der Nordsee die Färeyjarn (dänisch Faröer, Schafsinseln) empor, deren höchste Gipfel bis zu 2800 Fuß ansteigen. Wohin man das Auge wendet, überall trifft man auf eine düster erhabene oder schaurig wilde Natur, die nur selten durch idyllische Züge gemildert wird. Das Klima ist trotz der hohen Breite mild, aber die Stürme des die Inseln umgebenden Meeres hausen oft entsetzlich. Die Einwohner leben von der Schafzucht, dem Vogelfang und der Beute, welche ihnen das Meer an Walen, Seehunden und Fischen liefert. Die Färinger sind ein hübscher Menschenschlag, ehrlich, gastfrei und mildthätig, allein sehr abergläubig. Abgeschlossen von der Außenwelt haben sich bei ihnen die Sagen der Vorzeit im Volksmunde erhalten, und mit diesen der Glaube an Spuk- und Geistergeschichten, die Abends, wenn die Lieder von Sigurd dem Drachentödter abgesungen sind, erzählt werden und stets gläubige Seelen finden. So ist es erklärlich, daß bei den grundehrlichen Leuten eine wunderbare Mischung von heidnischen und christlichen Vorstellungen und von katholischen und protestantischen Anschauungen sich findet. Unter den Volksvergnügungen, deren es allerdings nicht viele gibt, ist besonders der Tanz zu nennen. Ein neuerer Reisender, Maurer, sagt: „Der eigenthümliche faröische Tanz wird sich noch lange erhalten, obschon ihm eine bessere Musik zu wünschen wäre; jeder Tanzende singt nämlich den angestimmten Gesang so gut, wie er kann, natürlich ohne allen Begriff von Takt und Harmonie, während der aus Männern und Frauen gemischte Tänzerkreis abwechselnd drei Schritte links und drei Schritte rechts geht, dann still steht und sich verneigt."

Alte Sagen und Lieder erhielten sich bei der Abgeschiedenheit der Inseln lebhafter im Gedächtnisse des Volkes, als bei uns in Deutschland, wo neben anderen feindlichen Mächten die christliche Geistlichkeit einen endlosen Vertilgungskrieg gegen alle Ueberbleibsel der Heidenzeit führte. Die uralten Sagen und Dichtungen aus dem Norden Germaniens, deren Uebereinstimmung bei den deutschen Völkern nachgewiesen worden ist, sie leben dort im Volksmunde. Noch heutigen Tages singt das arme Fischervolk der Färinger die Geschichten von Sigurd dem Drachentödter, seinem Morde und der Rache, welche die Anstifter ereilte, singt sie in Ermanglung der Musik zum Tanze. Die Mehrzahl dieser merkwürdigen, uralten Volksgesänge ward zuerst aufgezeichnet und herausgegeben vom Prediger H. C. Lyngbye. Seine Niederschrift ist jedoch in mehrfacher Beziehung mangelhaft, denn einestheils hielt er sich nur kurze Zeit auf den Färeyjarn auf, so daß er nicht den ganzen Schatz heben konnte, anderntheils war er der Sprache jener Eilande nicht vollkommen mächtig, so daß seine Ausgabe, wie verdienstlich sie auch war, doch keineswegs genügte. Die kopenhagener gelehrte Gesellschaft „det nordiske Literatur Samfund" hat 1851 deßhalb eine neue Ausgabe veranstaltet, in der wohl so ziemlich Alles enthalten ist, was die Färinger von jenen alten Gesängen aufbewahrten.

Daß uns Deutschen diese interessanten Lieder nun zum Theil zugängig gemacht wurden, verdanken wir dem Schleswig-Holsteiner P. J. Willatzen, der, mit der nordischen Literatur wie wenige bei uns bekannt, vor Kurzem „Alt-isländische Volksballaden und Heldenlieder der Färinger" (Bremen, Geisler. 1865) herausgab. Seine Uebersetzungen lesen sich so fließend wie Originale, er hat es verstanden, ganz in den Geist des nordischen Gesanges einzudringen und selbst bedeutende Schwierigkeiten, wie die Alliteration, glänzend zu überwinden. Als einen Beitrag zur Charakteristik jener nordischer Völkerschaften heißen wir Willatzens Buch willkommen. Zu weit würde es uns aber aus den Grenzen unserer Zeitschrift führen, wenn wir deren poetischen Werth hier besprechen und Proben der Lieder selbst geben wollten. Wir verweisen daher alle Leser, denen es um nähere Kenntniß zu thun ist, auf das Buch selbst. Werthvolle Anmerkungen geben uns archäologische und sprachliche Winke; die Einleitungen versetzen uns in die Landschaften Islands und der Faröer selbst und geben uns einen kurzen Abriß der Literatur jener Inseln.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Zur Kunde von Bulgarien.

Geschichtliches. — Abstammung der Bulgaren. — Sprache. — Tracht. — Gesang und Tanz. — Dörfer. — Landwirthschaft. — Viehzucht. — Klima. — Der Paß von Belgraidschik. — Wein, Rakie, Rosenöl. — Mineralreichthum. — Industrie. — Intelligenz und Volkserziehung. — Klöster und Mönche. — Eindringen nach Bulgarien. — Nisch und der Schädelthurm. — Die Bedrückung der Christen. — Die griechische Geistlichkeit. — Die katholische Bewegung.

Verheerende Stürme sind über die Länder am Hämus hinweggebraust, seit Griechen und Römer aus denselben zurückgedrängt wurden. Reste prachtvoller Bauten, Paläste, Tempel, Triumphbögen und zahlreiche andere über das weite Land verstreute Ueberbleibsel monumentaler Werke und Grabstätten sprechen von jener klassischen Geschichtsperiode.

Bulgarischer Friedhof. (Originalzeichnung von F. Kanitz.)

Völker auf Völker, die von den Höhen des Ararat oder vom Ural gekommen, drängten einander, um in den Besitz der fruchtbaren Donauländer zu gelangen. Zumeist bar-

barische Nomaden und nur groß im Zerstören. Wie bei wandernden Zigeunerhorden, bezeichnen kaum flüchtige Spuren ihre Anwesenheit. Von all diesen slavischen und tatarischen Völkerschaften gelang es nur den Serben und Bulgaren, dauernde Reiche an der untern Donau zu begründen und ungeachtet der türkischen Ueberflutung ihre Volksthümlichkeit bis zum heutigen Tage in beinahe vollkommener Integrität in den vor derselben innegehabten Grenzen zu behaupten.

Noch heute wird das Gebiet zwischen der Donau und dem Aegäischen Meere, also ganz Macedonien und Thracien, mit Ausnahme seiner halbinselförmigen Küsteneinschnitte, von ungefähr fünf Millionen Bulgaren bewohnt. Diese B'lgeri, serbisch Bugarn, russisch Bolgare, werden der großen slavischen Familie zugezählt. Sie sind aber eigentlich von ugrischer Abstammung (uralische Finnen) und wurden erst in Europa slavisirt. Zu Ende des fünften Jahrhunderts wird ihrer zuerst in der Geschichte Europa's gedacht. Die Schlachten von Nikopolis (1396) und die Niederlagen Hunyads bei Varna (1444) und auf dem Unglücksfelde Kossovo (1446) besiegelten die Unterjochung der Serben und Bulgaren durch die Osmanen.

Die Bulgaren, weniger glücklich organisirt als ihre serbischen Nachbaren, hatten mit der Annahme des Christenthums durch ihre Vermengung mit den ihnen geistig vorgeschrittenen slavischen Völkerschaften ihre ursprüngliche kriegerische, energische Kraft eingebüßt, ohne dafür ein eigenes höheres Kulturleben begründen zu können. Nach einer kurzen Selbstständigkeit begnügten sie sich mit der kläglichen Rolle, Vasallen bald dieses, bald jenes Volkes zu sein, und die nahezu 500jährige Beugung unter das Türkenjoch that das Uebrige, um die einst so gefürchteten Bulgaren in so friedsame Menschen umzuwandeln, daß ihnen jetzt sogar Feigheit vorgeworfen worden ist. Auf allen Seiten umgeben von ohnmächtigen Romanen, mißgünstigen Griechen, feindseligen Albanesen und Türken und durch die rumänischen Donaufürstenthümer von Rußland getrennt, durch die türkischen Besatzungen in Nisch, Widin, Sophia, Varna und Schumla niedergehalten, entbehrten die Bulgaren der zahlreichen Stützpunkte und charakterstählenden Momente, welche den Serben schon durch ihre geographische Lage gesichert waren, und deßhalb fällt auch ein Vergleich mit diesem Nachbarvolke entschieden zu Ungunsten der Bulgaren aus. Trotzdem wird das Bulgarenvolk im nächsten Entscheidungskampfe über das Schicksal der Türkei eine wichtige Rolle spielen. Bis jetzt aber haben dort allein die Türken oder türkische Bandenführer zu gebieten, wie das Beispiel Paswan Oglu's zeigt.

In Widin, dieser Einbruchsstation nach Bulgarien, besuchte Kanitz auch den Friedhof und zeichnete dort das Grab des berühmten Paswan-Oglu, der dort ziemlich vergessen liegt, obgleich er zu Ende des verflossenen und im Anfange dieses Jahrhunderts das ganze türkische Reich in Aufregung versetzte.

Osman-Paswan-Oglu war um jene Zeit einer der gefährlichsten Widersacher der Pforte und der Neuerungen, wodurch Sultan Selim den alten Glanz und Ruhm seines Reiches wiederherstellen wollte. Als einer der ersten Agas oder Lehnsträger von Widin war er zugleich der reichste Grundherr daselbst. Er stammte aus einer jener angesehenen bosnischen Familien, welche sich zwar, um Freiheit und Besitz zu retten, zur Zeit der Unterwerfung des Landes durch die Türken zum Islam bekannt, aber noch immer eine gewisse Anhänglichkeit an den christlichen Glauben bewahrt hatten. Offen trat er als erklärter Gegner aller Neuerungen auf und gab sich den Anschein, als ob er der Rächer und Beschützer des unterdrückten Volkes sei. Er wäre, erklärte er geradezu, kein Rebell, sondern der treu ergebene Unterthan des Sultans, und nur gegen dessen schlechte Räthe zöge er das Schwert.

Nachdem die Pforte sich mit ihm in Unterhandlungen eingelassen, die er zurückwies, rückte in Folge dessen 1798 Kapudan Pascha Hussein mit 100,000 Mann gegen ihn an. Paswan entließ alle seine überflüssigen Truppen, gab die entlegeneren Städte auf und beschloß mit 12,000 treuergebenen Leuten, die unter der Führung österreichischer und polnischer Offiziere standen, in Widin bis zum letzten Blutstropfen auszuharren.

Krankheiten und massenhafte Desertionen, allerlei Unglück und Mißverständnisse brachen unter den Belagerern aus, die schließlich zum Abzug gezwungen wurden. Paswan setzte ihnen nach und bemächtigte sich des Gepäckes. Der Kapudan Pascha entging mit Mühe der Gefangenschaft.

Das war der unglückliche Ausgang des Feldzuges gegen den Rebellen Paswan-Oglu, dessen Macht, Ansehen und Verwegenheit dadurch nur einen neuen Aufschwung erhielten. Die Pforte schien zwar Anfangs Willens zu sein, den Kampf gegen ihn fortzusetzen, doch ließ sie sich mit ihm in Unterhandlungen ein und schickte ihm im Jahre 1799 die von ihm verlangten drei Roßschweife, worauf er sich zunächst wenigstens etwas ruhiger verhielt. Sein Tod erfolgte am 5. Februar 1807 zu Widin. —

Der Bulgare ist von Gestalt größer als der Romane, Grieche und Serbe. Seine Körperformen sind muskulös. Man trifft mehr hagere als fette Leute. Auch im Typus unterscheidet sich der Bulgare von den benachbarten slavischen Stämmen. Seine Augenlider sind etwas enger gespalten, weßhalb die Augen kleiner erscheinen. Uebereinstimmend mit seinem vorherrschend friedlichen Charakter spiegelt sich in denselben mehr Gutmüthigkeit als blitzender Muth und Energie. Der Gesichtsausdruck im Ganzen verräth unleugbar Intelligenz, die der Bulgare auch in Gewerbe und Bodenbestellung stets bethätigt. Bei den Serben ist der Bulgare als dumm verschrieen, eine Meinung, die durch nichts als durch dessen übergroße Duldsamkeit hervorgerufen ist.

Noch geringere Anhaltspunkte als die äußere Erscheinung der Bulgaren zur Bestimmung ihrer ursprünglichen Abstammung bietet die gegenwärtige Volkssprache. Die gänzliche Umwandlung derselben im Laufe weniger Jahrhunderte ist ein merkwürdiges Phänomen. In dem ersten Zeitraume des bulgarischen Reiches (678 bis 1019) war in diesem das slavische Element der Zahl nach das stärkere, und die ugrischen Eroberer nahmen mit slavischen Sitten und Gebräuchen zugleich auch die slavische Sprache an. In der heutigen Sprache erkennt man nicht jene des einst herrschenden Stammes. Man findet nur Spuren, welche dafür sprechen, daß die Bulgaren vormals im hohen Norden, zwischen Slaven und Finnen, gewohnt haben. Schafarik führt sehr viele finnische Wörter an, welche in der bulgarischen Sprache einheimisch geworden sind. Mit der Einführung des Christenthums und des cyrillischen Alphabets wurde das Slavische bei ihnen Schriftsprache. Es nahm unter kulturfreundlichen Fürsten einen glücklichen Aufschwung und verdrängte die ursprüngliche Sprache der Eroberer gänzlich.

Nach dem Falle des bulgarischen Reiches (1019) konnte sich die slavisch-bulgarische Sprache nicht mehr in ihrer ursprünglichen Reinheit erhalten. Gleich dem Lande durch griechische, arnautische und walachische Elemente überflutet, wurde sie verderbt. Selbst gelehrte Sprachforscher vermögen heutzutage in ihr nur schwer die Sprache der

Slavenapostel zu erkennen. Das Neubulgarische, vielfach verändert im Laufe der Zeit gegen das Altbulgarische, ist der großrussischen Mundart am verwandtesten und wird gern als Beweis angenommen für die Abstammung der bulgarischen Slaven aus dem hohen Norden.

Nicht nur in der Gesichtsbildung und Sprache, sondern auch in der Tracht unterscheidet sich der Bulgare ganz besonders von dem Serben. An die Stelle des Fes tritt bei ihm die Tschubara, eine Mütze aus Schaffell, unter welcher ein geflochtener Zopf herabhängt. Das übrige Haupthaar wird, wie bei den Morlaken, geschoren. Der Bulgare trägt ein weitärmeliges Hemd, an Brustschlitz und Schultern mit zierlichen bunten Stickereien ausgenäht, lichte, nach oben weitgeschnittene Beinkleider, die unter dem Knie und um den Leib mittelst rother Bänder oder Lederriemen fest gemacht werden, eine Jacke oder einen langen und weiten Rock aus weißgelbem Abatuche, bei den Wohlhabenderen oft mit schwarzem Schnurwerke geziert, und als Fußbekleidung hat er Schuhe oder Sandalen. (Kanitz, in der Oesterreichischen Revue 1864, VI und VII.)

Die bulgarischen Frauen flechten das sie besonders auszeichnende Haar in große Zöpfe, welche sie, mit Blumen und Münzen geschmückt, geschickt aufzustecken wissen. Ihr Kopfputz ist je nach der Landschaft verschieden. Bei Schumla besteht er aus einer Art von hölzernem Teller, der mit einem weißen Leinentuch überzogen ist. Als besondern Schmuck betrachtet die Bulgarin die Stickereien von bunter Wolle und Glasperlen an Brust, Achseln und Aermelenden ihres weitgeschnittenen Hemdes, dann auch den Pojas, einen Gürtel aus Metall mit zierlich gearbeiteten großen Spangen, gewöhnlich in Palmenform, aus Silber getrieben, oder von Perlmutterarbeit. Die junge Bulgarin ist oft von idealer Schönheit, die aber bald nach ihrer Verheiratung verschwindet unter der Sorge und Last körperlicher Arbeit, die in Feld und Haus, wie bei allen Slaven, größtentheils der Frau zufällt. Die schönen Formen werden bald hart und eckig, und das 17jährige Mädchen ist in der 20jährigen Frau selten wieder zu erkennen.

Ganz besonders liebt die bulgarische Frau Gesang und Tanz. Letzterer hat mit dem serbischen Kolo große Aehnlichkeit. Bursche und Mädchen schließen eine lange offene Kette und tanzen zwei Schritte vor- und einen rückwärts. Sie haben auch einen Solotanz, eine Art Polonaise, die von einem einzigen Mädchen in raschem Tempo ausgeführt wird. Das bulgarische Volkslied behandelt größtentheils heitere Stoffe. Hirten- und Liebeslieder, die Natur, das Leben in Wald und Berg und das Glück der Minne liefern die Themata. Der epische Gesang ist weniger in Bulgarien verbreitet, auch die Gusle, mit welcher der Serbe seine Thaten und bilderreichen Heldengesänge begleitet, ist dort kaum bekannt.

So sehr der Bulgare das Mädchen seines Herzens im Liede feiert, in der Wirklichkeit spielt die bulgarische Frau im Hause eine sehr untergeordnete Rolle. Mit Arbeiten überbürdet, läßt sie keine Minute ungenützt vorübergehen. Wenn sie nicht auf dem Felde oder im Hause beschäftigt ist, trifft man sie stets umgeben von ihren Kindern, mit dem Spinnrocken unter dem Arme oder färbend und bleichend am Brunnen. Auch bei dem Bau der Häuser ist die Frau dem Manne behilflich, insbesondere bei der Herstellung der Kolibas (Speicher) aus Pfählen mit Flechtwerk von jungen Eichenstämmen und Rohr. Das Verschmieren der Ritzen mit Lehm, das Weißen der Häuser mit Schaffellstücken statt der Pinsel ist beinahe ausschließlich Arbeit der Frauen.

An äußerer Nettigkeit mögen die moslemischen Dörfer wohl die der Rajah übertreffen. Im Innern des Hauses macht sich aber auch bei den Bulgaren die altslavische Familienverfassung geltend und gelangt überall zum wohlthuenden Ausdruck. Wie bei den Serben, gruppiren sich um das Haus des Stareschina (Familienoberhauptes) die kleineren Häuser der verheirateten Familienmitglieder und nächst diesen die an indianische Wigwams mahnenden Pfahlbauten, die oben angeführten langgestreckten Kolibas zur Aufbewahrung von Fruchtvorräthen.

Der Bulgare baut Roggen, Waizen, Kukuruz (Mais), Wein, Reis, Tabak und Baumwolle. Von Gemüsen werden Bohnen und Knoblauch am meisten gezogen; letzterer ist eine Lieblingsspeise des Volkes.

Der Bulgare baut wenig mehr, als sein eigener Bedarf erfordert. Es fehlt überall an Verbindungsmitteln, um die Bodenprodukte lohnend zu verwerthen. Für die Schiffbarmachung der Flüsse thut die türkische Regierung beinahe nichts. Der classische Hebros (Maritza), der durch die reiche fruchtbare Ebene von Philippopel fließt, kann nur mit Flößen befahren werden. Sein Strombett ist ebenso vernachlässigt, wie sein Hafen Aenos, der gänzlicher Versandung entgegen geht.

Wohl zwei Drittheile alles bebauten Bodens sind der Maispflanze, dem Hauptnahrungsmittel der Bulgaren, gewidmet. Wein wird vorzüglich zwischen dem Balkan und der Donau und in den westlichen Gegenden gebaut. Der größte Theil des schwarzen ergiebigen Bodens ist leider unbearbeitet und wartet der fleißigen Arme, die ihn lohnend bestellen sollen. Das fruchtbarste Erdreich ist, so weit das Auge reicht, mit dichtem Gebüsche bedeckt.

Das Getreide von Saara (Saghra) ist das beste der Provinz Philippopel. Das Ausdreschen geschieht durch Ochsen, die man im Kreise über das Getreide hintreibt. Sie schleppen einen Pfahl hinter sich her, an dessen unterer Seite scharf zugehauene Feuersteine eingetrieben sind, um das Stroh gleichzeitig zu kleinem Gehäcksel zu zerschneiden. Das Mahlen des Getreides geschieht in nicht weniger primitiver Weise. Erst in neuester Zeit entstanden einige Kunstmühlen. Das beim Dreschen gewonnene Gehäcksel wird bei der Ziegelfabrikation benutzt. Es gibt sehr große Ziegeleien im Lande, und Geschick zur Töpferei kann man dem Bulgaren nicht absprechen. Er verfertigt ohne Maschinen Drainröhren zu seinen Wasserleitungen, die in ihrer Vollendung selbst dem Westeuropäer Erstaunen abnöthigen. In der Landwirthschaft zeichnet er sich durch verständige Benutzung des unansehnlichsten Wasserlaufes ganz besonders aus. Von seinen Töpferarbeiten sind namentlich zu erwähnen die großen Krüge mit engem Halse und hohlem Henkel, aus dem das Wasser durch eine kleine Oeffnung zum Munde geführt wird, dann die Kohlenbecken, welche die Stelle der Oefen vertreten. Die Glasur aller dieser keramischen Fabrikate ist schön und dauerhaft.

Die Viehzucht spielt in Bulgarien eine große Rolle. Im Innern des Landes begegnet der Reisende mächtigen Karawanen von Horn- und Kleinvieh, riesigen Schaf-, Büffel- und Ziegenheerden, und besonders vielem Federvieh. Das Rindvieh ist auffallend klein und unansehnlich. Als Zugkraft benutzt man allgemein den vorweltlich aussehenden langsamen Büffel von dunkler Farbe, mit breitem Kopfe und nach hinten zu abstehenden Hörnern; er besitzt eine dreimal größere Zugfähigkeit als der Ochse, ist sehr sanft und leicht lenkbar. In den trockenen Landstrichen erfordert der Büffel eine ganz besondere Pflege. Im Sommer muß man die Thiere baden und im Winter müssen sie durch Decken gegen allzugroße Kälte geschützt und mit Eichenblättern gefüttert werden. Zu diesem Zwecke wird

der schöne Eichenbestand abgelaubt und das Laub im Herbste haufenweise in den Zweigen der Bäume aufbewahrt. Der Büffel mästet sich leicht, sein Fleisch bleibt aber zähe. Die Büffelkuh gibt wenig, aber fette Milch. Büffelhörner, Knochen und andere zum Leimsieden geeignete Stoffe gehen unbeachtet verloren.

Die Ziegenzucht — wie überall so auch in Bulgarien der geschworene Feind des Waldes — wird ganz besonders gepflegt. Der Ziegenhirt, von seinen Hunden begleitet, bloß mit Kesseln und Geschirr zur Käsebereitung ausgerüstet, zieht mit seinen Heerden im Frühling auf die hohen saftigen Matten der bulgarischen Gebirge. Die Kronen der Bäume bilden sein Obdach, etwas Brod, Milch und Käse seine Nahrung. Oft ist er räuberischen Anfällen ausgesetzt, und erst im Spätherbste kehrt er mit der Heerde wieder in sein Thal zurück.

Den Winter läßt der Bulgare ziemlich ungenützt verstreichen. Höchstens, daß er einigemal auf seinem Schlitten Holz nach der nächsten Stadt führt.

Das Klima ist sehr mild. Die höchsten Gipfel des Balkan, die oft schon im Oktober mit Schnee bedeckt sind, bilden in diesem Monate einen köstlichen Gegensatz zu dem tiefblauen Himmel, zu der in voller Sommerpracht noch grünenden Pflanzendecke der Thäler. Nur in den bulgarischen Niederungen, wie bei Widin an der Donau, bilden sich in der heißen Jahreszeit furchtbare Fieberherde.

Bulgarien ist reich in Bezug auf landschaftliche Schönheiten, die aber bisher wenig oder gar nicht bekannt sind; hier nennen wir vor Allem den Paß von Belgraidschik, welchen F. Kanitz im Jahre 1862 besuchte.

Paswan Oglu's Grab in Widin. (Originalzeichnung von F. Kanitz.)

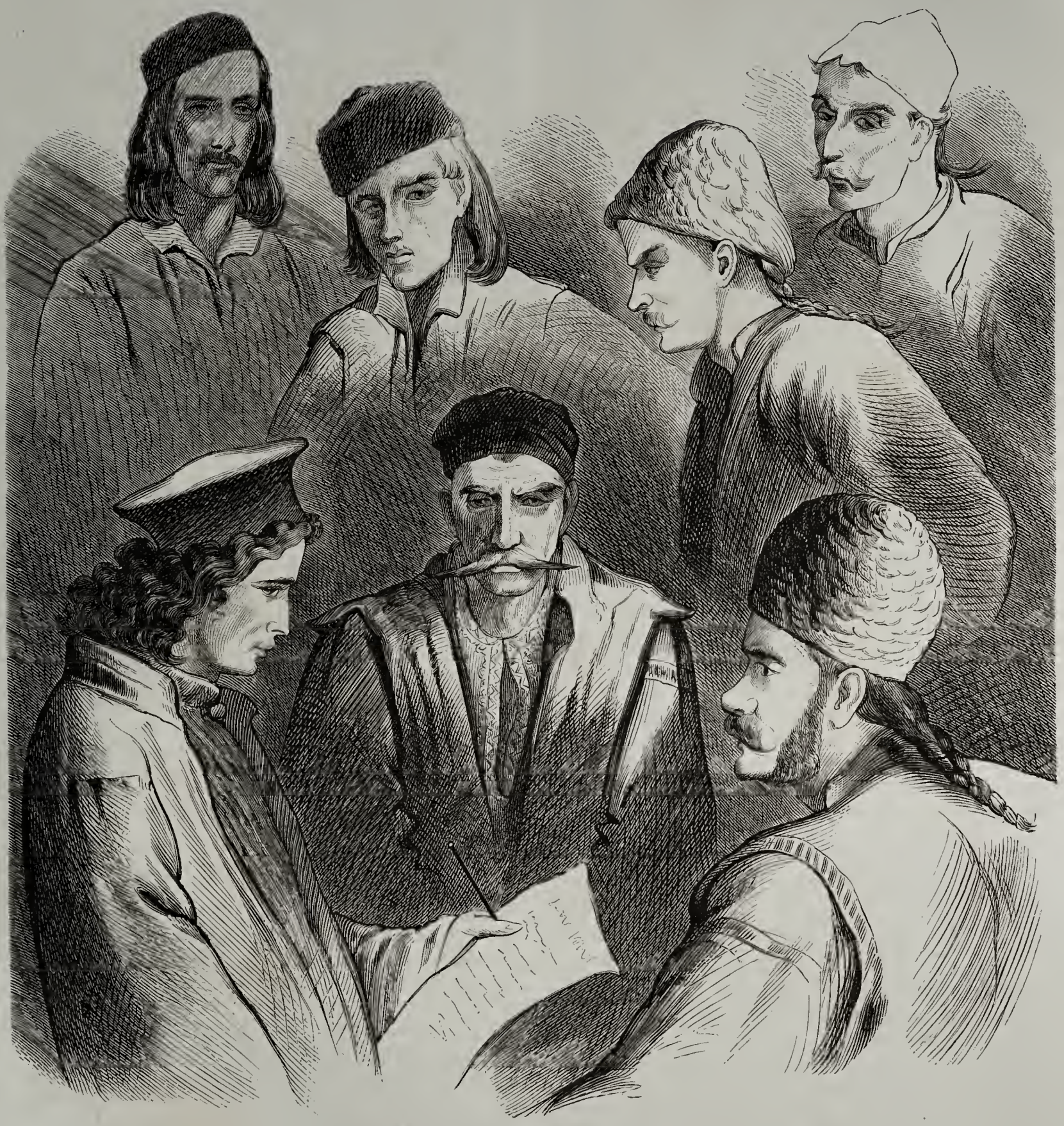
„Den Malern und Geologen sei das Herabsteigen von den belgraidschiker Höhen (südlich von Widin) gegen Wrbowa empfohlen. Die ollioules Engpässe in der Provence, das Défilé von Pancorbo in Spanien, die Alpen, die Pyrenäen, die wildesten Berge von Tirol und der Schweiz besitzen nichts, was dem verglichen werden könnte." So äußerte sich Blanqui, Mitglied des Pariser Instituts,

im Jahre 1841 in seinem Reisewerke über Bulgarien. Kanitz fügt dem bei:

„Da wir nun zu den wenigen Begnadigten gehören, denen es vergönnt war, in jene zaubervolle Landschaftswelt hineinzublicken, müssen wir gestehen, daß nicht überschwengliche Phantasie die Farben mengte, mit welchen der französische Akademiker sein Bild in großen Zügen hinwarf. Ich glaube, keine Menschenseele könnte der überraschend eigengearteten Scenerie Belgraidschiks sich nahen, ohne von der Mächtigkeit des ersten überwältigenden Eindrucks tief bewegt zu werden.

Merkwürdige Formation und Gruppirung, die eigenthümliche prächtige Färbung und Orydirung des Materials, aus welchem die Natur, bei aller wunderlichen Gestaltung des Details, die harmonisch abgeschlossenen Zauberbilder der belgraidschiker Steinwelt schuf, wirken hier bei wechselnder Beleuchtung zu wunderbaren Effekten zusammen.

Kurz nachdem wir aus Belgraidschik herausgetreten waren, um den südlichen Abhang seiner Höhe hinabzu-



Bulgarische Typen. (Originalzeichnung von F. Kanitz.)

steigen, bot sich ein unerwartetes und höchst merkwürdiges Schauspiel unseren Blicken dar. Wir vertieften uns in enge vielgewundene Hohlwege, welche überragt sind von rothen, pittoresken Felsen. Diese beinahe gänzlich von einander isolirten Felsen zeigten bald die Gestalt langer, obelisker Nadeln, bald ungeheurer, umgestürzter Stalaktiten und manchmal eine phantastische Aehnlichkeit mit

Thieren, Schiffen und Häusern. Sie reihten sich rechts und links vom Wege wie Bäume einer Allee aneinander. Die Mehrzahl dieser Blöcke erreicht eine Höhe von 200 Metern. Ich sah einige, welche aus einem Baumbouquet herauszuwachsen schienen, und wieder andere, die ein Bouquet von Bäumen auf ihren Spitzen trugen. Ueber dieser cyclopischen Straße kreisten hunderte von Raubvögeln, die ersten, welche wir in der Türkei erblickten, die wir aber bald nach Tausenden zählen sollten. Diese riesigen Grenzsteine von rother Farbe, zerstreut an den beiden Seiten eines Hohlweges, durch welche ein schäumender Bach in kleinen Cascaden sich wälzt; diese isolirten Bäume in luftiger Höhe, von wo sie beinahe herabzustürzen scheinen, die tiefe Ruhe, von dem Flug der Adler und Geier kaum unterbrochen, übte auf die Seele eine starke Erregung, machte einen Eindruck unaussprechlicher Beklemmung.

Wir stiegen weiter abwärts auf wenig abschüssigen Abhängen, ohne einem Menschen zu begegnen, bis zum Fuße eines bewaldeten Berges, welchen wir auf einem steinigen ermüdenden Saumpfad erklimmen mußten. Wir erreichten seine Höhe, genannt „Sveti Nikolje", eine schreckliche Mördergrube, besäet mit Gräbern von ermordeten Leuten. Man hat hier einen Posten von fünf Mann errichtet, mit ungeheuer großen Hunden, wie auf dem St. Bernhard. Wir verweilten einen Augenblick, um köstliches Wasser zu trinken und um die Ansicht eines weiten Amphitheaters von Hügeln zu genießen, die, bedeckt mit undurchdringlichen Wäldern, vor uns aufstiegen."

Buche und Eiche gedeihen in Bulgarien prächtig, sie ziehen sich bis auf die höchsten Kuppen des Balkan hinauf. Im Ganzen ist die Vegetation an seiner Westseite weniger kräftig, als an seinen südlichen Abhängen. Walnuß-, Maulbeer- und Zwetschenbaum-Pflanzungen findet man über das ganze Land ausgebreitet. Letztere liefern dem Bulgaren sein Lieblingsgetränk, den Rakie. Die Rakie- und Spiritusfabrikation, zu der man auch wilde Aepfel verwendet, wird sehr schwunghaft betrieben. Die Vorstadt Marcianopoli von Trnowa besteht fast ausschließlich aus Brennereien. Die Fabrikation des Rosenöls bildet bei Kasanlik einen sehr einträglichen Industriezweig. Die ganze Umgebung hat prachtvolle Rosenauen, deren Wohlgerüche, in flüssiger Form in die bekannten kleinen Fläschchen gebannt, in ganz Europa mit theurem Gelde bezahlt werden. In Rilo, am Vardar und in vielen anderen geeigneten Niederungen Bulgariens wird auch sehr viel Tabak gebaut. Die Ernte erfolgt gewöhnlich im September. Aber Alles, auch der Weinbau, wird von der türkischen Regierung ungewöhnlich hoch besteuert und kann deßhalb zu keinem Aufschwung kommen.

Bulgarien ist sehr reich an Mineralquellen. Thermen von 47° Celsius sind nicht selten. Sein Boden birgt aber auch eine große Menge ungehobener, ja kaum berührter mineralischer Schätze. Die mächtigen Eisenlager von Samokow sind berühmt, doch in welch' primitiver Weise werden sie ausgebeutet! Selbst die neuen Hochöfen „Jeni Maden" kommen nicht im entferntesten unseren europäischen Hüttenwerken nahe, und die Ausbeute ist deßhalb auch nur eine sehr geringe.

Die Natur begünstigt die Anlage großer industrieller Unternehmungen durch einen Ueberfluß reicher Wasserkräfte. Bulgarien ist zugleich die einzige Provinz der Türkei, in der sich ein ziemlich schwunghafter Gewerbsbetrieb entwickelt hat. Ohne die Nachwirkungen des russisch-türkischen Krieges hätte sich das bulgarische Städteleben im Südosten des Landes gewiß zu höherer Blüthe entwickelt. Die starke Auswanderung aus den Städten nach Bessarabien (1829) versetzte demselben einen harten, noch nicht verschmerzten Schlag. So sank Schumla von 40,000 auf 30,000, Selimneh von 24,000 auf 10,000 Einwohner herab.

Noch immer jedoch ist die Industrie einzelner Orte bedeutend und in manchen in schöner Entwicklung begriffen. Schumla ist auch heute noch berühmt als Sitz der Fabrikation gelber und rother Pantoffeln, eines in der Türkei höchst wichtigen Industriezweiges; auch verfertigt man dort schöne und gut verzinnte Kupferwaaren. Seine zahlreichen Läden mit fertigen Schneiderarbeiten sind namentlich ihrer Frauenarbeiten wegen berühmt. Diese verrathen in dem reich ausgenähten Schnurwerk feinen Sinn für geschmackvolle Ornamentik.

Die Stadt Illiena, nahe bei Trnowa im Balkan, besitzt große Leinen- und Tuchfabriken. Hier wird das bulgarische Abatuch fabrizirt, welches auf den größten Messen der Türkei viel begehrt wird. Der Hauptsitz der Seidenzucht ist in Trnowa, der altbulgarischen Residenz der Asaniden. Die bulgarischen Grains (Eier), später mit persischen und kleinasiatischen gemengt, werden von Lombarden und Venetianern mit sehr hohen Preisen bezahlt. Wie in der bulgarischen Landwirthschaft fehlt es auch bei all' den genannten Industriezweigen an jeder staatlichen Anregung, an den rationellen Vorrichtungen, Maschinen ꝛc. und vor Allem an den Schulen und verschiedenen Anstalten, welchen wir die hohe Stufe unserer Industrie und Gewerbe verdanken.

Der Hauptsitz der bulgarischen Intelligenz ist das in einem schwer zugängigen Thale des Balkans gelegene Kazan (Kotel, Kessel). Rußland ließ dort 1834 eine Kirche erbauen, die mit dem Doppeladler geschmückt ist. Aus der Schule gehen Lehrer für ganz Bulgarien hervor, und von Kazan aus erfolgt auch die Vertheilung der von Kiew kommenden Bibeln, Bücher, Flugschriften und Bilder der Heiligen und des Zaren, denen man zerstreut bis in die entferntesten Hütten des Balkan begegnet.

Die Volkserziehung hat in den letzten Jahrzehnten nur sehr geringe Fortschritte gemacht. Fast ohne Schule und Kirche, ist die Masse abergläubig und unwissend. Hierzu kommt ein von den Türken herüber genommenes Stück Fatalismus. Man pilgert nach den in Engpässen versteckt liegenden Klöstern, nach Sveti Nikolja bei Trnowa, um dort Abhilfe gegen allerlei Krankheiten zu erbitten, oder besucht die Quelle auf dem Vidovskaberge bei Kurschumlje, deren Wasser in einem 20 Schritt breiten Felsbecken liegt und am St. Veitstage von dem Popen eingesegnet wird. Wer sich mit demselben wäscht, bleibt das ganze Jahr von Krankheit verschont. Man pflanzt auch drei spitze Spulen auf das Grab, damit der Böse sich nicht auf dasselbe niederlassen könne.

Der Ueberfluß an rohen ungebildeten Mönchen ist für Bulgarien von noch größerem Nachtheile als für Serbien, da er doch nicht wie in letzterem durch Volksschulen einigermaßen paralysirt wird. Auch sind die bulgarischen Klöster viel stärker bevölkert als die serbischen.

Auf den Berghöhen des Balkan, wo sehr viele Klöster stehen, zählt Sveta Troika, das Dreieinigkeitskloster, an der Yantra 40 bis 50 Mönche. In der Bergschlucht Kalifer ist ein Nonnenkloster für 50 Frauen; eines für 20 ließ Rußland bei Kasanlik anlegen. Das Rilokloster, berühmt durch seine schöne Architektur, zählt 150 Insassen. Die Zahl der Mönche und Nonnen, welche bewußt und unbewußt auf die abergläubige, entsittlichende Richtung des Bulgarenvolkes hinarbeiten, ist leider Legion.

Das Eindringen nach Bulgarien ist in letzterer Zeit sehr erleichtert worden. Man geht entweder mit dem Dampfer die Donau abwärts bis Widin und dann über Belgraidschik ins Innere, oder dringt von Belgrad aus durch Serbien längs der Morawa vor. Diesen Weg schlug der k. k. Consul J. G. von Hahn auf seiner Reise von Belgrad nach Salonik ein.

Kein Land hat so wohl verwahrte Grenzen wie Serbien, denn längs des ganzen trocknen Theils derselben hat Fürst Miloschi einen hölzernen Zaun gezogen, welcher auf Serbisch Plot heißt und sorgfältig unterhalten wird. Das Thor dieses Grenzzaunes, das nach Konstantinopel führt, steht zwei kleine Stunden von der Kreishauptstadt Alexinatz entfernt. Tritt man durch dasselbe auf die bulgarische Seite hinaus, dann liegt die dardanische Hochebene vor dem Reisenden ausgebreitet. Gegen Südosten erhebt sich ein Kranz vielgestalter Bergformen, welche die Busenebene von Nisch einfassen, und aus deren Mitte der weiße Felskegel der Stara Planina so steil herausragt, daß dessen Ersteigung von dieser Seite, wenn nicht unmöglich, so doch ungemein schwierig erscheint.

Die Ebene ist sehr fruchtbar, aber schlecht bebaut, — eine Erscheinung, welche in der Umgebung der türkischen Hauptstädte die Regel bildet.

Nisch liegt fast am Ostende der Ebene und wird von der Nischawa durchflossen, welche die Stadt von der nur wenig höher gelegenen Festung trennt. Eine gut gebaute Holzbrücke führt über den Fluß. Die Festungsmauern mit der von zahlreichen Minarets überragten Häusermasse, welche von mehreren Vorstädten umgeben ist, bieten von den benachbarten Höhen einen recht stattlichen Anblick, welchem jedoch das Innere keineswegs entspricht.

Den türkischen Städten geht es wie den Theaterdecorationen; sie wollen aus einer gewissen Entfernung betrachtet sein. Winkelige Straßen, schlechtes Pflaster und vernachlässigte Hausfronten hat die Stadt mit ihren Schwestern gemein, doch deutet der ausgedehnte mit Brettern bedeckte Bazar auf blühenden Verkehr und die Stadt ist im raschen Zunehmen, das beweisen die zahlreichen Neubauten. Die Zahl der Häuser wird auf 1000 mohammedanische und 1500 christliche angegeben, was auf eine Bevölkerung von 12 bis 13,000 Seelen schließen läßt.

Die Hauptausfuhr der Stadt besteht aus Wolle und Leder; eine geringe Anzahl Schweine wird von Serben gekauft; wenig Ochsen gehen nach Süden. Das Getreide wird, in Ermanglung eines lohnenden Absatzweges, in Nisch selbst verzehrt. Der Haupteinfuhrverkehr ist mit Wien, Pesth und Belgrad; die Verbindung mit Salonik ist nur gering.

Nisch ist die Hauptstadt des Paschaliks oder Ejalets gleichen Namens. Etwa eine Viertelstunde von dem nördlichen Ende der Festung erhebt sich ein Hügelrücken aus der Ebene, der an 200 Fuß hoch und an seinem Südabhange mit Weinbergen bestanden ist. Er führt den bezeichnenden Namen Woinik, Kriegsberg, denn hier hatte die türkische Armee, nachdem sie in verschiedenen Schlachten von Belgrad das Morawathal aufwärts gedrängt worden war, 40,000 Mann stark ein befestigtes Lager bezogen, als der Markgraf Ludwig von Baden am 23. September 1689 sie mit nur 17,000 Mann angriff und vernichtete. Das feindliche Lager und die Festung Nisch mit großen Kriegsvorräthen waren der Preis dieses Sieges, doch mußte der Platz nach 24tägiger tapferer Vertheidigung, als alle Hoffnung auf Entsatz verschwunden war, am 9. September 1690 wieder an die Türken übergeben werden.

In dieser Nachbarschaft liegen auch Redouten, welche die Serben gegen Nisch im Jahre 1809 errichtet hatten, und in denen sich Stephan Singelitsch mit den stürmenden Türken in die Luft sprengte. Aus den Schädeln der dort gefallenen Serben wurde an der Straße nach Konstantinopel eine schauerliche Siegestrophäe, der Schädelthurm, aufgemauert; der aber jetzt im Verfall begriffen ist.

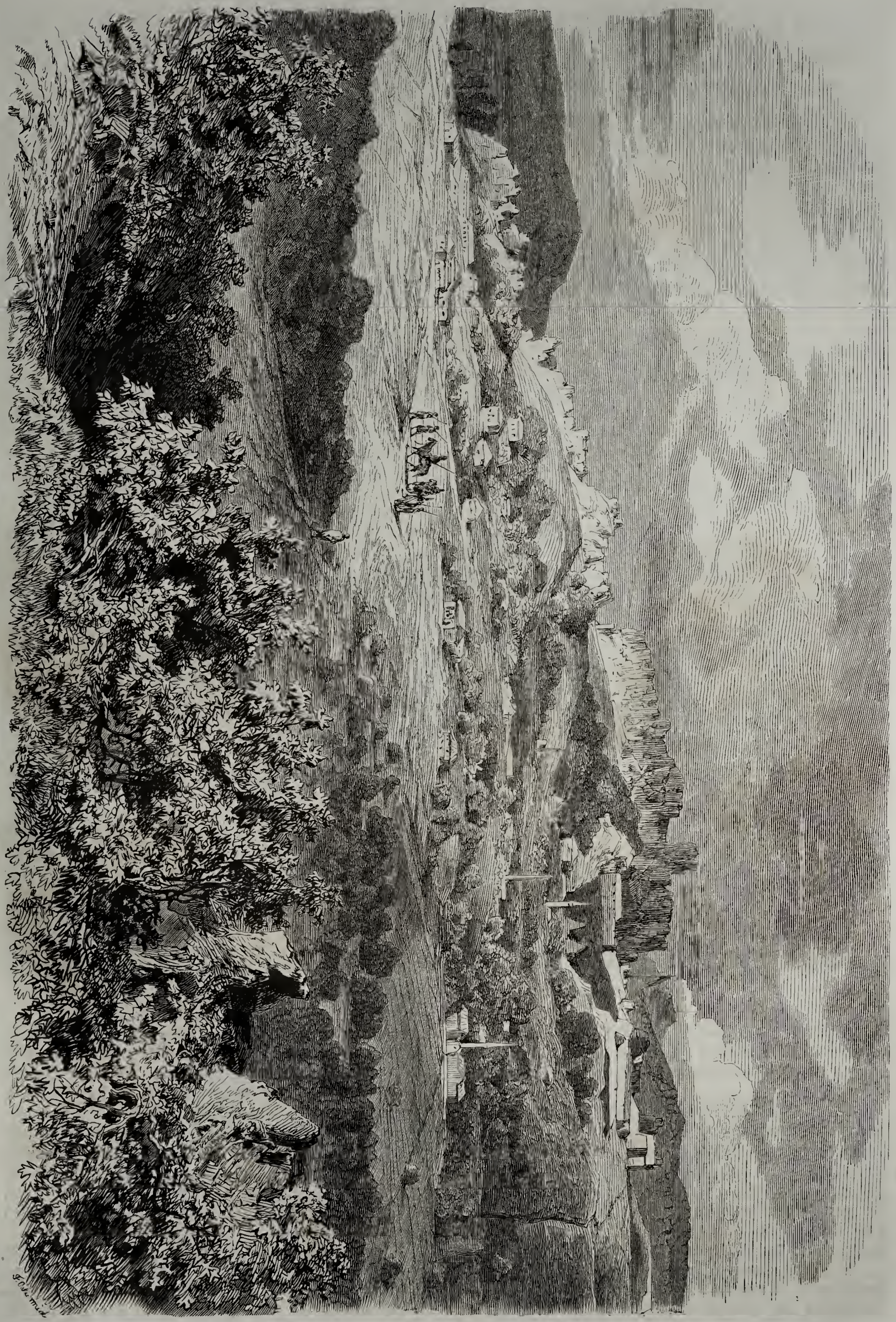
Nisch hat vielleicht eine große Zukunft, da es von der Natur selbst als Gabelpunkt der von Belgrad nach Konstantinopel und nach Salonik führenden Eisenbahnen vorgezeichnet ist.

In welcher Periode auch der Reisende nach Bulgarien komme, immer wird er in den großen Städten vor den Serais der Paschas zahlreichen Bauerndeputationen begegnen, die in demüthigster Weise sich geberden. Auf den Knieen — es ist dies buchstäblich zu nehmen — bittet die Rajah um die Abstellung allzu drückender Lasten, welche ihr von den armenischen und griechischen Pächtern des Regierungszehents auferlegt werden. Oft führen sie Klage über die ungerechten Ansprüche ihrer türkischen Grundherren, in letzterer Zeit aber am meisten über die Bedrückungen des griechischen Clerus.

Sowohl Boué (1838), als Blanqui (1841), Hahn und Zach (1859) wissen von den Mitleid erregenden Scenen zu erzählen, deren Zeugen sie gewesen waren. Als Kanitz 1860 nach Bulgarien kam, befand sich die ganze christliche Bevölkerung von der Nischawa bis zum Balkan in der höchsten Aufregung. Tausende von Bauern zogen mit ihren Bittschriften dem Großvezier entgegen, der gekommen war, um ihren Beschwerden abzuhelfen, und heiße Segenswünsche sandten die armen Bauern nach Zarigrad (Konstantinopel), denn Erlösung von allem Uebel, eine neue glückliche Zukunft, schien für sie angebrochen zu sein. Aber auch diese Sendung brachte ihnen keine Erleichterung, und die Plagen sind die alten geblieben. Der „Report of Consuls on the Condition of the Christians in Turkey“ enthält darüber die beste Auskunft; er ist wahrheitsgetreu und bietet ein abschreckendes Bild der türkischen Herrschaft in Bulgarien. Consul Longworth berichtet: Der gewaltsame Raub christlicher Mädchen durch Mohammedaner ist ein Mißbrauch, der laut um Abhilfe schreit. Abbott erzählt: Es herrscht die Sitte, einen moslim'schen jungen Mann, der ein christliches Mädchen entführt und dieses zu seinem Glauben bekehrt, von der Militäreonseription zu befreien. Da dieses als ein für seine Religion verdienstlicher Akt angesehen wird, so berechtigt ihn derselbe zur Belohnung der Befreiung vom Militärdienste. Man sieht, wie die Regierung selbst eine Prämie für den Raub christlicher Mädchen gewährt.

In Bezug auf andere Sachen steht es nicht besser. In dem berühmten Hatti-Humaium von 1856 verkündete der Sultan: „Alle Handelspolizei- und Kriminalklagen zwischen Muselmannen und Christen oder anderen nicht-mohammedanischen Unterthanen, oder zwischen Christen oder anderen Nicht-Mohammedanern von verschiedenen Secten sollen gemischten Tribunalen vorgelegt werden. Die Verhandlungen dieser Gerichte sollen öffentlich sein; die Parteien sollen confrontirt werden und ihre Zeugen vorführen, deren Zeugnisse aber ohne Unterschied angenommen werden, auf einen Eid nach den religiösen Vorschriften jeder Sekte.“ Alles das sind schöne Worte geblieben, denn in dem erwähnten Consulatsberichte heißt es: „Das christliche Zeugniß in Prozessen zwischen einem Muselmann und einem Nichtmoslim wird in den Ortsgerichten nicht zugelassen.“ — „Das christliche Zeugniß wird in den Medschlis gelegentlich angenommen, aber in der Regel direkt

Der Paß von Belgradschik in Bulgarien. (Originalzeichnung von F. Kanitz.)



Festung Belgradschik in Bulgarien. (Originalzeichnung von J. Benig.)

oder indirekt mit Berufung auf die Mehkemeh verworfen. In diesem Bewußtsein kommen die Christen in der Regel versehen mit moslimischen Zeugen. Die Fälle, in welchen das moslimsche Zeugniß zurückgewiesen wurde, sind zahlreich."

Die großen Mängel des türkischen Regiments allein treffen jedoch größtentheils nur die materiellen Verhältnisse der Rajah. Vereint mit dem fluchwürdigen Gebahren der griechischen Geistlichkeit und dieses stützend, wirkt es aber auch vernichtend auf die moralische und intellectuelle Entwicklung der Bulgaren.

Mit der an Armuth grenzenden Besitzlosigkeit und schlichten Einfachheit türkischer Imams (Geistlichen) kontrastirt nichts so grell, als der Reichthum und die überhaben scheinen, gehen die geistlichen Kaufleute hervor, welche um die vacant werdenden bischöflichen Pachtsitze Bulgariens feilschen. Nicht höhere Intelligenz, größere Frömmigkeit, oder sonstige Zier und Eigenschaft, die wir bei hohen Kirchenhirten gewöhnlich suchen, nicht gereiftes Alter oder hervorragende, der Kirche geleistete Dienste sind bei Vergebung der bulgarischen Bischofsstühle maßgebend, nein — sie werden einfach den Meistbietenden vom Sultan zugeschlagen.

Tausend Ducaten betrug Anfangs die Ernennungstaxe für den neugewählten Patriarchen. Simeon, ein Mönch, bezahlte zuerst dieselbe, indem er zugleich auf jede Dotation aus dem Staatsschatze Verzicht leistete. Schon im nächsten Jahre wurde sie auf das Zweifache erhöht. Bald

Schädelthurm bei Nisch. (Originalzeichnung von F. Kanitz.)

große Prunkliebe der bulgarischen Bischöfe. Kaum gelingt es den türkischen Paschas den Pomp, welchen die Kirchenfürsten der Rajah entwickeln, zu erreichen, selten ihn zu überstrahlen.

Welches sind die Dotationen, die Kirchengüter und Fonds, aus welchen der hohe Clerus Bulgariens ein so reiches Einkommen bezieht? So fragt der Uneingeweihte. Vergebens späht und sucht er nach solchen. Denn es gibt nur eine einzige nie versiechende Einnahmequelle für die griechisch-bulgarischen Bischöfe; doch fließt sie weder aus Dotirungen, noch Gütern oder Stiftungen — diese Domäne ist: das arme bulgarische Volk.

Aus dem „Fanar", dem griechischen Stadttheile Konstantinopels, in dem sich die faulen Reste corrupten Byzantinerthums mit asiatisch-türkischem Wesen vermählt zu

darauf begann die Pforte die höchste geistliche Würde der orientalischen Christenheit beinahe alle zwei Jahre aufs neue auszubieten und zu verleihen. Mit den Jahren steigerte sich auch der Kaufpreis. Ursprünglich 1000, betrug derselbe 1573 schon 6000 Ducaten, und gegenwärtig hat derselbe die 25fache Höhe erreicht. Beinahe einer gleich großen Summe bedarf es aber zur Bestechung der einflußreichen Pfortenbeamten. Trotzdem finden sich stets mehrere Concurrenten für die fette Pfründe ein, die mit Bakschischen nicht geizen, um sich die Bestätigung der hohen Würde zu sichern.

Die Erschwingung so ungeheurer Summen wurde bald nur noch den Geistlichen aus den reichen fanariotischen Familien Konstantinopels möglich. Diese betrachteten die Concurrenz um das Patriarchat als ein Geld-

geschäft, als eine Quelle der Bereicherung für sich und ihre Familien. Der Candidat für die Patriarchenwürde borgt von einzelnen Familienmitgliedern und Geldverleihern Theilbeträge des Pachtpreises zu hohen Zinsen und sichert deren Zurückzahlung durch den Verkauf der Bischofssitze; 4000 Ducaten beträgt durchschnittlich der Kaufpreis. Diese Summe erscheint nicht zu hoch gegriffen, wenn man bedenkt, daß viele Sprengel des armen Bulgarenlandes, z. B. der von Samakow, durch Erpressungen aller Art 200,000 Piaster jährlicher Einkünfte bringen.

Die schnöden Bedingungen, an welche die Erlangung des Patriarchenstuhls und der Bischofssitze in den Provinzen der europäischen Türkei geknüpft wurde, sicherten dem Fanar Konstantinopels beinahe deren ausschließliches Monopol. Unter den zahlreichen Bischöfen Bulgariens zählt man kaum einzelne von bulgarischer Nationalität. Die griechischen Bischöfe verpachten wieder ihrerseits, um zu ihrem Kaufgelde zu gelangen, die Popenstellen ihrer Diöcesen. Auch hier wiederholen sich dieselben Mißbräuche, wie in Konstantinopel. Höheres Angebot ist maßgebend bei der Verleihung. Einzelne reiche Popen kaufen deren bis 20, um sie mit Wucherzinsen wieder zu verpachten. So wurde die bulgarische Rajah das Pacht- und Nutznngsgut des hohen griechischen Clerus, — dieser aber ihr böser Genius.

Nicht die religiöse und intellectuelle Veredlung des Volkes, nicht Schutz und Vertretung seiner nationalen Interessen, nur Bereicherung um jeden Preis, bildet das einzige Streben der Geistlichkeit aus dem Fanar, die sich sogar bis zu dem schmutzigen Geschäfte der Steuereinsammler für die Türken erniedrigt hatte.

Der gänzliche Mangel aller Bildung und die große Unwissenheit des bulgarischen Dorfclerus sind bekannt. Kaum ist er nothdürftig des Lesens kundig. Taufen und derlei Acte werden oft noch am Kerbholze, statt in Büchern verzeichnet. Als Priester haben die Popen nur die Sakramente zu verwalten, die Evangelien zu lesen und die Liturgie abzusingen. Sonst treiben sie haus- und landwirthschaftliche Arbeiten, gleich dem geringsten Bauer, von dem sie sich nur durch einige äußere Merkmale, den Vollbart und die Popenmütze, unterscheiden. Der Dorfclerus Bulgariens ist jedoch beinahe immer der slavischen Volkssprache kundig. Inmitten der ländlichen Bevölkerung lebend, entbehrt er auch nicht gänzlich aller Theilnahme für deren Wohl und Wehe.

Die Folgen konnten nicht ausbleiben. Was zu allen Zeiten der eifrigen Propaganda und den Gewaltschritten Roms nicht gelungen war, ein Akt, den selbst Jahrhunderte lange Unterdrückung durch den griechischen Clerus in Bulgarien nicht herbeizuführen vermochte, schien vor wenigen Jahren endlich doch eintreten zu wollen. Die Bulgaren, erbittert durch die alles Maß übersteigenden Ausschreitungen des fanariotischen Clerus, wollten die Oberherrlichkeit des Papstes aus freien Stücken anerkennen.

Das friedfertige, aber tiefentrüstete Bulgarenvolk wurde von einer merkwürdigen Bewegung erfaßt. Es griff zu einem Mittel der Selbsthilfe; es verzweifelte daran, daß ihm von Konstantinopel je geholfen werden könne. Die Bischöfe von Basardschik, Köprüli, Samakow, Sophia, Trnowa, Schumla wurden vertrieben, nationalgesinnte eingeborne Geistliche als deren Stellvertreter provisorisch eingesetzt, die bulgarische Sprache wurde in den Schulen zur Unterrichtssprache erhoben. Einige bulgarische, ihrem Volke treu ergebene Geistliche begnügten sich hiermit nicht. Der Stein war im Rollen. Das Band mit Konstantinopel sollte für alle Zeit gänzlich zerrissen werden. Sie erfaßten den Gedanken einer Union Bulgariens mit der römischen Kirche. Ihr kühnes Beginnen fand großen Anklang. Man schritt in vielen Gemeinden zur Unterzeichnung einer Adresse, in welcher der beabsichtigte Uebertritt zur katholischen Kirche gerechtfertigt wurde. Frankreich und Oesterreich unterstützten diese Bewegung, aber Rußland und England thaten alles Mögliche, um hindernd auf die Leiter einzuwirken. Eine Stockung trat ein, und die faktischen Uebertritte von Bulgaren der orientalisch-orthodoxen Kirche zur römisch-katholischen sind im Ganzen unbedeutend geblieben. Die Zahl der katholischen Bulgaren beträgt etwa 60,000, während 200,000 und 300,000 zum Islam und der Rest zwischen 4 und 5,000,000 sich noch zur griechischen Kirche bekennt. Bei dem Mangel aller statistischen Daten in der Türkei können nur annähernde Zahlen aufgestellt werden.

J. Campbells Expeditionen in Indien zur Abschaffung der Menschenopfer und des Kindermordes.

II.

Als ich im Januar 1847 aus China nach Indien zurück kam, mußte ich einen Aufstand in Golkonda unterdrücken und bald nachher trat ich in meine frühere Stellung ein; Maepherson wurde abgerufen und ging nach Calcutta.

Ich fand die Stämme in Gumser in einer fieberhaften Aufregung. Die Hin- und Hermärsche der englischen Truppen hatten für sie etwas Beunruhigendes, und sie vermutheten, daß die Regierung Böses gegen sie im Schilde führe. Mir kam es darauf an, ihnen zu zeigen, daß sie im Irrthum seien, und vor allen Dingen setzte ich Sam Bissoï wieder in sein Amt ein. Es gereichte mir zu großer Genugthuung, daß während meiner langen Abwesenheit kein Menschenopfer stattgefunden hatte. Unter den Häuptlingen vertheilte ich nun Geschenke in sehr freigebiger Weise, namentlich Stücke groben rothen Tuches, auf welches sie großen Werth legen. Dann veranstaltete ich Berathungen, und sie sagten mir, daß die Abschaffung der Meriahs keine übeln Folgen für sie gehabt habe. Sie waren nur mißvergnügt darüber, daß in Boad, Dscheypur und einigen anderen Nachbarstaaten immer noch Menschenopfer stattfänden, während diese bei ihnen verboten seien. Hoffentlich werde die Regierung auch dort Gehorsam fordern und erzwingen.

Nachdem ich ihnen darüber eine Zusage gegeben, drang ich gleich nachher in Boad ein, wo ein gewisser Schokra Bissoï sich feindselig zeigte. Er hatte 170 Gefangene, welche er dem Kapitän Macpherson abgenommen, in Händen; diese wollte ich wieder haben und zugleich das Vertrauen bei den Khonds wieder herstellen. Diese waren in der Zeit meiner Abwesenheit von eingebornen Beamten schnöde behandelt worden, hatten Repressalien geübt, und nun war ihnen jeder amtliche Besuch verhaßt. Als ich kam, flüchteten sie in die Wälder, und ich fand in manchen Dörfern keine Menschenseele, mit der ich hätte reden können. Während ich mir nun Mühe gab, eine Aussöhnung zwischen der Regierung und den Khonds zu bewirken, erhielt ich Befehl, den Radschah des benachbarten, jenseit des Mahanaddy liegenden Fürstenthums Angul abzusetzen.

Ich zog nach ein paar Wochen mit sechs Compagnien Fußvolk und einer Schwadron unregelmäßiger Reiterei in Boad ein. Ich fand das Land ruhig, obwohl Schokra Bissoï sich alle Mühe gegeben, seine Landsleute zu offenem Widerstand aufzustacheln. Insbesondere versprach er ihnen, daß sie Menschen opfern sollten, und da sie im Besitz der obenerwähnten Gefangenen waren, welche Macpherson unbesonnener Weise ihnen verabfolgt hatte, so war zu befürchten, daß sie beim Ausbruch einer Rebellion Meriahs in Masse abschlachten würden.*) Die Versuchung war stark und das Volk unschlüssig. Ohne die heilsame Furcht, welche der Sirkar (die Regierung) auf jene so lange gedrückten Menschen ausübt, und wenn der Feldzug in Angul nicht rasch und glücklich beendigt wurde, konnte großes Unheil entstehen. Indessen blieben die Aufstachelungen des Rebellen ohne Erfolg, und meine Offiziere hatten während meiner Abwesenheit in Angul wenigstens keine direkten Angriffe zu bestehen. Aber dennoch war die Abschaffung der Menschenopfer gerade in Boad eine sehr kitzliche Sache, an welche die Generalregierung nur mit Zaudern ging. Uebrigens konnten wir uns auf Gumsur berufen, wo die Götter keine Rache ausgeübt hatten, trotzdem die Menschenopfer ausgeblieben waren. Freilich, wäre eine schlechte Ernte eingetreten oder eine Seuche ausgebrochen, dann wäre Alles sehr bedenklich geworden.

Endlich erhielt ich Befehl, im Monat Mai meinen Feldzug zu beginnen, und marschirte in allen Richtungen durch das Land trotz Fieber und Hitze, obwohl das ganze Land ein Feuermeer war, denn die Leute zünden das trockene Gras und alles Gestrüpp an, weil so die Felder für den im Juni fallenden Regen vorgerichtet werden. Luft und Erde brannten, und meine Leute wurden buchstäblich decimirt vom Fieber; alle Tage mußte ich eine Anzahl ins Unterland zurücksenden, ich verlor zwei europäische Offiziere, und manche andere mußten fort, um nicht dem Klima zu erliegen. Aber am Ende war doch das Ansehen der Regierung wieder hergestellt, auch die entfernt wohnenden Stämme fühlten unsere Gewalt, und die Khonds in Gumsur überzeugten sich, daß es mir Ernst war, mein Wort einzulösen. Von den 172 (durch Macpherson wieder ausgelieferten Meriahs) waren schon drei geopfert worden, um den Sieg an die Fahne der Khonds von Boad zu bannen; aber alle anderen wurden mir ausgeliefert, und im Ganzen rettete ich 235 Unglückliche, welche dazu bestimmt gewesen waren, früher oder später unter dem Messer der Priester zu bluten.

Hier muß ich hervorheben, daß die bei Weitem überwiegende Mehrzahl der Meriahs sich dabei vollkommen gleichgiltig zeigte; es war ihnen durchaus einerlei, daß wir sie befreiten, und viele hatten einen Widerwillen, mit uns ins Unterland hinab zu gehen. Nach Verlauf einiger Zeit begriffen sie aber doch, daß wir es gut mit ihnen meinten.

Der nächste Feldzug, im November 1849, war gegen Tschinna Kimedy gerichtet, dessen Gebirgsdistrikte an Boad und Gumsur grenzen. Hier wurden nicht bloß der Erdgöttin Menschen geopfert, sondern auch dem Schlachtengotte Maneck Soro, dem großen Gotte Baro Penno und dem Sonnengotte Saro Penn. In diesem Land erwartete ich eine schwere Arbeit und traf demgemäß meine Vorkehrungen; doch wollte ich von meinen sehr umfassenden Vollmachten nur im äußersten Falle Gebrauch machen. In jenes Gebirgsland war noch nie ein Europäer gekommen; kein Pfad in den Wäldern war uns bekannt, und hier hätte ein Krieg schon des Klimas wegen eine entsetzliche Menge Menschen hinweggerafft. Eben deßhalb lag mir daran, ihn zu vermeiden, ich mußte aber mit der größten Vorsicht zu Werke gehen. Ich bemühte mich, das Vertrauen der angesehensten Radschas zu gewinnen, sprach rund und offen meine Meinung aus, setzte die wohlwollenden Absichten der Regierung auseinander und erklärte, daß sie weiter nichts verlange, als die Abschaffung der Menschenopfer. Massen von Menschen umschwärmten unser Lager, kamen aber nicht in dasselbe. Man verbreitete, daß ich gekommen sei, um die Meriahs zu holen und sie selber zu opfern, damit die Götter einen in der Nähe meiner Wohnung ausgetrockneten See wieder mit Wasser füllen möchten. Doch verlor sich dieser Wahn bald, und meine Leute hielten strenge Mannszucht. Nun konnten auch die Unterhandlungen beginnen, und nach einiger Zeit bewilligte man mir die Auslieferung von 206 Meriahs, gab auch das feierliche Versprechen, bei ferneren Opfern lediglich Thiere abzuschlachten. Auch mein Stellvertreter, Hauptmann Macvicear, der in einer andern Gegend von Boad operirte, hatte guten Erfolg, und wir Beiden haben nicht weniger als 307 Meriahs dem Opfertod entrissen, darunter 20 Kinder, welche wir den Missionären in Berhampur und Kattack übergaben. Die Verheirateten brachten wir als Ackerleute in einem Dorfe unter, die ledigen jungen Männer wurden zu Handwerkern gethan, und eine Anzahl stellte ich bei meiner unregelmäßigen Reiterei ein. Die heiratsfähigen Mädchen erhielten bald Männer, denn die Regierung gab ihnen eine Ausstattung; auch wurde in Suradah ein Asyl gegründet, in welchem Mädchen, Frauen und Kinder ein Unterkommen fanden; sie lebten dort unter der Aufsicht würdiger Matronen.

Im Jahr 1850 mußte ich Indien verlassen und nach dem Vorgebirge der Guten Hoffnung gehen, um meine Gesundheit wieder herzustellen. Inzwischen versahen die Kapitäne Macvicear und Frye mein Amt bei den Khonds und wirkten mit gutem Erfolg.

Kapitän Frye berichtet manche interessante Vorgänge, unter Anderm auch den nachstehenden. Als er einst erfuhr,

*) In dem früher erwähnten Buche Orlichs, S. 250, ist die Abschaffung der Menschenopfer in Gumsur ganz falsch dargestellt worden, wie denn, beiläufig bemerkt, das Werk in vielen Fällen eine sehr unkritische Zusammenstellung von Notizen allerlei Art, aus guten und schlechten Quellen darbietet. So werden die unbestrittenen und nachweisbaren Verdienste Campbells auf Rechnung des unfähigen Macpherson geschrieben und die Sachen ganz verkehrt dargestellt. So heißt es z. B.: „Auf die fanatische Minderzahl übte besonders ein schlauer Intriguant, Sam Bissye, großen Einfluß, der als erbitterter Feind des edlen Macpherson den Khonds vorhielt, daß die Regierung selbst die Menschenopfer gestatte, und daß sie überdies Steuern aufzulegen beabsichtige. Aber auch diesen Gegner wußte Macpherson zu stürzen und so konnte er 1844 berichten, daß in Gumsur die Opfer gänzlich aufgehört hätten.“ Weiterhin folgen noch manche andere falsche Angaben. A.

daß ein schönes 16jähriges Mädchen geopfert werden sollte, ritt er sofort mit einem nur schwachen Gefolge nach dem Dorfe und kam eben noch zu rechter Zeit, denn das Meriah war schon in den Händen des Priesters. Frye verlangte, daß ihm das Mädchen überantwortet würde, aber die in hohem Grad aufgeregten Khonds zauderten. Da nahm Frye das Meriah und ritt mit demselben spornstreichs nach seinem Lager zurück. Darüber geriethen die Khonds in die höchste Wuth; sie wollten nun einmal ein Opfer haben. Da stand der Priester, ein alter Mann, der zu nichts mehr nütze war; sie packten ihn, banden ihn an den Pfahl und er wurde abgeschlachtet. Dieser Mord ist übrigens hinterher bestraft worden.

Kapitän Macviccar bemerkt, daß durch die Abschaffung der Menschenopfer in den religiösen Anschauungen der Khonds durchaus nichts verändert worden ist. Die Hauptgöttin, welche unter verschiedenen symbolischen Formen und Namen verehrt wird, ist im Wesen ganz die schreckliche Durga der Hindus; man besänftigt ihren Zorn nur durch Blut, und sie nimmt nur widerwillig und gezwungen jenes von Thieren statt des Blutes von Menschen an. Die Menschenopfer verschwinden nur, wenn sie in allen Provinzen gleichmäßig abgeschafft werden, weil sonst die ächten frommen, die eifrigen und wahren Gläubigen Wallfahrten auch bis in weite Ferne machen, um sich Fleischstückchen zu holen und dieselben auf ihrer Gemeindeflur einzugraben. Nun waren in der Landschaft Tschinna Kimedy die Meriahs allerdings beseitigt worden, aber in dem benachbarten Dscheypur (Jeypore) dauerten sie fort. Es kam darauf an, hier mit Nachdruck einzugreifen.

Unsere Züge nach jenem Lande begannen am 17. Dez. 1851, und wir setzten sie drei Jahre hintereinander fort. Sie waren gefährlich und beschwerlich genug. Wir hatten zu kämpfen mit Blattern, Fieber und anderen Krankheiten, mit dem hartnäckigen Fanatismus der Menschen und mit dem Argwohn der Radschas, welche hinter unseren menschenfreundlichen Absichten politische Zwecke versteckt glaubten. Ein Europäer kann sich schwerlich vorstellen, welche Geduld und beharrliche Ausdauer erforderlich ist, um bei solchen Barbaren ans Ziel zu kommen; vor allen Dingen muß man nur im alleräußersten Nothfalle Waffengewalt anwenden, und ich war glücklicherweise nur ein einziges Mal, im Januar 1852, dazu gezwungen. Wir befanden uns damals im Bezirke Godairy, wo sechs Dorfschaften seit langer Zeit untereinander sich befehdet, jetzt aber gemeinschaftliche Sache gegen uns gemacht hatten. Sie meinten, wir seien lediglich gekommen, um Vergeltung zu üben wegen dreier Mordthaten, bei denen sie alle mehr oder weniger betheiligt waren. Drei Boten des höchsten Bezirksbeamten waren nämlich in die Dörfer gekommen unter dem Vorwande, wegen der Meriahs Nachforschungen anzustellen, und hatten sich arge Erpressungen zu Schulden kommen lassen. Das Volk hatte sie erschlagen, blieb jetzt für alle meine Ermahnungen unzugänglich und hörte nicht auf meine Befehle. Elf Tage lang mußte ich unter freiem Himmel in Reisfeldern campiren, die mehrmals unter Wasser gesetzt wurden. Die wilden und ergrimmten Bergbewohner sahen, daß mein Detachement sehr schwach war, und wir wurden unter heftigem Geschrei von etwa 300 Kriegern angegriffen, während ein paar 100 andere Männer sie aufmunterten und ihnen Beifall zuriefen. Wir aber machten einen Ausfall und schlugen die Khonds mit großem Verluste zurück. Am andern Tag erschienen Bevollmächtigte aus den sechs Dörfern, bald nachher kamen auch die übrigen Männer, und Alle leisteten den Eid, daß sie niemals wieder Menschen opfern und uns 37 in ihren Händen befindliche Meriahs ausliefern wollten. Ich belehnte dann den angesehensten Dorfhäuptling mit dem Sari, Turban; dieses ist ein Zeichen einer von der Regierung anerkannten und bestätigten Amtswürde.

Dieser Sieg verschaffte mir im Lande großes Ansehen. Nur allein das Dorf Bandari blieb noch widerspänstig und wollte mir seine fünf Meriahs nicht ausliefern. Ich rückte dorthin vor, fand aber das Dorf ganz menschenleer; Alles war geflohen und hatte guten Grund dazu. An dem mit Blut besudelten heiligen Pfahle hing an den langen Haaren der Kopf eines jüngst hingeschlachteten Menschen. Dieser erschütternde Anblick reizte meine Leute zur Wuth; sie wollten den Flüchtigen nachsetzen bis in die tiefsten Schluchten des Gebirges. Ich war dagegen, weil wir nur noch wenige Lebensmittel und schon viele Fieberkranke hatten. Ich ließ, obwohl ungern, das ganze Dorf niederbrennen und die acht heiligen Pfähle niederhauen. Einer derselben und ein Opfermesser befinden sich jetzt, als Bestandtheile der indischen Sammlung, im Krystallpalaste zu Sydenham.

In meinen Tagebüchern aus jener Zeit finde ich eine bemerkenswerthe Thatsache aufgezeichnet. Vier Khonds hatten einen Liebesbund mit vier Meriahmädchen geschlossen und mit denselben in meinem Lager eine Zuflucht gefunden; sie verließen Heimat und Familie, um diese Frauen dem Opfertode zu entreißen. Auch zwei Khondfrauen aus dem Dorfe Bandari waren mit zwei jungen, zum Opfer bestimmten Männern entflohen. Im Ganzen entflohen aber doch nur wenige Meriahs. Sie sind nämlich in dem Wahne befangen, daß ein für das Opfer bestimmter Mensch, der als Meriah gehalten und ernährt worden ist, sich gegen das ihm zugedachte Schicksal nicht auflehnen dürfe. Dieses Vorurtheil ist bei diesen fatalistischen Leuten so tief gewurzelt, daß selbst der Trieb zur Selbsterhaltung und die Mutterliebe dadurch erstickt werden. In dieser Beziehung ist das Folgende durchaus charakteristisch.

Im Jahr 1852 brachte ich aus dem Bezirk Raiabidschi eine Anzahl Meriahs mit nach meinem Lager; unter denselben war auch eine Mutter mit drei Kindern. Die Frau war unter den Khonds so fanatisch geworden, daß sie nur mit großem Widerstreben mir in das Unterland folgte. Seit langer Zeit war sie mit dem Gedanken vertraut, daß sie mit ihren Kindern bei einem großen Feste geopfert werden solle, und dieser Gedanke machte sie förmlich stolz, sie hatte Freude daran. Ohnehin würde sie ja die Gunst der Götter gewonnen haben, ihr Schicksal in jener Welt wäre ein bevorzugtes gewesen, nicht wie jenes der große Masse gewöhnlicher Menschen!

Als diese Frau längere Zeit in meinem Lager gelebt hatte, verschwand allmälig dieser verderbliche Wahn. Ich sah, daß sie Vertrauen zu mir gewann. Eines Morgens kam sie weinend zu mir und offenbarte mir ein Geheimniß, das sie bisher streng bewahrt hatte. Ihr viertes Kind, ein Knabe von sechs Jahren, war auch zum Meriah bestimmt, verborgen gehalten und mir nicht ausgeliefert worden. Er sollte der Erdgöttin geopfert werden, sobald diese ein Zeichen gegeben habe, daß und wann das Opfer ihr angenehm sein werde. Hullu Mai, so hieß die Frau, bat mich inbrünstig, eine Abtheilung meiner Leute nach Raiabidschi zu senden, um ihr Kind zu holen. Aber die Jahreszeit war schon weit vorgerückt, und ich wollte ein feindliches Zusammentreffen in einem Lande vermeiden, in welchem wir kaum angefangen hatten, unsere Autorität geltend zu machen. Der betrübten Mutter konnte ich nur versprechen, daß im nächsten Jahre so früh als irgend möglich ein Zug

unternommen werden solle; hoffentlich sei es dann für die Rettung ihres Kindes noch nicht zu spät.

Damit war die arme Frau aber weder beruhigt noch getröstet. Eben damals war die Regenzeit eingetreten und das Wasser strömte aus den Wolken herab. Zu meiner nicht geringen Ueberraschung meldeten mir die Vorsteher des Asyls zu Suradah, wo ich die Frau untergebracht hatte, daß sie verschwunden sei, jedoch ihre Kinder zurückgelassen habe. Ich ahnte, weßhalb sie heimlich abgezogen sei und mußte sie gewähren lassen. Woche nach Woche verstrich, ohne daß wir etwas von ihr erfuhren, und ich glaubte nun, sie sei völlig verschwunden. Da, am 40. Tage nach ihrer Flucht, trat sie in mein Zimmer und hatte ihren Knaben an der Hand! Nun erfuhr ich ihre Abenteuer und was sie Alles gewagt, um ihr Kind zu retten. Sie habe, so erzählte sie mir, nicht mehr essen können, und kein Schlaf sei in ihre Augen gekommen; eine unbeschreibliche Angst habe sie gepackt und dann sei ihr der feste Entschluß gekommen, ihren Knaben um jeden Preis zu retten. So entfernte sie sich bei nächtlicher Weile aus Suradah und schlich ins Gebirge, durch die Wälder, in denen Schlangen krochen und Tiger brüllten. Auf dem Gebiete der uns befreundeten Stämme durfte sie von Niemanden bemerkt werden, denn sie wäre als flüchtige Meriah festgenommen und uns ausgeliefert worden; andrerseits drohte ihr ein gleiches Schicksal, wenn sie in die Hände der uns abgeneigten Stämme fiel; man hätte sie dann ihren früheren Besitzern überliefert. Das arme Geschöpf konnte also nur bei Nacht reisen, und Gott weiß, was eine nächtliche Wanderung in einer indischen Regenzeit bedeutet, wo die Bäche ausgetreten sind und das Geheul der wilden Thiere mit dem Heulen des Sturms sich mischt! Aber die muthige Frau, in welcher die Mutterliebe einmal mit Gewalt wach geworden war, kannte keine Furcht. Bei Tage hielt sie sich in den Wäldern verborgen und ging erst weiter, wenn die Dorfbewohner schliefen; dann sammelte sie Wurzeln und Früchte, die sich eben darboten, denn das bischen Reis, welches sie aus dem Asyl hatte mitnehmen können, reichte nicht weit.

Endlich kam sie in die Nähe des Ortes, wo sie als Meriah gewohnt hatte. Mehrere Tag lang spähete sie in der Gegend umher und lag auf der Lauer, aber hinein wagen durfte sie sich noch nicht. Indessen bot sich eine günstige Gelegenheit dar. Während der Regenzeit gehen dann und wann die Dorfbewohner in Masse auf das Feld, um auf ihren Reisäckern zu arbeiten, und das geschah auch jetzt. Die Mutter benutzte den rechten Augenblick, gelangte zu ihrem Kinde und schlug sich abermals in die Wälder. Nach fünf oder sechs Nachtmärschen war sie im Gebiete der uns befreundeten Stämme und nun war sie gerettet. Sie stellte sich einem Dorfhäuptling und bat, zu mir geführt zu werden. Der Leser kann sich denken, wie hocherfreut ich war. Aber die Arme war durch Angst und Hunger zu einem Gerippe abgemagert, erholte sich jedoch bald; die Regierung hat ihr und ihren Kindern ein Unterkommen verschafft. Mir war es, abgesehen von allem Andern, auch von Interesse, zu verfolgen, in welcher Weise die völlige Umwandlung in den Ansichten und Gemüthszuständen dieser Frau vor sich gegangen war. Vor etwa vier Monaten war sie in hohem Grade stolz darauf gewesen, daß doch wenigstens eins ihrer Kinder den Ruhm und die Ehre haben werde, am Götterpfahle zu sterben; bald nachher wagte sie ihr eigenes Leben, um diesen Knaben zu retten.

Meine Dienstpflicht rief mich nicht selten unter solche Stämme, unter denen der abscheuliche Gebrauch des Kindermordes im Schwange ging. Gewiß spielt auch dabei der Aberglaube eine Rolle; doch ist das Ermorden neugeborner Mädchen sehr häufig auch durch das Elend veranlaßt, in welchem manche Stämme leben. Die Mütter verhalten sich dabei mit einer entsetzlichen Gleichgiltigkeit und reden von der Sache selbst wie von etwas ganz Alltäglichem. „Unsere Männer wollen es so, und wie sollten sie auch eine große Anzahl Kinder ernähren können?“ Manchmal habe ich Männer, die unverheiratet geblieben waren, gefragt: „Weßhalb hast du dir keine Frau genommen?“ Die Antwort lautete: „Frauen sind zu theuer!“ Darauf entgegnete ich, man werde die Frauen wohlfeiler haben können, wenn die neugebornen Mädchen am Leben gelassen würden. Gegen diese Logik war gewiß nichts einzuwenden, sie schlug aber bei den Leuten nicht an, und nur durch feierliche Drohungen und Geschenke bin ich nach und nach dahin gelangt, diesen altconservativen Brauch des Kindermordes zwar nicht völlig auszurotten, sondern abzuschwächen.

Meinen letzten Zug ins Land der Khonds unternahm ich im Jahr 1853. Ich besuchte fast alle Bezirke, in welchen ich früher thätig gewesen war, und überzeugte mich zu meiner großen Freude, daß man fast überall mit den von mir erzwungenen Neuerungen sich befreundet hatte. Niemand trat mehr als offener Vertheidiger des Meriah Pudschah auf, einerlei, ob aus Ueberzeugung oder aus passivem Gehorsam. Da und dort fragte mich freilich ein Dorfältester: „Wie können wir uns bei unseren Göttern entschuldigen?“ Ich redete mit ihnen darüber sehr unbefangen, und einer fand ein praktisches Auskunftsmittel; er betete nämlich: „Schütte deinen Zorn nicht auf uns aus, Göttin, weil wir dir nur Blut von Thieren, nicht mehr von Menschen opfern; sondern entlade deinen Zorn auf die europäischen Herren, die besser als wir im Stande sind, denselben auszuhalten. Auf sie fällt die Schuld des Verbrechens, nicht auf uns.“

Einst entlief uns ein junger Meriah; aber weßhalb? Er wolle lieber von seinen Landsleuten als Opfer geschlachtet werden und ihnen Vergnügen machen und Nutzen bringen, als in der Ebene unter Fremden leben, bei denen er ja so viel wie gar nichts gelte! Der Dorfälteste von Raiabidschi lieferte mir den Burschen aus und bemerkte dabei vorwurfsvoll: „Paß in Zukunft besser auf. Er ist ein schöner und kluger Mensch, hat schon alle Vorbereitungsceremonien durchgemacht, und seine Gegenwart würde uns unablässig in Versuchung führen.“ Es ist demnach unrichtig, wenn behauptet wird, daß ein Meriah seinen Opferwerth einbüße, wenn er einmal in den Händen eines Regierungsbeamten gewesen sei. Es ist leider vorgekommen, daß auch solche Meriahs abgeschlachtet wurden.

Meine Erfahrungen umfassen einen Zeitraum von 17 Jahren, 1837 bis 1854. Während desselben haben wir folgende Meriahs gerettet:

	Männer	Frauen	Total
In Gumsur . . .	101	122	223
„ Boad	181	164	345
„ Tschinna Kimedy	313	353	666
„ Dscheypur . .	77	116	193
„ Kalahandy . .	43	34	77
„ Patna	2	—	2
	717	789	1506

Während derselben Zeit haben wir außerdem 1154 Possiah Puhs einregistriren lassen; sie wurden, wie weiter oben bemerkt, an ihre Eigenthümer zurückgegeben, nachdem Gewähr dafür geleistet war, daß sie an ihrem Leben nicht geschädigt würden. In welcher Weise für jene 1506 In-

viduen gesorgt worden ist, ergibt sich aus der nachfolgenden Uebersicht.

	Männer	Frauen	Total
An ihre Familien zurückgegeben oder in der Ebene von guten Leuten adoptirt	194	148	342
An Khonds oder auch im Unterlande verheiratet	—	267	267
Im Dienste des Staates oder bei Privatleuten versorgt	53	22	75
Seit der Befreiung verstorben	69	88	157
Entlaufen	63	14	77
Bei den Missionären in Kattack, Berhampur und Balalora erzogen	116	84	200
Als Ackerbauer untergebracht	195	111	306
Im Asyl von Suradah	27	789	816

In Betreff des Kindermordes ergibt eine Untersuchung aus dem Jahr 1854, daß in 2149 Bauernfamilien, in denen 1848 nur fünf Kinder weiblichen Geschlechts vorhanden waren, jetzt 901 Mädchen am Leben gelassen worden waren.

Seitdem ich Indien verlassen, hat die Regierung in ihren Bemühungen zur völligen Abschaffung der Meriahs nicht nachgelassen, und heute kommen dergleichen Menschenopfer nicht mehr vor. Der Kindermord freilich geht noch immer im Schwang, denn es liegt in der Beschaffenheit der Sache, daß sich manche Fälle der Wahrnehmung entziehen; auch ist dieser abscheuliche Brauch gar zu tief eingewurzelt, als daß man ihn rasch ausrotten könnte.

Ich bin oftmals gefragt worden, wie viele Menschenopfer wohl durchschnittlich im Jahre in der großen Landschaft Khondiwana (oder Khondistan) hingeschlachtet worden seien. Die Antwort muß lauten: Ganz genau können wir die Ziffer nicht wissen. Kapitän Maepherson nahm sie für 1846 auf etwa 500 an und erwähnte namentlich mehrere große Opfer, bei denen z. B. in Bustar an einem einzigen Tage 25 Meriahs ihren Tod fanden. Nach meinen Erfahrungen muß ich annehmen, daß in jener Angabe Uebertreibung liege. Allerdings fanden fast in allen Khondsdistrikten solche Opfer statt, aber sie waren theuer, die Festlichkeiten kosteten viel, und schon aus diesem Grunde hielt man ein gewisses Maß inne. Ich nehme an, daß jede einzelne Mutah, d. h. eine Gruppe von Dörfern, alljährlich ein Sühnopfer darbrachte, daß aber bei außergewöhnlichen Veranlassungen noch ein Uebriges gethan wurde. So geht denn meine Ueberzeugung dahin, daß alljährlich nicht mehr als 50 Meriahs an den heiligen Pfählen hingeschlachtet worden seien.

Zur Charakteristik des niederdeutschen Volkes.

Von Dr. **Ernst Boll** in Neu-Brandenburg.

I.

Besuchte vor einigen Jahrzehnten ein Norddeutscher das mittlere oder südliche Deutschland, so hatte er nicht selten Gelegenheit, auf die wunderlichsten Vorstellungen zu stoßen, die man sich dort von dem Lande und Volke seiner Heimat machte. Verlegte man ersteres auch nicht geradezu an den Nordpol und machte man den Niederdeutschen auch nicht zum unmittelbaren Grenznachbarn des Eskimos oder Lappländers, so ließ man doch gar häufig die Meinung durchblicken, daß ihn jedenfalls kein sehr weiter Zwischenraum von diesen Völkern trenne, und demnach Walfische an unseren Küsten und Eisbären in unseren Wäldern ganz alltägliche Erscheinungen wären. Der durch Herstellung der Eisenbahnen so sehr gesteigerte Reiseverkehr, welcher die deutschen Stämme aus Nord und Süd, aus Ost und West von Tag zu Tag mehr zu amalgamiren strebt, hat nun zwar diesen Irrthum schon so ziemlich beseitigt, dennoch aber zweifle ich, daß der Charakter des niederdeutschen Volkes von den verwandten mittel- und süddeutschen Stämmen schon ganz hinreichend verstanden und richtig gewürdigt werde.

Die Schuld dieses Verhältnisses liegt vorzugsweise daran, daß auf dem Gebiete der nationalen Literatur die niederdeutsche Sprache schon längst fast gänzlich verstummt ist. Schrift- und Umgangssprache in den gebildeten Kreisen des niederdeutschen Volkes ist seit dem Reformationszeitalter die hochdeutsche Sprache geworden, und mit derselben ist ihnen auch so viel von der hochdeutschen Bildung eingeimpft worden, daß sie im Allgemeinen nicht mehr als vollgültige Repräsentanten des niederdeutschen Charakters gelten können. Der großen Masse des Volkes dagegen, welche von dieser Bildung nicht berührt worden ist, und welcher sogar die hochdeutsche Sprache, trotz ihres Gebrauches in Kirchen und Schulen, bis auf den heutigen Tag eine fremde geblieben ist, in deren Verständniß sie nie völlig eindringt, — hat es daher lange an einem Organ des Gedankenaustausches mit den anderen verwandten Stämmen gefehlt. Erst in neuester Zeit sind wieder einige mehr oder minder glückliche Versuche gemacht worden, einen solchen abermals anzubahnen, zu denen auch wir in den nachfolgenden Zeilen unser Scherflein beisteuern wollen.

Längst bekannt ist es, daß einen Grundzug in dem Charakter des Niederdeutschen das Phlegma bildet, demzufolge er schwer in Bewegung kommt; ist dies aber einmal geschehen, so bleibt er auch stetiger und ausdauernder in Thätigkeit, schreckt vor Schwierigkeiten weniger zurück und läßt sich nicht so leicht entmuthigen oder aus der Fassung bringen, wie andere leichter erregbare Leute. Sentimentalität und einen hohen Flug der Phantasie sucht man zwar bei einem solchen Charakter vergebens, sehr wohl aber verträgt sich mit demselben eine ansehnliche Portion von Gemüthlichkeit und ein großer Schatz von Humor. Von dem Vorhandensein dieses letztern in Norddeutschland sind zwar schon mehrfach glänzende Proben gegeben worden, man hat ihn aber mehr für das individuelle Eigenthum derer gehalten, welche diese Proben ablegten, als für einen allgemeinen Besitz des Volkes selbst, dem man unverdienter Weise einen durchaus prosaischen, hausbackenen Sinn zu-

schrieb. Wie sehr aber der humoristische Geist in dem Volke selbst vorhanden ist, zeigen die im Munde desselben lebenden, von Humor übersprudelnden Sprüchwörter und bildlichen Redensarten zur Genüge, und ich erlaube mir daher zum nähern Nachweise wenigstens eine Gruppe derselben dem Leser dieser Zeitschrift vorzuführen. Ich wähle dazu diejenigen, in welchen die Thiere eine Rolle spielen, um zugleich zu zeigen, mit welchem lebhaften Interesse und tiefen Verständnisse ihrer Eigenthümlichkeiten dieselben vom Volke beobachtet worden sind.

Dieses Interesse betraf besonders diejenigen Thiere, mit dem der Mensch häufiger in persönliche, — freundliche oder feindliche — Berührung kommt. Dasselbe spricht sich theils darin aus, daß man von der Gestalt, der Stimme, der Lebensweise dieser Thiere Namen für dieselben entlehnte, welche oft viel bezeichnender und daher besser sind, als diejenigen, welche ihnen jetzt im Hochdeutschen beigelegt werden, wie dies z. B. für Namen wie Quick- oder Wipstârt, Rôdump (der Accent liegt auf der letzten Silbe!), Hupup, Tülüt, Twêlstârt, Rîtworm, Hardworm, Zipp, Schacker ꝛc. nicht in Abrede gestellt werden kann, denn die hochdeutschen Namen dieser Thiere: Bachstelze, Rohrdommel, Wiedehopf, rothfüßiger Wasserläufer, rothe Gabelweihe, Maulwurfsgrille, Blindschleiche, Singdrossel, Wachholderdrossel sind sesquipedalia verba, welche das eigenthümliche Wesen dieser Thiere lange nicht so kurz und gut bezeichnen, wie jene plattdeutschen Namen.

Aber man setzte die Thiere auch mit dem menschlichen Thun und Treiben in unmittelbare Verbindung, und so entstand ein fast unerschöpflicher Reichthum an Sprüchwörtern und Redensarten, in denen die Thiere bald eine Hauptrolle spielen, indem von ihrem Charakter oder ihren Handlungen eine Nutzanwendung auf den Menschen gemacht wird, oder sie dienen in untergeordneter Rolle nur dazu, einen abstrakten Gedanken gleichsam dramatisch in Scene zu setzen und ihn somit in ein sichtbares, oft unendlich komisches Bild zu verwandeln, dessen Hauptessekt gewöhnlich in dem starken Widerspruche zwischen der im Vordersatze ausgesprochenen Behauptung und dem im Nachsatze dazu gegebenen Belege besteht, wie z. B. in dem Dictum: „wat ik kann, dat kann ik, — sede (sagte) Hans Fink, — dar wolde he (er) sine Kô an den Stârt (Schwanz) melken", — oder in Folgendem: „gôd gêt't (geht es), — sede Trien Têd, — dar lêg' se in'n Addelpol (Pfütze)." — Man könnte diese Sprüchwörter als Fabeln bezeichnen, die zu kurzen Sentenzen condensirt sind und deren Wirkung dadurch nur um so schlagender wird. Sie enthalten nicht allein gar manchen Schatz praktischer Lebenserfahrung, sondern es spricht sich in ihnen zugleich auch (um mich E. Höfers Worte zu bedienen) „das tägliche Leben und Treiben des Volkes, sein Denken und Reden, sein Humor und seine unverwüstliche Eulenspiegelei so frisch, so originell und freilich auch oft so derbe aus, wie es anderswo nicht leicht zu finden sein dürfte. Für Damen und für schreckhafte Gemüther eignen sie sich allerdings nicht; das Volk trägt keine Handschuhe." — Wir müssen freilich Verzicht darauf leisten, alle Sprüchwörter, in denen auf die Thierwelt Bezug genommen ist, hier vorzuführen, und geben daher nur eine Auswahl, welche zur Bestätigung des Gesagten dienen wird.

Obenan stehen natürlich die Hausthiere, welche, mit dem Menschen in nächster Berührung lebend, ihm auch die meiste Gelegenheit zu Beobachtungen und Nutzanwendungen dargeboten haben. Sehr zahlreich sind daher auch die der Rinder „breitgestirnte Schaaren" betreffenden Sentenzen.

Der werthvollste Besitz in dem Viehstande des kleinen Landmannes ist die Kuh, die gleich der Frau sogar im Alter noch genutzt werden kann; denn die alte Kuh kann noch geschlachtet werden, und die alte Frau kann noch spinnen. Darauf begründet sich folgendes Frauenlob, wie ein ähnliches in hochdeutscher Zunge wohl noch niemals erklungen ist:

De olde Fruw und de olde Kô,
De sünd noch wartô, —
De olde Mann und 'n oldes Peerd,
De sünd nicks meer weerd!

Als Repräsentantin eines werthvollen Besitzes tritt die Kuh daher auch in dem Sprichworte auf: „wen de Kô tohört, de fat' se an den Stârt", — nämlich um sie herauszuziehen, wenn sie auf der Viehweide in ein Wasserloch gefallen ist; denn wer in Gefahr steht, etwas Werthvolles zu verlieren, muß bei der Rettung desselben auch das meiste Risico übernehmen. Ueberhaupt muß ein solcher Besitz zu allen Zeiten sorgsam gehütet werden, selbst wenn ihm keine offenkundige Gefahr droht. „Wenn 't Frede is (ermahnt daher ein anderes Sprichwort) sall de arme Mann sîne Kô in Acht nemen", denn dann kann er, zumal wenn er sorglos ist, sein Hab und Gut durch Prozesse und rabulistische Ränke beinahe noch leichter verlieren, als durch feindliche Plünderung. Seine einzige Hoffnung bleibt dann nur die, daß seine Gegner sich verneinigen, denn „wenn die Dewe (Diebe) sick schelden, kriggt de arme Mann sîne Kô wedder". — Die Kuh ist aber auch kein besonders kluges Thier. Daher die Vergleiche: „he kikkt dat an, as de Kô dat nige (neue) Door", d. h. mit dummem Erstaunen, ganz verdutzt, gleich der Kuh, die vor ihrem Stalle eine neue Thüre erblickt; ferner: „dar denkt he so vêl up, as de Kô up den Sünndag", — also er denkt gar nicht daran. Aus Dummheit macht sie gern nach, was andere ihr vormachen, denn „wenn êne Kô bißt (d. h. von der Ochsenbremse gestochen, angstvoll mit ausgerecktem Schwanze umherläuft) holden se alle den Stârt in't Ende" (halten sie alle den Schwanz in die Höhe), — ein viel drastischeres Bild, als dem hochdeutschen „ein Narr macht viele" zu Grunde liegt. — Die Härte ihrer Klauen hat Anlaß gegeben, einen im Essen und Trinken unverwüstlichen Magen als „mit Kôpôten utdämmt" (mit Kuhklauen ausgepflastert) zu bezeichnen, — die Größe ihres Maules aber zu dem Tadel ungeschickter Fresser: „he hett 'n Mûl as' ne Kô, und gêt ießt doch wat bitô." — In anderen Sentenzen erscheint, wie in der oben von Hans Fink schon mitgetheilten, die Kuh nur des dramatischen Effektes wegen, wie z. B. in folgenden kleinen komischen Scenen:

„Aller Anfang ist swaar", sede de Bûr (Bauer), dar wollde he de Kô bî den Stârt ut den Stall trekken.

„Wat iß nu vör Nôd um Botter, sede de Jung, Moder, unse Kô hett bullt!"

„Ach Gott, den Weg möten wî all!" sede de olde Fruw, — dar föhrt de Schinder mit de Kô ut den Stall.

Das Kalb ist ein Sinnbild der Albernheit, weßhalb auch ein albernes junges Mädchen wenig schmeichelhaft „oldes Kalw" titulirt wird; aber auch der albernen, ausgelassenen Lustigkeit, und wenn einer solchen die Zügel schießen, heißt es: „de Sticken vör den Kälwerstall iß weg", — in Folge dessen nämlich die Kälber mit ausgelassenen Sprüngen zum Stalle herauskommen; ferner des Unverstandes, daher: „Kälwermât und Kindermât möten olde Lüde weten." Kälber, wenn sie Nutzen bringen sollen, müssen vorsorglich behandelt werden; stößt daher Jemand eine hülfreiche Hand auf plumpe Weise zurück, so heißt es von ihm: „he het dat Kalw in die Dogen slan." In anderen Sentenzen ist das Kalb nur gelegentlich herbeigezogen,

wie z. B. in „rîcker Lüde Döchter und armer Lüde Kälwer kamen bald an den Mann"; wer so betrunken ist, daß er von seinen Sinnen nicht mehr weiß, der kann nicht mehr „Kô und Kalw" unterscheiden; die leichtfertige Dirne tröstet sich mit dem Ausspruche: „beter 'n Kind, as 'n Kalw", und auf den Faulen, der sich eine ihm aufgetragene Arbeit leicht macht, wendet man die zweideutige Antwort des Jungen an: „dat sall wol gân, sede de Jung', as he dat Kalw na de Stadt drägen süll" (sollte), — denn die Worte „dat sall wol gân" bedeuten nicht bloß „das soll geschehen", sondern auch „das soll schon selbst gehen", — ich werde mich nicht damit abquälen, es zu tragen.

Der Ochse ist der Repräsentant der rohen und unüberlegt angewendeten Kraft, daher die Scheltworte „Ossenkopp, Heuoss" und das Beiwort „ossig". Doch hat letzteres auch oft nur die Bedeutung von etwas sehr Großem oder Starkem, wie auch der Ochse selbst mitunter nur in diesem Sinne sprüchwörtlich auftritt; so z. B. in dem Einwande, daß ein Hinderniß viel größer sei, als es vorgespiegelt worden: „dat iß vörwâr nicks Lüttes, wenn 'n Oss in den Weg liggt." — Dem großen, starken Ochsen wird auch viel zugemuthet, — daher: „wer sick vör 'n Ossen utgiwwt, de möt ôk darvör trekken (ziehen)." Die harte Arbeit gibt ihm aber auch einen so unmäßigen Appetit, daß er sich leicht überfrißt, weßhalb denn auch das Frösteln, welches starke Esser nach der Mahlzeit überfällt, das „Ossenfewer" (Ochsenfieber) genannt wird. Auch die am Berge stehenden Ochsen sind im Plattdeutschen heimisch, und die Bezeichnung der rathlosen Dummheit: „he wêt (weiß) nich hott, nich hü", ist gleichfalls aus dem Ochsenleben entlehnt.

Während nun der Ochse ein durch Arbeit schwer geplagtes Thier ist, bleibt der Bulle müssig, daher bedeutet: einen Jungen „vör Bull (als Bull) herüm gân laten" so viel, als ihn einstweilen noch nicht zur Arbeit anhalten. Da der Bulle gern an sich herumputzt und leckt, sagt man von einem recht glatt gekämmten und geschniegelten Menschen: „he iß so gladd, as wenn de Bull em lickt hädde." — Ist von gar sonderbaren Gebräuchen und Sitten die Rede, so beruhigt der Niederdeutsche sich darüber mit der überaus malerischen Sentenz: „wo dat Mode iß, ritt de Prêster up'n Bullen na de Kärke"; er befolgt also unbewußter Weise das Horazische nil admirari, indem er sich selbst durch das Außergewöhnliche, was auf dieser sublunarischen Welt passirt, nicht aus der Fassung bringen läßt. — Das seit Vater Homer so oft behandelte Thema von der Macht weiblicher Schmeichelei und Liebkosung, für welches Zeus und Here in der Scene auf dem Berge Ida und Hercules am Spinnrocken bekannte klassische Beispiele sind, illustrirt der realistische Niederdeutsche aus einer ganz andern Sphäre, indem er es etwas derber mit der kurzen Sentenz abfertigt: „mit Eien (liebkosen) und Kleien (streicheln) kann 'n den Bullen dal krijen (niederbringen, machen, daß er sich legt)."

Von dem Rindvieh wenden wir uns zum Pferde. „Peerdearbeit" ist schwere Arbeit. Ein Mensch, der aller Mühe, ihn wozu anzutreiben, einen passiven Widerstand entgegen setzt, wird mit einem „stêd'schen", d. h. nicht von der Stelle wollenden, Pferde verglichen, und will der Niederdeutsche seine äußerste Abneigung, an einen bestimmten Ort sich zu begeben, ausdrücken, so ertheilt er die Versicherung, daß ihn dorthin nicht „tein (10) Peerde trekken" sollten. Wer etwas ganz verkehrt anfängt, von dem heißt es: „he spannt de Peerde achter (hinter) den Wagen", oder: „he tômt (zäumt) dat Peerd bî den Stârt up". — Wie große Vorsicht bei der Wahl einer Frau nöthig sei, daran mahnt das Sprüchwort: „frijen (heirathen) is kên Peerdekôp (kôp = Kauf), wer frijen will, dô (thue) de Ogen up"; — denn ein schlechtes Pferd, welches man gekauft hat, kann man bald wieder los werden, eine unbrauchbare erheiratete Frau aber nicht. Die Frau immer gehörig im Auge zu haben und im Respekt gegen den Mann zu erhalten, ist daher auch noch viel nothwendiger, als immer auf das Pferd Acht zu geben, und so legt denn auch das Sprüchwort dem Bauern, der beim Fahren im Zwist mit seiner Frau nicht auf den Weg geachtet hat und daher umgeworfen ist, die Worte in den Mund: „dat nödigste toeerst (zuerst)! sede de Bûr, — prügelt sine Fruw und lett dat Peerd in den Graben liggen." Zur Störung des ehelichen Glückes tragen unter Anderem auch die Nahrungssorgen sehr wesentlich bei, denn: „bî de leddig Krüpp slân sick de Peerde." — Wer einen Andern mit Aussicht auf Hilfe tröstet, die aber jedenfalls zu spät kommen wird, der macht es wie der Bauer, welcher zu seinem verhungernden Pferde sagt: „starw (stirb) noch nich, Peerd, ik wille erst Hawern (Hafer) seien (säen)", und wer in seiner Dummheit sich an die Ausführung von etwas Unmöglichem macht, über den spottet man mit den Worten: „bî Godd is allens mögelik, — sede de Bûr, — dar brôcht (brachte) he den Wallack na den Hingst", — nämlich in der Hoffnung, auch noch von dem Wallach Nachkommenschaft zu erzielen.

Das Schwein bietet in seiner Faulheit, Unreinlichkeit und Gefräßigkeit Gelegenheit zu verschiedentlichen anzüglichen Vergleichungen, und „fûle, olde (alte), dicke Söge (Sau)" und „oldes, lüttes (kleines, englisch: little) Farken (Ferkel)" sind bekanntlich häufige, obwohl nicht sehr schmeichelhafte Bezeichnungen menschlicher Individuen. Wie bei solchen Leuten die Gegensätze, — prätendirte Reinlichkeit und säuische Wirthschaft, — sich in holder Eintracht beisammen finden können, malen folgende beiden kleinen Genrebildchen aus: „Rendlichkeit is dat halve Lewen, sede de olde Fruw, — wenn ik jichtens (nur irgend) kann, rôg ik de Klût (Klöße) in'n Swijntrogg an", und: „fârt (fort) mit dî (dir), rein möt ik dat hebben, sede die Fruw, dar slog (schlug) se de Söge mit den Rômlepel (Rahmlöffel) vör dat Achterkasteel."*) — Sich in Bereitschaft setzen, Jemand auf eine recht grobe Weise herunter zu machen, heißt: „dat Sögenfell antrekken", und hat die sittliche Verderbtheit bei Jemand einen solchen Grad erreicht, daß moralischer Schmutz eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf ihn ausübt, so hat man auch dafür ein freilich sehr unästhetisches Bild aus dem Schweineleben zur Hand. Der kleinen listig blickenden Augen wegen wird dem Schweine auch eine gewisse Verschmitztheit zugeschrieben, und daher bezeichnet man Menschen, in deren lauernden Blicken sich eine tückische Gesinnung ausspricht, mit dem Beiworte „swijnplitsch" (dänisch: swinepolitsk). — Andere bekannte, von diesem Thiere entlehnte Sentenzen sind: „je dicker de Drank, je fetter de Swijn, — vêle Swijn maken den Drank dünn, — wo de Trog leddig (leer) is, dar bîten sick de Swijn", — letzteres ein Gegenstück zu den sich bei der leeren Krippe schlagenden Pferden. Kommt Jemand irgendwo sehr ungelegen, so kommt er „as de Söge in dat Judenhûs", und ist ein Arbeiter mit den Zuthaten so ver-

*) Eine auch im Holländischen vorkommende euphemistische Bezeichnung des fraglichen Körpertheiles, welche wir hier, um keinen Anstoß zu erregen, gebrauchen wollen. Der eigentliche Name ist kürzer und hat einen sehr kriegerischen Klang, indem von den beiden Formen, in denen er gebraucht zu werden pflegt, die eine dem Namen des römischen, die andere aber dem des griechischen Kriegsgottes ähnelt.

schwenderisch, daß die Kosten derselben den Gewinn absorbiren, so findet auf einen solchen der Ausspruch Anwendung: „dat kümmt wedder (wieder), sede de Bûr, und gaw sîn Swîjn — Swîjnflêsch", d. h. er fütterte das fett zu machende Schwein mit Schweinefleisch. Die Redefigur, welche der Grammatiker eine Tautologie nennt, bezeichnet der Niederdeutsche damit, daß er sagt: „dat is Speck und — Swîjnflêsch"; daher charakterisiren denn auch die Worte: „Speck oder Swîjnflêsch, sede de Köster, mî sall dat egal sîn", nur eine bei dem Volke sehr in Verruf stehende, erheuchelte, küsterliche Bescheidenheit. — Eine sehr ergötzliche Zusammenstellung liegt endlich noch in den Sentenzen: „wat wî doch nüdlich sünd, wenn wî jung sünd, sede de Jung' und fodert (füttert) de Farken"; und: „wat du doch vör 'n Minsch büst, sede Hans Fink to dat Swîjn, — hest beide Pôten in 'n Trog."

Nur selten treten Schaf und Ziege in proverbialischer Beziehung auf. Das Schaf repräsentirt die dumme Einfalt, und in der Redensart: „geduldige Schape gân vêle in ênen Stall" — auch die Geduld selbst. Menschen mit Schafsnatur sind daher auch verächtliche Gegner: „wer 'n Narr weere, seggt old Ruddelbeck, und lett sik van 'n Schâp bîten (beißen), wenn 'n de Holter (Holzart) up den Nacken hett." — Das äußerste Widerstreben Jemandes, etwas zu thun, was ihm sehr schwer ankommt oder ganz unmöglich scheint, bezeichnet man mit der Sentenz: „dat höllt hârd! sede de Buck, dar süll he lammen", dem Faulen aber ruft man zu: „köp (kanse) dî 'n Buck, so dörst (darfst, brauchst du) nich melken", — d. h. wenn du nicht arbeiten magst, so mußt du nachher auch die Früchte des Fleißes entbehren.

Persönlicher Werth wiegt eine niedrige Abkunft auf; „weer' mîn Moder ok 'ne Zeeg' und ik hadd' man gôden Deeg (Gedeihen)" ist daher ein Trostspruch von niedrigen Eltern abstammender, aber wohlgerathener Kinder. — Die Ziege ist ein durch ihre Magerkeit sehr häßliches Thier, und daher titulirt man auch die durch die gleiche Eigenschaft auffallenden Frauenzimmer „olde Zeege". Sie gilt aber auch für hartköpfig und eigensinnig, und wer mit dem Kopfe durch die Wand rennen will, der macht es wie jener Ziegenbock: „hârd gegen hârd, sede de Buck, dar stölt (stieß) he mit den Kopp an de Hawerkist." Will man endlich Jemand wegen seiner Liebe zu einem unwürdigen Gegenstande verspotten, so heißt es von ihm: „wat de Leewe (Liebe) nicht deed (thut)! seggt de Snider, dar küßt he den Buck tüschen (zwischen) de Hürn (Hörner)."

Karl Ferdinand Appums Reisen in Britisch Guyana.

Um die wissenschaftliche Erforschung der britischen Besitzung Guyana in Südamerika haben sich vorzüglich deutsche Gelehrte verdient gemacht. Sie waren es, die als Pioniere in unerforschte Gebiete eindrangen und den Engländern das Land näher kennen lehrten.

Voran stehen die Gebrüder Robert und Richard Schomburgk, welche in den Jahren 1840 bis 1844 im Auftrage des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen Britisch Guyana bereisten. Ebenbürtig schließt sich ihnen jetzt der Botaniker und Landschaftsmaler Karl Ferdinand Appum aus Bunzlau in Schlesien an. Würdig ist er in die Reihe der großen Reisenden und Entdecker eingetreten, welche unsere Nation aufzuweisen hat.

Appum ging vor 17 Jahren auf Anrathen und mit Empfehlungen Alexander v. Humboldt's nach Venezuela, hielt sich dort sieben Jahre lang auf und siedelte dann nach Georgetown, der Hauptstadt Britisch Guyana's oder Demerara's, über, wo er von dem Ministerium als Naturforscher angestellt wurde. Seine Aufgabe ist, nach und nach die ganze Colonie in naturwissenschaftlicher Beziehung zu durchforschen. Wie bedeutend diese Reisen sind, wird man aus dem folgenden Berichte entnehmen, welchen der Präsident der georgetowner naturwissenschaftlichen Gesellschaft, William Walker, bei der Jahresversammlung dieses Vereins am 29. November 1864 vortrug. Derselbe ist bisher noch nicht in Europa veröffentlicht worden. Wir verdanken ihn der Güte des Herrn C. F. Appum, des Vaters des Naturforschers.

Der Reisende wurde von der naturwissenschaftlichen Gesellschaft nur mit geringen Mitteln unterstützt und doch leistete er Großes; denn außer vielen auch von den Gebrüdern Schomburgk durchreisten Gegenden erforschte er zuerst den obern Lauf des Mazarnni. Leider liegt von ihm noch kein ausführlicher Bericht vor, und wir müssen uns vor der Hand mit einer kurzen Uebersicht begnügen, die aber bereits den Beweis liefert, welch bedeutende Resultate die Wissenschaft von der Veröffentlichung der Reise unseres Landsmannes zu erwarten hat. Herr Appum ist mit voller Liebe und Befähigung seinem anstrengenden Berufe ergeben. Der Präsident der naturwissenschaftlichen Gesellschaft schildert ihn als einen Mann von schlichtem Wesen, ausdauernd und voller Hingebung an die Wissenschaft; am liebsten und wohlsten befindet er sich in der großartigen Einsamkeit der Natur jener Gegenden. Der Bericht hat im Wesentlichen folgenden Inhalt: —

Appum verließ Bartika Grove, am Einflusse des Mazarnni in den Essequibo, am 21. November 1863. Er verfolgte den Lauf des Mazarnni aufwärts und erreichte am 17. Dezember die Sanrnaberge am Caropum Creek. Hier ward seine Fahrt durch Wasserfälle von 50 Fuß Höhe unterbrochen, und da kein „Corial" (Nachen) über dieselben gebracht werden konnte, so sandte er sein Boot zurück, ließ sein Gepäck im Walde und setzte, von sechs Indianern begleitet, seine Reise ins Innere weiter fort. Er gibt die Höhe der Sanrnaberge auf 5000 Fuß an; zu ihrer Durchwanderung brauchte er vier Tage. Beim Membaru Creek gelangte er wieder an den Mazarnni, und von diesem Punkte hatte er noch zwei Tagereisen bis zu der Indianerniederlassung Hanarey.

Dort war es sehr schwer für ihn, von den Häuptlingen Reisebegleiter zu erhalten. Unter großen Anstrengungen überschritt er in sechs Tagen die Paearaima Gebirgskette und langte am 24. Dez. am Fuße des Noraimaberges an, wo er bis zum 7. März blieb und dann über die Hnmiridaberge und durch ebene Savannen, die von den Indianern abgebrannt waren, nach Pirara ging, das

er am 3. April erreichte. Während seines Aufenthaltes in diesem Orte untersuchte er die weiter südlich gelegenen Canuen Berge und drang bis zur brasilischen Grenze vor. Beim Berge Hamkiping, wo die Pflanzen wachsen, aus denen das Wuraligist bereitet wird, brachte er drei Tage zu. Bei seiner Rückkehr nach Pirara sandte er die gesammelten Naturalien nach Georgetown ab.

Bis Ende Juni blieb Appun in diesem Orte (Pirara), machte einen zweiten Ausflug nach den Canuenbergen und besuchte den Fluß Mahu. Im Juli ging er den Rupununi hinab bis zu den Wasserfällen des Essequibo, kehrte auf dem zuerst genannten Flusse zurück und bereiste das Land der Atorais und Wapisians, bis zum Berge Vievie, der als sehr interessant von ihm bezeichnet wird. Auf dem Takutusflusse kehrte er zu den Atorais zurück und wandte sich nun dem Gebiete des Amazonenstroms zu. Durch den Sonaru-auru Creek gelangte er nach dem Takutu, dann zum Rio Branco und dem brasilianischen Fort St. Joaquim (3° 1′ 46″ nördl. Br. und 60° 30′ westl. L.). Hier ward er von dem Commandanten sehr freundlich aufgenommen. Sein Aufenthalt dauerte 12 Tage, dann ging er den Surumufluß hinauf, der ein Zufluß des Takutu ist, und sammelte am Subinaberge schöne Bergkrystalle. Am 24. Oktober traf Appun wieder in Pirara ein, von wo er mit reichen Sammlungen beladen den Rückweg nach Georgetown antrat.

Appun beschreibt die Mühseligkeiten, welche er auf seiner langen Reise zu erdulden hatte, als ungemein anstrengend. Am Tage fielen Legionen von Sandflöhen über ihn her, und Nachts peinigten ihn Myriaden Moskitos. Die Temperatur stieg im Schatten auf 100° F. Wichtig ist, was Appun über die Cocapflanze (Erythroxylon Coca) bemerkt. Sie wächst, wie er erfuhr, in großer Menge am obern Amazonenstrom vom Teffé bis nach Tabatinga an der brasilisch-peruanischen Grenze. Durch den Commandanten des Forts St. Joaquim hofft er Setzlinge zu erhalten, die dann in Britisch Guyana eingeführt werden sollen.

Appun war der erste Europäer, welcher längs des Mazaruni nach dem Roraimaberge gelangte; die Gebrüder Schomburgk erreichten diesen Punkt auch, drangen aber längs des Rupununi dorthin vor. Nach Appun ist der obere Lauf des Mazaruni und seiner Nebenflüsse auf Schomburgks Karte unrichtig eingetragen; Schomburgk war nie in diesen Gegenden und zeichnete diesen Theil des Stromlaufes nur nach den Berichten der Indianer. Appun hat eine neue Karte der von ihm durchreisten Landstriche entworfen und täglich sorgfältige Thermometerbeobachtungen angestellt.

Als Appun sich von Nordosten her dem Roraimaberge näherte, wurden die natürlichen Schwierigkeiten, die sich ihm in den Weg stellten, fast unüberwindbar. Die Wanderer mußten auf einfachen Indianerpfaden jähe Bergabstürze überklimmen und auf halbverfaulten Baumstämmen, die so glatt waren, als ob man sie polirt hätte, über Schluchten klettern wie ein Seiltänzer. Am letzten Tage ging es ihnen am schlimmsten; drei Stunden lang mußten sie auf Händen und Füßen einen steilen Berg hinanklimmen, ihre Ferse bluteten, denn die Sohlen der Stiefel waren längst von den scharfen Steinen zerrissen, und kein Tropfen Wasser war vorhanden, um den quälenden Durst zu löschen. Sie wurden aber reichlich belohnt; denn nach vielen Anstrengungen erreichten sie einen Gipfel der Bergkette über der Baumgrenze, und vor ihnen lag, ein herrlicher Anblick, strahlend im hellsten Sonnenlichte die 1500 Fuß hohe senkrechte Spitze des Roraima. Appun schlug sein Lager am Fuße des Spitzberges auf, von welchem vier Wasserfälle zum Caroni hinabrauschten, und blieb dort mehrere Tage. Leider konnte er nicht bis auf den Gipfel gelangen, der in einen dichten Nebel gehüllt war, welcher den Reisenden bis auf die Haut durchnäßte. Des Nachts fiel die Temperatur bis auf 50° F. und Appun zitterte vor Kälte. Sowohl die Acawais-, als die Arecunas-Indianer fürchten sich, den Gipfel des Roraima zu erklimmen; sie werden durch einen Aberglauben davon zurückgehalten und waren durch keinerlei Versprechungen zum Vordringen zu bewegen. Appun versuchte die Besteigung von der Süd-Süd-Ostseite her, entgegengesetzt von jener, welche Schomburgk gewählt hatte. Wichtig ist ferner, daß der Reisende auf der venezuelanischen Seite des Caroni zwei Arten Chinarinde (Cinchona, Ladenbergia) entdeckte. Das Flußbett des Caroni ist voll von abgeschliffenen Blöcken grauen und rothen Jaspis, welcher wie bunter Marmor aussieht. Mit den Arecuna-Indianern ward er sehr befreundet; er hoffte von ihnen Nachrichten über die Goldlager jener Gegenden zu erhalten, an deren Vorkommen er fest glaubt. Das bedeutende Herbarium, welches der deutsche Naturforscher sammelte, ist nach Kew bei London geschickt worden, wo Hooker die Bearbeitung desselben übernimmt; außerdem zeichnete er viele Skizzen und machte sonst werthvolle Sammlungen. —

Wir schließen diesem Berichte einige erläuternde Notizen aus Richard Schomburgks Werke: „Reisen in Britisch Guyana“ (Leipzig 1847) an. Die demselben beigegebene Karte von Robert Schomburgk gewährt die beste Uebersicht der Reisen Appuns.

Bartika Grove liegt unter 6° 24′ nördl. Br. und 58° 37′ westl. L. von Greenwich auf einer Landzunge, die durch den Einfluß des Mazaruni, der hier mit dem Cuyuni zusammentrifft, in den Essequibo gebildet wird. In diesem Mündungsgebiet liegt die kleine Insel Kyk-over-all, mit den Ruinen eines Forts, von denen man einen freien Blick auf den Essequibo, Mazaruni und Cuyuni hat; daher der holländische Name. Das aus gehauenen Steinen bestehende Fort ist, wie sich aus dem portugiesischen Wappen schließen ließ, von den Portugiesen erbaut worden. In Bartika Grove besteht eine Missionsanstalt, in welcher in der Arawaaksprache gepredigt wird. Auch haben die Engländer dort eine große Strafanstalt angelegt. Die ungeheuren Granitmassen jener Gegend bieten ein unerschöpfliches Feld zur Beschäftigung der Sträflinge, indem sie aus ihnen zum Bau der Häuser in Georgetown Steine brechen müssen, die dann auf dem Essequibo hinabgeschafft werden. Die Verkündigung einer Strafe von mehreren Monaten oder Wochen in dieser Strafanstalt erfüllt jeden Neger mit Entsetzen, denn er muß dort arbeiten.

Das Paearaimagebirge zieht sich mit einer durchschnittlichen Höhe von 2000 Fuß von Nordwesten nach Südosten, etwa zwischen 4° und 5° nördl. Br. und 59° und 61° westl. L. Seinen Namen hat es von den eigenthümlichen Formen einiger Felsenhöhen, die viel Aehnlichkeit mit den indianischen Körbchen haben, welche Paeara genannt werden. Es erstreckt sich vom Ufer des Rupununi bis in das Quellgebiet des Orinoko und bestimmt gegen Westen die Wasserscheide der drei größten Ströme des nördlichen Theils von Südamerika; des riesigen Amazonenstroms, des mächtigen Orinoko und des kataraktenreichen Essequibo.

Das Roraimagebirge schließt sich im Nordwesten an das Paearaimagebirge an. Dem ganzen Gebirgszuge kann man keineswegs den Namen einer Cordillere beilegen, da er weniger eine ununterbrochene Kette, als vielmehr eine

regelmäßige Gruppe von einzelnen Bergen bildet, die durch Ebenen und Savannen von einander getrennt sind, — eine Granitgruppe, wie sich in dieser Ausdehnung nur noch wenige auf der Erde finden mögen. Die reichen Gneislager, die Menge der metamorphischen Gesteine zeigen deutlich, daß der ganze Zug dem Feuer seine Entstehung verdankt. Die höchsten Erhebungspunkte befinden sich nicht im Centrum, sondern an den Ausläufern. Der Gipfel des Roraima liegt 8000 Fuß über dem Meere. Das Charakteristische dieses ganzen Gebirgszuges sind ohne Zweifel jene Sandsteinwälle, die auch am Cuyuni und Mazaruni, weiter nördlich, auftreten, und die in dem Roraima unter 5° 9′ nördl. Br. und 61° westl. L. ihren Culminationspunkt erreichen. Zahllose Wasserfälle stürzen sich von den flachen Gipfeln herab, und die feurigste Beschreibung wird immer schwach erscheinen, gegenüber der wahrhaft imposanten, unendlich großen Wirklichkeit mit den donnernden und schäumenden Cataracten und mit der wunderbaren, zauberhaften Tropenvegetation. Von dem östlichen Ende des Roraima stürzt sich der Cotinga herab und führt seine Wasser vermittelst des Takutu, Rio Branco und Rio Negro dem Amazonenstrom zu. Etwas nördlicher von der Wogenrinne des Cotinga hat sich der Cuya, ein Nebenfluß des Mazaruni und dadurch des Essequibo, sein Bett in den Sandsteinabsturz eingewaschen. Einige Ströme der südwestlichen Seite eilen dem Flusse Kukenam zu.

Welch unendliche Wassermassen sich unter einem betäubenden Gedonner von diesen jähen Steilhöhen herabstürzen, kann man nach der Menge der Flüsse beurtheilen, die auf den Plattformen ihren Ursprung haben; deßhalb wird die Gebirgsgruppe von den Indianern mit Recht „die ewig fruchtbare Mutter der Ströme" genannt. Ein gleich interessantes geognostisches Phänomen möchte sich kaum noch einmal wieder finden. Der höchste Wassersturz vom Gipfel des Roraima herab beträgt 1500 Fuß, während der berühmte Staubbach in den Schweizeralpen nur 900 Fuß herabstürzt. Nach den Traditionen der Indianer breiten sich auf den Plattformen große Seen aus, die mit allerlei Fischen, besonders mit Delphinen, gefüllt sind und ununterbrochen von riesigen Adlern, als ewigen Wächtern, umkreist werden.

Pirara ist ein Dorf der Macusi-Indianer, welches südlich von der Paearaima-Kette in einer Savannengegend liegt. Die Landschaft der Umgebung ist bezaubernd; saftgrün, waldige Oasen, Gruppen von Palmen ziehen sich in wellenförmigen, flachen Thälern der Savannen hin, und schmale, gewundene Indianerpfade führen zu dem aus zahlreichen Hütten bestehenden Dorfe, das an der sumpfigen Quelle des Pirarafluss es liegt, bei welcher sich ein Hain von Mauritia flexuosa ausbreitet.

Die Wapisiana-Indianer leben in der Umgebung Pirara's, an den Flüssen Mahu und Takutu. Sie unterscheiden sich wenig von den Stämmen der Macusi und Atorai. Schomburgk hat oft in ihren Hütten übernachtet. Früh standen die Männer auf, setzten sich ans Feuer, rösteten Früchte und verzehrten das von den Frauen ihnen vorgesetzte Frühstück. Dann eilten sie auf die Jagd oder zum Fischfang, während die Frauen sich und den Kindern das Haar glätten und salben, den Körper bemalen, oder in Feld und Wald Früchte sammeln. Im Baumwollenspinnen sind sie sehr geschickt. So reinlich die Wapisianas sich auch in Bezug auf ihren Körper zeigen, so wenig sauber halten sie ihre Hütten, in denen Staub und Schmutz sich massenhaft anhäufen. Vor Schweinefleisch haben sie einen ungemeinen Abscheu. Die Atorais sind ein aussterbender Stamm, der 1837 nur noch 200 Seelen zählte und 1843 bereits auf sieben Individuen zusammengeschmolzen war. Die Atorais sind die einzigen Indianer in Britisch Guyana, die ihre Todten verbrennen und die Asche begraben.

Das brasilianische Fort San Joaquim liegt am östlichen Ufer des Takutu, unmittelbar an seiner Mündung in den Rio Branco, Parima oder Urariquera. Das kleine Fort liegt unter 3° 1′ 46″ nördl. Br. und wurde 1775 gegen die Spanier errichtet. Die Wälle sind aus rothem feinkörnigen Sandstein, wahrscheinlich old-red, der in der Nähe gefunden wird, aufgebaut. Einige Wohnungen, die Kirche und Barraken schließen sich an das Fort an.

Der Ramboddepaß und die Kaffeepflanzungen auf Ceylon.*)

(Hierzu ein Stahlstich nach einer Originalzeichnung von v. Königsbrnn.)

Von Neuwara-Ellia führt eine breite guterhaltene Straße, auf der man mit Wagen ohne Schwierigkeit fortkommen kann, nach der Höhe des Ramboddepasses hinauf, dessen höchster Punkt 6128 par. Fuß über der Meeresfläche liegt. Rechts und links sieht man hohe Bergspitzen und lange Rücken, die mit dichten Wäldern wie mit einem Vließe bedeckt sind. Das schöne waldreiche Rambodde- oder Kotwallethal erglänzt aus der Tiefe wie eine neue Welt dem Reisenden entgegen, welcher die Höhe des Passes erklommen hat.

Die Vegetation der Hochebene zieht sich ziemlich weit herab, denn die Pflanzen gehen mit den fließenden Wässern aus dem Hochthal wie Freunde, die dem in die Fremde Ziehenden das Geleit geben; einer nach dem andern scheidet, bis auch der treueste Freund zurückbleibt und dem Wandernden nachblickt. Die meisten Pflanzen werden in den unteren Regionen üppiger und größer; es sind dieselben Myrtenwälder, aber stattlicher, und dieselben Melastomen, aber mehrere Fuß höher und mit einer größeren Fülle rother Blumen bedeckt. Das Wasser gibt der Bergland-schaft Reiz und Leben, da es reichlich vorhanden ist; die entfernteren Bäche hängen wie silberne Fäden oder schmale Bäche an den Felswänden, während die nächsten als tobende Wasserfälle herabstürzen, denen der Wanderer, wenn er tiefer herabsteigt, immer wieder begegnet.

Am Wasser ist die Vegetation von Balsaminen und

*) Vergleiche hierzu den Aufsatz: „Der südwestliche Theil von Ceylon" von Ludwig K. Schmarda. (Globus VII, S. 178 folg. und 209.) Die vorliegende Beschreibung des Ramboddepasses und der Kaffeeplantagen auf Ceylon entnehmen wir dem Werke desselben Autors: Reise um die Erde in den Jahren 1853 bis 1857. Bd. I, S. 376.

Lith. Graph. Institut in Hildburghausen.

RAMBODDE-PASS
(CEYLON)

großblätterigem Bambus am üppigsten; der schönste Schmuck sind aber die großen Baumfarren, von denen zwei Arten (Alsophila) vorkommen, welche über 20 Fuß hoch werden und eine große Krone von 6 bis 7 Fuß langen, zierlich gefiederten Wedeln tragen.

Tiefer unten, wo die subalpinen Pflanzen vor der höheren Temperatur zurückweichen, erheben sich über die dunkeln Laubmassen die hohen weißen, mit Orchideen und Pothos bedeckten Stämme einer Myrtacee mit langen, schlanken Aesten, aber mit spärlicher Belaubung. Bei dem kleinen Dorfe Lobugalle treten die ersten Kulturen von Bananen und Aronswurzel (Caladium esculentum) auf. Ringsum ragen Gneisfelsen mit horizontaler Schichtung wie Cyclopenmauern über die Schlucht, durch die der Kotwalle Ganga stürzt und sich an den Felsblöcken in weißen Schaum zerschlägt. Tiefer unten folgt wieder eine Strecke Wald, der immer höher und glänzender wird und dessen Grün zunimmt, je spärlicher die Myrtenbäume werden. Lorbeer und Feigenarten sind mit Lianen von Wald- und Pfefferreben (Clematis und Piper), wildem Wein (Vitis), Guilandia, blauem Cissus und anderen Leguminosen durchflochten. Eine minder elegante aber kräftigere Schlingpflanze derselben Familie ist die oft riesige Puswaal (Entada Pursaetha) der Singhalesen, welche tiefer unten immer häufiger wird.

Weiter abwärts beginnt der Distrikt von Pusilawa, welcher die meisten Kaffeepflanzungen enthält und der wichtigste Theil der Insel ist. Meilenweit ziehen sich die Kaffeepflanzungen an den Abhängen der Berge hin, nur an kleinen Stellen von einem Waldreste oder einem Stücke Grasland unterbrochen. Das Grasland reicht nicht so hoch hinauf, wie an den östlichen Abhängen des centralen Bergstockes, hat aber denselben Charakter der Pflanzenarten, nur sind die Gräser in dem feuchtern Klima höher, kräftiger, üppiger und dunkler gefärbt, und der Bestand, sowie ihre Bewurzelung ist dichter. Als Viehfutter taugen diese rauhen Gräser auch hier nicht viel. Um diesem Mangel, der bei dem für den Transport des Kaffee sehr vermehrten Viehstande fühlbar wurde, abzuhelfen, ist vielfältig das Guineagras angepflanzt worden.

In den Pflanzungen der Europäer wird der Kaffee nicht als Baum und hoher Strauch gezogen, sondern durch Beschneiden niedrig gehalten, um den Ertrag zu steigern und die Arbeit des Einsammelns zu erleichtern. Die Höhe von zwei bis drei Fuß gibt allen Pflanzungen aus der Entfernung eine Aehnlichkeit mit unseren Weinbergen, die noch dadurch gesteigert wird, daß sie sich auf abschüssigem Boden befinden. In der Nähe ist jedoch der Eindruck ein gänzlich verschiedener, da die Blätter des Kaffees eine andere Form haben, dunkelgrün, glänzend und lederartig sind. Einen eben so freundlichen Eindruck wie die Kaffeestauden machen die Umzäunungen, die aus Hecken von Lantana und Rosen bestehen. Zwei Meilen weit zieht sich an den Windungen der Straße dieser duftende Kranz hin und unterbricht die Einförmigkeit, welche der Begleiter jeder landwirthschaftlichen Kultur ist.

Der Ankauf des Bodens zu Kaffeeplantagen ist die geringste Auslage. Weit mehr kostet die Urbarmachung, die 7 bis 12 Pfund Sterling pro Acker betragen kann. Die des Graslandes ist die billigere; da der Waldboden jedoch ungleich fruchtbarer ist, so ist es der beliebtere. Das Urbarmachen besteht darin, daß der Wald umgehauen und niedergebrannt wird, und diese Arbeit ist eine der wenigen, zu denen sich die Singhalesen gut verwenden lassen. Alle folgenden Arbeiten werden von Malabaren ausgeführt. Der Boden wird umgegraben und die jungen in der Baumschule gezogenen Pflanzen werden reihenweise versetzt. Diese haben gewöhnlich ein Alter von neun Monaten und eine Höhe von acht Zoll. Die für sie gegrabenen Löcher sind 18 Zoll weit und eben so tief. Die Entfernung der einzelnen Pflanzen von einander beträgt vier bis sechs Fuß. April oder Oktober ist die beste Zeit zur Anpflanzung, da dann die starken Regen die Bewurzelung und den schnellen Wachsthum begünstigen. Sorgfältiges Jäten, wenigstens einmal im Monat durch die ganze Pflanzung, ist nothwendig. Nach einem Jahre werden sie beschnitten. Die Blüthenzeit für die meisten Pflanzen ist im März und April. Von der Blüthe bis zur Reife dauert es sechs bis acht Monate. Die Blätter werden dann in großer Zahl gelb. Die Haupternte ist im Dezember und Januar; viele Pflanzen blühen das ganze Jahr hindurch.

Die Ernten sind einträglicher bei Pflanzungen in niedrig gelegenen Oertlichkeiten. Im Westen der Insel und im Centralberglande ist eine Haupternte um das Neujahr, vor und nach dieser hält man kleinere Lesen. Im Osten der Insel hat man zwei Ernten, deren Erträgnisse zusammen aber kleiner sind als die Haupternte im Westen. Mit der verticalen Erhebung nimmt die Menge der Früchte ab, die Qualität aber zu, und die Bohnen werden schwerer. Der vorzüglichste Kaffee wächst bei 4000 Fuß und darüber.

Die Kaffeebäume leiden durch Ratten, welche das Fruchtfleisch der Beeren benagen, durch Krabben, welche die Wurzel anfressen, durch eine Blattschildlaus (Lecanium Coffeae), welche die Pflanze langsam aussaugt, und endlich durch Trockenheit.

Nach dem Einsammeln der Beeren wird die fleischige Fruchthülle vom Kern durch rotirende Cylinder getrennt. Diese sind aus Eisen oder Holz, das mit Blech überzogen ist, und haben eine unebene Oberfläche, ungefähr wie ein Reibeisen. Die Körner werden dann gewaschen und getrocknet. Die Trennung der silberglänzenden innern Samenhaut erfolgt gewöhnlich erst in Colombo und geschieht durch ein schweres Holzrad. Der Kaffee wird durch Siebe von verschiedener Größe sortirt. Vom Hafen aus wird er meist in Fässern verschifft. Die frühere Art der Verladung in Säcken gibt man auf. Bei der Verpackung in Fässern findet freier Luftzutritt statt; die Masse erhitzt sich dabei weniger, und der Kaffee behält seine Farbe.

Ein Centner Kaffee kostet im Mittel 34 Schillinge. Die Ausfuhr ist frei, eben so wenig findet eine Besteuerung der Pflanzungen statt. Diese rentiren der Mehrzahl nach mit 20 bis 30 Prozent; da man aber in Ceylon Kapital nicht unter 15 bis 20 Prozent erhält, so ist der hohe Ertrag für viele Pflanzungen ein imaginärer.

Der Kaffee erschöpft den Alkalienreichthum des Bodens sehr bald, und da die Tiefe der Humusschichten eine geringe und auf den Bergabhängen einer fortwährenden Auslaugung unterworfen ist, so ist die Düngung der Plantagen eine Nothwendigkeit. Drei Jahre nach dem ersten Ertrage verlangt selbst guter Boden eine Nachhilfe durch Düngung. Der gebräuchlichste Dünger ist Rindermist, selten Knochenmehl und am seltensten Guano.

Der Osten der Insel ist im Ganzen weniger geeignet für den Kaffeebau wegen seiner größern Trockenheit. Der beste Boden ist Kalkboden, nach diesem lockerer, zersetzter Gneis. Im Lehmboden dringen die Wurzeln nicht tief ein. Die verticale Erhebung des Bodens hat den größten Einfluß. Die Versuche, den Kaffee im Tieflande im Großen zu pflanzen, sind gescheitert. Um die Hütten der Singhalesen wächst er sehr gut. Der Grund liegt weder in der Menge, noch in der besondern Art des Düngers, welchen der Singhalese darauf verwendet, sondern in der

Würdigung der Natur der Pflanze. Sie ist eine Waldpflanze, liebt Schatten und Feuchtigkeit und kann daher nur in großen Höhen, wo sie diese und eine niedrige Temperatur findet, gedeihen.

Die ausgedehnteste Kaffeekultur wird im Berglande in der Centralprovinz betrieben, wo im Jahre 1825 General Barnes dieselbe im Großen einführte.

Die besten Nachrichten über den neuesten Stand der Kultur dieser wichtigen Pflanze enthält der „statistisch-commereielle Theil der Reise der österreichischen Fregatte Novara von Dr. Karl von Scherzer. Bd. I, S. 189". Jetzt gibt es auf der Insel in 27 Distrikten 450 Kaffeepflanzungen mit einem Flächenraum von circa 130,000 Acres, welche jährlich über 600,000 Centner Kaffee liefern. Dabei ist der Ertrag eines Acre Landes durchschnittlich auf 5½ Centner, oder, da auf einem Acre gewöhnlich 1200 Bäume gepflanzt sind, auf etwas über ½ Pfund per Baum berechnet.

Der Werth des erzeugten Kaffees beträgt gegen 1½ Millionen Pfund Sterling. Zur Bearbeitung der Plantagen und zum Einsammeln der Beeren sind 128,000 Arbeiter nöthig.

Binnen 20 Jahren hat die Kaffeekultur, namentlich durch verbesserte Düngmethoden und Ausdehnung der angepflanzten Fläche, um das Zehnfache zugenommen, und man hofft, daß sich der Ertrag auf sieben Centner per Acre steigern werde. Die Ausfuhr betrug im Jahre 1862: 600,546 Centner im Werthe von 1,534,870 Pfd. Sterl. Hiervon ging weit über eine halbe Million Centner nach England und nur ein geringer Theil nach anderen Ländern.

Die Kaffeekultur hat Ceylon aus einer gewöhnlichen britischen Militärstation zu einer der blühendsten Colonien erhoben, und der Aufschwung würde noch weit bedeutender sein, wenn nicht zeitweilig Mangel an Arbeitskräften einträte. Man hat zwar in jüngster Zeit den Versuch gemacht, dieser Noth durch Einwanderung von Tamilen und Hindus abzuhelfen, allein der Erfolg ist noch abzuwarten.

Uebereinstimmung von Sitten und Gebräuchen bei verschiedenen Völkern.

Das Studium des Menschen macht in unseren Tagen großartige Fortschritte. Die „Urgeschichte" der Menschen, mit der sich früher fast nur Philosophen und Poeten beschäftigten, wird nun von Männern der Wissenschaft behandelt, die alle Thatsachen in Betracht ziehen, welche zur Aufklärung dienen können: Sprache, Religion, Mythologie, Sagen, Sitten und Gebräuche geben uns eine lebendige Vorstellung von den ersten Vorvätern unseres Geschlechtes.

Der erste Anstoß zu diesen Studien ward durch die Sprachwissenschaft gegeben. Durch eine sorgsame Classifikation der Sprachen und eine genaue Analyse der Wörter hat diese Wissenschaft ein helles Licht über die dunklen Zeiten in der Geschichte des Menschen verbreitet. Da, wo früher nur Stückwerk und Vermuthung war, haben wir nun einen zusammenhängenden Stammbaum der Sprachen und Rassen, der vor einer eingehenden und scharfen Kritik Stand hält. Wer hätte noch im vorigen Jahrhundert an eine Verwandtschaft der römischen und griechischen Sprache mit jener der alten Hindus oder Perser geglaubt? Daß die Germanen, Kelten und Slaven, auf welche Griechen und Römer als Barbaren herabblickten, mit diesen doch zu derselben großen Familie gehörten, würde jeder bezweifelt haben. Die Umstürzung des ptolemäischen Systems und der Nachweis, daß die Sonne der Mittelpunkt unserer planetarischen Welt sei, konnte nicht stärker überraschen, als die Entdeckung einer indo-europäischen oder arischen Familie, welche ein gemeinsames Band um die Bewohner von Ceylon und Island schlingt.

Wie eng diese aber verwandt sind, kann ein Beispiel zeigen. „Ich weiß", heißt im Plural „wir wissen". Hier ist der Wechsel des Vokales auffallend, und unser heutiges Deutsch gibt uns keinen Aufschluß über die Veränderung des Doppellautes in einen einfachen Vokal. Eben so wenig finden wir eine Erklärung durch das Gothische des Ulfilas (viertes Jahrhundert). In diesem haben wir im Singular die Form vait mit dem Diphtong und im Plural vitum mit dem einfachen Vokal. Altenglisch, so wie es zu König Alfreds Zeiten gesprochen wurde, lauten die Formen wat und witon. Im Griechischen ist dieselbe Abwechselung von (v) oida, ich weiß, in (v) ismen, wir wissen. Vergebens aber sehen wir uns nach der Ursache dieser Abweichung um. Erst im Sanskrit finden wir den Schlüssel. Hier heißt es veda, ich weiß, und vidma, wir wissen. Im Sanskrit fällt der Accent des Perfektums immer auf die erste Sylbe im Singular und im Plural auf die letzte. Und dieser Wechsel im Accent war es, welcher den analogen Wechsel im Wurzelvokal hervorbrachte. So klein und scheinbar unbedeutend diese Thatsache auch ist, der Wechsel von i und e (ai), wenn der Accent darauf fällt, so gibt sie uns doch eine wichtigere Lehre als alle Ueberlieferungen zusammen genommen, welche Inder, Griechen und Germanen aus der Zeit ihrer frühesten Wanderungen und von der Gründung ihrer Reiche an bewahrt haben. Diese eine Thatsache lehrt uns, daß die Hindus, bevor sie in die südliche Halbinsel Asiens einwanderten, und ehe Germanen und Griechen den Boden Europa's betraten, diese drei Rassen im Wesentlichen eine und dieselbe Sprache redeten, eine Sprache, die damals schon so gut geregelt und der Art festgestellt war, daß wir in den alten Gedichten der Vedas dieselben grammatischen Umrisse erkennen, wie im Homer oder in der gothischen Bibel des Ulfilas.

Sprachliche Thatsachen, wenn auch klein, sind nichtsdestoweniger historische Thatsachen und verlangen eine geschichtliche Erklärung. Und keine andere Erklärung für das eben angeführte unter tausenden herausgegriffene Beispiel kann gegeben werden, als die, daß lange vor dem Erscheinen der ersten Schriftstücke in der Sanskritsprache, die bis 1500 vor Christus zurückgehen, also lange vor Homer, lange vor dem ersten Auftreten der lateinischen, keltischen, germanischen und slavischen Sprachen, eine viel ältere und mehr primitive Sprache vorhanden gewesen sein muß, die Quellsprache, etwa so wie das Lateinische der

Quell des Französischen, Spanischen und Italienischen ist. Wie viel Zeit zu dieser allmäligen Veränderung und Trennung erforderlich war; wie lange es dauerte, ehe Hindus und Griechen, die von demselben Centrum ausgingen, so verschieden in ihren Sprachen wurden, wie die Vedas von den Gesängen des Homer — das ist eine Frage, welche kein Gelehrter mit Zahlen beantworten kann. Generationen und tausende von Jahren sind darüber hingegangen.

Wir haben keinen Maßstab für solche Veränderungen und Analogien. Diejenigen Analogien, welche man nach dem Wechsel in modernen Sprachen beibringen könnte, sind in der Sprachwissenschaft so verwerflich, wie in der Geologie. Die ein für allemal in der Sprachwissenschaft erforschten Thatsachen sind an und für sich wichtig genug. Es gibt eine perspektivische Ordnung der Thatsachen, die für den, welcher mit den Thatsachen bekannt ist, instruktiver erscheint, als eine rein chronologische Perspektive. Wer, nach Vergleichung der griechischen und der sanskritischen Grammatik, sich einfach darüber wundert, wie lange es gedauert haben möge, bis diese einst vereinigten Sprachzweige so weit sich trennten, hat einen bessern und nützlichern Eindruck des langen Prozesses, der zu solchen Ergebnissen führte, als ein Gelehrter, welcher etwa 1000 Jahre als das Minimum dieses Wechsels annähme.

Wichtiger aber als alle Daten ist, daß wir den Blick nur um uns zu werfen brauchen, wenn wir Denkmäler der Urgeschichte unserer Rasse sehen wollen. Die Sprachen, welche in Deutschland, England, Skandinavien, Italien, Frankreich, Spanien, Rußland und den übrigen slavischen Gegenden, in Persien und Indien geredet werden, sind die ältesten Monumente, welche unsere Vorväter uns hinterlassen haben. Allerdings verändern sich die Sprachen fortwährend, aber so lange wir die Geschichte der Menschen kennen, ist noch keine neue Sprache entstanden. Wenn wir heute sprechen, gebrauchen wir also noch das nämliche Material, dessen die ersten redenden Vorfahren unserer Rasse sich bedienten. Man nenne etwa Adam den ersten Vorfahren, und wir sprechen noch heute die Sprache Adams, wenn gleich verstümmelt, zerstückelt und aufs neue zusammengeschweißt. Nach der sprachwissenschaftlichen Terminologie müssen wir sagen, daß alle arischen Nationen die Sprache der Gründer dieser Nationen reden, in demselben Sinne wie Dante die Sprache des Virgil, Guizot die Sprache Cicero's, oder Luther die Sprache des Ulfilas redete. Die Wörter, welche wir heute sprechen, sind seit Anbeginn der Sprache da, sie sind nicht innerhalb historischer Erinnerungen entstanden. Von der Erfindung neuer Waffen und Geräthe hören wir wohl erzählen, nicht aber von der Erfindung neuer Sprachen und Wörter. Neue Wörter sind alte Wörter, alt in ihren Grundstoffen, wenn gleich neu und wieder erneuert in der Form.

Wenn wir ein Wort analysiren, so finden wir, daß sein letztes Wurzelelement, das, welches einer Analyse widersteht, vorhistorisch, urthümlich und älter ist, als irgend etwas Menschliches im Reiche der Gedanken. In diesen Wörtern kann man die Geschichte des menschlichen Geistes lesen, den allmäligen Fortschritt von einfachen zu gemischten Gedanken, von materiellen zu abstrakten Begriffen, von klaren zu dunklen Bildern. Wenn man z. B. der Entstehung des lateinischen Wortes poena, die Strafe, nachgehen und erforschen will, welche ursprüngliche Bedeutung dasselbe hatte, so kommt man auf die Sanskritwurzel pû, reinigen. Die lateinische Derivation ward demgemäß nicht gebildet, um das, was heute den Begriff des Strafens hat, auszudrücken, sondern um die Reinigung, Besserung, Befreiung von der Sünde zu bezeichnen. Im Sanskrit wird mancher Gott angefleht, die Sünden der Menschen hinweg zu reinigen (punîhi), und das Substantiv pâvana — obgleich es nicht Bestrafung bedeutet, was im Sanskrit danda, Stock, lautet — nahm in späteren Zeiten den Sinn der Reinigung und Strafe an. Es ist klar, daß die Gedankenreihe, welche von der Reinigung zur Buße, von der Reinigung zur Strafe führt, ein moralisches und selbst ein religiöses Anschauungsgefühl in der Auffassung und Benennung von poena offenbart. Es zeigt uns ferner, daß in der Kindheit der Criminaljustiz die Bestrafung nicht allein als Rache, sondern auch als Besserung und Befreiung von der Schuld betrachtet wurde.

Zwischen der Etymologie und der Definition eines Wortes ist ein großer Unterschied, den man oft übersehen hat. Die Etymologie eines Wortes kann uns nie dessen Definition geben. Wir sind nicht berechtigt zu sagen, daß, weil punire ursprünglich reinigen bedeutet, die römische Auffassung der Strafe ausschließlich die der Reinigung war. Höchstens lag bei den ersten Römisch sprechenden Leuten noch der Begriff der Buße darin.

Durch Vergleichung und Analysirung von Wörtern, namentlich von solchen, die den meisten oder allen arischen Nationen gemeinsam sind, ist es uns möglich geworden, Gedanken zu errathen, welche die Herzen und Gemüther unserer ersten Vorfahren bewegten, die Gedanken von Menschen, von denen wir nicht wissen, wo und wann sie lebten, deren Geistesarbeit wir nicht nur das gediegene Erz, sondern auch das geprägte Metall verdanken, welches nun, so zu sagen, die intellektuelle Umlaufsmünze der arischen Welt ausmacht. Unsere Wörterbücher sind nur neue Ausgaben ihrer alten; unsere Grammatiken stammen von den ihrigen ab. Wenn wir das, was wir sind, nicht allein durch Fleisch und Blut sind, sondern auch durch Gedanken und Sprache, dann finden wir unsere nächsten Verwandten unter den Nationen Griechenlands und Italiens, Indiens und Persiens. Unsere Vorväter liegen in der alten arischen Heimat begraben, von wo aus, lange vor dem 15. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, diejenigen fortzogen, welche nach Indien die Sprache der Vedas und nach den Gestaden des ägäischen Meeres die Sprache Homers brachten.

Aber mit diesem Ergebniß begnügte sich die Sprachwissenschaft nicht. Nachdem sie die ursprüngliche Identität im grammatischen Bau des Sanskrit, Persischen, Griechischen, Lateinischen, der germanischen, slavischen und keltischen Sprachen nachgewiesen und die Originalbedeutung ihrer Worte erforscht, ging sie weiter, stellte eine Thatsache von gleicher Wichtigkeit fest und eröffnete ein neues Feld den Forschungen von noch größerm Interesse. Sie zeigte, daß die Umrisse der alten Religionen der genannten Völker überall dieselben sind, daß sie alle die gleichen Götter verehrten, und daß ihre früheste Verbindung untereinander nicht gelöst wurde, bevor die wichtigen Begriffe Gott, böser Geist, Himmel, heilig, verehren, glauben ihren Ausdruck gefunden hatten. Die Vergleichung der verschiedenen Formen der arischen Religion und Mythologie in Indien, Persien, Griechenland, Italien und Deutschland ist durch das Erwachen der vergleichenden Sprachkunde mächtig gefördert worden, und die Ergebnisse, welche man durch sie erlangte, wirkten bestimmend und abändernd ein auf die Ansichten, welche man über den Ursprung der Religion der Menschen hatte.

Aber noch mehr. Man fand bald, daß in jeder der

genannten Nationen die Tendenz vorherrschte, die ursprüngliche Auffassung der göttlichen Mächte abzuändern, die vielen Namen, welche ihnen beigelegt worden waren, mißzuverstehen, und die Gebete, welche man an sie richtete, falsch auszulegen. Auf diese Weise wurden einige Götter zu Halbgöttern, zu halb menschlichen Heroen, und die auf Sonne oder Sterne bezüglichen Mythen, die Anfangs wahr und verständlich erschienen, wurden in Legenden und Fabeln umgewandelt, die zu wunderbar erschienen um von gewöhnlichen Sterblichen geglaubt zu werden, zu profan, als daß die Zeitgenossen eines Thales oder Heraklitus sie nicht belächelt haben sollten. Diesen Vorgang kann man in Italien, Griechenland und Deutschland genau verfolgen. Ueberall findet man dieselbe oder doch beinahe dieselbe Geschichte von Göttern, Heroen oder Menschen erzählt. Die göttliche Mythe wird zur Heldensage, und aus der Heldensage entwickelt sich ein einfaches Ammenmärchen. Man hat von den Märchen gesagt, sie seien das moderne Patois der alten heiligen Mythologie der Arier. In vielen nordischen Sagen oder in Grimms Märchen ist der Inhalt der Geschichte der nämliche, wie in den morgenländischen Feenmärchen oder den griechischen Fabeln. Da liegt nun der Grundplan einer neuen Wissenschaft ausgebreitet und die zerbrochenen Reliquien der arischen Familie sind zusammengeholt worden aus den Hütten Schottlands, den Spinnstuben Deutschlands, den Bazaren Herats und den Klöstern Ceylons!

Wir haben solchergestalt einen Ueberblick der verschiedenen Nachforschungen gegeben, welche von den Sprachforschern, vor allen anderen jenen in Deutschland, in der neuesten Zeit angestellt worden sind. Ihnen schließt sich das neue ausgezeichnete Werk des Engländers Edward Burnet Tylor an: Researches into the early history of Mankind, and the development of civilisation. London, Murray 1865. 378 S. Wir gehen im Folgenden auf den höchst interessanten Inhalt näher ein.

Oftmals ist die Frage aufgeworfen worden, ob Alles in der Sprache, was modern erscheint, wirklich so alt sei, daß es durch eine fortlaufende Kette mit den ersten Lauten unserer arischen Vorältern verbunden werden kann, ob der Robin Hood der englischen Märchen mit dem Gotte Wodan oder Odin identisch sei, und daß, wenn dieses der Fall, es nicht auch mit Sitten und Gebräuchen sich ebenso verhalte? Allerdings sind wir nicht mehr Schäfer oder Jäger gleich unseren Vorältern. Wir waschen, kämmen und kleiden uns, während sie für Seife und Kamm noch keinen Ausdruck besaßen. Sie waren uncivilisirte Heiden. Wir sind „civilisirte Christen".

Trotzdem erscheint es als eine interessante Frage, ob nicht manche unserer modernen Gebräuche in die Urzeiten des arischen Volkes zurückgeführt werden können. Jakob Grimm hat eine höchst anziehende Abhandlung über die ältesten Formen der Todtenbestattung geschrieben und ist zu dem Ergebniß gekommen, daß bei den Ariern sowohl Begraben als Verbrennen der Leiche Sitte war, daß jedoch die nomadischen Völker das Verbrennen, die ackerbautreibenden das Begraben vorzogen. Ebenso hat er nachgewiesen, daß die Wittwenverbrennung sich keineswegs auf Indien allein beschränkte, sondern schon sehr früh unter den Thraciern, Geten und Skythen bekannt war, und daß die Selbstaufopferung der Brunhild am Pfeiler des Sigurd kein vereinzelter Fall in der Mythologie der germanischen Völker sei. Merkwürdige Uebereinstimmungen sind in den Heiratsgebräuchen der Hindus, Griechen, Römer und Germanen aufgefunden worden, und viele alte Sitten und Gesetze der Germanen vermochte Grimm auf correspondirende Gebräuche und Gesetze in Indien, Italien und Griechenland zurückzuführen.

Da wir mit diesen Studien noch in den Anfängen stehen, so bewegt man sich bei denselben am besten innerhalb einer sprachlich genau erforschten Völkergruppe. Ein vergleichendes Studium der arischen, der semitischen und der turanischen Gebräuche wird werthvollere Resultate ergeben, als eine Vermischung und Vergleichung der Gebräuche aller Menschen. Wenn wir einen und denselben Gebrauch in Indien und Griechenland finden, so dürfen wir annehmen, daß er derselben Quelle entsprungen sei und aus der Zeit der arischen Völker herstamme. Wird er aber auch in Amerika und Australien nachgewiesen, so muß man sich vor übereilten Schlußfolgerungen hüten. So ist der „Brautlauf" oder „Brût-loufti" der alten Germanen, der „Quânfang" oder „Weiberfang" der Skandinavier keineswegs auf die Arier allein beschränkt. Wir finden ihn auch unter den wilden eingebornen Stämmen der malayischen Halbinsel, die mit den Ariern nichts gemein haben. Auf die richtige Fährte gelangt man, wenn man dasjenige, was conventionell, individuell, örtlich oder national ist, von dem, was natürlich, allgemein, universell oder einfachmenschlich ist, trennt. Wenn wir z. B. eine metrische und rhythmische Dichtkunst nur bei Römern, Griechen und Indiern fänden, dann dürften wir diese Form der Poesie als speziell arisch ansprechen; wir sehen aber dasselbe auch bei den semitischen und turanischen Rassen und erkennen, daß Metrum und Rhythmus Formen sind, welche sich der menschlichen Zunge naturgemäß anbequemen und unter mehr oder minder günstigen Umständen zu größerer oder geringerer Entwicklung gelangen. Das Aneinanderreiben der Nasen, als Begrüßungszeichen, wird für einen speziell neuseeländischen Gebrauch angesehen. Allein es existirt gleichfalls in China, und Linné erwähnt es von den Lappländern. Hier erblicken wir den hauptsächlichen Unterschied von dem, was man ethologische Studien im Gegensatz zu den ethnologischen Forschungen nennen kann, und man erkennt, wie nothwendig es beim vergleichenden Studium der Sitten ist, daß spezielle Studien durch allgemeine Beobachtungen controlirt werden.

Tylor hat in dem ersten Bande seines Werkes mit bewundernswerthem Fleiße all' die ähnlichen und gleichen Sitten derjenigen Völker zusammengestellt, welche sprachlich mit einander verwandt sind, und auch die anderer, nicht verwandter Rassen herbeigezogen. Vorgänger hat er bei seiner mühevollen Arbeit wenige gehabt, besonders aber hat er die Werke von Dr. Gustav Klemm in Dresden und Dr. Adolf Bastian (Der Mensch in der Geschichte. Leipzig 1860. 3 Bde.) benutzt. Es ist erfreulich, einen Engländer so frei von Vorurtheilen zu finden, wie ihn; er geht als unbefangener Forscher zu Werke.

Der Glaube an Unsterblichkeit, welcher über einen großen Theil der Erde verbreitet ist, kann jedoch nicht als ein Zeugniß für eine historische Berührung der Völker gelten, bei denen er herrscht. Die alten Hindus glaubten an persönliche Unsterblichkeit, und in den Vedas finden wir Gebete, in denen sie ihre Götter anflehen, daß sie mit ihren Eltern in einer schönern Welt vereinigt sein möchten. Von den Lippen eines Griechen oder Römers erscheint uns ein solches Gebet undenkbar, während es uns in den heiligen Hainen Germaniens nicht überraschen würde. Jedenfalls ist es aber eine höchst interessante Aufgabe, die verschiedenen Vorstellungen von

der Unsterblichkeit bei den verschiedenen Völkern zu verfolgen. Im Nachstehenden sollen einige Andeutungen darüber gegeben werden.

Nach dem Glauben der Grönländer zieht die Seele eines Gestorbenen nach Torngarsuk, dem Lande, wo ewiger Sommer, ewiger Tag und keine Nacht herrscht, wo gutes Wasser, Vögel, Fische, Seehunde und Rennthiere in unerschöpflicher Fülle sind, die man ohne Mühe fangen und lebendig in ungeheuren Kesseln kochen kann. Die Reise in dies gesegnete Land ist aber schwierig; die Seelen müssen fünf Tage lang eine abschüssige Eisbahn hinabrutschen, die mit dem Blute der Vorgänger besudelt ist. Besonders schlimm ist die Reise im Winter, dann kann die arme Seele den „zweiten Tod" erleiden und nichts bleibt von ihr übrig.

In der Brücke Es-Sirat, welche mitten durch die mohammedanische Hölle führt, die feiner als ein Haar und schärfer als die Schneide eines Schwertes ist, zeigt sich eine ähnliche Auffassung. Auch die Juden wissen von einer Höllenbrücke, über welche die Ungläubigen gehen müssen. Diese Idee einer Brücke läßt sich noch in Java, Nord- und Südamerika nachweisen, und in Polynesien wird die Brücke durch einen Nachen ersetzt, welcher die Seelen über das Wasser fortführt.

Die eingebornen Stämme des südlichsten Theiles von Südamerika glauben an eine gute und an eine böse Macht, nebenher auch an viele niedere Gottheiten. Diese waren Stifter und Vorfahren der verschiedenen Familien, und wenn ein Indianer stirbt, geht er wieder zu ihnen und lebt mit der Gottheit, die das Haupt seines Stammes ist. Alle diese Götzen haben ihre eigene Wohnung in großen unterirdischen Höhlen. Bei den Mandanen am Missouri hängt der Glaube an das zukünftige Leben mit der Tradition von ihrer Herkunft zusammen. Das ganze Volk wohnte einst unterirdisch in der Nähe eines großen Sees. Ein Weinstock trieb seine Wurzeln von der Erde hinab bis zu ihren Wohnungen und ließ sie das Licht ahnen. Einige der Kühnsten kletterten an der Rebe in die Höhe und waren entzückt vom Anblicke der Erde, die mit Büffeln bedeckt war und Früchte in unendlicher Menge zeitigte. Die Trauben, welche sie mit zurückbrachten, schmeckten ihren Genossen dergestalt. daß die ganze Nation sich zur Auswanderung auf die Oberfläche der Erde entschloß. Männer, Frauen und Kinder kletterten an den Wurzeln des Weinstocks in die Höhe; doch als die Hälfte der Nation oben war, zerriß die Rebe unter dem Gewichte eines dicken, alten Weibes, und die Zurückbleibenden waren dadurch vom Sonnenlicht und den Freuden der Erde ausgeschlossen. Die Mandanen glauben nun, daß sie nach dem Tode unter die Erde zu ihren Ursitzen eingehen und dort sich wieder mit den zurückgebliebenen Stammesgenossen verbinden. Verwandten Erzählungen begegnen wir in malayischen und polynesischen Gegenden. An die Stelle des Weinstockes tritt ein Seil, ein Spinnenfaden, eine goldene Leiter, eine Rauchsäule oder ein Regenbogen.

Die Polynesier glauben, daß der Himmel bis zum Horizont hinabgehe und so die Erde umrahme. Darum nennen sie die Fremden auch „Himmelsbrecher" oder Papalangi, weil sie meinen, daß sie von einer Außenwelt kommen und den Himmel durchbrochen haben. Nach ihrer Vorstellung ist die Erde ein großes Haus mit vielen oberirdischen und unterirdischen Stockwerken; wir leben im Erdgeschoß; durch Oeffnungen in der Decke fällt der Regen auf uns herab, und die Menschen, welche oben oder unten wohnen, kommen zuweilen auf die Erde (ins Parterre) zum Besuche!

Nach Catlins Berichte glauben die Tschoktas-Indianer in Nordamerika, daß die Seele nach dem Tode eine große Reise nach Westen machen und über einen wilden, tiefen Strom setzen müsse, über den nur ein glatter, abgerindeter Kieferstamm liegt. Drüben lachen die herrlichsten Jagdgründe; obgleich am jenseitigen Ufer sechs Menschen mit großen Steinen nach den Seelen werfen, gelangen die Guten doch glücklich hinüber, während die Sündigen ausrutschen und in den 1000 Fuß tiefen Abgrund stürzen.

Die Neuholländer nehmen an, daß alle guten und ordentlich begrabenen Menschen nach dem Tode in den Himmel gelangen werden. Im Himmel leben zwei gute Gottheiten; er ist ein herrlicher Ort, in dem Wild und Nahrung im Ueberflusse vorkommen. Dort herrscht weder Kälte noch Hitze, weder Regen noch Trockniß, kein böser Geist, keine Krankheit, kein Tod. Aber lustige Spiele, Gesang und Tanz findet man in Menge. Der böse Geist lebt aber in der tiefsten Tiefe; merkwürdiger Weise ist er mit Hörnern und Schwanz ausgestattet, obgleich die Neuholländer vor der Einführung des Rindviehs Thiere mit Hörnern nicht kannten. —

Alle diese Formen des Glaubens an ein künftiges Leben sind unabhängig von einander bei den verschiedenen Völkern entstanden und bieten keinen Anhaltepunkt für eine historische Beziehung unter diesen Rassen. Aber es gibt auch Fälle, in denen man einen Zusammenhang auf die eine oder andere Weise annehmen muß. Wenn man in Südafrika den nämlichen Thierfabeln begegnet, wie im Reinecke Fuchs, so kann diese seltsame Uebereinstimmung nicht aus natürlichen Ursachen erklärt werden.

Dasent hat nachgewiesen, daß die Volkserzählungen im Westen und Süden Afrika's aus derselben Quelle stammen müssen, wie viele alten Mythen in Europa. Dr. Bleek hat unter dem Titel „Reynard the Fox in South Africa" eine Sammlung von Hottentottenfabeln herausgegeben. Diese Thierfabel gehört dort zu den Hausmärchen, sie ist aber entschieden durch spätern europäischen Einfluß dorthin gekommen.

Wo Uebereinstimmungen in den Gebräuchen und Traditionen der Völker vorkommen, welche nie Beziehungen zu einander gehabt haben, begnügt sich Tylor einfach damit, die Thatsachen nebeneinander zu stellen, ohne daraus weitere Schlüsse abzuleiten. Nur in einem Falle hat er es versucht, einen historischen Zusammenhang zwischen amerikanischer und asiatischer Mythologie an der Hand gewisser ähnlicher Legenden herzustellen. Doch bezweifeln wir ganz entschieden, daß die Gründe, welche er anführt, zwingend genug sind, um einen so kühnen Bogen zu stützen.

In Centralamerika kennt man eine Erzählung, daß zwei Brüder, welche eine gefahrvolle Reise nach dem Lande Xibalba antraten, in dem Hause ihrer Großmutter jeder ein Rohr pflanzten, damit die Daheimbleibenden an deren Blühen oder Welken erkennen sollten, ob sie, die Brüder, gesund oder todt seien. Dieselbe Geschichte begegnet uns in Grimms Märchen. Die zwei „Goldkinder" beschließen hinauszugehen und die Welt zu durchwandern. Da wird ihr Vater betrübt und fragt sie, wie er Nachricht von ihnen erhalten solle, und sie antworten ihm: Wir lassen Dir hier diese zwei goldenen Lilien; die werden Dir anzeigen, wie es uns geht. Sind sie frisch, dann geht es uns gut; welken sie, dann sind wir krank, und

gehen sie ein, dann sind wir todt. Grimm hat dieselbe Idee auch in türkischen Erzählungen nachgewiesen. Jedenfalls ist das Vorkommen dieser merkwürdigen Idee in Centralamerika, Deutschland und Indien ein seltsames Faktum. Fände sie sich nur in indischen und deutschen Erzählungen, so könnte man sie als ein allgemein arisches Eigenthum hinstellen, da sie aber auch in Centralamerika vorkommt, so muß man annehmen, daß sie durch spätern europäischen Einfluß dorthin gelangte, was durchaus nicht unmöglich, oder es muß ein allgemein menschliches Element, eine Sympathie zwischen dem Leben der Blumen und der Menschen nachgewiesen werden, und das letztere wird das Richtige sein. Tylor führt noch einige analoge Fälle an. Wenn die neuseeländischen Maoris zu einem Kriegszuge ausziehen, so stecken die Priester Stäbe in den Erdboden, welche die verschiedenen Krieger vorstellen; derjenige, dessen Stab vom Winde umgeblasen wird, fällt in der Schlacht. In Britisch-Guyana pflanzt man bei der Verlobung der Kinder Bäume, gleichsam als Zeichen des Kontraktes. Welkt ein Baum hin, so stirbt das Kind vor eingegangener Ehe. Das wird dann als unglückliche Vorbedeutung aufgenommen, und schon die Thatsache, daß wir solche Dinge als unglücklich bezeichnen, beweist, daß hier etwas allgemein Menschliches in diesen Erzählungen angenommen werden muß, und daß wir an keinerlei historische Berührung zwischen den Eingebornen von Guatemala und den Ariern Indiens und Deutschlands zu denken brauchen.

Es ist gleichfalls ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß die Mexikaner glauben, eine Mondfinsterniß werde durch das Verschlingen des Mondes von einem Drachen herbeigeführt, eine Vorstellung, welche auch die Hindus haben. Ja, bei beiden Nationalitäten herrschte dieser Glaube fort, nachdem man lange die wahre Ursache der Verfinsterung erkannt hatte. Auch hier liegt eine natürliche Vorstellung zu Grunde und man braucht nicht an Völkerberührungen zu denken. Das Manuskript des Popol Vuh, welches die amerikanische Quelle ist, ist nicht älter als Ende des 17. Jahrhunderts und daher möglicherweise nicht frei von europäischen Einflüssen.

Daß in früheren Zeiten eine Einwanderung von dem Nordosten Asiens nach dem Nordwesten Amerika's stattgefunden, läßt sich durch nichts beweisen. Allerdings gibt es zerstreute Anzeichen in den Sprachen, der Fauna und Flora dies- und jenseits der Behringsstraße, welche auf eine jetzt verschwundene „Brücke" zwischen beiden Ländern hinweisen — aber Alles ist unsicher und berechtigt zu keinen gültigen Schlüssen. Tylor gibt einen kleinen Beitrag zur Lösung dieser wichtigen Frage, über welche so viel geschwindelt wird. Joannes de Plano Carpini, welcher 1246 über die Sitten der Tataren schrieb, sagt, bei ihnen herrsche der Aberglaube, Niemand dürfe mit einem Messer das Feuer berühren, in der Nähe des Feuers eine Axt benutzen oder mit einem Messer Fleisch aus einem Kessel nehmen, der über dem Feuer steht. Bei den Kamtschadalen, weiter östlich in Asien, finden wir dasselbe, und die Siouxindianer in Nordamerika haben genau denselben Aberglauben. Eine merkwürdige Uebereinstimmung, welche noch merkwürdiger durch die pythagoräische Maxime wird: Schüre das Feuer nie mit einem Schwerte. — So kommt Tylor zuletzt zu dem Schlusse, daß für fast jeden Gebrauch sich ein Analogon an einem andern Orte auffinden lasse, ohne daß man eine geschichtliche Uebertragung anzunehmen habe.

Selbst ganz einfältige und scheinbar grundlose Sitten sind weit verbreitet, z. B. wie das Wochenbetthalten der Männer, deren Frauen niedergekommen sind; dafür besitzen wir bereits 2000jährige Zeugnisse. Marco Polo, welcher China im 13. Jahrhundert durchwanderte, bemerkte diesen Gebrauch in der Provinz West-Yünnan. Das Volk aber, unter dem er diese Sitte beobachtete, gehört nicht zur chinesischen Rasse, sondern ist das eingeborne der dortigen Gegend. Unter diesen Mian-tze (Miao tse), d. h. Bodenkindern, besteht der Gebrauch, welchen der Venetianer vor 600 Jahren fand, heute noch.

Strabo erwähnt diesen Gebrauch, welchen die Franzosen „Couvade" nennen, unter den Iberern Nordspaniens, und ein neuerer Reisender, M. F. Michel, erzählt von den Basken, den Nachkommen dieser Iberer: In Biscaya steht die Frau gleich nach der Niederkunft auf und verrichtet ihre häuslichen Geschäfte, während der Ehemann sich ins Bette legt, das Kind zu sich nimmt und die Glückwünsche der Nachbaren empfängt. Der Gebrauch findet sich auch in den ehemals aquitanischen Gegenden Frankreichs, wo er als „faire la couvade" bezeichnet ist. Man findet ihn in Navarra und auf der ganzen französischen Seite der Pyrenäen, also wo im Alterthum Iberer saßen. Legrand d'Aussy erwähnt eines alten französischen Fablians, in welchem der König von Torelore „au lit et en couche" vorkommt, und nach demselben Autor existirt der Gebrauch noch heute in Béarn, das auch auf altiberischem Boden steht. Diodorus Siculus erzählt von der Befolgung dieser seltsamen Sitte in Corsica, Apollonius Rhodius weist sie am Schwarzen Meere bei den Tibarenern nach.

So können wir diese merkwürdige Erscheinung durch einen Zeitraum von mehr als 1800 Jahren durch das westliche China, die Länder am Schwarzen Meere und Corsica bis nach Spanien verfolgen, unter Völkern, die nie in Zusammenhang mit einander standen und deren Sprachen keine Verwandschaft zeigen. Es ist daher in der Ordnung, wenn man die Frage aufwirft, ob dies ein natürlicher Gebrauch sei und worin er seine Begründung habe? Gebräuche, die nach Verlauf einer langen Zeit außergewöhnlich erscheinen, haben zumeist einen einfachen Anfang. Daher diene Folgendes zur Erklärung der Couvade.

Unter den Land-Dayaks auf Borneo darf der Ehemann vor der Geburt eines Kindes mit keinem scharfen Instrumente arbeiten, kein Thier tödten oder eine Flinte abfeuern, damit keine übeln Wirkungen auf das Kind hervorgebracht werden. Nachdem das Kind geboren ist, wird der Vater einige Tage eingesperrt und in Betreff der Speise auf Reis und Salz beschränkt, damit nicht etwa sein eigener, sondern seines Kindes Magen keinen Schaden erleide. In Grönland darf der Mann kurze Zeit vor der Entbindung seiner Frau nicht arbeiten, damit das Kind nicht sterbe. Bei allen diesen Anordnungen, welche sich durch weitere Beispiele vermehren lassen, ist die ursprüngliche Absicht klar. Durch Lärm, Unruhe und heftiges Wesen des Ehemannes zur Zeit der Entbindung kann das Kind leicht zu Schaden kommen; — das war der erste Anstoß zu dem seltsamen Gebrauche, der sich allmälig aus dieser Anschauung entwickelte. Alles, was damit zusammenhing, ward verdienstlich und endlich zur feststehenden Sitte. Du Tertre hat sie unter den Caraiben Westindiens, der Jesuit Dobritzhoffer unter den Abiponen Südamerika's angetroffen, und aus ihren unbefangenen Beschreibungen geht die Erklärung, welche oben gegeben wurde, von selber hervor. Der arme Ehemann wurde zuerst von den weiblichen Verwandten tyrannisirt und dann abergläubig gemacht. Er machte sich nun selbst zum Märtyrer, bis er durch Einbildung wirklich krank

wurde. Das mag der wahre Grund dieser außergewöhnlichen Sitte sein, welche, wie schon bemerkt, in Spanien, Corsica, am Pontus, in Afrika, den ostasiatischen Inseln, Westindien, Nord- und Südamerika angetroffen wird.

Es ist ungemein anziehend, beim Studium der Sitten deren Wachsen und große Beständigkeit zu beobachten. Allerdings sind wir nicht länger Wilde, wir stecken keine Ringe, Knochen oder bunte Federn mehr in den Nasenknorpel, oder Holzklötze in die Lippen, aber die Ohren des weiblichen Geschlechtes werden auch noch heute in Europa durchbohrt, um Ringe darin zu befestigen.

Die Trauringe werden weder im alten noch im neuen Testamente erwähnt; es ist ein altheidnischer Gebrauch, ob römisch oder germanisch läßt sich nicht mit Sicherheit entscheiden. Der Ring bedeutet einfach die Fessel, durch welche das Weib an den Mann gekettet ist. In England trägt die Frau allein den Ring, während der Gebrauch in Deutschland gegenseitig ist. Die gleiche Sitte finden wir unter den wilden Stämmen der malayischen Halbinsel, doch wurde sie dort höchst wahrscheinlich durch christliche Missionäre eingeführt.

Die Empfangsfeierlichkeiten und Drawing-rooms unserer Fürsten sind Ueberbleibsel barbarischer Sitten, die bis ins Mittelalter zurückreichen, wo jeder Unterthan dem Könige seine Huldigung darbringen mußte. In Ninive setzte der Herrscher seinen Fuß auf den Nacken des Unterthans, und in Europa küßt man noch die Hand des Fürsten. Auf den Tongainseln hebt der Häuptling den Fuß nach hinten in die Höhe und die Untergebenen berühren die Fußsohle, zum Zeichen, daß sie sich unter dieselbe stellen.

Wir sehen alle Tage, daß Herren ihre Handschuhe ausziehen, um einer Dame die Hand zu reichen. Es geschieht dies nicht blos, um statt des kalten Leders einen warmen Druck zu geben, sondern weil in früherer Zeit ein Druck mit stählernem Handschuh schmerzvoll war; man zog ihn aus.

Ein anderer seltsamer Zug in der Geschichte der Sitten ist das Unvermögen, über die Gebräuche fremder Völker oder früherer Jahrhunderte vorurtheilsfrei sprechen zu können. Eine Europäerin kritisirt die nackten Füße der Orientalinnen, während diese das unverschleierte Gesicht derselben höchst anstößig finden. Göthe aß, so sagt der Engländer Tylor, den Fisch auch mit dem Messer und Dante wechselte oft wochenlang seine Wäsche nicht — dabei schwinden allerdings mancherlei Illusionen. Wir finden die Trauer in Schwarz höchst natürlich. Die Australier trauern weiß und, fügen wir hinzu, dasselbe ist bei den Wenden der Lausitz der Fall. Der Teufel wird bei uns schwarz dargestellt; die Neger der Guineaküste kennen nur weiße böse Geister. Bei den nördlichen Völkern ist die Hölle kalt und eisig, während diejenigen, welche ihre Vorstellung derselben aus dem Osten erhielten, sie in feuriger Glut ausmalen. Wer hat nun Recht?

Wir werden noch einige Auszüge aus Tylors vortrefflichem und sehr lehrreichem Buche mittheilen.

Der Quorra oder Niger.

Eine geographische Skizze von **H. Mezger.**

I.

Ein altes Wappen aus dem 16. Jahrhundert stellt uns einen Strom dar mit der Devise: „Parte sui meliore latet", Dunkel liegt auf seinem bessern Theile. Wenn dieses auch zunächst von Aegyptens heiligem Nile gilt, dessen Erforschung seit uralten Zeiten schon Aufgabe der Wissenschaft war, und deren Lösung erst unserer Zeit vorbehalten zu sein scheint, so läßt sich doch nicht weniger passend davon Anwendung auf seinen Schwesterstrom, den gewaltigen Quorra oder Niger, machen, obwohl auch hier der Schleier durch die neuesten Entdeckungen mannichfach gelüftet, ganz aber noch nicht gehoben ist. Und in der That haben ja auch von jeher beide Ströme in einem gewissen gleichartigen Verhältnisse zu einander gestanden, welches so weit ging, daß ältere Geographen, deren Verdienste um die Erforschung Afrika's von hoher Bedeutung sind, wie z. B. Ebn Batuta, geradezu seine Identität mit dem Nil annehmen zu müssen glaubten, Voraussetzungen, welche der alte Name des Stroms „Nil el kabir", d. i. der größere Nil, nur zu rechtfertigen schien.

Aber unendliche Opfer und Anstrengungen hat es gekostet, den Lauf dieser mächtigen Pulsader des centralafrikanischen Verkehrs mit einiger wissenschaftlichen Sicherheit bestimmen zu können.

Schon die mannichfachen Namen des Stromes, welche er an seinen verschiedenen Theilen führt, haben von früher Zeit her zu irrigen Angaben geführt. Seit Ptolemäus und Plinius ist die Bezeichnung „Niger" (wohl abzuleiten von n-Eghirrën, welchen Namen er im Munde der Tuareg führt) bei uns allgemein geworden, obwohl im ganzen Sudan dieser Name unbekannt ist; Edrisi und Leo Africanus haben ihn dann auf unseren Karten eingeführt. Ein gemeinsamer Name fehlt in Afrika; die Mandingos oder Wakore nennen ihn Dhiulibao Juliba (großer Fluß), die Fulbe Mayo, die Tuareg Eghirrën, die Sjourhay Issa oder Schai; am untern Laufe sind die Namen Imoscharh, Issa, Kuara (Quorra) und Bakinrua gebräuchlich. Seine Quellen befinden sich in der waldreichen Gegend südöstlich von den Quellen des Senegal zwischen zwei mäßigen Gebirgsrücken, den Soliman- und Kurankobergen, wahrscheinlich unter 11° nördl. Br. (nach Mollien 10° 16" nördl. Br., 13° 35" westl. L.) Durch Zuflüsse aus der höchst wasserreichen Gegend verstärkt, erreicht er bald eine beträchtliche Breite, so daß schon bei Marabut die Schifffahrt beginnt und ihn Mungo Park 30 Meilen von seinem Ursprunge entfernt bereits den größten afrikanischen Strom nennt, den er noch gesehen. Nach einem raschen und ungestümen Laufe durch die Bergländer des Reichs Futa verläßt er

bei Bammaku die Mandingo-Hochterasse und tritt bei Dschabbi nach einer Anfangs nordwestlichen, dann nordöstlichen Richtung in die Ebene ein. Die Hindernisse, welche häufige Stromschnellen auf dem Hauptarme der Schifffahrt entgegenstellen, läßt ein sehr weit verzweigtes System von Hinterwassern umgehen, eine Eigenthümlichkeit, welche überhaupt das centralafrikanische Stromgebiet charakterisirt. Schon bei Dschabbi gewinnt der Verkehr an Lebhaftigkeit, da die Stadt selbst ein wichtiger Stationspunkt auf der Karawanenstraße nach dem östlichen Sudan ist.

Der Strom bietet schon hier dem Blicke die ganze Fülle majestätischer Pracht dar, wie denn auch Mungo Park, dessen Name in der Geographie mit dem des Niger eng verwoben bleiben wird, als er ihn hier zum ersten Male erblickte, in seinem Tagebuche schreibt: „Als ich ihn nun vor mir sah, erblickte ich mit dem größten Entzücken den Gegenstand meiner Sendung; der lange vergeblich gesuchte majestätische Nigerstrom glänzte in der Morgensonne daher, breit wie die Themse bei Westminster, und sanft strömend gegen den Aufgang."

Allmälig ändert sich auch die Richtung des Stroms und durchschneidet in nordöstlicher Linie das mächtige Reich Bambara, dessen Residenz Sego, eine Stadt von etwa 30,000 Einw. mit breiten Straßen und großen Moscheen, den Mittelpunkt des Handels und Verkehrs auf dem obern Laufe des Quorra bildet. Ueberhaupt läßt sich die Bemerkung machen, daß nach dem Innern zu eine fortschreitende und höhere Civilisation und Kultur sich geltend macht, was sonderbarer Weise nicht aus der Nähe der nördlichen Kulturstaaten sich erklären läßt, sondern wohl auf den mächtigen Einfluß, welchen in früheren Zeiten Aegypten auf den Sudan und besonders auf das gewaltige Sonrhay-Reich geübt hat, zurückzuführen ist.*)

Der ganze Anblick des Gebietes von Mássina, des ausgedehnten Pullostaates, muß den Eindruck von Wohlstand und Fruchtbarkeit machen, der durch zahlreiche Fulbe-Dörfer und Städte in der Ufergegend, wie Sansanding, Niara, Jowaru, Silla ꝛc., erhöht wird. Zahlreiche Heerden der Foulahs beleben das Land, auf dem Strom selbst schwimmen viele Boote, die mit Indigo, Tabak, Glaskorallen, Zeug aus Haussa und der kostbaren Seide, welche von Marokko eingeführt wird, beladen sind. Der Niger bietet durch seinen Fischreichthum eine reiche Quelle des Erwerbes dar. Besonders Sansanding ist ein wichtiger Verkehrspunkt für die Salzkarawanen, welche von dem Südrande der großen Wüste, namentlich aus den Salzgruben von Tardenni, das Produkt hieher bringen und Last sammt Kameel entweder in die hochgeschätzten Haussa-Zeuge oder gleich in baare Summe, d. h. in das hier übliche Muschelgeld — Kauris — umtauschen.

Unterhalb Silla nimmt der Strom seinen ersten bedeutendern Nebenfluß von Süden auf, den Ba Nimma, welcher aus dem Konggebirge kommt und eine wichtige Nebenader für den Hauptverkehr auf dem Strome aus den südlicheren Gegenden, wie Baeddo und den Gebirgsländern Minianas, bildet. Bei Benendugu treten allmälig die Uferhöhen weiter zurück, und der Strom erweitert sich zu einem großen Wasserbecken, dem Dibbie oder Debu See (Bahar Tieb). Dichte Waldungen von Dattelpalmen, in denen viele wilde Thiere hausen, umgeben die Seeufer, während im Nordwesten die Wüste El Sharrag bis an den Uferrand sich ausdehnt. Der größere Theil der Bewohner dieser Gegenden ist arabischen Ursprungs, obwohl auch die Negerbevölkerung keine geringe ist; jene stehen gerade nicht im Rufe großer Frömmigkeit und Biederkeit und plündern die Karawanen. Der See, auf welchem zahlreiche Boote fahren, zieht sich seiner größten Ausdehnung nach von Südwest nach Nordost. In der Nähe des Ufers in bewaldetem Thale steht das Mekka des gläubigen Sudans, ein altergraues Heiligthum aus rothen Feldsteinen erbaut und mit Rohrmatten bedeckt mit dem Grabe Sidna Mohammeds, der ein Verwandter des großen Propheten war, nach Sonnenaufgang zu in der Richtung der heiligen Stadt, dem Ziel jedes gläubigen Moslim, rings umgeben von den Gräbern der Todten des Stammes; sogar die heilige Kaaba an der Schwelle darf der Verehrung des Frommen nicht fehlen; der Ort selbst führt den Namen El Hezsch.

Der Strom verläßt den See vermittelst mehrerer Arme, welche fruchtbares Weideland einschließen und sich erst kurz vor Timbuktu wieder vereinigen. Die Passage auf dem Fluß ist zwar durch mehrere Stromschnellen mannigfach gehemmt, dennoch steigert sich der Verkehr, je näher jener Mittelpunkt des ganzen westlichen Sudans rückt, der sich so lange räthselhaft und geheimnißvoll unseren Blicken entzogen hatte. Ein Arm des Stromes führt uns nach Kabara, der Hafenstadt Timbuktu's, denn dieses ist ungefähr 7—8 Seemeilen vom Hauptarme entfernt, das malerisch auf einem sanft gerundeten Hügel liegt. Nur 150 bis 200 Häuser nebst einer Menge von Rohrhütten bilden die Stadt, deren Bevölkerung — Sonrhay — etwa 2000 Köpfe zählen mag. Ein kahler, öder Landstrich trennt Kabara von Timbuktu, und die Eingebornen hätten keine bessere Bezeichnung dafür finden können, als den Namen „Ur-immandeß", d. h. „er hört es nicht", wenn nämlich das Angstgeschrei und der bange Hülferuf des einsamen Wanderers unter den Händen roher Räuberhorden vergeblich durch die Wüste hallt — ganz charakteristisch für den jetzigen Zustand des Landes.

Frühzeitig ist die Kunde von der Existenz jenes großen Emporiums des Welthandels im Sudan zu uns gedrungen. Edrisi, der zwar nie in Afrika gewesen, welchem aber für die Geographie äußerst wichtige arabische Handschriften, die später verloren gegangen, zu Gebote standen, kennt diese Stadt noch nicht; aber schon Ebn Batuta (1352) weiß von ihr. Der Portugiese Johann Rodriguez berichtet, eine Stadt Tambukutu liege am Flusse Ennyl (Akad. der Wiss. München, VI. B. I. Abth.); Ennyl aber sei der Senegal, woraus sich dann die lange für gültig gehaltene Ansicht bildete, Timbuktu liege am Senegal. Als später die Portugiesen von ihren Faktoreien an der Westküste aus Handelsverbindungen mit Timbuktu anknüpften, kam freilich der lang geglaubte Irrthum an den Tag; zugleich aber verlegte man die Stadt weit nach dem Westen zu. Leo Afrikanus hat schon bestimmtere Mittheilungen. Als Gründungsjahr der Stadt gibt er 1213 (610 der Hedschra) an. Um diese Zeit war es auch (etwas früher), daß, wie Ahmed Baba in seiner unschätzbaren Chronik des Sudans berichtet, der Islam im Süden immer weitere Fortschritte machte und die ersten Sonrhayfürsten die neue Religion annahmen. Damals bildeten zwar die Tuareg oder Imoscharh noch die Hauptmasse der Bevölkerung, aber der Einfluß der Sonrhay läßt sich schon zu jener Zeit nicht mehr verkennen, und der ursprüngliche Name der Stadt, Tumbutu, d. h. Höhle oder Mutterleib (hergenommen von der Lage der Stadt zwischen zwei Sandhügeln) ist ein Sonrhaywort.

Nach heftigen Kämpfen erlangte endlich die Sonrhay-

*) Dieser Einfluß bleibt erst nachzuweisen; was man seither darüber gesagt hat, beruht zum größten Theil auf beliebiger Annahme.
A.

bevölkerung das Uebergewicht über die Tuareg, und im Gefühle jugendlicher Kraft sehen wir die Bewohner von Timbuktu im 14. Jahrhundert schon als Eroberer auftreten. Die Dynastie der Ssonni erhob 1488 das eroberte Timbuktu zur Hauptstadt des neuen Reichs, und als nach einem höchst unerquicklichen Dynastienwechsel ein Eingeborner den Thron bestieg, begann die Blüthezeit der Ssourhay. „Hadsch Mohammed Aßkia (1492), der größte Regent des Sudans, ist der beste Beweis der Entwicklungsfähigkeit, deren auch die schwarze Rasse fähig ist". *) Seine glorreiche Laufbahn, sagt Dr. Barth in seinem klassischen Reisewerke, muß uns mit seinem Anfange versöhnen. Während er einerseits die Grenzen seines Reichs im Westen fast bis zum Atlantischen Ocean und südlich von dem Reiche Massi 12° nördl. Br. bis an die Grenzen Marokko's ausdehnte, ließ er doch andrerseits das durch eine Reihe von Jahren schwerer Kriegsnoth und blutiger Drangsale tief gesunkene und erschöpfte Reich auch die Segnungen des Friedens und der Ruhe genießen, verringerte das Heer, pflegte Gerechtigkeit und Gericht und förderte die Bildung unter allen Klassen der Bevölkerung. **) Ahmed Baba sagt von ihm, daß Gott sich seiner bedient habe, die wahrhaft Gläubigen von ihren Leiden und ihrem Elende zu erretten. Wie verdient er sich selbst um die Wissenschaft gemacht hat, davon gibt der Umstand Zeugniß, daß er aus weiter Ferne die Gelehrten an seinen Hof rief und sie als die Zierde seines Thrones ansah. Selbst die Stelle des Statthalters von Timbuktu scheint von einem Faki, d. h. Gelehrten, besetzt gewesen zu sein. Darauf bezieht sich auch die Angabe Leo's, daß zu jener Zeit dorthin viele klassische Manuskripte gekommen und theuer verkauft worden seien, was Jackson bestätigt fand. Handel und Verkehr erreichten unter ihm die höchste Blüthe und Ausdehnung. Freilich mußte die Lage der Stadt in der Nähe von Kulturstaaten, wie Aegypten, ***) welchem der Sudan überhaupt ganz merkwürdiger Weise seine Civilisation verdankt, Tripoli's und Marokko's, sowie der europäischen Colonien an der Westküste am Ausgange der großen Karawanenstraße aus der Sahara nur begünstigen. Kairo, Tunis, Oran, Fes und Marokko sandten ihre Handelsartikel in großen Karawanen von nicht selten 16 bis 20,000 Kameelen auf den Markt nach der Residenz des Ssonrhayreiches.

Doch fehlten auch der Regierung des intelligenten Negerfürsten ihre Schattenseiten nicht. Die Keime des Zerfalls lagen in den unaufhörlichen Haremsumtrieben und Prätendentschaften, und die aufrührerischen Umtriebe der kaiserlichen Prinzen, besonders seines Sohnes Mussa, mußten Aßkia bitter an den Anfang seiner eigenen Herrschaft erinnern. Als nach mannigfachen Schicksalswechseln endlich die „ruhmreiche" Dynastie ausstarb, folgte eine ruhelose und wirrenvolle Periode der Anarchie. *) Zu Ende des 16. Jahrhunderts kam das ehemals so gefürchtete Reich unter marokkanische Herrschaft, welche Timbuktu und die Schifffahrt auf dem Niger lange Zeit in Händen hatte. Als endlich die Fremdherrschaft im Anfange unsers Jahrhunderts gestürzt wurde, rangen die beiden herrschenden Völker der Tuaregs und Fulbe (nach Barths gewichtigem Urtheile ohne Zweifel der intelligenteste aller afrikanischen Stämme) mit wechselndem Glücke um die Obergewalt, welche endlich nach blutigen Parteizwisten in mannigfacher Beschränktheit den Fulbe zufiel. Doch wir haben damit die Gegenwart erreicht.

Timbuktu liegt in einer Ebene von Sandhügeln umgeben in nicht zu weiter Entfernung vom Südrande der großen Wüste. (Nach Petermanns Berechnung unter 17° 37′ nördl. Br. und 3° 5′ westl. L. v. G.) Ein schmaler Vegetationssaum zieht sich in südlicher Richtung dem Flusse entlang, während die ganze übrige Umgebung den Eindruck einer kahlen und öden Wüstenlandschaft, welche nur der Herbstregen mit einem Anflug von Grün zu bekleiden vermag, machen muß. Die Stadt ist in Form eines Dreiecks, dessen Spitze gegen Norden steht, gebaut und mag ungefähr 2½ deutsche Meilen an Umfang haben. Die Straßen und Gassen sind meistens so eng, daß zwei Reiter nur mit Mühe einander ausweichen können, doch macht das Ganze den Eindruck der Wohlhabenheit und des Reichthums. Der größere Theil der Stadt besteht aus einstöckigen, quadratartig aufgeführten Thonhäusern, zwischen welchen unzählige Rohrhütten zerstreut liegen; nur die der Vornehmeren erheben sich bis zu zwei Stockwerken, von denen manche in ihrer Façade sogar einen deutlichen Versuch von architektonischer Verzierung zeigen; einen eigenthümlichen Anblick gewähren dagegen die bienenkorbartigen runden Mattenhütten, wie sie in ganz Ssourhay gebräuchlich sind. Bedeutende Bauwerke besitzt die Stadt außer den drei großen Moscheen nicht. **) Unter diesen ragt besonders die Djéngere-ber (d. i. große Moschee) am Westende der Stadt, mit neun Schiffen von verschiedener Größe und Bauweise und obeliskenartigem hohen Thurm hervor. Eine alte Inschrift bezeichnet Manssa Mussa, König von Melle (14. Jahrh.) als ihren Gründer. Das äußerste Ende des nördlichen Stadtviertels findet in großartiger Weise seinen Abschluß in der massiven Moschee Ssan-kore, welche in neuerer Zeit durch den Scheich El Bakáy in ihrer ganzen frühern Größe wiederhergestellt worden ist und einen imposanten Anblick darbietet.

Die Einwohnerzahl ist jetzt bis auf 13,000 herabgesunken, mit Ausschluß der zahlreichen Fremden, welche wenigstens in der Zeit vom November bis Januar nicht unter 5 bis 10,000 anzuschlagen sind, da ja die Stadt wegen der Unfruchtbarkeit der Gegend sich lediglich auf Handel mit anderen Ländern angewiesen sieht. Daß aber gerade zu jener Zeit Handel und Verkehr auf dem Markte

*) Für jede höhere Kultur ist auch das Sourhayreich ohne alle Bedeutung geblieben; unter seinen Herrschern hat kein einziger etwas Dauerndes geschaffen, und die Geschichte dieses Landes ist nicht anders als jene der übrigen Reiche im Sudan. Wäre jene „Entwicklungsfähigkeit" vorhanden, so müßte sie sich durch Werke der Civilisation und der Kultur bethätigt haben. Diese aber fehlen. Nur von einer schwächern Stufe der Barbarei kann die Rede sein, und diese Milderung ist ein Werk mohammedanisch-arabischer Einflüsse und Einwirkungen. A.

**) Von dieser „Bildung" — ein sehr elastisches Wort! — sind keine Spuren vorhanden. In Afrika taucht aus der schwarzen Masse dann und wann ein hervorragender Krieger auf, der wie ein Meteor erscheint und verschwindet. Was solche Männer etwa schaffen, ist lediglich ephemer, weil zur höhern Entwicklung im Volke der Grund und Boden fehlt. Die ganze Geschichte der Negerländer, falls von einer Geschichte die Rede sein kann, liefert dafür die Beweise; nicht minder der Zustand aller dieser Länder bis auf den heutigen Tag. A.

***) Aegypten kann in jener Zeit nicht als „Kulturstaat" betrachtet werden; Einflüsse, welche von diesem Lande stammen, das durch 400 Meilen weite Wüstenstrecken vom obern Niger getrennt ist, können nur islamitischer Natur und, wenn sie vorhanden gewesen, nur sehr mittelbarer Art sein. A.

*) Das ist in den Staaten des Sudan die Regel, und darin liegt auch ein Beweis, daß diese Negerstaaten in Bezug auf Kulturentwicklung ganz steril sind. A.

**) Es ist bezeichnend, daß kein Negervolk es auch nur bis zu schwachen Anfängen einer Architektur gebracht hat und nie über die Hütte hinausgekommen ist. Selbst die Herrscherpaläste sind nur Hüttenkonglomerate. Ihre Moscheen erhielten die Schwarzen von den Arabern. A.

ihren Höhepunkt erreichen, hat seinen Grund darin, daß zur Zeit des niedern Wasserstandes des Niger für die Karawanenzüge ein Aufenthalt in der Stadt und Umgegend durch die zahllosen Schwärme von Blutfliegen, deren Stich auf die Kameele sogar tödtliche Wirkung hat, höchst gefährlich, ja unmöglich wird. Dennoch fehlt es, jene kurze Zeit etwa ausgenommen, an dem regen Leben einer großen Handelsstadt, wenn auch der Verkehr noch immer bedeutend zu nennen ist. Reis, Negerkorn und vegetabilische Butter — Balánga — welche theils als Brennöl, theils aber auch als Surrogat für animalische Butter zum Kochen benutzt wird, Pfeffer und Ingwer nebst geschmackvollen Lederarbeiten der Tuareg bilden die einheimischen Marktartikel. Drei große Straßen münden in der sogenannten „Wunderstadt des Sudan". Auf der Wasserstraße von Südwesten her wird das Gold der Senegalländer in einem Durchschnittsbetrag von jährlich 150 bis 200,000 Thlr. in Form von massiven Ringen (Goldstaub sah Barth nie) nach Timbuktu gebracht. Dorthin kommen auch Guro-Nüsse. Auf der Karawanenstraße von Marokko her kommt das im ganzen Sudan schmerzlich vermißte Salz, auf der östlichen über Ghadames, der reichen Kaufmannsstadt, mehr europäische Waaren, z. B. englische Baumwollenzeuge, Tücher, Thee und die weit berühmten Solingerfabrikate. Der eigentlich große Verkehr hat sich nach Kano, „dem afrikanischen London" gezogen, wenn auch die Angabe Leo's „huc Nigritae navigio undique confluere solent" zur Zeit noch nicht zur Unwahrheit geworden ist.

Aus allen Erdtheilen.

H. A. Berlepsch, Neuestes Reisehandbuch für die Schweiz. Es ist eine wahre Freude, sich mit den Werken zu beschäftigen, welche Herr Berlepsch über die Schweiz veröffentlicht hat. Man lernt dabei recht erkennen, was geleistet werden kann, wenn ein Schriftsteller sich völlig in eine dankbare Specialität vertieft und an eine solche sein Arbeitsleben hingibt. Die drei oder vier Bücher, welche Hr. B. im Verlauf der letzten Jahre über die Schweiz veröffentlicht hat, sind alle gleich trefflich, jedes natürlich in seiner Art. Die „Alpen in Natur- und Lebensbildern" stehen Tschudi's Thierleben der Alpenwelt ebenbürtig zur Seite, enthalten meisterhafte Schilderungen und geben Jedem, der die Schweiz besucht, eine höhere Stimmung; sie regen das Gemüth an, geben gleichsam der Seele einen weitern Horizont, steigern und veredeln die Empfänglichkeit für die Eindrücke der an sich schon so großartigen Natur. Als Ergänzung dient die ausführliche Schweizerkunde, welche im vorigen Jahre in Braunschweig erschien, und die wir im Globus (VIII, S. 79) schon besprochen haben. Hier liegt eine musterhafte, man könnte fast sagen erschöpfende Landeskunde vor; ein weitschichtiges, vielfach zerstreutes Material ist verständig gesichtet und übersichtlich zusammen gestellt worden; wir glauben, daß das Buch über keinen irgend belangreichen Gegenstand Lücken darbietet; auch tritt überall die kritische Sorgfalt hervor.

Dasselbe gilt von dem Reisehandbuche für die Schweiz, das eben jetzt, Mai 1865, in dritter Auflage erschienen ist. Ein Vergleich mit der ersten, die ihrerseits schon für vortrefflich galt und verdienten Beifall fand, und ebenso mit der zweiten, liefert den Beweis einmal für den rastlosen Fleiß, den praktischen Sinn und die Umsicht des Verfassers — sodann für die Verlagshandlung, welche in der Theilnahme der Reisewelt und in dem umfassenden Absatze, welchen das Buch gefunden, offenbar einen Antrieb erhalten hat, auch ihrerseits das Mögliche zu thun, um das schöne und nützliche Werk zu vervollkommnen. So ist aus dem beiderseitigen eifrigen Zusammenwirken eine Arbeit erwachsen, die man, wir glauben mit vollem Recht, als „das Ideal eines Reisehandbuchs" bezeichnen kann. Wir wüßten nicht, wie man mehr wünschen könnte, als das, was hier geboten wird. Die Rücksicht auf praktische Brauchbarkeit und Zuverlässigkeit steht bei einem solchen „Reisebuche" natürlich in erster Linie; Hr. B. hat es aber auch verstanden, demselben einen wissenschaftlichen Werth zu geben. Er ist kurz, klar, in seinen Urtheilen verständig und in seinen Empfehlungen wie in seinen Warnungen ein aufrichtiger Freund Aller, welche die Schweiz bereisen. Der gedruckte Text wird in umfassender Weise durch die Karten und Illustrationen in würdiger Weise ergänzt und erläutert. Diese neue Auflage hat nicht weniger als 38 Ansichten in Stahlstich und einige neue Kartenzugaben aufzuweisen.

In Summa: das Buch empfiehlt sich eigentlich von selbst; da es aber eine mustergültige Arbeit ist und in das Bereich der Länder- und Völkerkunde schlägt, so brauchen wir unsrerseits mit unserm Urtheile nicht zurückzuhalten, obwohl das Reisehandbuch in der Verlagshandlung des „Globus", dem Bibliographischen Institute zu Hildburghausen, erscheint. Man hat nicht nöthig zu schweigen, sondern darf ehrlich seine Anerkennung aussprechen, auch wenn Freunde Tüchtiges oder, wie hier der Fall, Ausgezeichnetes liefern. A.

Tod des Viceadmirals Fitzroy. In der wissenschaftlichen Welt hat der am 1. Mai 1865 durch Selbstmord herbeigeführte Tod des Viceadmirals Fitzroy, des berühmten Meteorologen, große Betrübniß verursacht. Der unglückliche Admiral, der jüngste Sohn des Generals Lord Charles Fitzroy, war geboren am 5. Juli 1805 und trat im Oktober 1819 in den Marinedienst. Schon 1824 wurde er zum Lieutenant befördert. Nachdem er längere Zeit im Mittelmeere und in Südamerika stationirt gewesen, wurde er im August 1828 Flaggenlieutenant des Gegen-Admirals R. Otway in Rio Janeiro. In demselben Jahre erhielt er noch das Commando des Schiffes „Beagle", das in der Geschichte der Erdkunde immer einen ehrenvollen Namen behaupten wird. Auf diesem Schiffe befand sich Charles Darwin als Naturforscher, und Fitzroy führte es in den Jahren 1828 bis 1836 um die Erde, machte werthvolle hydrographische Aufnahmen und eine Reihe der wichtigsten Vermessungen. Im Jahre 1843 wurde er Gouverneur von Neuseeland, welchen Posten er drei Jahre lang bekleidete. Die Stadt Durham hatte ihn zu ihrem Parlamentsmitgliede erwählt.

In der Meteorologie wird Fitzroy's Name immer ehrenvoll genannt werden. Ihm verdanken die engl. Seeleute durch Einführung der Sturmsignale viel. Seine letzte wissenschaftliche Thätigkeit erstreckte sich auf die Theilnahme an den Debatten über die von Sherard Osborn angeregte neue Nordpolexpedition. —

Ueber Fitzroy's Sturmsignale haben wir im Globus VI, S. 64 nähere Mittheilungen gegeben.

Der gegenwärtige Stand des Suezkanales. Die „Malta Times" vom 4. Mai 1865 enthält folgenden Bericht: „Bei der kürzlich stattgehabten officiellen Bereisung des Suezkanales war Malta durch den Handelskammerpräsidenten Alfred Christian vertreten. Die Besichtigung der Arbeiten nahm 10 Tage in Anspruch. Bei derselben waren 80 Abgesandte von verschiedenen Staaten vertreten, selbst Amerika fehlte nicht, und nur England machte eine Ausnahme. Nach der Meinung des Hrn. Christian ist die Vollendung des Kanales nur eine Frage der Zeit und des Geldes. Die Dampfschifffahrt nach Indien würde dadurch um die Hälfte Zeit abgekürzt werden; Segelschiffe dagegen werden wegen der Winde im Rothen Meere ꝛc. kaum diesen Weg nach Indien benutzen. Die Abgeordneten gingen auf dem Süßwasserkanal vom Nil bis nach Ismaila und dann auf dem Salzwasserkanal von Ismaila nach Port Said (am Mittelmeere). Die Boote wurden von Kameelen und Pferden, auf dem Salzwasserkanal eine kurze

Strecke von Dampfern gezogen. Nachdem man die Bauten bei Port Said besichtigt hatte, segelte die Gesellschaft unter einem frischen Nordwinde nach Ismaila zurück; jenseits von diesem Orte ist der Meereskanal jedoch für Boote nicht fahrbar; um daher bis nach Suez am Rothen Meere zu gelangen, mußte der Süßwasserkanal benutzt werden. Dieser letztere nimmt in der Nähe der Stadt Zagazig seinen Ausgang vom Nil, läuft in östlicher Richtung durch das einst fruchtbare Land Gosen und mündet bei Ismaila in den Salzwasserkanal. Zwei Miles von dieser Stadt jedoch geht ein Zweig in südlicher Richtung ab, der den See Timsah und die Bitterseen östlich liegen läßt und so nach Suez führt.

Ismaila ist ein blühender und pittoresker Ort von 3000 Einwohnern, der sein Dasein den Kanalbauten verdankt und gerade mitten auf der Landenge liegt. Die Weite des Meereskanals wechselt jetzt zwischen 16 und 58 Meter, ausgenommen in der Nähe von Port Said, wo er 84 Meter breit ist. Die mittlere Tiefe jedoch beträgt nur zwischen zwei und drei Fuß. Die Tiefe des Frischwasserkanals ist dieselbe; nur wird sie, während der Nil Hochwasser hat, etwas bedeutender. Die Breite dieses Kanals wechselt zwischen 16 und 25 Meter. — Die Gesellschaft hat einen neuen Kontrakt mit verschiedenen französischen Firmen abgeschlossen, denen zufolge der ganze Kanal am 1. Juli 1868 für die Schifffahrt vollendet sein soll. Die Kosten des Werkes sollen dann acht Millionen Pfund Sterl. nicht übersteigen." — —

In diesem Bericht ist von den großen Schwierigkeiten beim Hafenbau in Port Said und in Suez nichts erwähnt; es kommt aber gerade darauf an, gute und sichere Häfen an beiden Endpunkten zu schaffen. Man wird sie nur, falls sie überhaupt möglich sind, mit ungeheuren Geldkosten herstellen können. Daß ein Durchstich der Landenge möglich sei, ist von Niemand bezweifelt worden, aber die seichte Wasserrinne, welche bis jetzt vollendet wurde, beträgt doch nur erst den zehnten Theil der erforderlichen Ausgrabungen; die kostspieligsten Schwierigkeiten sind erst noch zu überwinden. Von Belang ist, was oben Herr Christian bemerkt: daß Segelschiffe den Kanal für die Fahrt nach Indien schwerlich benutzen würden. Ich habe dasselbe schon 1856 stark betont und den Gegenstand eingehend erörtert, zu einer Zeit, da der Kanal noch keine Streitfrage war. Jetzt, nach Verlauf von neun Jahren, habe ich noch nicht die mindeste Veranlassung, auch nur ein Jota von Dem, was ich damals erörterte, zurück zu nehmen, vielmehr hat Alles seine volle Bestätigung gefunden. Ich will bemerken, daß ich keineswegs zu den Gegnern eines Suezkanales gehöre; ich sagte vielmehr: „Ein solcher wird in vielfacher Weise anregend und belebend wirken. Er wird eine Wohlthat für den Verkehr sein, wenn er auch nicht die hohen Erwartungen erfüllt, welche man von ihm rege gemacht hat." Vergleiche: Der Kanal von Suez in geographischer, commercieller und handelspolitischer Beziehung, in den Geographischen Wanderungen von Karl Andree, Dresden 1859. Theil II, S. 121 bis 161.

Livingstone's neues Reiseprojekt kam in der Sitzung der londoner geographischen Gesellschaft vom 8. Mai 1865 zur Sprache. Der bekannte Missionär ist zum englischen Consul bei den unabhängigen Häuptlingen in Centralafrika ernannt worden. Als Einbruchsfluß nach dem Innern Ostafrika's will er den Rovuma benutzen, welchen er bereits 1861 und 1862 mit Dr. Kirk bereist hatte. Zunächst gedenkt er den nordwestlichen Zweig dieses Stromes hinaufzugehen, um dann im Innern das große Problem der Wasserscheide zwischen Nil, Congo und Sambesi zu lösen. Zugleich soll der Zusammenhang dieses Flußsystems mit der großen Seenregion untersucht und wo möglich bis zum Nordende des Tanganyika-Sees vorgedrungen werden, wodurch auch die Frage nach den Urquellen des Nils ihren Abschluß erhalten würde.

Dr. Gunsts Reisen in Madagaskar. Soviel auch Madagaskar im letzten Jahrzehnt bereist worden ist, immer bleiben noch unbekannte Theile dieser großen Insel übrig, welche der Durchforschung von Seiten wissenschaftlich gebildeter Europäer harren. In der londoner geographischen Gesellschaft wurde am 8. Mai 1865 ein Bericht des Dr. Gunst „über einige bisher unerforschte Gegenden im nördlichen Madagaskar" verlesen, der das allgemeine Interesse in Anspruch nahm, über welchen wir jedoch vorerst nur eine kurze Nachricht mittheilen können. Gunst reiste von Tamatave nach Tananarivo und zurück, dann längs der Ostküste nördlich nach Vohemaro und berührte auf seinem Wege den Hafen Agouzy. Da er Briefe des Königs Radama besaß, so ward ihm gestattet, von diesem Orte aus ins Innere vorzudringen, um dort die Bergketten auf ihren Metallreichthum zu untersuchen. Er entdeckte Zinnerz, Gold, Spuren von Kupfer und sah mächtige Wälder von Copalbäumen. Seine Untersuchungen wurden aber plötzlich durch Howasoldaten unterbrochen, die ihn gefangen nahmen, aller seiner Habseligkeiten beraubten, mit Stricken knebelten und eine lange Strecke über den Boden fortschleiften. Der französische Commandant in St. Mary hörte von diesen Gewaltthätigkeiten und sandte ein Schiff zu seiner Befreiung ab. Diese gelang, und Gunst kehrte über Bourbon nach Europa zurück.

Der Paß von Guanacas in den Centralanden Neu-Granada's. Der Engländer Robert Cross bereiste während der letztverflossenen Jahre die Anden, um dort Samen von der Popayan-Chinarinde zu sammeln, die nur noch in wenigen Exemplaren vorkommt und in Indien angepflanzt werden soll. Seine Reise von den „Pitayowäldern" bis zum Thale des Magdalenastromes, über welche er am 24. April 1865 in der londoner geographischen Gesellschaft sprach, führte auf das hohe Plateau von Guanaeas und war mit bedeutenden Lebensgefahren verknüpft. „Ich befand mich am Fuße einer hohen Plattform, die aus vulkanischem Gestein gebildet und mit Steingeröll bedeckt war. Das ist der „parte peligroso" der „gefährlichste" und höchste Theil des Guanacaspasses. Ueber die Ebene wehte uns eisiger Wind entgegen, der, mit Regen und Nebelwolken vermischt, so heftig einhertoste, daß die Maulthiere oft zum Stillstehen gezwungen wurden. Zur rechten Hand lag ein kleiner See; nach Süden zu dehnte sich die lange schneebedeckte Bergkette aus, zu welcher der Vulkan Puracé gehört, den die Indianer „den schreienden Berg" nennen. Hundert Ellen weiter zur Linken erhebt sich ein schlanker pyramidenförmiger Hügel, auf dessen Gipfel ein kleiner See mit rothem Wasser sich befindet. Tags vorher waren hier zwei Soldaten gestorben; ich sah ihre Leichen noch unter einem Steinhaufen, mit dem sie flüchtig bedeckt waren, hervorschimmern. Die Straße war zu beiden Seiten dick mit gebleichten Knochen von Menschen, Pferden und Maulthieren übersät. Ehe ich über die halbe Hochebene hinweg war, zeigten sich bei den Maulthieren sehr bedenkliche Symptome und das, auf dem ich saß, war vor Frost beinahe steif und konnte kaum weiter. Ich befahl dem Treiber, mir meine Sporen zu bringen; er antwortete aber, die seien im Felleisen und er könne sie nicht herausnehmen, so sehr war er vor Kälte erstarrt, obgleich ich ihm meine hohen Stiefel gegeben hatte und selbst in ein paar Bastschuhen reiste. Ich schnitt daher das Felleisen auf, schnallte mir die Sporen schnell an und mißhandelte damit mein Maulthier dergestalt, daß ich in Europa mit vollem Rechte dafür bestraft worden wäre. Aber es handelte sich um das Leben, und die Paramos von Guanaeas sind nicht die Straßen Londons; so entrann ich der tödtlichen Kälte des „parte peligroso", der unter allen mir bekannten Pässen Südamerika's der schrecklichste ist. Die Höhe desselben beträgt 14,000 Fuß, doch kann man keine Erklärung dafür geben, weshalb die Luft hier so außerordentlich tödtlich auf Thiere und Menschen wirkt."

Erforschung der brasilianischen Provinz Alto Amazonas. Die kaiserliche Regierung hat dem Gouverneur Befehl gegeben, diese ausgedehnte Landschaft, welche sich von den Grenzen Bolivia's im Süden bis zu jenen Venezuela's im Norden erstreckt, näher zu untersuchen. Im Anfange des laufenden Jahres war derselbe, von zwei Ingenieuren begleitet, den Rio Negro hinaufgefahren, welcher den größten Zufluß bildet, den der Amazonenstrom von Norden her erhält. Er hatte die ehemalige Stadt Barcellos besucht, welche in der portugiesischen Zeit Hauptort der Comarca (Bezirks) Rio Negro war; von den etwa 1000 Häusern sind jetzt nur noch Trümmer übrig. An der Stelle, wo der Rio Branco, d. h. der Weiße Fluß, in den Rio Negro mündet, ist der letztere vier brasilische Meilen breit. Die 1790 von portugiesischen Ingenieuren entworfenen Karten des Rio Negro und des Hyapura sind als durchaus ungenau befunden worden. Zur Colonialzeit war der Export aus der Rio Negrogegend nicht unbedeutend, namentlich wurde viel Kaffee von Bareellos verschifft; jetzt liegt aber der Ackerbau danieder, und die Provinz verschifft nur natürliche Produkte, die nicht viel Anbau erfordern; die Ausfuhr betrug 1864: 3092 Arroben Sassaparille, 14,100 Arroben Kakao, 36,625 Arroben Kautschuk, 49,500 Arroben getrocknete Fische und 18,882 Para-Nüsse.

Petroleum in der argentinischen Provinz Jujuy. Die neuesten südamerikanischen Zeitungen vom April 1865 bringen

uns die Nachricht von der Entdeckung großartiger und anscheinend unerschöpflicher Petroleumquellen in der Provinz Jujuy. Die Quellen waren bereits seit langer Zeit den Indianern jener entfernten Gegend bekannt; aber sie beachteten den schwarzen Theer nicht und benutzten ihn höchstens zum Anstreichen der Dächer. Als die ersten Petroleumlampen in jene Gegend kamen, fiel es den Menschen dort auf, daß das auf denselben gebrannte Oel genau den Geruch wie die Masse in jenen Theergruben habe. Der eigentliche Entdecker, welcher zuerst uns mit den Quellen bekannt machte, ist ein spanischer Kreole, Leonardo Milla von der Insel St. Domingo. Die Petroleum liefernde Gegend erstreckt sich 26 Leguas östlich von Jujuy aus und ist, wie behauptet wird, mindestens so reich, wie die beste in Pennsylvanien. Auf einer Strecke von 500 Quadratellen fand man auf der Oberfläche im Boden 45 Procent, in den tieferen Schichten 80 Procent Petroleum. Die Ausbeutung soll gleich in Angriff genommen werden, und so erblüht für die inneren Provinzen der argentinischen Conföderation wieder ein neuer Erwerbszweig.

Australien. Die zu Tanunda erscheinende „Deutsche Zeitung" meldet, daß in der Colonie Südaustralien 5759 Acker Landes mit Weinstöcken bepflanzt seien: 3,845,016 tragen schon Trauben, 3,361,489 noch nicht. Im Jahre wurden 606,365 Gallonen Wein und 31,359 Centner Trauben gebaut. Die Weinbauer sind alle Deutsche.

In der Colonie Queensland ist im vorigen Jahre der erste, bei Cleveland geerntete Zucker ausgeführt werden. Auch den Zuckerbau verdankt Australien den Deutschen.

Die Colonie Victoria hatte, laut der Zählung vom 31. Dezember 1864, eine Volkszahl von 604,858 Seelen. Das Verhältniß der Geschlechter stellte sich wie 2 zu 1, nämlich: 347,954 männliche und 256,904 weibliche Köpfe. Vermehrung gegen 1863: 30,527 Seelen.

Quecksilber in Westphalen. In der Nähe der Kreisstadt Olpe im westphälischen Sauerlande wurde vor etwa Jahresfrist bei dem Abbau eines Rotheisensteinflötzes in einer zwei bis drei Fuß starken Gangmasse, bald derb, bald nur eingesprengt, ein rothes Erz aufgefunden, welches sich bei näherer Untersuchung als vorzügliches Zinnobererz ergab. Durch die Aufdeckung bis auf neun Lachter in die Teufe wurde bald festgestellt, daß keineswegs ein vereinzeltes Nest dieses Quecksilbererzes zufällig entdeckt, sondern daß ein reicher Gang dieses werthvollen Minerals aufgeschlossen worden war. Das erste Quecksilberbergwerk des Zollvereins ist hier eröffnet, und vor einigen Wochen wurde in Köln die erste Ausbeute von etwa 5000 Pfund meistbietend verkauft. Zum Betriebe dieser Quecksilbergrube hat sich die Gewerkschaft „Neu Rhonard" gebildet.

Das Quecksilber hat in Europa nur eine geringe Verbreitung, und seine Anwendung in Fabriken und Gewerben nimmt fortwährend zu. Deshalb ist dieser Fund für das an Mineralien so reiche Westphalen von großer Wichtigkeit. Gediegenes Quecksilber und dessen Erze, unter denen Zinnober bei weitem die größten Metallmengen liefert, haben ihren Sitz theils im Steinkohlen-, theils im Thonschiefergebirge. Was hin und wieder im Granit, Gneiß u. s. w. vorkommt, ist von untergeordneter Bedeutung.

Rußland erzeugt nur geringe Quecksilbermengen. Ebenso ist das Vorkommen in Frankreich äußerst spärlich; es wurde hier nach und nach an vier verschiedenen Orten und vor 12 Jahren im Aveyron-Departement Quecksilber entdeckt. Im Gebiete von Toskana, in der Gegend von Seravezza, fand man 1840 Quecksilberlagerstätten. Sehr eigenthümliche Erscheinungen bietet Portugal dar. Das Gebiet zu beiden Seiten des Tajo bei Lissabon, etwas mehr als 150 Fuß über dem Seespiegel sich erhebend und einige hundert Fuß unter denselben sich herabsenkend, besteht aus Thon, aus Geröllen, Sand und Muschelschalen, ist folglich durch mechanische Absetzungen unter Wasser entstanden. In diesen Schichten trifft man Quecksilber in kleinen Kügelchen selbst bis auf die Spitzen der Höhen vertheilt; unterhalb des Wasserspiegels aber, bis zu 15 und 20 Fuß Tiefe, erscheint das Metall in größerer Menge. Die Bergwerke bei Moschellandsberg in Rheinbayern lieferten einst reichen Ertrag. Bis in das 17. Jahrhundert gewann man jährlich 1500 bis 1800 Centner Quecksilber. 1836 war die Ausbeute bis auf 130 Centner gesunken, und die Werke kamen in Verfall. Eines der wichtigsten Quecksilberwerke ist Idria in Krain und das bedeutendste in Europa jenes von Almaden in Spanien. Idria, wo der Bergbau schon gegen Ende des 15. Jahrhunderts rege war, gewinnt jährlich 2000 Centner sehr reines Quecksilber. Die Gruben von Almaden waren den Griechen schon 700 Jahre vor Christus bekannt. Ihr Durchschnittsertrag beläuft sich auf 23,000 Centner jährlich.

Pfahlbauten in Neu-Vorpommern. Von dem Pfahlbaunetze, welches in grauer Vorzeit die Gewässer Mitteleuropa's überspannte, wird eine Masche nach der andern von emsigen Forschern wieder entdeckt und den erstaunten Blicken unserer Zeit blosgelegt. Im Süden ist freilich bis jetzt das Meiste gefunden, doch auch der Norden hat in Mecklenburg (Globus VI, S. 349) an zwei Stellen den Beweis geliefert, daß die Pfahlbauten eine größere Verbreitung hatten, als man Anfangs anzunehmen geneigt war. Jetzt hat in Neu-Vorpommern Dr. Fr. v. Hagenow beim Stranddorfe Wiek unfern von Greifswalde ihr Vorhandensein schlagend nachgewiesen, worüber das „Magazin für Literatur des Auslandes" Folgendes berichtet. Schon im Jahre 1833 wurden beim Baggern im Flusse Ryk viele Alterthümer zu Tage gefördert, und die Baggermaschine ward in ihren Arbeiten durch viele eichene Pfahlstümpfe gehindert, welche, wie man glaubte, von alten Hafenbauten herrührten. 20 Jahre später, 1863 und 1864, ward wieder im Ryl bei Wiek gebaggert. Bei der Hinwegräumung des hier im Laufe vieler Jahrhunderte abgelagerten und festgewordenen Moders gerieth der Bagger sogleich wieder zwischen Pfahlstümpfe, welche, in Reihen geordnet und immer zu dreien aneinander gelehnt, schräg gegen den Fluß verliefen. Bei dieser Gelegenheit wurden nach und nach, entweder in den tiefsten Moderschichten oder in dem darunter liegenden Meeressande und groben, steinigen Kies viele Alterthümer und Gefäßscherben und nicht minder zahllose Thierknochen und Hirschgeweihe gefunden. Unter den Alterthümern befindet sich ein Schwert von Bronze und ein gegen 150 Pfund schwerer, halb muldenförmig tief ausgehöhlter Getreide-Quetschstein von Granit, wovon man drei Stück gefunden hatte. Im Uebrigen wurden vorzugsweise viele, aus verschiedenen Urgesteinen schön gearbeitete Streithämmer mit Schaftloch, dann Meißel und messerförmige Geräthe von Feuerstein und eine Anzahl Spindelsteine gefunden. Von letzteren ist nur wenig gerettet worden; das Wichtigste ist aber in Hagenows Sammlung übergegangen. Da die Bewohner der pommerschen Pfahlbauten uns Korngnetscher und Spindelsteine hinterlassen haben, müssen sie Getreidebau betrieben und Flachs, sowie Wolle verarbeitet haben; dies in Verbindung mit dem Handelsartikel Bronze läßt auf einen ziemlichen Grad von Kultur schließen. Von Menschenresten, die in den Pfahlbauten überhaupt selten sind, verlautet auch hier nichts.

Neues über die schweizer Pfahlbauten. Eine Correspondenz der „Allgemeinen Zeitung" aus Wetzikon im Canton Zürich berichtet Folgendes: Dem unermüdlichen Eifer drs Hrn. Messikomer ist es gelungen, bei seinen Nachgrabungen in den großartigen Pfahlbauten des Torfmoors bei Robenhausen neuerdings eine Reihe höchst interessanter Funde und Beobachtungen zu machen, die zwar das chronologische Räthsel jener ältesten Bewohner der Schweiz nicht lösen, dagegen über deren Kulturzustand und Lebensweise ein immer helleres Licht verbreiten. Es befinden sich an dieser merkwürdigen Stelle nicht, wie man bisher glaubte, blos zwei, sondern drei alte Ansiedlungen über einander. Die zwei ältesten wurden durch Feuer zerstört und liefern außerordentlich viele Fundstücke. Die dritte Niederlassung, deren Pfähle nicht aus Rundholz, sondern aus gespaltenem Eichenholz bestehen, ist nicht durch Feuer zerstört und wurde im Laufe der Zeit verlassen; sie ist arm an Fundstücken. Sämmtliche drei Niederlassungen, die sicher eine lange Reihe von Jahren hindurch existirten, gehören der Steinzeit an. Unter der erstaunlichen Menge von Artefakten, welche Hr. Messikomer dort neuerdings ausgrub, befinden sich nur Werkzeuge von Stein, Knochen und Holz, darunter viele von unbekanntem Gebrauch, aber nicht die geringste Spur von Bronze oder Eisen. Die bestimmte Trennung und die lange Dauer der vorhistorischen Perioden der sogenannten „Steinzeit" und der „Bronzezeit" wurde nirgends sicherer constatirt, als bei den Pfahlbauten der Schweiz, weit deutlicher und bestimmter selbst als in den Gräbern von Dänemark und Mecklenburg. Dort ist noch keine Ansiedlung von den ältesten Völkern gefunden worden, die sich an Größe und guter Erhaltung mit den großen Seeortschaften aus der Steinzeit bei Robenhausen, Wauwyl und Wangen am Bodensee vergleichen ließe.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Ein Ausflug nach der Regentschaft Tunis.

Vortheilhafte Weltlage. — Alte Erinnerungen und blutige Geschichte. — Der jetzige Bey; constitutionelle Verfassung und Rebellionen. — Altherkömmliches Justizverfahren. — Privilegien für die Hinrichtungsarten. — Der Hafen la Goletta und der See von Tunis. — Malerischer Charakter der Stadt. — Leben und Treiben in den Bazaren. — Begrüßungsformeln und Sprichwörter. — Palast des Beys; Marsa; Bardo. — Die Friedhöfe. — Bairamfest. — La Marina. — Ausflug nach Saghuan und den Dschugarbergen.

Tunis hat eine herrliche Weltlage, unweit von den Ruinen Karthago's, Sicilien gegenüber, da, wo die Scheide zwischen den beiden großen Becken des Mittelländischen Meeres liegt. Die heutige Regentschaft bildete einen der drei „Barbareskenstaaten", in welchen systematisch betriebener Seeraub zu den Staatseinrichtungen gehörte.

Diese Zeiten sind vorüber. Tripolis empfindet ganz entschieden den Einfluß der britischen Macht; Algier ist seit der verhängnißvollen Ohrfeige (man sagt gewöhnlich, sie sei ein Schlag mit dem Fächer gewesen), welche 1830 der Dey dem französischen Consul gab, eine französische Provinz, und das Nachbarland Tunis kann sich gleichfalls den europäischen Einwirkungen nicht entziehen; vom türkischen Sultan ist diese „Regentschaft" nur dem Namen nach abhängig. Sie hat einen Flächeninhalt von etwa 4000 Quadratmeilen, grenzt im Westen an Algerien, wird im Osten vom Syrtenmeere bespült, nach Süden hin ist Wüste. In den Tagen der Römer war das ungemein fruchtbare Land vortrefflich angebaut und recht eigentlich eine afrika-

Maurisches Kaffeehaus in Sidi bu Saïd bei Tunis. (Nach einer Zeichnung von A. Crapelet.)

nische Getreidekammer; aber unter den Mohammedanern trat Verfall ein. Die Angaben über die Volksmenge schwanken zwischen 800,000 und 2 bis 3 Millionen.

An Tunesien knüpfen sich manche Erinnerungen aus den Tagen des Alterthums. In diesem Lande lagen Karthago, Hadrumetum (das heutige Susa) und Cato's Utica; die Insel Dscherbi gilt für das Eiland der Lotophagen. Ueber diese Region sind nach einander Karthager, Römer, Vandalen, Byzantiner, Araber und Türken hinweggegangen. Die Stadt Kairwan war lange Zeit der Hauptsitz des großen westlichen Chalifates; Ludwig der Heilige (1270) und Kaiser Karl V. erschienen vor Tunis, das im 16. Jahrhundert eine türkische Provinz wurde. Aber die Beys machten sich, wie schon bemerkt, vom osmanischen Sultan unabhängig.

Das Thunetum oder Tuneta der Alten soll fast gleichzeitig mit Karthago gegründet worden sein und das Wort im Phönicischen Wohnung, Wohnort, bedeuten.

Eine Sage erzählt, hier am afrikanischen Gestade habe Cadmus die schöne Harmonia, welche er geraubt und entführt, treulos verlassen. Sie starb aus Gram; ihre Kinder errichteten ihr ein Grabmal, und um dasselbe herum siedelten sich die Bewohner an. Das sei schon vor der deukalionischen Wasserflut gewesen.

Auch unter den Mohammedanern hat Tunis eine Zeit der Blüthe gehabt; diese beginnt im 13. Jahrhundert und dauerte bis tief in das 15. hinein. Damals kamen viele Mauren aus Spanien hinüber und brachten Aufschwung und höhere Kultur in das Leben. Die Stadt blühete als Hauptort eines Reiches, welchem ein großer Theil des östlichen Algeriens unterworfen war; dasselbe schloß Handelsverträge mit den italienischen Handelsrepubliken und den aragonischen Königen. Auf die geschichtlichen Einzelnheiten können wir nicht eingehen; wir wollen nur hervorheben, daß 1684 Mahmud die Türken verjagte und sich zum Sultan von Tunis erklärte. Sein Nachfolger, Ramaddan Bey, wurde von einem Neffen getödtet, der wieder von Ibrahim es Scheruf ermordet wurde, und diesem ließ ein griechischer Renegat, Hassan Ben Ali, den Kopf abhauen. Hassan seinerseits wurde von seinem Neffen Hammuda Pascha verjagt, und dieser letztere wurde strangulirt. Das sind Katastrophen, dergleichen früher in den Ländern des Islam so häufig vorkamen, daß sie nicht überraschen dürfen, und es bleibt eine bemerkenswerthe Erscheinung, daß Hammuda Pascha 32 Jahre Herrscher und so lange Zeit am Leben blieb. Er regierte mit Kraft und Verstand von 1782 bis 1814. Aber noch in demselben Jahre wurde sein Nachfolger Othman Bey sammt allen seinen Kindern ermordet, und die Herrschaft ging an Mahmud über, der 1824 starb. Dessen Sohn, Sidi Hussein Bey, regierte, als Frankreich Algerien in Besitz nahm; er starb 1835. Ihm folgte sein Bruder Mustafa, der nur wenige Monate am Leben blieb und diesem Sidi Ahmed Bey, der das Unerhörte that, indem er eine Reise nach Europa unternahm. Er starb 1855, und den Thron nahm dann Sidi Mohammed Bey ein, bis September 1859. Seitdem herrscht der jetzige Bey Sidi Mohammed el Sadock.

Dieser Bey wollte Tunesien in einen civilisirten Staat umwandeln; er trat auf als ein Idealist, welcher mit den alten orientalischen Ueberlieferungen völlig brach; er gedachte das Abendland nach Nordafrika zu verpflanzen, Ordnung einzuführen, die Willkür zu beseitigen und die Verwaltung zu regeln. Er stellte eine Civilliste im Betrag von nur 200,000 Thalern für sich fest und gab eine Verfassung, welche ganz und gar liberal ist. Sie bestimmt, daß kein Muselmann Privilegien vor Andersgläubigen voraus haben solle. Ausländer können Grundeigenthum erwerben und zwar unter denselben Bedingungen wie Inländer; alle Unterthanen sind gleichberechtigt, haben volle Religionsfreiheit und sind vor den Gesetzen gleich. Es wird Sicherheit des Eigenthums und „Freiheit der Arbeit" eben so wohl gewährleistet, wie persönliche Freiheit.*)

Diese Verfassung wäre manchen rückständig gebliebenen Ländern Europa's zu wünschen; sie ist an sich vortrefflich, hat aber einen Hauptfehler. Die mohammedanischen Halbbarbaren in Tunesien wollten von den neuen Grundsätzen und Einrichtungen nichts wissen; der alteonservative Unfug ist ihnen gar zu sehr ans Herz gewachsen; wir geben weiter unten Beispiele dafür. Freilich, die paarmalhunderttausend Juden und Christen priesen den weisen Gesetzgeber, aber die Mauren murrten und schalten und die Araber rebellirten. Sie erhoben die Fahne des Aufstandes gegen Sidi Mohammed el Sadock; seit zwei Jahren führen sie Krieg gegen ihn, er ist oftmals hart von ihnen bedrängt worden, und sie hätten ihn sicherlich längst gestürzt, wenn die Kriegsschiffe der europäischen Seemächte ihm nicht Schutz gewährten.

Araber, Mauren und die Kabaylen im Gebirge haben längst die Köpfe geschüttelt über allerlei Neuerungen. In Tunis wurde schon 1806 die Sklaverei der Christen abgeschafft; seit 1842 dürfen keine Sklavenmärkte mehr gehalten werden; die Christen durften sich Gotteshäuser errichten, und europäische Ingenieure baueten viele nützliche Dinge, als da sind Wasserleitungen, Leuchtthürme, Brunnen und dergleichen mehr. Aber was kümmert um das Alles sich ein Nomade oder ein Religionsfanatiker? Und Reformen kosten überall Geld. Der Bey erhöhte also die Abgaben; die einfache Kopfsteuer, welche 36 Piaster (= 5 Sgr. 7 Pfennig) betrug, wurde verdoppelt und auf 72 gestellt. Dagegen erhob sich das Volk, es verlangte die Abschaffung aller Neuerungen. Die Behörden wurden verjagt oder eingesperrt; ein einheimischer Häuptling stellte sich an die Spitze der Mißvergnügten und rückte vor die Hauptstadt, die aber von den Europäern geschützt wurde. Vor allen Dingen forderte er die Absetzung des Chasnadar, d. h. Finanzministers. Der Bey hatte seine Armee, auf welche ohnehin nicht einmal völlig Verlaß war, auf etwa 12,000 Mann vermindert, um mehr Geld für nützliche Arbeiten verfügbar zu haben. Er ist überhaupt auch anderweitig ins Gedränge gekommen. Der türkische Sultan möchte gern seine frühere Oberlehnsherrlichkeit wieder herstellen, und er wird dazu aufgemuntert von England, das durch ihn seinen Einfluß verstärken möchte. Der englische Consul Wood ließ ausstreuen, die Franzosen wollten die Verlegenheit des Beys benutzen, um Tunesien an sich zu reißen. Der französische Consul wies eine solche „Verleumdung" zurück; wir unsererseits können aber versichern, daß in der französischen Presse schon mehrfach darauf hingewiesen worden ist, die Annexion Tunesiens sei lediglich eine Frage der Zeit. Wie dem aber auch sein möge, gewiß bleibt, daß die Eifersucht der beiden „befreundeten" Mächte auch in Tunis unverkennbar ist.

Die Tunesen können oder wollen sich nicht finden in die Justizreformen, mit welchen der aufgeklärte Bey sie beglücken möchte; sie lieben die Gerechtigkeitspflege nach altorientalischem Herkommen, derb und handgreiflich; sie entspricht ihren Wünschen, Ansichten und Bedürfnissen, und sie sind entschieden alteonservativ. Sehen wir, wie es sich mit derselben verhält.

*) Wir haben den Text dieses „Organischen Gesetzes" früher mitgetheilt und Betrachtungen daran geknüpft. Globus I, S. 278 ff.

Der Bey ist, den alten Vorstellungen und dem Herkommen gemäß, der oberste Richter im Lande und entscheidet nach seinem Belieben und Gutdünken; eine andere Richtschnur braucht er nicht zu befolgen, und mit den Geboten des Koran weiß er ein Abkommen zu treffen. Allwöchentlich setzt er sich vor seinen Palast in der Marsa auf einen Thronsessel, der von einem reichverzierten Zeltdach überspannt ist, um Gericht zu halten. Der Basch amba el Bey, d. h. der Ceremonienmeister ruft mit lauter Stimme aus, daß nun die Verhöre ihren Anfang nehmen können.

Dann erscheinen die Kläger, und man muß gestehen, daß sie rasch genug abgefertigt werden. Auf die lange Bank wird nichts geschoben, der Beklagte antwortet und der höchste Richter entscheidet. Vielleicht hat der Kläger oder der Beklagte, gleichviel, das Recht auf seiner Seite, aber es kann ihm begegnen, daß er eingeschüchtert oder verlegen ist und sich mit der Sprache nicht gut zu behelfen weiß, während sein Gegner dreist und redefertig dasteht; jener bekommt Unrecht, und es kann ihm begegnen, daß er die Bastonnade erhält, auf die Galeere geschickt, strangulirt, geköpft oder gehängt wird. Es ist eben ein wunderliches Ding um die tunesische Justiz, bei der manche uns Europäern wunderlich erscheinende Dinge vorkommen.

Ein Maure verklagte einen sonst wohl beleumundeten Mann beim nun verstorbenen Bey Hamuda Pascha. Ich habe, sagte er, meine Börse verloren, in welcher sich 100 Zecchinen befanden; dieser Mann hier hat sie gefunden und sie mir auch zurückgegeben, aber mit nur 20 Zecchinen (Mahbubs, d. h. Goldstücken); er hat mich also um 80 bestohlen. Der Bey dachte ein wenig nach, dann strahlte sein Gesicht, denn eine wahrhaft salomonische Weisheit war in ihm aufgedämmert. Er ließ sich die Börse reichen und 100 Stück Zecchinen bringen. Eine nach der andern steckte er in den Beutel, und es stellte sich heraus, daß dieselbe überhaupt nur ungefähr 50 Mahbubs fassen konnte. Zum Kläger sprach er: „Da hast du deine Börse; sieh zu, ob du mehr hineinbringen kannst, als ich.“ Es versteht sich von selbst, daß Verlust des Geldes und eine tüchtige Bastonnade nicht ausblieb.

Zwei Araber stritten darüber, wer eine herrenlose Kuh eingefangen habe. Es kam darauf an, zu ermitteln, wer zuerst die Kuh mit seiner Hand berührt hätte. Eine wichtige Frage! Aber diesmal plagte sich der Bey nicht mit langem Nachdenken; er ließ die Kuh in seinen eigenen Stall bringen und bemerkte: „Der wirkliche Eigenthümer kann sich melden und sie abholen; er bekommt aber 100 Stockprügel, weil er nicht auf sein Vieh geachtet hat.“

Ein Juwelier beschuldigt seinen alten Diener des Diebstahls. Der Angeklagte weint und betheuert seine Unschuld, und der Kläger kann nichts beweisen. Der Bey wird darüber ärgerlich und dekretirt, daß jeder von beiden 250 Prügel erhalten solle. Der Anfang wird mit dem Beklagten gemacht, und als diesem bereits etliche Dutzend aufgezählt worden sind, tritt die Tochter des Juweliers vor und erklärt, sie habe die vermißten Juwelen in Verwahrung. Der Kläger wurde ungeprügelt entlassen, mußte aber dem Bey ein ansehnliches Geschenk machen.

Wenn der höchste Richter die Sitzung schließen will, ruft der Ceremonienmeister: El afia! Friede! Dann entfernen sich alle Leute.

Die Türken (man bezeichnet die in den nordafrikanischen Regentschaften gebornen Osmanen als Kuluglis) haben das Privilegium, in einem Saale der Kasbah (Citadelle) strangulirt zu werden.

Die Mauren haben das Recht, sich im Bardo den Kopf mit einem Säbel abhauen zu lassen. An jeder Seite des Verurtheilten, welchem man die Augen verbunden hat, stellt sich ein Henker auf; der eine kitzelt dem armen Sünder mit der Säbelspitze stark am Arm; und während er dann unwillkürlich den Kopf zur Seite wendet, führt der andere Henker einen gewaltigen Streich mit dem scharfen Yataghan. Es ist ein Ehrenpunkt, den Kopf mit einem einzigen Hiebe ganz und gar herunter zu säbeln.

Die Marokkaner und die kabylischen Söldner (welche auch in Tunis als Sauawas, Zuaven, bezeichnet werden), hängt man kurzer Hand am Thor el Suck auf.

Soldaten werden erschossen.

Die Juden wurden, bis 1818, verbrannt. Das kam aber ab, weil die mohammedanischen Tunesen wähnten, daraus entstehe die Pest.

Frauen wurden früher im See von Tunis ersäuft; diese seichte Lache ist aber dazu nicht mehr tief genug, und man wirft sie jetzt bei der Insel Kerkena bei Gabes ins Meer.

Das Hand- oder Armabhauen kam früher sehr oft vor. Gewöhnlich hing man die abgehauene Hand um den Hals des Diebes, welcher hinterrücks auf einen Esel gesetzt wurde und durch einige Straßen reiten mußte. Kleine Diebe kommen auf die Galeeren.

Von solchen patriarchalischen Einrichtungen mochte der jetzige Bey nichts mehr wissen; er wollte eine Justiz nach europäischer Art einführen; er meinte es aufrichtig mit der Civilisation. Aber das Volk ergrimmte ob solcher Neuerungen und rebellirte; es will, daß die Dinge beim Alten bleiben.

Die Stadt Tunis (36° 47′ nördl. B., 7° 51′ östl. L. v. P.) hat regelmäßige Dampferverbindung mit Europa und den Häfen Algeriens. Die Fahrzeuge, welche an der Küste des letztern fahren, besuchen die Rhede von Stora, welche den Hafen für Philippeville bildet; hier können nur kleine Schiffe ankern. Sie legen allemal bei Bona an und bei La Calle, welches durch seine Korallenfischerei und die Ausfuhr von Korkholz berühmt ist, und fahren dann in die Goletta ein, welche den Hafen von Tunis bildet. Der Name bezeichnet sowohl die an demselben liegende Ortschaft, wie einen Kanal welcher das Meer mit einem See verbindet, in dessen Hintergrunde Tunis sich erhebt. Für größere Schiffe ist dieser Kanal zu eng, und der etwa vier deutsche Meilen im Umfang haltende See sehr seicht; arabisch wird er als el Bahyrah, das kleine Meer, bezeichnet. Seit undenklichen Zeiten fließt alle Unsauberkeit aus Tunis in dieses ohnehin untiefe Becken ab, das an manchen Stellen nur noch wenige Fuß Wasser hat. Eine vollständige Reinigung und gründliche Ausbaggerung wird kaum möglich sein, wohl aber ließe sich, allerdings mit erheblichen Kosten, ein breites Fahrwasser herstellen.

Ueber diesem schmutzigen See wölbt sich ein tiefblauer Himmel und erglänzt eine wahre Fülle intensiven Sonnenlichtes. Gegen Abend sind die Berge im Hintergrunde rosenroth und veilchenblau übergossen; Flamingos, Möwen, Kormorane und andere Wasservögel beleben die nasse Fläche, über welche eine Menge kleiner Barken mit lateinischen Segeln hingleitet.

An der Marina, welche weiter unten geschildert wird, steigt man aus und begibt sich sogleich in ein beliebiges Gasthaus; denn Tunis hat mehre recht gute europäische Hôtels. Dasselbe bietet, wie alle orientalischen Städte, die größten Gegensätze dar; Pracht und Schmutz liegen dicht neben einander, und ein Europäer, welcher zum ersten Male die

Ein Bazar in Tunis. (Nach einer Zeichnung von A. Crapelet.)

Straßen durchwandert, wird in nicht geringem Grade davon überrascht. Aus der Ferne ist der Anblick ganz herrlich, aber im Innern findet man ein Labyrinth von engen und unsauberen Gäßchen, besonders in den Vorstädten, durch welche aller Kloakenschmutz in den See abfließt. Man hat Anfangs viel Ekel zu überwinden, wer aber zu sehen und zu beobachten versteht, findet doch manches Interessante.

Da ist zum Beispiel eine Straße, deren Häuser so dicht beisammen liegen, daß der Tunese von seinem platten Dache auf jenes des ihm gegenüber wohnenden Nachbars springt. Man biegt um die Ecke und steht plötzlich vor einem Kaffeehause, das von dichtbelaubten Bäumen beschattet wird; man befindet sich auf einem Platze, auf welchem säulengetragene Zelte stehen, oder wo Leinwanddächer nur von Pfählen gestützt werden. Dort suchen Leute, welche malerische Gruppen bilden, Schutz gegen die glühenden Strahlen der Sonne, und die Palmen, welche sich neben einem, in maurischem Styl gebauten Thor erheben, vervollständigen das durchaus orientalische Bild.

Manchmal glaubt man in einem Dorfe zu sein, aber wenn man weiter geht, fällt der Blick auf eine Kuppel, auf ein Minaret, auf irgend eine Ruine aus der römischen Zeit oder aus jener der „Saracenen“. Gleich nachher tritt man in das Gewühl eines Bazars, wo die Käufer sich drängen, und nun weiß man wieder, daß man sich in einer großen Stadt befindet. Das Ganze wird mit Licht übergossen von einer wahrhaft afrikanischen Sonne, welche allen Gegenständen eine so eigenthümliche Färbung verleiht und den Kalkbewurf fast marmorartig erscheinen läßt. Auf dem dunkeln Blau des Himmels hebt sich bei solchen Lichteffekten Alles ungemein scharf ab.

Im vorigen Jahrhundert soll Tunis nicht weniger als 250 Moscheen gehabt haben. Die Zahl mag übertrieben sein, gewiß bleibt, daß noch heute die Zahl derselben sehr beträchtlich ist. Kein Europäer darf sie betreten. In der Moschee des Oelbaums, Dschana es Situn, der größten und schönsten von allen, liegen die Landesherrscher begraben. Die grünen Kuppeln dieser Tempel würden bei uns in Europa das Auge beleidigen, aber unter der afrikanischen Sonne machen sie neben dem Weiß der Gebäude und dem Blau des Himmels einen keineswegs unangenehmen Eindruck.

Man schlendert mit Vergnügen auf den Bazaren umher, und ein Genremaler kann gerade dort anziehende und dankbare Vorwürfe in unendlicher Menge finden. Auf dem Bazar der Essenzen, Suk el Atavin, schlürft man süßen Rosenduft ein; der Türkenbazar, Suk el Turk, ist am meisten belebt. Solch ein Bazar ist weiter nichts als eine Reihe von Buden und Läden und theilweise mit hölzerner oder Zelt-Ueberdachung versehen. Unser Bild gibt eine getreue Darstellung. An bestimmten Tagen finden Verkäufe mit Ausruf statt, und dann mischen sich die sonst immer träg und ruhig in ihren Buden sitzenden Kaufleute unter die Menge, um ihre Waaren anzupreisen. Diese sind zum Theil recht werthvoll; dahin gehören die mit Sammet oder Marrokin überzogenen und mit Gold und Silber verzierten Reitsättel, Perlmutterkästchen, sehr schöne Gewebe und hübsche Waffen. Die Schneider haben zumeist

Trinkstelle am See von Tunis. (Nach einer Zeichnung von M. Trapplet.)

rosenrothe, grüne oder gelbe Stoffe ausgelegt, und Tarbuschs oder Scheschias liegend zu tausenden zum Verkauf aus. Für diese rothen Kappen, die wir in Europa gewöhnlich als Fes bezeichnen, ist gerade Tunis ein Hauptfabrikationsort. Auch gestickte Babuschen und hübsche Burnus werden dort in großer Menge verfertigt. —

Auf dem Bazar treffe ich einen Bekannten, welcher des Arabischen vollkommen mächtig ist. Er macht mich aufmerksam, daß eben zwei Mauren einander begrüßen. An der Art, wie sie das thun, erkennt er sofort, daß sie Mauren sind; sie verneigen sich gegeneinander, legen die Hand aufs Herz, und dann beginnt ein Zwiegespräch, das aus lauter Höflichkeiten und Gegenfragen besteht.

„Der Tag sei Dir gesegnet. — Dein Tag sei wie Milch. — Wie steht es mit Deiner Gesundheit? — Hat Dein Hab und Gut sich vermehrt? — Ich wünsche, daß Allah Dich lieb habe. — Ich wünsche, daß er Dir Frieden verleihe. — Wie süß und angenehm ist mir Deine Gegenwart! — Deiner Familie möge es stets wohl ergehen. — Allah gewähre Dir Schatten und sei Dir gnädig."

Und in dieser Art ging es noch längere Zeit weiter mit ähnlichen complimentirenden Redensarten, in welchen ja überhaupt das Morgenland sehr stark ist. So fragt ein Perser, welcher gegen den andern recht höflich sein will: „Ist Deine Nase recht fett?" und das will genau so viel sagen als unser: Wie geht es Ihnen?

Ein Vorübergehender streift mich an und spricht zur Entschuldigung: „Arfi", d. h. Herr; wir sagen: Entschuldigen Sie.

Die Türken sind weniger wortreich in ihren Ausdrücken der Höflichkeit; Araber gleichen Standes umarmen einander, aber vor dem Reichen verneigt sich der Arme oder küßt ihm das Gewand.

Sehr hübsch und recht bezeichnend sind manche tunesische Sprichwörter; wir wollen aus der langen Reihe die folgenden mittheilen.

Ein Reiter macht nicht viel Staub; — das will sagen, ein einzelner Mensch könne weitumfassende Arbeiten nicht fertig bringen.

Er sucht seinen Sohn und hat ihn auf der Schulter (sagt man von einem Zerstreuten).

Er will seine Frau umarmen und kratzt ihr die Augen aus (d. i. Jemand hat gute Absichten und richtet doch Unheil an).

Der Wald brennt nur vermittelst seines eigenen Holzes.

Wer den Mund hält, dem fliegen die Mücken nicht hinein (man soll verschwiegen sein).

Er kam, um Deines Vaters Grab machen zu helfen und läuft mit der Hacke fort (mißtraue Leuten, welche in eigennütziger Absicht ihre Dienste anbieten).

Der Fuß geht, wohin das Herz ihn lenkt.

Sei Löwe und friß mich, sei aber kein Wolf, der mich beschmutzt.

Der Esel kommt auch zur Hochzeit, aber nur um Holz herbeizuschleppen.

Arbeite, um Kauf zu erwerben; hast Du ihn, so arbeitet er für Dich.

Ein Kaffeehaus am See von Tunis. (Nach einer Zeichnung von A. Crapelet.)

Ein Wort zu seiner Zeit ist erlaubt.

Er geht ans Meer und findet es trocken (d. h. wer keinen Muth hat, soll lieber zu Hause bleiben).

Was die Heuschrecken übrig lassen, wird von den Vögeln aufgefressen (ein Unglück kommt nie allein).

Er hat kein Brot und will eine Frau nehmen (wer geringe Mittel hat, soll nicht zu hoch hinauswollen).

Bei den Orientalen gilt Tunis für eine hübsche Stadt, und schon in den Zeiten des Alterthums heißt sie die weiße. Die Araber finden des Rühmens kein Ende; die ruhmreiche, wahrhaftige, blühende, gewerbfleißige, die wohlverwahrte, der Aufenthalt der Glückseligkeit, — das sind die Bezeichnungen, welche sie ihr geben. Die Europäer freilich meinen, man sage am besten: Tunis, das schmutzige und stinkende. Die Orientalen sagen, es gleiche in seiner Gestalt einem Burnus, den man auf einem Abhang ausbreite, und die Herrscherburg, die Kasbah, sei die Kapuze davon. In der Oberstadt wohnen zumeist Türken; die Quartiere der Malteser, Italiener, Franken und Juden

liegen in der Unterstadt und auch in den Vorstädten. Eine Zählung ist niemals veranstaltet worden, deßhalb sind alle Angaben über die Volksmenge schwankend und unsicher; insgemein nimmt man zwischen 70 und 100,000 Seelen an, unter denen nicht weniger als 20,000 Juden und etwa 10,000 Christen; von diesen sind ungefähr 5000 Maltesen, 3000 Italiener, die übrigen Franzosen, Spanier, Deutsche und Engländer.

Im Palaste des Bey, welcher im Innern sehr stattlich in maurischem Style hergerichtet ist, wohnt der Bey nur ausnahmsweise; gewöhnlich hält er sich in der Marsa auf (el mersa, arabisch; Ankerplatz, Hafen, Rhede), am Meere, drei Stunden von Tunis. Der Sitz der Regierung ist im Bardo, einer von Thürmen und Bastionen flankirten Burg, die eine starke halbe Stunde nordwestlich von der Stadt liegt. Innerhalb dieses festen Schlosses befinden sich die polytechnische Schule und die Staatsgefängnisse; es hat immer eine starke Besatzung.

Diese Landhäuser sind ungemein lieblich; die Gärten werden vermittelst der Noriahs, dieser auch in Spanien aus der maurischen Zeit her noch üblichen Schöpfräder, reichlich bewässert. In diesen duftigen Oasen herrscht tiefe Ruhe.

Sie herrscht auch auf dem großen Leichenacker; dieser liegt vor dem Thore, durch welches man den Weg nach den Ruinen von Karthago nimmt. Dort sah Chateaubriand das von Palmbäumen beschattete Dach des letzten Abencerragen, — einen platten, einfachen Stein. Spätere Reisende haben vergeblich nach diesem Denkmale gesucht; einer will es auf dem Friedhofe vor der Bab el Bahar, dem zum Meere führenden Thore, gefunden haben. Der Gottesacker der Juden ist in vortrefflichem Zustande; die Gräber sind weiß angestrichen, und so gilt auch heute noch der altbiblische Ausdruck: „übertünchte Gräber".

Sehr lohnend ist ein Ausflug nach der Marsa, dem alten Hafen von Karthago, aber dabei muß man vorsichtig

Das Baïramfest auf dem Platze der Kasbah in Tunis. (Nach einer Zeichnung von A. Crapelet.)

Zwischen dem Bardo und der Stadt liegt ein See, der Sebchat es Seldschung, der aber im Hochsommer fast trocken liegt.

Der Palast in der Marsa zeichnet sich durch die ungemein große Menge bunter Fensterscheiben aus. Das Volk behauptet, die dort wohnenden Prinzessinnen würden von 1000 Frauen und Mädchen bedient: Georgierinnen, Griechinnen, Tscherkessinnen und Negerinnen.

In der Stadt hört gegen Sonnenuntergang aller Lärm auf, die Buden werden geschlossen, die Leute bleiben in ihren Häusern, und in den Straßen bemerkt man nur dann und wann einen Fremden, der allemal eine Laterne vor sich hertragen läßt. Man setzt sich auf das Dach, trinkt Kaffee und raucht Tabak. Wer wohlhabend ist, bewohnt während der Sommermonate ein Landhaus und sucht Schatten und Kühlung. Von Juni bis August zeigt der Thermometer im Schatten 24 bis 30° Réaumur; dann aber gewähren die Gebüsche von Lentisken und Jasmin, die Granat- und Orangenbäume Erquickung und süßen Duft. Aber selbst die nächste Umgebung ist unsicher, und Jedermann trägt Waffen.

zu Werke gehen und wo möglich ein bewaffnetes Geleit mitnehmen. Denn böses Raubgesindel schwärmt bis dicht vor die Thore von Tunis.

Der Maler Crapelet erzählt ein Abenteuer. „Gegen Anbruch der Dunkelheit kam ich von einem Spazierritte zurück. Als ich nicht mehr viel über eine Viertelstunde Wegs von der Stadtmauer entfernt war, rannten aus einem Hinterhalt ein paar Dutzend Hunde auf mein Pferd ein, das sich bäumte und um sich selber drehte. Die Lage war bedenklich, aber zum Glück blieb ich sattelfest, zog meinen Revolver und feuerte unter die Hunde hinein; mehrere wurden getroffen. Dann ritt ich fort. Als ich mich einmal umwandte, sah ich mehre Beduinen, die um ein entsetzliches Geschrei erhoben und mich Mörder nannten. Aber wahrscheinlich wäre es um mich geschehen gewesen, wäre ich nicht im Sattel geblieben. Am andern Morgen ritt ich wieder nach der Marsa aus und sah von den erschossenen Hunden nur noch Knochen und die Köpfe umher liegen; alles Andere war von den übrigen Kötern aufgefressen worden. Beduinen bemerkte ich nicht."

Recht lohnend ist ein Ausflug in westlicher Richtung

Die Marina in Tunis. (Nach einer Zeichnung von A. Crapelet.)

nach dem Flusse Medscherda, dem Bagradas der Alten. Er ist der beträchtlichste in der ganzen Regentschaft, strömt an den Ruinen von Utica vorüber, wo der jüngere Cato sich den Tod gab, und mündet etwas südlich von Porto Farina. Seine Ufer sind höchst malerisch und von Palmen und Bananen beschattet; die Römer hatten mehrere Brücken über den Fluß geschlagen, diese aber sind verfallen, und die Karawanen müssen hindurch waten. In der Mündungsgegend bildet das Land einen großen Hain von Oelbäumen. Ueberhaupt hat Tunesien viele ungemein fruchtbare Gegenden, aber es ist schlecht bebaut, die Bewohner sind träg, und alle Bemühungen des Beys, die Leute zu einer ausgiebigen Benutzung zu veranlassen, scheitern an der Gleichgültigkeit. Auch denken sie nicht daran, die reichen Mineralschätze: Silber, Quecksilber, Blei, Kupfer, Bergkrystalle auszubeuten; selbst Gold ist vorhanden. Es ist, als ob ein wahrer Fluch auf den mohammedanischen Ländern laste, sie alle sind im Verfall, und alle Bemühungen, sie der Halbbarbarei zu entreißen, sind vergeblich gewesen.

Es liegt etwas Verkommenes in dem ganzen Charakter der mohammedanischen Völker, aber der Islam selber hat von seiner alten Kraft und Gewalt nicht das Mindeste eingebüßt; seine heutigen Bekenner sind ihm mit voller Inbrunst zugethan, und die hohen Feste werden unter allgemeiner Theilnahme gefeiert. Crapelet war Zeuge des kleinen Baïramfestes, das am ersten Tage des Monats Schowal gefeiert wurde; die Tunesen bezeichnen dasselbe als Aïd el esrir. Früh am Morgen wurden Kanonen abgefeuert, und bald nachher füllten sich die Straßen mit Muselmännern, die alle ihre besten Kleider angelegt hatten. Sie strömten in Masse nach dem großen Platze bei der Kasbah und sahen heiter und fröhlich aus. Der Ernst war verbannt, weil es für eine Art Sünde gilt, traurig oder nur gleichgültig zu erscheinen. Man erkannte die sonst so ruhig und abgemessen sich bewegenden Menschen gar nicht wieder; sie bewegten sich rasch, umarmten einander und gaben sich allerlei Spielen hin. Auch der Tag von Mohammeds Gebnrt, der Muled, wird festlich begangen, und an den Abenden zur Zeit des Ramadan geht es gleichfalls recht lustig her.

Die Europäer besuchen gern die Promenade de la Marina. Tunis gewährt von der Seite Karthago's her den hübschesten Anblick. Dort liegen mehre recht angenehme Kaffeehäuser, deren Inhaber auch Tabak und gutes Trinkwasser verkaufen. Manchmal kommen wohl Frauen dorthin, aber nur selten; sie lustwandeln lieber auf der Marina, welche bis an die Ufer des Sees reicht und wo auf einer Art von Vorgebirge manche Waarenbuden aufgeschlagen worden sind. Dort landen auch die aus Europa oder Algerien ankommenden Reisenden, und hier ladet man die Güter aus, welche in kleinen Barken mit lateinischen (dreieckigen) Segeln angebracht werden, denn Seeschiffe können nicht bis Tunis gelangen. Von der Marina aus nimmt man auch Lustfahrten auf dem Wasser vor, und sie gewährt ein heiteres, anziehendes Bild, wenn sie von einer muntern, bunten Menge belebt wird.

Ruinen eines Tempels in Saghuan. (Nach einer Zeichnung von A. Crapelet.)

Im Auftrage des Beys unternahm der Maler Crapelet eine Reise in südlicher Richtung nach den Dörfern der Saghuans und nach den Dschugarbergen. In diesen letzteren liegen die Quellen, von welchen die nach Karthago führenden Aquädukte ihr Wasser erhielten. In jener Gegend sind manche Ruinen aus den Tagen des Alterthums vorhanden, namentlich von Tempeln.

Der Aufbruch von Tunis erfolgte Morgens um 4 Uhr, und der Pfad, denn von Straßen in unserm Sinn ist keine Rede, führte durch eine sehr interessante Gegend. An vielen Stellen findet man Ueberreste von Wasserleitungen, die so stark sind, daß man sich kaum erklären kann, wie die Barbaren es angefangen haben, sie zu zerstören. Die Hitze war drückend, wir fanden, sagt Crapelet, welchem sich ein Ingenieur angeschlossen hatte, keinen andern Schatten, als den von unseren Turbanen, aber wir ritten immer vorwärts, bis wir einen Höhenzug erreichten. Um 5 Uhr Abends wurde die Schwüle etwas erträglicher, und wir hielten nun eine Stunde Rast, die uns erquickte. Im Hintergrunde

Eine alte Wasserleitung auf dem Wege nach Saghuan. (Nach einer Zeichnung von A. Crapelet.)

wurden die Dschugarberge, das Ziel unserer Reise, von der Abendsonne vergoldet.

Um 7 Uhr waren wir im Städtchen Zaghuan (Sughuan oder Sawân), das auf den Trümmern einer alten Ortschaft steht. Hier konnten wir wieder recht frei aufathmen, denn überall war Wasser und frische Luft. Es dämmerte eben, und wir zogen durch ein römisches Thor ein. Die Leute liefen zusammen und betrachteten uns, aber der Scheich war von unserer Ankunft im Voraus unterrichtet worden und wir fanden, auf Kosten der Regierung, eine sehr gastliche Aufnahme. Nach einer 19stündigen Wanderung mundete uns ein Abendessen, das aus Maisbrei, verschiedenen Ragouts, Schöpsenbraten mit Kastanien und Bohnen, Fischen und Kaffee bestand. Nachdem wir dann einige Tschibuks geraucht, legten wir uns nieder und schliefen, trotz der unvermeidlichen und unwillkommenen Plagegeister, denen auf einem orientalischen Nachtlager nicht zu entrinnen ist, wie die Götter.

Am andern Tage besuchten wir eine von den Quellen, aus welchen Karthago Wasser erhielt. Ueber derselben steht ein Tempel, der mit großer Sorgfalt erbaut worden war; vor demselben ist ein ausgemauertes Becken stets mit klarem Wasser gefüllt. Im Lande selbst bezeichnet man diese malerischen Trümmer als Henschir aïn el Kasbah, d. h. Ruinen der Quelle der Festung, denn die Leute meinen, der Tempel sei eine Festung gewesen; er liegt etwas über eine halbe Stunde weit von der Stadt entfernt, auf einer Tafelebene, welche sich an den Saghuanberg lehnt. Die rechteckige Cella des Sanctuariums ist 7 Meter 25 Centimeter lang und 4 Meter 13 Centimeter breit. Im Hintergrunde sieht man noch Reste von einem Altar und eine große Nische, in der wohl das Bild der Gottheit gestanden, welcher dieser Tempel geweiht war.

Zur Rechten und Linken des Sanctuariums lief im Halbkreis eine Seitengallerie von 4 Meter 28 Centimeter Breite, sie hatte 24 Bögen, die von 26 Säulen getragen wurden. Das Wasserbecken erhält noch jetzt seinen Zufluß aus einer unterirdischen Leitung, die in vier Oeffnungen ausmündet. Das ganze Bauwerk hat viel Ansprechendes und Harmonisches und macht in gewisser Beziehung den Eindruck, als hätte man ein Theater vor sich.

Die nach Karthago führende Wasserleitung ist eines der großartigsten Römerwerke in Afrika; der Bau wurde unter Hadrian begonnen und unter Septimius Severus vollendet. Zur Zeit des erstgenannten Kaisers litt Nordafrika fünf Jahre nacheinander an großer Dürre. Hadrian kam selber nach Karthago, und ein glücklicher Zufall fügte, daß gleichzeitig mit ihm Regen sich einstellte. Die Ernte fiel reich aus, und das Volk segnete den Herrscher. Spartianus, der Lebensbeschreiber Hadrians, erzählt, daß der Kaiser eine Menge von Wasserleitungen habe bauen lassen, und man nimmt nun an, daß auch diese von ihm herrühre.

Die Landschaft, welche den Tempel umgibt, ist entzückend schön; Crapelet verweilte dort vier Tage und ritt dann durch eine zum großen Theil sandige Strecke nach den Ruinen von Dschugar. Die Karawane brach schon um 2 Uhr Morgens auf, zog über flaches Land und kam erst nach fünf Stunden auf unebenen Boden. Dort

bog sie zur Linken ab, und nun war plötzlich Alles anders. In einer kleinen Oase stand ein Zeltdorf, dessen Bewohner sich sehr freundlich benahmen, als sie etwas Pulver und Blei zum Geschenk erhalten hatten; die Kinder kamen zutraulich herbei und betasteten die blanken Waffen; der Scheich bekam Cigarren. Während der Europäer sich ausruhete, gab ein Hirt allerlei Erzählungen zum Besten, namentlich die Geschichte von einem Löwen, der eine Kuh fortgeschleppt und in einmaligem Fraße mit Haut und Horn verzehrt habe!

Löwen und Panther sind in jener Gegend allerdings nicht gerade selten, doch hat ein Reisender bei Tage von ihnen nichts zu befürchten. Gefährlicher können unter Umständen die Beduinen werden, und Crapelet hatte mit diesen Söhnen der Wüste ein Abenteuer zu bestehen, das aber noch glücklich ablief.

Er hörte ein Geräusch aus der Ferne, und bald nachher sprengte ein Araber auf den Karawanenführer Hassan ein, der eine Strecke weit vorausgeritten war. Dann aber verschwand er in einer Schlucht, deren mehre von der kleinen Tafelebene nach verschiedenen Richtungen hinzogen. Jener Beduine wurde von einem zahlreichen Reiterschwarm verfolgt, in dessen Zeltdorfe (Duar) er einen Diebstahl verübt hatte. Es war ohne Zweifel seine Absicht gewesen, in der Karawane des Europäers Schutz zu suchen, aber der Führer Hassan hatte sein Gewehr auf ihn angeschlagen und ihn zu weiterer Flucht gezwungen. Jetzt aber war die Karawane auf allen Seiten von mehr als 100 Reitern umzingelt; einige hatten Schießgewehre, andere nur Lanzen, die Knaben trugen scharfe Sicheln, und man fing schon an, mit Steinen zu werfen. Die Lage war bedenklich; Crapelet hielt Doppelbüchse und Revolver bereit. Da traf es sich, daß vier Beduinen den Dieb ausspürten und niederschossen. Hassan ritt nun an den Beduinenschwarm näher hinan, sprach einen Vers aus dem Koran, und Alles nahm eine andere Wendung. Sie hatten gemeint, die Karawane wolle den Dieb schützen; als sie ihren Irrthum einsahen, wurden sie freundlich, und der Scheich küßte dem Europäer die Hand.

Der Reisende gelangte dann unangefochten nach den Ruinen von Dschugar, wo die große, „drei Tagereisen lange" Wasserleitung nach Karthago ihren Anfang nahm. Der jetzige Bey läßt sie wieder herstellen, um Tunis mit gutem Trinkwasser zu versorgen. (Siehe Globus Bd. II, S. 350.)*)

*) Voyage à Tunis par Amable Crapelet (Le Tour du Monde Nr. 262, 263); — Reise des evangelischen Missionärs Christian Ferdinand Ewald von Tunis über Soliman, Nabal, Hammamet, Susa, Sfax, Gabis, Gerba, Tripolis und von da wieder zurück nach Tunis. Nürnberg 1837. — Peysonnel et Desfontaines Voyages dans les régences de Tunis et d'Alger, publiés par M. Dureau de la Malle. Paris 1838. 2 Bde. Auf S. 94 des zweiten Bandes befindet sich eine Zeichnung des Tempels von Zawan (Saghuan); Desfontaines war von 1783 bis 1786 in Nordafrika; jener Tempel muß damals noch nicht völlig Ruine gewesen sein, das Bild stellt ihn als wohlerhalten dar, und es heißt im Texte: les murs solidement bâtis en grandes pierres carées subsistent encore dans leur entier. — Pellissiers und Dunants Werke über Tunis kenne ich nicht; eben so wenig V. Guerins Voyage archéologique dans la Régence de Tunis. Paris 1862. 2 Bde. Dieser fleißige Gelehrte wird wahrscheinlich ein Werk benutzt haben, das ich auf der dresdner Bibliothek fand, und dessen ich nirgends erwähnt gefunden habe: La Reggenza di Tunisi considerata nei suoi rapporti geografici - storici - archeologici - idrografici - commerciali - statistici etc. Studj di Guglielmo Finotti, Malta 1856. Es enthält viele Inschriften, und die Geschichte der mohammedanischen Herrscher ist sehr ausführlich behandelt. A.

Die Kulturbedeutung der Oceane.

Von Karl Andree.

I.

Ich habe in meiner „Geographie des Welthandels, mit geschichtlichen Erläuterungen" den Versuch gemacht, die Bedeutung zu schildern, welche der Ocean auf die Entwicklung der Völker und insbesondere auf die Handelsverhältnisse ausübt. Ich erlaube mir, aus einer demnächst erscheinenden Lieferung jenes Werkes einige Fragmente mitzutheilen.

Der Ocean, das unbegrenzte Weltmeer, umflutet den Erdball, er ist ein länderverbindendes Wasser. Zum Meere, das alles Flüssige anzieht, strömen die binnenländischen Fahrbahnen. Das Wasser ist ein belebendes Element.

Schon die Alten erkannten seine hohe Bedeutung; die Dichter reden von des Okeanos heiliger Meerflut; Wasser, sagen sie, sei das Vornehmste, und Thukydides weiß, daß „des Meeres Macht gewaltig ist". Und in der That, das Meer macht frei, die Berührung mit dem Ocean übt einen tief eingreifenden, bestimmenden Einfluß auf das Leben und die Entwicklung der Völker, sie vervielfältigt die Bande, welche das Menschengeschlecht umfassen. Das Meer trennt nur solche Völker, die noch völlig unentwickelt sind, für alle anderen erscheint es als Band zum Verkehr.

Die Seeluft belebt. Ueberall weckt der Zusammenhang mit dem Ocean Gewerbsamkeit und Handel, und durch ihn steigert sich allseitig der Verkehr, denn der Ocean ist das universelle Element. Die Welt wurde für die Menschen erst dann weit, als der Schiffer das Gängelband der Küstenschifffahrt abstreifte und aus den Binnenmeeren sich in die ungemessene Weite des Oceans hinaus wagte. Seitdem die Völker das Weltmeer durchfurchen, ist durch die Einwirkungen jenes universellen Elementes auch der menschliche Geist universeller, der Blick weiter geworden. Das Meer lockt und treibt den Anwohner der Gestade in die Ferne; in unseren Tagen finden wir Schiffe und Kaufleute überall, wohin Menschen gelangen können.

Dem oceanischen Handel gegenüber ist der Landhandel überall, wo er nicht die neuen Verbindungsmittel in seinen Dienst ziehen kann, schwerfällig und wie gebun-

den. Der Gegensatz zum Karawanenhandel stellt sich scharf und klar heraus, wenn man erwägt, daß ein einziges Seeschiff von der jetzt für lange Fahrten üblichen Größe und Tragfähigkeit mit einer eben so großen Waarenmenge befrachtet wird, wie eine ganze Maulthier- oder Kameelkarawane, daß dieser Transport muendlich weniger Kosten verursacht, und daß die Güter im Allgemeinen eben so sicher und allemal weit rascher an ihren Bestimmungsort gelangen. Während ein Karawanenthier höchstens fünf Meilen im Tage zurücklegt, durchmißt ein Segelschiff unter Durchschnittsverhältnissen die vierfache, unter günstigen Umständen manchmal die zehnfache Strecke; das Schiff kann sich nach Belieben den Weg suchen, die Karawane ist unabänderlich an einen und denselben gebunden. — —

Fast drei Jahrtausende lang war das Mittelländische Meer Centralpunkt der Verkehrsbewegung für alle Völker, welche die Küstenländer dieser Thalassa, dieses viel- und reichgegliederten Binnenmeeres, bewohnen. Es war gleichsam ein Individuum für sich, das bis weit in die Hinterländer seine Anziehungskraft übte; es hatte seine besondere Selbstständigkeit und nur geringe Beziehungen zum Ocean. Bevor der Verkehr sich den Ocean gewann, hat sich auf und an dieser Thalassa ein wunderbar reiches Kultur- und Handelsleben entfaltet. In unseren Tagen gewinnt das Mittelmeer einen nicht geringen Theil seiner frühern Bedeutung zurück, weil der ungeheure Aufschwung, welchen der Güteraustausch gewonnen hat, auch ihm zu Gute kommt und unser Abendland den starren und zum großen Theil passiven Orient durch die neueren Verbindungsmittel und durch eingreifende Thätigkeit weit überflügelt.

Gegen Ende des Mittelalters wurde jene Thalassa den Seevölkern Europa's zu eng; sie fingen an, in das Weltmeer hinauszusteuern und suchten planmäßig einen größern Raum für ihre maritime Thätigkeit. Der Handel gewann ein größeres Gebiet, als das Weltmeer nach allen Richtungen hin durchschifft wurde.

Seit den Fahrten des Columbus, der kühn und getrost querein nach Westen in die ungemessene Weite fuhr, um Indien auf dem Seewege zu erreichen, und dann, ohne es zu ahnen, eine „neue Welt" fand, und seit Umschiffung der Südspitze von Afrika ist der Ocean „entfesselt" worden. Zwar schon im Alterthum waren Karthager über die Thalassa hinaus nach Süden hin bis an die Küste von Guinea vorgedrungen, und normannische Seefahrer hatten auf ihren abenteuerlichen Seezügen die Ostgestade Nordamerika's besucht, aber für Verkehr und Geschichte blieben diese Unternehmungen unfruchtbar und ohne alle Folgen. Oceanisch wurde der Verkehr, nachdem seit dem Ende des 15. Jahrhunderts die Schranken der Thalassa für immer durchbrochen waren. Wir steuern nun hinaus in alle Welt und handeln mit allen Völkern; das Erdganze gehört uns und unseren Waaren.

Mit dem Anbeginne des 16. Jahrhunderts gewannen die Seevölker Europa's einen unendlich weitern Blick als früher; sie wurden von einem „Hinaus des Geistes" gepackt und erhielten in fremden, früher unbekannten Regionen hunderte von neuen Eindrücken, welche bis in die letzte Hütte wirkten. Binnen vierthalbhundert Jahren hat der Welthandel sich nach und nach alle Meere erobert, und indem er diese ungeheuern Fortschritte gemacht, ist ihm der ganze Erdball unterthan geworden. Nachdem schon längst der Atlantische Ocean und die indischen Gewässer ein Gemeingut der seefahrenden Völker gewesen, nachdem die Schiffer längst bis in die eisigen Gegenden des nördlichen Polarmeers vorgedrungen waren, eröffnete sich der Weltverkehr zuletzt auch die gewaltige Südsee, den ungeheuern Wasserraum zwischen Westamerika und Ostasien.

Wie kommt es, daß gerade wir, die europäischen Völker germanischen und romanischen Stammes, uns das Weltmeer und die Welt maritim und commercieell erobert haben? Weshalb nicht die Inder, Chinesen, Japaner oder andere Völker, an deren Küsten doch auch der Ocean brandet? Die Antwort ist leicht gegeben: Wir sind die activsten Menschen auf dem Erdball und erhoben den Ocean zum Schauplatze geistiger Thätigkeit. Wir gaben der bloßen Wasserform eine Kultur- und Verkehrsbedeutung und zwangen sie in den Dienst der Interessen des Welthandels. Durch Kompaß, Chronometer, Segel, Dampf ꝛc. beleben wir unsere Fahrzeuge, und das Schiff muß arbeiten, wie der Seemann es haben will.

Unser reichgegliederter Erdtheil Europa bildet den Hauptausgangspunkt für die oceanische Welt, und die zu beiden Seiten des Atlantischen Oceans wohnenden germanischen Völker sind das Handelscentrum für die Erde geworden, der Thätigkeitsherd, von welchem alle großen Antriebe im Welthandel ausgehen. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß die Germanen vorzugsweise dem Ocean zugewandt sind. Von der mehr auf das Mittelmeer angewiesenen romanischen Gruppe gilt das nur in bedingtem Maße, und die Slawen erscheinen als vorzugsweise continental. Ueber das Atlantische Meer hat Europa seine Civilisation und seinen Handel nicht allein nach der „neuen Welt" getragen, sondern über den ganzen Erdball vermittelt. Denn dieser Theil des Oceans bildet die große Fahrbahn, welche jeder von Europa auslaufende oder dorthin zurückkehrende Schiffer durchsegeln muß; er kann derselben gar nicht ausweichen. Deßhalb ist die Achse, um welche der Welthandel sich bewegt, vorzugsweise eine atlantische, und dieses Verhältniß wird bleiben, so lange Europa und das uns gegenüberliegende Nordamerika an der Spitze des Welthandels stehen und der gewerbliche Genius, die industrielle und commercielle Anlage und Begabung in den atlantischen Regionen wie bisher vorwaltend bleiben. Sowohl der Indische Ocean wie die Südsee werden trotz ihrer schon hochgesteigerten Bedeutung von den atlantischen Interessen abhängig und diesen mehr oder weniger dienstbar bleiben. Wir können den Nordatlantischen Ocean mit vollem Recht als ein großes germanisches Meer bezeichnen. Er ist ein Hauptschauplatz vielseitiger Thätigkeit gerade für die germanischen Völker, und diese stehen in Bezug auf geistige Regsamkeit und allseitige Entwicklung des Lebens, in Wissenschaften und technischen Fertigkeiten, in Handel und Schifffahrt in vorderster Reihe.

Alles haben die Germanen erreicht durch ihre hervorragende Seebegabung und Seetüchtigkeit, durch ihre maritime Anlage und durch ihren Unternehmungsgeist, welchem sie ausdauernden Nachdruck geben. Das flüssige Element, auf welchem sie sich zu so hoher Geltung gebracht, wird sie stets verhindern, einer einseitigen Kulturentwicklung anheim zu fallen. Vor einer solchen bleiben sie bewahrt durch ihren Drang in die Weite, durch ihre Wanderlust und ihre oceanische Spürkraft. Nur die seefahrenden Germanen haben in fremden Erdtheilen dauernde Reiche gegründet, sich über den ganzen Erdball verbreitet und unter allen Klimaten Faktoreien oder Colonien gegründet, von Grönland bis Südchile, Südafrika und Neuseeland.

Diesen Ansiedelungen ist eine Zukunft sicher, weil die Völkerwanderung auch in unseren Tagen vorzugsweise von den seefahrenden Völkern germanischen Stammes ausgeht und die romanische Gruppe nur sehr schwach berührt. Und

gerade diese Auswanderungen haben in erheblichem Maße dazu beigetragen, den Seehandel und die Schifffahrt in so kolossaler Weise zu steigern.

Der Atlantische Ocean wird nach allen Richtungen hin von Dampfern befahren, und dadurch ist seine Bedeutung für den Verkehr in ganz eminenter Weise gesteigert worden. Das Dampfschiff bildet gleichsam eine Fortsetzung der Locomotive auf nassem Wege, und heute schon stehen die Dampferlinien über einen großen Theil der Oceane in Anschluß, sie greifen regelmäßig ineinander, von unseren europäischen Häfen bis in die Mündung des La Plata, und bis Japan und nach Australien, von den südlichsten Häfen Chile's bis nach Britisch Columbia. Während wir diese Zeilen niederschreiben, fehlen nur noch zwei Glieder, und diese sollen im Laufe des Jahres 1865 hinzugefügt werden; wir meinen die Linie zwischen Buenos Ayres und Valparaiso um das Kap Horn oder durch die Magellansstraße und jene zwischen Panama und Australien.

Durch die Dampfer und deren Verbindung mit den Eisenbahnen und den Telegraphen hat der große Weltverkehr seinen gewaltigen Aufschwung gewonnen und er bekommt durch sie unablässig neue Antriebe. Es ist uns heute, als ob die Zeit, da noch Segelpacketschiffe die überseeische Correspondenz vermittelten, ein Jahrhundert hinter uns läge, und doch datiren die ersten Anfänge der transatlantischen Dampfschifffahrt wenig über ein Dritteljahrhundert hinaus. Gegenwärtig sind zwischen 36 und 40 verschiedene Dampferlinien in Thätigkeit, und die Zahl derselben wächst fortwährend an. Nachdem die Kraft des Dampfes einmal auf die Schifffahrt Anwendung gefunden hatte, tastete man lange in den Küstengewässern umher, ehe man sich auf den freien, offenen Ocean hinauswagte. Als aber einmal feststand, daß auch transatlantische Fahrten möglich seien, kam eine ganz neue, früher unerhörte und ungeahnte Bewegung in die Schifffahrt, und die Beförderung der überseeischen Posten ging an die Dampfschiffe über.

Die Anfänge waren schwach. England mit seinem maritimen Spürblick und praktischen Treffer ging methodisch voran. Im Jahr 1833 wurde eine Dampferlinie zwischen Liverpool und der kleinen Insel Man ins Leben gerufen; 1834 bildete sich die Ocean Steam Navigation Company und beförderte wöchentlich zweimal die Post zwischen London, Rotterdam und Hamburg, später nach Ostende. Im Jahr 1837 begann die Verbindung mit Vigo, Oporto, Lissabon, Cadiz und Gibraltar von Falmouth aus; 1843 übernahm die heute so mächtige Peninsular and Oriental Steam Navigation Company diese Linie, und Southampton wurde Abgangshafen. Zwischen Aberdeen und den Shetlandsinseln gehen Dampfer seit 1838. Das Alles sind jedoch nur Vorspiele für die transatlantischen Fahrten gewesen.

Versuchsweise hatte man schon im Jahre 1825 einen Dampfer aus London nach Calcutta abgeschickt, aber bei der zu jener Zeit noch unvollkommenen Technik dauerte die Fahrt, auf dem Wege um das Vorgebirge der guten Hoffnung, volle 113 Tage; somit war auf dieser Route damals kein Vorsprung gegen die weniger kostspielige Segelschifffahrt zu gewinnen. England suchte deßhalb auf kürzerem Wege wenigstens in Correspondenzverkehr mit Indien zu gelangen und veranlaßte die bekannte Expedition des Obersten Chesney zur Erforschung der Euphratländer. Folgen derselben waren die Projekte zu einer Euphrateisenbahn und zu dem jetzt verwirklichten indisch-mesopotamisch-kleinasiatischen Telegraphen. Man überzeugte sich aber bald, daß die rascheste Verbindung nach Indien vermittelst einer Dampfschifffahrt über das Rothe Meer zu gewinnen sei.

Im Atlantischen Ocean war der erste Versuch von Nordamerika aus gewagt worden. Aus dem Hafen Savannah (Staat Georgia) fuhr der gleichnamige Dampfer, ein Skuner von nur 350 Tonnen und 90 Pferdekraft, am 25. Mai 1819 nach Liverpool, wo er nach 22 Tagen einlief. Man begrüßte den Kapitän dieses Schiffes, Moses Rogers, als den „Columbus der transatlantischen Dampfschifffahrt", aber beinahe 20 Jahre vergingen, bevor sein Beispiel Nachahmer fand, denn in England glaubten Physiker den Beweis geliefert zu haben, daß eine solche transatlantische Dampfschifffahrt, trotz jener Fahrt der Savannah, unter die „unmöglichen Dinge" gehöre und außerdem auch niemals die Kosten decken könne. Inzwischen trafen praktische Handels- und Seeleute dennoch Vorkehrungen zu einer Dampferverbindung mit Amerika, und als das Schiff Sirius von Bristol aus am 23. April 1838 im Hafen von Neuyork einlief und gleich nachher der Great Western folgte, war das Problem gelöst; schon 1839 trat der regelmäßige Postverkehr vermittelst der Dampfer zwischen beiden Erdhalben ins Leben. Seitdem ist derselbe auch in den Wintermonaten nicht mehr unterbrochen worden.

Auch die östlichen Meere wurden von da an mehr und mehr von Dampfern befahren. Seitdem Großbritannien seine 13 nordamerikanischen Colonien verloren, rückte sich der Schwerpunkt seiner Colonialmacht immer mehr nach Indien. Das südafrikanische Capland wurde englische Besitzung, der Handel mit China gewann größere Ausdehnung, da er vor nun mehr als 30 Jahren aufhörte ein Monopol der ostindischen Compagnie zu sein; Australien erhielt mit dem Anwachs der Einwanderung und in Folge der Goldentdeckungen eine großartige Bedeutung, und auch das seit Jahrhunderten verschlossene Japan ist eröffnet worden. Mit allen diesen Regionen im fernen Osten war eine möglichst rasche Verbindung nicht nur für den Handel wünschenswerth, sondern auch aus politischen Rücksichten nothwendig. Schon 1840 begannen von England aus die Dampferfahrten nach Malta, Corfu und Alexandria, 1845 jene im Rothen Meere von Suez nach Bombay, Ceylon, Calcutta und China. Auch folgten bald die Fahrten an der Westküste von Südamerika, schon 1839 jene nach Westindien; die Linie nach der Westküste von Afrika, der Insel Ascension, dem Cap der guten Hoffnung und von dort nach Calcutta datirt von 1852, und der Dampferverkehr nach Australien hat seit 1856 keine Unterbrechung mehr erfahren.

England hat Alles aufgeboten, um seinen Vorsprung und sein Uebergewicht insbesondere auch in der atlantischen Dampfschifffahrt zu behaupten; es ging mit Ausdauer und sicherer Berechnung immer vorwärts, fügte eine Linie der andern hinzu und unterstützt sie durch Zuschüsse in der Gestalt von Posteontraeten. Der Wettbewerb der Nordamerikaner war ohne Erfolg; die Collins-Dampfer vermochten nicht die englischen Cunard-Dampfer aus dem Felde zu schlagen, obwohl jenen der Congreß einen doppelt so hohen Zuschuß gab, als die englische Regierung diesen zugebilligt hat. Ueberkeckes, unbedachtsames, weder Eigenthum noch Menschenleben achtendes Verfahren war kennzeichnend für die amerikanischen Collins-Dampfer, deren nicht weniger als drei binnen vier Jahren lediglich durch die Schuld der Kapitäne verloren gingen. Die Amerikaner wollten auf jede Gefahr hin schneller fahren; um ein paar Stunden früher als ihre Conenrrenten ans Ziel zu gelan-

gen, verfuhren sie leichtsinnig und waghalsig und gaben nichts auf Regelmäßigkeit und Sicherheit. So gingen von den Collins-Dampfern zwei mit Mann und Maus zu Grunde. Die Nordamerikaner haben seit 1858 keine Dampferlinie nach Europa mehr.

An der transatlantischen Dampfschifffahrt hat auch Deutschland seinen Antheil vermittelst der Linien von Hamburg und von Bremen nach Neuyork. Unsere deutschen Seeleute gehören bekanntlich zu den besten in der Welt. Im Jahr 1852 saß ich in Bremerhaven auf dem Verdecke des nordamerikanischen Schiffes Rob Roy, das eine Ladung Tabak aus Virginien gebracht hatte. Der Führer desselben, Drummond, war ein tüchtiger Kapitän. Während unserer Unterhaltung recapitulirten wie die größere oder geringere Tüchtigkeit, welche die einzelnen Völker im Seehandwerk bethätigen. Als von den Seeassecuranzen die Rede war, fragte ich den Nordamerikaner, wie es, seiner Ansicht nach, wohl komme und worin der Grund liege, daß gerade wir Deutschen, im Verhältniß zu allen übrigen Völkern, die geringste Zahl von Schiffbrüchen haben und die wenigsten Fahrzeuge verlieren, obwohl doch auch wir alle Oceane befahren, unsere heimatlichen Meere und Küsten zu den gefährlichsten Gewässern gehören, und unsere Handelsflotte an Tonnengehalt jener von England und von Nordamerika zunächst stehe? Der amerikanische Seemann entgegnete wörtlich: „Eure Schiffe sind gut, eure Kapitäne gewissenhaft, und mit deutschen Matrosen ist Alles auszurichten. Sobald Gefahr kommt, fangen unsere (amerikanischen) Matrosen und Steuerleute, wie die englischen, an zu fluchen und trinken Whiskey oder Grog. Das ist nicht in der Ordnung. Die deutschen Matrosen fluchen, wenn die Gefahr vorüber ist, und dann erst trinken sie. Während des Sturmes bleiben sie ganz kaltblütig und sind unverzagt (hardy and undaunted); deßhalb haben wir sie so gern auf unseren Schiffen."

Unsere deutschen Seeleute haben den wohlerworbenen Ruf, daß sie an Muth, Ausdauer, Anstelligkeit und kaltem Blute den Matrosen aller anderen Völker nichts nachgeben, die meisten übertreffen, und daß sie, wenn bei Lloyds in London die Menschen etwa in ähnlicher Weise classificirt würden, wie es mit den Schiffen der Fall ist, mit A. 1. in die Liste eingetragen werden müßten. Wir Deutschen haben alle Ursache, auf unsere Handelsflotte stolz zu sein, und keine andere Nation kann sich rühmen, weniger Schiffe, Waaren und Menschen zu verlieren, oder besser für diese zu sorgen. Und wie lang ist die Reihe unserer Seeleute, welche für kühne und edle Rettungsthaten, bei denen sie ihr eigenes Leben in die Schanze schlugen, Anerkennung von Seiten auswärtiger Regierungen erhielten! Die Seebegabung der Deutschen und ihre Tüchtigkeit auf dem Salzwasser ist schon seit den Tagen der Römer sprichwörtlich, auch sind wir die ersten gewesen, welche schweres Geschütz auf die Schiffe gebracht haben. Die Engländer thaten uns das nach, und es waren lübecker Konstabler, welche die Fahrzeuge der spanischen Armada Philipps II. in den Grund bohrten. —

Der Atlantische Ocean bildet eine „große Heerstraße" für den Weltverkehr nicht bloß so weit die Schifffahrt in Betracht kommt. Er ist auch ein „Brückenbogen, welcher die Ränder zweier Hochlande, Europa's und Amerika's, überspannt". Durch ihn ist schon ein Welttheile verbindender Telegraph gelegt worden, der seine Botschaften von einem Continente zum andern hinüber befördert hat. Er verrichtete einige Wochen lang seinen Dienst; dann gerieth er durch Störungen, deren Ursache immer noch nicht gründlich ermittelt worden ist, ins Stocken und versagte. Aber die Möglichkeit einer Beförderung der Telegramme auch durch die weiten Strecken der atlantischen Tiefe war bewiesen, und deßhalb wird im Jahre 1865 der Versuch wiederholt werden.

Wir haben mehrfach darauf hingewiesen, daß der nördliche Theil des Atlantischen Oceans durch Küstenentwicklung und Binnenmeere ungemein reich gegliedert sei. In Folge der prächtigen Gestaltung dieses oceanischen Riesenthales werden die Völkerberührungen und der Handelsverkehr zwischen beiden Erdhalben wesentlich gefördert; durch sie ist es möglich geworden, daß er den Charakter eines Kulturoceans in so hervorragender Weise erlangen konnte. Diese nördliche Hälfte des gewaltigen Beckens schließt alle klimatischen Abstufungen in sich; sie reicht vom Polarkreise bis in die Nähe des Aequators, von den Küsten Venezuela's bis in den innern Winkel des Bothnischen Meerbusens, bis an den Fuß des Kaukasus und zu den Strandlagunen (Limanen), in welche sich die aus der skythischen Einöde herabrollenden Ströme ergießen; vom Dnjepr, Don und Kuban bis zu den Mündungen des Orinoco.

Wir wenden uns zu den Binnen- und Nebenmeeren des Atlantischen Oceans, welche wir an diesem Orte nur in ihrer allgemeinen Handels- und Kulturbedeutung zu kennzeichnen haben.

An der amerikanischen Seite zieht in weitem Bogen, von den Küsten Florida's 30° n. B., bis zu dem Delta des Orinoco, 10° n. B., eine Reihenfolge von großen und kleinen Eilanden hin, welche gleichsam als Brückenpfeiler zur Verbindung der nördlichen und der südlichen Hälfte des großen Westcontinentes daliegen. Aber diese verschiedenen Archipele und Inselgruppen sind zugleich Schranken, durch welche der nördliche Theil der Tierra firme (Venezuela und Neugranada), die Region des Isthmus von Darien, die centralamerikanischen Republiken, Mexiko und das nordamerikanische Gebiet vom Rio Grande bis zum Kap Sable in Florida von dem offenen Ocean getrennt werden. Doch vermitteln die vielen Straßen zwischen den Inseln wieder die Verbindung mit demselben, und namentlich die Mona-Passage zwischen Puerto rico und Haïti und die Windward-Passage zwischen dieser Insel und Cuba sind vielbefahrene Handelsstraßen.

Den von jenen westindischen Eilanden und der Halbinsel Florida eingeschlossenen Raum erfüllen zwei Becken: im Süden die Caraïbische See oder das Antillenmeer, im Norden der Mexikanische Golf. Man rechnet auf das erstere 360, auf den zweiten 620 deutsche Meilen Küstenlänge, zusammen 980 Meilen, und einen Flächenraum von mehr als 76,000 Geviertmeilen. Beide stehen durch die Straße von Yucatan, zwischen dem cubanischen Kap San Antonio und dem yucatekischen Vorgebirge Catoche, mit einander in Verbindung. Durch diese schmale Meerenge zwängen sich die atlantischen Gewässer, welche dann den Golfstrom bilden und durch die Floridastraße wieder in den offenen Ocean strömen.

Die westindischen Eilandfluren erinnern durch ihren Reichthum an Buchten und Häfen, durch die vielen Passagen zwischen den Inseln, durch die Ueppigkeit ihres Pflanzenwuchses und den Reichthum werthvoller Handelserzeugnisse an den hinterindischen Archipelagus. Während dem Mexikanischen Meerbusen guten Häfen mangeln, fehlen sie dem tiefer ins Festland eindringenden, große Golfe und Halbinseln bildenden Antillenmeere auch auf der kontinentalen Seite keineswegs, und auf den Inseln sind sie in

großer Fülle vorhanden. Hier liegen viele wichtige Handelsplätze, z.B. am Mexikanischen Golf: Mobile, Neuorleans, Galveston und Brownsville im Gebiete der südlichen Staaten Nordamerika's; Matamoros, Tampico, Vera Cruz, Tabasco, Campeche und Sisál in Mexiko; Balize im britischen Yucatan; im Golf von Honduras Puerto Caballos; an der Landenge von Panamá Aspinwall, in Neugranada Sabanilla und Rio Hacha, und an den venezuelanischen Gestaden Puerto Cabello und La Guayra. Von den vielen Inselhäfen bezeichnen wir hier nur jenen von St. Thomas, weil er den Knotenpunkt für die Dampferverbindung nach und von Europa bildet, Havana, die „Königin" unter den Städten der Antillen, und Kingston auf Jamaica.

Die westindischen Gewässer und Länder nehmen seit den Tagen der Entdeckung und gleich nach Anbeginn ihrer Besiedelung durch Europäer in der Geschichte des Seehandels und des Colonialwesens eine hervorragende Stellung ein. Diese ausgedehnte Region liegt zumeist innerhalb des heißen Erdgürtels. Die Spanier verpflanzten schon früh das Zuckerrohr von den Canarischen Inseln nach den Antillen; sie holten aus Westindien Färbehölzer, edle Metalle und Pfeffer; sie bauten Kakao, Tabak, Baumwolle, Indigo und in späterer Zeit auch Kaffee; sie munterten die Cochenillezucht auf. Westindien begann, mit dem übrigen tropischen Amerika zusammengenommen, bald wichtiger für den Handel Europa's zu werden, als der Orient der alten Welt; der große Verkehr gewann nun eine neue Domäne und wurde allmälig immer mehr atlantisch.

Die seefahrenden Mächte waren um die Wette bemüht, im westindischen Meere festen Fuß zu gewinnen. Außer den Spaniern, deren monopolistische Ansprüche von keiner Seite her gebilligt wurden, sicherten nicht bloß die Engländer und Franzosen, sondern auch die Niederländer, Dänen und Schweden sich Antheil am Besitz. Bei dem beschränkten, ausschließenden Handelsneide, welcher bis in das vorige Jahrhundert hinein überall vorwaltete, glaubte jeder einzelne Staat Vortheile für sich zu erringen, wenn er die anderen beeinträchtigte und in ihrem Verkehr schädigte. Die ungesunde, ihr eigenes Interesse völlig verkennende und durch Mißgunst verbitterte Nebenbuhlerschaft rief eine lange Reihe von Handelskriegen hervor, unter welchen die Colonien empfindlich litten, und in deren Gefolge Kaperei und Seeraub einen großartigen Maßstab gewannen. Die westindischen Gewässer wurden ein Hauptschauplatz für jene Freibeuter, welche als Küstenbrüder, Buccaniere und Flibustier dem Seehandel ganz unberechenbaren Schaden zugefügt haben. Kein Kauffahrteischiff war vor Angriffen gesichert, wenn es nicht unter Bedeckung von Kriegsfahrzeugen segelte.

Westindien war es auch, wohin die Colonialmächte zuerst Neger in größerer Menge aus Afrika schafften, um diesen kräftigen ausdauernden Menschenschlag bei der Arbeit auf den Plantagen zu verwenden, und noch heute hat der Sklavenhandel dorthin nicht völlig aufgehört. Aber gerade auf den Antillen ist auch, vor nun etwa 30 Jahren, der Anfang mit einer Emancipation der Neger gemacht worden, deren Folgen allerdings für den Schwarzen selber in vieler Beziehung sehr nachtheilig sind, und die zu einer Uebersiedelung asiatischer Arbeiter Anlaß gegeben hat. Die Sklaverei in der frühern Gestalt finden wir in Westindien heute nur noch auf den spanischen Antillen.

Die westindischen Eilande sind wegen ihrer herrlichen Weltlage jetzt auch eine Hauptpassageregion geworden, gleich den centralamerikanischen Staaten an der karaibischen See. Dorthin laufen die Dampferlinien wie Strahlen aus allen Himmelsgegenden; hier liegen die Landengen, auf denen man Kanal- und Eisenbahnverbindungen nach dem großen Weltmeer hinüber sucht; — auf der zu Mexiko gehörenden Landenge von Tehuantepec am Golf; durch Honduras, durch Nicaragua und auf der Landenge von Darien. Man will sich nicht mit nur einer interoceanischen Verkehrsstraße begnügen: dem Schienenweg über den Isthmus von Panama, auf welchem man von den Gestaden des Atlantischen Oceans binnen drei oder vier Stunden an die Küsten der Südsee gelangt.

Die Nordsee heißt mit vollem Rechte das Deutsche Meer, denn ihre Gestadeländer sind im Besitz von Völkern germanischen Stammes; kein anderes ist so stark befahren als sie, welche heute das Centrum für den Welthandel bildet. Die Ostsee vermittelt für die Germanen am Süd- und Ostgestade dieses Baltischen Meeres, für finnische und ostslavische Völker eine Schifffahrtsverbindung mit dem Ocean. Beide Meeresbecken erhielten ihre Wichtigkeit erst im Mittelalter und steigerten dieselbe nach und nach in den folgenden Jahrhunderten. Dagegen reicht jene des Mittelländischen Meeres bis in die ältesten Tage der Geschichte hinauf; auf dieser Thalassa kamen schon früh afrikanische und asiatische Völker mit einem großen Theile der südeuropäischen Gestade in nähere Berührung und in lebhaften Austausch von Waaren und Ideen.

Die Ostseeregion leidet unter mancher Ungunst der Natur. Sie ist ganz und gar nordisch, hat ein strenges Klima, liegt gleichsam abseit vom übrigen Europa und geht allmälig in die Wüstenei der Polargegenden über. Sie bietet zu dem Mittelländischen Meere Südeuropa's in Bezug auf die Gliederung allerdings in mancher Beziehung einen Parallelismus dar, aber auch die schroffsten Gegensätze. Sodann ist die Geschichts- und Handelsentwicklung der beiden großen Binnenbecken ganz verschieden. Die mediterraneischen Länder bildeten schon im frühen Alterthum Herde für die Kultur, und von Aegypten, Phönicien, Judäa, Griechenland und Rom gingen Strahlen aus, deren erwärmenden Einfluß wir noch heute verspüren. Der Süden war stets original, sonnig, farbig und gab Antriebe; der baltische Norden ist einförmiger, rauh und grau von Nebel; er hat seine Kulturanstöße von Außen her empfangen, hat nicht gegeben, sondern immer nur genommen; auch seine Handelsthätigkeit ist allemal von Außen her bestimmt worden. Aber es ist allezeit in ihm viel urwüchsige Kraft und der baltische Germane ein rüstiger und kühner Seemann gewesen, welchen die Klippen und Dünen, die Stürme und der heftig rollende Wellenschlag niemals geschreckt haben. Er war stets, wie es im Wikingerbalk der Frithjofssaga heißt, lustig auf der wilden See, und das Schiff auf der Woge ist ihm seine zweite Heimat. Das Baltische Meer war klassischer Boden für Korsaren und Wikinger, denen Seeraub für ein ehrenvolles Handwerk galt, wie den Cilicien oder den Malayen auch. Der Vater sagte dem Sohne:

„Wenn der Krämer dir naht, magst du schützen sein Schiff,
wenn der Schwache den Schoss dir zollt,
Du bist König der See, er ist Sklav des Gewinns, und dein Stahl ist so gut wie Gold."

Die baltischen Wikinger, die Normannen überhaupt, gingen auch als Krieger in fremde Länder, wurden Herrscher zu Nowgorod am Ilmensee, zu Polozk an der Düna, zu Kiew am Dnjepr, und legten so die Keime zu den Großfürstenthümern Litthauen und Rußland. Sie

zogen den Handel aus den baltischen Regionen bis tief ins Binnenland nach sich. Auch den westlichen Normannen schlossen die baltischen Stammgenossen sich an, gründeten mit ihnen in Nordfrankreich und Süditalien Reiche und durchschwärmten die Meere von Island und den Farören bis nach Andalusien und zur syrischen Küste.

Aber die normannischen Recken und Wikinger erlagen doch den Kaufleuten, als die deutsche Hansa auf der Ostsee vorwaltend wurde. Im Süden derselben wohnten wendische Völker, die gleich den tschudischen (finnischen) Stämmen im Osten passiv blieben. Ihre sagenreichen Handelsplätze, z. B. Wineta-Julin, erscheinen unbedeutend gegenüber den Pflanzstädten der Hanseaten, welche im 13. Jahrhundert für den Norden, zu Wisby auf der Insel Gottland, ein Seerecht feststellten. Es war ferner die Hansa, welche mit ihren Schiffen und Waaren Kulturelemente nicht bloß nach den skandinavischen Ländern brachte, sondern auch an die östlichen Gestade. Die von den deutschen Ordensrittern an der Weichsel und in Livland gegründeten Herrschaften hatten auch den hanseatischen Verkehr im Gefolge. Die Hanseaten, Lübeck voran, blieben vorwaltende Macht, so lange die skandinavischen Völker sich staatlich noch nicht consolidirt hatten und noch nicht zum Bewußtsein ihrer Macht gekommen waren. Als das geschah, als dann auch der Welthandel neue Bahnen einschlug und einen unendlich erweiterten Horizont gewann, erlosch der Glanz des Bundes von Handelsstädten, die ohnehin immer nur in einem mehr oder weniger lockern Zusammenhange gestanden hatten. Der Schwerpunkt der Hanseaten lag in der Ostsee; sie blieben zumeist baltisch einseitig, und auch jene in der Nordsee wurden, als der Umschwung im Weltverkehr eintrat, nicht oceanisch und transatlantisch, weil Deutschland keine Colonien in fremden Erdtheilen gründete. Sie alle blieben rückständig und sahen sich überflügelt, seitdem andere Völker Colonien besaßen. Aber der Ruhm bleibt den Hanseaten unverkümmert, daß sie überall im baltischen Norden höhere Gesittung pflanzten, daß sie auf slawischem und finnischem Boden Pflanzstädte gegründet haben, daß sie, gleichsam Phönicier des Mittelalters, Verkehrsleben bis in die fernsten baltischen Winkel brachten und für alle diese Regionen einen Kulturzusammenhang mit dem übrigen Europa vermittelten. Auch sind es die Hanseaten gewesen, durch welche die früher vereinzelten Staaten, Völker und Stämme am Ostseebecken in innigere friedliche Berührung kamen. Nach ihnen haben dann Andere um die baltische Hegemonie gekämpft, und lange hat die Waage zwischen Schweden und Dänemark geschwankt. Sie neigte sich zu Gunsten des ersteren, und bis zu den Tagen von Fehrbellin und Pultáwa war Schweden vorwaltende Macht im Norden. Seit Anfang des vorigen Jahrhunderts ist Rußland auf den Schauplatz getreten und hat, was die Polen niemals verstanden, den Slawen einen Antheil am Baltischen Meere gesichert. Es wurde im Fortgange der Zeit hier die Hauptseemacht.

Jetzt endlich, spät, aber allem Anscheine nach mit Nachdruck und Erfolg, schwimmen, zuerst seit den Tagen der Hanseaten und des sogenannten großen Kurfürsten von Brandenburg, auf der Ostsee wieder deutsche Kriegsfahrzeuge, aus denen sich hoffentlich eine starke Flotte entwickeln wird. Wir bedürfen einer Achtung gebietenden Wehrkraft auf dem Salzwasser und Schutz für unsere Kauffahrer, welche auch in der Ostsee zu tausenden erscheinen. Die territoriale Einseitigkeit ist nun glücklich überwunden. Haben andere Völker an der Ostsee ihre Häfen (deren mehr als 50 an diesem Becken liegen), z. B. Petersburg, Riga, Stockholm und Kopenhagen, so sind doch die unsrigen zusammengenommen commerciell bei weitem wichtiger als die übrigen. Unser sind: Flensburg, Schleswig, Kiel, Lübeck, Wismar, Rostock, Stralsund, Greifswalde, Stettin, Kolberg, Köslin, Stolpe, Danzig, Pillau, Elbing, Königsberg und Memel, und sie alle waren bis jüngste Zeit ohne Schutz durch Seewehr! Uebrigens wird der baltische Handel zum größten Theil von Nordseehäfen aus bestimmt, und Hamburg ist für alle Häfen an der Ostsee der Hauptwechselplatz.

Der Sacagiu oder Wasserfuhrmann in Bukarest.

Von **Wilhelm Hausmann** in Kronstadt.

Die Hauptstadt Romaniens, Bukarest, liegt in der großen walachischen Tiefebene, deren unermeßlich ausgedehnte, meist sehr fruchtbare Flächen sich über außerordentlich tiefen Lagen von Seesand mit abwechselnden Thonschichten ausdehnen; denn dies ganze weitgestreckte Terrain war einst von den Fluten überdeckt und ruhte Jahrtausende lang unter dem Wasserspiegel. Eine sehr allmälige Erhebung des Bodens machte die Gewässer nach dem Schwarzen Meere zu abfließen. Aber als dauerndes Andenken blieben die vorerwähnten tiefen Sand- und Schlammschichten zurück, sowie jene Erhöhungen, die an 100 Fuß hoch sich um Bukarest halbmondförmig herum ziehen und, aus zähem Thon bestehend, einst weniger leicht vom Wasser fortgeschwemmt werden konnten, als der leichtere Sand. Südlich von Bukarest verschwinden auch diese schanzenartigen Anhöhen; dann dehnt sich bis zur Donau eine so gleichförmige Ebene aus, daß ein Maulwurfshaufen oft weit gesehen wird. — In solchem Terrain nun Brunnen zu graben ist begreiflicher Weise eine mißliche Sache. Nicht nur daß die ewig lockeren Sandschichten sehr leicht einstürzen und also eine mühsame Auszimmerung mit Holz nothwendig machen, sie müssen auch bis zu bedeutender Tiefe niedergeführt werden, will man seinen Zweck erreichen und Wasser bekommen. — Der gewaltige Druck der Sandmassen, der im Allgemeinen höchst gleichförmig bis zu großer Tiefe wirkte, duldete keine Bildung von sogenannten Wasseradern, wie sie in Gebirgsgegenden, wo oft höchst verschiedene Gesteinschichten wechsellagern, sich so leicht und in so mannigfacher Weise bilden können. Man erhält in den Brunnen solcher Tiefländer meist nur Sickerwasser, welches sich aus Niederschlägen bildet und langsam in die Erde zieht. Auf diese Weise

filtrirt es sich wohl gewissermaßen und befreit sich von organischen Stoffen, die es auf der Oberfläche vielleicht beigemischt bekam, löst aber leider die mineralischen Bestandtheile, welche der Boden enthält, auf, wodurch es nicht nur zum diätetischen Gebrauch, sondern auch zu manchen technischen Zwecken gar nicht zu verwenden ist. Namentlich in der Walachei sind Salpeter und Alaun, oft auch Bittererdesalze in solchem Brunnenwasser gelöst, wohingegen die erfrischende Kohlensäure sehr mangelt.

Ach, in wie schlimmer Verlegenheit befände sich nun namentlich die große volkreiche Hauptstadt, sollte sie jeden Eimer Wasser aus solch' tiefen Brunnen mühsam emporwinden! Ein älterer Geograph machte einst die geistreiche Bemerkung, daß es doch sonderbar sei, wie sich zu jeder großen Stadt auch ein Fluß ziehe. London habe seine Themse, Paris die Seine, Berlin die Spree, nun und so hat sich denn auch die Dimbowitza nach Bukarest gezogen.

Von dem Hügel, auf welchem die Hauptkirche Bukarests, die Metropolie, steht, sieht man bei heiterem Wetter weit nach Norden zu in nebelgrauer Ferne eine den Horizont begrenzende Bergreihe sich hinziehen; es sind die siebenbürgischen Karpathen. Selbst in dieser 30stündigen Entfernung erblickt man noch deutlich den mächtigen über 8000 Fuß hohen Butschetsch. Einige Stunden westlich von diesem Bergriesen erheben sich die Berivoyberge bis zur Alpenregion. Dort entspringt dicht an der Baumgrenze die Dimbowitza. Als krystallheller starker Bach stürzt sie sich in kecken Sprüngen von Katarakt zu Katarakt hinunter über die Glimmerschieferfelsen, die dunklen majestätischen Tannenwälder ihrer Geburtsstätte mit lautem Brausen durchströmend. Da stand ich einst im bewundernden Anschauen der erhabenen Gebirgsnatur versunken, wie schon so oft. Fast träumend schweifte mein Blick nach Süden, wo dunstige warme Nebel die weite Ebene deckten; damals wünschte ich die reine kräftige Waldestochter Dimbowitza da unten begrüßen zu können, wo sie ihre rauschenden Wogen durch die Mitte einer Großstadt wälzt. Nun, der Wunsch ging in Erfüllung. Bald hatte ich meine geliebten Berge im Rücken, und bald sah ich mich in die weite offene Ebene versetzt, wo der Schatten eines Mannes sich oft zu gespenstischer Länge ausdehnt. Da endlich erblickte ich auch meine Dimbowitza wieder. — Aber hilf Himmel! das träge dahinschleichende gelbe Gewässer, ist das die frische, reine Gebirgstochter? — Wohl hatten wir dort oben im Tannengrün mit Behagen Becher auf Becher geschlürft, den wir frisch aus dem kühlen Steinbette geschöpft, und jetzt sollte ich dieß Wasser trinken? — — „Nicht anders, mein Lieber", sagte mein freundlicher Cicerone, ein hier sehr bekannter Lehrer, der mich begleitete. „Doch trösten Sie sich, selbst zu schöpfen brauchen sie hier nicht, und wozu wäre die Kunst der Chemie, wüßte sie da nicht Rath zu schaffen? Gedulden Sie sich nur einige Monate, und ich versichere, Sie werden dieses Wässerchen noch ganz allerliebst finden."

Am nächsten Morgen weckte mich das Gerumpel eines Karrens aus dem Schlafe und ein lautes: Apâ hoi! apâ hoi! — Wasser hier! — Verwundert glaubte ich einen Diogenes in neuer Auflage zu sehen, der sein Faß auf Rädern mit sich herumführt. Auf mein Befragen hörte ich aber, dieß sei der Saeagiu (sprich: Sakatschiu) oder Wasserfuhrmann des Hauses und nichts weniger als ein Philosoph, auch trinke er lieber Wasser, welches den Weg durch einen Destillirkessel gemacht, als sein eigenes frisch aus der Dimbowitza geschöpftes Produkt.

Diese Saeagiu's sind eine so eigenthümliche Erscheinung und spielen trotz ihres ärmlichen Aussehens in Bukarest eine so wichtige Rolle, daß ich es für geeignet halte, den Leser etwas näher mit ihrer Naturgeschichte bekannt zu machen. Der Leser wird entschuldigen, daß ich — da wir uns einmal im Dimbowitza-Babel befinden — nicht zuerst die Bojaren und Großen des Reichs vorführe, aber nein, der nützliche und interessante Saeagiu habe hier einmal den Vorrang. Uebrigens erkühne ich mich, die Behauptung aufzustellen, daß es viel schwerer ist, ein fleißiger Saeagiu, als ein fauler Bojar zu sein.

Der Saeagiu ist ein echter Sohn des Volkes. Nie hat noch ein Fremder es gewagt, sich in seinen wassertragenden Beruf zu drängen, dieser bleibt ausschließliches Monopol der Söhne des Landes. Wie jedes Geschäft Betriebskapital und kunstmäßige Werkzeuge erfordert, so ist es auch beim Wirken des Saeagiu. Das Nöthigste für ihn ist zunächst ein Faß, welches die gehörige Constitution und Leibesgröße hat, und hierin ist der Saeagiu sehr genau; er hält es für Gewissenspflicht, kein größeres zu führen, als das durch Gesetz und Herkommen bestimmte. Dieses enthält ungefähr 80 Maß, ist stets mit eisernen Reifen und oben mit einem so weiten Spundloch versehen, daß er sein Schöpfgefäß, eine kleine hölzerne Kanne, hineinstecken kann, die dann auch zugleich nothdürftig als Stöpsel dient, um durch die Schwankung beim Fahren nicht zu viel von der kostbaren Flüssigkeit zu verlieren. Dieses Faß ruht auf einem leichten zweiräderigen Karren, mit dem es zusammengewachsen erscheint. Diese Maschine in Bewegung zu setzen braucht der Saeagiu ein Pferd. Daß er bei seiner kärglichen Einnahme nun nicht ein stolzes Roß sich anschaffen kann, ist leicht begreiflich. Das Billigste ist ihm stets das Liebste, auf Schnelligkeit ist es nicht abgesehen. Da sieht man denn manch' klägliche Roßgestalt sich mühsam dahinschleppen, gegen welche selbst die berühmte Rosinante nicht aufkommen kann. Womit der Saeagiu sein treues Rößlein füttert, ist mir stets ein Räthsel geblieben. Wie die Sage geht, weiß es gar nicht einmal, was Hafer ist. Die kühne Combination, daß der Saeagiu Heu für dasselbe kaufe, schien mir zu gewagt, doch glaube ich recht gesehen zu haben, daß es manchmal kümmerlich an einem trockenen Maisstengel nagte, den ein durch die Stadt fahrender Bauer vom Wagen verlor. Freilich sah ich auch einige Saeagius, die kecken Unternehmungsgeist genug hatten, nach dem Fibaret hinauszufahren, um von dort das so beliebte Quellwasser in einem grünangestrichenen Fasse mit einem stattlichen Pferde in die Stadt zu führen. Hierfür erhalten sie dann den doppelten Preis des Dimbowitzawassers.

Früh schon am Morgen beginnt die Thätigkeit der Saeagiu's. Wer dann das Unglück hat, in einer Straße zu wohnen, die nach einer Brücke führt, neben welcher eine bequeme Einfahrt ins Flußbette sich findet, wie z. B. an der Nordfronte des Hanu-Manuk, der schließt gewiß keine Auge mehr, nachdem das unaufhörliche Gerumpel der Wasserkarren begonnen. Welchen Lärm auf dem gräulich ausgefahrenen Pflaster von Bukarest 20 bis 30 hintereinander fahrende Wagen mit leeren Fässern machen, kann man sich denken. Auch das laute Hi tscha! hi tscha! hoit! hoit! der Rosselenker wirkt nicht einlullend, und laut klatschen die Peitschen auf die dürren Flanken der Pferde. — Im Flußbette angekommen hält das Gefährt still, nachdem das flüssige Element bis über die Achse geht; die hölzerne Kanne wird herausgenommen und gemüthlich beginnt der Sacagiu zu schöpfen, immer gegen den Strom.

Welche Stoffe nun ein Fluß in sich aufnimmt, der durch viele Dörfer und über eine Stunde weit durch eine sehr volkreiche Stadt fließt, kann man sich denken. Doch

darüber zerbricht sich weder der Sacagiu noch sein Kunde den Kopf, über solche Kleinlichkeit würde er nur lächeln; auch hat er so viel chemische Kenntnisse, um zu wissen, daß, was nur mechanisch im Wasser gelöst ist, sich nach längerem ruhigen Stehen ja doch zu Boden senkt. Die zahlreichen Badeanstalten etwas weiter oben geniren nicht im geringsten. Doch zur Beruhigung fügen wir hinzu, daß das Dimbowitzawasser so in rohem Zustande nie getrunken wird, sondern dem Genusse stets ein chemischer Prozeß vorhergeht, der dasselbe wesentlich reinigt.

Hat der Sacagiu seine volle Ladung erhalten, so stülpt er seine Schöpfkanne wieder oben ins Faß und fährt vergnügt dem Orte seiner Bestimmung zu. Er fährt nicht aufs Ungewisse umher, er hat seine bestimmten Kunden, die ihn mit Sehnsucht erwarten. Mit derselben stolzen Zuversicht fährt er durchs glanzvolle Thor des Bojarenpalastes, wie vor die Hütte des armen Handwerkers, er hat stets freien Zutritt, ist immer willkommen. — An geeigneter Stelle ist hier in jedem Hause ein cylindrisch geformter Eichenbottich aufgestellt, welcher zur Aufnahme des Trinkwassers bestimmt ist. Mit Eifersucht wachen die Sacagiu's darüber, daß dieses Gefäß den Kubikinhalt ihres Fasses auch nicht um einige Zoll übertreffe. Nachdem er es prüfend betrachtet, entfernt er den etwa allzudicken Bodensatz und füllt bedächtig die frische Ladung hinein, steigt wieder auf seinen Karren und entfernt sich nun, um auch einer zweiten, dritten u. s. w. Kundschaft die gleiche Wohlthat angedeihen zu lassen. — Man reinigt nun das Wasser einfach dadurch, daß man ihm eine Messerspitze gestoßenen Alauns beisetzt und es damit umrührt. Durch die Beimengung des Alauns bilden sich schwefelsaure Salze und Thonerdeverbindungen, die sich zu Boden schlagen, die organischen Stoffe folgen ebenfalls nach und nach. Andere, welche mineralische Klärmittel scheuen, rühren einige gestoßene Mandeln dem Wasser bei, doch behält es dabei immer eine milchige Färbung. Wer mehrere Fässer hat und dem Wasser Zeit läßt, sich vollkommen zu klären, erhält ein wirklich recht gutes Produkt, das nur etwas alaunartig schmeckt und dem perlende Kohlensäure leider fehlt. Diese Uebelstände zu verdecken, haben die Romanen ein recht angenehmes, auch anderwärts zu empfehlendes Mittel. Zur Syrupsdicke eingekochte Himbeeren, Citronenschalen und hundert andere ähnliche Dinge, hier mit dem Collektivnamen Dulçata (sprich: Dultschaßa), Süßigkeit, genannt, werden stets mit dem gewünschten Glas Wasser servirt. Uebrigens ist es eine hier vom Höchsten bis zum Niedrigsten geübte Sitte, jedem Gaste oder Besucher sogleich ein Glas Wasser und Dultschaßa zu präsentiren.

Doch verlieren wir unsern Sacagiu nicht ganz aus den Augen. Nachdem er seine Kundschaften versorgt und für jedes Faß seinen halben Zwanziger in den breiten Ledergurt gesteckt, kommt die ihm und seinem todtmüden Rößlein so erwünschte Mittagsrast. Alles, was man vielleicht in Reiseschilderungen über die Mäßigkeit und Genügsamkeit der Lazzaroni oder spanischen Arrieros gelesen haben mag, kommt jedoch nicht gegen den walachischen Sacagiu auf. Da sitzt er mit dem Rücken an die Stallthür angelehnt, im Schooß ein Stück Schwarzbrot, in der Hand eine Zwiebel, die er kunstmäßig in Achtel schneidet, etwas Salz hineinstreut und nun davon und von seinem Brote ißt. Geht es gut, so hat er noch in einem Papiere neben sich etwas von dem hier so beliebten Brinse — brösslichem Schafkäse —. Nach dem Speisen wischt er reinlich sein Messer auf den Hosen ab, steht auf und kratzt sich verlegen hinter den Ohren, denn nun denkt er erst an sein Pferd. Auf einem großen Hofe, wo auch Frachtfuhrleute, Reisende und Bauern einkehren, findet sich wohl immer etwas Heu, welches die gutgenährten Gäule verschmähten. Dieß klaubt er nun sorgfältig zusammen, und auch sein armes Pferd füllt sich dann nothdürftig den Magen. — Sehnsüchtige Blicke wirft der Sacagiu schon lange auf ein gegenüber befindliches Fenster; Flaschen mit ihrem geistreichen Inhalte sind es, die ihn dort anziehen. Nun wer wollte so grausam sein, ihm das zu verdenken? Mehrmals greift der arme Sacagiu mit den Fingern in seinen Ledergürtel, zieht sie aber immer wieder zurück, denn, gestehen wir es nur, er ist geizig und möchte gern für die ungewisse Zukunft sparen. Doch endlich siegt der Durst über den Geiz, er geht ins Netz der sirenenartig winkenden Flaschen — und nun ist er verloren. Ein Glas reizt nur den Durst — der Löwe hat Blut geleckt — bald folgen ihm mehrere, das Anfangs so trübe Gesicht erheitert sich, die Stirn wird roth, der alte Filzhut nimmt eine immer keckere Neigung nach dem linken Ohre zu an, immer unruhiger rückt er auf der Holzbank hin und her, bis er endlich schon etwas unsichern Schrittes auftaumelt und, mit dem noch nicht leeren Glase in der Hand gegen einen seiner Kameraden gewendet, einige Pas des hiesigen Nationaltanzes macht, wobei er einige Strophen der eigenthümlich melancholischen Volkslieder mit näselndem Tone singt. Wir erlauben uns, ein kurzes Pröbchen derselben nach der trefflichen Uebersetzung von Adolph Stanfe zu geben:

Grünes Blatt am Pfefferstamm
Komm zum Birnbaum und sag an
Was du gestern hast gethan?
— Wohl zum Waschen, guter Mann,
Gab ich Wasser aus dem Grund
Und zum Küssen meinen Mund!
Und an mich hast nicht gedacht,
Nahmst dich nicht vor Sünd in Acht! u. s. w.

Ein sehr beliebtes Sprüchlein möge ebenfalls hier eingeschaltet werden, weil es am besten den Geist des Dimbowitza-Patriotismus erkennen läßt:

Dimbovita apâ dulçe çine
o bea nu sa mai duçe,
si çino sa duçe, îara sa întorçe,

welches in freier Uebersetzung so heißt:

Dimbowitza, süßes Wasser,
Wer dich trank, mag scheiden nimmer,
Und wenn Einer auch geschieden,
Kehrt zurück er dennoch immer.

Doch die Kameraden entfernen sich Einer nach dem Andern, und auch unser Sacagiu ernüchtert sich etwas, er geht und zieht sein steifes Rößlein aus dem Stall, wobei er ihm — da es nicht nicht so begeistert ist wie sein Herr und über die Schwelle stolpert — ein greuliches Futuz cruçe! (verfluchtes Kreuz) zuruft. — Dieß ist der flotte Bursche der Sacagiu's, aber es gibt noch eine zweite und bessere Klasse derselben, die gewissermaßen die Burgeoisie ihrer Corporation bilden. Diese sind, durchdrungen von der Wahrheit des Satzes — es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei — stets verheiratet und meist glückliche Väter einer zahlreichen Kinderschaar. — Jeder größere Han, jedes Bojarenhaus hat in aristokratischer Ausschließlichkeit seinen eigenen, wohlbestallten Sacagiu. Für die Verpflichtung, das Haus mit Wasser zu versorgen, den Hof zu kehren ꝛc. genießt er freie Wohnung; aber was für eine Wohnung! Genug, wenn ich sage, daß der Hausmeister mit raffinirter Grausamkeit es stets so einzurichten versteht, daß der nützliche Sacagiu immer zu ebener Erde ein Zimmerchen neben dem Stall oder in noch schlimmerer Nachbarschaft bekommt, wo er mit Ratten, Mäusen, Schwabenkäfern und Wanzen friedlich zusammen wohnt.

Fast immer ist seine Frau Wäscherin und trägt einen bedeutenden Theil zur Erhaltung der Wirthschaft bei. Da hat der Sacagiu dann ein ganz anderes Leben. Mittags, wenn er erschöpft und naß nach Hause kommt, ißt er nicht immer rohe Zwiebel und Brot, sondern ein dampfender Palukes liegt auf dem Tische, und ein Näpfchen mit saurer Milch steht daneben, in welches jeder der Tischgenossen seinen Bissen eintauchen kann. Da auch der Sacagiu trotz seiner Genügsamkeit Abwechslung liebt, so wird die saure Milch manchmal durch süße ersetzt, oder der schon erwähnte Käse im Palukes gegessen. — Der Sacagiu ist fromm und hängt, wie alle Romänen, treu an den Gebräuchen der orientalischen Kirche, welche namentlich häufige und längere Fastenzeiten vorschreibt; diese zu halten wird auch dem Sacagiu nicht schwer. Die dann gottlose fette Milch und der üppige Käse sind nun streng verpönt, für diese Zeit wird der Palukes nur in Essig getunkt, eingesäuerte Gurken werden dann in Bukarest zu Millionen gespeißt. Die Hausfrau kauft auch manchmal den hier fässerweis importirten eingesalzenen Donaukarpfen. Ein anderer Gaumen als ein walachischer möchte nun freilich von dieser öligsalzigen Fischspeise kaum einen Bissen hinunter bringen, sie wird aber vom Sacagiu und seiner Familie mit aller Achtung behandelt und auch den Kindern nur in den kleinsten Portionen gereicht.

Das häusliche Glück dieses Sacagiu ist fest begründet. So lange er und sein Pferd sich rühren können, gibt es halbe Zwanziger, und im Winter gar, wo die liebe Dimbowitza sich mit einem dicken Eismantel bekleidet, da blüht erst recht sein Weizen, denn nun steigt, wie bei jeder Waare, mit der Seltenheit auch der Preis, nun bekommt er ein bis anderthalb Silberzwanziger für sein Faß voll Wasser, so daß jetzt seine eigentliche Erntezeit beginnt. Seine Frau verdient aber oft auch einen Dukaten wöchentlich; dieß gibt ihr nun leider ein der häuslichen Herrschaft des Mannes nachtheiliges Uebergewicht. Wehe dann dem armen Sacagiu, wenn er sich z. B. verleiten ließ, in der Gesellschaft lustiger Kameraden auch einmal einen Zwanziger zu vertrinken. Seine sorgliche sparsame Hausfrau hält keine Gardinenpredigten, welche alle Ehemänner so scheuen, nein, sie klagt lieber im großen Hofe stehend allen Bewohnern des Hauses ihr Leid, wobei sie mit keineswegs schonender Rücksicht die üblen Eigenschaften ihres Ehegenossen mit lauter Stimme ins hellste Licht setzt.

Eine höchst fatale Störung für den Sacagiu ist es stets, wenn Feuerlärm entsteht — was in Bukarest gar nicht so selten ist. Die Sacagiu's sind nämlich obrigkeitlich verpflichtet, in diesem Falle statt zu den Kunden auf die Brandstätte zu eilen. Mit dem Pferde eines Sacagiu und einem vollen Wasserfasse eilen, ist nun begreiflicher Weise eine mißliche Sache. Mit lautem: haida curîndu! haida curîndu! (heda schnell! schnell!) sind aber die Polizeidiener so gefällig, mit dem Kantschu sein Pferd zu bearbeiten, wobei leider gar mancher Hieb auch für ihn mitabfällt.

Es haben einige Neuerer das Geschäft der Sacagiu's dadurch zu schmälern gesucht, daß sie viel Geld darauf verwendeten, Brunnen graben zu lassen, um sich ganz unabhängig von ihnen zu machen; doch hatten diese stets die Genugthuung, auch jene Abtrünnigen sich wieder zu ihrem Fasse flüchten zu sehen, da ihr Wasser denn doch noch besser und verdaulicher sich erwies, als die gegrabene Salzbrühe. — Die Sacagiu's aus Bukarest verdrängen zu wollen, wäre vergebliches Bemühen. Die Regierung mag stürzen, Dampfmaschine und Eisenbahn möge das Land umgestalten, der Sacagiu bleibt von alldem unberührt. Ja, wir können dreist behaupten, so lange noch ein Tropfen Wasser in der Dimbowitza fließt, so lange noch Zwanziger kursiren und buntgefärbte Flaschen auf dem Fenster paradiren, wird es auch noch immer Sacagiu's geben.

Die Ankunft der Zugvögel im nordöstlichen Deutschland.

Seit meiner frühen Jugend gehört die Beobachtung der Vogelwelt zu meinen angenehmsten Beschäftigungen, und ich verdanke meinem Verweilen in Wäldern, an schilfreichen Gewässern und anderen von verschiedenen Vögeln besuchten Orten viele sehr genußreiche Stunden. Den Reiz solcher Beobachtungen kann natürlich nur derjenige einsehen, welcher schon einigermaßen in diese Sache eingeweiht und daher Liebhaber und Kenner zugleich ist. Durch viele ornithologische Spaziergänge kann man sich sehr leicht die Fähigkeit erwerben, die verschiedenen Vögel an ihrer Stimme, oder wenn dieselben Singvögel sind, noch viel leichter und untrüglicher an ihrem Gesange zu erkennen, ohne daß es nothwendig wäre, den Vogel in seiner Gestalt, oder in seinem Federgewande zu sehen. Da die Sumpf- und Wasservögel ihre Wanderzüge auch in heiteren Nächten zurücklegen und bei dieser Gelegenheit dann und wann einzeln ihre Stimme ertönen lassen, so ist es wohl von Interesse, wenn man dieselben an der Stimme erkennt, da man ja auch in hellen Nächten große, aber sehr hochfliegende Zugvögel, wie z. B. die Kraniche, gar nicht sehen kann. Außer den vielen Unterhaltungen und Studien, welche die Mannigfaltigkeit der Vögel, ihr Gesang, Nesterbau und ihre Eier gewähren, war mir stets die Ankunft der Wandervögel eine höchst interessante Beobachtung, und es gehören daher die wenigen Wochen des Vorfrühlings, wo die Zug- und Strichvögel aus fernen und nahen Gegenden zu uns zurückkehren, für den Naturfreund zu den interessantesten des Jahres und liefern zugleich schätzbare Notizen in das ornithologische Tagebuch.

Der Zeitraum, innerhalb dessen die Wandervögel allmälig in ihrer Heimat wieder eintreffen, beträgt ungefähr drei Monate und beginnt in Schlesien bei nicht sehr langem Winter am 10. Februar mit der Ankunft der Feldlerche und endet ungefähr am 10. Mai, zu welcher Zeit erst die am spätesten anlangende italienische Nachtigall, Sylvia nisoria, anzukommen pflegt. Nach der Witterungsbeschaffenheit der verschiedenen Jahre variirt aber die Zeit der Ankunft, besonders der ersten Ankömmlinge, sehr, während dieselbe bei den später schon in der wärmeren Jahreszeit eintreffenden Zugvögeln sich ziemlich gleich bleibt. So beginnt die Lerche ihren Gesang manchmal erst zu Anfang des März, während der Kukuk ziemlich

sicher zum 1. Mai in der Umgegend von Breslau seinen ersten Ruf, manchmal auch einen oder zwei Tage früher, ertönen läßt. Nach meinen Beobachtungen erscheint der Kukuk in Griechenland unter dem 37° n. Br. Anfang Februars und legt seine Wanderung stufenweise so zurück, daß auf je drei Grade 19 Tage kommen. Nach dieser Berechnung würde also der Kukuk ankommen: unter dem 38° (Athen) am 7. Februar, er erreicht den 39° am 14., den 40° am 20., den 41° am 26. Februar, den 42° am 5. März, den 43° (das Amselfeld in Serbien) am 11., den 44° (Widdin) am 17., den 45° (Syrmien) am 24., den 46° (Baja) am 30. März. Die Grade 47, 48, 49 und 50 würden auf den 5., 12., 18. und 24. April zu bemessen sein, wonach der 51° (Breslau) sehr richtig mit der Ankunft des Vogels am 1. Mai übereinstimmt, und wonach derselbe erst am 20. Mai in Danzig und in Mitau (Kurland) erst Anfangs Juni erscheinen würde. Bei größerer Verschiedenheit der Längengrade wird diese Berechnung nur die Daten ändern.

Ein Ornitholog hat die Behauptung aufgestellt, daß die Schwalben bei 9° Wärme ankommen, und daher ihre Erscheinung in Paris auf den 10. April, in Brüssel auf den 16., in Leipzig auf den 18., für Mohilew auf den 29. und Königsberg auf den 30. April bestimmt. In Irkutsk sollen die Schwalben am 15. Mai und in Ochotsk am 2. Juni erscheinen. Auf Breslau, welches keine mildere Temperatur als Leipzig haben dürfte, paßt diese Berechnung nicht, denn hier fällt die 10jährige Durchschnittszeit für die Ankunft der Rauchschwalbe (Hirundo rustica) auf den 10. April, und selbst bei dem dießjährigen späten Beginn des Frühlings habe ich die fünf ersten Schwalben schon am 8. April gesehen. Uebrigens ist es wahr, daß die Schwalben sehr unregelmäßig nach und nach ankommen und eben so unregelmäßig fortziehen, so daß das Sprüchwort: „Eine Schwalbe macht keinen Sommer" auf Erfahrung gegründet ist, während jenes: „Auf Maria Geburt ziehen die Schwalben furt" wenigstens in unserm Klima keine Wahrheit enthält, denn ich habe im Jahre 1864 noch am 7. Oktober einzelne Schwalben bemerkt.

Der diesjährige anhaltend strenge Winter, welcher in Schlesien bis Ende Februars die Felder mit Schnee bedeckte, hat die Ankunft der ersten Frühlingsverkünder sehr verzögert, so daß dießmal zu gleicher Zeit Finkenschlag und Lerchenlied am Morgen des 3. März, bei ein Grad Kälte, aber heiterm Wetter zum erstenmal ertönte, um bald darauf mit nur sehr wenig Unterbrechung den winterlichen März hindurch wieder zu verstummen. Zu gleicher Zeit waren auch, natürlich spät genug, die Kibitze und Staare angekommen, welche denn auch in der Folge viel leiden mußten. Daß die Vögel keine großen Wetterpropheten sind und kein Vorgefühl von einem kommenden Nachwinter haben, hat die Erfahrung oft bewiesen, indem sich nur zu oft die zur Zugzeit angekommenen der Kälte und dem Nahrungsmangel ausgesetzt haben. Während der oftmaligen Schneegestöber und anhaltenden Kälte, welche nach den ersten Tagen im März eintrat und noch am 20. mit 10° Kälte anhielt, war in der Natur tiefes Schweigen, und es ließ sich im stillen Walde mit Ausnahme der uns nie verlassenden Weihen fast kein Vogel sehen. Die Angekommenen waren wieder südwärts gezogen, und wie ein Einsiedler war nur hie und da im Garten ein Fink, und noch seltener ein Rothkehlchen zu bemerken. Nahrungssorge hatte die Goldammer und Haubenlerchen wieder auf die Fahrstraßen der Dörfer getrieben.

Unter solchen Umständen war im Monat März dieses Jahres von einem regelmäßigen Wiederzug der Zugvögel, sowie von einer allgemeinen Wiederkehr weggezogener Strich- und Standvögel keine Rede. Die weiße Bachstelze, welche dem Sprüchworte zufolge am Mathiasfeste (24. Februar) das dünne Eis mit ihrem Schwanze einschlagen, oder doch am Sonntage „Deuli" die Ankunft der Schnepfe ankündigen sollte, war dießmal erst Anfang Aprils erschienen, was den dießmaligen abnormen Frühlingszug der Vögel schon zur Genüge anzeigt. Wir beabsichtigen daher hier nur die 10jährige Durchschnittszeit der bei Breslau ankommenden Vögel anzuzeigen, und zwar der Männchen, welche bekanntlich mehre Tage eher, als die Weibchen anlangen. Wenn die Angaben des Ornithologen Friedrich über die Ankunft der Vögel im Königreich Würtemberg richtig sind, so erfolgt dort die Ankunft vieler Vögel, wie z. B. auch der Nachtigall, nicht zeitiger, als in dem weit nördlicher und östlicher gelegenen Schlesien, was seinen Grund in der Thatsache hat, daß die Zugvögel nicht aus dem Süden direkt über die rauhen Alpen, sondern auf Umwegen und aus dem Norden nach Würtemberg gelangen.

Den Reihen dieser Frühlingsboten eröffnet in Schlesien die Feldlerche, welche am 15. Februar anlangt und einige Tage später, wenn das Wetter günstig ist, ihren Gesang ertönen läßt. Fast gleichzeitig mit der Feldlerche, oft auch schon einige Tage früher, kommt der frühzeitig brütende Kibitz an, welcher auch meist vom Nachtwinter zu leiden hat und manchmal sogar seine erste Brut verliert. Am 25. Februar erscheint die weiße Bachstelze, der Staar, und am 6. März die Singdrossel, wenige Tage später die Waldschnepfe (Scolopax rusticola), die freilich in einzelnen Exemplaren, wenn der Winter mild ist, manchmal schon im Januar geschossen wird, was auch mit den wilden Enten der Fall ist.

In der hierauf eintretenden Pause kommen die erwähnten Zugvögel noch immer in größerer Anzahl an, und die Gärten und Wälder werden vom freudigen Gesange der Kohlmeisen, vom mannigfaltigen Schlage der Finken und dem schönen Gesange des Rothkehlchens, des Zaunkönigs, Goldhähnchens u. dergl. belebt.

Nachdem etwa am 26. März der Storch angekommen ist, tritt mit der wärmern Temperatur und den immer mehr zum Vorschein kommenden Insekten für die Ankunft der Wandervögel die zweite Periode ein, welche bei dem geringern Wechsel der Temperatur auch einen regelmäßigern Verlauf nimmt. Vom 1. bis 8. April treffen in Schlesien nach meinen Beobachtungen alljährlich ein: der Hausrothschwanz (Sylvia thytis), welcher in den meisten Jahren schon in den letzten Märztagen ankommt und im vorigen Jahre noch am 8. Oktober seinen Gesang von den Dächern der Gebäude ertönen ließ; der Gartenrothschwanz (Sylvia Phoenicurus); das Blaukehlchen (Sylvia Succica); der Weidenzeisig (Sylvia fitis); die Zaungrasmücke (Sylvia curruca); der Rohrammer (Emberiza Schoeniclus); die Holztaube (Columba oenas) und andere, von welchen die Sänger ihren meist schönen Gesang zu gleicher Zeit hören lassen. Nur wenige Tage später kommen die Rohrsänger (Sylvia salicaria und Sylvia phragonites), sowie die Rohrdrossel (Turdus arundinaceus), der Girlitz (Serinus hortulanus), die gelbe Bachstelze, der Wendehals, der Steinschmetzer und endlich am 20. April die Nachtigall an, worauf vor dem Beginn der dritten und letzten Periode abermals eine kurze Pause eintritt, in welcher bei uns gewöhnlich der Wiedehopf anzukommen pflegt, wenn ihn das warme Wetter nicht schon früher gebracht hat.

Endlich erscheinen auf den Ruf des Kukuks und bei der immer mehr sich entwickelnden Belaubung der Bäume und

Sträucher Anfang des Mai der flötende Pirol, der unvergleichlich anmuthig singende Schwarzkopf (Sylvia atricapilla), der Sprachmeister (Sylvia hippolais), die Heckengrasmücke (Sylvia dumetorum), der grüne Laubvogel (Sylvia sibilatrix), der Neuntödter, die Wachtel, der Wachtelkönig und andere, so daß nach der Mitte des Monats Mai in Schlesien keine Vögel mehr ankommen.

Wunderbar und geheimnißvoll ist der Instinkt, nach welchem sich die Vögel nach den verschiedenen Gegenden der Erde fast überall hin gleichmäßig so vertheilen, daß sie überall den Menschen Nutzen und Vergnügen gewähren. Daß manche Arten in gewissen Gegenden mehr verbreitet sind, liegt natürlich in der Beschaffenheit des sie nährenden Landes.

A. L.

Zur Charakteristik des niederdeutschen Volkes.

Von Dr. **Ernst Boll** in Neu-Brandenburg.

II.

Sehr viele bezeichnende Ausdrücke und bildliche Sentenzen sind von dem zum Menschen in engster Beziehung stehenden Hunde entlehnt. Häufig gebrauchte Bezeichnungen sind: „hundmager, hundmöde (hundmüde), as'n besnijet (beschneieter) Hund gân, bekannt as'n bunt Hund, as 'n Hund ane Swanz, up den Hund kamen (d. h. von Kräften kommen)", — ja, man kann sogar noch unter den Hund kommen und ein Gegenstand der Verachtung für diesen werden, wenn man nämlich kein Geld in der Tasche hat, oder tüchtig herunter gemacht worden ist. In ersterem Falle bezeichnen die Hunde ihre Mißachtung durch dieselbe symbolische Handlung, über welche Lanz in Shakespeare's beiden Veronesern sich beschwert, daß sein Hund sie in Bezug auf Fräulein Silvia vorgenommen habe; von einem recht tüchtig Ausgehungten nehmen aber selbst die Hunde kein Brod mehr. „Dat geet vör de Hunde" heißt: das geht verloren, und „Hundehaar upleggen" bezeichnet: die Folgen des Rausches durch abermaliges Trinken zu dämpfen suchen, wie man früher, dem bei dem Volke so beliebten Grundsatze similia similibus curantur gemäß, eine vom Hunde gebissene Wunde durch Auflegen von Hundehaaren heilen wollte. Raufen sich aber Hunde gegenseitig Haare aus, so gibt dies ihrer feindseligen Stimmung neue Nahrung, und somit bezeichnet der Ausdruck „dar sünd Hundehaar mank (englisch: among) kamen" das Fehlschlagen einer Aussöhnung, weil von Neuem störende Dinge dazwischen getreten sind. — Der Dienst, welchen der Hund dem Menschen zu leisten hat, besteht vorzugsweise in Wachsamkeit, die er durch Bellen kundgiebt, und daher sagt der Volksreim:

„De Prêster und de Hund
Verdênen dat Brod mit de Mund", —

oder nach einer andern Zusammenstellung: „De Fruw, de nich scheld't (schilt), und 'n Hund, de nich bellt, sünd beid' so veel nütt, as dat föfte Rad an 'n Wagen"; die Frau kann aber im Schelten des Guten auch zu viel thun und den Mann dadurch so mürbe machen, daß er mit Wehmuth auf die glückseligen Tage seines Junggesellenlebens zurückblickt, wie uns dies folgende kleine Scene veranschaulicht: „frije (heirate) man eerst, sede de Scheper to sinen Hund, sallst den Stârt wol hängen laten!" — Da der Hund aber auch sehr gefräßig ist, so läßt er sich durch einen guten Bissen leicht den Mund stopfen und sich also von der Erfüllung seiner Pflicht abwendig machen. „Wenn 'n mit 'n Knâken (Knochen) na 'n Hund smitt, so kachinkt (bellt) he nich", d. h. wenn man seinen Vorgesetzten oder den Richter besticht, so sieht dieser durch die Finger, — eine Sentenz, die eben so sehr von dem großen Mißtrauen zeugt, mit welchem das Volk den richterlichen und überhaupt den rechtsgelehrten Stand betrachtet, als die folgende, in welcher der Hund freilich nur eine passive Rolle spielt: „Fett swemmt bawen (oben) und wenn dat ok man van 'n olden Köter is", d. h. in Rechtssachen behält Bestechung, wenn auch nur durch geringfügige Dinge, stets die Oberhand. Für den Schwachen ist Bestechung überhaupt das einzige Mittel, durch welches er seinen Verfolgern entgehen kann, denn „wer keenen Stock vör de Hunde hett, möt (muß) mit Brädwörst (Bratwürsten) um sik smiten". — Um die Bauernhunde am Jagen zu verhindern, wurde ihnen früher ein kurzer, dicker Knüppel mit einem Bande so am Halse befestigt, daß er die Erde berührend ihnen beim Gehen zwischen den Vorderbeinen hing, sie also an jeder schnellen Bewegung hinderte und ihnen natürlich auch beim Liegen sehr unbequem war. Ein ähnlicher Knüppel für den Menschen ist die Armuth, und daher bedeutet denn die sprichwörtliche Redensart „de Knüppel liggt bî dem Hunde" so viel als: Jemandem sind durch Armuth die Hände völlig gebunden. — Der Hund ist mancherlei Krankheiten unterworfen, die schlimmste darunter ist die Tollwuth, aber zum Glücke dauert sie nicht lange, da er bald daran stirbt. Das Sprichwort: „keen dull Hund löppt (lauft) öwer söwen Jaar" enthält daher den Trost, daß auch der ärgsten Bosheit ein bestimmtes Ziel gesteckt ist; sie endet jedenfalls mit dem Tode, denn „dôde (todte) Hunde bîten nich" — oder, wie der Spanier sagt: el muerto no mordia, d. h. der Todte beißt nicht. Die Nachwirkungen der Bosheit können aber auch noch später Verlegenheiten bereiten, die man nicht gut zu beseitigen weiß, weil man dem Uebelthäter selbst nicht mehr beikommen kann, und bedauernd heißt es alsdann: „dar liggt de Hund begraven." Kommt man aber über ein großes Hinderniß glücklich hinweg, dürfen andere etwa noch im Wege stehende kleinere nicht mehr gescheut werden, denn: „kümmst du öwer den Hund, kümmst du ok öwer den Stârt." — Obgleich Hund und Katze Hausgenossen sind und als solche gleichsam ein zusammengehöriges Paar bilden, leben sie doch in angeborner erbitterter Feindschaft; können daher Eheleute sich durchaus nicht vertragen, sondern benutzen sie jede Gelegenheit, um Streit mit einander anzufangen, so sagt man von ihnen: „se lewen as Hund und Katt." — Eine nur gelegentliche Rolle

endlich spielt der Hund in folgenden Aussprüchen: „man möt faken (oft) 'n swarten Hund Swan heten (einen Schwan nennen)", d. h. man muß öfter anders reden als man denkt, und: „et is doch 'n Underscheed under den Schäper und sinen Hund", eine Mahnung, augenfällige Unterschiede nicht allzusehr außer Acht zu lassen.

Während der Hund hauptsächlich außerhalb des Hauses Beschäftigung findet, liegt der Wirkungskreis der Katze innerhalb desselben, und ebenso, wie mit diesen beiden Thieren, verhält es sich auch mit dem Manne und der Frau. An dies Verhältniß mahnt der Volksreim:

„De Fruw und de Katt hören (gehören) achter de Döör,
De Mann und de Hund, de hören darvör."

Auch die Pflichten der Hausfrau und der Katze haben Aehnlichkeit mit einander, denn „'ne gôde Fruw und 'ne gôde Katt holden dat Hûs rein", nämlich erstere von ungebetenen Gästen, wie letztere von Ratten und Mäusen. Die Katze übt aber diese ihre Berufspflicht nur erst dann mit größerem Eifer aus, wenn sie auch schon für ihre eigene Familie zu sorgen hat, oder, wie das Sprichwort lautet: „de Katt leeret nicht eerer mûsen, as bet (bis) se Junge hett." Doch geht sie in dem Mausen auch oft über die Schranken ihres Berufes hinaus, und das ist ihr nicht abzugewöhnen, denn Art läßt nicht von Art: „Kattenkinder leeren mûsen", oder wie das hochdeutsche Sprichwort sagt: „der Apfel fällt nicht weit vom Stamm." Sie huldigt dabei dem Grundsatze: beatus possessor; „beter gewiß, as ungewiß, sede de Katt, stêg (stieg) in den Emmer (Eimer) und söp de Melk ut." Um sich bei solchen unerlaubten Mausereien nicht ertappen zu lassen, braucht sie die größte, oft ganz übertriebene Vorsicht: „hold dat Mûl! sede de Katt to den Bratfisch." Während die hochdeutsche Katze vorsichtig um den heißen Brei herumgeht, heißt es von der niederdeutschen: „den Fisch möcht' de Katt woll, se mag sik man de Beene nich natt maken." — An schweren Gegenständen aber vergreift die Katze sich nicht, und daher tröstet man den sich mit Unrecht über Hunger Beklagenden mit der beruhigenden Versicherung: „de Katt ward dî de Mâg (den Magen) nich wegtrekken." — Die Katze gilt für sehr abgünstig, und neidisch blickt sie auf die Eule, welche ihr ins Handwerk gefallen ist und eine gefangene Maus verspeist, muß dafür aber von dieser Concurrentin die auf ähnliche menschliche Verhältnisse angewendete Lehre hören:

„Katt, du sallst weten (wissen),
Ungünnt Brod ward ok eten."

Ein anderer unliebenswürdiger Zug in dem Katzencharakter ist ihre Grausamkeit, und auch diesen theilen viele Menschen mit ihr, indem auch sie es verstehen „as de Katt mit de Mûs to speelen". Doch dauert selbst bei den Mäusen die Furcht vor ihr nur so lange, als sie zugegen ist, denn „wenn de Katt nich to Hûs is, danzen de Müse up den Disch"; eine gleiche Mißachtung pflegt bekanntlich auch manchem menschlichen Gewalthaber zu Theil zu werden. — Mit ihren scharfen Krallen droht man Kindern, die über ein Jucken am Leibe ungeduldig werden, und ruft ihnen zu: „die Katt schall dî kleien", d. h. kratzen, wenn du nicht stille bist, und ihre selbst im Dunkeln sehenden Augen geben, wenn Jemand sich beklagt, daß er sich im Finstern nicht zurecht finden könne, zu dem spöttischen Rath Anlaß:

„Bind' dî 'ne Katt vör de Knê (Knie), —
sühst du nich, so süht se."

Zwar hat die Katze ein sehr zähes Leben, doch muthet man ihr in dieser Beziehung mitunter auch etwas viel zu; „dat möt 'n wendet (gewöhnt) warden, sede de Bäcker, dar fegt he mit de Katt den Backawen ut" (Notabene den geheizten Backofen), — ein Beispiel hartherziger, aus bloßer Bequemlichkeit verübter Grausamkeit. — Die Katze besitzt auch prophetische Gaben, denn

„strakt sik de Kater den Bârd, so bedüdet dat Fremd', —
is ên Sprâkwôrd" (J. H. Voß).

Selbst Wetter zu machen versteht sie, und daher hat die Braut, wenn sie die Katzen gut füttert, nach dem Volksglauben an ihrem Hochzeitstage Sonnenschein. — Ein Ereigniß endlich, welches der Hochdeutsche auf den St. Nimmerstag verlegt, läßt der Niederdeutsche dann eintreten, „wenn de Katt 'n Ei leggt".

Der Katze reihet sich ganz passend die Maus an. Diese ist ein kleines munteres Thierchen, welches bei seinem anscheinend geschäftigen Hin- und Herrennen doch nicht viel zu Stande bringt; daher braucht man von Frauen, die emsig herumwirthschaften, ohne doch etwas Rechtes dabei zu Tage zu fördern, die Bezeichnung: „se hatt dat so hille (rasch), as de Mûs in't Kindelbedde." Mäuse rumoren im Verborgenen umher, darum sagt man von demjenigen, welchem oft wechselnde sonderbare Einfälle und Projekte durch den Kopf fahren: „he hett Müs in den Kopp", — ein Bild, welches dem hochdeutschen „Grillen im Kopfe haben" durchaus nicht völlig entspricht, denn die Grillen können sich im Kopfe ganz ruhig verhalten, während die „Mäuse" fortwährend in der lebhaftesten Bewegung sind. Der Kluge hält sich immer einen Ausweg offen und ähnelt darin der Maus, denn „de Mûs hett mêr denn ên Lock". Das Loch ist aber zugleich auch der Zufluchtsort der ängstlichen Maus, und auch der zaghafte Mensch möchte gern „in't Mûselock krupen". Wem nach hochdeutscher Bezeichnung „die Petersilie verhagelt ist", den malt der Niederdeutsche „as'n Pöttken vull Müse", — nämlich gefangener, rathlos um sich blickender; und von einem kleinen unbedeutenden Gesicht, welches aus einem großen Kopfputze herausblickt, heißt es: „se kikkt dar ut, as de Mûs ut' ne Dísse Hêde (Werg)." — Bedenke, was du in Gegenwart von Kindern sprichst, denn „lütte (engl. little) Müse hebben ok Oren". Wer blind zutappend eine unangenehme Täuschung erfährt, dem ergeht es wie jenem Müller: „dat is 'n ander Kôrn, seggt de Möller und bitt (beißt) up 'n Mûsekettel", und wer Radikalmittel anwendet, deren Wirkungen schlimmer sind, als das durch sie beseitigte Uebel, der handelt gleich dem Bauern, welcher sagt: „dat helpt vör de Müse, und — stickt sin Hûs an", — allerdings ein heroisches Mittel, welches, wenn auch wohl nicht gegen die Mäuse, doch gegen die Pest schon alles Ernstes in Vorschlag gebracht worden ist. Denn als sich zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die Pest zum letzten Male in Norddeutschland blicken ließ, ward in Mecklenburg-Strelitz im Jahre 1710 eine Pestordnung publicirt, in der es § 27 wörtlich heißt: „so aber ein oder das andere Haus ganz aussterben sollte, muß es umgraben und mit Allem, was darin, verbrannt werden; jedoch daß man dabei alle nöthige Behutsamkeit gebrauche, damit nicht andere Häuser dadurch in Brand gerathen und das ganze Dorf eingeäschert werde." — Ein Gegenbild endlich zu einer oben, wo wir von den Schweinen handelten, schon geschilderten Scene giebt folgende: „ick mag gêrn allens reudlick hebben, sede de Dêrn (Dirne), namm de Mûs ut den Rômpott (Milchtopf) und streck se sik dörch dat Mûl."

Der Hase ist ein überaus furchtsames Thierchen, und daher werden auch Menschen, die sich ohne Grund fürchten, mit seinem Namen bezeichnet. Schlau und schnell, wie er ist, muß man, um sich seiner zu bemächtigen, rasch zugreifen, wenn man ihn einmal ertappt, denn sonst hat man das leere Nachsehen; wird daher die Lehre, daß man eine

günstige Gelegenheit nicht ungenutzt entschlüpfen lassen solle, durch die Mahnung „man mööt den Hasen slân (erschlagen), wo he sitt (sitzt)", nicht viel besser zur Anschauung gebracht, als durch die monströse Göttin Occasio des römischen Fabeldichters Phädrus? — Wird aber der Hase aus seinem Lager aufgescheucht, so ist es unberechenbar, welchen Weg er einschlagen wird, denn „man kann nich wêten, wo Häseken löppt"; ebenso unberechenbar sind auch oft die Maßregeln, die wir zur Erreichung unsers Zweckes nehmen können, und wir müssen uns darin, wie der den Hasen verfolgende Jäger, lediglich von den Umständen leiten lassen. Ist aber endlich eine Bemühung mit Erfolg gekrönt, dann sagt man wohl mit selbstgefälligem Triumphe: „dat müßt ick wêten, dat dar Hasen in den Busch wêren." — Einem Hunde vermag der Hase wohl zu entlaufen, aber „vêle Hunde sind det Hasen Dod".

Einen ganz entgegengesetzten Charakter hat der Fuchs. Dieser ist der Repräsentant eines dreisten, frechen und zähen Gesellen, der sich Alles abschüttelt und selbst in den verzweifeltsten Lagen den Muth nicht verliert; sogar, wenn man ihm das Fell über die Ohren zieht, tröstet er sich damit: „dat is man 'n Dewergang." Er gibt den besten Beweis zu dem Horazischen „naturam frustra expellas furca", denn: „de Voß lett wol van de Haar, man nich van de Rücken", d. h. auf Sinnesänderung ist bei ihm, trotz seines zunehmenden Alters, nicht zu rechnen; will man ihn bändigen, so muß man ihm auf das Ernstlichste zu Leibe gehen, halbe Maßregeln verschlagen bei ihm nichts, oder wie es im Niederdeutschen heißt: „dat will den Voß nich biten (beißen)." Daher ist er auch überall verhaßt und ihm wird so eifrig nachgestellt, daß er, wo man ihn im Bau weiß, endlich doch „zum Loche heraus" muß. — Nicht minder zeichnet er sich durch Schlauheit aus, — seiner Aufmerksamkeit entgeht nichts: „dat is Tid! seggt de Voß to den Hasen, — hürst du den Jäger nich blasen?" — Dabei ist er denn natürlich auch ein spöttischer Zweifler: „dat sünd man Redensarten, seggt de Voß, — de Bûr ward mî doch nich to 'n Gösehöder (Gänsehüter) annehmen?" Als Heuchler ist er weltbekannt, während aber die klassische Fabel ihn die sauren Trauben verschmähen läßt, weil sie ihm unerreichbar sind, setzen wir dafür uns näher liegende Bilder an die Stelle: „wenn kên kümmt, will ick ok kên! sede de Voß und slog mit den Stârt an den Bêrbôm (Birnbaum)", — oder: „se is mî to krumm! sede de Voß, dar hung de Wust (Wurst) an den Balken." — Mit seinen Spitzbübereien und Gewaltthätigkeiten weiß er aber auch, gleich den zweibeinigen Füchsen, Lebensart zu verbinden: „niks vör ungôd! sede de Voß und bôt der Gôs den Kopp aw", — ja er warnt sogar sein Opfer, aber freilich mit echter Fuchsnatur zu spät, als daß es sich noch retten könnte: „verfür*) (erschrick) di nich! sede de Voß, — dar sprung he up den Hân." — Auch als politischen Kannengießer, der von seinem beschränkten Standpunkte aus das Thun und Treiben der Welt beurtheilen will, läßt man den Fuchs auftreten: „wat buten (draußen) wol vör Weder (Wetter) is? seggt de Voß und sitt achter 'n Marlhalm"; „wo de Welt doch up und dal (nieder) gêt! sede de Voß und sat (saß) up 'n Sôdswengel (Brunnenbalken)", — beides ein paar äußerst komische Bilder! Wer mit gänzlich unzureichenden Mitteln etwas unternimmt und sich dadurch lächerlich macht, der gleicht dem Fuchs, welcher sich ein Haus bauen wollte: „veer (4) Sparren stân all (schon), — sede de Voß, dar lêg he up den Rüggen und höll (hielt) de Bênen (Beine) in de Lucht (Luft)!" Als Nebenperson erscheint er auch noch in manchen anderen Sentenzen, z. B. in der contradictio in adjecto: „dat is 'n Lewen! sede de Jung, — dar beet (biß) de Hund den Voß dod", und in dem einfältigen Trost: „mî kannst du wol entlopen, man unsen Hingst nich, — sede de Bûr, as de Voß mit de Gôs weglêp", und endlich in der verspottenden Sentenz: „he menede (meinte) dat de Voß Hâs were, und as he tosach (zusah), was dat ên Foder Heu", — also ein doppelter Irrthum in Bezug auf eine und dieselbe Sache. Bei den sehr unklaren Vorstellungen, welche man vor Anlegung der Chausseen in Norddeutschland über räumliche Entfernungen hatte, kam es oft vor, daß man manchen Meilen eine ganz ungebührliche Länge gab; von solchen hieß es dann scherzweise, der Fuchs habe sie gemessen und seinen Schwanz dabei zugelegt.

Von den übrigen Vierfüßlern sind nur noch wenige Redensarten und Bilder entlehnt, wie z. B. „he hett dat in de Wôrde (in den Worten), as Kattéker in den Stârt", d. h. er weiß zwar mit Worten ebenso gut um sich zu werfen, als die Eichkatze mit ihrem Schweif, aber es kommt weiter nichts darnach, die entsprechenden Thaten fehlen. — Ferner: „he is so wacht as 'ne Ilk", d. h. er blickt so munter, wie ein Iltis; „he löppt as 'n drachtigen Swînegel", — was bekanntlich sehr schwerfällig geht. „Swînegel" ist überhaupt ein oft gehörtes Scheltwort, von welchem auch das Zeitwort „swînegeln", d. h. unfläthige Reden führen, gebildet wird.

*) Das Sassisch-Niederdeutsche ist in diesem Aufsatz überall so gegeben, wie es in Mecklenburg und im westlichen Pommern gesprochen und geschrieben wird. In anderen Landschaften wird Manches anders gesprochen. So sagen z. B. wir anderen plattdeutschen Leute für erschrecken nicht „verfüren", sondern „verfêren", und so sagt auch der alte Vers:

Hinrik de Lauwe un Albert de Bare
Un Kaiser Frederik mit sinem roden Haare,
Dat weren dri Heren
De kunden de Werlde verfêren. A.

Karl Ernst von Baer in St. Petersburg.

Ein Weiser unter den Hellenen hat gesagt, die Götter könnten dem sterblichen Menschen keine höhere Gunst erweisen, als wenn sie ihm, bei voller Frische des Geistes und körperlichem Wohlsein, ein hohes Alter schenken.

Solch ein glückliches Loos ward, wie einst Göthe und Humboldt, auch Karl Ernst von Baer beschieden, auf den Deutschland mit nicht geringem Stolze als einen hervorragenden Mann unter seinen Stamm- und Sprachgenossen im fernen Osten hinblickt.

Was Baer für die Wissenschaft geleistet, weiß die Welt, und sein Name wird hochgeehrt bleiben im Fortgange der Jahrhunderte. Er hat für alle Zeiten seinen Platz unter

den Ersten. Aber er ist auch als Mensch im hohen Grade achtbar, er ist ein vir integer und in sich zu jener innern Harmonie gelangt, welche erst den ganzen Mann macht.

Wer gleich ihm auf ein an Geistesthaten so reiches Leben zurückblicken kann; wer sich sagen darf, daß er stets mit voller Hingebung und unermüdetem Eifer für die Wissenschaft gewirkt, und daß dieser heilige Eifer auch im Greisenalter noch ungemindert und ungeschwächt ihn durchglüht, — der ist glücklich zu nennen. Für ihn ist das lange Leben und Streben ein hoher Gewinn gewesen; er findet volle Befriedigung, wenn er sich selber sagen darf, daß er stets als Ehrenmann seine Pflicht gethan, und daß seine Leistungen von Allen, welche dieselben zu begreifen vermögen, nach Gebühr anerkannt werden.

Insbesondere sind auch die Anthropologie, die Ethnologie und die Erdkunde durch Baer in ganz eminenter Weise gefördert worden.

Karl Ernst von Baer.

Karl Ernst Baer ist am 17. Februar 1792 zu Piep in Esthland geboren. Sein Vater war der Landrath Magnus von Baer. Den ersten Unterricht genoß er auf der Domschule zu Reval und bezog die Universität Dorpat 1810. Hier studirte er eifrig Medicin und erlangte nach Vertheidigung seiner Dissertation „über die endemischen Krankheiten der Landbewohner Esthlands" am 29. August 1814 den Doctorgrad.

Mit dieser Erstlingsschrift nahm er zugleich Abschied von der Heilkunde, und ein längerer Aufenthalt auf verschiedenen Universitäten Deutschlands bot seiner Neigung für Anatomie und Physiologie gewünschte Nahrung. Bereits 1817 ernannte ihn Königsberg zum Prosector, 1819 zum außerordentlichen Professor, gab ihm 1822 die Professur der Zoologie und besaß ihn, mit kurzer Unterbrechung, 18 Jahre lang. Hier begann und vollführte er die Hauptarbeit seines Lebens, von der er in dem Sendschreiben an die St. petersburger Akademie der Wissenschaften „de ovi mammalium et hominis generi" im Jahre 1827 die erste Kunde gab und die in seiner „Entwicklungsgeschichte der Thiere" einige Jahre später in einem Grade zum Abschluß gebracht wurde, daß, was seitdem von anderer Seite auf gleichem Felde erschienen, nur als bescheidene Ergänzung daneben aufzutreten vermag.

Sein ganzes Leben war der Wahrheit und der Wissenschaft geweiht, und er hat auf ihr bahnbrechend gewirkt. Mit dem Mikroskop und dem anatomischen Messer bewaffnet, hat er uns über das erste Werden, über Bildung und Vorbildung der Menschen und der Thiere neue Wege des Wissens eröffnet; er hat menschliche Schädel gemessen und die wichtigsten Beiträge zur Anthropologie geliefert. So bedeutend wie im Fache der Medicin und namentlich der Physiologie waren auch seine geographischen Arbeiten. Er hat seinen Wanderstab nach den eisigen Gegenden Nowaja Semljas gesetzt, ist im Staube südlicher Steppen gereist und hat sich um die Erforschung des Kaspischen Meeres vor allen Andern verdient gemacht. Er erkannte die Gesetze des Laufs der Flüsse, schrieb über die Verbreitung und den Untergang organischer Wesen und lehrte uns die Gesetze des Ganges der Temperatur.

Seine Schriften sind meist zerstreut in den Abhandlungen der St. petersburger Akademie der Wissenschaften. Berühmt sind namentlich seine „Kaspischen Studien". Er handelt darin von der Wolga, dem Delta derselben und den Deltabildungen im Allgemeinen, sowie von der Fischerei im Kaspischen Meere. Ihm verdanken wir die beste physikalische Beschreibung des Kaspischen Meeres (abgedruckt in Ermans Archiv für wissenschaftliche Kunde Rußlands 1855). Er wieß zuerst nach, daß die Dattelpalme auch am Südostrande des Kaspischen Meeres vorkomme, und daß dieselbe früher in den dortigen Gegenden einen weit größern Verbreitungsbezirk gehabt habe, der jedoch durch die Veränderung des Klimas beschränkt wurde. Höchst interessant ist, was er (in den Mélanges russes t. III) über den alten Lauf des armenischen Araxes berichtet. Es sind historisch-geographische Untersuchungen, welche Baer in Folge seiner Reise von Lenkoran nach Seljan machte, und die dem alten Strabo zu seinem Rechte verhelfen. Kranioskopie und Ethnologie haben in Baer einen ausgezeichneten Bearbeiter gefunden. 1858 veröffentlichte er: Nachrichten über die ethnologisch-kraniologische Sammlung der petersburger Akademie der Wissenschaften, und 1861 fand auf seine und Rudolph Wagners Veranlassung die anthropologische Zusammenkunft in Göttingen statt.

Nachdem Baer im Jahre 1826 von der Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg zum correspondirenden Mitgliede erwählt war, erfolgte 1829 seine Ernennung zum ordentlichen Mitgliede; doch siedelte er erst 1835 nach der Hauptstadt Rußlands über und vertrat in der gelehrten Körperschaft das Fach der Anatomie, bis er im Jahre

1862 seiner Bitte gemäß in den Ruhestand versetzt wurde. Aber er arbeitet mit rüstiger Kraft immer weiter fort.

Am 29. August (alten Styls) 1864 waren 50 Jahre verflossen, seitdem Baer in Dorpat zum Doctor der Medicin promovirt worden war, und dieser Tag veranlaßte die Freunde und Verehrer des Jubilars, ein Jubelfest zu seiner Ehre zu veranstalten, über welches soeben der Bericht erschienen ist.*) Damit dieser Tag auch künftigen Geschlechtern nütze, wurde festgesetzt, daß die Zinsen eines durch Sammlung aufgebrachten Kapitales von 9000 Rubeln in jedem dritten Jahre als „der Baersche Preis" für wissenschaftliche Untersuchungen, welche organische Körper zum Gegenstande haben, vertheilt werden. Die Stiftungsurkunde dieses Preises wurde nebst einer goldenen Medaille dem Jubilar überreicht. Diese letztere zeigt auf der Vorderseite den Kopf Baers mit der Umschrift: Orsus ab ovo hominem homini ostendit, auf der Rückseite trägt sie folgende Inschrift: In memoriam diei quo abhinc quinquaginta annos die XXIX mensis augusti a. MDCCCXIV Carolus Ernestus a Baer ab universitate Dorpatensi medicinae doctor renuntiatus est.

Kaiser Alexander II. glaubte den Jubilar dadurch ehren zu müssen, daß er ihm wegen seiner wissenschaftlichen Verdienste auf 12 Jahre je 3000 Rubel aus dem Reichsschatze anweisen ließ. Von den vielen wissenschaftlichen Vereinen und Deputationen, die mit Glückwunschschreiben zur Begrüßung erschienen, erwähnen wir folgende:

Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg (in lateinischer Sprache), die russische geographische Gesellschaft durch den Admiral von Lütke (russisch); die esthländische Ritterschaft, deren Mitglied Baer ist. Im Namen der dorpater Universität war der Rector Bidder anwesend; er überbrachte das erneuerte Doctordiplom und eine Festschrift des Prof. E. Reißner. Auch der Rector der breslauer Universität, Professor Grube, war in Petersburg erschienen. Die berliner Akademie der Wissenschaften, die physikalisch-ökonomische Gesellschaft zu Königsberg, die Universität Königsberg, das petersburger Medicinalkollegium, die warschauer Universität, die esthländische literarische Gesellschaft, die entomologische Gesellschaft zu Petersburg, die mineralogische Gesellschaft daselbst, die petersburger Universität, die moskauer medicinische und die Gesellschaft der Naturforscher, die königl. bayerische Akademie der Wissenschaften, der Verein für Erdkunde zu Dresden, die senkenbergische naturforschende Gesellschaft in Frankfurt, die Universität Heidelberg, die Universität Tübingen, die Universität Freiburg, die italienische Naturforscherversammlung und viele andere gelehrten Körperschaften übersandten Glückwunschschreiben, Diplome und wissenschaftliche Festschriften.

Zum Schlusse fehlte es natürlich nicht an einem Festmahle. Aus den Dankesworten, die v. Baer sprach, heben wir folgende hervor: „Der Tod ist, wie Jedermann weiß, eine Erfahrungssache, und zwar eine recht oft wiederholte Erfahrung; aber die Nothwendigkeit des Sterbens ist noch keineswegs nachgewiesen. Niedere Organismen sind wohl sehr häufig nur an einen Abschnitt des Jahreswechsels gebunden und können über ihn hinaus ihr individuelles Leben nicht fortpflanzen, sondern nur Keime für neue Individuen ausstreuen, wie z. B. die einjährigen Pflanzen. Aber daß Organismen, welche Sommer und Winter überdauern können und die Mittel haben, Nahrungsstoffe aufzusammeln, nothwendig sterben müssen, ist keineswegs erwiesen. Der berühmte Harvey zergliederte einen Mann, der im 152 Jahre seines Lebens gestorben war, und fand alle Organe noch gesund, so daß dieser Mann allem Anscheine nach länger gelebt hätte, wenn er nicht vom Lande in die Hauptstadt gebracht worden wäre, wo man ihn recht pflegen wollte, und wo er an zu guter Pflege verstarb. Ich bin daher geneigt, das Sterben für eine bloße Folge des Nachahmungstriebes — für eine Art Mode zu halten, und zwar für eine recht unnütze. Darin bin ich bestärkt durch Arthur Schopenhauer, den Philosophen, welcher den Grund alles Geschehenen als einen Willen auffaßt. Wenn ein Stein fällt, so ist es der ihm innewohnende Wille, der ihn fallen macht, so gut es mein Wille ist, der mich gehen macht, wenn ich gehe. Da habe ich mir denn vorgenommen, nicht sterben zu wollen und, wenn etwa meine Organe ihre Pflicht nicht thun wollen, meinen Willen gegen den ihrigen zu setzen, dem sie sich doch werden fügen müssen. Ich rathe allen Anwesenden dasselbe zu thun und lade sie hiermit ein, heute nach 50 Jahren an demselben Orte zur Feier meines zweiten Doctorjubiläums zu erscheinen. Dann bitte ich mir aber die Ehre aus, daß ich der Wirth sei und die Anwesenden meine Gäste."

Man sieht, in dem vortrefflichen, hochbetagten Greise lebt noch frischer Lebensmuth und fester Wille. Wir können uns ersparen, an diesem Orte die lange Liste seiner Arbeiten aufzuführen, fügen aber sein Gleichbild bei. Es ist Mark und Kraft in den Zügen dieses berühmten Mannes.

*) Das fünfzigjährige Doctorjubiläum des Geheimraths Karl Ernst von Baer am 29. August 1864. St. Petersburg, Buchdruckerei der k. Akademie der Wissenschaften. 1865.

Bemerkungen über Algerien.

Kaiser Napoleon III. hat im Mai 1865 diese Besitzung in Augenschein genommen; sie liegt nur zwei Tagereisen Dampfersahrt von Frankreich entfernt und ist nun 35 Jahre im Besitze des letztern. Man bezeichnet sie als „Colonie", aber sie will nicht gedeihen. Was jenseits des Atlasgebirges liegt, ist sehr unsicherer Besitz, was diesseits, kann nur unter großen, unablässig fortgesetzten Opfern an Menschen und Geld erhalten werden.

Man übersieht gewöhnlich einen Punkt, wenn von Colonien die Rede ist, nämlich den ethnologischen. Die Leser des Globus wissen, daß wir unsrerseits gerade auf ihn die Bedeutung legen, welche er verdient. Ohne eingehende ethnologische und anthropologische Erwägungen bleiben viele Erscheinungen im Völkerleben unverständlich, während sie andrerseits sich ganz von selber erklären.

Wir haben oft den wahren Satz hervorgehoben, daß der Mensch keineswegs ein unbedingter Kosmopolit sei. Er kann sich allerdings unter allen Klimaten, vom Eismeer bis zum Aequator, von den heißen tropischen Ebenen bis zur Schneegrenze der Cordilleren zeitweilig auf-

halten; aber er kann sich nicht aller Orten bewurzeln, kann nicht bodenständig werden. Dann ruft die Natur selber ihm ein Halt zu. Nordeuropäer sind platterdings nicht im Stande, sich in Bengalen, im Flachlande Amerika's zwischen den Wendekreisen, an den östlichen oder westlichen Küsten Afrika's einzugewöhnen. Es gibt in Bengalen und in Angola, in Sierra Leona ꝛc. keine dritte Generation unvermischter Europäer; das Klima ist dagegen. Noch mehr; der Neger aus dem Sudan gedeiht am Nordabhange des Atlas nicht. Wenn in solchen Gegenden der Zufluß von immer neuem Blut aus dem Mutterland einmal aufhört, dann beginnt die Verkümmerung des weißen Menschen. Wir erörtern diesen hochwichtigen Gegenstand wohl einmal eingehend, hier wollten wir ihn bloß andeuten, weil er auch für Algerien von Wichtigkeit ist.

Die Geschichte zeigt, daß in allen Jahrtausenden übergreifende, erobernde Völkerstämme oder, wenn man einen fremdländischen Ausdruck vorzieht, daß es stets intrusive Rassen gegeben hat. Sobald dieselben in Ländern sich festsiedelten, deren Klima wesentlich von jenem ihrer eigentlichen und rechten Heimat abweicht, standen sie allmälig ab, gingen ein, verkümmerten, oder wurden, durch Vermischung mit den Alteingebornen, den Aboriginern, so wesentlich umgeändert und gleichsam aufgesogen, daß von ihrem eigentlichen Wesen nur wenig übrig blieb. Es scheint, meine ich, ein Gesetz zu sein, daß Wanderungen und Verpflanzungen von Völkern günstige Ergebnisse in Betreff der Forterhaltung und des Gedeihens nur haben, wenn sie sich innerhalb der Breitengrade, oder sagen wir des annähernd gleichartigen klimatischen Gürtels bewegen. Das ist z. B. der Fall mit den Wanderungen der arischen Völkergruppen, welche aus den gemäßigten Regionen Asiens nach Europa kamen, das auch in der gemäßigten Zone liegt. Ein Theil der Arier ging nach Indien, also nicht von West nach Ost, sondern von Norden nach Süden, und er hat sich dort trotz des Kastenwesens nicht behaupten können, er ist wesentlich indisch geworden.

Man werfe einen Blick auf eine Weltkarte und betrachte Arabien und Afrika. Die Araber sind ein Wandervolk, schwärmen seit frühen Zeiten nach Ost und West, aber sie haben sich stets innerhalb der Breitengrade bewegt, welche denen ihrer heimatlichen Halbinsel entsprechen. Nur innerhalb dieser finden wir sie in Massen oder größeren Gruppen, sonst überall nur vereinzelt, sporadisch. Ich möchte fast von ethnologischen Isothermen reden, denn es giebt dergleichen ganz entschieden.

Gerade an Nordafrika zeigt sich, wie wenig fremde Völker sich bewurzeln können in fremdartigen Regionen. Jener Nordrand hat allemal seine Kulturanstöße von Außen her empfangen, er ist durch die Jahrtausende hindurch ein Schauplatz für fremde Eroberer gewesen. Aber was ist von diesen übrig geblieben?

Sehen wir näher zu. Die Phönicier und Karthager kamen zuerst; sie gründeten Faktoreien am Rande und waren nie zahlreich. Dann kamen die Griechen, und einzelne ihrer Stadtstaaten, z. B. Cyrene spielten eine nicht unwichtige Rolle. Ihnen folgten Römer, Vandalen, Byzantiner, Spanier, Türken, Italiener. Wo sind sie Alle? Verschwunden bis auf die letzten Spuren. Aber geblieben sind, wie in den Zeiten der glückseligen Lotophagen, die ursässigen und bodenständigen libyschen Leute, diese Numidier, Gaetulier, Mauretanier, die heutigen „Berbervölker", namentlich Kabaylen, Amazirghen, Schellöchen und was in den Oasen der Wüste bis zum Niger und Senegal an berberischen Stämmen, z. B. den Imoschahr und anderen, lebt und entweder seßhaft ist, oder umherzieht. Dazu kommen dann noch die Araber, und weßhalb diese allein sich erhalten haben und gedeihen, ist eben gesagt worden.

Es ist eine alte Wahrheit, daß die Franzosen sich auf das Colonisiren nicht verstehen; sie haben dafür auch in Algerien den Beweis geliefert. Es liegt in ihrem gallisch-romanischen Wesen ein Etwas, das sie zu solchen Arbeiten unfähig macht, so begabt, fleißig und tüchtig auch der einzelne Mann sonst sein möge, und die Regierung verfehlt es darin, daß sie Alles und Jedes reglementiren, Alles bis in die kleinsten Kleinigkeiten beaufsichtigen, überwachen und leiten will. Sie thut gerade das Gegentheil von dem, was sich in Amerika, Australien, am Cap, kurz überall, wo germanische Leute sich ansiedelten, als praktisch und erfolgreich erwiesen. Die möglichst große Freiheit, eine ungefesselte Beweglichkeit und Selbstbestimmung bilden die wahre Lebensluft, ohne welche eine Colonie platterdings nicht gedeihen kann.

In Algerien sind außerdem die Verhältnisse sehr schwierig und verwickelt, weil man es mit ein paar Millionen eingeborner Leute zu thun hat, die sich theilweise ihres Grundbesitzes entäußern mußten, sehr streitbar sind und das Joch der Fremden um so widerwilliger tragen, weil diese Herrscher zu den „Ungläubigen" gehören. Das ist ein verhängnißvoller Gegensatz für eine „Colonie", denn jeder neuankommende Europäer wird als unwillkommener Eindringling betrachtet. Die Engländer in Indien sind in einer ganz andern Lage; sie wissen sehr wohl, daß sie dort gleichsam in der Luft stehen, und daß Indien nie eine Colonie werden kann. Deßhalb betrachten sie das Land einfach als einen Besitz, eine Eroberung, eine ungeheure Provinz, welche sie festhalten, so lange sie eben können. Aber Algerien soll in ein „afrikanisches Frankreich" umgewandelt werden, man möchte es besiedeln, und hat es doch in fast anderthalb Menschenaltern nicht weiter gebracht, als daß etwa 210,000 Europäer im Lande wohnen, daß von diesen nur die Hälfte Franzosen und von diesen wieder nur sehr wenige Ackerbauer sind. Die Colonie erfordert großen Zuschuß an Geld und eine Armee, die nicht unter 40,000 Mann beträgt.

Die Colonie also kränkelt, das wird von keiner Seite her in Abrede gestellt; so wie sie ist, erscheint sie als eine Verlegenheit für Frankreich; alles Tasten und Experimentiren hat an den Zuständen nichts gebessert. Dann ist der Kaiser selbst nach Afrika hinüber gegangen, um sich die Dinge mit eigenen Augen zu betrachten. Er begreift sehr wohl, daß es vor allen Dingen darauf ankommt, mit den Eingebornen auf einen bessern Fuß zu kommen und die sichere Unterlage zu gewinnen, welche jetzt noch völlig mangelt; der jüngste Aufstand im Süden des Atlas hat wieder einmal bewiesen, wie es sich damit verhält.

Kaiser Napoleon ist ein Mann von Geist, und daß er Energie hat, weiß die ganze Welt. Aber es scheint, daß er kein Ethnolog ist; er verkennt die Grundanlagen der verschiedenen Völkerstämme und stellt sich vor, man könne aus zwei grundverschiedenen Nationalitäten nach Belieben eine dritte verfertigen, etwa wie der Apotheker eine Mixtur. Das aber ist eine verhängnißvolle Täuschung; die tief im Wesen einer Rasse liegenden Abneigungen kann man nicht hinweg dekretiren.

Immerhin bleibt aber die Ansprache, welche der Kaiser unterm 5. Mai 1865 an die Eingebornen erlassen hat, ein interessantes Aktenstück, obwohl sich annehmen läßt, daß die Wirkung nicht tief gehen werde. Der Kaiser sagt den nichteuropäischen Algeriern, die Franzosen

seien nicht gekommen, um ihre Nationalität zu unterdrücken, sondern um das Volk vom Drucke zu befreien; sie hätten eine mildere, gerechtere, aufgeklärtere Regierung eingeführt, aber trotzdem hätten die Algerier Krieg gegen ihre Befreier geführt. Darin sehe er, der Kaiser, kein Verbrechen, im Gegentheil, er ehre das Gefühl kriegerischer Würde, und daß man ein Gottesurtheil angerufen habe, „aber Gott hat seinen Willen verkündet; deßhalb müßt ihr den Beschluß der Vorsehung achten, denn diese führt uns auf ihren geheimnißvollen Pfaden und mit ihren Rathschlüssen zum Heil, obwohl sie unsere Hoffnungen täuscht und unsere Anstrengungen vereitelt".

Der Kaiser sagt dann den Arabern, auch seine Vorfahren hätten vor 20 Jahrhunderten einem fremden Einfalle muthig widerstanden, und doch habe mit ihrer Niederlage ihre Wiedergeburt begonnen. Die besiegten Gallier sind in den siegenden Römern aufgegangen, und aus dem erzwungenen Bunde der widerstrebenden Kräfte zweier, einander feindlichen Civilisationen ist mit der Zeit jenes französische Volksthum hervorgewachsen, welches seine Ideen über die ganze Welt ausgebreitet hat. — Dann folgt eine ethnologische Phantasie: „Wer weiß, ob nicht einst der Tag kommt, da die arabische Rasse, nachdem sie sich verjüngt und mit der französischen Rasse verschmolzen, eine mächtige Individualität erlangt, ähnlich derjenigen, durch welche sie Jahrhunderte hindurch als Gebieterin der Südgestade des Mittelmeers sich behauptet hat!"

Die Algerier werden, nach dieser ihnen wahrscheinlich sehr unverständlichen Auslassung, ermahnt, die Thatsachen anzuerkennen; sie werden auf verschiedene Suren des Korans hingewiesen, z. B. jene, in welcher der Prophet sagt: „Gott verleiht die Gewalt, wem er er will." — „Diese Gewalt nun, die ich von Gott besitze, will ich ausüben zu eurem Interesse und eurem Wohl." Dann sagt er den Arabern, sie sollten unwiderruflich im Besitz ihrer Ländereien bleiben; er habe ihre Häuptlinge geehrt, ihre Religion geachtet, wolle ihre Wohlfahrt steigern, ihnen an der Verwaltung des Landes größere Betheiligung gewähren, aber Alles unter der Bedingung, daß sie seine — des Kaisers oder vielmehr Sultans — Gewalt achten; ihre irregeleiteten Brüder müßten das Rebelliren unterlassen, denn zwei Millionen Araber könnten 40 Millionen Franzosen nicht widerstehen. „Außerdem habt ihr mir ja den Eid geleistet, und eure Gerichte wie euer heiliges Buch legen euch die Pflicht auf, euer gegebenes Versprechen heilig zu halten." Diese letztere Stelle ist klassisch; eine vortreffliche Ermahnung!

Es bleibt nun abzuwarten, was die Algerier thun werden; den europäischen Einwohnern dagegen versprach der Kaiser „bessere Tage" und ließ ein paar Millionen Francs vertheilen. Eine große Compagnie soll mit 80 Millionen Francs eine landwirthschaftliche Creditanstalt gründen, den Ackerbauern Vorschüsse gewähren, Sümpfe trocken legen, Bewässerungskanäle herstellen und was dergleichen mehr ist. Das Alles ist gut gemeint, es muß aber auch hier abgewartet werden, ob solche Dinge viel nützen; — sie werden es nicht, falls in die Franzosen Algeriens nicht ein Geist der individuellen Initiative fährt, und wenn die Regierung nicht eine radikal andere wird. Algier muß nothwendig krank bleiben, so lange es den Ansiedlern nicht gewährt wird, sich selbstständig und frei zu bewegen. Das aber widerspricht überhaupt dem keltisch-gallischen Regierungsgedanken und System; eine solche Nothwendigkeit wird von diesem nicht begriffen.

Nach Verlauf von 35 Jahren kann die „Colonie" noch nicht auf eigenen Füßen stehen. Deßwegen hat der Kaiser ihr ausdrücklich den „Schutz des Mutterlandes" zugesagt. Aber die Hauptsache für Algerien wären Menschen, welche arbeiten wollen und können. Der Araber und Kabayle verstehen sich ungern oder gar nicht dazu, für den Ungläubigen Feldarbeit zu verrichten, und ein Europäer, der nicht Spanier, Süditaliener oder Malteser ist, sieht aus klimatischen Rücksichten sich daran verhindert. Man hat bekanntlich auch aus unserm Deutschland Auswanderer nach Algerien gelockt, aber die Mehrzahl unsrer Landsleute ist gestorben und verdorben im heißen Afrika; jetzt sind nur noch etwa 6000 derselben in Algerien vorhanden. Der Himmel verhüte, daß nicht die „große Compagnie" ihre Netze bei uns auswerfe, um Einwanderer zu fangen. Das Geld dafür wäre ohnehin weggeworfen.

Im Angesichte der Gräber von Numidiens Königen liegen auch die Gräber einer kleinen englischen Colonie, die vor etwa 20 Jahren von einer englischen Compagnie gegründet wurde. Die Menschen starben an Dysenterie und Cholera bis nahezu auf den letzten Mann. Auf ungemein fruchtbarem Boden am Setif wurden von einer Compagnie ungefähr 500 Schweizer angesiedelt; die französische Regierung gab ihnen gute Wohnhäuser, aber nach Ablauf von sieben Jahren war von diesen Schweizern keiner mehr in Setif; schon im ersten Jahre war ein Drittel derselben von Cholera und Fieber hinweggerafft worden, und nun stehen die Häuser leer. Die Compagnie freilich machte gute Geschäfte, indem sie dann die Felder an Araber verpachtete und deren Ackerbauerzeugnisse in den Handel brachte. Aus solchen Thatsachen springen beachtenswerthe Lehren hervor.

Algerien ist keine Region, in welcher der europäische Bauer gedeihen könnte, gerade dieser müßte aber das Mark und die Kraft einer „Colonie" bilden. Das Land wird ein kostspieliger Besitz bleiben, dessen die französische Politik sich nun nicht mehr entäußern kann; sie muß es sich gefallen lassen, die Opfer zu bringen und die Last zu tragen, welche nun einmal unzertrennlich sind von der Bürde des „französischen Afrika". Wir glauben übrigens gern, daß der Kaiser Napoleon sich ernstlich mit der Frage beschäftigt habe, ob es nicht nothwendig oder doch wohlgethan sei, die ganze algerische Gebietsstrecke im Süden des Atlas aufzugeben und nur das Küstenland bis an und in das Gebirge zu behalten. So viel ist gewiß: — die Franzosen haben kühne Pläne entworfen, den Handel vom Niger her nach ihrem Algerien zu lenken und dieses auch mit dem Senegal in Karawanenverbindung zu bringen. Wir haben diese Bestrebungen im Globus oftmals erörtert und ihnen unsere Anerkennung nicht versagt. Die Auffassung ist großartig, aber die Ausführung wird, wenn sie überhaupt stattfinden kann, eine große Menge von Schwierigkeiten im Gefolge haben. Der Besitz Algeriens mag für Frankreich ein „Ruhm" sein, gewiß ist er aber auch eine schwere Last. A.

Die Erforschung des Purus, einer Hauptflußader im Innern Südamerika's.

Von **Karl von Koseritz.**

Wir haben mehrfach darauf hingewiesen, daß sowohl in Peru wie in Brasilien die Regierungen bemüht sind, den Lauf der Zuflüsse des gewaltigen Amazonenstroms zu erforschen. Der Ucayale und dessen Zufluß, der Pachitea, sind von einem Dampfer bis Maira hinauf befchifft worden; eben so der Tocantins, der eine wichtige Wasserstraße für die Provinzen Goyaz und Matto Grosso bildet. Auch der Purus ist eine beträchtliche Strecke weit befahren worden (Globus Bd. V, S. 222; VII, 94, 286; VIII, 158 ꝛc.).

Der Purus kann von großer Wichtigkeit für den Verkehr der brasilianischen Provinz Alto Amazonas und für Peru werden, aber sein oberer Lauf, welchen Grandidier (VI, 198 ff.) erforschen wollte, ist immer noch nicht bekannt, gleich jenen der anderen Flüsse, welche zwischen dem Ucayale und dem Madeira münden. Ein Blick auf jede beliebige Karte zeigt, daß der Yavari, Yutai, Teffé und Coari gleich dem Purus nur erst in sehr unbestimmten Linien angedeutet sind.

Ueber die Erforschung des Purus und des Madeira haben wir von unserm sehr fleißigen brasilianischen Mitarbeiter, Hrn. Karl v. Koseritz, eine ausführliche Mittheilung erhalten, die wir unverweilt mittheilen wollen. Zwei andere Aufsätze, über die Stadt Porto Alegre und die Provinz Matto Grosso, können wir erst späteren Nummern einverleiben. —

„Die Eröffnung des gewaltigen Amazonenstroms für die Flaggen aller Nationen steht wohl bevor; auch seine vielen Nebenflüsse werden dann bald von Schiffen befahren werden. Unter diesen Verhältnissen ist die Karte des Kapitäns Jose da Costa Azevedo, welche das ganze Amazonenstromgebiet umfaßt, von doppelter Wichtigkeit; sie ist im März d. J. zu Rio de Janeiro lithographirt erschienen.

Die brasilianische Regierung hat während der letztverflossenen Jahre der Erforschung der nördlichen Landesgegenden mehr Aufmerksamkeit zugewandt, als früher geschehen, und die von ihr veranstalteten Erforschungsreisen haben wichtige Ergebnisse geliefert. Ich habe Ihnen schon früher geschrieben, daß es sich ganz besonders auch darum handelte, eine Wasserstraße zwischen dem Purus und dem Madeira aufzufinden und zwar oberhalb der Riffe und Stromschnellen, welche auf diesem letztern Flusse die Schifffahrt zwischen dem obern und dem untern Lauf unmöglich machen. Sehr wahrscheinlich ist eine solche vorhanden. Es leuchtet schon bei einem oberflächlichen Blick auf die Karte ein, von welcher Wichtigkeit ein solcher Fahrweg sein würde, denn durch sie käme die Republik Bolivia und die brasilianische Provinz Matto Grosso (in ihrem westlichen Theil) in Verbindung mit dem Atlantischen Ocean, und eben darauf kommt für sie Alles an.

Der Präsident der Provinz Alto Amazonas gab 1864 dem Piloten Manuel Urbano da Fucarnaçao Auftrag, vom Monat Mai an den Purus gründlich zu untersuchen und zu ermitteln, ob eine Wasserverbindung in der That vorhanden sei.

Im Dezember 1864 kam dieser Pilot nach Manaos (d. h. nach der Stadt, welche bis vor wenigen Jahren als Barra do Rio Negro bezeichnet wurde; sie liegt am Rio Negro, etwas oberhalb des Amazonenstroms). Es war ihm nicht gelungen, jene Verbindung zu ermitteln; er hatte Mangel an Lebensmitteln und stieß auf vielerlei andere Hindernisse, denen er nicht gewachsen war.

Wohl aber steht als wichtiges Ergebniß seiner Reise da, „daß der Purus in einer Ausdehnung von 500 Meilen (18 auf einen Grad) bis tief nach Peru hinein vollständig für Dampfer schiffbar ist und auf der ganzen Strecke nicht ein einziges Riff oder überhaupt irgend welche Schwierigkeit darbietet".

Der bedeutendste Nebenfluß des Purus ist der Iturý, und auch diesen ist Urbano weit hinaufgefahren; er fand auch ihn sehr wasserreich, ohne jedes Hinderniß für seinen Dampfer, und steuerte bis in die Gegend seiner Quellen hinauf, die in der bolivianischen Provinz Santa Cruz liegen! Der Iturý (sprich Ituschy) läuft von Süden nach Norden und mündet auf brasilianischem Gebiet in den Purus. An den Ufern beider Flüsse ist der Pflanzenwuchs ungemein üppig, und an ihnen leben viele, vergleichweise arbeitsame Indianerstämme.

Urbano meint — ob mit Recht oder Unrecht, wird sich später einmal entscheiden —, daß die Wasserverbindung zwischen Purus und Madeira durch einen der Nebenflüsse des Iturý gebildet werde. Die brasilianische Regierung hat nun die Absicht, eine Dampferlinie auf dem Purus und Iturý zur Verbindung mit Peru und Bolivia einzurichten. Um derselben Anhaltspunkte zu geben, sollen Missionen unter den Indianern an beiden Flüssen gegründet werden.

Sollte nun aber keine praktikable Wasserverbindung zwischen Purus und Madeira vorhanden sein, durch welche die Stromschnellen und Katarakten des letztern umgangen werden könnten, so wird dennoch die Dampfschifffahrt auch auf dem Madeira ins Leben treten; Regierung und Kammern haben darüber die nöthigen Beschlüsse gefaßt.

Kapitän Coutinho, über welchen ich Ihnen schon mehr als einmal geschrieben, hat nämlich bei seiner jüngsten Forschungsreise auf dem Madeira wichtige Entdeckungen gemacht. Von S. Antonio aufwärts fand er in einer Ausdehnung von 50 portugiesischen Meilen mehr als 30 Riffe und Wasserfälle, deren Beseitigung für den Augenblick unmöglich ist. Aber oberhalb der Katarakten ist der Fluß für große Dampfer aufwärts bis zum Fort S. Joao da Beira in Matto Grosso durchaus fahrbar. Von S. Antonio abwärts, bis zur Mündung in den Amazonenstrom, ist auch nicht das allergeringste Hinderniß vorhanden. Es handelt sich also, um Bolivia mit der Stadt Pará, diesem atlantischen Hafen, in Verbindung zu setzen, um den Bau einer guten Landstraße, die eine Länge von etwa 50 portugiesischen Meilen haben soll.

Auf Coutinho's Betrieb hat die brasilianische Regierung beschlossen, diese Straße in Angriff zu nehmen, und die

Bolivianer, die sehr wohl den Vortheil einer solchen einsehen, haben ihre Unterstützung zugesagt. Für sie handelt es sich darum, ihre Landeserzeugnisse sicher nach den atlantischen Häfen zu schaffen. Schon jetzt bringen sie einen Theil derselben unter Beschwerde, Zeitverlust und Lebensgefahr in Kähnen nach S. Antonio, und bis hierher wird der Madeira gegenwärtig von Dampfern befahren. Sobald jene Landstraße hergestellt sein wird, kann ein lebhafter Verkehr von Bolivia nach den Amazonas-Häfen Manaos, Serpa und Para (das auch Belem genannt wird) nicht fehlen, denn die Bewohner der bolivianischen Provinzen Santa Cruz und Beni haben keinen andern Weg, ihre Produkte in den europäischen Handel zu bringen, als den Amazonenstrom und theilweise den Paragnaystrom.

Die Eröffnung des Madeira für die Dampfschifffahrt ist übrigens nicht nur für Bolivia, sondern auch für Brasilien von größter Bedeutung, denn sobald die oberhalb S. Antonio liegenden Hindernisse beseitigt oder auch nur umgangen werden, bietet der Madeira eine gute Verbindung zwischen Para und Matto Grosso. Das letztere war seither für seine Verbindung mit dem Ocean vorzugsweise auf den Paragnaystrom angewiesen, der aber zum größten Theil durch fremdes Gebiet fließt. Im Fall eines Krieges (wie eben jetzt 1865) ist dann die Wasserverbindung zwischen Rio, überhaupt der brasilianischen Küste und Matto Grosso, das recht eigentlich als eine Binnenprovinz daliegt, völlig unterbrochen, und es bleibt nur der beschwerliche Landweg durch Minaes Geraes; dieser ist 600 portugiesische Meilen lang.

Ich meinerseits bin nicht zu der Annahme geneigt, daß zwischen dem Madeira und dem Ituxy eine Wasserverbindung vorhanden sei. Es ist nämlich ausgemacht, daß das Flußthal des obern Madeira weit höher über der Meeresfläche liegt, als das Becken des Purus."

Aus allen Erdtheilen.

Expedition zur Erforschung der Schicksale Ludwig Leichhardts. M'Intyres Entdeckung neuer und wichtiger Spuren von Leichhardt im nördlichen Australien (Globus VIII, S. 95) hat das öffentliche Interesse an dem traurigen Schicksale des berühmten Verschollenen wieder angeregt. Unser Landsmann Dr. Ferd. Müller hielt am 9. Febr. in Melbourne eine öffentliche Vorlesung, in Folge deren 16 Damen zu einem Comité zusammentraten, um Sammlungen einzuleiten, welche die Mittel zu einer erneuten Aufsuchung des unerschrockenen Forschers bieten sollen. In dem Aufrufe heißt es:

„Es ist berechnet, daß eine Summe von nicht weniger als 3000 Pfd. St. erforderlich sein wird, eine angemessene Expedition zu diesem Zwecke auszurüsten und für die Dauer von zwei Jahren zu unterhalten. Wir sind überzeugt, daß die vorgeschlagene Unternehmung nicht allein die Sympathie aller australischen Colonien, sondern auch der ganzen civilisirten Welt erregen wird, und es ist daher nicht unsere Absicht, unsere Bemühungen auf die Colonie Victoria allein zu beschränken. Queensland, welches dem unglücklichen Leichhardt so viel verdankt, wird ohne Zweifel diese Gelegenheit ergreifen, um seinen Eifer für die Ehre Australiens zu beweisen und dadurch einen Theil seiner Schuld gegen seinen großen Erforscher abzutragen versuchen, indem es sich durch Aufbringung eines bedeutenden Theiles der erforderlichen Kosten an der Expedition betheiligt. Zugleich werden wir Alles aufbieten, nicht allein die Sympathie der Damen in England für diese Unternehmung zu gewinnen, sondern auch die Mitwirkung der hauptsächlichsten wissenschaftlichen Gesellschaften in allen Ländern uns zu sichern."

Australische Nachrichten. Der melbourner „Germania" vom 23. März 1865 entnehmen wir folgende Nachrichten:

In den Wollongong Kohlengruben in Neu-Süd-Wales hat man zwischen der Kohlenablagerung bedeutende Petroleumquellen entdeckt. Die neue Ansiedlung im Norden von Südaustralien hat den Namen Alexandra Land erhalten. In Perth auf Tasmania hat man beim Graben eines Brunnens große Lager von Kupfererz aufgefunden. Gleichfalls sind Kupfererzlager in der Nähe des Flusses Bogan (Neu-Süd-Wales) entdeckt worden. In derselben Colonie hat sich eine Gesellschaft gebildet, welche in der Nähe von Maitland 100 Acres mit Zuckerrohr bepflanzen will, um dieses zu akklimatisiren.

Die projektirte Postverbindung zwischen Europa und Neu-Seeland über Panama scheint endgültig geordnet zu sein, indem der Contract bereits unterzeichnet ist. Der Postdienst wird nicht später als im Januar 1866 beginnen. Der Zuschuß ist von Seiten Neu-Seelands auf 110,000 Pfund festgesetzt. In Auckland auf Neu-Seeland ist kürzlich von den dort wohnenden Deutschen ein deutscher Verein unter dem Namen „Germania" gestiftet worden, der ähnliche Satzungen wie die zahlreichen deutschen Vereine in Australien hat. Außerdem macht er sich die Verbreitung richtiger Ansichten und Kenntnisse über Neu-Seeland in Deutschland zur Pflicht, um die Aufmerksamkeit Auswanderungslustiger dorthin zu lenken.

Der Hafen San Juan de Nicaragua, welchen einst die Engländer in Besitz genommen hatten und in Greytown umtauften, ist nun absolut unbrauchbar geworden. Querüber vor dem Hafen hin zieht jetzt eine Sandbarre, über welche man trockenen Fußes gehen kann. Somit wäre der San Juanfluß nun unzugänglich vom Meere her geworden. Ein Bericht vom 16. April meldet, daß die centralamerikanische Transit-Compagnie immer noch Reisende durch Nicaragua von einem Ocean zum andern befördert, obwohl sie rasch nach einander in der Brandung zwei Dampfer verloren hat. Die Fahrgäste wurden gerettet und manche von ihnen hatten sich in Nicaragua angesiedelt. Der Congreß von Nicaragua hat dem englischen Kapitän Bedford Pim, welcher eine interoceanische Eisenbahn bauen will, große Privilegien bewilligt, namentlich zwei Millionen Acker Landes und das Eigenthumsrecht auf 99 Jahre. Er baut jetzt einige fahrbare Straßen.

Notizen aus Brasilien. Der Gesangverein „Orpheus" zu S. Leopoldo hat am 5. Februar ein großes Volksfest der dortigen Deutschen veranstaltet, als Doppelfeier der Befreiung von Schleswig-Holstein und des Jahrestages der Stiftung des allgemeinen deutschen Sängerfestes.

Die deutschen Turner in Rio de Janeiro feierten den Sylvesterabend mit einer Theatervorstellung und einem Schauturnen. Sie haben eine hübsche Bibliothek, pflegen den vierstimmigen Gesang und halten das deutsche Wesen in Ehren.

In Petropolis wurde im Februar die Fahne des deutschen Sängerbundes eingeweiht, und zwar bei herrlichem Wetter auf dem coblenzer Platze. Das deutsche Musikkorps legte Ehre ein. Gründer jenes Sängervereins ist der Pastor Ströhle, dessen Frau die Fahne gestickt und geschenkt hatte. „Auch dem Gotte Gambrinus (ist der brabanter Held auf der südlichen Erdhälfte ein Gott geworden?) wurde in alter deutscher Weise gehuldigt, und deutsches Bier aus der Fabrik des Herrn Kremer schäumte zur Verherrlichung der Feier und kräftigte und ermuthigte die Sänger und Musiker." So schreibt die dortige Zeitung „Germania".

Die deutschen Freimaurer in der Colonie Doña Francisca erbauen in der Ortschaft Joinville ein massives Logengebäude.

Die nicht geringe Zahl der Deutschen in der Provinz Espirito Santo klagen, daß dort kein einziges deutsches Land eine Consularbehörde habe. Sie wollen die preußische Regierung bitten, wenigstens ein Viceconsulat zu errichten.

Ein Brasilianer, Dr. Alves Nogueira, hat in deutscher Sprache eine Schrift: „Bemerkungen über die jüngsten Ereignisse in den La Plataſtaaten" veröffentlicht und dieselbe dem Kaiser überreicht. Es ist erfreulich, daß das ethnologische Element immer mehr die gebührende Beachtung findet, daß man die sehr verschiedenen Kulturwerthe der verschiedenen großen Rassen und der Mischlinge in Erwägung zieht. So hat Nogueira den Charakter der Indianerrasse und der verschiedenen Mischlinge eingehend erörtert. Außerdem spricht er einen Satz aus, der mehr und mehr zur Geltung kommt, indem er nachweist, „daß für die in Bezug auf ihre Bevölkerung so bunten und verschiedenartigen Länder Südamerika's nur allein die monarchische Regierungsform die nöthige Bürgschaft für Ordnung, Civilisation und Fortschritt gewähren könne".

In dem Kriege zwischen Brasilien und Paraguay stehen sich zumeist nur braune und schwarze Soldaten gegenüber. In dem Kaiserreiche sind die schwarzen Leute so trefflich gediehen, daß dasselbe weit mehr ein Land der Neger als der Weißen oder Indianer geworden ist. Drei Viertheile der brasilianischen Soldaten sind Neger, vier Fünftel des Heeres der Paraguayenser sind Indianer aus verschiedenen Guaranistämmen. Schon in Uruguay wurde der Krieg von beiden Seiten mit Grausamkeit geführt; dasselbe ist der Fall in der brasilianischen Provinz Matto Grosso (die übrigens noch jetzt an 60,000 wilde Indianer zählt). Die Krieger Paraguay's fielen in dieselbe ein, nahmen die Forts am Paraguaystrom ein und verfolgten bei Corumbá ein mit Weibern und Kindern besetztes Kanonenboot, das sich Anfangs wehrte, dann aber sah, daß es den Kampf nicht fortsetzen könne. Es wurde geentert und Mannschaft sammt Passagieren ermordet. Nun erzählt eine riograndenser Zeitung: „Auch die Passagiere, welche sich durch Schwimmen retten wollten, wurden im Wasser erschossen; nur wenige Familien kamen mit dem Leben davon. Dann zogen die Paraguayenser einen Strick zwischen den Masten ihres Dampfers Ipora und fädelten an demselben die abgeschnittenen Ohren sämmtlicher Seeleute, Offiziere, Passagiere, Frauen und Kinder ein, überhaupt aller Menschen, welche beim Entern des Kanonenbootes schonungslos niedergehauen wurden." Es ist wahr, daß man auch in Südamerika bei Revolutionen und Kriegen mit arger Grausamkeit zu Werke geht, und daß auch dort von der oft so pomphaft gepriesenen „christlichen Civilisation des 19. Jahrhunderts" sehr wenig zu bemerken ist; aber für die obigen Angaben müßte doch erst ein specieller Nachweis und Beweis geliefert werden, bevor wir sie glauben dürfen.

Rio grande do Norte, diejenige Provinz Brasiliens, in welcher das berühmte Kap Roque liegt, war bisher commerciell von Pernambuco abhängig. Nun hat ein deutsches Haus, die Firma J. B. Graf, in der Hauptstadt Natal den Anfang gemacht, Baumwolle, Zucker und Häute direkt nach Europa zu verschiffen. Südlich von Rio grande do Norte liegt die Provinz Parahyba mit der gleichnamigen Hauptstadt. Diese versandte 1864 in 69 fremden Schiffen 296,936 Arroben Baumwolle, 382,888 Arroben Zucker, 19,500 gesalzene Häute. Der Anbau würde beträchtlich sein, wenn nicht Mangel an freien Arbeitern wäre.

Colonisation der Westseite von Patagonien. Patagonien soll colonisirt werden. Chile will das Land einer Privatgesellschaft unter folgenden Bedingungen überlassen: Die Regierung überträgt das Gebiet von Patagonien vom 49.° südl. Br. bis zur Magellansstraße, einschließlich die zu entdeckenden Bergwerke, bei 50jähriger Steuerfreiheit für die Unternehmer und Colonisten. Die Unternehmer verpflichten sich, auf dem überlassenen Gebiet in 10 Jahren 10,000 Köpfe anzusiedeln, in der Magellansstraße Schleppdampfer zu halten, wofür die Regierung eine Zinsen-Bürgschaft von 6 Proc. bis zu 200,000 Piaster übernimmt; im Fall der Nichterfüllung dieser Bedingungen in 10 Jahren fällt das Gebiet an Chile zurück; nach 50 Jahren müssen die Colonisten gleiche Steuern wie die Chilenen zahlen; chilenische Beamte werden die Colonien regieren; das Unternehmen muß innerhalb zweier Jahre ins Leben treten, sonst verliert der Contract seine Gültigkeit. Es bleibt nun abzuwarten, ob der Plan sich verwirklicht.

Die Herrschaft der Engländer in Ostindien ist und bleibt eine künstliche und sehr precäre; Niemand kann sagen, ob sie überhaupt noch von langer Dauer sein werde. Selbst in London begreift man, welch ein Mißverhältniß darin liegt, daß ein fernes Land unter seinen 150 Millionen Einwohnern nur etwa 150,000 Europäer zählt. Jüngst erschien eine „Geschichte des Sipahi-Kriegs in Indien 1857 und 1858", von J. W. Kaye, welche helle Schlaglichter auf manche indische Verhältnisse wirft. Die Engländer müssen jetzt 80,000 Mann europäische Truppen in Indien halten, aber daneben können sie auch eingeborner Soldaten nicht entbehren; diese sind aber vom Dienst in der Artillerie ausgeschlossen. Je mehr Europäer sich in Indien niederlassen, um so größer wird auch die Abgunst der Indier. „So lange wir 80,000 Mann europäische Truppen dort halten können, mag Alles gut gehen, sobald aber dieses Minimum vermindert wird, was gewährt uns dann Sicherheit gegen die ungeheure Menge bewaffneter Hindus und Mohammedaner? Wie, wenn sie sich in den Kopf setzen, daß die britische Regierung ihr Kastenwesen zerstöre, Knochenmehl in das Getreidemehl mischen, die Patronen in Schweinsfett tauchen wolle? Ohne Bei- und Mithülfe des Volkes können wir Indien gar nicht regieren, keine Abgaben einsammeln, den Gesetzen keine Kraft geben. Allerdings kann eine britische Armee durch das Land marschiren, wohin sie will, aber solch ein Marsch ist wie die Fahrbahn eines Schiffes, bei welcher das Kielwasser bald unsichtbar wird, oder wie der Gang eines Elephanten durch Gestrüpp. Als Lord Clyde vor Lacknau lag, ging er während einer mondhellen Nacht vor den Zelten auf und ab; er sah, daß jedes Zelt von einer Anzahl dunkelfarbiger Diener umstellt war. Da sprach er: „Wo wären wir wohl morgen, wenn diese schwarzen Burschе entliefen. Sie brauchten weiter nichts zu thun, um uns zu besiegen." — Wir müssen suchen, die Volksmassen uns geneigt zu machen, so weit das überhaupt möglich ist. Den Hindu können wir nicht behandeln wie einen Kaffer, einen rothhäutigen Indianer, einen Maori oder Australier. Im besten Falle können die Europäer in Indien nur als eine fluctuirende Colonie betrachtet werden, denn sie denken nicht daran, im Lande zu bleiben, werden niemals Indier. Die große Krisis brach aus, weil wir viel zu sehr englisch waren; sie richtete uns nicht zu Grunde, weil wir englisch waren. Wenn aber die Leiter der Rebellion die Gewalt der Massen richtig zu benutzen verstanden hätten, dann wären wir aller Wahrscheinlichkeit nach nicht im Stande gewesen, den gewaltigen Brand zu löschen." Die Times bemerkt dazu, es sei sehr zu wünschen, daß die englische Selbstgenügsamkeit und das englische Selbstbewußtsein nicht zum zweiten Mal eine solche Krisis hervorrufe, „denn die erste hat Blut genug gekostet, und eine zweite würde doch allzu theuer zu stehen kommen".

Bemerkenswerth ist die Angabe, daß manche „moralische Neuerungen" den Hindu's, namentlich auch der Priesterkaste, großes Aergerniß gegeben haben. Kaye sagt nichts von den Missionen, hebt aber die Eisenbahnen und Telegraphen hervor. „Die Feuerwägen auf den Schienen, die Pfähle mit den Drähten, an welchen unsichtbare Briefe befördert wurden, gaben den Brahminen Aergerniß, welche die Hälfte ihrer Gewalt einbüßten, wenn das Volk die Hälfte seines Glaubens verlor. Um zu behalten, was sie noch besaßen, und um das, was sie eingebüßt, zurück zu gewinnen, mußten sie das Volk beunruhigen, es sollte glauben, daß durch seine Herrscher ein großes Unglück über Indien hereinbrechen werde, z. B. eine Abschaffung der Kasten oder eine Gleichstellung aller Kasten. England wolle den Glauben des Volkes vernichten. Gleichzeitig wurden die allezeit mißvergnügten und feindseligen Mohammedaner aufgestachelt; man sagte ihnen, daß die Regierung beabsichtige die Beschneidung zu verbieten; auch wolle sie, daß künftig die Frauen keinen Schleier mehr tragen dürften. Diese scheinbar unwichtigen Dinge waren allerdings von großer Bedeutung; aber zum Ausbruch konnte die Krisis nur kommen, wenn die Sipahis den Gehorsam abschüttelten. Kaye weist nach, daß in den indischen Armeen der Geist der Meuterei sich schon oftmals Luft gemacht habe; aber daran dachte man nicht, „die Treue des eingebornen Heeres" galt für einen Glaubenssatz. Dieses Heer wurde 1756 gebildet; schon nach sieben Jahren brach die erste Meuterei aus; 1805 meuterte die Madrasarmee; im folgenden Jahre Meutereien in Haiderabad und Pallamattah; 1809 meuterten aber sogar die europäischen Offiziere; 1824 Meuterei in Barackpur unter dem 47. bengalischen Sipahiregimente, weil dasselbe über See nach Barma gebracht werden sollte; die Leute wollten nicht zu Schiff gehen und verlangten auf dem Landmarsche doppelte Löhnung. Man schoß sie mit Kartätschen zusammen, und viele wurden aufgehängt. Im afghanischen Kriege zeigte sich, daß die Sipahis völlig demoralisirt waren; man hatte die Peitschenstrafe abge-

schafft. In den Jahren 1843 und 1844 Meutereien in der Madrasarmee und auch in der bengalischen; die Leute wollten nicht marschiren, wenn sie nicht doppelten Sold erhielten, 1845 Ausbruch einer Verschwörung in Patna, 1849 im Pendschab, 1850 zu Govindhgar. „Der Sipahi ist ein aus Widersprüchen zusammengesetztes paradoxes Geschöpf, mit scheinbar ganz entgegengesetzten Charaktereigenschaften, schlicht und doch raffinirt, leichtgläubig und ohne Mühe zu täuschen, und dabei hartnäckig an vorgefaßten Meinungen haftend, gelehrig wie ein Kind und doch wieder über alle Begriffe steifnackig; enthaltsam, nüchtern, ruhig und doch wieder stürmisch und aufbrausend, sanftmüthig und grausam, im gewöhnlichen Leben äußerst träg und bei außergewöhnlichen Anlässen von einer geradezu desperaten Energie, bald lustig und heiter, bald still vor sich hinbrütend und verdrossen, bald übermüthig, bald verzagt. Ueber ein vermeintlich ihm angethanes Unrecht brütet er lange in sich hinein, und wenn er einmal von einem Wahn umstrickt ist, wirkt derselbe wie ein langsames Gift. Das gerade ist die gefährlichste Seite seines Charakters." — Die britische Herrschaft in Indien steht offenbar auf einem Vulkan.

Der Bayanosfluß in Mittelamerika. In der Sitzung der geographischen Gesellschaft zu London am 24. April 1865 hielt Lorenz Oliphant einen Vortrag über den Bayanos auf dem Isthmus von Panama. Dieser Fluß, welchen Oliphant erforscht hat, fällt 30 engl. Meilen westlich von Panama in den Stillen Ocean. Er führt auch den Namen Chepo. Zwischen der Mündung und dem Golf von St. Blas ist die engste Landstrecke zwischen dem Atlantischen und Stillen Ocean; Oliphant machte darauf aufmerksam, daß gerade diese Gegend, welche, wie er meint, sich zur Anlegung eines Kanals zwischen beiden Weltmeeren vorzüglich eigne, bisher seltsamer Weise noch nicht erforscht worden ist. Der Landstreifen, welcher den Atlantischen Ocean von der Stelle trennt, bis wohin die Flut des Stillen Oceans im Bayanos reicht, sei nur 15 englische Meilen (etwa vier Stunden) breit, und über diese Scheidelinie ist noch nie ein weißer Mann gekommen. Wheelwright versuchte es 1837, doch wurde er durch Indianer zurückgetrieben, und auch Evan Hopkins mußte später sein Vorhaben aufgeben. Oliphant kam nach der kleinen Niederlassung Chepo; es war ihm aber nicht möglich Terabla zu erreichen, bis wohin die Flut des Stillen Oceans reicht. Von Chepo aus aber sah er eine starke Eindrückung in der Bergkette. Zu wiederholten Malen wurde ihm versichert, daß die Darien-Indianer ihre Canoes sehr oft auf hölzernen Schlitten über die Cordillere wegziehen und sie so aus dem Mandinga in den Bayanosfluß bringen. „Die Indianer haben also die Verbindung zwischen beiden Weltmeeren bereits bewirkt, sollte dies den civilisirten Europäern nicht gelingen?"

Gegenüber diesen Ansichten Oliphants bemerkte Gerstenberg, daß ein wesentliches Erforderniß für einen Schiffskanal gute Häfen an beiden Seiten wären; dies ist aber bei der projektirten Linie nicht der Fall, während die von Humboldt vorgeschlagene zwischen dem Golf von San Miguel und der Caledonia-Bay in gute Häfen auslaufe. Auch der alte Crawfurd bezweifelte die Herstellung eines Darienkanales, der kaum für 12 Millionen Pfund Sterl. gebaut werden könne. — Die Sache selbst kommt aber alle paar Jahr einmal wieder aufs Tapet, um dann, bis auf Weiteres, abermals zu ruhen.

Der Gold-Export von Californien. Der „California Demokrat" berichtet: Seit 1849 wurden von unserm Hafen 649,237,585 Dollar in Gold versandt und zwar:

1849	4,921,250	Dollar
1850	27,676,346	„
1851	42,582,695	„
1852	46,585,134	„
1853	57,331,034	„
1854	61,328,653	„
1855	45,182,631	„
1856	43,187,543	„
1857	46,976,697	„
1858	47,458,025	„
1859	47,649,462	„
1860	42,303,345	„
1861	40,639,089	„
1862	42,561,761	„
1863	46,071,920	„
Total	642,455,585	Dollar.

Bis Anfang Dezembers respektive bis zum Abgangstage des letzten Panama-Dampfers wurden in diesem Jahre 53,662,328 Dollars in Gold und Silber verschifft.

Wells, Fargo u. Co. empfingen im verflossenen Jahre aus dem Innern, von

	Sacramento.	Stockton.	Humboldt, Crescent City, Portland, Victoria, V. J.
Ungeprägt	33,936,771 Doll.	5,610,094 Doll.	4,366,510 Doll.
Geprägt	3,988,624 „	1,801,837 „	603,513 „
Total	37,925,395 Doll.	7,411,931 Doll.	4,970,023 Doll
Total ungeprägt		43,913,375 „	
Total geprägt		6,393,974 „	
			50,307,349 „
Import von Mexico ꝛc.			2,156,612 „
		Total-Zufuhr	52,463,961 Doll.

12,433,915 Dollars davon in Silberbarren.

Es kamen demnach von

Washoe	12,433,915	Doll.
Portland und Victoria	4,241,000	„
Mexico ꝛc.	2,156,612	„
Total	18,831,527	Doll.

und da 46,071,920 Dollars im letzten Jahre von hier verschifft wurden, so hat Californien selbst 27,240,403 geliefert. Der Regen hat in diesem Winter die Placers wieder nutzbar gemacht und dürfen wir im kommenden Jahre leicht die doppelte Summe verschiffen.

In seiner letzten Botschaft schlägt der Präsident den Ertrag der gesammten Minen der Vereinigten Staaten auf 100,000,000 an, da aber außer an unserer Küste in den übrigen Staaten wenig edles Metall gewonnen wird, so dürfte die Annahme nach obigen Ziffern wenigstens etwas zu hoch erscheinen, wenn wir selbst annehmen sollten, daß Privatpersonen eine Viertel Million per Jahr in Gold selbst mitnehmen, welche nicht auf den Verschiffungslisten erscheinen.

Aus Aegypten. Dieses Land ist statt einer Getreidekammer nun ein großes Baumwollenfeld geworden, und der plötzliche Wechsel im Anbau hat manche Veränderungen nach sich gezogen. Viele Bauern (Fellahs) und kleine Grundbesitzer haben dem Vicekönig ihre Aecker überlassen müssen, auf welchen nun die Regierung für ihre Rechnung Baumwolle bauen läßt. Diese Leute sind nun sehr mißvergnügt und erbittert gegen die „Franken", welchen die Hauptschuld an den Neuerungen beigemessen wird. Die Nachwehen der großen Viehseuche sind auch noch nicht überwunden. In Kairo ist auch jetzt noch Fleisch zuweilen so selten, daß die Fleischerläden förmlich bestürmt und dabei Menschen zu Tode gequetscht werden. Ein Privatbrief, welchen die Times mittheilt, bemerkt Folgendes: Jedermann weiß, daß gegenwärtig durch die ganze mohammedanische Welt Gerüchte und Prophezeiungen umlaufen, denen zufolge das Kreuz bald dem Halbmond unterliegen und der wahre Glaube siegreich sein werde. Die Volksmassen raisonniren nicht nach der Vernunft und meinen, es lasse sich am besten zu dem erwünschten Ziele gelangen, wenn man zunächst, wie es in Syrien und Hindustan früher geschah, die Christen abschlachte. Der jüngst in Oberägypten gedämpfte Aufstand war, aus den oben angegebenen Gründen, theils politisch, dann übten aber auch religiöse Ansichten großen Einfluß. Daraus erklärt sich, weshalb der Fellah, der ansässige Bauer, mit dem Nomaden, dem Bedawi, Beduinen, gemeinschaftliche Sache machte. Die Stadt Minieh war Hauptherd der Rebellion. Ein mir befreundeter englischer Geistlicher war in Syut; er schreibt mir, daß die Dampfer, auf welchen Soldaten dorthin geschickt wurden, gerade zur rechten Zeit ankamen, denn man wollte eben daran gehen, die Christen niederzumetzeln. Gleichzeitig sah es in Kairo selber nicht geheuer aus; die Regierung mußte 8000 Mann Truppen nach der Stadt ziehen, wo die Gemüther erst wieder sich beruhigten, als die Kunde eintraf, daß der Aufstand in Minieh unterdrückt worden sei. Nun wurden die Mohammedaner scheinbar apathisch; aber wer kann sagen, wie lange sie sich ruhig verhalten? Es erscheint nothwendig, daß eine Anzahl europäischer Kriegsschiffe nach Alexandria und Suez gelegt werden.

Die Dolmen. Ein ganz räthselhafter Fund an der Nordküste von Afrika hat die Aufmerksamkeit wieder jenen kolossalen Steintischen zugewendet, welche, zunächst aus der Bretagne bekannt, gewöhnlich den Celten zugeschrieben und von dem celtischen Daul (Tisch), men (Stein) Dolmen genannt worden. Vier oder mehr aufgerichtete Felsstücke und quer darüber eine Platte von etwa 800 Centnern, das fällt dem Reisenden in den Einöden des Morbihan u. s. w. zunächst in die Augen. Gräbt man nach, so findet sich fast immer eine Grabstätte unter dem Monument, und die Armseligkeit des da vorkommenden Geräthes aus Stein oder Bronze, aber nie aus Eisen, bildet einen so eigenen Contrast mit der Größe der mechanischen Leistung, daß es scheint, die Erbauer wollten damit an die Nachwelt die kecke

Frage stellen: wie haben wir's gemacht, wer sind wir gewesen? Noch pikanter wird letztere Frage, seit in der Provinz Constantine (Burzug) hunderte von Dolmen entdeckt wurden und andere hundert an den Thoren von Algier (Gniotville). Also Celten in Afrika! Das wäre nach der frühern Ansicht die Consequenz dieses Fundes. Zwei bewährte Archäologen, der Baron G. v. Bonstetten und Hr. Alex. Bertrand, die, ganz unabhängig, ja ohne von einander zu wissen, die Verbreitung der Dolmen über den Erdboden studiert und jeder durch eine Karte, der letztere wenigstens durch eine Karte von Frankreich, erläutert haben, gelangen beide sowohl über die Fundorte als über die Urheber dieser Hünengräber zu dem übereinstimmenden Resultat, daß von Celten nicht die Rede sein kann. In Frankreich, das doch 2300 dieser Monumente, theils freistehende, theils mit einem Hügel bedeckte zählt, kommen dieselben gerade in dem früher als Celtica bezeichneten Innern des Landes so viel wie gar nicht vor; keine im Osten des Meridians von Brüssel und Marseille und an den östlichen Zuflüssen der Rhone (also keine im Lande der Aeduer, Senonen, Lingonen, Bituriger, Arverner, Cenomanen, Boier und Ambarren); ebenso wenig in Oberitalien, in Böhmen und Galatien, bekannten Wohnsitzen der Celten. Hingegen auf der ganzen Nord- und Westküste unseres Continents, von Königsberg durch Pommern, Mecklenburg und Schleswig-Holstein, Jütland, Hannover, Ostfriesland und die Provinz Drenthe und mit Uebergehung von Belgien auf der ganzen französischen, auch der ganzen spanischen Westküste zieht sich die breite Linie dieser kolossalen Gräber bis an die Meerenge von Gibraltar, um da nach Afrika überzusetzen, dessen Nordrand zu besäumen und in der Gegend von Kyrene zu enden. Weit hier, wo das räthselhafte Volk Widerstand gefunden, schon in vorhistorischer Zeit die Aegypter mächtig waren, so denkt man unwillkürlich an das Volk der weißen tätowirten Tamhu, welches sich rühmt, die Pharaonen in Afrika besiegt zu haben. Daß die Errichter der Dolmen aus Asien kamen, beweisen auch diese Bauwerke an den Küsten von Malabar, auf dem südlichen Abhang des Kaukasus und auf der Nordküste des Schwarzen Meeres. Man will sogar bemerken, daß die Gräber aus Holz oder aus Stein, welche die Tscherkessen ihren Todten errichten, eine schlagende Aehnlichkeit mit den alten Dolmen haben.

Der Hafen von Beirut in Syrien ist der bedeutendste an der mittelländischen Küste dieses Landes. Seine Handelsbedeutung datirt erst seit etwa 30 Jahren und ist ganz von der Stadt Damaskus abhängig. Nach dem tour du monde Nr. 275 betrug 1864 die Einfuhr 27½ Millionen Francs und die Ausfuhr 32½ Millionen Francs. Die Rhede Beiruts ist wie die alter Häfen Syriens offen und sehr unsicher. Die starken Winde machen die Ein- und Ausschiffung schwierig und zuweilen selbst gefährlich, so daß die Schiffe weit draußen auf der Rhede Anker werfen müssen, wodurch aber alle Operationen bedeutend kostspieliger werden. Die immer mehr zunehmende Wichtigkeit Beiruts verlangt daher gebieterisch die Anlage eines guten Hafens. Da aber die türkische Regierung schwerlich hierauf eingehen wird, so muß das Werk der Privatunternehmung überlassen bleiben.

Die Petroleumquellen von Klein-Schöppenstedt. Einem Briefe aus Braunschweig entnehmen wir Folgendes: Eine Stunde südöstlich von hier liegt das Dorf Klein-Schöppenstedt, bei welchem man seit langer Zeit eine sogenannte „Theerkuhle" kennt, eine Grube, in welcher sich dickflüssiges Erdöl ansammelt. Die Benutzung derselben stand der Gemeinde Hötzum zu, und jeder Bauer hatte das Reiherecht, das heißt, er durfte an einem bestimmten Tage schöpfen. Das dicke Erdöl wurde als Wagenschmiere benutzt, und wenn ein Bauer dasselbe nicht gebrauchte, so verkaufte er „seinen Tag" für fünf Groschen. Als jedoch diese Art Wagenschmiere nicht mehr benutzt wurde, bekümmerte man sich um die Grube nicht mehr, und nur die Schweinehirten hatten ihre Borstenthiere zu hüten, daß sie nicht in dem Theer wühlten, denn die Schweine haben eine förmliche Leidenschaft dazu; aber das Fleisch erhält einen widerlichen Theergeschmack und wird gänzlich ungenießbar. Dies ging so weit, daß man nur sehr ungern Schweine aus der genannten Gegend kaufte. Jetzt wird die dortige, wenn auch an Petroleum, wie es scheint, nicht sehr reiche Gegend von einem Hannoveraner ausgebeutet. In einer Thalsenkung findet man 20 bis 25 mit Holz eingefaßte Bohrlöcher, aus denen der mit Wasser gemischte Theer mit Eimern herausgezogen, auf Fässer gefüllt und vom Wasser getrennt wird. Die Bohrlöcher sind 20 bis 100 Fuß tief, eins sogar 200 Fuß. Die Ausbeute beträgt täglich anderthalb bis zwei Centner. In der ganzen Umgebung findet man unter einer Lage schwarzen Thons eine einen Fuß mächtige Lage bituminösen, sogenannten „Asphaltthons", der auch gewonnen und in Hannover weiter verarbeitet wird.

Militärische Spiele der uralischen Kosaken zu wohlthätigen Zwecken haben, wie die „Nord. Post" schreibt, während der Butterwoche in Kasan stattgefunden. Dieselben bestanden in Folgendem: Auf dem Platze bei der Kirche der vier Evangelisten wurde eine Festung aus Schnee aufgeführt und von Kosaken besetzt, die sich in gelungener Weise als Chokander verkleidet hatten. Eine andere Kosakenabtheilung zu Pferde nahm diese Festung mit Sturm. Angriff und Rückzug, Fernkampf mit Geschütz- und Kleingewehrfeuer und Handgemenge mit der blanken Waffe — Alles ging nach den Regeln der militärischen Kunst vor sich. Das Schauspiel dauerte wohl eine Stunde und versetzte die Zuschauer in Entzücken. Das Beste bei der Sache war aber ihr Zweck: Die Einnahme war nämlich zur Unterstützung der Familien der bei Turkestan gefallenen uralischen Kosaken bestimmt. Trotz des geringen Preises für die Zuschauerplätze (20 Kop.) ergab die Einnahme am ersten Tage 165 Rub. Am zweiten hatten sich Pseudokassierer eingefunden, welche nachgemachte Billete für 10 Kop. und weniger verkauften, so daß nur 50 Rub. eingingen. Am dritten und letzten Tage, wo auf Klage der Kosaken strengere Aufsicht geführt wurde, betrug die Einnahme sogar 300 Rub. Alles dieses Geld ist bereits der Bestimmung gemäß verwendet worden.

Wie die „Nord. Post" schreibt, sind dergleichen militärische Spiele die Lieblingsbelustigung der uralischen Kosaken. Besonders verbreitet und beliebt ist die Sitte, in der Butterwoche Festungen aus Schnee zu erbauen und dieselben mit Sturm zu nehmen. Erwachsene und Kinder nehmen mit gleichem Eifer daran Theil. Diese Sitte soll so alt sein, wie das Bestehen der uralischen Kosaken überhaupt.

Die finnische Sprache in Rußland. Eine der Vorlagen des finnländischen Landtags, betreffend die Erhebung des Finnischen zur officiellen Sprache, ist am 29. Januar (10. Februar) als Gesetz bestätigt und am 11. (23.) Februar in Helsingfors veröffentlicht worden. Das neue Gesetz bestimmt die Einzelheiten über die allmälige Einführung des Finnischen in seine Rechte als officielle Sprache und setzt dafür als äußersten Termin das Jahr 1872 an, mit welchem das Finnische in den Landestheilen, wo die ganze Bevölkerung oder auch nur ein bedeutender Theil derselben dem finnischen Stamme angehört und Finnisch spricht, für die Beamten obligatorisch wird. Schon mit dem Jahr 1868 wird es den Lehrern an Gymnasien und unteren Lehranstalten zur Pflicht gemacht, das Finnische zu kennen, und nach Maßgabe der Möglichkeit soll dann auch der Unterricht in je einem oder mehreren Lehrgegenständen in dieser Sprache ertheilt werden. Um für das Finnische die nothwendigen juridischen und administrativen technischen Ausdrücke festzustellen, ist eine aus Specialisten gebildete Commission beschäftigt, Papiere aufzusetzen, die in der Folge in den Behörden als Vorbild dienen können. Den Beamten wird es freigestellt, auch vor dem zur vollständigen Durchführung des neuen Gesetzes fixirten Jahr 1872 das Finnische in seine Rechte eintreten zu lassen, was denn auch hier und da schon geschehen ist.

Die Engländer in der Fremde. Le tour du monde Nr. 279 gibt folgende Statistik der Engländer, welche, abgesehen von den Colonien, sich im Auslande aufhalten. In Frankreich 25,844; in Deutschland 7865; in Italien 5467; in Belgien 4092; in Spanien 3879; in Rußland 3749; in der Türkei 2360 und in Portugal 2072. — In außereuropäischen Ländern zählt man 30 in Persien; 1072 in China; 81 in Japan; 24 in Siam; 125,000 in Indien, worunter 80,000 Soldaten; 931 in Aegypten; 4152 in Chile und 2838 in Brasilien. Von anderen Ländern, namentlich den Vereinigten Staaten, fehlen die Zahlen; doch ergeben die hier bereits angeführten die bedeutende Summe von 189,456 im Auslande befindlichen Engländern.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Streifzüge auf der Insel Java.

Die Sundastraße und ihre tropischen Landschaften. — Rhede von Batavia. — Eine seltsame Nacht. — Wie man den Tag verlebt. — Das chinesische Stadtviertel. — Weltevreden. — Betelpfeffer und Arekanuß; Sirikauen. — Ausflug nach Surabaya. — Marktleben. — Aberglauben; eine Hinrichtung. — Die mediatisirten Kaiser von Solo und von Djokjokarta. — Buitenzorg oder Boghor. — Der üppige Pflanzenwuchs. — Besteigung des Vulkans Salak. — Ein Erdbeben. — Der Naturforscher Ploem. — Boa's und Bco's.

Nach einer Seefahrt von drei bis vier Monaten, über den Atlantischen und den Indischen Ocean, sehnt der Reisende sich nach Land; er wird um so ungeduldiger, je näher er seinem Ziele kommt. Endlich erreicht das Schiff die weltberühmte Sundastraße, durch welche Sumatra von Java getrennt wird.

Man fühlt sich erleichtert, obwohl das Herz hörbar schlägt, und ist zugleich entzückt, wenn man diese Gestade mit der üppigen Fülle ihres tropischen Pflanzenwuchses in Sicht bekommt. Im Wasser schwimmen unzählige Molusken, Bananenstämme, Früchte verschiedener Art, und auf treibendem Holze singen kleine graue Vögel. Da liegt die Prinzeninsel, die Küste von Sumatra, das vulkanische Eiland Krokotoa mit seinem zuckerhutförmigen Berge, aus welchem eine Rauchsäule emporsteigt. Die ganze Küste ist mit saftigem Grün überzogen, Kokospalmen, Bambus und Bananen spiegeln sich in der See.

Nun bricht die Nacht herein, und das Schiff segelt langsam weiter. Am andern Morgen geht die Sonne auf und übergießt mit ihrem Gold eine entzückende Landschaft. Eine solche Beleuchtung kennen wir in unseren nordischen Klimaten nicht; wir haben keine Ahnung von solchen Lichtreflexen. Und was für Staffagen!

Da kommen von der javanischen Küste malayische Boote, die Anfangs dunkelen Punkten gleichen und sich allmälig immer deutlicher erheben; man erkennt nun die Umrisse und die dunkelfarbigen Menschen. Bald ist ein kleiner Nachen, den nur ein einziger Mann rudert, dicht an der Seite unsers Schiffes, gleich nachher kommen größere Barken, welche mit ungemeiner Schnelligkeit heranfahren. Wir segeln nun inmitten eines schwimmenden Gartens,

Eine Straße in Weltevreden auf Java. (Nach einer Zeichnung von de Molins.)

denn jene Fahrzeuge sind mit Gemüsen, allerlei Früchten und Blumen beladen, mit ganzen Pyramiden von Bananen, Ananas, Pampelmussen und Kokosnüssen, mit Apfelsinen und Citronen, mit Hühnern und Enten, und in zierlich geflochtenen Körben werden rosenrothe Eier vorgesetzt. Dazu kommt dann noch eine förmliche Menagerie von grauen und schwarzen Affen, rothen und grünen Papageien, weißen Kakadus und noch von allerlei anderem Gethier.

Die Eingebornen kommen an Bord, prächtig gestaltete, braune, gleichsam mit Goldbronce übergossene Menschen, alle nur leicht, aber in zierlicher Weise bekleidet.

Nun wird gekauft und verkauft, und die Zeichen- und Fingersprache spielt dabei eine Hauptrolle. Ein Malaye gibt acht Kokosnüsse für ein altes Hemd, und man erhält noch einige Ananas in den Kauf. Diese erzfarbigen Leute mit dem stechenden Blicke sind glatt, gewandt und schen wie Katzen oder Panther, und ihre Sprache verstehen wir nicht. Wie weit liegt Europa hinter uns, wie ganz anders, wie durchaus fremdartig ist hier Alles!

Wir segeln weiter, und bald ist Cap Anjer an der Westseite Java's in Sicht; wir betrachten den Leuchtthurm, das Zollhaus, die langen Reihen malayischer Wohnhäuser, die Palmenhaine und die vor Anker liegenden Schiffe. Nun verlassen uns die Boote der Eingebornen, denn zu handeln gibt es nichts mehr; wir steuern um Java hin nach Osten, fahren auf die Rhede von Batavia und werfen Anker bei der Insel Onrust.

Am andern Morgen ruderten auch hier Schwärme von Booten (Prahus und Tambanganes) heran, theils um Erfrischungen zu verkaufen, theils um uns ans Land zu bringen. Ich nahm (so erzählt de Molins, dem wir bei unsrer Erzählung im Wesentlichen folgen: Le Tour du Monde, Nr. 249 ff.) ein Boot und fuhr durch einen langen Kanal dem Lande zu. Der Anblick war auch jetzt überraschend. Da sah ich indische Kulis, Chinesen, Araber, Javaner, Malayen; es wimmelte an den Quais von solchen Asiaten, welche gegen die Einwirkung der Sonnenstrahlen gleichgültig zu sein scheinen. Hier lagen chinesische Dschonken, plump und ungeschlacht und wunderlich anzusehen; schlanke arabische Fahrzeuge mit allerlei zierlichem Schnitzwerk und roth und grün angestrichen; sodann einfache Pirogen, im buchstäblichen Sinne des Wortes Einbäume, denn sie bestanden aus einem ausgehöhlten Stamme, der von den Wellen so glatt polirt war, als hätte man ihn eben geschliffen. Da lagen ferner verschiedene Fischernachen mit Auslegern, und auch europäische Fahrzeuge fehlten nicht.

Wie bunt und wie farbig erschien das Alles! Die Arbeiter (Kulis) tragen zumeist blaue Stoffe und einen gewaltigen Hut. Sie bessern eine am Wasser sich erhebende Mauer aus. Die Chinesen, in der Mehrzahl weiß gekleidet, bringen Kisten mit Porzellangeschirr und Thee ans Land; ein in veilchenblaues Gewand gekleideter Araber hat ein Notizbuch in der Hand und verzeichnet die Colli, welche ihm abgeliefert werden. Weiterhin rammen javanische Arbeiter Pfähle ins Wasser ein; kurzum, das Ganze ist in Bewegung wie ein Ameisenhaufen.

Doch das Alles geht rasch vorüber. Man besteigt einen Miethwagen und fährt so rasch als möglich nach Weltevreden (d. h. Wohlzufrieden), das etwa eine deutsche Meile weit von der Altstadt Batavia liegt und gleichsam das europäische Wohnquartier derselben bildet; die Geschäfte werden in der Altstadt abgemacht. Man findet in einem europäischen Gasthof Unterkommen; wer aber längere Zeit verweilen will, thut viel besser, wenn er sich eine Privatwohnung miethet.

Herr de Molins schildert die erste Nacht, welche er im Hôtel des Indes verlebte. Der Wirth ist ein Franzose; dieser gab aber seinem Landsmann ein sehr dürftig eingerichtetes Zimmer.

Mein Diener wünschte mir eine gute Nacht, indem er sprach: Slamath tidoor, thuan! Aber eine gute Nacht?

Javanischer Kopfputz. Malayischer Kopfputz.
(Nach einer Zeichnung von de Molins.)

Welch ein Hohn! Um mich summten und pfiffen die Mücken, und die Plagegeister warteten nicht einmal ab, bis ich auf der Matratze lag, um über mich herzustürzen. Ich warf mich nieder; — was wird nun werden? und da sehe ich, daß an der Wand zwei graue Eidechsen lustig hin und her kriechen, liebenswürdige Thiere mit dicken Köpfen, schwarzen klugen Augen und langen Schwänzen. Ich rufe meinen Diener Ahmatt; er antwortet: Thuan! (Herr), und ich zeige mit dem Finger auf die Eidechsen. Der Mensch öffnet seinen breiten Mund zum Lächeln, weist mir eine Doppelreihe kohlschwarzer Zähne und zeigt seinerseits mit dem Finger nach der Decke. Zu meinem Schrecken bemerke ich, daß dort ein paar Dutzend solcher Eidechsen sich lustig machen. Ahmatt kann nun das Lachen nicht mehr lassen, nimmt mit aller Gemüthsruhe eine Eidechse nach der andern und wirft ein halbes Dutzend oder mehr zum Fenster hinaus. Aber was hilft das? Ein ganzes Dutzend Anderer kommt zum Vorschein, und ich kann nichts Besseres thun, als mich willig in Alles ergeben, was da kommen möge.

Am andern Morgen war ich roth besprenkelt wie eine Forelle, die Mücken hatten ihre Schuldigkeit gethan. Mich

fieberte und ich befand mich erst wieder leidlich wohl, als ich ein Bad genommen. Um 7 Uhr fuhr ich dann aus, um einige Briefe abzugeben. Dergleichen muß vor 10 Uhr Morgens geschehen.

Die Wohnhäuser der Europäer in Weltevreden sind in hohem Grad anmuthend, nett, bequem und behäbig; Alles ist den Landesbedürfnissen und dem Klima angepaßt; man hat Luftzug und Schatten; ganz Weltevreden besteht aus Gartenhäusern, die vom saftigsten Grün umgeben sind.

Gegen 10 Uhr wird die Hitze drückend, und bis 4 Uhr Nachmittags verläßt ein Europäer nur im höchsten Nothfalle das Haus. Die Malayen aber machen sich nicht viel aus den Sonnenstrahlen. Es ist ein wahres Vergnügen, diese Leute zu betrachten. Sie sind zumeist kräftig gebaut, haben starke Waden, aber platte Füße mit auseinanderstehenden Zehen; das macht keinen guten Eindruck. Die Kinder spielen ganz unbekleidet in der Mittagssonne, und manche sind 9 bis 10 Jahre alt. Viele Malayen tragen Hüte von Bambusgeflecht; die Form ist sehr verschieden: rund, spitz, groß oder klein, platt oder gebogen; manche haben weite Beinkleider und arabische Jacken, andere nur kurze Beinkleider, wieder andere einen eng anschließenden Rock oder den berühmten Schurz, welcher um die Hüften geschlungen wird und bis über die Knie hinabfällt. Das ist der Sarong, das eigentliche Nationalkleid der Malayen.

Es verlohnt sich der Mühe, in Altbatavia den Stadttheil (Kampong) der Chinesen zu besuchen. Auf meinen ersten Spaziergängen dorthin kam ich an einen Kanal, der von Schiffen fast bedeckt war. An ihm ziehen sich in langer Reihe chinesische Wohnungen hin. Die Söhne des Blumenreiches der Mitte bleiben dieselben, wohin sie auch kommen mögen; sie behalten Sprache, Sitten und Bauart des Heimatlandes bei. Als blutarme Leute wandern sie aus, aber in der Fremde werden sie wohlhabend und viele sehr reich. Sie sind eben sehr thätige, fleißige, kluge, betriebsame Menschen und als Handwerker, Bauern und Kaufleute haben sie unter allen Asiaten ihres Gleichen nicht. Zu Batavia im chinesischen Kampong geht es so lebhaft zu, wie in einem Bienenstocke; da wird gegessen und getrunken, gekauft und verkauft, die Leute zanken und prügeln sich, lassen sich unter freiem Himmel barbieren, spielen Komödie, trödeln und hausiren, gehen zu Fuße, reiten, lassen sich im Palankin tragen, die Kulis drängen einander oder weichen aus, aber dem Europäer wird unwohl, nicht wegen des Lärmens oder des Gedränges, sondern der entsetzlich übeln Gerüche wegen; er eilt so rasch als möglich aus diesem Gewühl hinweg, um wieder frische Luft einzuathmen.

Auch außerhalb des chinesischen Kampongs begegnet man umherziehenden Handelsleuten auf Schritt und Tritt, und alle haben für uns Europäer etwas Auffallendes und Originales. Da ist z. B. ein Mann, welcher mit Körben handelt. Seine runde Kopfbedeckung ist so groß wie ein Regenschirm; an einer Querstange trägt er eine wahre Musterkarte von Körben, die zumeist aus Bambus geflochten sind, z. B. kegelförmige Näpfe, in welchen der Reis durch Dampf gekocht wird; Geldtaschen, die wie Vogelnester aussehen, kleine und große Siebe, Löffel aus Kokos und noch andere Dinge. Diese chinesischen Hausirer haben

Lastwagen auf Java. (Nach einer Zeichnung von de Molins.)

zumeist etwas Malayisch, Holländisch, wohl auch Französisch gelernt, können aber das R nicht aussprechen und haben statt desselben ein L. So sagt der Chinese statt Rupie: Lupi, statt trop: tlop, statt marché: macé; statt bankerott: banklutt ꝛc.

Ein Spaziergang am Abend bietet andere Eigenthümlichkeiten dar. Der Mond scheint nicht, Alles ist rabenschwarz, und man kann die dunkelfarbigen, barfüßigen Eingebornen weder hören noch sehen. Eine Polizeiverordnung schärft ein, daß sie Bambusfackeln tragen; manche haben statt derselben Papierlaternen; gewöhnlich geben sie gutturale Klagetöne von sich, oft in hoher Tonlage; man glaubt dann einen Kauz zu hören. Ich bleibe unter einer Baumgruppe stehen, denn ich vernehme ein seltsames Geräusch, ein wunderliches Zwiegespräch unartikulirter Laute. Was hat das zu bedeuten? Mein Diener sagt mir, es seien nur Kalongs, jene ungeheuern Fledermäuse oder Vampyre, die reichlich vier Fuß Spannweite haben und allabendlich stets in der Richtung von Norden nach Süden flattern.

Die Umgegend von Weltevreden ist entzückend schön. Weite Wiesengründe sind von dem zarten oder dunkeln Grün dichter Wälder begrenzt, und in den Morgenstunden ist Alles thauig und wunderbar frisch; an vielen Stellen liegen seeartige Teiche, die mit Wasservögeln bedeckt sind; die Scene wechselt oft; man kommt aus der schattigen Kühle hoher Bäume auf Reisfelder, dann wieder in einen Wald und in rasenbedeckte Lichtungen. Jenseit derselben sind Javaner beschäftigt, Siriblätter zu pflücken. Dieses Blatt des Siri oder Betel (Piper betel) wird bekanntlich

Ein Korbhändler in Batavia. (Nach einer Zeichnung von Bida.)

nebst einer Zuthat von Kalk oder Gambir um die Nuß der Arekapalme gewickelt und gekaut, wie von unseren Matrosen der Tabak. Es ist Reizmittel gleich diesem, färbt aber die Zähne schwarz und den Speichel roth. Die Siri-

rebe klimmt, gleich unserm Hopfen, in langen Windungen an Stangen empor, oder auch im Wald an Bäumen, an welchen sie sich hoch hinauf rankt und anmuthige Gewinde bildet. Wir sahen, wie Männer, Frauen und Kinder die Blätter abschnitten, welche dann sorgfältig auf Bambusschüsseln ausgebreitet wurden. Das Ganze bildete eine ungemein anmuthige Gruppe.

Weiterhin sahen wir auch Arekapalmen, die zu den

aufrichtiger Zuneigung an, wenn der Geliebte ihnen das Priuchen (den Buyo) aus dem Munde nimmt und es selber kaut. Auf den Märkten der Städte im indischen Archipelagus werden täglich große Quantitäten frischer Betelblätter verkauft; man sieht diese schönen, großen, herzförmigen Blätter in drei bis vier Fuß hohen Haufen aufgeschichtet. (Meyen, Grundriß der Pflanzengeographie. Berlin 1836, S. 411 ff.)

Arekapalmen auf Java. (Nach einer Zeichnung von de Molins.)

schönsten Pflanzenformen in Indien gehören, und sie gewähren namentlich in Gesellschaft der Bananen einen herrlichen Anblick. Die Arekannuß bildet einen wichtigen Handelszweig, und manchmal bringt ein einzelnes Schiff davon 10,000 Centner nach China. Die südostasiatischen Völker sprechen mit Begeisterung von dem Genusse, welchen das Kauen der Arekanuß ihnen gewähre; aber für uns Europäer erscheint sie als eine widerwärtige Sitte. Die tagalischen Mädchen in Manila sehen es als einen Beweis

Die Hütten der Eingebornen bieten einen sehr malerischen Anblick dar. Sie sind gedeckt mit Palmblättern, die kein Moos annehmen und eine nicht unangenehme graulichе Farbe behalten. Die Bauersleute sind höflich und gastfrei und bieten gern von dem dar, was sie besitzen, namentlich Bananen und Kokosmilch. Das Geräth ist spärlich, die Küche mit ihren paar Töpfen sehr einfach.

Die wichtigste Stadt im östlichen Theile von Java (sprich Dschawa) und ein sehr bedeutendes Handelsemporium ist Surabaya. Die Küstendampfer, welche zwischen dieser Stadt und Batavia fahren, legen bei den Zwischenplätzen an und gebrauchen etwa vier Tage Zeit. Die Rhede der Stadt liegt in der Straße von Madura, in der es von Haifischen wimmelt, wie in den Flußmündungen von Kaimans. Auf der Rhede sieht man fast nichts von der Stadt, außer etwa den aufsteigenden Rauch; man gelangt vermittelst eines Kanals dorthin und erblickt zuerst das Fort Diamant, eine starke Citadelle, die sich recht hübsch ausnimmt. Gleich nachher kommt am rechten Ufer die europäische Stadt in Sicht; da sind Waarenlager, die mit Reis, Zucker, Kaffee, Tabak und Gewürzen gefüllt sind; dort liegen auch die Wohnung des Residenten, die Post und die Wohnungen der Kaufleute. Ein Deutscher, Schmidt, hält einen guten Gasthof.

Die ganze Physiognomie der Stadt ist anders als jene von Batavia. Surabaya ist weit gesunder als das letztere, aber kein großer Garten, sondern eine Festung, in welcher man Raum sparen wollte, und wo die Häuser dicht und fast geschlossen neben einander stehen. Da sind keine schattigen Baumgänge und grünen Rasenplätze, sondern enge Gassen; nur eine einzige Straße ist mit Bäumen bepflanzt. Aber das Gewühl ist eben so bunt; das javanische Element waltet vor; die Leute tragen mehr dunkle Farben als dort, zumeist braun, blau, selbst schwarz, Chinesen fehlen natürlich auch hier nicht. Die nomadisirenden Händler bieten manche Gegenstände feil, welche in Batavia nicht vorkommen, z. B. prächtige Vögel von den Molukken und aus Celebes, und die wandernden Garköche rufen Deng Deng, d. h. gesalzenes, an der Sonne getrocknetes und dann gekochtes Büffelfleisch aus.

Surabaya hat einen großen überdeckten Markt, der aus drei langen nebeneinander laufenden Gängen besteht; das Dach ruht auf Bambuspfählen und schrägt sich nach beiden Seiten bis wenig über Mannshöhe ab; die einzelnen Buden sind durch Bambusverschläge von einander geschieden, Alles liegt bunt durch- und nebeneinander, und das Ganze bietet eine unbeschreibliche Unordnung dar.

Das Stadtviertel der Javanesen hat nur einige wenige aufgemauerte Häuser, alle anderen bestehen aus Bambusrohr und Blättern von der Atap-Palme. Bemerkenswerth ist der große Friedhof der Javaner. Zwischen diesen und den Malayen bildet die Art und Weise des Begräbnisses einen Unterschied. Die letzteren bestatten ihre Todten an jedem beliebigen Orte, gleichviel ob dicht beim Wohnhaus oder irgendwo im Felde; die Javaner dagegen legen großen Werth auf einen wohlumfriedigten Gottesacker, auf welchem die Gräber der verschiedenen Rangklassen von einander getrennt sind. Dort sah Herr de Molins den eingebornen Fürsten von Surabaya, welcher auf dem Grabe seines Vaters betete; er war sehr einfach gekleidet und von einem Priester begleitet. Die Sonne wollte eben untergehen, die Blumen der Cambodja, mit welcher die meisten Gräber bepflanzt sind, verbreiteten herrlichen Duft, und Alles war still und feierlich. Vor dem Friedhof war eine beträchtliche Menschenmenge versammelt; als der Radhen, d. h. der Fürst, durch dieselbe hinschritt, warfen die Leute sich vor ihm nieder und berührten mit der Stirn die Erde.

Im javanischen Kampong werden viele sehr geschätzte Waaren aus Kupfer verfertigt, namentlich Büchsen zum Aufbewahren des Betel und Wasserbehälter; auch die Gold- und Waffenschmiede liefern hübsche Arbeit, und die Sarongs von Surabaya sind berühmt. Auch die Pferde werden gelobt und in Calcutta, wo man sie zu schätzen weiß, sehr gut bezahlt. Die Gnenhungs, welche im Gebirgslande gezüchtet werden, sind zwar klein, aber sehr kräftig, gewandt, feurig, und ertragen das heiße Klima viel besser, als jene, die von Makassar und der Sandalwood-Insel kommen. Sie haben dicken Kopf, runden Bauch, feine, aber sehr muskelstarke Beine, glattes, glänzendes Haar, fressen zumeist nur Gras und dann und wann etwas Reis. Weit mehr schätzt man die sogenannten Sundarosse, die größer und viel rascher sind, eine „Löwenroupe" und dazu sehr starke Mähne und gewellten Schweif haben.

Unter dem Volke herrscht viel Aberglauben, und der Mohammedanismus hat denselben nicht ausrotten können. Hier ein Vorfall, der sich vor ein paar Jahren ereignete.

In der Nähe einer Vorstadt von Surabaya liegt eine recht nette Gastwirthschaft, die von einem allem Anscheine nach sehr harmlosen Ehepaare gehalten wurde. Diese Leute befanden sich in Wohlstand und ihr Haus war stark besucht. Zwar die Nachbaren wollten wissen, daß nicht Alles mit rechten Dingen zugehe, und daß Zauberei beim Wohlstande das Beste gethan habe, aber um derlei Gerede kümmerte man sich nicht weiter. Nach einiger Zeit indessen nahmen die Sachen eine ernstere Wendung. Ein junges Mädchen war spurlos verschwunden, alle Nachsuchungen blieben vergeblich, nur so viel wurde ermittelt, daß man das Kind zuletzt in jener Gastwirthschaft gesehen habe. Nun hieß es, dort sei das Mädchen abgeschlachtet worden, und die Behörde sah sich veranlaßt, das Ehepaar einzuziehen.

Die Wirthschaft wurde geschlossen, man veranstaltete Nachgrabungen und fand die Spur entsetzlicher Thaten. Folgendes war der Thatbestand:

Einst war ein armer Hadschi, ein Mekkapilger, im Wirthshaus erschienen und hatte um gastliche Aufnahme gebeten. Sie wurde ihm gern gewährt, er blieb ein paar Wochen lang, trank und aß gut, und nachdem er sich ausgeruht und rechtschaffen erholt, griff er wieder zu seinem Wanderstabe. Zehrgeld, sprach er, habe er nicht, er wolle aber dem Ehepaar einen guten Rath geben, der besser sei als Gold und Silber. — Ihr könnt ohne Mühe reich werden, wenn ihr alle Jahr ein Mädchen zwischen 7 und 10 Jahren schlachtet und mit dem Blute den Fußboden eures Hauses besenchtet; dann müßt ihr das Opfer bei euch recht tief vergraben. Ihr werdet bald sehen, wie schwungreich dann euer Geschäft geht, ihr werdet reich werden, von Allen geachtet sein und lange leben.

Die bethörten Leute folgten dem Rathe des Hadschi und tödteten mehrere Kinder. Jetzt wurden sie zum Tod am Galgen verurtheilt, und Herr de Molins war Augenzeuge bei der Hinrichtung, die wir nicht beschreiben wollen; nur Einiges soll erwähnt werden. Die armen Sünder wurden von etwa 15 mohammedanischen Priestern geleitet; Mann und Frau waren weiß gekleidet, trugen Blumenkränze auf dem Kopf, und auch an ihren zusammengebundenen Händen hatte man Blumensträuße befestigt; die Frau nickte der versammelten Menge zu und lächelte, der Mann wurde, als er des Galgens ansichtig wurde, trotz des muselmännischen Fanatismus ohnmächtig und sank den beiden Henkern in die Arme. Der vollziehende Henker (Orang itam) war ein rabenschwarzer Neger.

Wir wenden uns ab von einer so traurigen Scene. Durch Surabaya fließt der Kali Mas, den man mit Recht als den „Goldstrom" bezeichnet; er windet sich breit und majestätisch durch die Ebene, welche herrliche Landschaften darbietet. Weiter landein findet namentlich der Alterthumsforscher eine reiche Ausbeute an Bauwerken aus den Zeiten, da auf Java der Buddhismus und der

Brahmanismus blüheten; der Islam ist erst gegen Ende unsers Mittelalters auf der Insel herrschend geworden. Im Innern liegen hunderte von Tempeln zum großen Theil in Ruinen oder sie sind von der gewaltigen Vegetation überwuchert.

Im Volk lebt noch manche Vorstellung aus der vormohammedanischen Zeit, und alte Bräuche haben sich erhalten bis auf diesen Tag, trotzdem die Priester des Islam dagegen eifern. Dahin gehört das Opfer, welches dem Kaiman gebracht wird. Es kommt gar nicht selten vor, daß eines dieser Krokodile sich einen Menschen zum Fraße wegholt. An einem solchen Tage sieht man, daß nach Einbruch der Dunkelheit eine Menge ganz winzig kleiner aus Bambus geflochtener Stäbe auf dem Strome schwimmen. Auf jedem stehen ein paar angezündete Kerzen neben Früchten, Leckerbissen und Blumen. So verhält es sich mit dem Kaimanopfer. Manchmal sieht man die Bäume mit einer Art von Kokarden und allerlei buntem Papier behängt; die Javaner glauben, daß sie durch derlei Opfer wohlhabend werden oder eine starke Nachkommenschaft erzielen können, und ganze Familien wallfahrten in Procession nach solchen Opferbäumen. Das allerjüngste Kind zieht voran, dann kommen alle anderen je nach ihrem Alter, und der Vater schließt den Zug.

Es mag hier noch bemerkt werden, daß der Tod für die Javanen im Allgemeinen nichts Schreckhaftes oder Trauriges hat; der oben erwähnte Mörder, welcher ohnmächtig wurde, bildet eine Ausnahme. Insgemein sterben die Menschen sehr gleichmüthig, und gleichmüthig bleiben sie auch, wenn Andere sterben. In dem Hause, in welchem der Abgeschiedene liegt, bei den Begräbnißfeierlichkeiten und auf den Friedhöfen sieht man kaum betrübte Gesichter. Dem Muselmann ist ja der Tod nur der nothwendige Abschluß für das irdische Leben, das sich im Paradiese viel angenehmer fortsetzt; wozu also Trauer und Klage?

Die einheimischen Fürsten auf Java sind allesammt von den Holländern mediatisirt worden, und nur zweien der Potentaten hat man einen gewissen Pomp und Anschein von Macht und Geltung gelassen. Das sind die „Kaiser", oder wohl richtiger Fürsten, wenn man will Sultane von Solo oder Surakarta und von Djokjokarta. Aber das erstere Kaiserreich ist nur 112 Quadratmeilen groß

Markt in Surabaya auf Java. (Nach einer Zeichnung von de Molins.)

und hat etwa 600,000 Einwohner; der Kaiser darf Pracht entfalten, so viel ihm seine Mittel erlauben, aber er kann nichts thun, was der in seiner Hauptstadt Surakarta wohnende holländische Resident nicht gutheißt. Er wird genau in derselben Weise überwacht, wie England auf dem Festland Ostindien die mediatisirten Radschas überwachen läßt. Der Kaiser von Solo ist zugleich weltliches und geistliches Oberhaupt und führt den Titel Susuhunan, er wohnt in seinem prächtigen „Kraton", Palast. Das Kaiserreich Djokjokarta ist noch kleiner, ein Bruchstück des alten und einst mächtigen Reiches Mataram. An beiden Höfen herrscht eine ungemein strenge Etikette. Man erzählt, daß die Palastzwerge vor den Herrschern Teppiche aufrollen müßten, damit sie die Erde nicht berühren. Auch

sei eine eigenthümliche Art von Gnadenbezeigung bräuchlich, welche wahrscheinlich den Ordenscommissionen europäischer Höfe nicht bekannt ist. Die Kaiser auf Java verleihen keine Adler- oder Elephantenorden, keine Pfauenfedern, nicht einmal Glasknöpfe, womit sonst wohl europäische oder chinesische Mandarinen gezeichnet werden, nein, sie haben eine andere Methode, ihre allergetreuesten Diener und Landräthe zu beglücken. Sie nehmen nämlich ein Princhen Siri und drücken das dem allergetreuesten Unterthanen in die Hand. Dieser ist entzückt über solche kaiserliche Gnade und bewahrt diesen Beweis Allerhöchster Gunst mit eben so dankbarem Unterthanengefühl und Unterthanenverstand auf, wie ein weiser Professor oder Rath seinen Orden, oder wie eine goldene, respektive vergoldete Schnupftabaksdose, die er von Allerhöchster Hand erhalten. Kinderklappern in allen Erdtheilen, Eitelkeit und Narrheit überall!

Die holländische Compagnie theilte nach dem Kriege von 1775 die Landschaften Solo und Djokjokarta unter zwei Prinzen, welche von den alten Kaisern von Mataram abstammten. Die Würde ist in ihrer Familie erblich, und sie sind den Holländern bis jetzt nicht unbequem geworden; auch fehlt es ihnen an Macht, mit Erfolg gegen die Europäer anzukämpfen.

Herr de Molins verweilte einige Zeit in Buitenzorg, wie die Holländer Boghor nennen, denn das ist der

Der Kaiser von Solo (Suratarta) auf Java in Galatracht. (Nach einer Zeichnung von Bida.)

javanische Name der Stadt, welche etwa acht deutsche Meilen südlich von Batavia liegt; mitten in einem „irdischen Paradiese". Dort residirt der Generalgouverneur in einem Palaste, der einen herrlichen botanischen und zoologischen Garten in der Nähe hat. Von Buitenzorg aus sieht man die Umrisse des großen Salak, eines schönen Vulkans, der bis zum Gipfel mit prächtigem Grün bedeckt ist. Der Weg führt Anfangs durch Wälder von Muskatbäumen, welche einen pyramidenförmigen Laubwuchs haben und

etwa die Höhe unserer Aepfelbäume erreichen. Dann kommt man an eine grüne Mauer, an das Gestrüpp der Dschengeln (auf Javah Glagah), durch welches die Führer eine Bahn hauen, damit die kleine Karawane wieder auf lichte Stellen gelange. In dem weichen Boden sind verdächtige Fußspuren. Ein holländischer Offizier fragt einen Malayen: „Apa ada mattian sini?“ d. h. sind Tiger in dieser Gegend? Der Malaye antwortet Nein und bittet, davon nicht weiter zu reden. Die Eingebornen haben dermaßen Furcht vor dem Tiger, daß sie von ihm nur in der dritten Person sprechen und ihn nicht bei seinem Namen Mattian nennen.

Der Pflanzenwuchs zeigte eine geradezu erstaunliche Ueppigkeit; da war ein wirres Durcheinander von Bäumen, baumartigen Sträuchern, Farrn, Bambus, wilden Bananen, Kletter- und Schlingpflanzen zum Theil mit vielen Stacheln und Alles so dicht, daß man nicht begreift, wie diese Pflanzen überhaupt wachsen können. Nicht selten lagen Schlangen, meist zusammengerollt, im Grase, und sie ließen sich durch die Karawane in ihrer Ruhe nicht stören.

Weiterhin liegt ein großer offener Raum, wo Rast gehalten wurde. Von Buitenzorg her kann man in gerader Richtung den Salak nicht ersteigen, sondern man muß ihn von Norden her umgehen. Dann hat man eine gute Stunde lang aufwärts zu reiten, bis man an die Basis des Kegels gelangt. Dort steht ein Wald, der in vollem Sinne des Wortes Urwald ist. Die Bäume sind an Umfang und Höhe gewaltig, nicht minder kolossal die Trümmer von Aesten, welche abgefallen sind und unten am Boden förmliche Berge bilden; über diese muß man hinwegklettern, unter unsäglichen Anstrengungen, denn Alles ist naß und glitschig, man findet manchmal gar keinen festen Halt, gleitet hinunter und muß an einer andern Stelle neue Versuche machen.

Der Sultan von Djokjokarta auf Java in Haustracht. (Nach einer Zeichnung von Bida.)

Die großartige, feierliche, man kann sagen niederdrückende Ruhe in diesen Wäldern wird manchmal durch Gesang oder Geschrei der Vögel unterbrochen. Das macht auf den Europäer einen ganz eigenthümlichen Eindruck, besonders wenn in das Gekreisch der Papageien jenes einer zankenden Affenschaar hineintönt und die Turteltauben knurren und girren. Dazu kommt das Gesäusel des Windes und das Geräusch in den Zweigen; es gibt durch das Aureiben der Blätter einen fast metallischen Klang. Das Insektenleben dort oben ist nicht gerade mannigfaltig, doch gewahrt man dann und wann einen großen schwarzen Käfer mit glänzenden Flügeldecken oder große Schmetterlinge und Libellen mit rothem oder himmelblauem Leibe. In manchen Bäumen klettern ganze Schaaren grauer Eichhörnchen umher.

So ist es im Hochwald; im Gestrüpp dagegen, den Dschengeln, herrscht insgemein ein völliges Schweigen, das auf unser Gemüth drückt; man kommt sich so unaussprechlich einsam und verlassen vor und fühlt sich fast erleichtert, wenn man dann und wann das Quaken eines Frosches hört.

Wir waren nur noch einen Büchsenschuß weit vom Gipfel entfernt, aber von Anstrengung, Hitze und Durst so erschöpft, daß wir ermattet niedersanken. Auch die Kulis mußten ausruhen, gingen aber bald nachher ans Werk, um das Gestrüpp niederzuhauen und uns dadurch eine freie Aussicht zu ermöglichen. Diese war herrlich. Wir hatten einen weiten Blick nach Westen hin über die Region von Bantam und nach der andern Seite hin auf die Pangrangho-Bergkette; wir sahen die Sunda-Straße, die Java-See und die Schiffe auf der Rhede von Batavia. Die Ebenen, welche sich vor uns ausbreiteten, lagen wie eine große Planzeichnung da und boten alle Abwechselungen von Grün, vom Grangrün der Kaffeeblätter bis zu dem sanften Lichtgrün der Reishalme. Durch diesen grünen Ocean schlängelten sich die Straßen und Wege, und Alles verlor sich in sanftem, duftigem Uebergang in einen gelblichen Schleier.

Die Königsbanane.
(Nach einer Zeichnung von de Molins.)

Aus Südwest zog Gewölk herauf; es kam rasch näher, und bald fiel ein feiner Staubregen herab. Nach einiger Zeit goß es wie in Strömen, und es war uns nun unmöglich, den Gipfel des Salak zu besteigen; wir erreichten nur mit Mühe den Platz, an welchem wir unsere Pferde zurückgelassen hatten. Unsere Kleider hingen in Fetzen herunter, die Schuhe waren zerrissen, wir triefften. Aber was half das Alles? Wir mußten vorwärts und stiegen zu Pferde. Diese prächtigen Thiere thaten in ganz bewundernswürdiger Weise ihre Schuldigkeit; sie haben einen Instinkt, der sie nicht irre leitet. An Abhängen, vor denen ein Hund sich scheuen würde, setzt sich solch ein javanisches Gebirgspferd auf die Hinterbeine, die ihm gleichsam als Sperrkette dienen, und geht auf den Vorderfüßen. Es paßt auf Alles, Ohren und Augen sind in steter Thätigkeit, es tastet auf dem Boden umher, vermeidet mit staunenswerthem Geschick die Wurzelverflechtungen, auf denen es ausgleiten könnte, und umgeht behend die Schlingpflanzen.

Nach unsäglichen Anstrengungen erreichten wir eine etwa 4000 Fuß über der Meeresfläche liegende gastliche Behausung, in welcher ich fast eine Woche lang verweilte. Tänze, Concerte und Komödienspiele der Javanen gewährten mir Unterhaltung genug; es war mir recht wohl dort oben, und auch ein Abenteuer fehlte nicht.

Es war etwa um ein Uhr in der Nacht, da erwachte ich plötzlich aus dem Schlaf; meine Matratze hob sich drei oder viermal hintereinander in die Höhe. Was konnte das sein? Vor einigen Monaten waren zu Bandschermassing auf Borneo alle Europäer ermordet worden; — sollte etwa auch auf Java eine sicilianische Vesper veranstaltet werden? Ich sprang auf, untersuchte meine Zimmer, Alles war in bester Ordnung. Als ich ein Fenster öffnete und meinen Arm auf die Brüstung lehnte, verspürte ich zwei heftige Schläge, und gleichzeitig brüllten die Büffel, die Pferde im Stalle wurden unruhig, das Geflügel schnatterte und schrie, die Hunde heulten.

Nun war kein Zweifel mehr: wir hatten ein Erdbeben! Das unterirdische Geräusch glich einem heranbrausenden Sturme, und der Boden zitterte und bebte. Ich sprang erschreckt ins Freie hinaus, damit der Pavillon mich nicht erschlage, und draußen empfand ich sofort einen dritten Stoß, der weit heftiger war, als die beiden ersten. Alle Javaner hatten ihre Hütten verlassen. Die Stöße waren scheitelrecht, es war, als ob sie unter unseren Füßen hervorkämen. Aber die in meinem Pavillon hängende Lampe rührte sich nicht, während die Blätter der Palmen sich bewegten, als ob ein Luftzug durch sie hindurch ginge. Und doch war Alles windstill. Solch ein Erdbeben wirkt ganz eigenthümlich; ich gestehe aufrichtig, daß ich von Schreck erfüllt war. Der Gedanke, daß man einer Naturgewalt hülflos preisgegeben und ihr gegenüber vollkommen ohnmächtig ist, beängstigt in einer unaussprechlichen Weise. Am andern Morgen ging ich auf den Marktplatz, wo die Menschengruppen sich über das Erdbeben unterhielten. Man hatte dasselbe meilenweit in der Runde verspürt. —

Herr de Molins lernte auf Java auch den holländischen Naturforscher Ploem (sprich Pluhm) kennen, der jetzt wohl, neben Zollinger, als der gründlichste Kenner der javanischen Vulkane betrachtet werden kann. Er hat zum Zwecke seiner Beobachtungen die ganze Insel durchstreift. Einer der thätigsten Feuerberge ist der Merapi; beim jüngsten Ausbruche desselben fanden mehr als 30,000 Menschen ihren Tod. Der Vulkan wüthete furchtbar, aber Ploem war munter und guter Dinge, er hatte ja eine prächtige Gelegenheit, die großartigen Erscheinungen zu beobachten. Er stieg hinan zum Krater, aus welchem Wirbel von Flammen emporstiegen und ganze Ströme von Lava herabflossen. Die ihn begleitenden Javaner wollten der Glühofenhitze halber nicht weiter mitgehen, sie waren halb erstickt durch Rauch und Gase, aber der eifrige Naturforscher ging allein weiter und machte werthvolle Beobachtungen; er sah wunderbare, seltsame Erscheinungen. Aber

Landschaft bei Boghor (Buitenzorg) auf Java. (Nach einer Zeichnung von de Molins.)

seine Liebe zur Wissenschaft hätte ihn beinahe das Leben gekostet, und er ist in der That dem Tode nur wie durch ein Wunder entgangen. Als er Notizen über die eigenthümlichen Wirkungen niedergeschrieben, welche der Ausbruch dort oben auf die Lufthülle ausübte, wollte er den Rückweg antreten, um in eine gesundere Region hinabzusteigen. Dann aber packte ihn ein Schwindel, und nicht weit vom Krater sank er ohne Bewußtsein nieder. Dort lag er drei Tage und drei Nächte, und es ist unbegreiflich, daß er von der herabströmenden Lava und den glühenden Felsmassen, welche hinabstürzten, verschont blieb. Es war, als ob sie ihm hätten aus dem Wege gehen wollen.

Als der Merapi sich etwas beruhigt hatte, waren einige Javaner hinaufgestiegen und hatten zufällig den Europäer gefunden, den sie für todt hielten. Das erzählten sie im nächsten Dorfe, von wo sogleich mehrere Männer abgefertigt wurden, um die Leiche zu holen. Aber Ploem war nicht ganz todt, doch freilich nicht viel besser als eine Leiche. Er war von Ameisen und Mücken arg zugerichtet und hatte jenes Fieber in den Gliedern, das auf Java insgemein verhängnißvoll wird. Mit dem nackten Leben ist er dann allerdings davon gekommen, aber er weiß, daß er nie wieder ein gesunder Mann werden kann.

Doch ist er nach wie vor derselbe eifrige Naturforscher geblieben und auf seinem Landhause in Sundang Lahia hat er sehr schöne Sammlungen. Er besaß einst nicht weniger als fünf Boas, lauter ausgesucht schöne Exemplare, die er in einem Zimmer neben seinem Arbeitssaal untergebracht hatte. Sie waren aber Nachts so lustig und lärmten so sehr, daß er sie in einem kleinen Gartenhause unterbrachte. Eines schönen Morgens fand er, daß die Mauer von den Schlangen eingerissen worden war; die schönen Thiere hatten das Freie gesucht. Der Doctor setzte ihnen sofort nach und fand gerade die allerschönste Boa in einem Reisfelde, das unter Wasser stand. Dort that sie sich gütlich. Ploem läuft auf sie zu, packt sie am Schwanze und zerrt sie nach seinem Garten zurück.

Er besitzt auch einen Beo. Dieser Vogel heißt auch Mutek und wird von den Holländern als Bauchredner bezeichnet. Er ist etwas größer als unsere Amsel, hat auch einen gelben Schnabel wie diese, und die Füße sind gelb. Aber sein Wuchs ist anders, namentlich der Kopf mit seinen gelben Ohröffnungen. Er hat ein Talent zum Nachahmen von Stimmen, gegen welches der Papagey weit zurücksteht. Er ahmt das Gluckfen der Hühner, das Krähen des Hahns, das Gurren der Turteltauben und namentlich das Wiehern der Pferde so täuschend ähnlich nach, daß man sich in der That darüber verwundern muß.

Wir schließen hier, geben aber vielleicht später einige kleine Naturbilder aus Java.

Dorf und Stadt.

Eine ethnologisch-geschichtliche Betrachtung von Professor **A. Boltz** in Frankfurt a. M.*)

I.

Der Frühling ist da; der blaue Himmel so klar; aus den bunt bewegten Gassen der Stadt hinaus eilen wir ins Freie, um uns zu laben an Aetherduft und Blättergrün, an Wiesenschmuck und Waldespracht, und zu lauschen allen den Frühlingsstimmen, die uns jubelnd, besonders jetzt, mahnen, „eingedenk zu sein des großen Gebers in der Sternenhalle“!

Wie willig folgen wir dieser holden Ladung! Wie mächtig rüttelt sie an unseren Herzen! Wie sehnten wir uns längst nach diesen geheimnißvollen Rufern, deren Stimme unsere Pulse schneller schlagen macht und wie ein neues Leben in uns ergießt, als müsse nun sich Alles, Alles finden.

Hinaus, eiligst hinaus ins Freie!

Dort haben Millionen Menschen vor uns Trost gefunden, nach des Winters hartem Drucke in dem süßen, balsamischen Odem des Frühlings; Millionen werden ihn finden, wann wir nicht mehr sind! Die größten Dichter aller Völker sind wie von selbst ertönt in geweihten Liedesklängen, die oft sich steigerten bis zur Offenbarung, bis zur Frühlingsjubelfeier; und inmitten dieses innigen, minnigen Schwelgens in der neuerwachten Natur haben sie Ausdruck gefunden für jede Stimmung der Tagesdauer, von dem „wunderbaren tiefen Schweigen“ des Morgens an, „wo's einsam noch ist auf der Welt“, durch den Lauf des Tages hindurch, an welchem „in blauer Luft — über Berg und Kluft läßt der Vogel sein lustig Lied erklingen“, und Wald und Feld, und Berg und Quell, und Wiese und Strauch haben in heiliger Stunde ihnen alle die lang verhaltenen Geheimnisse offenbart, welche Windeswehen und Sonnenblick und Sternenglanz ihnen wechselsweise aufgedrungen.

„Wunderseliger Mann, welcher der Stadt entrann“, ruft der Eine aus und eilet über Flur und Wiesengrund, wo „Wonnerausch aus tausend Kehlchen lieblich ihm entgegenbraust“, hin zu dem Wald, „der schwarz und schweigend“ steht, um sinnend in ihm zu wandeln, bis „des Abends Goldnetz sich über seine duft'gen Kronen senkt“, „die Lerche wieder ihr feuchtes Nest sucht im Klee“, und „die Heerde mit dem Schäfer heimkehrt zur Lagerstatt“.

„Wenn ich einmal der Stadt entrinn“,

ruft ein Anderer,

„Wird's mir so wohl in meinem Sinn:
Ich grüße Himmel, Meer und Feld
In meiner lieben Gotteswelt!“

Und sie war ihm eine liebe Gotteswelt, ihm, dem Sänger des geweihten Liedes:

„Süße, heilige Natur!“

*) Ein Vortrag, welcher am 8. März 1865 im geographischen Verein zu Frankfurt a. M. gehalten worden ist. Wir bemerken, daß der Herr Verfasser die „poetische Einleitung“ für „durchaus nothwendig“ hält. Red.

Und wie feiern sie alle die heilige Abendstille, wenn

„Die Halme und Blumen neigen
Das Haupt im Mondenschein,
Und selbst des Mühlrads Wellen
Lassen das wilde Schwellen
Und schlummern murmelnd ein!"

Wie steigert ihr Gefühl sich zur reinsten, heißesten, lautersten Andacht, wenn

„Aus den Wiesen steiget
Der Nebel wunderbar" —

und

„Es ist so still geworden,
Verrauscht des Abends Weh'n," —

wenn

„Des Himmels Wolken thauten
Der Erde Frieden zu;
Bei Abendglockenläuten
Ging die Natur zur Ruh!
Wer sein ein Hüttchen nennet, ruht nun darin sich aus;
Und wen die Fremde trennet, den trägt ein Traum nach Haus!" —

Diese Bilder des Friedens und der Ruhe sind auch unverwischbar. Aus des Dorfes heil'gem Frieden,

„Wo so still die Bäche gleiten,
Wo so licht die Blumen blinken,
Und aus längst entschwund'nen Zeiten
Zieht ein Grüßen her, ein Winken —
Wie ein Kindlein muß ich fühlen,
Wie ein Kindlein möcht ich spielen,"

so ruft Reinick voll Wehmuth aus, und v. Salis kann den Gedanken an sein Dörflein mit dem Friedhof und dem Kirchplatz mit der Linde, an das kleine Haus mit den rebenumgrünten Fenstern, dem Birnbaum, der das niedere Dach beschattet und dem Storche auf hohem Sitze, an die hohle Weide am Weiher und die Heidelbeeren, die er am Rain im Walde pflückte, nie los werden —

„Stiller Weiler, grün umfangen
Von beschirmendem Gesträuch;
Kleine Hütte — — voll Verlangen
Denk ich immer noch an Euch!"

Doch wo führt das Alles hin? höre ich Sie im Geiste fragen.

Nun wohl, es führt uns hinaus aus den Mauern der Stadt, hinaus ins Freie, in die Wiesenflur, auf die Haide, an den Waldesrand, zu den Gefilden, wo die ersten Wiegen der Menschheit standen, wo die erste Mutter ihren Säugling mit sorgender Liebe pflegte, wo der erste Vater das Plätzchen umzäunte, welches der ersten Familie Schutz und Obdach geben sollte, so lange höhere Gewalten ihrem Verbleiben daselbst kein Ziel steckten — nach der Stätte, wo die erste Wohnung erstand, aus welcher alle später sich so reich entfaltende Gesittung über jegliches Vaterland so vieler Nationen sich verbreitete — in das umgrünte, friedliche, stille Dorf!

Gestatten Sie mir auf einer kleinen etymologischen Wanderung von Stadt zu Dorf und von diesem zurück zu den uns so werth gewordenen Stätten der Kultur, unseren lieben, gemüthlichen Käfichen, den Städten, Ihnen als Führer voran zu gehen. Wie auf jeder Wanderung ins Freie, wo jeder Alles für sich sieht und sehen muß, werden Sie Vieles anders und besser sehen, als ich. Ich werde auch nur einige weit dahinschweifende Vista's vor Ihnen eröffnen können und mich glücklich preisen, sollte ich mich in der Hoffnung, Ihr Interesse für diese kurze Betrachtung zu gewinnen, so wie in der Wahl des Weges nicht allzusehr getäuscht haben.

Das Wort Dorf gehört zu denjenigen, deren Etymologie für ungemein schwierig erachtet wird, und welches daher selbst in den besseren etymologischen Wörterbüchern meist ganz unerörtert bleibt, oder wohl auch von dem Vermerk begleitet wird: „soll von lat. turba kommen!" oder: „wird mit lat. turba, griech. τύρβη, zusammengestellt!"

Nun, und was bedeutet denn nun dies lat. turba?

„Lärmende Unordnung einer Menge; Getümmel, Gewühl, Gedränge, Lärm; Spektakel, Tumult; ferner: eine untergeordnete Menge, ein Haufe, eine Rotte, eine Schaar, selbst von Thieren u. s. w."

Welch ein Contrast zu den eben absichtlich so breit gegebenen Schilderungen des Friedens und der Stille!

Mit einem solchen Worte stellt man das deutsche Dorf zusammen, den Inbegriff der seßhaften Ruhe, der still-emsigen Arbeitsamkeit, des ächt germanischen Familienherdes — blos in Folge des zufälligen Zusammenklanges der betreffen Laute, Dorf, turba!

Diese Etymologie ist aber nicht nur ethnographisch, sie ist auch historisch unhaltbar.

Schon Tacitus — dem die alten Germanen sicherlich nicht viel anders vorkommen mußten, wie uns heutzutage etwa die Indianer — berichtet im XVI. Kapitel seiner Germania: „Nullas Germanorum populis urbes habitari, satis notum est, es ist hinreichend bekannt, daß die germanischen Völker nicht in Städten wohnen", „ne pati quidem inter se junctas sedes, nein, nicht einmal unter einander verbundene Wohnungen dulden sie." „Sie bauen", fährt er fort, gesondert und einzeln, je nachdem eine Quelle, ein Feld, ein Gehölz ihnen gefällt, und jeder umgibt sein Haus mit einem freien Raum", und zwar, fügen wir hinzu, ungezählte Jahre früher, bevor ein Römer germanisches Gebiet betreten hatte. Daß dies aber nicht blos der alten Germanen eigene Art gewesen sei, sondern daß diese Gewohnheit isolirt, für sich zu bauen, allen Urvölkern eigen ist, die sich aus dem nomadenhaften, unseßhaften Zustande noch nicht oder noch nicht ganz weiter entwickelt haben, wird uns — ganz abgesehen von den sehr lehrreichen Zuständen der gegenwärtigen Indianerstämme — ein Blick auf die Entstehung und Bedeutung des Wortes Dorf in den Sprachen der ältesten Kulturvölker zur Zeit ihrer Nomadenhaftigkeit oder bald nachher zur Evidenz zeigen. Wählen wir hierzu das Sanskrit, als die älteste Tochter der indogermanischen, oder besser arischen Ursprache, ferner das Arabische, einen ältern Zweig der semitischen Ursprache, und das Altbulgarische, auch Kirchenslavische genannt, als ältesten Zweig der von den noch heut nicht ganz seßhaften Slaven gesprochenen Sprachen.

Bevor wir hierzu schreiten, dürfte es jedoch angemessen sein, eine Vorfrage zu erledigen, nämlich den Begriff des Wortes Haus, aus welchem das Dorf sich doch einmal aufbauen muß, uns etwas näher zu führen. Haus, altnordisch hús, ist urverwandt mit dem sanskritischen Verbalstamm vas-, deutsch wesen für sein (wie in gewesen) und bauen, oder auch umgekehrt bauen und sein. Das Sein der Sanskrit-Inder war also schon auf die feste Wohnstätte begründet. Von diesem vas- kommt ein kausatives Verbum vâsaj (j = dsh), hausen, und von diesem wiederum das Femininum vasati, das Wesen, das Haus, als Familienherd.

Daß eine solche Anschauung auch den verwandten Germanen nicht fremd war, beweist u. A. noch heute das Englische, dessen Wort husband, Gatte, Ehemann, in älterer angels. Form hus-buand, Hausbauender, geradezu zeigt, daß jeder, der ein eigenes Familienwesen begründen wollte, sich erst den Herd dazu bauen mußte, denn mit Miethswohnungen sah es damals noch schlimmer aus als jetzt; sind sie heute theuer und unsicher, so waren sie

damals gar nicht. Ja, es scheint, als ob die nahezu 300jährige Herrschaft der Gothenkönige in Spanien (von Ataulfo, 417 n. Chr., bis zu Rodrigo, 714 n. Chr.) selbst in jenem so starr-romanischen Reiche diese ächt germanische Anschauung befestigt habe; gibt es doch noch heute im Spanischen für heiraten, sich verheiraten, kein anderes Wort als casarse, d. i. sich behausen, ein Haus, einen Hausstand schaffen.

Daß das Haus der Familie, den Insassen Ansehen gab, ja sie geradezu selbst vertrat, sehen wir noch im heutigen Sprachgebrauche, wenn vom „hohen Hause", d. i. von der Versammlung der Staats- und Volksrepräsentanten die Rede ist, oder vom Königlichen Hause ꝛc.

Daß dies um so mehr der Fall sein mußte, je höher wir ins Alterthum hinaufsteigen, versteht sich von selbst. Herr Dr. Brugsch, der berühmte Aegyptolog, hat in seinem Werke über ägyptische Inschriften „Aus dem Orient" nachgewiesen, daß auf allen Monumenten das unterägyptische Wort pher-ao, oberägyptisch per-aa, nicht etwa der Eigenname eines Monarchen, sondern die ganz gewöhnliche Bezeichnung für König war und das große oder hohe Haus bedeutet, ganz analog dem Titel morgenländischer Fürsten, welche sich „die hohe Pforte" nannten, d. h. sich als die Akropolis, den Hort und die heilige Stätte des Volkes ansahen; und die gegenwärtigen Sprachen aller fürstlichen Länder weisen noch einen Abglanz dieser orientalischen Anschauung nach in den Titeln: Hoheit und erhabener Herr!

Nach dieser flüchtigen Vorbemerkung, die nur die Wichtigkeit andeuten sollte, welche selbst in den fernsten Zeiten der bleibenden Stätte beigelegt wurde, und zugleich, wie leicht noch damals ein Wort der ureigensten Deutung sich anschmiegte, treten wir dem Worte Dorf näher.

Der Grundbegriff für Dorf in all den vorbezeichneten Sprachen ist der des Verweilens, der Rast, des Schutzes.

Verweilen, wohnen bezeichnet die sanskr. Wurzel sar. Das davon abgeleitete satra heißt zunächst: isolirte Wohnung, dann Haus, gerade so wie im Lat. mansio, Wohnung, von maneo, bleiben, übernachten, abgeleitet wurde und zum franz. maison, Haus, überging. Durch den organischen Wandel der Vokale und des r in l (bekanntlich einer der häufigsten sprachlichen Vorgänge, wie in Pilgrim aus peregrinus), bildeten die asiatischen Slaven aus satra ein selo, aber schon in der Bedeutung Dorf. Der Begriff des Zusammenwohnens war hierzu ausreichend.

Dasselbe ist im Arabischen der Fall, wo kâriaton, Dorf, von karâ, Jemand im Zelt als Gast aufnehmen, kommt, wo also Dorf, Wohnung, Zelt synonym sind, was noch eine zweite Wortgruppe beweist, nämlich: bâta, verweilen, übernachten, und bâitun, Zelt, Haus.

Selbst der bei uns schon so weit abstehende Begriff Stadt ist im Arabischen ebenfalls von verweilen abgeleitet, aber nur verweilen, wie etwa das engl. to stay; so mêdine, von mâdana, verweilen; so beled, Stadt und verweilen, in welchen Wörtern die Stadt als die bleibende, feste, Schutz gewährende Stätte aufgefaßt ist. Aus jenem indischen satra, Haus, Wohnung, bildeten die Slaven noch ein zweites Wort schatër, das Zelt, das so wie selo noch heute im Gebrauch ist. Somit ist Dorf in diesen Sprachen = Lagerzelt, vereinzelte Behausung. Bestätigt wird dies durch ein zweites slavisches Wort, altbulg. selén-ik, Zelt = sanskr. çarana, Haus, wovon altbulg. selénie, Wohnung; in den modernen Dialekten aber: Ansiedlung, einem engl. settlement entsprechend.

Alle diese Ausdrücke sind jedoch nur den Ostslaven, d. i. den Bulgaren, Russen, Serben und Illyriern, eigen; das poln. siolo für Dorf ist schon poetisch.

Bei den Westslaven, den Polen, Tschechen, Wenden, heißt Dorf wieś, das, freilich später, auch von den Ostslaven angenommen wurde. Dieses wieś kommt von einem sanskr. Stamm vis, eintreten, heimgehen — welches ein Substantivum abgezweigt hat: vêça, Haus, von welchem wiederum ein slav. vesha, Zelt, abstammt. Also auch den westslavischen Nomadenstämmen waren die Begriffe Zelt, Haus, Dorf uräquivalent.

Ein drittes slavo-russisches Wort derèvnya, vom Substantiv dérevo, Baum, Holz, scheint bereits auf stabilere Wohnsitze — etwa auf Blockhäuser am Walde — hinzudeuten und dürfte somit als das jüngste Glied dieser Familie anzusehen sein.

Ein vierter russischer Ausdruck endlich, für Dorf, bekundet sich sofort als Produkt noch später eingetretener Kulturverhältnisse; es lautet: słobodà oder svobodà, bezeichnet ein von Freisassen bewohntes Dorf und kommt, durch bloße Accentversetzung, von słobòda oder svobòda, Freiheit, ursprünglich hier im Sinne des Gegensatzes zur Hörigkeit.

Interessant ist nun eine Vergleichung dieser Ausdrücke mit dem Deutschen; es entspricht dann selo, vom sanskr. satra, Haus, dem deutschen -hausen, an Ortsnamen, wie Sachsenhausen, engl. house, wie Stonehouse bei Plymouth u. a.; wieś, vom sanskr. viś, eintreten, heimkehren, dem deutschen -heim, wie Bockenheim, engl. ham, wie Buckingham, Sydenham und unzählige andere, sowie das alleinstehende diminutive hamlet, aus welchem das franz. hameau für Heimstätte wurde; derèvnya von dérevo, Baum, Holz, dem deutschen -holt, -holz, oder -walde, wie Bocholt, Buchholz, Finsterwalde, engl. holt und wood, wie in Easterholt (Suffolk), Bergholt (Essex), Easingwold (Yorkshire), Rotherwood (Yorkshire).

Hiernach erschließen sich uns sofort die deutschen Ortsnamen auf -hausen, -heim, -holt, -holz, -walde, denen wir noch die auf -rode, -au, -heide, -bach, -hain, -felde und -leben, wie in Nesselrode, Nassau ꝛc., sowie die englischen auf field, heath, bridge, wie in Chesterfield, Heath (Derbyshire), vor Allem aber die zahlreichen Namen auf sted anreihen können, als Dorfnamen par excellence, während die auf -burg, -berg, -fels, -stein, -wick, -furt, -stadt, -mund, -münde zumeist auf Städte hinweisen und die auf -ingen oft unbestimmt sind.

Daß alle diese Dörfer, d. i. diese freigelegenen, leichtaufzugebenden, offenen, ungeschützten Wohnungen des Landvolkes zum größten Theile aus vereinzelten Häusern und Gehöften bestanden und noch bestehen, die je nach Wahl oder Nothwendigkeit auf dem Felde oder am Walde zerstreut lagen, gebot nicht nur die Natur der Sache, nämlich die Beschäftigung ihrer Insassen mit dem Landbau und der Viehzucht, und die Nothwendigkeit, sich mit ihrem Besitz und den Mitteln ihn zu wahren möglichst zu umgeben; es bezeugen dies diese Endungen -hausen, -heim, -feld und -holz, so zu sagen, nicht nur von selber; es wird auch bezeugt durch das charakteristische Vorkommen des Waldes in so vielen deutschen Märchen, in welchen das Raff- und Leseholz, das noch bis zur heutigen Stunde das Gemeingut so vieler Wald- und Dorfgemeinden ist, eine so hervorragende Rolle spielt und an die ersten Sitze, wie an das erste, gemeinsame Vermögen der Nation so recht erinnert.

Ich betonte soeben die Adjektive offen und unbeschützt als ganz besondere Merkmale des germanischen Dorfes, weil ganz unlängst der Naturforscher Mr. Désor in Neufchâtel über die von ihm selbst besichtigten Befestigungen der jetzigen Wüstendörfer in der Sahara berichtet — und zwar benutzt er diese Gelegenheit, um ein helles Schlaglicht auf eine dunkle Bibelstelle zu werfen, nämlich die, wo es heißt: „es ist leichter, daß ein Kameel durchs Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher ins Himmelreich komme", indem er nachweist, daß hier, wie anderwärts im Orient, in jedem Thore öfters mehre Oeffnungen sind, eine größere in der Mitte und kleinere Zugänge für Fußgänger, die sogenannten Nadellöcher, daneben — allein dergleichen ist in Deutschland wohl nicht vorhanden gewesen.

Den historischen Verlauf der Inbesitznahme und Bebauung des Landes erzählt Tacitus überhaupt in folgender Weise:

„Die Ländereien werden nach der Zahl der Anbauer von den gesammten Gauen in Besitz genommen und dann nach Würdigung vertheilt. Die Feldräume erleichtern die Theilung. Jährlich wechseln sie mit dem Saatland, und es bleibt noch Ackerland übrig. Denn ihr Fleiß wetteifert nicht mit der Fruchtbarkeit und dem Umfange des Bodens, so daß sie etwa Obstpflanzungen anlegten, Wiesen einzäunten und Gärten wässerten. Bloß Feldsaat verlangen sie von ihrem Lande."

Einen vollständigern Einblick, als ihn Tacitus gewähren konnte, in die Art und Weise, wie Germanen die Landnahme vollzogen, gibt uns die Hauptquelle für urgermanisches Staatsleben, das isl. Landnâmabôk, das umständlichst von vielen Dingen berichtet, die nie zur Kenntniß des berühmten Römers gelangen konnten, namentlich über die symbolischen Handlungen, welche die Landnahme begleiteten. Jeder, der einen Ort gewählt oder von der Gemeinde zuertheilt erhalten hatte, zündete entweder ein heiliges Feuer an und umschritt mit Feuer die Grenzen seiner Herdstätte, oder er schoß einen Pfeil darüber hin, an welchem Feuer glomm, und setzte dann als Merkmal der erfolgten, geweihten Besitznahme einen neugeschälten Stab ein. Diese Feuerweihe erhielt sich noch bis in spätere Zeiten.

Der Quorra oder Niger.

Eine geographische Skizze von **H. Mezger.**

II.

Die Breite des Nigerarmes bei Kabara Korome ist sehr beträchtlich. Der Strom dehnt sich zur Zeit, wann der obere Lauf — das Steigen des untern Laufes fällt nämlich nicht mit dem des obern zusammen — des Niger sein höchstes Niveau erreicht, nämlich Ende Dezembers und Januars (eine Zeit, welche mit den Nilanschwellungen im August oder September nicht harmonirt, aber in der Natur des centralafrikanischen Wassersystems begründet ist), zu einem ungeheuern Wasserspiegel, der fast die ganze Strecke zwischen Kabara und Timbuktu bedeckt, aus, und vor dem Februar fällt das Wasser nicht. Aus diesen hydrographischen Verhältnissen erklärt sich, weßhalb man die Stadt nicht am Ufer des Niger erbaut hat. Dennoch richtete eine große Ueberschwemmung im Jahre 1640 erheblichen Schaden an, indem sie einen großen Theil von Timbuktu gänzlich unter Wasser setzte.

Von Kabara an nimmt der Niger in einer mäßigen Bewegung von drei Miles in der Stunde eine östlichere Richtung. Der schmale Vegetationssaum, welcher hier noch die Ufer begleitete, macht bald wieder der öden, kahlen Wüstenlandschaft Platz. Desto fruchtbarer sind die zahlreichen Flußinseln, welche nomadisirende Tuareg von ihren Heerden beweiden lassen, die von Insel zu Insel durch den Strom schwimmen. Allmälig hören auch die öden Wüstenstriche auf, und an deren Stelle tritt niedriger Baumwuchs und Gestrüpp, ein willkommener Aufenthalt für zahlreiche Raubthiere, während Flußpferde und Krokodile sich träg in den Fluten wälzen und Schaaren von Sumpf- und Wasservögeln durch ihr eintöniges Gekreische die tiefe Stille unterbrechen. Eintönig bleibt auch immer der ganze Charakter der Flußgegend bis gegen das alte Gogo hin, den äußersten Punkt der großen Wüste. Einen erquicklichern Anblick gewährt der Strom unterhalb Bamba, eines ziemlich großen Dorfes, dessen Bevölkerung marokkanischen Ursprungs ist; die Sandebene tritt hier zurück, und harte Sandsteinfelsen säumen die Ufer ein. So erheben sich im Distrikte Tinschérifen mitten im Strome zwei mächtige Felsen, Barrer und Schabor, und verengen das Bett des Niger bis zu einer Breite von 150 Fuß, während weiter unterhalb kurz vor der Biegung des Stromes bei Burrum (etwas nördlicher als Timbuktu) nach Südost niedrige Felsen ihn eng zusammenschnüren, durch welche der Strom sich schäumend Bahn brechen muß (Tossaye). An Stromschnellen und Katarakten, Inseln und Hinterwassern, Buchten und Einschnitten fehlt es zwar nicht, dennoch vermag der Anblick des Landes den Charakter der Oede und unmittelbaren Nähe der Wüste, wie er besonders in den Distrikten Burrum, Abuba und Batala hervortritt, nicht zu verleugnen.

Dazu kommt noch, daß die Bevölkerung, den Verhältnissen des Bodens entsprechend, nur von geringer Dichtigkeit sein kann, während Handel und Verkehr auf der großen Wasserstraße von Timbuktu an gänzlich aufhören. Erst bei Gogo oder Gao (2° westl. Paris, 16° 40′ nördl. Br., welches schon El Bekri 1028 bis 1094 kennt), der ehemaligen Hauptstadt des mächtigen Sfourhayreiches, jetzt zu einem elenden Dorfe von etwa 300 Hütten herabgesunken, dessen alte Moschee mit halbverfallenem Thurme die heiligen Gebeine Mohammed Askia's, des größten aller Sfourhayfürsten, birgt, an dem äußersten Südrande der Sahara, macht sich ein fortschreitender Anbau geltend. Reis- und Tabaksfelder dehnen sich zu beiden Seiten der

Ufer aus; an der Stelle der früheren Sanddünen bespülen die plätschernden Wogen anmuthige Ufer, denen liebliche Gruppen von Tamarinden und Sykomoren malerischen Reiz verleihen, während am Fuße der die Ufer begleitenden Hügelketten in rascher Aufeinanderfolge die sehr schmucklosen Dörfer unabhängiger Sjourhay sich erheben, welche theils mit Viehzucht, theils mit Ackerbau sich befassen. In den Provinzen Arhéle, Asánagh und Immanang sind sogar Kornfelder nichts Seltenes, deren Ertrag in Gáru (und Sjinder, in unmittelbarer Nähe gelegen), einer Stadt von 16 bis 18,000 Einwohnern, unterhalb der Mündung des Goredjénde in den hier Eghirrëu genannten Strom auf dem dortigen Markte starken Absatz findet.

Die Schwierigkeiten, welche gerade auf dieser Strecke mehrere Stromschnellen der Schifffahrt entgegenstellen, werden bei hohem Wasserstand überwunden. Dem linken Ufer entlang zieht sich ungefähr 14° nördl. Br. eine Hügelreihe Báfele- oder Fatadjemma-Kette hin, die sich in ihrer höchsten Gruppe, dem Bingáui, 800 bis 1000 Fuß über das Stromniveau erhebt. Eine Insel, welche hier der Fluß bildet — Reni — ist der Geburtsort des schon öfter genannten Hadsch Mohammed Asskia, dessen gefeierter Name mit den Schicksalen des Landes so eng verwachsen ist. Im Distrikte Yuri zwischen dem Schirba und Gorebi, zwei Nebenflüssen des Quorra von der rechten Seite her, beschäftigt sich die mit Sjourhay vermischte Fulbe-Bevölkerung, welche an dem obern Theile des Stroms ausschließlich Viehzucht treibt, auch mit Ackerbau. Sie haben ein altes Sprichwort: „die Kuh ist das nützlichste Werk der Schöpfung" — aber hier pflanzen sie Baumwolle, die bei der leichten Communication auf dem Wasser lohnenden Ertrag abwirft.

Gegen Sjay zu nimmt der Strom an Breite zu; sein Lauf ist ruhig und langsam, im Durchschnitt drei Miles in der Stunde, und seine Breite immerhin 2 bis 3000 F. Sjay selbst (die Flußstadt, 13° nördl. Br.) ist eine Sjourhaystadt von etwa 8000 Einwohnern und bildet ein Viereck, dessen Seiten etwa je 2000 Schritte messen. Zur Zeit der periodischen Anschwellungen des Stroms leidet die Stadt viel durch Ueberschwemmungen. Bei der Bevölkerung macht sich ein großer Mangel an Betriebsamkeit bemerkbar. Immerhin aber, meint Barth, ist Sjay für die Europäer der bedeutendste Punkt in dieser ganzen Flußlandschaft, wenn es einmal gelingt, die Flußschnellen zu passiren, welche den Niger oberhalb Rabba und besonders zwischen Bussa und Yauri hemmen, und dieses so schöne offene Wasserbecken, die große Verkehrsstraße vom westlichen Centralafrika, zu erreichen. Was eine europäische Flußschifffahrt auf dem Niger anlangt, so würde nicht sowohl das starke Gefäll einzelner Stellen, sondern der allgemeine Mangel an Brennmaterial für Dampfboote, und nur mit solchen wäre es natürlich möglich, in der holzarmen und sandigen Flußlandschaft das Haupthinderniß bilden.

Von Sjay an behält der Strom noch eine gute Strecke seine südöstliche Richtung bei. Zahlreiche Sjourhay-Gemeinden haben sich hier unabhängig von der herrschenden Klasse, den Fulbe, niedergelassen, welche hinwiederum hier an den Grenzen des Reiches den Verführungen einer trägen Lebensweise weniger ausgesetzt noch ein unverdorbenes Wesen zur Schau tragen, auch das Symbol der Glaubensreinheit, das weiße Hemd, beibehalten haben. Von Kraft und Muth zeigt auch ihr energisches Auftreten gegen die Nachbarreiche. Während das alte Reich im Norden immer mehr dem Verfalle entgegen geht, entsteht im Süden ein neuverjüngtes, das in demselben Maaße an Umfang gewinnt und das Panier des Islam tief im Süden und Südosten noch jenseits des Benue in todesmuthigem Glaubenseifer entfaltet. Wo die eigentlichen Ursitze des Stammes zu suchen sind, läßt sich schwer entscheiden; die hergebrachte Ansicht, daß die Fulbe ein mit den Kaffern verwandter Stamm seien, hält Barth für irrthümlich; ebenso ihre Abstammung von Malayen; er läßt sie von dem Osten des Continents nach dem Westen zu vorgerückt sein. Jedenfalls machen sie gegenüber den erschlafften und geschwächten Stämmen des nördlichen Reiches immer einen erfrischenden und erquickenden Eindruck.*)

Weit über das rechte Ufer des Niger noch hinüber erstreckt sich im Süden das mächtige Reich Gando. Der Gründer dieses Reiches war der große Scheich Othman, der mit unglaublicher Kühnheit von religiösem Fanatismus entflammt seinem aus vielen zerstreuten Stämmen geeinigten Volke ein Reich eroberte, das sich nach seinem Tode in die beiden Schwesterstaaten Sokoto und Gando theilte. Die Nigerlandschaften bieten auch an diesem Theile des Flusses keine besonderen Merkwürdigkeiten dar. Die einzelnen Stränge durchschneiden oft tief das Land und bilden zahlreiche Hinterwasser, während hin und wieder gewaltige Felsblöcke den schäumenden Fluten den Weg zu versperren suchen, oder häufige Stromschnellen die Schifffahrt gefährden. In der großen Strecke, welche der Niger hier im Reiche Gando durchläuft, erhält er auch seine meisten Zuflüsse, wie den Sokoto oder Rima von Osten, an welchem die Hauptstadt gleichen Namens des ausgedehnten Haussastaates Sokoto in nicht weiter Entfernung von der Hauptstadt Gando liegt, mit seinen beiden Nebenflüssen, dem Soma und Falinrua, weiter südlich den Kubi, Mayarrow und Kadnna, ebenfalls von Osten, und den Oly von Westen, bis endlich 8° nördl. Br. der gewaltige Benuë seine Wogen in den Strom ergießt. Der Verkehr auf dem Strome, welcher in den Sjourhaystaaten mit Ausnahme der nördlichern Strecke bei Timbuktu nicht eben bedeutend zu nennen war, nimmt in den Sokotostaaten wieder merklich zu, wenn auch der mohammedanische Einfluß unter der Negerbevölkerung gegen den Süden zu immer mehr zu schwinden beginnt. So entfaltet sich in Komba in der Provinz Gurma gegenüber der Mündung des Sokoto schon wieder ein ganz reges Handelsleben, welches sich trotz der gefährlichen Stromschnellen oberhalb Bussa nach dem Süden zu steigert. Einen Hauptpunkt des Verkehrs bildet Rabba mit einer nicht unbeträchtlichen theils mohammedanischen, theils heidnischen Bevölkerung. Der ganze Landstrich, obwohl nominell dem Sultan von Sokoto tributpflichtig, hat sich doch eine gewisse Selbstständigkeit zu bewahren gewußt. Die Umgegend ist sehr fruchtbar, und der große Markt zu Rabba versammelt vermöge seiner günstigen Lage an der Grenze der Wangara- und Haussastaaten immer Vertreter der verschiedenen Völker des weiten Sudan in großer Anzahl.

Von weniger Bedeutung ist Egga, die Hauptstadt von Nupe oder Nyffi, ebenfalls nach Gando tributpflichtig. Nupe bildet die südlichste Provinz Gando's, welches sich nicht über den Benuë erstreckt. Der Benuë, dieser so

*) Die Fulbe sind bekanntlich keine Neger. Aber auch bei ihnen tritt die afrikanische Impotenz zur Staatsbildung scharf zu Tage. Die drei großen Fulbereiche, welche seit Anfang unsers Jahrhunderts entstanden, sind schon längst im Verfalle und durchaus zerrüttet. Das Vordringen des Volks der Fulbe immer weiter nach Südosten erklärt sich aus Eroberungslust und islamitischem Propagandaeifer. Staatenbildung und Kulturentwicklung gehen aber auch bei den Fulbe leer aus. A.

lange räthselhaft gebliebene Strom, bildet keineswegs, wie man früher anzunehmen gewohnt war, den Ausfluß des Tsadsees, seine Quellen liegen vielmehr weit südlicher. Er bildet, gleich dem Niger, zahlreiche Hinterwasser in den tiefliegenden und zum Theil sumpfigen Flußlandschaften, und bei niedrigem Wasserstande treten zahlreiche Inseln und Sandbänke hervor. Der Benué mündet in südwestlicher Richtung in den Hauptstrom, und seine durchschnittliche Breite beträgt 4000 Fuß. Der Niger tritt nach dem Zusammenflusse mit dem Benue in eine landschaftlich anmuthige Gegend ein. Die Ufer sind begrenzt von sanft ansteigenden Hügeln mit schattigen Palmpflanzungen, während auf beiden Seiten gut angebaute Felder sich ausdehnen. Städte und Dörfer, wie Bocqua, Addakuhda und Attah, sind stark bevölkert. Im Hintergrunde geben die majestätischen „Konggebirge" der ganzen Landschaft einen Abschluß. Ein Ausläufer derselben erstreckt sich über das linke Ufer des Stromes, der hier von gewaltigen Granitfelsen eingeengt durch ein schmales, nur 200 Fuß breites Bette sich windet. Schäumend schlagen die Wogen an den starren Felswänden hinauf, und mächtige Granitblöcke suchen den Lauf des ungestümen Stromes vergebens aufzuhalten; fortwährende Strudel, Untiefen und scharfzackige Klippen und Felsenvorsprünge machen die Schifffahrt äußerst gefährlich, wenn auch nicht unmöglich, während die prachtvolle Scenerie dieser großartigen Felsenpartie einen tiefen Eindruck auf das Gemüth des Reisenden machen muß.

Eine der bedeutendsten Städte an dieser Strecke ist unstreitig das auf einem hohen Berge gelegene Attah oder Idda (706½ Fuß), rings von einer sanften Hügelkette eingeschlossen. Idda bildet den Mittelpunkt des Verkehrs auf dem untern Laufe des Niger. Reis, Yams und Negerkorn werden in Menge gebaut, während schon lange das blendende Elfenbein, welches in großer Menge aus dem Innern des Continents auf den Markt kommt, eine so verlockende Anziehungskraft auf speculative Kaufleute Europa's ausgeübt hat; leider fehlt es aber auch nicht an jenem gesuchten Marktartikel, welcher einer der Schattenseiten der menschlichen Gesellschaft ist — der schwarzen Menschenwaare! Der Sklavenhandel, welcher, man mag ihn von den verschiedenartigsten Gesichtspunkten betrachten, immer den Gesetzen der Humanität Hohn sprechen wird, hat von jeher gerade in diesen Gegenden seine weiteste Verbreitung gefunden; dennoch können wir eine bedeutende Verminderung in den neueren Jahren nicht ableugnen. Möge die fortschreitende Civilisation auch diesen Schaden der Menschheit einer sichern Heilung recht bald entgegen führen.

Je mehr der Strom sich seiner Mündung nähert, in demselben Maaße breitet er sich in der flachen, niedrigen Gegend aus. Ibo oder Abo, eine für Afrika bedeutende Stadt oberhalb des Nigerdeltas, liegt schon ganz in der flachen, sumpfigen Landschaft, deren aufsteigende Dünste namentlich für Europäer sehr ungesund, ja todtbringend sind. Dennoch macht sich überall eine gewisse Rührigkeit im Handel und Verkehr, wie in der Bestellung der Felder bemerklich. Yams wird in Menge gebaut, und das Palmöl, welches mit leichter Mühe in ungeheurer Quantität gewonnen wird und bei einiger Sorgfalt leicht das Vier- und Fünffache des Ertrages erreichen dürfte, kann reichlichen Ersatz für den Sklavenhandel bieten. Die Einwohner Ibo's gehören deßhalb auch zu den thätigsten Handelsleuten auf dem ganzen Strome.

Kurz unterhalb Ibo's beginnt das große Nigerdelta, dessen vielfach verschlungene Arme und Stränge, welche wieder durch eine Anzahl von Kanälen unter sich in Verbindung stehen, ein unabsehbares Gewirre bilden. Man zählt im Ganzen 22 bedeutendere Mündungen. Den westlichsten Arm bildet der Rio Formoso oder Benin, den östlichen der Bonny mit der Negerstadt gleichen Namens (o. Okellama), welche für den Küstenhandel von großer Bedeutung ist, während als die Hauptmündung des Niger der Nun angesehen wird. Von den übrigen Mündungen sind der Escardos, Ramoso, Middleton, Songana, Sombrero und Neu-Kalabar die hauptsächlichsten. Der aufblühende Handelsverkehr hat eine große Negerbevölkerung in die sumpfigen Niederungen der Nigermündungen (um 4° nördl. Br., 6° westl. von Paris) und an die Küstengegenden der Bay von Benin, in welche der gewaltige Strom seine Fluten ergießt, gezogen, wie andrerseits ja von jeher der Golf von Guinea der Zielpunkt seefahrender Nationen war, wo zwei Continente ihre Schätze tauschten und sich schon früher einzelne europäische Niederlassungen bildeten.

Möchten doch endlich die unbezahlbaren blutigen Opfer, welche die Erforschung des Niger gekostet, ihre Früchte tragen und die weiten Länder des Sudan sich europäischem Handel und Verkehr und damit auch den Segnungen fortschreitender Civilisation und christlicher Gesittung erschließen!

Die Talapoinen, buddhistischen Priester, in Siam.

Der Buddhismus ist bekanntlich herrschende Religion in den drei sogenannten hinterindischen Königreichen: Barma, Annam und Siam, und er hat hier überall, besonders in diesem letztern Lande, das ganze Leben durchdrungen. Seine Priester stehen in hohem Ansehen, während in China die Bonzen allgemein verachtet werden.

Der vortreffliche Reisende Heinrich Mouhot aus Mömpelgard, der unseren Lesern aus früheren Schilderungen wohl bekannt ist, verkehrte während seiner mehrjährigen Wanderungen in Siam sehr viel mit den Priestern und stellt ihnen, gleich anderen Beobachtern, das Zeugniß aus, sie seien sehr duldsame, allem geistlichen Fanatismus abholde Leute.

Einst fuhr er, als die Hauptstromader des Landes, der Menam, Hochwasser hatte, von der Hauptstadt Bangkok in seiner großen Barke den Fluß hinauf bis zur Stadt Nophabury. Sie wurde im vorigen Jahrhundert Luwo genannt, und als noch Ajuthia Hauptstadt des Reiches Siam war, kamen die Könige oft dorthin, um Elephanten zu jagen. Nophabury liegt an der Stelle,

wo der Menam aus dem Gebirgsland in die Niederung eintritt, und ist noch jetzt Hauptort einer sehr fruchtbaren Provinz, welche Mouhot für die angenehmste im ganzen Lande hält. Im Süden dehnen sich die üppigen Reisfelder aus, die Hügel im Norden sind mit Bananen bepflanzt, und im Hintergrunde der Stadt bildet das bewaldete Gebirge einen weitgeschwungenen Halbkreis. Der Reisende hatte einen prächtigen Rundblick von einer Pagode herab, die einst katholische Kirche gewesen ist. Dafür zeugt die Bauart und eine Inschrift mit vergoldeten Buchstaben auf dem Baldachin eines Altars, dessen kannelirte Säulen ganz im Geschmack des 17. Jahrhunderts sind. Sie ist lateinisch und lautet: „Jesus, Heiland der Menschen."

Diese Kapelle ist von dem einst vielgenannten griechischen Abenteurer Constantin Phaulcon, welcher zur Zeit Ludwigs XIV. von Frankreich eine große Rolle spielte. Er hatte sich in Siam zum Minister aufgeschwungen und einen diplomatischen Verkehr angeregt, durch welchen die bekannte Maitresse, Frau von Maintenon, dem alternden und frömmelnden Wüstling Ludwig einen pikanten Zeitvertreib verschaffen wollte. Europa sollte davon reden, daß selbst das entfernte Asien dem alten Sünder huldige, und dieser letztere spekulirte darauf, daß ihm in jener Welt sein allerdings unendlich langes Sündenregister gestrichen werden würde, wenn er die Siamesen bekehren könne. Seine Spekulation schlug aber fehl. Zwar schickte der siamesische Herrscher eine Gesandtschaft nach Paris, aber auch einen Brief, in welchem er Folgendes sagt:

„Ich muß mich sehr wundern, daß mein guter Freund, der König von Frankreich, sich so stark für eine Angelegenheit interessirt, die Gott allein angeht, wofür sich aber Gott selbst nicht interessirt, sondern es dabei unserm Gutdünken anheimstellt. Denn dieser wahre Gott, welcher den Himmel und die Erde und alle Kreaturen, die wir sehen, geschaffen, auch ihnen so verschiedene Naturen und Anlagen gegeben hat, könnte der nicht, wenn er gewollt hätte, indem er den Menschen Körper und Seelen von ähnlicher Art gab, ihnen auch einflößen eine Gleichheit der Gesinnung in Bezug auf die Religion, welcher sie folgen sollen, und der Verehrung, welche am geeignetsten für sie ist, und könnte er nicht auf solche Weise unter allen Völkern der Welt dieselben religiösen Gesetze feststellen?" (Die Religion des Buddha und ihre Entstehung, von Carl Friedrich Köppen. Berlin 1857. S. 467.)

Mit einem, wie man heutzutage sich vielleicht ausdrücken würde, „rationalistisch-verstockten, vernunfttollen" Monarchen konnte freilich der frömmelnde Sünder von Versailles nichts anfangen.

Jener Constantin Phaulcon erhielt zwar nicht die Seele des siamesischen Königs, wohl aber für Frankreich die Abtretung der Städte Bangkok und Mergui. Das ganze Treiben des offenbar genialen Abenteurers, welcher abendländische Civilisation französischer Art auf den siamesischen Stamm pfropfen wollte, erregte aber in hohem Grade das Mißvergnügen der alteonservativen Partei, die ihn aus dem Wege räumte. Die Trümmer seines im Styl der versailler Bauwerke errichteten Palastes werden längst von Gestrüpp überwuchert.

Doch wir wenden uns wieder zu Mouhot. Von Petschaburi aufwärts, so schreibt er, begegneten mir auf meiner Wasserfahrt viele Talapoinen, manche in kleinen Nachen, andere in jenen großen, stattlichen, mit einem Dach überspannten Barken, welche man in Siam als Ballons bezeichnet. Diese Fahrzeuge wollten nach Ajuthia, wo eine große Wasserprozession stattfinden sollte. Eine solche wird alljährlich veranstaltet, wenn der Fluß seinen höchsten Wasserstand erreicht hat. Die Priester begeben sich dann mit großem Pomp an die Spitze des Menamdeltas und bedeuten den Strom, daß er nun hoch genug angewachsen sei; er habe von nun an wieder abzufallen und die Ueberschwemmung einzustellen.

Die heiligen Männer singen bei dieser Gelegenheit außerordentlich viel und nehmen auch Beschwörungen vor, deren Kraft und Wirksamkeit keine Menschenseele in Zweifel ziehen kann, denn es trifft sich allemal, daß nach denselben über kurz oder lang der Strom fällt, und daran sind doch gewiß nur diese Beschwörungen schuld!

Die Talapoinen wenden dieselbe Mittel gegen alles Mißgeschick an, das natürliche Ursachen hat, z. B. langanhaltende Dürre, gegen zu vielen Regen, Heuschreckenfraß und Seuchen. Als die, wahrscheinlich von Java her eingeschleppte Cholera zum ersten Mal erschien, faßten sie den sinnreichen Plan, das Ungeheuer, welches von der See hergekommen, auch wieder ins Meer zu werfen. Sie fuhren in breiten und geschlossenen Schiffslinien auf den Stromarmen hinunter, welche von Bangkok bis ans Meer gehen, sangen unaufhörlich und schlenderten gräßliche Flüche gegen die böse Krankheit. Freilich mehr als die Hälfte wurde während der nur acht Meilen langen Fahrt hinweggerafft. Aber die Flüche und Gesänge galten trotzdem für wirksam, weil die Hälfte der Talapoinen am Leben blieb und die Cholera bald nachher verschwand.

In Nophabury war ich Gast eines Oberpriesters, in dessen Wohnung (siehe unser Bild) ich längere Zeit verweilte.

Die Siamesen bezeichnen ihre Priester als Phra, d. h. groß, göttlich, lichtstrahlend. Von den Europäern werden sie gewöhnlich Talapoinen genannt, nach der Talapatpalme, aus deren Blättern der Fächer bereitet wird, welchen der Phra stets in der Hand trägt. (Köppen, S. 331, sagt: Der Name ist von dem Talapot, Talapatra, Blatt der Tala, Corypha umbraculifica, welches sie statt des Sonnenschirms gebrauchen, herzuleiten.)

Wir dürfen bei der Beurtheilung dieser Geistlichkeit keinen europäischen Maßstab anlegen. Die Talapoinen bilden nicht etwa eine Kaste, denn Jedermann kann in ihre Reihen eintreten, selbst der Sklav, wenn er von seinem Herrn Erlaubniß erhalten hat. Der Buddhismus kennt keinen Unterschied der Kaste. Zwar ist die letztere von Siddharta Gotama (dem Stifter, der später als Sakiamuni bezeichnet wurde) nicht direkt angegriffen worden, wohl aber mittelbar. Denn seiner Lehre zufolge konnten alle Menschen, ohne Rücksicht auf Rang und Geburt, gleich selig werden. Er verkündete die Gleichheit der Pflichten und emancipirte damit moralisch die Armen und Kleinen vom Drucke der Mächtigen und beseitigte die von den Brahminen aufgerichteten Schranken. Der Buddhismus, welcher nach 1000jährigem Kampfe in Indien unterlag, hat dann im östlichen und nördlichen Asien eine Menge fremdartiger Zuthaten erhalten und ist vielfach durch abergläubige Beimischungen verunstaltet worden, aber er hat doch die Völker vielfach gesittigt und etwa 400 Millionen Menschen vor Verknöcherung bewahrt.

Die Talapoinen bilden nicht etwa eine regelmäßige Geistlichkeit, aber sie spielen eine Rolle bei allen wichtigen Vorgängen im Leben der Familien, z. B. nach Geburten, beim Scheeren des Haarschopfes, Heiraten und Leichenbegängnissen. Dabei üben sie allerlei religiöse Gebräuche aus, aber nur ihretwegen, nicht anderer Menschen halber. Das Verdienstliche, das in solchen Ceremonien liegt, kommt lediglich ihnen zu statten. So sind sie zwar

eine Art von Seelenhütern und haben wohl ein Publikum, aber keine Gemeinde.

Das Publikum ist freigebig gegen sie und bezeigt ihnen Hochachtung, bewilligt ihnen manche Vorrechte und gibt ihnen sehr schmeichelhafte Titel. Die geringen Leute werfen sich, manchmal selbst auf offener Straße, vor ihnen nieder und erheben die Hände bis an die Stirn; von den Mandarinen und selbst von den Prinzen werden sie mit zwei Händen begrüßt, und wenn der König ihnen den Gruß nur mit einer Hand spendet, so dürfen sie sich doch neben ihm niedersetzen. Er vertheilt an jedem Tag Almosen an ein paar hundert Talapoinen, und die Angehörigen des Palastes folgen diesem Beispiele, namentlich geschieht das von Seiten der Frauen.

Und dergleichen mehr. Aber trotzdem hängen gerade die Frauen sehr stark an den Talapoinen. Die aus ärmeren Familien setzen sich am Morgen vor ihre Hausthür und erwarten den Bettelmönch von der nächsten Pagode, der ein Almosen erhält; gewiß allemal das beste Stück, etwa Fleisch, oder auch Reis, wandert in den Kessel, welchen er mit sich führt. Die Frauen lassen es sich nicht nehmen, allmonatlich ein paar Mal Blumen zum Götzenbild in die Pagode zu tragen; sie bringen aber, je nach ihrem Vermögen, allerlei Geschenke dar und rufen in das ihnen doch unverständliche geistliche Gemurmel des Priesters häufig ein Satu! Satu! was etwa so viel bedeuten will als unser Bravo.

Eine vornehme Frau in Europa veranstaltet Bälle,

Die Wohnung des Obertalapoinen zu Nophabury in Siam. (Zeichnung von Thérond, nach einer Photographie.)

Unter den 127 zum Theil sehr strengen Regeln, welche der Talapoine befolgen soll, schärfen Manche das Verhalten gegen die Frauen ein:

Du sollst keine Frau ansehen.

Du sollst weder im Wachen noch im Schlaf an eine Frau denken.

Du sollst das Wort nicht allein an Frauen richten.

Du sollst keine Gabe aus der Hand einer Frau annehmen.

Berühre die Kleider einer Frau nicht, auch nicht einmal jene eines Mädchens in der Wiege.

Setze Dich nicht auf eine Matte, auf welcher eine Frau Platz genommen hat.

Steig in keine Barke, in welcher eine Frau gesessen hat.

um ihrer Gesellschaft ein Vergnügen zu machen; die Siamesin von Rang und Stand läßt zu demselben Zweck von einigen Talapoinen Predigten halten. Zu diesem Behufe schmückt sie ihre Salons und stellt in dem großen Empfangszimmer mit möglichstem Prunk alle die Geschenke aus, welche sie den hochwürdigen Herren Talapoinen für ihre Bemühungen zugedacht hat. Dahin gehören Broncesschalen, werthvolle Urnen mit Gold- und Silbermünzen, gelbe Seiden- und Baumwollenzeuge, Arekanüsse, Betelblätter, Tabak, Thee, Kandiszucker, Wachskerzen, Reis, allerlei Eßwaaren und noch viele andere Gegenstände.

Man sieht, der Talapoine macht gute Geschäfte, er hat aber außerdem manche Privilegien. Jeder Phra ist von allen Abgaben befreit, erlegt keinerlei Zoll und braucht nicht Soldat zu werden. Viele sind Schleichhändler und

treiben den Schmuggel mit der größten Frechheit; kein Zollbeamter darf sie untersuchen, und unter ihren weiten gelben Röcken hat viel verbotene Waare Platz. Zwar lauten die Paragraphen 30 und 31 ihrer Regel: „Du sollst keinen Handel treiben und darfst eben so wenig etwas kaufen als verkaufen", aber diese Vorschriften werden umgangen.

Auch an geistlichen Accidenzien fehlt es nicht, und namentlich fallen jene bei Begräbnissen und beim Scheeren des Hauptthaares gewöhnlich sehr gut aus. Das letztere, bei welchem ein Haarbüschel stehen bleibt, bedeutet für den jungen Siamesen etwa eben so viel, wie bei einem Knaben im christlichen Europa die Confirmation, oder wie bei einem Römer des Alterthums die Annahme der Toga virilis. Ferner kann der Phra erben, testiren und Güter erwerben und ist dabei nicht den für alle anderen Siamesen gültigen Gesetzen unterstellt.

So befinden sich diese „Bettelbrüder" in einer ungemein günstigen Lage, und es kann uns nicht Wunder nehmen, daß ihr Orden mehr als einmalhunderttausend wohlgenährte Angehörige allein in Siam zählt. Dazu kommen noch tausende von Vicaren, Provinzialdirektoren, Legaten, Prioren und gefürsteten Aebten, oder, nach siamesischen Bezeichnungen respektive: Schao Khym Saun, Schao Khun Balat, Raxa Khana, Somdet Schao und Sang Karat.

Das Volk ehrt die Menschen, welche das gelbe Kleid, das Abzeichen des Priesters, tragen, besonders auch darum, weil es glaubt, daß die Verdienste, welche diese Männer erwerben, den Seelen der Vorfahren zu Gute kämen. Deßhalb schon hat jeder Vater den Wunsch, daß sein Sohn in die heilige Genossenschaft eintreten möge, wenn auch nur für einige Zeit. Die Sache hat auch gar keine Schwierigkeiten, denn Jeder kann aufgenommen werden, wenn er sich, wo möglich mit einem recht zahlreichen Gefolge von Verwandten, Freunden und Musikanten, zum Tempel begibt und sich dort bei dem geistlichen Collegium meldet, welches über die Aufnahme zu bestimmen hat. Die Hauptsache ist, daß er einen weißen Rock trage und so viele Opfergaben als irgend möglich spende. Nachdem er die letzteren dargebracht, hat er feierlich zu erklären, daß er niemals an Aussatz oder Wahnsinn gelitten, daß kein Zauberer ihn behext, daß er keine Schulden gemacht und daß er die Einwilligung seiner Aeltern habe. Ferner muß er bekräftigen, er sei über 20 Jahr alt, habe Hüftenschurz (Languti), Gürtel, Rock und Schärpe von gelber Farbe und besitze einen Kesseltopf aus geschmiedetem Eisen. Nachdem der Ordensrath die Versicherungen mit Wohlgeneigen angehört hat, liest er dem jungen Manne die Ordensregel vor, und so wird der bisherige Laie im Handumdrehen ein Phra, und das muß er zum allermindesten drei Monate lang bleiben. Nach Ablauf derselben steht es ihm frei, wieder ins weltliche Leben und Treiben zurückzutreten, auch kann er heiraten. Hat er doch nun seine Pflichten gegen die Vorfahren seiner Familie erfüllt.

Auch unter den Talapoinen, welche das Mönchsleben zu ihrer Profession gemacht haben, sind sehr wenige, die allezeit im Kloster bleiben. Gewöhnlich verweilen sie nur während der Regenzeit in demselben, und diese dauert drei bis vier Monate. Die übrige Zeit des Jahres schwärmen sie weit und breit im Land umher und bekümmern sich, den strengen Geboten ihrer Regel zum Trotz, weit mehr um weltliche Dinge, als um himmlische Angelegenheiten.

Es ist ein großer Uebelstand, daß vermöge der siamesischen Landesgesetze diesen Talapoinen der Unterricht der männlichen Jugend anvertraut ist. Ein junger Mensch bedarf bei diesen Mönchen eines sieben- bis achtjährigen Unterrichts, um ordentlich lesen und schreiben zu lernen. —

So weit Mouhot. Wir fügen seinen Bemerkungen Einiges aus dem werthvollen Buche des vortrefflichen Bischofs Paillegoix (Description du Royaume Thaï ou Siam, Paris 1854. II, S. 23 ff.) hinzu; er hat ein besonderes Kapitel über die Talapoinen.

Die Klöster stehen unter der Leitung eines Schâowat, d. h. Abtes. Auf dem platten Land enthält ein Kloster selten mehr als 10 bis 12, aber in der Hauptstadt von 100 Mönchen bis zu 600. In Bangkok allein zählt man mehr als 10,000.

Der Talapoine muß Kopf und Augenbrauen scheeren und den großen Bettelkessel in einem Quersack tragen. Auch soll er vor den Augen einen Fächer aus Palmenblättern halten (siehe weiter oben), damit er nicht über vier Ellen weit vor sich hinblicke. Bei der Aufnahme findet oft großes Gepränge statt, wobei der Barke des jungen Mannes viele andere folgen. Im Aufnahmesaal sitzen 12 Phra's, und ein dreizehnter, welcher mit der Ordination beauftragt ist, heißt Upara. Er sitzt auf einem Teppich; seine Collegen sitzen je sechs und sechs zur Rechten und Linken. Der Candidat wird von einem Lector vorgestellt, rutscht auf den Knien heran, grüßt drei Mal, erhebt die Hände bis zur Stirn und spricht: „Ehrwürdiger Präsident, ich erkenne Dich für meinen Upara" (d. h. der ordinirt). Dann muß er 12 Ellen weit zurückkriechen und die oben schon erwähnten Versicherungen geben. Zu diesen gehört außerdem noch die Bekräftigung, daß er männlichen Geschlechtes sei.

In früheren Zeiten konnten die Leute, welche einmal Talapoinen waren, nicht ins weltliche Leben zurücktreten, sondern mußten den gelben Rock bis zur Todesstunde tragen. Er muß vor dem Sterben abgelegt werden, denn es würde ein mit Höllenqualen zu bestrafendes Verbrechen sein, ihn anzubehalten, wenn man stirbt.

Die Talapoinen haben übrigens eine Art von Hierarchie, an welcher sie streng halten. Die höchste Würde bekleidet der Sangkharat, d. h. König der Cönobiten; er wird vom Landesherrscher ernannt und hat eigentlich die oberste Gerichtsbarkeit über alle Talapoinen und Pagoden im Lande, übt aber dieselbe nicht aus, sondern beschränkt sich darauf, dann und wann Berichte über geistliche Angelegenheiten an den König abzustatten und bei Versammlungen der Tempelvorsteher als Präsident mitzuwirken. Die Aebte der königlichen Klöster führen den Titel Somdet schao und Raxakana, d. h. Fürsten der Talapoinen; auch sie werden vom König ernannt, denn er ist Oberhaupt der Religion. Jeder Abt hat in seinem Kloster einen Großviear und einen Obersecretär. Unter den gewöhnlichen Talapoinen stehen noch die Neu und Samaneu, Schüler, die noch nicht 20 Jahr alt sind, gleichsam Novizen; sie dürfen den gelben Rock tragen. Sie sind nur an acht Gebote gebunden, unter denen auch folgende drei: Vom Mittag bis zu Sonnenaufgang des folgenden Tages keine Speise genießen; — nicht auf Blumen riechen und keine wohlriechenden Blumen an sich tragen; — sich auf keine Matratzen oder Stühle setzen, welche über 12 Zoll hoch sind.

Der gesammte Orden der höheren Talapoinen steht unter der Aufsicht eines Prinzen, der vom König ernannt wird und darüber wacht, daß sie sich gut betragen. Wer sich unangemessen aufführt, wird durch die Sangkhari, Commissarien des Prinzen, vor den letztern geführt, des gelben Rockes entkleidet und, je nachdem das Vergehen ist, tüchtig ausgepeitscht oder ins Gefängniß geworfen.

Während der Regenzeit muß jeder Talapoine in seinem eigenen Kloster wohnen; nachher kann er, wie schon oben bemerkt wurde, ein freies Leben führen, in jedem beliebigen Kloster vorsprechen oder reisen, wohin er will. So kommt es, daß man überall vagabundirende Mönche trifft; manche sammeln Pflanzen und arzneikräftige Wurzeln, oder suchen nach Gold und Silber. Viele geben sich mit Alchymie und Medikasterei ab, wiewohl das durch die Ordensregeln streng verboten ist.

Im Kloster wird die Glocke geläutet oder die Trommel gerührt, sobald der Hahn gekräht hat. Dann stehen die Talapoinen auf und der Reis wird gekocht. Die Luksit, d. h. Novizen, Schüler, müssen die Barken in Ordnung bringen. Nachdem die Mönche ein Bad genommen, versammeln sie sich und sprechen Gebete in der Palisprache, dann rudern sie fort, halten bei den Häusern an und reichen den Frauen ihre Kessel hin, die mit Reis, Gemüse, Fischen, Obst und Kuchen gefüllt werden. Nach vollendeter Bettelfahrt speisen sie im Kloster, rauchen Tabak, trinken Thee und vertreiben sich die Zeit nach Belieben, erhalten Besuch, lesen auch wohl ein Bischen. Von Mittag an müssen sie bis zum nächsten Morgen fasten, aber dadurch ist der Genuß von acht Gegenständen, z. B. Kokosmilch, Thee mit Zucker, Palmenzucker und dergleichen mehr nicht ausgeschlossen. Während der Regenzeit findet der große Gottesdienst um Mitternacht statt.

Die Regel der Talapoinen ist in den Büchern Phra Vinaï enthalten und auch in einem besondern Buche, dem Patimôk, kurz zusammengefaßt. Sie ist aber so streng und geht so sehr ins Kleinliche, daß es dem Phra ganz unmöglich ist, sie genau zu befolgen, obwohl Buddha selber sie vorschreibt. Wir wollen einige Gebote mittheilen.

Ihr sollt kein Thier tödten oder schlagen. — Nehmt nicht an euch, was einem Andern gehört. — Meidet die fleischlichen Lüste. — Seid nicht eitel eurer Heiligkeit wegen. — Bestellt den Acker nicht; ihr könntet dabei einen Wurm oder ein Insekt tödten. — Beschneidet die Bäume nicht, denn es ist Leben in ihnen. — Trinkt keine destillirte Flüssigkeit, keinen Wein, überhaupt kein berauschendes Getränk.

Weiter: Seht keine Komödien an, hört keine Concertmusik. — Enthaltet euch der Wohlgerüche. — Rührt niemals Gold- oder Silbergeld an. — Sprecht nicht über leichtfertige Dinge. — Tragt keine Blumen in den Ohren. — Ihr sollt nur durch ein Tuch trinken, damit ihr keine Thierchen zu euch nehmt. — Ihr sollt von Laien nichts borgen. — Messer, Lanzen, Schwert oder irgend eine Waffe sollt ihr nicht bei euch haben. — Ihr dürft nicht zu viel essen, nicht länger schlafen als nöthig ist, auch keine Liebeslieder singen, keine musikalischen Instrumente spielen, auch nicht würfeln oder Schach spielen. — Wenn ihr geht, sollt ihr nicht mit den Armen schlenkern. — Kein Feuer mit Holz anmachen, weil in diesem ein Insekt sitzen könnte.

Ihr sollt lediglich von Almosen, nicht von eurer Hände Arbeit leben. — Keiner schwangern Frau Arznei geben, denn das Kind könnte davon sterben. — Kein Weib ansehen. — Keinen Schnitt am Leibe machen, der Blut nach sich zieht. — Nicht kaufen oder verkaufen. — Beim Essen nicht schmatzen. — Alle 14 Tage Kopf und Augenbrauen mit einem kupfernen Messer scheeren. — Beim Sitzen die Beine nicht ausstrecken, sondern über einander schlagen. — Nicht mehr als ein Kleid haben. — Ihr sollt Kinder nicht liebkosen. — Weder Enten noch Hühner, Kühe, Büffel, Elephanten, Pferde, Schweine, Hunde oder Katzen füttern.

Von Niemand übel reden. — Wenn ihr Morgens aufsteht, muß es so hell sein, daß ihr die Adern auf euern Händen zu erkennen vermögt. — Nicht auf einer Stute oder auf einer Elephantin reiten. — Keine Frau, nicht einmal ein kleines Mädchen anrühren. — Keinen Reis kochen, denn es ist Lebenskeim darin. — Weder Erde, noch Wind, Wasser oder Feuer verfluchen. — Den Körper an nichts, gleichviel was es auch sei, reiben. — Keine Schuhe tragen, durch welche die Ferse bedeckt werden. — Nichts essen, was Leben in sich hat, nicht einmal Gemüse und Körner, welche noch keimen können. — Wenn Du etwas gegessen hast, darfst Du nicht sagen: das schmeckt gut oder nicht gut. — Beim Essen sollst Du mit Niemand sprechen. — Du sollst kein Fleisch vom Menschen, Elephanten, Pferde, Tiger, Krokodil, Hund, von der Katze oder von den Schlangen genießen. — Wenn Du Almosen sammelst oder auf der Straße gehst, darfst Du nicht husten, um die Aufmerksamkeit der Menschen auf Dich zu lenken. — Beim Gehen sollst du den Kopf nicht hin und her bewegen. — Du sollst deinen Kessel ordentlich rein waschen. — Wenn Du Almosen einsammelst, darfst Du Niemand grüßen.

Man sieht, daß manche dieser Verhaltungsregeln gar nicht befolgt werden können, deßhalb machen sich denn auch die Phra's kein Gewissen daraus, sie zu übertreten. Aber wir wollen nicht verschweigen, daß in den heiligen Büchern auch viele herrliche Wahrheiten enthalten sind. Vor allen Dingen wird die Nächstenliebe eingeschärft.

Manche Talapoinen bemühen sich, die obigen Regeln so streng als irgend möglich zu beobachten und essen z. B. nur Gemüse, Erbsen und Bohnen, beten einen Rosenkranz ab, der nicht weniger als 800 Kugeln zählt und gehen immer mit zur Erde gesenktem Blicke. Aber die Mehrzahl treibt sich müssig umher, ist eitel, hochmüthig, gefräßig und liederlich.

In der Nähe der Pagoden halten sich gewöhnlich Nang xi auf, Wittwen, die eben nichts Besseres anzufangen wissen, als sich dem Dienste der Phra's zu weihen. Der Abt des Klosters gibt ihnen ein weißes Kleid und damit das Recht, Almosen einzusammeln. Wer von ihnen sich schlecht aufführt, wird zu seinen Verwandten zurückgebracht und dort gezüchtigt. Diese Halbnonnen müssen einen Rosenkranz abbeten und sich dabei den Rücken zuwenden. Es gibt auch Männer, welche sich in ähnlicher Weise wie die Nang xi dem Pagodendienste widmen und das weiße Kleid tragen; sie heißen Ta then und ihre Hauptobliegenheit ist, die Pagode, das Kloster und den zu diesem gehörigen Platz rein zu fegen. A.

Die Schlangenverehrung bei verschiedenen Völkern.

Adolf Bastian hat in seinem ausgezeichneten Werke: „Politische Psychologie“, Leipzig 1860, ein mehr als 200 Seiten langes Kapitel über die „Religiösen Bedürfnisse“; er handelt insbesondere auch über das „Heilige in der Natur“. Von Interesse ist der Nachweis, daß es vorzugsweise der Rassen- und der nationale Charakter ist, welcher die Auffassung und die Formen der Religion modelt. Irgend ein religiöses Bedürfniß hat eigentlich ein jeder Mensch, denn Alle fühlen und begreifen, daß wir von höheren Naturmächten abhängen. Schon Cicero sagt, daß unter den Thieren allein der Mensch einen Gottesbegriff kenne; richtig aber bleibt, daß viele wilde Völker von dem, was wir Gott nennen, keine Vorstellung haben, wohl aber eine böse Naturkraft fürchten.

Das nicht mit Vernunft, sondern nur mit Instinkt begabte Thier hat keine Religion; eine buddhistische Sage, welche Klaproth aus der mongolischen Uebersetzung eines tibetanischen Werkes mitgetheilt, will freilich wissen, daß man auch Thiere bekehren könne. Als (so lautet dieselbe) die wahre Religion Schakiamunis in ganz Indien und bis zu den entferntesten Barbaren verbreitet worden war, fand das Oberhaupt des buddhistischen Glaubens, daß in der Menschenwelt nichts mehr zu bekehren übrig war. Da beschloß er, dem großen Stamme der Jaktscha-Affen die Religion einzupflanzen und sie zur Ausübung der frommen Bräuche anzuhalten. Zu diesem Zwecke schickte er Missionäre aus, an deren Spitze ein frommer Mann stand, in welchem der heilige Komtschim Botitaso Fleisch geworden war. Sein Werk gelang vollständig, denn er bekehrte eine wunderbar große Zahl Affen zum indischen Glauben.

Boudin (im Bulletin der pariser anthropologischen Gesellschaft, 1864, S. 488) stellt folgende Sätze auf: „Die Religion, als solche, ist von all und jedem ethnischen Einfluß unabhängig, denn Völker einer und derselben Rasse bekennen sich zu sehr verschiedenen Kulten, während Nationen, die sehr verschiedenen Rassen angehören, einerlei Kultus haben.“ So allgemein hingestellt trifft aber, meinen wir, der Satz nicht zu, auch sind Religion und Kultus nicht eines und dasselbe. Viele Indianer, in Mexiko, Peru ꝛc. sind zwar dem Namen nach Christen, aber im Wesen sind sie stets Heiden geblieben und hängen mehr oder weniger offen ihrem, sehr mannigfach gestalteten, Kultus an. Auch einen zweiten Satz können wir nicht ohne Weiteres unterschreiben: „Die Civilisation der Völker bestimmt nicht die Wahl der Religion, sie ist im Gegentheil eine Folge dieser Wahl; d. h. die Religion erzeugt Civilisation oder Barbarei und ist nicht ein Erzeugniß derselben.“ Dagegen sprechen hunderte von Thatsachen und Wahrnehmungen, wir können aber jetzt auf diese Frage nicht näher eingehen, weil es uns darauf ankommt, Mittheilungen über die Schlangenverehrung zu geben.

Dieser Kultus war schon im Alterthum weit verbreitet: in Aegypten, Indien, Persien, bei den Phöniciern, Griechen und Römern, er spielte im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung eine große Rolle bei den Ophiten; die Entdecker und Eroberer fanden ihn bei den amerikanischen Völkern; er lebt heute noch in Asien, Amerika, Oceanien und in einem großen Theil von Afrika. Er gilt bei den Negern in Neuorleans, auf Haïti und Jamaica.

Im Alterthum war er so weit gang und gebe, daß man die Tempel als Drakonia bezeichnete, als Haus der Schlange. Der Prophet Daniel meldet, daß in Babylon eine große Schlange verehrt wurde; sie war lebendig, wie die in Aegypten und vom Epidaurus auch, welche letztere für eine Art von Verkörperung des Gottes Aeskulap galt. Dieser Kultus geht durch alle Jahrhunderte, wir finden ihn bei allen Rassen und in allen Klimaten, und ihm liegen allerdings allgemein menschliche Vorstellungen, nicht besondere ethnische Anschauungen zu Grunde.

In keinem andern Lande, so sagt Philarchus, wurde die Schlange inbrünstiger verehrt, als in Aegypten, wo man ihr die größte Gastfreundschaft bewies. Zu Meteli bewohnte sie, nach Aelian, einen besondern Thurm, und man erwies ihr göttliche Ehren; sie hatte ihre eigenen Priester und Diener, einen besondern Tisch und eine Trinkschale, in welche täglich Honigwasser mit Mehl gethan wurde. Clemens von Alexandria erzählt, daß in den prächtigen Tempeln ein Priester feierliche Lobgesänge in ägyptischer Sprache anstimme und den Eintretenden an einen Vorhang führe, hinter welchem der Gott sich befinde. „Er hebt den Vorhang auf und was sieht man? Eine Katze, ein Krokodil oder eine Schlange! Vor uns liegt der Gott der Aegypter, eine scheußliche Bestie, die sich auf purpurnem Teppich wälzt.“

Wir können beifügen, daß noch heute im mohammedanischen Aegypten die Schlange eine Rolle spielt. Jedes Quartier in Kairo hat eine solche als Schutzgeist. In Akhmin, Oberägypten, sah der Reisende Lucas die heilige Schlange Haridi, in welche die Seele eines frommen Derwisches gefahren war; sie wurde hoch verehrt, und wenn sie in Stücke geschnitten und mit einem Topfe bedeckt ward, lebte sie immer wieder auf. (Bastian, S. 202.)

Die Sagen der Inder unterscheiden zwischen guten Schlangen, welche die Gestalt der Seraphim haben, und den bösen, welche der Menschen Feinde sind. Alljährlich wird an einem Punkte, der Dschubra Manniah heißt und östlich von Maïssur liegt, im Dezember ein großes Fest gefeiert, und tausende von Pilgern wallfahrten zu dem Tempel, in welchem von den Brahminen viele Schlangen unterhalten und gefüttert werden. In vielen Gegenden bringen die Hindus einer giftigen Schlangenart Milch, Honig und Bananen vor ihre Höhlen, und die Gärtner bei Bombay verehren Schlangen als Schutzgeister. Der Missionär More war Augenzeuge bei dem großen Jahresfest zu Ehren der Göttin Kali, bei dem sogenannten Feste der Buße. Viele Leute hatten sich einen spitzen Nagel durch die Zunge gestochen, andere hatten sich Löcher in Weichen und Schultern gemacht und eine Schlange hindurch gesteckt, welche sich um den Körper wand.

Bei den Griechen genoß nur ein einziges Thier göttliche Verehrung, die Schlange. Sie hatte viele Tempel. In jenen des Zeus waren, nach Herodot, Schlangen begraben, auch im Keller eines jeden ägyptischen Tempels befand sich eine solche. Zu Ehren der Athene wurde eine Schlange auf der Akropolis gefüttert, und als sie beim Heranzuge der Perser nicht mehr fraß, wurde die Stadt verlassen. Die Epiroten weissagten aus der Art und Weise, wie die heilige Schlange fraß. Berühmt war besonders der

Tempel zu Epidauros in der Landschaft Argolis, wo die Schlange den Aeskulap repräsentirte. Kaiser Hadrian ließ in Athen einen Tempel bauen, in welchem eine große, aus Indien hergebrachte Schlange die Gottheit vorstellte; auf Delos wurde der Sonnengott Helios, Apollo, in Gestalt einer Schlange verehrt. Bei den Orgien zu Ehren des Bachus waren die heulenden, Evoe rufenden Priester mit Schlangen gekrönt. „Hauptgegenstand der Baechusverehrung ist eine unter heiligen Bräuchen geweihte Schlange. Wenn man die genaue Bedeutung des Wortes Eva wissen will, so muß man es, mit einer starken Aspiration, Heva aussprechen, und das heißt weibliche Schlange." So sagt Clemens von Alexandria. Bekannt ist die Rolle, welche bei Adam und Eva die Schlange spielte.

Die Römer hatten schon in ihren frühesten Zeiten eine große heilige Schlange im geweihten Hain bei Lavinium; sie wurde von jungfräulichen Priesterinnen bedient, welche mit verbundenen Augen ihr das Futter brachten, denn ein Gott geleitete sie auf dem Wege zur Schlangenhöhle. Wenn die Schlange die ihr vorgesetzten Kuchen nicht mehr fraß, so galt das für ein Zeichen, daß die Priesterin ihre Jungfräulichkeit verloren habe, und sie wurde dann getödtet.

Diese eingeborne Schlange wurde durch eine ausländische ersetzt, als um 400 nach Erbauung der Stadt längere Zeit eine Seuche gewüthet hatte. Man befragte die sibyllinischen Bücher um Abhilfe und erfuhr, die Krankheit werde erst aufhören, wenn man den Aeskulap aus Epidauros nach Rom herübergebracht haben werde. Also schickte man Bevollmächtigte dorthin; sie holten die Schlange, die dann freiwillig das Schiff verließ und sich in ihren Tempel begab, welcher auf einer Insel der Tiber errichtet war. Und die Seuche hatte nun ein Ende.

In der Kaiserzeit war die Schlange überall, in den Tempeln der Götter, im Putzzimmer der Damen, im Kabinet der Kaiser. Tiberius hatte als Schutzgeist eine Schlange, die er überall mit hin nahm und mit eigener Hand fütterte. Als er grollend und schmollend auf der Insel Capri verweilte, beschloß er einstmals, Rom wieder zu sehen. Ein paar Meilen von der Stadt wollte er seine Schlange füttern, sie war aber von Ameisen aufgefressen worden. Das nahm er für eine unglückliche Vorbedeutung und kehrte sofort nach Capri zurück. — Nero hatte eine Schlange zum Schutzgeist und trug eine Schlangenhaut um den Arm; auch Heliogabalus hielt ägyptische Schlangen als Hausgötter.

Die Gegend von Ting haï in China litt unter anhaltender Dürre. Da beschloß man, den Drachen durch die Straßen zu tragen und ihn feierlich zu bitten, daß er Regen schicken möge. So geschah es; etwa 50 bis 60 Männer schleppten eine gewaltige Schlange.

Bei den Fidschi-Insulanern ist die Ndengeï-Schlange höchste Gottheit. Die Langobarden hatten neben dem Bienenkultus auch Schlangenverehrung.

Auch in Amerika ist, wie schon bemerkt, der Schlangenkultus sehr verbreitet. Alles darauf Bezügliche hat E. G. Squier in seinem Serpent Symbol and the worship of the reciprocal principles of Nature, Neuyork 1851, S. 254, zusammengestellt; wir können aber hier auf das Symbolische nicht näher eingehen. In J. G. Müller's Geschichte der amerikanischen Urreligionen, Basel 1853, sind an vielen Orten Notizen über den Schlangenkultus zerstreut.

Hnitzilopochtli, der oberste Gott der Mexikaner, saß auf einem großen Steinwürfel, aus allen Ecken desselben kam eine monströse Schlange hervor; das Gesicht des Gottes war mit einer Maske bedeckt, und an dieser hing gleichfalls eine Schlange. Der Tempel des Quetzalcohuatl war rund, den Eingang zu demselben bildete ein fürchterlicher Schlangenrachen. An einem andern ihm geweihten Tempel waren kolossale Schlangenbilder an den Rampen der Haupttreppe angebracht; jede hielt in ihrem Rachen einen mit dem Diadem gezierten Kopf Quetzalcohuatls. In den religiösen Sagen der Mexikaner wird das erste Weib als „Mutter unseres Fleisches" bezeichnet, und als Figur stellte man sie immer in Verbindung mit einer großen Schlange vor. Sie wurde als Cihua-cohuatl, d. h. Schlangenfrau, bezeichnet.

In der rohesten Form und ohne höhere Symbolik finden wir den Schlangenkultus bei den Negern, vor Allem an der Sklavenküste, z. B. in Whaïdah (Whyda). Wir haben darüber schon aus früheren Jahrhunderten Berichte. Die Schlangenart, welche vorzugsweise verehrt wird, ist nicht giftig, geht gern in die Häuser, läßt sich anfassen und greift gern eine kleine schwarze und sehr giftige Schlange an. So wird sie eine Wohlthat für die Menschen. Die Neger von Whaïdah glauben, sie stamme aus dem Innern von einer großen Mutterschlange ab, die Jahrhunderte alt werde und ungeheuer lang sei. Diese Schlangenmutter war einst Göttin des Volks von Ardrah gewesen; diese Leute machten sich aber ihres Schutzes unwürdig, und deßhalb übertrug die Schlange denselben auf jene in Whaïdah, in deren Lager sie während einer Schlacht überging. Da nahm ein Fetischpriester sie auf den Arm und zeigte sie den Kriegern, welche alle niederfielen und ihr für den Sieg dankten. Sie wurde unter großen Feierlichkeiten in einen neuerbauten Tempel gebracht, und man weihete ihr junge Mädchen als Priesterinnen. Von nun an war sie Schutzgöttin über Handel, Ernte, Jahreszeiten, Vieh, Krieg und alles öffentliche Leben; man opferte ihr Baumwollen- und Seidenzeug, Fässer mit Branntwein, ganze Viehheerden, und die Priester standen sich gut dabei. Nur sie allein, außer den geweiheten Mädchen, durften den Tempel betreten, von welchem sogar der König ausgeschlossen war. Sie hat eine zahlreiche Nachkommenschaft gehabt.

Einst wollte ein Portugiese solch eine Schlange mit nach Brasilien nehmen; er that sie heimlich in eine Kiste, als er aber mit derselben an Bord seines Schiffes fahren wollte, schlug das Boot um, obwohl das Meer ganz ruhig war, und der Portugiese ertrank, während seine schwarzen Ruderer ans Land zurückschifften. Dort öffneten sie die Kiste, in welcher sie werthvolle Habe vermutheten, aber zu ihrem Erstaunen kroch eine Schlange hervor. Darüber entstand große Aufregung; das schwarze Volk wurde wüthend, wollte alle Portugiesen ermorden und plünderte ihre Magazine. Einst fraß das Schwein eines Holländers eine Schlange auf, und zur Sühne wurden alle Schweine getödtet, welcher die Neger habhaft werden konnten. Sie bauen an sehr vielen Stellen kleine tempelartige Gebäude, in welchen die Schlangen unter Aufsicht einer alten Priesterin Obdach finden. Alljährlich wird ein großes Fest veranstaltet, bei welchem der oberste Fetischpriester den König und die Königin Mutter geleitet; dabei wird viel Musik gemacht. Die Würde des Oberpriesters, der in sehr vertraulichem Verkehr mit der Gottheit lebt, ist erblich, und die Priester bilden eine Art von Kaste; man erkennt sie an den Narben, welche sie auf der Haut haben. Einmal im Jahre laufen die alten Priesterinnen von Sonnenuntergang bis Mitternacht umher, mit Keulen bewaffnet und wild wie Bacchantinnen. Alle 12jährigen Mädchen, welcher sie habhaft werden können, gehören von Rechtswegen ihnen. Sie werden in den Hütten der alten Priesterinnen eingesperrt, gut behandelt und in die heiligen Bräuche einge-

weiht. Dabei schneidet man ihnen Schlangenfiguren in die Haut und sagt nun, sie seien von der Schlange gezeichnet worden. Ueber Alles, was im Innern der Hütten vorgeht, müssen sie schweigen. In einer dunklen Nacht werden dann die „Gezeichneten" wieder zu ihren Aeltern heimgeführt und von nun haben sie allerlei Vorrechte. Nach einiger Zeit werden sie feierlich in den Tempel gebracht, um in der folgenden Nacht mit der Schlange vermählt zu werden. Von nun an sind sie eigentliche Priesterinnen. Wer die Mysterien ausplaudert, soll verbrannt werden.

Der große Schlangentempel zu Whaïdah ist in neueren Zeiten vielfach besucht und neulich (Le Tour du Monde, 1863 I.) von dem französischen Arzte Repin beschrieben worden. Er befindet sich unter einer Gruppe prächtiger Bäume. Die Wände bestehen aus gestampfter Erde, das Dach wird von geflochtenen Zweigen gebildet und ist mit Gras und Gestrüpp bedeckt. Die „Götter" haben durch die beiden einander gegenüberliegenden Thüren freien Ein- und Ausgang, und im Tempel selbst, namentlich in dem Dachgeflecht, halten sich mehr als 100 Schlangen auf. Repin betrachtete sich dieselben mit aller Muße; sie waren von drei bis zu neun Fuß lang, in der Mitte des Leibes ein wenig angeschwollen; der Kopf ist breit, platt und dreieckig, aber mit abgerundeten Winkeln. Die Farbe wechselt zwischen hellgelb und grünlichgelb. Einige ringelten sich an Baumstämmen, welche den Wänden entlang im Tempel eingerammt worden, hinauf oder hinunter, andere hingen mit dem Schwanz im Flechtwerke des Daches, schaukelten sich mit dem Körper hin und her, schossen ihre dreizackige Zunge aus dem Rachen und ihre Augen glänzten; andere lagen zusammengerollt und schlafend und verdaueten. Der Anblick war seltsam und überraschend, aber der europäische Arzt konnte sich inmitten dieser schlüpferigen Gottheiten eines beklemmenden Gefühls nicht erwehren. Als er wieder im Freien war, athmete er frei auf, als ob er einen bösen Traum überstanden habe.

Sehr oft kriechen in den Straßen von Whaïdah heilige Schlangen umher. Dann werfen sich die Neger vor ihnen auf die Knie, nehmen sie auf den Arm, bitten das Thier um Verzeihung, daß sie sich eine solche Freiheit nehmen und tragen es in den Tempel, damit ihm ja kein Unfall zustoße. Vor ein paar Jahren schoß ein Europäer, der erst seit einigen Tagen im Lande war, auf eine solche Schlange; darüber entstand große Aufregung, und die Priester gaben sich erst zufrieden, als sie werthvolle Geschenke bekommen hatten.

Diese Priester halten sich von anderen Menschen fern, die Priesterinnen sind schon zugänglicher. Ein Missionär, welchen die Leser des Globus schon kennen, Pater Borghero, bestätigt seinerseits alle diese Angaben und bemerkt, daß der Schlangenkultus auch auf anderen Punkten der Sklavenküste im Schwange gehe, namentlich zu Großpopo. Aber dort ist kein Tempel und die Schlange von einer andern Art. Sie ist sehr gefräßig, und das gerade steigert die Verehrung ihrer Anbeter, besonders wenn sie ein Kind aufgefressen hat. Dann werfen sich die Aeltern und Verwandten eines solchen Kindes in den Staub vor der Gottheit und danken ihr für die Wohlthat und den Segen, welche über sie gekommen seien.

Der Schlangentempel in Lavinium hatte jungfräuliche Priesterinnen, wie jener in Whaïdah. Schon oben sagten wir, daß sie der Schlange vermählt werden. Repin besuchte 1863 die sechs Priesterinnen des Schlangentempels in Xani; sie trugen Hals- und Armbänder von Bernstein und Korallen, und um den Leib Seidenzeug von grellen Farben. Das waren die Gemahlinnen der Schlangen.

Der Geschichtschreiber Suetonius berichtet, daß Atia, Mutter des Kaisers Augustus, bei Nacht in den Tempel des Apollo sich tragen ließ und in ihrer Sänfte einschlief; sie wurde aber aufgeweckt, als eine Schlange an sie heran kroch, und mußte sich nachher einer Reinigung unterwerfen (quasi a concubitu mariti). Von diesem Tage an, sagt Suetonius weiter, war sie mit einer Makel bezeichnet (macula velut depicti draconis) und konnte deßhalb nicht mehr in den öffentlichen Bädern erscheinen (ut mox publicis balneis perpetuo abstinuerit). Aelian erzählt, daß ein junges Mädchen in Phrygien einen Dianatempel betreten habe, wo sich dann eine heilige Schlange ihr sehr innig anschloß. (Haliae, Sybaridis filia cum in Phrygia locum Dianae ingressa esset, draco quidam sacer conspectu praegrandis apparuit, et cum ea coïvit; unde Ophiogenae dicti primam sui generis originem trahunt.) Wir können auf einen so delicaten Punkt hier nicht näher eingehen und wollen nur bemerken, daß in den Tempeln der Alten die heiligen Schlangen zu gewissen obscönen Bräuchen abgerichtet waren, ähnlich wie noch heute in Dahomey. Böttiger hat (Sabina, oder Morgenscenen im Putzzimmer einer alten Römerin, Leipzig 1806, II., S. 188 ff.) nachgewiesen, daß solche Lieblingsthiere an der Tafel und im Bette aufgenommen wurden, das letztere „wegen ihrer kältenden Natur". Manche Damen trugen Schlangen um den Hals gewunden und hatten sonst mancherlei Kurzweil und Zeitvertreib mit ihnen. Man kann noch allerlei anderes Spiel mit diesen Lieblingsthieren ahnen. Auch im Verkehr Jupiters mit der Rhea und der Proserpina spielt die Schlange eine eigenthümliche Rolle, und als der Macedonier Alexander den Jupiter Ammon besucht hatte, gloriari non erubuit, Olympiadem matrem a dracone sub specie Jovis Ammonis compressam, ex illo se genitum fuisse.

Aus Afrika ist die Schlangenverehrung durch die Neger nach Amerika hinübergebracht worden, das ist der Vaudou (Wodu), über welchen wir im Globus schon einmal gesprochen haben. Wo die Neger in großen Massen beisammen leben und sich der Aufsicht der Weißen entziehen können, tritt mehr oder weniger stark ein Drang zum urwüchsigen Fetischismus hervor. Selbst in großen Städten ist das der Fall, obwohl seit langer Zeit, z. B. in Nordamerika, die Sklaveneinfuhr aus Afrika nicht mehr stattfindet.

So erzählt das Blatt „Orleanais", das in Neworleans erscheint, unterm 6. Juli 1850 folgende Einzelnheiten aus dieser Stadt: „Die Schlange, welche von den hiesigen Vaudou-Verehrern angebetet wird, gibt ihren Willen durch den Oberpriester und die Oberpriesterin kund. Beide sagen, daß sie ihre heiligen Eingebungen und Offenbarungen durch die Schlange erhalten; sie bezeichnen sich als König und Königin, geben den Willen der Schlange kund, schreiben den Mitgliedern des Bundes Pflichten vor, man muß ihnen gehorchen wie dem Gotte selbst. Die Versammlungen sind stets geheim, finden bei Nacht an einem abgelegenen Orte statt, und kein Uneingeweihter findet Zulaß. Jedes Mitglied legt dort Sandalen an, wickelt ein rothes Tuch um den Leib, und der Oberpriester windet ein solches, gleichsam als Diadem, um den Kopf; außerdem trägt er als Zeichen seiner Würde ein blaues Band. König und Königin stellen sich neben einem Altar auf, wo der Kasten mit der heiligen Schlange steht. Dann beginnt die Verehrung. Sie schwören dem Gott Treue und Gehorsam, indem sie den Eid erneuern; König und Königin, in ihrer Eigenschaft als „Vater und Mutter" (Papa und Mama Vaudou) halten Anreden an ihre „Kinder", preisen das Glück, welches die Schlange

Allen gewähre, die ihr treu und anhänglich sind; nur ihr allein dürfe man trauen und glauben, nur sie um Rath fragen. Dann nahen sich ihr nach einander die Leute; die Eine will einen ungetreuen Liebhaber wieder an sich ketten, ein Anderer verlangt Gesundheit oder langes Leben und dergleichen mehr. Die Aufregung in den Gemüthern steigert sich mehr und mehr. Die Königin steigt nun auf den heiligen Kasten und wird von dem Geiste des Gottes durchdrungen, welchen sie unter ihren Füßen hat; sie fängt zu zittern an, bekommt Zuckungen und gibt in solchem Zustand Orakel (Pythia — von Python, Schlange!). Sie erläßt Befehle, sagt, was jeder Einzelne thun oder lassen solle, lobt oder tadelt, beantwortet alle Fragen. Nach vollendetem Orakel stellt man die Schlange auf den Altar, und jeder legt seine Opferspenden in einen verdeckten Hut. Dann folgt wieder ein Eid; Alle schwören, lieber den Tod zu erleiden, als etwas von den Geheimnissen des Vaudou verlauten zu lassen. Endlich beginnt der Tanz; der König stellt die Neuaufzunehmenden in einen Kreis und gibt jedem derselben ein kleines Päckchen, welches allerlei Kräuter enthält. Dann erhält jeder einen leichten Schlag vermittelst eines hölzernen Stabes auf den Kopf, und der Papa-Vaudou stimmt den heiligen Gesang an. Er beginnt mit dem Ausruf: „Eh, eh, bomba, hen, hen!“ und der Chor singt mit.

Die Aufregung wird immer größer; Alle zittern und tanzen, und das nennt man Monter Vaudou. Der Einzuweihende muß so lange springen und hüpfen, bis er in Zuckungen verfällt, die aufhören, sobald der König ihn zum zweiten Male berührt. Er führt ihn zum Altar, wo der Eid geleistet werden muß, und nun tritt der König auf den Kasten. Er zuckt, theilt sein Gefühl der Königin mit, und diese überträgt dasselbe auf alle Anwesenden. Diese gebärden sich nun wie rasend und drehen sich um sich selber mit so heftiger Bewegung, daß man meinen sollte, die Glieder müßten sich ausrenken. Zwischen durch trinken sie Rum und rasen, bis sie niederfallen; Manche wüthen lange Zeit wild umher, Keiner bleibt von Nervenzuckungen verschont. Das ganze wilde Treiben beider Geschlechter artet allemal in eine fürchterliche Orgie aus.“

Auf Jamaica wird die Schlangenverehrung durch die Obiah- und die Maiall-Männer gepflegt, und die Missionäre klagen sehr, daß diese Schlangenpriester immer mehr Anhang finden. Haïti aber ist geradezu klassischer Boden für den Vaudou; die Sache selbst ist allezeit bekannt gewesen und wurde zur Zeit der Herrschaft des Kaisers Faustin Soulouque kaum geheim gehalten. Gustav d'Alaux hat vor etwa 12 Jahren in der Revue des Deux Mondes ausführliche und vollkommen wahrheitsgetreue Schilderungen gegeben.*) Der jetzige Präsident von Haïti, General Geffrard, wußte ohne Zweifel, daß der Schlangenkultus unter einem Theile der Schwarzen auf Haïti im Schwange geht; es erscheint deßhalb auffallend, daß er die Sache in Abrede stellte, als der neue Erzbischof, Cosquer, derselben erwähnte. Der Präsident bezeichnete sie, im Februar 1864, als ein „europäisches Vorurtheil“; es traf sich aber, daß schon nach ein paar Wochen ein eclatanter Beweis für das Existiren des Vaudou ans Tageslicht kam. Wir haben den Gegenstand schon einmal kurz erwähnt (Globus VI, S. 182); der Moniteur Haïtien vom 12. März 1864 bringt jedoch nähere Nachrichten, die schauderhaft, aber kennzeichnend sind.

Präsident Geffrard sah sich veranlaßt, ein Rundschreiben an die höchsten Beamten der verschiedenen Bezirke zu richten. Er sagt unter Anderm: „In Bizoton, Arrondissement Port au Prince, ist ein schauderhaftes Verbrechen begangen worden. Acht Kannibalen, vier Männer und vier Frauen, haben ein Kind abgeschlachtet, den Leichnam in Stücke zerschnitten, ihn aufgefressen und dabei die Gebräuche der Vaudou-Sekte beobachtet. Sie sind verhört und in Gegenwart einer zahllosen Menschenmenge, welche ihren Abscheu zu erkennen gab, hingerichtet worden. Solche Verbrechen müssen nicht bloß bestraft werden, es ist eine Pflicht für die Behörde, sie zu verhindern; denn es wäre eine Schande für unser Land, wenn es nicht vereinzelt bliebe.“ — Dann wird darauf hingewiesen, daß das Gesetz unerlaubte Versammlungen und nächtlichen Unfug bestrafe und „die meisten von denen, welche sich den Gebräuchen (aux pratiques, aux sortilèges, aux reunions et aux danses de la secte du Vaudou — der Präsident weiß also, daß es viele dergleichen gibt!) hingeben, fallen unter die Vorschriften des Strafgesetzes“. Wer also öffentlich oder heimlich Vaudoubräuche treibt, soll verhaftet und vor Gericht gestellt werden; die Behörden sollen alle dabei üblichen Instrumente ꝛc. wegnehmen und strenge Aufsicht führen.

Dieser Befehl des Präsidenten zeigt, daß der Vaudou nicht etwa vereinzelte Anhänger zählt; ohnehin wissen wir, daß er noch vor 10 Jahren unter Soulouque von dessen Regierung gehegt und gepflegt wurde. Ein zu Port au Prince von Mulatten redigirtes Blatt, die „Opinion nationale“, welches sich die Aufklärung der Neger zum Ziele gesetzt hat, von denen aber leider nur wenige lesen können, schildert in ihrer Nummer vom 26. März 1864 den ganzen Hergang, der im Dezember 1863 zu Bizoton dicht bei der Hauptstadt der Republik Haïti stattfand.

Ein Mann Namens Congo Pellé erhielt vom Gotte Vaudou Befehl, ihm ein Menschenopfer darzubringen; wenn er das gethan, werde Glück und Wohlstand in seine Hütte kommen. Er besprach die Sache mit seiner Schwester Jeanne Pellé und beide beschlossen, ihre eigene Nichte, die siebenjährige Claireine, Tochter der Clara Pellé, der Schlange zu opfern. Sie brachten das Kind am 27. Dezember zu einem gewissen Julien Nicolas, der mit Hülfe anderer Eingeweihten, nämlich des Floreal und Guerrier, und der Frau Beyard, ihm Arme und Beine zusammenband. So wurde Claireine in Florealś Haus gebracht und hier an einen mysteriösen Ort geschafft, welchen die Vaudouleute als Humfort bezeichnen. Dort blieb sie vier Tage; am 30. Dezember brachte man sie um 10 Uhr Abends wieder zu Congo Pellé, wo sie geopfert werden sollte.

Die Opferstunde hatte geschlagen, die „heilige Handlung“ sollte vorgenommen werden. Jeanne packte ihre Nichte an der Kehle und würgte an derselben, Floreal drückte die Weichen zusammen und Guerrier hielt die Füße. So wurde das Mädchen getödtet. Als die Leiche am Boden lag, schnitt ihr Floreal den Kopf herunter und zog die Haut vom Leibe. Dann stürzten Jeanne Pellé, Floreal, dessen Frau Neréine, Congo, Julien Nicolas und die Frauen Roséide und Bigard darüber her, fraßen das noch zuckende Fleisch und soffen das warme Blut.

Nach diesem Kannibalenschmause brachten sie Clair-

*) Ich kenne einen deutschen Kaufmann, der Jahre lang in Port au Prince gelebt hat. Ein freidenkender Mulatte machte ihm einst den Vorschlag, einer Vaudou-Verehrung beizuwohnen, bei welcher Soulouque als Papa Vaudou figuriren werde. Beide bemalten sich schwarz, der Deutsche stülpte eine wollhaarige Perücke auf und wagte das gefährliche Unternehmen, weil er schwarze Augen und ein etwas breites Gesicht hat. Er gab mir eine eingehende Erzählung von dem, was er selber gesehen, und bestätigte, daß d'Alaux die reine Wahrheit gesagt und nicht etwa übertrieben habe. A.

cinens Kopf in Floreals Hütte, kochten ihn mit Ignamen und verzehrten alles Kopffleisch. Den abgekratzten Schädel stellten sie auf einen Altar, Jeanne läutete mit einer Glocke. Die Uebrigen begannen einen heiligen Tanz, drehten sich um den Altar und sangen die Vaudonhymne:

Eh, eh, bomba, hen, hen!
Congo bafio té!
Conga manue da li!
Conga de ki la!
Conga li!

Nach der Ceremonie verscharrten sie Claircinens abgeschundene Haut und die Eingeweide bei Florcals Hause. Was vom Blut noch übrig, d. h. nicht getrunken worden war, that man in Gefäße, die sorgfältig aufbewahrt wurden; die Knochen wurden zu Pulver zerstoßen. Nun war die „heilige Handlung" abgethan und die Schlangenverehrer trennten sich, nachdem sie für den heiligen Dreikönigstag, 6. Januar, ein neues Opfer verabredet hatten, das schon bei Floreal in verborgener Haft gehalten wurde.

Dasselbe war abermals ein junges Mädchen, Namens Losama, und von Neréine auf der Landstraße nach Léogane aufgegriffen worden. Zum Glück erhielt die Polizei Kunde, die Menschenfresser wurden vor Gericht gestellt und am 7. Februar hingerichtet. —

Die Vaudou-Sekte hat sich auf Haïti allezeit fortgepflanzt, obgleich die Regierungen strenge Verbote gegen sie erlassen haben. Toussaint Louverture dekretirte am 4. Jan. 1800 allen Anhängern derselben Bastonnade und Gefängniß; Dessalines ließ 1801 nicht weniger als 50 Vaudouleute auf Bayonnette spießen und verfolgte sie auch späterhin sehr eifrig. Unter den Mulatten Petion und Boyer verlor der „schimpfliche Aberglaube" an Credit, aber mit Soulougne kam der Instinkt afrikanischer Barbarei wieder hoch empor. Der Kaiser war, wie schon bemerkt, selber Papa Vaudou. Die heilige Schlange hatte ihm 1841 prophezeit, daß er einmal Kaiser werden würde; die Weissagung erfüllte sich und der Imperator war dankbar. Er beschützte die Sekte, verließ oftmals bei Nacht seinen Palast und nahm Antheil an den Mysterien. Die Papa-Lois waren seine Rathgeber und halfen ihm bei seinen immer im höchsten Grad abgeschmackten Beschwörungen, durch welche er den Zauber abwenden wollte, welcher etwa durch seine Feinde auf ihn geworfen werden könnte! —

Auch mancher harmlosere Aberglaube knüpft sich an die Schlange. Der geflügelte Drache, zu welchem die aus einem dotterlosen Ei des Hahnes geborene Schlange sich entwickelt, stirbt erblindet, wenn ihr der Karfunkel vom Kopfe geraubt wird. Das ist Volksglaube in der Normandie. — Die große Schlange auf der westindischen Insel Dominica enthüllt ihren Karfunkel nur, wenn sie an der Quelle trinkt. — Tschudi erzählt in seinem Werk über Peru: Wenn das Carbunculo, ein mythisches Thier, von den Wilden in der Montaña von Vitoc verfolgt wird, öffnet es eine Klappe seiner Stirn, und dann verursacht es eine so blendende Helle, daß der Jäger es nicht mehr sehen kann. — Bei Schweinfurt am Main wollen Winzer eine Schlange gefunden haben, welche Perlen weinte. — Marco Polo weiß von einer Schlange in Masulipatam, Indien, welche einen Karfunkel bewacht. — Arabische Sagen wissen, daß die Schlange einst der König aller Thiere gewesen; sie hatte einen Kopf wie Rubin, Augen wie Smaragd, war 1000 Jahre vor den Menschen entstanden und Eva's Gespielin. Als sie aber, durch den Pfau verführt, Iblis heimlich ins Paradies schaffen wollte, flog dieser in ihren Mund hinein, setzte sich zwischen den Zähnen fest und vergiftete diese für alle Ewigkeit. A.

Das deutsche Element in Ungarn.

In einer Zeit, wo das deutsche Volksthum in Ungarn täglich mehr an seiner Ursprünglichkeit einbüßt, ja an manchen Orten völlig abstirbt, ist es gewiß ersprießlich, Alles zusammenzustellen, was zur Kenntniß desselben dienen kann. Denn nur wenige Jahrzehnte werden vergehen, und die Kunde von dem Gehaben und Gebahren der eigenen Vorfahren wird dem Gedächtnisse der Kinder und Enkel vieler unsrer Stammbrüder jenseits der Leitha entschwinden. Ein treffliches Werk, welches uns Ungarn in so lebendiger und anschaulicher Weise schildert, wie noch keines zuvor, gibt uns auch über die Deutschen in den Ländern der Krone des heiligen Stephan sehr eingehende und anziehende Nachrichten. Wir meinen: Land und Leute in Ungarn von Dr. Erasmus Schwab, Leipzig, O. Wigand 1865. Es ist entschieden der beste Beitrag zur Kunde Ungarns, der seit langem erschienen. Die eigenthümliche Natur des Landes, die Theiß, die Pußten, die Tatra, die sonderbaren Höhlen von Agtelek gehen in lebenswahren Bildern an uns vorüber. Prächtig beschreibt der Verfasser die ungarischen Edel- und Pfarrhöfe mit ihren Insassen, die Betyaren, Hirten und Räuber der Pußta, die Juden und ihren großen Einfluß, endlich das deutsche Kulturelement und seinen Untergang. Hierbei wollen wir heute stehen bleiben. Es ist zugleich ein trauriges und ein freudiges Bild, das wir vor dem Leser aufrollen. Traurig, weil es uns die Entnationalisirung vieler unsrer Stammesbrüder zeigt; freudig, weil deren hoher Kultureinfluß auf die umwohnenden Völker nachgewiesen wird.

In Ungarn wohnen etwa 800,000 Deutsche, meist zerstreut und vereinzelt, nur in den größeren Städten und der Zips, sowie an der Westgrenze des Landes in compakteren Massen. Im östlichen Oberungarn, dem ehemaligen kaschauer Verwaltungsbezirke, leben unter einer Bevölkerung von 1,388,000 Seelen 83,000 Deutsche. Von den wenigen, nur 37, Städten dieses Gebietes enthält die Zips 25, und auch die meisten anderen Städte sind deutschen Ursprungs, da die Magyaren ursprünglich höchstens in Märkten, die Slovaken, Ruthenen und Romanen fast nur in Dörfern wohnten.

Etwa 57,000 unserer deutschen Stammgenossen wohnen in der Zips. Dort stirbt das Deutschthum bereits seit dem 15. Jahrhundert ab; besonders wurde es in den zerstreuten Ortschaften durch Slovaken verdrängt. Die Magyaren

behaupten, in Ungarn hasse man die Deutschen nicht, und weisen lebhaft auf die Zips hin. Nun und wie machen es die zipser Deutschen? Die Katholiken, an Zahl unbedeutend, sind meist sehr arm und können sich nicht rühren; die Protestanten, wenn Bauern, sind entzückt, wenn ein ungarischer Edelmann ihnen schön thut; in den Städten tragen sie sich heute meist ungarisch, können zwar häufig nicht Magyarisch, verleugnen aber doch mitunter die Muttersprache und nannten im Jahre 1860 die abgetretenen Beamten „deutsche Hunde". Dafür rühmen sich aber die Magyaren, das Magyarenthum, welches im Norden bekanntlich nirgends die Landesgrenze berührt, reiche heute bis an die Tatra.

Zahlreiche Deutsche lebten einst in den Comitaten Abauj-Torna. Die Deutschen dort sind jetzt fast ganz magyarisirt, oder theilweise slavisirt. In „Deutschendorf" verstand vor wenigen Jahren von den unter Joseph II. Eingewanderten nur noch ein Weib Deutsch! Nur die gewerbfleißigen, wohlhabenden, katholischen Metzenseifner, an 3000, sind deutsch geblieben. Die Comitatshauptstadt Kaschau bot einen guten Anknüpfungspunkt für das deutsche Element, da sie die Zips im Rücken hatte. Die Bewohner sprechen Deutsch, Magyarisch und Slavisch, zwar nicht correct, aber geläufig, und Kaschau besitzt nebst Preßburg und Ofen-Pest allein ein namhaftes Bürgerthum in Ungarn, obwohl dies keinen Vergleich mit Deutschlands Städtewesen zuläßt. Kaschau hat keinen ausgesprochenen nationalen Charakter; obwohl es seit Jahrhunderten auch magyarische Bewohner hat, überwog zeitweise das Slavische, und es sprachen noch vor 30 Jahren wenige Leute Magyarisch. In den letzten 10 Jahren nahm Kaschau unter dem Einflusse des Deutschthums einen mächtigen materiellen und geistigen Aufschwung.

Mehrere Grabstätten deutschen Lebens enthält das slovakische Comitat Saroscher, aber auch die nicht slavisirten Reste, 2900, sind zerstreut und ohne alles Nationalgefühl. Eperies hat jetzt 1200, das polnisch-slovakische Bartfeld 180, das einst blühende Zeben 90 deutsche Bewohner; um Eperies, zumeist in Sovar (Salzburg) leben 500 Deutschböhmen, „Schwaben", wohlhabende Bauern, ohne nationalen Halt. Aehnlich verhält es sich mit dem einst gleichfalls von vielen Deutschen colonisirten Gömös; hier haben sich diese, da die ethnographischen Verhältnisse denen von Abauj ähnlich sind, in dem nördlichen Theile slavisirt, in dem südlichen magyarisirt. Von den 4200 Deutschen des Comitats kommen die meisten auf die alte Bergstadt Dobschau und das noch vor 15 Jahren gemüthliche deutsche Städtchen Rosenau.

Die Deutschen in dem östlichen Theile des besprochenen Gebietes sind durch geographische Vertheilung und sociale Stellung in ungünstigen Verhältnissen und für das Deutschthum ohne Bedeutung, die in dem westlichen Theile ohne nationales Bewußtsein; die Wenigsten haben eine Kenntniß von unseren großen Dichtern, sind durch Slaven und Magyaren in ihrer Volksthümlichkeit zersetzt und werfen sich in neuerer Zeit unbedingt dem Magyarenthum in die Arme. Nicht erst seit heute gehören manche vollklingende magyarische Namen, in Ungarn gefeiert, deutschen Renegaten an, die den deutschen Namen ablegten.

Auch der stürmische, von den schroffsten nationalen Gegensätzen leidenschaftlich erregte Landtag von 1861 konnte nicht umhin, durch den Mund einiger reichbegabten Männer auszusprechen, daß Ungarn die Anregung und Förderung materiellen und geistigen Lebens jeglicher Art der Einwirkung Deutschlands und der Deutschen verdanke. Elsner, ein vorzüglicher Kenner Ungarns, hat diese mannichfachen Anklänge an deutsches Wesen in der sogenannten kleinen ungarischen Ebene, dem alten Pannonien zwischen der Donau und Drau, nachgewiesen und spricht sich darüber wiederholt aus. Im Allgemeinen wird sich eine nachhaltige Einwirkung des Deutschen zunächst im Banat, dann unter den im ungarischen Alpenlande wohnenden Magyaren und den protestantischen Slovaken nachweisen lassen. Schwab zeigt an dem speciellen Beispiel der Gewerbe und Industrie des kaschauer Verwaltungsgebietes, das ein Fünftel Ungarns ausmacht, wie segensreich die Deutschen für Ungarn waren und sind.

Weitaus am besten mit Gewerbsleuten versehen ist die heute nur noch zu einem Dritttheile von Deutschen bewohnte Zips, das an Städten reichste Comitat. Jedes Städtchen, aber auch jeder der heute noch ganz oder überwiegend deutschen Orte besitzt die nöthigen Handwerker, im auffallenden Gegensatze zu den slovakischen oder slovakisirten Ortschaften. Die gesammte gewerbliche und industrielle Thätigkeit ist in den Händen des deutschen Bürgers, die Mannichfaltigkeit, Solidität und theilweise Nettigkeit der gewerblichen Erzeugnisse übertreffen weit die ähnlichen Leistungen der ungarischen Comitate. Der Zips zunächst stehen in gewerblicher und industrieller Beziehung jene wenigen Comitate, welche die zahlreichsten, wenngleich bereits großentheils magyarisirten oder slavisirten deutschen Colonien enthalten, somit vor allen das Comitat Gömör. Die schwunghafte Industrie desselben reicht, weil zum Theil auf Bergbau beruhend, vielfach dem Kleingewerbe die Hand; wie dort gehören auch hier einzelne Erzeugnisse zu den besten des Landes; in beiden Comitaten erwuchs die rege materielle Kultur auf Grundlage des Protestantismus.

Auch in Saroscher zeichnen sich nur die ehemaligen Deutschstädte Eperies, Bartfeld, Zeben verhältnißmäßig durch Gewerbfleiß aus, selbst die kleineren ursprünglich deutschen Orte, wie Siebenlinden, decken den eigenen Bedarf; in den slavischen Ortschaften dagegen hat der Jude Alles an sich gerissen und erscheint in diesem slovakischen Comitate zumeist als „Händler" in allen möglichen Gestalten.

In Abauj ragen das ehemals ganz deutsche Kaschau, die Deutschstädtchen Ober- und Untermetzenseifen, das ehedem nur theilweise deutsche, heute ganz magyarische Jaszo hervor. Das dicht bevölkerte Comitat wiederholt gleichsam die gewerblichen und industriellen Verhältnisse Ungarns im Kleinen. Inmitten liegt eine ehemalige Deutschstadt, im 13. Jahrhundert angelegt, bis zum 16. ihren nationalen Charakter bewahrend, später die Schicksale der meisten Deutschstädte Ungarns und einiger Städte Siebenbürgens theilend, immer aber durch ihre Lage höchst wichtig. Als ehemalige „Hauptstadt Oberungarns" und im abgelaufenen Decennium als Hauptstadt eines Verwaltungsgebietes besitzt sie mit Ofen-Pest und Presburg das einzige nennenswerthe Bürgerthum in Ungarn. Eine ziemlich vielseitige gewerbliche Thätigkeit, der starke Verkehr mit Pest und Wien u. s. w. machen Kaschau in Bezug auf materielle Kultur zur ersten Stadt des ehemaligen Verwaltungsgebietes. Wie groß aber ist der Abstand der umliegenden magyarischen, slovakischen und gemischten Orte, selbst mit Rücksicht auf das Kleingewerbe! 10,000 Juden finden darum ihren Unterhalt im Comitate! Wie anders steht es da in der Zips und in Gömör!

Je weiter wir von hier an gegen Osten vorschreiten, desto geringer wird die Anzahl der deutschen Colonien im Allgemeinen, desto seltener wanderten deutsche Ansiedler als Bürger und Städtegründer ein, desto mehr nimmt die Anzahl der Städte ab, in denen übrigens das eigentlich städtische Leben, ja das bürgerliche Element gänzlich fehlt;

hier beginnt das Dorado des Juden, der aber durch die Art seiner Thätigkeit den Mangel des befruchtenden deutschen Einflusses nicht zu ersetzen im Stande ist. Wie ein Naturgesetz gilt für Oberungarn der Satz: Je geringer die Anzahl der eingewanderten Deutschen, desto größer die der Juden, desto unbedeutender und schlechter aber sind Gewerbe und Industrie, desto ausgebildeter ist das „Handelswesen".

Will man die Erscheinung eine zufällige nennen, daß nur dort, wohin der Deutsche seinen Fuß als Städtegründer setzte, heute die Gewerbe, wo nicht in einem entschieden guten, so doch in einem leidlichen Zustande sich befinden, während sie anderwärts erst im Zustande der Kindheit vegetiren?

Berücksichtigt man die Nationalität der Gewerbtreibenden, so ergibt sich, daß der Deutsche alle Arten von Gewerben betreibt, auch die der Kunst verwandten, der Magyar überwiegend sich dem Geschäfte der Gerberei und den Arbeiten in Leder zuwendet. Der Slovak betreibt nur Kleingewerbe und zwar in ehemaligen deutschen Ansiedlungen, der Ruthene und Romane beschränkt sich auf die unentbehrlichsten Gewerbe, oder überläßt diese dem anstelligen Juden. Der Jude dringt überall ein, wo ihm der Deutsche nicht schon zuvorgekommen ist, wird diesem aber durch seine Genügsamkeit und Sparsamkeit, dann weil er mit größerem Kapital arbeitet, ein gefährlicher Nebenbuhler. Uhrmacher sind fast nur in den von Deutschen bewohnten Ortschaften. Die Fußbekleidungskünstler unterscheiden sich in „deutsche Schuhmacher", welche für die Deutschen und die Stadtbevölkerung arbeiten, und in „ungarische Tschischmenmacher", welche Stiefel verfertigen für die Magyaren und die übrigen Nationalitäten, insofern sie nicht barfuß laufen oder selbstgefertigte Bundschuhe tragen, dann für die Bauernweiber aller Zungen, welche alle in Stiefeln umherwandeln. In gleicher Weise unterscheidet man „deutsche" und „ungarische" Kleidermacher, überdies noch „Grobschneider", die für den Bauern arbeiten. Bierbrauereien sind fast durchweg Kennzeichen des ursprünglich deutschen Charakters der betreffenden Ortschaft.

Hier ist nur an den Gewerben eines Theils von Ungarn die große Ueberlegenheit des Deutschthums nachgewiesen worden. Wie bedeutender war sein Einfluß nicht in vielen anderen Beziehungen, und doch trat der Untergang desselben ein! Das Kapitel, wie die deutschen Ansiedlungen in Ungarn slovakisirt und magyarisirt wurden, ist eines der interessantesten in Schwabs Buche, wenn auch für den Patrioten sehr betrübend. Materielle Noth und ihre moralischen Folgen trugen viel mit dazu bei. Die Religionsstreitigkeiten nicht minder; durch sie zerriß aller Zusammenhang zwischen dem ungarländischen Deutschen, der Gegensatz von Protestantisch und Katholisch war ein unheilbarer, sogar innerhalb derselben Gemeinde. Immer tiefer griff unter solchen Verhältnissen die Zersetzung des Deutschthums durch Slovaken um sich und ging namentlich mit der Schwächung des Protestantismus, dem Verluste der bürgerlichen Freiheit und der sich daraus ergebenden Verarmung Hand in Hand. Der geistige Zusammenhang mit dem Mutterlande war bis auf das Nothdürftigste herabgeschmolzen, der ungarländische Deutsche haltlos geworden.

Daß so viele vereinzelte Deutsche in den größeren Städten, so viele fähige, so viele selbstsüchtige Köpfe, daß so mancher deutsche Glücksritter, so manches zweideutige Subjekt in dem kräftigen, mit ausgesprochenen Magyarisirungsgelüsten an ihn herantretenden Magyarenthum aufgingen und noch aufgehen, ist eine für uns Deutsche betrübende, aber nicht schmähliche Thatsache. Bei dem geringen nationalen Halt der Deutschen konnte das Aufgehen der Vereinzelten in dem herrschenden Volke nicht auffallen. Ein ganz anderes Gefühl bemächtigt sich jedoch unserer bei dem Gedanken an die Slovakisirung so vieler Deutschen in Ungarn. Mit Magyaren traten Deutsche von jeher in ehrende Verbindung; der Slovak aber in den östlicheren, also in den von Deutschen mitbewohnten Comitaten steht geistig und sittlich so tief unter dem Deutschen, und die slavisirten Deutschen befinden sich in einem so versunkenen Zustande, daß uns diese Slovakisirung mit tiefer Beschämung und bitterm Herzeleid erfüllen muß.

Der Slovake lernt in seiner Zähigkeit und geringen geistigen Gewandtheit keine fremde Mundart, sondern spricht zu Jedermann in seiner Sprache, so daß der Nachbar gezwungen ist, Slovakisch zu lernen. Der Deutsche dagegen ist immer bemüht, auch die Sprache des Fremden sich anzueignen; er lernt damit auch sehr leicht die Sitten und Unsitten desselben; dazu kommt, daß das deutsche Element in Ungarn sich unablässig zersplittert.

In den ehemaligen Deutschstädten außerhalb der Zips schmolz die eigentlich deutsche Gemeinde von Jahr zu Jahr an Volkszahl, Wohlstand und Bedeutung; sie fristete ihr nationales Dasein nur durch Kirche und Schule. Aber welches elende Ungarisch- oder Slovakisch-Deutsch wurde in der Schule gelehrt! Ein gleiches Deutsch wurde auf der Kanzel als Wort Gottes gepredigt. Die Kluft zwischen Deutschen und Slaven wurde täglich mehr ausgefüllt, Wechselheiraten verwischten den Unterschied namentlich in den unteren Ständen immer mehr, und endlich entstand ein leidiges Utraquistenthum, das aus seinem Zwitterthum gar schnell den völligen Schritt zur Slavisirung macht. In den Dörfern erfolgte die Slavisirung noch rascher.

Aus allem Gesagten geht hervor, daß der ungarländische Deutsche kein Nationalbewußtsein hat, ja daß er heute zum großen Theil entnationalisirt ist. Aber dies mußte so kommen. Vom ersten Augenblicke an, wo die Hospites ins Ungarland gerufen wurden, ward der vornehme Deutsche, als Hof- und Staatsdiener, von der nationalen Eifersucht bitter angefeindet. Die übrigen Deutschen führten als Bürger und Bauern ihr engbegrenztes Stillleben. Vom Anfange aber war das Loos des Deutschen in Ungarn das: räumlich getrennt zu sein, nie eine politisch-nationale Gemeinschaft eingehen zu können. Nur die „zipser Sachsen" hatten eine Zeitlang einen Nationsgrafen und bewahrten treu ihr deutsches Geistesleben bis ins vorige Jahrhundert, wo sie durch eine Jahrhunderte lange Reihe von Mißgeschicken gebrochen waren. Die jüngeren Ansiedler aber, unter Maria Theresia's und Josephs Regierung, überwiegend arme Leute, ohne Bildung, gingen großentheils nach Südungarn und gaben dort einen vortrefflichen „Kulturdünger" ab.

Auf den Deutschen, der sein Mutterland verlassen, mußte das fremde Land, welches nun einmal sein Vaterland werden sollte und mußte, allgemach seine Wirkung äußern, wie auf eine aus dem Mutterboden gerissene und unter ganz andere Einflüsse versetzte Pflanze. Der Deutsche kann im besten Falle reich in Ungarn werden, das ist auch Alles; und so war es bereits vor Jahrhunderten. Zum Bewußtsein der Bedeutung des deutschen Elementes in Ungarn kam aber der ungarländische Deutsche nie, ja bei seiner sporadischen Verbreitung im Lande und dem Eigenleben jedes einzelnen Comitates lernte er seine Stammgenossen in der neuen Heimat nicht einmal kennen. Was weiß der Hienze an der deutschen Grenze von den Kricke-

haiern des ungarischen Erzgebirges? der „zipser Sachse" von den „banater Schwaben"? Wie konnte also bei dem Mangel jeglichen Bildungsmittels und bei dem Abgange einer deutschen politischen Presse in Ungarn und jeglichen andern Zusammenhanges das Gefühl der Zusammengehörigkeit unter den ungarländischen Deutschen aufkommen?

Diese Betrachtungen sind allerdings geeignet, jeden Deutschen tief zu betrüben; doch dürfen wir ungescheut aussprechen: bei gleichen Schicksalen wäre ein anderer Stamm im fremden Lande zu Grunde gegangen und hätte sich nicht so viele gute und sittliche Eigenschaften aus dem Erbe seines Volkes gerettet.

Aus allen Erdtheilen.

Barry's Wanderung durch Südafrika von Westen nach Osten. Diese Reise ist die erste, welche von der Walfischbay an der Südwestküste gerade durch den Continent bis nach Port Natal an der Ostseite gemacht worden ist. Barry verließ im Frühjahr 1864 die Walfischbay und war etwas länger als ein Jahr unterwegs. Er nahm zuerst eine Richtung nach Norden hin, um nicht mit den seit einiger Zeit sehr kriegerisch auftretenden Namaquahottentoten und den Damaras in feindliche Berührung zu kommen. Er ging durch das Ovampoland, auf dem Wege, welchen früher Anderssion eingeschlagen hatte, und dann durch die Wüste bis zu dem durch Livingstone so bekannt gewordenen und späterhin mehrfach besuchten Ngamisee. Dieser trocknet sehr rasch mehr und mehr aus und hatte bei weitem nicht mehr so viel Wasser und nicht den Umfang, wie Barry vor vier Jahren gefunden hatte. Auf der Reise dorthin, in der Kalahariwüste, traf er gute Weiden, litt aber entsetzlich an Wassermangel und verlor dadurch 40 Ochsen. Am Ostende des Sees traf er mit dem bekannten Elephantenjäger Baldwin zusammen, und Beide zogen dann gemeinschaftlich nach Süden, dem Flusse Zonga entlang, bis zu Sebituanes Dorf oder Stadt. Von dort machten sie einen 70 Meilen weiten Weg abermals durch die Wüste und fanden einmal während voller neun Tage nur zwei Wasserstellen. Von den Bamanguatobergen ab zogen sie dann nach Osten bis zu Port d'Urban in der Natalcolonie. Die Elephantenjäger hatten ein gutes Jahr gehabt. Der mit Livingstone befreundete Häuptling der Makololo, Sebituane, war in Folge seiner Unmäßigkeit im Trinken mit Tod abgegangen. Die Hoffnungen, welche der Missionär auf eine Civilisirung dieses Mannes und seines Volkes setzte, haben sich als eitel erwiesen.

Ein weißer Othello auf Haïti. Die Neger in Afrika stellen sich bekanntlich den Teufel als einen Mann mit weißer Haut vor, und in manchen Theilen Südamerika's müssen die zum Gebrauche der Schwarzen bestimmten Christusfiguren und Muttergottesbilder ein schwarzes Gesicht haben. So ist auch, beiläufig bemerkt, die Schutzpatronin von Mexico, nämlich Unsere liebe Frau von Guadalupe, eine braune Indianerin, weil der Azteke es einmal so haben will. Aber nicht bloß Heiligenbilder, sondern auch Bühnenhelden werden von den Negern anders angestrichen, als sie von Haus aus sind. Im vergangenen Winter wurde zu Port au Prince auf Haïti Shakespeare's „Othello" in französischer Uebersetzung gegeben. Alle Darsteller, auch Desdemona, waren rabenschwarz oder braungelb, nur allein Othello, der Wütherich, war weiß angemalt; er allein stellte einen Europäer vor; keine Spur vom Mohren. Die flachsblonde Perrücke soll sich „entzückend" von dem weißgeschminkten Negergesicht abgehoben haben. — In den Negerrepubliken Haïti und Liberia sind bekanntlich die Weißen nicht emancipirt und haben kein Bürgerrecht. Dieses Vorrecht gebührt nur den Schwarzen und den Gelben.

Die Juden in Marokko und ihre Verhältnisse nehmen fortwährend die Aufmerksamkeit in Anspruch. Ueber ihre Lage haben wir bereits (Globus VI, S. 20) berichtet. Jetzt veröffentlicht die „Société de l'alliance israélite universelle" Folgendes: Am 2. April wurden in der Frühe die 12 Vorsteher der jüdischen Gemeinde in Tetuan eingekerkert und auf Befehl des Paschas in Ketten gelegt. Als einige Consuln dagegen auftraten, antwortete der Pascha, diese Maßregel sei auf Befehl des Kaisers ausgeführt worden, weil mehrere Juden an den Thoren des jüdischen Quartiers den Hütern Bezahlung verweigert hätten. Nur die Schutzbefohlenen der Consuln wurden freigelassen, während die anderen Gefangenen nach Mekinäs zum Kaiser geschickt wurden, „wo ihrer sicherer Tod wartet". Den vereinten Anstrengungen der Consuln gelang es, diese harte Strafe aufzuschieben, bis sie an ihre Vorgesetzten in Tanger berichtet hätten, welche dann sehr energisch gegen den marokkanischen Minister des Auswärtigen auftraten und an den Ferman erinnerten, den der Kaiser vor zwei Jahren an Sir Moses Montefiore erlassen hatte und in welchem er den Juden Sicherheit und Schutz durch die Gesetze versprach. Dies wirkte, und die geplagten Juden wurden wenigstens vorläufig befreit. Man sieht aber, wie es um die Einhaltung der Gesetze in Marokko steht und wie peinlich die Stellung der Juden dort trotz jenes Fermans bleibt, in dessen geringe nachhaltige Wirkung wir unsrerseits gleich Anfangs gegründete Zweifel setzten.

Die asiatischen Kulis. In Folge der unbesiegbaren Arbeitsscheu und Trägheit der freien Neger in allen tropischen Colonien hat man bekanntlich mit schwerem Geld Arbeiter, sogenannte Kulis, aus Asien geholt, die gern für den Arbeitslohn schaffen, welchen die Neger verschmähen. Diese Kulieinwanderung geht ununterbrochen fort. Eben jetzt lesen wir, daß viele Kulis, nachdem sie ihre kontraktliche Zeit ausgehalten, wohlbehalten und wohlhabend in ihre ostindische Heimat zurück kehren. Im Jahre 1864 verließen, amtlichen Berichten zufolge, 467 solcher Kulis Britisch-Guyana; sie nahmen an baarem Gelde 13,939 Pfd. Sterl. mit sich heim. Aus dieser Colonie sind binnen 22 Jahren 5879 Kulis nach Indien zurückgeschifft worden; sie nahmen 88,000 Pf. Sterl. mit sich. In jenen 22 Jahren sind in Westindien 173,666 Asiaten und „befreiete Afrikaner" angekommen; auf der Insel Mauritius im Indischen Ocean, wo die Neger eben so wenig arbeiten als anderwärts, 313,538 indische Kulis. Von diesen letzteren gingen 78,878 wieder in ihre malabarische Heimat zurück.

Strafe der Kreuzigung in China. Ueber dieselbe berichtet J. Jones in den „Transactions of the Ethnological Society" (Bd. III. 1865) folgendermaßen: „Die Exekution fand am 28. Oct. 1863 in Amoy statt. Der Verbrecher war ein wohlbekannter Dieb, welcher junge Mädchen stahl und als Prostituirte verkaufte. Trotz aller Züchtigung bekannte er nicht, eben so wenig sein Weib, welches zuletzt durch Schläge gezwungen gestand, daß ihr Mann schuldig sei und daß er 200 Dollars am Seeufer vergraben habe. Das Geld ward aufgefunden und der Gefangene zur Enthauptung verurtheilt. Dies ist bei den Chinesen eine der härtesten Strafen, weil sie glauben, daß Jemand, der auf Erden ein Glied seines Körpers verliert, auch jenseits ohne dasselbe wieder auferstehen wird. Da nun der Verbrecher im künftigen Leben nicht ohne Kopf umherwandeln wollte, so bat er, daß man ihn kreuzige. Die Gnade ward gewährt und ein Kreuz von lateinischer Form herbeigebracht, auf welches der Unglückliche festgebunden und durch Hände und Füße angenagelt wurde. Seine Schenkel wurden durch eine eiserne Kette an das Kreuz befestigt, und um die Brust ward ein Bindfaden mit einem Stück Papier gezogen, worauf sein Name und Verbrechen stand. Ein anderes Blatt am linken Arme des Gekreuzigten war mit dem Namen und den Titeln des Richters beschrieben. Nachdem der Gefangene in Gegenwart von Magistratspersonen angenagelt worden war, trugen vier Kulis das Kreuz auf einen öffentlichen Platz, dort wurde es aufgerichtet, blieb den Tag über

stehen und ward in der Nacht in das Gefängniß zurückgebracht, damit die Freunde des Gekreuzigten ihn nicht über Nacht entfernen möchten. Mit Tagesanbruch begann die Ausstellung von Neuem. Die Kreuzigung fand an einem Mittwoch Mittage statt, und als Jones Abends um fünf Uhr mit dem Verbrecher sprach, klagte er über Brustschmerzen und Durst. Am Donnerstage schlief er einige Stunden, als das Kreuz in das Gefängniß zurückgeholt worden war. Niemand durfte ihm zu Essen oder zu Trinken geben, obgleich vor dem Kreuze eine förmliche Messe abgehalten wurde und das Volk von Nah und Fern herbeikam und die Fleischverkäufer gute Geschäfte machten. Am Sonnabend war der Delinquent noch am Leben, und als sich ein Fremder beim Taotai für ihn verwandte, man möge seinen Leiden ein Ende machen, ließ dieser dem Unglücklichen Essig zu trinken geben, weil er glaubte, daß er hiervon stürbe. Der Tod erfolgte jedoch nicht, und als Abends das Kreuz in das Gefängniß zurückgebracht wurde, zerbrachen zwei Soldaten mit starken Bambusstäben dem Verbrecher die Beine und strangulirten ihn dann. Die Chinesen behaupten, daß die Strafe der Kreuzigung bei ihnen neu sei, und wenn man die ganzen Vorgänge mit den Erzählungen des Neuen Testamentes vergleicht, so kommt man zu dem Schlusse, daß durch die Jesuiten die Idee der Kreuzigung in China eingeführt wurde.

Ein neues Gesetz über Landverkauf im australischen Victoria. Es ist ein großer Uebelstand gewesen, daß in Australien die Regierung ihre Ländereien so hoch im Preise hielt, indem das Minimum für den Acre ein Pfund Sterling betrug. In Canada dagegen und den nordamerikanischen Vereinsstaaten kostet der Acre höchstens anderthalb Dollars. In Australien waren die Squatters, die Viehzüchter, welche ihre Heerden über weite Strecken treiben, dem Ackerbauer gegenüber stark bevorzugt; die Regierung verpachtete ihnen Landcomplexe, während die Ackerbauer den Grund und Boden kaufen mußten. Durch das neue Gesetz vom 22. März 1865 können nun die letzteren gleichfalls Land bekommen, ohne daß sie dasselbe zu kaufen und sofort zu bezahlen nöthig haben. In den Monaten April bis Juni werden vier Millionen Acres Agrikulturland ausgeboten; die Regierung läßt großartige Vermessungen vornehmen, damit sofort jede Nachfrage befriedigt werden könne, und bietet Complexe von 40 bis zu 640 Acres aus. Dafür zahlt der Erwerber jährlich zwei Schilling (20 Silbergroschen) für den Acre, und zwar halbjährlich im Voraus; er muß sich verpflichten, dieses von ihm erworbene Land nicht an einen Andern zu übertragen oder in Afterpacht zu geben, bis er darauf Verbesserungen und Anlagen im Werthe von ein Pfund Sterling auf den Acre vorgenommen hat; der Werth der Einzäunung wird dabei mitgerechnet. Wenn er das Land drei Jahre lang unter Anbau gehabt und seine Verbesserungen vorgenommen hat, kann er Eigenthümer desselben werden, falls er den Acre mit ein Pfund Sterling bezahlt. Er kann aber auch, falls er jene Verbesserungen vorgenommen hat, vor Ablauf von drei Jahren verlangen, daß die Ländereien im Aufstrich ausgeboten und dem Meistbietenden zugeschlagen werden. Findet sich kein Angebot, so kann er noch sieben Jahre das Land in Zwei-Schillingspacht behalten; nach Ablauf derselben muß er es aber kaufen. — Dieses Landkaufgesetz ist, gegen die bisher geltenden Bestimmungen gehalten, immerhin ein Fortschritt, aber der Kaufpreis von ein Pfund Sterling doch für eine solche Colonie viel zu theuer.

Eine Telegraphenlinie von San Francisco nach Britisch-Columbia ist im April 1865 eröffnet worden. Wieder eine Drahtstrecke mehr für den großen „Welttelegraphen".

Die Parsis in Indien. Unter diesem sehr ehrenwerthen Theile der Bewohner Nordwestindiens steht unser Landsmann, Prof. M. Haug in großem und wohlverdientem Ansehen. Er ist Professor in Punah und gilt bei den Parsis für den gründlichsten Kenner ihrer heiligen Bücher und überhaupt ihrer Religion. Durch Haug feiert die deutsche Wissenschaft wieder einmal einen glänzenden Triumph. Wir finden in der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft (Leipzig 1865, S. 304) einen Brief Haugs an Prof. Brockhaus, vom 27. Okt. v. J., in welchem es heißt:

„Als ich kürzlich in Bombay war, wurde ich von den Parsen aufgefordert, einen Vortrag über ihre Religion zu halten. Ich wählte die schöne Rede Zoroasters, Yasna 45. Gegen 300 Parsen kamen; jeder zahlte für den Einlaß fünf Rupien (zu 20 Silbergroschen). Ich übermachte die Summe von 900 Thalern der Zertoschti Medresa, um den besten Zend- und Pehlewischülern Preise davon zu geben. Man will ein Haugstipendium gründen; dies ist der Anfang; weitere Vorträge werden folgen. Die Parsen schenken mir das größte Vertrauen Es ist wirklich merkwürdig, aber buchstäblich wahr, daß ich, wenn auch nicht dem Namen nach, doch faktisch die Stelle eines geistigen Oberhaupts der indischen Parsengemeinde einnehme. Als ich meinen Vortrag beendigt hatte, erhob sich der dortige Oberpriester und dankte mir dafür."

Professor Haug berichtet ferner, daß er aufgefordert worden war, an den beiden parsischen Priesterschulen (Zertoschti Medresas) in Punah ein Examen vorzunehmen. In der einen, von dem edlen und guten Sir Dsamsitschi Dschischibsoy gegründeten Schule befinden sich 11 Zöglinge; in ihr wird Zend, Pehlewi, Sanskrit, Persisch und Englisch gelehrt. Haug examinirte gemeinschaftlich mit zwei Parsis in allen fünf Sprachen, und das Ergebniß war sehr günstig. Die jungen Priester lernen die Zendgrammatik (des Altpersischen) nach dem europäischen System, und die talentvollen Leute nehmen keine Erklärung an, die sich nicht auf wissenschaftlichem Wege begründen läßt. Das ist in der That ein Fortschritt.

Zustände von Calcutta. Man erörtert bereits seit einiger Zeit lebhaft in England die Frage, die Hauptstadt Ostindiens von dem ungesunden, schmutzigen Calcutta nach Bombay zu verlegen, das schon durch seine Dampfer- und Telegraphenverbindung, seine Lage an der Westküste und größere Nähe besser hierzu geeignet sei. Wie entsetzlich die Gesundheits- oder vielmehr alle Verhältnisse Calcutta's sind, geht aus folgendem Artikel der „Saturday Review" hervor:

„Wer den Haufen von Prachthäusern und Lehmhütten, welcher die „Stadt der Paläste" heißt, nicht selbst gesehen und gerochen hat, dem mag diese Sprache übertrieben scheinen; aber wer sie kennt, wird das Uebel eher noch unterschätzt finden. Der echte orientalische Geruch — jener säuerliche, stechende, festklebende Mißduft, der den Reisenden zuerst in Cairo anfällt und immer zunimmt, je tiefer man in den Orient eindringt — findet sich in seiner wahren Vollkommenheit nur in Calcutta. Parfumeurs kündigen eine „orientalische Essenz" an; wären sie je im Morgenland gewesen, so würden sie eine andere Etikette für ihre Waare wählen. Der Abgang einer zahllosen Bevölkerung brütet unter einer sengenden Sonne in offenen Cloakengräben, die zu beiden Seiten der Straßen laufen. Diese Kanäle haben keinen Ausfluß und stauen ihren Inhalt nicht selten auf die Straße hinaus, so daß sie die Luft mit giftigen Gasen füllen. Wie es sich mit der Sterblichkeit in dieser berühmten Stadt verhält, läßt sich unmöglich sagen, denn Geburten und Todesfälle werden nicht registrirt. Aber jeder Bewohner weiß, daß Dysenterien dort heimisch sind, daß furchtbare Fieber von Zeit zu Zeit tausende von Eingebornen wegraffen, daß eine Pest, zehnmal ärger als die jetzt sogenannte russische, seit zwei Jahren in einem großen Theile Niederbengalens grassirt, ohne die mindeste Aufmerksamkeit in England zu erregen; daß die Cholera endemisch und in der heißen Jahreszeit oft epidemisch ist, und daß die Europäer beständig Luftveränderung im Gebirge suchen müssen, wenn sie nicht mit halbruinirter Gesundheit nach Europa heimkehren wollen. Delhi, Lacknau, Amritsir (die „Stadt der Unsterblichen" im Pendschab) und Lahor sind sehr schmutzig, Lahor namentlich in der Art, daß der Dunst und Gestank den Fremden fast blind macht und erstickt; aber ohne allen Vergleich ekelhafter sind doch noch die Quartiere der Eingebornen in Calcutta, und selbst die besten der englischen Straßen sind nicht frei von der Ansteckung. Daß in einer solchen Hauptstadt nur eiserne Naturen ausdauern und auf ein hohes Alter hoffen können, ist klar.

Was man auch von dem „imposanten Anblick" Calcutta's sagen mag, es gibt nur zwei wirklich schöne Ansichten der Stadt. Die eine ist die großartige Wendung um den Maidan, mit Einschluß von Tschauringhî (Chowringhee), besonders bei nächtlicher Lampenbeleuchtung; die andere ist der Prospekt auf die im Strom liegenden Schiffe. Wenn man sich erinnert, daß der Handel Calcutta's einen Werth von 27 Mill. Pfd. St. jährlich repräsentirt, und daß die Waaren zumeist in Schiffen von 650 bis 2500 Tonnen verfahren werden, so kann man sich eine schwache Vorstellung von der majestätischen Linie von Kauffahrern machen, die dem rechten Ufer des Hughly entlang liegen. Fort William nimmt sich vom Strom her nicht sonderlich aus, und das einzige hervorragende öffentliche Gebäude in Calcutta ist Government House, dessen innere architektonische Anordnung aber nichts weniger als Lob verdient.

Calcutta mit seinen ungefähr 750,000 Einwohnern, worunter gegen 4000 Engländer, wird acht Monate lang der örtlichen

bengalischen Regierung überlassen. Der Mißgriff, eine solche Stadt zur Capitale zu wählen, ist aber und abermals nachgewiesen worden. Sie liegt 150 englische (33 deutsche) Meilen vom Meer; der Südwind, der Lebensathem für Calcutta, weht unterwegs über Salzmarschen, und alle 10 Jahre ist die Stadt den Verheerungen eines Wirbelsturms ausgesetzt. Der Fluß aber ist so ausnehmend gefährlich, daß Schiffe bei der Auf- und Niederfahrt vorsichtiger sein müssen als im Rothen Meere. Künftige Vicekönige werden Calcutta voraussichtlich noch scheuer vermeiden. Die besten Häuser der Stadt fallen mehr und mehr in die Hände reicher Kaufleute, und prachtvolle Häuser sind es, mit Anstalten für persönlichen Comfort, wovon man in Europa sich nichts träumen läßt. Aber der arge Feind aller Behaglichkeit, auch bei krösusartigem Reichthum, ist das Klima, und wer den äußersten Lebensüberdruß kennen lernen will, braucht nur ein oder zwei Jahre als einsamer Junggeselle in Calcutta zu leben.

Frauen werden in der Regel vom indischen Klima, und dem calcuttaer insbesondere, weniger nachtheilig berührt als Männer, aber die äußerlichen Verwüstungen sind sichtbarer. Niemand kann den fashionablen Strand auf und ab gefahren sein, ohne daß ihm die bleichen dünnen Gesichter der Frauen und Kinder auffielen. Freilich gibt es nur wenig europäische Kinder in Indien, gerade wie es da wenig alte englische Damen und Herren gibt; und die Kinder, welche auf ihre Heimsendung nach England warten, sind mehr indisch als englisch, kaum eines Worts ihrer Muttersprache kundig, scheu, linkisch und widerspänstig, ohne die englische Lebhaftigkeit, entnervt und launisch. Ein englischer Knabe von fünf oder sechs Jahren in Niederbengalen ist kein angenehmes Geschöpf; er flucht auf Hindostanisch und hat dem eingebornen Gesinde üble Gewohnheiten aller Art abgelernt. In den oberen Provinzen, und zumal im Gebirge, bleiben die Kinder noch leidlich; aber in Calcutta verschrumpfen sie zu mageren weißen Coxien ihrer Wärterinnen oder Ayahs und verkümmern ungesehen, wenn sie nicht beizeiten nach Europa geschickt werden. So hängt die dunkle Wolke der Trennung über fast jeder Familie, und das Kind wächst in weiter Ferne auf, ohne das Angesicht seines Vaters zu kennen. Eben dies verleidet das Leben in Indien mehr als in irgend einer der Colonien; man kann Indien nicht colonisiren, sondern wohnt da eben nur allenfalls für die Dauer eines Menschenlebens.

Indessen, bei allen seinen Nachtheilen ist Calcutta, in Folge der glänzenden englischen Gastfreundschaft, eine sehr soeiale Stadt; aber bei 98° F. (30° R.) Wärme kann keine lebhafte Unterhaltung aufkommen, und acht oder neun Monate lang ist da das Vergnügen ein schweres Stück Arbeit. Die Leute müssen innerhalb der Häuser leben und können nur eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang in der auch dann drückend schwülen Luft sich im Freien bewegen. Das vornehmste periodische Schauspiel außerhalb des Hauses ist die Ankunft eines englischen Dampfboots in der sogenannten kühlen Jahreszeit, mit einer Fracht britischer Mädchen für den Heiratsmarkt. An solchen Tagen begeben sich Junggesellen, die ihre indische Einsamkeit satt haben, nach dem Werft von Garden-Reach, um sich die neuen Gesichter anzusehen — manchmal sehr hübsche Gesichter, aber noch häufiger solche, welche die Spuren tragen, daß es mit dem Orient erst probirt wird, wenn die Geschäfte im Westen schlecht gegangen. Jede „Batterie" solcher Schönen steht unter der Aufsicht einer erfahrenen Matrone, welche für ihre Moralien so weit die Garantie übernimmt. Bei der Landung spielen die Candidatinnen bezüglich ihrer Mission die naiv unwissenden, lassen sich's aber gefallen, wenn sehr bald nach ihrer Ankunft — denn das Heiraten geht in Indien wunderbar rasch — eine annehmbare Werbung erfolgt. Indessen die zwei letzten Jahre soll dieses Marktgeschäft sich sehr flau angelassen haben. Und dabei ist Indien, wie gesagt, ein ungünstiges Klima für europäische Damenreize, Mosquitos und bengalische Dienerschaft sind nicht zuträglich für das Temperament, und da es keine Oper und wenig Interessantes zu besprechen gibt, so wär' es zu verwundern, wenn das weibliche Naturell nicht zuweilen ein wenig versauerte und verdumpfte."

Wir theilen das Obige besonders auch deshalb mit, weil eine sehr wichtige anthropologisch-ethnologische Thatsache hervorgehoben wird, die nämlich, daß der Mensch weit davon entfernt ist, ein unbedingter Kosmopolit zu sein oder jemals werden zu können. Ostindien wird nie eine Colonie der Europäer, sondern lediglich ein erobertes Land und ein zeitweiliges Absteigequartier sein. — Was die Verleaung des Sitzes der Regierung betrifft, so verweisen wir auf den Artikel: „Bombay, die wahre Hauptstadt Ostindiens", Globus V, S. 256.

Bilder aus Java in Aufnahme nach der Natur. 23 Photographien. Preis 3 Thlr. Dresden, Fr. v. Böttticher's Verlag. Die Länder- und Völkerkunde verdankt der mächtig überall eingreifenden Photographie bereits sehr viel, und Gegenstände, welche durch Beschreibungen oder einfache Zeichnungen uns nur mangelhaft vor Augen geführt werden konnten, erscheinen nun greifbar und deutlich vor dem Beschauer, wenn sie uns als Photographien oder Stereoskopen dargeboten werden. Man hat bisher meist nur europäische Landschaften und Menschen uns in Sammlungen photographisch vorgeführt, aber jetzt beginnt man auch weit entfernte Gegenden in das Bereich dieser Darstellung zu ziehen. Mit Aegypten machte man den Anfang, und die Ansichten, welche wir von den Pyramiden, der Insel Philä, von den verschiedenen ethnographischen Typen des alten Pharaonenlandes haben, lassen nichts zu wünschen übrig. Das vorliegende elegante Album in Visitenkartenformat führt uns nun Land und Leute in Java in sehr anschaulicher Weise vor und ist recht gut dazu geeignet, uns über manches Eigenthümliche dieser asiatischen Insel eine Anschauung zu geben. Besonders gut gelungen und charakteristisch sind die Darstellungen der verschiedenen auf Java lebenden Menschenrassen in ihren eigenthümlichen Beschäftigungen, und die Aufnahme läßt hier wenig zu wünschen übrig. Es sind malaische Frauen und Kinder, Dienstboten, Näherinnen und Musterzeichnerinnen, Musikanten, Gänseverkäufer und fliegende Köche. Landschaftsbilder sind unter der grellen tropischen Sonne bekanntlich auf photographische Weise nur sehr schwierig gut aufzunehmen; es leiden deshalb auch die hier mitgetheilten unter diesem Uebelstande. Licht und Schatten stehen wenig vermittelt in zu scharfem Gegensatze, doch geben die Bilder: Villa in Java, Hôtel de Marine in Batavia, Palast des Generalgouverneurs in Buitenzorg, Straße in Buitenzorg und Privathaus in Batavia immerhin einen guten Einblick in den landschaftlichen und Vegetationscharakter der Insel.

Aus der Republik Paraguay. Die Volksmenge betrug nach der Zählung von 1857 schon 1,337,439 Seelen; die Armee, vor dem Ausbruche des Krieges, 12,000 Mann, alle sehr gut ausgerüstet und von europäischen Offizieren tüchtig gedrillt; die Zahl der Reservemannschaft stellte sich auf 46,000 Mann. Die Zeughäuser waren mit allem Nothwendigen versehen, und die Reiterei hatte sehr gute Pferde. Die Aerzte waren zumeist Europäer. Die Flotte bestand aus 11 Dampfern, von denen sieben auf den Werften des Inlandes gebaut waren; einige dieser Schiffe haben 280 Fuß Länge. In Ibicuy ist eine große Eisengießerei.

Eine anthropologische Merkwürdigkeit. Das „Commercio do Parana" schreibt: „In der Nähe von Rio verde, im Innern unsrer Provinz, hat eine Frau Drillinge geboren, zwei Knaben und ein Mädchen. Das eine Kind ist ein Neger, das andere ein Mulatte, das dritte weiß." — Nach den eigenthümlichen Erscheinungen, welche der Atavismus, der Rückschlag im Blute, so häufig darbietet, ist eine solche Erscheinung keineswegs unmöglich. „Blut ist ein ganz besonderer Saft." In Mexico, Central- und Südamerika, wo die Mischung verschiedener Hautfarben und Rassen, d. h. die anthropologische oder ethnologische Anarchie, schon einen so hohen Grad erreicht hat, kommt es gar nicht selten vor, daß eine Frau Zwillinge gebiert, von welchen das eine Kind mehr den Typus des Negers, das andere den eines Indianers trägt. Auch in späteren Generationen schlägt oft das Blut noch zurück zu einem Typus, welcher in den Aeltern des Kindes nicht mehr so scharf ausgeprägt erschien. Es ist eine sehr erfreuliche Erscheinung, daß die Anthropologen unserer Tage dieser auch für die Kulturentwicklung so wichtigen Erscheinung ihre Aufmerksamkeit zuwenden.

Die Provinz Matto grosso zählt jetzt noch etwa 60,000 wilde Indianer.

Die französischen Messageries imperiales. Wir gaben vor einiger Zeit Mittheilungen über die Peninsular and Oriental Company, welche seit ein paar Jahren an den „Maritimes des Messageries imperiales" eine Concurrentin erhalten hat. Die Unternehmung ist kolossal und für das Publikum eine wahre Wohlthat, indem sie das englische Monopol gebrochen hat. Im Dezember 1863 hatten die Messageries 52 Dampfer von 87,101 Tonnen Tragfähigkeit und 15,870 Pferdekraft; am Ende des Jahres 1864 aber 58 Dampfer von 102,445 Tonnen und 17,530 Pferdekraft. Im Bau waren noch vier von 8647 Tonnen und 1080 Pferdekraft. Nach den asiatischen Gewässern hat die

Compagnie 1864 vier neue Dampfer gesandt; sie hat nun jenseits Suez deren 11 und wird 1865 diese noch um zwei vermehren. Sie verlor zwei Dampfer im Jahre 1864, die Hydaspes im indischen Archipelagus und die Bearn, welche auf der Rückreise aus Brasilien im Hafen von Bahia aufrannte und sank. Fahrgäste und Postfelleisen wurden gerettet. Das Unglück entstand „in Folge einer meteorologischen Perturbation und einer Unregelmäßigkeit submariner Strömungen; auch hatte der Kompaß auf diesem eisernen Schiffe Mißweisungen". — Die sämmtlichen Schiffe der Messageries haben 1864 zurückgelegt 465,582 Marinelieues; davon kommen auf das Mittelländische und Schwarze Meer 337,130; auf das Atlantische 53,100, und auf die asiatischen Gewässer 75,352; die durchschnittliche Schnelligkeit der 58 Dampfer betrug 9½ Knoten in der Stunde.

Die Seidenindustrie in Frankreich. Seit Jahren hat die Krankheit, von welcher auch im südlichen Frankreich die Seidenraupe ergriffen wurde, großen Schaden angerichtet; ein Gleiches geschah in Spanien und Italien. Nun beziehen die Seidenfabriken im Languedoc, in den Cevennen, der Dauphiné und Lyon außer der chinesischen Rohseide dergleichen auch aus der Levante. Die Seuche hat den Ertrag in den genannten Ländern mindestens um ein Drittel vermindert. Aus amtlichen Nachweisen geht hervor, daß der jährliche Durchschnittsertrag der Cocons in Frankreich für den Zeitraum von 1846 bis 1852 sich auf 24⅓ Mill. Kilogramme belief und 1853 auf 26 Mill. stieg, 1855 nur 20 Mill.; jetzt stellt er sich für die letztverflossenen Jahre auf 10 bis 14 Mill. Das Departement der Drome lieferte früher für 16 bis 18 Mill. Cocons, jetzt nur für 2 bis 3 Mill.

Die Einfuhr von „Seidenwurmsamen" stieg 1860 auf 67,038 Kilogramm im Werth von 13,407,000 Frcs.; sie fiel dann Jahr für Jahr und betrug 1864 nur 24,545 Kilogramme, im Werthe von 4,418,100 Frcs. Die Regierung ließ 1000 Kisten solchen Samens aus Japan kommen, aber viele Seidenzüchter verkauften den Antheil, welcher ihnen zugebilligt worden war, mit einigen Francs Profit nach Italien! Wir wollen hier bemerken, daß in Algerien die Seidenwürmer bisher von der Seuche völlig verschont geblieben sind.

Das Feuersteinlager von Pressigny le Grand im Departement Indre et Loire hat unter den französischen Archäologen zu einem Streit Veranlassung gegeben. Man fand dort im verflossenen Jahre eine ziemlich bedeutende Strecke Landes mit einer ungeheuern Menge von Feuersteinbruchstücken bedeckt, die alle entschiedene Spuren von Bearbeitung zeigten. Viele Archäologen, welche den Ort besuchten, gelangten zu dem Schlusse, daß hier vorhistorische oder wenigstens vorkeltische Menschen ihre Waffen und Gerätschaften zugehauen hätten. Wie „Galignanis Messenger" berichtet, trat hiergegen ein Herr Roberts auf, welcher behauptete, daß nur die Ueberreste von einer Flintfabrikation zu Feuersteingewehren vorlägen. Dieser Ansicht schloß sich Deseaine, Präsident der Akademie der Wissenschaften, an. Penguilly Charido, der Director des pariser Artilleriemuseums, hat nun die Sache wieder aufgenommen und weist im Moniteur nach, daß nach allen technischen und historischen Anzeichen von einer Fabrikation der Feuersteine zu Gewehrschlössern hier keine Rede sein kann. Um Funken an den Schlössern zu erzeugen, benutzte man zuerst Schwefelkies; erst 1630 führten die Spanier den Feuerstein ein. Die regelmäßige Fabrikation von Feuersteinen (flint) zu Gewehrschlössern begann aber erst 1719, bis dahin hatte jeder Soldat seine eigenen Steine mit sich geführt. Die Feuersteine von Pressigny waren hierzu aber durchaus nicht geeignet; auch kennt man in Frankreich genau die Plätze, wo einst zu militärischen Zwecken Feuersteine bearbeitet wurden. Die Ansichten von Roberts und Deseaine sind hiermit widerlegt, aber die Frage: woher stammen diese Splitter und Bruchstücke, wozu dienten sie? wartet immer noch auf Erledigung.

Der Ladogasee, obgleich für Rußland von großer Bedeutung und in einer der am leichtesten zugänglichen Gegenden dieses großen Reiches gelegen, ist doch bis in die neueste Zeit nur wenig erforscht gewesen. Schon Peter der Große wollte auf ihm eine Flotte bauen, aber sein Plan kam nicht zur Ausführung. Im Jahre 1858 gab der Großfürst Constantin den Befehl, eine genaue hydrographische Aufnahme des Sees zu veranstalten und eine Karte desselben zu zeichnen. Diese Arbeiten nahen sich nun ihrem Ende. Ueber die Resultate derselben erstattete Herr Andréew in der russischen geographischen Gesellschaft am 3. März 1865 Bericht. Besonders hob er den Fischreichthum des Ladogasees hervor, welcher für einen großen Theil der Bevölkerung an der Südküste eine reichliche Einnahmequelle ist. Das Klima ist rauh; das Eis liegt bis in den Frühsommer; die Temperatur des Wassers ist während der Wintermonate 2 bis 3° R.; während des Sommers übersteigt sie nie 6° R. Das Eis wird anderthalb bis zwei Arschinen stark. Die Schifffahrt wird mit sehr schlechten und unpraktisch gebauten Fahrzeugen betrieben. In Schlüsselburg laufen jährlich etwa 600 Schiffe von allen Seiten des Sees ein und bringen Holz, Balken, Granit, Marmor, Graphit, Eisen, Kupfer und gesalzene Fische dorthin. An der Ostküste des Sees wohnen die Karelen, welche sich von Viehzucht nähren. Diese befindet sich aber, namentlich in den Distrikten Olonetz und Petrosavodsk, in einem sehr schlechten Zustande. Fortdauernd herrschen Viehseuchen, welche durch das schlammige ungesunde Trinkwasser verursacht werden. Das unwissende Volk sucht seine Zuflucht dagegen in allerlei abergläubigen Mitteln, welche an die alte Heidenzeit erinnern.

Die deutschen Colonien bei Tiflis in Georgien haben wir nach von Harthausen und Brugsch (Globus V, S. 32) geschildert. Jetzt liegt nun in dem Werke „A Journey from London to Persepolis. London 1865", das Urtheil des Engländers John Ussher vor. Tiflis, sagt er, hat eine ungemein vielsprachige Bevölkerung. Da gibt es eingeborne Georgier, Armenier, Perser, Tataren, Russen und Deutsche. Diese letzteren haben in der Nähe der Stadt eine blühende Colonie. Sie wanderten im Jahre 1818 wegen vermeintlicher Religionsbedrückung von Würtemberg aus, und die tolerante russische Regierung wies ihnen in der Gegend von Odessa Wohnsitze an. Später wurden sie auf ihren eigenen Wunsch in die Gegend von Tiflis gebracht. Die Colonie gedeiht prächtig, und viele Ansiedler sind reich geworden. Sie waren es, welche verbesserte Pflüge, Wägen und allerlei Ackergeräthschaften einführten, denn vor ihrer Ankunft lag Alles, was Ackerbau hieß, ganz danieder. Der Boden ist sehr gut, die darauf gezogenen Früchte sind ausgezeichnet, und so haben die Deutschen auf dem Markte in Tiflis das Monopol im Gemüse- und Fruchthandel erlangt. Sie tragen noch ihre alte Tracht, blaue Kittel und flache Mützen. Die lange Tabakspfeife mit dem buntbemalten Pfeifenkopfe kennzeichnet sie schon von Ferne. Obgleich ihre fremde Religion und Abstammung sie naturgemäß von den umgebenden Völkern abschließen, haben sie doch durch ihre einfachen Sitten und ihre Biederkeit die allgemeine Liebe der Nachbarn errungen.

Baumwollenzufuhr nach Großbritannien. Dieses Land bezieht bekanntlich den größten Theil der Baumwolle direkt, und die Baumwollenmärkte des Continents sind leider immer noch verhältnißmäßig unbedeutend. Großbritannien bezog:

1864	893,304,720	Pfund.
1863	669,583,264	„
1862	523,973,296	„
1861	1,256,984,736	„
1860	1,390,938,752	„
1859	1,225,989,072	„
1858	1,034,342,176	„
1857	969,318,896	„
1856	1,023,886,304	„
1855	891,751,952	„

Die höchste Ziffer fällt auf das Jahr 1860, während 1862 beinahe 867 Millionen Pfund weniger zugeführt wurde; seitdem ist die Einfuhr wieder um mehr als 369 Million Pfund gestiegen. Die Ausfuhr von roher Baumwolle aus Großbritannien stellte sich 1864 auf 244,702,304 Pfund, während sie 1855 erst 124,368,160 Pfund betrug.

Erziehung in England und Schottland. Im Jahre 1861 konnten unter 100 verheirateten Männern in England 75,4 und in Schottland 89,4 ihren Namen schreiben; die übrigen mußten sich damit begnügen, in die Ehestandsregister Kreuze einzutragen. Bei den Frauen jedoch nur 65,3 in England und 78,6 in Schottland. Es geht daraus hervor, daß in Schottland die Erziehung besser als in England ist.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Aus Wilhelm Lejeans Reisen in Nubien und Abyssinien.

I.

Von Suakin am Rothen Meere nach Kassala in Takka. — Charakter der Gegend. — Das Dorf Fillik und die Hadendoa. — Der Adsari oder Beschützer der Fremden. — Die Stadt Kassala. — Geschichtlicher Rückblick auf das Königreich Sennar. — Ausflüge nach dem Berge Kassala el Lus und dem Abu Gamel. — Der Fluß Gasch. — Das Fürstenthum Gabthiah und der Melek Nimr von Schendy. — Das nubische Mazagha, ein ungeheures Jagdgebiet. — Chartum, der Statthalter Musa Pascha, ägyptische Gräuelwirthschaft, Sklavenhandel und Sklavenjagden. — Nachrichten über Teggele. — Allerlei Negerberichte; ein Bericht über Eduard Vogel.

Wir haben oftmals Gelegenheit gehabt, der Reisen Lejeans auf dem obern Nil und am Bahr el Gasal zu erwähnen. Jetzt liegt uns der Bericht über seine Wanderung vor, welche er im Jahre 1864 von Suakin am Rothen Meere nach Kassala in der obernubischen Landschaft Takka, und von dort aus durch Nordabyssinien bis zum Hafen Massawa unternommen hat. Diese ganze Region ist während der letztverflossenen zehn Jahre mehrfach von Europäern bereist worden, und wir haben über dieselbe werthvolle Nachrichten durch Hamilton, von Heuglin, Munzinger und Andere erhalten. Aber auch Lejeans Mittheilungen sind werthvoll und werfen manchen Lichtstrahl auf diese Uebergangsländer, in welchen die Herrscher Aegyptens und Abyssiniens mit einander in feindliche Berührung gerathen. Der Reisende schildert (Le Tour du Monde, Nr. 268 ff.) die Zustände in jenen barbarischen Gegenden ganz vortreff-

Ein natürlicher Dolmen bei Lalamba in Obernubien. (Nach einer Zeichnung von Lejean.)

lich, und wir wollen ihm in seiner Darstellung folgen, doch so, daß wir nicht in alle Einzelnheiten eingehen, sondern das vorzugsweise Charakteristische hervorheben.

Lejean war schon einmal im Jahr 1860 von Suakin nach Kassala gegangen; die zweite Wanderung trat er im Februar 1864 an, um als französischer Consul zu Massawa aus eigener Anschauung über die ganz eigenthümlichen Zustände der obernubischen und nordabyssinischen Gegenden Bericht zu erstatten. Er zog von der Küste her in südwestlicher Richtung durch das Gebiet der nomadischen Hadendoa über das rauhe Langebgebirge und durch das anmuthige Omlehthal. Dort bildet der Punkt, an welchem man aus dem Langebgebirge in die vom Gasch durchzogene Fläche eintritt, das sogenannte Togoy, und hier liegen zwei Brunnen mit seltsamen Benennungen. Der eine heißt: „Sohn des Weißen, trinke!" der andere ganz einfach: „Sohn des Schwarzen." Der afrikanische Führer äußerte gegen den Europäer: „Du siehst, der arme Sohn des Schwarzen wird nicht eingeladen zu trinken, wie der Weiße; der Schwarze kommt überall zu kurz."

Bei Fakeda beginnt eine neue botanische Region. Bis dorthin sah der Reisende überall Mimosen; jetzt traten Bäume auf, welche der Ebene (Chala) angehören, z. B. der Tarfa, der im Sand und in Torrents wächst,*) der Sidr (Lotus Naback) mit seiner kleinen körnigen Frucht, welche an den Geschmack unserer Aepfel erinnert und von den Arabern gern gegessen wird. Die braunen Schoten und gelben Blumen der Sene (Senna meka) sieht man überall, wo der Boden nicht allzu trocken ist, und die Asklepias (Ocher) schlingt ihre weißen Zweige bis zum Gipfel der Bäume. Weiterhin war die Ebene mit einem ganz feinen, etwa vier Zoll hohen Grase bedeckt; aber Alles ist trocken; einzelne Quellen liegen weit umher zerstreut und sind nur den Hirten bekannt. Der Weg führt über und durch mehrere Chors, welche alle in den Gasch münden.

Unterwegs fand Lejean ein Kameel, das von einer Karawane, welche dem Reisenden bei Togoy begegnete, zurückgelassen worden war. Das arme Thier hatte schon drei Tage am Boden gelegen, lebte noch und fraß an dem spärlichen Grase herum. Aufstehen konnte es nicht. Die Nomaden sind gegen Pferde und Hornvieh gütig und aufmerksam, aber gegen das Kameel benehmen sie sich unbarmherzig, vielleicht weil dieses überaus nützliche Thier etwas Antipathisches für sie hat. Es ist gelehrig und dabei doch ungeschlacht und wild; es gehorcht seinem Herrn und kniet nieder, wenn dieser aus tiefer Kehle ein Rhhh verlauten läßt; aber es schließt sich nicht an die Person des Menschen an, selbst in seiner Gelehrigkeit liegt etwas Stupides, und in seinem Zorn oder in seiner Wuth erregt es geradezu Schrecken. Dann erglänzen die sonst so sanftmüthigen schwarzen Augen von wildem Feuer, es zeigt seine Zähne und sein Biß ist entsetzlich. Während der Brunst kann man mit ihm gar nichts anfangen; dann rennt es manchmal mit seinem Reiter in das dickste Dornengestrüpp, oder es läuft ohne Ziel in die Wüste hinein, und dann thut der Reisende am besten, wenn er es todt sticht.

Der Weg führt über den Chor Mintaneb nach drei Hüttengruppen, aus welchen Fillik, das Hauptdorf der Hadendoa, besteht. Dasselbe liegt in einer abschreckend dürren Ebene, während kaum eine halbe Stunde davon der große, von fruchtbaren Ufern eingesäumte und beschattete Torrent Herbub sich hinzieht. Es ist auffallend, daß die Nomaden ihre Lagerstätten oder Wohnplätze fast allemal so weit vom Wasser und Schatten entfernt haben; aber sie fürchten, ihrer Heerden wegen, die Löwen und Hyänen, welche sich zwischen den Bäumen aufhalten und in den Chors zur Tränke gehen. Fillik besteht aus etwa 30 Tukuls und etwa anderthalbhundert Zelten, die aber im Winter an anderen Stellen aufgeschlagen werden. Der Scheich Musa, Erbherr der Hadendoa, den man als eigentlichen Gebieter des Landes zwischen Kassala und Tochar betrachten kann, war abwesend; aber einer seiner Verwandten besuchte den Reisenden und fragte, ob es etwa der Karawane an irgend etwas Nöthigem fehle. Er war sehr schweigsam, denn das gilt bei den Aristokraten der Wüste für guten Ton. Auch sind die Weißen nicht gern gesehen, weil man sie mit den Türken verwechselt. In Nubien ist das Wort und der Begriff Türke gleichbedeutend mit Tyrann, Schurke, Räuber. Vor länger als einem halben Jahrhundert, als Burckhardt das Takka besuchte, war Fillik gleichsam die Hauptstadt jener Gegend und ein Marktplatz von einiger Bedeutung. Aber die Türken haben auch hier gewüthet und verwüstet.

Uebrigens ist für die Reisenden jetzt unter der ägyptischen Regierung mehr Sicherheit vorhanden als früher in den Tagen des schwachen Königreichs Sennar. Damals befehdeten sich die Nomadenstämme nach Belieben und plünderten die Karawanen nach Herzenslust. Doch gab es eine Einrichtung, die auch heute noch nicht abgekommen ist und die sehr wohlthätig wirkt.

Ein Adhari nämlich ist ein Gewährsmann, welchen der Fremde sich unter den Männern des Stammes auswählt, durch dessen Gebiet er wandern will. Der Adhari verschafft ihm Obdach, Wasser, Feuerung zum Kochen, er vertheidigt ihn, als ob er sein eigener Bruder wäre, schützt Person und Habe. Dafür bekommt er eine verabredete Summe, oder wenn der Fremde, wie gewöhnlich, Kaufmann ist, einen Procentantheil von den Geschäften; ist jener Elephantenjäger, hat er ein Bestimmtes vom Ertrage der Beute abzugeben; dafür sorgt er aber, daß ein angeschossenes Thier nicht in andere Hände gelange.*)

*) Wir haben vor einiger Zeit, Globus VII, S. 90, nach Werner Munzinger, das eigenartige Wesen der afrikanischen Ströme jener Regionen geschildert. Wo der Boden das Wasser nicht an der Oberfläche halten kann, wo das durchsickernde Wasser erst spät auf einer festen Schicht Widerstand findet, da zeigt sich der Strom als Torrent, d. h. es erscheint ein Sandbett, welches nur zur Regenzeit überflutet wird und das ganze übrige Jahr scheinbar trocken daliegt, weil der Wasserstrom unterirdisch sich fortzieht. Wir behalten die Bezeichnung Torrent bei, weil sie kurz und verständlich ist. Eben so behalten wir afrikanische Benennungen bei, z. B. Charif für die Periode des Sommerregens; — Chor, ein Torrent, der fast das ganze Jahr hindurch trockenes Bett hat; — Tarfa für Tamariske, — Faki, Plural Fogara, mohammedanischer Priester; Takruri, Plural Takarir, mohammedanischer Neger aus dem centralen Sudan; — Angareb, arabisch, Alga, abyssinisch, eine Art Bett und Kanapee, dessen Gestell mit ledernen Riemen oder Hippopotamushaut überzogen ist; — Tukul, runde Hütte mit kegelförmigem Dach bei den Bauern im Sennar.

*) Wir finden diese Einrichtung auch bei den Somal an der Südküste des Golfes von Aden. Dort erhielt Richard Burton, als er seine Reise von Zeyla nach Härrär antrat, einen Beschützer. „Ein Abban ist unbedingt nöthig; er bedeutet im Somalilande dasselbe, was bei den Gallas der Movasa ist, im Hedschâs der Ahk, auf der Sinaihalbinsel der Ghafir, im östlichen Arabien der Rabia. Er ist Unterhändler, Agent, Dolmetscher, leitet den Zug, erhält vom Kauf einen Antheil und bekommt freie Kost. Dagegen muß er alle Zwistigkeiten schlichten und im Nothfall den Schützling auch gegen seine eigenen Landsleute mit den Waffen vertheidigen. Wird er erschlagen, dann ist es Pflicht seiner Sippe, sich des Schützlings anzunehmen und ihm zu dem etwa verlornen Gute zu verhelfen. Den Landesgesetzen zufolge ist der Abban Herr und Gebieter über Leben und Eigenthum dessen, welcher sich ihm anvertraut." Man sieht, wie in sehr verschiedenen Gegenden

Lejean kam unangefochten nach Kassala. Er hebt zunächst hervor, daß manche Europaer sich in sehr ungeeigneter Weise gegen die Eingebornen benehmen. Ein Betragen „alla franca" bedeutet so viel als roh, unhöflich und ungeschlacht. In Chartum drängte sich ein schwarzer Soldat in die Zimmer eines französischen Renegaten und trieb in Gegenwart der Frauen allerlei Unfug. Als man ihn darüber zurecht wies, entgegnete er dreist, daß er sich betrage „wie die Franken". Zu Adua im nördlichen Abyssinien hielt sich ein Franzose auf, der früher das Bäckerhandwerk getrieben hatte und nun dem Negus Theodor Kanonen gießen wollte. Er begegnete auf der Straße einem Mädchen aus angesehener Familie und machte unzüchtige Gebärden. Das Mädchen klagte solche Unbilde ihren beiden Brüdern, diese ergriffen ihre Flinten und stürmten fort, um den Unverschämten niederzuschießen. Zum Glück für diesen legte sich ein alter Geistlicher ins Mittel und sprach: „Allerdings verlangt eine solche Beleidigung Blut; ihr hättet Recht, wenn ein anständiger Mann (ein son tallak) der Frevler wäre. Aber hier ist es ein fränkischer Landstreicher, und was könnt ihr anders von solchem Gesindel erwarten?"

Kassala sollte ursprünglich nur eine Militärstation sein, von welcher aus die ägyptische Regierung einige mächtige Stämme überwachen wollte, die früher dem Namen nach Vasallen des Königreichs Sennar gewesen sind, z. B. die Hadendoa, die Hallenga, Amorar, Beni Amer, Barea und Mahria. Diese sind jetzt von der Mudirie (Statthalterschaft) Takka abhängig. Die ansässige Bevölkerung ist nicht zahlreich und wohnt zumeist am Gasch und Atbara, in der Nähe von Kassala und Gos Redscheb.

Die Herrschaft des Königs von Sennar über jene Nomadenstämme ging 1820 zu Ende und war im Grunde nichts weiter als eine Art von nomineller Oberlehnsherrlichkeit. Die Deglels, d. h. eingeborne Fürsten oder Häuptlinge erhielten zum Zeichen der Belehnung eine eigenthümlich gestaltete Kopfbedeckung. Die Aegypter, welche dem Königreich Sennar ein Ende machten, waren klug genug, sich nicht mit den Stämmen einzulassen, sondern warteten ihre Zeit ab, die denn auch bald kam. Die Hallenga geriethen mit den Hadendoa in Fehde und riefen die Aegypter, oder was hier als gleichbedeutend genommen wird, Türken, aus Gos Redscheb herbei. Dann erschien Ahmed Pascha, Generalstatthalter des Sudan, in eigener Person, um Takka, die Wüste Barka und Langeb zu unterwerfen. Aber die Türken wurden von dem kleinen Stamme der Sabterat aufs Haupt geschlagen und geriethen in Verwirrung. Da rief ein Offizier: „Kinder, Kairo ist sehr weit!" Er wollte damit sagen, daß sie Alle in diesem Lande verloren seien, wenn sie nicht Stand hielten. Nun wurden die Sabterat geschlagen und unterwarfen sich. Die übrigen folgten, aber 1838 erhoben sich alle Stämme in Takka gegen die Aegypter, sie konnten jedoch mit ihrer Lanze und dem schweren Säbel (Dschellabia) gegen die Feuerwaffen der Aegypter nichts ausrichten. Diese aber verfuhren gegen die Ueberwundenen mit einer so scheußlichen Barbarei, daß wir die Einzelnheiten, namentlich die Art der Verstümmelungen, welche an den Gefangenen verübt wurden, nicht erzählen können. Es soll nur erwähnt werden, daß einige gefangene Hadendoa-Häuptlinge, die auf dem Wege nach Chartum ermatteten und nicht weiter gehen konnten, von einem türkischen Offizier buchstäblich entzwei gehauen wurden, und zwar so, daß ein Säbelstreich den Leib auseinander trennte. Von diesen Großthaten ist damals unter den Türken im Sudan viel Rühmens gemacht worden. Thäter war derselbe Soliman Kaschef, der an den beiden ersten Erforschungsreisen auf dem Weißen Nil 1840 und 1841 Theil nahm und seitdem oft genannt wurde, denn dieser Biedermann war es, welcher unter den damals harmlosen Negern entsetzliche Schlächtereien verübte. Diejenigen Hadendoahäuptlinge, welche Chartum erreichten, wurden dort auf dem Marktplatz förmlich in Stücke gehauen. Mehemed Alis vielgerühmte „Civilisationsbestrebungen" waren von etwas eigenthümlicher Art.

Lejean trat in Verbindung mit dem jetzigen „Fürsten der Wüste", Mohammed, Scheich der Hadendoa, der über alles Land zwischen dem Atbara und dem Rothen Meere gebietet. Aber seit der ägyptischen Eroberung ist die hohe Würde zu einer schweren Bürde geworden. Der Scheich ist verantwortlich für die Zahlung des Tributes, und indem er diesen eintreiben muß, wird er bei seinen Landsleuten verhaßt. Er war finster, schweigsam aber höflich; ein Theil des Tributs war im Rückstand, die Türken verlockten ihn durch eine List nach Kassala, wo sie ihn in Ketten legten. Ein paar Tage nachher, am 6. März, übten die Hadendoa Vergeltung; sie überfielen mehrere in Kassala ansässige Leute, die von Suakin kamen, verwundeten viele, tödteten einige, raubten aber weder Kameele noch Waaren. Sie wollten zeigen, daß sie nur politische Rache übten. Fast gleichzeitig wurden Takarir, welche Holz gesammelt hatten, von Barea angegriffen und hatten ein Gefecht zu bestehen. Es geht eben wirr und wild her im ägyptischen Sudan.

Der Reisende unternahm von Kassala aus mehrere Ausflüge in die Umgegend, namentlich nach dem Berge Kassala el Lus, von welchem wir eine Abbildung geben. Die Granitmassen liegen in einer eigenthümlichen Unordnung umher; sechs Gipfel steigen als Kuppeln empor; sie sind glatt und unersteigbar; das wird auch durch die Bezeichnung ausgedrückt, welche diese Berge in der Bidschasprache führen, lus, unzugänglich, nicht zu ersteigen. Die Araber haben dafür ganz unrichtig Aprikosenberg gesagt; bei ihnen heißt lus = Aprikose. In dem Felsengewirr liegen manche interessante Naturspiele, die man in keltischen Ländern als Druidensteine bezeichnen würde; solch ein natürlicher Dolmen, welchen unser Bild veranschaulicht, steht etwa zwei Stunden von Kassala, und alle nach Gadaref bestimmten Karawanen gehen an ihm vorüber. Von den Abhängen des Kassala el Lus, von etwa 1000 Fuß Höhe, gewann Lejean einen weiten Blick über das Land, nach Norden hin wohl 20 Stunden weit, bis über Fillik hinaus.

Die weite Fläche ist aufgeschwemmtes, fruchtbares Land, aber unter dem ägyptischen Drucke hat man nicht einmal den vierzigsten Theil in Anbau genommen. In den Umgebungen der Stadt pflanzt man etwas Baumwolle, weiterhin da und dort Durrha, das ist Alles. Die Aufschwemmung rührt vom Flusse Gasch her; er hat die Oase gebildet und bewässert sie. Wir haben neulich im Globus (VII, S. 90) Alles zusammengestellt, was Munzinger über diesen Fluß ermittelt hat. Er hat, als Mareb, seine Quelle im abyssinischen Hamasên, ist in seinem obern Laufe Waldstrom, heißt auf seinem Mittellaufe von Arakebu bis etwas unterhalb Elit Soma und ist als solcher nicht mehr Waldstrom, aber auch noch nicht Torrent, sondern ein Mittelding zwischen Fluß und Torrent; aber diesen Charakter verliert er in seinem Unterlauf, in der

---

das gleiche Bedürfniß auch gleiche Einrichtungen ins Leben ruft. — Burtons Reisen nach Medina und Mekka und in das Somaliland nach Härrär. Bearbeitet von Karl Andree. Leipzig 1861. S. 259.

Landschaft Takka, wo er als Gasch in die freie Ebene hinaustritt und nach und nach Torrent wird. Bis etwas unterhalb Kassala reicht in gewöhnlichen Jahren sein Winterstrom, dann hört er auf; nur in Jahren, in welchen sehr viel Regen fällt, wird es ihm möglich, bis zum Atbara zu dringen und in diesen zu münden; das ist aber seit 20 Jahren nicht mehr der Fall gewesen.

Lejean seinerseits bemerkt: In der Regenzeit rollt der Fluß eine ungeheure Menge gelben, schlammigen Wassers gegen Kassala hin und lagert viel Schlamm in den Ebenen ab; wenn man vom Berge el Lus die Gegend übersieht, begreift man sofort, daß er die Oase gebildet hat. Dem Fluß entlang stehen Palmen und Tarfa; man sieht Baumwollen- und Getreidefelder, Lagerplätze der Nomaden, und die Oase hebt sich scharf von der Wüste ab, in welcher in leichter Erddecke Mimosen wachsen und, wo der Kies beginnt, aller Pflanzenwuchs aufhört. Der Beduine spricht nicht von Takka oder Kassala, sondern nur vom Gasch; mit dieser Benennung bezeichnet er Provinz und Stadt. Der Fluß geht dicht an der letztern vorüber; er ist dort 1510 Meter, also mehr als fünfthalbtausend Fuß breit und ein stattliches Wasser, namentlich gegen Ende des Juli. Dann treibt er auch eine Menge von Dumpalmen an, die er in seinem wilden Lauf entwurzelt hat.

„Man hat früher oft gesagt, daß der Gasch etwa fünf Stunden weit nördlich von Kassala bei den Abdämmungen oder Stromwehren von Dahab ein Ende nehme. In trockenen Jahren geht er allerdings nicht weiter als bis zu diesem Dorfe, wo der Oberscheich der Hallenga wohnt; in nässeren Jahren aber läuft er weiter nach Norden hin in einem Bette, das genau vorgezeichnet ist, und bewässert dann einige Strecken, welche von den Nomaden bestellt werden. Dann geht er unweit vom Berge Tnês nach Osten und verendet in einem andern fruchtbaren Landstrich, welchen die Hadendoa als Om adan, Mutter der Gebeine, bezeichnen, weil dort einmal eine blutige Schlacht geliefert worden ist. Ausnahmsweise, in sehr nassen Jahren, erreicht er unter 17° 8′ n. Br. den Atbara bei Om Handel. Dieser Punkt ist 1858 von Herrn von Courvel und vier Jahre später auch von Herrn Munzinger ermittelt worden. In der Bidschasprache wird er als Gasch da, Mündung des Gasch, bezeichnet. Dort wächst die Tamariske, welche sonst am Atbara nicht vorkommt, aber so weit der Gasch durch das Takka fließt, sehr häufig auftritt."

Ein Takruri-Soldat in Nubien. (Nach einer Zeichnung von Lejean.)

Recht lohnend war ein Ausflug am Gasch aufwärts nach dem Berg Abu Gamel, d. h. Vater des Kameels, der etwa sechs deutsche Meilen südlich von Kassala liegt. Oberhalb der Insel Gozzo fand Lejean viele Zeltlager der Nomaden, welche in der trockenen Jahreszeit im Flußbette des Gasch aufgeschlagen und zum Schutz gegen die wilden Thiere mit Dornenhecken umgeben werden. Man trifft dort auf Wasser, nachdem man zwei bis acht Fuß tief gegraben hat, aber nicht an jeder Stelle; am sichersten allemal dort, wo das Bett eines kleinern Torrent in einen größern mündet. Sehr häufig ist in jenen Gegenden die Asclepias gigantea (Ocher) mit blaßgrünen Blättern und weiß und violetten Blumen, deren faserigen Stamm die Araber bei der Bereitung ihres Schießpulvers benutzen; die Blätter enthalten einen milchigen, sehr giftigen Saft.

Der Abu Gamel ist eigentlich gar kein Berg, sondern besteht aus vier gewaltigen Granitmassen, welche aus einer durchaus flachen Ebene emporsteigen. Ringsum liegt ein Chaos von wild durch und übereinander geworfenen Felsen. Von einer Höhe, die Lejean unter Mühen und nicht ohne Gefahr erklommen hatte, reichte der Blick im Südwesten über eine bewaldete Fläche bis an den Atbarafluß, bis nach Koroteb, das an der Straße nach Gondar liegt; nach Südosten hin sah er deutlich den Thalweg, welchen sich der Gasch durch die niedrigen Gebirge im Lande der Basen gebahnt hat.

Von Kassala führt ein Weg, welcher eigentlich für Waarenzüge verboten ist, in sechs Tagen nach Kabhtia oder Casta (auf Munzingers Karte Gabtyiah iza) und von dort in sieben anderen Tagen nach dem abyssinischen Gondar. Gabtyiah ist die Hauptstadt des Ued Nimr (Sohn des Leoparden). Dieser eigenthümliche Mann ist Sohn des berühmten Melek Nimr (König Leopard), der Fürst von Schendy am Nil war und 1822 den ägyptischen Feldherrn Ismail Pascha lebendig verbrannte.*) Melek Nimr

*) Wir haben diese Episode früher ausführlich nach Pethericks Bericht erzählt, Globus 1, 314. Die Aegypter begannen damals die Eroberung des Sudan und fanden in Obernubien heftigen Widerstand, namentlich bei den Schargieh, deren König Nimr von seiner Hauptstadt Schendy gegen Ismail Pascha, des

ist in seiner alten nubischen Heimat noch heute berühmt, und das Volk erzählt sich viel von ihm. Er sei z. B. nach Verlauf von Jahren einmal Nachts in seinem frühern Haremsgebäude erschienen, habe dort einen Stein aus dem Boden genommen, einen mit Gold gefüllten Sack herausgehoben und sich schweigend entfernt. In seinen alten Tagen erblindete er, führte aber auch dann noch seine Razziakriege gegen die Aegypter fort. Der englische Reisende Mansfield Parkyns hat ihn besucht und ist sehr gut aufgenommen worden. Nimr hatte dem früher vielgenannten Ubieh, Herrscher im abyssinischen Tigre, Huldigung geleistet und Gabtyiah als Lehn erhalten; er stellte demselben auch Krieger. Einst begab es sich, daß einer von Nimrs Arabern bei Ubieh Klage gegen einen Abyssinier führte, welcher ihm einen seiner Verwandten ermordet hatte. Der Verbrecher wurde ihm übergeben, mit dem Bedeuten, daß der Araber nach Gutdünken mit ihm verfahren könne. Da zog jener sein zweihändiges Schwert (Seif) und hieb mit einem Streiche den Abyssinier durch und durch.

Ued Nimr ist seines Vaters würdiger Sohn und wird von allen Leuten hochgepriesen, jene natürlich abgerechnet, welche er ausgeplündert hat. Die ägyptische Regierung verlangte vom Negus Theodor, daß Ued Nimr bestraft werde, aber der Negus antwortete auf diese Zumuthung damit, daß er seinen Vasallen zum Herzog (Dedschas) von Wolkait ernannte. Der neue Herzog ging dann 1860 in seinen Anmaßungen so weit, daß er in Gadaref und überall im Lande bis in die Nähe von Chartum Abgaben erhob. Das war den Türken zu viel; sie rückten aus, schlugen den Sohn des Leoparden, verbrannten Mai Gogoa und warfen ihn auf Gabtyiah zurück. Seit einigen Jahren ist es still von ihm.

Ein wandernder Faki in Nubien. (Nach einer Zeichnung von Lejean.)

Die Gegend, durch welche jene obenerwähnte Straße von Takka nach Gabtyiah führt, wird das nubische Mazaga genannt. Es ist ein zum Theil mit Urwäldern bestandenes Tiefland, sehr ungesund, zumeist Einöde, und wird von Bareabanden und Dschaalin-Arabern (Leuten des Ued Nimr) durchzogen. Der Jäger findet dort Löwen, Leoparden, Elephanten, Rhinoceronten, Büffel und Antilopen in Hülle und Fülle. Zwei deutsche Nimrode, Schmidt und Florian, sind jahrelang in demselben umhergezogen. Der letztere ist Waffenschmied Ued Nimrs. Im Jahre 1861 wurde das Mazaga von Samuel Baker besucht, der von Ceylon kam und das Kraftstück ausführte, ein Jahr lang in diesem ungesunden Lande zu verweilen und doch mit heiler Haut davon zu kommen. Er hatte seine junge, hübsche, aus Ungarn gebürtige Frau bei sich. Munzinger war 1862 in Mazaga; im März 1863 wollte Doctor Dri von Chartum aus dorthin gehen, um naturwissenschaftliche Gegenstände für das turiner Museum zu sammeln.

Lejean erhielt während seines Aufenthalts in Kassala eine Anzahl von brieflichen Berichten aus Chartum, dieser Hauptstadt des ägyptischen Sudan. Man weiß seit Jahren, daß jenes Chartum eine wahre Hölle für rechtliche Leute, aber ein Paradies für Schurken und Gauner ist, und wir haben von Zeit zu Zeit im Globus allerlei zur nähern Kennzeichnung des dortigen Lebens und Treibens mitgetheilt. Unser Reisender bringt nun verschiedene Enthüllungen aus der neuesten Zeit.

„Der gegenwärtige Statthalter über den Sudan heißt Musa Pascha, ist ein Türke und ein abscheulicher Wütherich. Durch ihn ist der Sudan in das äußerste Elend gestürzt worden, seine Erpressungen sind schamlos, das Elend ist nicht zu beschreiben. Unter dem Vorwande, dem Sklavenhandel

---

Vicekönigs Mehemed Ali Sohn, anrückte; aber er wurde geschlagen und mußte sich unterwerfen. Nach Verlauf einiger Zeit kam Ismail von einer Heerfahrt im Sennar nach Schendy zurück und verlangte dort von Nimr schwere Abgaben; auf Gegenvorstellungen hörte er nicht. Die Aeltesten hielten Rath und beschlossen, den habsüchtigen Türken zu verderben. Man berauschte die ägyptischen Soldaten, die zerstreut umher im Quartiere lagen, und that ein Gleiches mit der Wache des Pascha. Um Mitternacht wurde ein verabredetes Zeichen gegeben; die Leute von Schendy kamen still aus ihren Hütten; jeder trug ein Bündel Reisig und legte dasselbe bei der Hütte des Pascha nieder. Dann wurde der dürre Zaun in Flammen gesteckt, in welchen Ismail Pascha verbrannte. Nimr wanderte dann mit den meisten seines Stammes aus und zog bis an die Grenze Abyssiniens, nach Mai Gogoa (das rauschende Wasser), wo er sich ein kleines Fürstenthum gründete.

ein Ende zu machen, ist er den Weißen Nil hinaufgefahren, um diesen Handel für sich zu monopolisiren. Er hat nämlich jede Nilbarke, welche von Chartum stromauf geht, mit einer exorbitanten Steuer belastet, denn sie muß für jeden an Bord befindlichen Diener oder Matrosen 100 Piaster zahlen. Er hat aber anderen Barken diese Abgabe nachgelassen, damit sie Sklaven bringen können, natürlich für ihn, und solcher Barken sind im Lauf eines Jahres mehr als 100 abgefahren."

„Es erscheint ganz unmöglich, dem Sklavenhandel ein Ende zu machen, weil der Statthalter Musa Pascha selber der Hauptsklavenhändler ist. Zum Hauptgehülfen hat er den Scheich Abu sin, Häuptling der Schukrieh, welchen er zum Bey ernannte. Im Jahr 1863 hat er mehr als 800 Sklaven allein an der Grenze von Abyssinien in der Gegend von Gallabat geraubt, die übrigen ungerechnet. Ganz kürzlich schickte Musa Pascha ein Dutzend ihm gehörender Eunuchen nach Aegypten; sie sind hier in Chartum auf seinen Befehl und auf seine Kosten verschnitten worden. Vorgestern wurden vor meinem Magazin mehr als 60 Sklaven vorüber getrieben; sie waren je zu zweien mit Stricken um den Hals aneinander gebunden. Der Verkauf findet zum Vortheil der Regierung statt; die Kasernen sind mit Sklaven vollgepfropft, und den Beamten, welche rückständige Besoldung zu fordern haben, bezahlt man dieselbe mit — Negern!"

„Mohammed Cher hat im Lande der Schelluks eine förmliche Negerjagd veranstaltet und ist dafür belohnt worden; man hat ihn zum ägyptischen Mamur, d. h. Präfekten, ernannt. Hatte er doch dem Statthalter Musa Pascha eine erkleckliche Anzahl geraubter Menschen, Ochsen und Kühe geschenkt! Ein französischer Renegat war Vermittler bei diesem saubern Geschäfte. Das Alles geschieht unter den Auspicien der Regierung, und Sie können sich schon denken, wie es erst die Privatleute am Bahr el Gasal, am Sobat und Niambara treiben."

„Im Laufe des Jahres 1863 sind von hier (Chartum) mehr als 200 Barken abgesegelt, und Sie können sich darauf verlassen, daß kaum 20 derselben ehrlichen Handel treiben. Wie sollten auch die Leute im Sudan auf das Geschäft verzichten, da sie doch sehen, daß der Statthalter selbst Sklaven raubt, kauft, verkauft und in eigener Person das böse Beispiel gibt? Wir haben hier noch keine zuverlässige Nachricht, in welcher Ausdehnung eben jetzt (Frühling 1864) der Sklavenhandel getrieben wird. Ich höre, daß man die geraubten Neger nicht vom rechten Ufer auf das linke bringt und in Barken ladet, sondern sie von Soldaten nach Messalomieh und Gauleh schaffen läßt; dort werden sie verkauft und gehen dann nach Suakin und weiter nach Kairo. Der Sklavenraub wird andauern, so lange die ägyptische Regierung sich nicht auf andere Weise als bisher ihre Soldaten verschafft."

Diese Angaben erhalten von mehreren anderen Seiten her Bestätigung. Der Vicekönig von Aegypten wollte die Verlegenheiten des Negus Theodoros benutzen, um einen Streich gegen Abyssinien zu führen. Dem Tanfimat zufolge darf sein Heer den Effectivbestand von 15,000 Mann nicht überschreiten, aber an diese Bestimmung kehrt er sich nicht. Im Jahr 1863 unternahm Musa Pascha einen Zug gegen Gallabat mit etwa 8000 Mann; dieses buntschäckige Gesindel genügte ihm aber nicht, und er wollte mehr Menschen haben. Er veranstaltete also ein Jagen und Treiben auf Neger im großartigsten Maßstabe und über weite Landstrecken: im Fasogl, im Tagali, bei den Denka, an den Grenzen Abyssiniens und am Weißen Nil. Die dortigen Neger sind wild wie rohes Vieh, wenn man ihnen jedoch ein Gewehr in die Hand gibt, dann schlagen sie sich mit der zähen Verbissenheit der Bulldoggen. Dabei ist es ihnen vollkommen einerlei, wofür sie in den Krieg getrieben werden. Aus ihnen will die ägyptische Regierung eine Musterinfanterie bilden, und Musa Pascha befahl allen Häuptlingen im Sennar, eine bestimmte Anzahl dieses schwarzen Menschenviehs einzuliefern. Außerdem wurden überall Menschen gepreßt, der Pascha raubte sie selbst aus Privathäusern und nahm sogar den Europäern schwarze Diener weg; bisher waren solche vom Soldatendienst befreit gewesen. Es gelang dem Pascha, ungefähr 20,000 Mann zusammen zu bringen, sie flößten aber trotz ihrer großen Anzahl den Abyssiniern keine Furcht ein. Ihr Unterhalt war kostspielig, und um denselben zu bestreiten, erhöhte der Pascha die Abgaben auf das Vier- und Fünffache. Die Scheichs, welche nicht bezahlen konnten, wurden in Ketten geschlagen. In Gallabat wurden, im Hinblick auf den beabsichtigten Kriegszug gegen Abyssinien, ungeheuere Massen von Getreide aufgespeichert, welches man weit und breit zusammengeraubt hatte. Dadurch entstand eine Hungersnoth, selbst in Chartum, das keine regelmäßigen Zufuhren erhielt, und die im Westen wohnenden arabischen Stämme geriethen dermaßen in Verzweiflung, daß sie nach Dar Fur auswanderten.

Südlich von Kordofan liegt die mit hohen Felsgruppen übersäete Plateaulandschaft Teggele oder Takali. Dort hat lange Zeit ein alter wilder Tyrann gewüthet, der Mek Nafer. Es machte ihm großes Vergnügen, seinen Panthern lebendige Menschen zum Fraß vorzuwerfen; er sagte gern: „Bei dem Nafer dürfen die Panther keinen Hunger leiden." Als er von einem jüngern Nebenbuhler entthront worden war, erklärte er sich für einen ägyptischen Unterthan. Der Pascha nahm sich seiner an, wurde aber von dem neuen Gebieter zurückgeschlagen. Seitdem betrieb er den Negerfang mit noch größerm Eifer; alle Regierungsbarken waren mit Sklaven förmlich vollgepfropft; sie wurden in den Schunas, Regierungsmagazinen, untergebracht. Daran ließ es aber Musa Pascha nicht genug sein; er nahm allen Privatsklavenhändlern ihre Waare ab und erklärte salbungsvoll, die Regierung verlange, daß dem Sklavenjagen ein Ende gemacht werde. Die armen Schwarzen wurden schlecht behandelt, schlecht gefüttert und starben in Menge.

„Inzwischen köderte die ägyptische Regierung das sentimentale europäische Publikum durch bezahlte Zeitungsartikel mit ausgesuchten Lügen; sie ließ oftmals wiederholen, daß die Sklavenjagd und der Sklavenhandel, welche so lange ein Schimpf und eine Schande für den Sudan gewesen, vollkommen aufgehört habe. Und doch ist er nie zuvor in solcher Ausdehnung betrieben worden."

Man sieht, die pariser Blätter ließen sich in ähnlicher Weise mißbrauchen, wie eben jetzt so viele deutsche Blätter in Bezug auf die Lage der nordamerikanischen Angelegenheiten mißbraucht werden; die Correspondenten sagen Unwahrheiten, verschweigen, was nicht in ihr System paßt, oder treiben Schönfärberei. Das lesende Publikum wird betrogen.

In Kassala traf Lejean einen alten Denka-Neger, dessen Heimat in der Nähe des Berges Uln, etwa in der Breite von Fasogl, zwischen dem Weißen und Blauen Nil liegt. Von ihm erfuhr er Mancherlei über die Landessitten und natürlich auch allerlei wundersame Fabeln.

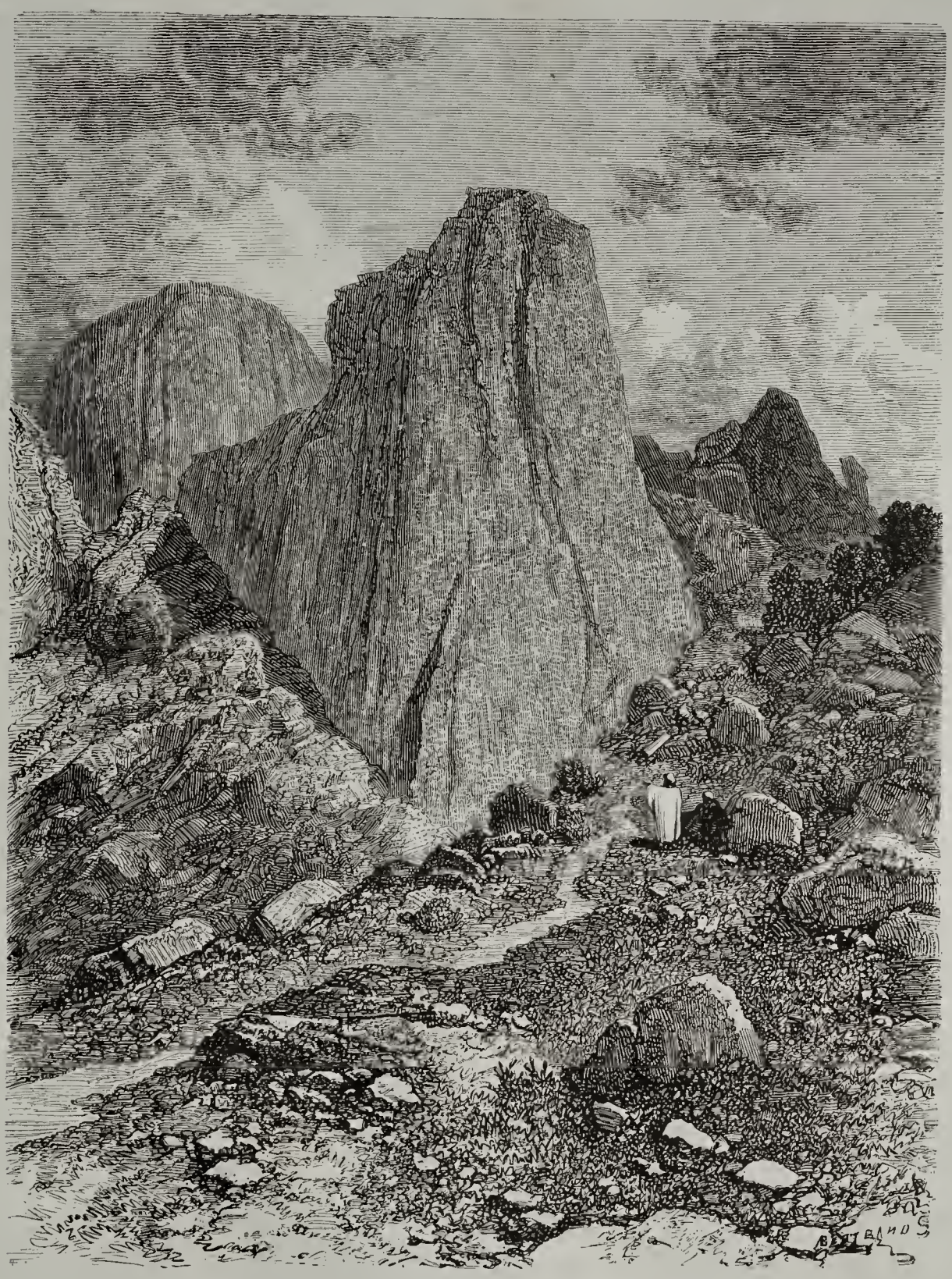
„Bei den Brun oder Burun südwestlich von Fasogl

wird ein bejahrter Mann von seinen nächsten Verwandten lebendig eingescharrt und zwar im Innern der Mura, d. h. des Ochsenparks; die Stelle, wo man ihn begraben, wird dann unkenntlich gemacht. Es herrscht der Glaube, daß er bald als neugebornes Kind wieder auflebe."

„Die Nuers sind kriegerische Leute, sehr bösartig, und wir fürchten uns sehr vor ihnen. Sie haben eine Klasse von Männern, welche sie Môk nennen; diese sind gewaltige Zauberer und fressen Menschen; sie haben die Augen nicht im Gesicht, sondern unter den Achselhöhlen."

An diese Môk glaubte der alte Denka-Neger steif und fest. Hat doch jede Rasse ihre eigenthümliche Art und Weise, das Wunder und das Wunderbare aufzufassen; man sieht das bei allen Völkern, auch bei den „Hochcivilisirten" in Europa. Hier hat der Teufel Schwanz, Pferdefuß und obendrein Hörner, er ist also ein zoologisches Monstrum, gar nicht viel besser als die Hundsmenschen und die geschwänzten Menschen der Neger, als die Aswa muscha, d. h. Pferdsgesichter, der alten Arier, die einäugigen Arimaspen der Griechen und die Mährwunder des Mittelalters.

Mindestens ein Drittel der Einwohner von Kassala besteht aus Schwarzen, aus Takarir, mohammedanischen Negern, die fast alle aus Dar Fur und aus Wadai (Dar Seley) stammen. Sie sind in ihrer Art thätig, intelligent und fanatisch. Man kann nicht geradezu behaupten, daß sie von Haus aus schlecht seien, es liegt aber in der Seele des Negers eine Masse von Leidenschaft, die man leicht in böse Bahnen lenken kann, und das hat der Islam gethan. Lejean meint, wir wissen nicht ob mit Recht oder Unrecht, daß für einen Reisenden, der nach Dar Fur oder einem der Staaten jener Gegend eindringen wolle, das Hinderniß weniger von der Regierung kommen werde, als von dem Fanatismus und der Brutalität des gemeinen Volkes, und



Der Berg Kassala el Lus in Obernubien. (Nach einer Zeichnung von Lejean.)

namentlich von den Fogara. Diese umherziehenden Mönche sind träge Gesellen und thun sich in übermüthigem Dünkel viel auf ihre bettelhafte Armuth zu Gute. Der Neger ist sehr stolz darauf, Muselmann zu sein; er verachtet den Nazarener.

In Kassala wohnt ein Takruri, der aus der Gegend des Tschad-Sees stammt; er ist ein Fellatah (Fula) und dabei Kadi, und Lejean erhielt von ihm allerlei Mittheilungen über Waday. Er fragte, ob man im Lande der Franken den dorthin kommenden Muselmännern nicht etwa den Kopf abschlage, und war sehr erstaunt, zu hören, daß der französische Sultan für die in seiner Hauptstadt lebenden Muselmänner eine Moschee haben bauen lassen. Eben so, als er vernahm, daß dieser Sultan keinem andern Tribut zahle, nicht einmal dem Padischah in Stambul.

Dieser Kadi Ahmed erbot sich, den Reisenden auf einer Wanderung durch Dar Fur, Waday und bis nach Bornu zu begleiten und verlangte dafür nur 100 Kronenthaler. Es versteht sich, daß der Gedanke, ein Mann könne aus wissenschaftlichen Zwecken, ohne alle Rücksicht auf Handelsgewinn eine weite beschwerliche Reise unternehmen, — ihm vollkommen unbegreiflich war. Derselbe Mann brachte einen Schwarzen zu Lejean, der mit Eduard Vogel in einer und derselben Karawane gereist sein wollte. Sein Bericht lautete:

„Der Fremde ist nicht vom Sultan ermordet worden, sondern vom Wesir Gherma und den Karawanenleuten. Diese letzteren waren eifersüchtig auf ihn und schwärzten ihn beim Wesir an. Dieser ließ den Fremden tödten. Der Sultan, der damals sehr krank war, wußte nichts davon; als er die That erfuhr, war er sehr ärgerlich und confiscirte dem Wesir alles Eigenthum."

Ich glaube, sagt Lejean, an den ersten Theil dieser Erzählung. Die afrikanischen Kaufleute sind eifersüchtig auf europäische Reisende, und das erklärt sich von selbst. Sie halten Jeden, der in fremde Länder zieht, für einen Kaufmann und befürchten, daß er ihnen ihr Monopol beeinträchtigen könne. Ich selber habe darüber Erfahrungen gemacht, z. B. in Sint, wo alle meine Fragen über die Karawanenstraße nach Dar Fur mit — Schweigen beantwortet wurden.

Granada.

I.

Umgebung Granada's. — Die Vega. — Erster Eindruck. — Logirhäuser. — Bauart. — Volksleben. Bettler. Musikanten. — Die Frauen. — Kleidung. — Aristokratie und Volk. — Blüthe und Verfall Granada's.

Wer sich von Cordova her der weltberühmten Stadt der letzten maurischen Könige nähert, muß eine wilde, steile Gebirgslandschaft durchziehen, die ihn kaum ahnen läßt, welch' zauberische Gegend hinter derselben verborgen liegt. Jede Kultur, selbst die graugrünen Oelbäume verschwinden, bis zuletzt die mächtigen Bergmassen felsig und kahl in wechselnden Formen übereinander ragen und nur hin und wieder tief unten in einer Thalschlucht eine ärmliche Hütte sichtbar wird, neben welcher der Weg, einem Fußpfade gleich, sich hinwindet und ein kleiner grüner Streifen bebauten Landes von einem winzigen Wässerchen Frische und Fruchtbarkeit empfängt. Eine wild-großartige Landschaft, deren überwältigender Eindruck noch gesteigert wird durch die vollständigste Oede. Kein Baum, keine Pflanze auf Meilen weit; nur todtes Gestein rings umher ohne Vegetation und ohne irgend ein lebendes Wesen! Dann taucht plötzlich, weithin gedehnt, die Sierra Nevada, an deren Fuß Granada liegt, vor dem Reisenden empor.

Hinter Loja gelangt man in die Vega, jene mit einem Kranze hoher Gebirge eingeschlossene Hochebene von Granada, durch welche sich der Jenil hindurchschlängelt, der seine Wasser dem Guadalquivir zuführt. Die Gegend wird offen und anmuthig, fruchtbar und sorgfältig bebaut. Weiß leuchtend, an den Fuß der Vorberge der Sierra geschmiegt und überragt von den beiden Schlössern seiner alten Könige, der Alhambra und dem Generalife, wird Granada sichtbar.

Die Vega von Granada umfaßt etwa 40 Ortschaften und hat von dem Fuße der Sierra Nevada bis zu der von Loja einen Durchmesser von acht Leguas. Sie gleicht einem prachtvollen Fußteppich mit einem glänzenden Thronhimmel, der Sierra Nevada. Der Boden ist fruchtbar und belohnt reichlich die Mühe der Bearbeitung. Die Einwohner sind fleißige Leute; Trägheit, Faulheit und Müssiggang, die man so häufig in fruchtbaren und warmen Ländern findet, blieben ihnen fremd. Den Mauren, Meistern in der Landwirthschaft, welchen man durch ihre vortreffliche Benutzung der Bodenverhältnisse und durch die Einführung der Bewässerungskunst die Fruchtbarkeit der Umgebung Granada's verdankt, wissen sie die Anlegung von Kanälen nachzuahmen und so die an und für sich geringe Ergiebigkeit des Bodens zu vermehren. Im Allgemeinen ist jedoch nach dem Falle der maurischen Herrschaft die Landwirthschaft zurückgegangen; namentlich sind die Maulbeerpflanzungen und damit die Seidenzucht in Verfall gerathen. Der Fluß Jenil, welcher in der Sierra Nevada entspringt, durchströmt die grüne Vega wie ein silbernes Band.

Granada selbst, die Stadt an und für sich, entspricht im ersten Eindrucke nicht dem Bilde, welches sich die Phantasie von der romantischen, durch hundert Dichter preisend besungenen Königsstadt der Araber entworfen hatte. Ihre Straßen sind orientalisch eng und krumm, die Häuser im Allgemeinen nicht ansehnlich, nach außen hin wenig verziert und nach alter Weise gegen die Außenwelt abgeschlossen.

Der Natur der Dinge gemäß ist Granada als christliche Stadt sehr zurückgekommen, wenn es auch nicht so elend erscheint, wie das benachbarte Cordova. In seiner glänzenden Zeit, da es Hauptstadt des einzigen, noch übrig gebliebenen mohammedanischen Reiches der iberischen Halbinsel war, hatte es nicht weniger als 70,000 (?) Häuser

Die Balcone in Granada. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

mit mehr als einer Viertel Million Einwohner. 50,000 Krieger konnte es stellen; jeder waffenfähige Mann war Krieger. Jetzt aber beträgt die Einwohnerzahl nur noch 60 bis 70,000.

Granada ist nur schön durch seine Umgebung. Bei schlechtem Wetter gewährt diese Stadt, welche man als „la heroica" bezeichnet, wenig Genuß, — es müßte denn das fast unausgesetzte grelle Läuten sämmtlicher Stadtglocken, das fürchterliche Brüllen der Obst- und Wasserverkäufer auf den Straßen, oder das unheimliche Pfeifen der Nachtwächter einigen Ersatz dafür bieten sollen. Zumal am Sonntag werden die Glocken in eine so entsetzliche Bewegung gebracht, daß man glauben könnte, die ganze Stadt gehe in Flammen auf. Noch im Monat Mai tragen die Granadiner dicke Mäntel, die nach spanischer Weise um die Schultern geschlagen werden und bei dem eigenthümlichen Geschick, mit dem sie dies thun, auch sehr hübsch kleiden. Man glaubt sich in ein früheres Jahrhundert zurückversetzt, wenn man die ernsten, schönen Spanier, mit dem Sombrero und der Capa bekleidet, würdevoll einherschreiten sieht; ja selbst der Bettler weiß seinen durchlöcherten, zerrissenen Mantel oder sein Umschlagtuch malerisch um die Schultern zu werfen. Bei Regenwetter ist der Fremde in Granada, wo er weder Concerte, Bälle, öffentliche Vergnügungsorte, noch gute Kaffeehäuser findet, auf das Theater angewiesen.

Doch bevor er Zeit findet, sich um die Sehenswürdigkeiten der Stadt zu bekümmern, muß er für ein genügendes Unterkommen sorgen. Es gibt allerdings in Granada Gasthöfe, welche so ziemlich wie die im übrigen Europa eingerichtet sind, aber sie sind entsetzlich theuer und ohne Bequemlichkeiten. Man kann jedoch Unterkommen finden in Privathäusern, die nach Art der englischen Boardinghouses Fremde in Kost und Wohnung nehmen. Wem es darum zu thun ist, tiefer in das spanische Leben, in Sitten und Gebräuche einzudringen, steige in einer solchen Casa de pupilos oder Casa de huespedes ab. Man erkennt ein derartiges Kosthaus sogleich an einem Stückchen weißen Papiers von Handgröße, welches mitten auf eine Fensterscheibe, oder auf den Balkon festgeklebt ist. Gewöhnlich erwirbt sich eine Wittwe ihren Unterhalt durch die Beherbergung von Fremden. Die Möblirung ist meistens sehr einfach, wie denn überhaupt die Spanier in Bezug auf Gegenstände des Luxus und der Bequemlichkeit sehr weit hinter dem übrigen Europa zurück sind. Stühle und Tische sind von gemaltem Holze; das Sopha ist mit Stroh überzogen; als Wandschmuck dienen einige Heiligenbilder und ein heiliger Johannes aus Wachs, der durch ein Glasgehäuse gegen die Zudringlichkeit der Fliegen geschützt ist. Die Wände sind ohne Tapeten und einfach mit Kalk geweißt.

Den wesentlichen Theil eines granadinischen Hauses bildet der Patio im Erdgeschoß, ein viereckiger Hof, der sich genau mit dem korinthischen Atrium der Alten vergleichen läßt. Um den Patio herum zieht sich eine von Säulen getragene Gallerie, das Cavaedium der Alten. Oft sprudelt in der Mitte des Hofes ein Springbrunnen, oder es befindet sich wenigstens ein Wasserbecken da, in welches das Regenwasser abläuft. So sind die meisten Häuser Granada's eingerichtet, und um die Aehnlichkeit mit denen von Pompeji zu vollenden, fehlt auch ein Mosaikpflaster aus schwarzen und weißen Steinen nicht, welches verschiedenartige Muster und Arabeskenzeichnungen zeigt. Maurische Zuthaten erblickt man noch an sehr vielen granadinischen Häusern, wenn auch ganz und völlig erhaltene aus der Zeit vor der Eroberung sehr selten sind. Aber man benutzte das Material der alten Gebäude und stellte damit die neuen her. So sind vielfach maurische Säulenkapitäle, Fenster und Thüreinfassungen eingebaut worden.

Wer noch eine altmaurische Stadt mit schlanken Minarets und Moscheen zu finden wähnt, wird sich enttäuscht fühlen. Wenn aber auch Granada nicht an die Städte des Orientes erinnert, so ist es doch weit davon entfernt, den einförmigen Anblick einer modern europäischen Stadt darzubieten. Die Häuser haben durch ihren rosarothen, hellgrünen oder buttergelben Anstrich etwas sehr Freundliches. Dazu kommen die vielen Balkone, die Fenster, von denen lange Vorhänge zum Schutze gegen die Sonne auf die Straße herabflattern, und hinter denen blühende Gewächse stehen oder die koketten schwarzen Augen einer Granadinerin hervorblicken. Das Alles erinnert wieder an den Orient, und unwillkürlich denkt man an die Verse Mirza Schaffys:

Viel luftige Balkone
Und Gallerien winden sich
Um deiner Häuser Reihn;
Auf den Balkonen finden sich
Allabendlich beim Mondenschein
Viel schmucke, schlanke Mädchen ein.
Sie lehnen über die Ränder,
Im Antlitz Huld und Süße —
Es flattern die bunten Gewänder,
Es zucken die kleinen Füße —
Der dunklen Augen Feuer
Blitzt durch die hellen Schleier ....

Stunden, Tage lang kann man die Straßen Granada's durchziehen und man wird immer wieder interessante Einzelheiten in der Architectur oder Scenen aus dem Volksleben beobachten können. Da begegnen uns Bauern aus der Vega, welche auf ihren Eseln große Körbe mit Gemüsen und Früchten herbeibringen, oder eine braune Zigeunerin mit frechem Blicke, die für einige Cuartos einem gläubigen Soldaten aus der Hand wahrsagt. Um das Paar hat sich ein Zuschauerkreis versammelt.

„Als wir eines Abends", so erzählt Davillier, „in der Calle (Straße) de Abenamar spazieren gingen, vernahmen wir einen seltsamen Gesang zur Begleitung der Guitarre und des Pandero. Wir bemerkten zwei mißgestaltete Zwerge in andalusischer Tracht, welche uns an die Zwerge oder Enanos erinnerten, welche Velasquez zuweilen scherzhafter Weise malte, oder die in den phantastischen Erzählungen Hoffmanns vorkommen. Der eine griff krampfhaft in die Saiten seiner Guitarre, während der andere unter allerhand Windungen des Körpers den Pandero schlug. Drei elegante Señoras blieben einen Augenblick stehen, um den Zwergen zuzuhören. Ihre wunderbare Schönheit und ihre reiche Kleidung contrastirte seltsam mit den häßlichen und zerlumpten Zwergen, die nach beendigtem Concerte eine reichliche Sammlung von Cuartos hielten. Ein anderes Mal begegneten wir in einer Vorstadt Granada's einer Familie wandernder Musikanten, welche ihre Habe auf dem Rücken und ihre Guitarren an einem Bande mit sich führten. Eine junge barfüßige Frau von hübscher Gestalt und melancholischem Gesichtsausdrucke hielt ihr Kind auf dem Arme. Sie hatten den weiten Weg von Guadix bis Granada zurückgelegt. Auch die Bettler darf man nicht vergessen, wenn man von dem Straßenleben der Stadt redet. Sie treiben sich in großen Schaaren umher und stürzen sich auf die Fremden los, sobald sie dieselben nur wittern. Ihre große Anzahl beweist genugsam die Armuth und den Verfall der alten maurischen Königsstadt, welche einst so reich, so gewerbthätig und so hoch von den Dichtern gepriesen war."

Volksleben kann man besonders auch in den reizenden Alamedas studiren. Dort findet man kühlenden Schatten, Springbrunnen, Rosen und Mädchen. Rosen sieht man in Granada überall, in den Gärten der Stadt und in den Haaren der Frauen, welche diese Blumen nicht weniger als den Tanz lieben. Wer von der Alameda über die Jenilbrücke nach der Kapelle des heiligen Antonius geht, von wo man eine reizende Aussicht genießt, oder wer durch die Gärten der Stadt nach dem Alhambraberge hinaufsteigt, wird überall Musik, Gesang und Tanz finden. Die Mandolina, das Tamburin und die Zembomba sind Lieblingsinstrumente des Volkes, und der Bolero, Fandango und die Cachucha die beliebtesten Tänze. Man sieht oft in der Mitte einer engen, schlecht gepflasterten, unebenen Straße den Fandango von einem Paare lustig tanzen, während ringsumher sich ein großer Zuschauerkreis bildet. Der Tanz selber ist so einfach, wie die Musik; aber das Mienenspiel, die anmuthigsten Stellungen und Bewegungen, und zuletzt die Umarmung, mit welcher das tanzende Mädchen alle gegenwärtigen Männer erfreut, — das Alles zusammengenommen gibt ein durchaus liebliches Bild.

Die Tänze von maurischem Ursprunge sind, mit ihrem Gepräge von feiner Anmuth und heißer Leidenschaft, handelnde Poesien, welche die Phantasie aufregen, den Blick bezaubern und die Sinne verwirren. In dem Tanze spiegelt sich der Charakter des Volkes. Ueberall bemerkt man eine lebendige, feurige, sinnliche Vorstellungsweise, die Poesie der Wollust. In den Pantomimen und in den wenigen Berührungen der Tanzenden wechselt Sanftmuth mit Grausamkeit, Schlaffheit mit Reizbarkeit. Die Südspanierinnen überhaupt besitzen nicht die reine Weiblichkeit und die kindliche Schüchternheit, wie z. B. die deutschen Mädchen. Eine auf dem Balkon sitzende Granadinerin läßt sich meist starr von dem vorübergehenden Mann ansehen, ohne nur eine Miene zu verändern. Im Kokettiren sind sie Meisterinnen. Zur Erhöhung der Reize des weiblichen Geschlechtes trägt in Andalusien die Tracht viel bei; die Mantilla z. B. verleiht einen höchst verführerischen Nimbus. Man bemerkt nur selten die französische Tracht. Eine Señora mit pariser Hut und Schal, anstatt der einheimischen Mantilla, erscheint armselig, büßt die Hälfte ihrer Reize ein und spielt eine um so unglücklichere Figur, als meist nur in Paris bereits zurückgesetzte Waare die Pyrenäen überschreitet. In Allem, was Luxus, Mode und Comfort heißt, ist Spanien noch wirklich mindestens um ein ganzes Jahrhundert hinter dem übrigen Europa zurück. Daraus erklärt sich einerseits die Erhaltung der schönen Nationaltracht in der ganzen untern Volksklasse, und anderseits die Abentenerlichkeit und Altväterlichkeit aller Gegenstände, die zur Bequemlichkeit des täglichen Lebens dienen. Man kann z. B. nichts Verrotteteres, Altmodigeres sehen, als die Galaequipagen der Großen von Granada. Die meisten sind mit fabelhaft aufgeputzten Maulesel bespannt, deren Schwänze in rothe Bänder eingehüllt sind und drohend in die Luft starren. Die Dienerschaft ist bekanntlich in Spanien wie in Polen sehr zahlreich, sie scheint, in ihre bunten Lumpen gehüllt, sich an einer ausrangirten Theatergarderobe vergriffen zu haben. Die Kutschen selbst gleichen Noahkasten, maurischen Thürmen, Nußschalen, Muscheln, kurz allem Andern mehr, als modernen Chaisen. Die ganze Aristokratie, welche in diesen Kutschen fährt, sieht verlebt und gelangweilt aus und wird vom gewöhnlichen Volke in Bezug auf Körperschönheit bedeutend übertroffen. Solch ein Bauer auf seinem feurigen Falben oder Schecken — zwei Farben, die unter den andalusischen Pferden sehr häufig vorkommen — mit schwarzer Sammetmütze und reichgestickter Jacke, den rothen oder braunen, mit bunten Arabesken durchwirkten Mantel kühn über die Schulter geworfen, eine rothe Satteldecke unter sich, und den Fuß im goldglänzenden türkischen Steigbügel, solch ein Bauer flößt uns unwillkürlich ganz andern Respekt ein, als ein fahler, abgelebter, in seiner schmutzigen Kutschenecke gähnender Grande, der sich in einen schlecht gemachten pariser Frack gesteckt hat.

Kaum eine andere Stadt ist wohl so sehr von den Dichtern gepriesen worden, als Granada: „A quien Dios le quiso bien, en Granada le dio de comer. Wen Gott lieb hat, dem erlaubt er, in Granada zu wohnen.“ „Gesunder als die Luft Granada's“, das ist ein noch heute in Afrika gebrauchtes Sprichwort. Bei den arabischen Schriftstellern erscheint die Stadt als das Damaskus von Andalusien, sie vergleichen es also mit der berühmtesten Stadt des Orientes. Spanische Dichter waren mit ihren Lobsprüchen nicht minder freigebig; die berühmte, erhabene, große, heldenmüthige Stadt heißt sie bei diesen, und in der That bietet die Geschichte der Stadt und des Königreichs Granada Vieles dar, was diese Lobsprüche rechtfertigt.

„Garnata, welches die Juden inne hatten“, mit diesen Worten wird von den arabischen Schriftstellern zuerst Granada bezeichnet, als Abd-el-asis die Stadt ohne Widerstand besetzte. Ebenso wie im gegenüber liegenden Mauretanien waren auch auf der pyrenäischen Halbinsel die Juden um jene Zeit sehr zahlreich; schon nach der ersten Zerstörung von Jerusalem sollen viele nach Spanien geflüchtet sein und Toledo gegründet haben; auch Titus führte nach der gänzlichen Vernichtung des jüdischen Reiches große Schaaren zur Ansiedelung nach der pyrenäischen Halbinsel.

In den ersten drei Jahrhunderten der arabischen Herrschaft blieb Granada ohne besondere Bedeutung; es war Provinzialhauptstadt, deren kaum Erwähnung geschieht. Zur Zeit, als das Ommajaden-Reich unterging, machte sich auch der Statthalter von Granada mehr und mehr unabhängig, und als nach der Thronentsagung Hichems, des letzten Königs aus dem Hause Ommaja, das abendländische Kalifat in viele kleine Staaten zerfiel, stand Habus Ben Mackfan als selbstständiger Emir von Granada da. Als solcher behauptete er sich auch in den Kriegen, welche bald unter den neu entstandenen Fürstenthümern ausbrachen, da jedes derselben seine Macht zu erweitern und die schwächeren Nachbaren zu erdrücken bemüht war.

Erst 60 Jahre später, 1090, verlor der zweite Nachfolger von Habus Reich und Freiheit zugleich, als Joseph der Almoravide der Herrschaft des Emirs von Granada durch verrätherischen Ueberfall ein Ende machte. In Ketten wurde der Fürst Abdallah nach Afrika abgeführt.

140 Jahre lang blieb nun Granada der Gewalt der Marokkaner unterthan. Vergebens erhob es sich mehr als einmal gegen die Barbaren, wie die Afrikaner verächtlich von den Bewohnern der Halbinsel genannt wurden. Nach hartnäckigen und blutigen Kämpfen wurde es immer wieder zur Unterwerfung gezwungen, bis endlich im Jahre 1231 der in Murcia zum König ausgerufene Abdallah Aben Hud mit Hilfe der Einwohner es eroberte.

Granada war damit wieder die Hauptstadt eines selbstständigen Reiches geworden. Abdallah wurde aber schon sieben Jahre nachher in Meria ermordet, worauf die Familie Nazar oder Nazer auf den Thron gelangte. Diese Dynastie behauptete sich bis zur Eroberung des Königreichs durch die Christen.

Eine Bettlerfamilie in Granada. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Musicirende Zwerge in Granada. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Schon zu jener Zeit schien die Herrschaft der Araber in Spanien dem Untergange nahe. Während der Wirren, welche die Auflösung des Reiches der Almohaden (dasselbe umfaßte das mohammedanische Spanien und das nordwestliche Afrika), vorhergingen, hatten die beiden christlichen Staaten Castilien und Aragon ihre Grenzen und ihre Macht stark erweitert. Ferdinand von Castilien drang schon über die Sierra Morena nach Andalusien vor und eroberte im Jahre 1236 selbst Cordova, die alte und hochberühmte Hauptstadt der Araber; zwei Jahre später fiel auch Valencia in die Gewalt des Königs von Aragon, unterwarf sich auch ganz Murcia ohne Widerstand der Krone Castilien. König Muhamed erkannte, daß er der Uebermacht der Christen nicht widerstehen könne, und entschloß sich 1245, im Vertrauen auf den Edelsinn seines Feindes, ohne Weiteres in König Ferdinands Lager zu gehen und sich ihm als Vasall zu unterwerfen. Er verpflichtete sich zur Zahlung eines jährlichen Tributes und zur Heeresfolge gegen jeden Feind, sodann auch, gleich den anderen Großen des Königreichs, zum Besuch der castilischen Cortes, wenn er dazu vom Könige berufen würde; dagegen verblieb ihm die Herrschaft über sein ganzes bisheriges Gebiet, und nur Jaen wurde als Unterpfand von Truppen Ferdinands besetzt. Mit Hilfe Muhameds ward das Reich der Almohaden mit der Hauptstadt Sevilla der Krone Castilien einverleibt, so daß im Jahre 1257 die ganze Halbinsel bereits thatsächlich den Christen unterthan war.

Daß aber trotzdem das schon zinspflichtige, lang und schmal längs der Seeküste sehr ungünstig gelegene Königreich Granada noch über zwei Jahrhunderte lang, wenn auch mehr und mehr gedrängt, im Besitz der Mohammedaner verblieb, und daß es sogar bald die Oberherrlichkeit Castiliens wieder abschüttelte, das verdankte es der innern Zwietracht, welche fortan auch dieses letztere Reich zerriß.

Unter König Muhamed war Granada zu hoher Blüthe gelangt. Die Bewohnerzahl wurde durch Einwanderung von vielen Hunderttausenden aus den von Christen eroberten Provinzen vermehrt, während die Bemühungen des Königs, Ackerbau, Bergbau und Gewerbfleiß zu heben, in der letzten Zeit seiner Regierung wesentlich durch den Frieden unterstützt wurden. Muhamed war es auch, welcher die Alhambra weiter baute. Sein Wappen ist vielfach in den Verzierungen derselben angebracht; in einem Schilde von Silber ein blaues Band mit den goldenen Worten: Le galib ilé Alá, kein Sieger als Gott. Seine Nachfolger haben dieses Wappen, wenn auch in vielfach veränderten Farben, immer beibehalten. Jener Wappenspruch rührt aber daher, daß der König, als ihn seine Unterthanen als Sieger begrüßten, mit den bezeichneten Worten darauf antwortete.

Wir können auf die Geschichte der nächsten zwei Jahrhunderte hier nicht näher eingehen, müssen uns vielmehr begnügen, nur noch die Katastrophe kurz zu erzählen, mit welcher die Herrschaft der Araber in Spanien ihren Abschluß fand. Zur Bezeichnung aber der staatlichen Zustände in Granada während jener langen Periode genügt die Bemerkung, daß von den neunzehn Königen, welche nach Muhamed den Thron inne hatten, nur sieben als solche gestorben sind. Nicht weniger als fünf sind ermordet, einer ist enthauptet worden, einer hat der Krone entsagt, drei wurden durch Revolutionen entsetzt, ein vierter wurde gleichfalls verjagt, hat jedoch drei Jahre später den Thron wieder bestiegen, ein fünfter aber wurde im Laufe von 24 Jahren zwei Mal vertrieben und wieder eingesetzt und schließlich zum dritten Male entthront und eingekerkert. Von den beiden letzten gleichzeitig regierenden Königen endlich hat jeder den Theil des Königreichs, in welchem er anerkannt war, den Ungläubigen übergeben müssen, worauf beide nach Afrika übergesiedelt sind.

Durch die Vermählung Isabellens und Ferdinands waren im Jahre 1474 Castilien und Aragon zu einem Königreiche verbunden worden, das nun um so mächtiger gegen Granada auftreten konnte. Dort wüthete wieder einmal Bürgerkrieg, indem Boabdil (Abu Abdallah) gegen seinen eigenen Vater Abul Hacen in Waffen stand. Der letztere dankte zu Gunsten seines Bruders Abdallah ab, welcher dann neben Boabdil regierte. Die Christen machten inzwischen große Fortschritte; während sie den rebellischen Boabdil als König anerkannten, belagerten und eroberten sie zugleich unbedenklich einen festen Platz seines Königreichs nach dem andern. Beide maurische Könige wandten sich endlich gegen Ferdinand und Isabella, aber beide wurden geschlagen, und Boabdil entschädigte sich für Verluste, welche er erlitten, dadurch, daß er seines Oheims Abwesenheit benutzte und die Alhambra, dessen bisherige Residenz, einnahm. So wurde er König in Granada, während sein Oheim Guadiz als Residenz wählte.

Granada, nur wenige Meilen von den christlichen Besitzungen entfernt, mußte natürlich das nächste Ziel der feindlichen Angriffe werden. Ferdinand und Isabella aber, die „katholischen Könige", wie sie genannt wurden, schlossen zunächst mit Boabdil ein Bündniß gegen seinen tapfern Oheim Abdallah. Der Krieg, kaum beendet, brach wieder aus, und als Abdallah nach tapferm Widerstande sich unterwarf, war nur noch Granada in der Gewalt der Araber. Gegen Boabdil richtete sich der ganze Zorn der Gläubigen, denn seit seiner Rebellion war der Staat nicht aus dem Unglücke herausgekommen.

Alsbald erließ Ferdinand an Boabdil eine Aufforderung, Granada ihm zu übergeben, und als dieser sich weigerte, rückten die Majestäten im Frühjahre 1491 mit 50,000 Mann vor die Stadt. Eine eigentliche Belagerung hat nicht stattgefunden. Das christliche Heer nahm zwei Stunden von der Stadt in der Vega Stellung und suchte von dort aus die Zufuhr der Lebensmittel abzuschneiden. Unter zahllosen Gefechten verging der Sommer, ohne daß ein Ziel erreicht worden wäre. Und doch wurde die Lage Granada's mit jedem Tage bedenklicher, die Christen rückten näher, schlugen die Angriffe des tapfern Generals Musa zurück, verheerten das Land und verbrannten die Ernten, so daß großer Mangel in der Stadt eintrat. Am 25. November 1491 wurde der Vertrag abgeschlossen, nach welchem Granada an Ferdinand übergeben werden sollte.

Der tapfere General Musa aber unterwarf sich den Ungläubigen nicht. Als die von den Siegern gewährten Bedingungen im Rathe verlesen und unter Thränen des Schmerzes angehört wurden, rief er aus: „Ueberlasset das unnütze Weinen den Kindern und den zarten Weibern, seien wir Männer und haben wir den Muth, nicht Thränen, sondern unser Blut zu vergießen. Gott wolle nicht, daß man sage: Die edlen Granadiner wagten nicht zu sterben für ihr Vaterland!

Doch Alle schwiegen. Musa aber, die allgemeine Entmuthigung erkennend, verließ unwillig den Saal und die Stadt. Er ward nicht wieder gesehen.

Boabdil, der letzte König der spanischen Araber, ritt dem heranziehenden Heere der Christen entgegen. Er küßte Ferdinand den rechten Arm mit den Worten: „Dein sind wir, mächtiger und erhabener König; wir übergeben Dir diese Stadt und dieses Reich, da Gott es so will, und wir vertrauen, daß Du Deinen Triumph mit Milde und Großmuth benutzen wirst." Er wandte sich dann den Ge-

birgen zu, um seiner vorausgesandten Familie zu folgen, während die Christen auf der Alhambra das Kreuz anpflanzten.

wenig der Großmuth und Duldsamkeit entsprechend, welche sie einst den unterworfenen Christen erwiesen. Ihre Religion durften sie nicht ausüben, die Inquisition verhängte

Umherziehende Musikanten in Granada. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

So endete die Herrschaft der Araber in Spanien, 780 Jahre nach der Landung Tariks in der Bucht von Gibraltar. Hart war das Loos, welches der Besiegten wartete und

furchtbare Qualen über sie, und nach 100jähriger Verfolgung trieb im Jahre 1610 Philipp III. noch eine Million Moslems nach Afrika hinüber.

Zur Charakteristik des niederdeutschen Volkes.

Von Dr. Ernst Boll in Neu-Brandenburg.

III.

Wenden wir uns nun zu den Vögeln, so treten unter den domesticirten nur Huhn und Gans mehr in den Vordergrund.

Das Huhn ist fleißig, wenigstens im Eierlegen, und „wenn vêle Höner in ên Nest leggen, helpt sik dat bald". Es fehlt ihm zwar nicht an Klugheit, aber: „klôke Höner leggen ok in den Nettel"; auch prahlt es wohl bisweilen vorschnell mit Erfolgen, die hernach nicht eintreten: „wenn de Höner to tîdig (zeitig) kakeln, leggen se up den Dag Windeier", und nun gar „kreiende Höner und fleutende Direns (Dirnen) dägen beid' glik vêl", — nämlich gar nichts! Auch für etwas zimperlich gilt dieser Vogel, worin folgender Volksreim seine Erklärung findet:

„Se is krank as 'n Hôn,
Mag gêrn êten, man (mur) niks dôn."

Den Satz „exempla sunt in promptu sed odiosa", könnte man im Plattdeutschen etwa durch die Sentenz wiedergeben: „he wîset up dat Nick, man nich up de Höner", und der bekannten hochdeutschen Bezeichnung „er hat Mosen und die Propheten" (d. h. ist sehr reich) entspricht das Plattdeutsche: „he hett Höner." — „Löp mank de Höner" heißt: geh deine Wege, und die spottende Frage: „kannst ok all (schon) Eier kâken (kochen)?" bedeutet: willst du auch schon die Hausfrau spielen?

Der Hahn tritt, wie im Hochdeutschen, in der bekannten alliterirenden Redensart auf: „dar kreiet wedder Hund*) noch Hân darna" und in der gleichfalls im Hochdeutschen sich wiederfindenden: Jemand „den roden Hân up dat Hûs setten", d. h. ihm das Haus in Brand stecken. — Räumliche Entfernungen mißt das Volk mitunter nach dem Hahnenschrei, d. h. nach der Distanz, in welcher man während der Stille des frühen Morgens den krähenden Hahn hören kann; auch die geringe, aber doch bemerkliche Zunahme der Tageslänge in den ersten Wochen nach der winterlichen Sonnenwende soll nach der Volksnaturlehre täglich etwa einen Hahnenschrei betragen, d. h. der Tag soll um den kleinen Zeitraum wachsen, welcher der Zeitdauer eines Hahnenschreies entspricht.

Die Gans gilt für einfältig, plauderhaft und schwachköpfig, daher werden einfältige Frauenzimmer nicht selten „olde Gôs" titulirt, — Sittel-Gôs (Sitzgans) aber, wenn sie die Untugend haben, sich bei Besuchen allzusehr festzusetzen, weil sie des Plauderns kein Ende finden können. Wem der Wein leicht zu Kopfe steigt, dem wird ein „Gôsekopp" zugeschrieben, wer mit einfältiger Verlegenheit auf etwas blickt, der schlägt die Augen auf „as de Gôs, wenn dat wedert (blitzt und donnert)", und wer einen hinkenden Gang hat, „slôt hinden ut as 'n lâmes Gössel". — In dem Rufe eines ganz besondern Eigensinnes stehen die rügianischen Gänse: „de hebben eren egenen Kopp as de rügianischen Göösse", d. h. sie lassen sich von ihrer einmal gefaßten Meinung nicht abbringen; Thomas Kantzow erklärt uns in seiner Pomerania dies Sprüchwort dahin, daß die Rügianer ihre Produkte früher nur an die Stadt Stralsund hätten verkaufen dürfen, und daher habe man scherzweise gesagt: „wenn die rügianischen Gänse (deren Zucht auf der Insel in ganz besonderer Blüthe stand), aus der Thür gehen, so recken sie den Hals schon nach Stralsund hin, um dort zu Markt zu kommen." — Die Gans gilt, so gut sie selbst schmeckt, doch ihrer Seits für keine Feinschmeckerin, — ja sogar das Unsauberste ist eine Delikatesse für sie, beschuldigt sie ein auch auf menschliche Verhältnisse angewendetes Sprichwort, welches wir aber aus ästhetischen Rücksichten lieber unterdrücken wollen. Die letzte mir bekannte anserinische Redensart ist: „de Gôse gân allerwege bârfôt", d. h. es ist überall so Sitte.

Erpel und Kuhne werden nur selten erwähnt, ersterer als Repräsentant eines Menschen, der, ohne die Folgen zu überlegen, in den Tag hinein handelt, und von der Kuhne entlehnt man für ein mit Sommersprossen bedecktes Gesicht die Bezeichnung: „so bunt, as 'n Kunenei."

Unter den übrigen Vögeln erregt der Storch (Adebâr) das meiste Interesse. Bei seiner Ankunft singen die Kinder ihm entgegen:

„Adebâr, du Roder (Ruderer?),
Bring mi 'n lütten Broder;
Adebâr, du Nester (Nesthocker?),
Bring mi 'ne lütte Swester!"

In welcher Weise man ihn zuerst im Frühlinge erblickt, ist von prophetischer Vorbedeutung: sieht man zuerst einen fliegenden Storch, so wird man das ganze Jahr hindurch fleißig sein, wogegen das Erblicken des auf dem Neste sitzenden Faulheit in Aussicht stellt. Er ist nicht blos ein Kinder, sondern überhaupt Segen bringender Vogel, weshalb Landleute es gern sehen, wenn er auf ihren Häusern und Scheunen nistet, wodurch diese Gebäude namentlich auch für gesichert gegen das Einschlagen des Blitzes gelten; man erleichtert ihm daher seine Ansiedlung oft dadurch, daß man ihm als Fundament für seinen Nestbau ein Wagenrad auf die Dachfirste legt. — Besondere auf ihn bezügliche Redensarten und Sprichwörter sind: „de Adebâr hett wat brôcht", d. h. es ist ein Kind geboren; „de Adebâr schall kamen", d. h. das eben erwähnte Ereigniß steht in Aussicht; „de Adebâr hett se in dat Bên bêten (gebissen)", d. h. sie liegt in den Wochen. Ferner: „wo Adebârs sünd, dar sünd ok Poggen (Frösche)", d. h. Gott sorgt für alle; „dar sünd mêr Adebârs as Poggen", bezeichnet aber den Zustand der Dinge, wo der Vorrath nicht für alle ausreicht, und ähnlich: „je dicker (zahlreicher) de Adebârs, je dünner (seltener) de Poggen", je mehr Konsumenten, desto knapper die Speise.

Auch der Kukuk ist ein orakelgebender Vogel, und wenn man an den ersten, dessen Stimme man im Frühlinge vernimmt, die Frage richtet:

„Kukuk an den Häwen (engl. heaven),
Wo lang' schall ick lewen?"

*) In anderen Gegenden Hôn, d. h. Huhn, was richtiger ist. A.

so erfährt man aus der Anzahl seiner Rufe die Zahl der noch in Aussicht stehenden Lebensjahre. Wer bei dem ersten Kukuksrufe ohne Geld ist, hat auch das ganze Jahr Mangel daran. Da er seine Eier nicht selbst ausbrütet, sondern sie anderen kleinen Vögeln ins Nest legt, so wendet man auf entsprechende menschliche Thaten auch die Redensart an, daß Einer dem Andern ein Kukuksei ins Nest gelegt habe. Eine beliebte Redensart ist: „de Kukuk röppt (ruft) sînen egenen Namen", d. h. die Schimpfreden, die Jemand ausstößt, fallen auf diesen selbst zurück. Da der Kukuksruf zu der Zeit zu verstummen pflegt, wenn das Siebengestirn an unserm nächtlichen Himmel zu erglänzen beginnt, so sagt man von Leuten, die sich gleichsam aus angeborner Abneigung möglichst aus dem Wege gehen: „se stân sik (stehen sich) as Kukuk und Söwensteern." Ein euphemistischer Ausdruck für die Erwartung, daß Jemand den Anbruch des nächsten Frühlings nicht mehr erleben werde, liegt in der Redensart: „he ward den Kukuk nich wedder hören." Ein Ausruf der Verwunderung ist: „dat were de Kukuk!"

Die Eule fliegt nur in der Dämmerung geschäftig umher, und daher sagt man von Jemand, der mit seiner Thätigkeit erst spät beginnt und dies Versäumniß dann durch Hastigkeit wieder einbringen will: „he is up de Ulenflucht." Bei Tage ist sie sehr schwachsichtig, daher der Ausdruck „blinde Ul" zur Bezeichnung überängiger Menschen. So lange es Tag ist, verweilt sie in ihrem Schlupfwinkel, läßt sie sich aber dennoch einmal ausnahmsweise im Freien blicken, wird sie von anderen sie hassenden Vögeln, namentlich den Krähen, mit lautem Geschrei verfolgt; ähnlich ergeht es mitunter Menschen, wenn sie in Gesellschaften kommen, in welche sie nicht hineingehören oder hineinpassen: sie sind dann dort „as de Ul mank de Kreien". Der allgemeine Haß, mit welchem sie von anderen Vögeln betrachtet wird, hat aber zugleich für den Menschen etwas Mitleid Erregendes, daher die Mahnung: „spott nich mit (über) de Ul, dat is ok 'n Vagel", — und zwar ein Vogel, der selbst hin und wieder (denn der Geschmack ist ja so grundverschieden!) sogar seinen Liebhaber findet, denn „den eenen sîne Ul is den andern sîne Nachtigall", d. h. auf menschliche Verhältnisse übertragen: ein Frauenzimmer, welches dem Einen häßlich erscheint, besitzt in dem Auge eines Andern mitunter große Reize. — Die Eule ist aber auch ein Unglück bringender Vogel, und daher bedeutet „mit Ulensât beseiet", so viel als: zur unglücklichen Stunde geboren sein, in allen seinen Unternehmungen Unglück haben. Auch die Gestalt dieses Vogels hat zu Vergleichungen Anlaß gegeben, und von einem Frauenzimmer, bei dem Haare und Kopfputz nicht in Ordnung sind, heißt es: „se süht ut, as 'ne Ul", indem ja bekanntlich manche Eulenarten sich durch sehr aufstrebende Kopffedern auszeichnen. Woher aber der Ausdruck der getäuschten Erwartung: „dar hett 'ne Ul seten"?

Daß eine Krähe der andern die Augen nicht aushackt, ist leider eine zu allgemein gültige Sentenz, als daß wir sie nicht auch im Plattdeutschen antreffen sollten. Wem der Fortschritt ein Dorn im Auge ist, weil er dabei nicht mehr nach gewohnter Weise im Trüben fischen kann, der klagt wie jene Krähe: „dat werd alle Dage slechter, sede de Krey, — dar bröken se den Galgen aw", und einen sehr komischen Ausdruck findet das behagliche Gefühl, in den Zwist anderer nicht verwickelt zu sein, in dem Ausspruche: „dat is gôd, wer darmit nicks to dôn hatt! sede de Jung, dar beeten sik twee Kreyen." Das ungeschickte Hüpfen der Krähe im Schnee hat die Bezeichnung veranlaßt: „he hüppt as de Krey in 'n Schnee (oder besser: Snî)."

Auf andere Vögel wird wenig Bezug genommen. Die Elster (de Hester) wird wegen ihrer Geschwätzigkeit, wegen ihres bunten Gefieders und ihrer sonderbaren Flugbewegung proverbialisch benutzt in den Redensarten: „he hett Hestereier eten", d. h. er kann nicht schweigen, — „bunt as 'n Hester"; und „Koppheste scheten", d. h. sich überkugeln. — Die Schnellfüßigkeit des Kibitzes hat zu der Bezeichnung Anlaß gegeben: „he löppt as 'n Kiwitt" und der unmelodische Gesang, den die Rohrammer so freigebig ertönen läßt, zu dem Ausdruck: „he schriggt (schreit) as 'n Rorsparling." — Derjenige, dem es hart ankommt, bei seinen geringen Mitteln großen Anforderungen zu genügen, klagt wie der Sperling (Lüning): „dat giwwt 'n grôt Lock, sede de Lüning, — dar schull (sollte) he 'n Gôseei leggen", und wer großes Aufheben von seinen geringfügigen Mitteln und seinem unerheblichen Beistande macht, auf den paßt das drastische Bild von der Meise: „all Bott helpt! (alle Zubuße hilft) sede de Meesk und . . . in de See." Den faulen Landwirth verspottet man mit dem Dictum: „by em mestet de Lewark (mistet die Lerche) und plögt de Ritworm (Gryllus gryllotalpa)."

Die Reptilien müssen gleichfalls zu allerlei Bildern herhalten. Die Adder (Kreuzotter) ist ein Sinnbild der Bosheit, daher: „se blößt (bläset) as 'ne Adder" heißt: sie schäumt vor Wuth. Wer aus Faulheit ohne alle Ueberlegung handelt und sich dadurch in große Gefahr bringt, der macht es wie jener Bauer: geet doch nicks öwer de Bequemlichkeit, sede de Bûr, dar bünn' (band) he sik 'n Hardworm (die bei dem Volke, freilich sehr mit Unrecht, für so sehr giftig geltende Blindschleiche), as Strumpband üm." Der Kröte wird eigensinnige Widerspenstigkeit zugeschrieben, und daher wird ihr Name auf widerspenstige Kinder und kleine, leicht reizbare Leute übertragen; ihr aufgeblasener Körper und langsamer Gang machen sie zugleich auch zu einer passenden Repräsentantin der Vornehmthuerei, und in dieser Beziehung tritt sie in dem ergötzlichen Vergleiche auf: „he geet as de Pogg in 'n Mondschîn (Mondschein)." Poggen in der Bedeutung von „Fröschen" aber sind langbeinige Gesellen, die weite Sprünge machen können; viele derselben auf einer bestimmten Stelle zusammen zu halten, ist daher eine schwere Aufgabe, — daher die komische Klage des Teufels: „dat is mî son 'n Tüg! (solches Zeug) sede de Düwel, as he Poggen up de Schuwkarr' löde (auf den Schiebkarren lud), — wenn ick een herup bört (engl. to bear) hew, springt de ander wedder herum." — An dem Frosch wird es auch illustrirt, wie selbst dem Gelassensten endlich die Geduld reißt, denn man kann „ok de Pogge so lange pedden (treten), dat se quikt". — „So kold as 'ne Pogg" ist: durch und durch kalt.

Hinsichtlich der Fische heben wir zuerst einige auf die ganze Klasse im Allgemeinen Bezug nehmende Aussprüche hervor. Darunter ist einer, der für den tiefgehenden Gemüthsunterschied des hoch- und niederdeutschen Volksstammes sehr bezeichnend ist, denn denselben Gedanken, welchen ersterer durch das zarte Bild „keine Rose ohne Dornen" veranschaulicht, gibt letzterer weit derber durch „keen Fisch ane Grâden" (ohne Gräten) wieder. Eine Warnung, nicht zu zeitig über einen Erfolg zu triumphiren, bevor derselbe völlig gesichert ist, liegt in der Mahnung, nicht früher „holet Fische" zu rufen, bevor man sie im Sacke hat; wer sich damit tröstet, daß ein erfolgloses Unternehmen nicht noch übler abgelaufen sei, auf den findet der Ausspruch Anwendung: „dat is noch gôd awgân (abgegangen), sede Viedel, qwam (kam) von dat Fischen und hadde nicks kregen (bekommen, gefangen)." Von einem fleißigen, sich auf mannigfache Weise durch die Welt schla-

genden Menschen heißt es: „fischt he nich watt, so schütt he watt (schießt er etwas)."

Besondere Fischarten werden proverbialisch nur selten erwähnt, am häufigsten noch der Aal, welcher z. B. wie im Hochdeutschen ein Sinnbild der Glätte ist und gelegentlich auch noch in folgenden Sentenzen auftritt: „wat de Hekt (Hecht) doch dümm is, sede de Fischer, — dar hadde he 'n Aal in der Hand", d. h. er hatte sich recht gröblich geirrt; „dat möt 'n wendet warden, sede de Fruw to den Aal, dar treckt se em de Hûd (Haut) av", — ein Gegenstück zu dem obigen Verfahren des Bäckers mit der Katze. — Daß man auch mit Geringem vorlieb nehmen muß, wo nichts Besseres zu haben ist, erläutert das Beispiel: „wo nicks anners is, is Rodöge (Rothauge) ok 'n göden Fisch."

Steigen wir auf der Stufenleiter des Thierreiches noch weiter abwärts, so werden die in der Sprache sich abspiegelnden Beziehungen zum Menschen immer seltener. Doch stehen die wenigen, auf Thiere niederer Ordnungen bezüglichen Sentenzen an Derbheit und Komik ihren Vorgängerinnen keineswegs nach. Außer der Schnecke sind es nur der Krebs, die Biene, der Blutegel, der Mistkäfer und einige Parasiten des Menschen, welche Beachtung gefunden haben. — Recht wohl genährte Kinder sind „fett as 'ne Snick" (worunter hier die wohlbeleibte schwarze Nacktschnecke verstanden ist), und aus dem Schneckenleben wird folgende Sentenz entlehnt, die das respice finem einschärft: „kâm ick hüt' nich, kâm ick morgen, sede de Snick, dar frêt se de Rawe (da fraß sie der Rabe)." Große Verwunderung über einen durchaus unerwarteten Erfolg stellt uns das ergötzliche Bild vor Augen: „dat is 'ne anner Art van Krewt! sede de Düwel, as he sine Grotmoder in 'ne Rüse (Reuse) fung." — Wer im Trinken gar keine Pause macht, bis er das ganze Glas geleert hat, der „süppt as 'ne Jil" (Blutegel). — Den Ingrimm darüber, aus einer widerrechtlich angemaßten Position gewaltsam vertrieben zu werden, illustrirt der Bandwurm: „slechte Wirthschaft dar binnen! sede de Bandworm, as he awdrewen worden." Welche Noth sehr munteren jungen Mädchen dem machen, der sie beaufsichtigen soll, zeigt der Vergleich: „wilde Deerns sünd swârer to höden, as 'n Sack vull Floi." Die Läuse treten in folgenden Aussprüchen auf: „je hungriger de Lûs, je düller se bitt"; „dat heww ick up 'n Greep (Griff), as de Pracher (Bettler) 'ne Lûs", d. h. das verstehe ich so gut, daß es mir gar nicht fehlen kann; „he sitt as 'ne Lûs in 'n Schorf", d. h. ganz gesichert; „wat beeter is as 'ne Lûs, stek in de Tasch und drag't na Hûs", d. h. verachte auch den kleinen Gewinn nicht; „leben und leben laten! sede de Pracher und sueet sin Wamms vull Lüse achter den Tûn (Zaun)." Spott über Jemand, der selbst bei Ausführung der leichtesten Dinge fremde Hülfe beansprucht. — Wer erst am Abende zu arbeiten beginnt, von dem sagt man: „he kriggt dat des Abends as de Bussküwer", welcher nämlich erst gegen Sonnenuntergang zu fliegen beginnt und daher unseren ländlichen Arbeitern als Verkündiger der Feierabendszeit gilt, wie er denn auch in England wahrscheinlich aus demselben Grunde clock (die Glocke) genannt wird. — Die Biene tritt, wie im Hochdeutschen, als Repräsentantin des Fleißes auf (flietig as 'ne Jumm), und dem bekannten Vergleiche „Perlen vor die Säne werfen" entspricht ungefähr die Frage des Niederdeutschen: „wat schall Honnig in de Theerbütt?" obgleich der Begriff „Honig" hier enger umgrenzt ist, als dort der Begriff der Perle; denn während letztere ganz allgemein etwas Werthvolles bezeichnen soll, repräsentirt der Honig nur eine vorzüglich gute Speise, und der Sinn unserer Frage ist daher der: was soll Jemand mit einer guten Speise, deren Werth er doch nicht zu schätzen weiß? — Kein Pendant in der hochdeutschen Sprache aber haben folgende beiden kleinen Genrebildchen, die in der That ihres Gleichen suchen, und mit denen wir die Rundschau in unserem niederdeutschen sprachlichen Bildersaale beschließen wollen: „he is klöker as 'ne Jumm, — he will ut 'n Peerdeappel Honnig sugen, — und: „wo man singt, da laß dich ruhig nieder! sede de Düwel, und sett 't sik mit dat Achterkasteel (s. oben die Anmerkung), in 'n Immenswarm!"

Wir haben zwar keine wirkliche mit Farben und Pinsel arbeitende plattdeutsche Malerschule, wer aber die Reihe der nur mit so wenigen Worten, aber in den kräftigsten Strichen entworfenen, an komischen Situationen unerschöpflichen Skizzen überblickt, welche wir ihm hier eben vorgeführt haben, und welche doch nur einen kleinen Theil des Reichthums unserer sprachlichen Bildergalerie ausmachen, der wird es zugestehen müssen, daß dem niederdeutschen Volke, wenigstens in Bezug auf das humoristische Genre, ein Malertalent ersten Ranges innewohnt.

Weniger glücklich, wie in dieser symbolisirend malerischen Auffassung des Thierreichs war man in der Beachtung desselben nach einer andern Richtung hin, — nämlich in dem Bestreben, das Thun und Treiben der Thiere zur Grundlage von Witterungs- und Wirthschaftsregeln zu machen. Man gerieth dabei auf die größten Irrwege und kam dabei auf so abgeschmackte Einfälle, daß man z. B. sogar die Milben des Mistkäfers bei der Ackerbestellung um Rath fragen wollte! Der Fehler lag hier in dem Mangel einer richtigen Induktion: man knüpfte ganz willkürlich beliebige Ursachen und Wirkungen zusammen, die in der That in gar keiner Wechselbeziehung zu einander standen. Daraus aber können wir für unser Volk keinen Vorwurf entnehmen, — machten es doch selbst die hochgepriesenen Naturphilosophen der Griechen und Römer um kein Haar breit besser!

Neben dem Thierreich fand natürlich auch das Pflanzenreich bei dem Volke Beachtung, obgleich lange nicht in so ausgedehnter Weise wie jenes. Hauptsächlich nur die mit Recht oder Unrecht als nützliche oder schädliche Pflanzen betrachteten Gewächse, und neben diesen noch einige wenige andere, die sich durch besonders hervorstechende Eigenthümlichkeiten der Berücksichtigung gleichsam aufdrängten, erhielten specielle, und zwar in der Regel bezeichnende Namen, bei welchen nicht selten Thiere, die man zu solchen Pflanzen in Beziehung stehend dachte, die Taufpathen abgeben mußten, wie dies z. B. mit dem Adebâr, Bull, Hâs, Hind, Hund, Katt, Kô, Krôn (Kranich), Kukuk, Mûs, Swîn und Voß bei einer ganzen Anzahl von Pflanzen der Fall war; oder sie wurden auch als ein ignobile vulgus und grex sine nomine ganz und gar nicht beachtet.

Von einer poetisch-symbolischen Auffassung des Pflanzenreiches aber, die bei anderen Völkern eine so hervorragende Rolle spielt, finden wir auf dem niederdeutschen Sprachgebiete kaum einige schwache Spuren. Schon die sprichwörtlichen Redensarten, in welchen Pflanzen zu dem Menschen und dessen Thun und Treiben in Beziehung gesetzt werden, sind so selten, daß ich nur die beiden folgenden anzuführen weiß: „Fruwensrâd und Bookweitensâd raden (gerathen) selden, awerst wenn se raden, so raden se ok recht dägern (tüchtig)"; und: „rode Hâr und Ellernholt de wassen up kênen göden Bodden." Was nun aber die poetische Seite des Pflanzenreichs betrifft, da versteigt sich die niederdeutsche Sprache, wo ihr nicht (wie dies in neuerer Zeit mehrfach geschehen ist), gewaltsam ein ganz fremd-

artiges Element untergeschoben worden, sondern wo sie der ungetrübte Spiegel der echt niederdeutschen Gefühls- und Gedankenwelt geblieben ist, kaum über einen „bômstarken, hagebôkenen Keerl, 'n Keerl, de Bôm utrîten kann", hinaus. Sie weiß nichts von der starken Eiche, der schlanken Tanne, dem schwankenden Rohre; die Cypresse ist ihr so wenig ein Sinnbild der Trauer, wie die Rose der Schönheit und das Veilchen der Bescheidenheit. Die dichterische Phrase, „schlank wie eine Ceder", würde sie wahrscheinlich (da schlanke Körpergestalt bei dem Volke gar nicht beliebt ist), durch eine etwas anzügliche Hindeutung auf eine Bohnen- oder Hopfenstange wiedergeben, und für die Bezeichnung „bleich wie eine Lilie" etwa einen Vergleich mit „Waddick und Weedage" substituiren.

Eine Blumensprache würde dem Boden, welchen die niederdeutschen Volksstämme bewohnen, niemals entsprossen sein; das Volk spricht hier nicht „durch die Blume", sondern winkt lieber „mit dem Zaunpfahl". Ist doch selbst unter den Vögeln derjenige, welcher wohl die meisten Dichterfedern des Orients und Occidents in Bewegung gesetzt hat, hier fast gänzlich unbeachtet geblieben; während man für so manche jedenfalls unbedeutendere Vögel, die aber durch die Komik ihrer Stimme dem Herzen des Volkes näher standen, bezeichnende Namen (wie z. B. Vagel Bülow, Flick de Bücks, Tülüt u. s. w.) gefunden hat, ist die Nachtigall nicht allein ungetauft geblieben, sondern selbst ihren melodischen Gesang bezeichnet man kurzweg nur als „Geschrei", und die ganze plattdeutsche Nachtigallenpoesie beschränkt sich auf den gelegentlichen verwunderten Ausruf: „wat dat lütt Ding doch schrijen kann!" Und doch ist dieser Vogel nicht etwa erst mit den Chausseen oder Eisenbahnen in das Land gekommen, sondern hat hier sicherlich schon zu den Zeiten des alten Pribislav sein herrliches Lied gerade ebenso gesungen, wie er es jetzt bei uns durch die milden Frühlingsnächte erklingen läßt. Zeit genug also hätte unser Volk gehabt, diesen Gesang sich zum Herzen dringen zu lassen, wenn es in letzterem eben nicht an der verwandten Saite gefehlt, welche jenen Tonwellen durch ihre Schwingungen hätte Antwort geben können. Diese fehlende Saite in dem geistigen Organismus des niederdeutschen Volks ist die lyrische Begabung, und daraus erklärt es sich auch, warum es unseren lyrischen Produkten ebenso zu ergehen pflegt, wie unseren Weintrauben: — beide werden selten genießbar.

Es ist dies ein Mangel, den wir nun einmal nicht hinwegleugnen können. Daß aber der Niederdeutsche in anderer Beziehung weniger zu kurz gekommen ist, zeigen nicht allein jene dem Volke selbst entsprungenen Funken des Humors, von denen wir oben einige Proben gegeben haben, sondern in noch reicherem Maße die im Brillantfeuer desselben strahlenden Schöpfungen eines Laurenberg, Liseov, L. Reinhard und Fr. Reuter, — vor Allem aber der Reineke Voß, welcher jedenfalls hier, mögen seine ersten Keime vielleicht auch einem andern Boden entsprossen sein, — sein üppiges Wachsthum und seine hohe Vollendung erhalten hat.

Die Bevölkerung in den britischen Besitzungen an der Malaccastraße.*)

I.

Anzahl der Bevölkerung. — Die Ureingebornen; ihre Sitten, Gebräuche und Stammessagen. — Die Malayen an der Malaccastraße; ihre Ausbreitung. — Das Amoklaufen.

Die Bevölkerung Singapores beträgt in runder Summe etwa 90,000 Seelen. Nach dem letzten Census, der unter den obwaltenden Verhältnissen nur sehr mangelhaft ausgeführt werden konnte, fand man 84,000 Einwohner. Die Bewohnerzahl aller britischen Besitzungen an der Malaccastraße, also Singapore, Pinang, die Provinz Wellesley und Malacca, beträgt 290,000 Seelen, wie aus folgender annähernd genauen Uebersicht ersehen werden kann.

Rassen	Singapore	Pinang und Wellesley.	Malacca.
Ureingeborne	—	—	900
Malayen	13,500	72,000	55,000
Chinesen	58,000	39,000	12,000
Ostindier	12,700	14,000	1,200
Andere Asiaten	6,500	1,700	2,500
Summe	90,700	126,700	71,600

In diesen Besitzungen leben nur 800 unvermischte Europäer, von denen zwei Drittel ihren Wohnsitz in Singapore haben.

Die interessantesten unter allen Rassen, welche die genannten britischen Besitzungen bewohnen, sind die Ureingebornen. Sie haben verschiedene Gegenden der hinterindischen Halbinsel inne. Die im Norden der Provinz Ligor heißen Karians; die in den Distrikten von Kedah, Perak und Salengore Semangs; die zwischen Salengore und dem Berge Ophir Mantras; diejenigen, welche die Strecken zwischen diesem Berge und der Küste in der Provinz Malacca einnehmen, Jacuns, und endlich die im Territorium Johore, gleich hinter Singapore, Bumas. Außer diesen gibt es noch einige kleinere Stämme.

Die Ureingebornen Singapores sind seit langer Zeit schon von dieser Insel verschwunden, obgleich ihr Blut jedenfalls noch in jenem der hier wohnenden Malayen fließt. Als diese im Anfange des 13. Jahrhunderts sich in Singapore niederließen, kehrten die Eingebornen zum Fest-

*) Nach John Cameron: Our tropical possessions in Malayan India: being a descriptive account of Singapore, Penang, Province Wellesley and Malacca; their peoples, products, commerce and government, with illustrations. London 1865. Ein fleißig gearbeitetes Werk, aus dem wir noch manche Notizen mittheilen werden.

lande, in das Territorium Johore, zurück und vereinigten sich hier wieder mit ihren wilden Stammgenossen. Diese, welche einst unbeschränkt im südlichen Theile der Halbinsel Malacca herrschten, sind nun von der Küste ganz verdrängt und wandern jetzt nur noch auf den Hügeln und in den Thälern unzugänglicher Gegenden umher. Je verlassener und einsamer ein Platz ist, desto lieber wählen sie ihn zu ihrem Aufenthalte. Da sie über einen verhältnißmäßig großen Raum zerstreut leben, so ist es schwer, eine annähernde Zahl derselben anzugeben, doch schätzt man sie auf 7000 bis 8000 Seelen. Sie sterben aus, aber ihr Verschwinden ist nur ein allmäliges, denn die Sumpfwildnisse und Dschengeln bilden für sie eine Schutzmauer, für die fortschreitende Kultur, ihre Feindin, jedoch eine schwer zu überschreitende Grenze.

Ueber ihre Herkunft bewahren sie Stammessagen. So erzählt eine dieser Völkerschaften von sich, daß sie von zwei weißen Gebirgsaffen abstamme, die ihre Jungen in die Ebenen schickten, wo sie sich allmälig zu Menschen vervollkommneten; alle, welche diese Umbildung nicht erfuhren, kehrten nach den Bergen zurück, wo sie heute noch als Affen leben. Eine andere Ansicht, die weniger mit der Darwinschen Theorie zu vereinigen ist, erzählt, daß Gott den starken und schönen Batin in den Himmel rief. Dort gab er ihm eine Gefährtin und wieß beiden ihre Wohnstätte auf der Erde an; am Flusse Johore schlugen sie ihre Hütte auf, vermehrten sich und wurden die Urältern aller Eingebornen, deren Häuptlinge bis auf den heutigen Tag den Namen Batin führen.

Bei den Binnas finden wir noch eine andere Entstehungssage. Sie behaupten, daß der Boden, auf welchem sie wohnen, nicht fest, sondern nur die Haut der Erde sei. Diese Haut brach Gott vor alter Zeit auf und Wasser stürzten hervor, welche die Welt zerstörten. Dann entstanden Berge und später die Niederungen, welche sich an die Berge anhingen. Auf dem Wasser schwamm aber eine Prahu (Schiff), in welchem ein Mann und ein Weib saßen, welche Gott erschaffen hatte. Der Nachen blieb an einem Orte still liegen, aber Mann und Frau konnten nichts erblicken, denn Alles war dunkel, es gab nicht Morgen noch Abend, und die Sonne hatte noch nicht zu scheinen begonnen. Als es aber Licht wurde, da sahen sie Bäume und sie sprachen: Warum sollen wir keine Kinder haben? Die Frau ward schwanger, aber nicht in ihrem Leibe, sondern in ihren Schenkeln. Aus dem rechten Schenkel gebar sie einen Knaben, aus dem Linken ein Mädchen, und von diesen beiden stammen alle Menschen ab, die Gott zählte und auf die er mit Wohlgefallen herabschaute.

Durch das Vordringen der Malayen waren die Eingebornen von der Insel Singapore und von der Seeküste der Halbinsel vertrieben, und so führen sie nun in den Urwäldern ein nomadisches Leben. Ihre Sitten sind einfach geblieben, nur wenige haben den Gebrauch des Tabaks und Opiums angenommen, so daß sie wenig unter dem Einflusse unsrer Kultur stehen. Das Pflanzenreich bietet ihnen einen Ueberfluß von nahrhaften Früchten. Nur müssen die Fruchtbäume angepflanzt werden, denn der Durian (Durio zibethicus), der Jack und der Mango (Mangifera indica) tragen nicht vor 10 oder 20 Jahren. Das Eigenthumsrecht auf diese Bäume bleibt den Kindern derjenigen, die sie gepflanzt haben, und wird allseits anerkannt. Zur Zeit der Fruchtreife werden große Festlichkeiten abgehalten, und die verschiedenen Abtheilungen des Stammes versammeln sich bei den Baumpflanzungen. Da stehen noch die Hütten vom verflossenen Jahre aufgeschlagen, oder neue werden an die Stelle derer, welche das Wetter zerstörte, erbaut. So lange noch eine Frucht auf den Bäumen sitzt, dauert auch der Aufenthalt, der manchmal bis zu sechs Wochen anhält.

Während dieser Festlichkeiten werden auch gewöhnlich die Ehen abgeschlossen. Die Ceremonien dabei sind einfach, und die neue Bekannte vom Morgen ist gewöhnlich schon am Abend junge Frau. Die Bewerbungen erinnern an die alte Geschichte von Hippomenes und Atalanta. Wenn der Stamm an dem Ufer eines Flusses oder Sees lagert, setzt sich das Mädchen in einen Nachen und rudert eine Strecke weit vom Ufer ab; dann rudert ihr der Freier zur Verfolgung nach. Kann er sie erreichen, wird sie sein Weib, ist dies nicht der Fall, nicht. Da, wo kein Strom vorhanden ist, tritt an die Stelle der Ruderpartie ein Wettlauf.

Wenn die Fruchtbäume leer geworden sind, zieht der Stamm nach einem andern Walde, oder zertheilt sich und die einzelnen Haufen nehmen ihren Aufenthalt in den Dickichten, wo wilde Schweine, Hirsche, Vögel, eßbare Wurzeln und Beeren ihre Nahrung ausmachen. Fische liefern ihnen die Ströme. Das Wild wird nicht gejagt, sondern in Schlingen gefangen. Allerdings besitzen sie Speere, die sie mit großer Geschicklichkeit werfen, aber sie verlassen sich mehr auf die Fallen. Elephant und Rhinoceros, die größeren Bewohner der Wälder, sind jetzt verschwunden, und so ist denn der Hirsch das Thier, welches hauptsächlich in den einfachen Fallen eingefangen wird. Quer durch die Thäler, welche die Hirsche zu durchziehen pflegen, werden leichte Schranken aus Bambus und Holz aufgebaut, in welchen viele Oeffnungen angebracht sind. Vor jeder Oeffnung ist eine junge Fichte in Sprenkelart umgebogen, die, wenn das Thier darauf tritt, in die Höhe schnellt, um demselben einen Speer in den Leib zu treiben.

Ein anderes tödtliches Instrument dieser Wälder ist das Sampitan oder Blasrohr, mit dem meistens Vögel und Eichhörnchen erlegt werden. Es wird aus zwei Stücken ausgehöhlten Bambusrohres verfertigt, jedes sechs Fuß lang und eins in dem andern steckend. Das äußere schön verzierte Rohr gilt gleichsam als Behältniß für das innere, sorgfältig ausgebohrte. An dem innern Rohre sitzt das Mundstück, in welches der sechs Zoll lange vergiftete Pfeil hineingesteckt und dann mit einem kräftigen Athemstoße hinausgetrieben wird. Er fliegt mit ungemeiner Schnelligkeit 50 bis 60 Ellen weit.

Das Fischen geschieht nicht mit Angelhaken, sondern mit Netzen, die an den vier Enden zweier kreuzweise mit einander verbundener Ruthen hängen. Der Fischer taucht sie in das Wasser und wartet, bis ein Fisch darüber wegfließt, um ihn schnell heraufzuziehen.

Die Wohnungen der Eingebornen sind verschiedenartig gebaut, aber alle stehen hoch über dem Boden. Die meisten ruhen auf Pfählen von sieben oder acht Fuß Höhe und sind mit Blättern oder Rinde bedeckt, sowie denn die ganze Einrichtung höchst einfach und kunstlos erscheint; ja die Jacuns, welche unter diesen Wilden am tiefsten stehen, schlagen ihre Hütten in den Bäumen 25 bis 30 Fuß über dem Boden auf. Man gelangt auf Leitern in diese Nester, und die Kinder, ja die Hunde selbst lernen leicht das Hinaufklettern. Für einen Reisenden ist es sehr schwer, an äußeren Kennzeichen eine solche Wohnung in den Bäumen zu entdecken, wenn aber ein windiger Tag ist, hört er eigenthümliche musikalische Töne, die je mit der Heftigkeit des Windes lauter oder schwächer werden. Diese Töne rühren von gespaltenen Bambusrohren her, welche in den Spitzen der höchsten Bäume wie die Saiten einer Harfe aufgehängt sind. Außer diesen Aeolsharfen verfer-

tigen die Jaeuns noch kleine Pfeifen aus Bambusrohr, in welche der Wind hineinbläst und deren Töne man halbe Stunden weit hört.

Nach der ganzen äußern Erscheinung muß man die Ureingebornen als eine sehr niedrige Menschenrasse betrachten. Sie sind sehr klein, selten über fünf Fuß hoch; Körper und Beine sind wohl geformt, obgleich der Leib den Beinen gegenüber zu schwer erscheint. Der Kopf ist klein, die Stirne leicht zurückgedrängt, der Mund sehr groß, die Lippen sind dick und hängend; die Nase steht tief unten im Gesichte und zeigt keine Spur einer Brücke. Die Augen sind klein, nicht eingesunken, mit offenem Blicke. Das Haar ist gewöhnlich wollig.

Ihr Charakter ist einfach und liebenswürdig; dabei sind sie für die kleinste Wohlthat dankbar, doch vermeiden sie aus Furchtsamkeit gern die Berührung mit Europäern. Sie sind indifferent bis zur größten Faulheit und strengen sich nur an, wenn der Hunger sie treibt. Untereinander leben sie friedfertig, und erhebt sich ein Streit, so geht der beleidigte Theil gewöhnlich auf einen andern Jagdgrund; dabei kommen ihnen ihre Wandernatur und die geringe Anhänglichkeit an bestimmte Orte sehr zu statten. Ihr ganzes Wesen gleicht dem der Kinder: leicht empfänglich für Güte und Unrecht haben sie noch nicht einmal das Lügen gelernt.

Daß sie an einen Gott glauben, geht schon aus ihren Stammessagen hervor; ebenso ist ihnen die Unsterblichkeit ein geläufiger Begriff. Einzelne Stämme kennen einen Himmel, in dem Belohnung ihrer wartet, und eine Hölle als Bestrafungsort. Jeder Mensch ist von einem guten und einem bösen Engel begleitet; diese führen ihn zum Glück oder Unglück. Doch ist die Furcht vor dem bösen Engel vorwiegend. Die Todten werden in sitzender oder stehender Stellung beerdigt, und Nahrungsmittel, wie Waffen, welche mit ihnen eingescharrt werden, beweisen ihren Glauben an Auferstehung. Beim Mantrastamm ist auch eine Sage vom Weltende verbreitet.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Malayen, als sie die Halbinsel zuerst eroberten, sich mit diesem Volke vermischten, da es ihnen wahrscheinlich Anfangs an Frauen fehlte. Das läßt sich noch in manchen Gesichtszügen erkennen, aber beide Völker sind sehr wenig zur Amalgamation geschaffen. Die Eingebornen zogen sich gleich weiter ins Innere zurück und sind bis vor Kurzem aus diesem kaum hervorgekommen. Als aber die Gatta pertscha ein vielgesuchter Handelsartikel wurde, drangen die Malayen in die Wälder ein und veranlaßten die Eingebornen, das werthvolle Produkt zu sammeln, indem sie ihnen Kleidungsstoffe, Opium und Tabak dafür brachten. Dieses zweite Zusammentreffen ist für die Wilden viel unheilbringender als das erste geworden, denn sie lernten Bedürfnisse kennen, und um diese zu befriedigen, wurden sie Schuldner der Malayen. Aus diesem Zustande kommen sie denn eigentlich nie heraus und so sind sie eigentlich zu Sklaven herabgesunken. Dies Verhältniß hat aber nur bei den Grenzstämmen Platz gegriffen, während die größere Menge durch ihre natürliche Furchtsamkeit in den Wäldern zurückgehalten wird. Die Malayen, welche mit den Eingebornen in Handelsbeziehungen getreten sind, erscheinen als schlechte Repräsentanten ihrer Rasse, denn durch die Berührung mit Europäern, durch Schachern und Feilschen sind diese selbst sehr verdorben worden.

Die Malayen müssen als das vorherrschende Volk in Singapore und der malayischen Halbinsel betrachtet werden. Ihre ursprünglichen Wohnsitze sind aber nicht in Singapore oder auf der Halbinsel zu suchen, denn wir wissen, daß sie von Sumatra aus dorthin kamen, obgleich sie selbst erst Einwanderer auf dieser Insel waren. Der ganze Archipel bis östlich nach Neuguinea hin ist von ihnen bevölkert worden, und doch sind die Nachforschungen nach ihren eigentlichen Ursitzen bis jetzt fruchtlos geblieben. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind die Javanesen, die Dayaks von Borneo und die Bugis von Celebes bodenständige Urbewohner ihrer Inseln. Die Seebegabung dieser Völker, das glatte stürmelose Meer, welches ihre Eilande umflutet, und die regelmäßig einsetzenden Monsune waren ein großer Vorschub für eine schnelle Colonisation. Nach Crawfurd entstand jedes dieser Völker auf dem Boden, welchen es bewohnt. Lange Trennung jedoch, der Einfluß des Mohammedanismus und dann der Europäer haben allmälige Umwandlungen und Verschiedenheiten in diesen Völkern erzeugt, und so können die Malayen in Singapore und in den britischen Besitzungen an der Malaccastraße nicht als Vertreter ihres ganzen Stammes gelten.

Ihre Gesammtzahl in diesen Colonien beträgt, wie aus der früher mitgetheilten Tabelle hervorgeht, 140,000 Köpfe. Die unabhängigen Staaten der Halbinsel sind auch ganz von ihnen bevölkert, und von diesen aus, sowie von Sumatra, erhalten die britischen Besitzungen noch immer Zuschuß an Malayen.

Verschieden von den nomadischen eingebornen Stämmen, sind die Malayen immer seßhafte, der Ordnung unterthane Leute gewesen. An der Spitze ihrer eigenen Staaten steht ein Sultan; unter diesem herrschen Datuhs oder Gouverneure, welche wieder über die Pangulus oder Magistrate gesetzt sind. Da sie sich gern den britischen Gesetzen fügen, so gelten sie allgemein als die loyalsten Unterthanen der englischen Krone.

Im 13. Jahrhundert nahmen die Malayen der Malaccastraße den Islam an; aber diese Religion hat bei ihnen keine sehr tiefen Wurzeln geschlagen. Allerdings wallfahrten einige, die, was selten geschieht, es zu einigem Vermögen brachten, nach Mekka, aber nicht eigentlich aus großer Frömmigkeit; es ist vielmehr eine Art Buße für allerlei kleine Sünden, denn schlimme Thaten begehen sie eigentlich nicht. Die Seeräuberei, welche früher sehr ausgedehnt war und auch noch immer im Schwange ist, gilt bei ihnen eigentlich nicht als Unrecht. Selten erscheint ein Malaye vor dem Gerichtshof, und ist dies der Fall, so ward das Verbrechen, dessen er angeklagt ist, gewöhnlich nur in einem Ausbruche von Leidenschaft verübt.

Die Leidenschaftlichkeit der Malayen sowie der Bugis kommt bei dem Amoklaufen am schrecklichsten zum Vorscheine. Durch einen plötzlichen Entschluß getrieben, bewaffnet sich ein Malaye oder Bugis mit zwei langen Kris oder Dolchen, nimmt einen in jede Hand und stürzt damit in die belebtesten Straßen, um alle Menschen, die ihm entgegen kommen, niederzustoßen. Es ist der Fall vorgekommen, daß in Singapore von einem einzigen Amokläufer 15 Menschen getödtet oder schwer verwundet wurden, bevor der Mörder erschlagen werden konnte. Sobald ein Amokläufer auf der Straße erscheint, hört man einen warnenden Schrei ausstoßen, und alle unbewaffneten Menschen flüchten schnell in die Häuser. Wer aber Waffen trägt, hat das Recht, den Amokläufer wie ein wildes Thier niederzuschlagen; Alles haut und schießt auf ihn ein, besonders da ein Amokläufer sich nie gefangen gibt.

Es ist unmöglich, die Beweggründe aufzufinden, welche zu dieser schrecklichen Sitte führen. Viele haben sie einem übermäßigen Genusse von Opium zugeschrieben. Aber die Malayen sind gerade diesem Laster am wenigsten unterworfen, und man hat Amokläufer in Singapore gekannt, welche

nie in ihrem Leben Opium gekostet hatten. Cameron glaubt, daß nur diejenigen Amok laufen, welche des Lebens überdrüssig sind und durch andere Hand fallen wollen, da ihnen ihre Religion den Selbstmord verbietet. Dies stimmt aber nicht mit der Thatsache, daß sich viele Amokläufer alle Mühe geben, um ihr Leben zu bewahren. Vor nicht sehr langer Zeit ward im Campong Java Amok gelaufen von einem Bugis, der allgemein als ein fleißiger und friedfertiger Mensch bekannt war. Er war auch ein frommer Mohammedaner und hatte noch kurz, bevor die Raserei bei ihm ausbrach, im Koran gelesen. Durch einen Schlag auf das Hinterhaupt ward er betäubt, gefangen genommen und zum Tode durch den Strang verurtheilt. Den Tod erlitt er mit dem größten Gleichmuthe, und als man ihn nach den Beweggründen seiner That fragte, antwortete er nur, daß er gefühlt habe, seine Zeit sei gekommen und daß er den Tod habe suchen müssen.

Das Amoklaufen war in Pinang einmal so arg geworden, daß der dortige Recorder, Sir William Norris, anordnete, der Körper jedes Amokläufers müsse in kleine Stücken gehackt werden, von denen ein Theil in das Meer geworfen, ein anderer auf den öffentlichen Plätzen ausgestellt werden solle. Viele Engländer erklärten sich gegen diese anscheinend barbarische Verordnung, allein sie war von Wirkung, denn es wurde weit weniger Amok gelaufen, weil die Mohammedaner einen Abscheu gegen die Zerstückelung ihrer Leichname haben, und Norris kannte diese Anschauung.

Französische Besitzungen am Rothen Meer und am Busen von Aden.

In Paris scheint man auf dieselben große Bedeutung zu legen und sieht in ihnen eine Art von Compensation gegenüber den Engländern, welche sich schon längst in jenen Gegenden festgesetzt haben, ehe noch an einen Suezkanal gedacht wurde. Als sie den Ueberlandweg und die Dampfschifffahrt nach Indien durch das Rothe Meer eingerichtet hatten, wollten sie Zwischenstationen haben und besetzten dann einen wichtigen Punkt nach dem andern: Aden, Perim, Kamaran, den Dahlak-Archipel, Abd el Kuri und die Muschasch-Inseln.

Die Franzosen ihrerseits thaten ein Gleiches; sie haben im Indischen Ocean, in Indien selbst und in Cochinchina Besitzungen und wollen die Pforte nach Indien, nämlich die Bab el Mandeb, die Eingangs- oder Ausgangspforte des Rothen Meeres, „neutralisiren".

Schon früher meldeten wir im Globus, daß sie von einem Danakilhäuptling den Hafen Obok und einen Strich Uferlandes gekauft hatten und daß sie meinten, dieser Platz werde sich „zu einem der wichtigsten Häfen von ganz Afrika erheben". Das ist aber eine ganz phantastische Auffassung. Wir lesen jetzt (in der Revue du monde colonial 1865, 14, S. 57), wie es sich mit dieser Erwerbung verhält. Man zahlte dem Häuptling für den Hafen und jene Gestaderegion 10,000 Mariatheresiathaler oder 52,000 Francs. Das ist, wie behauptet wird, von den Danakilhäuptlingen gut geheißen worden, und diese haben sich verpflichtet, die Verbindungen der Franzosen mit dem Binnenlande zu vermitteln. Die Revue meint, daß dieselben „über alle Maßen vortheilhaft für unsern Handel werden könnten". Das ist sehr sanguinisch; sie hätte aus Burtons Reise im Lande der Somali nach Härrär und auch aus anderen Berichten ersehen können, daß dieser Handel auf der nun den Franzosen gehörenden Küstenstrecke vom Ras Ali bis zum Ras Dumeirah auch unter günstigen Verhältnissen von keiner großen Bedeutung werden kann. Es ist allerdings richtig, daß aus der abyssinischen Landschaft Schoa alljährlich eine große Karawane mit Elfenbein, Goldstaub und Kaffee an die Küsten kommt, doch ist bei den allezeit unruhigen Zuständen nicht mit Sicherheit auf ihr Eintreffen zu rechnen. Im September 1864 kam sie allerdings nach Obok und wartete drei Wochen lang auf ein französisches Schiff, aber ein solches kam nicht! Sie ging dann nach dem benachbarten Hafen Zeïlah. Nun wollen die Franzosen eine Compagnie bilden und meinen: „Alles verspricht eine schöne Zukunft, denn die Lage ist herrlich, und wir haben das Recht, in den Wäldern Holz zu hauen und unser Vieh auf die Weide zu treiben." (Dabei fällt uns eine andere Redensart ein, die wir einst in einem französischen Blatte lasen: „Wir haben jetzt allen Grund, unsere Hoffnungen auf eine schöne Zukunft verwirklicht zu sehen!") Die Flüsse Anaso und Hawasch gehören theilweise uns an, haben aber nur geringen Werth, denn in der Regenzeit sind sie wilde Gewässer und in der übrigen Zeit des Jahres liegen sie trocken. Der Assal-See gehört zwar nicht uns, er wird aber zukünftigen Colonisten eine sichere Hilfsquelle gewähren, denn wir haben vertragsmäßig das Recht, auf ihm zu schiffen und Salz aus ihm zu holen."

Die genannte Revue ist also in dem Wahne befangen, daß an jener Danakilküste, dem glühheißen Uferlande, eine „Colonie" gedeihen könne. Es sind also wieder die alten Phantastereien, welche sich keine Lehren aus den so einfachen und klaren Gesetzen der physikalischen Geographie ziehen. Um so leichter ist das hohle Deklamiren:

„Begreift Ihr nun die Wichtigkeit dieses afrikanischen Winkels, der von zwei Meeren bespült wird, der sich an die letzten Ausläufer der östlichen Gebirgskette lehnt, welche von dem abyssinischen Tafellande herzieht und eine bewundernswürdige Lage an der Karawanenstraße hat? Versteht Ihr den Nutzen, welcher sich aus dieser Besitzung ziehen läßt, die sich Aden und Perim gegenüber ausbreitet, im Angesicht der britischen Flagge, ähnlich wie die Küsten von Flandern und Artois vor den Küsten Großbritanniens oder die Gestade Andalusiens gegenüber denen von Marokko? Wißt Ihr, was geschehen muß? In Obok oder in der Nachbarschaft (!!) ganz nahe der Bab el Mandeb muß ein großes Handelsemporium sich erheben als knüpfendes Band zwischen Asien und Afrika. Fast alle Reichthümer aus der Welt der Schwarzen werden in diesem Konstantinopel der Zukunft zusammenströmen; dasselbe bildet einen Knoten zwischen dem Sudan und Arabien, wie das alte Byzanz einen solchen

zwischen der europäischen Türkei und Kleinasien."

Es ist rein unmöglich, in wenigen Worten mehr Unsinn zu Markte zu bringen, als hier geschehen. Man braucht nur den Blick auf eine beliebige Karte von Nordostafrika zu werfen und die Beschaffenheit der Region zwischen Abyssinien und dem Meere in Erwägung zu ziehen, um das zu begreifen. Auf die barbarischen Völker der Somali und der Danakil ist kein Verlaß, die Wege sind unsicher, die Karawanen verhältnißmäßig unbedeutend. Im besten Falle würde Obok, dieses „Konstantinopel der Zukunft", welches kaum ein Dutzend armseliger Hütten zählt, für das, was an Handelsverkehr mit dem Innern vorhanden ist, den Mitbewerb von Berbera, Zeïla und Tadschurra zu bestehen haben, und die Einfahrt zu der Meeresbucht, an welcher es liegt, wird vermittelst der Muschasch-Inseln von den Engländern beherrscht.

Außerdem wissen wir, daß ein Theil der Danakilhäuptlinge jenen mit den Franzosen abgeschlossenen Kaufvertrag für ungültig erklärt hat und den Besitztitel gar nicht anerkennt. Der Sultan von Tadschurra, einer der mächtigsten Danakilhäuptlinge, will nicht zugeben, daß die Europäer Steinsalz aus dem See von Assal holen. Dasselbe wird in Gestalt von Wetzsteinen ausgehauen und läuft in Abyssinien als Münze um; in Schoa gelten 20 solcher Salzstücke einen Kronenthaler. Was oben die „Revue" von den Rechten sagte, auf dieser Salzlache, dem „See", zu schiffen, läuft auf reinen Blödsinn hinaus; an dem ganzen „See" ist auch nicht ein Boot, und wollen die Franzosen etwa Salz fischen?

Das ganze ostafrikanische Küstenland von der Grenze des Gebietes der Somalistämme, welches wir aus Burtons Reise nach Härrär genau kennen, also vom Hawaschflusse und der Bay von Tadschurra nach Norden hin bis zur Südgrenze der Bischaris, d. h. bis zum Kap Mikdam, etwas südlich von Suakin (12 bis 17° n. Br.) wird von den Abyssiniern als Samhar bezeichnet, und in diesem Küstenstriche, eben so weiter nach Osten hin bis zum Kap Guardafui, mündet kein einziger rechtschaffener Fluß; keiner hat sich einen Lauf bis ins Meer gebahnt, keiner ist schiffbar. Das ganze Land ist ein „Glühofen" und liefert keine Handelserzeugnisse von irgend welchem Belang; auf die sandigen Strandwüsten folgen Sumpf- und Sandwüsten. Das Samhar ist im Besitz nomadischer Danakil, (Einzahl Dankali) oder Adel, die sich selber Affar nennen. Sie sind oftmals geschildert worden, sehr gut z. B. von unserm Missionär Isenberg, in dessen Einleitung zu dem von ihm verfaßten Voeabularium der Dankali-Sprache, London 1840.

Abyssinien ist in zerrütteten Verhältnissen seit Jahrhunderten, und auch jetzt ist keine Aussicht, daß die Unruhen bald zu Ende gehen werden. Der Handel nach und vom Rothen Meere wird über Massawa vermittelt, welches dem türkischen Sultan gehört; ein anderer Waarenzug geht ins Takka nach dem Nil hin; für die Provinzen Schoa und theilweise Amhara liegen die Endpunkte der Karawanenzüge, wie gesagt, in Zeïla und Tadschurra; was weiter aus dem Süden kommt, wird auf die merkwürdige Messe von Berbera gebracht. Der ganze Handel von und nach Abyssinien beträgt schwerlich eine Million Thaler im Jahre. Was wird davon auf das Obok-Konstantinopel der Zukunft entfallen?

Die Revue fährt fort: — „Wir haben aber auch noch andere Besitzungen! Da sind die Inseln Dessel und Uda bei Massawa; da ist der Hafen Ed (Aïd) an der Danakilküste und Sula, das alte Adulis, jene berühmte griechische Kolonie, welche 1860 durch Kapitän Russel erworben wurde. Desset, das Orine der Alten, ist freilich nur eine Stunde Wegs lang und eine Viertelstunde breit; das Klima ist ziemlich gesund, zwar sehr heiß, aber die Fremden gewöhnen sich leicht daran. (Andere Berichte haben entschieden das Gegentheil behauptet und werden in Anbetracht der Oertlichkeit wohl Recht haben.) Das ganze Eiland ist mit schönen Wiesen bedeckt. Diese, von Frankreich noch nicht in Besitz genommene Insel ist von dem berühmten (!) Negussi, Häuptling von Tigre, der einmal Nebenbuhler des Theodoros war, uns abgetreten worden." (Theodor hat entschieden dagegen protestirt, weil Negussi kein Recht gehabt habe, Land abzutreten, das nicht sein Eigenthum gewesen.)

„Ed liegt auf dem festen Lande unweit vom Vulkan Hayeock und gehört den Franzosen seit etwa 20 Jahren. Wir verdanken diese Besitzung dem Kapitän Broquant, welcher sie vor etwa 20 Jahren den Danakil abkaufte. Zula ersteht vielleicht aus seiner Asche und wird eine Handelsstadt am Rothen Meere. Dorthin wird wahrscheinlich in den nächsten Monaten eine Expedition abgehen, die aber keinen politischen Charakter hat. Sie will die abyssinischen Karawanen nach Adulis ziehen und von Massawa ablenken, wo sie unter den Plackereien der Türken zu leiden haben." —

Um zu begreifen, wie luftig alle diese Angaben und Pläne sind, muß man sich vergegenwärtigen, daß an allen diesen Punkten noch nicht eine französische Seele lebt und kein Handelshaus begründet worden ist, obwohl manche der oben genannten Punkte schon seit längerer Zeit „Besitzungen" sind.

Die Revue schließt ihre Phantasien mit einem Feuerwerk von Phrasen: „Heute kann man wohl mit Zuversicht behaupten, daß die Durchstechung der Landenge von Suez stattfinden werde. Schon ist der Süßwasserkanal (— der leider salzig geworden ist —) vollendet, und eine Barke von Mittelgröße kann aus dem Mittelmeer ins Rothe Meer fahren (— aber das ist doch nicht der große interoceanische Welthandelskanal! —). Frankreich hat nicht gewollt, daß einem solchen Unternehmen Hindernisse in den Weg gelegt werden; es hat deshalb seine Flagge auf mehreren Punkten der afrikanischen Gestade aufgepflanzt, nicht aus Ehrgeiz, sondern weil diese Flagge allen Völkern verkündet: „Das Rothe Meer ist frei!"

Die Prosa des gesunden Menschenverstandes wendet dagegen ein: Alle werthvollen Punkte in jenen Gegenden befinden sich im Besitze der Engländer, und Aden ist, nebst Perim, der Schlüssel. Alle jene französischen „Besitzungen" sind, in praktischer Beziehung, vollkommen werthlos. A.

Dorf und Stadt.

Eine ethnologisch-geschichtliche Betrachtung von Professor **A. Boltz** in Frankfurt a. M.

II.

Nach dieser sachlichen Entwicklung dürfen wir uns nunmehr an die Sprachwissenschaft wenden, um sie um die Deutung des Wortes zu befragen. Da sehen wir denn Folgendes:

Das isl. thorp, goth. thaurp, dem noch heute ein dän. torp, in der Bedeutung hamlet, hameau, Dörfchen, und ein schwed. torp, Kathen, der westphälische Kotten, entsprechen, bedeutet **Torf**, aber nicht den Torf als modernen Rivalen des Holzes und der Kohle, sondern den Torfmoorgrund, den Rasen-, Flur- und Haidegrund, also den Fleck, auf welchem unter Umständen ein Flecken sich erhob, nach ihm genannt, wie die stolze, römische urbs ihren Namen dem Kreise, orbis, verdankte, der mit dem Pfluge im offenen Lande zur Bezeichnung ihrer Ausdehnung gezogen wurde, — also außerhalb jener mit Wällen, Schlagbäumen, Fallgattern, Zugbrücken, Thoren, Pfahlgräben, Zwingern, Mauern und Zinnen versehenen Pfalzen, Kastelle und Burgen liegend, und nichts bezeichnend als die vereinzelt im Freien liegende Wohnung, wo nichts stand als die Hütte, dies Zelt der Nordländer, — Flecken, wie sie z. B. die Bataver im Anfange unserer Zeitrechnung unter dem Namen therpen, wovon auch Antwerpen kommt, zwischen den südlichen Rheinarmen gründeten. Die Engländer haben noch unzählige Dorfnamen, die mit thorp zusammengesetzt sind; so Althorp, Apthorp (Northampton) — Upthorp (Huntingdonshire) — Lowthorp, Middlethorp (Yorkshire) — Astthorp, Wilsthorp, Thurstborp (Lincolnshire) ꝛc. ꝛc.

Bei den Angelsachsen hieß turf nicht nur — wie es auch Sir Walter Scott noch fast immer gebraucht — Rasengrund, sondern auch noch die bewohnte Stätte, der Landsitz, das Landgut. Im Sanskrit, wo das Wort tharbha neben dûrbha und dûrvâ den Torf, den Rasengrund recht eigentlich als Grasland bezeichnet, hat es sogar einem ungeheuern Landstriche den Namen gegeben, nämlich dem Reiche Vidarbha, dem Grastosen, dem heutigen Berar oder Barar, Hauptstadt Nagpur, demselben, welches als Heimatsstätte der çittapramâtinî bâlâ, des „seelenerschütternden Mädchens" Damayantî, durch die wunderschöne poetische Umdichtung Rückerts uns Allen so besonders lieb geworden ist.

Fassen wir dem gegenüber die Benennung Stadt ins Auge, so sehen wir — wie auf historischem, so auch auf etymologischem Wege aus der befestigten, wohl umwallten und verschanzten, gesicherten Stätte — wie aus der Acropolis in Griechenland, im Römerstaat aus dem Capitolium — in Deutschland die Stadt herausgewachsen ist aus den Burgen, Citadellen und Klöstern, mit sammt ihren Mauern, Gräben und Thoren, namentlich unter Heinrich I., um erst in der Neuzeit aus ihren Bollwerken Boulevards, aus ihren Esplanaden Promenaden, aus ihren Pfahlwerken lebendige Bauwerke zu machen. Wie viele tragen nicht noch, gleich der alten Hammenburg, Havenburg, Hamburg, die Endung burg als Schleppe aus dem 10. Jahrhundert!

Da man im frühen Mittelalter in Deutschland nur am Rhein und an der Donau Städte aus den Zeiten der Römer kannte (und auch diese waren unter den fortwährenden Verheerungen zum Theil in Trümmer gesunken), so müssen wir wiederum hingehen zu den Isländern und sehen, wie es dort damit stand.

Im Altnordischen bedeutet die Wurzel gard Vertheidigung, Wall, und stimmt zu einer altindischen Wurzel vṛ, umgeben, beschirmen; erweitert in kṛt, einhegen, wovon dann gṛha, Haus, als Eingehegtes, kommt. Eine Ableitung vom nord. gard ist girda, gürten, wovon noch unser Gurt, Gürtel; ferner gaard, das Umgürtete, Eingehegte, Umfriedete, das Gehöft, aus welchem das engl. yard kommt, ursprünglich auch Gehöft. Ich erinnere nur an den von den Hanseaten in London gegründeten Stahlhof, den steel-yard.

Die Normannenfürsten Rurik, Sinéus und Truvor, welche bekanntlich im Jahre 862 die ersten russischen Könige wurden (nach ihnen, die aus dem Stamme der Ros waren, führt ja das große Slavenreich noch heute seinen deutschen Namen, gerade so wie ihn das stolze Frankreich trägt), brachten — wie später die französischen Normannen nach England — nebst unzähligen anderen nordischen Wörtern auch dieses mit sich in ihr neues Reich und nannten ihre neubegründete Stadt, ihr Carthago, Holmgard, d. i. Inselgehöft, Inselstadt, und ihr Reich Gardarika, d. i. wörtlich ihr Burgreich, etwa so wie die päpstlichen Staaten les états du saint siège genannt worden sind.

Erst viel später wurde Holmgard zu Novgorod und auch dies ist germanisch für Neustadt; goroditj heißt noch heute im Russischen einhegen, schützen ꝛc. Dieses gard oder grad finden wir noch an vielen slavischen oder vormals slavischen Städten Nangard = Novgorod, Neustadt; Stargard, Altstadt; Belgard, Belgrad, Weissenburg u. a.

Derselben Wurzel entsproßten auf anderem Boden das griech. χόρτος, lat. hortus, goth. garts für Garten, engl. garden, franz. jardin, als das für den unmittelbarsten Nothbedarf Eingehegte, Geschützte; ebenso gürten und mittelst der bekannten Wandlung des g in w: warten für hegen, pflegen, Wärter und später beim Nationalwechsel, durch abermaligen Consonantenwechsel garder, gardien et la garde même, die wir dann aus Frankreich als Leibwache garde du corps richtig wieder importirt haben, aber diesmal mit hartem g!

Auch Wörter haben ihre Geschicke und ihre Geschichte.

In allen diesen Wörtern liegt die unverbrüchliche Bestimmung des Schutzes durch Gehege, Wälle und andere Mittel; die Ortsbestimmungen weisen auf feste, sichere Stätten hin.

Dieselbe Auffassung der primitiven Stadt zeigt uns noch ein zweites germanisches Wort, nämlich das altnordische tún, ursprünglich Heimmark, abgegrenzte, eingepfählte Wohnung; daneben dun, im Armenischen schon Haus, von einem sanskr. tung, beschützen, Schutz gewähren, wovon auch das ahd. zûn, eingehegter Ort, engl.

town, auch verkürzt in unzähligen Städte- und Eigennamen in ton und don; unser hochd. Zaun, holl. tuin; im Schottischen ist toun nicht blos das engl. town, sondern auch noch hamlet und farmhouse und steht also der ältern, beschränktern Bedeutung gegenwärtig noch am nächsten.

Auf welcher breiten Basis ruht nicht das englische Sprichwort: „My house is my castle!“

Auch bei den Slaven waren die ersten Städte nur Einzäunungen, Umfriedigungen. Die Häuser waren aus grobzugehauenen Baumstämmen gezimmerte, in den Fugen mit Moos verstopfte Blockhäuser, daher in den alten Chroniken nie: eine Stadt bauen, sondern zimmern vorkommt. Wie lange ist es denn übrigens her, daß Ukase den Neubau von Holzhäusern in St. Petersburg untersagten? In den Vorstädten stehen ihrer noch genug, selbst zu Regierungszwecken. Wären die damaligen Städte nicht so leicht gebaut gewesen, — man sehe sich übrigens nur die bemoosten Häupter in Frankfurt und anderen alten Städten an — so hätten die Dänen mit ihren einfachen und schlechten Waffen in Deutschland und England ihrer nicht stets so viele und nicht so schnell zerstören können.

Den romanischen Völkern, als demselben Urstock angehörig, müssen nothwendig ähnliche Grundanschauungen vorgelegen haben, denn das Wort pagus, aus welchem sich später das franz. pays, ital. paese, span. país mit der Bedeutung Heimat, Vaterland, Land entwickelte, und das anfänglich nur eine Anzahl Wohnungen, ein Dorf, später aber eine Anzahl von Dörfern und Städten, einen Gau, Distrikt, Canton nebst Einwohnern, enfin tout un pays, bezeichnete, kommt doch aller Wahrscheinlichkeit nach von pango, ich schlage etwas ein, hier: den Pfahl zum Zelt. Bei der schnellen Entwicklung des altcampanischen Dorfes zum Gau war dieses Wort, das ist einleuchtend, viel zu weitreichend, als daß es den neuromanischen von germanischen Anschauungen befruchteten Völkern als Ableitungsstamm für Dorf hätte dienen können.

Sie griffen daher zu villa (vella), lat. Herrenhaus, Landgut, Meierei, Vorwerk, das in seiner allmäligen Erweiterung zum nordischen gaard, d. i. zum befestigten Herren- und Edelsitz, wie in Deutschland die Burg, den Franzosen das Material für den Begriff der modernen Stadt, la ville, hergab, während das Augmentativ village schon längst die große Meierei, das moderne Dorf bezeichnete, das die Italiener zwar auch als villaggio, jedoch nur bedingungsweise annahmen, indem sie — jenen Wüstenbewohnern gleich — in Folge der ununterbrochenen Einbrüche von Freund und Feind in ihr Land, schon früh befestigte Dörfer hatten, castella, vom lat. castellum für castrum, befestigtes Lager, welches Wort noch heute vorzugsweise für Dorf gebraucht wird.

Die Spanier haben sich so häufigen Invasionen nicht ausgesetzt gesehen, daher sie Dorf schlechtweg durch lugar, Ort, Flecken, pueblo ein Volk, eine selbstständig für sich lebende gens, oder auch durch das arabische Wort aldea wiedergeben, durch letzteres mehr in Andalusien und mehr in der Bedeutung des lat. praedium, Gut, Gutsgemeinde.

Da das römische Adjektiv villanus, bäurisch, im Französischen kraft der in Frankreich waltenden Kulturverhältnisse sehr bald zu der ausschließlichen Bedeutung von garstig, gemein, schändlich, niederträchtig, und als Substantiv Grobian, gemeiner Mensch gelangte, was im Italienischen bekanntlich nicht der Fall ist, denn hier heißt villano so viel wie contadino, civè: lavorator di terra — so konnte diese Sprache auch für städtisch, im Sinne des engl. townish, kein Wort mehr hervorbringen und mußte sich mit der Umschreibung . . . de ville behelfen.

Auch das Wort pagus, Dorf, hat ein Adjektivum abgeworfen: paganus, zum Dorf gehörig, ländlich; bildlich umgekehrt; als Substantiv der Landmann. Von diesem kommt ein zweites paganicus, ländlich und heidnisch; paganitas, das Heidenthum.

Wie ist das möglich?

Zur vollständigen Beantwortung dieser Frage werden wir uns schon noch einmal dem germanischen Gebiet zuwenden müssen, heimelt uns doch in dem Gleichklange der Wörter der Heide, die Haide, der Aufschluß dieses Räthsels gleichsam von selbst entgegen.

Haide, goth. haithi, altnord. heidi, engl. heath, dän. hede, schwed. hed, ist die Haide, das Haideland, die Moor- und Sandhaide, die mit ihren trämmenden Fichten, ihren eingesprengten Birken, Schwarzerlen und Kriechweiden, mit hier und da unbehaglich vereinsamten Eichen, Buchen und Eschen und den üppig wuchernden Haidekräutern sich vor den Waldlichtungen dahin streckte und gleich dem thorp, turf den ersten Ansiedlern den Raum bot zur Wohn- und Weidestätte, entspricht einem sanskr. kschiti, Erde, Grund, dessen nächste Ableitung kschetra bereits die bestimmte, abgegrenzte Mark bezeichnet.

Der Haide wurde bald genug die Benennung des darauf wohnenden Landmannes, da die Sprache noch die Kraft hatte, dasselbe Wort nach zwei geschlechtlichen Seiten hin zu verwenden. Nachdem aber Constantin der Große die christliche Religion zur Religion seiner Residenz, d. i. also seines Staates erhoben hatte, und Stadtreligion und Stadtbildung nunmehr im schroffsten Gegensatze zu dem Zustande auf dem platten Lande stand, wurde jeder Nichtchrist, gleichviel wo er wohnte, von den griechischen Kirchenvätern schlechtweg ἐθνικός, paganus, gentilis, d. i. Haidebewohner genannt. Das griechische Wort ἐθνικός weicht freilich insofern vom lateinischen paganus (aus welchem franz. payen, ital. span. pagano wurde) ab, als es von ἔθνος, das Volk, gens kommt, so daß der Ausdruck τὰ ἔθνη, gentes, franz. les gentils, so recht eigentlich die außerhalb der Städte, auf der Haide lebende, große Masse des noch nicht rechtgläubigen Volkes, im Gegensatz zu den bereits orthodoxen Städtern bezeichnet.

Diese Bezeichnung scheint im christlichen Alterthume die allgemein übliche geworden zu sein. Auch Ulfilas hat in seiner gothischen Version des neuen Testamentes sich ihrer bedient, bei Uebertragung der berühmten Stelle Galater II, 14:

Latein.: Si tu, cum Judaeus sis, gentiliter vivis . . .
Deutsch: wenn Du, ein Jude seiend, nach Art der Heiden lebest . . .
Gothisch: jábar thu, júdajus visands, thiùdisko libais . . .
Französ.: si tu, qui es Juif, vis comme les gentils . . .

in welcher Stelle das Wort thiùdisko, d. i. teutsch, zum ersten Male historisch vorkommt und zwar in der Bedeutung heidnisch, d. i. volksthümlich, wie es denn wirklich von thiud, das Volk, gens, d. i. die Gesammtmasse des auf der Haide, auf dem Torfmoorgrund zerstreut wohnenden Volkes, abstammt.

Das germanische thiud und die römische gens berühren sich in dieser etwas vornehmen Auffassung der städtischen Christen so nahe, daß wir, um zur heidnischen Auffassung der letzteren zurückzugehen, etwas weiter zurückgreifen und einen, wenn auch nur flüchtigen Blick in die römischen Städte werfen müssen.

Die erste römische Stadt, und den Römern für alle Zeiten die Stadt, war die — aus dem mit der Pflugschaar aufgerissenen Kreise, orbis, hervorgegangene urbs, diese erste feste Stätte, die bestimmt war, den nationalen Herd der Römer zu umschließen, aus dessen Kultus allein

schon die ganze, ungeheure Machtstellung Roms sich wie von selbst erklärt.

Der Kultus des häuslichen Herdes war, wie dies Herr Fustel de Coulanges in seinem unlängst erschienenen schönen Werke: La cité antique, étude sur le culte, le droit, les institutions de la Grèce et de Rome, Paris, Durand, 1864, so geistreich nachgewiesen hat, ebenso die erste Religion der Griechen und Römer, wie er die erste Religion der Hindu war und in der Sinto- oder Kami-Religion der Japanesen es noch heute ist.

Jenes Feuer, welches jede Familie mit frommer Sorgfalt unterhielt, war etwas Göttliches, oder vielmehr Gott selbst. Es war der Agni und Indra der Inder, ein *Δαίμων*, ein Lar familiaris, mit anderen Worten: die Seele eines Vorfahren, die in der Flamme des Herdes lebte, und die man durch Opfer und Libationen ehrte.

Dieser Kultus war es, der zuerst den Begriff der Familie constituirte; aus ihm hervorgehend stellt sich bald das Recht als eine Schöpfung der Religion dar. Jede Familie hat ihren Herd und ihren Gott, und in der ursprünglichen Gesetzgebung ist der Verehrung dieses häuslichen Beschützers Alles untergeordnet. Das Grundprinzip der ursprünglichen Familie ist also weder die Geburt, noch die Liebe, sondern der Kultus. Wie befremdend auch Anfangs diese Idee erscheinen mag, doch wird sie allein uns den Schlüssel zu dem gesammten römischen Rechte liefern. Durch sie allein erklärt sich die sociale Stellung der Frauen, die in Rom sich immer unter Vormundschaft befinden, weil sie nie einen Herd besitzen; ihr Herd ist der ihres Vaters, ihres Gatten oder der ihres Sohnes. Auf diese Weise erklärt sich ferner die fast unbeschränkte väterliche Gewalt bei allen alten indogermanischen Völkern. Das Wort Vater, aus der sanskr. Wurzel pâ, erhalten, beschützen, erscheint im Altindischen mit Schwächung des Vokals als pitar, als der Erhaltende, Beschirmende, aber mit vollem Vokale patir geradezu als Fürst, Herr par excellence, wie in devapatir, der Götterfürst, mahîpatir, der Erde Herr, der Großfürst, akschauhinîpatir, Heeresfürst, Kriegsherr, vispatis, der Allherr oder samraj, der slav. samoder shatelĭ, der Selbstherrscher aller ihm untergebenen Völker. Aus dem normannischen husvatir, Hausvater, wurde nach slavischen Lautgesetzen gossudarĭ, die ächteste, geweihteste, slavische Benennung für Kaiser. Und Landesvater und Landesherr sind noch heute schwer zu trennende Begriffe.

Diese Allgewalt ist dem Vater eigen, weil er, wie bei den alten Indern, der Priester des Herdes ist. Der Sohn ist abhängig, weil er den häuslichen Kultus nicht anders wohin vertragen kann. Der Herd ist untheilbar. Die Erbfolge steht nur denen zu, die das heilige Feuer unterhalten, deßhalb ist es auch gerecht, daß der, der väterlichen Gewalt entwachsene Sohn und die verheiratete Tochter davon ausgeschlossen seien, denn beide haben einen andern Herd. Es ist dagegen ebenfalls gerecht und gesetzmäßig, daß der Adoptivsohn, welcher zu den häuslichen Opfern zugelassen wird, an dem Erbe Theil habe, wie jedes andere Kind.

„Fühlt man sich nur einmal von dieser historisch so wahren Idee durchdrungen, so sagt der Recensent des bezeichneten Buches (in Nr. 314 der Allg. Augsburger Zeitung), so wird sich Einem das ganze römische Alterthum in einem neuen Lichte darstellen. Was ist das agnatio, die Blutverwandtschaft? Was die gens, das Geschlecht, der Volksstamm? Nichts Anderes als ein Verein Vergeschlechteter, die denselben Herd haben. Die Einheit des Kultus ist es, die dem Familienrecht, der Verwandtschaft, der Erbfolge zu Grunde liegt. Nur aus diesem Kultus heraus hat der Begriff des Bürgerthums sich entwickeln können, denn ein Bürger ist, wer die Religion, oder besser gesagt, den Herd der Stadt hat. In Rom ist dieser Herd der Tempel der Vesta. Vesta aber, wie schon Ovid sagt, ist nichts Anderes, als das heilige Feuer: „Nec tu aliud Vestam quam vivam intellige flammam.“ Die Verehrung aber dieser Flamme des häuslichen und städtischen Herdes brachte die Sage schon mit Romulus nach den campanischen Gefilden, gleichsam als angeborene Naturreligion, da sie seine Mutter Rhea Sylvia mit der Würde einer früheren Vestalin umkleidet. „Diese Religion erklärt nun auch, warum sich die Griechen und Römer den Staat nie anders, als unter der Form einer Stadt vorzustellen vermochten. Die Nation kann sich nie über den von einem häuslichen Gott beschützten Herd hinaus erstrecken; darum wurden auch von den Alten dem Fremden keine Rechte zuerkannt, denn er hat weder dieselben Götter noch denselben Herd; es ist zwischen ihm und dem Bürger kein Band möglich, ganz wie dies im Mittelalter zwischen Christen und Juden der Fall war. Erst späterhin hat die Religion des häuslichen Herdes sich abgeschwächt; ein allgemeiner, humaner Kultus ist an seine Stelle getreten, der den Fremden die Mauern der Stadt geöffnet hat. Denn wie auf die Familie die Stadt, so war auf die Stadt die Welt gefolgt, und dieser Weltkultus des Allen einigen Gottes war an die Stelle des lokalen, nationalen Gottes getreten und hatte nach des Apostels Ausspruch niedergerissen die Mauern der Trennung und Zwietracht, so da aufgerichtet waren zwischen den vornehmen Bewohnern der Städte und den einfachen Bebauern der Haide.“

Das Wort urbs konnte daher auch, bei seiner ureigenen tiefen Bedeutung, den nachfolgenden neuromanischen Völkern kein Substantiv mehr für Stadt liefern, um so mehr als sein Adjektiv urbanus bereits für städtisch und Städter belegt war. Der Kultus des Herdes war eben zu Grunde gegangen; urbanitas aber, das Stadtleben, die städtische Weise, ganz an das Sein in der Stadt hingegeben, und in zu grellem Gegensatz zu rusticitas, dem ländlichen Brauch. Das griech. *πόλις*, aus sanskr. purî, als die angefüllte, bevölkerte*), stand ihnen zu fern, war ihnen zu fremd. Dieses Wortes harrte ein ganz anderer Wirkungskreis: die Politik! Einer Stadt zweiten oder dritten Ranges aber, wie etwa oppidum, ja selbst der freien Reichsstadt municipium, der höchsten nächst der urbs, mit römischem Bürgerrechte, eigenen Gesetzen und eigener Obrigkeit, eine Benennung hierfür zu entlehnen, war unmöglich, weil diese Ausdrücke dem Kern der Sache, nämlich der den indogermanischen Völkern aller Stämme urangeerbten Sehnsucht zur separirten Gemeinschaft, zum Gemeindewesen, zu wenig entsprachen.

Hatte die urbs bisher den Glanz des römischen Namens nach außen hin als Staat repräsentirt, so war die civitas, die Bürgerschaft, das Bürgerthum, das Abbild des Staates nach Innen gewesen und dazu berufen, fortzuleben auf unbegrenzte Zeiten in den Wörtern cité, city, città, ciudad. Wahrlich ein schöneres Monument ihrer Größe und Bedeutung, als je ein Alexander durch Gründung von noch so viel Alexandria's sich zu setzen vermochte!

Und sollten denn die romanischen Sprachen allein berufen gewesen sein, ein Wort von so tiefer Innerlichkeit zu besitzen, wo wir, die gefühlsreichen, gemüthstiefen Germanen ein so kaltes, objektives, wie die Stadt im Gebrauche haben? Mit nichten! Wie in Rom die Söhne einer Vestalin als Begründer des nationalen Herdes auf-

*) S. Bopp. Vergl. Grammatik, III, 375.

treten, so verkündet die nordische Sage, daß von Asien her aus den Ostgegenden Odin mit 12 göttlichen Priestern eingewandert sei und das Land in Besitz genommen habe. Odin oder Wodan aber ist nur der Vertreter des Stammes, der gens, und da diese gens, unser thiud, nur in frei gelegenen Orten wohnte, so weihten sie ihrer Gottheit, die unter einer menschlichen Gestalt abzubilden oder sie zwischen Mauern einzuschließen, sie der Größe der Himmlischen nicht gemäß erachteten, die Wälder und Haine, und benennen diese Stätten mit geweihten Namen. „So lange die Menschen", sagt Jacob Grimm, „in der offnen Natur und in den Wäldern leben, wurde auch der Götter Aufenthalt und jeder Verkehr mit ihnen an keine anderen Stätten gelegt."*) — Daß diese Gottheit, wie bei den Römern, das Lichtprinzip gewesen sein müsse, darauf deutete schon der vorhin erwähnte Gebrauch des Feuers bei der Landesbesitznahme, das erläutert aber auch die Sprache zur Evidenz. Denn ebenso wie Jupiter, d. i. altind. devapatir, Götterfürst, oder ganz wörtlich „der himmlische Vater" ist, d. i. der hehre Gott des ewigen Lichtes — und es ist ja hinreichend bekannt, wie diese Benennung allmälig in Zeus, deus, dieu, ital. dio, iddio, span. deos überging und sich sogar im altdeut. zio und tyr als den leuchtenden Gott des Schwertes bezeichnend wieder findet — ebenso bedeutet das Wort Gott (hind. khodâ, pers. chodâ, goda) den Leuchtenden, Glänzenden, und die ihm geweihten Stätten waren die Herde, von denen unser nationales Leben ausging, um sich zu so wunderreicher Blüthenpracht zu entfalten. Unsere urbs, unsere civitas entwickelte sich — wenn auch himmelweit verschieden von der römischen — doch hierin ziemlich analog aus dem Kultus, nur unter anderen Formen. Unsere Stadt ist aber noch der nationale Herd des heiligen Feuers, des innern Feuers der Menschen- und Bruderliebe, das bei keiner Nation je heller flammte denn bei den Germanen.

*) Geschichte der deutschen Sprache, S. 81.

Und wie das einsame Gehöft und das traute stille Dorf am Waldeshange in der Zeiten Laufe so oft zur Stadt ward und Stadt und Dorf so oft in einander fließen, daß sie gar nicht mehr von einander zu trennen, und wir mit theilnehmender Freude dieses Wachsthums und Gedeihens Zeugen sind, eben so wollen wir uns auch des Gegensatzes freuen, so oft er uns sich darbietet.

Es wird uns stets anheimeln, das traute Dorf mit seinen krausen Giebeln und seinen zwitschernden Schwalben, mit seinen wogenden Saatfeldern rundum und den schlichten Bewohnern. Es ist und bleibt der Herd alles germanischen Lebens, und nimmer werden wir frei von dem Zuge, von der Sehnsucht nach ihm.

Wie tief schildert dies einer unserer gefeiertsten Dichter, wenn er, aus der Mitte der Stadt, aber auch aus dem tiefsten Verständniß, aus dem innersten Born seiner Lieder heraus sang:

O du Heimatflur, o du Heimatflur!
Laß zu Deinem heil'gen Raum
Mich noch einmal nur, mich noch einmal nur,
Entfliehn im Traum!

Der fossile Mensch aus dem Neanderthal und sein Verhältniß zum Alter des Menschengeschlechts.

Unter diesem Titel hat Prof. Dr. C. Fuhlrott in Elberfeld zwei höchst interessante Vorlesungen drucken lassen (Duisburg, Verlag von Falk und Volmer). Bekanntlich gab dieser versteinerte Mensch Anlaß zu einer sehr lebhaften Erörterung unter den Anthropologen, und auch Theologen haben sich in den Streit gemischt, obwohl der Gegenstand himmelweit ab von dem Gebiete liegt, auf welchem sie sich zu bewegen haben. Jetzt erfahren wir das Authentische über die Auffindung dieses vorhistorischen Schädels, der von Herrn Fuhlrott man kann wohl sagen aufgefunden, auf jeden Fall aber durch ihn der wissenschaftlichen Welt näher bekannt geworden ist.

Es ist eine wunderliche Geschichte mit diesen versteinerten Menschenüberresten. Der große Cuvier hatte mit der größten Bestimmtheit behauptet, es gebe platterdings keine fossilen Menschen, und jetzt haben wir unwiderlegbare und unwidersprechliche thatsächliche Beweise, daß die Erde schon während der Diluvialzeit von Menschen bewohnt worden ist, gleichzeitig mit den Höhlenbären, Höhlenhyänen, Mammuthen und anderen Thieren, die man gewöhnlich als vorweltliche bezeichnet. Nicht minder wurde behauptet, es gebe keine fossilen Affen, und nun ist etwa ein Dutzend solcher Affenspecies aufgefunden worden.

Doch wir wollen zunächst den Fundbericht über den Neanderthalschädel so kurz und klar als möglich geben. Etwa eine Meile weit östlich von Düsseldorf treten die westlichen Ausläufer eines schmalen Kalksteingebirges auf, das sich von Elberfeld den Düsselbach und später der Wupper und Lenne entlang bis in die Mitte Westphalens fortzieht und sich durch Zerklüftung und eine Menge von Grotten- und Höhlenbildungen auszeichnet. In manchen derselben hat man fossile Reste vorweltlicher Thiere gefunden. Man vermuthete dergleichen auch in der westlichen Fortsetzung dieses Gebirges, und Professor Fuhlrott constatirte seit dem Jahre 1858 an drei verschiedenen Fundorten, in den Steinbrüchen von Dornap und bei Wulfrath 1½ bis 2 Stunden westlich von Elberfeld das Vorkommen fossiler Elephanten-, Hunde- und Schweineknochen; dieselben waren in dem nämlichen Diluvialschutt eingelagert, womit auch die Klüfte und Höhlenräume des weiter westlich gelegenen Düssel- und Neanderthals, so lange diese in ihrem natürlichen Zustande verblieben, gefüllt waren.

Die letzte und an Länge beträchtlichste Schlucht, welche der Düsselbach vor seinem Eintritt in die Rheinebene durchfließt, bildet mit Einschluß einer vorliegenden Thalweitung das sogenannte Neanderthal. Die Schlucht ist jetzt durch Steinbruchbetrieb wesentlich verändert; vorher war sie von theils pralligen, bis zu 200 Fuß ansteigenden, theils zackig unterbrochenen Felswänden eingeschlossen; in diesen gewahrte man, auf beiden Seiten des Baches, in ungleicher Höhe über der Thalsohle die Mündungen der Grotten, und man konnte von denselben aus, wenn sie überhaupt zugänglich waren, in die Grottenräume eindringen. Diese fand man trocken, den lehmigen Boden derselben geebnet und ihre Decke und Wandungen mit einer dünnen Schicht Kalksinter bekleidet, aus welcher hie und da auch wohl eine Stalaktitenbildung hervortrat. Die beiden feldhofer Grotten lagen auf der Südseite ziemlich in der Mitte der Schlucht in dem fast senkrecht aufstrebenden Abhang einer halbkreisförmigen Einbuchtung, 60 Fuß über der Thal-

sohle, 100 Fuß unter dem obern Rande des Abhangs, 100 bis 110 Fuß vom Düsselbach entfernt; sie mündeten mit portalähnlichem Ausgange nach Westen; die kleinere nach Norden auf eine vorliegende schmale Terrasse, auf welche und zu den Grotten man über den südlichen Rand der Schluchten gelangen konnte. In die größere konnte man eintreten, in die kleinere nicht. Der Boden beider Grotten war bis zu gleicher Höhe, und zwar bis zum Niveau der vorliegenden Terrasse mit einem Lehmlager bedeckt, dessen mineralogische Zusammensetzung, verglichen mit der 10 bis 12 Fuß mächtigen Lehmablagerung, welche in den Umgebungen des Neanderthales das gesammte Kalkgebirge überdeckt und die schon erwähnten Klüfte in den Steinbrüchen am Dornap und bei Wulfrath ausfüllt, keinen Unterschied zeigte. Diese Thatsache bezeugt das diluviale Alter für den Schutt und dessen Einlagerungen in der Neanderthalhöhle.

Die kleinere feldhofer Grotte ist nun der eigentliche Fundort der so viel besprochenen fossilen menschlichen Ueberbleibsel. Beim Steinbruchbetrieb fand sich, schon im Sommer 1856, als man die bis dahin großen Theils unsichtbare Mündung blosgelegt hatte, daß der bei weitem größere Theil des nach Innen keilförmig verjüngten, etwa 15 Fuß langen Grottenraums von einem über sechs Fuß mächtigen, compacten Lehmlager gefüllt war. Beim Hinwegräumen des Schuttes fanden die Arbeiter zwei Fuß unter der Oberfläche die größeren Bestandtheile eines menschlichen Gerippes, — Oberschenkel und Oberarmbeine. Sie zogen dieselben hervor und übergaben sie einem der an Ort und Stelle befindlichen Steinbruchsbesitzer, der sie für Knochen vom Höhlenbären hielt. Er befahl den Arbeitern, allen Lehmschutt, auch den bereits aus der Grotte hinausgeworfenen, sorgfältig zu durchsuchen und alle Knochen sorgfältig bei Seite zu legen. Unter diese gehörte auch das Schädelfragment, welches sich seit jener Zeit im Besitze Fuhlrotts befindet.

Die Annahme, daß in dem Lehmlager der Grotte ein vollständiges menschliches Geschlecht vorhanden gewesen sei, ist nicht begründet. Das thatsächliche Ergebniß ist vielmehr Folgendes: „Bei der Ausräumung der Grotte wurde eine Anzahl menschlicher Gebeine aufgefunden und gesammelt, die in allen wesentlichen Beziehungen mit den fossilen Resten vorweltlicher Thiere übereinstimmen, welche man bisher unter ganz analogen Bedingungen aus anderen Grottenräumen und Klüften desselben Kalksteingebirges zu Tage gefördert hat."

Aber zu jener Zeit wagte man nur erst schüchtern, das Dasein fossiler Menschenüberreste zu behaupten, „die Gemüther vieler Fachmänner waren noch sehr befangen", — doch das versteht sich ja eigentlich von selbst und ist immer so gewesen. Wie viele Aerzte haben denn 100 Jahre nach Entdeckung des Blutumlaufes an denselben geglaubt? Hunderte von Bänden sind geschrieben worden, um des Allerbreitesten darzuthun, daß ein solcher gar nicht vorhanden und daß er überhaupt geradezu unmöglich sei. So haben denn auch die Fachmänner alle Beweise für das Dasein des Menschen schon in der Diluvialzeit „in das trügerische Reich der Selbsttäuschung und der Zufälligkeiten verwiesen".

Das wichtigste Bruchstück ist der neanderthaler Schädel. Von demselben liegt erhalten vor: die Hirnschale bis zur Höhe der obern Augenhöhlenwand des Stirnbeins, und der sehr stark ausgebildeten, und fast zu einem horizontalen Wulst vereinigten oberen halbkreisförmigen Linien der Hinterhauptsschuppe. Diese Hirnschale ist von ungewöhnlicher Größe und lang-elliptischer Form. Die am meisten auffallende Eigenthümlichkeit derselben besteht in der außerordentlichen Entwicklung der Stirnhöhlen, wodurch die Augenbrauenbogen, die in der Mitte ganz mit einander verschmolzen sind, so vorspringend werden, daß hinter ihnen das Stirnbein eine beträchtliche Einsenkung zeigt. Die Stirn ist schmal und flach, der Schädel ganz symmetrisch gebildet. „Die auffallende Stirnbildung muß dem Gesicht einen ungemein wilden und thierischen, in der That an das Gesicht der großen Affen erinnernden Ausdruck gegeben haben."

Die Gebeine und der Schädel aus dem Neanderthale lassen auf ein rohes und wildes Volk schließen, „und dürfen, auf welche Weise sie auch in ihre Fundgrotte gekommen sein mögen, für das älteste Denkmal der früheren Bewohner Europa's gehalten werden".

Die Sache selbst ist klar und einfach, der neanderthaler Mensch gehört der Diluvialzeit an. Natürlich waren die „Gelehrten" mit der Einfachheit und mit dem, was Augenschein und gesunder Menschenverstand lehren, nicht zufrieden. Da ist z. B. ein Geheimerath und Professor in Bonn, Namens Mayer, der die geistvolle Behauptung aufstellte, der alte Neanderthaler sei — „ein mongolischer Kosack von Tschernitscheffs Armeecorps aus dem Jahre 1814".

Ein Kosack und nun gar ein mongolischer! Herr Mayer hat damit eine unsterbliche Entdeckung gemacht.*) Der verstorbene Rudolf Wagner in Göttingen war bescheidener als Herr Mayer, aber nicht glücklicher; ihm war der alte Neanderthaler vermuthlich ein alter Holländer, — denn: Holland liegt nicht gerade sehr weit von Düsseldorf, also —! Und es gibt in Holland eine Gegend, wo noch heute Individuen mit auffallenden Gesichtszügen nicht selten sein sollen!! Carter Blake erklärte die auffallende Schädelbildung aus Rhachitis und Idiotie; somit wird der Mongolenkosack und Holländer zu einem Idioten.

Nun kommt aber ein Mann ersten Ranges und zwar kein geringerer als Broca in Paris und gibt dem Herrn Blake eine verdiente Lection, indem er sehr richtig bemerkt: „Idiotismus, der fähig ist, einen Schädel dieser Art hervorzubringen, ist nothwendigerweise mikrokephalisch; nun ist aber der neanderthaler Schädel nicht mikrokephal und folglich kann er nicht einem Idioten angehört haben.

Zum Mongolenkosacken, Holländer und Idioten kommt noch der Kelte; einen solchen will nämlich Dr. Pruner in demselben entdeckt haben; Wallace sieht in ihm einfach einen „Wilden"; Turner ein „isolirtes Speeimen"; King meint: er weise nicht bloß in seinen allgemeinen, sondern auch in seinen besonderen Eigenschaften die größte Aehnlichkeit mit den Affen auf und begründe demgemäß, wenn nicht eine generelle, so doch eine speecifische Verschiedenheit, und man müsse ihn einer besondern Speeies zuweisen, die füglich als Homo Neanderthalensis bezeichnet werde. Schafhausen fand in der eigenthümlichen Form des Schädels ein Argument „für das wahrscheinlich sehr hohe Alter" desselben; dieser Ansicht ist der Anatom Davis nicht; auch spreche sich in der eigenthümlichen Form kein Rassencharakter aus. Gipp findet „hypertrophische Deformation". — Andere haben vielerlei Betrachtungen angestellt über die Synostosis, also die frühzeitige Verknöcherung einer oder mehrerer Nähte zwischen den Schädelknochen. In einem Negerschädel aus Annabom sei die Naht völlig geschlossen; er gleiche lediglich einem Knochenkasten und man könne ihn mit dem nean-

*) Selbst Narrheiten finden Lobredner. Ein sonst vortrefflicher Anthropolog, Carter Blake (Anthropological Review, Febr. 1865. S. 15, findet Herrn Mayers Aufsatz „Ueber die fossilen Ueberreste ꝛc." excellent. A.

derthaler vergleichen. Die Einen sagen, der letztere erinnere an den Gorillaschädel; die Anderen: bei Leibe, das thut er gar nicht. Sehr verständig bemerkte Dr. Hunt, der vortreffliche Präsident der londoner anthropologischen Gesellschaft: „Die Vermuthungen, welche man bislang über diesen Schädel angestellt hat, sind im höchsten Grad unglücklich.“ (Anthropol. Review, 1865, S. 17.) Ein Herr Higgins hob richtig hervor: „Hier sagt man, der Neanderthaler sei ein Kelte, dort, er gleiche einem Negerschädel; aber Kelten und Neger haben bekanntlich nicht eine und dieselbe Negerform.“

Huxley findet „affenähnliche Charaktere“; da aber der Rauminhalt des Schädels auf etwa 75 Kubikzoll geschätzt werden kann, was der mittlern Capacität des polynesischen und des Hottentotenschädels entspricht, so liegt ihm die Vermuthung nahe, daß die affenähnlichen Beziehungen nicht tief in den Organismus eingedrungen sind; der Neanderthaler sei nicht als ein zwischen Affen und Mensch in der Mitte stehendes Wesen anzusehen. Der Neanderthaler bilde nur den äußersten Ausdruck einer allmälig von ihm aus zum höchsten und bestentwickelten menschlichen Schädel führenden Reihe; die bis jetzt entdeckten fossilen Menschenüberreste führen uns der Affenschädelform, durch deren Modifikation der Mensch vermuthlich das, was er ist, geworden sei, nicht merklich näher. Die Zeit müsse lehren, ob die Entdeckung des „Urmenschen“ in vielleicht noch älteren Schichten, als das Diluvium ist, den Paläontologen der Zukunft vorbehalten sei.

Man sieht: die Fachmänner haben es an Bemühungen, Erläuterungen und, was schlimm genug ist, auch an Vermuthungen nicht fehlen lassen. Sie sind unter sich nicht einig, widersprechen einander, und nur so viel ist sicher, daß sie unter sich gar nicht im Reinen sind. Dem Nichtfachmann will es bedünken, als ob sie zumeist sehr weit ausholen und die Kirche ums Dorf tragen. Aus Allem, was vorliegt, leitet Professor Fuhlrott mit Sicherheit Folgendes ab:

Die Gebeine rühren unzweifelhaft von einem fossilen Menschen her; sie haben eine auffallend abnorme Bildung, berechtigen aber in keiner Weise zu der Annahme eines generisch oder speeifisch vom Mensch verschiedenen Wesens, und eben so wenig zu jener einer erloschenen Uebergangsform des Affen in den Menschen.

Professor Fuhlrott hat sich die Mühe gegeben, die hergebrachten, durchaus unwissenschaftlichen Ansichten und Vorurtheile in Bezug auf das Alter des Menschengeschlechts in sehr discreter und schonender Weise in ihrer ganzen Blöße hinzustellen. Was bei einem wupperthaler Publikum, von welchem ein nicht geringer Theil sehr eigenthümliche Ansichten über den Inhalt der alten hebräischen Urkunden hegt, etwa anstoßen konnte, das behandelt er fein und geht nicht auf „nähere Untersuchung“ ein, z. B. über die ganz unzuverlässigen Annahmen der jüdischen Zeitrechnung. Aber in der Hauptsache selber macht er keine Concessionen, sondern geht gerade durch. „Die Wissenschaft als solche, sagt er ganz richtig, wandelt unbekümmert um etwaigen Conflikt mit irgend welchen herkömmlichen Auffassungen selbstständig ihre Wege und sucht überall nur die Wahrheit.“ Sie nimmt für die Entwicklung der Erde, d. h. für den Bildungsgang ihrer Oberfläche, nicht tausende, sondern Millionen von Jahren in Anspruch; auch berechnet sie die Zeit, welche seit Erscheinen des Menschen auf der Erde verflossen ist, auf mindestens 100,000 Jahre. „In dem großartigen Schöpfungsdrama, das sich nun vor uns entrollt, und das sich nach Maßgabe geologischer Thatsachen vollzogen haben muß, kann die Dauer der jüdischen Zeitrechnung nur die Dauer eines winzigen Momentes behalten.“

Die Urgeschichte unserer Gattung hat sich nur sehr langsam abgewickelt. Die primitiven Zustände derselben mochten wohl nicht wesentlich von den Zuständen jener rohen Volksstämme verschieden sein, die z. B. in Australien noch heute in den Fesseln des physischen Bedürfnisses schmachten.

Die Paläontologie hat ermittelt, daß die verschiedenen Thier- und Pflanzenspeeies, welche je zwei verschiedenen geologischen Epochen angehören, die also nach einander an der Oberfläche lebten und in langen Zwischenräumen einander folgten, — daß diese nicht so durchgreifend von einander abweichen, um die Annahme eines mehrfachen völligen Untergangs aller gleichzeitig auf der Erde vorhandenen lebendigen Geschöpfe und eben so vieler neuen Schöpfungen zu rechtfertigen. Die neueren Geologen theilen die geschichteten Gebirgsarten, die alle im Wasser entstanden sind, in vier Epochen: primäre, secundäre, tertiäre und quartäre. Die letztere ist die jüngste und aus zwei Formationen zusammengesetzt, welche als oberste Schichte fast überall die älteren Gebirge bedecken. Sie sind unter dem Namen Diluvium und Alluvium bekannt, werden aber, in Beziehung auf die Geschichte des Menschen, besser als Urzeit und Neuzeit bezeichnet.

Das Diluvium hat zwar keine Schalthiere (Muscheln und Schnecken) aufzuweisen, welche nicht auch jetzt noch lebend auf der Erde gefunden würden, dagegen aber einen großen Reichthum an Resten von längst ausgestorbenen Säugethierarten, z. B. Mammuth, Nashörnern, Mastodonten, Bären, Löwen und Hyänen, und diese Reste werden nicht selten zusammen mit rohen menschlichen Kunsterzeugnissen und selbst menschlichen Gebeinen aufgefunden. Die jüngste Formation, das Alluvium, enthält ausschließlich Reste von jetzt noch lebenden Organismen aus allen Lebenskreisen und ist in den Thälern und an den Mündungen der Flüsse noch fortwährend in der Bildung begriffen.

Von völliger Abgeschlossenheit einer Epoche gegen die andere, d. h. vom wiederholten Untergang alles organischen Lebens und mehrfachen neuen Schöpfungen kann nicht mehr die Rede sein. Es zieht sich vielmehr durch die belebten Formen von ihrem frühesten Ursprunge bis auf unsere Tage ein inneres Band, welches die organischen Bildungen je eines Zeitabschnittes als unmittelbare und zum Theil weiter entwickelte Abkömmlinge von gleichartigen Vorfahren des vorhergehenden Zeitabschnittes erkennen läßt und somit durch natürliche Abstammung und allmälige Umbildung die Thiere und Pflanzen früherer Zeiten mit den jetzt lebenden zu einer großen, geschlossenen Einheit verbindet. Man hat weiter angenommen, daß auch der Mensch auf dem Wege der natürlichen Abstammung und allmäligen Umbildung aus dem Schooße der Natur hervorgegangen sei; ja Manche haben die Möglichkeit der Abstammung des Menschen vom Affen eingeräumt oder die letztere geradezu behauptet. Andere finden darin eine „Ausschreitung“; wir unsererseits begreifen aber nicht, wie, nach Fuhlrotts Meinung, eine solche Annahme „das Bewußtsein der menschlichen Würde verletzend berühren“ könne. Wie der Mensch auf oder in die Welt gekommen ist, das wissen wir eben nicht; er ist aber ein Mensch, und das, was ihn zu einem solchen macht und stempelt, genügt vollauf, ihn von allen Affen himmelweit zu unterscheiden, selbst wenn diese, anatomisch genommen, seine nächsten Vettern wären. Die Natur hat stufenweise gearbeitet und geschaffen; und wir fänden es an und für sich weder verletzend noch unwürdig, wenn wir

Menschen auch von den Affen „abstammten". Was wäre denn weiter daran gelegen?

Professor Fuhlrott erwähnt Darwins Hypothese über die Entstehung der Species im Thier- und Pflanzenreiche durch natürliche Züchtung, durch welche die Theorie von der allmäligen Umbildung eine neue Stütze erhalten habe. Er räumt ein, daß durch die Entdeckung des Gorilla und des Homo neanderthalensis die weite Kluft zwischen Thier- und Menschenwelt sich enger zusammengezogen und die Annahme der Möglichkeit eines natürlichen Zusammenhangs zwischen beiden wesentlich erleichtet habe. Aber weiter zu gehen sei man, wenigstens bis jetzt, noch nicht berechtigt. Ganz richtig betont er, daß Darwins Theorie nur eine Hypothese ist, die sich noch im Stadium der völligen Neuheit befindet. Ihr zufolge müßte man schon wegen der ungemeinen Langsamkeit, welche Darwin für die „Umbildung auf dem Wege der natürlichen Abstammung" in Anspruch nimmt, den Anfängen der Menschen ein Alter vindiciren, das sich jeder Berechnung entzieht. Positives liegt hier nicht vor.

Wir kennen aber nun positiv den Menschen als Zeitgenossen des Diluviums. Schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts fand Pfarrer Esper in der gailenreuther Höhle im Fichtelgebirge fossile Menschenknochen, auf deren Wichtigkeit 1796 Rosenmüller in Leipzig aufmerksam machte. Auf der westindischen Insel Guadeloupe fand man 1814 Menschenknochen, die in dichten Kalkstein eingeschlossen waren; doch hat sich bei ihnen ein fossiles Alter nicht nachweisen lassen. Herr von Schlotheim hatte 1820 bis 1824 in der Nähe von Gera ganze Reihen von Menschenknochen, zum Theil in einer Tiefe von 30 Fuß und selbst unter fossile Thierknochen gemischt, beobachtet; aber Cuviers Wahnvorstellung, es gebe keine fossilen Menschenknochen, hielt die Geister befangen; die Fachgelehrten wollten immer noch nicht sehen, was sie so deutlich vor Augen hatten. Tournal und de Christel fanden in der Höhle von Bize bei Narbonne und in Gondels bei Nimes, 1828 und 1829, menschliche Gebeine zusammen mit fossilen Thierknochen. Professor Schmerling untersuchte alle Höhlen in der Gegend von Lüttich und fand unter fossilen Thierresten mehrere Menschenschädel; er lieferte 1833 die Nachweise. Aber die Fachgelehrten wollten immer noch nicht sehen; auch nicht, als Boucher de Perthes 1847 im Sand- und Kiesgerölle des Thales der Somme bei Abbeville und Amiens in der Pikardie, im Verein mit fossilen Elephanten- und Nashorngebeinen, sehr viele aus Feuerstein verfertigte Aexte und Keile aufgefunden hatte. Er wurde von den Fachgelehrten wie ein Phantast behandelt; die von Menschenhänden gearbeiteten Werkzeuge sollten und mußten Naturspiele sein, denn es gab ja keine Menschen in der Diluvialzeit! Heute freilich sind auch die heftigsten Gegner gründlich bekehrt. Der lütticher Professor Spring fand 1855 in einer Kalksteinhöhle zwischen Namur und Dinant an der Maas Steinwaffen und bunt durcheinander gelagerte Thier- und Menschenknochen, die allesammt von einer und derselben Schuttmasse bedeckt und zum Theil in Kalksinter eingebacken waren. Unter den menschlichen Resten befanden sich mehrere Schädelfragmente von so auffallender Bildung, daß sie den rohesten und am wenigsten entwickelten Negertypus zu vertreten schienen. Im August 1856 erscheint dann der neanderthaler Mensch; aber immer noch „zuckten die Naturforscher allseitig die Achseln". Aber immer mehr schlagende Thatsachen drängten sich in den Vordergrund.

Andreas Wagner fand in Griechenland, in Pikermi bei Athen, den ersten fossilen Affen; gleich nachher kamen dergleichen auch in Asien und Amerika und auch anderweitig in Europa zum Vorschein. Im Winter 1854 wurden bei Meylen am Züricher See die ersten Pfahlbauten entdeckt, für deren älteste wir mindestens ein Alter von 10,000 Jahren annehmen können. Dann erregten die Kjökken-Möddinger, die Küchenabfälle, in Dänemark allgemeine Aufmerksamkeit. Ueber die einen wie über die anderen ist im Globus vielfach und eingehend die Rede gewesen.

Nicht minder wichtig ist der Mensch aus dem Mississippidelta. Man bohrte bei Neuorleans bis zu 600 Fuß, erreichte aber damit nicht den geologisch ältern Grund, auf welchem dort die Schwemmgebilde liegen. Dort hat sich der Boden periodisch gesenkt und gehoben; bei Ausgrabungen zu Bauzwecken fand man mehrere Waldbestände der amerikanischen Cypresse (Taxodium distichum), die in verschiedener Tiefe aufeinander folgten. Holzhacker bahnten sich den Weg durch vier übereinander liegende Bestände; das Holz des untersten war so alt, daß es sich wie Käse zerschneiden ließ. In 16 Fuß Tiefe fand man angebranntes Holz und das Skelett eines Menschen. Der Schädel lag unter der Wurzel eines zum vierten Bestande gehörigen Cypressenbaums, und er gehört unstreitig der eingebornen, jetzt lebenden, amerikanischen Rasse an. Seitdem das Mississippidelta sich zum letzten Mal über den Meeresspiegel erhoben, sind 14,400 Jahre verflossen. Hat nun jede der 10 Hebungsperioden, während welcher die nun unterirdischen Cypressenwälder an der Oberfläche lebten, eben so lange gedauert, so erhalten wir für die Zeit, welche zur allmäligen Entstehung der nun unterirdischen Waldbestände erforderlich war, eine Dauer von 144,000 Jahren, und für das Gesammtalter der Deltabildung des Mississippi 158,000. Unter den Cypressen befinden sich Stämme, die nach dem Verhältniß ihrer Jahresringe eine Lebensdauer von mindestens 5700 Jahren gehabt haben. Das Alter jenes amerikanischen Skelettes beträgt sicherlich 57,600 Jahre.

Am Nil ließ die londoner geologische Gesellschaft 1851 bis 1854 bei Memphis und bei Heliopolis Bohrlöcher bis 60, respective 72 Fuß tief treiben. Man förderte Landschnecken, Knochen und Stücke von Töpferwaaren und Backsteinen zu Tage. Das Nildelta ist ein Erzeugniß der periodischen Anschwellungen des Nils; bei Memphis beträgt die Zunahme des Bodens durch allmälige Ansammlung des Nilschlammes in einem Jahrhundert höchstens fünf Zoll und im untern Delta kaum die Hälfte. Es ergibt sich für die allmälige Erhöhung des Bodens um 60, respective 72 Fuß eine Dauer von 14,400 und 17,300 Jahren. Vor so langer Zeit ist Unterägypten schon von Menschen bewohnt gewesen, welche Töpfergeschirr und Backsteine verfertigten.

Die Formation der Neuzeit umfaßt mindestens 100,000 Jahre. Da nun aber menschliche Reste in der ältern Formation des Diluviums aufgefunden worden sind, und diese Formation jedenfalls einen eben so langen Zeitraum umfaßt, so reicht das Dasein des Menschen in eine Vorzeit hinauf, die möglicherweise zwei- bis dreimalhunderttausend Jahre hinter unserer Gegenwart zurückliegt.

Das steht nun fest und kann nicht mehr bezweifelt werden. Wir wollen zum Schluß erwähnen, daß der Verfasser seinen Gegenstand sehr klar und in geschmackvoller Darstellung behandelt hat.

Aus allen Erdtheilen.

Samuel Bakers Reise in die Quellenregion des Nils ist von nicht geringem Erfolge gewesen; der unermüdliche Wanderer befand sich bekanntlich 1863 gerade in Gondokoro am Weißen Nil, als Speke und Grant von Süden her dort anlangten. Sie gaben ihm Kunde von ihren Entdeckungen, und er machte sich dann auf den Weg, um die Gegend im Westen von Speke's Nil und dem Nyanza zu erforschen; so gedachte er eine Lücke auszufüllen und das ist ihm gelungen. Die Schilderung seiner Reise wird ohne Zweifel ungemein interessant sein, jetzt (Juli 1865) ist nur ein kurzer vorläufiger Bericht erschienen, der einen allgemeinen Ueberblick gibt.

„Nach einer Reise von 18 Tagen", so schreibt Baker, „kam ich an den ersehnten See (den Luta Nzige oder L. Nsitschi Speke's) etwa 100 Miles westlich von Mruli, bei Vacoria, in 1° 14′ nördlicher Breite." Leider hat Baker eine ähnliche Geschmacklosigkeit begangen wie Speke. Dieser taufte den von ihm entdeckten Nyanza: Victoria; jener schlägt für den Luta Nzige den Namen Albert vor; englische Reisende gehen manchmal zu Werke wie die Gastwirthe, welche den Continent mit „Victoria-Hotels" heimgesucht haben. Wir unsrerseits werden ein für allemal den afrikanischen Namen beibehalten und die Gasthofsnomenclatur verwerfen.

Baker bezeichnet den Luta Nzige als „die zweite große Quelle des Nils; denn die Seen Victoria und Albert sind unzweifelhaft die Aeltern, die Erzeuger des Stroms".

Mruli (M'rooli), Hauptstadt des Landes Unyoro, liegt da, wo die Flüsse Nil und Kafu (Kafoor) sich vereinigen, 3202 Fuß über dem Meeresspiegel. Baker verfolgte den „Kafoor" bis zu 1° 12′ n. Br., um einen von Norden nach Süden ziehenden unwegsamen Morast zu umgehen; als ihm dieses gelungen war, nahm er in gerader westlicher Richtung seinen Weg bis zum See durch ein bewaldetes Land mit manchen grünen offenen Stellen: dasselbe ist dünn bevölkert und ohne Wild. Er ging über Höhen, nördlich von einem sumpfigen Thale, das sich nach Westen hinzieht; sein höchster Punkt war hier 3686 Fuß; das Gestein Gneiß, Granit, und sodann viel Eisenerz, das mit abgerundeten Quarzkieseln zu einem Conglomerat zusammengeschmolzen war.

Der Luta Nzige bildet ein sehr geräumiges Becken in einer steilabfallenden Einsenkung. Die Steilklippen, an welchem Baker auf einem sehr beschwerlichen Pfade hinabstieg, reichen bis 1470 Fuß Höhe über dem Wasserspiegel. Dieser letztere hat 2070 Fuß Meereshöhe und liegt 1132 Fuß niedriger als der Nil bei Mruli; der Ablauf der Gewässer findet demnach in der Richtung von Osten nach Westen statt. Von der Höhe am See ist nach Süden und Südwesten hin kein Land sichtbar; im Nordwesten und Westen aber erhebt sich eine große Gebirgskette bis zu 7000 Fuß Höhe über dem Wasserspiegel des Sees; sie bildet das westliche Ufer desselben und zieht südwestlich parallel mit dem Laufe des Sees. König Kamrasi und die Landeseingebornen versicherten, man wisse, daß der See sich bis in Rumanika's Land nach Westen dehne; wie weit er jedoch nach dieser Richtung hin sich erstrecke, wußte man nicht. Im 1° 14′ n. Br., wo Baker denselben erreichte, war er etwa 60 Miles, also etwa 15 deutsche Meilen breit, aber nach Süden hin nimmt er an Breite zu. Das Wasser ist tief, süß und durchsichtig; die Ufer sind im Allgemeinen sandig und ohne Rohr, Schilf und Binsen.

Baker befuhr von Vakovia aus den See 13 Tag lang in einem Kahne, der aus einem Baumstamme verfertigt war, und kam bis Magungo, wo sich, 2° 16′ n. Br., See und Nil vereinigen. Die Fahrt dauerte so lange, weil man sich nahe der Küste halten mußte und das Wasser bei Westwind unruhig war.

Bei der Vereinigung mit dem Nile verengt sich der See bis zu einer Breite von etwa 20 Miles, und dort war das Ufer so sehr mit Rohr bewachsen, daß der Kahn nicht landen konnte. Am östlichen Ufer waren hier keine Berge mehr, sondern Hügel von etwa 500 Fuß Höhe, die aber nicht, wie das Gebirge weiter nach Süden hin, vom See aus jäh und schroff anstiegen, sondern 5 bis 6 Miles entfernt lagen; zwischen den Hügeln und dem See war der Boden wellenförmig. Der Nil bildet beim Einfluß einen breiten Kanal mit ruhigem, tiefem Wasser und ist an beiden Ufern weithin mit Rohr bewachsen. Von diesem Punkt aus dehnt sich der Luta Nzige auf etwa 40 Miles nach Nordwesten aus, macht dann eine Biegung nach Westen hin und wird allmälig schmäler; wie weit er reicht, ist noch unbekannt.

Etwa 20 Miles nördlich von der Stelle, wo der Nil sich mit dem See bei Magungo vereinigt, fließt der Strom aus dem großen Becken ab und setzt seinen Lauf bis Gondokoro fort.

„Ich fuhr von der Vereinigungsstelle nilaufwärts in einem Kahne; die Eingebornen wollten aber nicht weiter nach Norden mitgehen, weil die an den Seeufern wohnenden Stämme ihre Feinde waren. Etwa 10 Miles von der Vereinigungsstelle verengt sich das Nilbett bis 250 Yards Breite; die Strömung ist äußerst schwach, das Wasser tief, am Ufer steht, wie gewöhnlich, hohes Rohr, das Land ist auf beiden Seiten wellenförmig und bewaldet. Der Lauf von der Vereinigung stromaufwärts geht nach Osten, und etwa 20 Miles von Magungo nahm meine Fahrt plötzlich ein Ende; denn ein gewaltiger Wasserfall von etwa 120 Fuß senkrechter Höhe verhinderte das Weiterkommen. Oberhalb des Falles ist der Strom plötzlich zwischen felsigen Hügeln eingeschlossen und fließt, nun von 200 bis auf etwa 50 Yards eingezwängt, mit rasender Schnelligkeit; dann fällt er in einem einzigen Sprunge in die Tiefe."

Von dem Wasserfall ab ging Baker überland, parallel mit dem Flusse, durch Chopi und erreichte Karuma. Er litt seit ein paar Monaten am Fieber, weil sein Vorrath von Quinin zu Ende gegangen war.

Der See „Albert Nyanza" (nämlich der Luta Nzige), sagt er, bildet ein immenses Becken tief unter dem Niveau der umliegenden Gegend und nimmt die Abzugsgewässer von ausgedehnten Gebirgsketten im Westen auf, sodann von Osten her jene der Landschaften Utumbi, Uganda und Unyoro. Sodann empfängt er auch den Nil und bildet die zweite Quelle des gewaltigen Stromes. Die Fahrt auf dem See ist prächtig; die Berge ragen oftmals steil aus dem Wasser empor, und an den Seiten gewahrt man viele Kataraкten. Das Gestein am östlichen Ufer ist Granit, der häufig mit großen Quarzmassen gemischt auftritt.

An den östlichen Ufern wird viel Salz aus dem Boden gewonnen; dasselbe bildet einen Handelsartikel für die Bewohner der armseligen Dörfer, welche in weiten Zwischenräumen am Gestade der Landschaft Unyoro liegen. Die Leute dort sind ungemein ungastlich und wollten manchmal keine Lebensmittel verkaufen. Mallegga, am westlichen Ufer des Sees, ein großes und (verhältnißmäßig, wie sich von selbst versteht) mächtiges Land, wird vom König Kajoro beherrscht; er hat Kähne, die so groß sind, daß man mit denselben über den See fahren kann. Die Leute von Mallegga treiben viel Handel mit Kamrasi; namentlich verkaufen sie Elfenbein, Thierfelle, welche sie ganz prächtig zu bearbeiten verstehen, und Mäntel; dafür tauschen sie Salz, Ringe aus Messingdraht, Kaurimuscheln und Glasperlen ein. Diese Waaren kommen, Salz allein ausgenommen, aus Sansibar über Karague. Eine Verbindung mit der afrikanischen Westküste findet nicht statt.

„Die Länge des Luta Nzige von Süden nach Norden beträgt etwa 260 geographische Miles, — dabei ist aber die unbekannte Ausdehnung nach Westen hin zwischen 1 und 2° südl. Br. eben so wenig in Anschlag gebracht, wie der gleichfalls unbekannte Seeraum im Norden unter etwa 3° n. Br."

So viel wissen wir bis jetzt über Bakers Entdeckungen. Ganz richtig wird im Athenäum (Nr. 1968) hervorgehoben, daß es sich dabei keineswegs um die Entdeckung einer neuen Quelle handle, sondern um die theilweise Erforschung eines großen Seebeckens, welches zum Nillaufe gehört. Dieser See liegt weit unterhalb des Nyanza, und Speke hat ihn schon auf seiner Karte unter dem einheimischen Namen Luta Nzige eingezeichnet, nicht als einen unabhängigen „Feeder" des Stromes, sondern als mit dem Nil in Verbindung stehend. Er hat eine tiefere Lage; der Höhenunterschied erklärt sich durch die Karuma-Kataraкten, welche an Großartigkeit vielleicht jenen des Niagara gleichkommen. Baker möchte auch diesen Namen Karuma ändern und dafür den Namen eines Privatmannes einbürgern; er wird aber damit nicht durchdringen. Der Luta Nzige steht zum Nyanza etwa in ähnlichem Verhältniß, wie der Thuner See zum Brienzer, oder der Ontario zum Eriesee.

Pelly's Reise vom Persischen Meerbusen nach Riad, der Hauptstadt der Wahhabis. Wir schilderten vor einiger Zeit, (Globus VII, S. 22) die Fahrten des Oberstlieutenants Pelly im Persischen Meerbusen, welcher eine erhöhete Bedeutung gewonnen hat, seitdem der europäisch-indische Telegraph durch jene Gegenden zieht. Wir erfahren jetzt, daß Pelly politischer Agent Großbritanniens zu Bender Abuschähr am Persischen Golf ist und als solcher eine Reise nach Centralarabien unternommen hat. Demnach ist dieses letztere in kurzen Zwischenräumen von zwei Engländern besucht worden. Gifford Palgrave (Globus VI, S. 23) ging von Gaza an der syrischen Küste über Maan, Dschauf, Djebel Schammer, das untere Kasim und Sedeyr nach Nared; in dieser letzteren Landschaft liegt die Hauptstadt Riad. Er zog von dort durch die Wüste nach der Küstenlandschaft Hasa und erreichte bei Chatif den Persischen Golf. Sein Reisewerk ist in der jüngsten Zeit erschienen, und wir werden aus dem höchst interessanten Buche demnächst Auszüge mittheilen.

Pelly drang in entgegengesetzter Richtung nach Centralarabien vor, angeblich um die Lage mehrerer Städte in Centralarabien zu bestimmen, ohne Zweifel aber auch, um politische Beobachtungen anzustellen. In der londoner geographischen Gesellschaft vom 12. Juni wurde ein Bericht über seine Reise verlesen. Mit zwei Begleitern, Dr. Colvill und Lieutenant Dawes, ging er in der Mitte des Februar 1865 von Kowēyt aus, einem Hafen in der nordwestlichen Ecke des Persischen Golfs, nach dem Innern, schlug die Richtung nach Südsüdwest ein, durch die Wüste, welche gleich in der Nähe von Koweyt beginnt und sich zwischen dem gut bevölkerten und wohlangebauten Küstenstriche und dem gleichfalls wohlangebauten Hochlande im Innern, dem Nedsched, hinzieht. Pelly verheimlichte nirgends, daß er Engländer und Christ sei, trug aber die landesübliche Kleidung, vermied unnöthige Berührungen, ritt auf Kameelen, setzte sich früh schon vor Sonnenaufgang in Bewegung und reiste bis gegen Einbruch der Dunkelheit. Seine astronomischen Beobachtungen stellte er nur bei Nacht an, wenn seine arabischen Diener schliefen; sein Zelt schlug er allemal so auf, daß die Eingangsthür eine Beobachtung des Polarsternes erlaubte.

Gleich hinter Koweyt hören alle Spuren eines Weges auf; der Reisende zog über unabsehbare Ebenen mit leicht gewelltem Boden; sie waren damals, im Frühjahre, einigermaßen mit Gras und Blumen bewachsen; Schlangen, Eidechsen und Insekten sah man in großer Menge, aber menschliche Wohnungen erst, als man in das eigentliche Nedsched gelangte; ferner sah man nur einen einzigen Baum und eine einzige Gruppe von Brunnen. Nach und nach überschritt Pelly nicht weniger als sieben sandige Ketten, die zuweilen in vereinzelte Hügel sich auflösten; diese Ketten laufen parallel mit einander und mit den Küsten des Persischen Golfs. Der Reisende kam abermals über diese Sandketten, als er auf einem andern Wege, in der Richtung nach Osten, zurückwanderte. Dieselben erstrecken sich über mehrere Breitengrade und sind durch schmale Thäler von einander getrennt. Aber von ihnen abgesehen, steigt das Land von der See her nach Nordwesten hin allmälig an. Nach einer zehntägigen Wanderung durch diese Sandketten und Thäler kam Pelly auf den letzten Hügel, und nun lag eine weite Ebene, die Ormah, vor ihm; sie ist theilweise mit Gesträuch bestanden, hat Brunnen und laufende Gewässer; diese letzteren verlieren sich aber in den sandigen Boden nach Osten und Westen. Der Distrikt Ormah wird im Westen durch eine merkwürdige Höhenkette begrenzt, über welche vermittelst einer sehr malerischen Schlucht der Weg zu einer Hochebene, dem Schaab, führt; diese ist nur wenige Miles breit und ihrerseits von den Aridh-Hügeln begrenzt, welche die östliche Begrenzung des eigentlichen Nedsched bilden. Westlich von der Aridh-Kette liegt dann das Toweykgebirge, (— so schreiben Palgrave und Kiepert; Pelly schreibt Towaij —); beide sind durch die gutbevölkerte Mehmîl-Ebene von einander getrennt. Die angebaute und gleichfalls gut bevölkerte Landschaft Sedeyr liegt unmittelbar unter dem Toweykgebirge. Hier zog Pelly in die Stadt Sidus ein, die zwischen Dattelhainen liegt; die drei Engländer wurden gut aufgenommen; man drang in sie, sich zum Islam zu bekehren. Sie gingen dann nach Riad, wo sie, 15 Tage nach ihrer Abreise von Koweyt, am 5. März anlangten. Pelly hatte dreimal Audienz beim Beherrscher der Wahhabis. Fünf Sonnenbeobachtungen ergaben für die Länge von Riad 46° 41′ 48″ O.; Breite 24° 38′ 34″ N. Die Rückreise nahm Pelly durch die Landschaft Hasa nach Okair, das wir auf Kieperts Karte nicht verzeichnet finden.

Brasilianische Verwaltung. Die Regierungsverhältnisse in dem großen südamerikanischen Kaiserreiche sind nach unseren Begriffen keineswegs geordnet. Jedenfalls werden unsere an viele Schreibereien gewöhnten Bureaukraten über folgende Notiz staunen: Die „Imprensa de Cuiaba", eine in der Provinz Matto Grosso erscheinende Zeitung, meldet in ihrer Nummer vom 24. Februar 1865, daß in Matto Grosso seit sieben Monaten keinerlei öffentliche Kundmachung von der kaiserlichen Regierung in Rio de Janeiro eingetroffen sei. Die letzte Depesche, welche dorthin gelangte, war vom 22. Juli 1864. Man sieht hieraus, wie lose der Zusammenhang in dem menschenarmen brasilianischen Kaiserreiche ist, und wie weit die Entfernungen sind in einem Lande, das zehnmal größer ist als Deutschland.

Die Einbürgerung der Elodea canadensis in der Mark Brandenburg. Es kommt in der Natur nicht allzu selten vor, daß irgend eine Pflanzenart, die ursprünglich Bewohnerin eines fernen Landes ist, sich wildwachsend schnell in einer Gegend ausbreitet, in welcher sie früher nie vorhanden war. Eine solche Thatsache hat sich in den letztverflossenen Jahren in der Mark Brandenburg vor den Thoren Berlins zugetragen. Der Havelstrom und die damit zusammenhängenden Seen und Kanäle, sowie einige Punkte des Spreegebietes sind die Heimath einer canadischen Pflanze, der Elodea canadensis *Rich.* (Anacharis Alsinastrum *Bab.*) geworden. Dieses zarte, perennirende Wassergewächs aus der Familie der Hydrocharidinen, das sich vor ähnlichen Arten durch zu dreien stehende Blätter auszeichnet, kommt von Canada an bis zum Mississippi vor. Vor länger als 20 Jahren tauchte es zuerst in England auf und verstopfte die Schiffskanäle dermaßen, daß Vorsichtsmaßregeln dagegen ergriffen werden mußten. Später hat es sich auch in den holländischen und belgischen Gewässern störend eingenistet.

Ueber seine schnelle Verbreitung in der Havelgegend berichtet nun Dr. C. Bolle in der „Zeitschrift für allgemeine Erdkunde". N. F. XVIII. S. 188. Seit 1859 ist sie aus dem botanischen Garten in Berlin an zwei Stellen des Havelgebietes verpflanzt worden. Nun findet man sie bereits meilenweit von ihren ersten Standorten. Sie hat in einer Weise zugenommen, die ans Fabelhafte grenzt und einen interessanten Beleg zur Wanderung der Pflanzen bietet.

An Vermehrung durch Samen kann nicht gedacht werden, denn derselbe erzeugt sich bei uns gar nicht, weil die dioecistische Elodea in Europa nur im weiblichen Geschlechte vorhanden ist. Aber dieser Mangel wird durch eine grenzenlose Lebenskraft, verbunden mit überreichlicher Sprossenbildung, hinlänglich ausgeglichen. Die spröden Stengel sind zerbrechlich wie Glas und besitzen die Fähigkeit, auch in ihren kleinsten Bruchstücken wieder Wurzel zu schlagen und sich zu selbstständigen Einzelwesen zu entwickeln. Dabei ist ihr Wachsthum ein ungemein schnelles und die Pflanze selbst eine der geselligsten, die es gibt. So bildet sie denn, wo sie einmal Fuß gefaßt hat, schnell kleine, dunkelgrüne Dickichte. Man darf aus diesem Gedeihen den Schluß ziehen, daß die Elodea in den Gewässern der Mark ein ihren Anforderungen und Bedürfnissen entsprechendes Medium gefunden habe. Mögen es vereinzelte, abgebrochene Laubfragmente sein, die an der Oberfläche flottiren, oder durch irgend welche äußere Gewalt losgerissene Polster von Elodeastengeln, die sich in der Tiefe zusammengeballt fortwälzen, der neue Gast ist bald allerorten. Der Fisch, welcher im Schlamm nach Nahrung wühlt, die weißen Schwäne, die den Strom beleben, die wilden Enten, das Wasserhuhn müssen seinen Wanderungen dienen. Mit der feinen Zähnelung ihres Blattrandes klammert sich die Elodea an Alles, was ihr begegnet; Kähne und Floßhölzer, Ruder und Fischernetze werden zu Transportmitteln. So gelangt sie auch in abgesonderte Nachbarseen. Namentlich ist der Rand des Schwilowsees in unglaublicher Menge mit ihr überzogen; sie ist bis zum Planenschen See und sogar bis Havelberg vorgedrungen. Ebenso ist sie im Quenzsee, der Spree und im Tegelersee aufgefunden worden. Wie die Pflanze nach England gelangt ist, weiß man nicht; dort heißt sie Waterthymian (Waterthyme); Dr. Bolle schlägt für sie den Namen Schwilowkraut vor.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Aus Wilhelm Lejeans Reisen in Nubien und Abyssinien.

II.

Von Kassala nach Massawa. — Charakter der Region. — Barea, Hallenga, Habab, Kelaus und andere Nomadenstämme. — Die Aristokratie der Schmaglie und die Tigre. — Die nordabyssinischen Flüsse. — Sennaheit, das Thalbecken des Ainsaba. — Land und Volk der Bogos. — Der Missionär Stella. — Handel mit geraubten Kindern. — Der Samhar. — Königsgräber. — Die warmen Quellen von Ailat. — Das wasserreiche Monkullo. — Die Dschibberti. — Die Insel Massawa und ihre Cisternen. — Banianen aus Indien. — Sklavenhandel und türkische Wirthschaft.

Wir wollen den Reisenden auf seiner Wanderung von Kassala nach Massawa begleiten. Er schlug zunächst den gewöhnlichen Karawanenweg ein, der gerade nach Osten hinführt, und war außer einem Dutzend Kaufleuten aus dem Bogoslande, die sich ihm angeschlossen, auch von dem katholischen Missionär Stella begleitet. Dieser verdiente Mann war ihm ein höchst willkommener Gefährte.

„Löwe, was willst du hier? Schämst du dich nicht, uns Reisenden Vieh rauben zu wollen, da doch ringsum Kühe genug sind? Willst du Maulesel oder gar Esel fressen? Schäme dich, du hast kein Urtheil! Willst du es machen wie die Hyänen? Und du willst ein edles Thier sein? Nimm lieber die Beute, auf welche Allah dich angewiesen hat und laß friedliche Reisende in Ruhe."

Häuptlinge der Kelau auf dem Festlande gegenüber Massawa. (Nach einer Zeichnung von Lejean.)

Die Straße, wenn von einer solchen die Rede sein kann, führt zunächst nach Sabterat, einer Gruppe von drei Dörfern, deren Bewohner von Osten her, von Ainsaba, dorthin gekommen sind; Lejean meint, sie seien die Soboridae des Ptolemäus. In dieser Gegend streifen viele Löwen umher, welche sich ihre Beute holen, wenn die Heerden zu den Tränkestellen gehen; auch richten die Hyänen unter dem Vieh großen Schaden an. Idris, der Kameeltreiber des Reisenden, redete einen Löwen, der in der Nacht um das Lager herumschlich, folgendermaßen an:

Oestlich von Sabterat geht der Weg durch eine bewaldete, aber steinige Ebene; zur Linken liegen die Fetahaïberge, zur Rechten die letzten steilen Ausläufer der hohen ausgezackten Kette, welche sich bis in das Land der Basen verlängern; dann kommt man nach Algheden, wo schon abyssinische Tigre-Leute wohnen; man erkennt sie sofort an ihren regelmäßigen Gesichtszügen und der dunkelrothen Hautfarbe. Sie sind stolze, intelligente Menschen, aber streitsüchtig und räuberisch. Von Algheden führt der Weg abwärts über eine Hochfläche zu einer grasbewachsenen

Ebene und weiter nach den Brunnen von Daora (auf Munzingers Karte Taura); dann gelangt man über eine Reihe von Hügeln in die Bischa-Ebene, die mit vereinzelten Bergen gleichsam übersäet und von Chors durchrissen ist; diese letzteren laufen zumeist nach dem Barka hin. Die Gegend gehört zum größten Theile den Barea, welche während des Charif ihre Heerden auf die hier ziemlich mageren Weiden treiben. Im Dorfe Bischa, das aus etwa 300 Tukuls besteht, wohnen Beni Amer und auch Barea; diese letzteren erst seit kurzer Zeit. Oberherr ist der Deglel, Stammfürst, der Beni Amer; der Platz hat als Haltepunkt für die Massawakarawanen einige Wichtigkeit; auch wohnen hier einige Kaufleute.

Die Barea sind ein unverbesserliches Raubgesindel. Alle zwischen den ägyptischen und abyssinischen Besitzungen in diesen Grenzmarken wohnenden Stämme befinden sich in einer schlimmen Lage. Der Negus verlangt Tribut und gewährt ihnen doch keinen Schutz gegen die Präfekten (Mudirs) von Kassala, welche ihrerseits im Namen des Vicekönigs Abgaben verlangen; sie werden also von zwei Seiten her gepreßt.

Lejean bemerkt, daß die meisten Stämme in diesen Theilen Obernubiens vom abyssinischen Hochland herabgekommen seien; so die Hallenga aus Hamasên. Sie tragen noch den eigenthümlichen Haarputz der Abyssinier. Die Habab sind aus Kollo gusay (Tigre) hergewandert. Die Kelaus zählen nur noch wenige Köpfe; sie stammen wahrscheinlich aus Seraueh, gleich den Belaus, ihren nächsten Stammverwandten, die sich bald zersplitterten, doch lebt die freilich auch nur geringe Mehrzahl in der Gegend, wo der Chor el Ardeb sich mit dem Barka vereinigt. Eine Abtheilung des Stammes suchte bessere Weiden im Samhar, der Uferstrecke am Rothen Meere, und ging vom Christenthum zum Islam über, erkannte die Hoheit des türkischen Sultans an, und dieser gründete zu ihrem Nutzen das Naïbat von Arkiko. Noch andere Stämme sind die Hasara in Terefat, die 1859 fast alle zu Grunde gegangen sind. Die Ad Scheich sind ein Stamm von Fogaras; die Beit Bidel stammen aus Hamasên; sie sind um das J. 1800 eingewandert und erst vor etwa einem Menschenalter Mohammedaner geworden. Die Uas wohnen von Mansura bis Demba und Mai Dassem. Bei den Gallenga herrscht kein Rangunterschied. Das ist eigentlich ein abyssinischer Grundsatz. Man kennt nur den Unterschied, welcher im Nichtbesitz oder im Besitz eines Lehns (Gult) begründet ist. Bei den Nubiern dagegen gilt die Ansicht, daß der Adel vom Blute, nicht aber vom Lehn bedingt werde. Bei allen Stämmen, welche die Hassiasprache reden, also den Beni Amer, den Habab, Bogos ꝛc., wird die Aristokratie gebildet von den Schumaglie, den Aeltesten, und jede einzelne Familie hat eine Anzahl von Vasallen oder Unterthanen, den sogenannten Tigre. Das Verhältniß erinnert an das Patriciat und die Clientel bei den Römern. Lejean meint, der Name Tigre komme wohl daher, daß die nach Nubien geflüchteten, abyssinischen Auswanderer, welche sich für Schützlinge der nubischen Stämme erklärten, fast alle aus der Provinz Tigre gekommen sind. In einigen Fällen haben aber diese Schützlinge sich zu Gebietern ihrer Beschützer aufgeworfen und sind ihrerseits Schumaglie geworden. Uebrigens wird der Tigre nicht bedrückt; er ist wie ein Pachter und kann sich einen neuen Beschützer wählen, wenn der alte ihm nicht gefällt.

Wir haben das hier mitgetheilt, um zu zeigen, wie auch in jenen Grenzmarken Alles zersplittert und zerklüftet ist und wie eigenartig die Zustände sind.

Vom Dorfe Bisch ab zog Lejean über die Ebene Kassa und gelangte zu den ganz dürren Dunkuas-Hügeln. Von diesen herab hatte er eine prächtige Aussicht. Unten schlängelte sich wie ein weißes Band, von grünem Saum eingefaßt, der Barka, Nubiens schönster Fluß, denn der Atbara ist vorzugsweise abyssinisch. Der Barka war trocken, und das ist er beinahe das ganze Jahr hindurch; eine Ausnahme bildet nur die kurze Zeit, in welcher ungeheure Wassermengen von dem Barea- und dem Aolaplatean sich bis in dieses breite Bett eine Bahn brechen, aber nach wenigen Tagen sind sie aufgesogen. Der Barka ist, von den Dunkuas-Hügeln gesehen, wohl 900 Fuß und darüber breit; er zieht sich durch eine doppelte Reihe von Dum-Palmen, schönen, hoch emporwachsenden Bäumen, die dort ein Erdreich finden, das ihnen zusagt. Sieben oder acht Tagereisen weiter abwärts, bei Falkaït, vereinigt sich mit ihm der Ainsaba (bei Munzinger Anseba), der aus dem Lande der Bogos herabkommt. Beide zusammen gehen zum Langheb, der zwar kürzer ist als sie, aber viel mehr Wasser hat und bis auf 16 Wegstunden von Suakin, also bis in die Nähe des Rothen Meeres vordringend, das ebene Thalbecken von Tochar befruchtet. Dort ist er noch so bedeutend, daß der alte Geograph Artemidorus ihn für die Mündung des Atbara hielt. Späterhin hat man mancherlei Hypothesen aufgestellt; Vayssière und Malzac behaupteten, der Gasch gehe in eine Art von Morast, und von diesem aus fließe er, unter einem andern Namen, ins Rothe Meer. Lejean sagt dagegen seinerseits: „Zwischen dem Stromgebiete des Gasch und jenem des Barka-Langheb liegt eine sehr ausgedehnte Ebene, die gar keinen Hügel aufweist; sie fällt nach beiden Seiten hin auf eine für das Auge nicht bemerkbare Weise ab, hat aber doch eine solche Erhebung, daß selbst während der stärksten Regen eine Verbindung zwischen beiden Stromsystemen nicht stattfindet. Durch die verschiedenen Chors, von welchen jene Ebene durchrissen ist, wird die Wasserscheide deutlich genug angezeigt; die einen fließen zum Gasch, die anderen in den Barka Langheb."

Die Dum-Palme bildet prächtige Wälder. Der Baum selber ist allerdings weniger schlank, wenn man so sagen kann, viel weniger aristokratisch als der Dattelbaum (Deleb), auch sind seine Früchte nicht eßbar, selbst der Beduine macht sich nichts aus ihnen und kauet nur daran herum, wenn er gerade nichts Besseres hat.

Lejean war nun recht inmitten des Landes der Barea. Man hält diese für eingeborne Neger, welche durch Leute der höhern Rasse, die das abyssinische Reich gegründet, bis in diese Gebirgsgegenden zurückgedrängt worden sind. Unser Reisender hält sie aber nicht für reine Neger, sondern meint, daß sie, allerdings von Hause aus Neger, durch Beimischung äthiopischen Blutes eine starke Umwandlung erfahren hätten. Munzinger leugnet, daß sie ursprünglich Neger gewesen seien, Lejean dagegen bleibt bei seiner Behauptung. Jenem zufolge nennen sie selber sich Nereh, diesem zufolge Egher oder Eghir; die Bezeichnung Barea ist abyssinisch und bedeutet zugleich Neger und Sklav, so wie im Arabischen Abid. Die Gesetze der Abyssinier kennen zwar die Sklaverei nicht, doch machen diese sich kein Gewissen daraus, ihre wilden Nachbaren zu Sklaven zu machen, und die Wilden ihrerseits plündern, wann und wo es irgend angeht, die christlichen Gaue. Der abyssinische Soldat ist an und für sich nicht ohne Muth, aber Mann gegen Mann steht er dem Barea nicht gern; dieser hingegen fürchtet sich sehr vor den Feuerwaffen. Er geht fast ganz unbekleidet dem Feind entgegen, trägt einen kleinen runden Schild und hat zur Waffe ein mächtiges

gerades Schwert (den Seif des Sudan), das er mit zwei Händen bewegt. Seit etwa einem Menschenalter erkennen die Barea Abyssiniens Oberherrlichkeit an.

Lejean denkt bei dem Namen Barea (der ja aber doch abyssinisch ist) an die Bari-Neger, welche oben am Weißen Nil wohnen, und meint, daß gewisse Bräuche, die man bei beiden findet, auf einen gemeinsamen Ursprung hindeuten. Diese Ansicht ist, unserer Meinung zufolge, ganz irrig. Der Regenmacher z. B. spielt weit und breit in Afrika eine große Rolle bei vielen verschiedenen Völkern, die nachweislich keine Stammverwandtschaft mit einander haben. Ein Zauberer, welcher vorgibt, die Naturgewalten in den Dienst der Menschen zwingen zu können, wird unter rohen Völkern stets eine hervorragende Stellung behaupten; eine solche macht sich überall ganz von selbst. Bei den Barea ist die vermeintliche Zaubermacht und das Regenmachen in gewissen Familien erblich. Man gibt dem Zauberer Geschenke, wenn der Regen wirklich eintritt; es ist aber vorgekommen, daß einigen, welche nicht richtig prophezeiten, der Hals abgeschnitten wurde. Uebrigens stehen die Barea nicht ganz so niedrig, wie andere Neger, denn man findet bei ihnen eine Vorstellung von der Gottheit, die wohl von Außen her und durch Vermischung mit der Gottheit ihnen zugebracht worden ist, und sodann haben sie keine Sklaverei. Sie verkaufen ihre Kriegsgefangenen nicht, sondern lassen sie auf dem Feld arbeiten und geben ihnen Frauen. Auch dadurch erklärt sich, daß so viel gemischtes Blut unter ihnen ist.

Von den Dunknat-Hügeln zog der Reisende nach Sulib am Barka und diesem entlang nach Tschagie, wo er die letzten Palmen sah, denn er stieg nun höher landein. Jetzt trat die Tamariske häufig auf, namentlich bei Karovel (auf Munzingers Karte Kar Obel), wo sie dichte Wälder bildet. In diesen legen sich die Barea in Hinterhalte, und 1863 wäre es ihnen beinahe gelungen, sich dort des englischen Consuls Cameron zu bemächtigen. Der Weg führt weiter im Angesichte des Berges Takail hin, zu den Brunnen von Adardeh, wo alle Karawanen Rast halten. Fünf Stunden nach Südosten hin liegt ein schöner Tafelberg mit regelmäßigen Seitenabfällen, der Zadamba, einer der beiden heiligen Berge des Sennaheit (so nennen die Eingebornen das Thalbecken des Ainsaba), welche Lejean nicht besuchen konnte. Zadamba im engern Sinne bildet eine kleine Fläche, die nur ein paar Morgen groß ist, an der Südostseite des Berges, mit welchem sie durch einen sehr schmalen Gang in Verbindung steht. Dort baute vor etwa vier Jahrhunderten ein abyssinischer Negus ein Kloster und schenkte zum Unterhalte desselben den Mönchen ein Dorf in der Landschaft Tigre. Der Zadamba ist auf drei Seiten von der Provinz Barka umgeben und deren Bewohner sind Mohammedaner geworden. Die paar Mönche, welche das Kloster inne haben, mußten vor Ueberfall und Raub auf der Hut sein und machten deßhalb den schmalen Verbindungsweg noch unzugänglicher. Dann und wann zieht ein Mönch ins Land hinaus, um Nothbedarf einzuholen. In der Klosterbibliothek sollen sich einige werthvolle Handschriften befinden.

Weiterhin, immer am Barka aufwärts, führte die Straße an dem isolirten Gebirgsstocke des Darotaï hin, und hier beginnt eigentlich schon das Land der Bogos in weiterm Sinne; aber auch um diese Grenzgauen ist Streit und Krieg zwischen mehreren Stämmen, und bald übt der eine, dann auch ein anderer die Gewalt. Bei Streit unter den Christen entscheidet gewöhnlich der mächtige Häuptling Hailo, Feudalfürst des Hamasên, der eine Oberherrlichkeit über diese Marken in Anspruch nimmt. Seine Residenz ist Tzazega, und er nimmt sich der Christen gegen die Mohammedaner an.

Am Aschelenkoberge vorüber zog der Reisende nun in jenes Gebirgsland, welches, wie schon bemerkt, von den Eingebornen als das Sennaheit, d. h. das schöne Land, bezeichnet wird. Es bildet eine Vorstufe des eigentlichen Abyssiniens und liegt etwa 700 Meter über dem Barka, 800 Meter tiefer als das Hamasên. Gegen Nubien gehalten ist diese vielfach düstere Gebirgsregion in der That eine schöne Gegend. Lejean wanderte zwei Stunden lang aufwärts in dem nur ein paar tausend Schritte breiten Thale Beugu, in welchem riesige Affenbrotbäume (Baobabs, in der Landessprache Dima) standen; sie waren in dieser Jahreszeit ohne Laub. Das Thal verlängert sich weit nach Süden hin, und dort liegen die Quellen des Barka, auch hat es einige gute Quellen. Die Hitze war hier, mehr als 3000 Fuß über der Meeresfläche und 1500 Fuß oberhalb Kassala, noch sehr drückend. Von diesem Thal aus stieg Lejean an jedem Tag durchschnittlich 300 Fuß höher und vom Goagabrunnen ab hinan zum Plateau der Bogos, zum Fuße des Berges Fellestock und auf die kleine Ebene von Dschansa und am Zebhanberge vorüber, wo er kühle Luft athmete. Bald nachher hatte er einen Blick auf Keren, das Hauptdorf der Bogos, wo Pater Stella mit Jubel begrüßt wurde.

Ueber die Bogos oder Mogos, ihren Hauptort Keren und über Mensa ist Vieles geschrieben worden, seitdem durch Munzinger die Aufmerksamkeit auf jene Gegenden hingelenkt worden ist. Wir haben im Globus manche Mittheilungen über dieselben gegeben und heben deßhalb aus Lejeans Bericht nur Einzelnes hervor.

Die Bogos wohnen erst seit etwa vier Jahrhunderten im Sennaheit; sie kamen aus Lasta, einem Bergland im centralen Abyssinien, und gehören zu dem kriegerischen Stammvolke der Agaus, welche für die eigentlichen Urbewohner von Habesch gelten. Die Bogos nennen sich selbst Biden, reden eine Mundart der Agausprache und zählen etwa 17,000 Seelen, welche in 17 Dorfschaften leben; diese liegen an beiden Seiten des Ainsaba. Ihr Stammvater war Gnevra Terke; seine beiden Söhne hießen Segnina und Korsokor, und nach diesen haben sich die Biden in zwei Sippen getheilt: die Ad Segnina im Nordosten und die Ad Korsokor im Süden und Westen. Sie sind zugleich Hirten und Ackerbauer, ihr Land ist trocken und hat Mangel an Wasser. Deßwegen gehen die Leute hinab in die Ebenen von Bögu, Haggatz und Inschinak, um dort Durrha zu säen, auch tauschen sie in Barka oder in Abyssinien Getreide gegen Kühe ein. Im Sennaheit bildet den Werthmesser der Mokta, d. h. eine Heerde von 50 Kühen. Zwei Moktas bilden schon ein ganz hübsches Vermögen, und wer vier derselben besitzt, gilt für einen reichen Mann.

Die Frauen nehmen eine sehr untergeordnete Stellung ein. Lejean kannte eine Familie in Keren, die verwaist war. Der Vater hatte Schulden hinterlassen, die Gläubiger legten Beschlag auf seine beiden Töchter und verkauften sie als Sklavinnen. Die ältere war sehr hübsch und wurde mit 24 Kronthalern von einem Manne bezahlt, der sie dann heiratete.

Im Sennaheit spielt der Blutpreis eine Rolle, weil das Volk keinen Begriff vom Staate hat, welcher den Bürgern ihre Rechte gewährleistet; er repräsentirt die Solidarität der Familie und des Stammes in Bezug auf peinliche

Rechtspflege; bei den Arabern heißt er Dia, bei den Bogos Dem, und die letzteren haben volles und halbes Blut. Das erste wird verlangt, wenn ein vorsätzlicher Mord begangen worden ist; Verführung wird dem Morde gleichgestellt, manchmal ist das auch bei einem Bruche des Eheversprechens der Fall. Halbes Blut wird gefordert für jede Wunde, aus welcher Blut geflossen oder durch die eine schwere Verletzung herbeigeführt worden ist, oder für eine Tödtung, an welcher der Thäter unschuldig ist. Ein Mann, der seine Frau ums Leben bringt, hat dafür Niemanden Rechenschaft abzulegen, er muß aber seinem Schwiegervater den halben Blutpreis zahlen. Das Blut eines Schumaglie wird auf 132 Kühe, ein Maulthier und eine Matte geschätzt, und das eines Tigre auf 93 Kühe; davon bekommt der Patron des Tigre ein Drittel.

Die Bogos bezeichneten sich aus Herkommen als Christen, hatten aber vor 1854 weder Geistliche noch Kirchen. Damals kam durch einen glücklichen Zufall ein junger piemontesischer Priester zu ihnen, Pater Giovanni Stella, der einen sehr wohlthätigen Einfluß auf sie ausgeübt hat. Er schlichtete die Uneinigkeiten und Fehden unter den einzelnen Stämmen und Dörfern, verhinderte manche Raubzüge, milderte die wilden Sitten und schärfte moralischen Wandel ein. Ein paar Jahre lang war er wie ein Prediger in der Wüste, als er aber in die Lage kam, den Bogos wichtige Dienste zu leisten, gewannen sie Vertrauen zu dem Manne und er wurde gleichsam moralischer Dictator nicht blos bei den Bogos, sondern auch bei einigen der benachbarten Stämme.

Wasserträgerin aus Monkullo. (Nach einer Zeichnung von Lejean.)

Das Seunaheit liegt zwischen den abyssinischen und den ägyptischen Besitzungen und wird namentlich von den türkischen Gouverneuren der Provinz Takka nicht selten schwer heimgesucht. Im Jahr 1850 z. B. überfiel Elias Bey die Bogos, welche sich in aller Eile auf das andere Ufer des Ainsaba flüchteten, rückte bis in die Nähe von Keren vor und ermordete eine Anzahl alter Frauen. Schlimmer war ein anderer Ueberfall. Im Jahr 1854 sammelte ein grimmiger Türke von Kassala, Chosrew Bey, alle Banditen von Barka und von Gasch um sich, ließ mit denselben eine Anzahl regelmäßiger Truppen ins Feld rücken, drang durch die beiden Pässe Icometri und Goaga auf die Hochebene bis zum Bogosdorfe Mogareh, steckte dasselbe in Brand, erschlug etwa 50 Männer, schleppte 380 Gefangene fort, zumeist Frauen und Kinder, und raubte eine Menge von Kühen. Das Alles brachte er nach Kassala, wo bald nachher der Missionär Stella erschien, um Menschen und Vieh zurückzufordern. Chosrew Bey benahm sich brutal und erklärte alle Christen des Sennaheit für Asin, d. h. Rebellen, die er zu Paaren treiben wolle. Stella wandte sich an den englischen Consul Plowden, der zwar auch in Kassala nichts ausrichtete, aber sofort nach Alexandria ging und die Sache gemeinschaftlich mit dem französischen Consul Sabatier so nachdrücklich betrieb, daß Chosrew abgesetzt wurde und 370 Gefangene sofort die Freiheit erhielten. Etwa ein Dutzend waren freilich schon nach Dschidda gebracht worden, dem Hauptsklavenmarkt am Rothen Meere, und einige andere wurden in den Harems von Kassala zurückbehalten. Für das geraubte Vieh mußte die ägyptische Regierung einen Schadenersatz von 17,000 Francs leisten.

Lejean unternahm von Keren aus mehrere Ausflüge, namentlich auf den Berg Lalamba; dort fand er einen von der Natur gebildeten Dolmen, der aus drei gewaltigen Steinen besteht.

Am Schlusse seines Berichtes über die Bogos bemerkt er, daß die meisten mohammedanischen Kaufleute in diesen Grenzlanden auch mit geraubten Kindern Handel treiben. Die Sache ist nicht etwa neu, denn bereits 1844 schrieb der französische Consularagent zu Massawa an seine Regierung: „Der Raub christlicher Kinder gilt hier in den Augen der Muselmänner für eine verdienstliche Handlung und wird sowohl vom türkischen Gouverneur der Insel Massawa, wie von dem Häuptling auf dem gegenüberliegenden Festlande begünstigt. Ein einziger Kaufmann in Arkiko, Mehemed Hassan, hat im Jahr 1842 nicht weniger als 53 Kinder verkauft. Ich habe reclamirt, konnte jedoch nichts ausrichten.“

In Keren verweilte Lejean fünf Tage; dann trat er seine Reise nach Massawa an. Er zog über den steilen Paß von Massalit hinab zum Torrent Lebka, dessen Bett den Karawanenpfad bildete, und zwar bis nach Aïn hin. Dasselbe macht die Grenzscheide zwischen den Mensa und den Habab. Diese zerfallen in drei Abtheilungen, welche zusammengenommen die drei Mefles, d. h. Eber, bilden. Sie sind Nomaden und sehr leicht vom Christenthum zum Islam bekehrt worden. Der Kantiba, d. h. Ober-

Ein Derwisch und eine Frau aus dem Volke. (Nach einer Zeichnung von Lejean.)

häuptling, zahlte einmal an die Aegypter einen Tribut von 50 Kühen und muß jetzt den Naïbs, welche auf dem Festlande, Massawa gegenüber, herrschen, einen allerdings unbedeutenden Jahrestribut zahlen.

Der flache, fast kahle Küstensaum, welchen Lejean von Aïn bis Massawa in diagonaler Richtung durchwanderte, wird bekanntlich als Samhar bezeichnet. Er bildet eine schmale Wüste zwischen dem Meer und dem abyssinischen fruchtbaren Gelände und war bereits in den Tagen der Ptolemäer sehr gut bekannt. Schon der alte Geograph Artemidorus hat die Nomaden so geschildert, wie sie heute noch sind. Er beschreibt die Elephantenjagden, meldet, daß sie Elephanten- und Straußenfleisch essen und bei der Jagd auf Straße die Haut eines solchen Vogels überhängen, um das Thier besser beschleichen zu können. Sodann meldet er, daß diese Nomaden zu Grenznachbaren kleiner gestaltete schwarze Menschen hätten, die Heuschrecken äßen. Auch in unseren Tagen kommen nicht selten gewaltige Schwärme dieser Insekten aus dem Hamasên herab und werden dann namentlich von den Leuten aus Aïlat in großer Menge gefangen.

Nachdem Lejean die Torrents Amba und Schinket Kaïa überschritten, kam er an eine Insel, die sehr dicht bewaldet war; sie liegt in einem dritten Torrent und heißt Desset. Dort fand er eine eigenthümliche Nekropole, nämlich Gruppen von Erdhügeln (Tumuli), die von zwei Bauwerken überragt wurden, die man im Lande als „Königsgräber" bezeichnet, als Kulbat es Salatin. Einer Ueberlieferung der Wanderhirten zufolge stammen

sie von einem längst verschwundenen Volke, den Rôm. Diese wurden im Fortgange der Zeit so gottlos, daß Allah ein großes Aergerniß an ihnen nahm und sie unter einem Steinregen begrub. Der letzte König dieses Volkes, welcher in einem der halbverfallenen Gräber ruht, war so frevelhaft, daß er einen Wurfspeer gegen den Himmel schleuderte; da sandte Gott einen riesigen Adler, welcher sich auf den König stürzte und ihm das Hirn ausfraß.

Von Desset aus machte Lejean einen Abstecher nach den warmen Quellen von Ailat. Sie liegen in einem malerischen Thale; die Quelle springt hervor am Fuße des steilen Berges Akuar und bildet einige 20 Schritt abwärts mehrere kleine Becken, welche als Bäder dienen.

Der Weg führte über Saati nach Monkullo, einem großen Flecken, der kaum eine deutsche Meile von Massawa entfernt liegt, und zwar in einer dürren Ebene; aber er hat an einem halben Dutzend Brunnen mit klarem süßem Wasser einen Schatz, den man nur in einer solchen Gegend vollkommen zu würdigen versteht. Massawa selbst hat keine Brunnen, sondern nur Cisternen, die acht bis neun Monate im Jahre trocken sind; deßwegen ist das Wasser von Monkullo ein wichtiger Handelsartikel. Die jungen Mädchen kommen jeden Morgen in aller Frühe mit Schläuchen beladen zur Stadt und verkaufen Wasser.

Monkullo wird von mehreren Hügeln überragt, von deren thoniger Hochfläche man einen Blick auf das Rothe Meer hat. Man sieht zwei lange Streifen, welche sich von dem blauen Gewässer abheben; der längere, zur Hälfte gelb und zur andern Hälfte grün, ist die Insel Taualhut; der andere ist Massawa. Dieser erscheint weiß wegen der Häuser, welche den wohlhabenden Leuten gehören; von ihnen werden die dunkeln Hütten der ärmeren Einwohner verdeckt. Die gelbe Farbe rührt von den Korallenbildungen her, das Grün von den Schora (Avicennia tomentosa), welche den größten Theil des Strandes bedecken.

Man kann Monkullo als eine Art von Vorstadt Massawa's bezeichnen, weil viele Leute, welche in dem letztern vom Morgen bis zum Abend beschäftigt sind, dort wohnen, denn auf der Insel ist das Leben sehr theuer.

In Monkullo haben die Kapuziner eine Mission, und dort traf Lejean den Missionär Massaya, über den wir neulich im Globus (VIII, S. 139 ff.) einige Nachrichten gegeben haben. Damals waren seit länger als zwei Jahren keine Nachrichten von ihm nach Europa gelangt. Er hatte, wie wir erzählten, einige Missionen in Kaffa und den umliegenden kleinen Staaten gegründet, sich dann nach Dschimma und Gudern flüchten müssen und wäre dort wohl unangefochten geblieben, wenn nicht die Dschibberti sich mit ihm zu schaffen gemacht hätten. Mit diesem Namen bezeichnet man die mohammedanischen Kaufleute in Abyssinien. Ihnen liegt Alles daran, daß kein Europäer genaue Kunde von den Gegenden erhalte, in denen sie den Handel mit Elfenbein, Goldstaub und Kaffee erhalten. Sie sahen in dem fränkischen Bischofe lediglich einen Spion des Negus, und gerade damals bedrohte Kaiser Theodor die Gallas mit Krieg. So geschah es, daß Massaya mehrmals ausgeplündert und verhaftet wurde. Am 18. August 1863 erhielt Lejean ein Billet von ihm; Massaya meldete, daß er das von inneren Fehden zerrüttete Abyssinien stets bei Nacht durchreist habe und anderthalb Tagereisen von Debra Tabor, wo damals Lejean verweilte, am Takazze von einem Häuptling verhaftet worden sei, der ihn zum Negus bringen wolle. Späterhin traf er in Monkullo mit ihm zusammen und erzählte, daß man ihn zu Kaiser Theodoros gebracht habe, von dem er übrigens gut empfangen worden war.

Von Monkullo geht der Weg über den Strand von Gherar, und von diesem wird man in einem Kahne binnen etwa drei Minuten nach der Insel Massawa übergesetzt. Lejean fand auf dieser Strecke nur Mimosen, Zwergeuphorbien und Schorabäume (Wurzelträger). Diese letzteren machen, aus der Ferne gesehen, einen anmuthigen Eindruck; ihr sanftes Grün thut dem Auge wohl; sie strecken ihre ziemlich dünnen Aeste in das Meer, und die schönen Blätter erinnern an jene des Lorbeers. Das Ganze lockt fast unwiderstehlich an, weil es zu dem nackten gelben Strand einen hübschen Gegensatz bildet. Aber die Atmosphäre ist hier feucht, man kann wohl sagen giftig und die Hitze oft so arg, daß es gewissermaßen als eine Erquickung erscheint, wenn man aus solch einem Avicennengewirr hinaustritt und von den glühenden Straßen einer äthiopischen Sonne beschienen wird. Da, wo keine Wurzelträger stehen, sieht man am Strand überall Korallenbildungen, die eine Art von Reif oder Wulst bilden, welchen das Meer unablässig benagt. Er gibt allmälig den Wellen nach und wird an vielen Stellen unterhöhlt. Massawa ist ein wahres Korallenmuseum; freilich kann man dasselbe vom ganzen Rothen Meere sagen. An den Mauern der Häuser, an der Umfriedigung des Leichenackers und an den Wölbungen über den Cisternen kann der Liebhaber eine unendliche Anzahl verschiedener Korallen bewundern, darunter auch Hirnkorallen von der Größe eines Menschenkopfes.

Die Cisternen nehmen etwa ein Drittel der Insel ein. Der Ueberlieferung zufolge sind sie von den Farsis (Persern) gebaut worden, und das kann richtig sein; denn es ist wahrscheinlich, daß einige Zeit, bevor Mohammed seine Lehre verkündigte, der persische König Chosroes diese Gestadegegend des Rothen Meeres beherrschte. Uebrigens bezeichnet man dort Alles, was nicht nachweisbar muselmännisch oder abyssinisch ist, als „Farsi"; so z. B. die Ruinen auf der Insel Akik zwischen Massawa und Suakin; so, wie eben bemerkt, die Cisternen auf Massawa, nicht minder jene auf den Dahlak-Inseln, wo man etwa 200 derselben zählt. Die auf Massawa sind vortrefflich gearbeitet und haben eine Art von gewölbtem Deckel; die kleinen Korallenstücke, aus welchen derselbe besteht, sind durch einen wunderbar festen Kitt aneinander gefügt. Die inneren Wände der Cisterne selbst haben vollkommene Glätte und eine rosenrothe Farbe, und der Rand ist derart eingerichtet, daß jeder Regentropfen hinabläuft. Die türkische Regierung thut gar nichts, um diese so höchst nützlichen und nothwendigen Cisternen in gutem Zustande zu halten; was einfällt, wird nicht ausgebessert. Die Türken bekommen jeden Tag ihr Wasser von Monkullo, — was kehren sie sich daran, ob die armen Leute Wasser haben oder nicht?

Ueber die Bedeutung des Namens Massawa sind mancherlei Vermuthungen aufgestellt worden. Munzinger leitet ihn aus dem Hassia (der Tigre-Sprache) ab, welches von den Eingebornen gesprochen wird; in demselben bedeute Mesaua den Raum, über welchen hin man den Ruf einer Menschenstimme hören könne, und das trifft hier allerdings für die Meeresbreite zwischen Insel und Festland zu. Aber in der Landessprache der Eingebornen, eben dem Hassia (Tigre), heißen Stadt und Insel gar nicht Massawa, sondern Baseh. Diesen Namen führt auch die älteste Kaufmannsfamilie des Ortes. Es mag beiläufig bemerkt werden, daß die Massawanihs Familiennamen haben, was bekanntlich sonst bei den Muselmännern nicht der Fall ist. So heißen einige Adulaï, und sie stammen aus Adulis; andere Daukali (Einzahl von Daukil); Farsi, Yemeni ꝛc.

Die alten Geographen verlegen an diese Küste den Ort Saba emporium, das aber mit der bekannten Königin von

Saba nichts zu schaffen hat. Rüppel und von Heuglin wollen dieses Saba in Massawa wieder finden, etwa eine halbe Stunde von dem heiligen Ort entfernt; aber der erstere hat eine Cisterne für eine christlich-byzantinische Kirche gehalten; er spricht von Kapitälen und Zierrathen, von welchen Lejean keine Spur aufzufinden vermochte. Dasselbe gilt von christlichen Alterthümern, welche Herr von Heuglin gesehen haben will.

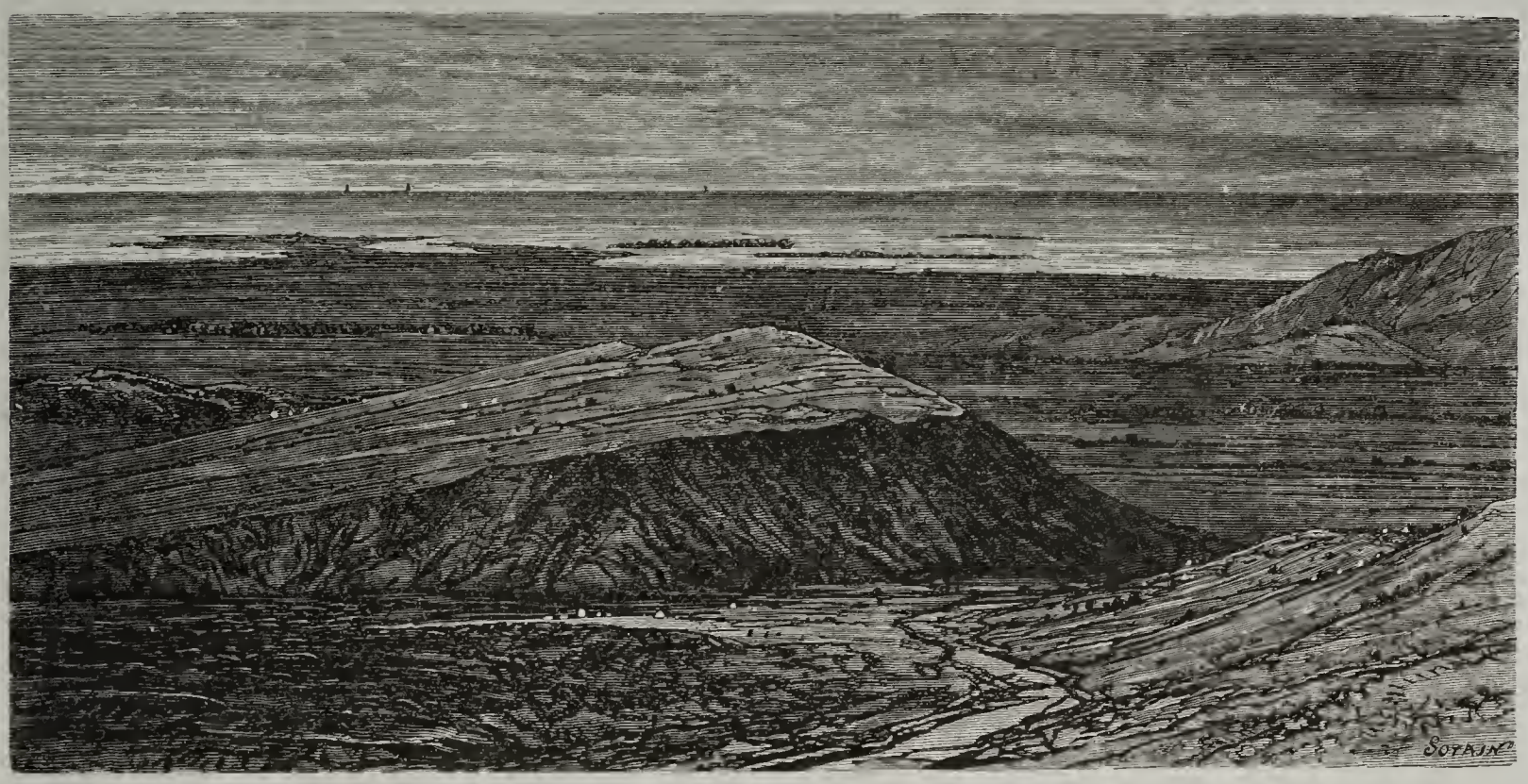
Massawa hat etwa ein Dutzend religiöser Gebäude; darunter ist eine von den Moscheen bemerkenswerth, wahrscheinlich dieselbe, in welcher die Portugiesen 1520 Messe lasen, nachdem sie Matzua (so nannten sie die Stadt) den Mohammedanern abgenommen. Früher war sie eine christliche Kirche gewesen.

Unter den Kaufleuten spielen die Banianen eine wichtige Rolle. Diese Inder haben einen großen Theil des Verkehrs auf dem Rothen Meer in ihren Händen und bewohnen in Massawa ein eigenes Quartier. Dort sitzen die wohlbeleibten Männer, nur halb bekleidet, mit geschomachte aber dem Gouverneur zu schaffen und forderte ihn sogar zum Zweikampf auf Säbel; dann erklärte er einmal, er werde den Gouverneur aus dem Fenster werfen und an dessen Statt die Regierung führen. Zuletzt warf er die Kutte in die Nesseln und wurde Kaufmann; als aber seine Spekulationen unglücklich ausfielen, ging er nach Florenz, wo er nun eine liberale Zeitung herausgibt.

Die Lazaristen wurden 1855 von Theodoros aus Abyssinien vertrieben und setzten sich seitdem in Massawa fest, wo sie nun eine Druckerei für abyssinische Bücher haben.

Massawa ist nicht ungesunder als alle anderen in den Niederungen am Rothen Meere liegenden Punkte. Das Sprichwort sagt, es sei eine Hölle, wie Pondichery ein heißes Bad und Aden ein Backofen. Heiß sind sie freilich alle drei in hohem Grade.

Unter den Europäern war der kürzlich verstorbene englische Consularagent Raffaele Barroni den Türken besonders verhaßt. Er hatte den Muth, eine unablässige



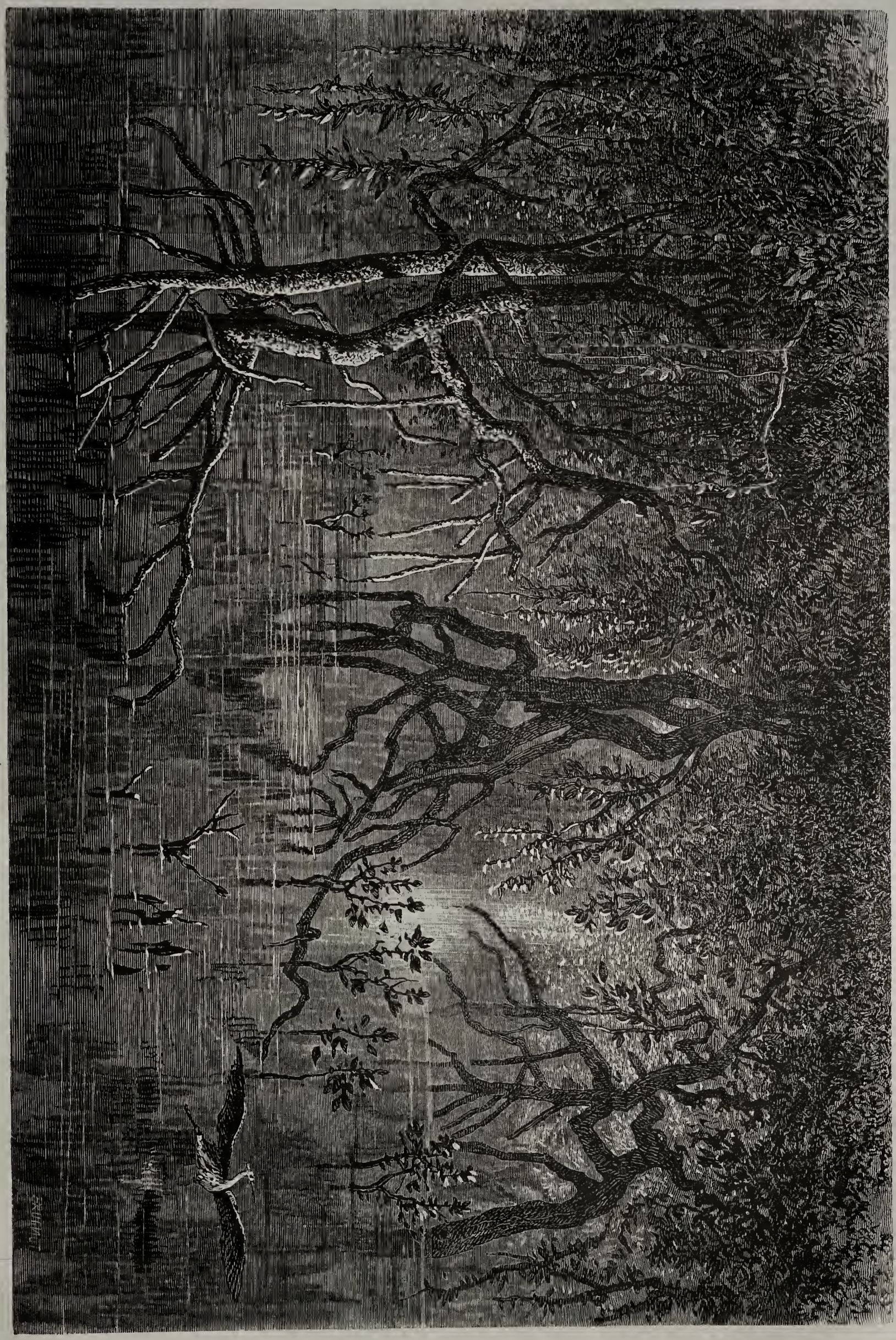
Monkullo bei Massawa. (Nach einer Zeichnung von Lejean.)

renem Kopfe, kleinem Schnauzbart und prächtigen schwarzen Augen in dem gelben, etwas weibischen Gesichte. Wer sie so sieht, glaubt sich in einen Bazar nach Delhi oder Bombay versetzt. Der Baniane trägt auf der Straße einen rothen mit Gold oder gelber Seide verbrämten Turban und eine silberne Kette um den Leib. Diese Inder essen kein Fleisch und mögen solches nicht einmal anrühren. Beklagten sie sich doch ernstlich beim Gouverneur, daß die Hunde der katholischen Mission einmal in der Nähe ihrer, der Banianen, Cisterne Knochen abgenagt hätten! Dadurch könne das Wasser verunreinigt werden. Der türkische Statthalter wird wohl zwischen den Zähnen genurmelt haben: Ak domus, kara domus, domuslar war, d. h. weißes Schwein, schwarzes Schwein, das gibt nichts als Schweine.

Die Zahl der Europäer ist in Massawa nie beträchtlich gewesen; sie besteht aus ein paar Consularagenten, einigen Kaufleuten und Missionären. Die türkische Regierung benahm sich gegen die Kapuziner, welche sich in Monkullo niederlassen wollten, sehr barsch. Einer von den Mönchen, ein Italiener, ein „Figaro in Sandalen“, Fehde gegen die Sklavenhändler zu führen, und sich selber eine förmliche Polizei eingerichtet. Er wußte allemal, wie viel Sklaven eine im Samhar ankommende Karawane mit sich führte, zog ihr an der Spitze seiner wohlbewaffneten Dienerschaft entgegen, nahm, wenn nöthig, mit offener Gewalt ihr alle Sklaven ab und verschaffte denselben die Freiheit. Die Kaufleute haßten ihn, sein Leben war oftmals bedroht, aber er hatte seine Vorkehrungen getroffen und sich eine Art von fester Burg gebaut, von welcher aus er mit seinen Kanonen und Büchsen die Umgegend bestreichen und jeden Angriff abweisen konnte.

Im Nachlasse dieses vortrefflichen Mannes fand Lejean folgende Notiz: „Ich habe Sklaven befreit, nachdem der Consul Plowden von hier abgereist war, im Jahre 1855: 2 Gallas von Tehuladare, 1 aus Mensa, 158 aus Magatul, 1 von Atti Letta; 160, die man nach Dschidda schicken wollte, habe ich zurückgehalten. — Im Jahre 1856: 240; ich hielt eine ganze Karawane auf ottomanischem Gebiet an und schickte sie nach Abyssinien zurück. — Im Jahre 1857 befreit: 2 von Schoa, 2 von Mensa, 4 von mir unbekannter

Dum-Palme. (Nach einer Zeichnung von Lejean.)



Schora-Wurzelträger (Avicennia tomentosa) am Strande von Gherar an der abyssinischen Küste. (Nach einer Zeichnung von Lejean.)

Herkunft" ꝛc. Eine andere Notiz lautet: „Die Bewohner dieser Stadt und namentlich die Sklavenhändler sind hocherfreut, daß Abd ül Asis den Thron bestiegen hat; sie hoffen unter ihm eine Wiederbelebung des Sklavenhandels im Rothen Meere."

Es ist oftmals den Engländern vorgeworfen worden, daß sie es mit der Unterdrückung des Sklavenhandels in Ostafrika gar nicht ernst meinen. Auch Lejean bringt dafür einen Beleg. Barroni stand unter dem Oberbefehl des englischen Residenten in Aden. Dieser wandte allerdings gegen das, was Barroni that, nichts ein, gab ihm aber zur Erwägung, daß man es mit dem Einschreiten gegen den Sklavenhandel unter türkischer Flagge nicht zu ernsthaft nehmen dürfe, „damit diese befreundete Flagge im Rothen Meere in ihrem Ansehen nicht geschwächt werde". Das betreffende Schriftstück befindet sich in Lejeans Händen. Es ist ein kapitales Dokument und stellt die englische Regierungsphilanthropie in ein hübsches Licht.

Massawa ist immerhin ein wichtiger Punkt am Rothen Meere, und wir wollen deßhalb noch einige Notizen geben. Die Türken bemächtigten sich der Insel im April 1557 und übertrugen nach Verlauf einiger Zeit die Lokalregierung den Häuptlingen (Naïbs) von Arkiko. Die Janitscharen nahmen Weiber unter dem Stamme der Belau, und die aus solchen Ehen entsprossenen Mischlinge bildeten die noch jetzt vorhandene Aristokratie der Belau; sie nahm früher in Massawa etwa dieselbe Stellung ein, wie einst die Kuluglis in Algerien. Nach manchen Wechselfällen nahm die Pforte 1846 wieder Besitz von der Insel und suchte dieselbe mit Gouverneuren (Kaimakans) heim, die alle ausgemachte Schurken waren und sich durch einen grimmigen Haß gegen die Europäer auszeichneten.

Frankreich gründete 1841 einen Consularposten in Massawa; als der Consul Degoutin sich in Monkullo ein Haus bauen lassen wollte, erklärte der Kaimakan, er werde Jedem die Bastonnade zuerkennen, der für den Franken arbeite. Degoutin aber blieb beharrlich und baute sich mit eigenen Händen eine Sommerwohnung. Als später sechs oder sieben andere Europäer sich in Monkullo niederließen, befahl der Kaimakan den Bewohnern, ihre Häuser einige tausend Schritte weit zu verlegen.

Im Jahr 1854 war ein gewisser Ibrahim Pascha Kaimakan von Massawa. Dieser Würdenträger war stets durch Haschisch (Hanfrauchen) benebelt und schwelgte in den wildesten Phantasien. Nach Stambul berichtete er, daß er alles Land bis zu den Mondgebirgen erobert habe, während er doch nicht einmal eine Stunde weit hinter Monkullo etwas zu befehlen hatte. Als er von den Belau in Arkiko Abgaben verlangte, erklärten sie: „Wir sind gewohnt, Tribut zu erheben und zahlen nichts." Er wollte die Beduinen besteuern; nun aber brachten diese keine Lebensmittel mehr nach der Insel, und in Massawa stellte sich Hungersnoth ein. Gegen die Europäer erlaubte er sich allerlei Grobheiten; sie führten Klage gegen ihn, und die Pforte cassirte ihn im Jahr 1855. Er nahm seine Absetzung gleichmüthig auf, schloß sich in seinem Harem ein und erhing sich an einer Säbelschnur. Ein anderer Kaimakan, Pertew Effendi, spielte den Dichter und mengte in seine Unterhaltung gern französische Brocken ein. So sagte er einmal zu Lejean, als von den Abyssiniern die Rede war: „Hinak mafisch honneur, Musiu, honneur mafisch, d. h. sie haben keine Ehre, mein Herr, sie haben keine.

Die Naïbs von Arkiko hatten von jeher eine eigenthümliche Stellung. In Abyssinien sind sie heute noch mit 17 Dörfern belehnt, und die Türken finden alle Ursache, mit ihnen auf gutem Fuße zu stehen, denn sie haben es in ihrer Gewalt, der Insel das Wasser und die Lebensmittel abzuschneiden.

Wir haben im Globus oftmals auf die Thatsache hingewiesen, daß die Franzosen festen Fuß am Rothen Meer und an der nordöstlichen Küste Afrika's zu gewinnen suchen. Auch Lejean deutet auf die Sache hin. Während seiner Streifzüge in der Umgegend von Massawa bemerkte er nordwestlich von Buri eine lange schmale Insel, welche mit mehr als einem Dutzend vulkanischer Berge einen scharfen Gegensatz zu den flachen Korallenküsten bildete. Sie heißt Dessi oder, auf den englischen Karten, Dissie, gilt für den eigentlichen Schlüssel des Rothen Meeres und könnte ohne große Kosten sehr stark befestigt werden. Auch hat sie gutes Wasser und Weide für etwa 600 Stück Rindvieh; die drei Rheden gewähren guten Schutz und können in vortreffliche Häfen umgeschaffen werden. Im Jahre 1859, als Negussieh Gebieter der abyssinischen Landschaft Tigre war und gegen den Kaiser Theodoros in Waffen stand, gab er die Insel an einen französischen Agenten, de Russel, und bot demselben außerdem Adulis an. Dagegen that die ottomanische Pforte Einsprache, denn sie nimmt das ganze Küstenland bis zur Bab el Mandeb für sich in Anspruch; indessen wurde darauf weiter keine Rücksicht genommen, und der französische Consul schloß in Buri mit den Häuptlingen der Hasorta, welchen Dessi gehörte, einen Vertrag; sie erklärten, daß sie niemals der Pforte, sondern stets der abyssinischen Krone unterthan gewesen seien.

Adulis und Dessi sind aber dann von den Franzosen nicht besonders berücksichtigt worden; auch Edd (oder Aïd), das vor etwa 20 Jahren durch eine Compagnie seinem Häuptling abgekauft wurde, ist nicht in Besitz genommen worden. Die über den Verkauf erbitterten Bewohner hieben den Häuptling in Stücke. Gegenwärtig wollen die Franzosen eine Niederlassung am Hafen Obok gründen; die darauf bezüglichen Verhältnisse sind schon früher von uns im Globus geschildert worden.

Granada.

II.

Der Darro und sein Gold. — Die Kathedrale und ihre Denkmäler. — Die Alcaiceria. — Der Platz Bibarambla. — La Cartuja. — Industrie und Handel.

Granada liegt 2200 Fuß über dem Meere zwischen zwei Hügeln, von denen der südliche die bereits früher geschilderte weltberühmte Alhambra trägt. Um ihre Hügel zieht sich die terrassenförmig ansteigende Stadt halbmondförmig herum und sendet ihre Vorstädte noch weit in die von üppiger Vegetation erfüllten Thäler des Jenil und Darro hinaus, die sich hier vereinigen.

Der Darro ist als goldführend bekannt, und die Etymologen, welche selten in Verlegenheit gerathen, erklären den Namen als qui dat aurum, also der, welcher Gold gibt. Viel einfacher ist aber die Ableitung von dem arabischen Hadaroh, was reißender Strom bedeutet. Er entspringt in der Sierra Nevada und durchströmt zunächst das fruchtbare Thal, welches die alten Mauren Axarix und die Spanier von heute Paradiesthal nennen. Daß der Fluß Gold führt, ist richtig, weniger zutreffend möchte aber die Eigenschaft sein, welche man seinem Wasser zuschreibt, nämlich alle Viehkrankheiten zu heilen. Als Karl V. im Jahre 1526 Granada besuchte, überreichte man ihm eine Krone, die aus dem Golde des Darro gefertigt war, und Vasen, die man aus dem Thone der dortigen Gegend brannte, enthielten geschmolzene kleine Goldkörner. Die Gewinnung des Goldes scheint sich aber nicht zu lohnen, wenigstens versichern Bergleute, daß aus einem Centner Erde an Goldeswerth ein halber Piaster gewonnen werde, was nach Abzug der Ausbeutungskosten einen Real reinen Gewinns ausmacht. Der Boden im Darrothale gehört zur Diluvialformation und besteht meistens aus Feldspath, Quarz, Glimmer und Magneteisenstein. Eine Stunde weit von Granada liegen die Goldwäschereien von Barranco de Doña Juana, wo etwa 30 arme Menschen mit sehr schlechten Werkzeugen und Gefäßen auf ungeschickte Weise etwas Gold gewinnen. Die Ausbeute ist gering, doch mögen die Leute ihren Tagelohn verdienen. Die Goldkörner glänzen hell und rein aus der gewaschenen Erde hervor und scheinen auch von gutem Gehalte zu sein, allein die Art und Weise der Gewinnung läßt viel zu wünschen übrig. Das Flußbett liegt in einer wilden romantischen Gegend.

Granada, das Bild einer geschwundenen Größe, ist immer noch reich genug, um den Fremden auf lange Zeit zu fesseln. Die reizende Lage und die herrliche Umgebung bieten mannichfaltige Gelegenheiten zu Ausflügen, und keine Stadt Spaniens dürfte in dieser Beziehung sich mit Granada vergleichen können. Unter den Sehenswürdigkeiten ist vor Allem die Kathedrale zu erwähnen. Der berühmte Architekt Diego de Silve begann ihren Bau am 15. März 1529. Der florentinische Baustyl ist vorherrschend; an der Hauptfaçade ist ein gothisches Portal angebracht. Trotz der Pilaster und Säulen von sogenannter korinthischer Ordnung macht das Gebäude eine edle Wirkung, zumal die hohe Kuppel, welche von zwölf mächtigen Pfeilern getragen wird. Der Gebrauch, daß das Chor nicht hinter, sondern vor dem Altar, im Schiffe der Kirche sich befindet, beschränkt den Raum und beeinträchtigt bei allen spanischen Domen den Eindruck der Größe. Es ist dies eine auffallende Abweichung von dem Herkommen und den Einrichtungen altchristlicher Kirchen.

Als eine vorzügliche Merkwürdigkeit zeigt man in einer dunklen Kapelle das Marienbild, welchem der Aberglaube die Einnahme von Granada zuschreibt. Der Cardinal Mendoza, der die Belagerung leitete, ließ es um die Mauern tragen, bis Boabdil die Capitulation abschloß. Die Priester haben zu allen Zeiten hinter Wundern und Orakelsprüchen ihre Zwecke verborgen gehalten. Wahrscheinlich hätten die Spanier den Befehl, die Stadt von allen Seiten einzuschließen, nicht mit dem Eifer erfüllt, als jenen, das Marienbild um Granada herum zu tragen, was eben erst geschehen konnte, als man die Stadt eingeschlossen hatte; und da war nun wieder die natürliche Folge, daß sie sich ergeben mußte. Die Bewohner Granada's gehören zu den bigottesten Spaniern, und die wunderthätige Puppe erhält alljährlich ein neues Brokatkleid.

Eine männliche und eine weibliche Büste, beide kolossal, jedoch nur aus Stuck und bemalt, wie die meisten Arbeiten der spanischen Bildhauer, stammen von dem Granadiner Alonzo Cano († 1667) her. Er hielt sie für seine Meisterwerke und trennte sich davon nicht. Seine Haushälterin und Erbin schenkte diese Büsten dem Domkapitel. Daß es keine Heiligen waren, sah man wohl; die Bilder konnten daher unmöglich canonisirt werden, und doch wollte man damit die Kathedrale schmücken. Man fand das Auskunftsmittel, sie als Adam und Eva in der Kuppel des Doms aufzustellen! Beide Büsten sind wirklich sehr schön, nur machen die schwarzen Haare des Adam zu dem hellen Fleische eine schneidende Farbenwirkung.

Für den Fremd alter Kunst ist die königliche Kapelle, welche Ferdinand IV. und Isabella bauen ließen, das Wichtigste. An diese schließt sich die neue Kathedrale unmittelbar an. Zuerst zieht in dieser Capilla real ein Altar die Aufmerksamkeit auf sich, der die Kreuzigung, Kreuzabnahme und Auferstehung darstellt. Der Raum, in welchem sich dieser Altar befindet, ist von dem andern Theile der Kapelle durch ein prachtvolles, vergoldetes eisernes Gitter abgesondert, welches Meister Bartholomeus 1522 fertigte.

Hinter diesem Gitter sind die königlichen Grüfte und die Denkmäler, welche sich auf die Eroberung von Granada beziehen. An der Rückwand der Kapelle sieht man in bunt bemalten, aus Stuck gefertigten Basreliefs den Einzug Ferdinands IV., Isabella's und des Cardinals Mendoza. Ein anderes großes Basrelief stellt die Geisselung Christi und darunter die Taufe der Mauren dar. Es ist unentschieden, ob es jene Taufe vorstellen soll, welche nach der Einnahme Granada's stattfand, oder die etwas spätere große Maurenwäsche durch den Kardinal Ximenes. Er taufte an einem Tage einige zwanzigtausend Ungläubige. Es ist schwer einzusehen, wie die geistlichen Herren mit einem so großen Stück Arbeit in einem Tage

An den Ufern des Darro. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Grabmal Ferdinands und Isabella's in der Kathedrale von Granada. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

fertig werden konnten, aber was thut das? Das Basrelief gibt keine Auskunft, wenigstens sind keine Feuerspritzen bemerkbar, und es ist auch zu bezweifeln, daß die Mauren bei so oberflächlicher Taufe gute Christen geworden sind. Im portugiesischen Afrika hat man zur größern Ehre Jehova's die Neger zu Tausenden mit großen Spritzen getauft, aber die Bekehrung ist auch darnach!!

Ueber der Krypta stehen die Denkmale von Ferdinand IV. und Isabella, von Philipp I. und der Königin Johanna. Der Marmor und die feine Ausführung ist an diesen in Genua gearbeiteten Denkmalen zu bewundern und auch die Darstellung der Entschlafenen zu loben, aber der Styl das Häßlichste, was das 16. Jahrhundert hervorbringen konnte. Unten im engen Raume ruht Ferdinand, in dessen Händen zwei Welttheile lagen. Dunkelheit umgibt das Königspaar, unter dessen Regierung Amerika entdeckt wurde.

Schauder erregt neben Ferdinands Grabmal das Philipps I. und der wahnsinnigen Königin Johanna, welche aus der Finsterniß des Lebens in das dunkle Grab hinabsanken. Kaiser Karl V. errichtete diese prächtigen Monumente seinen Vorfahren, und wenn man die schweren Steinmassen sieht, möchte man glauben, daß solche auf die Gräber gewälzt wurden, um gleichsam die Vergangenheit recht fest zu verschließen, da Karl der Welt in seinen ehrgeizigen Träumen eine neue Gestalt zu geben gedachte.

Wenn man die Kathedrale verläßt, kommt man zum Zacatin, der Handelsstraße Granada's, wo besonders viele Silberschmiede wohnen und ein lebhaftes Auf- und Abwogen der Geschäftswelt stattfindet. Der Zacatin läuft in die Plaza nueva aus, auf welcher der oberste Gerichtshof mit seiner schönen Façade und die Alcaiceria stehen. Diese war in der maurischen Zeit einer der reichsten Marktplätze, auf dem man namentlich die Seide aus den Alpujarras verkaufte, welche im ganzen Königreich Granada einen hohen Ruf hatte. Die Eingänge zum Bazar, der aus einer Menge rechtwinkliger Gäßchen bestand, waren durch eiserne Ketten geschlossen. 1843 zerstörte eine große Feuersbrunst dies maurische Alterthum. Es ist seitdem jedoch in der frühern Weise nach Mustern in der Alhambra wieder auferbaut worden. Die zierlichen Gallerien, die wohlgefüllten Verkaufsmagazine, das schöne Pflaster und der wohlthuende Schatten machen diesen modernen Bazar zu einem angenehmen Spaziergange.

Durch das eine Thor tritt man auf den 600 Fuß langen und 180 Fuß breiten Bibarambla-Platz, der jetzt den Namen Plaza de la Constitucion führt. Der arabische Name bedeutet Sandthor, weil dieser Ort durch die Ueberschwemmungen des Darro oft versandet wurde. Die Form der Bibarambla ist parallelogrammisch. An der Stelle alter maurischer Paläste stehen nun bunt angemalte moderne Häuser, von den Fenstern, die mit golddurchwirkten Sammetteppichen behängt waren, flattern weiße Linnenlappen herab, und die Bibarambla ist nicht mehr der Platz par excellence, wie das Forum der ewigen Stadt. Dort sammelten sich einst die Abencerragen, um die verrätherischen Zegris nieder zu machen; dort hielt man auch Turniere und Kampfspiele. Nach dem Fall des maurischen Königthums verwaiste die Bibarambla; der Platz, von dem die maurischen Dichter so viel sangen, sollte durch eine entsetzliche Barbarei der Christen entweiht werden, denn hier ließ der Cardinal Ximenes tausende von arabischen Handschriften verbrennen. Dieser eifrige „Vertheidiger des Glaubens" verfolgte die Mauren ihrer Religion willen; trotzdem ihnen eine Klausel in der Friedenskapitulation die freie Ausübung ihres Glaubens gewährleistete, ließ Ximenes alle arabischen Bücher, die er in der Stadt fand, wegnehmen und auf der Bibarambla zu einem großen Haufen aufschichten; ein zum Christenthum „bekehrter" Maure, ein elender Renegat, zündete mit eigener Hand die kostbaren Schätze an, und der Kardinal-Barbar frohlockte. Die Zahl der zerstörten Bände wird auf 1,250,000 angegeben, aber zweifelsohne haben die Lobredner des Kardinals Ximenes die Zahl übertrieben, um seinen „Ruhm" zu erhöhen. 3000 Bücher wurden noch gerettet und der Bibliothek in Alcala de Hénares einverleibt; unter den vernichteten befanden sich aber die werthvollsten kalligraphischen und wissenschaftlichen Werke mit köstlich gestickten Einbänden. Denn in diesem Fache waren die alten Mauren Meister.

Jetzt dient die Bibarambla gelegentlich zu Festlichkeiten am Frohnleichnamsfeste und alltäglich als Markt. Da liegen große Haufen Melonen und ungeheure spanische Zwiebeln umher. Die Granatäpfel, dies Lieblingsgericht der Spanier, gleichen großen Blasen voll Zinnober, und die Weinbeeren haben einen solchen Umfang, daß man glaubt, sie stammten von der berühmten Traube Canaans ab. Schwarze Fliegenschwärme und der Geruch verfaulender Fische machen aber zuweilen den Aufenthalt auf der Bibarambla sehr unangenehm.

Von den übrigen Plätzen Granada's ist nicht viel zu sagen; der Leser möge uns daher nach dem außerhalb der Stadt gelegenen, ehemaligen Kloster la Cartuja begleiten. Ursprünglich war der Platz, den jetzt la Cartuja einnimmt, zum Begräbnißplatze des „großen Kapitäns" Gonzalvo de Córdova bestimmt, dessen sterbliche Ueberreste jetzt in der zum Kloster von San Geronimo gehörigen Kirche ruhen. Im Jahre 1513 wurde hier ein Gebäude errichtet, dasselbe aber später wieder zerstört und dann von einem andern religiösen Orden das gegenwärtige Kloster erbaut, welches im Jahre 1843 auch wieder zum großen Theile zu Grunde gegangen ist; nur die durch den Reichthum ihrer Ausschmückung berühmte Kirche ist übrig geblieben. In dem weitläufig gebauten Kloster war ein großer Schatz von Kostbarkeiten aufgehäuft, der wohl die Raub- und Plünderungssucht angeregt haben mag und der auch jetzt, obgleich viel davon verschwunden, noch immer groß genug ist, um einen Begriff von dem frühern Reichthum und der Pracht des Klosters zu geben. Wenn auch der einfache italienische Baustyl der zu Anfang des vorigen Jahrhunderts erbauten Kirche weniger, als die außerordentliche, überall blitzende und glänzende Marmorpracht überrascht, so muß man doch gestehen, daß die schönen Fresken, die Schnitzarbeiten und insbesondere die zur Sakristei und Kapelle führenden mit den prachtvollsten Mosaiken von Schiltkrot, Perlmutter, Elfenbein, Ebenholz, Gold und Silber und kostbaren Steinen geschmückten Flügelthüren einen für das Auge überraschenden Glanz darbieten. Diese Kunstwerke sind von dem Granadiner Vasquez († 1765) verfertigt worden. Das Museum der Karthause war früher sehr reich an Gemälden, wovon der größte Theil gestohlen oder verdorben ist. Der Anblick der leeren Säle, der todten Klostergänge, der einsamen leeren Zellen und des verwilderten Klostergartens hinterläßt bei dem Besuchenden einen wehmüthigen Eindruck.

Einst war Granada's Gewerbfleiß berühmt. Seide-, Leinwand- und Wollenwaaren schätzte man hoch; jetzt ist er sehr herabgekommen; die Mohammedaner waren fleißiger und geschickter als die Christen. Durch die Seidenfabrikation hatten die Araber große Reichthümer erworben, allein seit der Entdeckung von Amerika beginnt auch hier, wie fast in allen anderen Verhältnissen Spaniens, das

Ein Abend in der Campagna von Granada. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Zurückgehen und der Verfall. Eine unglückselige Regierungs- und Handelspolitik, ein scheußlicher Glaubenszwang und mancherlei Unglücksfälle haben zu dieser traurigen Erscheinung viel beigetragen. Es gibt zwar Leinewebereien, Spinnereien, Gerbereien, Papierfabriken u. dgl., allein es wird noch lange Zeit verstreichen, bevor Granada in industrieller Beziehung sich mit anderen Städten gleicher Größe messen kann.

Ebenso liegt der Handel danieder. Trotz der vielen Bodenprodukte und der Nähe des Meeres kann derselbe wegen Mangels an Verbindungen, an Landstraßen und an Brücken keinen Aufschwung gewinnen. Von Malaga, Almeria und Sevilla werden catalonische und fremde Tücher, von den baskischen Provinzen und Malaga Eisen, von Antequera Wollenfabrikate und Colonialwaaren eingeführt. Die geringe Ausfuhr besteht in Wein, Feigen, Orangen, Oel ꝛc. In der Straße Zacatin und auf der Bibarambla werden die meisten Geschäfte in Tüchern, Seidenwaaren, Rauchwaaren und Kurzwaaren gemacht. Die Messen oder Jahrmärkte von Granada sind lange nicht so berühmt, wie die von Mairena, Ronda oder Loja.

Das durch seine Lage so bevorzugte und durch seine Alterthümer so berühmte Granada geht auf diese Weise einem immer größern Verfalle, einer immer mehr um sich greifenden Verarmung entgegen. Die Stadt nimmt an Umfang und Einwohnerzahl immer mehr ab, die Vorstädte verkleinern sich, die Nachbarschaft vermindert sich, und viele Gebäude stürzen ein. Es muß sich zeigen, ob die Eisenbahn helfen wird.

Eine der größten Merkwürdigkeiten Granada's haben wir heute übergangen. Es ist der Albayein, der älteste, jetzt größtentheils von Zigeunern bewohnte, viele Höhlen enthaltende Stadttheil. Wir werden ihn später einmal näher schildern.*)

*) Die zu diesem Aufsatze benutzten Quellen sind dieselben, welche in dem Artikel über die Alhambra (Globus VIII, 66) angeführt wurden.

Die Bevölkerung in den britischen Besitzungen an der Malaccastraße.

II.

Dörfer, Sitten, Beschäftigung und Körperbeschaffenheit der Malayen. — Die Einwanderung der Chinesen, ihre geheimen Gesellschaften und Laster. — Die Klings und andere Asiaten.

Die Malayen gelten für „liebenswürdig und großmüthig". List und Betrug kommen allerdings bei ihnen nicht häufig vor. An ihrem Hause und ihrer Familie hängen sie mit großer Zuneigung, und man kann sich kaum ein hübscheres Bild von gesellschaftlichem Glücke machen, als es ein malayisches Dorf in den britischen Besitzungen an der Malaccastraße darbietet. Und hier, nicht in den bevölkerten Straßen der Städte, muß man diese Leute studiren, wenn man sie kennen lernen will.

Die Dörfer bestehen aus 20 oder 30 kleinen hübschen Häusern, die aus den Stämmen einer Palmenart erbaut sind und auf Pfählen von fünf bis sechs Fuß Höhe ruhen. Ein Haus sieht dem andern gleich, doch stehen sie ohne bestimmte Ordnung zusammen und sind von einem kleinen Kokospalmenhain überschattet. Diese Fruchtbäume haben ihre bestimmten Besitzer, und das Recht der Einzelnen wird streng beobachtet. Durch Verwandtschaft sind die meisten Bewohner eines Dorfes eng miteinander verbunden; auch theilen sie Leid und Freude zusammen. Eine Hochzeit gilt für alle als Festtag, und bei einem Todesfalle trauert das ganze Dorf. Unter dem Schatten der Bäume liegt auch der gemeinsame Friedhof, dessen Gräber durch kleine Grashügel und hölzerne Pfosten bezeichnet und mit frischen Blumen geschmückt werden.

Die Malayen haben selten mehr als eine Frau, obgleich die Religion ihnen mehrere gestattet. Dazu wirken besonders die Armuth des Volkes und die gleiche Vertheilung der Geschlechter mit. Als ein Malaye gefragt wurde, warum so wenige seiner Landsleute mehr als eine Frau hätten, während doch der Prophet die Vielweiberei erlaube, antwortete er: „Zu Mohammeds Zeiten müssen die Weiber anders gewesen sein; ich habe unter uns keinen Mann gekannt, welcher bei mehr als einem Weibe glücklich gelebt hätte." Was auch der Grund zu der fast allgemein durchgeführten Monogamie sein möge, sie hat einen sehr wohlthätigen Einfluß auf die Malayen gehabt; denn obgleich die Ehe leicht geschieden werden kann, leben doch Mann und Frau treu und beständig zusammen. Die Männer sind ihren Weibern weit mehr zugethan, als dies sonst im Osten der Fall ist, und mit der Liebe geht bei ihnen Achtung Hand in Hand. Als Folge der Leichtigkeit, mit welcher die Ehen geschlossen und getrennt werden, herrscht aber eine große Eifersucht. Der Malaye weiß, daß wenige Dollars, welche sein Weib dem Katib oder Priester gibt, eine vollkommen gültige Scheidung bewirken können, und darum wacht er eifersüchtig über alle Auszeichnungen, die ihr von anderen Männern bewiesen werden können. Vielfach soll das Amoklaufen seinen Grund auch in Eifersucht gehabt haben.

In der Regel sind die Frauen aber treu und beständig, und nach der Hochzeit betrachten sie ihre Tugend als höchste Zier. Vor der Heirat scheint das Verhältniß der Geschlechter zu einander jedoch freier zu sein; da aber die Verlobung noch vor der Zeit der Reife, oder kurz nach dieser stattfindet, so laufen die Mädchen doch nicht viel Gefahr. Sobald eine Malayin Mutter geworden, läßt sie alles Andere bei Seite liegen und widmet sich einzig und allein ihren Kindern. Die Frauen sind sehr fruchtbar, und eine junge Mutter mit einem Kinde an der Brust, zwei kleinen an den Händen und einem Schwarm von vieren oder fünfen hinter sich ist eine keineswegs seltene Erscheinung. Beide Eltern behandeln die Kinder gütig, und so wird ihnen auch der Lohn, von diesen im Alter geehrt zu werden.

Die Malayen sind ganz hübsche Menschen; gerade nicht sehr groß, denn die Männer erreichen selten eine größere Höhe als fünf Fuß drei Zoll; doch sind sie gut proportionirt, rund, mit wohlgeformten Beinen und gutem, offenem Gesichte. Hände und Füße sind klein, die Finger lang und die Nägel hübsch. Die Augen sind dunkelbraun oder schwarz mit einem kühnen, keineswegs frechen Ausdruck. Das Haar ist dunkelschwarz und wird kurz geschoren; es wächst nur auf dem Kopfe, sonst ist der ganze Körper unbehaart. Die Körperfarbe ist kupferbraun und die Haut in der Jugend sanft und glatt. Die Weiber sind meistens hübscher als die Männer; ihre Augen sind sanft und glänzend, die Lippen voll, ohne dick zu sein, und wenn sie den Mund öffnen, erblickt man zwei Reihen Perlenzähne, die leider oft durch das Sirikauen entstellt sind. Die Weiber tragen das Haar lang und kämmen es von der Stirn nach dem Hinterkopf zurück, wo es in einen Knoten aufgeschürzt wird. Der Ausdruck des Gesichtes ist bescheiden und gutmüthig. Sie gefallen durch diese Vorzüge nicht nur ihren Stammesgenossen, sondern auch den Chinesen und Arabern, welche Malayinnen heiraten, und selbst Europäer leben oft mit ihnen zusammen.

Männer sowohl wie Frauen kleiden sich hübsch und geschmackvoll, und wie zerrissen und elend ihre Werktagskleider auch sein mögen, an Festtagen erscheinen sie stets sauber und nett. Die Tracht der Männer besteht aus dem „Baju", einer meistens weißen Jacke; dem „Sluar", einer kurzen Hose, und dem „Sarong", der um die Hüften gewunden wird und bis an die Kniee reicht. Um das Haupt wird der „Saputangan" getragen. Die Kleidung der Frauen ist noch einfacher. Ein Sarong fällt bei den jungen Mädchen von dem Busen bis auf die Knöchel herab, während er bei den älteren Frauen nur von den Hüften bis zu den Füßen reicht. Ueber die Schultern wird die „Kabia", ein vorne offenes, loses Gewand, geworfen. Einzelne tragen auch, wie die Männer, ein Tuch um den Kopf; die meisten aber sind barhaupt und schmücken ihr Haar mit Kupfer- und Goldzierrathen.

Die Malayen haben manche gute Eigenschaften, aber fleißig sind sie nicht. Man hat die Dayaks auf Borneo als Gentlemen bezeichnet, weil sie sich nie um die Ansammlung von Gütern kümmern; auch die Malayen haben keinen Erwerbssinn, und wenn sie die Bedürfnisse des Augenblickes befriedigen können, sind sie längst zufrieden.

Diejenigen, welche in den Landdistrikten leben und nicht als Arbeiter in den Pflanzungen beschäftigt sind, bauen Reis, oder ziehen Fruchtbäume; seltener pflanzen sie Tapioka oder Gambier, die einer großen Vorarbeit bedürfen, ehe sie auf den Markt gebracht werden können. Wenn die Jahreszeit und das Klima es erlauben, gehen sie auch auf die Jagd oder den Fischfang aus. Die Beschäftigung der Malayen in den Städten ist viel mannigfaltiger; viele werden Matrosen und bilden die Mannschaften der meisten Handelsschiffe in der Malaccastraße; so lange sie in der warmen Zone segeln, gelten sie für sehr gute Matrosen. Im Vereine mit den Chinesen bringen sie Fische auf den Markt der Städte, doch haben die arbeitsameren und geschickteren Chinesen ihnen hierin den Vorrang abgelaufen. Fast alle Kutscher und Diener der Europäer in Singapore sind Malayen; sie lieben die Pferde ungemein und behandeln sie sehr gut. Einen chinesischen Kutscher gibt es eben so wenig, wie einen malayischen Schneider. Dagegen sind sie gute Gärtner und treiben einen schwunghaften Handel mit Federvieh und Früchten.

Malayische Handelsleute kommen von allen Inseln des Archipels nach Singapore, aber unter ihnen ist kein einziger Kaufmann. Die Parsis, Chinesen, Klings und Bengalesen haben kaufmännische Geschäfte errichtet, welche mit denen der Europäer wetteifern, aber der Malaye erhebt sich nie über den Höker hinaus, und das hängt sicher mit dem geringen Erwerbstrieb und der Gleichgültigkeit gegen Reichthum zusammen.

Das Haupt der Malayen in Singapore ist der Tumongong, dessen Großvater gemeinschaftlich mit dem Sultan von Johore den Vertrag unterzeichnete, durch den die Insel den Engländern abgetreten wurde. Auf den Tumongong ist später durch Kauf das Erbrecht der Sultane von Johore übergegangen, und er ist nun der eigentliche einheimische, gleichsam mediatisirte Fürst, mit welchem die britische Regierung zu verhandeln hat.

Die Zahl der Chinesen in den britischen, hier in Rede stehenden Besitzungen beträgt über 120,000. Sie sind die fleißigsten und daher werthvollsten Unterthanen, und ihnen hauptsächlich ist die Entwicklung der inneren Hilfsquellen zu verdanken. Fast aller Gambier und Pfeffer, der in Singapore produzirt wird, stammt aus ihren Pflanzungen, wie der Sago aus ihren Manufakturen. In Pinang und der Provinz Wellesley besitzen oder bebauen sie die Plantagen. In Malacca erzeugen sie allein Zinn, Sago und Tapioca. Ganz unähnlich den Malayen sind sie ehrgeizig, und Viele werden reich; Manche gehen mit der erworbenen Habe nach China zurück; Andere bleiben und nehmen sich Weiber aus den Töchtern des Landes.

Die Anzahl derer, welche als vollständig ansässig gelten können, ist übrigens nur klein und die Zunahme der chinesischen Bevölkerung durch Geburten auch unbedeutend. Sie erhalten ihren Zuwachs durch Einwanderung. Während der Monate Dezember bis April erscheinen Dschonken, die mit chinesischen Kulis überfüllt sind, aus allen Seeprovinzen des himmlischen Reiches. In Singapore landeten allein in den ersten vier Monaten des Jahres 1864 nicht weniger als 8560 Männer und nur 109 Frauen und im ganzen Jahre gegen 14,000, was einen starken Durchschnitt anderen Jahren gegenüber ergibt. Die Zahl der Chinesen würde ins Kolossale anwachsen, wenn nicht die starke Rückströmung vorhanden wäre. Aber von dreien, welche kommen, gehen sicherlich zwei wieder in ihre Heimat.

Es scheint, als ob der Charakter der Chinesen sich überall gleich bleibe, und daß keinerlei äußere Umstände, gleichviel in welchem Land, auf denselben ändernd einwirken können. Sie haben ihre eigene hohe Kulturstufe erreicht, und in der Eigenthümlichkeit derselben liegt es auch wohl, daß sie sich wenig mit anderen Völkern vermischen. Man trifft sie auf den entlegensten Inseln des Archipels, wo sie, oft nur ein Dutzend Männer, den Handel von tausenden monopolisiren und von den Einwohnern in Sitte, Kleidung oder Religion nicht das Geringste annehmen; sie sind dort genau so geblieben, wie in den Hafenstädten ihres eigenen Reiches. Es gibt unter ihnen gute und schlechte Menschen; aber selbst die besten haben etwas Schlechtes an sich.

Charakteristisch für alle Chinesen, welche in die Fremde ziehen, erscheint eine starke Heimatsliebe, die aber nicht etwa mit Patriotismus verwechselt werden darf, denn sie erstreckt sich nur auf die Provinz oder die Geburtsstadt. Die Landsmannschaften halten zusammen, und es ist Herkommen, daß die Männer, welche im Auslande zu Wohlstand gelangen, den Daheimgebliebenen Unterstützung zukommen lassen. Aber in dieser Heimatsliebe wurzelt auch ein Uebelstand, der empfindlich genug ist. China besteht aus vielen großen Provinzen, mit so verschiedenen Nationalitäten, wie dergleichen nur die Staaten Europa's auf-

weisen, und die Bewohner derselben sprechen verschiedene Sprachen. Zwischen diesen haben seit undenklichen Zeiten Eifersucht und Fehden bestanden; das Volk des einen Distriktes wird im Hasse gegen das andere geboren und auferzogen, und die Auswanderer nehmen diesen Haß mit sich. Die, welche nach Singapore, Malacca ꝛc. kommen, stammen aus verschiedenen Provinzen, und zum ersten Male in ihrem Leben sind sie gezwungen, in einer Stadt nebeneinander zu wohnen und wenigstens äußerlich alle Feindseligkeiten aufzugeben.

Anstatt nun die nationalen Vorurtheile abzulegen oder deren Aeußerung bis zur Rückkehr nach China aufzuschieben, schaaren sich die Leute jeder Provinz landsmannschaftlich zusammen und bilden eine Hoey oder geheime Gesellschaft. Der Zweck soll angeblich gegenseitige Unterstützung sein, aber diese Hoeys haben ganz andere Zwecke und greifen auch hindernd in die Justiz der Gerichtshöfe ein. Die Aufnahmeförmlichkeiten sind in den Augen der Chinesen ungemein feierlich; die bindenden Eidschwüre sollen gegen Verrath nach Außen schützen und bezwecken auch unbedingten Gehorsam gegen die Oberen. Die Candidaten werden mit verbundenen Augen in den Versammlungssaal vor die Meister geführt, während die übrigen Mitglieder bewaffnet und in reiche seidene Gewänder gekleidet umherstehen. Nach Erledigung einiger Einleitungsfragen wird der Candidat in die Mitte des Saales geführt, wo man ihm die Binde von den Augen nimmt. Er muß etwa eine halbe Stunde in Schweigen verharren, bevor ihm der Eid abgenommen wird; dann tritt ein Priester zu ihm, öffnet ein großes Buch und redet ihn also an: „Du bist hierher gekommen ohne Zwang, ohne Furcht, nicht getrieben von Gewinnsucht, um ein Bruder zu werden. Willst Du schwören, nichts von dem zu verrathen, was Du heute Nacht hier sehen wirst, allen Anordnungen des Bundes nachzukommen und seine Gesetze zu beobachten?“ Nachdem der Candidat feierlich zugeschworen hat, werden ihm die Gesetze des Bundes vorgelegt, deren hauptsächlichste folgende sind:

„Du sollst nicht über die Angelegenheiten des Bundes sprechen, außer mit einem Bruder. — Du sollst Deinen Bruder nicht betrügen, noch bestehlen, noch sein Weib, seine Tochter oder Schwester verführen. — Wenn Du Unrecht thust, oder die Bundesgesetze brichst, so sollst Du zum Bunde selbst wegen Bestrafung kommen, aber Dich nicht an die Behörden des Landes halten. — Wenn Du einen Mord oder eine Räuberei begehst, sollst Du für immer vom Bunde ausgestoßen sein. — Wenn ein Bruder einen Mord oder Raub begeht, sollst Du ihn nicht anzeigen; Du sollst ihm aber auch nicht zur Flucht behülflich sein, oder die Gerichtsdiener von seiner Verhaftung abhalten. — Wenn ein Bruder unschuldig eingekerkert wird, sollst Du auf jede mögliche Weise ihm zur Flucht verhelfen. —“

Dann werden noch eine Menge Zeichen mitgetheilt, vermittelst deren sich die Mitglieder erkennen. Die ganze Ceremonie hat einen religiösen Anstrich, und die Versammlungshalle ist wie ein Tempel ausgeschmückt. Der in diesen Gesellschaften herrschende Geist ist mit geordneten Zuständen in vielerlei Beziehung unverträglich, und die himmlischen Aufstände vom Jahre 1854 haben durch diese Hoeys manche Nahrung erhalten.

Abgesehen von dem übeln Einflusse dieser Gesellschaften sind die Chinesen sehr werthvolle Unterthanen der britischen Besitzungen. Aber es scheint, als ob diese Einrichtungen unausrottbar in ihrem ganzen Wesen liegen. Wenn man die Chinesen als gute Bürger bezeichnet, so kann das nur mit Hinblick auf das allgemeine Wohl geschehen, denn individuell genommen haben sie doch zu viele Laster. Viele sind Opiumraucher und sehr leidenschaftliche Spieler; fast ein Drittel der chinesischen Bevölkerung huldigt dem Laster des Opiumgenusses, das schließlich auch den stärksten Körper untergräbt und den endlichen Ruin des mit dieser Leidenschaft Behafteten herbeiführt. Cameron meint jedoch, daß ein mäßiges Opiumrauchen dem Körper durchaus nicht mehr schade, als ein mäßiger Genuß weingeistiger Getränke.

Der Hang zu Glücksspielen kann als ein Nationallaster der Chinesen betrachtet werden, denn Alle huldigen demselben mehr oder minder. Auch die Malayen spielen, jedoch ungleich weniger. Das bevorzugte Lieblingsspiel, zu dem nur ein einziger Würfel angewandt wird, heißt Poh und ist deßhalb bemerkenswerth, weil es dem Bankhalter keine Vortheile gewährt; dieser wird von den Spielern mit Prozenten vom Gewinn bezahlt; und so ist weniger Anlaß zum Betruge gegeben. Die englische Regierung hat scharfe Geldstrafen auf alle Spiele gesetzt, aber der Unfug nimmt seinen Fortgang, da die Chinesen die Polizei bestechen und allerhand andere Vorkehrungen trafen, um ihrem Hange fröhnen zu können.

Noch ein paar Worte über die sittlichen Zustände der Chinesen. Die niederen und ärmeren Classen füllen die Gerichtssäle in Singapore. Sie liefern alle Arten von Missethätern, namentlich Diebe und Räuber in großer Anzahl. Die höheren Classen dagegen, d. h. jene Leute, welche reich geworden sind, entsagen ihren Lastern oder führen wenigstens nach Außen hin ein ehrbares Leben. Mit Recht sagt man den Chinesen viel Böses nach, wahr ist aber auch, daß fast die ganze Industrie und ein großer Theil des Handels an der Malaccastraße von ihnen abhängen, und daß sie es sind, welche die fleißigen, arbeitsamen Kulis liefern; deßhalb heißt es nicht zu viel behauptet, wenn man sagt, daß sie das werthvollste Bevölkerungselement an der Malaccastraße seien.

Wir wollen noch die Eingebornen Ostindiens erwähnen, insbesondere die Klings aus Madras und von der Coromandelküste und die Bengalesen aus Calcutta. Die Klings sind am zahlreichsten; sie wandern wie die Chinesen, meistens als Kulis ein. Ihrer Beschäftigung nach sind sie Handelsleute, Höker, Köche, Bootsleute, Handlanger, Droschkenkutscher und Wäscher. Die beiden letzten Beschäftigungen werden fast nur von ihnen betrieben. Sie sind fleißig, also auch nützlich, doch sind sie weder bei den Europäern noch bei den anderen Rassen beliebt, wozu schon ihr unangenehmes Aeußere viel beiträgt, denn sie sind schwarz, oft häßlich und gehen nur sehr spärlich bekleidet.

Außer den Klings und Bengalesen findet man in Singapore noch Barmanen, Siamesen, Javanesen, Bugis von Celébes und Boyens von der Insel Bawian an der Küste Javas, sowie Parsis und Araber. Dazu kommen die Mischlinge und die Leute, in deren Adern auch europäisches Blut neben dem asiatischen fließt, namentlich portugiesisches in Malacca. Schon diese einfache Aufzählung gibt einen Begriff von dem gemischten Völkergewimmel, das in der Malaccastraße stärker ist, als vielleicht an einer andern Region der Erde.

Die geographische Verbreitung der Hühnengräber (Dolmen) in drei Erdtheilen.

Von **Karl Andree.**

Die vorhistorische Bevölkerung Europa's und die Steindenkmäler. — Geographische Verbreitung der Dolmen von Kurland bis Portugal. — Sie sind ein Werk vorarischer Völker. — Steinzeitalter und Broncezeitalter. — Ansichten der nordischen Alterthumsforscher. — Die Leichenfunde in den Dolmen. — Uebergänge aus einem Zeitalter ins andere. — Noch eine ältere Bevölkerungsschicht. — Die Dolmen im nordwestlichen Centralarabien, bei Ayun. Gifford Palgrave's Bemerkungen. — Die Steindenkmäler in Algerien. — Die Tamhu-Hypothese. — Phantasien über Einwanderungen. — Keltische Hypothesen. — Die alteingebornen Völker Nordafrika's.

Die „Alterthümer des Menschengeschlechtes" sind in der Wissenschaft auf die Tagesordnung gebracht worden und stehen in vorderster Reihe. Während der letztverflossenen Jahre ist ein interessanter Fund, eine wichtige Entdeckung der andern gefolgt; wir haben ganz neue Perspectiven und einen gegen früher unendlich ausgedehnten Horizont gewonnen. Viele alte Annahmen, welche lange Zeit für unbestreitbar galten, sind nun, den Thatsachen und dem Augenschein gegenüber, als unhaltbar erkannt; Manches ist durch die neueren Forschungen geradezu auf den Kopf gestellt, die Archäologie, die Anthropologie und die Ethnologie sind radikal anders geworden als sie noch vor zwanzig Jahren gewesen.

Die „druidischen Alterthümer" galten für unbestreitbar keltisch; *heute kennen wir Dolmen auch in Nordafrika, Syrien, Arabien und selbst im ostindischen Dekkan!* Wir kennen jetzt auch geologische Affen und Menschen; Cuviers bis vor wenigen Jahren als richtig angenommene Behauptung, daß fossile Menschen nicht vorhanden seien, ist nicht blos durch den Menschen in der Höhle des Neanderthales als unrichtig widerlegt worden. Wir haben jüngst in diesen Blättern der Ausgrabungen im Delta des Nils und jener am untern Mississippi erwähnt. Es unterliegt nicht dem mindesten Zweifel, daß die Gegenstände, welche vermittelst derselben zu Tage gefördert wurden, weit, viele Jahrtausende weit, über den Anfang der jüdischen Zeitrechnung hinaufreichen. Ein Gleiches ist der Fall mit den *Pfahlbauten*, mit den *Muschelhügeln* und *Kjökkenmöddings*, und viele *Steindenkmäler*, welche früher Völkern unserer *geschichtlichen* Epoche zugeschrieben wurden, werden nun mit vollem Rechte für *vorhistorisch* gehalten.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Anfänge der arischen oder indo-europäischen Civilisation auf asiatischem Boden entstanden sind. Die vergleichende Sprachwissenschaft, die ein Triumph deutschen Forschergeistes ist und *Franz Bopps* Namen unsterblich machen wird, liefert die Beweise, daß die Ursprünge und Grundelemente des Griechischen, Lateinischen, Keltischen, Deutschen, Slavischen und Lithauischen Asien angehören; die Mythologie, die ursprüngliche Religion der Völker, welche diese Sprachen reden, ist eine verwandte; die Architektur, das Alphabet, die Bearbeitung der Metalle, die Kunst Münzen zu prägen, sie gehören diesen Völkern arischer Abkunft an. Beim Anbeginn unserer historischen Zeiten waren von den *Ariern* schon große Fortschritte gemacht und sie erscheinen als civilisirt, während die später von ihnen in Besitz genommenen Gegenden Europa's, von Griechenland bis Skandinavien, von barbarischen oder auch wilden Leuten bewohnt waren. Man kann in Europa keine Spur vorasiatischer, eigenartiger, höherer Gesittung nachweisen. Die asiatischen Civilisationskeime sind in unsern Erdtheil nicht etwa lediglich durch Handelsverbindungen oder durch die Gründung vereinzelter Ansiedelungen an den Küsten verpflanzt worden, sondern hauptsächlich durch die Wanderungen der Völker, welche aus Osten kamen. Dieselben waren volk- und zahlreich genug, um auf ihrem Wege Spuren des Durchzuges zurückzulassen, die von Seiten der Sprachforscher, der Mythologen und der Alterthumsforscher nachgewiesen werden; auch die geschriebene Geschichte liefert Anhaltepunkte.

Jene einwandernden Völker waren zumeist arischen Stammes; sie fanden bei ihrer Ankunft in Europa eine mehr oder weniger dicht oder zerstreut wohnende Bevölkerung vor, die von ihnen verschieden war. Ob diese ureingeboren war oder einer vorarischen Einwanderung aus Asien angehört, wissen wir jetzt noch nicht. Nur so viel steht fest: — In den „Urzeiten", in der vorgeschichtlichen Epoche, also bevor die historischen Völker in unserm Erdtheil auftreten, *hatte Europa mehrere Gruppen verschiedener Bevölkerungen*, welche die Bearbeitung und den Gebrauch der Metalle noch nicht kannten. Man hat jetzt alle Ursache zu der Annahme, *daß von diesen vorarischen Menschen die Steindenkmäler errichtet worden sind*, welche man als *Dolmen, Tafelsteine, Steintische, Hühnenbetten* und *Hühnengräber* bezeichnet, als *bedeckte Gänge, Riesenbetten, Cromlech* ꝛc. Sie sind Grabmäler und reichen in Europa von Portugal bis nach Kurland. Wir erwähnten jüngst (Globus VIII, S. 224), daß *Alexander Bertrand* in Paris eine Karte entworfen habe, welche die *Verbreitung der Dolmen* anschaulich macht. Uns ist dieselbe nicht zu Gesicht gekommen; wir finden aber Bertrands Vortrag in dem Bülletin der pariser anthropologischen Gesellschaft (V, S. 367 ff. 1864) und wollen das Wesentliche daraus mittheilen.

In *Nordosteuropa* finden wir Dolmen in *Kurland*; sie werden dort als *Heidengräber* oder Riesenbetten bezeichnet, kommen aber nicht eben häufig vor. Je weiter nach Westen hin, der *Ostsee* entlang, um so größer wird ihre Zahl und westlich von der Weichsel treten sie in großer Menge auf; in den Regierungsbezirken Danzig und Stettin, überhaupt in Pommern, von der Odermündung bis hinauf nach Frankfurt, namentlich in der Umgegend von Dressen, kann man sie zu hunderten zählen. Das *Elbgebiet* hat sie in großer Anzahl, namentlich auch in der Mündungsgegend und aufwärts bis Magdeburg. (Wir werden aus *Kefersteins* „Ansichten über die keltischen Alterthümer", Halle 1846, einige Mittheilungen über die Verbreitung der Steinmonumente in Deutschland mittheilen.) Viel weiter südlich gehen sie nicht; dagegen sind beide *Mecklenburg* mit ihnen übersäet, und im *Hannöverschen*, wo viele seit Menschengedenken zerstört

worden sind, kann man jetzt noch einige Hundert nachweisen. Auch Oldenburg hat Dolmen, namentlich in seiner Wesergegend.

Westlich von der Weser nimmt ihre Zahl ab. In der holländischen Provinz Overyssel hat man 54 nachgewiesen, aber in ganz Belgien nur einen einzigen.

Ganz anders im Norden der untern Elbe. Hier treten die Dolmen in Holstein, Schleswig, an den westlichen und nördlichen Küsten von Seeland, an den Küsten von Jütland, hier namentlich am Lymfiord und im Amte Thisted, in unzähliger Menge auf. An den westlichen Küsten Dänemarks sind sie nicht häufig; im Innern geradezu selten. Diese überelbischen und dänischen Dolmen sind, Worsaae's Untersuchungen zufolge, ganz und gar gleichartig mit denen in Pommern, der Mark und Niedersachsen.

In Skandinavien sind sie nur nachzuweisen in Schonen, Halland, Westgothland und im Bohuslän, also an der westlichen Küste Schwedens bis nach Gothenburg; im östlichen und nördlichen Schweden fehlen sie eben so wohl wie in Norwegen.

Jenseits der Nordsee finden wir sie auf den Orkaden und Hebriden; in größerer Menge auf den Inseln Jona, Arran und Bute an der Westküste von Schottland, und auf der Insel Anglesey und der Halbinsel Caernarvon, wo sie das Land gleichsam bedecken. Sehr häufig sind sie in Wales, namentlich in Pembroke und Caermarthen, und in Cornwallis verhältnißmäßig zahlreicher als in irgend einem andern Theil Europa's. Sie treten auf in England an den Dünen von Dorsetshire, am Ufer des Avon und im nördlichen Berkshire; an den östlichen Küsten Großbritanniens, von Kent ab, fehlen sie; die Monumente in Yorkshire scheinen blos Menhirs (Steinpfeiler) zu sein; auf den Kanalinseln Jersey und Guernesey stehen ganz prächtige Dolmen.

In Frankreich treten sie im Westen in überraschend großer Menge auf, z. B. im Departement Finistère hat man über 500 gezählt, eben so viele im Departement Lot, in Morbihan 250, Dordogne 100, Ardêche 155, Aveyron 125, Cotes du Nord 56 ꝛc.; im Norddepartement aber nur 1 und auch nur 1 im Niederrhein.

In folgenden Departements fehlen die Dolmen durchaus: Ain, Nieder- und Oberalpen, Ardennen, Rhonemündungen, Doubs, Jura, Drome, obere Loire, obere Marne, Meurthe, Mosel, Oberrhein, Rhone, Saone und Loire, obere Saone und Vaucluse. Bertrand hätte besser gethan, seine Aufzählung der Dolmen nach alten Landesprovinzen zu gruppiren, nicht nach Departements.

Es ergibt sich nun, daß die Dolmen vorzugsweise im westlichen und im nordöstlichen Frankreich liegen, hauptsächlich aber in dem erstern. Man findet sie besonders, oft sogar ausschließlich, in den Gestadegegenden oder an den großen Flüssen, gleichsam als ob die Dolmenbauer auf keiner andern Wanderstraße gegangen wären, als an den Seekanten und in den Flußthälern, als ob sie von diesen aus Schwärme zur Rechten und Linken, an den kleineren Gewässern aufwärts, geschickt hätten; nicht aber bis auf die Hochebene und in die Gebirge oberhalb der Quellen.

Dolmen finden wir dann in Europa noch in Portugal bei Evora, la Garda und Penarva. Gegenden, wo diese Hühnenbetten fehlen, sind: Polen, das ganze südliche Deutschland, überall unterhalb einer Linie, die man von Königsberg in Preußen etwa parallel mit der Ostsee bis nach Brüssel zieht; sodann in Spanien, Griechenland, Italien und den Inseln des Mittelländischen Meeres. Daß sie auch im östlichen Großbritannien und im östlichen Schweden, sodann in Norwegen nicht vorkommen, ist bereits gesagt worden.

Die allgemeine geographische Vertheilung der Dolmen in Europa entspricht der speciellen Vertheilung derselben in Frankreich, und dieser Umstand verdient, wohl beachtet zu werden. Bertrand meint, diese Steindenkmäler seien das Werk einer Volksgruppe, welche in früher Zeit nach Norden hin bis in die Randgegenden Europa's gedrängt worden oder gezogen sei; sie sei zurückgewichen vor einer übergreifenden, mächtigen Civilisation, von Insel auf Insel, von einer Küste zur andern, und selbst über das Meer gegangen. Sie sei nicht im Stande gewesen, sich umzubilden, sondern allmälig erloschen oder durch Vermischung in der neuen Bevölkerung aufgegangen.

Jedenfalls sehen wir in den Menschen, von welchen die Dolmen herrühren, eine besondere Gruppe vor uns, die wir auf genau bestimmten Räumen nachweisen können. Sie unterscheidet sich durchaus von den Ariern; denn die Gegenden, welche im Westen vorzugsweise als von arischen Leuten besetzt gelten müssen: Griechenland und Italien, haben keine Hühnengräber. In anderen Gegenden sind die Dolmen in einer Art, man könnte sagen nach einem Gesetze, vertheilt, das in nichts den Gewohnheiten und Sitten der arischen Leute in Alteuropa entspricht.

Außer jener geographischen Vertheilung haben wir aber auch andere Merkmale und Beweise, aus denen sich ergibt, daß die Dolmenbauer nicht zu den arischen Völkern gehörten. Hier entscheiden die Gegenstände, welche bei den vielen Nachgrabungen zu Tage kommen. Die Alterthumsforscher unterscheiden sehr genau das Steinzeitalter vom Broneezeitalter. Die Denkmäler des letztern entsprechen der primitiven arischen Civilisation; jene der Steinzeit rühren von einer ältern Civilisation her, welche durch die Broneeleute überflügelt und vernichtet wurde. Diesem Steinzeitalter, welches vor der arischen Civilisation in Nordeuropa war, gehören die Dolmen in den baltischen Gegenden, in Deutschland, Dänemark und dem größten Theil Englands an.

Die nordischen Alterthumsforscher, z. B. Worsaae, Thomsen und von Wickfeld, heben Folgendes hervor: Man findet, sagen sie, wenigstens bei uns, Steinkammern, nämlich Dolmen, in denen die Leichen derart begraben sind, daß sie eine hockende Stellung haben, zumeist so, daß die Knie das Kinn berühren. Neben diesen Gerippen liegen, ohne Ausnahme, Waffen aus Stein und Werkzeuge aus Knochen. Neben diesen Denkmälern aus dem Steinzeitalter, den Dolmen, finden wir andere, Erdhügel, Tumuli, die auch Leichenkammern haben; diese aber sind im Allgemeinen weniger massiv, die verbrannten, in Asche verwandelten Leiber sind in Urnen beigesetzt; man findet hier zwar auch Steinwaffen, aber nur selten, dagegen neben denselben Waffen und Werkzeuge von Erz, oftmals von einer sehr vervollkommneten, obwohl immer sehr primitiven Arbeit. Neben den Schmucksachen von Erz kommen manchmal dergleichen von Gold vor. Diese erzenen Waffen und Schmucksachen sind identisch mit denen, welche auch im übrigen Europa in den Tumuli gefunden werden, namentlich in Frankreich, Italien, der Schweiz und in Griechenland. —

So die nordischen Alterthumsforscher. Sie sind sehr entschieden der Ansicht, daß bei ihnen das Vorhandensein einer Rasse, welche ganz genau von der spätern arischen

Bevölkerung zu unterscheiden ist, gleichsam dem Boden selbst aufgeprägt sei; in ihren Gegenden lasse sich eine Vermischung und Verschmelzung der einen mit der andern nicht nachweisen. Die erste wich der zweiten, ohne dieser irgend etwas von ihren Waffen oder Fertigkeiten und Künsten entlehnt zu haben.

In Frankreich dagegen scheint der in Dänemark bestimmt vorhandene Unterschied zwischen Dolmen und Tumulus, zwischen Steinzeit und Broncezeit, nicht vorhanden zu sein, und in einigen Dolmen hat man sogar römische Münzen gefunden. Die beiden Rassen treten hier nicht schroff von einander getrennt auf. Aber die reichen Sammlungen sowohl in der Schweiz wie in Frankreich berechtigen vollkommen zu der Annahme, daß dort, wie in Dänemark, zwei nach einander auftretende, auf einander folgende Civilisationen vorhanden waren, und daß beide denselben Charakter hatten wie die im Norden. In Frankreich aber und in der Schweiz sind diese beiden verschiedenen Civilisationen, wie eben gesagt, nicht so scharf von einander getrennt, sondern sie kommen in den Grabmälern vermischt und gleichsam verschmolzen vor; es muß schon in früher Zeit eine Vermischung beider Rassen statt gefunden haben. So z. B. haben in Frankreich die Leute der Dolmenzeit an mehreren Punkten den Gebrauch der Leichenverbrennung angenommen, und das weist darauf hin, daß sie sich einem neuen Kultus zugewandt. Im Norden ist das nicht der Fall gewesen.

Man findet in Frankreich in den Dolmengräbern neben Waffen aus Bronce auch dergleichen aus Stein, aber andrerseits auch unter manchen der imposantesten Steindenkmäler lediglich steinerne Geräthschaften; so neulich in der Bretagne, im Departement Morbihan, wo 1864 fünf prächtige, bisher unberührt gebliebene Dolmen genau untersucht wurden. Man traf keine verbrannten Leichen und nur Geräth aus Jade, Jaspis, Feuerstein und in einem einzigen Grabe mehr als 100 steinerne Aexte. Alles wohl erwogen, ist man zu dem Schlusse berechtigt, daß die Dolmenbauer in Frankreich desselben Schlages gewesen sind, wie jene in Deutschland, Dänemark und England und daß sie nach Frankreich auf dem Seewege kamen.

Was die geographische Verbreitung anbelangt, so findet von Nordost gen Südwest eine bemerkenswerthe Vertheilung statt. Im Norden tritt das Steinzeitalter unvermischt auf; in Gallien vermischt mit der Broncezeit, in Nordafrika die letztere gemischt mit der Eisenzeit. Bertrand will daraus auf „die verschiedenen Etapen einer und derselben Volksgruppe („Race") schließen, die von Osten nach Westen, von Norden nach Süden floh, auf diesem Zug aber ihren Drängern und Bezwingern einen Theil ihrer Civilisation entlehnte."

Wir werden gleich nachher zeigen, daß andere Forscher in dieser Beziehung ganz andere Meinungen aufstellen, bis auf weiteres läuft ja überhaupt in dieser Frage Alles mehr oder weniger auf Vermuthungen hinaus. Annähernd richtig kann aber wohl sein, was Bertrand als Resultat seiner Forschungen hinstellt und in folgender Weise zusammen faßt: —

„Wir haben eine ganz eigenartige Civilisation vor uns, die staffelweise in den europäischen Küstengegenden fast ohne Unterbrechung von Kurland bis in die Nähe von Lissabon reicht. Das Volk war ein nordisches, dessen erste Erscheinung wir in Kurland nachweisen können. Es besaß die Kunde und die Fertigkeit, auch die härtesten Steine zu glätten und den Feuerstein zu schneiden; es verschwindet, nachdem die arische Rasse aufgetreten ist. Aber jenes nordische Volk hatte doch nur einen verhältnißmäßig geringen Theil der nördlichen und westlichen Gegenden Europa's inne, und war keineswegs das einzige Volk (oder die einzige Völkergruppe), welche von den einwandernden Ariern im Abendlande vorgefunden wurde. Denn wir finden Spuren von noch einer andern Völkergruppe, welche in der Civilisation tiefer stand als die Dolmenbauer; diese war geographisch weiter verbreitet; und wir finden an ihr dieselben charakteristischen Merkmale gleichmäßig in Belgien, im Perigord, in den Pyrenäen, der Schweiz und in Italien. Diese ältere Gruppe verstand den Feuerstein, Rennthier- und Hirschgeweihe und Knochen zu bearbeiten, nicht minder die Elephantenzähne und die Hauer des Ebers, aber nicht harte Steine zu poliren. Es ist noch keine Karte über ihre Verbreitung entworfen worden; in Bezug auf Kunstfertigkeit ist sie von den Dolmenbauern verschieden; sie begrub ihre Leichen; das Verbrennen derselben war nicht üblich." So weit Bertrand.

Wer aber hat die Dolmen, die Hühnengräber, im ostindischen Dekkan errichtet, wer jene im Osten des Jordan oder jene in Arabien? Ueber die letzteren haben wir erst in der allerneuesten Zeit durch Palgrave eine überraschende Kunde erhalten (Narrative of a years journey through Central-and Eastern-Arabia, 1862—1863; by William Gifford Palgrave. London und Cambridge, 1865. 2 Bde.). Auf seiner Wanderung von Hayel (Haïl), der Hauptstadt des Djebel Schomer (Schammer), nach Bereydah, in der Landschaft Nieder-Kasim, gelangte er, dort im nordwestlichen Centralarabien, nach Ayun. In der Nähe dieser Stadt fand er — Dolmen! Ich will die Stelle (I, S. 251) übersetzen.

„Wir rasteten eine Weile am Rande des Hochlandes, um uns an der prächtigen Landschaft, welche vor uns lag, zu erfreuen. Unten dehnte sich die weite Ebene aus; wenige Miles von uns lagen die dichten Palmenhaine von Ayun, aus denen Thürme und Citadelle theilweise hervorragten ꝛc. Wir ritten auf einem schmalen Pfad abwärts; plötzlich sahen wir mehrere gewaltige Steine vor uns, ungeheure Massen, welche mit dem einen Ende senkrecht in den Boden gestellt waren; einige derselben dienten als Stütze für ähnliche Massen, die oben quer über sie gelegt waren. Sie sind in einer Curve aufgestellt worden und haben allem Augenscheine zufolge einst den Theil eines großen Kreises gebildet. Viele andere derartige Fragmente lagen unweit von dieser Stelle umher; die Zahl der noch aufrecht stehenden beträgt, wenn ich mich recht erinnere, acht oder neun. Zwei standen etwa 10 bis 12 Fuß von einander entfernt und glichen großen Thorpfeilern; sie trugen noch ihren horizontalen Querbalken, d. h. einen über sie gelegten mächtigen Steinblock. Bei manchen fehlte diese Querüberlage; die anderen aber trugen, aller Zeit und allen zerstörenden Bemühungen der Menschen zum Trotz, dieses Hauptstück. Einer von diesen Quersteinen war so ungemein genau balancirt, daß er mir wie ein Wag- oder Wackelstein (rocking stone) vorkam. Ich ritt auf meinem Kameel unter ihm durch, und bemühte mich, mit meinem Reitstock ihn zu erreichen; das gelang mir aber nicht; denn er lag höher als 15 Fuß über dem Boden. Es scheint, als ob diese Blöcke aus den Kalksteinbergen in der Nähe ausgehauen worden seien; sie sind roh geformt, zeigen weiter keine Spur von Bearbeitung, haben keine Vertiefungen, die etwa zu Opferzwecken eingemeißelt worden wären, und von Figuren oder Zierrath ist gar nichts

zu bemerken. Die Leute im Lande meinen, diese Steine seien vom Riesen Darim errichtet, der auch ein Zauberer gewesen. Meine Begleiter sagten mir, daß in der Nähe der nicht weit von Aynn liegenden Stadt Naß ein ähnlicher Steinkreis, gleichfalls von so ungeheuern Dimensionen, vorhanden sei, und nach Südwesten hin, in der Richtung nach Henakiyeh, an den Grenzen des Hedschâs, noch ein dritter."

Palgrave fügt hinzu: „Mir scheint es keinem Zweifel zu unterliegen, daß diese seltsamen Bauwerke zu religiösen Zwecken gedient haben. Wenn die Vermuthungen der Gelehrten richtig sind, denen zufolge die Steinbauten von Stonehenge und Carnac mit einem planetarischen Symbolismus zusammenhängen, dann kann ein Gleiches auch in Arabien der Fall sein, also hier in einem Lande, wo der Dienst der Gestirne allgemein verbreitet war. Zwischen dem Steinwunder in Kasim und jenem in Somersetshire finde ich weiter keinen Unterschied, als daß das eine in Arabien, das andere, vollkommenere, in England liegt."

Wie will hier und im indischen Dekkan die keltische Theorie sich helfen? Auch in Algerien stößt sie auf große Schwierigkeiten.

Ueber die Dolmen in Nordafrika haben wir durch Féraud, Christy und Desor interessante Nachweisungen, die im Wesentlichen auf Folgendes hinauslaufen.

Vor länger als 20 Jahren hatte der um die Alterthumsforschung in Nordafrika sehr verdiente Berbrugger bei Aïn Benian, welches die Franzosen Guyotville nennen, 6 Lieues westlich von Algier, eine Menge „keltischer" Denkmäler gefunden; daß dergleichen auch in der Provinz Constantine und in Dschelfa vorkommen, wußte man damals noch nicht. Bei Aumale wurde ein Grabstein gefunden, welcher einem Centurio armorieanus gesetzt worden war, also einem im römischen Heere dienenden Hauptmann aus der Bretagne, wo die „keltischen" Denkmäler ja in so großer Menge vorhanden sind. Man nahm sofort als ausgemacht an, daß die aus Gallien gebürtigen Soldaten auch in Nordafrika ihre Todten nach vaterländischer Weise bestattet hätten. Dabei beruhigte man sich lange Zeit.

Im Dezember 1861 kam Gilbert nach Algier, und untersuchte die „keltischen" Alterthümer. Dieselben waren auf der, im Jahr 1834, vom Kriegsdepot veröffentlichten Karte bezeichnet worden als: petites constructions semblables aux monuments druidiques. In der That sind sie ächte Dolmen, Tafelsteine; ein großer Stein liegt über zwei aufrecht gestellten, und viele sind auch mit einem Kreise von Steinen, also einem Cromlech, umgeben. Als die Franzosen 1830 Algier in Besitz nahmen, waren in der Gegend von Aïn Benian mindestens 200 solche Dolmen vorhanden; nun sind die meisten zerstört worden und zwar auf Anordnung der französischen Verwaltungsbehörden (ce qui est triste à dire, sagt der vortreffliche Vivien de St. Martin in seiner Année géographique, 1865, S. 117); man hat nur 13 Stück als Proben (en guise de spécimens) stehen lassen.

Die Dolmen in der Provinz Constantine sind von Christy und Féraud näher untersucht worden. Diese beiden Gelehrten gingen im April 1863 von der Stadt Constantine nach den Quellen des Bucherzug, welche etwa acht deutsche Meilen südöstlich von derselben liegen. Dort fanden sie in einem Umkreise von drei Stunden auf den Hügeln und in der Ebene das ganze die Quellen umgebende Gebiet mit vermeintlich „keltischen" Denkmälern bedeckt, mit Dolmen, Halbdolmen, Cromlech (Steineirkeln), Menhir (Steinsäulen) und Tumuli, — demnach alle Typen, welche Europa aus der „keltischen" Zeit aufweist. Christy hebt hervor, daß man dort die Denkmäler nicht nach hunderten, sondern nach tausenden zählen könne. Er stellte Nachgrabungen an und fand darin ähnliche Geräthschaften, wie sie in den europäischen Dolmen vorkommen; z. B. rohes, d. h. halbgebranntes und auch ungebranntes Töpfergeschirr, ähnlich jenem in den Pfahlbauten; anderes war gut gebrannt; sodann kupferne Zierrathen: Ohrringe, kleine Fingerreife, Schnallen ꝛc.; ferner auch eiserne Geräthschaften und in einem Denkmal sogar eine Bronceemedaille der Kaiserin Faustina, also aus dem zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung.

Im Jahr 1864 besuchte Desor jene Gegend, um sich Aufklärung über diese neue, höchst unerwartete Erscheinung zu verschaffen. „Und so erfuhren wir denn, daß in anderen Theilen der Provinz, namentlich in der Gegend von Gelma, die Zahl der Monumente noch viel bedeutender, und auf dem Plateau zwischen Gelma und Constantine, wörtlich meilenweit, damit übersäet sei, so daß man sie daselbst zu tausenden und aber tausenden zählen könne." (A. Allg. Ztg. 24. Mai 1865.)

In Nordafrika ist also ein Gebiet vorhanden, wo die Denkmäler nicht nur eben so gut erhalten sind wie in Europa, sondern wo sie noch viel zahlreicher vorkommen als selbst in der Bretagne. Sofort hat sich die Frage erhoben, wo der „Stammsitz der Dolmenbauer" gewesen sei, wohin seine Abkömmlinge und Sprößlinge sich verbreitet hätten, und wie sie nach Afrika gekommen seien?

An Vermuthungen und Combinationen hat es nicht gefehlt; die Forschung ist aber noch so sehr in den Anfängen, daß wir unsrerseits bis auf Weiteres sehr vorsichtig und skeptisch uns verhalten wollen. Was man bis jetzt beigebracht hat, ist etwa Folgendes:

Man findet in den nordafrikanischen Denkmälern Gegenstände aus der römischen Kaiserzeit, und auch solche von ganz primitiver Art, z. B. Steinbeile. Die drei Zeitalter: des Steins, der Bronce und des Eisens, sind hier neben oder nach einander gemischt vorhanden. Daraus ergibt sich unbestreitbar, daß diese Dolmen sehr hoch in der Zeit hinaufreichen und noch in den Tagen der römischen Kaiser als Grabstätten benutzt wurden. Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung haben die Aegypter mit einem nach Westen wohnenden Volke, den Tamhu, verkehrt, und Brugsch hat aus Denkmälern ermittelt, daß die Aegypter 2800 Jahre vor Christus an diese Tamhu eine Gesandtschaft geschickt hätten. Auf ägyptischen Wandtafeln seien die Tamhu weiß, mit schönem Profil und in Thierfelle gehüllt abgebildet; sie seien, meint man, die Bewohner des Atlas, Berbern, unter denen ja auch heute noch Menschen mit blauen Augen gefunden werden, und diese kommen dort auch in Gegenden vor, in welchen niemals Vandalen gewesen sind. Man will annehmen, daß sie Ueberreste der weißen Tamhu seien, „die einen gewissen Grad von Kultur besessen haben, als deren Zeugen wohl (!) die so verbreiteten Denkmäler gelten dürfen". Also eine Tamhu-Hypothese.

Für diese Annahme fehlen bis jetzt die Beweise. Desor, sonst so vorsichtig, geht aber hier gleich sehr rasch weiter: „Wenn nun die Dolmen, wie manche Archäologen (ohne Grund und vor allen Dingen ohne Nachweise zu liefern) annehmen, von Europa nach Nordafrika verpflanzt worden sind, so müßte dies in einer Epoche geschehen sein, welche weit über die Grenzen hinausreicht, in die man in der Regel das Keltenthum verlegt. Wir möchten daher die Frage aufwerfen, ob es nicht eben so zulässig sei: eine Einwanderung der weißen Rasse in entgegengesetzter Richtung, d. h. von Nordafrika

nach Europa, anzunehmen? Es scheint uns (Herrn Desor) besonders auch der Umstand dafür zu sprechen, daß dort jene Monumente viel zahlreicher und mannichfaltiger auftreten, als in Europa, wo sie verhältnißmäßig nur vereinzelt (?) vorkommen. Und sollte nicht auch der Umstand mit in Rechnung gebracht werden, daß jene Denkmäler sich vornehmlich längs der Küste des westlichen Europa finden? Es wird ja überhaupt angenommen, daß die Keltiberer und die Bewohner der Insel Sardinien aus Afrika stammen."

Aber hier wenden wir unsererseits ein, daß im Gebiete der Keltiberer und auf Sardinien keine Dolmen ꝛc. vorkommen. Sardinien hat nur die bekannten Thürme, welche man als Nuraghes bezeichnet, und die mit den Dolmenbauern gar nichts zu schaffen haben. Ob die Keltiberer und alten Sardinier aus Nordafrika gekommen sind oder nicht, ist also hier ganz gleichgültig; auf keinen Fall haben sie einen Dolmenbau von dort mitgebracht.

Desor fährt fort: „Die jetzige Sprache der nordafrikanischen Völker scheint nichts mit den sogenannten keltischen Idiomen gemein zu haben. Man vergißt aber, daß dort, wie kaum auf einem andern Boden, die Eroberung Alles (?) bis auf die Sprache vernichtet hat. Indessen gibt es doch einzelne Stämme, dem Saum der Wüste entlang, deren Idiom verhältnißmäßig wenig arabische Elemente aufgenommen hat. Dahin gehören namentlich die Tuarek, deren Sprache man jetzt erst zu studiren beginnt. Es scheint (!) nun, daß dieselbe durchaus nicht semitischen Ursprungs ist und, was um so bedeutungsvoller, sie führt noch zur Stunde den Namen der Tamhu-Sprache; vergl. Freeman: the Tuareg languages. Die Sprachforscher hätten also die Frage zu beantworten: ob zwischen der Tuareksprache und unseren ältesten europäischen Idiomen nicht eine Verwandtschaft bestehe." So weit Desor.

Wir wollen hervorheben, daß die Tuarek gar nicht „dem Samm der Wüste entlang" leben, sodann, daß nicht bloß „einzelne Stämme dem Saume der Wüste entlang" sich ihre uralten Idiome fast unversehrt bewahrt haben. Von arabischen Zuthaten ist verhältnißmäßig wenig in denselben, und vorzugsweise hat man nur Ausdrücke angenommen, welche sich auf den Mohammedanismus und dessen Gebräuche beziehen; am meisten mit Arabisch ist die Sprache der algerinischen Kabaylen versetzt. Aber berberische Idiome, die Mundarten der alten Numidier und Mauretanier reichen noch jetzt von der tripolitanisch-ägyptischen Grenze bis zu den Säulen des Herkules, sie bilden auch die Sprache der Amazirghen und Schellöchen im marokkanischen Lande, sie sind verbreitet über die Oasen der Sahara und bis an den Senegal, ja bis an den Niger. Ueber die ethnische Einerleiheit der Berbern, Kabaylen ꝛc. handelt in klarer und lichtvoller Weise Major Hanoteau in seinem Essai de grammaire tamascheck, und was die Tuarek anbelangt, so haben wir über sie durch Heinrich Barth und neuerlich durch Duveyrier eingehende Kunde erhalten.

Das Resultat ist Folgendes: Die Tuarek zerfallen in vier große Zweige: die Asghar in der Oase Ghat, die Kelui in der Oasengruppe von Aïr, die Auëlimmiden am linken Ufer des Quorra (Niger) unterhalb Timbuktu, und die Hoggar. Diese vier bilden die Gruppen des Targhi-Volkes (Plural Tuarek); sie haben die bewohnbaren Gegenden der Sahara inne und sind, obwohl räumlich von einander getrennt, in allem Wesentlichen einerlei in Abkunft, äußerer Erscheinung, Zügen, Sitten, Gebräuchen und Sprache, sie bilden den wichtigsten und gegenwärtig einzig unabhängigen Zweig der großen berberischen Völkerfamilie. Diese letztere ist eine eigenartige ethnische Familie; ihr Ursprung verliert sich in vorgeschichtlichem Dunkel. Sie reicht aber, seit wir von ihr wissen, vom Nil bis zum Ocean; sie erhielt von Aegyptern und Phöniciern, später von Griechen und Römern die verschiedenen Benennungen: Libyer (vom punischen Lehabim); Numider (vom griechischen Nomades, Hirten); Mauren (vom punischen Mahurim, d. h. die Westlichen). Aus der ethnischen Bezeichnung Berber ist die Bezeichnung Barbarei für das nordwestliche Afrika herzuleiten. Die Mehrzahl der berberischen Völker behauptete stets ihre volle Unabhängigkeit auch gegen Römer und Karthager; sie sind allzeit Hirten oder Halbackerbauer geblieben und nahmen wenig von der Civilisation der in Nordafrika als Eroberer auftretenden Völker an. Sie hatten Könige wie Jugurtha, Massinissa und Juba und waren jederzeit tapfer in eigenartiger Weise. Sie gründeten mohammedanische Dynastien im fernen Westen, in Marokko und Spanien, und gegen Osten hin bis Tunis. In Algerien aber wurden sie seit dem 11. Jahrhundert n. Chr. von Arabern überflutet, und hier, wo ihre alte Volksthümlichkeit am meisten gebrochen wurde, empfing auch ihre Sprache die meisten arabischen Zuthaten. In Algerien bezeichnet man sie bekanntlich als Kabaylen, d. h. die Stämme, Kebaïls.

Wenn nun, meinen wir, die „Tamhu" Dolmenbauer gewesen sein sollen, und wenn sie berberische Leute waren, so ist schwer zu begreifen, weßhalb lediglich diese algerinischen Tamhuberbern Dolmen und Cromlechs gebaut haben sollen, und nicht auch die übrigen berberischen Völker, z. B. in Marokko, in den Oasen der Wüste ꝛc., wo man dergleichen bisher wenigstens nicht gefunden hat. Die Hypothese von den berberischen Tamhu-Dolmenbauern steht noch auf äußerst schwachen Füßen in der Luft der Vermuthungen.

Die Anhänger der Keltentheorie haben ohne Weiteres die Dolmen in Nordafrika für ihre Kelten in Beschlag genommen, — jene in Südindien und Arabien freilich noch nicht! Sie machen sich die Sache äußerst leicht. F. K. Meyer meint in einer Schrift: „Die noch lebenden keltischen Völkerschaften", Berlin 1863, die Kelto-Kymrer seien — von Asien aus nach den Säulen des Herkules nicht über Europa, sondern über Afrika gezogen. Ein Keltologe in Köln sagt: „Von den altjüdischen Auslegern der Genesis (welche Autorität!) werde als Gomer's (darunter seien die Cimbern zu verstehen) Wohnsitz neben Germanien auch Afrika genannt. Bei Sallust und Isidorus finde sich die Angabe: Meder, Armenier und Perser seien in sehr alter Zeit (sehr alt muß sie allerdings gewesen sein!) nach Hispanien und von da nach Afrika gekommen, woselbst das Volk der Mauren oder Maurusier durch Vermischung eingewanderter Meder und Armenier mit vorgefundenen Libyern, das Volk der Numidier aber durch Vermischung der Perser und Gätuler entstanden sei." Es waren also vor dieser mythischen Einwanderung, — denn jeder geschichtliche Nachweis fehlt — schon Leute in Afrika; aber die Angaben tragen das Gepräge der Fabel an der Stirn. Sallust und der um Jahrhunderte spätere Isidor haben in solchen Dingen nicht die mindeste Autorität in Anspruch zu nehmen. Der kölnische Keltologe (Allg. Z. 2. Juni) bemerkt dann: „In dieser Sage ist ohne Zweifel der Zug der Auswanderung in umgekehrter Richtung angegeben; die Cimrier oder Cimbern werden häufig Kelten genannt; ihnen dürften die Dolmen Afrika's zuzuschreiben sein."

Welch eine Art der Argumentation!! In Bezug auf die keltischen Dinge (die man bei den Dolmen nicht so sehr in den Vordergrund stellen sollte, schon deßhalb nicht, weil diese Denkmäler in Europa platterdings über eine keltische Einwanderung, nämlich unbestreitbar in das Steinzeitalter, zurückreichen) herrscht noch immer die größte Meinungsverschiedenheit, dafür zeugen insbesondere die sehr umfassenden Erörterungen in der pariser anthropologischen Gesellschaft von 1864. Mit einem „dürfte" und mit der willkürlichen Annahme von „Auswanderungen in umgekehrter Richtung" als jene ist, welche in einer Sage erwähnt werden, und wenn diese Sage ohnehin nur von in der Sache völlig incompetenten Schriftstellern späterer Zeit mitgetheilt ist, — mit solchen Aufstellungen sollte man in einer solchen Frage nicht hervortreten.

Die nordischen Alterthumsforscher gehen verständiger zu Werke. Es ist am geeignetsten, offen einzugestehen, daß wir in Bezug auf die Dolmenbauer nur erst in den Anfängen der Forschung seien; die Kelten und immer wieder die Kelten und das viele noch Problematische, was ihnen anhaftet, hier allemal in den Vordergrund zu stellen, das kann nur verwirren und bringt uns nicht weiter.

Aus Gifford Palgrave's Reise im mittlern und östlichen Arabien.

I.

Palgrave's Reiseweg. — Die Scherarat-Beduinen und ihr Sonnenkultus. — Der Wadi Serhan. — Der Wüstenwind Simum. — Der arabische Wüstengürtel. — Bodengestaltung der Halbinsel. — Die Sandpässe, Nefûd, und ihre Verbreitung. — Die Hauptstadt Haïl in Djebel Schomer und König Telal. — Bedeutung des Wortes Nedsched. — Die Solibah-Beduinen. — Charakteristik der Araber, Türken und Perser. — Lauheit im Mohammedanismus.

Die heilige Stadt Mekka ist während der letztverflossenen Jahre mehrfach von Ungläubigen besucht worden; Richard Burton und Herr von Maltzahn sind bis in die Kaaba gedrungen. Am Rothen Meere empfinden die Araber mehr und mehr europäische Einflüsse; die Häfen werden von Dampfern besucht und der Handelsverkehr geht mehr und mehr in „fränkische" Hände über. Die ostarabische Küste ihrerseits geräth in commercielle Abhängigkeit von Indien, der persische Golf ist eine Passageregion für den europäisch-indischen Telegraphen geworden, und der Sultan von Omân steht mit den Engländern in freundlichen Beziehungen. Dort werden europäischen Kaufleuten und Reisenden keinerlei Schwierigkeiten in den Weg gelegt, sie sind vielmehr willkommene Gäste und das Volk ist dem Fanatismus abhold.

Ganz anders haben sich die Verhältnisse im mittlern Arabien gestaltet. Seitdem zwei energische Männer, Terki und dessen Sohn Feysel, das Reich der Wahhabis wieder hergestellt haben, ist allen Ungläubigen der Zugang in das Gebiet dieser Heiligen und Fanatiker erschwert worden. Seit Sadleir (1819) ist kein Europäer bis zur Hauptstadt der Wahhabis gekommen oder durch das Nedsched gewandert; Wallin kam auf seinen Reisen durch Nordarabien nach Süden hin nur bis Djebel Schammer. Nun hat 1862 Palgrave das Wagstück unternommen, Centralarabien in der Richtung von Nordwesten nach Südosten zu durchziehen, von Gaza am Mittelländischen Meere bis El Chatif am persischen Golf.

Sein Itinerarium ist folgendes: Als angeblich arabischer Arzt und Christ aus Damaskus und von einem christlichen Araber aus der Umgegend dieser Stadt begleitet, ging er durch die syrische Wüste nach Maan; hier traf er Beduinen, welche ihn durch die große Wüste bis zum ersten bewohnten Platz im nördlichen Centralarabien geleiteten, nach Dschâuf, einer aus 12 Dorfschaften bestehenden Oase mit etwa 30,000 Einwohnern. Von dort gelangte er in fünf Tagen nach Djebel Schammer oder Schomer, das er als eine Art Vorgebirge des hohen Binnenlandes bezeichnet; er kam nach Hayel (Haïl), der Hauptstadt des neugegründeten Königreichs Schomer, und blieb dort anderthalb Monate. Dieser kleine Staat ist jetzt nur mehr oder weniger nominell abhängig von den Wahhabis. Von dort zog er durch das fruchtbare Gartenland Niederkasim, über Raß und Bereydah, wo er etwa einen Monat verweilte und dann in nordöstlicher Richtung durch die Provinz Sedeyr ging und den sandigen „Paß" oder Wüstengürtel durchzog, der als Nefûd bezeichnet wird. Er besuchte die Handelsstadt Zulfe, am Fuße des etwa 3000 Fuß hohen Djebel Tanêik (Toweyk), das sich von Westen an in drei Terrassen erhebt. Solch ein terrassirtes Hochland bezeichnen die Araber als Nedsched; dasselbe umfaßt die fünf Centralprovinzen Sedeyr, Aared, Yemama, Afladsch und Woschem. In Sedeyr besuchte Palgrave die Städte Medschmaa und Toweim; er überstieg am Rande des „kahlen Berges" (Djebel Atala), welcher den höchsten Punkt des Tanêikgebirges bildet, den Bergpaß Thenyiet Atala, und gelangte nach Horeimela, in welcher der Stifter der Wahhabisekte geboren wurde, und kam in das berühmte Centralthal Arabiens, des mehrere 100 Meilen langen Wadi Hanifa, vorüber an den Ruinen der Städte Eyana und Derayiya nach Riad, das jetzt Hauptstadt der Wahhabis ist, und wo der Sultan von Nedsched residirt. Nachdem er dort zwischen acht und neun Wochen lang verweilt, zog er weiter nach den Städten Manfuha und Sulemieh in der Provinz Yemama, die nicht unbeträchtlichen Baumwollenbau hat, und stieg vom östlichen Rande des Tanêikgebirges das Wadi Jarnk hinab und in die Ebene, in die Landschaft Hasa, das Uferland am persischen Golf. Nachdem er sich einige Zeit in der Hauptstadt Hufhuf aufgehalten, ging er nach Norden hin bis El Chatif.

Von dort fuhr er zu Schiffe nach den Bahrain-Inseln, blieb dort mehrere Wochen in der Hafenstadt Menama, durchreiste die zum Königreich Omân gehörende Provinz Katar, segelte nach der persischen Küste hinüber, dann wieder nach der arabischen Seite des Golfes nach Schardjah, ging zu Lande bis nach dem Kap Mesandum (das von den Engländern auf ihren

Karten als Mussendom bezeichnet wird) und weiter nach dem Hafen Sohar; von hier segelte er nach Maskat, litt bei den Soada-Inseln Schiffbruch und rettete sich aber durch Schwimmen. Zwischen Barka und Sib erreichte er die Küste, besuchte den Sultan von Omân, reiste zu Lande nach Maskat, und ging auf dem Seewege nach Bagdad.

Palgraves Buch enthält eine ungemeine Fülle interessanter Nachrichten und Schilderungen. Der „Arzt aus Damaskus" fand vortreffliche Gelegenheit zur Beobachtung des Lebens und Treibens der Araber, vom König bis zum Beduinen herab. Er verkehrte mit den ehrsamen Bürgern der Städte, mit den Inquisitionsrichtern bei den fanatischen Wahhabis, mit Nomaden, die noch heute, wie vor Mohammed, dem Gestirndienst ergeben sind, und mit den Freidenkern, welche ingrimmigen Haß hegen gegen Alles, was Islam heißt. Für die eigentliche Geographie finden wir in Palgraves Werk keine so große Ausbeute wie für die Ethnographie; in der That hat vor ihm Niemand eine so eingehende und frische Darstellung des arabischen Volkes gegeben; er verkehrte mit den Leuten, als sei er einer der ihrigen gewesen. Aber auch den Charakter der Gegenden, welche er durchwanderte, weiß er prächtig zu schildern.*)

Zwischen Maan und Dschauf liegt eine Wüstenstrecke, welche von den Scherarat-Beduinen durchzogen wird. Dort sah der Reisende zum ersten Male, in welcher Weise die Bedninen in ihrem eigenen Lande das höchste Wesen verehren. Als die Sonne eben anfing über den Horizont emporzusteigen, wandten die Nomaden ihr Antlitz gegen Osten, sprachen, miteinander abwechselnd, einige Gebete und Anrufungsformeln und fuhren damit fort, bis die ganze Sonnenscheibe sichtbar geworden war. Sie hatten keine Waschung vorgenommen und blieben auch auf ihren Kameelen sitzen. Sie sind, — so fährt Palgrave fort, — noch heute, wie vor Mohammeds Zeit, Verehrer des Tagesgestirns, und sie bleiben dem Sonnenkultus ergeben. Es ist eine Thatsache, daß der Mohammedanismus während der 12 Jahrhunderte seines Bestehens, auf die überwiegende Mehrzahl der arabischen Nomaden gar keinen oder doch nur sehr geringen Einfluß geübt hat, weder im Guten noch im Bösen. Die Beduinen hatten und haben nicht etwa eine besondere Abneigung gegen ihren Landsmann, der als Prophet auftrat, oder gegen den einheitlichen Gott, aber sie waren nicht danach angelegt, waren damals wie noch heute unfähig, tiefgreifende Einflüsse aufzunehmen und genau vorgezeichnete Formeln des Denkens und der äußeren Gebräuche zu befolgen; dagegen waren die Bewohner der Städte im Hedschâs und anderen Provinzen für dergleichen sehr empfänglich. Bei den Beduinen ist es mit dem Mohammedanismus wie wenn man ein Siegel in Wasser abdrucken wollte. Sie sind rings umgeben von Bekennern des Islam und haben auch nichts dagegen, daß man sie als Anhänger Mohammeds bezeichne; sie machen auch Gebete und manche äußere Gebräuche mit. Im Grunde aber machen sie es ähnlich wie die Zigeuner, welche sich angeblich zu der Religion des Landes bekennen, in welchem sie sich eben aufhalten. Aber wenn der Nomade unter seines Gleichen ist, dann zieht er seine wahre Flagge auf. Bei den Halbbeduinen an den Grenzen von Syrien, Aegypten oder des Hedschâs finden wir allerdings eine mohammedanische Färbung als Folge des Verkehrs mit Stadtbewohnern und überhaupt mit Leuten, die aufrichtige Mohammedaner sind.

Finlay, dem wir einige vortreffliche Werke über das byzantinische Reich verdanken, betont einmal den Satz: daß es eine reine Täuschung sei, wenn man von der Einheit der christlichen Kirche spreche. Ich kann, sagt Palgrave, ganz entschieden bestätigen, daß der Ausspruch auch auf den Islam Anwendung findet. In keinem andern Theile der Welt gibt es so viel geheimen Zwist, so große Abneigungen und so viel Unglauben als gerade in den Ländern, welche ein oberflächlicher Beobachter für streng und einheitlich mohammedanisch hält.

Die Scherarat-Bedninen, ächte Araber, sind mit den Formen und Formeln der mohammedanischen Gottesverehrung etwa eben so vertraut, wie irgend ein beliebiger Engländer aus dem Volke; sie wissen nichts von Niederwerfungen, Wiederholungen der Gebete, Abwaschungen 2c.; sie wissen nichts von einer Pilgerfahrt nach Mekka, außer daß sie die Pilger plündern, und von Beobachtung der Fasten im Ramadhan-Monat ist bei ihnen gar keine Rede. Dagegen opfern sie Schafe und Kameele auf den Gräbern ihrer Verwandten.

Wir näherten uns dem Wadi Serhan. Es war Mittag, ein Mittag mitten im Hochsommer unter einem unbewölkten arabischen Himmel in einer steinigen Wüste. Bisher war die Luft ruhig gewesen; jetzt kamen einzelne, brennend heiße Windstöße aus dem Süden und die Schwüle nahm zu. Ich fragte meinen Führer Selim, was das bedenten solle; der aber hatte sich schon das Haupt mit seinem Mantel verhüllt, sich nach vorne hin auf den Hals des Kameels gelegt und seine beiden Begleiter machten es eben so. Selim zeigte mit dem Finger nach einem schwarzen Zelte und sagte rasch: „Sieh zu, daß Du dorthin kommst, dann sind wir gerettet. Deine Kameele dürfen sich nicht niederlegen."

Damit sprengte er fort; das Zelt lag mehrere hundert Schritte weit entfernt. Die Windstöße wurden immer heftiger und heißer und nur mit äußerster Anstrengung konnten wir die Kameele weiter treiben. Wie durch einen Zauberschlag wurde plötzlich die ganze Luft dunkelviolett und zog sich immer enger zusammen, etwa so, als würden Vorhänge aneinander geschoben. Gleichzeitig war es, als ob ein glühheißer, erstickender Luftzug aus einem Ofen herausströme, und die Kameele beugten die Knie, um sich auf den Boden zu legen.

Der Simum war über uns gekommen! Wir hieben unbarmherzig auf unsere Thiere ein. Die Atmosphäre war so dunkel, die Hitze so fürchterlich, daß es uns war, als sei die Hölle zur Erde heraufgekommen. Aber wir erreichten das Zelt, und als der Simum seinen Höhepunkt erreichte, lagen wir schon, mit verhülltem Haupte und fast dem Ersticken nahe, im Zelte, aber wir waren doch gerettet. Die Kameele lagen draußen mit weit vorgestrecktem Halse, regungslos und wie todt; so warteten sie, bis das Wetter vorüber war.

Wohl 10 Minuten lang wehete diese Glühhitze; dann fingen die Zeltwände an, sich klatschend zu bewegen, der regelmäßige Windstrom hörte auf und es traten wieder einzelne Stöße ein, das Schlimmste war überstanden. Wir standen auf, halbtodt vor Erschöpfung, und enthüllten das Gesicht. Nach einer kleinen Weile trat ich hinaus, um nach den Kameelen zu sehen; sie lagen noch platt am Boden, etwa so, als ob sie todtgeschossen worden wären. Noch hatte die Luft eine düstere Färbung, die allmälig ver-

*) Narrative of a years journey through Central- and Eastern-Arabia, 1862—63, by William Gifford Palgrave. London und Cambridge 1865, 2 Bde. Das Werk ist dem Andenken Carsten Niebuhrs gewidmet, „in honour of that intelligence and courage which first opened Arabia to Europe".

schwand; dann war wieder blendend heiterer Himmel. So lange der Simum wehete, war kein Sand oder Staub in der Luft; ich kann mir nicht erklären, woher die seltsame Dunkelheit rührte.

Im Süden der syrischen Wüste, von der Nähe des Todten Meeres quer über bis zum Euphrat, zieht sich ein breiter Wüstengürtel. Der Boden ist hart und steinig und selbst in der Winterzeit kommen nur sehr wenige Wasserquellen bis an die Oberfläche. Im Frühjahr ist das Land sehr dünn mit Gras und Kräutern bewachsen, im Sommer und Herbst aber absolut trocken; das Ganze ist eine höchst einförmige Wüstenei. Da oder dort steht wohl ein vereinzelter Fels, man sieht auch zuweilen eine Hügelgruppe. Diese Einöde ist der nördliche Abschnitt des großen Wüstenringes, welcher sich um Centralarabien herumzieht, der den Verkehr von diesem aus sowohl nach Syrien hin wie nach Bagdad so sehr erschwert und die Gestadeprovinzen Hedschâs, Yemen und Omân gewissermaßen abschneidet. In der Wüste liegen dann und wann Bodeneinsenkungen, theils länglich rund, theils in der Gestalt länglicher Thäler; dort ist der Boden etwas besser, Gras kann wachsen, und in diesen, allerdings immerhin sehr dürftigen Oasen halten sich die Beduinen auf. Solch eine Oase ist der Wadi Serhan, d. h. Thal des Wolfes, eine lange, gewundene Depression, die von Nordwest nach Südost zieht, einer langen Stufenleiter vergleichbar, deren oberes Ende bis Bosra im Hauran in Syrien reicht, während das Ende in Dschâuf liegt, das man als den Vorhof von Centralarabien betrachten kann. Diesen Weg nehmen die Handelskarawanen, welche überall in 10 bis 20 Fuß Tiefe Wasser finden können.

Die Provinz Dschâuf ist eine länglich runde Depression, eine Oase von 60 bis 70 Miles Länge und 10 bis 12 Breite, zwischen der nördlichen Wüste, durch welche sie von Syrien und vom Euphrat geschieden wird, und der südlichen Wüste, dem sandigen Nefûd, welche zwischen dieser Oase und den ersten Bergen der centralarabischen Hochebene, dem Djebel Schomer, sich hindehnt.

Nefûd sind „Sandpässe", „Töchter der großen Wüste", wie die Araber sagen, und gleichen ihrer unliebenswürdigen Mutter nur allzusehr; man kann sie bezeichnen als Eingänge, Inlets, zu dem großen Sandoceane, welcher etwa ein Drittel der großen arabischen Halbinsel bedeckt. Sie reichen in das centrale, vergleichweise fruchtbare Centralplateau so tief hinein, daß sie an einigen Stellen dasselbe durchschneiden; sie gleichen der großen Dahna oder „rothen Wüste". Die Araber, welche mehr zum Localisiren als zum Generalisiren geneigt sind, zählen diese Sandpässe nach vielen Dutzenden, man kann sie aber füglich auf vier große Hauptläufe zurückführen, und wer das Centrum Arabiens durchreisen will, muß nothwendig zwei dieser Nefûd passiren; Palgrave durchwanderte deren drei.

Man kann Arabien bezeichnen als ein centrales Tafelland, das von einem Wüstenring umzogen wird; dieser ist sandig im Süden, Westen und Osten; dagegen im Norden steinig. Dieser umliegende Ring ist seinerseits umgürtet von einer zumeist niedrigen und unfruchtbaren Berglinie, welche jedoch in Yemen und in Omân eine beträchtliche Höhe und Breite erreicht und auch fruchtbar ist; zwischen ihr und dem Meere zieht sich dann ein schmaler, ebener Küstensaum hin. Die Oberfläche des mittlern Tafellandes nimmt etwas weniger als die Hälfte der arabischen Halbinsel ein, und seine Grenzen werden oft ganz genau durch die Windungen und Einläufe der Nefûd bestimmt. Wenn wir diesen centralen Hochländern (also dem Nedsched, um dieses Wort in seiner weitern Bedeutung zu gebrauchen) hinzufügen: Dschâuf, Tayif, Djebel Asir, Yemen, Omân und Hasa, überhaupt die fruchtbaren Gegenden der äußeren Umkreisung, dann stellt sich heraus, daß Arabien etwa zwei Drittel anbaufähigen Bodens hat; das übrige Drittel ist und bleibt für alle Ewigkeit Wüste.

Palgrave hatte nun die Nefûd, die Sandpässe, zu durchwandern, einen, wie er sich ausdrückt, ungeheuern Ocean losen, röthlichen Sandes. Derselbe lag oft in hohen Ketten, die von Norden nach Süden einander parallel liefen, eine Welle nach der andern und zumeist etwa 300 Fuß hoch, mit abschüssigen Böschungen und rundlichen Kuppen; diese Hügel sind durch das Spiel der Wüstenwinde nach allen Richtungen hin eingerissen und eingefurcht. In der Tiefe ist es dem Reisenden, als sei er in eine Sandgrube gesperrt; auf allen Seiten starren ihm heiße Wälle entgegen. Wenn er aber mühsam sich bis zur Höhe emporgearbeitet hat, dann ist es ihm, als überblicke er eine feurige See, die unter dem Andrange eines starken Monsuns rothe Wellen schlage. Für die Glieder kein Rast-, für das Auge kein Ruhepunkt; überall glühende Hitze und grelles Licht. Er wandert am klaren Sommertage über den losen heißen Boden, er sitzt auf ermüdeten, wankenden Kameelen; er hat Nachts nur wenige Stunden eines oftmals unterbrochenen Schlafes; er hat bei Tage keine Ruhe, weil kein Obdach vorhanden ist; er genießt nur wenig Speise und Trank; das ohnehin stark verdunstende Wasser in den Schläuchen ist warm; die Sonne durchglüht Alles dermaßen, daß man überall Brandgeruch zu verspüren glaubt und daß Alles, was man nur anrührt, an den Fingern gleichsam brennt. „Wenn das ewig dauerte, wäre es die leibhaftige Hölle"; so sprach ich zu meinem Gefährten Barakat; der aber gab keine Antwort. Auch die Beduinen waren schweigsam und zogen mühsam einer hinter dem andern her. Es war am 20. Juli des Jahres 1862. Während voller 24 Stunden hatten wir nur eine einzige Stunde Rast. Der Sand liegt an manchen Stellen 400 bis 600 Fuß hoch, manchmal ganz senkrecht abschüssig. Von Tag zu Tag wurde die Wüste grauenvoller; endlich sah man einen Strauch und auf demselben drei Sperlinge. Jetzt war das Schlimmste überstanden, und nach einem allerdings noch höchst anstrengenden Ritte wurde das Dorf Djobbah erreicht.

Am andern Tag erblickte Palgrave aus weiter Ferne die Höhen des Djebel Schomer, eine phantastisch aufgehäufte Bergmasse, die von grünen Thälern durchzogen wird. Beim Dorfe Lakitah wuchsen Bäume und die Felder waren eingefriedigt; ein erquickender Anblick nach einer solchen Wüstenreise. Bald war Haïl erreicht.

Wir haben schon weiter oben gesagt, daß Palgrave etwa sechs Wochen lang in Haïl (Hayel), der Hauptstadt des erst in unseren Tagen gegründeten Königreichs Djebel Schomer, verweilte. Die Stadt liegt unweit vom Centrum der Gebirge. Von Djobbah, also von Norden her, steigt die ganze Ebene allmälig an und zieht sich zwischen den Sierras hin, welche von Nordosten nach Südwesten durch zwei Drittel der obern Halbinsel hinlaufen und das Außenwerk des centralen Hochlandes bilden. Daher der Name Nedsched, wörtlich Hochland, im Gegensatze zur Küste und den außen liegenden, weniger hohen Provinzen.

Insgemein bezeichnet man als Nedsched die Region zwischen Djebel Schomer im Norden und der großen Wüste (Dahna) im Süden, von der äußersten Kette des Djebel

Tanëik im Osten, bis in die Nähe der nominell dem türkischen Sultan gehörenden Pilgerstraße (Derb el Hadsch) im Westen. Diese centrale Region bildet ein großes Parallellogramm, das sich in der Diagonale durch Mittelarabien hinzieht in der Richtung von Nordost zu Ost, nach Südwest zu West. Es wird von den Arabern eingetheilt in das obere Nedsched (Nedsched el aala) und das untere (Nedsched el auta); Djebel Schomer gilt für ein Anhängsel des Nedsched; Dschâuf wird unbedingt nicht zu dem letztern gerechnet. —

Haïl ist eine blühende Stadt mit etwa 22,000 Einwohnern. Ueberall im Lande des Djebel Schomer herrscht Ruhe und Sicherheit, der Arzt aus Damaskus fand hier eine freundliche Aufnahme und machte dem Könige Telal seine Aufwartung; späterhin eröffnete er demselben aufrichtig, wer er sei und zu welchem Zwecke er in Arabien reise. Telal, Sohn Abdallahs, beherrscht das Land seit etwa 1845 mit Kraft und Weisheit; er gilt für das Muster eines arabischen Königs und ist weit entfernt, ein mohammedanischer Fanatiker zu sein. Er befördert den Handel, läßt nützliche Bauwerke aufführen, z. B. Waarenhallen, gräbt Brunnen, führt eine strenge, aber gerechte Verwaltung, hält die Beduinen im Zaume und hat sich von der Herrschaft der Wahhabis so ziemlich unabhängig gemacht. Thatsächlich ist er Gebieter über ganz Nordarabien, von Syrien bis Bagdad und bis an die Grenze von Nieder-Kasim; er ist „ein Mann von sehr großem Talent und politischem Geist; von unbedingter Toleranz, und sucht die Einwanderung sowohl schiitischer Mohammedaner als auch von Christen und Juden zu befördern". Ihnen allen versprach er vollkommene Glaubensfreiheit, und seine nun blühende Hauptstadt ist ein Mittelpunkt für den Handel geworden. Die Wahhabiregierung von Riad aber hat in Haïl ihre Späher und läßt den freisinnigen König auf Tritt und Schritt überwachen; ist er doch so gottlos, daß er Tabak raucht, was bei den Wahhabis für eine Todsünde gilt. Um jedoch den Wahhabis keinen Anlaß zum Einmischen in die inneren Angelegenheiten seines Landes zu geben, hat er den öffentlichen Verkauf von Tabak verboten und seine Unterthanen sollen nur solche seidene Kleider tragen, die mit etwas Baumwolle gemischt sind. Trotzdem bezeichnen ihn die Fanatiker als einen Ungläubigen und seine Unterthanen werden von ihnen türkische Maulesel geschimpft. Er aber ist leutselig, jetzt etwa 40 Jahre alt, und regiert schon seit 20 Jahren sein Land vortrefflich.

Die ethnographischen Charakteristiken, welche Palgrave entwirft, sind klar und anschaulich. Er schildert zum Beispiel den Beduinenstamm der Solibah, die von den Grenzen Syriens bis in die innersten Thäler des Nedsched zerstreut leben. Sie sind überall dieselben und von anderen Beduinenstämmen leicht zu unterscheiden; man meint auch, daß ihre Vorfahren Christen gewesen seien und leitet ihren Namen von Salib, das Kreuz, ab. Sie nehmen niemals Antheil an den Streitigkeiten und Kriegen anderer Beduinen, und meiden auch jede eheliche Verbindung mit denselben, verkehren überhaupt mit ihnen so wenig als irgend möglich. Ihre Hauptbeschäftigung ist die Jagd auf Strauße und Gazellen, und darin thun sie es allen anderen Nomaden zuvor. Von Spuren positiven Christenthums hat Palgrave allerdings kaum etwas bemerken können, aber sie hegen einen ingrimmigen Haß gegen den Mohammedanismus; gleich anderen Beduinen vernachlässigen sie nicht bloß dessen Satzungen und Gebräuche, sondern verleugnen ihn ganz entschieden und offen. Offenbar sind sie nicht arabischer Abkunft, behaupten auch selber, daß sie aus dem Norden stammen. Sie haben eine helle Hautfarbe, offene freie Gesichtszüge und helle Augen, überhaupt mehr syrischen als arabischen Typus. Sie geben sich mit Heilkunst ab; diese letztere sei, wie die Mohammedaner meinen, ein Erbtheil der Christen.

Ueber die Araber äußert Palgrave Folgendes: Nicht selten ist die Ansicht ausgesprochen worden, die Araber des Innern seien, als Rasse genommen, unfähig, in praktischen und auf das rein Nützliche Bezug habenden Wissenschaften etwas Tüchtiges zu leisten, und überhaupt dem Fortschritt unzugänglich. Dem entspricht meine eigene Erfahrung keineswegs; ich bin im Gegentheil entschieden der Ueberzeugung, daß die Araber gerade zu praktischen Fertigkeiten eine ganz ausgesprochene Begabung haben, selbst „für das Dampfboot und die Eisenbahn", oder irgend eine andere Erfindung des 19. Jahrhunderts, komme sie auch aus Birmingham oder Sheffield. Aber sie sind in dem geistigen Wettkampfe zurückgeblieben, weil sie in keiner Verbindung mit den Völkern des Fortschritts stehen, und dann auch, weil der Mohammedanismus Alles, was er nicht geradezu tödtet, doch wenigstens lähmt. Wenn aber einmal Mekka und der Koran aus Arabien verschwänden, dann stände allerdings zu erwarten, daß die Araber eine keineswegs untergeordnete Stufe in der Civilisation erreichen würden. Ich weiß nicht, wie weit diese Bemerkung auf Türken und Perser anwendbar ist. Die ersteren haben als Heiden wie als Mohammedaner auf der Weltbühne weiter nichts gethan, als zu zerstören; etwas aufgebaut haben sie selten; in Literatur und Kunst ist von ihnen nie etwas geleistet worden. Die Perser erscheinen mir, so weit ihr Nationalcharakter in Frage kommt, durchaus und unrettbar verkommen und durchfault; verkommen sind sie in Religion, Dynastie und in allen ihren Einrichtungen. Ihr geistiger Einfluß auf das Morgenland ist allerdings groß gewesen, er hat aber nur Uebertreibungen in der Spekulation, schlechten Geschmack in der Literatur und Verkehrtheiten in der Kunst zu Wege gebracht. Die Perser sind allzeit wie ein Sauerteig für die Völker gewesen, mit denen sie in Berührung kamen, aber diesen Sauerteig würde selbst ein Liebig nicht von anfaulend und durchfaulend wirkenden Stoffen unterscheiden können. —

In Haïl fand Palgrave allgemeine Erbitterung gegen die Wahhabis, die man auch vor ihm, der doch als Christ bekannt war, nicht verleugnete. Die Leute sind sehr laue Mohammedaner. Im obern Nedsched dagegen ist der Islam in alle Fasern des gesammten Lebens wie der einzelnen Menschen eingedrungen, und man meint es ernsthaft mit demselben; in Haïl und Djebel Schammer überhaupt, sind die Gebete und Formeln nicht viel mehr als Höflichkeitsbezeigungen, an die man sich einmal gewöhnt hat; auch pflegt man nur in den Moscheen ꝛc. Gebrauch davon zu machen; sie sind weit mehr Sache der Klugheit als des Glaubens. In religiöser Beziehung ist hier Alles schwankend, und nimmt man das Ganze zusammen, so kann man es charakterisiren als viel Heidenthum, etwas Islamismus, sehr wenig Anhauch vom Christenthum und keinerlei Anhänglichkeit an ein bestimmtes Dogma.

Betrachtungen über Samuel Bakers Reise in den Quellgebieten des Nils.

Ueber die, in unserer vorigen Nummer (S. 287) mitgetheilten Ergebnisse der Forschungen Bakers in den Regionen des obern Nils, hat sich in England sofort eine lebhafte Controverse erhoben. Wir können nicht umhin, das Wesentliche aus derselben mitzutheilen; ohnehin werden die „Nilquellen" noch lange auf dem Tapet bleiben, denn bis jetzt haben wir immer nur erst einige Anfänge zur Lösung des großen Problems. Aber die Bahn ist einmal gebrochen und man wird nicht ruhen, bis das Räthsel der Jahrtausende aufgehört hat, ein solches zu sein.

Das Athenäum bringt in seiner Nummer vom 22. Juli (Nr. 1969) nicht weniger als drei Zuschriften über das „Nilmysterium". Die erste ist von dem eifrigen, sehr verdienten Forscher Charles Beke, dessen Lebensaufgabe es gleichsam gewesen ist, über das „Geheimniß" ins Klare zu kommen.

Baker, so sagt Beke, besuchte den See, welcher nordwestlich vom Nyanza und tiefer als dieser liegt. Er erreichte den „Lake Albert" bei Vacovia in 1° 14′ N. und fuhr auf demselben nach Norden hin bis Magungo, 2° 16′ N. Dort kam er an die Mündung des Flusses, welchen er, Spekes Meinung sich anschließend, Nil nennt, den aber die Eingebornen als Kivira bezeichnen. Er fuhr von Magungo ab ostwärts diesem Fluß 20 Miles weit aufwärts; dort wurde er an der Weiterfahrt durch einen mächtigen Wasserfall gehindert, und deßhalb setzte er seine Reise zu Lande weiter fort und zwar parallel mit dem Flusse, bis er an die Karnma-Kataraktен gelangte, also zu dem Punkte, wo Speke und Grant den Fluß im November 1862 verließen.

Das ist Alles, was Baker in Bezug auf die Erforschung des Nilsystems gethan hat. Er weist nach, daß Speke Recht hatte, als er annahm, daß der aus dem Nyanza abströmende Fluß in den Luta Nzige falle. „Andererseits ist Baker so weit entfernt, die Ansicht zu erhärten oder zu beweisen, daß Spekes Nil, nämlich der Kivira, oder auch der obere Lauf des Flusses, welcher an Gondokoro vorüber fließt, der wahre Nil sei, daß eine genaue Interpretation seiner Angaben vielmehr das Gegentheil erweist. Allerdings sagt er, daß etwa 20 Miles nördlich von der Vereinigung des Nils bei Magungo, der Fluß aus dem großen Becken abströme (aus dem Luta Nzige) und dann seinen Lauf nach Gondokoro fortsetze. Aber damit meldet er weiter nichts, als was er auf Spekes Karte gefunden hat; nicht etwa das Ergebniß seiner persönlichen Erfahrung oder auch nur Mittheilungen, die er an Ort und Stelle von Eingebornen bekommen hätte."

Mittheilungen von Eingebornen, die bestimmt und genau sind, sagen im Gegentheil, daß von dem Punkt an, wo der Fluß (Kivira) in den Luta Nzige eintritt (und über diesen Punkt ist Baker nicht hinaus gekommen), dieser letztere (der See) sich etwa 40 Miles weit nach Nordwesten erstreckt und dann eine Biegung nach Westen macht, wo er nach und nach schmäler wird; wie weit er in dieser Richtung reicht, ist unbekannt (extent unknown). Das sind Bakers eigene Worte.

Nach eigener persönlicher Erfahrung versichert Baker, daß an der Ostseite des Luta Nzige, zwischen diesem und dem Nyanza, „der Abzug der Gewässer die Richtung von Osten nach Westen hat". Demgemäß würde es für die Wasser des Luta Nzige unmöglich sein, einen Rücklauf von Westen nach Osten zu machen, in einer Richtung, welche dem Abzug der Gewässer entgegengesetzt ist, und so den obern Lauf des bei Gondokoro vorüberfließenden Stromes zu bilden. Dieser letztere wird bei Gondokoro als Bahr el Abiad, d. h. Weißer Strom bezeichnet, d. h. als Nil, aber als Bahr el Djebel, d. h. Gebirgsstrom, erscheint er als der untere Lauf von Mianis Aseioa, oder Spekes Assua.

In Bezug auf Bakers Erforschung des Luta Nzige, diese unabhängig von allem Andern betrachtet, drängt sich die Frage auf: wenn dieses große Wasserbecken mit dem Bahr el Djebel, diesem Flusse von Gondokoro, nicht in Verbindung steht, wohin geht dann der Abfluß auf diesem Luta Nzige? Die Antwort würde lauten: er geht in der allgemeinen Richtung, in welcher überhaupt die Gewässer jener Region ihren Abzug nehmen, das ist nach dem Nordende des „Sees", der ja, wie Baker sagt, und wie oben angeführt wurde, 40 Miles weit nach Nordwesten hinzieht und dann, in unbekannter Ausdehnung nach Westen hin.

Aus Bakers Mittheilungen über den Luta Nzige läßt sich folgern, daß derselbe nicht ein See in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes, sondern vielmehr eine gigantische Erweiterung eines gewaltigen Stromes ist, der nach Norden und Westen hin fließt und sich mit dem Djur oder irgend einem andern der Hauptströme vereinigt, welche den Bahr el Gasal bilden, diesen großen westlichen Arm des ägyptischen Nils, und zwar westlich vom Bahr el Djebel. Mit anderen Worten: dieses Wasserbecken (angenommen, daß weiterhin nach Westen nicht noch ein größeres, uns noch unbekanntes liegt) ist der direkte Hauptstrom des gewaltigen, immer noch mysteriösen Nils, welcher nun, zum ersten Male, von Baker, aber nur bis 1° 14′ N. erforscht worden ist. Aber Baker hatte keine Ahnung von der großen Wichtigkeit seiner Entdeckung.

Wenn das Obige richtig ist, dann folgt, daß der Luta Nzige keineswegs in demselben Verhältnisse zum Nyanza steht, wie die großen canadischen Seen oder manche Schweizerseen. Ein Hinweis auf die Seen an der italienischen Alpenseite würde ein besseres Analogon sein, z. B. der Po, welcher seine Zuflüsse aus verschiedenen Seen erhält, die untereinander nicht in Verbindung stehen, deren Abzüge aber als besondere Flußindividuen in der Richtung von Nordwest nach Südost dem Hauptstrome zueilen.

Aehnlich verhält es sich mit den Hauptzuflüssen des Nils, deren jeder durch einen besondern See strömt. Sie fließen nach Nordwesten hin zum Hauptstrome; dieser letztere läuft an der westlichen Flanke des Hochlandes hin und bildet die Senkung, die Rinne, in welche der Takazzi, der Bahr el Azrek, der Godscheb, der Telfi oder Sobat, der Schoaberri und welche andere Flüsse überhaupt, sich ergießen. Sein Wasserlauf ist träg und, wenn keine Hochwasserzeit, fast stehend. In der trockenen Jahreszeit wird sein Bett zumeist mehr aus einer Reihenfolge von Seen und Morästen bestehen, als ein regelmäßiges Bett eines laufenden Stromes bilden.

So schrieb Beke vor 19 Jahren; er beharrt auch heute noch bei seiner Meinung; nur bemerkt er verbessernd, daß der Schoaberri (Shol of Berri) kein unabhängiger Zufluß des Nils, sondern einer der Hauptströme des Sobat ist, und daß die neu entdeckten Assua und Kivira zu den „anderen Flüssen überhaupt" gerechnet werden müssen.

Ein Vergleich der Seen und Zuflüsse des Po mit jenem des Nil ergibt, nach Beke, Folgendes: Der Bahr el Azrek oder Blaue Fluß kommt aus dem Tzana-See; er correspondirt mit dem Mincio, der aus dem Garda-See abfließt. — Der Sobat oder Godscheb kommt aus dem Uma-See; er correspondirt mit dem Oglio, einem Abflusse des Lago d'Iseo; — der Assua (Miamis Ascioa) kommt aus dem (Krapfs) Baringo-See und entspricht der Adda, welche aus dem Comer-See abströmt. — Der Kivira (Spekes „Nil") kommt aus dem Nyanza und entspricht dem Ticino, einem Abflusse des Lago Maggiore.

Dieser Vergleich zwischen Po und Nil läßt sich noch weiter durchführen. Der erstere erhält seine größte Wassermenge aus den ebengenannten Seen, welche von den aus den schneebedeckten Alpen herabkommenden Zuflüssen gespeist werden; aber der direkte Strom des Po hat seine Quelle in den cottischen Alpen. In gleicher Weise erhält der Nil ohne allen Zweifel seine Wassermenge hauptsächlich aus den verschiedenen, mit einander nicht im Zusammenhange stehenden Seen, in welche das Schneewasser von den „Mondgebirgen" abfließt, welche die östliche Seite seines Stromgebietes bilden; und doch liegt, nach Baker, das Haupt des Luta Nzige, der direkte Hauptstrom des Nils, fern im Südwesten. Er sagt: „Sowohl König Kamrasi (in Unyoro) als die Eingebornen, versicherten, man wisse, daß der See sich bis in Rumanike's Land (also Karagne), nach Westen hin ausdehne; aber von diesem Punkte, 1° 30′ S., nimmt er plötzlich eine Richtung nach Westen, wie weit aber, das wüßte man nicht."

Nun sehen wir auf Spekes Karte, zwischen 1° 15′ und 2° S. einen kleinen See, den Rusizi, welcher vermöge des gleichnamigen Flusses mit dem großen Tanganyika-See in Verbindung gebracht wird. Baker rückt seinen Luta Nzige bis 1° 30′ S. hinauf und läßt Spekes Rusizi-See in seinem Nilbecken verschwimmen. Wenn nun Spekes Karte darin Recht hätte, daß der Rusizi einen Abfluß zum Tanganyika hat, so folgte nothwendig, daß auch der Tanganyika mit dem Luta Nzige in Verbindung stehen müßte. In diesem Falle müßte, wie Beke schon 1846 sagte, „der Tanganyika einfach der obere Lauf des Nils sein", und dieser Schluß wäre nicht unverträglich mit der Nachricht, welche Baker erhielt, daß das Haupt, der Anfang, des Luta Nzige im Westen liege.

Hier kommen aber die Niveauverhältnisse der verschiedenen Seen ins Spiel (s. unten), und sie reichen hin, um gegen diese Annahme Bekes Zweifel zu erheben. Wir haben uns bis auf Weiteres mit der Annahme zu begnügen, daß, nach Baker, der Nil, südlich von 1° 30′ S., aus Westen herkomme; in welcher Richtung, sei nicht bekannt. Er sagt also genau dasselbe, was Herodot vor länger als 2000 Jahren sagte: „Es fließt aber der Nil von Abend und Sonnenuntergang her. Wie es von da an weiter geht, kann Niemand mit Gewißheit angeben." (II, 31.) —

So weit Beke. W. F. Ainsworth folgert aus Bakers Mittheilungen, daß der Luta Nzige zum Nyanza sich etwa ähnlich verhalte, wie der Gazellen-See zum Bahr el Abiad, welcher letztere (der Weiße Nil) durch jenen fließe. Der Tanganyika hat 1844, der Luta Nzige 2070 Fuß über dem Meeresspiegel; dieser kann also nicht eine Verlängerung des letztern und des Rusizi sein. Aber gewiß erhält der Luta Nzige Zuflüsse von Westen, Südwesten oder Süden her, und diese bilden nicht nur eine zweite Quelle des Nils, sondern liegen möglicherweise viel weiter nach Süden hin als das südliche Ende des Nyanza.

Desborough Cooleys Ansichten theilen wir in einer späteren Nummer mit.

Aus allen Erdtheilen.

Das Land an den Quellen des Tigris. J. G. Taylor, britischer Consul in Diarbekir, hielt über diesen Gegenstand einen Vortrag in der londoner geographischen Gesellschaft, welcher in den „Proceedings" derselben mitgetheilt ist. Die ganze türkische Provinz Kurdistan in Kleinasien ist, mit Ausnahme des südlichen, an Mesopotamien grenzenden Theiles, von hohen Bergen, wellenförmigen Hochlanden und fruchtbaren, stark bewaldeten Thälern durchzogen, in denen viele Ruinen von Burgen liegen, die einst im Mittelalter eine große Rolle spielten. Einer der interessantesten Plätze, der von ihm besucht wurde, ist mit den Ruinen von Kurkh bedeckt, die etwa 14 Miles südöstlich von Diarbekir am rechten Ufer des Tigris liegen. Der große Hügel, welcher dort dem Reisenden in die Augen fällt, ist das Ueberbleibsel einer alten parthischen aus gut behauenen Basaltblöcken aufgeführten Burg. Die kleineren Hügel, in denen man Reste von Mosaiken fand, scheinen von einem Palaste herzurühren, der mit der Burg in Verbindung stand. Am nordwestlichen Ende des großen Hügels entdeckte Taylor zwei Steinplatten mit den Bildnissen assyrischer Könige, die an beiden Seiten mit Keilinschriften bedeckt waren. Nach H. Rawlinson entspricht die Lage von Kurkh dem alten „Tuskan", dessen in den Inschriften des großen von Layard zu Nimrud ausgegrabenen Monolithen erwähnt wird. Auf demselben wird auch ganz entschieden eine der beiden erst jetzt entdeckten Steintafeln erwähnt. In Eggil, dem Inghilene der Alten, einer pittoresken alterthümlichen Stadt an den Bergabhängen nördlich von Diarbekir, entdeckte Taylor an einem vorspringenden Felsen eine andere assyrische Figur nebst Inschriften, ebenso zwei andere wenige Meilen von der Hauptquelle des Tigris. Außerdem fand derselbe Forscher viele parthische Kunstwerke, unter Anderm ein sehr lebhaft dargestelltes Hochrelief eines Kriegers zu Pferde, sowie die Ruinen einer uralten christlichen Kirche.

Die vielen kleinen Flüsse, welche zusammen den hier Dibeneh Su genannten Hauptstrom des Tigris bilden, wurden von Taylor bei seinen nördlichen Streifzügen überschritten. Manche derselben liegen nur fünf Miles von Zuflüssen entfernt, die nach Norden zu in den Euphrat (Murad Su) fallen. Nach einem Lauf von drei Miles verliert sich der Hauptstrom des Tigris in eine tiefe Höhle und setzt auf eine Entfernung von zwei Miles unter der Erde fort, um in südöstlicher Richtung wieder hervor zu brechen und seinen Weg gegen Diarbekir fortzusetzen. Die vielen Felsmassen, welche in der Nähe der Höhle den Stromlauf unterbrechen und die übrig gebliebenen Felsbogen und Felsbrücken scheinen anzuzeigen, daß dieser Tunnel einst von größerer Ausdehnung war. Hierdurch wird auch der Bericht Strabo's, daß der Lauf des Tigris unter der Erde sehr lang sei, bestätigt.

An diese Mittheilungen anschließend, bemerkte H. Rawlinson, daß Taylor es gewesen, welcher Nachgrabungen angestellt habe in den alten Städten des südlichen Chaldäa, die viele Jahrhunderte älter als Ninive und Babylon sind, und daß er die Alterthümer von dem „Ur der Chaldäer" nach England brachte. In Folge dessen ward er zum britischen Consul in Diarbekir ernannt, und den Aufenthalt in dieser Stadt benutzte er, um die hydrographischen Verhältnisse des Tigris-Quellgebietes zu erforschen, denn die Quellzuflüsse des Hauptarmes dieses Flusses waren bisher noch von keinem Europäer beschrieben worden. Gleich allen anderen großen Strömen entsteht der Tigris aus mehreren kleinen Bächen, welche zu zwei Hauptästen zusammen rinnen. Die Karte wird im Journal der londoner geographischen Gesellschaft erscheinen.

Die zwei bei Kurkh entdeckten assyrischen Denkmale sind von großer Wichtigkeit. Es sind Erinnerungstafeln, deren eine von Aschur-izir-pal, dem Erbauer des berühmten Nordwestpalastes zu Nimrud, die andere von dessen Sohn, dem Zeitgenossen des Judenkönigs Jehu, Salmanassar II. errichtet wurde. Ihr hauptsächlicher Werth besteht darin, daß sie die einzigen bisher bekannten Denkmäler sind, welche assyrische Könige in fremden Landen errichteten, um dort ihre Siege zu verewigen. Die beiden, leider unvollkommen erhaltenen Tafeln sind nun im britischen Museum aufgestellt.

Eine andere Entdeckung Taylors bestätigt, daß die gegenwärtige Entzifferungsweise der Keilschriften eine richtige ist. Da, wo der östliche Zweig des Tigris, der Dibeneh, Zubeneh oder Sophene aus seiner Höhle wieder ans Tageslicht hervortritt, fand er zwei Gedenktafeln assyrischer Könige in den Fels eingehauen. Auf dem berühmten Nimrudmonolithe, welcher die Annalen Aschur-izir-pals in Keilschrift trägt, findet sich eine Stelle, von der Taylor vor seiner Abreise nach Kurdistan keine Kenntniß hatte. In dieser Inschrift heißt es, daß Aschur-izir-pal während einer Expedition nach den Quellen des Zubeneh dort zwei Erinnerungstafeln vorfand, welche von früheren Monarchen zum Zeichen ihrer Besiegung der Bergvölker aufgestellt wurden. Eine derselben stammt von Tiglath Pileser I. (um 1120 v. Chr.) und die andere von Aschur-izir-pals unmittelbarem Vorgänger. Die fragliche Stelle besagt weiter, daß König Aschur-izir-pal, gerade wie seine Vorgänger, sein eigenes Bild in den Felsen einhauen ließ und so ein drittes Bild den beiden früheren hinzufügte. Taylor, der, wie schon bemerkt, von diesen Gedenktafeln nichts wußte, hat zwei derselben aufgefunden, die Tiglath Pilesers, mit dessen Bild und Titeln, und die Aschur-izir-pals. Er vermuthet, daß die dritte an der Seite der Höhle angebracht war, wo diese nun vom Tigris zerstört ist. So erhält unsere Kenntniß von den Keilinschriften durch diese Entdeckung die schönste Bestätigung, welche selbst die größten Zweifler zufrieden stellen muß. Das Bild Tiglath Pilesers ist das älteste bisher bekannte assyrische Porträtdenkmal.

Das Land, welches Taylor zwischen dem Taurus und Ararat durchforschte, war in früheren Zeiten von hoher Wichtigkeit; dort wurden viele Schlachten zwischen Römern und Persern in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung geschlagen. Durch dieses Land zog sich die Grenze zwischen den beiden Reichen, und fortwährende Belagerungen, Märsche und Scharmützel fanden statt, deren Geographie durch Taylors Reisen nun aufgeklärt wird. Man glaubte früher nicht, daß die Kreuzfahrer ihre Züge soweit östlich ausgedehnt hätten, wie dies jetzt Taylor nachgewiesen hat. Die englische Familie der Courtenays hat mehrere Generationen hindurch als Könige in Edessa regiert; unter ihnen war der berühmte Jocelyn von Courtenay, der von den Turkomanen in einem Gefecht gefangen wurde und mehrere Jahre im Schlosse Kharput, nicht weit von den Tigrisquellen, eingekerkert war, bis ihm seine Flucht nach Edessa gelang. Edessa heißt jetzt Orfa, was eine Corruption aus Roha, Urhöi, Callirhoe ist. Mit Ur hat es nichts zu schaffen. Das „Ur der Chaldäer" liegt weiter südlich, nahe an der Vereinigung des Euphrat und Tigris.

Die Erforschung Palästina's. In England hat sich eine Gesellschaft zu diesem Zwecke gebildet, an deren Spitze, außer verschiedenen anderen Würdeträgern der Kirche, der Erzbischof von York steht. Sie führt den Namen „Palestine exploration fund" und will das heilige Land mit Rücksicht auf die Bibel nach allen Seiten hin genau erforschen. Die Archäologie, Sitten und Gebräuche des Volkes, die Topographie, Geologie und Naturgeschichte sollen von Fachgelehrten, deren jeder 800 Pfund jährliche Besoldung erhält, untersucht und geschildert werden. Jerusalem allein wird für den Archäologen schon ein ergiebiges Feld sein, denn unter den 60 Fuß Schutt, welcher den größten Theil der alten Stadt bedeckt, wird viel Neues entdeckt und über Altes Auskunft gefunden werden. Der Berg Zion, der Umfang der Tempelmauern, der Palast des Herodes, die Thürme des Hippicus und Psephinus sollen aufgesucht werden. Außer der heiligen Stadt bietet das Land selbst noch eine Menge Orte, die im Interesse der biblischen Geschichte genau bestimmt werden müssen: der Berg Gerizim, wo Abraham opferte und wo das Heiligthum der Samaritaner stand, das Thal Sichem, wo sich Jakob zuerst niederließ, Samaria, wohin die Tradition das Grab Johannes des Täufers verlegt, die berühmten römischen Städte Cäsarea und Antipatris, die Häfen von Jamnia und Gaza, Josua's Grab bei Tibnah, das Thal des Jordan ꝛc. sollen untersucht werden.

In Bezug auf Sitten und Gebräuche der Einwohner soll ein Werk, wie Lanes „Modern Egyptians" herausgegeben werden. Viele der alten Gewohnheiten und Sitten verschwinden allmälig vor dem mächtigen Einflusse der westlichen Civilisation. Aber gerade aus ihnen läßt sich Manches zurückschließen auf Angaben der Bibel, die uns jetzt unklar erscheinen, denn es ist Manches in Sitte und Brauch erhalten geblieben, was sich in der Bibel vorfindet.

Auch die Topographie soll nicht leer ausgehen. Von der Küstenlinie besitzt man nach den neusten englischen Admiralitätskarten allerdings gute Aufnahmen, allein vom Innern des Landes kann man dies keineswegs sagen. Die Hauptpunkte müssen noch genau bestimmt werden; namentlich fehlen Höhenmessungen; so ist die Höhe des Sees von Galiläa bis auf 300 Fuß ungewiß, der Lauf der alten Straßen und ihre Beziehung zu den neuen Wegen ganz unbekannt.

Die Geologie Palästina's bietet viel Interesse dar, und gerade hierin ist unsre Kenntniß am lückenhaftesten. Weiß man doch noch nicht, ob die vulkanischen Erhebungen rings um das Todte Meer in historischer Zeit oder früher entstanden. Auf den Untergang Sodoms und Gomorrahs könnte hierdurch Licht geworfen werden. Für Botanik, Zoologie und Meteorologie sollen auch eigene Fachgelehrte angestellt werden. Das nöthige Geld wird bei dem Interesse, welches sich diesem Gegenstande zuwendet, in England bald zusammen kommen.

Australien der älteste Continent. Es sind vor Kurzem in England zwei Werke erschienen, die nahezu denselben Titel führen und denselben Gegenstand, die Entdeckungsgeschichte Australiens, behandeln: A History of Discovery and Exploration of Australia by J. E. Tenison Woods und The History of Discovery in Australia, Tasmania and New Zealand by W. Howitt. Das Athenäum Nr. 1958 knüpft an seine Kritik über die vorstehenden Werke folgende Bemerkungen:

Es sind nun mehr als 300 Jahre verflossen, seit die Europäer Küstenstrecken Australiens sahen, und doch kennen wir auch heute noch von diesem Continente wenig mehr als den Küstenrand. Westlich vom Central-Mount-Stuart erscheint auf unseren Karten noch ein großer weißer Fleck, und auf 12½ Grad Breite und Länge dehnt sich hier ein Raum aus, von dem wir fast gar nichts wissen. A. Gregory beschreibt die Nordseite und sein Bruder die Nordwestseite desselben als eine Wüste. Stuart fand an der Westseite große Mengen Spinifexgras und Gummbäume. Eyre stieß an der West- und Südseite gleichfalls auf diese Wüste und ward an weitern Vordringen gehindert. Sie ist ein sandiges Tafelland, das sich an der Westseite 3000 Fuß über die Meeresfläche erhebt und nach dem Torrenssee zu abfällt, der selbst kaum über dem Meeresspiegel erhaben liegt. Vom Torrenssee und Eyresee an steigt das Land wieder, erst in einer Kette, dann in einer Reihenfolge von Terrassen. Diese Erhebung endet zuletzt in der hohen Bergkette der Ostküste. Wir können daher den Continent als an beiden Seiten aufgestülpt betrachten, in der Mitte ist er dagegen wie ein Trog niedergedrückt. Der Busen von Carpentaria bildet den nördlichen Theil, der innere Theil von Spencers Bay den südlichen. Da jedoch auch der nördliche Theil aufgestülpt ist, so erstreckt sich die Mulde nicht durch den ganzen Continent.

In der Osthälfte des Tafellandes sind die meisten Entdeckungsreisen ausgeführt worden. Dort ist auch der Boden besser, ein großer Theil desselben ist leidlich bewässert, und wahrscheinlich die Hälfte (?) eignet sich zu Weidezwecken. Sehr ausgedehnte Strecken Landes dagegen sind für allen menschlichen Gebrauch gänzlich nutzlos. Abgesehen von dem trocknen Klima, besteht der Boden nur aus einem rothen Driftsande, welcher von dem eisenschüssigen tertiären Sandsteine herrührt, der über ganz Australien stark verbreitet ist. Durch seine Zersetzung sind die über die Ebene zerstreuten, dauerhaften Bruchstücke entstanden, welche das Reisen so ungemein beschwerlich machen. Ausnahmen

von dieser Regel bilden die fruchtbaren Flußthäler und die Umgebung basaltischer Gesteine.

Die Vegetation, welche über diesen eigenthümlichen Continent verbreitet ist, wird in keinem andern Theile der Erde wieder gefunden und fordert zu eingehenden Betrachtungen auf. Professor Unger (in Wien) hat in seiner interessanten Schrift „Neu-Holland in Europa" nachgewiesen, daß zur Zeit des Anbeginns unsrer geologischen Epoche, in der Eocenperiode, die Vegetation Europa's etwa denselben Charakter hatte, welchen die Pflanzen Australiens und der umliegenden Inseln heutzutage aufweisen und daß, folgerichtig, damals der ganze Zustand Europa's, Boden, Klima, Winde so gewesen sein müssen, wie wir sie jetzt bei unseren Antipoden finden; — ferner: daß in vorgeschichtlicher Zeit durch Asien ein direkter Zusammenhang zwischen diesen beiden Erdtheilen bestanden haben muß und daß, während die Eocenvegetation Europa's jetzt nur im fossilen Zustande aufgefunden wird, die Flora Australiens eben seit jener Zeit ihren Charakter unverändert bewahrt hat. Sie ist also die älteste und ehrwürdigste Flora der ganzen Erdoberfläche. Die Thatsachen, welche Unger zur Begründung seiner Ansicht beibringt, können nicht umgestoßen werden. Er stellt die fossilen Pflanzen aus Tyrol, Böhmen und Norditalien mit jetzt lebenden aus Australien zusammen, und die Aehnlichkeit ist in vielen Fällen so täuschend, daß man die fossilen europäischen Abdrücke als von australischen Pflanzen herrührend annehmen könnte. Unter den Versteinerungen findet man die Gumbäume oder Eucalypten, die Epacriden und blätterlosen Akazien und eine lange Reihe von Formen, die zu den charakteristischen australischen Ordnungen der Proteaceae, Santalaceae und Monimiaceae gehören.

Australien ist hiernach nicht der jüngste, sondern der älteste Continent; es ist nicht „neu geboren", sondern steht im Greisenalter und wankt dem Grabe zu. Das wird, nach Unger, nicht nur durch Flora und Fauna bewiesen, sondern selbst durch die Geologie. In dieser finden wir Anhaltspunkte dafür, daß sich für Australien große Veränderungen vorbereiten. Man weiß, daß die rissbauenden Korallen, welche Neuholland und die nahe liegenden Inseln umgeben, nur da in bedeutender Menge wachsen, wo der Boden allmälig sinkt. Dies wäre an und für sich schon ein ominöses Zeichen, aber der ganze Zustand des Continentes, der wüstenartige Charakter des Innern, die große Menge der Salzseen, die Flüsse, welche in Sümpfe auslaufen, beweisen einen herannahenden geologischen Wechsel, der jedoch, zum Glücke für die Colonisten, erst in tausenden von Jahren eintreten dürfte.

Buschfeuer in der australischen Colonie Victoria. Die melbourner deutsche Zeitung „Germania" vom 23. März 1865 schreibt:

„Das Thermometer stieg in Melbourne auf 101° (31° R.) und in Sandhurst auf 106° im Schatten gegen Süden. Ausgedehnte Buschfeuer haben in den Umgebungen von Geelong, Daylesford (wo der Bullarook-Forrest in Brand gerieth), Buninyong, Sandhurst und Ballarat bedeutenden Schaden angerichtet. Zwischen Geelong und Ballarat war eine ganze Linie von Buschfeuern, wodurch eine Menge Wohnungen zerstört wurden. Auf der Eisenbahnstrecke zwischen Taradale und Elphinstone ist die Einzäunung der Bahn auf einer Länge von mehr als zwei Meilen niedergebrannt. Die Farm des Herrn Reynolds bei Taradale ist gänzlich vernichtet, und nur mit großer Anstrengung gelang es, den ganzen Ort vor einem gleichen Unglück zu bewahren. Ungefähr 18 Gebäude, welche sich zwischen dem Mount Alexander und der Junction befanden, sind gänzlich zerstört. Castlemaine war in der Nacht vom 27. auf den 28. Februar von einem förmlichen Flammengürtel umgeben. Eine Menge Eigenthumsbesitzer in dieser Gegend haben mehr oder weniger Schaden erlitten, und ein Kind des Herrn Thomas ist in den Flammen umgekommen. — Zwischen Carlsruhe und Kyneton, gegen den Baldhill zu, brannte der Busch schon länger als eine Woche und hat hier Wohnhäuser und Farmen zerstört. Von Herrn Martins prachtvoller Besitzung, bekannt unter dem Namen „Rosemary Garden", ist keine Spur mehr vorhanden. — Auf der Eisenbahnlinie von Sandhurst nach Echuca brannte auf der Strecke zwischen Runymede nach Goornong in einer Distanz von 11 Meilen der Busch auf beiden Seiten. — Bei Geelong war der Wald auf dem Mount Moriac in Brand gerathen, und das Feuer verbreitete sich in die Ebene hinab, Alles, was es erreichte, zerstörend. Auch in Learmonth, Happy Valley, Mount Bolton, Burrumbeet, Burnbank, Smeaton, Spring-Gully, Mount Prospect und Bullarook ist viel Eigenthum zerstört worden."

Die Verbreitung der Polyandrie. Ueber diesen höchst interessanten Gegenstand handelt John F. M'Lennan in seinem neuen Werke: Primitive Marriage: an Inquiry into the Origin of the Form of Capture in Marriage Ceremonies (Edinburgh. Black 1865). Vielmännerei herrscht in ganz Tibet, sie ist weitverbreitet in den Gegenden am Himalaya, welche an Tibet grenzen; ebenso im Thale von Kaschmir, unter den Spiti in Ladak, in Kistewar und Sirmor. Sie kommt vor unter den Telingas, in den Siwalikbergen und bei den Kasia. Untrügliche Zeichen, daß sie noch bis vor Kurzem bestand, finden sich in Gerwhal, Sylhet und Kaschar. Weiter südlich in Indien herrscht Polyandrie unter den Tudas der Nilgherriesberge, den Kurgs von Mysore (Maïssur) und den Nairs, den Maleres und Poleres in Malabar. Wir finden sie auf Ceylon, früher war sie auch in Neuseeland und auf zwei anderen Inseln des Stillen Oceans vorhanden. Wenden wir uns nördlich, so tritt sie uns auf den Aleutischen Inseln entgegen und bei den Korjäken im Norden der Ochotskischen See. Gehen wir im russischen Reiche weiter nach Westen hin, so begegnen wir ihr bei den saporogischen Kosaken und haben nun die Polyandrie schon um den halben Erdkreis begleitet; sie zeigt sich aber auch in verschiedenen Theilen Afrika's und Amerika's. Humboldt erzählt, daß er sie unter den Stämmen am Orinoko fand, und daß sie früher auf Lancerote, einer der Canarischen Inseln, im Schwange war.

In alten Zeiten war ihre Ausbreitung noch eine weit größere. Tacitus erwähnt Spuren derselben bei den alten Germanen. Und während in einigen Theilen Mediens, nach Strabo, Vielweiberei durch bestimmte Gesetze geboten war, da jeder Mann mindestens sieben Frauen halten mußte, hatten im Gegensatze dazu in anderen Gegenden dieses Reiches die Weiber mehrere Männer und blickten mit Stolz auf diejenigen herab, die weniger als sie hatten. Nach Cäsar war die Polyandrie auch den alten Briten bekannt. Unleugbare Zeugnisse für ihr Vorhandensein unter den Pikten lassen sich beibringen. Es weisen ferner die Hindutraditionen darauf hin, und die Geten in Transoxiana kannten sie gleichfalls.

Die rohere Form der Polyandrie ist diejenige, in welcher die Männer nicht Brüder sind; weniger roh ist diejenige, wo mehrere Brüder die Frau gemeinschaftlich besitzen. Die Polyandrie der Kasias, der Nairs und der saporogischen Kosaken gehört zu der rohern Form. Zweifelhaft ist die Form der Polyandrie auf den Aleuten und bei den Korjäken. Aber in allen anderen Fällen, wo Polyandrie vorkommt, herrscht sie unter den niederen Klassen in dieser rohern Form, ausgenommen in Tibet, wo die Männer immer zugleich auch Brüder sind, und in Malabar, wo sie allgemein vorkommt, nur nicht unter den Brahminen. Unter der hohen Kaste der Nairs hat man die rohere, unter den tiefer stehenden Firs, Maleres und Poleres die höhere Form.

Die klimatischen Verhältnisse von Corfu. Corfu, Scheria — auch Phaeacia bei Homer, der Sichelform seiner Umrisse wegen „Drepane" genannt, bei den Griechen und Römern als Corcyra gekannt — liegt unter dem 39° 37′ nördl. Br. und 19° 15′ östl. Länge, an der Grenze des Adriatischen und Mittelländischen Meeres, nur durch einen, an seiner engsten Stelle zwei Meilen breiten Kanal von den steilen, kahlen Bergen des albanesischen Festlandes, dem ehemaligen Epirus, getrennt. Die Länge der Insel beträgt ungefähr 35 geographische Meilen, die Breite am Nordostende etwa 12. Der Flächeninhalt wird auf 80 Geviertmeilen berechnet. Zwei Hauptgebirgszüge lassen sich auf der Insel unterscheiden, von denen der eine von Norden gegen Süden verläuft, der andere sich in seiner Hauptrichtung von Osten nach Westen erstreckt. Der höchste Punkt des ersten Gebirgszuges ist der Monte St. Decca (2000′ üb. d. Wasserspiegel); den andern Höhenzug, der gegen Nord und Süd zahlreiche Ausläufer sendet, beherrscht der St. Salvatore mit 2800′. Die Stadt Corfu und deren Umgebung liegt in dem flachsten, wenig über das Niveau des Meeres erhobenen District, „Mezzo" genannt, gleichsam in einem Kessel, dessen Wände im Norden von dem Höhenzuge des St. Salvatore, im Westen und Südwesten von dem des St. Decca, im Nordosten und Osten von den nahen albanesischen Bergen gebildet werden. Nur im Süden und Südosten entbehrt dieser Kessel des Bergschutzes.

In neuester Zeit ist Corfu in sanitärer Hinsicht als Aufenthaltsort für Lungenkranke vielfach empfohlen worden, und namentlich der Besuch der Kaiserin von Oesterreich dort veranlaßte den Korvettenarzt Dr. Winternitz, die klimatischen Verhältnisse der Insel zu studiren. Die Resultate seiner Arbeit sind in den Mittheilungen der k.k. geographischen Gesellschaft 1863 niedergelegt. Es sind folgende: der Barometerstand ergibt im Mittel aus 22 Jahren, in englischen Zollen

ausgedrückt, für das Jahr im Maximum 30″ 23, im Medium 29″ 90, im Minimum 29″ 51, Differenz 0″ 72. Dieser Barometerstand kann im Durchschnitte als ein ziemlich hoher, dem Menschen sehr zusagender betrachtet werden, denn in dem wegen seines gesunden Klimas berühmten Madeira beträgt er nur 29″ 80 im Mittel. Sommer und Herbst zeigen in Corfu die constanteste, Frühling und Winter die unbeständigste Witterung.

Die Temperaturverhältnisse sind folgende nach Réaumurs Skala: Jahresmittel 13,33°, Winter 7,63°, Frühling 12,14°, Sommer 19,84° und Herbst 14,51°. Corfu stimmt hierin mit Palermo ziemlich überein. Es zeigt sich ein Seeklima mit niedriger Frühjahrs- und hoher Herbsttemperatur. Die heißesten Tage fallen für Corfu auf Juli und August, und in vielen Jahren sieht man die Thermometersäule im Mittel über 22°,30 sich erheben. Auch der Monat Juni hat im Allgemeinen sehr drückende Hitze, da Windstillen in diesem Monate häufig sind. In den Wintermonaten wechseln die Thermometerzustände sehr rasch nach den herrschenden Winden, so daß von empfindlicher Kälte zu nahezu lästiger Wärme oft mehrmals im Tage der Wechsel eintritt.

Die Anzahl der Regentage während eines Jahres beträgt in Corfu 98,3. Sie vertheilen sich folgendermaßen: Winter 32,1, Frühling 28,3, Sommer 7,3, Herbst 30,6. Die Menge des Niederschlags beträgt 42,69 englische Zoll im Jahre, und zwar im Winter 17,30, im Frühling 7,76, im Sommer 2,79, im Herbst 14,84. Winter und Herbst nehmen zwei Drittel aller Regentage ein; im Sommer ist der Regenfall verschwindend. Die meisten Regentage haben der November, Dezember und Februar; am seltensten regnet es im Juli und August. Die größte Niederschlagsmenge findet im Januar statt (beinahe 7″).

Gewitter rechnet man durchschnittlich auf das Jahr 25. Unter den Winden herrscht der Südostwind vor, welcher 134mal im Durchschnitt weht. Der Nordwest tritt 77mal ein; der Nordwind 42mal. Selten weht der Süd; sehr selten der Ostwind. Der Südost ist der Scirocco, welcher im ganzen Gebiete des Mittelmeers berüchtigt ist. Die Luft ist dann derart mit Feuchtigkeit überladen, daß sie die Transpiration der Haut und Lungen hindert. Hitzegefühl, Abgespanntheit, Mattigkeit, Unfähigkeit zu geistiger, wie körperlicher Arbeit sind die Folgen.

Die Hauptschattenseite des Klimas von Corfu ist seine große Unbeständigkeit, die sich in der Verschiedenheit der klimatischen Constitution ganzer Jahre, Jahreszeiten, Monate und Tage äußert.

Die Religionssekte der Lippowaner in der Bukowina. Die letzte österreichische Volkszählung gibt unter der Rubrik „sonstige Glaubensgenossen" 3500 Personen an, über deren Religionsbekenntniß nur Vermuthungen laut geworden sind. F. v. Goehlert hat sich die Mühe genommen, diesen Sekten nachzuspüren und die interessanten Ergebnisse seiner Untersuchungen zu veröffentlichen. Sein Bericht ward der k. k. geographischen Gesellschaft am 14. April 1863 vorgelegt. Nach ihm fallen unter jene Rubrik die Lippowaner, die Mennoniten, die Johannesbrüder oder Neu-Salemiten, die Deutschkatholiken und die Nazarener oder Nachfolger Christi.

Am zahlreichsten sind die in der Bukowina lebenden Lippowaner oder eigentlich Philippowaner, ein Zweig der vielgespaltenen Starowierzen (Altgläubigen) Rußlands. Sie wanderten in den Jahren 1774 bis 1784 aus der Moldau und aus Bessarabien in die Bukowina ein und gründeten daselbst die Colonien Mitoka, Klimoutz und Bialokrynica, denen sich später noch zwei andere Ortschaften zugesellten. Ihre Zahl beträgt 2942 Individuen. Was die religiösen Grundsätze dieser Sekte betrifft, so theilen sie sich in zwei Parteien: in die priesterlichen (Popowei) und die priesterlosen (Bezpopowei) Lippowaner, indem die letzteren behaupten, daß es seit der von dem Patriarchen Nikon zu Moskau im Jahre 1666 eingeführten Verbesserung der slavischen Kirchenbücher keine rechtmäßigen Bischöfe und Priester mehr gebe. Die Priesterlosen glauben zwar auch an den ganzen Umfang der griechisch nicht unirten Glaubenslehre, haben jedoch statt der Popen Kirchensänger (Daskal), welche die gottesdienstlichen Handlungen verrichten und die heiligen Sakramente, wovon sie jedoch nur die Taufe und Buße anerkennen, austheilen. In neuester Zeit ist unter denselben eine weitere Spannung in Bezug auf die Ehe eingetreten, indem die eine Partei behauptet, daß die Ehe ein ohne besondere Förmlichkeiten zu schließendes und aufzulösendes Bündniß sei. Die Sekte der Bezpopowcen kommt in Klimoutz und Mychydra in der Anzahl von 1300 Seelen vor.

Die Popowcen, welche die bischöfliche und priesterliche Würde nicht für erloschen betrachten, halten an den alten Kirchenbüchern und vornikonischen Gebräuchen fest und haben in Bialokrynica ein Mönchs- und Nonnenkloster, welches der Sitz ihres Weihbischofs ist, der ihnen im Jahre 1844 mit der Verpflichtung bewilligt wurde, seinen Nachfolger noch bei Lebzeiten zu weihen. Ihre Zahl beträgt 1700 Seelen.

Die Lippowaner werden im Allgemeinen als ehrliche und betriebsame Leute geschildert, welche ihren alten Sitten und Gebräuchen treu anhängen. Ihr ganzes Leben ist so innig mit ihren religiösen Anschauungen verwebt, daß sie jede Neuerung als mit dem Bann belegt betrachten. Sie leben deshalb in strenger Abgeschlossenheit von allen anderen Glaubensgenossen und stellen jeder neuen Einrichtung wie Kuhpockenimpfung, Todtenschau, der Errichtung von Volksschulen und Einführung von neuen Büchern hartnäckigen Widerstand entgegen. Nur bei äußeren Krankheiten suchen sie ärztliche Hülfe. Der Eid ist nach ihren Religionsbegriffen nicht gestattet. Sie rechnen ferner das Genießen geistiger Getränke, des Kaffees und Thees, das Rasiren des Bartes, das Schnupfen und Rauchen des Tabaks zu den Todsünden und verbieten überhaupt jede Aenderung in der Nahrung und Kleidung. Sie verabscheuen die Hunde, halten aber die Störche in Ehren. Zu den Eigenthümlichkeiten dieser Sekte gehört noch, daß sie sich bei ihren Tanzunterhaltungen keiner Musik, sondern nur des Pfeifens und Singens bedienen. Sie haben sich auch bis jetzt noch nicht zu der Annahme bleibender Familiennamen bequemt. Es fügt blos der Sohn seinem eigenen Namen den des Vaters bei, z. B. Peter Iwanow, Peter, der Sohn Iwans.

England und Wales 1831 und 1864. Die „Times" vom 5. Mai 1865 gibt einige statistische Daten, die den großen materiellen Aufschwung, welchen England in den letzten 30 Jahren genommen, lebhaft zur Anschauung bringen. In die Sparkassen wurden 1831 eingezahlt 12,677,163 Pfd. Sterl., 1864 dagegen: 34,650,298 Pfd. Sterl. Die Briefe, welche 1839 der Post übergeben wurden, betrugen 59,983,000, im vergangenen Jahre dagegen 560,321,000 oder eine Zunahme von 834 Procent. 1831 ward für Arme 6,798,889 Pfd. Sterl. verausgabt und 1864: 6,527,036 Pfd. Sterl., was einer Verringerung um nur vier Procent entspricht. 1831 wurden 19,647 Personen gerichtlich verurtheilt und im letzten Jahre 19,506, also beinahe die gleiche Anzahl, was jedoch gegenüber der vermehrten Bevölkerung einer Verminderung gleichkommt. 1831 waren 74 Miles Eisenbahnen dem Verkehr eröffnet, 1863 schon 8568 Miles. In dem zuerst genannten Jahre betrug das in den Eisenbahnen angelegte Kapital 1,286,700 Pfd. Sterl., 1863 dagegen 322,237,978 Pfd. Sterl. Der Gesammtwerth der Einfuhren hat sich um 250 Procent, der der Ausfuhren um 377 Procent vermehrt. Der Verbrauch von Thee hat um 195, von Kaffee um 38, von Zucker um 119, von Wein um 84, von Malz um 32 Procent zugenommen.

Schulbildung in Mecklenburg. Im neuesten Hefte der vom statistischen Bureau zu Schwerin herausgegebenen „Beiträge zur Statistik Mecklenburgs" findet sich eine schätzenswerthe Arbeit über den Bildungszustand der von 1853 bis 1862 eingestellten Rekruten, welcher bekanntlich der sicherste Maßstab für die Schulbildung eines ganzen Volkes ist. Von je 100 eingestellten Rekruten hatten in den Städten 70, im Dominium 90 und in der Ritterschaft sogar 94 eine mangelhafte oder gar keine Schulbildung. In der Ritterschaft konnten 39 Procent der eingestellten Rekruten weder lesen, noch schreiben, noch rechnen. Das Gesammtresultat für das ganze Land ist, daß Schulbildung hatten 15, eine mangelhafte 59 und gar keine 26 Procent! Es hatten also 85 Procent der eingestellten Rekruten nicht die nothdürftigste Bildung. Welchen Schatten werfen diese einfachen Zahlen auf die Zustände Mecklenburgs, wenn man sie mit denen der übrigen deutschen Staaten vergleicht! Der Skandal ist geradezu abscheulich; in Mecklenburg sehen wir die platte, nackte Barbarei. Was thut die „Geistlichkeit", unter welcher das Schulwesen steht, um solchen urobotritischen, ja fkythischen Zuständen abzuhelfen?

Herausgegeben von Karl Andree in Bremen. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Karl Martins Schilderung des Archipels von Spitzbergen.

Der Nordpol und das Polarmeer. — Lage von Spitzbergen. — Beschaffenheit des Archipelagus; die verschiedenen Inseln. — Klima; Kältepol, Schnee und Eis; Temperaturen. — Das Nordlicht. — Die Polarnacht. — Die Gletscher, ihre Bildung und Verbreitung. — Gletschergrotte. — Moränen. — Geologisches. — Der Pflanzenwuchs und die Thierwelt. Seevögel.

Seit einer Reihe von Monaten ist wieder viel die Rede vom Nordpol und der Möglichkeit, denselben zu erreichen. Man streitet abermals hin und her, ob ein großer, schiffbarer, arktischer Ocean und ein offenes Wasser vorhanden sei, daß man in der Umgegend des Pols nur größere oder kleinere Wasserstrecken finden werde, die aber nicht beständig seien, sondern in verschiedenen Jahren wechseln, sich verschieben, bald da, bald dort gefunden werden; es verhalte

Ansichten der Magdalenbay auf Spitzbergen. (Nach einer Zeichnung von Foulquier.)

vermittelst dessen man zum Pole vordringen könne. So viel aber ist ausgemacht, daß wir diesen vermeintlich offenen Meerestheil am Nordpole noch nicht kennen, auch sind die praktischen Seeleute, welche aus eigener Anschauung über die hohen nordischen Gewässer urtheilen können, darüber sehr verschiedener Ansicht. Einige nehmen ein offenes Polarmeer an, andere meinen, daß ein solches nicht da sei, und sich mit dem Eis und dem offenen Wasser in der Nähe des Pols wie anderwärts im Eismeer überhaupt.

Diejenigen, welche die Hypothese aufstellen, daß man den Nordpol erreichen könne, sind gleichfalls nicht einig, auf welchem Wege man dahin gelangen solle und könne. Die Einen sagen, man müsse in die Baffinsbay, in die Smithsstraße und in den Kennedy-Kanal hineinfahren,

an dessen Ende Morton, einst Kane's Begleiter, ein offenes Polarmeer gefunden haben will. Dieser Behauptung Mortons ist aber mehr als ein Hydrograph, z. B. Rink, entgegen getreten; sicher ist, daß man nicht weiß, ob Mortons offenes Polarmeer in der That ein solches oder nur eine zeitweilig offene Wasserstelle sei.

Andere haben gemeint, man könne möglicherweise bis zum Pole vordringen, wenn man über Spitzbergen hinausfahre; dort werde man die Wasser- und Eisverhältnisse nicht ungünstig finden und dürfe sich der Hoffnung hingeben, in dieser Richtung das Ziel zu erreichen, obwohl Eduard Parry ohne Erfolg hat umkehren müssen. Wir haben die verschiedenen Ansichten mehrfach erwähnt (Globus VIII, S. 47, 96 und 118) und gehen heute nicht wieder auf dieselben ein. Bisher handelt es sich nur um Ansichten, Meinungen und Muthmaßungen, die von einer Seite her aufgestellt und vertheidigt, von einer andern her bestritten werden. Sollte, was bis jetzt sehr ungewiß erscheint, eine Expedition zur Auffindung des Nordpols ausgerüstet werden, dann würde sich zeigen, wer Recht gehabt hat; am besten wäre es, wenn man deren gleich zwei abgehen ließe, eine für den Kennedy-Kanal, eine andere für den Weg über Spitzbergen; man käme dann auf einmal über die Sache ins Klare, und das Streiten hin und her würde ein Ende nehmen.

Wie dem aber auch sein möge, durch die Polarschifffahrtsprojekte ist die öffentliche Aufmerksamkeit wieder auf Spitzbergen hingelenkt worden. Es trifft sich sehr günstig, daß wir in den neuesten Lieferungen des „Le tour du Monde (Nr. 287 und 288) eine vortreffliche Arbeit über den Archipelagus von Spitzbergen finden. Sie ist von K. Martins, welcher 1838 bis 1839 mit dem französischen Entdeckungsschiffe Recherche denselben besuchte. Wir entnehmen ihr die nachfolgenden Mittheilungen.

Spitzbergen liegt im Meridian Centraleuropas und der skandinavischen Halbinsel, zwischen 76° 30′ und 80° 50′ nördl. Br. und erscheint gleichsam als die vorgeschobene Schildwache unseres Festlandes nach dem hohen Norden hin. Neun oder zehn Monat im Jahre herrscht der Winter; das organische Leben ist spärlich wegen des Mangels an Licht und Wärme. Dort beobachtet der Naturforscher die letzten Pflanzen und die letzten Thiere; er steht an der äußersten Grenze der Flora und Fauna. Ueber Spitzbergen hinaus ist Alles Tod; eine Schranke ewigen Eises reicht bis zum Nordpol, und auf dem Archipelagus selber zergeht der Schnee nur am Meeresrand und auch hier blos an günstig liegenden Punkten; die Berge behalten selbst während der drei Sommermonate ihr weißes Kleid.

Alle Thäler sind mit gewaltigen Gletschern ausgefüllt, und diese reichen bis an den Strand hinab. Die spitzbergischen Inseln geben uns ein getreues Bild der Eiszeit, welche unserer jetzigen geologischen Epoche unmittelbar vorausgegangen ist. Während jener Zeit war ganz Nordeuropa bis zum 53° nördl. Br. mit einem Eismantel überdeckt. Alle Thäler der Vogesen, des Jura, der Alpen, Pyrenäen und Karpathen, der Kaukasus und Himalaya, ja auch Neuseeland waren mit Gletschern angefüllt, die sich mehr oder weniger weit in die Ebenen vorgeschoben hatten. Spitzbergen veranschaulicht uns also eine geologische Erscheinung, deren Spuren wir so weit über den Erdball zerstreut finden. Die Thiere und Pflanzen auf diesem Archipelagus sind solche, welche am besten der Kälte widerstehen und am wenigsten Sonnenwärme nöthig haben.

Der Archipelagus von Spitzbergen besteht aus einer größern Insel, die vielfach tief eingeschnitten ist und das eigentliche Spitzbergen bildet; den östlichen Theil derselben, welcher vermittelst eines vom 79° nördl. Br. durchschnittenen Isthmus mit dem westlichen zusammenhängt, bezeichnet man auch als Neu-Friesland. Von diesem südlich liegt die Insel Staatenland, 78° nördl. Br., und nordöstlich, von 80° durchschnitten, das Nordostland. Vor Westspitzbergen, zwischen 78 und 79° nördl. Br., liegt die Prinz Karlsinsel. Nördlich vom Nordostlande finden wir die Gruppe der sieben Inseln und noch etwas nördlicher die Tafelinsel. Dazu kommen dann viele kleine Eilande.

Der Stand der Sonne übersteigt auf Spitzbergen nicht 37 Grad; ihre schräg fallenden Strahlen müssen eine gewaltige Dicke der Atmosphäre durchdringen und kommen erst zur Erde, wenn sie die Fähigkeit zu erwärmen zum größten Theile verloren haben. Sie streifen gleichsam nur über den Boden hin, auf den sie niemals senkrecht treffen können. Vom 26. Oktober bis zum 16. Februar ist das Tagesgestirn gar nicht sichtbar, das eisige Land ist vier Monate lang mit Nacht umhüllt, und während einer Zeitdauer von 128 Tagen, in welcher es theilweise Tag ist, erhebt sich die Sonne nur wenig über den Horizont. Aus alledem wird erklärlich, daß Spitzbergen ein sehr strenges Klima hat. Allerdings geht die Sonne vier Monate lang nicht unter, aber sie übt nur eine schwache Wirkung aus und ist auch im Juli und August sehr oft von dicken aus dem Meer aufsteigenden Nebeln verdunkelt. Einen völlig heitern Tag hat Spitzbergen niemals. Durch die heftigen, über das Meereis und die Gletscher hinfahrenden Winde wird die Temperatur erniedrigt, aber trotz alledem ist Spitzbergen doch nicht so extrem kalt wie die nördlichsten Theile der Baffinsbay, wohin die Meteorologen den Kältepol der nördlichen Halbkugel verlegen. Derselbe fällt nicht mit dem mathematischen Pole zusammen, sondern liegt in Amerika unter 78° nördl. Br. und 98° westl. L. v. P. Spitzbergen ist, wie bemerkt, ein Archipelagus, und das Wasser wird (wenn auch in sehr geringem Maß) erwärmt durch den Golfstrom, dessen letzte Ausläufer am Weißen Meer und an den Küsten des westlichen Spitzbergen auslaufen und verenden. Deßhalb sind diese letzteren im Sommer eisfrei, die östlichen Küsten dagegen durch schwimmende Eismassen versperrt und für die Robbenschläger nur selten zugänglich.

Unter dem 78° nördl. Br. beträgt die mittlere Jahrestemperatur der großen Insel — 8°,6 C. Martins gibt einige extreme Temperaturen für die Monate April und August. Scoresby fand während des April die Temperatur im Meere nicht über — 1°,1; im Mai war der höchste Temperaturstand + 1°,1, und nur an sechs Tagen stieg das Thermometer über den Gefrierpunkt; der Mai ist also noch durchaus ein Wintermonat und noch im Juni fällt das Thermometer oft unter Null; 1810 einmal sogar bis — 9°,4. Im Juli hat Martins nie mehr als + 5°,7, nicht weniger als 2°,7 beobachtet; man ersieht daraus, daß der Temperaturwechsel nur ein sehr geringer ist. Im August schwankte, unter 78° nördl. Br., der Thermometerstand im Meere zwischen 1°,2 und 1°,30. Während der 11 Jahre von 1807 bis 1818 hat Scoresby nur ein einziges Mal (am 29. Juli 1815) das Thermometer bis auf 14°,4 steigen sehen; Parry beobachtete bis zu 12°,8 (am 19. Juli 1827), Martins (im August 1838) 8°,2. Die höchste Temperatur wurde, am 15. Juli 1861, von der schwedischen Expedition beobachtet, 16°,0. Ueber die Winterkälte fehlen zuverlässige Angaben, es ist aber wahrscheinlich, daß das Quecksilber manchmal gefriert und das Thermometer sich oft zwischen — 20 und — 30° hält. Scoresby beobachtete, am 18. April 1810, — 7°,8 und,

am 13. Mai 1814, — 18°,9. In jedem Monat fällt Schnee. An der Magdalenenbay, 79° 34′ nördl. Br. (an der Nordwestküste der westlichen Insel), wurde die französische Corvette Recherche in den ersten Tagen des August 1839 mit Schnee bedeckt; in Scoresby's Tagebuche finden wir in jedem Monat Schneefall angemerkt.

Die Witterung ist sehr unbeständig, völlige Windstille wechselt urplötzlich mit heftigen Windstößen; ein paar Stunden lang ist der Himmel klar, dann überzieht er sich plötzlich mit dichtem Gewölk; Nebel ist fast immer vorhanden und er ist sehr kalt, schneidend, durchdringend und durchnäßt wie feiner Regen. Aber Stürme kommen selbst im Sommer nicht vor; Blitz und Donner sind in diesen öden Regionen unbekannt. Im Herbst werden die Nebel immer dichter, Nordlicht in jeder Nacht schwächer oder stärker sichtbar wird. Bald sieht er ein mattes, verschwommenes Licht oder einzelne leuchtende Flecken, bald Strahlen, die in blendendem Weiß erzittern und das ganze Firmament durchlaufen; sie gehen vom Horizont aus, halten manchmal im Laufe still, die Strahlen sind gleichsam nur halb vollendet und erreichen den Zenith nicht; gleichzeitig erscheint aber das Nordlicht auf einem andern Punkt, wie ein Bouquet von Strahlen, welche sich dann fächerartig ausbreiten, nach und nach bleicher werden und wieder verschwinden. Oder lange vergoldete Lichtgewänder flattern über dem Haupte des Beobachters und falten sich in sich selbst zusammen oder strömen in Lichtwellen, als ob sie vom Winde bewegt würden. Sie sind scheinbar nicht hoch in der Luft, und man

Eine Corvette im Eise bei Spitzbergen. (Nach einer Zeichnung von Mayer.)

die Sonne erscheint immer matter und bleicher; am 23. August geht sie zum ersten Mal, und zwar im Norden, wieder unter. Aber diese erste Nacht ist nur eine verlängerte Dämmerung; von da nimmt die Dauer des Tages rasch ab, am 27. Oktober taucht dann die Sonne ins Meer und wird Monate lang nicht wieder sichtbar. Allerdings gewahrt man noch einige Zeit einen röthlichen Schein um Mitttag, aber diese, wenn man so sagen darf, morgenröthliche Dämmerung wird immer schwächer, ihre Dauer immer kürzer, und bald ist sie ganz verschwunden. Dann leuchtet allein der Mond, sein mattes Licht spiegelt sich auf dem Schnee und ist gerade hell genug, um die trostlose Oede dieser eisigen Gegend recht anschaulich zu machen.

Aber der aufmerksame Beobachter weiß, daß das möchte sich wundern, daß man das Rauschen der Falten nicht vernimmt. Sehr häufig aber tritt das Nordlicht als strahlender Bogen auf; dieser erscheint durch ein schwarzes Segment vom Horizont abgetrennt, als ein blendendes Weiß oder funkelndes Roth, welches Strahlen schleudert, an Größe zunimmt, sich theilt und bald einen leuchtenden Fächer im Norden bildet. Ein solcher Bogen steigt allmälig zum Zenith auf; dort vereinigen sich die Strahlen und bilden eine Krone, aus welcher dann nach allen Richtungen Strahlen hinausschießen. Nun gleicht der Himmel einer feurigen Kuppel; Blau, Grün, Roth, Gelb und Weiß spielen in buntem Wechsel durcheinander. Aber dieses wunderbare Schauspiel dauert nur sehr kurze Zeit; die Krone sprüht keine Lichtstrahlen mehr aus, sie wird nach und nach schwächer,

und ein verschwommenes Licht überzieht den Himmel. Da und dort dehnen einige Lichtpunkte sich weiter und weiter aus und ziehen sich dann plötzlich mit unbegreiflicher Raschheit zusammen, man möchte sagen wie ein zuckendes Herz. Aber auch sie erbleichen, Alles verläuft ineinander und erlischt. Das Nordlicht verendet. Nun aber erglänzen die bisher von ihm verdunkelten Sterne in um so hellerm Glanze, und die lange, dunkle Polarnacht herrscht wieder über das schneebedeckte Land und den eiserfüllten Ocean. Solchen Naturerscheinungen gegenüber müssen Dichter und Künstler ihre Ohnmacht eingestehen. Wir können das Nordlicht bewundern und anstaunen, aber jede Schilderung wird hinter der Wirklichkeit zurückbleiben. Wir können aber dasselbe studiren, analysiren und ververlassen, an der größern oder geringern Bewegung der Nadel wissen, wie intensiv die Aurora borealis ist. Wenn die Krone sich bildet, findet man das Centrum genau auf der Verlängerung einer andern Magnetnadel, die man in der Richtung des magnetischen Meridians orientirt hat; sie ist nicht horizontal, sondern gegen den magnetischen Pol geneigt, ist eine Inclinationsnadel.

Fast jede Polarnacht hat, wie schon bemerkt, mehr oder weniger glänzende Polarlichter, aber nach der Mitte Januars, wenn die Mittagsdämmerung stärker wird und die baldige Rückkehr der Sonne verkündigt, werden sie beim Aufsteigen zum Zenith größer. Am 16. Februar tritt ein ganz kleiner Abschnitt der Sonnenscheibe, aber eben nur als Lichtpunkt, über den Horizont, verschwindet jedoch im Nu

Ein Nordlicht nach Süden hin, beobachtet bei Bosekop in Finnmarken, 6. Januar 1839, 6 Uhr 4 Min. Abends. (Nach einer Zeichnung von Bévalet.)

gleichen, können sagen, daß diese Lichter ihre Ursache in den elektrischen Ausstrahlungen der Erdpole haben, in einem kolossalen Magnet, dessen Nordpol nördlich von Amerika, nicht weit vom Kältepol unserer Halbkugel liegt, während sein Südpol im Meere liegt, südlich von Australien in der Nähe des Victorialandes.

Ueber das elektromagnetische Wesen des Nordlichts waltet kein Zweifel ob. In Spitzbergen wendet sich eine, an einem ungedrehten Seidenfaden horizontal aufgehängte Magnetnadel nach Westen hin. Beim Beginne des Nordlichtes bemerkt man, daß sie ungewöhnlich unruhig wird und rasch von der Rechten zur Linken und umgekehrt abweicht. Ihre Bewegung nimmt zu, je stärker das Nordlicht wird, und der Beobachter kann, ohne sein Zimmer zu wieder. Aber an jedem Mittage tritt dieser Abschnitt größer hervor, bis endlich der ganze Sonnenball über dem Meere sichtbar wird. Dann ist die lange Winternacht vorüber; von nun an wechseln Tag und Nacht ab, bis am 21. April der vier Monate lange Tag beginnt und die Sonne nicht untergeht.

Spitzbergen führt seinen Namen mit vollem Rechte. Die holländischen Entdecker sahen von der See aus nur spitze Gipfel. Die Berge sind nicht hoch, 500 bis 1200 Meter, also von etwas über 1500 bis 3800 Fuß, nicht viel über Brockenhöhe; aber sie reichen überall bis an das Meer, das nur einen ganz schmalen Ufersaum hat. Im äußersten Norden und ganz im Süden ist der Boden weniger uneben, die Thäler sind breiter und das Land gleicht mehr

einer Hochebene. Die westliche Seite Spitzbergens (es ist die Hauptinsel gemeint) wird von drei tiefen Bayen eingeschnitten, die ihrerseits manche Föhrden landein senden. Diese sind von Süden nach Norden der Hornsund, Glockensund, die Eisbay, Kreuzbay und die Königsbay. Die hamburger Bucht und die Magdalenenbucht dringen nicht so tief ein und haben weniger Föhrden.

Alle Thäler, im Norden wie im Süden, sind durch Gletscher ausgefüllt, welche bis ans Meer reichen. Ihre Länge ist verschieden; den längsten beobachtete Martins im Glockensunde, er war 18 Kilometer lang und 6 Kilometer breit; einer im Hintergrunde der Magdalenenbay hatte 1840 Meter Länge und am Meere 1580 Meter Breite. Nach Scoresby sind die größten Gletscher auf Spitzbergen selbst Scoresby wußten nichts von der eigentlichen Beschaffenheit dieser Eisströme, welche unter ihren Augen bis in die See rückten. Martins, welcher mit den schweizer Alpen genau bekannt war, erkannte 1838 in Spitzbergen sofort die Gletscher. Die Entstehungsweise ist da wie dort dieselbe; was an Unterschied vorhanden ist, rührt her vom Klima, der Nähe des Meeres und der geringern Höhe der Gebirge.

Ein Gletscher wird gebildet in kalten Ländern durch die Anhäufung des Winterschnees auf einer Ebene, in einer Bodensenkung oder in einem Thale. Dieser Schnee zerschmilzt im Sommer theilweise, gefriert wieder, schmilzt abermals, es filtrirt Wasser in ihn ein, er gefriert definitiv beim Eintritt des Winters, wird nach und nach zu einem

Nordlicht nach Norden hin, beobachtet 6 Uhr 27 Min. Abends. (Nach einer Zeichnung von Bévalet.)

einer am Südkap und ein anderer im Norden des Hornsundes; jeder derselben hat am Meere eine Breite von 20 Kilometer; wie weit sie landeinwärts reichen, ist nicht bekannt. Die sieben Gletscher an der Nordküste der Prinz Karlsinsel haben jeder eine Breite von etwa 4 Kilometer, nahezu eine deutsche Meile Breite.

Alle diese Gletscher bilden an ihrem untern Ende gewaltige steile Mauern oder Böschungen von Eis; dieselben erheben sich vielfach senkrecht über das Wasser bis zu Höhen, die zwischen 30 und 120 Meter wechseln. Die ersten holländischen und englischen Seefahrer bezeichneten diese Masse als Eisberge, weil sie den Zusammenhang derselben mit den Gletschern im Innern nicht kannten; selbst die viel späteren Schiffer, z. B. Phipps, Parry und mehr oder weniger compacten Eise, ist aber immer mit zahlreichen Luftbläschen gefüllt, welche sich in den Zwischenräumen des Schnees befanden. Diese Eismassen nun sind nicht etwa unbeweglich und absolut starr, sondern wegen ihrer Plasticität und der Depression ihrer oberen Theile machen sie eine Bewegung nach vorwärts. Diese geht langsam von statten aber andauernd; sie ist im Sommer rascher als im Winter und treibt den untern Theil des Gletschers immer weiter nach vorne hin. In den Alpen reicht dieses untere Ende oft bis in bewohnte Thäler hinein, z. B. von Chamonnix, Mont Joie, in das Val Veni am Montblanc, von Zermatt, am Monte Rosa, am Grindelwald. In Spitzbergen gelangt der Gletscher nach einer längern oder kürzern Fahrt ans Meer. Er rückt dort nicht

weiter, wenn dort das Ufer eine gerade Linie bildet, aber im Hintergrund einer Bucht mit gekrümmtem Gestade schiebt er weiter vor und stützt sich auf die Seiten der Bay, indem er oberhalb des Wassers vorrückt und über demselben hängt. Das Alles erklärt sich sehr leicht. Im Sommer hat das Meerwasser im Hintergrunde der Buchten allemal eine Temperatur von etwas über Null; der Gletscher, welcher in Berührung mit demselben geräth, fängt zu schmelzen an, und bei tiefer Ebbe kann man dann einen freien Raum zwischen dem Wasser und dem Gletscher bemerken. Sobald der letztere unter sich keinen Halt mehr findet, stürzt er theilweise zusammen, ungeheuere Blöcke lösen sich ab, stürzen ins Meer, verschwinden unter dem Wasser, kommen wieder, sich um sich selbst drehend, auf die Oberfläche und schwanken eine Weile hin und her, bis sie ihren Schwerpunkt gefunden haben. Diese abgelösten Gletscherblöcke bilden dann schwimmendes Eis und Eisberge. Martins sah im Hintergrunde des Glockensundes und der Magdalenenbay täglich zweimal bei Ebbezeit ein solches theilweises Zusammenstürzen der Gletscher, was allemal ein donnerartiges Getöse verursachte. Das Meer stieg hoch auf und schlug wie bei einer Springflut empor, der Golf wurde mit schwimmendem Eise bedeckt, das bei Ebbe abzog und entweder ins weite Meer ging oder in untiefem Wasser strandete und sich festlegte. Diese schwimmenden Eismassen hatten über dem Wasser eine Höhe von nur vier bis fünf Meter (16 Fuß); denn vier Fünftel des schwimmenden Eises befinden sich allemal unter der Oberfläche. Die Eismassen in der Baffinsbay sind bei weitem höher und reichen manchmal über die Schiffsmasten hinaus; aber dort steht die Temperatur des Wassers unter Null, der Gletscher wird durch die Berührung mit demselben nicht zum Schmelzen gebracht, er gleitet in das Meer und die von ihm sich ablösenden Theile sind anders, als jene bei den Gletschern Spitzbergens.

Eisbär und Robbe auf Spitzbergen. (Nach einer Zeichnung von Foulquier.)

Hier sind die Gletscher im Allgemeinen eben und haben nur selten jene Nadeln und Prismen von Eis, welche wir an denen der schweizer Alpen bewundern. Die zackigen Oberflächen entsprechen allemal jähen Abfällen des Gletschers, der sich bricht und gleichsam in Cascaden über stark geneigte Flächen hinwegstürzt. Befinden sich dieselben am untern Ende dieses Gletschers, dann werden diese Nadeln und Prismen durch die Sommerwärme zu theilweisem Schmelzen gebracht und verkleinert; sie nehmen die eigenthümlichen, oft in hohem Grade malerischen Formen an. Auf Spitzbergen sind die Abfälle schwach und gleichmäßig; auch ist die Sommerwärme unbedeutend und vermag kein Eis zu schmelzen; nur um die Mittagszeit rinnen kleine Wasserfäden auf der Oberfläche und fallen, Sprünge bildend, ins Meer, oder halten an, sobald die Sonne verhüllt oder die Temperatur niedriger wird. Martins hat indeß doch an den Seiten des großen Gletschers im Glockensund einige Nadeln beobachtet, aber an der Magdalenenbay in Nordspitzbergen kamen sie nicht vor. Die Querspalten dieser Gletscher sind manchmal sehr breit und tief.

Die Gletschergrotten in den Alpen, z. B. des Grindelwald, erscheinen winzig im Vergleiche zu jenen in den Gletscherendungen auf Spitzbergen. Martins fuhr in eine derselben hinein und befand sich dann in einem ungeheuern gothischen Dom, lange, nach unten zu abgespitzte Eiszapfen hingen von oben herab, die Seiteneinbiegungen glichen den Seitenkapellen des Hauptschiffes, die Mauern waren durch breite Spalten gleichsam in Felder getheilt, auf dem Eise spielten azurblaue Tinten und erglänzten im Wasser wieder. Aber die Fahrt in diesen Wintertempel, zu welchem nur ein enger Eingang führte, war ein tollkühnes Wagniß, denn noch an demselben Abend löste sich diese Eiskathedrale von ihrem Gletscher ab, stürzte in die Wogen und erschien in tausend und aber tausend Stücke zertrümmert wieder auf der Oberfläche.

Auf den Gletschern der Schweiz liegen bekanntlich viele Steinblöcke. Diese kommen von den benachbarten Bergen, welche im Sommer wie im Winter Stürze haben und den Gletscher mit Trümmern bedecken; solche sind um so zahlreicher, je höher die umliegenden Berge sich erheben. Dergleichen Anhäufungen zertrümmerten Gesteins, die Moränen, sind nicht zufällig und willkürlich verstreut; theils bilden sie lange Streifen parallel den Rändern des Gletschers und sind dann Seitenmoränen; theils nehmen sie den mittlern Theil des Eisfeldes ein und sind Medianmoränen; diese sind das Ergebniß der Vereinigung von Seitenmoränen zweier Gletscher, welche zu einem einzigen zusammenschmelzen. Der Gletscher führt in seinem unabläßigen Vorrücken, ähnlich wie ein Fluß, die Trümmer, welche auf ihm liegen, mit sich fort; am Endpunkt, am Fuße des Gletschers fallen sie dann zu Boden, und durch ihre Anhäufung wird an der Böschung oder dem Abfalle des Gletschers ein concentrischer Damm gebildet, eine End- oder Terminal-Moräne. In der Schweiz sind z. B. der Unteraargletscher, das chamonnirer

Eismeer und andere übersäet mit Steinblöcken, unter welchen das Eis fast gänzlich hinwegschmilzt. Das kommt daher, weil diese Gletscher von sehr hohen Bergen überragt werden, von denen unablässig Gestein herabfällt. In Spitzbergen dagegen sind die Berge in den Gletschern gleichsam vergraben, nur ihre Gipfel ragen über die Eismassen empor, und von diesen fallen nur wenige Trümmer ab; demnach können die Moränen nicht beträchtlich sein. Die Gletscher Spitzbergens entsprechen dem obern Theile der schweizer Gletscher, welcher höher als die Schneelinie liegt. Je höher man auf einen Alpengletscher kommt, um so schwächer werden die Seiten- und die Mediammoränen und verschwinden allmälig ganz. Auf den Gletschern Spitzbergens sind sie nur schwach bemerkbar; man gewahrt allerdings eine Anzahl von Blöcken am Rand und manchmal auch in der Mitte, aber unter der Trümmermasse meter unter der Oberfläche ewig gefroren, und Quellen gibt es nicht.

Die geognostischen Verhältnisse der westlichen Küste sind durch Keilhau, durch die Mitglieder der französischen Expedition von 1838, und durch die Schweden Nordenskjöld und Blomstrand erforscht worden. Granit waltet vor, die sieben Inseln im Norden bestehen ganz aus demselben. Weiter nach Süden hin tritt Kalkgestein auf, zuweilen dolomitisches, wahrscheinlich von der ältern Formation und durchsetzt von Labradorhornblende. An der Henlopenstraße und am Glockensunde findet man Kalkgestein, das Fossilien führt; die letzteren gehören, nach Kouninck, dem Rothliegenden an, das über den Steinkohlengebilden liegt. Dergleichen hat, nebst Spuren des Brennstoffes, Blomstrand an der Königsbucht gefunden.

Das Walroß (Trichechus rosmarus). (Originalzeichnung von R. Kretschmer, aus A. E. Brehms „Illustrirtem Thierleben".)

schmilzt hier das Eis niemals. Endmoränen muß man auf dem Meeresgrunde suchen, weil das Gletscherende zumeist über das Wasser hinausragt; die Steinblöcke fallen mit dem Eis hinab und bilden eine submarine Endmoräne, deren beide Enden manchmal am Ufer sichtbar sind. Der Schwede Torell bemerkt, daß fast überall an der Küste von Spitzbergen der Meeresboden aus Felsblöcken und Kieseln, selten aus Schlamm oder Sand besteht. Er fand dort auf den Gletschern alle Eigenthümlichkeiten, welche auf jenen der Alpen vorkommen: die Schichtung des Eises, die blauen Streifen und die Einwirkung auf die anliegenden Berge, welche abgerundet, geglättet und gestreift sind wie jene in der Schweiz.

Auf Spitzbergen, wo die Gletscher bis ans Meer reichen, sind weder Flüsse noch Bäche; dann und wann zieht wohl ein kleines Gefließ von den Gletscherseiten ab, verliert sich aber bald. Der Erdboden ist einige Deci-

Betrachten wir uns den Pflanzenwuchs, der allerdings spärlich genug ist in einer Region, die eine mittlere Jahrestemperatur hat, welche niedriger ist, als die Mitteltemperatur eines Dezembers oder Januars in Mitteleuropa unter dem 51 oder 52° nördl. Br. Auf den weiten Schneegefilden sind vereinzelte freie Punkte, welche ausnahmsweise eine günstige Lage haben. Der Forscher gewahrt mikroskopische Pflanzen, die an den Boden gedrückt sind, oder in Felsspalten wachsen, oder an der Südseite des Gesteins. Feuchte Vertiefungen sind mit Moos vom herrlichsten Grün überzogen, das einen anmuthigen Gegensatz zu der düstern Färbung der Felsen und dem blendenden Weiß des Schnees bildet. Am Fuße der Klippen und steilen Abhänge, auf welchen die Seevögel sich in großer Menge aufhalten, wird der Boden durch den Guano erwärmt; dort wachsen Ranunkeln, Löffelkraut und Gräser, die manchmal einige Decimeter hoch werden; zwischen dem

Einsturz eines Gletschers am Meere auf Spitzbergen. (Nach einer Zeichnung von Foulquier.)

Ein Nadelgletscher auf Spitzbergen. (Nach einer Zeichnung von Boulquier.)

Steingeröll findet man einen Mohn mit gelben Blumen (Papaver nudicaule), der selbst in unseren Gärten eine Zierde bilden würde. Aber nirgends ein Baum oder nur ein Strauch! Die Vogelbeere und die weiße Birke haben schon in Norwegen unter 70° ihre nördliche Grenze. Doch sind einige Pflanzen mit holzigem Ansatz und Gefüge vorhanden, z. B. zwei kleine Weidenarten, die aber am Boden hin wachsen und von denen die eine auch in den Alpen vorkommt, und das Empetrum nigrum, welches über die Moosbekleidung hervorragt und das auch in den europäischen Torfmooren gefunden wird. Alle übrigen Pflanzen sind ohne Stamm und Stengel, die Blüthen dicht über dem Boden und zumeist so winzig klein, daß man sie nur mit Mühe auffindet. Der Hamburger Friedrich Martens beschrieb 1675 nur 11 Arten spitzbergischer Phanerogamen, Phipps brachte 1773 nur 12 Arten nach Europa mit, die von Solander beschrieben worden sind, Scoresby nur 15, Sabine im Jahre 1823 schon 24, Parry sammelte 1827 schon 40, Sommerfeld 42; und Martins sammelte, gemeinschaftlich mit dem dänischen Naturforscher Vahl, im bitteres Princip, das antiskorbutisch wirkt; auf Spitzbergen kommt aber dasselbe wegen des Mangels an Wärme nicht zur Entwicklung, und deshalb kann das Löffelkraut dort als Salat gegessen werden.

Von jenen 93 kommen 69 auch in Skandinavien und 28 in Frankreich vor. Wir wissen, daß die Flora der Circumpolargegenden eine große Einförmigkeit aufweist; von den 93 spitzbergischen Phanerogamen kommen 81 auch in Grönland vor. Nach Westen hin haben die Inseln an der Lancaster- und der Barrowstraße und am Melvillesunde, also die Gegenden unter 75° nördl. Br., 58 Pflanzen gemein mit dem nördlichen Theile von Spitzbergen. Diese Flora ist arktisch, aber sie tritt gemischt auf mit der skandinavischen und erscheint als eine Verlängerung dieser letztern; beide Regionen haben 69 Arten gemeinschaftlich, so daß 24 für Spitzbergen übrig bleiben; diese aber finden wir auch in Nordamerika, in Nordsibirien und auf Nowaja-Semlja, und sie sind die eigentlich arktischen Pflanzen, welche die Polarflora charakterisiren. Die von Spitzbergen besteht aus einem Gemisch zweier Floren, einer europäischen,

Grill-Lumme (Uria grille) und Pinguin.

Glockensund, in der Magdalenenbay und bei Smeerenberg 57 Arten. Durch die schwedischen Expeditionen 1858 und 1861 sind respektive 6 und 21 hinzugekommen, so daß wir nun 93 Arten von Phanerogamen auf Spitzbergen kennen. Die Kryptogamen (Moose und Flechten) sind zahlreicher; schon vor 1858 kannte Lindblom deren 152, und so wird auch auf Spitzbergen das von Linné aufgestellte Gesetz des Vorwaltens der Kryptogamen im Norden über die Phanerogamen bestätigt. Wir kennen nun 245 Pflanzenarten, die auf Spitzbergen vorkommen. — Island, unter 65° n. Br., hat dagegen schon 402 Phanerogamen, Irland 960. Jene auf Spitzbergen sind die verlorenen Kinder der europäischen Flora, solche, die der Kälte am besten widerstehen, oder, weil sie im Winter von Schnee bedeckt sind, bei der möglichst geringen Summe von Wärme wachsen und blühen können.

Unter den 93 Phanerogamen ist nur eine einzige genießbar, das Löffelkraut (Cochlearia fenestrata), von welchem drei Verwandte an den Küsten des Atlantischen Oceans wachsen. Diese Pflanzen haben ein scharfes und welche wegen der Nachbarschaft Skandinaviens vorherrscht, und der arktischen.

Diese ist in den hohen Breiten von einer Schranke umschlossen, über welche sie nicht hinaus kann: der Sommerwärme. Aber vor unserer gegenwärtigen geologischen Epoche hatte die Erde eine kalte Periode, und die Gletscher bildeten auf ihr gleichsam einen eisigen Mantel, der, vom Pol ausgehend, sich bis in die Mitte Europa's, Asiens und Amerika's ausbreitete, Steinblöcke, Sandmassen, Kies und die in denselben wachsenden Pflanzen mit sich führte. Als dann eine höhere Temperatur eintrat, die Gletscher zergingen oder sich zurückzogen, verschwanden diese, von der Hitze gleichsam überraschten Pflanzen aus den Ebenen Europa's, hielten sich aber in den Gebirgen, z. B. in den Sudeten, dem Harz, in den Vogesen und hauptsächlich in den Alpen. Nach Heers Untersuchungen hat die Schweiz gegenwärtig 360 Arten Alpenpflanzen, von denen 158 auch im Norden Europa's vorkommen.

Wir wenden uns zur Thierwelt, in welcher der weiße Bär (Ursus maritimus) eine hervorragende Stellung einnimmt. Im Sommer ist er an den Küsten selten, man sieht ihn aber hoch im Norden, wo Parry ihn auf dem schwimmenden Eise in 81° 30′ nördl. Br. fand. Torrell fand im Magen auch Pflanzenstoffe; der weiße Bär ist also nicht lediglich Fleischfresser, obgleich Seehunde und Walrosse seine gewöhnliche Nahrung bilden. Sehr häufig kommt der Fuchs vor (Canis lagopus). Im Sommer ist sein Pelz schmutzigbraun, im Winter weiß oder dunkelschieferblau und dann sehr gesucht; russische Fuchsjäger aus Archangel bleiben manchmal auch im Winter über auf Spitzbergen, um ihn in Fallen zu fangen. Er gräbt sich Baue mit mehreren Ausgängen und im Sommer lebt er von Vögeln und deren Eiern und wird sehr fett; im Winter muß er fasten und wird dann so heißhungrig, daß er selbst Schuhsohlen zernagt. Eine kleine Feldmaus hat im Winter ein weißes, im Sommer ein veränderliches Fell. Zu diesen drei Säugethieren kommt noch ein viertes, das Rennthier; es ist nicht selten und sein Fleisch recht nahrhaft und wohlschmeckend. Auf Spitzbergen zeigt es sich nur in einzelnen Rudeln, ist sehr schüchtern und wild und schwer zu erlegen.

Schneehuhn auf Spitzbergen.

Spitzbergen hat nur diese vier Landsäugethiere, aber 12 Säugethiere, die im Meere leben. Wir nennen zuerst die Robben, von denen drei Arten vorkommen (Phoca barbata, Ph. groenlandica und Ph. hispida oder foetida). Sie nähren sich von Fischen, Mollusken und Schalthieren, und man findet sie zumeist in ruhigen Buchten. Dorthin kommen alljährlich Norweger und Russen, um Robben zu schlagen; außer diesen haben sie am weißen Bären einen gefährlichen Feind. Einige Arten von Seehunden wandern auf Eisschollen nach allen Richtungen hin.

Das Walroß (Trichechus rosmarus) wird bis zu 16 Fuß lang und hat manchmal 9 Fuß im Umfange. Auf dem Lande erscheint es noch unbehülflicher als der Seehund, schwimmt aber vortrefflich, wohnt truppweis an den Küsten oder auf schwimmenden Eisschollen. Es lebt vorzugsweise von Mollusken, vertheidigt sich mit seinen nach vorn über gekrümmten Zähnen tapfer, wird aber auf festem Boden mit Lanzen oder Harpunen leicht getödtet. Man benutzt Haut, Zähne und das Fett, aus welchem Thran gewonnen wird.

In den spitzbergischen Gewässern leben viele Delphine, z. B. der Beluga (d. h. der Weiße, Delphinopterus leucas), der bis 18 Fuß lang wird; er hat keine Rückenflosse; der Butzkopf (Phocaena orca), dessen Rückenflosse einem Säbel gleicht; er wird über 18 Fuß lang, zieht in Rudeln und man sagt, er greife den Walfisch an. Der Narwal (Monodon monoceros) hat bekanntlich einen 6 bis 9 Fuß langen Zahn, der nach vorne hin gerade ausgeht; ein zweiter bricht fast immer schon früh ab; beim Weibchen treten diese Zähne nicht aus der Zahnhöhle hervor. Das Hyperodon borealis hat eine ganz schwarze Haut und eine spitze Schnauze, aber keine vorstehenden Zähne.

Von Walfischen treten einige Arten auf. Der Gibbar oder indische Norqual (Balaenoptera boops) erreicht manchmal eine Länge von 60 bis 90 Fuß und mehr; sein Kopf bildet fast den vierten Theil des Gesammtkörpers. Er hat Längsfalten, die vom Rande der Kinnladen bis zum Nabel laufen, und auf dem Rücken eine große fetthaltige Flosse. Er ist viel scheuer als der gewöhnliche Walfisch und sehr schwer zu harpuniren. Der letztere war früher an den Küsten von Spitzbergen ungemein häufig, namentlich zwischen 78 und 80° nördl. Br.; ganze Flotten aus Holland, England und Deutschland segelten so hoch hinauf und machten reiche Beute; allmählig sind aber diese gewaltigen Thiere auch in diesen Gegenden seltener geworden.

Um so zahlreicher sind und bleiben die Vögel. Die Zahl der Individuen ist geradezu ungeheuer, jene der Arten aber beträgt nur 22, und von diesen leben nur zwei auf dem Lande (Emberiza nivalis, der Schneeammer, und Lagopus hyperboraea, das Schneehuhn); die anderen alle sind See- oder Wasservögel. Das Schneehuhn allein wandert nicht; alle anderen sind Zugvögel, und die meisten besuchen Spitzbergen nur, um dort zu brüten.

Der Boden ist mit Schnee bedeckt, der Pflanzenwuchs ungemein dürftig, von Insekten sind nur 15 Arten vorhanden. Würmer, Mollusken oder Fische kommen auf dem Lande nicht vor, aber im Meere wimmelt es von Mollusken und Schalthieren, aber man kennt nur 10 Arten von Fischen. — Viele Seevögel, welche zur Winterzeit an unseren mittelenropäischen Küsten sich aufhalten, brüten auf Spitzbergen, wo sie Nahrung in Menge und Ruhe finden. Alle wählen sich passende Stellen aus. Die Gänse lieben die Strandgegend der großen Insel, die Eidergänse und der Stercorarius dagegen die niedrigen Eilande, auf denen sie Wasserpfützen finden; die Mehrzahl aber sucht sich die steilen Felsen aus, welche das Meer überragen; man bezeichnet dieselben als Vogelberge. Sie haben eine Menge von Abstufungen (eine hinter der andern, etwa so, wie die Galerien in den Schauspielhäusern), und auf diesen sitzen die Weibchen über ihren Eiern, den Kopf nach der See hin gewandt und dicht gedrängt neben einander. Die Männchen bilden wolkenartige Schwärme, flattern den ganzen Tag umher und fangen Fische oder Schalthiere. Es ist rein unmöglich, das Leben und Treiben dieser Vögel genau zu schildern. Das ist ein Summen, Schreien, Kreischen, Quaken und Pfeifen von vielen tausenden; die verschiedenen Arten schwirren durcheinander, und der Jäger weiß nicht,

wohin er zuerst schießen soll. Er drückt aufs Gerathewohl ab, und nun wird der Lärmen wo möglich noch viel ärger. Aber die Schwärme zertheilen sich nicht etwa, die lebendige Wolke bleibt eben so dicht; die Kormorane, welche bisher ruhig am Ufer saßen, vermehren den Haufen, und die Seeschwalben, die im Kreise fliegen, schlagen dem Jäger ins Gesicht. Die Weibchen lassen sich nicht stören und bleiben auf ihren Nestern sitzen.

Wir sagten eben, daß jede Art sich passende Oertlichkeiten aufsuche. Der nordische Sturmvogel (Procellaria glacialis) ist der kühnste von allen; Malmgren sah einen Vogelberg unter 80° 24′ nördl. Br., dessen untern Theil Spiegeltaucher (Uria grille) inne hatten; die mittlere Stufe, 700 bis 800 Fuß über dem Meere, hatten die Sturmvögel inne, und über diesen nisteten graue Möwen. Auf einem andern Berg herrschte die weiße Möwe vor (Larus eburneus), über ihr brütete die dreizehige Möwe, und noch weiter oben die graue Möwe. Auf manchen Felsen sieht man nur Fettgänse (Pinguin, Alca galle) bis zu 200 Fuß Höhe.

Auf den steilen Felsen sind die Vögel sicher vor ihrem ärgsten Feinde, dem Fuchs; auf den niedrigen Inseln brütet die Eidergans nie, falls dieselben nicht rings von tiefem Wasser umgeben sind.

Nur allein das Schneehuhn überwintert auf Spitzbergen, und es ist und bleibt ein Räthsel, wie dieser Vogel es anfängt, dort das ganze Jahr hindurch sich zu nähren. Die Möwen spielen die Rolle der Raubthiere; sie nähren sich vorzugsweise von Fischen und Cadavern der Walthiere. Der Stercorarius (Lestris parasitica) greift andere Vögel an, zwingt sie, das, was sie eben erbeutet haben, wieder herauszuwürgen und fängt dasselbe in der Luft auf. Die Sturmvögel suchen ihre Nahrung im offenen Meere und folgen oftmals den Schiffen bis weit in See; andere finden ihre Nahrung durch Tauchen.

Kriechthiere kommen auf Spitzbergen nicht vor; aber Medusen sind im Meere in solcher Menge vorhanden, daß das Wasser durch sie seine Farbe vom Bläulichen zum Gelbgrün verändert.

Wir werden in einer andern Nummer die Geschichte der Seefahrten nach Spitzbergen schildern; sie hatten in einer frühern Zeit für den Handelsverkehr eine nicht geringe Bedeutung.

Aus Gifford Palgrave's Reise im mittlern und östlichen Arabien.

II.

Charakter der Beduinen. — Arabische Rechtspflege. — Die Wasserscheide. — Südliches oder unteres Kasim. — Verschiedenheit im Charakter der Araber. — Geschichtliche Einwirkungen. — Die Karmathier. — Die besten Datteln. — Wandernde Derwische. — Bereydah. — Gesang und Sprache.

Gifford Palgrave verweilte in Haïl, der Hauptstadt des Djebel Schammer und Residenz des Königs Telal, vom 27. Juli bis 8. September 1862; er kam dort in Berührung mit dem Monarchen selbst und mit den einflußreichsten Männern am Hofe, die, allem religiösen Fanatismus abhold, sich gegen den christlichen Doctor sehr freimüthig äußerten. So geschah es, daß er einen tiefen Einblick in manche Verhältnisse der arabischen Halbinsel erhielt. Ein Bruder des Königs, Emir Metaab, ging nach und nach ganz offen mit der Sprache heraus.

Eines Tages schilderte er dem Fremden, allen Wahhabis zum Trotz eine Pfeife Tabak rauchend, den Charakter der Beduinen. Wer sich, sagte er, auf sie verläßt, baut ein Haus auf die Oberfläche des Wassers. In ernsthaft gemeintem Kriege wollen sie nicht viel bedeuten; sie haben schlechte Waffen und keine Mannszucht; man kann sie nicht dahin bringen, daß sie mit anderen Truppen gehörig zusammenwirken, und außerdem kann man eine beträchtliche Zahl dieser Menschen nicht bei einander behalten, weil sie unter sich selber in ewigen Fehden liegen. Sie sind Leute des Augenblicks; für sie ist nur eben der gegenwärtige Moment etwas; gestern oder morgen sind für sie wie nicht vorhanden. Sie haben weder ein nationales Bestreben noch religiöse Grundsätze, sind ohne gesellschaftliche Bande, vereinzeln sich gern in ihrem selbstsüchtigen und kleinen, meist persönlichen Interesse. Alle sind gegen Alle, wissen eigentlich nicht, was sie wollen, und nur, was ihre engere Sippe (Clan) angeht, interessirt sie. Heute sind sie Freunde, morgen Feinde und am folgenden Tage abermals Freunde. So sind sie gegen Leute ihrer eigenen Haut (Rasse), und wie nun erst gegen Andere! Sultan, Aegyptens Vicekönig, Türken und Aegypter und Europäer, das gilt ihnen Alles gleich; Anhänglichkeit haben sie nicht, sie gehören dem, welcher am meisten bietet. Diesem dienen sie, „so lange sein Futter noch im Magen ist", so lautet ihr Ausdruck; aber die für Bezahlung übernommenen Verpflichtungen gelten ihnen nur etwas, so lange sie ihnen Vortheil bringen, und viel Gefahr darf ohnehin dabei nicht sein. Sie stellen wohl Kameele, bringen Wasser, nehmen auch Antheil, wenn es gilt, ein Dorf zu überfallen und auszuplündern oder einen schwächern Stamm anzugreifen; aber das thun sie nicht, um ihre Verpflichtungen zu erfüllen, sondern lediglich der Beute wegen. Sie machen sich gar kein Gewissen daraus, auch ihren Freund, in dessen Lohn und Brot sie gestanden, hinterher recht gründlich auszuplündern. —

Djebel Schammer ist wenigstens dem Namen nach von dem Beherrscher der Wahhabis abhängig, und dieser hat auch eine Partei in Haïl; sie ist „klein aber mächtig", und an ihrer Spitze steht Obeyd, des Königs Telal Oheim, ein gewandter Mann und tapferer Krieger, der mit eigener Hand „800", also gewiß sehr viele Feinde getödtet haben soll. Aber der König ist beim Volke beliebt und weiß den gefährlichen Mann unschädlich zu machen.

Im September hatte die Hitze etwas nachgelassen, und von Haïl ging die Weiterreise über das Tafelland von Centralarabien durch angebautes Land, wo Wasser hinreichend zu finden war. Auch hatte Palgrave nun nicht mehr blos Beduinen als Gefährten, sondern noch Bürgers-

leute aus Kasim, Kaufleute aus Zulpha, einige Frauen und einen Neger, der vier edle Rosse nach Kaweit am Persischen Meerbusen bringen sollte; dort wollte er sich mit ihnen nach Indien einschiffen. Er war seinem Herrn aus Medina entflohen und hatte in Haïl bei einem reichen Handwerker Unterkommen gefunden; Palgrave erklärt diesen schwarzen Mann, der Gorrha hieß, für den allerärgsten Lügner, welcher ihm jemals in der Welt vorgekommen sei.

Palgrave hebt wiederholt hervor, daß die Araber sich möglichst wenig an Formeln und Förmlichkeiten binden. Kein anderes mohammedanisches Volk ist so nachlässig in der strengen Beobachtung der vorgeschriebenen religiösen Gebräuche als selbst die Wahhabis, die doch sonst in anderen islamitischen Dingen geradezu fanatisch sich benehmen. Aehnliches kann man wahrnehmen an den Christen von ächt arabischer Abkunft, welche östlich von Damaskus und vom Jordan wohnen. Diese machen es übrigens wie alle anderen verfolgten Sekten in der Levante: die Ansahrier, Yesidis und Ismaelis; d. h. sie bequemen sich in manchen äußeren Dingen dem herrschenden Islam an, um nicht belästigt zu werden. So kommt es, daß der oberflächliche Beobachter oft solche Leute für Mohammedaner hält, die nichts weniger als Anhänger des Propheten sind.

Ueber die arabische Rechtspflege finden wir folgende Bemerkungen: In einem Lande, wo Jeder sein eigener Advokat ist und die Klagen sehr einfach behandelt werden, entscheidet man Kriminalfälle ohne viele Mühe. Der Obmann einer Ortschaft, der Kadi und einige angesehene Männer sitzen als eine Art von Geschworenen; ihr Wahrspruch hat aber im Grunde mehr moralisches als juridisches Gewicht. Der Titel Kadi ist hier nicht gleichbedeutend mit unserm Richter, sondern deutet mehr auf eine berathende als entscheidende Amtswürde; in anderen orientalischen Ländern ist freilich das Umgekehrte der Fall. Die arabische Justiz hat einen milden Charakter. Man ruft die Zeugen vor und schwört sie ein, die Verhandlung kann Tage lang dauern, und man darf bei höheren Stellen, selbst beim Landesherrn Berufung einlegen. Die Vollziehung eines Strafurtheils wird allemal wenigstens 24 Stunden verschoben, oft Wochen und Monate lang, und nicht selten erfolgt Milderung des Urtheils oder völliger Strafnachlaß. Auch der absoluteste Herrscher Arabiens darf in Friedenszeiten die gesetzlichen Restrictionen nicht verletzen oder gar aus eigener Machtvollkommenheit einen Menschen zum Tode verdammen. —

Auf der Hochebene in der Landschaft Oberkasim sinkt das Gelände manchmal auf meilenweiten Strecken und bildet seichte unregelmäßige Becken, zu welchen in der Regenzeit Wassergerieſel hinabströmen und Teiche bilden, die auch im Herbste nicht ganz austrocknen. Dort in dem aufgeschwemmten Boden ist auch der Pflanzenwuchs kräftiger; hin und wieder findet man sogar Bäume, z. B. den Talh und Nebaa, manchmal auch den Sidr; aber der Ithel, eine Art Lärche, die nur in Arabien vorkommt, und die Ghador-Euphorbie ziehen sandige Abhänge und Vertiefungen vor. Dieses Plateau wird mehrfach im rechten Winkel von langen und breiten Thälern durchschnitten, die leichten Boden, halb Sand und halb Kreide haben. In diesen natürlichen Gräben findet man überall Wasser, zwar nicht an der Oberfläche, sondern wenn man Brunnen gräbt. Das thut der Araber gewöhnlich in der Nähe kleiner Hügel, welche ihm gleichsam andeuten, wo er Wasser findet. Aehnliches ist der Fall in der cölesyrischen Ebene zwischen dem Libanon und dem Antilibanon und in dem wüsten Gelände östlich und nördlich von Damaskus. Dieses Nebeneinander von Hügeln und Wasserquellen kann nicht zufällig sein, die Sache ist aber noch nicht erklärt worden. Bei solchen Brunnen liegen in Oberkasim die Dörfer, etwa 40 an der Zahl, mit 500 bis zu 3000 Einwohnern. Die Gesammtbevölkerung der Landschaft kann ungefähr 30,000 Seelen betragen. Palgrave kam an acht Dörfern vorüber und machte in vieren derselben Halt; das größte heißt Kefa. Jeder Weiler ist von einem Palmenhain, Gärten und Feldern umgeben, die manchmal bis ins Thal hinabreichen und allemal einen oder mehrere Brunnen haben.

Die Wasserscheide zwischen Dschauf im Norden und der Steppe, über welche Palgrave in Oberkasim zog, liegt, seiner Meinung nach, etwa 60 Miles gerade östlich von Haïl und correspondirt in Bezug auf die Länge mit dem höchsten Theile des Djebel Taweyk, dessen Steppen das große Centralplateau des Nedsched nach Süden hin bilden. Demgemäß hätte das Rückgrat oder die Hauptgebirgskette Arabiens eine Richtung von NNW. zu SSO., zwischen 45 und 46 der Länge von Greenwich, und von 29 bis 24° n. Br.; ihre größte Höhe liegt hinter Dscheladschil in Sedëyr; weiterhin wird sie nach und nach niedriger und verliert sich nach Süden in der Sandwüste.

Auf allen Seiten dieses Höhenzuges, auch nach Süden hin, fällt Arabien ab, — nach dem Rothen Meere, dem Persischen Meerbusen und dem Indischen Ocean. Allerdings sind einige Unterbrechungen vorhanden, welche durch die Seitenketten des Adscha, Solma, Taweyk und Dowasir entstehen; auch kommen gelegentlich Ausnahmen vor, z. B. an der Küstenlinie und deren schroff ansteigenden Ketten, welche sich im Hedschas, in Dschebel Aasir, an einigen Punkten der Yemen und Hadramaut und noch mehr in Oman zu beträchtlicher Höhe erheben.

Im südlichen oder untern Kasim war Palgrave erstaunt über die Einwirkungen, welche die Wahhabis mit ihrer Energie über ein solches Land ausüben. Vor ihm lag eine unübersehbare Ebene, übersäet mit Städten und Dörfern, Thürmen und Hainen im blendenden Glanz einer Mittagssonne, wie nur Arabien sie hat. Ueberall Leben und Beweglichkeit, Wohlstand und Thätigkeit! Die Breite dieser wohlbevölkerten Landschaft beträgt etwa 60 Miles, ihre Länge reichlich doppelt so viel. Sie liegt ungefähr 200 Fuß tiefer als das Oberland, das hier wie eine Mauer abfällt; der tiefere Grund aber erstreckt sich ohne Unterbrechung weithin zu der langen Querkette des Taweyk, durch welche er im Süden geschlossen und von der großen, aus dem Nedsched nach Mekka führenden Karawanenstraße begrenzt wird; denn der Grund von Kasim hat seine Hauptöffnung nördlich vom Taweykgebirge nach Medina zu. Mehr als 50 große Dörfer und vier oder fünf beträchtliche Städte bilden Mittelpunkte für den Ackerbau und den Handel dieser Provinz; dazu kommen noch viele Weiler und kleine Ortschaften, vereinzelte Brunnen und Gärten und Wege nach allen Richtungen hin. Hier beginnt auch die Reihenfolge hoher Wartthürme, von denen aus in diesem Flachlande das Heranrücken eines Feindes beobachtet werden kann. Kein anderer Theil Centralarabiens ist seit alten Zeiten so wohlhabend und civilisirt gewesen, aber keiner auch so häufig von Kriegen heimgesucht worden. Diese Warten reichen bis zum Djebel Taweyk. —

Die Behauptung: „Ein Araber ist wie der andere" hält in keiner Weise Stich; es sind vielmehr, wie innerhalb jeder großen Nationalität, Verschiedenheiten und Gegensätze gar nicht zu verkennen. So tritt seit den ältesten Zeiten zwischen den Bewohnern des Hedschâs und jenen des Nedsched eine scharf ausgeprägte, gegenseitige Abneigung hervor, welche in der Verschiedenheit

des Charakters wurzelt. Die Leute im Nedsched sind ruhig, kühl, gehen in dem, was sie vorhaben und thun, langsam und bedächtig zu Werke; sie sind zäh und voll Ausdauer, hängen an den väterlichen Bräuchen und an ihrem Heimatlande mit einem sonst im Orient seltenen Patriotismus. Sie würden Fremdherrschaft nie ertragen, sie leben mäßig, einfach und streng, wollen von Pracht und Luxus nichts wissen und selbst in ihren Fehlern bilden sie einen Gegensatz zu dem flatterhaften Hedschâsi, der viel mehr leichten Sinn zeigt. Dieser nimmt bei Allem einen kräftigen Anlauf, wird aber der Dinge bald müde und wendet sich einer andern Sache zu; Pracht und Schmuck liebt er sehr, nimmt auch Allerlei und nicht immer das Beste von seinen Nachbaren an; er redet gern Viel und Vielerlei, prahlt gern, und reifliche Ueberlegung ist nicht immer seine Sache. Dieser Gegensatz zwischen Nedsched und Hedschas, der sich etwa verhält wie jener zwischen einem bedächtigen Deutschen und einem leichtblütigen ächten Franzosen, ist auch in den Poesien der Araber sehr häufig hervorgehoben worden. In einer derselben heißt es: „Das Nedsched ist das Land großer Seelen; im Vergleiche zu diesen sind alle Anderen nur Zwerge."

Omân und überhaupt die Landschaften am Persischen Meerbusen sind stets einer politischen und religiösen Verbindung mit Mekka entgegen gewesen. Der Araber joktanischer Abstammung hat, die Sprache ausgenommen, kaum etwas gemein mit dem Araber des ismaelitischen Zweiges; sein Charakter und seine Einrichtungen sind anders, und in den östlichen Regionen hat der Gestirndienst, der Sabäismus, zu tiefe Wurzeln geschlagen, als daß er durch die Formel: „la Ilah illa Allah" ausgerottet werden könnte. Die Beduinen ihrerseits sind eigenartige Menschen; selbst Mohammed gesteht im Koran, daß er mit ihnen nichts anfangen könne. Sie sind unbeständig wie Wasser, dem man kein Siegel aufdrücken kann.

Die Wechselfälle in der Geschichte Arabiens haben zu nicht geringem Theil ihren Grund in den ethnologischen Gegensätzen. Palgrave stellt darüber eingehende Betrachtungen an; wir unsrerseits können, schon des Raumes wegen, nur einzelne Punkte hervorheben.

In den Jahren 500 bis 520 hatte Koleyb Waïl, Beherrscher des Nedsched, den größten Theil Arabiens unterworfen. Dann trat der Prophet auf; seine Nachfolger Abu Bekr und Omar waren Eroberer und hielten die Gegensätze nieder, aber schon unter Othman traten dieselben wieder scharf hervor. Als die islamitischen Herrscher gegen einander selbst die Waffen kehrten, fielen Oman und einige andere östliche Landschaften von ihnen ab und blieben auch unabhängig; auch Nedsched erhob sich. Der wilden Anarchie machte Benu Ommeyyah ein Ende, der das Chalifat zu Damaskus gründete. Das Nedsched, das westliche und nördliche Arabien mußten sich wieder unterwerfen. Doch in Djebel Schammer brachen Aufstände aus, und dieses Land blieb den Chalifen eigentlich nur dem Namen nach unterworfen.

Nach dem Falle der Ommajaden in Damaskus wurde das Chalifat um 750 an die Ufer des Euphrat verlegt, und 770 nach Bagdad am Tigris. Dadurch wurde die völlige Trennung Arabiens vom Mittelpunkte der mohammedanischen Regierung angebahnt. Dazu wirkten weniger die räumlichen Entfernungen als moralische Ursachen. So lange die Chalifen ächte Araber waren, wie die Herrscher aus der Familie der Abassiden, war der Gegensatz nicht so scharf; diese Nachfolger des Propheten beobachteten die Landesgebräuche und lebten wie Araber, ihr System war populär, der Chalif selber für Jeden aus dem Volke zugänglich. Aber mit dem berühmten Harun al Raschid begann ein Umschwung; unter ihm und seinen Nachfolgern wurde der ganze Charakter des Chalifats zu Bagdad ein anderer; die arabischen Unterthanen fühlten sich demselben mehr und mehr entfremdet. Am glänzenden Hofe kamen persische Sitten und Bräuche mehr und mehr zur Geltung und überwucherten dann auch in der Verwaltung. Bei dem nun steifen Hofceremoniell wurde der Chalif unzugänglicher; ein Araber, der nach Bagdad kam, fühlte sich dort wie ein Fremdling. Die Trennung Arabiens vom Chalifat begann und blieb dann dauernd.

Zuerst erhob sich Abu Tahir, das Oberhaupt der Karmathier, der in Chatif am Persischen Meerbusen seine starke Burg hatte. Schon vor ihm hatten sich diese Karmathier von der Ostküste her weit ins Innere ausgedehnt, selbst bis in die Thäler des Yemen; Hasa und Oman waren völlig in ihren Händen. Tahir führte einen gewaltigen Krieg gegen die Mohammedaner; er war Nachfolger des Abu Said el Dschenabi, der auch El Karmut genannt wird; daher der Name Karmathier. Der Haß dieser Freidenker gegen den Islam war so bitter, daß sie die mohammedanischen Gefangenen lebendig verbrannten. Zwei Drittel Arabiens gingen für den Islam verloren.

Die Karmathier haben den Versuch gemacht, die Bande des theokratischen Fatalismus und des Formalismus zu brechen, aber nach einem Kampfe von mehr als 100 Jahren behielt doch der Islam die Oberhand; der schwarze Stein in Mekka wurde mit Rosenwasser gewaschen und wieder in die Kaaba gebracht; der Unitheismus mohammedanischer Auffassung triumphirte über seinen grimmigen rationalistischen Gegner. Das östliche Arabien jedoch blieb für immer dem Islam entfremdet. Dort finden wir nach so vielen Stürmen und Wechselfällen einen Haufen moralischen und religiösen Getrümmers, karmathischer und esoterischer Lehren, in denen naturalistische und materialistische Anschauungen durch einander laufen mit schiitischen Vorstellungen von Transmigrationen und Incarnationen, mit den gerade in unseren Tagen wieder stärker hervortretenden Erinnerungen an uralten Gestirnkultus und mit allerlei Fetischismus, der ja bei den niederen und ungebildeten Klassen, in allen Religionen und über den ganzen Erdball stets vorgekommen und auch heute vorhanden ist, wiewohl er in Form und Namen wechselt. Vom Christenthum sind im östlichen Arabien nur schwache Spuren. Als die Wahhabis des Nedsched mächtig wurden, bezwangen sie die karmathische Landschaft Hasa und führten zwangsweise den Islam ein, aber das Volk ist und bleibt demselben abgewandt. —

Nach dem Fall des Chalifates blieb Arabien sich selbst überlassen und war in eine Menge von Staaten und Gemeinwesen getheilt. Die fünf großen Landschaften oder Reiche: Oman, Nedsched, Yemen, Schammar und Hedschas bilden jedes nicht blos eine politische, sondern auch eine ethnographische Gruppe, doch so, daß das obere Kasim in letzterer Beziehung eigentlich zu Schammar, und im Osten Hasa zu Oman gehört. In Kasim war der Gestirndienst vorwaltend, bis im vorigen Jahrhundert die Wahhabis ihre Form des Mohammedanismus gewaltsam eingeführt haben; doch ist die überwiegende Mehrzahl des Volkes demselben nicht zugethan.

Das Wort Kasim bedeutet ein sandiges aber fruchtbares Erdreich, und das paßt durchaus auf diese Landschaft. Hier findet man überall einige Ellen tief unter der Oberfläche gutes Wasser. Hauptfrucht ist die Dattel, die in vielen verschiedenen Arten in Arabien vorkommt, aber Kasim kann sich rühmen, daß es die beste Sorte hat; sie

steht nur allein der Chalas in Hasa nach, welche ihres Gleichen nirgends findet. Die Zeit der Reife fällt in Kasim in die zweite Hälfte des August, und die Ernte dauert bis Mitte Septembers. Wer nur die getrockneten Datteln kennt, welche in Europa verkauft werden, ahnt gar nicht, wie köstlich eine frische Dattel in Centralarabien schmeckt. Die frische Dattel wirkt auch nicht erhitzend, was eine getrocknete allemal thut; sie übersättigt nicht, ist ein durchaus gesundes Nahrungsmittel und obendrein ungemein wohlfeil. Dattelbäume sind des arabischen Ackerbauers Reichthum und beste Quelle der Einnahme. Die Frucht dient ihm und seinem Haushalt gerade so, wie in Europa Brot und Kartoffeln; nach Hedschas und Yemen wird die Dattel Kasims in großer Menge ausgeführt. Auch Baumwolle wird in Kasim gebaut, aber nur zu eigenem Bedarf.

In Kasim traf Palgrave mit mehreren wandernden Derwischen zusammen. Zwei derselben waren aus Kabul, Einer aus Buchara und ein Anderer aus Beludschistan; Alle kamen aus Mekka zurück, wanderten zu Fuße und lebten unterwegs lediglich von Almosen. Aber in Arabien ist ein Derwisch wie ein aus dem Wasser geworfener Fisch. Die Wahhabis verabscheuen ihn, gleichviel ob er Sunnit oder Schiit sei, er gilt so wie so für einen Ketzer. Palgrave meint, es sei unzweckmäßig, wenn ein Europäer im Orient als Derwisch reise und eines Gentlemen und Christen nicht würdig. Aber Burtons und Bambery's Beispiele zeigen doch, daß man dabei recht wohl zum Ziele kommt. Uebrigens beweisen Palgrave und Pelly, daß auch Christen in Arabien keine Gefahr laufen, nicht einmal im wahhabitischen Nedsched, aber eine genaue Kenntniß der Sprache und der Landessitten ist allerdings erforderlich.

Ueber Ayun, eine Stadt von etwa 10,000 Einwohnern, wo die Karawanenwege von Norden und von Westen her sich vereinigen, kam Palgrave nach Bereydah. Unterwegs traf er ein großes Zeltlager, das mitten in der Ebene von einer persischen Pilgerkarawane aufgezogen worden war. Sie kam von Medina und ging nach Mesched Ali am untern Euphrat heim. Ihr hatten sich mehrere Wallfahrer aus Indien, namentlich aus Lacknau und Delhi, angeschlossen; die Zahl ächter Iranier aus Schiras und Ispahan war aber geringer als jene der Mischlingsbevölkerung von Mesched Ali, Kerbela und Bagdad. Auf der Hinreise nach Mekka waren sie in der Wahhabiten-Hauptstadt Riad vom Sultan Feyssel arg geprellt worden; er hatte diesen schiitischen Ketzern nur gegen schweres Geld den Durchzug erlaubt, jeder persische Pilger hatte diesem Beherrscher der Gläubigen 40 Goldtomans zahlen müssen.

In alten arabischen Städten sind gewöhnlich die Häuser von Festungswerken umgeben; die Gärten liegen außerhalb derselben und sind auch ihrerseits von Mauern und Thürmen umschlossen; Bereydah aber hat keine Befestigung. Die Stadt ist belebt, die Straßen sind eng und krumm; auf der einen Seite des Marktplatzes steht die große Moschee mit einem hohen Minaret; das letztere reicht also in die Zeit vor der Herrschaft der Wahhabis hinauf, denn diese haben nur niedrige Minarets, kleine Eckthürme, welche kaum über das Dach der Moschee hinausragen dürfen, weil zu Mohammeds Zeiten hohe Minarets nicht vorhanden gewesen seien. Im centralen und östlichen Arabien hat keine Moschee eine Inschrift oder das Datum ihrer Erbauung. Auch Bogen und Wölbungen sind unbekannt. Auf dem Markt und in den Waarenläden besorgen nur Frauen das Verkaufsgeschäft.

Die folgenden Angaben über Gesang und Sprache in Arabien wollen wir nicht übergehen. Kein anderes Volk, möglicherweise mit Ausnahme der Chinesen, hat so wenig Harmonie in der Kehle, wie das arabische. Ich habe, sagt Palgrave, Türken und Perser singen hören, Indier und Neger, Syrier, Armenier und Griechen, und kann bezeugen, daß sie alle für Vokal- oder Instrumentalmusik mehr Stimme und Ohr haben als die Araber, seien diese nun Abkömmlinge Ismaels oder Joktans; am allerschlimmsten sind aber die Beduinen. Die Perser haben durchgängig gute Stimme und ein Gefühl für Harmonie; ihre Musik reicht zwar nicht an die europäische hinan, ist aber gefällig, obwohl, wie überhaupt die asiatischen Melodien, etwas melancholisch. Die Leute von Bagdad und überhaupt jene am Tigris, von Basra bis nach Diarbekir hinauf, haben mehr oder weniger Stimme, und Sänger aus Bagdad machen in fremden Städten recht gute Geschäfte. Auch in Syrien nimmt man einen Anlauf zu Musik, namentlich in Damaskus, Sayda und Akka. Die Türken sind leidlich gute Sänger, und ihre Weisen sind munterer als jene der eigentlichen Orientalen.

Zum Singen ist der Araber nicht geeignet, aber wohl zum Reden, und auf dieses versteht er sich in allen möglichen Arten ganz vortrefflich. Für den Ausdruck ist das Arabische klar und volltönend wie ein starkes Instrument, obwohl die „süßen Klänge" fehlen. Die Sprache selber ist eine der reichsten der Welt und man hält darauf, daß sie deutlich gesprochen werde. Freilich im Hedschas und im Yemen, noch mehr in Aegypten und Syrien, und am allermeisten in Bagdad und Mosul ist das Arabische, wie es gewöhnlich gesprochen wird, sehr incorrect, mangelhaft, es wird gehackt und verschluckt, überhaupt verderbt am Ende der Wörter, im Accent, in Aussprache und Phraseologie; es ist nicht eine Mundart, sondern phonisch und grammatisch eine Ausartung. Dort haben selbst Leute von Erziehung, welche die Sprache studiren und sich Mühe geben, gemeine Provincialismen und Unrichtigkeiten zu vermeiden, in öffentlichen Reden wie im Privatgespräche in ihrer Sprache etwas Mageres, Gezwungenes und Erkünsteltes. Aber im Djebel Schammer und dem obern und centralen Nedsched findet das gerade Gegentheil statt; hier sprechen schon die Kinder auf der Gasse das correcteste Arabisch, wie es im Buche steht.

Man hat oftmals die Frage aufgeworfen: „Ist das Arabische des Koran und des goldenen Zeitalters der arabischen Literatur jemals eine Sprache gewesen, die vom Volke geredet wurde und ist es noch heute eine solche?" Die Antwort lautet bejahend; es war allerdings eine Sprache, die geredet wurde, und ist es noch jetzt in den eben genannten Landschaften, ist hier Volkssprache, ganz gemeine landläufige Volkssprache. Aber wer das Arabische in seiner vollen Pracht bewundern will, muß im Lande der Wahhabis den Koran vorlesen hören. Religiöser Enthusiasmus und größte Genauigkeit treiben den Vorleser, jedem Konsonanten Kraft, jedem Vokale Fülle, jedem Accente die gebührende Betonung zu geben. Dann wundert sich auch ein im Herzen ungläubiger Hörer nicht mehr über den Einfluß, welchen solch ein Vortrag auf den wirklich Gläubigen ausübt. Das Verdienst, welches man etwa dem Koran zuerkennen darf, liegt ganz und gar in seiner Beredsamkeit und der Reinheit seines Ausdrucks; gesunder Menschenverstand ist in ihm nicht viel zu finden und vernünftiges Raisonnement darf man nicht erwarten. Deshalb ist auch die beste Uebersetzung unerträglich und ungenießbar, und schwerlich wird Jemand eine solche von Anfang bis zu Ende lesen. Aber gerade die Wiederholungen, die eintönigen Formeln, die abgerissenen Sprünge und Uebergänge, welche einen Europäer zur Verzweiflung

bringen, vermehren in der arabischen Ursprache die Kraft und den rhythmischen Nachdruck des Textes und wirken auf orientalische Zuhörer mit großer Stärke.

Die Gegenden, in welchen heute das Arabische genau so geredet wird wie vor und zu Mohammeds Tagen, sind: Djebel Schammer, Kasim, Sedöyr, Woschem und die nördliche Hälfte von Nared. Weiter nach Süden hin waltet eine andere Form vor, die joktanische Mundart, welche in regelmäßigen Abstufungen das Uebergewicht über den mehr klassischen ismaelitischen Dialekt des Centrums gewinnt, welcher dann in Oman sich ganz verliert. Dort finden wir eine Modifikation des Arabischen, welche ihre Vertreter in den vorislamischen Dichtern des Südens findet, und welche nun die Sprache des yemenitischen Zweiges der Araber war und es vielleicht immer gewesen ist, obwohl es jetzt an der Küste von Yemen wenigstens nicht mehr vorkommt. In einzelnen Theilen des Yemen, z. B. im Wadi Nedschran und vielleicht in Hadramaut, scheinen noch Spuren desselben vorhanden zu sein, aber sie sind mit der Sprache des Hedschas und des Gestadelandes vermischt.

Eine Ansicht über den Kulturwerth der Neger.*)

(Mit Bezugnahme auf die brasilianischen Verhältnisse.)

Die häufig im „Globus" erörterte Frage, ob der Neger mit den anderen Rassen in intellectueller Beziehung gleich befähigt und mithin zu denselben Ansprüchen auf individuelle Freiheit und absolute Selbstbestimmung berechtigt sei, bietet ein um so größeres Interesse, als die mit ihr in direkter Verbindung stehende Abolitionsfrage durch den amerikanischen Bürgerkrieg in die erste Reihe getreten ist und die Aufmerksamkeit der ganzen Welt beschäftigt. Für uns, die wir Brasilien bewohnen, ist diese Frage jedenfalls der Brennpunkt der gegenwärtigen Lage, denn es ist vorauszusehen, daß Nordamerika nach Beseitigung der Sklaverei in den Südstaaten alle seine Kräfte anstrengen werde, um seine Abolitionstheorien auf Cuba und in Brasilien zur Geltung zu bringen. Die angeblicherweise humanen und uneigennützigen Bestrebungen der Yankees werden sich nicht auf die Conföderirten Staaten beschränken; sie werden in Brasilien das vollenden wollen, was England begonnen hat. Durch die Concurrenz Brasiliens in Erzeugung von Kaffee, Zucker, Baumwolle und Taback waren hauptsächlich die gegen das südamerikanische Kaiserreich von England angewendeten Zwangsmaßregeln hervorgerufen; jene war der eigentliche Grund derselben, während die philanthropisch klingenden Deklamationen der Negrophilen als Deckmantel dienten und handelspolitisch ausgebeutet wurden. Weder die englische noch die Unionsregierung leiden in so hohem Maßstabe an humanen Anwandlungen; sie lachen wohl innerlich über den zur Schau getragenen philanthropischen Luxus und haben in Wahrheit nur ihr Handels- und Gewerbsinteresse im Auge, das sie aber selber vielfach mißverstehen. Für Brasilien, welches durch seinen Land- und Produktenreichthum ein Rival des amerikanischen Nordens und der englischen Colonien ist, rechnen sie ganz richtig darauf, daß durch die Abolition den großen Pflanzern der Hals gebrochen werde, indem die freigegebenen Sklaven sich ganz gewiß ihrem Hange zur Faulheit hingeben, und die mangelnden Arbeitskräfte bei der sehr geringen Bevölkerung des Landes unmöglich durch freie Arme zu ersetzen sein würden. Die Abolitionisten wissen recht gut, daß der freigegebene Sklav sich nicht mehr der Plantagenarbeit unterzieht, sondern seinem Hange zum Herumschweifen und zur theilweisen Arbeit (d. h. nur so viel, wie zu seinem nothdürftigsten Unterhalte nöthig ist) folgen wird, so daß die brasilische Produktion in Folge des Mangels an Arbeitskräften herunter sinken und so die Wünsche jener humanen Spekulanten krönen würde, wobei sich denselben, wenn auch in etwas nebelhafter Ferne, noch die freudige Hoffnung zeigt, den Kaiserstaat zu schwächen, indem drei Millionen freigegebener Negersklaven über ihn losgelassen würden, was zu einem Rassenkampfe führen müßte. Nun möge man jedoch nicht glauben, daß wir, so wie ein jeder vernünftig denkende Brasilianer, die Sklaverei als haltbar betrachten, im Gegentheil haben wir die feste Ueberzeugung, daß Brasilien dieselbe nach und nach auf vernunftgemäßem Wege abschaffen muß, nicht nur um dem Drängen seiner Handels- und Produktionsrivalen, denen es früher oder später nolens volens wird willfahren müssen, nachzugeben, sondern hauptsächlich im eigenen Interesse. Man verstehe uns aber recht: wir verwerfen die Sklaverei nicht vom Standpunkte eines Wilberforce, weil wir die schwarze Rasse für gleichbefähigt und gleichberechtigt mit der weißen hielten, sondern vorzugsweise im Interesse Brasiliens, welches unter dem Bestehen derselben leidet, da durch sie der freie und intelligente Arbeiter vom Lande zurückgeschreckt und durch das Zusammenleben mit den Sklaven die Moral der Familien untergraben wird.

Für den Neger ist die Sklaverei in Brasilien eine gute Schule, für die Brasilianer jedoch ist sie die Quelle der Volksverderbniß. Deßhalb treten alle einsichtsvollen Brasilianer der Meinung bei, daß dieses Uebel mit der Zeit beseitigt werden müsse, und zwar durch ein Dekret, welches entweder alle, oder vorerst einen Theil der hier zur Welt kommenden Sklavenkinder

*) Die Negerfrage ist gerade jetzt mehr als je zuvor in den Vordergrund gerückt worden; sie wird der westlichen Erdhälfte eine unberechenbare Summe von Verlegenheit bereiten, und der arme Schwarze, an welchem in so gewissenloser, frevelhafter Weise herum experimentirt wird, fährt am allerschlechtesten. Der Verfasser des obigen Aufsatzes, Herr K. v. Koseritz, eifert, wie unsere Leser wissen, ganz entschieden für die Abschaffung der Negersklaverei in Brasilien und hat sich darüber neulich in diesen Blättern deutlich genug erklärt. Er ist, so viel wir wissen, kein Sklavenhalter, und es wird angemessen sein, ihn über die Neger in Brasilien zu hören, die er aus langjähriger Beobachtung kennt. Viele seiner Ansichten treffen genau mit denjenigen zusammen, welche jetzt oftmals in der londoner anthropologischen Gesellschaft aufgestellt worden sind. Der „Negromanie" gegenüber macht sich jetzt selbst in England ein Rückschlag zum gesunden Menschenverstande geltend; man ist schon dahin gekommen, die Abolitionisten als „Negermörder" hinzustellen, — eine schlimme Bezeichnung für die Handwerksphilanthropen und abstrakten care the devil about-Abolitionisten.
A.

frei erklärt und unter die Vormundschaft des Staates stellt. Dieses ist natürlich der einzige Weg, denn eine Abolition der Sklaverei rundweg ist gänzlich unzulässig und wird nie von Brasilien angenommen werden, da aus derselben nicht nur eine komplete Anarchie, sondern auch der gänzliche Ruin vieler großen Vermögen erwachsen würde, deren Inhaber einen bedeutenden Einfluß auf die Staatsgeschäfte ausüben.

Doch das Für und Wider der Abolition vom nationalökonomischen und politischen Standpunkte aus bildet nicht die Aufgabe dieses Artikels, und wir gehen deßhalb zu unserm Thema über, nämlich dem Mangel an Begründung der sogenannten philanthropischen Deklamationen zu Gunsten der schwarzen Rasse; — sie sind unbegründet schon wegen des geringern Kulturwerthes und der intellektuellen Inferiorität der Neger.

Ein langjähriger Aufenthalt in einer Provinz, die unter ihren 350,000 Einwohnern aller Rassen 80,000 Negersklaven zählt, hat mir Gelegenheit geboten, einen tiefern Blick in die Natur und geistige Befähigung der schwarzen Rasse zu werfen, als es es dem Reisenden möglich ist, der, wie z. B. Herr von Scherzer, die Knotenpunkte der Sklavenhalterei nur flüchtig berührt und auch bei den freien Negervölkern nur kurze Besuche abgestattet hat. Jedem, der längere Zeit in Brasilien gelebt und jene unglückliche Rasse mit eingehendem Interesse betrachtet, ihre Lebens- und Denkungsart, ihre Befähigungen und Instinkte studirt hat, wird sich nach und nach die Ueberzeugung aufdrängen, daß der Neger im Großen und Allgemeinen niemals die intellektuelle Entwicklung und Vollkommenheit des Gefühlswesens erreichen wird, welche anderen Rassen und hauptsächlich der kaukasischen eigen sind, so wie er auch einsehen wird, daß der Neger durch die Sklaverei nicht auf eine tiefere Stufe herabsinkt. Die aus Afrika importirten Neger, von denen es hier noch eine sehr große Zahl gibt, haben fast keinerlei Kulturwerth. Sie leben seit 20, 30 und mehr Jahren inmitten der brasilischen Verhältnisse, sind zum Christenthume bekehrt, d. h. getauft, theilweise sogar in das Leben der weißen Familien hineingezogen worden, und dennoch haben sie keine Spur von Civilisation angenommen. Die hohen Wahrheiten der christlichen Religion existiren für sie nicht; nach der Taufe, wie vor derselben, sind sie Götzendiener, und ihre Religion (wenn man den Fetischismus so nennen darf) ist ein unvernünftiges Gemisch der katholischen Formalitäten und der Ideen des Fetischismus; der Gott der Christen und der Manipongo (das afrikanische Götzenbild) verfließen für sie in eins, wie folgender Fall beweist, der vor Kurzem sich ereignete.

Bei Gelegenheit eines Criminalprozesses wurde eine Haussuchung gehalten, bei welcher man den Zauberapparat eines afrikanischen Negers, der einen Mord begangen hatte, vorfand. Das Hauptstück war ein grobgemaltes Bild, auf dem man auf einer Seite Christus am Kreuze, auf der andern ein heidnisches Götzenbild gemalt sah; in der Mitte waren einige Gräber gezeichnet, aus denen Rauch gen Himmel stieg. Vor diesem Bilde stand auf einer kleinen Erhöhung ein Manipongo, der eine Mißgestalt mit schrecklich verzerrten Zügen vorstellte. Auf diesem improvisirten Altare zündete der Schwarze geweihte Kerzen an, und nachdem er den ganzen Apparat mit Caxassa (Branntwein) bespritzt und selbst einige herzhafte Züge aus der Flasche gethan hatte, begann er in afrikanischer Mundart seine Beschwörungsformeln herzusagen. Sodann tödtete er eine junge Taube auf einer kleinen, mit Muscheln besetzten Strohmatte und vermischte das herablaufende Blut mit Branntwein, worauf er dieses Gemisch trank. Hierauf folgten neue Beschwörungsformeln (was Alles von einer Zeugin beobachtet und vor Gericht ausgesagt wurde), und unter anscheinenden heftigen Zuckungen beendigte er sodann die Ceremonie, welche den Tod einer jungen Frau, Rivalin seiner Herrin, bezwecken sollte!! Dieser Neger war seit 30 Jahren hier, ein tüchtiger Maurer und arbeitsamer Sklave, der beim Leben im Kreise verschiedener Familien, denen er angehörte, gewiß Gelegenheit gehabt hätte, andere Ansichten zu erlangen, wenn er überhaupt kulturfähig wäre.

Einen andern Beweis des Festhaltens am heimischen Glauben und Gebräuchen bieten die Begräbnißfeierlichkeiten der afrikanischen Schwarzen. Zwar empfängt der Sterbende die letzte Oelung, und sein Körper wird in der Kirche vom katholischen Priester eingeseguet, darauf jedoch übernehmen ihn seine Malungos (Stammgenossen) und bringen ihn nach dem christlichen Kirchhofe. Hunderte von Afrikanern und Afrikanerinnen folgen dem Sarge, der auf den Schultern hinausgeschleppt wird, und stoßen während des ganzen Weges ein schauerliches, weithallendes Geheul aus. Sobald der Körper jedoch in die Erde gesenkt worden ist, beginnen sie einen rasenden Tanz, von Jubelgeschrei begleitet und unter dem Schalle rohgearbeiteter Tamburins, mit Erbsen gefüllter hohler Kürbisse und schrillender Blechinstrumente tanzen sie fröhlich nach Hause, weil der Verstorbene nun in ihrem Vaterlande über dem Meere wieder auferstanden sei! So verstehen diese armen Geschöpfe die ihnen gepredigte Unsterblichkeit der Seele, so mischen sie die leitenden Ideen des Christenthums mit ihrem einheimischen Götzendienste.

Kein einziger Afrikaner entsagt seinen ursprünglichen Ideen, möge man ihm auch noch so überzeugend zureden; das Begriffsvermögen dieser Rasse geht im Allgemeinen nun einmal nicht über den Horizont des Fetischismus hinaus. Sie haben hier zu Lande ihre Zauberer eben so gut wie daheim, und oft genug ist es hier, wie auf Haïti ꝛc. vorgekommen, daß sie zu den betreffenden Opfern Kinder umgebracht und deren rinnendes Blut getrunken haben. Von Sklaven verübte Vergiftungen sind noch immer an der Tagesordnung, und nur die ganze Strenge des Gesetzes und der Zucht im Hause ist im Stande, die innewohnende Grausamkeit zu dämpfen. Schwarze Mütter, die ihre Kinder aus Aberglauben unter schauderhaften Qualen umbringen, oder sie verstümmeln; Ammen, die den ihnen anvertrauten Säuglingen gestoßenes Glas eingeben, oder sie mit ätzenden Flüssigkeiten verunstalten; Sklaven, die für zwei oder drei spanische Thaler gräßliche Mordthaten verüben, — kommen noch häufig genug vor, trotzdem das Gesetz ihnen mit eiserner Strenge entgegen tritt. Der Kontakt mit civilisirten Völkern steigert nur die Verstellungskunst des Afrikaners; er bleibt ebenso blutdürstig und grausam, nur verbirgt er diese Eigenschaften sorgfältiger. Die Civilisation macht ihn schlauer, aber nicht besser. Der Afrikaner wird habsüchtig, pfiffig und geschickt in materiellen Arbeiten; er verdient oft viel Geld in kurzer Zeit, entwickelt viele Schlauheit für Krämerei und Kleinhandel, nimmt alle Fehler und Laster der Weißen mit Leichtigkeit an, — bleibt jedoch gänzlich unzugänglich für wahre Kultur, hat keinen klaren Begriff von Religion und Moral, und je schlauer und verstellungsfähiger er wird, desto gefährlicher ist er.

Es gibt viele Beispiele ehemaliger Sklaven, die sich losgekauft und nach und nach ein bedeutendes Vermögen

erworben haben; sie bewahren jedoch stets ihre Lebensweise, schmücken sich wohl mit grellfarbigen, kostbaren Stoffen, behängen sich wohl mit geschmacklosen Schmucksachen, — gehen aber fast immer barfuß, essen stets mit den Fingern und sind fast ohne Ausnahme der Trunksucht ergeben. Sie kaufen sich dann auch Sklaven, doch wehe dem Armen, der in ihre Hände fällt! Sie lassen ihm, ihrem Stammesgenossen, Alles entgelten, was sie einst selbst gelitten haben, und sind die unbarmherzigsten, schlimmsten Sklavenhalter, die es geben kann. Keine veredelnde Idee findet Zugang bei ihnen; das wilde, bluttriefende Thier Afrika's wird zum halbgezähmten Tiger, der jedoch alle seine rohen Instinkte bewahrt, der in der Fremde „nichts lernt, und nichts vergißt".

Ich habe in zwölf Jahren, in denen ich von Sklaven bedient wurde, noch nie einen afrikanischen Neger oder eine Negerin im Hause gehabt, die nicht alle Laster ihres Volkes besessen hätten: Trägheit, Falschheit, Rachsucht, Grausamkeit, Undankbarkeit; Neigung zum Trunke und häufig zum Diebstahle sind, mit wenigen Ausnahmen, die Eigenschaften der aus Afrika importirten Schwarzen, und selbst diese wenigen Ausnahmen trifft man fast nie unter den Mina-Negern, von denen es hier am meisten gibt, sondern nur unter den Congo- und Mundschola-Negern, die gutmüthiger, weniger grausam, besser geartet, aber auch weniger schlau sind, als die anderen.

Dem Neger geht jedes eigentliche Selbstgefühl und auch jede wahre Selbstachtung ab; er legt der Freiheit nicht Werth bei, weil ihn seine Stellung als Sklave etwa erniedrigend dünkte, sondern nur, weil er, sobald er sich freigekauft hat, nicht mehr zu andauernder Arbeit gezwungen ist und seinem Hange zur Trägheit besser folgen und sich Genüsse (Trunk und Spiel) in größerem Maßstabe verschaffen kann. Daß der Sklave sich seiner ehemaligen Existenz im afrikanischen Vaterlande nicht mit Bedauern erinnert, geht daraus hervor, daß der losgekaufte, oft begüterte Sklave nie daran denken wird, in seine Heimat zurückzukehren, sondern ruhig in Brasilien bleibt; wenn die Sklaverei ihm aus moralischem Grunde drückend gewesen wäre, wenn seine Brust von edlem Gefühle, z. B. Liebe zum Vaterlande durchdrungen wäre, dann würde er dem Lande den Rücken kehren, wo er Sklave gewesen ist, und er würde den afrikanischen Küsten wieder zueilen. Aber nein, — der nunmehr freie Schwarze sucht seiner Trägheit, seiner Spielwuth, seinem Hange zum Trunke zu fröhnen und bleibt hier, wo ihm Genüsse geboten werden, die sein Vaterland nicht kennt. Er liebt die Freiheit nicht als Freiheit, als Garantie der Menschenrechte und Würde, sondern als Mittel, seinen Lastern freier und ungebundener nachzuhängen. Dem importirten afrikanischen Schwarzen geht die Kulturfähigkeit unbedingt ab, und noch ist kein Versuch gelungen, einen solchen Menschen zu civilisiren.

Aus dem eben angegebenen Grunde kann auch der Schwarze durch die Sklaverei nicht auf eine tiefere Stufe sinken, da er von Natur schon tief steht; er hat kein Selbstgefühl und keine Selbstachtung, noch einen Begriff von Menschenrechten, kann also auch durch den Verlust der Freiheit, die er in Afrika selber nicht hatte, nicht erniedrigt werden. Man lasse den Sklaven nach Herz und Lust faullenzen, gebe ihm Gelegenheit zu Trunk und Spiel, und er wird sich nie über seine Sklavenfesseln beklagen, wird selbst die entwürdigendsten Strafen geduldig hinnehmen. Liegt die Schuld hiervon an der Sklaverei, die ihm sein Selbstbewußtsein genommen hat? Nein, er hat nie ein solches besessen; er ist in seinem Urzustande kein entwickelter Mensch und von „Entwürdigung ist hier keine Rede". Eher noch kann er durch die Sklaverei gebessert und gehoben werden, da Zucht und Strafe im Hause, sowie die Handhabung des Gesetzes durch den Staat ihn zur Beobachtung einer gewissen Ordnung zwingen.

Das ist nun eine traurige Wahrheit, um so trauriger, als sie beweist, daß in tropischen Ländern keine Hoffnung auf Nutzbarmachung der afrikanischen Neger im Dienste der Civilisation vorhanden ist. Denn was sollen die Worte eines oder des andern Missionärs nützen, wenn der ganze Einfluß einer geregelten Gesellschaft, eines geordneten Familienlebens, strenger Gesetze und häufig einer durchaus intelligenten Leitung von den hiesigen Schwarzen nichts weiter erlangen können, als daß sie sich gezwungen den Geboten der Ordnung unterwerfen und sich in materieller Beziehung etwas vervollkommnen? Ist jedoch der Augenblick gekommen, so fallen sie in ihren Urzustand zurück und bestätigen Voltaire's Wort: „Chassez le naturel, il revient au galop."

Als Beleg mögen alle Sklaven-Insurrektionen dienen, bei denen anscheinend gänzlich gezähmte, unterwürfige, sehr human behandelte Neger sich augenblicklich wieder in blutdürstige, wilde Bestien verwandelt haben. Davon gibt es nicht ein Beispiel, sondern hundert; eine Negerrevolte ist „das schrecklichste der Schrecken", und die anscheinend zahmsten Neger sind dann gewöhnlich die furchtbarsten Wüthriche, wie Brasilien oft erfahren hat.

Weniger auffallend tritt diese Kulturunfähigkeit der Rasse bei den hier gebornen Schwarzen (Creoulos) hervor, und bei ihnen bethätigt sich am besten der Einfluß der Schule, welche die Sklaverei für die afrikanischen Stämme bildet, wenn gleich derselbe auch hier nicht durchgreifend und genügend ist, was man dem geringen Kulturwerthe der Rasse im Allgemeinen zuschreiben muß. Der eingeborne Schwarze, welcher hier im Hause seines Herrn (hauptsächlich in den Südprovinzen) mehr als ein Mitglied der Familie, denn als ein wirklicher Sklave groß geworden ist, nimmt die Sprache, die Lebensweise, das Benehmen des freien Mannes an; er wird fast immer ein ziemlich guter Arbeiter, ein geschickter Diener, oft auch ein trefflicher Handwerker. Auch geistig steht er etwas höher als der Afrikaner; er hat klarere Vorstellungen von der Religion, glaubt weniger an Zaubereien und andern Firlefanz der afrikanischen Schwarzen und ist gehorsamer und gewöhnlich auch der Familie zugethaner als jene. Doch hat das Bild auch seine Kehrseite; Trägheit, Trunksucht, Rachgier, geringe Achtung vor dem fremden Eigenthum sind gewöhnlich auch unter diesen Verhältnissen für die Rasse kennzeichnend. Einen oder verschiedene dieser Fehler findet man fast immer vor; hauptsächlich die Trägheit liegt allen in den Gliedern, denn wie schon gesagt, der Schwarze arbeitet nur, wenn er gezwungen wird. Trotz und Verstocktheit sind ebenfalls Eigenschaften, die fast keinem Individuum der Rasse abgehen; der Jähzorn, welcher oft zum Blutvergießen führt, kann auch durch die Civilisation nicht erstickt, sondern nur in Fesseln geschlagen werden. Versuche zur höhern Veredlung und Hebung der Rasse schlagen fast immer fehl. Den hier gebornen Schwarzen fehlt es häufig nicht an Fähigkeiten, und viele Herren haben es versucht, bevorzugten Sklaven mit dem Geschenke der Freiheit in der Wiege späterhin eine gute Erziehung zu geben. Diese Kinder wuchsen denn mit denen des Hauses auf, lernten Lesen und Schreiben, erhielten Unterricht jeder Art und machten bis zum Eintritt der Mannbarkeit oft gute und schnelle Fortschritte. Doch welches war das Ende? Fast immer ein trauriges, denn die Bildung tödtete den schlimmen Instinkt nicht, machte denselben nur gefährlicher, und

in den meisten Fällen begannen diese Individuen mit der Undankbarkeit gegen ihre Wohlthäter und endigten im Zuchthause oder am Galgen.

Daher ist es ein in ganz Brasilien bekannter Grundsatz, „daß ein Neger, der lesen und schreiben lernt, dem Teufel in die Hände geliefert wird". Natürlich gibt es Ausnahmen; ich selbst habe eine Creoulin (Sklavin) gekannt, die eine gute Erziehung genossen hatte, ein Muster von Frömmigkeit, reinen Sitten und anständigem Benehmen war und ihrer Herrin nicht nur als Sekretär diente, sondern als eine wahre und aufopfernde Freundin zur Seite stand. Großmüthige Aufopferung, unverbrüchliche Treue und hingebende Liebe zu ihrer Herrin zeichneten dieses Mädchen aus, — doch was haben einzelne Beispiele gegenüber der Inferiorität einer ganzen Rasse zu bedeuten? Am allerklarsten zeigen sich die bösen Instinkte bei den hier freigebornen Negern und Mischlingen. Das Gesetz unterscheidet nicht zwischen den Farben; alle freigebornen Söhne Brasiliens, mögen sie Weiße, Indianer, Neger oder Mischlinge sein, sind gleichberechtigt; hier kennt man jene Mißachtung des farbigen Mannes nicht, welche die „humanen" Yankees kennzeichnet, die sich heute für die Freiheit derjenigen schlagen, die sie nicht an einem Wirthshaustisch dulden würden, selbst wenn es verdienstvolle Männer wären. Unter Brasiliens höchsten Staatsbeamten, unter den Würdenträgern der Krone und der Kirche, unter den Offizieren des Heeres und der Flotte gibt es Farbige, — es fehlt mithin der Rasse nicht an stimulus; sie hat das volle Bewußtsein der Gleichberechtigung und die Gewißheit, daß selbst die höchsten Aemter ihr zugänglich sind. Und dennoch, wie wenige unter den Millionen werden durch dieses Bewußtsein, durch Kultur und Erziehung gehoben und veredelt! Gewöhnlich behalten sie alle Fehler ihrer Rasse und nehmen von den Weißen nur die Laster derselben an. Der brasilianische Plebs, der eben nur aus Farbigen besteht, ist das gefährlichste Element des Landes. Trägheit und Trunksucht, Diebstahl und Mord, Spiel und Völlerei, Prostitution und gänzliche Gesunkenheit kennzeichnen diese traurige, wenn auch verhältnißmäßig geringe Hefe der brasilianischen Bevölkerung, bei der alle Laster der civilisirten Völker neben allen Fehlern und brutalen Instinkten der afrikanischen Rasse vertreten sind. Mit ihnen füllen sich die Gefängnisse, sie werden für Heer und Marine rekrutirt, und dennoch taucht bei jedem Auflauf, bei jedem anarchischen Moment eine Unzahl dieser Menschen auf, die zu Allem fähig sind. Es ist klar, daß es viele Ausnahmen von dieser Regel geben muß; wie schon gesagt, treffen wir sehr tüchtige und brave Farbige auf allen Sprossen der socialen Leiter; im Heere dienen farbige Offiziere, die aller Achtung werth sind, und sowohl unter den Staatsbeamten, wie unter den Handwerkern und im Handel finden wir höchst achtbare Männer, die, wie man hier sagt, nur in der Farbe Neger sind. Im Heere dienen viele Farbige mit Auszeichnung, und gegenwärtig zum Beispiel wird ein Elite-Bataillon, aus lauter Negern bestehend, gebildet, dessen Commandant und Offiziere ebenfalls Schwarze sind, und von denen man sich große Dienste im Kriege gegen Paraguay verspricht. Doch diese Leute sind gewöhnlich schon seit mehreren Generationen frei und an der leitenden Hand der gesellschaftlichen Entwicklung langsam vorwärts geschritten, und dennoch bilden sie eben nur wenige Ausnahmen, wenn wir ihre verhältnißmäßig geringe Zahl mit der unendlichen Menge Farbiger vergleichen, die, trotzdem sie hier geboren und frei sind, alle Laster und Fehler ihrer Rasse bewahren. Diese Ausnahmen erlauben uns nicht, auf eine allgemeine Kulturfähigkeit der Rasse zu schließen, wenigstens nicht im Urzustande und ohne die Ueberbrückung der Sklaverei. Nur durch die Ueberpflanzung der afrikanischen Rasse nach anderen Ländern und durch die Berührung mit gebildeten, weißen Völkern kann ein solches Resultat erzielt werden.

Das Ideal eines civilisirten Negerstaates, wie Herr v. Scherzer es sich seltsamer Weise in Haïti vorspiegelt, ist schlechterdings nicht zu verwirklichen. Sobald der Neger sich selbst überlassen bleibt, kehrt er immer zu einem mehr oder weniger afrikanischen Zustande zurück; nur die Leitung und der direkte Einfluß anderer Rassen kann ihn etwas heben und im Zaume halten. Und wie sollte man dies Ziel erreichen, wenn nicht durch Ueberpflanzung der afrikanischen Neger in andere Welttheile? Und diese kann nur unter der Form der Sklaverei stattfinden, denn an das Ideal einer Colonisation vermittelst freier Neger Afrika's, inmitten eines civilisirten Landes, kann selbst der sanguinischste Negrophile nicht denken. Hier in Brasilien ist es möglich, daß nach Aussterben der importirten Neger und bei einer stufenweisen Aufhebung der Sklaverei das farbige Element nach und nach gehoben und leidlich civilisirt werden könne; doch dazu gehören wohl Jahrhunderte, und noch manche Veränderung wird vorgehen müssen; der Entwicklungsprozeß wird langsam sein und stets auf die Hindernisse stoßen, welche aus den ursprünglichen Eigenschaften der afrikanischen Rasse erwachsen und derselben einen weit geringern Kulturwerth beilegen als irgend einer andern.

Porto Alegre, 20. April 1865.

Karl v. Koseritz.

Nilsons Ansichten über die Bronceperiode Skandinaviens.

Der Professor S. Nilson zu Stockholm hat vor Kurzem die zweite Ausgabe des zweiten Bandes seines ethnographischen Werkes über die Urbewohner Skandinaviens vollendet. Er ist zu folgenden Resultaten gelangt:

In der Geschichte des Menschengeschlechts ist das Bekanntwerden mit der frühern Bevölkerung Europa's ein hervorragender Punkt der Untersuchung, und die Reste von Geräthen und Verzierungen, die in alten Gräbern und sonst unter der Erde gefunden werden, leisten diesen Forschungen oft die wichtigsten Dienste. Aus früheren Artikeln, die der Globus über Pfahlbauten brachte, hat der weniger wissenschaftlich gebildete Leser die Bedeutung der Steinzeit, jener Periode, von der weder Geschichte noch Sage uns erzählen, ersehen können. Steinerne Meißel, Beile, Lanzen, Messer ꝛc. sind in verschiedenen Gegenden und Ländern (Schweiz, Dänemark, Deutschland ꝛc.) in den weggewor-

fenen Ueberresten der Mahlzeiten (Kjökkenmöddinger) gefunden.

Späteren Ursprungs sind die Reste menschlicher Thätigkeit und Kunst, zu deren Anfertigung Metalle gebraucht wurden.

Man unterscheidet hier noch die Verwendung von Bronce und die von Eisen oder Stahl. Der Volksstamm, der erstere benutzte, gab derselben eine schöne Form und schmückte sie mit zierlichen Figuren. Es ist bemerkenswerth, sagt Nilson, daß dieser Volksstamm in der Geschichte völlig unbekannt ist, welche eben so wenig wie die Sage eines Volks in Schweden erwähnt, das kupferne Waffen gebrauchte. Alle diese Waffen verrathen durch ihre Epitheten, daß sie von Eisen waren. Schwerter, eingelegt mit Gold und Silber, vergoldete Helme und Rüstungen, glänzend wie Eis, werden von den skandinavischen Sagen erwähnt. Dahingegen schweigen jene Sagen von der Form der broneenen Waffen, der Schilde und kurzen Degen. Lange Schwerter, bestimmt mit beiden Händen geführt zu werden, Helme, Harnische und große Schilde bildeten die Kriegsrüstung, deren die ältesten schwedischen historischen Urkunden erwähnen — aber solche Waffen waren nicht dem Volksstamm eigen, von dem hier die Rede ist. Ein kurzer Degen (eine Stichwaffe und nicht ein Schlagschwert) und ein kleiner Schild, um die Stiche abzuwehren, welches für die linke Hand verfertigt war, machte dessen Rüstung aus.

Man meinte früher, und auch Nilson theilte diese Meinung, daß dieses Volk der Broneeperiode die Cimbern gewesen seien. Gründlichere Untersuchungen haben aber Nilson zu durchaus anderen Resultaten geführt; im zweiten Theile seines Werks: Skandinaviska Nordens Urinvanare, ett försöki komparativa Ethnografien och ett Bidrag till menniskos lägtets utvecklings historia, welches 1862 bis 64 erschien, spricht er sich darüber näher aus. Er hält nämlich diese Waffen und andere neben denselben gefundene Gegenstände von Bronce und Verzierungen von Gold für phönizische Arbeiten. Er bemüht sich mit vielen Gründen darzuthun, daß die früheste Bildung im Süden und Westen Skandinaviens, wodurch dasselbe aus dem rohen Zustand, in dem es früher befangen gewesen, sich gerettet habe, durch den Baalsdienst eines semitischen Volks hervorgerufen worden sei, lange vorher, bevor der indo-germanische Volksstamm hier den Odinschen Walhalladienst einführte.

In der Nähe von Kivik (bei Linné Kifvik) an der Ostküste des südlichen Schonens, nicht weit von Cimbrishavn liegt ein Denkmal von Stein. Es befindet sich in einem sehr verfallenen Zustande, hat aber noch einen Umfang von 38 Klafter; es wird von kleinen Ueberbleibseln umgeben, von denen einige noch eine pyramidenförmige Gestalt zeigen, aber die meisten mehr oder weniger geplündert und einige so ganz verwüstet wurden, daß nur die Grundsteine übrig geblieben sind. Es sind aufgehäufte Felsblöcke, von denen man in der ganzen Umgegend seit Jahrhunderten den Baustoff geholt hat, um solchen zu Grenzsteinen, zum Brückenbau ꝛc. zu verwenden.

Mitten in diesem steinernen Monument findet man auf dem Boden eine ungefähr 13 Fuß lange und 3 Fuß breite steinerne Kiste, deren Wände aus großen, dicken Steinplatten bestehen; in diese sind hieroglyphische und symbolische Figuren gemeißelt. Diese Figuren werden durch die Alterthumsforscher auf verschiedene Weise gedeutet. Nilson sucht darzuthun, daß dieses Monument aus der Bronzeperiode stamme. Er bringt die Figuren in Beziehung zu einem Menschenopfer nach stattgehabtem Siege, und wenn man die Figuren mit seiner Erklärung im Werke selbst vergleicht, findet man einen natürlichen Zusammenhang zwischen beiden, den ohne Uebernahme der Bilder unser Referat nicht weiter darthun kann. Man hat in Mecklenburg und in Schonen broneene Kessel gefunden, deren Arbeit an die „ehernen Gestelle und ehernen Räder" denken läßt, von denen 1. Kön. 7. Vers 30 ꝛc. die Rede ist. Daß die Phönizier, die in frühester Zeit in der ganzen damals bekannten Welt Handel trieben, auch Europa's Westküste besuchten, fand, wie man allgemein annimmt, seine Erklärung in dem Aufsuchen des Zinns und des Bernsteins. Schon im hohen Alterthum hatten sie Handelsverbindungen in Spanien; dort konnten sie das Zinn Britanniens kennen lernen, und in Britannien hatten sie wieder Gelegenheit, über den so sehr geschätzten Bernstein des fernen Nordens das Erforderliche zu erfahren. Sie legten hier Factoreien an, wie früher an den Küsten des Mittelländischen Meeres, und bei diesen Colonien waren Einrichtungen für ihren Baalsdienst; weshalb man bei Erforschung dieser Periode nicht aus dem Auge verlieren darf, daß die Bronce und der Baalsdienst gerade dadurch sich gleichzeitig im Norden verbreiteten. Gebräuche und abergläubige Meinungen, deren wahre Bedeutung man längst vergessen hat, beziehen sich, nach Nilson, auf den phönizischen Sonnendienst, wie das Anzünden der Feuer am längsten Tage, das jährliche Fest von „midsommarsnatt". Specialitäten dürfen wir hier nicht erwähnen. Es ist hinreichend, daß wir die Hauptansichten mitgetheilt haben. Wir finden hier ein Alterthums-Problem auf eine scharfsinnige Weise untersucht und zwar von einem Mann, der im Dienste der Wissenschaft ergraut ist. Seine Ansichten werden Widerspruch finden, und der Kritik ist ein weiter Spielraum gegeben.

H. M.

Mittheilungen über die Siahposch im asiatischen Kafiristan.

Wir schildern heute ein Volk, von welchem wohl nur wenige unserer Leser gehört haben. Die Kafirs, d. h. Ungläubige, oder wie sie selber sich nennen, Siahposch, bilden eine heidnische Oase, die rings von Mohammedanern umgeben ist. Nur selten hat ein Europäer ihr Land betreten; die Kunde, welche über sie zu uns gelangt ist, soll weiter unten mitgetheilt werden. Doch dürfen wir uns der Hoffnung hingeben, daß wir bald umfassende Nachrichten über diese in vieler Beziehung interessanten Menschen erhalten. In jener Region nördlich von Kabul werden Missionäre als geographische Bahnbrecher auftreten; sie sind es bekanntlich auch in manchen anderen Gegenden.

Unter den vielen Missionen, welche von Seiten der englischen Hochkirche gegründet worden sind, bildet jene in

Pischawar eine sehr wichtige Station. Diese Stadt liegt unweit des berühmten Chaiber-Passes, gehörte ehemals den Afghanen von Kabul und ist nun im Besitze der Engländer. Jenseit des eben genannten Passes und jenes von Kohat, welche von Pischawar (Peschaner) aus beherrscht werden, liegt das afghanische Gebiet mit den großen Städten Kabul, Gasna, Kandahar und Dschellalabad, und weiter hin Persien, sodann Türkistan mit den Handelsplätzen Balch und Buchara. Mit allen diesen Gegenden steht Pischawar in lebhaftem Handelsverkehr, welcher hin und zurück vorzugsweise von den Lohani-Kaufleuten vermittelt wird. (Eine Schilderung derselben in K. Andree, Geographie des Welthandels, I, S. 124 ff.) Bevor die Gebirgspässe zwischen Gasna und dem Indus durch Schneefall unwegsam gemacht werden, ziehen die Lohanis in geradezu ungeheuern Karawanen heran. Sie sind im Oktober und November in Multan, wohin sie rohe Seide bringen, Ziegenwolle, Kameelhaar, Pelzwerk und allerlei andere Güter. Manche gehen weiter nach Delhi und an den Ganges, während des Winters kaufen sie in Multan Waaren ein, und wenn im April die Karawanen aus Hindustan eingetroffen sind, ziehen sie wieder, reich befrachtet, nach Centralasien hinein. In ihrem Gefolge befinden sich Leute aus mancherlei Stämmen, und überhaupt findet man in Multan und Pischawar, wohin auch viele Lohanis kommen (die alle afghanischen Stammes sind), eine wahre ethnographische Musterkarte.

In Pischawar zog der anglikanische Missionär W. Hancock Nachrichten über Kafiristan ein, und er hatte das Glück, mit vier Männern aus dem „Lande der Ungläubigen" bekannt zu werden, mit denen er sich durch einen Dolmetscher, der das Afghanische (Puschtu) und das Siahposch kannte, zu verständigen vermochte. Sein Bericht ist im Church Missionary Intelligencer, März 1865, enthalten. Sein Kafirdolmetscher heißt Gara, hat blaue Augen und eine so helle Haut wie ein Europäer. Sein Volk, sagt er, kleide sich in Gewänder aus Ziegenhaar und treibe Ackerbau; es verehre das steinerne Bild des Gottes Addrackpanau; vor diesem opfert man Ziegen und besprengt das Bild mit dem Blute. Die Siahposch haben nur wenige religiöse Ceremonien und, beim Mangel einer Schriftsprache, auch kein streng ausgearbeitetes religiöses System.

Hancock suchte jene vier Kafirs für das Christenthum zu gewinnen, und da sie als Heiden viel zugänglicher waren, als die Mohammedaner zu sein pflegen, so scheinen seine Bemühungen nicht vergeblich gewesen zu sein. Am 16. April 1864 gingen sie von Pischawar fort, um in ihr Vaterland zurückzukehren. Sie baten um die Gründung einer Mission in Kafiristan und versicherten, daß auf eine freundliche Aufnahme zu rechnen sei. Sie selber wollten fortan den Addrackpanau nicht mehr verehren. Hancock fügt hinzu:

„Wenn sie während der Durchreise in Afghanistan als Kafirs erkannt werden, dann steht es schlimm um diese Leute. Man wird sie entweder ums Leben bringen oder zum allermindesten barbarisch behandeln und für immer zu Sklaven machen. Der Sicherheit wegen wollen nun zwei von ihnen als verkleidete Fakirs reisen, die beiden anderen sich bei Tage verborgen halten und nur bei Nachtzeit wandern. Zwei von uns zum Christenthum bekehrte mohammedanische Afghanen, Jonah Missih und Fasl i Hakk, wollen sich ihnen anschließen und als Pioniere des Christenthums in Kafiristan wirken."

Wir lassen nun diesen Notizen die Mittheilungen folgen, welche Kapitän H. G. Raverty im Journal der asiatischen Gesellschaft von Bengalen 1859 veröffentlicht hat.

Zwischen dem 34 und 37° nördl. Br. und dem 69 und 74° östl. L. von Greenwich erstrecken sich östlich vom Hauptzuge und den Nebenverzweigungen des Hindukusch mehrere unabhängige Staaten, die alle nördlich vom Kabulstrome und dem Indus liegen. Zu diesen gehört auch Kafiristan. Der Name dieses Landes kommt von dem arabischen Worte Kafir, Ungläubiger, und dem persischen Istan, ein Platz oder Aufenthaltsort. An der Nordgrenze dieses Staates dehnen sich die usbekischen Länder Badachschan und Kundus aus; im Süden läuft der Kabulfluß und trennt Kafiristan von Afghanistan. Im Osten liegen Chitral und Kaschgar; im Westen erheben sich Bergzüge und der Pandjschirfluß, wodurch das Hochland von Kabul begrenzt erscheint. Es ist ein Land, welches durch den Hindukusch und dessen Ausläufer gebildet wird, die enge und fruchtbare Thäler einschließen, welche in Terrassen nach dem Indus und Kabul zu abfallen.

Die Thäler werden von vielen Strömen durchzogen, welche gleich dem Adersystem eines Blattes nach Osten und Westen fließen und in fünf bedeutende Flüsse sich ergießen, die dann das Land durchschneiden. Der bedeutendste und zugleich östlichste dieser Flüsse trennt Kafiristan von Kaschgar. An seinem Einflusse in den Kabul heißt dieser Strom Kamah, weiter aufwärts Kumar und an seinen Quellen Kaschgar oder Chitral. Westlich von der Kamah vereinigen zwei Flüsse ihre parallelen Läufe unter dem Namen Alingar und ergießen sich westlich von Dschellalabad in den Kabul, während noch weiter westlich ein dritter Fluß, der Tagat oder Tagao, nachdem er mehrere Nebenflüsse aus den Thälern von Kohistan aufgenommen hat, 40 Miles östlich von der Stadt Kabul in den gleichnamigen Fluß fällt. Ein Fluß entspringt am Nordabhange des Hindukusch und vereinigt sich mit dem Pandsch, einem Zweige des Oxus.

Viele kleine Ströme, die aus den Seitenthälern kommen und durch den Schnee, der gewöhnlich die Gipfel der Berge deckt, gespeist werden, vermehren die größeren Flüsse, die dann, zur Zeit der Schneeschmelze, nur auf Flössen passirbar sind, welche man aus aufgeblasenen Thierhäuten zusammenfügt. Zu beiden Seiten der Flüsse dehnen sich reiche Alluvialablagerungen aus.

Die Temperatur und das Klima wechseln sehr, da die Höhenunterschiede des Landes bedeutend sind. In den höheren Gegenden fällt die Sommerhitze selten beschwerlich, und in den Wintermonaten liegt der Schnee mehrere Wochen lang. Die tiefer gelegenen Thäler bleiben vor den scharfen Winterstürmen geschützt und, obgleich sie von hohen, mit ewigem Schnee bedeckten Bergen bedeckt sind, wird doch die Hitze vom Juni bis in den August sehr drückend. Dort gedeihen ganz ausgezeichnete Trauben und andere Früchte, die dem Volke zur Nahrung dienen. Aus den Trauben bereitet man einen vortrefflichen, weitberühmten Wein.

Während des Frühlings und gegen Ende August bis in den September fallen starke Regenschauer. Heftige Schneestürme sind im Winter häufig; dann werden die Pässe ungangbar, und aller Verkehr zwischen den einzelnen Thälern ist auf Wochen abgeschnitten.

Die Straßen und Wege des Landes sind eng und sehr gefährlich zu passiren. Tiefe Schluchten, gähnende Abgründe und reißende Bergströme machen dieselben an manchen Punkten fast ungangbar. Dort haben die Kafirs eigenthümliche Seilbrücken angebracht und die Hinder-

nisse auf diese Weise aus dem Wege geräumt. Sie sind aber nicht ohne Gefahr zu überschreiten, denn von allen Seiten rollen Steine auf den Reisenden in die nie von der Sonne beschienenen Schluchten herab. Wenn ein Weg sehr viel benutzt wird, wendet man statt der einfachen zusammengesetzte Seilbrücken an, die aus vier bis fünf starken Tauen bestehen; sie sind nach Art einer Strickleiter durch kleinere Seile verbunden. Das Material zu diesen ist Ziegenhaar. Diesseits und jenseits des Stromes oder Abgrundes befestigt man die Hängebrücke an Baumstämmen, Pfählen oder Felsblöcken. Viele Leute kriechen auf Händen und Füßen hinüber, andere dagegen gehen aufrecht und halten sich an den zu beiden Seiten angebrachten Stricken fest. Wo es die Breite des Flusses erlaubt, bildet man Brücken aus neben einander gelegten Balken. Ueber kleinere Bäche setzt man mit Hülfe von Springstöcken, in deren Gebrauch die Kafirs sehr gewandt sind.

Pferde, Maulthiere, Esel und Kameele sind in Kafiristan nicht gebräuchlich. Die Lasten werden von Ochsen oder von einer eigenen Menschenklasse, den Baris, befördert. Diese, gleichsam die Parias des Landes, betreiben alle mechanischen Gewerbe, sind Schmiede, Weber, Zimmerleute, Messerschmiede ꝛc., während die Kafirs selbst nur mit Ackerbau und dem Kriegshandwerke sich beschäftigen.

Das ist die kurze Beschreibung der Bergheimat der Siahposch-Kafirs oder „schwarzgekleideten Ungläubigen", denn diesen Namen führen sie nach ihren dunkeln Ziegenfellröcken. Das Land ist eine Bergfeste, in der noch kein Eroberer festen Fuß gewinnen konnte. Oft ist die Unterwerfung des Landes versucht worden, aber stets ohne Erfolg. Timur und der Kaiser Baber machten Einfälle; die mohammedanischen Fürsten der angrenzenden Länder verbanden sich gegen Kafiristan; das Land erlitt schwere Verluste, aber es blieb unabhängig bis auf diesen Tag. In allen umliegenden Ländern: Kaschgar, Kundus, Afghanistan, den Staaten nordwestlich von Pischawar herrscht der Islam; nur Kafiristan bewahrte allein seinen alten heidnischen Glauben und liegt wie eine vereinsamte Insel mitten inne zwischen Mohammedanern.

Das Volk der Kafirs theilt sich, nach seinen eigenen Berichten, in 18 verschiedene Stämme, von denen vier, die an den Grenzen von Afghanistan wohnen, eine Art von äußerlichem Mohammedanismus angenommen haben. Sie werden mit dem persischen Worte Nimchahs, d. h. Halblinge, bezeichnet. Diese Nimchas verheiraten sich sowohl mit den Kafirs wie mit den Afghanen, dienen als Führer nach beiden Seiten, entweder wenn Kafirs in das Afghanenland einfallen oder umgekehrt. Vom mohammedanischen Glauben wissen sie trotzdem nicht viel und kennen nicht einmal die nothdürftigsten Gebetformeln. Dabei trinken sie einen starken Wein.

Die Kleidung ist bei vier Siahposchstämmen, nämlich den Kamuz, Kampar, Kattar und Waekal, genau dieselbe. Sie besteht aus einem Hemde, nicht zu engen Beinkleidern und einer Langi oder Schärpe aus grober Baumwolle. Ueber diesen Kleidern wird ein schwarzer Mantel mit weiten Aermeln getragen, und über diesem wieder das Ziegenhaarkleid. Die übrigen Stämme tragen den buntwollenen Chakman und gleichfalls wollene Beinkleider, Buzo. Im Winter, wenn mehrere Monate hindurch in den Gebirgen Schnee liegt, kommen noch starkgewebte Schuhe aus Ziegenhaaren hinzu, die im Sommer durch eine Art Sandalen aus Ziegenfell mit den noch daran befindlichen Haaren ersetzt werden. Nur wenige Kafirs bedecken das Haupt. Geschieht dies, dann besteht die Kopfbedeckung in einem rothen, weißen und schwarzen Band aus Ziegenhaar, welches um das Haar geschlungen wird. Die Frauen tragen sich ähnlich wie jene in Kohistan und Kabul. — Weite Beinkleider, die an den Knöcheln eng zulaufen, ein langes Hemd, ein Chadar oder Schleier und eine Kappe, unter welcher die Haare hervorschauen, bilden ihren Anzug.

Als Zierrathen benutzt man flache Armbänder, Ohrringe, Halsschnüre und Ringe an den Fingern, die gewöhnlich aus Silber, selten aus Gold sind. Die ärmeren Klassen haben diese Dinge aus Erz oder Kupfer; die Männer tragen nur in den Ohren und an den Fingern Ringe.

Die Städte und Dörfer der Kafirs, von denen manche 400 bis 500 Häuser enthalten, sind meist an steilen Bergabhängen erbaut, damit sie besser vertheidigt werden können. Nur wenige liegen in den Thälern oder auf den Hochebenen im nördlichen Theile des Landes. Die Kafirs wohnen nie in Zelten, einige aber leben in Höhlen. Diese Häuser bestehen aus Steinen, die in Fachwerk von Holz eingelassen sind; meist sind sie nur ein Stockwerk hoch; das Dach ist flach. Die verschiedenen Zimmer enthalten hölzerne Bänke, Stühle, die zuweilen aus Flechtwerk bestehen und mit Ziegenfell überzogen sind: denn der Kafir sitzt nie, nach orientalischer Weise, mit untergeschlagenen Beinen auf dem Erdboden. Das zeigt schon auf eine Verwandtschaft mit den Europäern hin. Die Betten bestehen nach Art der indischen Charpan aus einem Holzgestelle mit niedrigen Füßen und Lederriemen.

Die Siahposch sind gute Viehzüchter. Sie haben bedeutende Heerden von Rindvieh, Schafen und namentlich Ziegen. Auch wird sehr viel auf gutes Geflügel gehalten. Sie essen Rindfleisch, doch ziehen sie das Fleisch von Schafen und Ziegen vor. Von Wildpret genießen sie Hirsche, Antilopen, Steinböcke, den Kuchar oder das Bergschaf und einige kleinere Thiere. Mit den Hörnern derselben zieren sie ihre Tempel. Anderweitige Nahrungsmittel sind ungesäuertes Brot, Milch, Butter, Honig, Gemüse und Früchte, die in ausgezeichneter Weise in ihrem Lande gedeihen.

Alle Volksklassen trinken viel Wein, und dasselbe thun auch die umwohnenden Mohammedaner trotz des religiösen Verbotes. Bei öffentlichen Festlichkeiten werden große Gefäße mit Wein auf die Straßen gestellt, und Jedermann kann nach Belieben trinken. In Bezug auf die Traubenkultur und das Pflücken derselben gelten sehr strenge Regeln.

Einmal im Jahre wird ein großes nationales Fest gehalten, das 20 bis 40 Tage anhält; es wird dabei viel gegessen und getrunken. Wenn es vorüber ist, werden Banden organisirt, die zu Raubzügen in die umliegenden mohammedanischen Landschaften aufbrechen. Die Kowal oder Barden feuern dann das Volk durch Gesänge an und erzählen ihm die Thaten der großen Vorfahren. Bis vor Kurzem hatten die Siahposch noch keine Feuergewehre, doch jetzt sind sie besser als die Leute in Kohistan oder Kabul mit Feuersteinflinten versehen, die wahrscheinlich aus russischen Fabriken stammen. Die ursprünglichen Waffen der Kafirs waren Bogen und Pfeile, von denen die ersteren vier Fuß, die letzteren zwei Fuß lang waren. Hierzu kommen noch eigenthümlich gekrümmte zwei Fuß lange breite Messer. Die Schwerter, welche man bei manchen Kriegern findet, sind von Feinden erbeutet.

Die Fehdezüge der Kafirs sind zumeist Repressalien gegen die Einfälle der Mohammedaner. So folgt ein

Raubzug, bei dem es auf die Erbeutung von Sklaven und Vieh abgesehen ist, dem andern. Ein junger Siahposch, der noch keinen Mohammedaner getödtet hat, ist nicht stimmberechtigt in öffentlichen Angelegenheiten und darf auch nicht in der Stammesversammlung sitzen. Wenn aber ein Muselmann von ihm Pardon erfleht, wird dieser großmüthig gewährt; ja es reicht schon hin, daß ein Mohammedaner sich auf die Freundschaft irgend eines Kafirs beruft, um sein Leben zu erhalten.

Die Religion der Siahposch ist sehr einfach und reiner Götzendienst. Sie opfern hauptsächlich Kühe und Ziegen ihren Gottheiten, welche die Namen Schurugah, Lamani und Pandu führen. Letztere Gottheit scheint mit der indischen Judhischthira übereinzustimmen. Die Priester sind eine erbliche Kaste, welche bei den verschiedenen Festen und Ceremonien das gottesdienstliche Amt ausübt und durch freiwillige Beiträge erhalten wird. Ihr Einfluß ist aber unbedeutend, und es scheint, als ob alle Autorität nur bei den Stammeshäuptlingen sei.

In jedem Dorfe befindet sich ein Tempel, der aber nur wenig von den gewöhnlichen Wohnhäusern unterschieden ist, und in welchem hölzerne Bilder der drei Gottheiten stehen. Die Wände derselben sind mit Hirschgeweihen verziert. Bei allen religiösen Ceremonien spielt das Feuer eine große Rolle, und jeder Kafir hat einen großen Widerwillen gegen das Auslöschen desselben mit Wasser; ebensowenig bläst er es aus. Viele Gebräuche erinnern an jene der Parsis, mit denen sie wohl in verwandtschaftlicher Beziehung stehen.

Die Siahposch selbst behaupten, daß sie Brüder der Farangi (Europäer) seien. Auch geht unter ihnen die Ueberlieferung, daß sie früher die Gegenden südlich von ihrem jetzigen Aufenthaltsorte bewohnten, aber von den Mohammedanern zur Zeit der Ausbreitung des Islam zurückgedrängt wurden. Sie scheinen daher Ueberreste der Ureinwohner der Länder am Kabul und im heutigen Afghanistan zu sein, was auch durch historische Schriften in afghanischer Sprache und von anderen mohammedanischen Schriftstellern bestätigt wird.

Wer mit einem Kafir befreundet ist, kann das Land mit der größten Sicherheit bereisen. Alle Fremden werden dann von den verschiedenen Stämmen mit der größten Gastfreundschaft behandelt, aber veranlaßt, im Lande zurückzubleiben. Schon der Umstand, daß sie sich rühmen, mit den Farangi verwandt zu sein, gibt dem Europäer dort eine gewisse Sicherheit.

Die Gesichtszüge der Kafir sind ganz europäisch und sehr intelligent. Sowohl blaue als schwarze Augen kommen vor, die Augenbrauen sind gewölbt, die Lider lang, die Stirn ist offen und breit; die Farbe des Haares wechselt von Schwarz bis Hellbraun. Die Gestalt beider Geschlechter ist hübsch und recht schlank. Einige Frauen, die alle unverschleiert gehen, sollen sehr schön sein.

Capitän Raverty schließt seinen Bericht über die Siahposch mit folgenden Worten: „Nach allen Berichten, selbst denen ihrer Feinde, sind sie ein fröhliches und geselliges Volk, das zwar schnell erregt, aber auch leicht wieder besänftigt ist. Gastfrei bis zum Uebermaß, behandeln sie ihre Gäste wie Brüder. Auch ihre Feinde gestehen zu, daß sie in der Freundschaft treu, anhänglich und wahrheitsliebend sind."

Aus dem Volksleben in Ostfriesland.

Von **Hermann Meier** in Emden.

Verschiedene unserer Feste haben ihre Leidensgeschichte; keine aber mehr, als die mit den drei Hauptereignissen des menschlichen Lebens, mit Geburt und Taufe, Heirat und Tod in Verbindung stehen. Wir wollen im Folgenden erzählen, wie dieselben jetzt hie und da noch gefeiert werden, um daran reihend die verschiedenen Verordnungen, die gegen dabei vorkommenden übertriebenen Luxus gerichtet wurden, mitzutheilen.

An wenigen Orten Ostfrieslands herrschte noch die in ihren Folgen oft so sehr nachtheilige Sitte, daß gleich nach der Entbindung einer Frau ein sogenannter Frauentag (Wievedag) gegeben wird.

Sobald nämlich eine Wöchnerin entbunden ist, wird solches nicht nur den Verwandten, Freunden und Nachbaren angezeigt, sondern diese werden dann sofort auch zum Kaffee eingeladen.

Kaum eine halbe Stunde nach der Entbindung ist das Haus übervoll, 20 bis 40 Personen sitzen um den wohlbestellten Kaffeetisch, der außerdem noch mit Brot, Butter und Käse besetzt ist. Das Schwatzen und Lärmen dauert häufig bis tief in die Nacht, und nicht selten kommt es sogar noch zum Tanzen und Singen. Wenn man bedenkt, daß die Wöchnerin gewöhnlich in demselben Lokal, selten in dem daranstoßenden liegt, so sind wir gewiß der Mühe überhoben, den Schaden, den solcher Lärm für die der Ruhe bedürfende Wöchnerin mit sich führt, weiter anzugeben.

In den lutherischen Gemeinden erfolgt die Taufe möglichst bald nach der Geburt, in den reformirten erst vier bis sechs Wochen nachher. Früher wurde zu dieser Festlichkeit das ganze Dorf eingeladen, jetzt nur noch die nächsten Freunde und Verwandten. Prediger und Lehrer nehmen die Ehrenplätze ein, und allen Anwesenden wird gleich nach ihrem Eintreffen eine Kanne Warmbier verabreicht. Darauf wird das Kind getauft; wenn möglich sind drei „Gevatter" da, bei einem Mädchen zwei weibliche und ein männlicher, bei einem Knaben ist das Verhältniß ein umgekehrtes. Das Mädchen wird von einer Frau, der Knabe von einem Manne zur Taufe gehalten. Die gewöhnlichsten Taufnamen sind: Geerd, Jan, Hinderk, Freerk, Focke und Geeske, Trientje, Antje, Baafke.

Nach Beendigung der heiligen Handlung kommt das Mahl: Reis mit Rosinen, und Kartoffeln mit Schinken oder Wurst. In früherer Zeit muß bedeutend getafelt worden sein, wie der alte Spruch:

Vadderstaan un Kinnelbeer geven
Het mennig buur van de plaats af dreven

(Pathestehen und Kindtaufen haben manchen Bauer vom Hofe getrieben) andeutet.

Daß das Kind später von der Wärterin den einzelnen Gästen dargereicht und mit einem Trinkgelde zurückgegeben wird, daß man sich wacker in allerlei Bemerkungen über die Schönheit des Neugebornen, über dessen Aehnlichkeit mit Mutter und Vater ergehen muß, ist selbstredend. Der übrige Theil des Tages wird mit dem Gebrauch des Branntwienskopps, d. i. eines gewöhnlich silbernen, selten zinnernen Geschirres mit zwei Henkeln, welches mit Branntwein, Zucker und Rosinen angefüllt ist, verbracht. In demselben befindet sich ein silberner Löffel. Dieser Kopp macht wiederholt die Runde, und Jeder nimmt sich einen Löffel voll (einen happ). Dieser Gebrauch ist auf dem Lande, wie in den niederen Ständen der Städte so allgemein, daß zur Kindtaufe gehen und etwas aus dem Branntwienskopp gehabt haben, identisch ist.

Die Gräfin Anna von Ostfriesland, eine Mutter ihres Volks im ganzen Sinne des Worts, verbot bereits 1545 jene Besuche der Nachbarinnen bei der Wöchnerin, weil dadurch unnützige Kosten und Trunkenheit veranlaßt wurden.

Doch solle es gestattet sein, zu Lobe und Danke Gottes nach dem freudigen Ereignisse den nächsten Freunden und Verwandten eine Mahlzeit anzurichten. Bei der Taufe wurden den Wohlhabenden nicht mehr Gäste erlaubt, als an zwei viereckigen Tischen der gewöhnlichen Art Raum finden können, und den mäßig Begüterten in Städten wurde verboten, mehr als fünf oder sechs Gerichte aufzusetzen.

Ihr Urenkel Graf Ulrich verlangte 1647, daß die Kinder in den ersten vier Tagen getauft werden sollten und zwar in der Kirche. Alle Kindelbiere und Pathengeschenke sollten abgeschafft sein.

Die Hochzeiten scheinen von jeher wahre Pflanzstätten der Verschwendung und der Unmäßigkeit gewesen zu sein. Auch noch jetzt werden dabei die Tafelfreuden reichlich genossen, denn unsere Landsleute essen sich gern in die Ehe hinein.

Hat sich ein Jüngling ein Mädchen erkoren, ohne indeß mit ihr die gegenseitigen Gefühle ausgewechselt haben zu können oder wollen, so begiebt er sich entweder allein oder in Begleitung einer oder einiger befreundeten Personen gegen Abend in das Haus der Auserwählten und eröffnet seine Bewerbung bei den Eltern mit der doppelsinnigen Anrede: Ich bringe nichts mit, Sie sollen mir etwas geben! Das erregt natürlich bedeutende Sensation, entweder wirkliche, wenn der Antrag unvermuthet kommt, oder wenn man schon davon unterrichtet war, künstliche, die der gute Ton erheischt. Ist man nicht abgeneigt, das geforderte „Etwas" zu geben, so wird der Antragsteller mit Allem, was Küche und Keller sonst aufzuweisen vermag, weidlich bewirthet, später folgt Bier und Branntwein; die ganze Nacht hindurch lebt man in dulci jubilo. Der Freier sitzt die ganze Nacht hindurch neben seiner Erkorenen oder diese setzt sich in urgemüthlicher Weise auf seinen Schooß, Liebkosungen empfangend und diese ungenirt erwidernd.

Hoffen darf nun der Bewerber, aber Gewißheit hat er noch nicht; ohne eine bestimmte Antwort verläßt er das Haus, denn der alte Brauch erfordert einige Wochen Bedenkzeit. Unser Bauer hält seine Waare hoch, sein Fleisch und Blut noch höher, und es muß Keinem einfallen, so leichten Kaufs ihm das entführen zu können.

Die Bedenkzeit wird in vielen Fällen wacker ausgebeutet, denn vor allen Dingen muß man darüber im Klaren sein, was denn der zukünftige Schwiegersohn „hat" (wat he hefft), und falls er aus einem andern, vielleicht entfernten Dorfe, ob seine Vergangenheit untadelhaft, sein Ruf rein und ob seine Familienverhältnisse zu denen der Zukünftigen passen. Fällt das Alles zu seinen Gunsten aus — ob er sich dann und wann auf Märkten ein Glas über den Durst trinkt und schließlich ein wackerer Kämpe in der unvermeidlichen Keilerei ist, schadet ihm nicht, gereicht ihm vielmehr gewissermaßen zur Ehre — dann wird der Antrag von den Eltern angenommen, und da der junge Mann mit dem Mädchen in den meisten Fällen bereits längst einverstanden war, so steht der öffentlichen Verlobung nun nichts mehr im Wege. Gewöhnlich feiert man solche an einem Sonnabend, um sich am folgenden Tage von den Strapatzen hinreichend wieder erholen zu können.

Zur Verlobung werden alle Nachbaren und Freunde eingeladen und bewirthet. Dabei wird das Versprechen ewiger Liebe und Treue gegeben und solches mit Handschlag und Ja beiderseitig bekräftigt. Die Gäste bringen „Brüdegam un Brund hör Gesundheit" aus, und Tanz und Sang beschließen die Feier lange nach Mitternacht.

Sobald die Kunde einer neuen Verlobung ins Dorf gedrungen, versammeln sich auch schon die Knechte und Mägde, bringen dem Bräutigam eine mit buntem Papier geschmückte Pfeife, und der Braut eine mit seidener Schleife gezierte Tasse, wofür sie mit einem verhältnißmäßig großen Trinkgelde beschenkt werden. Vor und nach Ueberreichung der Gaben wird wacker geschossen. Das Geld aber wird bald nachher oder am Sylvesterabend gemeinsam verjubelt. Diesen Gebrauch nennt man „Upschütten", weil man in früheren Tagen dem Brautpaar den Weg versperrte, bis es seine Freiheit durch ein Trinkgeld zurückerkaufte.

Friedrich II. von Preußen, der bei aller allgemein anerkannten Regentenweisheit oft echt drakonisch dazwischen fuhr, machte den Versuch, die Verlobungsfeierlichkeiten in Ostfriesland in engere Grenzen zu bannen. Seine Regierung erklärte den Beamten unsers Landes, sie habe mißfällig vernommen, daß bei Verlobungen das Zimmer geziert und mit Blumen bekränzt sei, und daß man dem Bräutigam Blumensträuße hinlege. Solches könne nicht gestattet werden, und darum solle der Hausherr, welcher dergleichen erlaube, mit 50 Goldgulden, der Hochzeiter, der den Dienstboten dafür Trinkgeld gebe, mit 20 Goldgulden, die Dienstboten selbst sollen mit Gefängniß bestraft werden. Die Berichte der ostfriesischen Beamten über solchen unberechtigten Eingriff in die Freuden der Unterthanen veranlaßten, daß jenes widersinnige „Reglement" nie in Kraft trat.

Zwischen Verlobung und Hochzeit liegt jetzt keine gesetzlich bestimmte Zeit.

Früher mußte in Emden die Trauung spätestens sechs Wochen nach der vor einem Gliede der öffentlichen Gewalt stattgehabten Verlobung stattfinden. Die Trauung geschah in der Kirche. Da man eine Ehre darin suchte, mit großem Gepränge und Gefolge durch die Straßen und in die Kirche zu ziehen und dadurch also den Gottesdienst störte, so wurde verordnet, daß höchstens 18 Paare zur Begleitung dienen dürften.

Die Hochzeiten machten der Regierung in Stadt und Staat viel Kopfbrechens und große Sorgen. Das Regiment zu Emden, welches im Mittelalter und später stets Staat im Staate war, gestattete Vornehmen höchstens 60, zum Mittelstand Gehörenden 40, Geringen 24 Gäste. Nur zweimal durfte angerichtet werden und zwar jedesmal drei im Lande gebräuchliche Gerichte. Zum Nachtische waren Aepfel, Feigen, Rosinen, Bretzeln, Eierkuchen gestattet; aber Marzipan war den gestrengen Herren in der Seele zuwider, so daß sie dessen Gebrauch bei fünf Goldgulden Strafe verboten. Zum Trinken durfte man Niemand

zwingen, doch konnte Jeder trinken, so viel er Lust hatte. „Tanzen und alle andere Narrentheidung ist bei christlichen Hochzeiten untersagt, damit nicht dem Teufel und allem Unheile Raum gegeben werde, bei Strafe von 50 Goldgulden." Auch Musik war nicht gestattet. Mit dem Glockenschlage 12 Uhr Mitternacht mußte Alles beendet sein!

Aber man sah bald ein, daß mit solchen strengen Maßregeln nicht durchzudringen sei; deßhalb wurde nicht nur bald nachher die Zahl der erlaubten Gäste vergrößert — auf 100, auf 70 und 30 — sondern man gestattete sogar Musik, wenn auch keine Tanzmusik. Marzipan wurde in Emden erst vom Jahre 1640 an erlaubt.

Die Einladung zur Hochzeit erfolgt jetzt gewöhnlich zwei bis vier Tage vor dem Fest. Der einladende Hochzeitbitter ist in einigen Gegenden des Landes eine gar possirliche Gestalt.

Angethan mit einem Schwalbenschwanz, der mit bunten Bändern überladen ist, mit beschnallter Kniehose und weißen Strümpfen und einem vorsündflutlichen Hut, wandert derselbe, begleitet von der ganzen lieben Jugend, von Haus zu Haus, um seine Einladungen ergehen zu lassen.

Wir setzen einige derselben hierher: Ji schölen saterdag in N. N. sien huus kommen und kieken in de brunddkiste, oder: Ik schull Jo (euch) de grötenis doon van den brüdegam un de brund N. N. un N. N.; se laten Jo nögen (einladen), Je muggen (möchten) so good wesen un komen saterdag in N. N. sien huus up de hochtied. — Dieser Einladung folgt noch ein alter Spruch, der sich mit der Schilderung dessen beschäftigt, was dem Gaumen dargeboten werden soll:

Hasen un Patriesen
De schölt Jo der Weg derhen wiesen;
Höner un Schnippen
Schölt up de Tafel wippen,
Warm Beer
Willen wi hebben up unse Plesеer;
Lange Piepen un beste Taback
Willen wi hebben up unse Gemak;
Eene Last Beer und een Doam Branntenwien,
Darbie willn wi frübig sien;
Bijelin, Seiden un Spill
Will wi hebben na unse Will u. s. w.

Zu Hochdeutsch:

Hasen und Rephühner
Die sollen euch den Weg dahin zeigen;
Hühner und Schnepfen
Sollen auf dem Tische hüpfen;
Warmes Bier
Wollen wir haben zu unserm Vergnügen;
Lange Pfeifen und besten Taback
Wollen wir haben zu unserm Behagen,
Eine Last Bier und eine Ohm Branntwein,
Dabei wollen wir fröhlich sein;
Violinen, Saiten und Spiel
Wollen wir haben nach unserm Belieben.

Wir selbst wurden einmal beim Besuch der östlichen Ecke unsers Heimatlandes mit folgender Demosthenes-Rede zur Hochzeit eingeladen: „Gruß und Empfehlung von ein verliebtes (sic!) Brautpaar, welches Vornehmens ist, in den Stand der heiligen Ehe zu treten. Weil nun Gott der Herr spricht: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, und auch der weise König Salomo sagt: Wer eine Ehefrau findet, der findet was Gutes; so haben sich Jabbe N. und Taalke Magreth an drei nacheinander folgenden Sonntagen in die Kirche aufbieten lassen, und da keine Einrede erfolgt ist, soll die Trauung durch den Hochehrwürdigen und Hochgelehrten Herrn Pastor morgen vor sich gehen. Und nun bitte ich Ihnen, sich mit Ihrer ganzen Farmilie (!!) alsdann Morgens 10 Uhr ins Hochzeitshaus einzufinden. Dort werde ich Ihr getreuer Diener und Aufwärter sein und ihnen schenken Bier und Branntewein. Auch werden die Musikanten ihre Instrumente anstimmen und kann dann Jeder sich lustig machen nach Belieben." Und jede dieser Reden schließt mit der nochmaligen Einladung: Nu moot Ji ook komen.

Der Hochzeitbitter aber erhält sein Trinkgeld und wandert mit der sich wacker ergötzenden Jugend weiter zum nächsten Hause.

Obgleich wir um 10 Uhr eingeladen sind, haben wir doch Zeit bis Nachmittags 4 Uhr, denn also erfordert es die „Lebensart", die auch unserm Bauer nicht fremd geblieben ist, freilich nach seiner Weise.

Von Nah und Fern strömen die Gäste herbei, alte und junge, vornehme und geringe, und Jeder bringt an Geschenken mit, was die Verhältnisse oder die Zuneigung erlaubt haben. Eine Braut aus fremdem Dorf holt man in einem mit vier geputzten Pferden bespannten Wagen ab; ihr zu beiden Seiten sitzen die Brautjungfern, die weiße Tücher um das Haupt schwenken, ihr gegenüber reißt der Dorfmusikus auf seiner erst gestern neu besaiteten Geige ein: Schier 30 Jahre bist Du alt! und andere passende und herzerhebende Melodien ab, und so geht es im Galopp dem Heimatdorfe zu. In jedem Orte wird der Wagen von den jungen Burschen angehalten, die Reisenden werden mit Wein bewirthet und erhalten erst nach verabreichtem Trinkgelde die Erlaubniß zur Weiterreise. Ist die Braut indessen nicht beliebt, ist sie vielleicht eine alte Jungfer, die aber noch jung zu sein strebt; ist sie Wittwe oder gar ein Mädchen, dessen Vergangenheit des verhüllenden Schleiers bedarf, dann unterbleiben nicht nur alle Feierlichkeiten, sondern eine Katzenmusik, wie sie 1848 nicht schauerlicher gebracht wurde, verkündet in sehr deutlicher und verständlicher Weise den Verlobten die Gesinnung des Dorfs.

Doch es ist 4 Uhr geworden, wir gehen zur Hochzeit. Am Thor der Scheune werden die Gäste von dem Liebespaare empfangen und mit Branntwein, mit Zucker, oder wenn die Mittel das nicht gestatten, mit Genever und Syrup aus einem mit künstlichen Blumen umkränzten Glase begrüßt. Dafür wird mit einem Kusse gedankt, und alsdann eilt man auf die Tenne, von der bereits rauschende Musik erschallt, und wo sich die tanzlustigen Paare drehen nach Herzenslust.

Die Geladenen sind erschienen, und nun vertauscht die Braut ihren Platz am Thor mit dem auf einem Stuhl mitten auf der Tenne, um die von allen Seiten herbeigebrachten Hochzeitsgeschenke in Empfang zu nehmen. Nur Unverheiratete dürfen sich jetzt noch nahen. Die Gaben bestehen größtentheils in Hausgeräthen, aber auch Butter, Eier u. s. w. werden gebracht und nicht verschmäht. Nachdem endlich alle Opfer auf den Altar der Freundschaft, Liebe und Sitte niedergelegt worden sind, dann bemächtigen sich die Brautjungfern (Brunds mägde) der Braut, um sie im Staatsgemach des Hauses hochzeitlich zu schmücken. Sie wird dem nun ebenfalls festlich gekleideten Bräutigam entgegengeführt, um mit diesem vor den in der Scheune improvisirten Altar zu treten. Nach stattgehabter Trauung erhält die junge Frau von ihrem Ehegemahl und von allen lusttragenden Verwandten und Freunden einen Kuß und dreht sich dann mit Allen in wilder Lust auf dem Tanzboden, bis der Hochzeitbitter an den wohlbesetzten Tisch ruft. Erst nach eingenommenem Mahl nahen sich die verheirateten Frauen, schmücken die junge Frau mit der Haube und bringen ihre Geschenke dar. Nachher wieder Tanz.

Wenden wir uns nun von den Lebenden zu den Todten.

Wie in vielen deutschen Ländern war es auch hier zu Lande Gebrauch, bei Todesfällen seine Gefühle der Trauer recht äußerlich an den Tag zu legen. Darum befahl bereits Gräfin Anna: „Die Leidtragenden dürfen ihre nächsten Verwandten und Nachbaren herbitten und mit ihnen eine Mahlzeit (Tröstelbeer) halten. Niemand aber hat ein Recht, ungeladen dieser beizuwohnen; auch darf des Trinkens halber Niemand länger als zwei Stunden im Sterbehause verweilen."

Graf Ulrich ging weiter. Er verbot die allgemeine Sitte, das Sterbegemach und die darin befindlichen Geräthe mit schwarzem Tuche auszuschlagen, die Nachbaren zur Todtenwache zu bitten und dabei sich bis nach Mitternacht in Bier und Wein gütlich zu thun. Denn aus den Tröstelbieren seien „große Gastereien und Gesöffe" geworden, durch deren unmenschlich gottlos Wesen die Unterthanen in große Schulden und Schaden kommen, weshalb sie bei Strafe von 50 Goldgulden gänzlich aufhören sollten.

Der preußische Friedrich II. wollte auch hier despotisch eingreifen; er gab eine Trauerordnung, die großes Mißfallen im ganzen Lande erregte. Er verbot bei Trauerfällen die Karosse zu drapiren, Pferde und Zimmer schwarz zu behängen, das Hausgesinde schwarz zu kleiden, Alles bei einer Strafe von 100 bis 1000 Thalern. Mit derselben Strafe wurden die Eltern belegt, die um ein Kind unter 12 Jahren Trauer anlegten oder um ein solches über 12 Jahre länger als drei Monate Trauerkleidung trugen. Kinder durften ihre rechten Eltern sechs Monate, ihre Stiefeltern einen Monat, die Wittwe ihren Mann ein Jahr, der Mann seine Frau sechs Monate lang betrauern. Man hat sich aber nie allgemein um solche plumpen Eingriffe in alte Sitten und Gebräuche gekümmert.

Gegenwärtig wird ein Todesfall Freunden und Bekannten in Nah und Fern angezeigt, und die Nachbaren erscheinen, die Leiche einzukleiden. Das Todtenkleid (Henne oder Hemdekleid) wird von den Nachbarinnen verfertigt und alsdann die Leiche eingesargt. Dabei sind die Verwandten nicht zugegen, versammeln sich aber bald nachher, trinken, rauchen und debattiren über die Unsterblichkeitsfrage und was damit zusammenhängt, in einem andern Zimmer, bis der Todtenbitter sie einladet, den Todten im Sarge zu sehen. Zwischen Absterben und Begräbniß liegen gewöhnlich acht Tage und wird zu letzterem Jung und Alt eingeladen. Auch die Frauen folgen dem Sarge. Die frühere unsinnige Formel: „Ik schull jo de grötenis doon van unse verstnrvene Mitbroer (Mitsüster)" ist gegen eine vernünftigere vertauscht worden: „N. N.'s nagelatene frünnen laten Jo nögen (einladen) nn tauken (zukünftigen) . . . dag de verstnrvene de leste eere to bewiesen un nêmen vörleef mit dat, wat keller und köken vermag."

Es ist Sitte, vor der Beerdigung im Sterbehause Nichts oder doch nur flüsternd zu sprechen; die unvermeidlichen geistigen Getränke und eine thönerne Pfeife müssen im Stande sein, die Langeweile zu bannen. Wenn man auf 10 Uhr geladen ist, erscheint man um 12 Uhr, so will es auch hier der Anstand. Entweder in der Küche oder meistens auf der Tenne wird bei verschlossenem Sarge die Parentation gehalten, darauf aber der Sarg geöffnet und Jedermann aufgefordert, den Verstorbenen zum letzten Mal zu sehen. Während in den Städten und auf vielen Dörfern die Särge eine schwarze Farbe haben, findet man sie hie und da noch weiß — in solchem Fall eine ganz abscheuliche Farbe. Die Schuljugend geht auf Holz- und Lederschuhen singend dem Sarge voran und singt bis der Grabhügel fertig geworden ist. Darauf Gang in die Kirche, um die Leichenpredigt zu hören, die hier wie überall mit den Tugenden des Verblichenen anhebt und mit der gänzlichen Verderbtheit aller Menschennatur schließt. Sehnsüchtig wird das Amen erwartet, denn dann erst beginnt das Tröstelbeer, dann beginnen Küche und Keller zu zeigen, was sie vermögen. Während Prediger und Lehrer mit den Verwandten in der Küche oder auf der Upkamer tafeln, ist für Fernerstehende und Kinder in der Tenne gedeckt. Hier wie dort lebt man seiner sinnlichen Lust, und ein hereingeschneiter Fremder würde nicht glauben, daß man heute aus solchem Hause den Mann und Vater hinausgetragen habe zur letzten Ruhestätte.

Und fragen wir nun schließlich, was ist aus allen jenen Verordnungen gegen diese Feste geworden? Ist auch nur eine einzige von nachhaltiger Wirkung gewesen, haben jene Strafandrohungen die Feste schablonenmäßig gestaltet, haben sich die Unterthanen bei ihren Familienfeierlichkeiten die Zwangsjacke anlegen lassen und die mit hoher obrigkeitlicher Erlaubniß gestatteten Speisen und Getränke verzehrt?

Nichts von alledem! Die häufige Auffrischung jener Verordnungen zeigt hinreichend, wie viel die Unterthanen sich darum kümmerten, und was heutzutage bei Begehung jener Feste hie und da nicht mehr gefunden wird, z. B. die große Zahl der Gäste, das ist von dem Civilisationsdrange der Zeiten zu Grabe getragen. War es, abgesehen von dem guten Zweck, dem übertriebenen Luxus einen festen Damm entgegen zu setzen, von vorne herein schon ein ziemlich unnützes Beginnen, die eigentlichen Familienfeste nach Beschlüssen des regierenden Herrn oder eines hohen Raths feiern lassen zu wollen, so war bei dem hiesigen Volksstamm, der es nie vergaß, daß seine Vorfahren einst die freien Friesen genannt wurden, einem solchen Eingriff in das Heiligthum der Familie, in die persönlichen Rechte des Einzelnen nimmermehr Erfolg zu versprechen.

War Amerika den alten Chinesen bekannt? Wo lag das Land Fusang?

Die sehr einfache und leicht begreifliche Erscheinung, daß der westliche Continent die Civilisation, welche zur Zeit der Entdeckung in Mexiko, Centralamerika, Neugranada und Peru vorhanden war, aus sich selber, ganz unabhängig von fremden Einflüssen, herausgearbeitet habe, will immer noch nicht Allen einleuchten. Häufig genug kommen die wildesten Speculationen und fabelhafte Phantasien zum Vorschein. Man holt Aegypter und Assyrer, Phönizier und Karthager, buddhistische Chinesen oder Japaner und sogar die verlornen Stämme Israel herbei, um den Ursprung der altamerikanischen Kultur zu erklären; man nimmt seine Zuflucht zu den wunderlichsten Luft-

sprüngen und stellt haarsträubende Behauptungen auf, denen weiter nichts fehlt, als eine Begründung durch Beweise. Jakob Kruger, sodann Violet le Duc und andere Franzosen haben in dieser Beziehung Viel geleistet. Gustav von Eichthal, der ostasiatische Buddhisten als Kulturbringer nach Amerika versetzte, gewährt gleichfalls seinen Phantasien einen weiten Spielraum. Wir stellen wohl gelegentlich einmal eine ganze Reihe verschiedener Behauptungen über den vermeintlichen Ursprung der altamerikanischen Kultur zusammen, wollen aber hier gleich bemerken, daß allemal eine die anderen aufhebt, so daß am Ende nur ein auffallender Wirrwarr übrig bleibt, der natürlich wissenschaftlich ohne allen Werth ist.

Zu den Gelehrten, welche einen geistigen Zusammenhang und Wechselverkehr zwischen Ostasien und Westamerika annehmen, gehört auch Professor Karl Friedrich Neumann in München; er glaubt einen solchen aus chinesischen Quellen des fünften, sechsten und siebenten Jahrhunderts folgern zu dürfen. Wir unsererseits haben uns schon 1854, als Herr Neumann mit dieser Ansicht hervortrat, gegen dieselbe erklärt; jetzt ist er abermals auf seine Hypothese zurückgekommen, hat aber durch Vivien de St. Martin (Année geographique, 1865, S. 253 ff.) eine eingehende Widerlegung gefunden.

„Eine alte Geschichte wird wieder aufs Tapet gebracht. Nichts ist schwieriger, als Irrthümer zu beseitigen und auszurotten, die von einem berühmten Manne herrühren." So beginnt Herr de St. Martin seinen Aufsatz. Durch den berühmten Des Guignes, Verfasser der Geschichte der Hunnen, wurde der Name Fusang zum ersten Mal in Europa bekannt. Was war aber Fusang? Ganz einfach ein unbekanntes Land im fernen Osten, das nie von einem Reisenden gesehen worden ist, und über welches vor mehr als 1360 Jahren eine sehr unbestimmte und verschwommene Erwähnung durch einen Schamanen nach China kam.

Des Guignes nun meinte, daß dieses Land, von welchem Niemand etwas wußte, wohl in Westamerika irgendwo in der Gegend von Californien zu suchen sein müsse. Andere folgten ihm.

Im Anfange des siebenten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung schrieb der chinesische Geschichtschreiber Li yañ. Er sagt: Wer vom Golf von Leao tung (dem nördlichen Theile des chinesischen Meeres, zwischen Peking und Korea) aus segele, habe 12,000 Li (chinesische Meilen) zurück zu legen. Aber er sagt nicht, nach welchem Theile Japans. Von Japan habe man dann 700 Li nach Norden hin zum Lande Uëñ tschiñ, wo bemalte Menschen leben; diese versetzt ein anderer Geschichtschreiber jenseit der Mao giñ oder behaarten Menschen, welche an Japan grenzen. Von Uëñ tschiñ habe man noch 5000 Li nach Osten zu machen, um nach Ta hañ zu gelangen, dem äußersten Punkte, welchen die chinesischen Seefahrer nach dieser Richtung hin erreicht haben.

Was ist Ta hañ? Aus den Angaben des chinesischen Geschichtschreibers ist darüber nichts zu ersehen; er sagt nicht, wo die Schiffer in Japan anlegen, er gibt die Richtungen nur sehr unbestimmt an; eben so verhält es sich mit den Entfernungen, denn man weiß nicht, wie groß er die Li (Meile), die in China eine sehr verschiedene Länge hat, annimmt. Auch hatten die alten chinesischen Seeleute nur sehr unvollkommene Mittel, um die Entfernungen zu bestimmen. Man sieht, Alles ist nur im Allgemeinen und unbestimmt angegeben.

Vivien de St. Martin argumentirt nun in folgender Weise. Die behaarten Menschen (Mao giñ), zwischen den Gebirgen Japans und dem Lande Uëñ tschiñ, wo die bemalten (oder tättowirten) Leute wohnen, sind offenbar die Aïnos. Daraus folgt, daß Uëñ tschiñ auf irgend einem Punkt am japanischen Meere zu suchen ist, zwischen dem japanischen Archipel und der Küste der Mandschurei, etwa im Norden der großen Insel Nippon, oder auf Jeso, das man auch als Matsmaï bezeichnet, oder an den Küsten der Mandschurei; jedenfalls in Asien.

Von Uëñ tschiñ führte der letzte Theil der Seefahrt nach dem Lande Ta hañ. Die Angabe von 5000 Li und die angegebene Richtung nach Osten fallen nicht schwer ins Gewicht. Wir haben aber eine Quelle, aus welcher hervorgeht, daß Ta hañ in der Gegend der Amurmündung oder auf der großen Insel Saghalin zu suchen ist. Zur Zeit der chinesischen Dynastie der Thang (618 bis 907) begaben sich buddhistische Missionäre zu den halbwilden Völkern des östlichen und mittlern Asiens, um dieselben zu bekehren. Sie nahmen ihren Ausgangspunkt von der großen Krümmung, welche der Hoang ho westlich von Peking macht, zogen durch die Gobi, gelangten zum Hauptlager der Hoëi tsche-Türken, in der Gegend, wo später die berühmte Mongolenhauptstadt Karakorum stand, gingen weiter bis an den Baïkal-See und um diesen herum nach Osten; sie besuchten viele türkische und mongolische Stämme in der daurischen Region und am obern Amur und kamen am mittlern Amur ins Land der Yu tsche, welches von den Mandschu (die den Namen Dschurdsche aussprechen) als ihr Stammvolk betrachtet wird. Wir kennen jetzt durch deutsche und russische Reisende die Jäger- und Fischerhorden jener Gegend, die zumeist tungusische Stämme sind; nur die Giljaken der Gestaderegion gehören zu der Inselrasse, sind aber durchaus verschieden von den stark behaarten Aïnos.

Was bei den Völkern am Amur an schwachen Civilisationsanfängen vorhanden ist, kam zu ihnen durch die buddhistischen Missionäre. Bei einem Giljaken-Dorfe sind vor etwa 10 Jahren Ueberreste von Pfeilern mit chinesischen und mongolischen Inschriften buddhistischen Inhalts gefunden worden. Damit ist der Beweis gegeben, daß buddhistische Missionäre durch Centralasien am Amur abwärts bis an das östliche Meer gekommen sind. Ta hañ ist am untern Amur zu suchen; das geht auch aus den Reisebeschreibungen der Missionäre und einer chinesischen Encyklopädie hervor, aus welcher St. Martin die bezügliche Stelle anführt.

Nun aber Fusang. Stanislaus Julien hat den chinesischen Text, in welchem dieses Landes erwähnt wird, genau übersetzt. Die Chinesen erfuhren über Fusang eine Kunde im Jahre 499 der christlichen Zeitrechnung. Es liegt etwa 20,000 Li östlich von Ta hañ, östlich vom Reiche der Mitte; in ihm wachsen viele Fusangbäume; daher der Name; die Blätter dieses Baumes gleichen jenen des Baumes Thong (Paullonia imperialis), und wenn sie jung sind, können sie gegessen werden wie Bambussprossen; die Früchte gleichen den Birnen und sind roth. Man verspinnt die Fasern der Rinde und verfertigt daraus Kleider. Die Bewohner bauen Häuser aus Brettern und haben keine ummauerten Städte. Sie haben eine Schrift und verfertigen Papier aus der Rinde des Fusang. Panzer und Lanzen haben sie nicht, liefern auch keine Schlachten.

Dann wird weiter gesagt, daß sie zwei Gefängnisse hätten, eins im Süden und eins im Norden; ein Edelmann, der ein Verbrechen begangen, werde in ein unterirdisches Gewölbe geschafft, wo man ihm Speise und Trank vorsetze; dann umgebe man ihn mit Asche und nehme Abschied von ihm. Der König heiße J ki; die Edelleute erster

Classe werden als Tuï lu bezeichnet, jene der zweiten Classe als kleine Tuï lu, der dritten Classe als Na to tscha.

Der König wird beim Aufzuge von Trommlern und Hornbläsern begleitet; die Farbe seiner Kleidung wechselt nach den Jahrescykeln.

„Im Lande Fusang gibt es Ochsen mit sehr langen Hörnern, und sie tragen auf den Hörnern ein Gewicht von 20 Ho (ein Ho hat 10 Scheffel). Sie haben Wägen, die von Pferden, Ochsen und Hirschen gezogen werden. Die Bewohner ziehen Hirsche auf, wie man in China Rindvieh züchtet. Sie bereiten aus Milch Käse. Sie haben eine Art rother Birne, die sich ein ganzes Jahr lang hält, ohne zu verderben. Es gibt bei ihnen viele Trauben; Eisengruben haben sie nicht, Kupfer ist dagegen sehr häufig, die Leute achten Silber und Gold nicht. Auf den Märkten wird kein Zoll bezahlt."

Der chinesische Bericht erwähnt dann Einiges über Hochzeiten und Begräbnisse in Fusang und schließt mit folgenden Worten:

„Vor alten Zeiten kannte man dort die Lehre Buddha's nicht. Aber im zweiten Jahre der Periode Tamings, von der Songdynastie (458 n. Chr.), kamen fünf Bhitschus (Bettelmönche) aus dem Königreiche Kipiñ (dem heutigen Kabulistan, das damals buddhistisch war) als Reisende in das Land; sie verbreiteten das Gesetz, die Bücher und die Bilder Buddha's. Durch ihre Lehre wurden die Leute bewogen, sich dem religiösen Leben zuzuwenden; die Sitten wurden anders," d. h. die Leute nahmen die Vorschriften des Buddhismus an.

Aus diesen Angaben hat man folgern wollen, daß Fusang in Amerika liege! Klaproth trat schon 1831 gegen eine solche wissenschaftliche Verirrung auf; Vivien de St. Martin sagt Folgendes:

Unter den 20,000 Li, welche für die Entfernung bis nach Fusang angegeben werden, ist weiter nichts zu verstehen, als überhaupt eine weite Entfernung. Will man aber die Angabe buchstäblich gelten lassen und dazu die Richtung nach Osten, so kommt man vom untern Amur, um Sachalin, an den Kurilen vorüber, der langen Kette der Alëuten entlang und kaum über die Halbinsel Alaschka hinaus, demnach in ein sehr nordisches Klima mit einer sehr niedrig stehenden Bevölkerung. Das paßt aber nicht zum Text. 1000 Li sind etwa drei Aequatorgrade; 20,000 wären 60 Grade; so rechnete man im achten Jahrhundert in China.

Nun suchen Manche das Fusang gar in — Mexiko! Aber von Alaschka dorthin sind es 700 deutsche Meilen.

Die Beschreibung des Baumes Fusang paßt gar nicht auf Amerika, am allerwenigsten auf Mexiko und die Nordwestküste. In China wird heute der Hibiscus Rosa chinensis als Fusang bezeichnet.

Die Stämme in Nordwestamerika haben niemals eine Schrift gehabt oder Papier bereitet. In Mexiko war das Volk nicht friedlich, sondern sehr kriegerisch und stets in Kämpfe verwickelt.

Der Ochs, wenn man darunter den Bison versteht, ist niemals von einem amerikanischen Volk als Lastthier benutzt worden.

Kein eingebornes Volk Amerika's hat jemals Wagen gekannt und auch kein Zugthier gehabt, weder Pferde noch Ochsen oder Hirsche. Pferde waren gar nicht vorhanden; die Peruaner hatten nur das Lama als Wollthier.

Die Amerikaner haben niemals milchgebende Thiere gemolken, kannten den Gebrauch der Milch nicht und bereiteten folglich auch keine Käse.

Die Schilderung des alten Buddhisten paßt, wie man sieht, nicht im Mindesten auf Amerika, sie paßt aber am allerwenigsten auf Mexiko. Das Plateau von Anahuac hatte schon in den Zeiten der Tolteken eine sehr respectable, eigenartige Civilisation, religiöse Bauwerke, großartige Paläste und große volkreiche Städte. Von solchen würde doch der Bericht des Buddhisten ohne Zweifel etwas erwähnt haben; dergleichen hätte er ganz unmöglich mit Stillschweigen übergehen können, weil sie einem fremden Reisenden auffallen und imponiren mußten.

Noch mehr. In der Zeit, in welche der Bericht fällt, würde eine Fahrt vom Amur nach Mexiko und von dort zurück sehr schwierig, wo nicht unmöglich gewesen sein. Der Bericht redet aber nicht von einer einmaligen, zufälligen Fahrt, sondern von einer regelmäßigen Verbindung.

„Also fort mit den hohlen Hypothesen und den ganz unnützen Wahnspeculationen. Fusang hat mit Amerika ganz und gar nichts zu schaffen."

Wenn es richtig ist, daß, Klaproths Angaben zufolge, Japan von den Chinesen einst als Fusang bezeichnet worden ist, so wäre das letztere in Nippon, der größten Insel des Reiches, zu suchen.

Ueber das deutsche Element in der französischen Sprache.

Von **Rudolf Rost.**

Wenn Diez, im ersten Bande seiner Grammatik der romanischen Sprachen, die Bemerkung macht, daß von 930 in den romanischen Sprachen sich vorfindenden Wörtern deutschen Ursprungs gegen 450 allein dem Französischen zukommen, so darf uns das nicht wundern, wenn wir bedenken, daß einmal Gallien den germanischen Eroberern die längste Grenze darbot, und daß überdies der Gebrauch deutscher Sprache auf fränkischer Erde ungefähr bis zur Theilung des karolingischen Reiches, ja im Norden des Landes noch bis zum Ende des neunten Jahrhunderts sich erhalten, ihre Dauer in Gallien also an 400 bis 500 Jahre betragen habe. Das älteste Denkmal fränkischer Sprache ist das den Sieg Ludwigs III. über die Normannen im Jahre 881 verherrlichende, im Kloster St. Amand aufgefundene Ludwigslied, dessen Anfang folgender ist:

Einen Kuning weiz ih,
heißit her Hludwîg,
ther gerno God thionôt;
ih weiz, her imos lônôt.

Und doch konnte trotz dieser dem fränkischen Elemente

günſtigen Verhältniſſe die deutſche Sprache nicht die Oberhand behalten. Dies war aber ganz natürlich. Hatte römiſche Intelligenz über die Kelten obgeſiegt, ſo zeigte ſich ihre Macht und Bedeutung nochmals in ihrem ganzen Umfange unter den ſiegreichen Germanen. Mit dem Aufgeben ihrer alten Wohnſitze verließen die germaniſchen Völkerſchaften ſo manches Erinnerungsmal altväteriſcher Sitte, den geweihten Boden ihrer Götter und die Stätte ihrer alten Rechtsgewohnheiten. Als ſie nun in Belgien und Gallien einfielen, fanden ſie Länder mit vortrefflichen Einrichtungen, namentlich im Gebiete der Rechtsordnung, vor, welche ihnen theils ſchon bekannt und ſchätzenswerth, theils bei näherer Kenntniß auch für ihr neues Gemeinweſen höchſt paſſend waren, fanden ſie die lingua rustica als herrſchende Sprache und die den Herrſchenden ſtets ſo wohl zuſagende römiſche Verwaltung. Lag nun den Germanen daran, ihre Eroberung zu behaupten, ſo mußten ſie ſich der Sitte und Sprache des Landes anbequemen und die Grundſätze römiſcher Regierungskunſt annehmen, deren Geltung durch ihre Erfolge ſelbſt bei den Germanen ſicher ſtand. Auf dieſelbe Weiſe, wie ſie bisher im römiſchen Lager die römiſche Kriegführung erlernt hatten, übten ſie jetzt in der Beherrſchung der Unterworfenen die Regeln römiſcher Staatskunſt und hielten die Römer mit derſelben Wiſſenſchaft im Zaum, mit welcher dieſe ſo viele Jahrhunderte lang den Erdkreis beherrſcht hatten.

Die ſiegreichen Germanen beſaßen ferner nicht die hohe Bildung der römiſchen Provinzialen, eine Bildung, welche ſich auf römiſche Sprache und Sitte gründete. Erfahrungsgemäß nun übt von zwei Völkern, welche ſich verſchmelzen, das höher kultivirte auf das an allgemeiner Bildung tieferſtehende in Hinſicht der Sprache und Kultur den bedeutendſten Einfluß aus. Der Franke, als der minder gebildete, gebrauchte nun die Sprache der Gebildeten zu ihrer Beherrſchung, und während die in den heimatlichen Gauen Germaniens ſitzen gebliebenen Stämme ihre vaterländiſche Sprache und Gewohnheiten bewahrten, dabei zwar langſamer, aber doch ſicherer in der Kultur vorwärts ſchritten, ſehen wir in der Aufrichtung germaniſcher Reiche auf römiſchem Boden den umgekehrten Prozeß vor ſich gehen, den die Weltmonarchie Alexanders des Großen in Aſien und Afrika angebahnt hatte, und deſſen regelmäßigen Ausgang die Römer in der letzten Zeit ſo ſchlagend gezeigt hatten. Hier wie dort blieb die Sprache der Intelligenz Herrſcherin auf geiſtigem Gebiete, und wenn auch nach der Eigenthümlichkeit des Landes und der Nationalität in Manchem geändert und mit neuen Elementen gemiſcht, blieb ſie doch das gemeinſame Band geiſtiger Gemeinſchaft und Zuſammengehörigkeit unter den Staatsangehörigen, die aber gleichwohl ihre vaterländiſche Sprache in Gemeinde und Familie bewahrten.

Die Sprache der Regierung blieb zunächſt die der äußern Welt; die nationalen Laute und Erinnerungen gingen nicht mit einem Schlage verloren, ſondern erhielten ſich in beſcheidener Zurückgezogenheit noch Jahrhunderte lang, bis endlich die neue Kultur auch ihre Sitze aufſuchte und ſie nach und nach zerſtörte. So erhielten ſich keltiſche und fränkiſche Sprache noch lange Zeit in einigen Theilen Galliens. Da ſie aber verachtet waren und für barbariſch galten bei der römiſchen Geiſtlichkeit, den Tonangebern jener Zeit, ſo fehlte ihnen auch jegliche Aufmunterung und Betheiligung des Ganzen und ſie konnten ihrem Untergange nicht entgehen.

Dennoch übte die fränkiſche Sprache einen nicht geringen Einfluß auf die Entwicklung des Franzöſiſchen aus. Germaniſches Element drang in die lingua rustica ein. Die weichen, geſchmeidigen Laute des Fränkiſchen vereinigten ſich vortrefflich mit dem keltiſchen Hange nach Vocaliſation, während die Kelten die Vorliebe zu den Kehllauten der fränkiſchen Mundart erſt mittheilten. So kam es, daß, während im franzöſiſchen Lautſyſteme der keltiſche Einfluß ſich als vorherrſchend erwies, dagegen im Wortſchatze das Fränkiſche die Oberhand behielt. Die verſchiedenſten Sphären der Begriffe haben an dem deutſchen Elemente Theil. Obenan ſtehen diejenigen, welche ſich auf das Kriegsweſen beziehen. Den Germanen war es ja vorbehalten, den Kriegerſtand zu bilden, und ſo kam es, daß die unterworfenen Provinzialen ſich gewöhnten, alles zum Heerweſen Gehörige ſo zu nennen, wie ſie es aus dem Munde der Krieger hörten, ſo daß endlich die meiſten lateiniſchen Ausdrücke für dieſen Begriffskreis ganz und gar verſchwanden. Statt bellum zu ſagen, nahm man das deutſche Wort werra auf, woraus guerre entſtand. So kommt haubert, Panzerhemd, von halsberc, Halsſchutz, éperon, Sporn, von šporo, auberge, Wirthshaus, von allberc her. Die Worte havresac, bandoulière, bivac, flamberge, hallebarde, landskenet verrathen ſofort ihren deutſchen Urſprung.

Ebenfalls ſtark vertreten ſind auch das Seeweſen und die Schifffahrt. Hier ſind die einſchlagenden Ausdrücke meiſt aus dem Germaniſchen geſchöpft. So havre, capre, chaloupe von sloop, fret von vracht, botequin von bootje. Hierher gehören auch die Namen der Weltgegenden nord, est, sud, ouest.

Aus der Sphäre des Staats- und Rechtsweſens ſind auch mehrere übergegangen, ſo mall-public, faide, mainbour (muntboro), carcan (querca) und andere.

Auch aus der Thierwelt ſind zahlreiche Beiträge vorhanden: hobin (hobby), oriquet (kracke), toivre (zebar), belier (bel-hamel), fresange (frisking), biche (bicce), renard (reinhart), chouette (chouh), mouette (möwe), écrevisse (krebitz), homard (hummer) und viele andere.

Aus dem Pflanzenreich: houx (hulis), groseille (krausbeere), framboise (braambezie), gleton (klette), mousse (mos) und andere.

In geringerer Anzahl wurden Abſtracta eingeführt: als hâte (hast), haine (haz), souhait (heit), guile (vîle).

Die große Menge der aufgenommenen Eigenſchaftswörter und die noch weit größere der Zeitwörter bezeugen hinlänglich das tiefe Eingreifen deutſcher Sprache in die franzöſiſche. Mißfallen an der lateiniſchen, Gefallen an der fremden Form waren wohl meiſtens die Hauptgründe für die Aufnahme. Dergleichen Eigenſchaftswörter ſind: riche (rîhhi), frais (vrisc), flou (flau), morne (morn), estout (stolz), terne (tarni), gauche (welk). Zeitwörter: gagner (gageigan, Gewinn ziehen), choisir (kiusan), blesser (bletzen), briser (brestan), glisser (glitsen), haïr (hazôn), rincer (hreinsa), écraser (krassa), garer (warôn), déchirer (skerran).

Von größerer Wichtigkeit noch war die germaniſche Denk- und Anſchauungsweiſe für die Ausbildung der Satzlehre. Behielt auch die Formenlehre im Großen und Ganzen ihr romaniſches Gewand bei, da ſie die Einwirkung der fremden Grammatik ziemlich überwand, ſo ging doch die römiſche Syntax beinahe gänzlich verloren, da ſie ja mit der Ideenverbindung der neuen Zeit im ſchroffen Widerſpruche ſtand. Eine enge Verbindung des logiſch Zuſammengehörigen, eine loſe Beiordnung ſtatt der Unterordnung kennzeichnet die altfranzöſiſche Sprache wie die germaniſchen Mundarten und paßte zunächſt für die Bedürfniſſe des gemeinen Lebens, das von aller Abſtraction ſich ja gern entfernt hält. Erſt durch die Geiſtlichkeit ward die Reflexion genährt und in der Sprache auszudrücken

versucht, das hierzu gehörige Material theils aus den Abstractis der Römer, theils der Griechen im heimatlichen Massilia entlehnt, deren syntaktische Formen man für diesen Bedarf auch nachzuahmen suchte.

Schließlich darf aber nicht unerwähnt bleiben, daß, je weiter sich das Christenthum in Gallien verbreitete, desto näher die einzelnen Idiome der verschiedenen Völkerschaften sich rückten. Das Werk der Kirche war es, zusammen zu führen, was sich bisher fremd war oder gar feindlich gegenüber stand, und sie gab damit den kräftigsten Anstoß zur Vermischung des Römischen mit dem Keltischen und Fränkischen. Mit der weitern Christianisirung Galliens hielt denn auch die Sprachmischung so ziemlich gleichen Schritt, und mit der Annahme christlicher Sitte schwanden auch die heidnischen Sprachen immer mehr. Zu der nationalen Verschmelzung der gallischen Völkerschaften diente eben so sehr der Uebertritt der Franken zum Christenthum als die römische Organisation des Landes. — Den Hang zur Wohlredenheit empfingen die gallischen Romanen nicht von den Franken, sondern von den Kelten, und er hat sich noch bis auf den heutigen Tag in den Nachkommen, den Franzosen, bewahrt. Derselbe leidenschaftliche, leicht reizbare Charakter, der nicht allein seine Befriedigung in hohler Ruhmredigkeit, sondern auch in eitler Modesucht fand, ist ebenfalls von den Kelten auf die Franzosen vererbt worden.

Die französische und deutsche Sprache, mit einander verglichen, spiegeln den Nationalcharakter beider Völker in seiner ganzen Verschiedenheit wieder. Während der Franzose bestimmter, apodictischer ist und daher doppelte Verneinungen, ne-pas, ne-point, anwendet, ist der Deutsche affirmativer: ja, jawohl. Die Deutschen sind tiefere Philosophen und gebrauchen daher Worte wie Wahrnehmung, Vorstellung, Begriff, Idee, Verstand, Vernunft mit bestimmterer und genauerer Unterscheidung als die Franzosen ihr esprit, raison, entendement, idée, pérception, notion. Der Franzose ist dem Deutschen überlegen in Betreff der Feinheit; esprit hat eine feinere, stechendere Bedeutung als das deutsche Wort Geist. Wahres und tiefes Gefühl sind jedoch vorzugsweise nur bei dem Deutschen zu finden, denn Worte wie Gemüth, Sehnsucht, Wonne, Wehmuth, Tiefsinn, Heimat, innig lassen sich im Französischen entweder gar nicht oder doch nur annähernd wiedergeben.

Kaum in irgend einer Beziehung zeigt sich die Ueberlegenheit der deutschen Sprache über die französische mehr, als in der Anwendung auf die Poesie. Während das Deutsche noch voller Naturkraft ist, und die vielen Laut- und Begriffsmetaphern noch deutlich auf die erste Bedeutung hinweisen, oder doch eine leise Erinnerung an dieselbe bewahren, während es durch Ableitung und Zusammensetzung mit Leichtigkeit neue, allgemein verständliche Wörter bildet; hat dagegen das Französische in Folge seiner Beschränktheit und Dürftigkeit in Worten und Wendungen, seines gänzlichen Mangels an malerischer Kraft, seiner unbeweglichen Wortfolge und seiner Bilderscheu, die es zum Werkzeug der Phantasie und der Leidenschaft gleich unbequem machen, unter allen Sprachen der gebildeten Nationen die kümmerlichsten Anlagen zur Poesie. So bezeichnen z. B. Blume und Blüthe zwar denselben Gegenstand, allein während unsere „Blume" die Vorstellung des Duftens und Blühens zugleich in uns erweckt, enthält das Wort fleur nur die Vorstellung der Pflanze. — Da der Franzose wesentlich ein Mann der Gesellschaft und des nach Außen gekehrten Lebens ist, übertrifft daher die französische Sprache nicht blos die deutsche, sondern alle übrigen Sprachen Europa's in der Menge der Wörter für die äußeren Verhältnisse des praktischen Lebens, für feine Schattirungen des Charakters, insbesondere jener Mannigfaltigkeit von Manieren und Stimmungen, die bei geselligem Umgange zur Entfaltung kommen.

Wenn wir die englische Sprache noch in den Kreis unserer Betrachtung ziehen, so gewahren wir, daß dieselbe einen großen Vorrath von Wörtern für alle ernsten, insbesondere die Kritik, Politik und Moral betreffenden Gegenstände hat; sie ist außerordentlich reich an Ausdrücken zur Bezeichnung stärkerer Gemüthsbewegungen, wie unter anderen die mannigfaltigen Wörter für Aerger beweisen: anger, wrath, passion, rage, fury, fierceness, sharpness, animosity, resentment ꝛc. Schon daraus tritt uns der englische und französische Charakter lebendig entgegen; bei den Engländern der männliche, auf das Ernste, Gediegene gerichtete, aber andererseits cholerische, leidenschaftliche, bei den Franzosen dagegen der leichte und sanguinische, mehr an der Oberfläche des Lebens klebende, mit feinem Gefühl für die äußere Form, für Sitte und Anstand ausgerüstete Sinn, während der Deutsche, in mancher Beziehung die Mitte haltend, weniger starr und cholerisch als der Engländer, weniger leicht und oberflächlich als der Franzose, an Tiefe der Einsicht und allseitigen Anlagen zu den verschiedensten Dingen, in Uebereinstimmung mit seiner reichen und umfassenden Sprache, die beiden Nachbarvölker bedeutend übertrifft.

Einzelne Wörter, welche das sittliche und politische, das gesellige und wissenschaftliche Leben eines Volkes erzeugt, sind mitunter von hoher Bedeutung für die Erkenntniß seines Geistes und Charakters und gestatten uns tiefe Blicke in seine Anschauungs- und Denkungsweise. Dergleichen sind im Deutschen: Gemüth und gemüthlich; im Englischen: fashion, fashionable; im Französischen: esprit, coquetterie; sie sind mit dem ganzen Schattenwurfe ihrer Nebenbedeutungen und Nebenbeziehungen stets unübersetzbar.

Wie der französische Styl den französischen Geist und Charakter treu wiederspiegelt, so deutscher Styl den deutschen Nationalcharakter. Sehr allmälig und langsam, hauptsächlich nach dem Muster der Alten, hat sich der deutsche Styl mehr durch die Schrift, als durch die mündliche Rede gebildet. Aus diesem Grunde und wegen der größern Gedankentiefe des deutschen Volkes neigt sich die deutsche Sprache zu einer größern Verschlungenheit des Satzbaues, einer überlegtern und planmäßigern Periodisirung, als die französische. Steht der deutsche Satzbau dem griechischen auch an Wohllaut und Plasticität nach, so übertrifft er dagegen den lateinischen an freierer Geisterherrschaft und hat dadurch, daß er durch längere Perioden die Aufmerksamkeit festhält, vor dem französischen den Vortheil, das Nachdenken zu vergrößern und im gleichzeitigen Zusammenfall mehrerer Gedanken einen Gesammtgedanken zu erzeugen, dessen der Franzose entbehrt.

Aus allen Erdtheilen.

Hectors Erforschung der Westküste von Otago auf Neuseeland. Der bekannte Geolog verließ Otago am 20. Mai 1863 mit seiner Yacht, um die vielen Einfahrten an der Südwestküste der mittlern, d. h. der großen südlichen Insel zu untersuchen. Im August war er am innern Ende des Milford-Sundes; von dort aus wollte er ermitteln, ob zwischen diesem Hafen und den schon besiedelten Gegenden im Osten der neuseeländischen Alpen eine praktikable Straße vorhanden sei; er fand aber, daß die Berge, welche sich bis zu 5000 Fuß hoch aufgipfeln, ganz steil abfallen; ein Paß oder Sattel zum Uebergang ist nicht vorhanden. Als er dann, weiter nach Norden hin, den auf der Admiralitätskarte verzeichneten Awaruafluß suchte, fand er die Mündung eines bedeutenden Stroms, welcher sich in die Martinsbay ergießt. Die Maoris nennen ihn Kaduku. Von der See her bemerkt man die Mündung nicht, weil eine lange Sandzunge vorliegt; innerhalb derselben ist aber der Fluß eine Viertelmeile breit, und die Barre hat da, wo sie am seichtesten ist, immer noch 10 Fuß Wasser. Vier Miles aufwärts kommt der Kaduku aus einem 10 bis 12 Miles langen See. Die Flußmündung eignet sich zu einem guten Hafen und das umliegende Land zu einer Ansiedelung. Hector fand vom See aus ein Thal, das sich nach Süden hinzieht; er ließ seine Yacht zurück, trat am 23. September eine Fußwanderung an und war am 4. Oktober in Queenstown, am Ufer des Wakatipu-Sees; er hatte hier eine praktikable Straße gefunden. Die Entfernung vom Kakapo-See, aus welchem der Kaduku abfließt, bis zum Wakatipu beträgt etwa 50 Miles.

Whitcombe's Tod auf Neuseeland. Der Colonialingenieur Whitcombe hatte, 1864, auf der Mittelinsel einen passirbaren Weg über die Alpen östlich vom Berge Tyndall gefunden: im Rakaïathale. Er ging von dort an den Fluß Okipika und fuhr denselben bis zur Mündung hinab. Als er dann an der Küste hin segelte und an der Mündung des Taramakau vorüber fuhr, ertrank er. Er hatte also ein ähnliches Schicksal wie der australische Entdecker Howitt, der, wie wir seiner Zeit gemeldet haben, im Brunner-See ertrunken ist.

Die Niederlassung Somerset am Cap York in Nordaustralien liegt auf der kleinen Insel Albany, und sie kann im Fortgange der Zeit von erheblicher Bedeutung werden. In Australien hatte man längst erkannt, wie nothwendig es sei, in der Nähe der durch ihre Korallenklippen so sehr gefährlichen Torresstraße einen Nothhafen mit Erfrischungsstation für die Schiffe zu haben. Die Regierung der Colonie Queensland eröffnete zunächst den Hafen Cardwell in der Rockinghambay, und von Juli bis September 1864 wurde die Niederlassung Somerset am Port Albany gegründet. Nachdem Matrosen und Schiffszimmerleute Bäume gefällt und Hütten gebaut hatten, wurden am 1. August 252 Schafe auf der Albanyinsel gelandet und sieben Pferde auf dem Festlande untergebracht. Somerset liegt 70 Fuß über dem Meeresspiegel, ist während beider Monsune dem Seewind ausgesetzt, an der Westseite hat ein Fluß das ganze Jahr hindurch Wasser, und man überfieht den östlichen Theil der Torresstraße und die neben liegenden Inseln. Alle durch die Straße fahrenden Schiffe sind in Signalweite von Somerset. Die Lage soll gesund und fieberfrei sein, doch wird man wohl darauf verzichten müssen, den Boden durch weiße Menschen bearbeiten zu lassen. Es ist unbegreiflich, daß auch jetzt wieder behauptet wird, nun werde das Experiment, welches doch seither überall fehlgeschlagen ist, endlich gelingen. Im August und September, das sei durch die Matrosen des Schiffes „Salamander" bei Cap York bewiesen, könne dort, 11 Grad vom Aequator, der weiße Mensch ohne Schaden für seine Gesundheit arbeiten, und wahrscheinlich werde das auch vom März bis November während des Südostmonsums der Fall sein. Das wird abzuwarten sein. Als man Port Essington gründete, glaubte man auch, Alles werde gut gehen; die Lage von Somerset ist allerdings viel besser, aber zur Feldarbeit sollte man doch lieber Chinesen als Europäer nehmen.

Aufschwung in Chile. Diese Republik ist der einzige Staat in ganz Amerika, welcher sich der vollkommensten Ruhe erfreut; in allen anderen sind Kriege, Revolutionen oder große innere politische Verlegenheiten auf der Tagesordnung. Chile hat bei seinen Präsidentenwahlen keine Aufstände, das Element säbelrasselnder Generale und einer buntscheckigen Soldateska ist nicht vorhanden, das weiße Element überwiegt; man ist in Chile vorzugsweise bürgerlich, und der Boden wird auch von vielen kleinen Grundbesitzern bebaut. Alles ist im Gedeihen, man baut Eisenbahnen, verbessert die Häfen, fördert den öffentlichen Unterricht, und der Handel blüht.

Im Jahr 1864 betrug der Werth der Ausfuhr aus den Häfen Valparaiso, Huaseo, Coquimbo, Constitucion, Tomé, Talcahuano und Aneud mehr als 27 Mill. Dollars.

Die jüngst veranstaltete Volkszählung ergibt eine beträchtliche Zunahme; es liegen uns aber erst vereinzelte Angaben vor. Das Departement Valparaiso hatte 1854 erst 52,414 Seelen, die neue Zählung ergibt 74,402; davon sind 35,942 männlich, 38,460 weiblich und 4979 Fremde. Von der Gesammtziffer entfallen 70,108 auf die Stadt Valparaiso. Die Hauptausfuhren Chile's bestehen in Kupfer, Silber, Getreide und Mehl; vom letztern wurden während der drei ersten Monate 1865 verschifft: 22,096,916 Pfund, vom erstern 23,275,192 Pfund; also in einem Vierteljahre mehr als 45 Mill. Pfund. Es ist interessant zu sehen, nach welchen Ländern aus jener Republik in der Südsee das Getreide und Mehl verschifft werden. In vorderster Reihe stehen Australien, England, Californien und Peru, sodann Brasilien, China, das Vorgebirge der Guten Hoffnung und mehrere polynesische Inseln.

Ueber die Schwammfischerei an den Küsten Creta's enthält das Werk des Capitän T. A. B. Sprott: Travels and Researches in Crete, London 1865, eingehende Berichte. Die Ostküste Creta's ist wegen der dort wachsenden ausgezeichneten Badeschwämme berühmt. Nur wenige Handelsartikel erfordern eine so mühevolle Art der Gewinnung als gerade die Schwämme. Sie wachsen gewöhnlich in einer Tiefe von 40 Faden, und nur durch starke Belastung des Tauchers kann dieser in eine so große Tiefe gelangen. Wenn er unten ist, preßt das Wasser auf ihn mit einem Gewichte von 75 Pfund auf den Quadratzoll, und dabei muß er das Athmen unterdrücken. Schon die Art, wie der Taucher sich zu seinem Werke vorbereitet, ist sehr interessant; er setzt sich entkleidet auf den Rand des Schiffes und befestigt eine flache Marmortafel von ungefähr 25 Pfund Gewicht an seinen Körper. Nun beginnt er zu husten und seine Lungen durch tiefes Einathmen ganz mit Luft zu füllen, damit das Blut stark oxydirt werde. Unterdessen spricht Niemand mit ihm, oder stört ihn auf irgend eine Weise. Wenn der geeignete Moment gekommen ist, bekreuzigt er sich, stößt ein Gebet aus und wirft die Marmorplatte vor sich ins Wasser. Er folgt ihr sogleich nach und hält sie immer vor dem Kopfe. Hat er den Boden erreicht, so nimmt er die Platte unter den Arm, damit er sich unten erhalten könne und sammelt nun die Schwämme von den Felsen ab. Sie werden in ein weites Netz gesteckt, das er um den Hals befestigt trägt. Unterdessen halten die Gefährten des Tauchers das Seil, welches dieser an sich befestigt hat, oben fest, um dasselbe auf ein von unten gegebenes Zeichen sogleich wieder mit seiner Last heraufziehen zu können; denn von wenigen Sekunden hängt oft Leben und Tod des Tauchers ab. Dieser langt ganz erschöpft auf der Oberfläche an und stößt das Waffer, das etwa eingedrungen ist, von sich. Der Ton menschlicher Stimmen soll merkwürdig belebend auf die fast aller thierischen Wärme beraubten Taucher wirken.

Im östlichen Creta sind zwischen 50 und 100 Böte mit der Schwammfischerei beschäftigt, und auf jedem derselben befinden sich sieben oder acht Taucher. Diese führen ein armseliges Leben, währen die Geschäftsunternehmer einen reichlichen Gewinn haben. Gewöhnlich sind die Taucher ihre Schuldner und ganz von ihnen abhängig. Die Schwämme, welche nach dem Gewichte verkauft werden, sind gewöhnlich durch eingestreuten Sand noch schwerer gemacht, und auf diese Art Betrügerei versteht man sich in Creta sehr gut. Unter den Gefahren, die den Tauchern drohen, müssen noch die Haifische erwähnt werden, welche oft tagelang alle Arbeiten durch ihre Gegenwart unterbrechen. Man hat das Vorkommen der Haifische im Mittelmeere bezweifelt, allein es

liegen unzweifelhafte Beweise ihres Daseins vor, und zwar erreichen sie eine sehr beträchtliche Größe. Sprott erzählt mehrere Beispiele. Bei Alexandria ward einer gefangen, welcher einen halben Menschen im Leibe hatte; bei Corfu ward ein englischer Soldat von einem solchen Ungethüm verschlungen. Sprotts Schiff lag am Cap Tamb 100 Miles westlich von Alexandria vor Anker, als sich ihm ein 18 Fuß langer Hai, der von sieben Pilotfischen begleitet war, näherte. Trotz aller Bemühungen konnte derselbe aber nicht gefangen werden.

Zur Völkerpsychologie. Räuber in Hellas und Briganten in Italien. Griechenland ist eines der wenigen Länder, in welchen das alte Brigantenwesen noch in voller Blüthe steht. Mit Räubern und Banditen gemeiner Art hat dasselbe wenig zu schaffen, so erzählt wenigstens der in neugriechischer Sprache zu Paris für das Jahr 1865 herausgegebene Nationalalmanach (Ἐθνικὸν Ἡμερολόγιον τοῦ ἔτους 1865. Athenäum Nr. 1960). Der Brigant ist Abkömmling eines Wanderstammes, der in Griechenland unter dem Namen der Blachi bekannt ist. Diese Blachi zerfallen in zwei Unterstämme: die Sarakachani und die Albanoblachi. Die ersteren sind von einer bestimmten Herkunft, d. h. sie wissen, wo sie geboren sind, und haben eine Heimat, entweder in Griechenland oder in der Türkei. Die Albanoblachi dagegen sind unter freiem Himmel geboren worden, da wo ihre Horde gerade Halt machte. Die Sarakachani sprechen Neugriechisch, sind nicht ungesellig und halten ihre ziemlich gut gebauten Zelte stets reinlich; auch verheiraten sie sich mit Leuten aus der Nachbarschaft. Die Albanoblachi reden aber eine besondere Mundart, in der viele Worte lateinischen oder italienischen Ursprungs vorkommen. Rohe Sitten, eine unglaubliche Unsauberkeit und tiefe Verachtung gegen ihre Nachbaren, die als Gräki bezeichnet werden, kennzeichnen den Albanoblachen. Von allen anderen Menschen halten sie sich fern, und die Heirat mit einem Griechen wird für eine Schande angesehen. Dem Namen nach sind sie allerdings Christen, man vermuthet jedoch, daß sie in Wirklichkeit noch einer heidnischen Religion anhängen. Beide Stämme, Sarakachani und Albanoblachi, halten an gegenseitigen Uebereinkünften fest und leisten einander Beistand. Anderen Menschen gegenüber sind sie heuchlerisch, treulos, verschlagen, betrügerisch und ränkesüchtig. Die Männer sind schön gebaut und kräftig; ein kriegerisches Leben sagt ihnen ungemein zu, doch können sie sich der militärischen Disciplin nicht unterwerfen. Die Serakachani sind von Natur träg und verschmähen die Viehzucht, während die Albanoblachi mehr friedlichen Beschäftigungen obliegen. Sie sind Maulthiertreiber, Korndrescher, und ihre Weiber weben Stoffe. Aber beide Stämme sind dem Ackerbau abgeneigt.

Aus diesen Menschen nun rekrutiren sich die griechischen Briganten, die man so oft ausrotten wollte, die aber aus politischen und ökonomischen (!!) Rücksichten noch immer wirthschaften und namentlich an den Grenzen des Königreichs Unfug treiben. Die Moral dieser Briganten ist in ihrer Art sehr streng. Die Frauen werden von ihnen mit Achtung behandelt, nicht aus Ritterlichkeit oder Gleichgültigkeit, sondern aus Furcht, daß der Mann, welcher nicht gut gegen sie sei, sterben müsse; denn nach ihrem Aberglauben wird Jeder, der ein Weib beleidigt, Beute des Feindes. Die Briganten brechen nie ihr Wort, und selbst der ärmste legt einen Theil seiner Beute für die Kirche oder die Jungfrau Maria zurück. Die Weiber lieben ihre Männer wie der Hund seinen Herrn. Sie nehmen oft Theil an den nächtlichen Abenteuern und kämpfen an der Seite ihrer Männer so tapfer wie diese selbst, auch sind sie in physischer Beziehung ihren kräftigen Gatten ebenbürtig. Mit dem größten Gleichmuthe erträgt der Brigant Hunger, Durst und Beschwerden; seinen Durst stillt er, indem er Blei in den Mund nimmt, seinen Hunger durch das Kauen an dem Stücke Fett, mit dem er seine Waffen putzt. Er schläft unter freiem Himmel und hat dabei, wie der Volksglaube meint, stets ein Auge offen. Sein Mantel aus Ziegenhaar ist undurchdringlich für Regen und ersetzt Gatta Pertscha und Wachstuch reichlich. Kann er sich bei Sturmwetter nicht in eine Höhle flüchten, so baut er sich aus Zweigen ein Obdach, über das er seinen Mantel hängt, von dem nun der Regen abläuft.

Eine der schlimmsten Plagen Italiens ist der „Brigandaccio", welcher, durch politische Verhältnisse begünstigt, in dem neuen Königreiche noch in ziemlicher Blüthe steht. Einen Blick in dies Räuberunwesen verstattet uns das vor Kurzem erschienene Werk der Miß Fr. Power Cobbe: Italics. Brief notes on polities, people and places in Italy in 1864. London, Trübner u. Comp. 1864. Es werden da Beispiele aufgeführt, die uns schaudern machen und ein grelles Licht auf die Unterstützung werfen, welche von Seiten des vertriebenen Königs von Neapel und des Papstes diesen Briganten zu Theil wird. Und unter ihnen befinden sich Männer aus angesehenen Familien, die mit einer Art Fanatismus Mord und Straßenraub betreiben! Vor Allen ein Marquis Alfred de Trazégnies aus Namur in Belgien, welcher sich der Bande Chiavone's als Freiwilliger anschloß. Miß Cobbe beschreibt ihn als einen hübschen, blassen Edelmann von 30 Jahren mit schwarzem Bart und Haar, mit aristokratischen Manieren und guter Bildung. Er trug ein phantastisches Jagdkostüm, Revolver, Dolch und Carabiner. Mit einem Empfehlungsbriefe an den Abbate Bryan kam er nach Rom, dieser sandte ihn dann zu Chiavone. Der Graf von Merode war sein Oheim und die ersten Edelleute Belgiens sind seine Verwandten. Aber dies Alles hinderte nicht, daß er als gemeiner Mörder erschossen wurde. Als er gefangen worden war, verwandte sich Bryan für ihn. Er fand ihn im Gefängnisse, zusammen mit gemeinen Strolchen und Mördern. Der Geistliche protestirte hiergegen; doch der commandirende italienische Offizier erwiderte, daß er den Marquis nur in die Gesellschaft gethan habe, welche er sich während der Freiheit selbst gewählt habe. Die Antwort Bryans war: Aber er war doch ein guter Christ! — Ein verwandter Geist ist der österreichische Lieutenant Zimmermann, der mehr Künstler und Dichter als Soldat war und den sein romantisches Gemüth unter die Räuber trieb. Er schrieb Verse, sang und spielte mehrere Instrumente. Ihm war es ein poetisches Bedürfniß, sich in den Wäldern herumzuschlagen, um hübsche Aussichten und schöne Mädchen aufzusuchen. Spanien lieferte in der Person des Don José Borgés einen kühnen Bandenführer. Er ward mit einem Dutzend anderer „Glaubenshelden" zusammen gefangen und, während er eine spanische Litanei sang, erschossen. Das seltsamste Exemplar unter allen Briganten war aber ein Räubermädchen, Maria Olivieri aus Calabrien. Sie beging nicht weniger als 40 Mordthaten, unter den Opfern befindet sich ihre eigene Schwester. Dieses Weib ist erst 23 Jahre alt und sehr hübsch. Diese Banditen werden durch die Codini unterstützt, die clerikale Partei, welche mit Feuer und Schwert haust, sich hinter dem Christenthum versteckt und erklärt, daß eine Messa dei Briganti, eine Brigantenmesse, direkt den Weg zum Himmel öffne. Die Patronen, welche von den Geistlichen ausgetheilt werden, gelten für heilig und besonders gesegnet; sie tragen das officielle päpstliche Siegel, die dreifache Krone und die Himmelsschlüssel! Als Haupträuber unter den Pfaffen gilt Caruſſo; alle Abscheulichkeiten, die er beging, brachte er mit dem Himmel und dem päpstlichen Stuhle in Verbindung. Einst überraschte er 14 Bauern. Nur einen davon ließ er am Leben, 13 mußten sterben und der Eine wurde verschont, damit er die Nachricht weiter verbreite und somit Schrecken über das Land bringe. Einige Weiber, die er erschlagen hatte, ließ er halb verbrennen und dann auf die Landstraße werfen. Ein Geistlicher jedoch, der zur Hinrichtung abgeführt wurde, fluchte noch vor seinem Tode auf die Pfaffen, die ihn, nachdem er bereits einmal sein blutiges Handwerk aufgegeben und ein ehrbares Leben zu führen begonnen hatte, wieder zu den alten Mordthaten verführten. Alles das geschieht „im Interesse der Kirche und des Königs". Aber die jetzige italienische Regierung steuert dem Unwesen nach Kräften.

Die griechischen Briganten sind schlimmer, aber doch weit anständiger, als jene, die in Kansas und Missouri, als Obersten und Kapitäne des Präsidenten Lincoln für die Freiheit fochten — wie solche Leute meinen, die von amerikanischen Dingen nichts verstehen. Die amerikanischen Jayhawkers, Bushwhackers ꝛc. stehen mit den „klerikalen Kämpen" und den Anhängern der neapolitanischen Bourbonen so ziemlich auf gleicher Linie. Wir haben viele positive Thatsachen dafür. Der Fanatismus ist aller Orten gleich abscheulich.

Auswanderung aus Skandinavien. Dieselbe stellt sich für die letztverflossenen 28 Jahre von 1836 bis und mit 1864 allein für Norwegen auf 73,355 Köpfe. Bis 1849 war sie nur schwach, von da an, bis 1861, wo sie ihr Maximum erreichte, nahm sie größere Dimensionen an. Zwei Drittel der Norweger gingen nach Canada, die übrigen nach den Vereinigten Staaten. Aus Dänemark wanderten von 1820 bis 1860 nach Amerika 5530 Köpfe, aus Schweden gingen von 1851 bis 1860 dorthin 14,865. Fast alle dänischen Auswanderer waren Mormonen; auch aus Norwegen zogen viele Leute aus lediglich religiösen Beweggründen fort.

Herausgegeben von Karl Andree in Bremen. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Aus dem Volksleben in Siam.

Stellung Siams in Hinterindien. — Charakter der Eroberungen Englands und Frankreichs in Ostasien. — Europäische Civilisation in Siam und deren Tragweite. — Die Rassenanlage. — Gegensatz zwischen Siamesen und Chinesen. — Eine festliche Wasserfahrt. — Die schwimmenden Häuser in Bangkok. — Banart und Wohnungen. — Die Frauen und ihre Stellung in der Familie. — Haartracht, Betelkauen und Hautfärben. — Gewerbe, Handel und Ackerbau. — Der König als Kaufmann. — Leichenverbrennung und Zerstückelung.

Unter den Reichen Hinterindiens nimmt Siam die wichtigste Stellung ein. Bisher war ihm das Glück beschieden, von den europäischen See- und Handelsmächten mit Glimpf behandelt zu werden; man hat Verträge mit ihm abgeschlossen und der Verkehr gewinnt einen immer größern Umfang.

Siams Nachbaren im Westen wie im Osten sind ihrerseits in eine schlimme Lage gerathen; an ihnen ist Landraub im Großen verübt worden, man hat sie die Gewalt ungezogener und gezogener Kanonen fühlen lassen und ihnen ganze Provinzen abgenommen im Namen der „Civilisation, der Ausdehnung des Handels und sogar der Religion". Die Geschichte der Politik Großbritanniens in Vorderindien ist blutig, treulos und abscheulich genug, sie hat aber in dem planmäßigen Verfahren gegen den Kaiser von Barma ein würdiges Seitenstück. Diesem Monarchen gehörte das Küstenland am östlichen Gestade des Bengalischen Meerbusens, und dieses reizte die Habsucht der Engländer. Vorwände zum Kriege waren leicht gefunden, und auf die Ueberlegenheit der europäischen Waffen durfte man mit Sicherheit rechnen. Es kam darauf an, Landstrecken zu „erwerben", welche Reis in Menge erzeugen und dieses für den fernen Orient, wie für das Abendland wichtige Getreide auch in den Welthandel liefern könnten. Assam, das freilich kein Reisland ist, kam 1826 zuerst an die Reihe; fast gleichzeitig wurde dem Kaiser von Barma der Friede von Yandabu aufgezwungen. In diesem mußte er nicht nur Arrakan, den langen Küstenstrich, in welchem Akyab liegt, abtreten, sondern auch Tennasserim mit der Stadt Mâlmân (Moulmein, wie die Engländer schreiben); dazu kamen dann noch die kleinen Provinzen Ye und Tavoy und der Merghi-Archipelagus.

Uhrthurm in Bangkok. (Nach einer Zeichnung von Catenacci.)

Das war der Anfang und er ist nur ein Vorspiel zu einem weitern Raubkriege gewesen. Besaß doch der Kaiser von Barma noch das üppig-fruchtbare Pegu, das Mündungsland des Irawaddy, in welchem noch mehr Getreide gebaut wird, und wo auch zwei „Reishäfen" liegen, Rangun und Bassein. Also befehdete man jenen Kaiser, nahm demselben die schöne Provinz Pegu ab, und so ist dieser Monarch, völlig vom Meer abgeschnitten, auf das Binnenland angewiesen. Die Engländer aber schmähen jenen Herrscher, daß er kein „aufrichtiger Freund" sei! Wir haben im Globus früher nachgewiesen, daß in der Tiues die Annexion von ganz Barma lediglich als eine Frage der Zeit hingestellt wurde.

Diese Lorbeeren des hochherzigen Albion ließen dem Nebenbuhler an der Seine keine Ruhe. Der Seehandel Frankreichs im fernen Oriente ist unbedeutend, aber schon seit den Tagen Ludwigs XIV. gilt es für eine unwandelbare Maxime, daß Frankreich den Beruf habe, jenseit des Bengalischen Meeres als Beschützerin des katholischen Christenthums aufzutreten und zu diesem Behuf einer politischen Machtentfaltung bedürfe. So gewinnt die politische Rivalität ein besseres Aussehen; man gibt ihr eine pathetische Unterlage. Barma freilich war von den Engländern als ihre eigene Domäne betrachtet, welche sie allein aus-

benten wollten, aber im Reiche Annam war freie Bahn. In diesem Lande hatten schon in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts französische Geistliche und Offiziere eine einflußreiche Stellung, und eine annamitische Gesandtschaft kam nach Paris. Dort waren also Anknüpfungspunkte gegeben.

Nun traf es sich, daß die Kaiser, kraft ihrer landesherrlichen Machtbefugnisse, den Missionären erklärten, daß sie ferner nicht mehr im Reiche zugelassen werden sollten; wer sich trotzdem einschleiche, verfalle der Strafe landesüblicher Martern und solle hingerichtet werden. Trotzdem kamen Missionäre; sie wußten, daß sie die Gesetze übertraten und was ihrer harre. Viele wurden gemartert und manche büßten ihr Leben ein. Daraus nahm die französische Politik Veranlassung sich einzumischen, und sie zog im Namen der gefährdeten Religion eine zweite katholische Macht in den Kampf gegen Annam hinein, Spanien. Natürlich thaten auch hier die gezogenen Kanonen ihre Schuldigkeit; der Kaiser, welcher seine Residenz in Huë hat, wurde zu einem Friedensschlusse gezwungen, in welchem für die Missionäre freie Beweglichkeit, Erlaubniß zum Bekehren und Gewissensfreiheit für alle annamitischen Christen ausbedungen wurde. Die Religion war also außer aller Gefahr, aber Lohn für gute Thaten darf nicht fehlen. Also nahm der Kaiser der Franzosen, welchem ohne Zweifel das Verfahren der Engländer am Irawaddy vorschwebte, dem Kaiser der Annamiten das Delta des Mekongstromes ab und drei Provinzen dazu. Nun hatte er auch seinen „Reishafen", nämlich Saïgong, und dieses „französische Cochinchina" soll nun eine Colonie werden. Es trifft sich aber, daß ein Theil dieser Gegenden zu Kambodscha gehört, dessen Beherrscher thatsächlich von den Franzosen mediatisirt worden ist. Er war bisher in gewisser Beziehung Doppelvasall, indem er einestheils an den Kaiser von Annam, anderntheils an den König von Siam einen Jahrestribut zahlte. Jetzt sind nun die Franzosen schon mit den siamesischen Behörden in allerlei Irrungen über Grenzgegenden gerathen, und Mongkut, der „Philosoph auf dem Herrscherthron in der Hauptstadt Bangkok" mag dem Himmel danken, wenn er unbehelligt bleibt.

Prinz Krom Wluang. (Nach einer Zeichnung von E. Bocourt.)

Unsere Leser wissen, daß wir im Globus die Angelegenheiten Siams oftmals erörtert haben. Durch das vortreffliche Werk des Bischofs Paillegoix und durch Heinrich Mouhots Berichte haben wir genaue Einblicke in die Verhältnisse dieses merkwürdigen Landes gewonnen. Ueber Bangkok, das jetzt ein sehr oft, auch von deutschen Fahrzeugen, besuchter Hafen ist, sind eingehende Schilderungen, nun auch von Kapitän Werner und Gustav Spieß (beide von der preußischen Expedition nach Ostasien), vorhanden.

Spieß fällt folgendes Urtheil: — „Schwerlich wird das Volk eine höhere Kulturstufe einnehmen, so lange die Mehrzahl der Bewohner leibeigen, d. h. das wirkliche Eigenthum der Großen bleibt. Daß die beiden Könige selbst und manche der vornehmen Siamesen Befähigung und Interesse für Wissenschaft und das höhere Geistesleben an den Tag legen, läßt sich nicht leugnen, und es steht zu hoffen, daß die Rasse des siamesischen Volkes einer höhern Kulturstufe fähig sei, als sie jetzt einnimmt. So lange aber das jetzige Verhältniß, die tiefe Knechtschaft des Volkes besteht, wird von der den Thron umgebenden europäischen Bildung dem Volke selbst nichts zu Gute kommen, und die Vorliebe für abendländische Sitten kann eines Tages so schnell aus der Mode gerathen und spurlos verschwinden, wie sie isolirt aufgetaucht und ohne alle Wurzeln, ohne allen Einfluß im eigentlichen Volksleben ist."

Wir halten diese Ansicht für ganz richtig. Ob aber das Volk eine höhere Kulturstufe erreichen werde, sobald jeder Mann sich selber bestimmen kann und frei ist, das erscheint zweifelhaft. Jedes Volk macht sich seine Zustände und seine öffentlichen Verhältnisse selbst, und dabei geben natürliche Rassenanlage u. die klimatischen Verhältnisse einen Hauptausschlag. Es ist nicht etwa ein bloßer Zufall, daß in allen drei hinterindischen Ländern das Volk sich so sklavisch zeigt und dem Drucke der Edelleute und Mandarinen sich so willig fügt. In jenen heißen Ländern haben die Menschen nur wenige äußere Bedürfnisse, welche leicht befriedigt werden; es ist kein Anreiz zu eifrigen Bestrebungen, zu größerm Erwerb, zu andauerndem Fleiße vorhanden, und das wird, weil es durch die Natur des Landes, wie durch die Rassenanlage der Menschen bedingt ist, auch immer so bleiben. Damit soll aber keineswegs gesagt sein, daß eine Wandlung zum Bessern in manchen Dingen nicht ausführbar oder wünschenswerth sei; aber das eigentliche Charakterwesen der Siamesen wird bleiben wie es ist, so wie das der ganz anders gearteten Chinesen auch.

Wir wollen noch einige Bemerkungen aus Spieß aufnehmen. „Das Christenthum zählt unter den Siamesen nur wenige Bekenner, und die Missionäre klagen über den Mangel an allem ermuthigenden Erfolge. Es fehlt nicht an Sendboten der verschiedensten Gesellschaften; der König übt die ausgedehnteste Toleranz, ja, er gewährt den Missionsbestrebungen allen Schutz in einer Weise, die ihm außerordentlich zur Ehre gereicht; — aber die Zahl der Bekehrten bleibt ungemein gering; es sind meist nur Katholiken und Nachkommen der in früheren Jahrhunderten durch portugiesische und französische Missionäre getauften Siamesen."

„Bei manchen Prinzen und Großen ist die europäische Kultur im buchstäblichen Sinne des Wortes nur ein angezogenes Kleid, eine Laune und Mode, der sie bei immensem Reichthume nachgehen können. Diese Würdenträger und Prinzen von Geblüt kleiden sich gelegentlich in eine fran-

zösische oder preußische Generalsuniform, lassen ihre Wohnungen durch kostbare Teppiche, Möbel, Spiegel und ein buntes Allerlei von chinesischen Curiositäten, geschmacklosen Bildern und wirklich werthvollen Gegenständen ausschmücken. Auch laden sie durch ein Billet in englischer Sprache zu einem Diner in aller Form ein und zeigen, daß es in ihren Häusern nicht an Tafelgeräth, so wie an Speisen und Getränken in europäischem Style fehlt. Elegante Visitenkarten mit dem Namen His royal Highneß Prince Krom Wluang ꝛc. lassen fürstliche Personen erwarten; aber wenn die Träger dieser pomphaften Namen uns entgegen treten, dann können sie sich nur unbeholfen im goldgestickten Frack bewegen, und ihr Aeußeres ist meist von deprimirender Einfachheit, nichts weniger als königlich."

Der oben erwähnte Prinz Krom Wluang ist einer von den Brüdern des Königs Mongkut. Das Gleichbild, welches wir von ihm mittheilen, ist lebenswahr nach einer Photographie gearbeitet, gleich den übrigen drei Porträts; Mouhot lobt den Prinzen als einen Mann, der sich ihm immer als wahren Freund gezeigt habe. Er besitzt ein reizendes Landhaus bei dem früher von uns geschilderten Petschaburi und benahm sich gegen den europäischen Reisenden freundlich und ohne Rückhalt. Mouhots Urtheil lautet, im Gegensatze zu dem obigen von Spieß: „Er ist ein vortrefflicher Herr und gleich seinen beiden königlichen Brüdern in der geistigen Ausbildung weit vorgeschritten, besonders wenn man erwägt, daß das Land so lange in Barbarei versunken war. Aber die Manieren dieser hohen Herren unterscheiden sich wenig von denen der gemeinen Menge."

Kum Mote, ein gelehrter Edelmann.
(Nach einer Zeichnung von H. Rousseau.)

Beim Prinzen Krom Wluang lernte Mouhot einen der ausgezeichnetsten Gelehrten des Landes kennen, Herrn Kum Mote, dessen Geist, Wissen und Charakter er lobend hervorhebt. Auch verkehrte er viel mit dem Mandarin, welchem König Mongkut die Verwaltung aller Angelegenheiten anvertraut hat, die sich speciell auf die Christen beziehen. In Gesellschaft dieses letztern wohnte Mouhot einer der großen Festlichkeiten bei, welche in jenem Lande des Wassers zu Schiffe stattfinden. Dann ist der Strom mit einer Menge von Barken gleichsam bedeckt; diese Schiffe sind mit reichem Schnitzwerk versehen, an vielen Stellen vergoldet und starren von wahrhaft orientalischem Pomp. Die einfachen Fahrzeuge, welche schwer mit Reis beladen sind, und die von Frauen gerunderten Boote, in welchen Gemüse und Früchte zu Markte gebracht werden, bilden dagegen einen schroffen Abstand. Die ganze Pracht entfaltet man nur an den höchsten Feiertagen, und dann erscheinen auch die Könige, die Prinzen, der Hof und die höchsten Würdenträger. Die Ruderer sind dann, gleich der Leibwache des Königs, in Roth gekleidet, und die Barke des Monarchen kann man auf den ersten Blick von allen anderen unterscheiden. Auf ihr steht ein Thron, dessen Baldachin spitz zuläuft, und sie ist über und über vergoldet. Alle die schwimmenden Häuser sind beflaggt, und auf jedem steht ein Altar, von welchem Weihrauch in die Luft steigt. Krom Wluangs Barke allein zeichnete sich durch Einfachheit aus; seine Ruderer trugen weiße Röcke mit rothen Aufschlägen.

Die meisten Würdenträger, welche Mouhot sah, waren sehr wohl beleibt; sie hatten sich nachlässig auf ihre dreieckigen Polster gelehnt und waren von niederen Beamten, Frauen und Kindern umgeben, welche knieten, oder platt auf dem Boden lagen und die goldenen Urnen bereit hielten, welche als Speibecken dienen; andere hatten goldene Theetöpfe und dergleichen Betelbüchsen. Solch eine Barke hat 80 bis 100 Ruderer; gewöhnlich sind sie barhaupt und der Oberkörper ist unbekleidet; unter einer breiten weißen Hüftenschärpe tragen sie einen Languti von blendend rother Farbe. Alle heben die Ruder gleichzeitig und halten genauen Takt; hinten steht ein Sklav und handhabt das lange Ruder, mit welchem er steuert, und vorne hält ein anderer Wacht, um einen Zusammenstoß zu verhüten. Während der Arbeit schreien alle ein Uah, nah! welches der Mann am Steuer mit lauter, langgezogener Stimme wiederholt. Manche Barken sind mit Frauen und Musikanten angefüllt, und der ganze Anblick ist in der That bezaubernd. Manchmal erscheint auch in diesem siamesischen Schiffsgewimmel das Boot eines Europäers, der dann mit seinem schwarzen Cylinderhut wie ein Zerrbild sich ausnimmt.

Bangkok ist eine Doppelstadt, deren eine Hälfte auf dem Wasser schwimmt. Auf dem Menam liegt ein Floß neben dem andern; auf ihnen stehen die schwimmenden Häuser, in denen fast die Hälfte der Stadtbewohner ein Unterkommen findet. Jede Wohnung ist mit Tauringen an Pfählen befestigt, die in den Fluß eingerammt sind. In diesen Häusern machen die Insassen ihre Reisen, und manchmal schwimmen ganze Straßen gleichzeitig fort. Sie alle sind, gleich den meisten Wohnungen auf festem Boden, zumeist aus Bambus aufgeführt und demnach sehr leicht. Allerdings hat man auch steinerne Häuser, aber aus Holz und Stein gebaute Wohnungen kennt man nicht. Die Tempel sind allemal massiv, die Privatgebäude von Holz, bei jenen der reicheren Leute wird Teakholz verwandt, und das Dach ist mit Schindeln belegt. Die ärmeren Klassen haben Behausungen aus Bambusgeflecht, und die Bedachung besteht aus Palmblättern. Abgetheilte Zimmer gibt es nicht, und der Hausrath besteht in einem Bambusgeflecht, das als Schlafstätte dient, und wohl auch aus einigen Matten. In vornehmen Häusern ist aber das Frauengemach von denen der Männer getrennt. Stühle braucht der Siamese nicht, weil er mit untergeschlagenen Beinen auf dem Fußboden sitzt, und von Behäbigkeit in unserm Sinne hat er keinen Begriff.

Wir haben nur wenige Nachrichten über das Leben und Treiben der Frauen in Siam, Reinhold Werner aber fand Gelegenheit, sich von einem deutschen Landsmanne bei einer der angesehensten Damen Bangkoks einführen zu lassen. Sie war die doppelte Schwiegermutter des Premierministers, der zwei ihrer Töchter geheiratet hatte. Die Frau war sehr reich, ihre Wohnung aber nicht eleganter als

die eines Taglöhners bei uns. Die Gebäude sehen, wie hoch der Rang ihrer Eigenthümer und wie groß ihr Reichthum auch sein möge, ärmlich, elend und schmutzig aus; übler Geruch und Unreinlichkeit scheinen ein nothwendiges Element für die Siamesen zu sein.

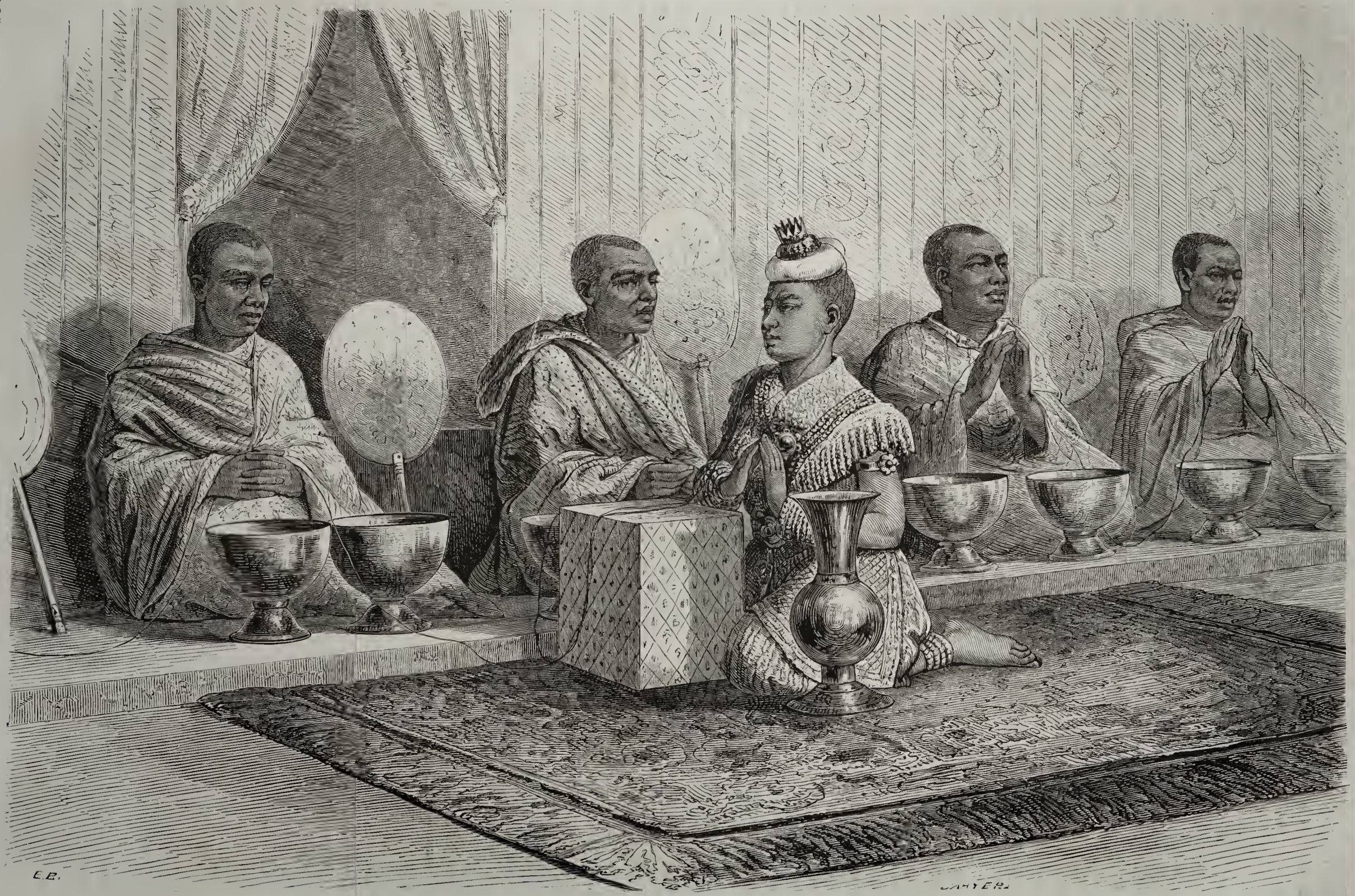
druck; sie diente als Spucknapf und war außer einem schwarzlackirten Koffer mit Silberbeschlag das einzige Möbel im Zimmer. Unser Bild zeigt, wie reiche siamesische Damen in seiner Gesellschaft zu erscheinen und zu speisen pflegen; von Löffeln, Messer und Gabel ist bei ihnen

Siamesische Frauen bei Tafel. (Nach einer Zeichnung von E. Bocourt.)

Jene vornehme Dame trug weiter nichts als einen Sarong, der von den Hüften bis auf die Knie reichte, und über die Brust ein verschossenes, gelbseidenes Tuch. Sie war alt, häßlich und hatte schwarze Zähne, denn sie kaute Betel. In der höchst ärmlichen Umgebung machte eine sehr schön ciselirte Broncevase einen eigenthümlichen Ein-

keine Rede; sie bedienen sich der Naturgabel mit fünf Zinken.

Die Siamesen sind, nach unseren Begriffen, keine hübschen Leute. Man rechnet sie zu der sogenannten mongolischen Rasse und meint, daß sie gleichsam eine Art von Uebergang zu der malayischen bilden, in deren Gesichts-



Die Feierlichkeit des Haarscheerens in einem vornehmen Hause zu Bangkok. (Nach einer Zeichnung von E. Bocourt.)

typus der ihrige hinüberspielt. Die Stirn ist schmal, die Nase platt, mit großen Nasenlöchern, das Auge schwarz, mit gelblichem Weiß, das Haar dick und borstig, die Lippen sind dick. Das weibliche Geschlecht kann man als unschön bezeichnen, soweit das Gesicht in Frage kommt; der Wuchs dagegen ist vortrefflich, die Glieder sind symmetrisch, aber die Formen sind nicht weich genug, die Muskulatur tritt zu sehr hervor. Auch die Backenknochen treten stark hervor, und die platte Nase über dem großen Munde macht keinen angenehmen Eindruck.

Die Haartracht ist bei Männern und Frauen fast gleich; der Kopf wird kahlgeschoren bis auf einen runden Schopf von etwa einem Zoll langen struppigen Haaren. Manche vornehmen Leute lassen aber, wie unsere Abbildungen zeigen, das Haar in europäischer Weise stehen. Das Abscheeren des Haupthaares bis auf jenen Schopf findet bei Jünglingen, welche dadurch für mannbar erklärt werden, unter religiösen Feierlichkeiten statt und gibt zu Familienfesten Anlaß. Die Frauen lassen auch an der Vorderseite der Ohren einen kleinen und sehr dünnen Haarbüschel stehen. Da die Männer keinen Bart tragen und beide Geschlechter sich fast gleich kleiden, so fällt es einem Fremden Anfangs schwer, beide Geschlechter von einander zu unterscheiden. Allgemeine Tracht ist der Sarong, der um die Hüfte geschlungen wird und bis auf die Wade hinabfällt. Kinder gehen bis zum 10. Jahre in ihrem Naturkleide, doch so, daß die Mädchen um die Hüften an einer Schnur grüne Blätter tragen; bei wohlhabenden Leuten bestehen diese Blätter aus Silber oder Messing.

Mandarin der Christen in Bangkok.
(Nach einer Zeichnung von E. Bocourt.)

Wenn, sagt Werner, irgend etwas dazu beitragen kann, die Siamesinnen noch häßlicher zu machen, so ist es das beständige Betelkauen, wodurch Lippen und Zahnfleisch blutroth gefärbt werden; dazu kommt, daß man den Zähnen vermittelst eines chinesischen Pulvers eine schwarze Farbe gibt. Man denke sich nun einen solchen Mund eines jungen Mädchens und dazu den Kopf geschoren bis auf den borstigen Haarbusch über der Stirn, — es ist wirklich ein schrecklicher Anblick, namentlich aber, wenn das dunkelbraune Gesicht noch mit Curcumä gelb geschminkt wird, wie es bei Frauen und Kindern Sitte ist. Ja die letzteren werden oft am ganzen Körper mit Curcumä gefärbt. Die Frauen behängen sich mit allen möglichen Ringen, und mit Spangen und Geschmeiden.

Die Frauen nehmen in Siam keine sklavische Stellung ein; sie sind Gefährtinnen des Mannes, und man zwingt die Mädchen nicht, gegen ihren Willen zu heiraten. Dem Abschluß der Ehe gehen allerlei Verhandlungen vorher, aber eine religiöse Weihe fehlt bei der Heirat; sie ist eine lediglich bürgerliche Angelegenheit. Die Eltern des Bräutigams handeln die Braut ihren Aeltern ab, und nachdem jene die Worte gesprochen: „Seid verheiratet und lebt miteinander, bis der Tod euch trennt," ist die Ehe geschlossen. Die Mädchen heiraten mit dem 15. oder 16. Jahre; reiche Leute haben mehrere Frauen, von denen die erste als Hauptfrau betrachtet wird; nur ihre Kinder erben, und sie führt das Regiment über die anderen Frauen. Der König hat mehre hundert Weiber.

Dem Manne gegenüber ist die Frau unterwürfig, und in Gegenwart von Europäern nähert sie sich ihm nur, indem sie auf allen Vieren kriecht. Er kann sie verkaufen, verpfänden und Geld auf sie borgen; ein Gleiches kann er thun mit seinen Kindern, Schwestern oder jüngeren Brüdern, und diese bleiben so lange Sklaven des Gläubigers, bis die Schulden bezahlt sind. Aber eine Frau, welche eine Mitgift zugebracht hat, darf nicht verkauft werden, ist aber, wenn der Mann mit ihrer Einwilligung Schulden gemacht hat, mit ihrer Freiheit für die Zahlung verhaftet. Der gesetzliche Zinsfuß in Siam beträgt 30 Procent. So kommt es, daß eine Familie, welche Schulden machen muß, leicht in Sklaverei geräth, um so mehr, da der Durchschnittspreis nach unserm Gelde nur etwa 80 Thaler beträgt. Aber die Behandlung ist immer mild; die Arbeit eines Sklaven wird, nach dem Gesetze, nur als Zinsengenuß eines unbezahlten Kapitals betrachtet; so kann sich jeder freikaufen oder seinen Herrn zwingen, ihn an einen andern zu verkaufen, wenn dieser die auf ihm haftende Schuld zahlt.

Wir erwähnten oben der angebornen Trägheit der Siamesen; sie sind ein passiver Menschenschlag, und ihr höchster Genuß besteht in Nichtsthun und Betelkauen. Der Gegensatz der Rassenanlage zwischen ihnen und den Chinesen, denen die Natur selber den regsten Arbeitstrieb eingepflanzt hat, und die ein aktiver Schlag sind, tritt überall hervor. Im Archipelagus und in den hinterindischen Reichen leben Millionen Chinesen; Ackerbau, Gewerbe und Handel sind vorzugsweise in ihren Händen. Sie errichten Reis-, Zucker- und Sägemühlen, sie werden reich, die trägen Siamesen bleiben arm. Sie bewahren ihre nationalen Eigenthümlichkeiten und bewohnen ein besonderes Viertel in Bangkok, das man mit Recht als Klein-China bezeichnen kann. „Die nicht allein den Siamesen, sondern auch den Europäern unbegreifliche Thätigkeit der Chinesen, welche mit Tagesanbruch beginnt und ununterbrochen sich bis in die späte Nacht erstreckt, macht die Leute sehr bald wohlhabend. Der geringe Lohn, mit dem die Arbeiter sich begnügen, macht auch die von Europäern versuchte Maschinenarbeit nicht rentabel, und während die Handreismühlen der Chinesen zu tausenden Tag und Nacht arbeiten, liegt die große amerikanische Dampfreismühle ziemlich brach." Es kommt kaum vor, daß in der Hauptstadt und deren Umgebung eine Siamese freiwillig ein Handwerk erlernt, oder, wenn er es erlernt hat, ohne die größte Noth ausübt. Nur was in das Baufach schlägt,

spricht ihn an, und deßwegen ist er als Skulpturarbeiter, Mosaikverfertiger, Goldschläger und Vergolder sehr tüchtig; in allem Andern sind ihm aber die Chinesen überlegen.

Auch im Ackerbau. Das Land ist ungemein fruchtbar und lohnt jede Mühe reichlich, und die Regierung thut Alles, um den Ackerbau zu begünstigen. Viele Millionen Morgen liegen unbenutzt und sind herrenlos; jeder hat das Recht, ein beliebiges Stück Land zu bebauen und, nach Genehmigung der königlichen Regierung, als sein Erbe und Eigenthum zu behalten; die letztere streckt sogar fleißigen Landleuten zinsfrei Gelder vor. Aber trotzdem bleiben die Siamesen träg und überlassen alle Vortheile den Chinesen. Jene bauen nur so viel Reis, als eben für ihrer Familie Unterhalt erforderlich ist, während die Chinesen Millionen von Centnern für die Ausfuhr liefern und auch allen Zucker bauen, welcher zum Export gelangt.

Die Abgabe, welche von dem zur Ausfuhr gelangenden Reis entrichtet werden muß, wirft dem Könige mehre Millionen Thaler ab. Mongkut ist zugleich der größte Kaufmann seines Landes; er hat viele Schiffe und verheuert dieselben für die Frachtschifffahrt. Mehre Prinzen thun ein Gleiches; z. B. Krom Wluang. Mongkut besitzt 9 Dampfer und 15 Segelschiffe, alle europäisch gebaut und zumeist von deutschen Kapitänen befehligt; diese werden vor ihrer Anstellung vom Könige selbst in der theoretischen Schifffahrtskunde geprüft. Werner hebt hervor, daß zwei Dritttheile des gesammten siamesischen Handels in den Händen zweier deutschen Häuser sich befinden; 1861 besuchten 82 deutsche Fahrzeuge jenen Hafen. Das deutsche Haus Markwald und Compagnie allein expedirte 1861 nicht weniger als 90 Schiffe von 51,000 Tonnen Gehalt; es hat auch die Agentur für sämmtliche Schiffe des Königs und des Prinzen Krom Wluang.

Siamesischer Diener.
(Nach einer Zeichnung von E. Bocourt.)

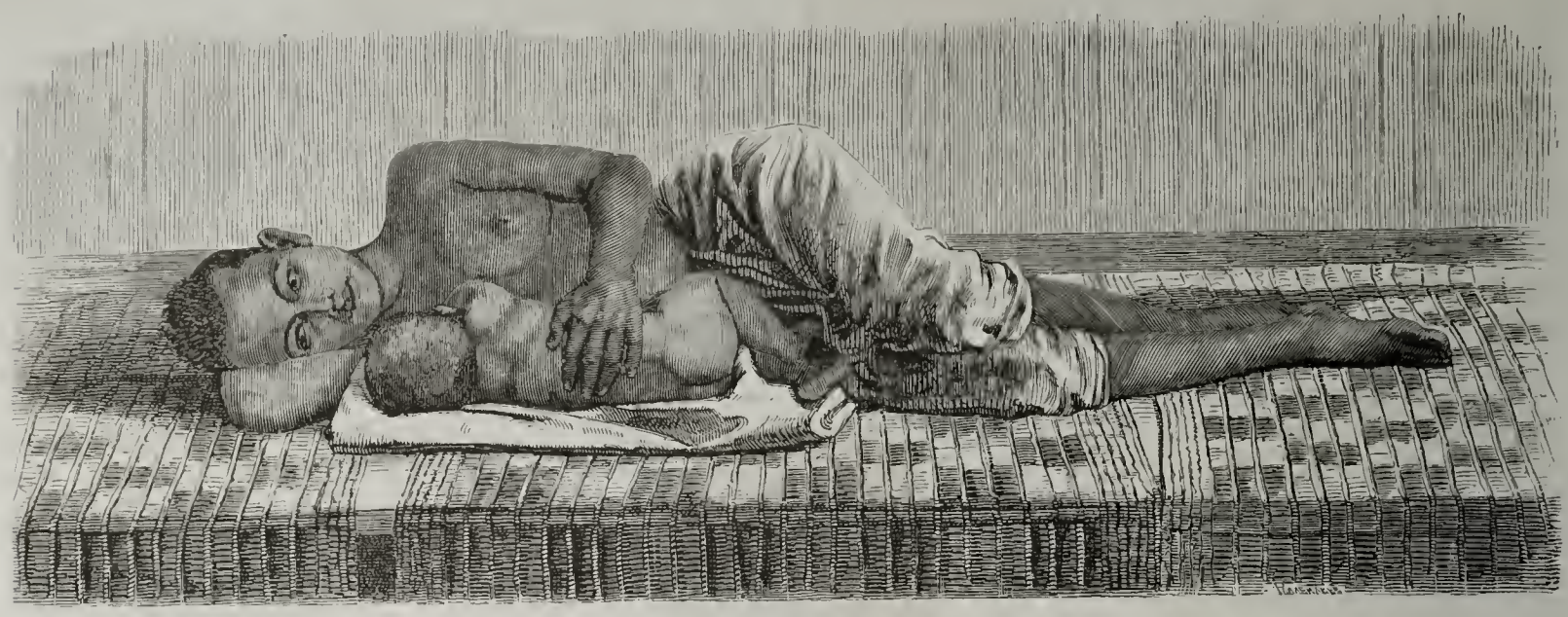
Wir wollen zum Schluß Einiges über die Leichenbestattung in Siam mittheilen. Die Todten werden nicht begraben, sondern verbrannt, und man sammelt die Ueberreste, um sie in eine Urne zu legen, welche dann von den Verwandten in einem Garten oder an einem Lieblingsorte des Verstorbenen in die Erde versenkt wird. Eine Bambusstange bezeichnet diese Begräbnißstätte; Friedhöfe in unserer Art kennt der Siamese nicht, doch haben die Europäer einen Kirchhof in Bangkok. Aber das Begräbniß kostet Geld, und nur gegen baare Bezahlung verrichtet der Priester Ceremonien. Ein großer Theil der Leichen armer Leute, deren Hinterlassene kein Geld haben, wird demzufolge nicht verbrannt, sondern — den Hunden und Geiern vorgeworfen. Diese verzehren rasch alles Fleisch und lassen nur die Knochen übrig, welche dann, ohne daß man dem Priester etwas zu zahlen nöthig hätte, von den Angehörigen gesammelt werden. Zum Hinausschaffen der Leichen benutzt man nicht die Hausthür, sondern bricht ein Loch in die Außenwand, und nachher umkreist man so rasch als möglich mit dem Todten das Haus. Das thut man, damit er vergesse, an welcher Stelle er seine Wohnung verlassen habe und nicht zur Plage der Hinterbliebenen in dieselbe zurückkehre. Bei den Siamesen herrscht der Glaube, daß Geister und Gespenster in das Haus nur auf dem Wege wieder gelangen können, auf welchem sie dasselbe verlassen haben.

Sowohl Reinhold Werner wie Gustav Spieß waren Zeugen bei einer Leichenverbrennung. Die Todte war Frau eines hohen Würdenträgers, und man entfaltete großen Pomp. Die Feierlichkeit ging mitten in der Stadt Bangkok vor sich, auf einem großen mit Rasen bedeckten und mit Bäumen bepflanzten Platz am linken Ufer des Menam. Dort steht ein tempelartiges Gebäude, das an allen Seiten offen ist und einen etwa 10 Fuß hohen viereckigen Unterbau hat. Hier befindet sich ein Herd, und von der Decke hängt an Ketten ein sargartiger Kasten von Eisenblech herab; der Boden desselben besteht aus starkem Draht. Die in einem hölzernen Sarge befindliche Leiche wurde in jenen Kasten gelegt, unter dem man ein Feuer anzündete; in das stark harzhaltige und wohlriechende Holz schütteten die Priester wohlriechende Oele. Nach einer halben Stunde war die Leiche verbrannt; die Handlung selbst machte durchaus keinen unangenehmen, sondern eher einen feierlichen Eindruck, denn man sah nur die Flamme und die lautlos das Feuer schürenden Priester. „Mag Buddha das Verbrennen der Leichen aus irgend einer religiösen Ursache angeordnet haben, — gewiß hat er damit der Gesundheitspflege einen großen Dienst geleistet. Allen schädlichen Ausdünstungen, die so oft in großen Städten von den Kirchhöfen aus die Luft verpesten, und die in einem so heißen Klima noch leichter gefährlich werden, ist durch dieses Verfahren vorgebeugt.“

Tausende von Zuschauern füllten den Platz; in einer offenen Halle beim Tempel befanden sich die Verwandten; dort saßen auch Priester, welche Palmfächer vor das Gesicht hielten und Todtengebete absangen, während zugleich Trauermusik ertönte. Nachdem die Leiche verbrannt war, wurde von zwei Altanen herab Geld unter die Menge geworfen, das man in Apfelsinen gesteckt hatte. Dann entstand, des Geldes wegen, eine Rauferei.

Hinter dem großen Platze lag ein kleiner, ähnlich einem „wundervollen Park“, mit prachtvollen tropischen Bäumen und üppigem Graswuchs. Kein menschliches Wesen war zu erblicken, aber man vernahm den langsam rauschenden Flügelschlag von großen schwarzen Geiern, die sich aus den

Kronen der Bäume erheben, den Platz umkreisen, sich niederlassen und umherblicken. Auf sechs steinernen Gerüsten lagen Hunde, fett und träg. In diesen Park werden die Leichen der Armen hergebracht, die keinen Priester bezahlen. Man zerschneidet die Leichen in Stücke und legt diese auf



Siamesische Amme. (Nach einer Zeichnung von E. Bocourt.)

jene Gerüste. Sobald die Träger sich entfernt haben, kommen die Todtengräber — Geier und Hunde; nach 10 Minuten sind nur noch die Gebeine übrig. Spieß hörte an diesem Abscheu erregenden Orte auch Raben krächzen und heiseres Gebell der fetten Hunde.

Mit der Leiche eines Königs verfährt man anders. Man füllt sie so viel irgend möglich mit Quecksilber an, bedeckt das Gesicht mit einer goldenen Maske, setzt die Leiche auf einen Thron und diesen auf einen großen Untersatz. Späterhin wird der Verstorbene ein ganzes Jahr lang aufbewahrt und dann erst unter großen Festlichkeiten verbrannt.

Die buddhistischen Priester halten Schule; wenigstens zwei Drittel aller Siamesen können lesen. Die Talapoinen haben also in Bezug auf diese Fertigkeit bessere Resultate erzielt als die Geistlichen und Schulmeister in — Mecklenburg!*)

*) Die preußische Expedition nach China, Japan und Siam, 1860, 1861 und 1862 ꝛc. Von Reinhold Werner, Leipzig, Brockhaus, 1863, Bd. II. S. 229 ff. — Travels in the central parts of Indo China (Siam) Cambodia and Laos during the years 1858, 1859 and 1860. By the late M. Henri Mouhot. London 1864. II. Bd. an vielen Stellen. — Die preußische Expedition nach Ostasien während der Jahre 1860 bis 1862 von Gustav Spieß, Leipzig, Spamer, 1864, S. 363 ff.

Auf der Kanalinsel Wight.

Dieses immergrüne Eiland wird jetzt häufig auch von Deutschland aus besucht, es gewährt einen lieblichen Aufenthalt und hat reine milde Seeluft. Auch für die Schifffahrt ist sein Hafen Cowes von Bedeutung, und viele Fahrzeuge, die aus fernen Gegenden mit reichen Ladungen heimkehren, erhalten von ihren Rhedern die Weisung: „Cowes anlaufen.“ Dort erfahren sie dann, wohin sie sich zu begeben haben.

Dr. E. Lanbert in Danzig hat in dieser Stadt (Verlag von A. B. Kafemann), Reiseskizzen herausgegeben, in welchen er den Genfer See und die Insel Wight schildert. Die Darstellungen sind ungemein klar und ansprechend; der Verfasser hat tüchtige geographische Kenntnisse, feinen Blick, eine sehr gute Beobachtungsgabe und ästhetisches Gefühl; er beherrscht seinen Stoff und deßhalb bleibt er stets einfach. Wir übergehen den Leman, weil er allgemein bekannt ist, wollen aber aus Lauberts Buch über Wight Mittheilungen geben, die man nicht ohne Befriedigung lesen wird. —

Wie an hellen Tagen mit bloßen Augen die Häuser und Forts von Portsmouth und Gosport und der Hafeneingang zwischen beiden über Spithead hinüber erkannt werden können, so blinken durch die nebellosen Abende und Nächte die Gaslichter von dort in langen Reihen freundlich herüber, und der Kanonenschuß von den Wällen dort, der Sonnenaufgang und Untergang verkündet, hallt bei ruhigem Wetter lang und vernehmlich über einen großen Theil der Insel dahin.

Diese Nachbarschaft hat schon seit dem Jahre 1825 die Wight mit einer Verbindungslinie durch Dampfschiffe beschenkt, welche jetzt die Entfernung zwischen Portsmouth und Ryde in einer halben, zwischen Cowes und Southampton in wenig mehr als einer Stunde überwinden. Sie hat auch bewirkt, daß ein unterseeischer Telegraph ohne Schwierigkeit zwischen dem Nordrande der Wight und der Küste von Hampshire gelegt werden konnte, der seit einer Reihe von Jahren ohne Unterbrechung in Thätigkeit ist.

Durch diese Lage steht das Eiland, in dessen stillen Thälern und lauschigen Gründen der Wanderer sich von der Welt getrennt, vergessen wähnen könnte, in Beziehung

zu den großen geschichtlichen Ereignissen; und ein nicht unbeträchtlicher Bruchtheil derselben ist schon von dort aus in Scene gesetzt.

Dem reinlichen, am nördlichen Ufer des gleichbenannten Meeresarms schön gelegenen Southampton ist dabei die friedliche Rolle der stillen Eroberungen durch Handels- und Passagierverkehr zugefallen, und fast täglich erblickt man die mehre tausend Tonnen großen, verschiedene Welttheile besuchenden stattlichen Dampfer der Halbinsel- und orientalischen Compagnie, welche, lange Wolkenschweife in der Luft und silberne Furchen über die See ziehend, majestätisch an der Nordküste der Insel vorüberfahren.

Das doppelt größere, martialisch blickende Portsmouth, in dessen Kriegshafen ganze Flotten von Linienschiffen ankern, und auf dessen viele Morgen bedeckenden Werften eine beliebige Anzahl derselben gebaut und ausgerüstet werden können, gibt dabei der kriegerischen Seite Ausdruck und hilft den errungenen Welteinfluß zu bewahren, die politischen Interessen mit Nachdruck zu fördern.

Dieser Theil des Kanals ist nach Norden durch eine Reihe schöne Schafe nährender Hügel, und von Süden her durch den hohen Wall der Inselberge selbst geschützt und dadurch besonders ruhig und sicher; es ist die berühmte Rhede von Spithead. Dort hält eine Abtheilung der Kriegsflotte Station, und ein stetes Manövriren und Salutiren einheimischer und fremder Schiffe aller Größen, von den kolossalen Formen der schwarzwändigen, eisernen Panzerfregatten bis zum Kanonenboot herab, findet hier Statt. Von China und den Bermudas, von Malta und der Sklavenküste, Neuseeland und dem Cap begegnen sie sich hier, und ein stetes Kommen und Gehen in Schußweite von der Insel verräth die Wichtigkeit der Stätte.

Von da segelte gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts die Flotille aus, welche die ersten Ansiedler nach Australien in die Botanybai trug, und dahin kehrte unter Sturm und Donner um die Weihnachtszeit vor einigen Jahren das merkwürdige Fahrzeug, die Resolute, zurück, das, von der Mannschaft einer Franklin-Expedition verlassen und mehre Winter im arktischen Eise festgehalten, einen großen Theil seiner Rückfahrt mit den schwimmenden Schollen ohne Führer allein gemacht.

Aber auch selbst in diesem so bevorzugten Theile des Kanals können bösartige Winde die Verbindung mit jenen Schiffen auf viele Stunden abschneiden, dem Seemanne das Auslaufen unmöglich machen und selbst für die Passagierdampfer die Unterbrechung der Fahrten zur Insel rathsam erscheinen lassen.

In langen Reihen stürzen Myriaden weißer, hoher, sturmgepeitschter Wellen unter gewaltigem Aufruhr der Insel zu und schütten zischend ihr salziges Gespei weit über den Fuß- und Fahrweg hin, welcher einen Theil des Nordrandes derselben begleitet, die dort Gehenden zur Vorsicht und Berechnung mahnend. Die von dem steinernen Quai zurückprallenden Wasser treffen auf die neu heranbrausenden in grimmer Wuth, bäumen sich, klatschen und klettern hoch aneinander empor und spritzen ihren Gischt in hohen Bogen weit rückwärts in das Wellenthal. Der entfesselte Sturm tobt, rast und heult, als ob er sich nie mehr beruhigen könnte, und das Fahrzeug wird, ein armselig Spielwerk, auf und ab, herüber und hinüber geschleudert.

Wenn das nun schon in so geschützten Gewässern geschehen kann, wie viel eher darf man sich dessen an der freieren Südseite versehen, wo an dem viele Meilen breiten Kanale, hunderte von Fußen steil und unwirthlich, sich die Felsenwände erheben!

Besonders wild kann es aber im Westen der Wight hergehen, wo die auseinander weichenden Küsten von Cornwall und der Bretagne den langen atlantischen Wogen den Zugang erleichtern! Dort stehen, in unbekannter Zeit von den Bergen der senkrecht abfallenden Westküste losgetrennt und hinabgestürzt, Inselchen neben der Insel, und durch ihre gänzliche Nacktheit an die Gruppe derjenigen Eilande erinnernd, zwischen denen wir auf dem Wege von Marseille nach Nizza unweit jenem hindurchfuhren, drei Riesenfelsen durch kurze Zwischenräume nach Abend hin von einander getrennt.

Phantastisch geformt, nach oben keilförmig zugespitzt, bis über 100 Fuß ihre von der See noch weißer gewaschenen Kreidemauern erhebend, stehen sie mit ihrem Fuße in einem stets aufgeregten Meere, dessen Klippenreichthum durch lange Schaumlinien verrathen wird. Ihr Name, „die Nadeln", hatte besonders früher für den Schiffer jener Gewässer zu gewissen Zeiten des Jahres einen ähnlich unheilvollen Klang, wie die Scilla oder der Malstrom. Ein stetes Wogen und Wälzen und Heben und Rollen umdröhnt ihren Fuß und schleudert brüllend zu den Zeiten des höchsten Tumults Schaum und Steine bis an ihre Kreidescheitel.

Genau vor 100 Jahren erlag der vierte und schlankste der Brüderfelsen der ewig feindlichen Brandung und stürzte mit gewaltigem, weithin vernehmbaren Krachen in die hoch aufspritzende Flut. Die überlebenden jedoch scheinen sich noch lange in mitten des siedenden Salzschwalles erhalten zu sollen und rufen unwillkürlich — sei es, daß wir hoch oben von der öden, einsamen, lang hingestreckten „Down" auf sie hinunterblicken, sei es, daß wir aus dem Kahne von fern zu ihnen emporschauen, den Felsen ins Gedächtniß, der dem Homer bei seinem Gleichniß vorgeschwebt: „Der steilragend und groß an des schäumenden Meeres Gestade trotzet dem jäh andringenden Lauf hellsausender Stürme und der geschwollenen Flut, die machtlos gegen ihn anbraust."

Dies ist unbestreitbar die erhabenste Partie der Insel, welche auch den Gleichgültigsten gewaltig schüttelt, den Freund des grausig Wilden, melancholisch Düstern, Ossianischen unwiderstehlich anzieht und fesselt, in Jedem aber einen bleibenden, lebendigen Eindruck zurücklässt. Sie bilden, Obelisken gleich vor einem Tempel, eine würdige Eintrittshalle für die von Amerika über den Ocean hereinkommenden Schiffe, welche übrigens nicht selten der Sicherheit wegen um die Insel südlich herumsegeln, häufig aber auch, durch Nebel oder andere Umstände bewogen, in den Gewässern derselben Angesichts der Stadt Cowes vor Anker gehen und ihre Postfelleisen oder auch Passagiere ans Land setzen.

Den Gefahren, welchen der Schiffer in diesen Meeren ausgesetzt ist, wirksam zu begegnen, sind denn auch an verschiedenen Punkten, namentlich in der neuern Zeit, auf der Wight und um sie herum mannigfache Einrichtungen getroffen worden. Am östlichen Eingange zieht in dem frei im Kanale festgeankerten rothen, rundlichen Leuchtschiff, dem Nabligh, der Matrose, auf Wochen und Monate in die Wasserwüste gebannt, zur Zeit der Dunkelheit die purpurne, leuchtende Kugel auf. Signale drüben an der Küste verkünden den kommenden Sturm. Die Boje warnt vor Untiefen, verräth ein unter der Oberfläche ruhendes Wrack, oder kennzeichnet die tiefe Fahrstraße. Der Obelisk oder die Säule hoch auf dem Berge dienen als Landmark; der Leuchtthurm endlich sendet sein stetes oder wechselndes, farbiges oder weißes Licht weit über die stumme, düstere Wasserfläche.

Früher waren dergleichen Leuchtthürme an einigen der höchsten Punkte der Insel errichtet worden, hunderte von Fußen über dem Seespiegel, auf windumtosten Bergesrücken, um den warnenden oder winkenden Schein möglichst weit hindringen zu lassen; doch sind die häufigen Nebel, welche in jener entrückenden Erhebung das Licht noch schneller und leichter verdecken und verdüstern, als es tief unten unmittelbar an der Küste der Fall ist, der Grund gewesen, daß man dieselben dort aufgegeben hat.

So ist denn in den letzten Jahrzehnten am Fuße der Katharinendüne, welche noch jetzt das Gerippe des alten Pharos trägt, auf dem südlichsten Vorgebirge des Eilandes ein neuer entstanden, der auf seiner meerbespülten Felsenbasis noch 100 Fuß seinen schneeweißen, eleganten runden Thurm erhebt — der Landschaft eine Zierde, dem Seemann ein Trost. So vertritt ein solcher seit kurzer Zeit auf der äußersten der Nadeln, welche an ihrer westlichen Seite fast bis auf den Wasserspiegel gesprengt und behauen werden mußte, um für denselben das nöthige Fundament zu schaffen, den frühern oben von der hohen Düne nun gänzlich verschwundenen, wobei er noch, falls der Glanz seiner Laterne der Dichte des Nebels erliegt, von einer weithintönenden Glocke unterstützt wird.

Noch erfolgreicher als diese, behauptet der Seemann, durchdringt den Nebel und verkündet die Nähe des Landes das Schreien und Kreischen der zahlreichen Wasservögel: Kormorane und Taucher, Seeschwalben und Möven, welche — gleich Adlern in weiten Kreisen hoch über den Felsen kreisend — um diesen Theil der Insel und namentlich um die Nadeln mit besonderer Vorliebe zu verweilen scheinen. Sie harmoniren vollkommen mit dem ruh- und rastlosen Elemente, besonders die verschiedenen Gattungen der breitschwingigen Möve; denn wenn sie nicht, wie der Dichter singt, mit schrägem Flug die Luft durchschneiden, sieht man ihre weiße Brust auf ansteigender Woge tanzen.

Wer nur ein paar Tage während der schönen Jahreszeit auf der Wight verweilt, nur die hundert und aber hundert vergnügter Gesichter sieht, mit denen die Besucher sich sehnsüchtig und ungeduldig ans Land drängen; die zahlreichen Lustschiffe, die sich auf der schäkernd anplätschernden, blauen Welle schaukeln oder die leichte Brise benutzen, um mit von der Sonne beschienenen weißen Segeln dahin zu gleiten, als wären es so viel lebende athmende Wesen, die stolz auf ihren Schmuck — der erhält allerdings leicht den Eindruck, als ob das Eiland der Sitz der Freude, das Rendezvous der Glücklichen wäre, als ob ein ewig Feiern und Jauchzen auf diesen Gestaden wohne. Er ahnt dann nicht, welchen Antheil an Schmerz und Qual, an Verzweiflung und Todeskampf auch diesem vielfach so begünstigten Erdenwinkel vom Schicksal zugetheilt worden.

Die um die Küste auf den gefährlichsten Stellen vertheilten Rettungsboote liegen vielleicht seinen Augen entzogen unter Verschluß in ihren Schuppen, und der auf seinem Posten mit dem Glase umherspähende Küstenwächter dünkt ihm vielleicht nur voll Ungeduld ein längst erwartetes Segel zu verfolgen.

Unweit des oben erwähnten Leuchtthurms am Fuße des Katharinenberges sind schon in einer Nacht 14 Wracke den starren Felsen entgegen getrieben, und im Gedächtnisse vieler Personen derselben Küste sind noch die dunkeln Stunden, die herzzerreißenden Scenen beim Scheitern des Westindienfahrers Clarendon in den dreißiger Jahren, von dessen 28 Personen an Bord nur drei gerettet wurden, während die Leichen der übrigen, soweit sie der Ocean herausgegeben, fast alle der nahe Kirchhof deckt.

Eine wirkliche Katastrophe, deren Zeugen nun wohl sämmtlich aus der Lebenden Kreise geschwunden, ereignete sich während des letzten Viertels des vorigen Jahrhunderts im Norden der Insel durch einen Unfall, bei dem der Sturm keinen Antheil hatte. Denn es war ein schöner, sonniger Tag, und Besucher befanden sich von der nahen Küste an Bord, als auf der Rhede von Spithead der Royal George mit dem Admiral und 800 Menschen plötzlich und rettungslos in den Wellen versank. Dutzendweise und wochenlang wurden die Leiber der Unglücklichen von dem herzlosen Elemente an den Nordrand der Insel geworfen und dort im Meeressande eingescharrt.

Aus Gifford Palgrave's Reise im mittlern und östlichen Arabien.

III.

Zodiakallicht. — Die Herrschaft der Wahhabis. — Noch eine Wanderung durch die Sandströme; geognostische Ausbreitung des Nefud. — Djebel Taueyk, der Kern Arabiens. — Ghat und Medschmaa. — Nomaden. — Ethnologische Schilderungen. — Die Neger und ihre Stellung in Arabien. — Die Söhne der Grünen. — Die Söhne Tamims; Charakter der Bewohner in den Centralprovinzen.

Gifford Palgrave hatte zu Bereydah in der centralarabischen Landschaft Niederkasim (etwa 26° n. Br.) herrliche Nächte. Bei dem heitern Himmel erschien das Zodiakallicht in herrlichem Glanze. Nach Sonnenuntergang leuchtete dasselbe wohl drei Stunden fast ununterbrochen am Himmel in kegelförmiger Gestalt und vor Sonnenaufgang war es abermals deutlich zu erkennen. Dazu kamen Sternschnuppen, welche der Reisende in solcher Menge auf europäischem Boden nie gesehen hatte. Während der Nacht riefen die Wächter ihr „Allahu Akbar!" Ja wohl, Gott ist groß.

Die Dörfer in der Umgegend sind reinlich und nett, denn Ordnung herrscht im Lande der Wahhabis. Der Boden gehört nicht wie in der Türkei der Regierung, sondern dem Bauer, und Feudalwesen ist unbekannt. Aber die schweren Steuern drücken den Ackerbau; die Regierung nimmt von Allem (Datteln, Mais ꝛc.) den Zehnten und dann noch außerordentliche Abgaben, welche manchmal den dritten Theil des gesammten Ernteertrages ausmachen.

In dieser Gegend werden viele Pferde gezüchtet und nach Norden und Osten ausgeführt; sie sind vortrefflich, aber noch nicht das echte Blut aus dem Nedsched; Horn-

vieh ist in geringer Menge vorhanden, weil auch dieses schwer besteuert wird; Fleisch hat beim Eingang in die Stadt eine Abgabe zu erlegen; selbst vom baaren Gelde muß der 40. Theil erlegt werden, und die Regierungsbeamten nehmen dabei ihre Abschätzungen nach Gutdünken vor; sie bestimmen den Schoß des Handwerkers wie des Kaufmanns, und die Waaren haben an der Grenze einen Eingangszoll zu erlegen, der nach unserm Gelde 1 Thaler und 10 Silbergroschen von der Kameelsladung beträgt. Die Herrschaft der Wahhabis ist drückend, sie hat aber auch ihre guten Seiten. Durch sie ist der Anarchie gesteuert worden; die Fehden der einzelnen Häuptlinge gegen einander haben aufgehört, die Beduinen werden in Zucht gehalten und rauben nicht mehr. Palgrave kam einige Wochen später nach Hulah, einer sehr lebhaften Stadt in der Provinz Sedeyr. Dort blühen Handel und Ackerbau, und unter den Wahhabis ist der Wohlstand gewachsen, weil Ruhe herrscht. Das Gleiche gilt von allen anderen Provinzen des eigentlichen Nedsched, nämlich Woschem, Aared, Yemamah und Afladsch. Die Regierung hat den unruhigen Häuptlingen das Handwerk völlig gelegt; Jedermann ist seines Lebens und seines Eigenthums sicher.

Ohne das Kameel würde man in Arabien nicht reisen können. Das Dromedar ist ein Kameel von besserer Zucht als das gewöhnliche, gleichsam ein Rassethier in seiner Art, hat feineres Haar, leichtern Gang und kann mehr Durst ertragen, als das dick bewollte und dick gebaute, schwerfällig einhergehende und plumpe Lastthier. Das eine wie das andere hat nur einen Höcker; das zweihöckerige oder baktrische Kameel gehört bekanntlich dem mittlern Centralasien an. Dromedare besserer Zucht sieht man nur in Arabien, namentlich in Oman; selbst in Syrien kommen sie selten vor.

Wir haben schon früher des Nefûd erwähnt, der für Arabien so charakteristisch ist. Dieser Sandstrom trennt die Landschaft Niederkasim von Woschem und Sedeyr. Er zieht sich weit aus Südwesten her, kommt von Yemen und Wadi Nedschrân gegen Nordosten, kreuzt den langen Wadi Dowasir oberhalb Kelaat Bischa und läuft nach Norden hin, so daß ihm das Nedsched zur Rechten, das mekkanische Gebiet und das Yemen zur Linken bleibt. Er sendet beinahe in rechten Winkeln mehre Seitenarme aus und zieht der südwestlichen Kette des Djebel Taueïk entlang; die aus dem Nedsched nach Mekka führende Pilgerstraße geht zwischen dem Nefûd und dem Gebirge hindurch. Der Sandstrom zieht dann dem südlichen Kasim entlang nach Woschem hinein, durchschneidet eine Ecke dieser Provinz, welche er weiterhin nach Norden von Sedeyr scheidet, und verläuft endlich auf der großen steinigen Ebene, welche den nordwestlichen Winkel der Halbinsel bildet.

In dem Sandstrome zwischen Kasim und Sedeyr waren die Bodenwellen höher und der Sand war leichter und noch beweglicher als im Nefûd des Djebel Schammer, den wir schon früher geschildert haben; von Pflanzenwuchs war auf weiten Strecken auch nicht die geringste Spur, bis zur Oase Wasit; diese bildet einen Centralpunkt zwischen den drei Provinzen Kasim, Sedeyr und Woschem, gehört aber zu keiner derselben und wird sehr selten von Reisenden besucht. Die Bewohner sind halbwild und kennen, obwohl sie ringsum von Wahhabis umgeben sind, nicht einmal die mohammedanischen Gebete.

Aus dem Nefûd gelangte Palgrave in das große Thal, welches den Verkehrsweg zwischen dem Nedsched und dem Norden bildet und nach Nordosten hin bis zum Euphrat reicht, und gelangte nach der Stadt Sulfe (Zulphah), einem wohlhabenden Handelsplatze, dessen Kaufleute viele Geschäftsreisen machen und auch oft in Basra gesehen werden. Sulfe ist der Schlüssel zum Nedsched.

Das Taueïkgebirge, eine ausgedehnte flache Kette oder eigentlich mehr ein Plateau, hat eine halbmondförmige Gestalt und bildet das eigentliche Nedsched. Sein centraler und breitester Theil gehört der Provinz Aared an, das nordöstliche Horn liegt in Sedeyr, und im obern Theile seiner südlichen Abtheilung liegt Woschem. Weiter nach Südwesten zieht das Gebirge hinter der Pilgerstraße und scheidet dieselbe vom Wadi Dowasir. Kasim liegt mit seinem Unterland in der Front des Djebel Taueïk und ist von diesem Theil des Halbmondes umschlossen; nach Osten hin bilden Hasa, nach Süden hin Yemamah und Afladsch und das unendlich lange Dowasirthal seinen Hintergrund und Zubehör. Palgrave war nicht in der Lage, Höhenmessungen anzustellen, er meint aber, daß das Gebirge sich 1 bis 2000 Fuß über das umgebende Land und bis zu 3000 Fuß über den Meeresspiegel erhebe; die höchsten Punkte liegen in Sedeyr. Der Djebel Taueïk ist „Arabiens Centralknoten, gleichsam dessen Kaukasus", um ihn haben sich in politischer und nationaler Beziehung oftmals die Geschicke des Landes gedreht, und auf ihn allein muß man, wie schon bemerkt, den Ausdruck Nedsched, diesen im strengen und engern Sinne genommen, anwenden. In weiterm Sinne gebrauchen die Araber ihn aber auch so, daß sie alle binnenländischen Provinzen, welche der Herrschaft der Wahhabis unterworfen sind, unter denselben begreifen.

Der Name Taueïk (Toweyk) ist ein Diminutiv von Tauk (Towk), d. h. kleiner Kranz, kleine Schnur, etwas das gewunden ist, und der Ausdruck ist sehr passend; denn ein mehr verwickeltes Labyrinth von Thälern, Biegungen, Schluchten, steilen Abfällen und Einrissen kann man sich gar nicht denken. Die Kalksteinformation ist vorwaltend, nach Osten und Süden hin tritt auch Granit auf. Der obere Theil ist zum großen Theil gutes Weideland, einzeln oder in Gruppen stehende Bäume sind nicht selten; die vielen Thäler und Gründe sind fruchtbar, gut angebaut, dicht bevölkert und mit Dörfern übersäet. Die Brunnen geben auch im heißen Sommer Wasser genug, aber kein Gefließ des Nedsched erreicht den Ocean, auch nicht der Wadi Aftan. Das Klima des nördlichen Djebel Taueïk, also in Sedeyr, ist das gesundeste in der Welt und steht jenem des Djebel Schammar nicht nach.

Im Dorfe Ghat (d. h. eine Niederung, an welche sich der Begriff der Fruchtbarkeit knüpft) trat dem Reisenden zum ersten Male das Wahhabithum mit seiner ganzen Eigenthümlichkeit entgegen. Die große Moschee war durchaus ohne Schmuck, ächt puritanisch, ohne Minaret und auch ohne Teppich. Die Einwohner sind, wie überall im Nedsched, in hohem Grade gastfrei und kleiden sich sauber. Von Ghat an bis nach Riad, der Hauptstadt des Reiches, hatten die Gespräche der Leute einen besondern Charakter. Man unterhielt sich vorzugsweise über die hohen Tugenden und großen Eigenschaften des Sultans Feyssel, der ohne Zweifel die rebellische Stadt Oneysah besiegen werde. Dann kamen eine Menge specifisch-muselmänischer Redensarten, mit welchen die Wahhabis freigebig bis zum Ueberdrusse sind: „Gebe Gott den Moslems Sieg! Gebe Allah dem Feyssel Sieg! Allah ist Feyssels Beschützer! Gott gebe den Moslemin Sieg über die Ungläubigen!" Und so weiter bis ins Unendliche. Aegypten, Persien, Bagdad, Damaskus und überhaupt die ganze Welt außerhalb des Nedsched gelten den Leuten dort für eine Hölle von Ketzerei und Unglauben. Aber dem Fremden gegenüber loben sie Stadt

und Land desselben; auch wird er nicht etwa angestaunt, wenn er durch die Straßen geht; selbst die Knaben benehmen sich anständig.

Am 7. Oktober 1863, als Palgrave auf der Hochebene ritt, sah er zum ersten Mal in Arabien ein dichtes Gewölk, aber nach einer halben Stunde war der Himmel wieder klar. Der Sturmwind hatte den Regen nicht herabkommen lassen; es waren nur wenige Tropfen gefallen. Bald nachher gelangte er zur Stadt Medschmaa, die in einer Bodenvertiefung liegt; in der Umgegend fließt, was in Arabien so selten ist, ein Wasserbach zwischen grünen Ufern, und das Gequak der Frösche war Musik für den Europäer. Weiterhin traf Palgrave mit einem Trupp vom Nomadenstamme der Meteyr zusammen; diese waren einst Gebieter und Tyrannen im nordöstlichen Nedsched, jetzt sind sie gehorsame Unterthanen des Sultans. Jener Trupp war die einzige größere Beduinenhorde, welche der Reisende während seiner Wanderung durch Arabien gesehen hat.

Bald nachher traf er einige Benu Joktan. Diese Nomaden stammen aus Yemen und gehören zur südarabischen, joktanischen Volksgruppe, nicht zur nördlichen, der ismaelitischen. Die Volksfamilie der Araber zerfällt bekanntlich in jene zwei großen Abtheilungen, welche in vielen Beziehungen einen Gegensatz zu einander bilden. Jene Benu Joktan waren in ihrem ganzen Auftreten und Behaben, in Sitten und Mundart sehr verschieden von den Beduinen des Schammer und des Nedsched, klein und schlank von Gestalt, fast dem indischen Typus sich annähernd; sie sprachen nie laut und hatten ein, man möchte sagen sanftes Benehmen. Ihr Stamm ist weit verbreitet und zerfällt in eine Menge von Unterabtheilungen.

Die Stadt Taueïm (Toweym) in Sedeyr mag etwa 15,000 Einwohner zählen und liegt hoch auf der zweiten Plateaukette. Die Häuser haben zwei, manchmal auch drei Stockwerke, die unteren Zimmer bis zu 16 Fuß Höhe, die oberen 10 bis 12; die Straßen sind eng und krumm und nicht gepflastert, weil nur selten Regen fällt; der Marktplatz ist sehr groß; die Datteln sind ganz vortrefflich, und die Landschaft ist mit wohlhabenden Dörfern gleichsam übersäet. Hier fand Palgrave zum ersten Male wieder gesäuertes Brot, das dann bis zum Persischen Golf überall vorkommt. Fliegen sind hier nicht vorhanden; eben so wenig Mücken, Moskitos und Flöhe. Von Thomeyr aus kam der Reisende über den Paß Thenyiet-Atalah, dem höchsten Uebergangspaß in Arabien, zog über Yabrun, das jetzt nur ein Dorf ist, nach Sadik und weiter über Horeimelah, Eyana und Dereyiah. Das letztere, einst Hauptstadt der Wahhabis, ist durch den Aegypter Ibrahim Pascha zerstört worden; es muß damals an 40,000 Einwohner gehabt haben. Die Leute im Nedsched wollten die Stadt nicht wieder aufbauen und verlegten den Sitz der Regierung nach Riad; aber die Felder sind noch jetzt wohl bestellt, und die ganze Umgegend ist fruchtbar. Die wenigen Bewohner, welche jetzt noch in Dereyiah hausen, gelten für die bigotesten Fanatiker im ganzen Lande.

Wir wollen die Herrschaft der Wahhabis und die in der Provinz Aared liegende Hauptstadt Riad ein anderes Mal schildern; hier geben wir einige interessante ethnologische Mittheilungen:

Palgrave hatte bisher in allen von ihm durchwanderten Provinzen sehr häufig Neger gesehen. Sie waren zumeist Sklaven in den Häusern wohlhabender Leute, glücklich und wohlgenährt. Dagegen sind im Aared Negersklaven viel seltener als in den nördlichen Gegenden, und es tritt eine Klasse freier Leute von afrikanischer Abstammung auf; dazu kommen dann die Mulatten, und das gesammte farbige Element ist so zahlreich, daß es zwischen einem Drittel und einem Viertel der Gesammtbevölkerung bildet. Das erklärt sich leicht. Die großen Sklavenmärkte am Rothen Meere wie am Persischen Golf liegen nicht weit entfernt; sie stehen vermöge des Karawanenhandels in vielfachen Beziehungen zu dem Innern, und in Aared bleiben viele Neger; eben so in Manfusah, Sele myieh, im Harik und im Wadi Dowasir. Die Sklaven sind billig; man bezahlt das Stück mit 35 bis 50 Thalern; im Norden sind sie um ein gutes Drittel theurer. Das Klima des südlichen Nedsched sagt den Schwarzen zu, und die Araber dieser Gegend haben eine gewisse Sympathie für die dunkelfarbigen Menschen, mit denen sie ohnehin seit uralten Tagen in Berührung gewesen sind.

Im südlichen Nedsched, dem geographischen Centrum Arabiens, beginnt die Vermischung der joktanischen und der ismaelitischen Gruppe; weiter nach Süden hin überwiegt mehr und mehr die erstere und schließt die zweite nach und nach völlig aus. Die joktanische Gruppe bildet gleichsam den Uebergang zwischen dem Araber und dem Abyssinier, des weißen mit dem farbigen Menschen. Diese drei Abstufungen sind, von individuellen und örtlichen Ausnahmen abgesehen, häufig ein Ergebniß anomaler Umstände; aber man unterscheidet deutlich die Nuaneen in Sitten, geistigen Anlagen und Fähigkeiten eben so wohl, wie die körperlichen Besonderheiten. Die joktanischen Menschen, die südlichen Araber, stehen dem Schwarzen nicht ganz so fern, wie die ismaelitischen, die Nordaraber. Jene stehen mit dem Neger im engern Verkehr, verheiraten sich mit ihm und gewähren ihm bürgerliche Rechte. Darauf hat schon Niebuhr hingewiesen.

Der Neger ist hier nicht nur völlig emancipirt, sondern auch gesellschaftlich mit anderen Menschen gleichgestellt. Es ist etwas sehr Gewöhnliches bei den Mohammedanern, und namentlich bei den Arabern, ohne Unterschied ihrer Religion, daß der Herr seinen Sklaven freigibt, entweder schon bei seinen Lebzeiten oder auf dem Todtenbette, um zuletzt noch ein gutes Werk zu thun. Die geschlechtliche Vermischung zwischen den beiden Rassen kommt täglich vor, und die Kinder, welche der mohammedanische Gebieter mit der Sklavin zeugte, sind allemal frei; bei den nichtismaelitischen Arabern werden sie, wenn man sie nicht ausdrücklich freigegeben hat, als Sklaven betrachtet, weil sie für illegitim gelten; der Prophet dagegen hatte eine mildere Praxis. Aber es ist Brauch bei allen Arabern, daß sie ihre Kinder emancipiren. Die Freigelassenen heiraten. Nun wird solch ein emancipirter Neger und Mulatte allerdings nicht in die höheren Kreise der Gesellschaft zugelassen, und ein Araber von Rang und Stand wird seine Tochter nicht mit einem Schwarzen verheiraten. Aber der Mann wird darum doch nicht etwa verächtlich behandelt, und in den kleinen Bürgerstand kann er hinein heiraten. So entsteht eine Mischlingsklasse, welche man als Chodeyriyeh oder als Beni Chodeyr bezeichnet, d. h. die Grünen oder Söhne der Grünen. Diese Bezeichnung darf man nicht wörtlich nehmen; der Araber macht im gewöhnlichen Gespräche keinen genauen Unterschied zwischen Grün, Schwarz oder Braun. Jene „grünen Menschen" verheiraten sich, es entstehen vielfache Farbenabstufungen, „grasgrün, smaragd, opal", d. h. braun, kupfergelb, olivenartig ꝛc. Mancher farbige Mann in Arabien trägt das Abzeichen des vornehmen Mannes, — das Schwert mit dem silbernen Griffe, läßt sich Scheich oder Emir nennen und wird von Arabern des reinsten Blutes mit Achtung behandelt. In Riad findet man in Menge grüne Kaufleute, Krämer und Regierungsbeamte. Die Farbigen zeigen auch hier das Wesen,

welches überall den Parvenus anhaftet; sie äffen den vornehmen Leuten nach, gebärden sich als die Bigotesten unter den wahhabitischen Fanatikern und übertreiben Alles; bei der ihnen angebornen Beschränktheit ihrer Verstandesanlagen und Kräfte darf das auch nicht Wunder nehmen.

Im südöstlichen Arabien sind die Neger gleichfalls häufig. Alljährlich, sagt Palgrave, wird manches Tausend aus Afrika nach Oman eingeführt. Der Schwarze kommt als Sklav aus seinem Nigritien und führt von nun an ein Leben, das einigermaßen für ein mit Vernunft begabtes Wesen paßt, besser als die rohe und wilde Barbarei in seiner afrikanischen Heimat. Der Negersklav wird sehr gut gehalten und behandelt. So lang er unter Befehl und Leitung seines Herrn steht, zeigt er sich manchmal als brauchbar und nützlich und erhält eine gewisse Bedeutung. Aber derselbe Mensch bringt es selten oder nie zu etwas, sobald er sein eigener Herr wird. Die freigelassenen Schwarzen sind durchgängig Diener, Wasserträger, Gartenarbeiter, Matrosen, Taucher und dergleichen; für Kultur und Fortschritt leisten sie rein nichts. Nur in zwei Punkten ragen sie allerdings hervor: in Aberglauben und Liederlichkeit. Auch auf arabischem Boden bleiben sie Fetischverehrer und behalten alle den Hokuspokus bei, welcher mit dem Fetischdienst verbunden ist, also Beschwörungen, Zauberei, Vergiftungen ꝛc. Sie haben damit sogar die weiße Gesellschaft angesteckt. Die Liederlichkeit kann in Anbetracht der hochgesteigerten Sinnlichkeit des Negers nicht auffallen.

Wir wiesen schon darauf hin, daß im Volk Arabiens ein scharf ausgeprägter Gegensatz hervortrete. Die Araber in den wahhabitischen Centralprovinzen betrachten, Sedeyr und Woschem ausgenommen, als ihren Urahnen den Tamim, und diese Söhne Tamims unterscheiden sich von allen anderen Arabern durch ihre besonderen Charakterzüge. Sie sind geistig weniger angeregt, zu rascher Beweglichkeit und gewagten, abenteuerlichen Unternehmungen nicht besonders geneigt, nicht so generös und offen, wie die übrigen Stämme; aber sie haben zähe Ausdauer, sind wortkarg, bedächtig und überlegen reiflich, halten zusammen, und ihr Haß ist ingrimmig wie ihre Rachsucht fürchterlich. Als zuverlässige Freunde können sie nur in Betreff ihrer Stammgenossen gelten. In ihrem ganzen Behaben und in ihrem Gesichtsausdrucke liegt etwas Unheimliches und Düsteres, welches gegen das offene und gefällige Wesen der nördlichen Stämme absticht. Aber in diesen Söhnen Tamims ist Anlage zum Organisiren und zum Herrschen; sie folgen nicht der raschen Wallung und dem ersten Antriebe, sondern verfahren nach System und mit Folgerichtigkeit. Aus diesen Eigenschaften des Volkes erklärt sich, daß die Herrschaft desselben, der Wahhabis, feste Wurzeln schlägt und sich allmälig mehr und mehr verbreitet.

Diese Leute haben alle einerlei Gepräge, und dasselbe tritt im häuslichen Leben wie im Marktverkehr deutlich hervor; stets sind sie zurückhaltend; „nichts sagen und doch lügen ist eine Kunst, auf welche man sich in Aared sehr wohl versteht"; das ist ein arabischer Ausspruch. Sie haben ein unliebenswürdiges Temperament, kleiden sich einfach, schließen Zierrath und Schmuck in ihren Wohnungen aus, und der wahhabitische Puritanismus sagt ihnen durchaus zu; er ist ihnen gleichsam angeboren.

Der Bewohner des eigentlichen Nedsched ist vorzugsweise Ackerbauer oder Schafhirt; in Woschem, das an der Straße nach dem Hedschas liegt, und im nördlichen Sedeyr, durch welches der Karawanenweg nach Kaueït und Basra zieht, ist außerdem der Handelsverkehr nicht unbedeutend. Jeder hat sein Stück Grund und Boden, das er bestellt, und ein Theil der Einkünfte des Sultans fließt aus seinem Grundbesitz. Palmen, Mais und Weizen geben reichen Ertrag, obwohl der Pflug von sehr eigenthümlicher Beschaffenheit ist. Aber er leistet hinreichende Dienste, und Bewässerung ist ohnehin überall erforderlich. Die Produktion genügt für den Bedarf, und die Leute sind keineswegs unfleißig.

Wir schließen hier vorläufig unsere Auszüge aus Palgrave's Werk, das über Arabien so viel Neues enthält, werden aber gelegentlich weitere Mittheilungen bringen, namentlich über Riad und die Wahhabis und über das in vieler Hinsicht wichtige Reich Oman, welches den südöstlichen Theil der großen Halbinsel am Persischen Meerbusen und am Meere von Aden umfaßt.

Betrachtungen über die Colonien in Australien.

Wir haben früher schon mehrmals hervorgehoben, daß der Statistisch-commercielle Theil der österreichischen Novara-Expedition eine ganz vortreffliche Arbeit sei. Der erste Theil erschien im vorigen Jahre, der zweite wird im Laufe dieses Jahres die Presse verlassen. Wir verdanken der Freundlichkeit des Herrn Dr. Karl von Scherzer, welchem die Ehre gebührt, ein so nützliches und umfassendes Werk zu Ende geführt zu haben, eine Reihenfolge von Aushängebogen und die Ermächtigung, dieselben nach Gutdünken für den Globus zu benutzen. Das prachtvoll gedruckte Werk, welches Zeugniß von einem wahren Bienenfleiße liefert, wird schon seines theuern Preises wegen nicht in das große Publikum gelangen; wir glauben deßhalb, es werde unseren Lesern willkommen sein, sich zu überzeugen, in welcher Weise der in der That hochverdiente Verfasser seinen Gegenstand behandelt hat. Wir wählen einen Abschnitt über Australien aus, bemerken aber ausdrücklich, daß wir, in Rücksicht auf den Zweck unserer Zeitschrift, uns manche Kürzungen erlauben mußten; einmal in Hinblick auf den Raum, sodann in Bezug auf ganz specielle statistische Angaben, die im Werke selbst von entschiedenem Werthe sind, uns aber zu weit geführt haben würden.

Die Novara lag vom 5. Nov. bis zum 7. Dez. 1858 in Sydney (33° 55′ südl. Br., 150° 10′ L.), der Hauptstadt der Colonie Neusüdwales.

Australien, sagt Herr von Scherzer, nach den neuesten Forschungen nicht der jüngste, sondern der älteste Continent der Erde, liegt zwischen dem 10 und 45° südl. Br. und dem 112 und 154° östl. L. von Greenwich und besitzt, wenn man von einer beträchtlichen Einbiegung an der Südküste absieht, die Form eines Eirundes. Seine größte

Breite von Ost nach West ist 548, seine größte Länge von Nord nach Süd 429 Meilen, sein Flächeninhalt, mit Inbegriff der umliegenden Inseln, 144,000 deutsche Quadratmeilen.

Trotz der gewaltigen Ausdehnung dieses ganz in der südlichen Hemisphäre gelegenen insularen Continents*) beträgt sein Küstenumfang, in Folge der Einfachheit des Baues seiner Küsten und des Mangels an Einschnitten und Meerbusen, nur 1940 deutsche Meilen, so daß auf eine Meile Küstenentwicklung 75 Quadratmeilen seines Flächeninhaltes kommen oder geradezu doppelt so viel als bei Europa.

Obschon der westliche Theil Australiens bereits um das Jahr 1542 durch holländische Seefahrer entdeckt und von diesen mit stolzer Hervorhebung ihrer Nationalität Neuholland oder Nenjava genannt wurde, blieb doch dem Kapitän Cook, welcher im Jahre 1770 während seiner ersten Entdeckungsreise mit dem Schiffe „Endeavour" die ganze östliche Küste vom dermaligen Cap Howe bis zum Cap York erforschte, der unsterbliche Ruhm vorbehalten, der Wissenschaft und der Handelswelt genauere Kunde von dem fünften Welttheile und dessen Configuration zu bringen. Nach ihm waren es mit wenigen Ausnahmen größtentheils britische Seefahrer und Reisende, welche den von Flinders zuerst „Australien" genannten Continent einer genauern Untersuchung unterzogen und das Land der Schifffahrt, dem Handel und der Einwanderung zu erschließen sich bemühten. Erst unter den neueren Forschern taucht auch ein deutscher Name, der Leichhardts auf, des Ersten, welcher den Norden und Nordwesten bis Port Essington durchwanderte und durchforschte und sich dadurch im Munde eines ganzen Volkes den Beinamen „Humboldt Australiens" erwarb. Leider fand dieser verdienstvolle Gelehrte auf seiner zweiten Entdeckungsreise von Moretonbay nach der Westküste Australiens mit allen seinen Gefährten ein grauenvolles Ende. Sein tragischer Tod hat indeß spätere Forscher nicht abgeschreckt, das gefährliche Beginnen fortzusetzen. Der Aufopferung und Energie von Orley, Kennedy, Eyre, Mitchell, Cunningham, Sturt, Babbage, Warburton, Stuart, Gregory, Mac Douall, Willson und Anderen ist es gelungen, den größten Theil Australiens zu durchziehen und wissenschaftlich ein zweites Mal zu entdecken; und, von den Bewohnern so wie von den Regierungen der einzelnen Colonien auf das Anerkennenswertheste unterstützt, dürfte es den Anstrengungen der neuerdings von verschiedenen Theilen Australiens ausgesendeten Expeditionen binnen wenigen Jahren gelingen, von der physischen Beschaffenheit des ganzen merkwürdigen Continents ein eben so genaues Bild zu entwerfen, wie wir es von irgend einem Theile des alten Europa besitzen.

Die älteste europäische Niederlassung in Australien ist die heutige Colonie Neusüdwales, von Cook wegen der Aehnlichkeit so genannt, welche die rauhe Natur ihrer Küsten und die Form ihrer Berge mit der gleichnamigen heimatlichen Grafschaft hatte. Anfänglich von der britischen Regierung blos zum Exil für die zur Deportation verurtheilten englischen Verbrecher bestimmt, wurde das neu erworbene Besitzthum nur mit geringem Interesse betrachtet. Man war befriedigt, einen neuen Abzugskanal für den Auswurf der englischen Städte gefunden zu haben, und hatte keine Ahnung davon, daß dem britischen Reiche aus einer Verbrechercolonie bei den Antipoden einmal so erhebliche wirthschaftliche und commercielle Vortheile erwachsen sollten. Ohne die Art und Weise der Ausführung des von Kapitän Cook angeregten Planes erst einer genauern Prüfung zu unterziehen, fertigte man am 13. Mai 1787 den ersten Transport von 565 männlichen und 192 weiblichen Sträflingen auf 11 Schiffen unter den Befehlen des Schiffskapitäns Arthur Phillip von England nach Australien ab, welche nach achtmonatlicher Fahrt über Rio de Janeiro und das Cap der guten Hoffnung am 20. Januar 1788 in Botanybay ankam, einer wegen ihrer Blumenfülle von Cook so genannten Bucht, ganz in der Nähe des heutigen, unvergleichlich günstiger gelegenen Port Jackson. Der Befehlshaber der Expedition, welcher zugleich zum Gouverneur der neu zu gründenden Colonie ernannt worden war, bestimmte als die Grenzen derselben das ganze Land vom Cap York (10° 42′) bis zum Südcap (43° 40′ südl. Br.) und bis zum 135° östl. L. in das Innere, einschließlich aller benachbarten Inseln der Südsee innerhalb der nämlichen Breitegrade.

Die junge Ansiedlung nahm einen unerwartet großartigen Aufschwung, und die Frage über die Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit der Deportation fand in einer Weise ihre Lösung, welche selbst die eifrigsten Anhänger dieses schon in der ältesten Geschichte des Menschengeschlechtes eine Rolle spielenden Strafmittels in Erstaunen und Verwunderung versetzte. Gleichwie jene Räuberhorde auf den sieben Hügeln, welche durch Numa's Vorschriften die Gründerin eines der größten und historisch merkwürdigsten Völker der Erde ward, kehrten auch die Verbrecher in Australien im Hinblick auf eine ehrenvolle Zukunft von ihren bisherigen Pfaden zurück und erwiesen sich sogar theilweise als die Wohlthäter einer neuen Gemeinschaft. Ja, längere Zeit standen sogar die freien Einwanderer in Allem, was Unternehmungsgeist und Ausdauer betraf, hinter den sogenannten Emancipisten oder jener Classe von Ansiedlern zurück, welche ihre Strafe abgebüßt hatten und nun bemüht waren, ihre verbrecherischen Traditionen nicht nur der Vergangenheit zu überliefern, sondern durch energisches Streben nach einem bestimmten achtungswerthen Ziele auszugleichen. Selbst der kaufmännische Credit bevorzugte lange Zeit die entlassenen Sträflinge, weil diese ein ganz besonderes Interesse hatten, auch den Schein von Unzuverlässigkeit von sich fern zu halten. Männer, deren sich England mit Aufopferung geringer Mittel zu entledigen suchte, weil sie unversöhnliche Feinde der Gesellschaft zu sein schienen, sind die Schöpfer eines Gemeinwesens geworden, welchen die Achtung des Mutterlandes allmälig die Selbstverwaltung ihrer Angelegenheiten und ein Maß von politischer Unabhängigkeit eingeräumt hat, dessen Zugeständniß ehemals vielleicht den Abfall der amerikanischen Colonien verhütet haben würde.

Im Verhältnisse, als mit der Zunahme der Bevöl-

*) Zwei Fünftel des australischen Continents gehören der heißen, der Rest gehört der gemäßigten Zone an. Während der nördlich vom Wendekreis liegende Theil ein Tropenklima besitzt, begegnet der Reisende in den südlicheren Theilen erst einem subtropischen, in den südlichsten einem gemäßigten, durch große Milde, Gleichförmigkeit und Gesundheit ausgezeichneten Klima. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt an der Nordküste Australiens circa 27° C.; im südlichen Theile, in Port Macquarie (31° südl. Breite) 20°; in Port Jackson oder Sydney (34° Br.) 19°; in Port Phillip an der Südküste (38° Br.) 16,3°; in Perth an der Westküste (32° Br.) 17 bis 18°; in Tasmanien (42° Br.) 15° C. Der jährliche Regenfall erreicht in Neusüdwales durchschnittlich eine Höhe von 45 Zoll, in Tasmanien von 41 Zoll; allein die Regengüsse sind höchst unregelmäßig und zeichnen sich überdies durch große Heftigkeit aus, so daß sie in der kürzesten Zeit die Flußbetten bis zu einer gefahrdrohenden Höhe anfüllen, ohne gleichwohl dem Lande eine gleichmäßige Wassermenge zuzuführen. Daher der Mangel an perennirenden Flüssen und Quellen, daher jene allgemeine Trockenheit, welche für den Landbau eben so hindernd, als sie der Viehzucht förderlich ist.

kerung die Colonie sich entwickelte, fühlte man im administrativen und volkswirthschaftlichen Interesse die Nothwendigkeit, ihre Grenzen enger zu ziehen und das, gewissermaßen durch Verbrecher für England eroberte unermeßliche Territorium in der südlichen Halbkugel in eine Anzahl selbstständiger Colonien zu theilen. So entstand im Jahre 1803 die, seither in Tasmanien umgetaufte, durch die Baßstraße vom Festlande getrennte Colonie Vandiemensland; 1829 die Niederlassung am Schwanenflusse (Swan-river settlement) oder Westaustralien; 1836 die Colonie Südaustralien; 1851 die Colonie Victoria; 1859 die Colonie Queensland.

Trotz dieser Verkürzung blieb der Muttercolonie Neusüdwales noch immer der imposante Flächenraum von 323,437 engl. Quadratmeilen oder 207,000,000 Acres (also ein Land fünf Mal so groß als England und Wales) mit einer Küstenentwicklung von 750 Meilen, nämlich von Cap Howe (38° 21′) bis Point Danger (28° 8′ südl. Br.) und einer Ausdehnung vom Regierungssitz nach dem Innern von mehr als 500 Meilen.

Als im Jahre 1840, durch königlichen Geheimrathsbefehl vom 20. Mai, Transportationen nach Neusüdwales definitiv aufgehoben wurden, war mit der unfreiwilligen Bevölkerung der Colonie bereits eine merkwürdige Wandlung vorgegangen, welche die Colonisirung durch Verbrecher in einem äußerst vortheilhaften Licht erscheinen ließ. Ein neues britisches Reich war binnen 50 Jahren in der südlichen Erdhälfte entstanden. Die socialen Verhältnisse der Colonie, den Stempel echt englischen Wesens tragend, unterschieden sich nur wenig von jenen des Mutterlandes. Das Maß des Verbrechens war auf seinen normalen Zustand zurückgeführt. Die Nachkommen jener ersten Generation von Missethätern, welche im Jahre 1788 nach der Antipoden-Colonie verbannt wurden, hatten nicht länger mehr den Vergleich mit den redlichsten freiwilligen Ansiedlern zu scheuen. Nach allen Richtungen hin zeigte sich die gedeihlichste Entfaltung, welche namentlich durch zwei Umstände in wahrhaft wunderbarer Weise gefördert wurde: durch die, unter äußerst günstigen Verhältnissen des Klima's und des Bodens rasch über unermeßliche Ländereien sich ausbreitende gewinnreiche Schafzucht und durch die Entdeckung von Goldfeldern. Eine förmliche Völkerwanderung trat jetzt ein; der Werth des Grundeigenthums stieg bald um das Zehnfache, und binnen wenigen Jahren wurden in Bezug auf Kultur, Verkehr und nationalen Wohlstand der Colonie Resultate erzielt, welche unter gewöhnlichen Umständen nur das Werk eines Jahrhunderts gewesen wären.

Die Gesammtbevölkerung von Neusüdwales, welche im Jahre 1810 erst 8923 und im Jahre 1821 29,783 Seelen zählte, betrug nach dem im April 1861 aufgenommenen Census (mit Ausschluß der Garnison und der Eingebornen) 350,860 Bewohner*) (198,488 männlichen, 152,372 weiblichen Geschlechts), darunter circa 13,000 Chinesen. Von diesen wohnen 322,642 oder 92 Perc. in Häusern, 26,307 oder 7½ Perc. in 6798 Zelten und 160 Wanderkarren (drays), endlich 1910 Personen oder ½ Perc. auf 200 Schiffen.

Die Einwohnerzahl der Stadt Sydney und Umgebung betrug zur nämlichen Zeit 93,686 oder über ¼ der Gesammtbevölkerung der Colonie.

In Bezug auf die Nationalität sind 164,992 oder 47 Perc. in Australien geboren, 162,054 oder 46.2 in England oder britischen Besitzungen und 22,954 oder 6.5 Perc. in fremden Ländern, und zwar sind von letzteren: 12,980 Chinesen, 5467 Deutsche, 690 Franzosen, 1067 Nordamerikaner,*) 2950 unbekannter Nationalität.

In Bezug auf das religiöse Bekenntniß gab es im Jahre 1861 in Neusüdwales: Evangelische 233,606 oder 66.6 Perc. der Gesammtbevölkerung, Katholiken 99,193 oder 28.2 Perc., Israeliten 1759 oder 0.5 Perc., Mohammedaner ꝛc. 12,909 oder 3.7 Perc., nicht näher bezeichnet 3393 oder 1.0 Perc.

Dem öffentlichen Unterricht werden in der ganzen Colonie die größten Opfer gebracht, um die Zahl derjenigen immer mehr zu verringern, welche aus Unwissenheit und Mangel an Erziehung lasterhaft und zu Verbrechern werden.

Für den höhern Unterricht besteht das auf Regierungskosten erbaute Gymnasium, das eine jährliche Staatssubvention von 1500 Lstl. erhält und von ungefähr 140 bis 150 Schülern besucht wird; ferner die Sydney Universität, welche aus Staatsmitteln mit einem Aufwand von 60,000 Lstl. erbaut und mit einem Jahresbeitrag von 5000 Lstl. dotirt wurde.

Nachdem das organische Statut der Universität: „die Vereinigung der Studirenden ohne Rücksicht auf ihr Glaubensbekenntniß in der Kultur weltlichen Wissens" zum Grundsatz erhoben, so wird in derselben ausschließlich Säcularunterricht ertheilt, und es haben daher die Hauptreligionsgesellschaften der Colonie: die englische Hochkirche und die römisch-katholische Kirche, durch Privatsammlungen im Betrage von 50,000 Lstl. und einen Staatsbeitrag von 40,000 Lstl. sogenannte Suffragan- oder affilirte Collegien (affiliated colleges) gegründet, in welchen die Schüler in ihren betreffenden Glaubensbekenntnissen Unterricht erhalten.

In ähnlicher Weise zerfallen die Elementarschulen in sogenannte „Denominational schools", in welchen nur Schüler einer bestimmten Religionssekte (denomination) Aufnahme und Unterricht finden, und in „National schools", wo blos Säcularunterricht ertheilt und Religion nur in den allgemeinen christlichen Hauptzügen gelehrt wird. Dieses in allen Ländern nachahmungswerthe, von geistlichen Sektirern aber auch in Sydney heftig angefeindete Erziehungssystem ist ganz dem sogenannten Irish National System nachgebildet und namentlich in einem Lande am Platze, wo es so zahlreiche Sekten gibt, daß ein specieller Religionsunterricht gar nicht ertheilt werden könnte, ohne die religiösen Anschauungen des einen oder andern Schülers zu verletzen.

In allen größeren Städten und volkreichen Distrikten bestehen Gewerbeschulen, Bildungsanstalten und Vereinigungen zur Hebung des geistigen Zustandes der Arbeiter und Volksclassen, während die gesetzgebende Versammlung erst neuerlich die Summe von 25,000 Lstl. zur Gründung einer öffentlichen Bibliothek in Sydney votirte, welche ganz ähnlich wie die so erfolgreich wirkende Volksbibliothek in Melbourne eingerichtet und geleitet werden soll.

Die veränderten Verhältnisse in den verschiedenen Zweigen menschlicher Thätigkeit sind auch auf die Landwirthschaft nicht ohne Einfluß geblieben. Mit der vermehrten Einwanderung hat sich zugleich das Bedürfniß nach einer bessern Regelung der agricolen Zustände herausgestellt. Von den 207,000,000 Acres, welche, wie schon

*) Am 31. Dezember 1863 betrug die Gesammtbevölkerung der Colonie 378,939 Personen (209,642 männliche und 169,297 weibliche). Sie hatte im letzten Halbjahre (Juli bis Dezember 1863) um 7779 Individuen zugenommen.

*) Man kann im Allgemeinen annehmen, daß von je zehn Ansiedlern vier der englischen, drei der irländischen, zwei der schottischen und einer den übrigen Nationalitäten angehören.

bemerkt, das Territorium der Colonie von Neusüdwales ausmachen, befanden sich 1860 erst 7,170,690 Acres in Privathänden, während von den Kronländereien 49,098,941 Acres in Pacht gegeben, 1,808,640 Acres für öffentliche Zwecke reservirt worden waren und 148,957,729 Acres noch verfügbar blieben.

Da die älteren Gesetze für den veränderten Zustand nicht mehr ausreichend und zweckmäßig schienen, so wurde im Oktober 1861 eine neue Akte erlassen, bestimmt den Verkauf und die Besiedlung der noch unbesetzten Kronländereien, so wie deren Ausbeute zu landwirthschaftlichen und bergmännischen Zwecken zu regeln. Nach diesen neuesten Bestimmungen gibt es dermalen zwei verschiedene Arten des Länderkaufes: entweder mag der Ansiedler nach eigener Wahl in irgend einem Theile des Landes eine beschränkte Quantität von nicht weniger als 40 und nicht mehr als 320 Acres zu dem im vorhinein gesetzlich bestimmten Preise von 1 Lstl. per Acre und unter gewissen Bedingungen kaufen, die sogenannte „free selection before Survey"; oder er kann auch Ländereien von unbeschränkter Ausdehnung, ohne Bedingungen im öffentlichen Ausgebot als Meistbietender erwerben. Im erstern Falle hat der Käufer blos 25 Perc. baar zu erlegen und kann den Rest von 75 Perc. erst nach drei Jahren ohne Zinsenvergütung bezahlen, jedoch muß er sich auf dem erworbenen Grundstücke niederlassen und wenigstens einen Theil desselben sofort bebauen.

Eine große Schwierigkeit tritt in Australien der massenhaften Einwanderung unbemittelter Landwirthe entgegen. Während in den nordamerikanischen Freistaaten die Staatsländereien ohne Unterschied nur 1 Dollar oder 4 Sh. per Acre kosten, bleibt der Preis einer Acre in Australien auch nach dem neuesten Bodengesetze auf 1 Lstl. oder 5 Dollars bestimmt, und zwar blos aus dem Grunde, weil die Colonialregierung in früherer Zeit für sehr beträchtliche, von ihr zum Preise von 1 Lstl. per Acre verpfändete Ländereien bei reichen Colonisten Anlehen contrahirte, welche niemals zurückbezahlt wurden, so daß die Darleiher faktisch Besitzer des Bodens sind, ohne daß gleichwohl eine Aufhebung des Contractes stattgefunden hätte, oder die Regierung ihrer Verbindlichkeit enthoben worden wäre. Es würde sich also die Schuld der Regierung in dem Maße steigern, als diese sich im Interesse der fremden Emigration herbeilassen möchte, den Werth des Acre herabzusetzen.

Besondere umfassende Bestimmungen regeln die Verpachtung der sogenannten „First class settled districts", sowie der „Second class settled and unsettled districts"; von ersteren dürfen nicht weniger als 640 Acres oder 1 engl. Quadratmeile gegen Entrichtung eines jährlichen Zinses von 2 Lstl. per Quadratmeile vermiethet werden, während die Verpachtung der letzteren in einem Flächenausmaß von 25 bis 100 Quadratmeilen nur gegen vorheriges Anbot (tender) an den Meistbietenden geschehen kann. In ähnlicher Weise ordnet die sogenannte Gold Fields Act vom Jahre 1861 die Bestimmungen, unter welchen nach Gold gegraben und damit Handel getrieben werden darf.

Das Recht, auf den Kronländereien auf einer selbstgewählten Localität nach Gold graben zu dürfen (Miner's Right), wird darin gegen eine jährliche Prämie von 10 Sh. zugestanden. Eben so können Kronländereien zur Gewinnung von anderen Mineralien (außer Gold) für den Betrag von 40 Sh. per Acre gekauft oder auch für die Dauer von 1 bis 14 Jahren für einen jährlichen Pachtschilling von 5 Sh. per Acre gepachtet werden; doch darf der gemiethete Flächenraum bei Kupfer, Eisen ꝛc. nicht 80 Acres, bei Kohlen nicht 320 Acres überschreiten. Auch muß der Pächter in den ersten drei Jahren jährlich einen Werth von mindestens 5 Lstl. per Acre auf die bergmännische Ausbeute der gepachteten Localität verwenden.

Die Landwirthschaft hat in Neusüdwales noch bei weitem nicht so großartige Fortschritte gemacht, als bei der Fruchtbarkeit des Bodens und einem für europäische Ansiedler so behaglichen Klima erwartet werden sollte. Hohe Arbeitslöhne und die verlockende Nachbarschaft ergiebiger Goldminen haben bisher die Einwanderer von der zwar sichern, aber minder einträglichen Bebauung des Bodens abgezogen. Von den 7,170,690 Acres Landes, welche sich im Jahre 1861 im Privatbesitz befanden, waren erst 260,798 Acres mit Cerealien und anderen Nutzpflanzen bebaut.

An Weizen werden durchschnittlich per Acre 15 Bushel gewonnen, so daß die mit dieser wichtigen Nutzpflanze bebauten Grundstücke ungefähr die Hälfte der jährlich in der Colonie verbrauchten Quantität Weizen liefern, während noch für einen Geldwerth von circa 350,000 Lstl. Körnerfrucht aus Südamerika, Californien und Südaustralien eingeführt wird. Im Jahre 1861 betrug die Weizenernte 4½ Bushel, der Verbrauch dagegen 7 bis 8 Bushel per Einwohner.

Mais wird in Neusüdwales und Queensland (den einzigen australischen Colonien, welche sich aus klimatischer Rücksicht für dessen Kultur eignen), massenhaft zu Futterzwecken gebaut, und zwar liefert derselbe 30 bis 40 Bushel per Acre. Ueber 559,000 Bushel im Werthe von 92,450 Lstl. wurden im Jahre 1861 nach Victoria (Melbourne) exportirt. Auch mit Sorgho oder chinesischem Zuckerrohr (Sorghum saccharatum) wurden an den Ufern des Richmondflusses Anbauversuche angestellt, welche die glänzendsten Resultate lieferten. Von einem mit Sorgho bepflanzten Acre wurden 2000 Pfd. Zucker, 400 Pfd. Melasse und 100 Pfd. Hefe gewonnen.

Eine große Sorgfalt wird seit dem Jahre 1855 dem Weinbau zugewendet, und obschon von den 1583 mit Weinreben bepflanzten Morgen Landes nur der Ertrag von ungefähr 700 Morgen zur Weinbereitung dient, so haben doch die bisher in diesem Kulturzweig (namentlich von Sir William Macarthur) angestellten Versuche das wichtige Resultat ergeben, daß die verschiedenen europäischen Rebensorten in Australien nicht nur vollkommen gedeihen, sondern auch vorzüglichen Wein (160 bis 200 Gallonen per Acre) liefern.

Die australischen Weine haben, was Geschmack, Farbe und Feuer betrifft, die meiste Aehnlichkeit mit spanischem Xeres, während eine röthliche Sorte an den Vin de Muscat, wie er in Cette, im südlichen Frankreich, bereitet wird, erinnert. Auch in Australien hat sich bereits an einigen Punkten jene Krankheit am Weinstocke gezeigt, welche denselben in verschiedenen Gegenden Europa's und namentlich in Madeira so verderblich wurde, aber glücklicherweise blieb diese besorgnißerregende Erscheinung bisher blos auf einzelne Nebengattungen beschränkt. Die Weinlese beginnt im fünften Erdtheil Mitte März und dauert bis Ende April.*)

*) In neuerer Zeit hat man zur bessern Pflege des Weinstockes eine Anzahl deutscher Winzer aus dem Rheingau nach Neusüdwales kommen lassen. Dieselben erhalten nebst freier Verköstigung einen Jahreslohn von 25 Lstl. und haben ferner das Recht der Benutzung einer Kuh, sowie eines Stück Feldes zum Anbau von Gemüsen und Obst u. s. w. zugestanden erhalten. Die größte Quantität des erzeugten rothen und weißen Weines wird im Lande selbst consumirt, und nur ein geringes Quantum davon geht nach Europa. Die Preise der weißen Sorten variiren von 5 Sh. 3 d. bis 6 Sh. 3 d. per Gallone.

Von anderen Produkten aus dem Pflanzenreiche dürfte, begünstigt durch die momentan so günstige Conjunctur, besonders Baumwolle schon in nächster Zeit ein wichtiger Stapelartikel werden. Vornehmlich der Richmond- und Clarenceedistrikt bieten, was Klima und Bodenbeschaffenheit betrifft, alle diejenigen Eigenschaften, welche den Anbau der Baumwollenstaude in Süd-Carolina so erfolgreich machen. Der im August gesäete Same liefert im Mai eine reichliche Ernte. Die ungefähr 4 Fuß hohe, am Stengel zolldicke Pflanze hat gewöhnlich 80 bis 100 Samenkapseln, während ihre Kultur nicht kostspieliger ist als jene des Mais. Von anderen Faserpflanzen dürften Urtica gigas (guh-mao-mah), Commersonia platyphylla (nummirraribie oder brown kurrajong), Hibiscus heterophyllus (green kurrajong), Rulingia pannosa (kerrawah), eine Byttneriaeee, sowie Phormium tenax, welche in Neusüdwales massenhaft vorkommen, die Aufmerksamkeit der industriellen Welt verdienen.

Weit mehr als der Anbau des Bodens hat die Viehzucht in Neusüdwales einen Aufschwung genommen. In diesem Zweige der Landwirthschaft hat sie alle Schwestercolonien der südlichen Hemisphäre überflügelt und dadurch weit mehr als durch die seither aufgefundenen Goldfelder den Grund zu ihrem jetzigen Wohlstande und Gedeihen gelegt. Im Jahre 1796 war der Viehstand der Colonie (mit Ausnahme von Ziegen und Schweinen) 57 Pferde, 227 Stück Hornvieh und 1531 Schafe. Aus diesem Stamme entsprangen alle die zahlreichen Heerden, welche gegenwärtig auf den natürlichen Weideplätzen der Colonie ihre Nahrung finden und im Jahre 1861 bereits zu folgenden gewaltigen Massen angewachsen waren: Schafe 6,119,663; Hornvieh 2,408,586; Pferde 251,497 Stück, oder 700 Stück Hornvieh und 1700 Schafe für je 100 Individuen der Bevölkerung.*)

Die Wollausfuhr aus Sydney betrug im Jahre 1860 an 12,809,362 Pfd. im Werthe von 1,123,699 Lstl. Von 1851 bis 1860 erreichten die Produkte der Schafzucht in Neusüdwales einen Gesammtwerth von 12,714,496 Lstl.; es erzielte nämlich 158,958,055 Pfd. Wolle 11,051,313 Lstl., Talg und Häute 1,663,183 Lstl.; ungerechnet die jährlich nach der Nachbarcolonie Victoria und anderen Ländern ausgeführten Thiere, welche einem Geldäquivalent von mindestens 250,000 Lstl. gleichkamen. Der geeignetste Theil für Schafzucht ist der Norden der Colonie, indem die Schafe daselbst nur geringe Sorgfalt benöthigen und weit weniger als im Süden und Westen Krankheiten unterworfen sind. Wäre der wilde Hund oder Dingo nicht, so würde die Schafzucht daselbst mit fast gar keinen Kosten verbunden sein. Der beste Distrikt sind die sogenannten Darling Downs, ein offenes, wellenförmiges, nur hie und da mit Bäumen geziertes Hügelland, auf welchem ein Schäfer bequem 3 bis 4000 Schafe zu hüten vermag, während in dem mehr waldigen Distrikt von Bathurst je 800 Schafe eines Mannes zur Aufsicht bedürfen. Der Werth eines Schafes wechselt zwischen 15 bis 18 Sh. Die in Australien zeitweilig eintretende Dürre, in deren Folge die Schafe massenhaft geschlachtet werden müssen (im Jahre 1860 in Victoria über 700,000 Stück), um wenigstens den Talg zu gewinnen, hat an mehren Punkten Australiens eine großartige Seifen- und Kerzenfabrikation ins Leben gerufen.

Schon zu Anfang dieses Jahrhunderts rühmte man von der australischen Wolle, sie vereinige die Kraft und Länge der Leiceesterwolle mit der Feinheit und Sanftheit der spanischen Merinowolle, und englische Fabrikanten erkannten gar bald deren große Branchbarkeit zur Kammwollverarbeitung. Während so der Begehr nach australischer Wolle auf den englischen Märkten von Jahr zu Jahr stieg, begünstigten Klima und vortreffliche Weideplätze die Zunahme der Heerden in Australien in einer Weise, daß die Zahl der Schafe im fünften Erdtheil von einigen 20 im Jahre 1785 auf 22,000,000 im Jahre 1863 stieg.

Eine bedeutende Veredlung hat die australische Wolle durch die im Jahre 1858 von einem Nordamerikaner Namens Ledger unternommene und mit dem günstigsten Erfolge durchgeführte Acclimatisation pernanischer Wollschafe oder Alpaeas erfahren.

Am 4. März 1858 verließ Ledger mit einer Heerde von 843 Alpaeas die östlichen Abhänge der Cordilleren, wagte mit denselben eine Reise von 750 engl. Meilen über 7 bis 17,000 Fuß hohe Gebirge nach der Westküste und kam endlich sechs Monate später nach unsäglichen Mühen und Beschwerden im Hafen von Caldera in der Republik von Chile an. Von der ganzen Heerde hatten nur 348 Alpaeas die Reise gesund überstanden, und mit diesen schiffte sich nun Ledger am 8. September 1858 nach Sydney ein, wo er am 3. Dezember desselben Jahres mit 252 lebenden Thieren ankam. Der Erfolg der Acclimatisirung des pernanischen Schafes in Australien ist seitdem gesichert. Im Jahre 1860 wurden bereits 667 Pfd. Alpaeawolle nach England ausgeführt. Ledger berechnete, daß binnen 40 Jahren die kleine pernanische Heerde auf 9,760,000 Schafe angewachsen sein dürfte, welche, den Wollertrag auf 7 Pfd. per Stück angenommen, zusammen 68,320,000 Pfd. Wolle liefern würden. (?!!)

So sanguinisch diese Schätzung im ersten Momente erscheinen mag, so findet sie doch einige Rechtfertigung und einen beispielweisen Anhaltspunkt in der Geschichte der australischen Schafwollproduktion überhaupt. Im Jahre 1807 betrug die Ausfuhr von Merinowolle aus Sydney 245 Pfd.; im Jahre 1861 ist der Export an diesem wichtigen Produkte aus Australien und Neuseeland zusammen auf 68,313,900 Pfd. im Werthe von 5,477,180 Lstl. (das Pfund zu circa 1 Sh. 7 d. angenommen) gestiegen!*)

Das Alpaea, das einzige der vier Auchenia-Arten (Llama, Alpaea, Vienña und Huanaco), welches sich zu Acclimatisationsversuchen eignet, ist kleiner als das Llama, mißt von der Sohle bis zum Scheitel nur 5 Fuß 3 Zoll und bis zum Widerrist 2 Fuß 6 Zoll. Es gleicht einigermaßen dem Schafe, hat aber einen weit längern Hals und zierlichern Kopf. Seine Wolle ist sehr lang, ausnehmend weich und über dem ganzen Körper von ziemlich gleicher Länge. Die Farbe ist meistens ganz weiß und ganz schwarz, oder weiß- und schwarz-scheckig; nur selten kommen braune Schecken vor.

Rothweine werden fast nur in Flaschen verkauft und zwar von 20 bis 26 Sh. per Dutzend. Australischer Muskat werthet sogar bis zu 40 Sh. per Dutzend Flaschen. Wie uns mehre Weinbergsbesitzer mittheilten, soll sich in Australien das Verfahren, den Wein an warmen Orten zu halten, vom besten Erfolge gezeigt haben. Sogar halb verdorbener Wein ist dadurch nach einigen Monaten völlig klar und rein geworden.

*) In sämmtlichen fünf Colonien Australiens gab es 1861:

	Schafe	Hornvieh	Pferde
Neusüdwales . .	6,119,663	2,408,586	251,497
Victoria . . .	5,780,000	683,531	69,288
Queensland . .	3,449,000	432,890	23,504
Südaustralien .	2,821,000	278,265	4 ,399
Tasmanien . .	1,700,000	83,366	21,034
	19,872,663	3,886,638	414,722

*) Die Güte der australischen Wolle beweist wohl am deutlichsten der Umstand, daß die im gleichen Zeitraume von anderen Ländern nach England eingeführten Quantitäten Wolle im Betrage von 75,570,611 Pfund nur einen Verkaufswerth von 3,015,377 Lstl. oder 9¼ d. per Pfund erzielten.

Die Alpacas werden in großen Heerden gehalten, welche das ganze Jahr hindurch (mit Ausnahme der Schurzeit, wo sie von den Indianern nach den Hütten getrieben werden) auf den Hochebenen der Cordilleren weiden; weßhalb sie auch außerordentlich scheu sind und bei der Annäherung des Menschen sofort die Flucht ergreifen. Wenigen Thieren scheint die Geselligkeit so sehr Bedürfniß zu sein, als ihnen. Nur wenn sie von frühester Jugend an in den Indianerhütten aufgezogen werden, gewöhnen sie sich an den Menschen und das Alleinsein. Die jährliche Schur des Alpaca ergibt 7 bis 9 Pfd. oder, wenn es (wie dies häufig vorkommt) erst am Ende des zweiten Jahres geschoren wird, 11 bis 14 Pfd. Wolle. Der „Garizo" oder das aus der Kreuzung des Alpaca mit dem Llama entspringende Thier (welches zugleich größer und ausdauernder als das Alpaca ist) liefert dagegen 18 bis 20 Pfd. Bei den nach Australien ausgeführten Garizos soll sich, nach vollkommen vertrauungswürdiger Quelle, das höchst seltsame Phänomen ereignet haben, daß, während sich in der Heimat in Peru das gekreuzte Thier nicht vermehrt und daher auch von den Indianern „Matschorra" genannt wird, dasselbe in Australien nach kurzem Aufenthalt wieder fruchtbar wurde. Eben so haben sich bei den in Australien gebornen Alpacas wesentliche Veränderungen ergeben. In Peru ist z. B. das Weibchen in einem Alter von neun Monaten zur Begattung reif, wirft aber erst nach 11 Monaten das Junge. In Australien dagegen soll das Thier erst vom 18. Monat an zeugungsfähig sein, gebärt aber schon nach 7 Monaten.*)

Die immer mehr Anhänger gewinnende Ansicht, „daß das Schaf vor der Kultur zurückweicht",**) und daß die Wollproduktion in Deutschland, bei dem vermehrten Boden- und Futterwerthe und den niedrigen Wollpreisen, nicht mehr rentirt, sollte gleichwohl nicht von einem Versuche abhalten, das Alpaca in einigen Theilen zu acclimatisiren; denn während die Schafwolleconsumtion im beständigen Steigen begriffen ist und sich derselben überdies in den Ländern Ostasiens, in China und Japan ganz neue wichtige Märkte zu eröffnen beginnen, muß das industrielle Europa, außer seiner eigenen Wollerzeugung*) noch so bedeutende Quantitäten zur Deckung seines Bedarfes einführen,**) daß die Verbreitung edler peruanischer Schafheerden über Gegenden, deren Bodenverhältnisse sich nur wenig zu anderen Kulturen eignen, als ein großer wirthschaftlicher Gewinn angesehen werden müßte.

*) Darüber sind erst zuverlässige Beobachtungen abzuwarten; obige Behauptungen sind sehr unwahrscheinlich. Red.

**) In einer sehr gediegenen Arbeit: „Die Wollproduktion unserer Erde und die Zukunft der deutschen Schafzucht, von Heinrich Janke (Breslau, J. U. Kern, 1863)" sucht der Verfasser auseinanderzusetzen, „daß das Zurückgehen eines Landes in der Zahl seiner Schafe und namentlich in der Verminderung seiner hochedlen Heerden nur für ein Zeichen erhöhter Kultur anzusehen ist und daß, je höher die Kultur in einer Gegend gediehen ist, desto weniger die Schafzucht das erzeugte Futter bezahlt macht". Ein Schaf, berechnet Janke, braucht im Jahre 730 Pfd. Heu à 15 Silbergroschen per Centner, kostet also allein an Futter 3 Thlr. 18 Sgr. jährlich, während es bei 2 Pfd. hochfeiner Wolle à 100 Thlr. oder 3 Pfd. Mittelwolle à 80 Thlr. per Centner, nur 2 Thlr. oder $2^2/_5$ Thlr. Gewinn abwirft, indem der gewonnene Dünger und der Verkauf der Bracken kaum die anderweitigen Auslagen decken. Unter solchen Umständen scheint es vor Allem die Aufgabe der Schafzucht in Deutschland zu sein, und der größere Fleischbedarf der Bevölkerung verlangt dies gebieterisch, daß sie ein schnell ausgewachsenes und ergiebiges Fleischschaf liefert, bei dem die Wolle weniger als bisher in Anschlag kommt; denn Wollschafe und Fleischschafe sind unvereinbare Gegensätze. Das feine Wollschaf ist ganz ungeeignet zum Fleischbedarf; es braucht ein Jahr mehr zum Auswachsen, als das Fleischschaf und verwerthet das Futter nur halb so gut als dieses in Fleisch, während die Wolle durch Mästung verschlechtert wird. In England sieht man daher hauptsächlich auf ein gutes Mastschaf, und Einige behaupten sogar, daß, wenn man dort eine Art Schafe ganz ohne Wolle hervorbringen könnte, dies die vortheilhafteste Verwerthung wäre. Vergl. Compendium der Schafzucht und Wollkunde, von H. Braun. Wien, Braumüller, 1863. Sehr interessante Mittheilungen über Schafzucht enthält eine, von Herrn J. J. Sturz in Berlin veröffentlichte Abhandlung, welche unter dem Titel: „Schafzucht und Wollproduktion für deutsche Rechnung in Uruguay, als Grundlage für deutsche Ansiedlungen im La Platafluß-gebiete", Berlin, 1863, in gedrängten Zügen ein lehrreiches Bild des heutigen Zustandes der Wollproduktion und Wollconsumtion auf der ganzen Erde gibt.

*) Nach der Schätzung eines der bedeutendsten Schafzüchter in Preußisch-Schlesien, Herrn M. Elsner in Gronow, erzeugt Europa jährlich an 870 Mill. Pfd. Schafwolle, und zwar: England 260, Frankreich 124, Deutschland (incl. Oesterreich, Holland und Belgien) 200, Spanien 62, Italien 40, Portugal 17, europäische Türkei 42, europäisches Rußland 125 Mill. Pfd. Wolle.

**) Diese Einfuhr übersteigt 170 Mill. Pfd.; nämlich England 75, Frankreich 45, Deutschland 50 Mill. Pfd. Schafwolle. Die jährliche Gesammt-Wollproduktion auf der ganzen Erde beträgt nach M. Elsner 1676,770,000 Pfd., oder das Pfund Wolle zu 10 Silbergroschen gerechnet, einen Werth von 558,923,000 preuß. Thlrn.; und da sich der Werth der Schafwolle durch Verarbeitung um das Drei- bis Fünffache steigert, so kann man die jährlich producirten Wollwaaren auf 1677 bis 2795 Mill. Thlr. veranschlagen, eine Summe, durch welche binnen 23 Jahren die ganze englische Staatsschuld gedeckt werden könnte. Vergl. Jahrb. deutscher Viehzucht. 1864, 2. Heft.

Die Behandlung der Neger im Yankeelande.

Verständige Leute haben von vornherein gewußt und gesagt, daß die „Negerplage" nach Erlaß des Emancipationsdekretes viel größere politische und gesellschaftliche Verlegenheiten mit sich bringen werde, als früher. Diese treten schon jetzt hervor. Die Männer des „höhern, göttlichen Gesetzes", ultraradikale Stellenjäger und Starkgläubige, welche sich mit Gideons Schwert umgürtet, stürzten das Land in Bürgerkrieg, der auch einige hunderttausend Neger ins Grab gebracht hat. Nun heißt es: „Freiheit und Gleichheit auch für die Schwarzen und die Gelben!" Aber die Rassenantipathie kann man mit einem Dekrete nicht aus der Welt schaffen. Der Yankee bleibt Yankee, der Irländer bleibt irisch, und der „Nigger", auch der auf dem Papier emancipirte, ein Schwarzer.

Lincoln fand eine Emancipationsproklamation so lächerlich, wie eine Bulle gegen den Kometen. Zwei Jahre lang wehrte er sich und wurde deßhalb von den Ultraradikalen als ein „Einfaltspinsel und roher Holzhacker"

bezeichnet. Als sie ihm zuletzt das Dekret abzwangen, wurde er flugs in einen Gott verwandelt. In Wahrheit war dieser Stellenjäger und Advokat nicht viel besser oder schlechter, als die ämterjagenden Handwerkspolitiker im Yankeelande durchschnittlich zu sein pflegen, — ordinäres Mittelgut, aber sehr dreist und ohne Scrupel.

Der „Emancipator" Lincoln sagte den Negern amtlich und dreist heraus: es sei am besten für Weiße und Schwarze, wenn letztere das Land verließen, denn es gebe keinen weißen Menschen, der den Neger als ebenbürtig und für seines gleichen ansehe. Man wünsche sie alle los zu sein, und sie thäten am besten nach Centralamerika auszuwandern.

Nun kam Vicepräsident Johnson ans Ruder. Die Ultraradikalen glaubten, in der Negerfrage seiner sicher zu sein. Der schwere Rausch, von welchem der Mann an dem Tage, da er sein Amt antrat und den Senatoren den Eid abnahm, heimgesucht wurde, galt Anfangs für einen „der großen Republik angethanen Schimpf". Aber man meinte, Johnson werde ultraabolitionistisch sein, und so wurde er zu einem Teetotaller umgestempelt, der an jenem verhängnißvollen Morgen nur ausnahmsweise, in Folge übergroßer Anstrengung und um seine entschwundenen Lebensgeister wach zu rufen, nur ein Glas „Cordial", zu Deutsch einen Bittern für den Magen, genommen. Gerade weil er nie zuvor solch eine „Abomination" gekannt habe, sei ihm dieselbe zu Kopfe gestiegen. Er sei und bleibe ein perfecter Nüchternheitsmann, welcher selbst seinen Thee so bereiten lasse, daß man denselben mit bloßem warmen Wasser verwechseln könne.

Wir ersehen aus den nordamerikanischen Zeitungen (im Juli), daß Johnson jetzt wieder in einem andern Lichte dargestellt wird. Der Mann hat im vorigen Jahr in Tennessee als Militärgouverneur Lincolns eben so willkürlich gehaust, wie anderwärts ein Butler und dergleichen Gewalthaber solchen Schlages, und die Gunst der Ultras war ihm sicher. Weßhalb wird er nun plötzlich wieder in einen „drunkard, einen versoffenen Schneidergesellen" verwandelt? Weil der Mann in der Reconstruction der besiegten Südstaaten einen gewissen Grad von gesundem Menschenverstand bethätigen zu wollen scheint, und weil er meint, es sei im Lande so viel zu Grunde gerichtet worden, daß es wohlgethan wäre, nicht ganz und gar den Eingebungen wilder Rachsucht zu folgen, sondern mit der Ausgleichung und dem Wiederaufbau anzufangen. Namentlich müsse man in der Negerangelegenheit „vorsichtig" zu Werke gehen.

Er spricht sich genau so aus, wie früher Lincoln in seinen besseren Tagen. Ein paar Dutzend puritanischer Pastoren hatten sich, im Juni, an die Spitze einer zahlreichen Negerdeputation gestellt und letztere dem Präsidenten vorgeführt. Johnson sprach: „Ich glaube nicht, daß ein Mensch das Recht hat, einen andern Menschen als Eigenthum zu behandeln. Aber wenn das Joch einmal entfernt ist, dann erscheint der Uebergang aus der Knechtschaft in die Freiheit oftmals sehr schwierig. Während dieser Uebergangszeit glauben Einige (nämlich die trägen Neger), daß sie von Almosen der Regierung leben können, und überlassen sich der Faulenzerei und der Liederlichkeit. Ich will euch eine Wahrheit einschärfen, die ihr euern Brüdern dringend ans Herz legen sollt, nämlich: der Mensch (d. h. der schwarze) soll unter Freiheit weiter nichts verstehen, als die Freiheit zu arbeiten und die Früchte seiner Arbeit zu genießen."

Diese Mahnung an die Neger, daß man nicht von Almosen sondern von Arbeit leben und sich nicht der Zügellosigkeit hingeben solle, war ein Donnerschlag für die puritanischen Yankeepastoren, diese höchst unangenehmen, fanatischen, auf den Kanzeln eine Politik der Rachsucht treibenden Gideoniten. Johnson hat es mit ihnen verdorben; so wie er gesprochen, hieß es, könne er nur als betrunkener oder hirnverbrannter Mann reden!

Sofort wurden in Massachusetts von Seiten der Geistlichkeit, welche bei den wühlenden Agitationen in vorderster Reihe steht, „Regulatoren" aufgeboten, um den Präsidenten zu bedrängen und ihm vorzuschreiben, was er bei der Wiedereinrichtung der „Rebellenstaaten" zu thun und zu lassen habe. Dieser Johnson gilt nun für einen arg verstockten Menschen, „der Geist Gottes ist von ihm gewichen", er hat die „schwarzen Unionisten" entmuthigt.

Freilich! Die Quäker, welche auch meinen, daß es ihrerseits nothwendig sei, ein Uebriges zu thun, kamen schwarzgekleidet mit breitkrämpigen Hüten aus der Brüderstadt, Philadelphia, nach Washington ins Weiße Haus. Sie verlangten unbedingte Gleichstellung für die „schwarzen Brüder und Unionisten". Der verstockte Präsident faßte sich, was Quäkern gegenüber nur gebilligt werden kann, sehr kurz und sagte:

„Ich bin vollkommen vertraut mit der schwarzen Rasse im Süden und kann fürs Erste und bis auf weiteres nicht dafür sein, daß man ihnen das Stimmrecht ertheile."

Also hat Johnson es auch mit den radikalen Quäkern verdorben; die Brüder wütheten aber nicht gegen ihn wie die puritanischen Yankeepastoren, sondern gingen heim in die Brüderstadt und beteten, daß der Herr ihn erleuchten möge.

Dann kam eine Negerdeputation aus Virginien. Johnson sprach wörtlich: „Ihr befindet euch in einem Uebergangsstadium. Während desselben kommen viele Dinge zum Vorschein, die wir anders wünschen und gern ändern möchten; wir müssen uns aber demungeachtet fügen, bis wir sie ändern können. Was ich dazu beitragen kann, soll mit Freuden geschehen."

Die Ultrafanatiker berufen sich darauf, und die Neger müssen in den für sie verfertigten Petitionen Gewicht darauf legen, daß mehr als 200,000 Farbige in der Unions-Armee dienten. Es ist richtig, daß die Yankee's ihren Sieg über den Süden nur mit Hülfe von Negern und etwa 200,000 aus aller Welt Enden zusammengeworbener, abenteuernder Söldlinge errungen haben, und daß in ihrer ganzen „Freiheitsarmee" nicht 100,000 Menschen sich haben einstellen lassen, ohne von 300 bis 1200 Dollars Anwerbeprämie erhalten zu haben. In so weit haben die Neger Recht; wenn aber die radikalen weißen Verfasser ihrer Petitionen sagen: „Ihr habt uns die Bayonette anvertraut und könnt uns eben so wohl Stimmrecht geben," — so ist das eine Logik, die wohl nur ein Yankeepuritaner oder ein Neger versteht.

Tennessee, die Heimat Johnsons, ist ein „loyaler" Staat. Die Legislatur desselben hat zu Anfang des Juni-monats Folgendes beschlossen:

Den Negern wird die Heiligkeit der Ehe gewährleistet.

Kein Farbiger darf mit einem weißen Individuum sich verheiraten.

Alle Gesetze zu Gunsten weißer Frauen und Kinder finden fortan Anwendung auch auf Farbige, dabei ausdrücklich vorausgesetzt, daß farbige Kinder nicht in solchen Schulen Aufnahme finden, welche von weißen Kindern besucht werden.

Sklavenversteigerung. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Weiter: Farbige Personen können in allen Rechtsfällen, bei welchen der Staat betheiligt ist, als Zeugen gegen einander auftreten, nicht aber gegen weiße Leute.

Kein Contrakt zwischen einer weißen und einer farbigen Person kann gültig sein, wenn er nicht schriftlich aufgesetzt und von einem weißen Zeugen schriftlich bekräftigt worden ist.

Farbige Personen sind denselben Strafgesetzen unterworfen, wie die Weißen, mit dem Zusatze, daß Nothzucht, welche ein farbiger Mann an einer weißen Frau verübt, mit dem Tode bestraft werden soll. —

Andere Staaten, man sieht es schon jetzt, werden ähnlich zu Werke gehen. In Tennessee sind es nicht die „Baumwollenlords, die Niggerbarone, die Syrupsritter", welche derart verfügen, sondern Leute eines „loyalen Staates". Die Menschen in Tennessee wollen von Miscegenation nichts wissen; der anthropologische Instinkt und der gesunde Menschenverstand reagiren gegen die Anmaßungen der Fanatiker und Schwachköpfe. Der Congreß hat die Neger auf dem Papier emancipirt; nun thun die Einzelstaaten, was sie im Interesse der öffentlichen Wohlfahrt und Sicherheit für nothwendig erachten. Wird man deßhalb Krieg gegen sie führen?

Wie weit die Radikalen sich verirrt haben, das zeigt sich deutlich an einem ihrer populärsten Wortführer, dem bekannten Pastor Henry Ward Beecher, der mit seinen geistlichen Demagogenkünsten sich ein Vermögen von mehr als einer Viertelmillion Dollars erpredigt hat, denn die Predigt und die Vorlesung kosten „Entrée", wie ein Lustspiel im Sommertheater oder wie ein Gartenconcert. Beecher will Stimmrecht für alle Neger; es ist, sagt er, „gar nicht nöthig, daß ein Stimmgeber lesen oder schreiben kann". „Das Bürgerthum hat mit Lesen und Schreiben nichts zu schaffen; das Stimmen verlangt einen gesunden Menschenverstand und Rechtschaffenheit, was die Farbigen Beides in einem auffallenden Grade besitzen! Der Neger, welcher mit seiner Kugel das Herz eines Verräthers zu treffen vermochte, kann mit seinem Ballot auch das Herz eines Copperhead treffen."

Es sind nordamerikanische Blätter, welche gesagt haben, daß man bei Präsidentenwahlen, abgesehen von anderen Wahlmitteln, etwa anderthalb Millionen Stimmgeber, zumeist Irländer, je für einen Dollar Geld und eine Gallone Branntwein kaufen könne. Wenn nun noch eine Million Neger hinzukämen, dann fehlte in der That auch gar nichts mehr zur „Muster-Republik". Schlimm bleibt nur, daß bei diesem bösen Experimentiren die armen Neger so schmachvoll mißbraucht werden. Man regt und stachelt sie auf und erweckt Hoffnungen in ihnen, die sich niemals verwirklichen werden. Die Negerplage im Yankeelande hat eine pathologische Seite, denn die Negromanie ist eine ansteckende Modekrankheit, welche allerdings vorübergehen wird, und eine anthropologisch ethnologische Seite. Wir dürfen auf eine Menge von Phasen gefaßt sein; das schwarze Drama wird lange spielen; enttäuscht werden die gutmüthigen sympathischen Seelen sein, welche das Katzengold der pseudophilanthropischen Phrase für echtes Metall halten.

Wir finden eben in einem Leitartikel der zu London erscheinenden „Brazil and River Plate Mail" vom 6. Juli einen Aufsatz über die Baumwolle, in welcher hervorgehoben wird, daß durch die plötzliche ganz unvermittelte Emancipation der Ackerbau der Südstaaten lahm gelegt worden ist; dann heißt es, unserer Meinung nach sehr richtig: King Cotton is defunct as regards the Southern States of America, and the North will soon find out they have „killed the goose that laid the golden eggs", and that negro emancipation will end in negro extermination in that country. Also auch in England bricht sich jetzt der gesunde Menschenverstand Bahn. A.

Ein arabisches Mineralbad in Algerien, Hammam Meluane im Kleinen Atlas.

Von **A. Lommatzsch.**

Der sagenhafte Atlas birgt in sich einen großen Reichthum mineralischer und Thermalquellen (Hammani), welche in Hinsicht ihrer Wassermenge, ihrer chemischen Eigenschaften, ihrer Heilkräfte, den berühmtesten europäischen Heilquellen in keiner Hinsicht nachstehen. Vorhandene Ruinen zeigen, daß die meisten derselben schon zu den Zeiten der alten Römer bekannt und in Gebrauch waren. Die Araber benutzen sie noch heut zu Tage, ihre lebhafte Phantasie bevölkert diese Orte mit bunt gekleideten Genien und Geistern, welche den gläubigen Besuchern Genesung oder Gesundheit spenden; einzelne Quellen stehen direct unter dem Einflusse eines Schutzheiligen. Es war begreiflich, daß sich bald nach der Besitznahme das Auge der französischen Verwaltung auf diese Heilquellen richtete. Indessen erschwerte die Unsicherheit des Landes jede Annäherung, und selbst nach wieder hergestellter Ruhe wurden die hauptsächlichsten Thermalquellen nur aus Ersparungsrücksichten für erkrankte Soldaten benutzt, welche man daselbst in Zelten, seltener in hölzernen, schlechten Baracken einquartirte. Dabei ist es denn auch geblieben. Der leichtsinnige französische Spekulationsgeist hat sich an die Bäder noch nicht gewagt, oder höchstens eine elende Schenke da errichtet, wo ein behaglich eingerichtetes Badehaus Schaaren von Colonisten, vielleicht auch Auswärtigen an sich ziehen würde, welche jetzt, den Schatz der Heimat mißachtend, es vorziehen, ihr Geld in französische oder deutsche Bäder zu tragen. Wer hat hier die Hauptschuld? Die Indolenz der Colonisten? Oder die geringe Förderung und Begünstigung, welche ein derartiges Unternehmen von Seiten der Regierung findet?

1½ Stunde von Novigo, am rechten Ufer des Harrasch, befinden sich die zur Zeit noch wenig gewürdigten, ja selbst wenig bekannten Salzquellen von Hammam Meluane. Wir besuchten Hammam Meluane von Buladschurah

aus. Durch ein reizendes Olivenwäldchen gelangten wir in das regelmäßig gebaute, wohlhabende Städtchen Novigo und immer in südlicher Richtung fortreitend in etwa ½ Stunde an das von hohem blühendem Oleander eingefaßte Ufer des Harrasch.

Der Arrasch oder Harrasch entspringt im Kleinen Atlas, eine Meile östlich von Medeah, und fließt dann zwischen den Bergen Uzza und Beni Sala, welcher letztere eine Höhe von 4560 Fuß hat, in einem tiefen Thale. Nach dem Durchbruch des Gebirges durchströmt er die Ebene Metidja und geht bei Maison carrée in der Breite von ungefähr 60 Schritt in das Meer. Während der Regenzeit wird sein Lauf wild und reißend, mit einem heftigen Wassergetöse durchbricht er das Gebirge, Steinblöcke und Massen von Kieselsteinen mit sich fortwälzend, die er, sein Bett überfluthend, weit hin über die Metidja zerstreut. Im Frühjahr verringert sich die Wassermenge des Harrasch, der Fluß wird zum Bach, und sein träge schleichender Lauf bildet viele Sümpfe, welche die Luft verpesten und diesen Theil der Gegend besonders zum Sitz des Fiebers machen. Der wohlhabende Stamm der Beni Missera, dessen Kaïd wir später in Buffarik kennen lernten, wohnt an seinen Ufern.

Bald verengte sich der Weg, rechts und links von den grünen Bergen des Atlas begrenzt, und mündete endlich in den Fluß selbst, dessen steiniges Bett wir passirten, um schon nach wenigen Schritten wieder auf das andere Ufer überzugehen. Auf diese Art wechselten wir wohl zehnmal, ehe wir Hammam Meluane erreichten. Der heftig wehende Sirocco trieb uns Wassertropfen ins Gesicht, die Pferde strauchelten auf den glatten Kieseln, traten dort in eine tiefe Stelle, ja erreichten zuweilen nur schwimmend das Ufer. Ein anderes Mal hatten wir die Furth verloren und fanden erst nach halbstündigem Umherirren einen Uebergang. Die Berge, zum Theil sehr hoch, traten, je weiter wir vordrangen, näher zusammen, der eingeengte Fluß brauste immer wilder, und die Passage wurde mehr und mehr bedenklich. Unsere Kleider waren schon gänzlich durchnäßt. Für diese Unbequemlichkeiten belohnte uns jedoch in reichem Maße die wilde Schönheit einer jungfräulichen afrikanischen Landschaft. Die hohen Berge Bu-Missera und Beni Mussa bilden die Wächter an dieser Pforte des Atlasgebirges, andere, nicht niedrigere schließen sich an dieselben an. Bald fesselt eine mächtige Felswand den staunenden Blick, bald ruht das Auge entzückt auf den in reichster Vegetation prangenden Höhen. Mastixbäume, Oliven-, Johannisbrot- und Myrtenbäume, Pinien und Rhododendren bewalden die Berge, die Lorbeerrose spiegelt sich als doppelte Einfassung der Ufer im rauschenden Flusse. Häufig bilden die Berge ein natürliches Thor, das wir passiren mußten, und vor und hinter uns entfalteten sich gleich entzückende Bilder. Keinem Menschen begegneten wir, kein arabisches Dorf war in der Nähe, öde Einsamkeit — nur hoch oben im Aether schwebte kreisend der afrikanische Geier oder lugte aus sicherm Horst auf unübersteiglicher Felswand. Allein das Rauschen des Harrasch unterbrach die melancholische Stille der Natur. Aber er ist ein häßlicher Fluß, dieser Harrasch mit seinem graugefärbten Wasser, das für höchst ungesund gilt. Freilich macht sein metallischer Geschmack es für Menschen und Thiere ungenießbar.

Nach zweistündigem Wege erweiterte sich das Thal, und ein aus dem Flusse emporsteigender Brodem verkündete die Nähe warmer Quellen. Eine ebene Wiesenfläche am rechten Flußufer, während das linke von Felswänden gesperrt bleibt, erlaubte eine schnellere Gangart der Pferde. Wir gelangten alsbald an einen von Olivenbäumen beschatteten Platz, links stand ein schöner Marabuttempel mit der Heilquelle, ganz in Grün versteckt, rechts die Schilfhütte mit einem maurischen Café und einem Spahi als Vorposten des Kaïdi von Hammam Meluane. Wir eilten für jetzt vorbei, um das kleine französische Gasthaus, den Kursaal des afrikanischen Bades, zu erreichen. Die Freunde hatten unsere Ankunft schon angekündigt, und wir fanden ein in solcher Lokalität nicht erwartetes schmackhaftes Dejeuner.

Zunächst mußten wir uns mit Hilfe der freundlichen Wirthsleute vollständig umkleiden, dann gingen wir zur Tafel. Die heiterste Laune würzte das mit allem Luxus der französischen Küche ausgestattete Mahl; französische Weine, selbst Champagner fehlten nicht. Es war fürwahr ein eigenes Gefühl, hier mitten in Afrika, in den Bergen des Atlas, die Annehmlichkeiten europäischen Lebens zu genießen. Wir gedachten in vielen Toasten der Lieben in der Ferne und machten es später zum Gesetz, an der Tafel nur noch in Versen zu sprechen. Endlich weihten wir das Fremdenbuch des Wirthes mit mehr oder weniger geistvollen Bemerkungen ein. Noch nie hatte eine europäische Dame den Harrasch durchritten und Hammam Meluane gesehen. Der alte ehrwürdige Atlas sah ernst herab auf das lustige Völkchen, das in seiner innern Freude auf die Hauptregel in heißen Klimaten, Mäßigkeit in erregenden Getränken, nicht eben zu streng achtete.

Nach dem Frühstück und einem kurzen aber wohlthätigen Schlummer machten wir uns auf zur Besichtigung der Quellen von Hammam Meluane oder „bunten Quellen", so genannt wegen der buntfarbigen Krusten, mit denen sie den Bereich ihres Gebietes überzieht. Sie wird an zwei Orten, einmal in einem steinernen Becken, dann in dem bereits erwähnten Marabut gefaßt. Dieser Marabut, ein nicht eben großes Gebäude, mit einer Kuppel geschmückt, enthält die Hauptquelle. Durch eine Art Vorhalle gelangt man in das vermittelst einer Oeffnung an der Ostseite matt erhellte Innere. Das Auge erblickt, nachdem es sich erst allmälig an die Dunkelheit gewöhnt, eine Art Steinbank, welche die Wand umgibt, darunter das Becken in Form eines länglichen Vierecks, zwei Ellen breit, sechs Ellen lang, anderthalb Ellen tief. Aus einer schmalen Oeffnung strömt das heiße Wasser in das Becken. Beide Quellen vereinigt geben ungefähr 2½ Litres für die Sekunde. Nach einer Berechnung würde diese Wassermenge durch künstliche Hilfe auf 4 Litres für die Sekunde zu bringen und somit für circa 600 Bäder täglich ausreichend sein.

Die Sage erzählt über die Erbauung des Marabut Folgendes:

Ein reicher Bey, dessen Tochter in Folge der Gicht an allen Gliedern lahm war, versammelte die Weisen seines Landes um sich. Auf ihren Rath tauchte man die Kranke in die heißen Wasser von Meluane. Sie genas baldigst, und der glückliche Vater erbaute aus Dankbarkeit das einfache Monument. — Andere Sagen lassen den Tempel unmittelbar als Folge des Gebets eines Heiligen aus der Erde emporsteigen.

Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, ein Bad zu nehmen. Der heiße Brodem benahm mir anfangs fast den Athem, und das Wasser mit einer Temperatur von 40° verbrannte mir die Füße. Heftiger Schweiß und gewaltige Ermattung waren die Folgen des Bades.

Die therapeutische Wirkung der Quelle erstreckt sich wie bei allen Salzquellen namentlich auf Gicht, Rheumatismus, Bleichsucht, Verschleimung, andauernde Magenleiden,

Leber- und Milzleiden, Knochenkrankheiten und Skropheln. Die Geschichte von Hammam Meluane hat sehr viele Beispiele schneller und außerordentlicher Kuren. Man trinkt entweder die Quelle, zwei bis drei Gläser hintereinander, oder badet. Das Bad erfordert, namentlich für vollblütige Personen, ein langsames Betreten, ein nicht zu langes Verweilen. Nach dem Schlaf oder der Mahlzeit zu baden kann augenblicklichen Tod zur Folge haben, wie viele Beispiele beweisen.

Der nach dem Bade ausbrechende heftige Schweiß macht eine Vorsicht gegen Erkältung unerläßlich. Es ist dann zweckmäßig, ein warmes mäßig erregendes Getränk zu genießen.

Hammam Meluane erfreut sich noch nicht des Besuches, den die vorzügliche Beschaffenheit seiner Wasser so wohl verdient. Einmal ist der Weg dahin für die Meisten zu beschwerlich, außerdem entbehrt der Ort selbst noch jeder Bequemlichkeit für die Kranken. Die Badebehältnisse sind klein, die Beschaffenheit der Berge erlaubt keine Anlagen und Promenaden; es fehlt selbst an trinkbarem Wasser in der Nähe. Die Errichtung einer passenden Anstalt, ja selbst die unterirdische Fortführung der Quellen bis Novigo ist vielfach vorgeschlagen worden. Novigo mit seinen geraden hübschen Straßen, dem freundlichen Markte, so herrlich gelegen in der fruchtbaren Metidja, im Süd und West Aussicht auf den Kleinen Atlas, würde allerdings einen reizenden Badeort abgeben. Die Kosten der unterirdischen Wasserleitung berechnet Dr. Berthérand auf 10,000 Frs.

Jetzt sind einzelne Europäer, welche die wenigen Zimmer des sogenannten Hotels in Beschlag nehmen, sowie Soldaten unter Baracken, namentlich aber Juden und Mauren die einzigen Besucher von Hammam Meluane.

Kaum ist die Regenzeit zu Ende, so unternehmen die Araber auf den Rath ihrer Marabuts große Wallfahrten nach Hammam Melnane. Besonders ist der Freitag, der Sonntag der Araber, ein bevorzugter Tag zum Besuch und Gebrauch der Quelle. Dann bietet diese gar manches interessante Bild. Weiße Gestalten liegen überall auf kostbaren Teppichen, durchnäßte Haïks hängen zum Trocknen an den graugrünen Zweigen der Oliven, die klugen, muthigen Rosse weiden, oder beißen und schlagen sich unter lautem Wiehern. Den Frauen ist es vergönnt, zuerst das Bad, den Marabuttempel, zu betreten. Kein muthwilliger Lauscher darf es wagen, sie zu stören; er würde sein Leben gefährden. Auch die französische Regierung setzt strenge Strafen auf die Nichtbeobachtung des sittlichen Anstandes. Die Frauen entkleiden sich alsobald und stürzen sich mit lautem gellenden yu, yu, yu! in die warme Flut. Dann beginnen die religiösen Mysterien.

Man opfert ein lebendes Huhn, dessen Leber und Eingeweide die Flut verschlingt; man brennt Lichter an und erleuchtet die Grotte unter kabbalistischen Gebeten. Man wirft Kleidungsstücke oder Haare von geliebten Personen hinein, oder wickelt sie in Papier und versteckt sie in den Spalten des Gemäuers. Rache, Liebe, Hoffnung auf Gesundheit oder Glück, Alle bringen ihr Opfer, ihr leises Gebet.

Man kleidet sich wieder an, genießt den Kaffee, die Männer rauchen, die Weiber plaudern beiseit, dann kehren Alle zum Duar heim, dem Heiligen der Quelle die dargebrachten Weihegeschenke lassend bis zum nächsten Jahre.

Auch ich verließ jetzt, wohl eingehüllt in wollene Decken, das warme Bad, um im französischen Gasthof meinen „Champoreau", Kaffee und Cognac mit Zucker, einzunehmen.

Die Sonne hatte sich bereits hinter die Berge zurückgezogen, als wir uns auf den Heimweg begaben. Ein arabischer Führer zeigte uns diesmal einen durchaus sichern und bequemern Weg. Wiederum durchschritten wir zehnmal den Harrasch, dann kam die sogenannte Straße, und kaum mehr zu bändigen, trugen uns die feurigen Rosse schnell über Novigo nach Hause zurück.

Kaum in Bnladschurah angekommen, ergriff mich ein heftiger Schwindel, begleitet von Kopfweh und Uebelkeit, so daß ich mich sofort zu Bette begeben mußte. Ich lag die ganze Nacht hindurch in heftigem Fieber und brachte auf diese Art dem Genius von Hammam Meluane meinen Tribut. Meine Frau und die Freunde befürchteten einen Anfall des Klimafiebers, das in dieser Jahreszeit einen durchaus gefährlichen Charakter annimmt. Vor acht Tagen erst hatten wir eine liebenswürdige junge Deutsche, Fräulein Katharine R., Braut eines französischen Offiziers, die ihren brustkranken Bruder nach Algier begleitet, zur ewigen Ruhestätte geleitet. Zwei Tage darauf starb ein junger reicher Engländer, den arabische Studien nach Algerien geführt hatten. Er wohnte mit uns in einem Hause und sein Zimmer lag dem unsrigen gegenüber, in Folge dessen wir in der Nacht vor unserer Abreise fortwährend durch die unheimlichen Anstalten zur Einbalsamirung der Leiche gestört wurden. Beide, das junge Mädchen wie der junge Mann, waren dem Klimafieber erlegen. Sollte ich das dritte Opfer werden? Ich verbrachte eine schreckliche Nacht. Kopfweh peinigte mich furchtbar, trockene Hitze verzehrte meine Kraft, und sank ich in Schlummer, dann weckten mich bald wieder Träume entsetzlicher Art. Allerlei Spukgestalten und sonstige grauenhafte Gebilde einer kranken Phantasie peinigten meine Seele bis zum Tagesgrauen. Der Morgen fand mich zwar sehr ermattet, doch bei Weitem besser. Ein zweiter Anfall des Fiebers ist glücklicherweise ausgeblieben.

Knowles' Fahrt auf dem untern Niger und sein Besuch in Bida, der Hauptstadt des Königreichs Nupe.

Der Dampfer „Investigator" fuhr im September 1864 in der Nigermündung ein, um den schwarzen Bischof Crowther, der zu Missionszwecken Igbebe besuchen wollte, dort ans Land zu setzen. Bis Idda aufwärts sind die Ufer einförmig und flach; weiterhin wird die Gegend wellig und manchmal parkartig; unterhalb der Mündung des Benuë wird das Flußbett felsig, die Berge, z. B. der Oro, Okiri und King Williams Range werden bis 1400 Fuß hoch

und sind bis zum Gipfel bewaldet. Die Hügel sind oben fast tafelförmig gestaltet. Am 8. September war Knowles mit seinem Dampfer in Lukoja, der Niederlassung, welche Dr. Baikie gegründet hat; dieser befand sich damals noch ganz wohl. Lukoja hat eine sehr vortheilhafte Lage oberhalb der Vereinigung des Kowara (Niger) mit dem Benuë (Tschadda); man behauptet auch, sie sei „gesund", jedenfalls kann sie einmal für den Handel mit dem innern Afrika von Bedeutung werden. Der König Masaba, der mohammedanische Beherrscher des Landes Nupe (Nyffi) gab Erlaubniß zur Gründung von Lukoja und ist allezeit Baikie's Freund und Beschützer geblieben. Die Häuser sind die gewöhnlichen, bienenkorbartigen Negerhütten aus gestampfter Erde und mit Schilfdächern. Die Volkszahl ist noch sehr gering und beträgt kaum 100 Köpfe. Baikie las ihnen Sonntags aus der Bibel vor in englischer und in Haussasprache. Lukoja könnte leicht befestigt und auf dem Stirlingberg eine Redoute angelegt werden; diese beherrschte dann den ganzen Strom. Aber der Ort ist heiß, und wegen des 1100 Fuß hohen Lukojaberges können die Südwestwinde ihn nicht erreichen (Igbebe liegt in dieser Beziehung weniger ungünstig). Von Morgens 7½ bis Nachmittags 3½ Uhr darf man sich der Sonne nicht aussetzen und Nachts darf man nicht ausgehen, um den Thau zu vermeiden. (Und solche Gegenden nennt man „gesund"!) September und Oktober sind überdies noch, wie Knowles in seinem Berichte hervorhebt, die kühle Jahreszeit, und um 2 Uhr Mittag zeigte sein Thermometer 96 bis 98° F. im Schatten. Alle paar Tage stellen sich Gewitterstürme ein; sie kommen zumeist aus Nordnordost und gehen über den Benue nach Igbebe hin. — Egga ist der große Elfenbeinmarkt dieser Gegend; Palmöl und die bekannten tropischen Gewächse (Yams, Ananas, Bananen ꝛc.) gedeihen sehr gut.

Am 12. September steuerte Knowles (dessen Bericht in den Proceedings der londoner geographischen Gesellschaft, IX, 2, S. 73 ff. enthalten ist) mit Baikie, welcher den König von Nupe besuchen wollte, stroman nach Egga; während der Fahrt streifte der Investigator einigemal den Grund und am 14. kam er nach Ekpogi (oder Fofo). Anderthalb Miles oberhalb dieses Dorfes, etwa acht Miles von Bida entfernt, mündet in den Kowara ein Fluß, auf welchem man bis Wunagi gelangt. Dieser Fluß war im Jahr 1863 von Lieutenant Gambier und dem Steuermann Adlam befahren worden, und jetzt steuerte Knowles mit seinem Investigator in denselben hinein. Die Eingebornen nennen ihn Tschantschegga; er hat außerordentlich viele Krümmungen und ein höchst verwickeltes Fahrwasser; auf einer Strecke von 20 Miles betrug die Zahl der Krümmungen nicht weniger als 115; auch lief der Investigator mehrmals auf den Grund und war erst am 16. September bei Wunagi. An manchen Stellen ist der Tschantschegga 80, an anderen nur 20 Yards breit.

Knowles hatte einen Boten nach Bida, der Hauptstadt von Nupe, geschickt und dem Könige Masaba seinen Besuch melden lassen. Der freundliche Monarch schickte Pferde und ein Geleit, und am 17. September ritten Knowles, Baikie, Bourchier und einige andere Offiziere nach Bida, wo sie bis zum 26. Abends verweilten. Diese Stadt ist vom König Masaba während der letztverflossenen fünf Jahre gebaut worden; sie liegt in einem Thalgrunde, der von etwa 150 Fuß hohen, tafelförmigen Hügeln umgeben ist; die Umwallung ist 14 Fuß hoch und hat wohl eine deutsche Meile Ausdehnung; vor diesem Erdwall ist ein tiefer Graben gezogen. Die Zahl der Thore beträgt 9, die Einwohnerzahl wird auf 50,000 angegeben, die Häuser oder Hütten sind rund, haben 10 bis 30 Fuß Durchmesser und sind mit Palmblättern gedeckt. Die Gruppe von Hütten, welche des Königs Palast bilden, steht innerhalb einer Umwallung und enthält auch Ställe und Magazine. Masaba ist ein ganz stattlicher Neger, etwa 50 Jahre alt, von recht guter Haltung und angemessenem Benehmen; er unterscheidet sich höchst vortheilhaft von den sogenannten Königen an der Küste und weiter unten im Delta des Stroms. Er ist Mohammedaner und dem Namen nach Vasall des Fulbeherrschers von Sokoto; seine Unterthanen sind Heiden, die Reisenden sahen jedoch in Bida keine Fetische, auch kommen keine Menschenopfer vor. Haussklaverei ist mit dem ganzen Volksleben auf das Innigste verflochten, aber nach auswärts verkauft man keine Sklaven. Es scheint, als ob Unmäßigkeit im Trinken nicht vorkomme, auch sind die Leute nicht ohne einige Betriebsamkeit; sie verstehen sich recht gut auf die Bearbeitung des Eisens, des Leders, der Baumwolle und flechten Matten. König Masaba benahm sich, wie bemerkt, sehr gut und äußerte den Wunsch, in regelmäßige Handelsverbindung mit der Küste zu treten; es werde ihm, sagte er, sehr lieb sein, wenn alljährlich Dampfschiffe mit Gütern nach Lukoja hinaufkämen; man möge dort eine ständige Faktorei errichten. Massaba's Heer war eben auf einem Zuge begriffen, um eine rebellische Stadt zu bezwingen. Dieser König von Nupe strebt offenbar danach, seine Herrschaft immer weiter stromabwärts auszudehnen; er sprach ganz offen aus, daß er in nicht gar langer Zeit Herr des ganzen untern Stromlaufes sein werde.

Der Investigator fuhr am 28. September wieder nach Lukoja und blieb dort vom 5. bis 13. Oktober. Die Station wurde von Lieutenant Bourchier übernommen, und der Maler Robins ist bei ihm geblieben. Baikie wollte nach Europa zurückkehren, starb aber bekanntlich, geschwächt durch das Klima in demselben Lukoja, das er für „gesund" erklärt hatte, unterwegs zu Sierra Leone. Am 18. Oktober war der Investigator wieder in See, ohne während der Fahrt einen Mann verloren zu haben. Knowles besuchte während der Rückfahrt die „Könige" von Igbebe, Idda, Onitscha und Ebu (Aba, Ibu); sie alle versicherten, daß sie Freunde der Engländer seien und lebhaften Handelsverkehr wünschten.

Der Magnetismus der Erde.

Von Dr. H. Birnbaum.

Unter den vielen Kräften und Eigenschaften, welche die Erde als Ganzes betrachtet besitzt, gehört jetzt der Magnetismus zu denen, worauf die Aufmerksamkeit der Gelehrten am meisten gerichtet ist. Die praktische Bedeutung desselben besonders für den Seemann wird schon seit Jahrhunderten sehr hoch geschätzt, aber es fehlt nicht an der wahrscheinlichsten Aussicht, daß diese Anwendbarkeit sich sehr bald noch um ein Bedeutendes steigern werde. Die Männer der Wissenschaften haben gerade auf diesem Gebiete neue Entdeckungen gemacht, welche hierzu volle Berechtigung geben. Aber, damit ein solcher Ausspruch gehörig verstanden und gewürdigt werden kann, ist es nöthig, die Grundzüge des bereits Erforschten zum klaren Erkenntniß gebracht zu haben. Ich will es daher versuchen, Einiges davon zur Mittheilung zu bringen.

Die in ihrem Schwerpunkte aufgehängte und horizontal freischwingende Magnetnadel ist nicht gleichgültig gegen die Weltgegenden. Sie zeigt nach Norden und Süden. Das ist ein so alter Erfahrungssatz, daß man nicht einmal mit Bestimmtheit weiß, wann und wo er zuerst aufgefunden wurde. Man begriff aber auch schon früh die Wichtigkeit dieser Entdeckung für die Weltreisen. Das Aufblühen der Schifffahrt in Portugal, Spanien, Italien, Holland und England steht mit dem Bekanntwerden und Benutzen der Magnetnadel in innigster Beziehung. Ohne dieses Hülfsmittel hätte Vasco da Gama den Seeweg nach Indien nicht auffinden können, und die Entdeckung von Amerika durch Columbus wäre ohne einen solchen treuen Wegweiser nie zu Stande gebracht. Man schätzte die Eigenschaft der Magnetnadel als eine vortreffliche Thatsache, dachte aber lange Zeit gar nicht daran, die Ursache zu erforschen. Und als später die Aufmerksamkeit auf diesen Punkt gerichtet wurde, war man befangen genug, den Grund einseitig in der Nadel selbst zu suchen und allerlei haltlose Hypothesen aufzustellen. Erst vom Jahre 1600 an, als William Gilbert sein berühmtes Werk „de Magnete“ veröffentlichte, gewann die Sache eine sichere Grundlage und einen nationalen wissenschaftlichen Zuschnitt. Er wies darauf hin, daß sich das Richten der Magnetnadel nach Norden und Süden nicht anders erklären lasse, als daß man die ganze Erde als einen Magnet ansähe, der mit seinen Polen auf die Pole der beweglichen Nadel anziehend und abstoßend einwirke. Um diese Ansicht recht anschaulich zu machen und zu bewahrheiten, konstruirte er seine Terrellen aus großen Magnetsteinen, welche im Kleinen ebenso auf die Nadel wirkten, wie die Erde im Großen.

Später überzeugte man sich davon, daß die Axenrichtung der Nadel nicht ganz genau mit der Mittagslinie zusammentreffe. Die Nordspitze zeigte nur an sehr wenigen Orten genau nach Norden, sie wich hier östlich, dort westlich bald mehr bald weniger davon ab, welches die östliche oder westliche Declination des betreffenden Ortes genannt würde. Da man diese Abweichung für jeden Ort noch für eine constante hielt, so kam Halley in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts auf den Gedanken, dieselbe zur Bestimmung der geographischen Länge und Breite zu benutzen. Denn zwischen der Aenderung der magnetischen Declination und der Aenderung der geographischen Orte auf Erden, meinte Halley, bestände eine so feste Wechselbeziehung, daß man mit Zuverlässigkeit von den bekannten einen auf die unbekannte andere zurückschließen könne. Er verfertigte unter dieser Voraussetzung sogenannte magnetische Karten, welche dem Seefahrer ganz vortreffliche Dienste leisteten. Man kannte damals kein Mittel, welches zur vorläufigen Ortsbestimmung so schnell und sicher zum Ziele führen konnte. Auch ist es bekannt, daß man noch jetzt davon Gebrauch macht, obgleich man weiß, wie unzuverlässig die ursprüngliche Halley'sche Voraussetzung ist, und wie oft die Karten verbessert werden müssen.

Aber schon bei dem Einsammeln des Materials zu den beabsichtigten magnetischen Karten überzeugte sich Halley, daß die Declination an mehreren der festen Plätze eine veränderliche sei, daß also seine ursprüngliche Voraussetzung auf keiner ganz richtigen Basis beruhe. Diese Aenderung erhielt den Namen Variation. Da sich aber ergab, daß diese Variation der Declination unveränderter geographischer Orte eine sehr geringe sei, die erst nach einem Zeitraum von mehreren Jahren merklich wurde, so verfolgte er dennoch seinen Zweck und veröffentlichte im Jahr 1700 sein Kartenwerk. Es wurde auch mit großem Beifall aufgenommen. Die sachverständigen Seereisenden konnten davon nicht genug rühmen und wie leicht und ziemlich genau mit Hilfe dieser Karten und der mitgenommenen Magnetnadel die Länge und Breite der unbekannten Orte auf dem Meere zu bestimmen sei. Daß hierbei von keiner astronomisch genauen Lagenbestimmung die Rede sein konnte, verstand sich von selbst, aber auf offener See zum raschen Orientiren wurde diese auch nie beabsichtigt.

Damit hatte man nun den Erdmagnetismus sich auf eine wichtige zweite Weise dienstbar gemacht. Mit Hilfe des Kompaß konnte man in finsteren sternlosen Nächten die Weltgegenden auffinden und das Fahrzeug in die zum Ziele führende Richtung bringen. Und mit Hülfe der magnetischen Karten ließ sich an jeder Stelle des Meeres die zugehörige Länge und Breite ermitteln, und zwar auch ganz unabhängig von dem Sternenhimmel, Chronometer und Winkelmesser. Diese letztgenannten Apparate waren für den Seegebrauch noch in einem so unvollkommenen Zustande, daß die damit gewonnenen Resultate viel unzuverlässiger waren, als die vorhin erwähnten.

In Hinsicht der damals aufgefundenen Variationen wollen wir uns nur Folgendes merken. Auf der Sternwarte zu Paris hatte der große astronomische Geometer Picard 1686 eine westliche Abweichung der Magnetnadel von 4° 34′ gefunden; und 1699 hatte sein eben so berühmter Nachfolger de la Hire die westliche Abweichung 8° 13′ festgestellt. Die Variation betrug also in 13 Jahren schon beinahe 4°. Das gab die Veranlassung zu einer alljährlichen neuen Feststellung, welche 15 Jahre lang mit der größten Schärfe durchgeführt wurde. 1705 betrug die westliche Abweichung 9° 35′, 1710 10° 50′, 1715 11° 10′.

Aus den Annalen der Sternwarte ging übrigens auch noch hervor, daß 1666 die Magnetnadel ganz genau nach Norden gezeigt hatte, und daß vor dieser Zeit die Abweichung östlich gewesen war, im Jahre 1580 habe die östliche Abweichung sogar 11° 30′ betragen.

Auf ähnliche Weise stellte Halley für London folgende Tabelle auf:

1580	wich d. Magnetnadel	10°	15′	östl.	von d.	Mittagslinie	ab,
1622	„ „	„	6°	0′	„	„	„	„
1634	„ „	„	4°	5′	„	„	„	„
1657	„ „	„	0°	0′	„	„	„	„
1672	„ „	„	2°	30′	westl.	„	„	„
1692	„ „	„	6°	0′	„	„	„	„

In Berlin war die Abweichung bis 1670 östlich, später westlich. Seit einigen 40 Jahren hat an den genannten drei Orten die westliche Abweichung ihr Maximum von 20 bis 22° erreicht, sie ist jetzt fortwährend, wenn auch sehr gering, im Abnehmen begriffen. Weitere Angaben bedarf es für unsere Zwecke jetzt nicht, wir werden später auf diesen Punkt zurückkommen.

Sehr großes Aufsehen erregte aber folgende Beobachtung, welche die beiden berühmten Astronomen Celsius in Upsala und Hiorter in Christiania ganz gleichzeitig gemacht hatten. Am 1. März 1741 sah Celsius gegen Mitternacht ein sehr schönes Nordlicht am klaren Sternenhimmel zum Vorschein kommen. Er wollte mit Hilfe der nahestehenden Magnetnadel die Lage des interessanten Phänomens feststellen. Da überraschte es ihn sehr, daß er die Nadel in unruhiger, zitternder, zuckender und schwankender Bewegung begriffen fand. Er versicherte sich sogleich, daß diese Unruhe der Nadel durch keine zufällige Erschütterung veranlaßt worden war, sondern daß sie in innigster Verbindung mit dem Nordlichte selbst stehe. Gerade wie die Strahlen des Nordlichtes in beständiger zitternder, zuckender und schwankender Bewegung begriffen waren, so zeigte auch die Magnetnadel ihre wunderbare Unruhe. Er legte auf diese Beobachtung außerordentlich viel Gewicht und gab darüber einen detaillirten Bericht, welchen er in den Jahrbüchern der Sternwarte zu Upsala zur spätern Beachtung für seine Nachfolger niederschrieb. Dann wollte er davon auch seinem Freunde Hiorter in Christiania eine briefliche Mittheilung machen, doch noch ehe dies zur Ausführung kam, langte ein Schreiben von Christiania an, worin der Freund ihm dieselbe Beobachtung bei demselben Nordlichte zur Anzeige brachte und zugleich die Bitte hinzufügte, daß Celsius sich mit ihm zu einer fernern gemeinschaftlichen Observation des höchst überraschenden Doppelphänomens vereinigen möchte. Diese Vereinigung lag so in der Natur der Wünsche beider großen Männer, daß sie nicht blos sehr innig zu Stande kam, sondern auch vortreffliche Früchte für die Wissenschaft zur Folge hatte. Die Wechselwirkung zwischen dem Nordlichte und dem Erdmagnetismus der Magnetnadel stellte sich bald als eine gar nicht mehr zu bezweifelnde Thatsache heraus. Auch andere Naturforscher der damaligen Zeit machten dieselbe Wahrnehmung. So erzählt Wargantin, daß er am 16. Februar 1749 zu Stockholm ein Nordlicht sah, so schön wie er es je gesehen habe; das Licht ging in großen Säulenstrahlen von SSW. nach NNO. vor und zurück und zeigte die heftigsten Bewegungen über den Zenithpunkt hinaus, wo es gleichsam strahlende Flammen über den größten Theil des Himmels verbreitete. Auf Augenblicke erlosch es, brach dann aber um so lebhafter in neuen Flammen aus. „Während seiner ganzen Dauer ruhte die Magnetnadel nicht einen einzigen Augenblick. Bei einem spätern Nordlichte, am 2. April desselben Jahres, war die Nadel in einer solchen Unruhe, daß der Unterschied zwischen ihrem westlichen und östlichen Stande sogar fünf volle Grad betrug.“ — Sehr viel Aufmerksamkeit widmete Wilcke in Stockholm damals diesem merkwürdigen Naturereigniß. „Ich habe“, sagt er, „alle die Nordlichter aufgezeichnet, die ich selbst wahrgenommen habe, und darunter auch solche, bei welchen die Nadel nicht viel mehr als gewöhnliche Bewegungen zeigte, ob sich gleich die Nordlichter mit Bögen und hellen Flammen ziemlich hoch verbreitet haben. Die Sache verhält sich wirklich so, wie Herr Hiorter sie sehr richtig beschrieben hat. Die Nordspitze der Nadel scheint den Nordlichtern zu folgen und sich nach ihnen zu ziehen. Sind diese einzig oder doch am stärksten im Westen angehäuft und brennend, so wird auch die Nadel nach Westen geführt; strahlen sie wiederum am hellsten in Osten, so weicht auch die Nadel nach dieser Weltgegend hin ab. Die Nadel hat mich oft, zumal wenn sich erst die Lichter entzündeten, von ihrer Lage unterrichtet, daß ich nicht an ihrer Richtigkeit zweifle. Wenn im Gegentheile die Nordlichtwolke sehr niedrig war, oder der Bogen nach der Magnetrichtung gleichmäßig bis über den Zenith emporstieg, und die Flamme sich allenthalben gleich vertheilte, dann wurde die Nadel nicht so stark beunruhigt; dann steht sie oft mit kleinen dichten Schlägen und Bebungen einige Minuten lang still, ist auch gleich der ganze Himmel mit Strahlenschüssen und Blitzen weit über den Zenith hinaus bis nach Süden überzogen. Ein der Nadel Gewohnter bemerkt doch bald ihre beständige Unruhe, und selten läuft es ohne ungleiches Vertheilen der Flamme ab, welches sich dann sofort durch größere Veränderungen zu erkennen gibt.“

Später wurden auch noch viele andere Stimmen laut, welche das merkwürdige Phänomen mit lebhaften Ausdrücken beschrieben, aber es fehlten auch die Zweifler nicht, und unter diesen war es vorzugsweise van Swinden, welcher in seiner gekrönten Preisschrift behauptete, daß der Zusammenhang zwischen den Schwankungen der Magnetnadel und dem Nordlichte keine so ausgemachte Thatsache sei, wie man gewöhnlich annähme, und er zählte sehr viele Beispiele auf, wo das eine ohne das andere zum Vorschein gekommen sei. Es sei zum Beispiel bei dem am 18. Januar 1770 zum Vorschein gekommenen Nordlichte zu Berlin auch nicht die kleinste Unruhe an der Magnetnadel beobachtet, während sie zu Tyrnau in Ungarn und auch in Jena sehr auffallend wahrnehmbar gewesen sei. Er habe die Schwankungen der Nadel sehr oft einige Tage vor dem Auftreten des Nordlichtes und auch nachher wahrgenommen, während bei dem wirklichen Auftreten des Polarlichtes die Nadel in Ruhe verblieben wäre. Diese Einrede wurde indeß doch bald wieder beseitigt durch eine große Menge von sachverständigen Beobachtungen, welche für die Sache sprachen. Hier war es besonders unser großer Alexander v. Humboldt, der durch seine Beobachtungen die ursprüngliche Ansicht als vollkommen richtig erwies. Am 20. Dezember 1806 zeigte sich ein sehr schönes Nordlicht, und da sah er zugleich eine auffallende Unruhe in der Magnetnadel; dabei war es merkwürdig, daß das in NNW. stehende Meteor den Nordpol der Nadel abstieß, denn statt nach Westen vorzuschreiten, ging die Nadel vielmehr nach Osten zurück. Zugleich stellte sich auch eine Abnahme der Intensität des Erdmagnetismus heraus, welche er daraus erkannte, daß für dieselbe Zeiteinheit die Zahl der Schwingungen der Magnetnadel kleiner geworden war. Mit dieser Beobachtung stimmte auch eine andere von Schübler genau über-

ein, die während eines Nordlichtes angestellt wurde, das am 8. Februar 1817 sichtbar war.

So interessant der Gegenstand auch auftrat, so wurde er dennoch von den Fachgelehrten nicht mit dem andauernden Eifer verfolgt, als ursprünglich Aussicht dazu vorhanden gewesen. Man konnte die Ursache der Erscheinung nicht auffinden, auch zeigte sich noch von keiner Seite die Aussicht auf eine praktische Verwerthung der Thatsache, wodurch bekanntlich alle neuen Entdeckungen erst Bedeutung und eine belebende Triebfeder zur weitern Untersuchung erhalten.

Mittlerweile waren die magnetischen Karten von Halley nach und nach so unrichtig geworden, daß man sich gar nicht mehr nach ihnen richten konnte. Die Declination der Magnetnadel war an vielen Orten um 4 bis 5° anders geworden, als die Karten voraussetzten. Die Variationen drängten sich so mächtig vor, daß man die ursprüngliche Declination davor kaum noch erkennen konnte. Es entstand daher der allgemeine Wunsch, daß ein anderer Mann von Fach die Sache aufs Neue in die Hand nehmen und den Seefahrern wieder ein Werk liefern möchte, das wenigstens eben so zuverlässig sei, als früher die Halleysche Arbeit. Es war dies am Schlusse des vorigen Jahrhunderts; Halley lebte schon lange nicht mehr. Da entschloß sich Hansteen zu Christiania dazu, die Hand zur Abhilfe des so empfindlich gefühlten Mangels zu bieten. Es war dies kein kleiner Entschluß, denn die Arbeit mußte den Fortschritten der Zeit entsprechen und war auch durch das Einsammeln, Ordnen und Verwenden des Materials eine Zeit raubende und sehr beschwerliche. Dies schreckte ihn aber nicht ab, und er brachte sehr hochherzig und edel 20 Jahre seines Lebens der würdigen Lösung dieser Aufgabe zum Opfer. Er wurde erst 1819 mit dem ganzen Werke fertig. Aber durch das so andauernde Verweilen bei demselben Gegenstande lernte er denselben auch sehr genau kennen und wußte zuletzt am besten gerade die Punkte zu bezeichnen, wo Nachforschung noch am wünschenswerthesten war. In dem berühmten Nachworte des großen Werkes machte er auch darauf aufmerksam, daß in Zukunft die von ihm und Halley durchgeführte Arbeit noch öfter wiederholt werden würde, da die Declination der Magnetnadel Variationen unterworfen sei, welche mit den Jahren zu Ungenauigkeiten der Karte führten; es sei aber nicht gut, sie von einer Hand durchführen zu lassen, weil sie sonst nicht so rasch zu Stande gebracht werden könnte, als es die Natur der Sache verlange; auch wäre es wünschenswerth, daß die Durchführung kein Privatwerk bleibe, sondern einer Regierung oder einer großen Corporation übergeben werde, denn die dazu erforderlichen Mittel überstiegen bereits die Kräfte eines Einzelnen. Dies Wort blieb auch nicht unbeherzigt. Die englische Nation begriff sogleich, daß dasselbe gerade für ihren Seeverkehr eine sehr bedeutungsvolle Wahrheit enthielt, daß es ihr zukäme, dabei mit Hochherzigkeit voranzugehen. Daher kam es denn, daß Barrow, der Präsident der königlichen geographischen Gesellschaft zu London, den Antrag stellte, daß man ein solches erdmagnetisches Kartenwerk, welches den Seefahrern zur leichten Ortsbestimmung dienen könnte, von zehn zu zehn Jahren neu herausgebe, und zwar mit Hilfe mehrerer tüchtigen Kräfte, die durch Staatsmittel für ihre Arbeit belohnt würden. Der Antrag erhielt seine ungetheilte volle Beistimmung nicht blos von Seiten der Societät, sondern auch von der Regierung. So steht nun die Angelegenheit zum Segen für alle seefahrenden Nationen noch heute. Man erkennt und schätzt das Gute in einem solchen Hilfsmittel und sucht es würdig zu erhalten.

Uebrigens ließ man auch das Beobachten und Nachforschen der übrigen Eigenschaften des Erdmagnetismus nicht ruhen, und es waren vorzugsweise Arago und Alexander v. Humboldt, welche sich zu Paris mit der Sache beschäftigten. Eine genau eingerichtete Magnetnadel der pariser Sternwarte wurde täglich in bestimmten Terminen beobachtet und das Resultat in einem Tagebuche notirt. Da kam es nun auch öfter vor, daß man die plötzliche Unruhe der Nadel wahrnahm, ohne Gelegenheit gehabt zu haben, das zugehörige Nordlicht beobachten zu können, und es erregte große Freude, nach später einlaufenden Berichten in Erfahrung zu bringen, daß das vermuthete Phänomen an nördlicheren geeigneteren Orten wirklich gesehen worden sei. Diese und ähnliche Wahrnehmungen führten natürlich zu der Vermuthung, daß die Unruhe der Magnetnadel während eines Polarlichtes keine lokale, sondern eine ganz allgemein verbreitete sei. Es war nur nöthig, daß man dem Gegenstande eine recht vielseitige Aufmerksamkeit schenkte. Hierauf wies aber auch Hansteen in seinem berühmten Nachwort zu seinem Kartenwerk hin und zwar in sehr energischen Ausdrücken. „Europa's Mathematiker", sagt der berühmte Gelehrte, „haben seit Keplers und Newtons Zeiten sämmtlich die Augen gen Himmel gekehrt, um die Planeten in ihren feinsten Bewegungen und gegenseitigen Störungen zu verfolgen; es wäre zu wünschen, daß sie jetzt eine Zeitlang den Blick hinab in den Mittelpunkt der Erde senken möchten, denn auch allda sind Merkwürdigkeiten zu schauen. Es spricht die Erde mittelst der stummen Sprache der Magnetnadel die Bewegung im Innern aus, und verstünden wir des Polarlichtes Flammenschrift recht zu deuten, so würde sie für uns nicht weniger lehrreich sein. Der Zusammenhang der Meteorologie mit dem Polarlichte, folglich mit den magnetischen Kräften, springt in die Augen; eben so merkwürdig ist die Gleichheit zwischen Humboldts isothermischen Linien und den magnetischen Neigungslinien."

Der freimüthige Ausspruch Hansteens hat Wunder gethan. Die gesammte Untersuchung des Erdmagnetismus wurde dadurch nicht blos sehr belebt, sondern auch auf einen viel zuverlässigeren wissenschaftlichen Boden verpflanzt. Humboldt und Arago hätten Hansteens Vorwurf eigentlich übel nehmen können, da sie sich schon seit Jahren mit ihrem ganzen Eifer dem Erforschen des Erdmagnetismus zugewandt hatten, und ihre Wirksamkeit nun mit einem Schlage für Null erklärt wurde. Sie thaten dies aber nicht, sondern sprachen es offen aus, wie der große Norwege ihnen ganz aus der Seele geredet habe und es in der That nöthig sei, daß die astronomischen Gelehrten ihr Wissen und Forschen dem Magnetismus der Erde zuwendeten. Das Ansehen dieser beiden durch vielfache gemeinschaftliche Arbeiten berühmt gewordenen Gelehrten wirkte mächtig auf den Geist ihrer Fachgenossen. Von allen Seiten kam man ihnen bereitwillig entgegen. Die Sache würde aber dennoch von keinem großen Erfolge gewesen sein, wenn nicht von einer andern Seite eine neue Entdeckung hinzu gekommen wäre, welche den Gegenstand in eine ganz andere Lage gebracht hätte, von wo aus das Erforschen ein viel lebhafteres Interesse gewann, weil

damit zugleich die Aussicht auf eine praktische Verwerthung eröffnet wurde.

Diese neue Entdeckung ward von Hans Oersted in Kiel gemacht und im Jahre 1820 veröffentlicht. Er hatte nämlich gefunden, daß in dem Drahte, welcher eine galvanische Batterie zum Schlusse brachte, jedesmal eine sehr starke magnetische Kraft erweckt wurde, als wenn der Draht selbst plötzlich ein kräftiger Magnet geworden wäre. Auf die Materie des Drahtes kam es dabei gar nicht an, er konnte von Kupfer, Messing, Silber, Gold, Platin u. s. w. sein. Und was die magnetische Wirkung betraf, so überstieg sie nicht blos die erdmagnetische Kraft, sondern auch die alten künstlichen Magnete. Man kann sich leicht denken, daß diese Entdeckung sehr großes Aufsehen erregte. Denn nicht blos, daß man hier in Stoffen, von denen man es früher für unmöglich gehalten hatte, Magnetismus erzeugen konnte, sondern, daß dieser Magnetismus elektrischen Ursprungs sei. Die Aehnlichkeit der Wirkung zwischen Elektricität und Magnetismus war allerdings längst erkannt; man hatte sogar eine gewisse Verwandtschaft zwischen beiden vermuthet, aber auf eine so innige gegenseitige Beziehung zwischen ihnen war Niemand gekommen. Man wußte, daß auf Fahrzeugen, welche das Unglück gehabt hatten, vom Blitz getroffen zu sein, die Magnetnadel ihre Kraft oft ganz verloren oder ihre Polarisation geradezu umgekehrt hatte, also mußte in dem elektrischen Fluidum offenbar etwas Magnetisches gewirkt haben, man konnte es sich aber nicht erklären, wie dies möglich geworden sei. Mit Oersteds Entdeckung erhielt man auf einmal Licht in der bis dahin dunkeln Sache.

Daß das Ablenken der Magnetnadel in dem Schließungsdrahte der Volta'schen Säule kein zufälliges sei, sondern an bestimmte leicht festzustellende Gesetze gebunden sei, erkannte schon Oersted und wußte dies durch Versuche zu bewahrheiten. Indeß haben auch Ampere, Arago, Schweiger große Verdienste, das Prinzip der Gesetzmäßigkeit zu vereinfachen und auf ein zuverlässiges Maß zurückzuführen. Besonders war es Schweiger in Halle, welcher erkannte, daß der Schließungsdraht in Form von isolirten Kreiswegen die im Innern freischwingende Nadel um so stärker afficire, als die Zahl der Ringe sich vermehre, wodurch er zur Erfindung des Galvanometers geführt ward, der in dieser Lehre so hohe Bedeutung gewonnen hat. Dann machte Oersted noch die wichtige Entdeckung, daß die Länge des Schließungsdrahtes keine wahrnehmbare Aenderung in der ablenkenden Kraft auf die Magnetnadel ausübe, daß die Sache sich wesentlich noch eben so verhielte, wenn auch der Draht meilengroße Länge besäße. Und damit wies er seiner Entdeckung schon die große Zukunft für den elektrischen Telegraphen an. Aber auch Sturgen in England und Arago in Paris entdeckten den Elektromagnet, wobei ein Kern von weichem Eisen, um welchen der isolirte Schließungsdraht der galvanischen Batterie gewickelt war, eine mehr als hundertmal vergrößerte Tragkraft an den Tag legte. Da diese Kraft in einem verhältnißmäßig sehr kleinen Raume die des Dampfes an Stärke noch überbot und dabei frei war von den vielen Gefahren, welche die Anwendung des Dampfes damals noch mit sich führte, so war es natürlich, daß man sogleich daran dachte, dieselbe zur Bewegung von Maschinen zu benutzen. Diese Versuche führten allerdings nicht zu dem gehofften Ziele, aber sie waren die Veranlassung zu einer fast noch wichtigern andern Entdeckung und Erfindung. Jacoby in Dorpat brachte dadurch die Galvanoplastik zu Stande.

Oersteds Entdeckung hatte also große Folgen, und das nicht blos für die Wissenschaft an sich, sondern auch fürs praktische Leben, wonach, und sicher mit Unrecht, das gebildete Volk den eigentlichen Werth ermißt. Dies Alles sieht nun aber aus, als wenn es mit dem Erforschen des Erdmagnetismus wenig oder gar nicht in Verbindung stehe; das war allerdings ursprünglich auch wirklich der Fall, jetzt ist indeß die Sache eine ganz andere geworden, und es fehlt die sehr wichtige Anwendung auf unsern Gegenstand nicht.

Aus allen Erdtheilen.

Fortschritt in der Capcolonie. Die „Cape and Natal News" melden, daß jetzt eine regelmäßige Dampferlinie zwischen Capstadt und Plymouth an der Ostküste eingerichtet worden ist; die Schiffe fahren in jedem Monat zweimal und sollen späterhin bis zur Algoabay in der Ostprovinz und bis East London im britischen Cafraria gehen. Es ist auch im Plane, die Linie von Port Natal bis zur Insel Mauritius im Indischen Ocean zu verlängern, wodurch die Capcolonie in raschere Verbindung mit Indien, China und Australien käme. Nicht minder gedenkt eine Compagnie Dampfer nach Quillimane, Mosambik und überhaupt nach den portugiesischen Häfen der Ostküste gehen zu lassen, um in diese mehr Leben zu bringen.

In Bezug auf den Handelsverkehr steht jetzt Port Elisabeth in vorderster Linie, dann folgt die Capstadt, Mossel Bay, Simons town, Beaufort und Port Alfred. Die Einfuhren im britischen Südafrika haben im Jahr 1864 nicht weniger als 61,791,000, die Ausfuhren 59,875,000 Frcs. betragen, beinahe 15 Millionen mehr als im Jahre vorher.

Im Natallande richtet eine ansteckende Krankheit, welche man als Imfu bezeichnete, große Verheerung unter den Eingebornen an; sie gleicht in mancher Beziehung der Cholera; es waren aber nur zwei weiße Leute derselben erlegen, während ganze Kaffernkraals ausgestorben sind.

Achtzehn Projekte für einen interoceanischen Kanal durch die Landenge von Darien. Wir erwähnten jüngst (Globus VIII, S. 223), daß L. Oliphant den Bayanosfluß (den Chepo), welcher 30 Miles westlich von Panama in den Stillen Ocean fällt, für geeignet halte, bei der Anlage eines Kanals durch den Isthmus benutzt zu werden. Doch hat dieser Plan Widerspruch gefunden, gleich allen anderen, welche bisher aufs Tapet gebracht worden sind. Diese wurden von V. A. Malte-brun im Bülletin der pariser geographischen Gesellschaft zusammengestellt.

1. Golf von Tehuantepec, vermittelst des Goazacoalcos und Rio chicapa.

2. Golfo dulce, Rio cabajon.

3. Rio San Juan, Nicaraguasee, Rio Tipitapa, Managuasee, Fonsecabay.

4. Rio San Juan, Nicaraguasee, Rio Tipitapa, Managuasee, Hafen Realejo.

5. Rio San Juan, Nicaraguasee, Rio Tipatapa, Managuasee, Rio Tamarinda.
6. Rio San Juan, Nicaraguasee, Port Brito.
7. Rio San Juan, Nicaraguasee, Rio Lajas, der Hafen San Juan del Sur.
8. Rio San Juan, Nicaraguasee, Rio Savoa, Salinasbay.
9. Rio San Juan, Nicaraguasee, Rio Nino, Rio Tampisque, Golf von Ticoya.
10. Rio San Juan, Rio San Carlos, Golf von Ticoya.

Alle diese Projekte, den Rio San Juan für einen Kanal durch Nicaragua zu benutzen, waren vollkommen unpraktisch. Der Fluß hat eine Mündung, die während der letztverflossenen Jahre so sehr versandete, daß man jetzt, 1865, bei niedrigem Wasserstande von einem Ufer zum andern über die Barre gehen kann. Der Hafen San Juan de Nicaragua, der überhaupt nur eine sehr unsichere Rhede war, ist dadurch unbrauchbar geworden.

11. Rio Trinidad, Rio Caymeto (Isthmus von Panama).
12. Rio Chagres (Isthmus von Panama).
13. Von Limon- oder Narybay nach Panama.
14. Port San Blas und Rio Chepo (Isthmus von Panama).
15. Port Escoces oder Caledoniabay, Rio Chucanuma, Rio Savana, Golf von San Miguel.
16. Golf von Darien, Rio Arquia, Rio Tayra, Golf von San Miguel.
17. Golf von Darien, Rio Atrato, Rio Truando, Humboldsbay.
18. Golf von Darien, Rio Atrato, Rio Tapipi, Cupicabay.

Zur Kennzeichnung der Zustände in Nordamerika. Die Volksmenge in den Vereinigten Staaten zerfällt bekanntlich in eine Menge sehr verschiedener Bestandtheile, und schon vor Jahren hat auch Franz Löher darauf hingewiesen, daß das irisch-keltische Element außerordentlich stark sei; sehr viele Eigenthümlichkeiten desselben machen sich auch im öffentlichen Leben geltend, in welchem das alte angelsächsische Element mehr und mehr zersetzt wird. Von einer homogenen Nation ist in jenem Lande keine Rede.

Als die Leiche des ermordeten Präsidenten Lincoln in Neuyork ausgestellt war, hatte man große Begräbnißfeierlichkeiten veranstaltet. Die Anordnung derselben war den irländischen Mitgliedern des Stadtraths übertragen worden. Nun haben die Irländer in Masse einen unüberwindlichen Widerwillen gegen die Neger, welche aber auch an dem großen Zuge Theil nehmen wollten, obwohl Lincoln ihnen einst erklärt hatte, sie seien ein Unglück für das Land und man wünsche, die Schwarzen sobald als irgend möglich los zu sein. Die Stadträthe erklärten, die weißen Genossenschaften würden großen Anstoß nehmen, mit Schwarzen gemeinschaftlich aufzuziehen. Die Neger aber telegraphirten nach Washington, und der Kriegsminister Stanton verwandte sich dafür, daß sie im Zuge figuriren dürften. Nun wurden die Neger allerdings, 250 Mann stark, zugelassen, mußten aber die allerletzten im Zuge sein. Als sie durch die fünfte Avenue zogen, wo die Millionäre wohnen, welche durch den Krieg und durch Lieferungen ꝛc. noch reicher geworden sind, wurden die „schwarzen Brüder", mit einem wahren Furore des Beifalls begrüßt; der „Nigger" ist jetzt in der Mode, besonders bei den „Ladies". Allerdings waren die „amerikanischen Bürger afrikanischer Abkunft" einigermaßen erstaunt über diese Popularität in einer Stadt, wo doch sonst die Ausschließlichkeit im geselligen Verkehr dem Neger gegenüber ganz dieselbe ist wie seither; und die Zeitungen erinnern daran, daß in dieser Stadt Neuyork vor zwei Jahren eine große Razzia gegen die armen Neger unternommen worden ist, bloß weil sie schwarz waren, daß man sie mit Knütteln auf den Straßen todt schlug und an Laternenpfähle hing. Daß Bestrafung für solche Barbareien erfolgt sei, haben wir nicht gelesen. —

Wir haben neulich aus amtlichen Quellen nachgewiesen, daß gerade die Abolitionisten, Leute aus den Nordstaaten, welche als Günstlinge der Regierung confiscirte Plantagen bewirthschaften, mit den angeblich freien Negern ungleich härter verfahren, als das jemals von Seiten der Sklavenbesitzer der Fall gewesen. Sie beuten den „freien" Neger unbarmherzig aus, geben ihm jämmerlich niedrigen Arbeitslohn und haben ihn unter die Gewalt des Profossen gestellt, welcher die Zwangsarbeit überwacht. Das ist, wie wir gezeigt, in Louisiana der Fall. In anderen Staaten begibt sich genau dasselbe. Das Folgende entnehmen wir, wohlgemerkt, einem abolitionistischen Blatte, dem „Boston Courier" vom 4. März 1865:

„Wie streng und hart die Besitzer ihre Neger im Süden behandeln, kann man ersehen aus den Mittheilungen des Herrn E. F. Philbrick, der Baumwollenaufseher auf der St. Helena-Insel in Südkarolina ist. (Diese Insel war von Nordländern in Besitz genommen, welche die Baumwollenplantagen für ihre Rechnung betrieben.) Sein Brief steht in der „Neuyork-Post". Philbrik hatte 400 schwarze Arbeiter zu beaufsichtigen, und er schreibt Folgendes: — Viele haben durchgängig an jedem Tage doppelt so viel Arbeit verrichten müssen, als früher (von ihren Besitzern, den geflüchteten oder vertriebenen Sklavenhaltern) von ihnen verlangt wurde, wie sie sagen, ohne dabei sich sehr angestrengt zu fühlen. — Nun fragen wir, welcher nördliche freie weiße Arbeiter könnte doppelt so viele Arbeit am Tage verrichten, ohne sich ermüdet und überbürdet zu fühlen? Philbrick ist so viel und so weit Abolitionist als sich mit praktischem Talente (!) verträgt; sein Bericht enthält überhaupt manche Nachweisungen, die wohl zu beherzigen sind, schon weil sie aus einer solchen Quelle fließen. So hat z. B. Hr. Philbrick, den abolitionistischen Annahmen entgegen, sich überzeugt, daß „die natürliche Tendenz des befreiten Negers dahin geht, zufrieden zu sein, wenn er nur die einfachsten Bedürfnisse befriedigt hat, und das letztere kann er in den südlichen Staaten vermittelst einer sehr geringen Summe von Arbeit". Hr. Philbrick meint, man könne das ändern, wenn man es mache wie mit dem bekannten Bündel Heu, welches man vor dem Esel hin und her schwingt, aber so, daß er nicht anbeißen kann, aber dem Heu, das er doch gern fressen möchte, nachläuft. Er meint weiter, man müsse dem Neger billige Waaren vorhalten und damit neue und civilisirte Bedürfnisse in ihm aufstacheln; so erwecke man in ihm Liebhabereien, die er dann gern befriedigen wolle. Wir aber meinen, Hr. Philbrick bedürfe nur einer etwas längern Erfahrung, um sich zu überzeugen, daß sein Heubündelsystem weder andauernd noch sicher wirken werde."

So weit das bostoner Blatt. Die ganze Mittheilung ist charakteristisch; auch sie zeigt, wie die in pseudophilantropischer Lüge gefärbten abolitionistischen Lumpen und Lappen einer nach dem andern herunterfallen. Und welch ein Eingeständniß, daß die im Besitz der Abolitionisten befindlichen schwarzen Leute doppelt so viel arbeiten müssen, als bei den Sklavenhaltern, und daß diese doppelte Arbeit ihnen nicht zu viel sei! Wo bleiben da die Deklamationen von „Ueberbürdung"? —

In den Monaten April und Mai hat sich in vielen Gegenden der Nordstaaten ein Geist roher Gewaltthätigkeit und wildester Zuchtlosigkeit gezeigt. Die öffentlichen Blätter haben sich zum Theil stark einschüchtern lassen, denn es ist gefährlich, das Mißvergnügen des politischen Mob auf sich zu ziehen, und mit der Freiheit der Rede steht es auch bedenklich genug. Wer von der Meinung des Mob abweicht, ist seines Lebens nicht sicher; die Brutalitäten kommen auch nicht etwa vereinzelt, sondern in großer Menge vor, und zwar zumeist wegen verschiedener politischer Ansichten. Es ist merkwürdig, wie furchtsam und lammszahm gerade Blätter der zu Grunde gerichteten demokratischen Partei sind, z. B. die deutsche neuyorker Staatszeitung, wie die sich dreht und windet und die Machthaber, welche früher von ihr angegriffen wurden, mit Sammethänden schmeichelt. Allerdings ist es in dem freien Amerika, welchem bei uns in Deutschland der unverbesserliche Sympathiemichel so zärtliche Liebe zuwendet, weil er wähnt, dort drüben sei ein „Land der Freiheit"; in dem freien Amerika, sagen wir, ist es gefährlich, eine freie Meinung zu äußern. In Pennsylvanien z. B. gehören die beiden Brüder Ingersoll zu den geachtetsten Männern im Staate. Einer derselben hatte in einer Rede geäußert, daß die Bundesregierung sich verfassungswidrige Ein- und Uebergriffe zu Schulden kommen lasse, indem sie die Rechte der Einzelstaaten (state rights) beeinträchtige, und diese Staatenrechte seien doch die Grundlage der amerikanischen Freiheit. Er hatte ferner geäußert, die Steuerlast sei so drückend, daß sie eine schwere Bürde für das Volk geworden. Wegen solcher Aeußerungen wurde er von den Lincoln-Johnsonleuten auf offener Straße überfallen und fast zu Tode geprügelt. Ein Zeitungsredakteur, Shaw, ist wegen ähnlicher Aeußerungen ermordet worden. Der vormalige Bundespräsident Pierce entging demselben Schicksale nur durch seltenen Muth, große Geistesgegenwart und einen Zufall. — Solche Zustände haben in der That ein hohes Anrecht auf die Sympathie der „Freiheitsfreunde" in Deutschland! Aber es wird die Zeit kommen, in welcher die Schuppen auch diesen Leuten von den Augen fallen, und dann werden wir die berühmte Redensart hören: „Ja, wer hätte das gedacht?"

Die alten Missionen der Jesuiten in Paraguay. Wir können nicht umhin den Jesuiten des vorigen Jahrhunderts nachzurühmen, daß sie in Bezug auf die amerikanischen Indianer ein tiefes ethnologisches Verständniß gehabt haben. Sie wußten sehr wohl, daß der Waldindianer ganz anders von der Natur angelegt ist als z. B. der Europäer, und daß man mit jenem nicht in derselben Weise umgehen kann, wie mit diesem. Es war ihre Absicht nicht, den Indianer auszurotten, sie behandelten ihn nicht, wie die Yankees thun, als „rothes Ungeziefer" (red vermin), sondern als einen minderjährigen Menschen, den sie unter eine, allerdings eigenthümliche Vormundschaft stellten. Im vorigen Jahrhundert begriff man in dieser Beziehung die Jesuiten nicht, in unseren Tagen fängt man an ihr Verfahren zu würdigen. Wir wissen jetzt, daß sie sich viele Maximen der peruanischen Inkas aneigneten, und daß dabei ihre Missionen gediehen. Wer mit den südamerikanischen Verhältnissen einigermaßen vertraut ist, weiß sehr wohl, daß die Indianer unter den Inkas sich in einer ungleich bessern Stellung befanden, als seit ihrer Unterjochung durch die spanischen Barbaren.

Vor einigen Wochen hat Martin de Moussy, der einige Jahrzehnte in Südamerika gelebt und das bei weitem vollständigste und beste Werk über die La Plata-Länder geschrieben, eine Denkschrift über den Verfall der Jesuitenmissionen veröffentlicht, welche den Gegenstand eingehend behandelt. Das von den Jesuiten befolgte System, sagt er, beruhete auf Communismus. Jede einzelne „Reduction" (Gemeinde) stand unter zwei „Vätern"; der eine derselben, der Curate, war mit den weltlichen Angelegenheiten vertraut und auch Arbeitsdirektor der Genossenschaft; der andere verwaltete das geistliche Amt und die Seelsorge. Das würdige Auftreten und der untadelhafte Wandel sicherte ihnen die volle Achtung und den unbedingten Gehorsam der Guarani-Indianer. Die Väter selbst verließen ihre Wohnung, das „Collegium", nur, wenn das unbedingt nöthig war, erschienen öffentlich nur in kirchlichen Angelegenheiten und führten die Verwaltung unter Beihilfe eines Corregidor, eines Alcalden und mehrerer Beisitzer, die allesammt Indianer waren. In der Kirche sah man sie stets von einem zahlreichen Gefolge von Assistenten und Chorknaben umgeben, die sehr anständig gekleidet waren. Kein Frauenzimmer durfte das Collegium betreten und kein Vater ging in die Wohnung eines Indianers; nur allein in der Kirche wurde gebeichtet. Die Kranken wurden in ein Spital gebracht und dort von den Vätern besucht. Ueberall in der Gemeinde wurde der größte Anstand beobachtet; die Frauen spannen und webten Baumwolle. Die Kleidung bestand für die Männer aus Hemden, Beinkleidern, Mantel und Mütze; die Frauen trugen langes Hemde mit Gürtel und einen Rock. Die Männer wurden zum Handwerk angehalten, und die Erzeugnisse der Arbeit wurden im Gemeindemagazin gelagert und je nach Bedürfniß an die Einzelnen vertheilt. Alle waren gleichgestellt und gleichberechtigt; für die Alten und die Waisen wurde ausreichend gesorgt; es herrschte in der That allgemeine Gleichheit.

Solch ein System mag uns seltsam erscheinen, aber die Väter waren von der Ueberzeugung durchdrungen, daß es für die Guaranis am besten und zweckmäßigsten sei. Auch zeigten sich die Indianer mit demselben so völlig zufrieden, daß sie den Verlust ihrer Direktoren bitter beklagten. Nach Vertreibung der Jesuiten versuchten die Spanier das System beizubehalten, und im Wesentlichen hat es in Paraguay bis 1848 bestanden. Als es dann abgeschafft wurde, zerstreute sich ein Theil der noch in den Reductionen übrigen Indianer.

Die Jesuiten ließen den Ueberschuß der Produktion auf Guaranibooten nach den Häfen am La Plata bringen und dafür europäische Waaren einkaufen. So konnten sie die Kirchen reich ausschmücken, während die Väter in ihrem Collegium ein strenges und nüchternes Leben führten. Sie regierten ihre Indianer mit väterlichem Wohlwollen, benutzten ihre Kräfte und Fähigkeiten sorgsam für die Arbeit und ergötzten die Leute durch Ceremonien und öffentliche Aufzüge, welche den „großen Kindern" Freude machten. Selbst die Arbeit wurde zu einer Festlichkeit. Die Arbeiter zogen gemeinschaftlich aufs Feld, wo das Bild des Heiligen in einer Laubhütte aufgestellt wurde. Nach gethaner Arbeit, die nie länger als einen halben Tag dauerte, zogen sie unter Musik heim. Die Frauen tanzten nicht, die Männer aber hatten Kriegstänze, welche unter Aufsicht der Gemeindebehörden öffentlich aufgeführt wurden. Am Schlusse der Festlichkeiten wurde allemal ein Feuerwerk abgebrannt. —

So weit Moussy. Sir Woodbine Parish, ein englischer Protestant, der lange als Diplomat am La Plata gelebt, sagt: „Die Jesuiten machten ein Experiment in großem Maaßstabe, das der reinsten christlichen Gesinnung entsprang; sie wollten Horden wilder Menschen sittigen und nützlich machen, die sonst gleich den anderen Eingebornen elend zu Grunde gegangen wären, entweder durch Krieg oder als Sklaven der europäischen Ansiedler. Der große Erfolg, welchen sie erzielten, erregte Haß und Eifersucht, und man brachte tausend abgeschmackte Geschichten über die angeblichen politischen Pläne der Jesuiten in Umlauf, die unglücklicherweise nur allzu leicht Glauben fanden. Als man die Väter den Indianern entriß, wollte ihre Trauer und ihr Wehklagen kein Ende nehmen. Sie erboten sich, einen größern Tribut an Spaniens König zu zahlen, wenn man die Väter ihnen lassen wolle."

Es war in den Missionen eine eigenthümliche Art von Halbcivilisation geschaffen worden, welche dem Kulturwerthe jener Indianer damals angemessen war.

Die Deutschen in Cincinnati. Benno Speyer erzählt von denselben in seiner so eben in jener Stadt erschienenen Broschüre: „Statistik des Staates Ohio und der Stadt Cincinnati, 1865": In der Richtung von Osten nach Westen wird die Stadt ungefähr in der Mitte von dem Little Miami Kanal durchschnitten, der dann, nachdem er eine Strecke lang westlich gelaufen ist, in fast nördlicher Richtung die Stadtgrenze überschreitet. Der südlich und westlich von diesem Kanale begrenzte Stadttheil wird fast ausschließlich von Deutschen bewohnt. Der amerikanische Volkswitz hat deshalb diesen Kanal den „Rhein" und den Stadttheil „over the Rhine" oder „little Germany" getauft. Dieser Name ist in der That bezeichnend, denn man glaubt sich wirklich in eine deutsche Stadt versetzt, sobald man den „Rhein" überschritten hat. Man hört dort kaum etwas Anderes als Deutsch, die Geschäftshäuser tragen deutsche Inschriften, und wenn das Alles noch nicht genügte, so würde der Umstand, daß sich etwa in jedem dritten Hause ein Bier- oder Weinlokal befindet, einen jeden Ethnologen überzeugen, daß er es hier mit Mitgliedern oder Abkömmlingen der teutonischen Rasse zu thun hat. Das deutsche Element beansprucht wenigstens ein Drittel der gesammten städtischen Bevölkerung, also mindestens 70,000 Seelen. Die Deutschen gehören der größern Mehrheit nach der Arbeiter- und der Handwerkerklasse an, jedoch befinden sich auch viele der bedeutendsten und reichsten Geschäftshäuser in den Händen von Deutschen. Merkwürdig scharf, so scharf wie in keiner andern Stadt der Union, ist in Cincinnati der Unterschied zwischen Platt- und Hochdeutschen und zwischen Katholiken und Protestanten gezogen. Man muß es den Deutschen indeß zur Ehre nachsagen, daß es trotz aller Meinungsverschiedenheiten selten zwischen ihnen zu Streitigkeiten kommt, und daß sie wie Ein Mann deutschfeindlichen Einflüssen gegenüber treten. Unter den Deutschen findet man hier eine ungewöhnlich große Anzahl gebildeter Leute, und so kommt es denn, daß man in Cincinnati bei einiger Bekanntschaft leicht ein echt deutsches geselliges Leben führen kann.

Die Deutschen haben das Verdienst, daß sie mit zu den ersten Ansiedlern des Staates Ohio (1790 bis 1800) gehörten und seitdem an der weitern Entwicklung desselben den thätigsten Antheil nahmen. Auf dem Lande leben sie meist in abgesonderten Colonien. Ganz in der Nähe von Cincinnati finden wir solche Colonien, welche sich von ihren amerikanischen Nachbaren so streng geschieden haben, daß nur wenige Personen derselben Englisch verstehen, und daß sogar die Verhandlungen der Gemeindebehörden im reinsten münsterschen Plattdeutsch oder im halsbrechenden Schweizerdialekt gepflogen werden.

Der italienische Handel auf dem La Plata. Wir lesen in einem Berichte Folgendes:

„Die Hauptaufmerksamkeit der italienischen Handelsmarine ist auf die südamerikanischen Staaten gerichtet, und die kriegerischen Ereignisse in Brasilien und Paraguay haben die ganze Bedeutsamkeit derselben an den Tag gelegt. Die Beschiffung des La Plata-Stroms und seiner Nebenflüsse ist ganz in den Händen der Italiener; die Engländer und Franzosen weichen vor deren Concurrenz zurück, und selbst die Spanier, deren politische Verbindungen dort seit langer Zeit und sehr nachdrücklich gegründet sind, überlassen den Italienern die Stromschifffahrt. Das schwimmende Material, das letztere dort besitzen, beläuft sich auf 1500 Schiffe von verschiedener Größe und 18,000 Mann Seeleute. (?) Die Mehrzahl dieser Schiffe trägt jedoch anstatt der italienischen Flagge die der verschiedenen La Plata-Staaten, was daher kommt, daß vor 1860 die italienische Flagge in jenen Gegenden gar keinen Schutz genoß, und daß einige See- und Consularreglements in dieser Beziehung sehr mangelhafte Bestimmungen enthalten. Uebrigens wird auf dem

Marineministerium auf Antrag der Handelskammer von Genua eifrigst dahin gearbeitet, daß überall in den La Plata-Staaten die italienische Flagge sich entfalten kann."

Wir haben im Globus sehr häufig darauf hingewiesen, welch ein dankbares Feld für deutschen Unternehmungsgeist sich gerade in den gemäßigten Regionen Südamerika's eröffne. Wir werden abermals, wie schon oft, hinter den anderen Völkern herkommen. In unseren Seestädten ist ungemein viel Tüchtigkeit und auch Unternehmungsgeist vorhanden, aber der Geist einer großartigen Initiative muß erst noch geweckt werden. Englische Kapitalisten haben in einigen argentinischen Provinzen tausende von Quadratmeilen fruchtbaren Landes gekauft und lenken die Auswanderung dorthin; wer denkt bei uns daran? Es ist aber hohe Zeit, aus der bisherigen Einseitigkeit herauszutreten.

Die Fremden in Schanghai. In dieser chinesischen Handelsstadt wurde im April 1865 eine Zählung vorgenommen, nach welcher allein in den verschiedenen Fremdenvierteln, außerhalb der mit Mauern eingeschlossenen eigentlichen Chinesenstadt, zusammen 2750 Fremde und 142,465 Chinesen wohnen. Unter den Fremden sind 460 Franzosen aufgezählt, der Rest sind Deutsche, Engländer und Nordamerikaner. Die Fremden interessiren sich jetzt für die Herstellung einer Fahrstraße von Schanghai nach Wusung, am Zusammenfluß des Wusung und des Jang-tse-kiang, um den Ansiedlern die Annehmlichkeit zu bieten, sich zu jeder Jahreszeit bequem nach der Meeresküste begeben zu können. Die Straße wird nicht längs des Flusses, sondern über Kungwang mitten durch das Land führen und zugleich die bisher sehr beschränkte Zahl von Promenaden in erfreulichster Weise vermehren. Wusung aber, jetzt noch ein kleines armseliges Dorf, wird zur Sommer-Villeggiatur für die in Schanghai lebenden Fremden und ihre Familien werden und durch die Landhäuser, welche daselbst rasch entstehen dürften, sich bald zu einer stattlichen Ansiedlung emporschwingen. Inzwischen wird in England auch das Projekt der Herstellung einer Eisenbahn zwischen Wusung und Schanghai berathen, und es soll alle Aussicht auf dessen Verwirklichung vorhanden sein.

Barbarei der Engländer auf Neuseeland. Wir werden in der nächsten Zeit die Verhältnisse auf dieser Inselgruppe näher besprechen, denn dort begeben sich Dinge und treten völkerpsychologische Erscheinungen zu Tage, welche im hohen Grade unsere Aufmerksamkeit verdienen. Heute wollen wir nur an einem Beispiele zeigen, in welcher Weise die christlichen Engländer, diese „Herolde der angelsächsischen Civilisation" vom Anfang an gegen die eingebornen Maoris verfuhren.

Thomson erzählt in seinem werthvollen Werk über Neuseeland die nachstehenden Vorgänge; seiner Schilderung liegen amtliche Berichte an das Parlament zu Grunde.

Im April 1834 strandete das Barkschiff „Harriet", Capitän Guard, an der Stelle, wo jetzt die Stadt Taranaki liegt. Die Schiffbrüchigen wurden sechs Tage lang von den Eingebornen freundlich und gastlich behandelt, dann aber erhob sich ein Streit, in welchem 12 Matrosen und 25 Maoris erschlagen wurden. Der Capitän nebst Frau und zwei Kindern und zehn Seeleute wurden gefangen genommen, man entließ aber den erstern mit einigen Matrosen, nachdem er angelobt hatte, wieder zu kommen und die Uebrigen gegen eine Ranzion, die in Pulver bestehen sollte, auszulösen.

Auf seine Vorstellungen schickte der Gouverneur von Neusüdwales das Kriegsschiff „Alligator", Capitän Lambert, mit einer Compagnie Soldaten nach Taranaki, wo die gefangenen Matrosen sofort ausgeliefert wurden; die beiden englischen Dolmetscher versprachen die Ablieferung des Pulvers, sobald auch Frau Guard mit ihren Kindern herausgegeben würde. Gleichzeitig wurden die Soldaten ans Land gesetzt, wo sie sich in Schlachtordnung aufstellten. Zwei Eingeborne kamen unbewaffnet zu ihnen; der eine, Häuptling des Stammes, erzählte, daß Frau und Kinder sich wohl befänden und gebracht werden sollten, wenn die ausbedungene Quantität Pulver (gleichsam eine Art von Kostgeld für Unterhalt und Verpflegung während einer Reihe von Monaten) an Ort und Stelle geschafft werde. Das war Alles in Ordnung; aber der befehligende Offizier packte den Häuptling, ließ den Unbewehrten ins Boot schleppen und versetzte ihm mehrere Säbelstiche.

Ein paar Tage nachher wurde die Frau sammt ihren Kindern losgelassen und der verwundete Häuptling seinen Leuten zurückgegeben. Das eine Kind wurde von einem andern Häuptling, welcher dasselbe stets liebevoll verpflegt hatte, auf den Armen herbeigetragen. Er bat, dasselbe bis ins Boot bringen zu dürfen, wo er die ausbedungene Ranzion in Empfang nehmen wolle. Aber man sagte ihm: Ranzion werde er nicht bekommen! Als er dann umkehrte, wurde er von hinterrücks niedergeschossen. Er sank mit dem Kinde zu Boden, das man dann dem Sterbenden aus den Armen nahm. Die Engländer schnitten ihm den Kopf ab und warfen denselben auf die Erde. Frau Guard war trostlos, denn dieser ermordete Maori war ihr bester Freund gewesen. Dann fiel ein Schuß (von wem, wird nicht gesagt), und nun nahm die Barbarei der Civilisationsträger größere Dimensionen an. Das Schiff feuerte seine Breitseiten ab, die Soldaten schossen gleichfalls, und nachdem mehrere Schiffe und zwei Dörfer zerstört worden waren, fuhr der „Alligator" nach Sydney zurück.

Die Regierung von Neusüdwales verlangte dann von dem londoner Kabinet eine bewaffnete Macht, um dem englischen Residenten auf Neuseeland eine wirksame Macht gegen die Eingebornen zur Verfügung zu stellen.

Die Engländer benahmen sich ärger als Seeräuber und Buccaniere, und ein Parlamentsausschuß sprach sich über jene Infamien sehr scharf aus. Er sagte: Die Eingebornen hatten als ehrliche Leute ihr Wort gehalten, die Engländer aber in schimpflicher und schmachvoller Weise den Vertrag gebrochen. Unter diesen letzteren habe bei dem Gemetzel ein nach Australien deportirter Verbrecher eine Rolle gespielt und dieser Galgenkandidat habe erklärt: „Die beste Art, Neuseeland zu civilisiren, bestehe darin, daß man jedem Maori eine Kugel durch den Kopf jage!"

Ein mißlungener Versuch, den Nordpol zu erreichen. Im Jahr 1865 hat man das alte Projekt einer Fahrt zur Erreichung des Nordpols wieder einmal auf das Tapet gebracht. Es ist schon 1817 durch Barrow für eine solche agitirt worden, und in England wurde in der That eine Expedition ausgerüstet, an welche wir heute erinnern wollen.

David Buchan befehligte das Schiff „Dorothea" und der späterhin so berühmt gewordene Franklin das Schiff „Trent"; auch Georg Back und Beechey nahmen an dieser Polfahrt Theil. Im Frühjahr 1818 gingen die Schiffe aus England ab; sie sollten zwischen Spitzbergen und Grönland hindurchfahren, ohne sich irgendwo am Land aufzuhalten und „möglichst rasch den Pol zu erreichen suchen". Aber im Sturm und Nebel wurden sie getrennt, fanden sich jedoch in Nordspitzbergen, in der Magdalenenbay, wieder zusammen. Dann steuerten sie durch halbgefrornes Wasser nach Westen und erfuhren von einigen Walfischfängern, daß in jener Gegend nicht weniger als 15 Schiffe eingefroren seien. Deshalb segelte Buchan nun nach Norden, gerieth aber in ein großes Eisfeld, in welchem er 13 Tage lang eingeschlossen blieb; er trieb im Eise gen Süden und mußte im Fair Haven Schutz suchen, um seine arg beschädigten Fahrzeuge auszubessern.

Der Anfang war also ungünstig, der Fortgang der Reise war es noch weit mehr. Am 6. Juli ging Buchan wieder in See und kam bis 80° 15' n. Br., dort aber stieß er wieder auf eine undurchdringliche Eisschranke. Drei volle Wochen war er abermals von Eis eingeschlossen und unter 80° 34' gab er alle Hoffnung auf, weiter nach Norden zu gelangen. Dann fuhr er dem Rande des Packeises entlang, um an die Ostküste von Grönland zu gelangen, aber die „Dorothea" wurde mit solcher Heftigkeit gegen dasselbe gedrängt, daß sie verloren schien. Die Schiffe mußten geradezu in die Eismassen hinein bohren, aber die sich an einander reibenden und über einander thürmenden Massen machten ein so furchtbares Geräusch, daß die Matrosen die Stimme der befehlgebenden Offiziere nicht hören konnten. Alle an Bord wurden durch einen heftigen Stoß zu Boden geschleudert, die Masten krachten und bogen sich, die Schiffsglocken schlugen an, aber zertrümmert wurden die Schiffe nicht. Auch kamen sie wieder in offene See, aber die „Dorothea" erreichte Fairpaven nur mit Mühe. Nachdem beide Schiffe ausgebessert worden waren, kamen sie nach England zurück, ohne den Pol erreicht zu haben.

Ein Panorama von der höchsten Spitze des Groß-Glockners wird vom österreichischen Alpenverein veröffentlicht. Der Maler Markus Pernhart hat dasselbe ausgeführt und zu diesem Zwecke achtmal mit großem Muthe die Spitze des über 12,000 Fuß hohen Berges erstiegen. Im Centrum der österreichischen Hochalpen gelegen, dominirt die Glocknerspitze

den größten und interessantesten Theil derselben. Die Aussicht ist großartig und lehrreich. Mit einem Blicke überfieht man die drei großen Züge, in welche sich die österreichischen Alpen gliedern, die imposanten Zinnen und Mauern der sogenannten südlichen Kalkalpen, die gletscherbedeckte centrale Zone von der Hochalmspitze und dem Ankogel im Osten bis zur schweizer und lombardischen Grenze im Westen und die gewaltigen Stöcke der nördlichen Kalkalpen. Das Panorama wird in einer Länge von 10 Fuß in Farbendruck ausgeführt und zu dem billigen Preise von zwei Gulden abgelassen.

Das Romanenthum im Banate. Wir erhalten von Herrn F. Kanitz in Wien folgende Mittheilung:

„Die Anzweiflung der in meiner von der k. geographischen Gesellschaft zu Wien veröffentlichten Studie „Die Zinzaren" vorkommenden Mittheilung, von der theilweisen Aufsaugung des serbischen durch das romanische Element im Banate (vgl. Globus VII, 370 ff.), dürfte durch die folgenden Thatsachen ihre Widerlegung finden.

Schon vor 50 Jahren klagte der berühmte serbische Schriftsteller und Professor der Literatur am temeschvarer Gymnasium, Tirol, über die Romanisirung früher rein serbischer Landstriche. Seine Befürchtungen erfüllten sich vollständig. Die Stadt Temeschvar und ihr Gebiet, noch zur Zeit Tirols beinahe ausschließlich von Serben bevölkert, ist heute beinahe ganz romanisirt. Ein Theil der serbischen Bevölkerung wich dem romanischen Drucke und übersiedelte in den kikindaer Distrikt. Viele romanische Orte am rechten Ufer des Begakanals tragen heute noch ihre serbischen Namen, wie die Dörfer: Knes, Klein-Bekschkerek u. s. w. und ebenso deuten zahlreiche romanische Familiennamen wie: Brankovitsch, Arandjelovitsch auf ihren serbischen Ursprung. Ueber das stetige Vorwärtsdringen der Romanen gegen Westen enthält die „Juzna Peella" (serbischer Almanach) und die serbische Zeitschrift „Svetovid" (1850) zahlreiche Angaben.

Unzweifelhaft ist der Serbe dem Romanen in vielfacher Beziehung überlegen, es kommen jedoch dem letztern einige Eigenschaften zu Statten, welche den Aufsaugungsprozeß des serbischen durch das romanische Element leicht erklären. Da ist vor Allem sein zähes Festhalten an der Sprache zu erwähnen und seine Weigerung, jene fremder Nationen sich anzueignen. In bunter Mengung mit Serben, Ungarn, Deutschen im Banate und in Siebenbürgen zusammenlebend, hat sich der Romane doch nirgends auf dem Lande dazu bequemt, Deutsch, Serbisch oder Magyarisch zu lernen, wohl aber wird das Romanische von allen Nationalitäten des Banats so allgemein gesprochen, daß Deutsche und Serben sich in dieser Sprache mit einander verständigen.

Die Romanen sind als sehr mäßige Leute und als in ihren Anforderungen sehr bescheiden, als Hirten, Weinhauer u. s. w. von serbischen Grundbesitzern gern gesucht. Der Herr muß jedoch die Sprache des Dieners erlernen, das Gegentheil kommt niemals vor.

Das Minimum der Bedürfnisse des romanischen Arbeiters gestattet demselben, seinen Lohn beinahe gänzlich zurückzulegen, und nach einer Reihe von Jahren ist er im Stande, sich selbst eine kleine Wirthschaft zu gründen. In dieser Weise ist das 300 Häuser zählende romanische Viertel „Budschak" in der Stadt Groß-Bekschkerek entstanden, wo vor 50 Jahren die Romanen ganz ungekannt waren.

Die Verschiedenheit des Religionsbekenntnisses zieht zwischen den Serben der orthodoxen und katholischen (oriental. und röm.) Kirche eine unübersteigliche Scheidewand. Das Band des gemeinsamen Kultus nähert andrerseits den orthodoxen Serben dem Romanen. Der serbische Hausvater sucht für seine zu verheiratende Tochter — hier einer der interessantesten Gegensätze zwischen dem europäischen Osten und Westen — die höchsten Preise zu erzielen; der romanische Vater gibt sich mit Wenigerm zufrieden und dies begünstigt, nach einer mir erst vor Kurzem gemachten Mittheilung des serbischen Patriarchen Matschirevitsch, die Vermengung der beiden Nationalitäten. „Wir communiciren aus einem Kelche und gehen zu einem und demselben Priester" sagt der Serbe und verlangt das romanische Mädchen zur Frau — „Gde Vlojnja dodje, sva kuca povlasi!" „Wo eine Wlachin eintritt, wird das ganze Haus wlachisch" sagt andrerseits ein serbisches Sprichwort, welches noch immer seine Bestätigung gefunden hat und die Romanisirung der Serben in natürlichster Weise erklärt. Entgegengesetzte Bestrebungen zur Serbisirung der Romanen blieben stets erfolglos. Die letzten fruchtlosen Versuche in dieser Richtung machte Patriarch Stratimirovitsch (1700) durch seinen Einfluß auf den romanischen ihm unterstehenden Klerus, welcher bis vor etwa 30 Jahren ausschließlich in dem serbischen Carlovitz gebildet wurde. Nunmehr besitzen die Romanen ihre eigenen theologischen Anstalten (bogoslovija) zu Verschetz und Arad, und auch ihre liturgischen Bücher, nach den Manuskripten des serbischen Historikers Raitsch in romanischen Volksjargon mit zahlreichen Slavismen übersetzt, sehen ihrer Purificirung entgegen.

Die im letzten Jahre sanktionirte vollkommene Ausscheidung der romanischen aus der serbischen Hierarchie dürfte aber zugleich eine gewisse Sonderung der beiden Nationalitäten zur Folge haben und mit der Zeit zu einer Schutzwehr gegen eine umgreifendere Romanisirung des Serbenthums im Banate sich gestalten.

Der Reichthum Serbiens. Der englische Generalconsul Longworth in Belgrad berichtet an seine Regierung Folgendes: Der Hauptreichthum Serbiens besteht in seinen Wäldern; da aber die Verkehrsmittel ganz unzulänglich sind, verwerthet man das Holz nur als Brennholz oder Kohle. Das in Belgrad verbrauchte Bauholz kommt aus Steiermark oder Bosnien! Der heimische Reichthum wird verwüstet, und man schlägt ganze Wälder nieder, nur um Pech, Harz oder Pottasche daraus zu gewinnen; auch war es herkömmlich, daß man zu Särgen jedesmal einen ganzen großen Eichenstamm aushöhlt; doch ist jetzt gegen diesen Mißbrauch ein Gesetz erlassen worden. Die Steinkohlen, welche man bis jetzt gefunden hat, sind von keiner besonders guten Qualität, doch ist nicht zu bezweifeln, daß bei wissenschaftlichen Nachforschungen bessere entdeckt werden. An Bergwerksprodukten hat man namentlich Kupfer, Eisen und Zink. In der Gegend von Zachar an der bulgarischen Grenze bestehen Goldwäschen, die noch unvollkommen ausgebeutet werden. Feuerfesten Thon und lithographische Steine findet man bei Valjevo, sowie Magneteisenstein, Blei, Silber und Kupfer in der Kopanikbergkette an der Grenze des nördlichen Albaniens.

Die Zunahme der Bevölkerung ist gering. Sie beträgt auf 1,100,000 Einwohner jährlich nur 4000 Seelen. Dies kommt namentlich von dem schlechten Gesundheitszustande her, da die Syphilis und durch die Malaria erzeugte Epidemien die Menschen dort degenerirt haben. Noch mehr trägt hierzu jedoch der Gebrauch bei, unreife Jünglinge mit viel älteren Frauen zu verheiraten, die ihre Blüthezeit bereits hinter sich haben. Denn die Eltern lassen eine Tochter, die im Haus und Feld ihnen noch helfen kann, nicht gern früh aus ihrem Hause fort. Die moralische und physische Entartung und Verschlechterung des Volkes läßt sich in vielen Gegenden deutlich wahrnehmen; die letzten 40 Jahre haben hierzu das Meiste beigetragen. Freilich existirt im Ganzen noch ein unabhängiger und kriegerischer Geist, doch ist zu bezweifeln, ob Serbien jetzt noch eine so beträchtliche Anzahl von Kriegern wie zur Zeit der Unabhängigkeitskriege stellen könnte. Die Zahl der Städtebewohner betrug nach dem Census von 1859 nur 86,841. Die Serben sind vorzugsweise ein Hirtenvolk. Es gibt wenig Gewerbe, Fabriken und der Handel steht noch in den Kinderschuhen, die Schweinezucht dagegen in Blüthe, und gegen 200,000 Stück Borstenvieh werden alljährlich nach Ungarn ausgeführt. Vor allen Dingen ist es nöthig, das Volk an Arbeit zu gewöhnen. Die Leute sind so träge, daß sie nicht einmal ihre Häuser selbst bauen oder ausbessern. Dies Geschäft besorgen wandernde Maurer und Zimmerleute aus Macedonien und Albanien (zinzarische Walachen), die jahraus, jahrein etwa 5000 Mann stark nach Serbien kommen und bedeutende Summen Geldes aus dem Lande ziehen. Diesen Zuständen gegenüber verlieren allerdings die romantischen Schilderungen, die sich oft nur mit dem Aeußern der Menschen oder deren poetischen Erzeugnissen beschäftigen, bedeutend an Werth.

Amsterdam hatte am 31. Dezember 1864 121,356 männliche, 140,099 weibliche, zusammen 261,455 Einwohner. Der Religionsbekenntnisse sind 13 aufgezählt. Die Protestanten (in acht Sekten) zählen 174,330 mit 19 Kirchen und Kapellen und 45 Geistlichen; die Katholiken (römische und Jansenisten) 57,113 mit 20 Kirchen und 46 Geistlichen, mit Ausschluß der verschiedenen Ordensgeistlichen ꝛc.; die Israeliten 28,929, wovon 3061 portugiesische Israeliten 9 Synagogen und 5 Geistliche haben.

Herausgegeben von Karl Andree in Bremen. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

GETTY CENTER LIBRARY
3 3125 00630 3164